<36604543770017

Feuilleton

zum

Pfälzischen Kurier.

Vierter Jahrgang.

1871.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

1871.

Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß.

Gedichte.

Erzählungen, Novellen 2c.

Aufsätze wissenschaftlichen Inhalts.

Culturgeschichtliches, Zeitereignisse 2c.

Vom deutsch-französischen Krieg.

Biographisches.

Technisches.

Musikalisches.

Vom Büchertisch.

Pfälzisches.

Räthsel.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 1. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

1.

Wir befinden uns in einem einsam gelegenen Hause, dessen zierliche Bauart, Einstöckigkeit und parkähnliche Umgebung nicht daran zweifeln lassen, daß es zu denjenigen menschlichen Wohnungen gehört, welche für ein sorgenfreies, beschauliches, von der Welt zurückgezogenes und der Natur zugewendetes Leben bestimmt sind. Die Italiener haben einer solchen Wohnstätte den Namen einer Villa gegeben; und wir Deutsche haben diesen Namen mit der uns eigenen Gefälligkeit gegen Fremde adoptirt.

Die Villa nun, welche der Schauplatz der gegenwärtigen Scene dieser Erzählung ist, zeichnete sich noch besonders dadurch aus, daß sie von allen anderen Häusern sehr entfernt lag und deshalb zum größeren Schutz ihrer Bewohner durch eine sehr hohe Mauer, welche die Peripherie des Parkes bildete, gesichert, aber auch zugleich von der übrigen Welt so ziemlich abgeschnitten war, zumal nur ein einziger Thorweg den Einlaß durch die Umwallung des Gartens ermöglichte.

Man mußte unwillkürlich zu dem Glauben kommen, daß diese Mauer ein Kloster der strengsten Observanz umschließe.

Es ist finstere Nacht, obgleich wir uns zu Anfang des Sommers befinden und eine von weiter Ferne her tönende Kirchthurmglocke soeben erst die neunte Abendstunde verkündet hat.

Die Ursache dieser dichten Finsterniß sind dunkele schwere Gewitterwolken, welche sich über die Gegend lagern und bereits anfangen, einzelne Tropfen Regen unter dem noch etwas fernen Rollen des heraufziehenden Gewitters und dem noch matten Leuchten der Blitze auf die Erde herabzusenden als Vorboten, die das Nahen eines schweren Wetters verkünden.

An einem Pfosten, welcher neben der zum Haupteingange der Villa führenden Freitreppe angebracht ist, steht ein vollständig gesatteltes und gezäumtes Reitpferd, dessen Candarenzügel nur leicht um den Pfosten geschlungen ist, vermuthlich, weil der Besitzer der Treue des Thieres versichert ist.

Wo aber befindet sich der Besitzer dieses so frommen Pferdes? Ein Blick durch das geöffnete Fenster eines matt erleuchteten Zimmers der Villa wird es uns sagen.

An die Brüstung des Fensters gelehnt, die Arme ineinander geschlungen und mit finsteren Blicken in das nächtliche Dunkel starrend, gleichsam als erwarte er mit einer Art Sehnsucht den völligen Ausbruch des Unwetters, welches mit dem Zustande seines Inneren zu harmoniren schien, steht ein junger Mann, der noch nicht lange die Dreißiger Jahre, welche den Jüngling in das Leben einführen, überschritten haben kann. Er befindet sich in einem Anzuge, der die Mitte zwischen Reise- und Jagdkleid hält. Seine Gesichtszüge tragen neben ihrer Ebenmäßigkeit und männlicher Schönheit das Gepräge düsterer Entschlossenheit; und ein genauer Beobachter würde aus dem Umstande, daß er häufig seine Unterlippe zwischen die Zähne preßte, geschlossen haben, er müsse über einem finsteren und verhängnißvollen Vorsatze brüten.

Hinter ihm, am Boden zu seinen Füßen, lag in knieender Stellung ein schönes junges Weib mit halb aufgelöstem Haar und hielt mit verzweiflungsvollen Blicken seine Knie umfaßt, gleichsam als wolle sie ihn um ihr Leben anflehen aber um etwas, das ihr noch theuerer war, als dies.

„O Rudolph, höre mich!“ rief sie mit rührender Stimme, indem sie seine Knie krampfhafter umschlang. „Nicht ihn darf Deine Rache treffen! Nur mich Elende mag sie vernichten. Denn ich allein bis es ja, die den reinen Namen der theueren Eltern befleckt und Deine Liebe und Sorge für mich mit schwarzem Undank vergalt!“

Der Mann blieb nicht allein ungerührt bei dem Jammer des schönen Weibes, sondern er suchte auch in heftiger Abwehr ihrer Arme sich loszumachen von den Fesseln, welche seine Knie umschlossen hielten. Kaum war ihm dies gelungen, so trat er entschlossen vom Fenster zurück, und es war unzweifelhaft, daß er sich nach der Thür zum Fortgehen wandte. In diesem Augenblick stieß das noch am Boden liegende Weib einen gellenden Schrei aus, der den Mann veranlaßte, sich noch einmal umzuwenden.

Die Unglückliche nahm diese Gelegenheit wahr, sich zu erheben, auf ihn zuzustürzen und seinen rechten Arm zu umschlingen, indem sie ausrief: „Nein Rudolph! Du darfst nicht fort! darfst mich nicht trostlos zurücklassen, von doppelten Qualen gefoltert! Dein Gesicht weissagt ein fürchterliches Unheil, Du willst ihn tödten!“

Jetzt erst öffneten sich die Lippen des finsteren Mannes, indem seine Züge, anstatt des bisherigen sinnenden düsteren Ausdrucks, den eines verachtenden Hohnes annahmen. „Ah!“ rief er mit gedehntem Tone und einem scharfen Accent der Stimme, „Du liebst ihn also doch noch? Um so sicherer muß er sterben!“

Bei diesen Worten ließ das Weib den bisher umschlossenen Arm des Mannes los, trat einen Schritt von ihm zurück und blickte ihm in's Auge. Die bisherige Weichheit ihrer Züge wich einer finsteren Entschlossenheit; ihre Thränen schienen wie mit einem Zauberschlage versiegt. „Also war meine Ahnung gerecht?!“ sprach sie fast eintönig; und in diesem Augenblick konnte man sowohl an der Stimme wie an den Gesichtszügen des Weibes eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Manne wahrnehmen.

Wir haben den älteren Bruder und die jüngere Schwester aus einer der edelsten Familien des Landes vor uns, welches der Schauplatz unserer Erzählung ist.

Nach einer kurzen Pause, während welcher der Entschluß des Weibes zur Reife gekommen zu sein schien, fuhr sie fast eben so eintönig fort: „Wohl, gehe hin und tödte ihn! Aber wisse, daß Niemand so unglücklich sein kann, um nicht wenigstens einen Weg zu haben, dem Elende für immer zu entfliehen. Auch ich weiß zu sterben!“

Dies Wort der Schwester, ausgesprochen unter dem Krachen des Donners, dessen Quelle jetzt fast über der Villa zu

schweben schien, durchzuckte den Mann einen Moment. Dann aber verflog die dadurch in ihm erzeugte Regung blitzschnell, und er sprach in dem früheren fast höhnischen Tone: „Und wer wird sich Deines Kindes annehmen, das schon jetzt keinen Namen und dann euch keine Mutter mehr hat?“

Diese Feage brach die trotzige Entschlossenheit des Weibes. Sie zuckte zusammen, indem sie sich wie instinctiv nach der zu einem Nebengemach führenden Thür wandte, wo man also das kleine Wesen vermuthen konnte, von dessen Existenz man soeben erst in Kenntniß gesetzt worden ist. „Mein Kind?“ rief sie zugleich in jammervollem Tone; „ja mein armes, unglückliches Kind!“

Es wae ein Moment, in welchem die Mutterliebe im Kampfe lag mit all den vielen anderen Empfindungen, welche die Brust der Verzweifelten durchtobten. „Aber nein!“ fuhr sie nach kurzer Pause mit wiedergewonnener Entschlossenheit fort; „nein! Du sollst nicht vater- und mutterlos der Eltern Schuld durch Dein Leben sühnen. Ein Grab hat Raum für uns Beide!“

Dieser Ausruf brachte eine große Bewegung in den so harten und strengen Gesichtszügen des Bruders hervor. Denn er kannte die Festigkeit der Entschlüsse seiner Schwester; und der durch ihre letzten Worte angedeutete machte ihn schaudern. Deshalb fragte er nach kürzer Pause in weichem Tone und mit theilnehmendem Blick, indem er gütig und liebevoll ihre Hand erfaßte: „Anna, was hoffst Du noch von ihm?“

„Von ihm,“ entgegnete sie fast tonlos, indem sich ihre Augen zu Boden senkten, „nichts, nichts mehr, Rudolph!“

„Aber Du liebst ihn noch,“ fuhr der Bruder fort.

Anna sah ihn an, ihre Augen schienen ihm genug zu sagen.

„Wie, er ist Dir ganz gleichgiltig, soweit er Dir nicht verächtlich, und verächtlich, so weit er Dir nicht gleichgiltig ist?“

Anna nickte stumm und ernst mit dem Kopf.

„Aber,“ fuhr der Bruder fort, „ist es so, warum soll er dann noch leben.“

Sie legte ihre beiden Hände auf seine gekreuzten Arme, blickte ihm vertrauungsvoll in's Gesicht und sprach: „Sieh, Rudolph, Du bist mein einziger Bruder, ersetzest mir durch Deine Liebe und Sorge die heimgegangenen Eltern, Du bist meine einzige Stütze in der Welt, die mich jetzt ausstößt. Suchtest Du ihn im Duell zu tödten, so könnte der Zufall den Schuldigen verschonen und Dich mir rauben. Wolltest Du ihn aber durch Ueberfall tödten, soll die Entehrte alsdann auch noch die Schwester eines Mörders sein?!“

Diese Alternative, welche Anna mit fast philosophischer Ruhe aufstellte, schien Eindruck auf ihren Bruder zu machen. Er sann einen Augenblick nach, und endlich mußte er einen besonderen Entschluß gefaßt haben; denn er sprach in dem Tone eines Mannes, der mit sich fertig ist: „Wohlan denn! Ich bringe Deiner Zukunft, Anna, auch dies letzte und schwerste Opfer. Der Treu- und Wortbrüchige lebe, um sein eigener Rächer zu werden.“ Damit wandte er sich nach einem Tisch, auf welchem sich sein Hut und seine Reitpeitsche befanden. Es war sicher, daß er das Zimmer und das Haus verlassen wollte.

Die Schwester verteat ihm den Weg: „Rudolph! Wie soll ich Dir danken für Alles, was Du an mir so großmüthig Gutes thust?“

„Dadurch allein, Anna, daß Du niemals von Dank zu mir sprichst!“ entgegnete er, ihr liebevoll die Stirn küssend. „Du weißt es ja, ich liebte Dich bis zu jener schrecklichen Entdeckung so sehr, daß mein Herz nicht mehr Raum zu haben schien für die Liebe zu einem anderen Weibe. Und das ist besonders jetzt gut, da ich zu dem Wege, den ich zurückzulegen habe, eines Herzens von Stein bedarf. Doch genug davon! Du bleibst für's erste hier in einer Einsamkeit, die Du Dir selber auserwählt hast, und wo Niemand Deinen Namen kennt, da ich Dir diese Villa auf den Namen einer anderen Dame kaufte. Du besitzest die Mittel, der Armuth eine Wohlthäterin zu werden, und die Ausübung solcher Werke der Barmherzigkeit wird sehr viel dazu beitragen, Dich aufrecht zu erhalten und Dir den inneren Frieden wieder zu geben. Eine erprobte Dienerin steht Dir treu zur Seite, ein kräftiger gewissenhafter Mann als Verwalter Deines Gutes wacht über Euch. Durch ihn werde ich stets Nachricht über Dich erhalten, Du aber niemals, bis ich selber wiederkehre, dergleichen von mir. Das muß so sein, frage nicht! Und nun, lebe wohl, Schwester! Ist diese Trennung ein Abschied für's Leben, so nimm es als eine Schickung an. Sehen wir uns wieder, dann bist Du gerächt, und meine volle Liebe ist wieder Dein! Leb' wohl!“ Mit diesen Worten und einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn drückend, schritt er der Ausgangsthür zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Durchstich des Mont-Cenis.

(Aus der Berliner Volkszeitung.)

Der Tunnel durch den Mont-Cenis ist vollendet. Eine Felsenwand von fast zwei deutschen Meilen Dicke ist durchbohrt! Der Plan zu diesem Werke wurde bereits im Jahre 1856 entworfen. Allein er erforderte Vorarbeiten, die erst den energischen Beginn der Ausführung mit dem Jahre 1862 möglich machten. Diese Vorarbeiten waren so schwierig, wie der Plan kühn war. Es handelte sich zunächst um die Aufgabe, die Linie genau zu bestimmen, in welcher die Bohrung stattfinden soll, damit man von beiden Seiten des Gebirges die Arbeit beginnen könne und doch sicher sei, daß beide Tunnels in Einem Punkte zusammentreffen. Hierzu war es nöthig, einen Standpunkt oben auf der Höhe des Gebirges aufzufinden und daselbst ein Merkzeichen aufzurichten, das von beiden Endpunkten aus gesehen werden kann. Solch ein Punkt ist aber auf dem Mont-Cenis nicht vorhanden. Es mußte demnach eine ganze Reihe von Signalen aufgerichtet und die gerade Linie streckenweise aufgesucht weeden, welche die beiden projectirten Anfangspunkte des Tunnels trifft. Außerdem mußten die Unterschiede der Höhen aller Signalpunkte mit Genauigkeit bestimmt werden, damit nicht der Tunnel der einen Seite höher gebohrt werde als der andere. Eine Unsicherheit der Meßinstrumente, welche die Bohrungen auf beiden Seiten auch nur anfangs um Ein Haar von der geraden Linie, sei es in der Höhe, sei es seitwärts, abweichen läßt, mußte dahin führen, daß die Bohrungen in der Mitte der Strecke aneinandee weit vorübergehen, statt sich direct zu begegnen.

Nach mühevollen genauen Vorbereitungen der Instrumente und Aufstellung der Signale auf der Oberfläche des Mont-Cenis im Jahre 1857 gelangte man durch fleißige Messungen und genaue Correcturen im Verlaufe eines Jahres dahin, die gesuchte Linie festzustellen, und es ergab sich erstens, daß die Länge des Tunnels durch den Felsen 12,200 Meter, circa 1⅞ deutsche Meilen beträgt, und daß zweitens der eine Anfangspunkt des Tunnels auf der italienischen Seite circa 780 Fuß höher liege als der andere auf der französischen Seite. Am einfachsten wäre es freilich nun gewesen, den Tunnel in gerader

Linie, aufsteigend von dem französischen zum italienischen Endpunkte zu bauen, allein da die Arbeit gleichzeitig von beiden Endpunkten begonnen werden sollte, mußte man darauf Bedacht nehmen, auch auf der italienischen Seite einen Abfluß des Wassers, das bei'm Bau gebraucht wird und auf das man auch vielleicht bei der Bohrung stoßen konnte, zu ermöglichen.

Es wurde daher bestimmt, den Tunnel in der Mitte so hoch zu legen, daß er nach beiden Seiten hin einen Abfall hat. Hiernach mußte denn auch der Tunnel eine sachte Steigerung von der italienischen Seite aus bis zur Mitte erhalten und dann in einem stärkeren Fall abwärts nach der französischen Seite hinführen. Der Gedanke, eine Strecke von fast zwei deutschen Meilen durch die Felswand zu bohren, stand nun vor der grandiosern Aufgabe, von beiden Seiten des beabsichtigten Tunnels ein Maschinenwerk herzustellen, dessen Kraft fortgeleitet werden kann, damit sie auch wirke, wenn die Arbeitsstätte fortschreitend sich immer mehr und mehr in die Felswand hinein entfernt.

Es galt, eine Triebkraft zu schaffen, die eine Bohrmaschine in Thätigkeit setzt, welche fortarbeiten soll, auch wenn sie fast eine deutsche Meile entfernt von der Triebkraft mitten im Felsgebirge steckt. Diese Kraft bot zusammengepreßte (comprimirte) Luft, die man ohne großen Verlust in Röhren fortleiten und auf sehr entfernten Punkten wirken lassen kann. Solche Werke herzustellen, welche am Eingange beider Seiten des Tunnels die Luft in Röhren comprimiren und durch die zusammengepreßte Luft in beliebig weiter Ferne auf die in den Felsen immer weiter vorrückende Bohrmaschine wirken, das war die Hauptaufgabe, aber keineswegs der schwierigste Theil derselben. Die Bohrmaschine mußte lange Stahlbolzen in den Fels eintreiben, diese bei jedem Schlage in Drehung versetzen und einen Wasserstrahl zur Abkühlung der Spitze des Bohrers einspritzen; die Maschine mußte in den gesprengten Tunnel immer weiter mitwandern, sie mußte sicher und schnell arbeiten, damit man dann in die gebohrten Löcher Pulver bringen konnte, das angezündet die Sprengung der Felsmassen verursachte, — solch eine Maschine zu construiren und bis zur erwünschten Vollkommenheit zu bringen, das ist das Werk, welches am Mont-Cenistunnel gelungen ist und dem man es zu verdanken hat, daß unsere Zeit Arbeiten vollendet, die sonst wie abenteuerliche Märchen geklungen haben. Selbstverständlich werden während der Sprengung durch Pulver die Bohrmaschine wie alle an ihr beschäftigten Arbeiter entfernt.

Nun aber verrichtet die comprimirte Luft eine wichtige Nebenarbeit, indem sie den Pulverdampf vertreibt, den Tunnelraum reinigt und mit frischer Luft versorgt, damit die Thätigkeit der Bohrmaschine und ihrer sie leitenden Arbeiter aufs neue beginnen kann. Die Arbeiten dieses 12,220 Meter langen Tunnels wurden anfangs nur langsam gefördert und schritten erst mit Vervollkommnung der Bohrmaschine in höherem Grade vorwärts. Interessant ist es zu sehen, wie trotz der zunehmenden Tiefe und Schwierigkeit der Arbeiten dennoch dieser Fortschritt jedes Jahr zugenommen hat. Seit Einführung der Maschinenbohrung, bis wohin bereits 1553 Meter gebohrt waren, sind die Ergebnisse wie folgt gewesen: 1862 643 Meter, 1863 802 Meter, 1864 1087 Meter, 1865 1223 Meter, 1866 1024 Meter, 1867 1512 Meter. Die Fortschritte auf der Nordseite waren gegen diejenigen auf der Südseite um ein volles Jahr zurück, was durch den Widerstand, den eine Quarzschicht verursachte, und aus dem späteren Beginne der mechanischen Bohrung erklärbar ist. Gleichwohl war der jährliche Fortschritt schon auf 1512 Meter gestiegen, und da seit 1868 nur 4151 Meter zu bohren blieben, so war die Vollendung dieses Riesenwerkes schon auf Ende 1870 vorauszusehen.

Das große Werk ist vollbracht. Die Zeit ist einer würdigen Feier desselben, die nicht in Frankreich und in Italien allein, sondern in der ganzen Menschheit, die dem wahren Fortschritt der Civilisation huldigt, begangen werden müßte, nicht günstig. Mögen mindestens die denkenden Geister darin den stillen Trost finden, daß in den Zeiten gewaltthätiger Vernichtung und Zerstörung doch die edle schaffende Kraft des Geistes einen dauernden und segensreichen Triumph davongetragen.

Die Armeepräserven.

* In Nr. 137 und 139 des vorigen Jahrganges haben wir in der Rubrik „Technisches“ bezw. als Ergänzung zu dem ersten Aufsatze aus der „Weser-Ztg.“ eine Schilderung der Fabrikation der Erbswurst gebracht, welcher wir heute den nachstehenden von Th. Cloßmann dem „Daheim“ mitgetheilten Aufsatz über die Fleischpräserven der Armee folgen lassen. Der Verfasser bezieht sich im Eingange auf eine frühere Schilderung des Besuchs der Berliner Erbswurstfabrik und fährt dann fort:

Hätten mich die freundlichen Leser heute wieder in das nämliche Etablissement begleitet, sie wären sicher ebenso erstaunt gewesen, als ich selbst über die Veränderung, die sie vorgefunden. Alle Arbeitsräume waren bedeutend vergrößert, erweitert, viele neue hinzugekommen, das Ganze durch eine feste Einzäunung zu einem abgeschlossenen, großartigen Barackenbau abgerundet, und die Thätigkeit selbst ins Enorme gewachsen. Denn nicht nur die Erbswürste werden dort in ungeschwächtem Maße verfertigt, nur mit der einen Neuerung, daß sie nicht mehr in Därme, die nicht mehr in der erforderlichen Menge zu beschaffen waren, sondern in saubere Hülsen von Pergamentpapier gefüllt werden, es ist auch ein neuer großartiger Geschäftszweig hinzugekommen: die Bereitung der Fleischpräserven für die Armee. Hierzu wird nur Rindfleisch genommen, und liefert der Fleischermeister, dem dieser Theil übertragen ist, dazu täglich hundert Ochsen! Auf dem Strousbergschen Viehhof werden sie geschlachtet (nur das beste Vieh wird genommen), täglich früh in die Fabrik geliefert, und Abends sind die circa 100,000 Pfund Rindfleisch verarbeitet und verpackt. 420 Fleischer sind in der Anstalt selbst beschäftigt, das Fleisch zu schneiden, zu sortiren, die Knochen zu lösen u. s. w. Von letzteren werden die markhaltigen durchsägt, ihr Inhalt herausgeholt und verbraucht, sie selbst dann verkauft. 68 Köche sind beschäftigt (soweit sie nicht zur Erbswurstfabrikation nöthig sind), die verschiedenen Präserven zu bereiten, und zwar wird in vierundzwanzig großen Kesseln das Rindfleisch gekocht und eine vorzügliche Bouillon, à la Julienne, gewonnen; in zwölf Kesseln wird Gulasch mit Paprika und dem sonst nöthigen Gewürz bereitet; in anderen köstliches, gespicktes Rinderfilet, in anderen Roastbeef und endlich in wieder anderen werden Zungen in Burgunder gekocht. Sind die Speisen fertig, werden sie in Blechbüchsen gefüllt, dieselben mit Jus übergossen, verlöthet (80 Klempner besorgen dies, wohl die größte Klempnerwerkstatt, die existiren mag), noch einmal in großen Wasserbehältern aufgekocht und signirt (einige zwanzig junge Burschen waren nur mit dem Auflegen der Etiquetten beschäftigt) und sind dann zum Versandt fertig. Wöchentlich werden zwei Extrazüge, jeder mit 2—3000 Centnern belastet, expedirt! Das Geheimniß des Hrn. Grünberg, der sich aus patriotischem Gefühl dieser so unendlich vergrößerten Arbeit gern unterzieht, besteht in dem Stoff, den er, ähnlich wie dem s. g. Lupus in der Erbswurst, den Präserven beimischt, um sie vor dem Faulen zu schützen.

Und in all dieser weitverzweigten Thätigkeit, welche Ordnung! Noch immer waltete Fräulein Grünberg leitend daselbst, und erzählte mir mit Freuden, daß sie es gern thue, daß die Arbeiter brav und gesittet seien, Trunkenheit und Raufereien nicht vorkommen — sie halten selbst auf Ordnung! Allerdings müssen sie scharf in der Zucht gehalten werden, und versteht der Oberaufseher, Herr Simonsohn, ebenso sehr Freundlichkeit als Strenge walten zu lassen und selbst mit dem Beispiele unermüdlicher Thätigkeit voranzugehen. Aber die Leute stehen sich auch gut dort und bemühen sich deshalb, die Zufriedenheit der Chefs zu erwerben. Im Ganzen sind dort jetzt an 1900 Menschen beschäftigt, 68 Köche (à 3 Thaler täglich und freies Essen), 420 Fleischer (à 1 Thaler 15 Silbergroschen bis 1 Thaler 20 Silbergroschen), 80 Klempner, die sich auf etwa 1 Thaler

jeder stehen und die so viel Blech dort verarbeiten, daß es in den hiesigen Werkstätten zu fehlen beginnt, 370 Frauen, meist Landwehrfrauen, die sich auf 15 Silbergroschen bis 1 Thaler (die Aufseherinnen) stehen und die übrigen Arbeiter zu 25 Silbergroschen Tagelohn. Ein stattliches Personal! Ich war gerade noch um 12 Uhr dort, eine Glocke kündigte die Mittagszeit an, alle eilten fröhlich, die Herrin freundlich grüßend, hinaus, an die Marketenderbuden und zu der Garküche, wo sie sich Kaffee oder sonst etwas geben lassen und dann in die große Speisehalle, wo die Frauen und Kinder der Arbeiter ihnen auch wohl das Essen hinbringen und wo sie an langen Tafeln heiter ihre Stunde ruhen. Und dann stimmen wohl Einzelne ein patriotisches Lied an. Hoffentlich singen sie bald den neuen „Pariser Einzugsmarsch!"

Mannichfaltiges.

— Italien und Spanien sind von Alters her das Eldorado der Bettler gewesen, die namentlich in den volkreichen Orten eine förmliche Zunft bildeten. Im ersteren Lande florirte das Bettlertreiben namentlich in Neapel unter dem Regiment der Bourbonen und in Rom unter dem Schutze der Priesterherrschaft. Die Polizei dachte nicht daran, dem Betteln irgend welche Schranke aufzulegen; dasselbe war vielmehr förmlich privilegirt und hatte nur eine einzige Gefahr zu bestehen in der Concurrenz der Bettelorden. In Rom, wo die Bettler förmlich organisirt zu sein schienen, gilt gegenwärtig — wenigstens war dies noch in den letzten Tagen des weiland päpstlichen Regiments der Fall — als anerkanntes Oberhaupt und König der Bettler ein gewisser Pappa, der sich schon dadurch auszeichnet, daß er keine simulirten Gebrechen vorzeigt. Seine Beine sind wirklich verstümmelt und er muß sich deshalb auf den Händen fortbewegen, doch bewahrt er dabei ein heiteres Temperament. Seinen Standpunkt, den ihm Niemand streitig machen darf, hat er auf dem Monte Pincio; er hält sich einen Esel, um sich von seiner Wohnung hieher zu begeben und am Abend heimzukehren. Daß sein Geschäft ein einträgliches, bewies Pappa jüngst bei der Verheirathung seiner Tochter, der er eine glänzende Aussteuer gab; die bei'm Hochzeitsmahl erschienenen Collegen des Vaters präsentirten sich in prächtiger Kleidung, und ihre Gattinnen hatten Pretiosen aller Art an sich, von denen indeß manche vielleicht nicht vom Betteln herrührten; zwischen Bettlern und Banditen hat von jeher eine gewisse Wahlverwandtschaft geherrscht. Nach der Heirath seiner Tochter schloß Pappa selber ein zweites Eheband mit einem jungen, schönen Mädchen; um sich der Treue desselben zu versichern, besoldet er einen „zuverlässigen Freund", der als Tugendwächter dienen muß, während Pappo die Mildthätigkeit der den Monte Pincio besuchenden Fremden rege zu machen sucht. — An Zudringlichkeit und Verschmitztheit kommen den römischen Bettlern nur die polnisch-jüdischen Bettler gleich, welche — jetzt freilich in geringerer Zahl als sonst — die östlichen Provinzen Preußens überschwemmen. Als einer dieser Bettler einst seine Tochter verheirathete, gab er dem Schwiegersohn als Mitgift — „die Provinz Schlesien". Der Papa machte nämlich eine jährliche Bettlerfahrt durch die Provinzen Posen, Schlesien und Brandenburg. Für sich behielt er nunmehr blos Posen und Brandenburg, der Schwiegersohn sollte in der Provinz Schlesien in die Fußtapfen und die Kundschaft des Alten treten.

— Die Gewerbtreibenden unter den Thieren, sagt ein englisches Blatt, geben zu einer originellen Gruppirung derselben Anlaß. Die Bienen z. B. sind die Geometer unter den Thieren, ihre Zellen sind mit dem geringsten Materialaufwande erbaut, gewähren den ausreichendsten Raum, ohne Raumverschwendung. Der Ameisenlöwe gehört dieser Kategorie ebenfalls an, der kreisförmige Trichter, in welchem er Ameisen fängt und den er ganz regulär wie nach dem Maßstabe herstellt, beweist ebenfalls die Kenntniß einer genauen Meßkunst. Der Maulwurf ist Wetterkundiger, der Neuntödter ein Arithmetiker; dasselbe gilt von der Krähe, dem wilden Truthahn und anderen Vögeln. Die Zitterroche, der elektrische Aal sind Physiker. Der Nautilus ist ein Schiffer, führt Segel, Ruder und Anker und macht Segelevolutionen. Ganze Stämme der Vögel sind Musiker. Der Biber ist ein Architekt, Zimmermeister und Bretschneider, er fällt Bäume nieder und baut Dämme und Häuser. Das Murmelthier ist ein Civil-Ingenieur, es baut nicht nur Wohnungen, sondern construirt Aquäducte und Drains, um jene trocken zu erhalten. Die ostindischen Ameisen sind Gärtner, sie ziehen Pilze auf, um ihre Jungen zu ernähren. Wespen sind Papierfabrikanten und Raupen Seidenspinner. Der Webervogel ist ein Weber, er webt sein Nest, und der Schneidervogel ein Tailleur, er näht Blätter zu seinem Neste zusammen. Das Eichhörnchen ist ein Fährmann, mit einem Stück Baumrinde und mittels seines breiten Schweifes als Ruder setzt es über Ströme hinüber. Hunde, Wölfe, Füchse und Schakals und viele andere Thiere sind Jäger. Ameisen haben reguläre Taglöhner und der Affe ist Seiltänzer. Eine Bibergesellschaft giebt uns aber ein angenehmeres Bild einer Republik als Rochefort, Trochu und Gambetta.

— Bei Grillparzer tritt ein gar wohlgestellter junger Hausherr ein und läßt sich also vernehmen: „Auf'n nächsten Sonntag, da feiern meine Eltern ihre goldene Hochzeit; da möcht' ich ihnen eine rechte Freud' machen und hab' d'ran gedacht, ihnen ein paar Verse zu widmen. Wie ich nun bei allen meinen Freunden herumgefragt hab, hat man mir gesagt, der Erste, der's machen könnt', wär' halt der Grillparzer, und da komm' ich zu Ihnen, ich will mich's was kosten lassen . . ." Grillparzer war bei gutem Humor; er übernimmt die Versification und anderen Tages sendet er dem braven Sohne des goldenen Hochzeitspaares zehn wohlgesetzte Verse. Der Dank blieb nicht aus. Der Vorstädter findet sich bei Grillparzer ein, seine Schuld zu zahlen. Unser Dichter wehrt ab; ihn interessirt etwas ganz Anderes. „Nun, und haben Ihnen denn die Verse gefallen?" — „O gewiß, sie waren ja sehr schön." Das Lob erscheint unserem Grillparzer verdächtig, denn der Kunde bringt es ziemlich kleinlaut von den Lippen. Der Dichter will die Wahrheit wissen. „Geniren Sie sich nicht sagen Sie's nur, wenn Ihnen etwas nicht recht war; ich bin gewöhnt, getadelt zu werden." — „O, was wär' denn da zu tadeln; aber wenn ich schon die Wahrheit sagen soll, a bissel zu lang war die G'schicht'!" — „Wie, zu lang? Es waren ja nur zehn Verse." — „Ja, wissen's, Herr von Grillparzer, für die Torte war's halt doch zu lang, denn ich hab' die Vers — aufspritzen lassen" — — —

— Die in Bordeaux erscheinende „Liberte" brachte am 22. Dec. einen ausführlichen Bericht über die Einnahme von Tours durch die Preußen — wie zwei alte Damen in einem Omnibus auf der Rue Royale in Ohnmacht fielen, als sie die Preußen sahen, wie sie auf das Trottoir geschafft wurden, wie kein Bürger es wagte, die Thür zu öffnen, um sie herein zu lassen; wie der Feind so wenig erwartet worden war, daß der Feind im Café de la Ville keine Kellner zu seiner Bedienung vorfand; wie sämmtliche von der Regierung innegehabte Gebäude durchsucht wurden; wie ein preußischer Officier nach der Post ging und in großthuerischem Tone nach einem Briefe fragte, den er einige Zeit vorher poste-restante dorthin habe adressiren lassen. Nur Schade, daß die Preußen gar nicht in Tours eingerückt sind.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 2. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Das unglückliche Weib, dem jedes Wort des Bruders tief in die Seele schnitt, stand wie betäubt und völlig sprachlos da. Theils fehlte es ihr an Kraft, theils an Muth, noch irgend Etwas zu sagen.

Schon hatte der Forteilende die Thür erreicht, schon erfaßte seine Hand die Klinke des Schlosses, um sie zu öffnen und hinter ihr zu verschwinden, als es ihn trieb, sich noch einmal nach der Verlassenen umzusehen. Und als er sie nun erblickte: ein Bild der Selbstvernichtung, unsägliches Weh auf ihrem Antlitz tragend, das sich in Thränen einen Weg aus der Seele heraus zu bahnen suchte; — da breitete er, von seinem eigenen Gefühl überwältigt, die Arme nach ihr aus, in die sie sich mit einem Schrei des Jubels warf. Vom tiefsten Mitleid ergriffen, drückte der starke Mann das in ihre Gefühle aufgelöste Weib fest an seine Brust; Beider Thränen vermischten sich wie in einem Gelübde, nach dessen schweigendem Ablegen sich Rudolph sanft der Umarmung entwand.

„Lebe wohl, Anna! Wir sehen uns wieder," rief er und stürzte zur Thür hinaus. Das unglückliche Weib war allein; — allein mitten im Kampfe der Elemente, die noch nicht ausgetobt, sondern den höchsten Grad des Wüthens erreicht hatten. Der Regen hatte aufgehört, nicht aber auch das blendende Leuchten der Blitze und das prasselnde Getöse des Donners.

Anna fühlte sich von einem namenlosen Gefühle des Bangens und der Angst erfaßt. Von dieser Empfindung getrieben, stürzte sie an's Fenster, sei es, um durch die freie Luft ihre Brust befreien zu lassen, sei es, um im Anblick des hinwegreitenden Bruders Kräftigung zu finden.

Ein heftiger Windstoß schlug ihr in's Gesicht. Sie achtete seiner nicht, sondern suchte die Spur des Bruders zu erspähen, der in diesem Augenblick dem Thorwege in der Umfassungsmauer zuritt, neben ihm gehend ein großer, starker Mann, der den Zweck hatte, dem Davonreitenden das Thor zu öffnen.

Die tiefe Finsterniß, welche auf der Erde lagerte, ließ Anna nichts von dem Hinwegeilenden sehen, das Tosen des Windes nichts von dem Hufschritte seines Pferdes hören.

Da drängte es sie gewaltsam, seinen Namen zu rufen, aber der Wind trieb den Schall des Rufes nach einer anderen Richtung hin. Sie horchte mit anhaltendem Athem, ob keine antwortende Stimme sich hören lasse. Allein es blieb Alles still und stumm.

In namenloser Angst, die der Verzweiflung glich, riß sie ihre Nadeln aus dem Haar, daß die entfesselten Locken ihr wild um Stirn, Schläfe und Nacken flatterten. Es war, als ob es sie trieb, in den schlängelnden Blitzen, welche den Horizont erleuchteten, Beistand zu suchen in der Qual ihres Herzens. Sie blickte furchtlos hinein in die zuckenden Strahlen.

Da auf einmal traf ein grelles Leuchten, begleitet von einem prasselnden Schlage, ihr Auge, so daß sie, einige Schritte zurücktaumelnd, in die Kniee sank und ihre Augen mit den Händen schließen mußte.

So mochte eine halbe Minute verflossen sein, während welcher Anna wie betäubt am Boden kniete. Endlich nahm sie ihre Hände vom Gesicht, indem sie sich sogleich erhob. Es umgab sie dichte Finsterniß.

In der Ueberzeugung, daß der Wind das Licht ausgelöscht haben müsse, rief sie nach der Dienerin.

„Hier, Herrin!" hörte sie die ihr so wohlbekannte Stimme sagen. „Was befehlen Sie?"

„Du bist da, Louise, und ich sehe Dich nicht!" erwiderte Anna. „Der Windstoß muß die Lampe ausgelöscht haben. Geh', zünde sie wieder an."

„Die Lampe brennt und steht auf dem Tisch, Fräulein."

„Sie brennt, und ich sehe Dich nicht?! es ist hell im Zimmer, und mich umgiebt dichte Finsterniß?! Sprich die Wahrheit, Louise? — um Gotteswillen!"

„Bei meiner Seele Seligkeit, die Lampe brennt, Fräulein! Doch was entsetzt Sie so?"

„Die Lampe brennt! Gerechter Gott, dann bin ich erblindet! Der Himmel hat ein fürchterliches Strafgericht über mich verhängt! Jetzt bin ich verloren!" Von der Wucht dieser schrecklichen Entdeckung erdrückt, sank sie zusammenbrechend zu Boden.

Die erschrockene Dienerin fing sie in ihren Armen auf, und wandte alle ihr zu Gebote stehenden Trostworte an, um die Verzweifelnde zur Fassung zu ermahnen.

„Was verlangst Du? Auch jetzt soll ich noch Fassung gewinnen?" rief Anna wild, „Fassung noch in dem Augenblick, da solch Gericht über mich hereingebrochen ist?!"

Dann fuhr sie nach einer kurzen Pause in mehr klagendem Tone fort: „Welch' ein entsetzliches Leben fortan. Mein Herz wird sich nicht mehr an dem Anblicke meines Kindes aufrichten können! Diese blinden Augen werden sich nicht mehr an seinem Lächeln erfreuen, nicht mehr seinen Schlummer bewachen! Grausames, grausames Geschick! Sieh, Louise, es bleibt Nacht um mich her." Dabei rieb sie die Augen, schloß und öffnete sie wieder. „Umsonst, umsonst!" rief sie verzweifelnd. „O Rudolph, Du bist furchtbar gerächt! Der Himmel hat strenger als Dein Herz gerichtet!"

Das Bewußtsein verließ sie. Die Dienerin hielt eine Ohnmächtige in ihren Armen.

2.

Es sind seit der soeben erzählten Scene einige Monate verflossen, so daß wir uns zur Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche befinden. Die Tage waren noch sehr schön und warm, wenn auch die Nacht verhältnißmäßig früh eintrat und Kühlung brachte.

In den mehr durch die Natur, als durch die Kunst geschaffenen herrlichen Anlagen eines großen Parkes, der einem Baron von Horst gehörte und dicht an das von demselben bewohnte Herrenhaus eines stattlichen Rittergutes stieß, finden

wir, die einzelnen Gänge durchschreitend, zwei Männer in einem eifrigen Gespräch mit einander begriffen.

Der eine von ihnen, dessen blauen Frack ein kleiner Ordensstern zierte und der überhaupt in seiner Kleidung etwas sehr Gesuchtes, man möchte sagen Coquettes zur Schau trug, wenn auch sein Gesicht den etwas verlebten Roué, der schon die Vierzig überschritten hatte, kennzeichnete, — dieser Eine hatte in seinem Aeußeren jenes unsagbare Etwas, aus dem man sogleich schließt, daß Jemand der Vorgesetzte des neben ihm stehenden oder gehenden Anderen und zugleich ein ziemlich hoher Beamter sein muß.

Trotzdem sah man wieder seinem Begleiter, den zwar eine gewisse Sorglosigkeit der Toilette, aber auch eine auf hohen Geist schließen lassende Physiognomie auszeichnete, den Untergebenen nicht an; ja man würde aus der Art und Weise, wie sich Beide gegeneinander bewegten, auch ohne ihre Unterhaltung zu belauschen, geschlossen haben, daß der jüngere unscheinbar gekleidete Mann dem mit dem Orden gezierten zwar untergeordnet sei, aber ihn doch durch die Macht seines Geistes beherrsche.

Das Letztere war noch um so mehr der Fall, als der jüngere Mann gegen seinen Begleiter ein gewisses zurückhaltendes Wesen beobachtete, gleichsam als wolle er es sorgsam vermeiden, daß derselbe ihn durchschaue.

„Aber es ist mir geradezu unbegreiflich, mein lieber Nordeck," hören wir den älteren Mann jetzt zu seinem Begleiter sagen.

„Was, Herr Präsident?"

„Mein Gott, daß Sie gegen das schöne Fräulein hier so gleichgiltig sein können."

„Damit meinen Sie Fräulein von Horst, Herr Präsident?"

„Allerdings! Sie ist reizend, himmlisch; und wenn ich nicht bemerkt hätte, daß ihr Herz an der Angelruthe Ihres Herzens hinge, mein lieber Nordeck, und man einem vertrauten Freunde doch nicht in's Gehege — —"

Der junge Mann, den der Sprecher Nordeck genannt hatte, unterbrach ihn: „Herr Präsident, ich glaube das Wort „Angelruthe" paßt in diesem Falle eben so wenig zu meinem Herzen, wie der Ausdruck „Gehege" zu dem der Baroneß Ottilie."

„Ewig zurückhaltend! ewig zugeknöpft!" erwiderte der Zurechtgewiesene unwirsch. „Wissen Sie, Nordeck, daß mich ein Vertrauter wie Sie zur Verzweiflung bringen kann? Und Sie sind doch nun einmal mein Vertrauter!"

„Warum haben Sie mich dazu gemacht?"

„Warum? Weiß ich's denn selbst? Das hat sich so geschickt, so gefügt, ähnlich wie sich die Liebe zwischen Mann und Weib macht. Als Sie von der Hauptstadt hierher in meinen Gerichtssprengel versetzt wurden, um hier als Assessor und Hilfsrichter zu fungiren; als Sie mir ein Empfehlungsschreiben von meinem Freunde, dem General-Procurator am Höchstgericht überbrachten, da waren es nicht allein die warmen Worte dieses Briefes, was mich mit so großem Interesse für Sie erfüllte, sondern auch Ihr Gesicht, welches mir so bekannt und doch wieder so fremd vorkam, daß ich mich förmlich, wie bei einem Weibe darnach sehnte, Ihr Herz zu erobern. Nur scheint mir dies bei Ihnen weniger leicht zu werden, als bei den Weibern — Ah!" Der letzte Ausruf schien anzudeuten, als ob sich der Präsident von dem Scorpion einer Erinnerung gestochen fühle.

Sein Begleiter that, als bemerke er dies nicht, ließ aber gleichwohl sein stechendes Auge auf dem Antlitz des Präsidenten wie prüfend ruhen.

„Sagen Sie einmal, lieber Nordeck," fuhr der Präsident nach einer Pause fort, indem er stehen blieb und seine Hand vertraulich auf den Arm des Assessors legte, „haben Sie in der Residenz vielleicht einen Herrn von Jordan kennen gelernt?"

„Nicht persönlich, Herr Präsident! Er gehört der diplomatischen Carrière an und soll als Attaché bei der Gesandtschaft in Brüssel fungiren."

„Sieht er Ihnen nicht vielleicht etwas ähnlich?"

„Man hat mir dies niemals gesagt." Nordeck hatte diese beiden Fragen mit einem so ruhigen Gesichtsausdrucke beantwortet, daß Niemand und am wenigsten der Präsident glauben konnte, er habe auch nur das allergeringste Interesse daran.

(Fortsetzung folgt.)

Die Residenz des alten Regime.

(Aus der „Europa".)

Vielleicht kein Punkt der Erde ist jemals der Gegenstand eines so allgemeinen Interesses, so sehr in Jedermanns Munde gewesen, wie jetzt seit Monaten schon die einstige Residenz der letzten französischen Ludwige, welche sich mit der beginnenden Cernirung von Paris die oberste deutsche Heer- und Staatsleitung zum Sitze auserkoren hat. Ehe sie diesen — was hoffentlich nur noch eine Frage von Tagen ist — nach der Hauptstadt Frankreichs selbst verlegt, wollen wir auch noch einen Blick nach jenem merkwürdigen Hauptquartiere des alten Regimes werfen, das ja auch ohne die zufällige Bestimmung, die ihm die jüngste Phase der Weltgeschichte zuertheilt hat, in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit verdient.

Wer Paris besucht, der besucht, ist sein Aufenthalt im modernen Babylon nicht auf ganz kurze Dauer bemessen, sicher auch Versailles; van den vielen Tausenden von Fremden aber, welche Jahr aus Jahr ein dahin strömen, sind es vielleicht keine Hundert, die sich mit den das Schloß umgebenden Gärten und Parks näher bekannt machen; noch wenigere, welche ihre Schritte nach den ehedem so viel genannten beiden Trianons lenken. Außer den Räumen des Schlosses selbst mit ihren historischen Erinnerungen und Kunstschätzen nehmen die „großen Wasserkünste" Zeit und Interesse des Publicums vollauf in Anspruch.

Hat man diese Sehenswürdigkeiten „abgethan", so muß man eiligst und schleunigst nach dem Bahnhofe zurück, um zum Diner wieder in Paris zu sein. In Versailles bleibt so leicht Niemand zum Mittagessen, wer diese bittere Erfahrung schon einmal gemacht hat; die Diners sind daselbst „très salés", wie der Franzose sagt, d. h. über die Maßen kostspielig. Als ich das erste und zugleich letzte Mal in Versailles dinirte, mußte ich die mir zum Dessert aufgetischten beiden Pfirsichen mit zwei Franken bezahlen, wohlgemerkt in ihrer Jahreszeit, wo mir ein Obsthändler auf einer der Pariser Straßen höchstens so viele Sous dafür abgefordert haben würde. Will man indeß Versailles sich nur einigermaßen gründlich beschauen, so thut man am besten, sich mindestens auf eine Woche dort niederzulassen.

Die Trianons können nicht alle Tage in Augenschein genommen werden. Vor dem Ausbruche des Krieges wurden sie nur Dienstags, Donnerstags und Samstags gezeigt. Ich erwähne diese Einzelheiten, weil der gegenwärtige Ausnahmszu-

stand unmöglich bestehen bleibt; früher oder später muß ja Paris mit seiner Umgebung der civilisirten Welt doch wieder erschlossen werden, und wahrscheinlich kommen dann auch die für Versailles und seine Anhängsel bis vor kurzem in Kraft gewesenen Bestimmungen wieder zur Geltung. Um von Paris nach Versailles zu gelangen, boten sich vor der Belagerung des ersteren zwei verschiedene Eisenbahnen dar, von denen die für den Fremden geeignetste die am rechten Seineufer hinführende war. Ihr Ausgangspunkt war die in der Rue Saint Lazare gelegene Station der Westbahn. Alle Stunden, und zwar immer um halb, gingen von halb acht Uhr Morgens bis halb elf Uhr Abends Züge nach Versailles ab. Von hier aus konnte man zu jeder vollen Stunde nach Paris zurückkehren. Bei besonderen Gelegenheiten, an Festtagen u. dgl. pflegen in den regelmäßigen Tagesfahrplan stets noch mehrere Extrazüge eingeschoben zu werden. Die Fahrt dauert etwa siebenundvierzig Minuten.

Verläßt man Paris früh halb zehn oder selbst erst halb elf Uhr, so hat man Zeit genug, durch die, im gewöhnlichen Zustande der Dinge und Wochentags, sehr stillen Versailler Straßen nach dem Schlosse zu schlendern, durch den Park zu wandern und bald nach Oeffnung der Thore die beiden Trianons zu erreichen. Sind diese letzteren das eigentliche Ziel unseres Ausfluges, so muß man freilich allen den im Versailler Schlosse enthaltenen stundenlangen Sälen und Gemäldegalerieen energisch den Rücken kehren. Wer zum ersten Male nach Versailles kommt, der thut dies selbstverständlich nicht; für ihn bildet naturgemäß der gewaltige Bourbonenpalast den Hauptanziehungspunkt. Er streift durch die endlosen Säle, in denen heute unsere verwundeten Landsleute von ihren Betten aus die Bilder betrachten, welche die früheren Triumphe ihrer Feinde verherrlichen. Diese Gedenkstätten der französischen Gloire sind bekanntlich Schöpfungen Louis Philipps, der auf sie große Summen aus seiner Privatchatoulle verwandte. Weiter kommt die Chambre de Conseil, vormals das königliche Perrückencabinet — royal Cabinet des Perruques. Ludwig der Vierzehnte pflegte seine Perrücke täglich mehrmals zu wechseln. Er besaß eine Perrücke, in welcher er die Messe hörte; eine andere für den Nachmittag, die ihm verdauen helfen mußte; eine dritte zur Jagd; eine vierte, die er nach dieser letzteren aufsetzte, und möglicher Weise auch eine Perrücke zum Schlafen. In dem erwähnten Gemach wurde jener famose Staatsrath abgehalten, in welchen eines Tages Madame Dubarry eindrang, um sich ungenirt auf den Arm von Ludwigs des Fünfzehnten Lehnstuhl zu setzen und ihm ein Paquet noch uneröffneter diplomatischer Depeschen und Briefe aus der Hand zu reißen und ins Feuer zu werfen. Ferner sieht man Ludwigs des Vierzehnten „heiliges" Schlafzimmer mit seinem doppeltgeheiligten Bette, zu dessen Füßen, so oft der König Versailles verließ, ein Kammerdiener schlafen mußte, damit Niemand etwa das geweihte Lager verletze. Noch heute ist das Bett mit seiner Balustrade umgeben, welche ohne des Monarchen Erlaubniß kein Mensch überschreiten durfte. Einmal näherte sich der Präsident von Noxion diesem geheiligten Bette, um mit dem zufällig unpäßlichen König Regierungsgeschäfte zu verhandeln. Dies sah der erste Kammerherr des Königs, der Herzog von Aumont. „Wohin wollen Sie?" herrschte er den hohen Beamten an, indem er denselben am Rock packte und zurückzog. „Wollen Sie gleich aus den Schranken wieder hinaus! Leute Ihres Gleichen dürfen sich nicht einfallen lassen, hier herein zu kommen, wenn ihnen solches der König nicht ausdrücklich befiehlt."

In diesem nämlichen Zimmer und auf dem nämlichen wunderbaren Bette starb Ludwig der Vierzehnte nach einer zweiundsiebenzigjährigen Regierung. Das bei dem Ableben der Könige von Frankreich beobachtete Ceremoniell ist bekannt. Der erste Kammerherr erschien an einem auf den Marmorhof hinabgehenden Fenster und rief drei Male nach einander aus: „Le roi est mort!" Darauf zerbrach er seinen Amtsstab, nahm einen anderen und sprach: „Vive le roi!" Zugleich hielt derselbe Hofwürdenträger die Schloßuhr an und stellte ihre Weiser auf die Stunde, in welcher der Monarch aufgehört hatte zu athmen; in diesem Zustande der Regungslosigkeit blieb sie bis zum Tode seines Nachfolgers. Nach Ludwig dem Fünfzehnten starb nur noch ein einziger der Herrscher Frankreichs auf dem Throne, Ludwig der Achtzehnte. Bei seinem Ableben am 16. September 1824 wurde der erwähnte eigenthümliche Gebrauch zum letzten Male zur Ausführung gebracht. Alle übrigen factischen oder nominellen französischen Monarchen endeten ihr Leben als Entthronte, einer davon gar auf dem Blutgerüste. Auch der jetzt gestürzte Cäsar dürfte schwerlich im Purpur seine Laufbahn beschließen.

(Schluß folgt.)

Die französische Taubenpost.

Der „Moniteur Universel" vom 27. Nov. bringt einen Artikel über die in Frankreich eingeführte Taubenpost, dem der „Preuß. Staats-Anzeiger" Folgendes entnimmt:

Das System bestand darin, in Tours alle aus der Provinz gesendeten Telegramme zu centralisiren, ohne etwas an ihrer gewöhnlichen Form zu ändern, sie dann zusammenzudrängen, indem man sie in der Art typographirte, daß man daraus gewisser Maßen die Spalten eines Journals bildete, sie ferner unter Reduction ihrer Fläche auf den möglichst geringen Maßstab zu photographiren, und endlich diese Photographieen durch Tauben nach Paris an die Central-Postverwaltung zu senden, welche damit betraut war, den Inhalt, photographisch vergrößert, auf telegraphischem Wege an seine Bestimmungsorte in der Stadt weiter zu senden. Das System ist den 8. November eingeführt und am 14. Nov. hat die Verwaltung die erste Nummer dieser Art eines telegraphisch-photographischen Journals in sehr kleinen Schriftzeichen empfangen, welches zu lesen nur den Gebrauch einer starken Loupe erfordert. Bei Mamé in Tours, dessen bedeutende Geräthschaften allein für ein so ausgedehntes Werk ausreichen konnten, wurden die Bogen zusammengesetzt, deren Photographie sogleich gedruckt wurde. Die erste Nummer von 12 Centimetern in Quadratfläche enthält 226 Depeschen aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes. Eben so leicht, als die Besorgung eingerichtet wurde, bedurfte auch das Publicum nur der Anweisung, was es zu thun hatte, um diese kleine Zahl von Depeschen möglichst auszunutzen. Mehrere Familien in derselben Stadt, welche Verwandte oder Freunde in Paris hatten, vereinigten sich aus freien Stücken und sandten Gesammt-Telegramme, in der Art, daß 250 Depeschen in Wirklichkeit Nachrichten von mehr als 1000 Familien brachten. Die gewöhnliche typographische Zusammenstellung wird auf dem Wege der Photographie mikroskopisch reducirt, so daß sie ein kleines Papierquartblättchen von 30 bis 40 Millimeter ausfüllt, welches zusammengerollt in eine Federpose verborgen wird, die man mit 3 Fäden der Länge nach an eine Schwanzfeder der betreffenden Brieftaube bindet. Dieses kleine Blättchen, mit einer starken Loupe kaum lesbar, hat das Aeußere eines Journals mit 4 Spalten. Diejenige zur linken Seite enthält die Worte: „Dienst der Brieftaubenpost. Steenackers (General-Post- und Telegraphendirector) an Merchadier 103, Rue de Grenelle." Die drei anderen Spalten enthalten den Wortlaut der Depeschen, eine nach der anderen, ohne Weiß noch Zwischenreihen, Alles auf der Vorderseite, auf der Kehrseite bleibt die mit der Steenackers'schen Adresse correspondirende Spalte weiß, die drei anderen Spalten sind voll Depeschen wie die auf der Vorderseite.

Die in Paris am 25. Nov. 4 Uhr mit der Nachricht von der Wiedereinnahme von Orleans eingetroffenen 226 Depeschen waren in vier Stunden Zeit vergrößert und umgesetzt und um 11 Uhr Abends an ihren Bestimmungsorten

Mit der Loupe, deren man sich bedient, kommen die Buch-

staben auf die Größe der Buchstaben heraus, welcher man sich zu den Minuskel-Anzeigen der Times benutzt.

Die folgende Zeichnung zeigt die erste Seite der Depesche in der wirklichen Größe des Originals:

Service de dépêche par pigeon voyageur
[illegible]
103 rue de Grenelle.

Die zum Transport der Depeschen verwandten Tauben gehören einer Gattung an, welche, größer als unsere gewöhnliche Haustaube, etwa 15 Zoll lang und ein bis anderthalb Pfund schwer, große Aehnlichkeit mit unserer wilden Taube hat. Während diese jedoch grau von Gefieder mit schwarzen Flügeln ist und eine weiße Binde ihre Flügel zeichnet, ist die Brieftaube in der Regel dunkelbraun oder ganz schwarz. Ihre Brustmuskeln sind sehr groß und stark und bekunden ihre Flugkraft und Ausdauer. Die Vorzüge dieses Thieres sind seine Heimathsliebe und sein scharfes Gesicht. Der Ornitholog Rennis sagt darüber, das Auge allein sei Ursache, daß die Taube jene außerordentlichen Leistungen vollführen kann, welche von frühester Zeit an das Erstaunen der Menschen erregt haben. Läßt man die Tauben aus einem Sack heraus, in den sie gesteckt wurden, um ihren Augen die Gegenstände umher zu entziehen, so umkreisen sie zunächst die Stelle, wo sie in Freiheit gesetzt worden, in mit jeder Minute sich erweiternden Cirkeln, indem sie sich gleichzeitig höher in die Luft emporschwingen. So lange das Auge die Taube erkennen kann, sieht man sie diese kreisende, steigende Bewegung fortsetzen, jedenfalls so lange, bis sie bestimmte Gegenstände unterscheidet, welche ihr die einzuschlagende Richtung angeben.

Ganz die entgegengesetzte Bewegung macht die aus einem Luftschiffe entsandte Taube. Eine geraume Zeit stürzt sie sich perpendiculär herab, dann erst beschreibt sie sich stets vergrößernde Spiralen und senkt sich dabei tiefer und tiefer, bis sie die Umgebungen so weit erkennen kann, daß sie sich zu orientiren vermag.

Im Zustande der Wildheit, in welchem sie in Amerika getroffen wird, fliegt die Taube in großen Schaaren über endlose Landstrecken stets in den höchsten Luftregionen dahin, bis sie ein passendes Fruchtfeld zu ihrer Nahrung erspäht, auf welches sie sich herabstürzt.

Mannichfaltiges.

β Technisches. Man hat die mechanische Arbeit eines felddienstmäßig ausgerüsteten Infanteristen auf dem Marsche berechnet. Diese Rechnung führt zu dem Resultate, daß diese Leistung größer ist, als bei anstrengender Accordarbeit an Maschinen erzielt wird, und daß dieselbe selbst die durch Sträflinge an Lauf- und Treträdern erreichte Leistung bei weitem übertrifft. Die Schrittarbeit eines Menschen bei horizontaler Fortbewegung besteht aus zwei verschiedenen Leistungen: 1) ist der Gesammtlast eine gewisse Geschwindigkeit zu ertheilen, was gleichbedeutend mit der Erhebung derselben auf eine gewisse Höhe ist, nämlich auf diejenige Höhe, die ein fallender Körper bedarf, um dieselbe Geschwindigkeit zu erlangen, 2) erfährt die Gesammtlast gemäß des menschlichen Gliederbaues beim Fortschreiten wiederkehrend Erhebungen, die im wesentlichen von der Größe der Schritte abhängig sind. Demgemäß ergiebt sich die Schrittarbeit pro Schritt als das Multiplicationsproduct aus der Gesammtlast in die Summe jener beiden Höhen. Die Belastung eines felddienstmäßig ausgerüsteten preußischen Infanteristen soll durchschnittlich 28,6 Kilogr. betragen, das Gewicht des Mannes darf durchschnittlich zu 70 Kilogr. angenommen werden; das fortzubewegende Gesammtgewicht wäre demnach 98,6 Kilogr. Es wird ferner angegeben, daß der Infanterist in der Marschcolonne pro Minute 100 Schritt von durchschnittlich 0,732 Meter Länge mache. Dies ergiebt eine Marschgeschwindigkeit von 1,22 Meter pro Secunde, was auch mit anderen Beobachtungen übereinstimmt. Die dieser Geschwindigkeit entsprechende Höhe berechnet sich nach bekannten physikalischen Gesetzen zu 0,076 Meter, d. i. pro Schritt 0,0456 Meter. Die Erhebungshöhe nimmt unsere Quelle zu 0,07 Meter an, was hoch gegriffen scheint; setzen wir auch nur 0,0544 Meter, so berechnet sich doch die Arbeit pro Schritt zu 9,86 Kilogr. Meter, und pro Secunde zu 14,77 Kilogr. Meter, ferner pro Stunde zu 53172 Kilogr. Meter. Für einen fünfstündigen Marsch ergiebt sich die Zahl 265860 Kilogr. Meter. Ungefähr die gleiche Tagesarbeit leistet ein Arbeiter an der Kurbel, jedoch auf acht Arbeitsstunden vertheilt, bei welcher Vergleichung in Betracht kommt, daß die durch die Arbeit verursachte Anstrengung und Erschöpfung der Kräfte erfahrungsgemäß in weit stärkerem Verhältnisse zunimmt, als im umgekehrten Verhältnisse der Arbeitszeit. Ein fünfstündiger Marsch, wie angenommen, wird annäherungsweise doppelt so viel Kraft consumiren wie eine achtstündige normale Arbeit an der Kurbel, wozu noch zu beachten bleibt, daß unsere Braven im Felde oft auch noch größere Anstrengungen zu bestehen haben. — P. E. Sauermann und Sohn in Flensburg liefern Feld- und Reisebetten, welche sich in Form eines Plaids von 0,55 Mtr. Länge und 0,18 Mtr. Durchmesser zusammenwickeln und so bequem transportiren lassen. Ein solches Bett enthält eine dünne, mit Roßhaaren gefütterte und unten mit gutem Ledertuch besetzte Matratze, ein Betttuch, ein mit Luft zu füllendes Kopfkissen von vulcanisirtem Gummi, einen mit Pelz gefütterten Fußsack und eine wollene Decke. Ein derartiges Reisebett, das bei etwas veränderter Verbindung der Stücke auch im Eisenbahnwagen gute Dienste leistet, kostet 16 $^2/_3$ Thlr. I. Qual. und 13 $^1/_3$ Thlr. II. Qual.

— Die „N. Fr. Pr.“ bringt folgende heitere Requisitionsgeschichte: Zu Zeiten wollen die Stiefeln unserer Soldaten erneuert sein, und wenn eben an dem Orte, wo diesem Nothstand abgeholfen werden soll, nicht Vorräthe von neuen Stiefeln aufzutreiben sind, so wird von Haus zu Haus requirirt. Ein menschenfreundlicher Major hatte eine solche Ordre ausfertigen lassen und überließ sich dann in herzlicher Wechselrede mit seinem ehrbaren Wirthe und dessen gefälliger Gattin den in solchen Zeiten naheliegenden Betrachtungen über das Wilderwerden der menschlichen Sitten und die Achtung vor den Rechten auch selbst des Feindes, in welchem einen Bruder zu erblicken er seinerseits wenigstens nie aufhören werde. Mittlerweile wurde an der Hausthür geschellt, und der Maire bittet seine Frau einen Augenblick die Honneurs zu machen, welcher Weisung sie mit allen Kräften nachkommt. Draußen darauf lautes Reden, Protestiren, Haranguiren, endlich Stille und anscheinend friedliches Abziehen des lästigen Störers. Im nächsten Augenblick tritt der Maire wieder ein. Er wirft einen eisigen Blick auf den menschenfreundlichen Major, dann verschwindet er lautlos in der Richtung seines Schlafzimmers. Lautlos — man hatte ihm auf dem Wege der Requisition seine Stiefel ausgezogen.“

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 3. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Es trat eine kleine Pause ein, die der Präsident dadurch beendete, daß er, weiter schreitend, bemerkte, wie es ihm scheine, als ob sein Begleiter auch ein gewisses Talent für die diplomatische Laufbahn besitze.

Nordeck schwieg.

„Meinen Sie nicht, mein lieber Nordeck?" fragte der Präsident, dem dies Schweigen unangenehm war, jetzt direct.

„Ich weiß es in der That nicht, Herr Präsident!" entgegnete der Gefragte. „Doch ich will einmal eine Probe machen, ob ich es in der Verstellungskunst zu etwas bringen kann."

„Aber nur um Gotteswillen nicht gegen mich, Nordeck!" rief der Präsident in komischer Angst. „Wissen Sie, ich fürchte mich ohnehin schon vor Ihnen, so große Zuneigung mich auch an Sie fesselt."

Das Gesicht des Assessors verzog sich zu einer Miene, welche schwer zu beschreiben ist. Sie schien eine Art von Genugthuung auszudrücken, die er in diesem Augenblick empfand. „Aber, Herr Präsident, ich bitte Sie: wie kann ein Allmächtiger wie Sie, der Souverain des ganzen Districts — über die Männer durch sein Amt, über die Frauen durch seine Verführungskunst, — wie kann er vor irgend Jemand, und wäre es der Fürst selbst, Furcht empfinden. Und nun gar vor mir! Schrieb Ihnen Ihr Freund, der General-Procurator, nicht, daß ich die Carriere als öffentlicher Ankläger nur deshalb aufgegeben habe, weil es mir an der nöthigen Härte des Herzens, Bosheit des Gemüths und Gemeinheit des Charakters fehlt, um in jedem Menschen von vornherein einen Verbrecher sehen und alle Geisteskräfte aufbieten zu können, seine Verurtheilung zu erzielen, — wie es unser Gesetz von einem öffentlichen Ankläger verlangt?"

„Hm! hm!" meinte der Präsident, der sich inzwischen wieder vollständig beruhigt zu haben schien; „da haben Sie freilich eine Laufbahn aufgegeben, die sehr viel Verführerisches hat für einen Mann, der Gewalt zu erlangen sucht über die Menschen, um diese Gewalt im Interesse seines Lebensgenusses auszubeuten. Ich bitte Sie, wie viel Frauen weniger hätte ich lieben, an wie vielen Männern weniger mir Genugthuung geben können, wenn ich nicht Procurator gewesen wäre."

Der Assessor verrieth mit keiner Miene ein Befremden über dieses Bekenntniß. Im Gegentheil! als wenn ihm nichts natürlicher schiene denn eine solche Eröffnung, fragte er mit ruhigem Tone: „Ist Ihre jetzige Stellung denn weniger dazu geeignet, dergleichen Leidenschaften zu befriedigen?"

„O nein, mein lieber Nordeck!" entgegnete der Präsident; „eher noch mehr! Und nebenbei kann ich auch noch die Wünsche derer erfüllen, welche mir nahe stehen oder mir in meiner Carriere, die mit dem Justizminister-Portefeuille enden soll, förderlich sein können. Ihnen, als meinem Vertrauten, kann ich es wohl gestehen, daß ich unter der Regierung unseres kürzlich verstorbenen Fürsten in meinem Gerichtssprengel wahre Wunderdinge von Rechtswegen zu Stande gebracht habe. Leute, welche meinen Freunden, meinen Vorgesetzten, den Ministern oder dem Landesherrn mißliebig waren, mußten auf eine oder die andere Weise vernichtet werden."

„Immer von Rechtswegen?" fiel der Assessor mit Erstaunen, aber vom Präsidenten total mißverstandenem Lächeln ein.

„Immer von Rechtswegen," bestätigte der Präsident. „Entweder man brachte sie in's Gefängniß oder wohl auch, wenn sie störrisch wurden, in's Irrenhaus."

„Nicht, weil sie zu wenig, sondern weil sie zu viel Verstand hatten; nicht wahr?" bemerkte der Assessor.

Der Präsident brach in ein charakteristisches Lachen aus. „Sehr gut! sehr gut!" rief er dazwischen. „Der Gedanke ist prächtig!"

„Schade nur," fuhr Nordeck fort, „daß alles dies unter dem jungen Fürsten ein Ende haben wird. Denn wie es scheint, will derselbe die politischen Wege seines Vaters verlassen."

„Freilich! freilich!" meinte der Präsident. „Inzwischen wird wohl kein Fürst und kein Minister — schon aus Achtung vor der Unabhängigkeit der Justiz — so tief in die Rechtspflege hineindringen können, daß man die Möglichkeit verliert, dieselbe für seine eigenen und persönlichen guten Zwecke auszubeuten."

„Und zudem," fügte der Assessor hinzu, „kann man dabei noch manches Gute für Andere stiften. So z. B. hörte ich von unserem Registrator, daß Sie, Herr Präsident, bereits das Decret unterzeichnet hätten, welches den braven Dittmar zum Executions-Inspector befördern soll."

Der Präsident blieb plötzlich wieder stehen und sah den Sprecher verwundert an.

Dieser verzog keine Miene.

„Nordeck, daß Sie dies wissen, ist natürlich nicht befremdend; allein, daß Sie es mir sagen, beweist mir, daß Sie noch mehr darüber wissen."

„Was für eine Art von Mehr, Herr Präsident?"

„Nun, mein Gott, über die Motive, die mich bei dieser Beförderung geleitet haben."

„Sollten es denn vielleicht andere sein, als die, welche aus der Zuverlässigkeit, der Diensttreue und besonders der Herzensgüte des alten Dittmar hervorgehen?! Gewiß wollten Sie seinem guten Herzen die Qual ersparen, armen unglücklichen Leuten ihre letzte Habe mit rauher Hand hinwegnehmen zu müssen!"

„Nordeck, Sie verbergen dahinter noch etwas."

„Was, Herr Präsident?"

„Einen Namen!"

„Dann könnte es nur der Namen Emmy sein!"

„Ach, sehen Sie, wie ich Sie ertappe. Nordeck! Sie wissen, daß ich in dies himmlische, reizende, unschuldige Wesen wie ein Toller verliebt bin, und deshalb glauben Sie, daß ich den Vater des Mädchens befördere."

„Ich könnte darin nichts Unnatürliches finden, Herr Präsident."

„Mensch!“ rief der Präsident, „bringen Sie mich nicht um mit dieser Ihrer gußeisernen Ruhe! Sie können als Freund mehr quälen, denn als Feind. Wußten Sie es doch längst, daß ich mich darnach sehnte, mit Ihnen von dem Mädchen sprechen zu können, von Ihnen ihren Namen zu hören, um daran eine für mich wichtige Unterredung zu knüpfen, und jetzt, da ich Ihnen diesen Namen gewissermaßen ausgepreßt habe, gehen Sie darüber hinweg, als ob es die gleichgiltigste Sache von der Welt wäre! Das ist zum Verzweifeln! O, wenn Sie nur fähig wären zu fühlen, wie es in solchen Herzen, wie das meine ist, glühen kann! Wenn Sie nur wüßten, wie sich meine Phantasie Tag und Nacht mit dieser kleinen Zauberin beschäftigt und mir die süßesten Bilder vorgaukelt, in denen sie stets mit so reizendem Kranz der Unschuld mir entgegentritt und entgegenwinkt! Dann würden Sie sich auch einen ungefähren Begriff davon machen können, wie eine solche Gluth mich verzehren muß, wenn ich nicht bald das Ziel meiner Sehnsucht erreiche!

„Und dann?“ fragte der Assessor.

Der Präsident schlug die Augen nieder. „Was meinen Sie, Nordeck?“ fragte er endlich.

„Ich meine, was Sie jenseits des Zieles Ihrer Wünsche fühlen oder thun werden?“

„Habe ich denn auch wohl Sinn, jetzt daran zu denken?! Vergessen Sie doch nicht, daß Emmy Dittmar meine Leidenschaft für sie noch nicht kennt, vielleicht kaum bemerkt hat, weil meine Stellung zu ihrem Vater mir verbot, mich ihr zu nähern. Ich kann mich doch unmöglich compromittiren.“

„Nun, das könnte sich ja durch die jetzige Beförderung des Vaters ändern.“

„Nordeck, Sie sind ein Teufel! Sie durchschauen mich stets!“

„Ist das als Vertrauter nicht meine Pflicht!· Muß ich Ihnen als solcher nicht auf halbem Wege entgegenkommen? Und wäre dies möglich, wenn ich nicht voraussähe, welchen Weg Sie einschlagen werden?“

„Nun denn, mein Freund, kommen Sie mir auf halbem Wege entgegen und sagen Sie mir, was ich thun soll, um zu meinem Ziele zu gelangen.“

„Ich kann Ihnen nur sagen, was ich thun würde, wenn ich in Ihrer Stellung Emmy Dittmar liebte.“

„Wohlan, ich bin ganz Ohr, mein Freund!“

Der Assessor ließ einige Secunden verstreichen, während welcher er auf dem Gesicht des Präsidenten zu lesen schien. Dann hob er an: „Wenn keine andere Pflicht mich bände; wenn ich keinem anderen Weibe dadurch die Treue bräche; wenn ich keinem verlassenen Herzen ein zu frühes Grab bereitete —“ Bei diesen letzten, langsam und sehr accentuirt gesprochenen Worten bohrten sich Nordeck's Blicke tiefer in das Gesicht des Präsidenten.

„Weiter! weiter!“ rief dieser in sichtbarer Verlegenheit. „Mich bindet keine Pflicht; ich wüßte wenigstens nicht.“ Und da Nordeck seinen Redesatz noch immer nicht beendete, sondern wie fragend in das Gesicht seines Chefs blickte, so riß dieser, um den Blicken ausweichen zu können, ein Blatt von einer nahestehenden Eiche und zerpflückte es dann, wie in Nachdenken versunken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Residenz des alten Regime.

(Schluß.)

Der einstige Thronsaal ist später in einen Salon d'Apollon umgetauft worden. In diesem Gemache nahm Ludwig der Vierzehnte die Huldigung des Dogen von Genua entgegen, der, als man ihn fragte, was ihm als das Merkwürdigste von Versailles erschien, die sehr zutreffende Antwort ertheilte: „Mich hier zu finden.“ Durch das Fenster des sogenannten Agathcabinets sah Ludwig der Fünfzehnte das Leichenbegängniß der einst von ihm so heiß geliebten Marquise von Pompadour mit an. „Die Marquise hat sehr schlechtes Wetter zu ihrer Reise,“ bemerkte der Monarch lächelnd zu einem neben ihm stehenden Höflinge. Dies der einzige Nachruf, welchen er der gefallenen Favorite widmete, die nach vor wenigen Jahren ihn selbst und ganz Frankreich beherrscht hatte! Auch das Schlafzimmer wird uns gezeigt, in welchem der „Vielgeliebte“, einsam und verlassen von Allen, den schwarzen Pocken in jämmerlichster Weise erlag. Alles floh, um nicht selbst von der Krankheit angesteckt zu werden. Als sich der Oberstkämmerer, der Herzog von Villequier, aus dem königlichen Schlafgemach entfernte, befahl er Ludwigs des Fünfzehnten Leibchiruegen, den Körper des Entseelten zu öffnen und die Einbalsamirung der Leiche vorzunehmen. „Gewiß werde ich das thun,“ entgegnete der Arzt, „aber in Ihrer Function liegt es, daß Sie, während ich operire, den Kopf des Todten halten.“ Ohne eine Sylbe darauf zu antworten, suchte der Herzog das Weite, und Ludwigs des Fünfzehnten Leichnam ist weder geöffnet noch einbalsamirt worden.

Versailles, fast anderthalb Jahrhundert hindurch die gewöhnliche Residenz des französischen Hofes, datirt aus den Tagen Ludwigs des Dreizehnten. Dieser jagte mit Vorliebe in den ansehnlichen Wäldern der Gegend und errichtete, um auf dergleichen Expeditionen nicht mehr in einem Wirthshause am Wege oder einer Windmühle übernachten zu müssen, zunächst einen kleinen Pavillon, aus welchem im Laufe der Zeit, immer wachsend und wachsend, der ungeheuere Gebäudecomplex entstanden ist, welchen wir noch heute bewundern. Nach der ersten Revolution hörte Versailles auf, königliche Residenz zu sein. Der Convent nahm ein Inventar des darin vorgefundenen Mobiliars auf und verkaufte das letztere. Die Bonapartes haben sich um Versailles niemals sehr bekümmert. Napoleon der Erste vernachlässigte es ersichtlich und nannte es auf St. Helena eine „Bastardstadt“, indem er zugleich die kleinen Summen bedauerte, welche er zur Erhaltung des Schlosses verausgabt hatte. Das große Museum, das es jetzt umschließt, ist wesentlich das „eigenste“ und persönliche Werk Louis Philipps.

Die **Trianons** sind zwei Miniaturpalais, in denen sich die königlichen Bewohner von Versailles von der ermüdenden Majestät dieses letzteren in gemüthlicheren Räumen zu erholen suchten. Es giebt ein Grand und ein Petit Trianon, auf den ersten Anblick aber ist man versucht, das letztere für das erstere zu halten und umgekehrt. Groß-Trianon besteht in affectirter Bescheidenheit blos aus einem Rez-de-Chaussée, während Klein-Trianon ein Erdgeschoß, ein erstes Stockwerk und eine Art Mansarde besitzt. Den Reiz beider kleiner Schlösser machen ihre Gärten und Lustgehege aus. Wie sehr die Trianons den französischen Herrschern an das Herz gewachsen waren, als Asyle, wo sie sich einigermaßen den Freuden des Privatlebens hingeben konnten, beweist u. a. der Umstand, daß Karl der Zehnte vor seiner Flucht nach England sich noch mehrere Tage im Trianon verbarg. Auch Louis Philipp hielt noch eine kurze Rast daselbst, ehe er von St. Cloud für immer Abschied nahm.

Das Innere von Groß-Trianon ist noch ziemlich in dem Zustande, in welchem Ludwig der Vierzehnte sein „Porzellanhaus zum Frühstücken“, wie der Herzog von Saint-Simon es nannte, im Jahre 1670 einrichten ließ. Mit dieser Rococoausstattung contrastirt eigenthümlich eine neuere Marmorgruppe, ein Geschenk der Mailänder Damen an die jetzige Exkaiserin

Eugenie. Das Kunstwerk stellt symbolisch Frankreich vor, wie es Italien befreit. Einer Besichtigung werth ist auch die neben dem Palais gelegene Salle des Voitures, zu deren Beaugenscheinigung man aber einer speciellen Erlaubniß Seitens des kaiserlichen Oberhofmarschallamtes bedurfte. In dieser Remise werden unter anderen altmodischen Vehikeln die Sänften und phantastischen Schlitten aufbewahrt, deren sich Ludwigs des Fünfzehnten Gemahlin, Maria Lesczinska, die Königin Marie Antoinette und die Dubarry bedienten. Außerdem sieht man daselbst die Carosse Bonapartes als ersten Consuls, die seit jenem Morgen, wo sie die Kaiserin Josephine nach ihrer Scheidung von Napoleon gen Malmaison führte, nie wieder gebraucht worden ist. Am selben Tage zog sich der Kaiser, tiefbewegt, nach Trianon zurück. Ferner gehört zu der Sammlung der Krönungswagen Karls des Zehnten, der nachmals „Lulu", den Kugelhelden von Saarbrücken, zur Taufe trug; ebenso Napoleons des Dritten Hochzeitscarosse, eine Maschine von fabelhaften Dimensionen. Der mich umherführende „unbetivreete Lakai sagte mir auch, wie viele tausend Kilogramms das merkwürdige Vehikel wog, allein ich habe die genaue Ziffer vergessen. Jedenfalls müssen es Pferde von Elephantenkräften gezogen haben. Damals ahnte ich nicht, daß seine Insassen so bald zu den überwundenen Standpunkten zählen würden, obschon es erst im letzten Juni war, daß ich in Trianon umherwanderte. Damals war auch das italienische Witzwort noch nicht erfunden: „Wie viel wird der Krieg kosten?" „Due Napoleoni." (Zwei Napoleons.)

Klein-Trianon zu besichtigen, erlangte man nur schwer die Genehmigung, obschon ich eigentlich nicht begreifen kann, weshalb man diese zu einem Gegenstande solcher Wichtigkeit machte. Denn es ist in der That nichts Sehenswerthes in dem Schlößchen, man müßte denn die Fallthüren dafür gelten lassen, mittels welcher die Tafeln Ludwigs des Fünfzehnten bei dessen berüchtigten petits soupers mit Speise und Trank versorgt zu werden pflegten. Dagegen dürfen wir uns in den höchst anmuthigen Gartenanlagen um das kleine Palais nach Herzenslust ergehen. In ihnen fesselt gar Manches unsere Aufmerksamkeit. So z. B. die hinter dem Orangeriegebäude stehende Korkeiche, ein prachtvolles Exemplar, und das Schweizer Dorf, das, ohne idealisirenden An- und Aufputz, einen durchaus naturgetreuen Charakter trägt und beschaulichen Gemüthern einen anheimelnden Aufenthalt gewähren müßte. Während der großen Revolution miethete ein Versailler Kaffeewirth, Namens Langlais, das Schlößchen Klein-Trianon sammt Umgebungen und machte es zu einem Restaurant, in dessen Gärten große Illuminationen und Feuerwerke veranstaltet wurden. Von Klein-Trianon aus unternahm der Aërostat Garnerin die ersten seiner berühmten Ballonfahrten. Daß in den Trianons die Königin Marie Antoinette jene etiquettelosen Feste feierte, die so sehr dazu beitragen sollten, die unvorsichtige junge Frau dem Pariser Publicum zu verdächtigen, weiß Allewelt. Ob und welche preußischen Bataillone aber augenblicklich in den Trianons campiren, haben uns die Kriegsberichte nicht vermeldet.

Deutsche Weihnachtsfeier in Frankreich.

Aus Etioltes, 29. December, wird dem „N. C." geschrieben: Ein Bericht über die Feier des Weihnachtsabends in unserem Lazareth dürfte nicht ohne Interesse sein. Unser Spital besteht aus zehn Schlössern mit 700—800 Patienten. Wenn ich Ihnen eine Beschreibung des Festes in unserer Abtheilung gebe, so können Sie daraus einen Schluß auf die Feier in unserem ganzen Spital ziehen. Schon längere Zeit vor dem betreffenden Abende war in uns Allen der Gedanke wach geworden, da wir, so ferne von der Heimath, nur wenige Meilen von unseren erbittertsten Feinden entfernt, heuer keine Gelegenheit hatten, das schöne Weihnachtsfest im trauten Familienkreise zu begehen, doch wenigstens eine Erinnerung daran uns zu verschaffen, und der ordinirende Herr Bataillons-Arzt bot auch bereitwilligst seine Hand zur Verwirklichung unseres Plans. Vom Mittage des 24. an waren neben der barmherzigen Schwester geschickte Wärter im Vereine mit Reconvalescenten eifrig bemüht, zwei in den größten Sälen zu ebener Erde und im ersten Stocke aufgestellte hübsche Tannenbäumchen auf's prächtigste zu schmücken. Wer die vielen Aepfel, Nüsse, Zuckerwaaren jeder Art, besonders aber die hübschen Wachskerzen gesehen, hätte kaum geglaubt, daß er sich in einem Feldlazarethe in unmittelbarer Nähe von Paris befände. Punkt 6 Uhr nach beendigter Abendmahlzeit strahlten die beiden Weihnachtsbäume im hellsten Lichtglanze, umringt von der staunenden Schaar unserer Spitalangehörigen. Erhöht wurde die einfache Feier sowie die Freude der Betheiligten durch die Anwesenheit unseres verehrten Herrn Stabsarztes, dessen Herz stets voll von Theilnahme und warmem Eifer für die leidenden Soldaten ist, sowie durch die Gegenwart eines Mitgliedes des deutschen Centralhilfsvereins in der Person eines Johanniters, durch dessen gütige Fürsorge überhaupt nur dieses kleine Fest veranstaltet werden konnte. Eine kurze Weile stiller Betrachtung, und man schritt zur Vertheilung der Gaben. In militärischer Ordnung reihten sich die Soldaten einer hinter den anderen und empfing Jeder eine vollständige neue Leibwäsche, Cigarren und Rauchtabak in hinreichender Menge. Man konnte es schon an den zufrieden lächelnden Mienen unserer Krieger sehen, wie glücklich sie sich an jenem Abende fühlten, aber sie ließen ihrer Freude auch freien Lauf, und gar manche Worte des innigsten Dankes wurden laut gegen die milden Geber dieser so willkommenen Gaben aus fernem Heimathlande. Um aber auch ihren minder glücklichen Kameraden, die noch nicht im Stande waren, sich von ihrem Schmerzenslager zu erheben, die Theilnahme an der allgemeinen Freude zu ermöglichen, trugen die Soldaten die beiden Christbäume aus dem großen Saale in jubelndem Zuge in alle, auch die kleinsten Zimmer. Mit einem kleinen Festmahl, aus Schinken und Glühwein bestehend, endete der uns Allen unvergeßliche Weihnachtsabend von 1870.

Mit Neuigkeiten anderer Art kann ich Ihnen nicht viel dienen. Von meinen Fenstern aus fällt mein Blick über eine herrliche Landschaft gerade auf die kaum einen Büchsenschuß vom Schlosse entfernt vorbei fließende Seine und auf die beiden, am rechten Ufer derselben entlang nach Paris, am linken nach Orleans führenden Heerstraßen, die beide gegenwärtig ganz besonders belebt erscheinen. Bis vor wenigen Tagen noch war es eine Seltenheit, auf denselben hie und da eine Patrouille Ulanen oder Dragoner ziehen zu sehen; einige Male auch passirte ein Zug vor Paris gefangener Franzosen die Straße oder ein Ambulance-Zug rollte langsam nach den zahlreichen in den benachbarten Dörfern zerstreuten Spitälern. Seit einigen Tagen aber sieht und hört man ununterbrochen bei Tag und Nacht endlose Caravanen bayerischer Proviant- oder preußischer Munitionscolonnen auf den hart gefrorenen Straßen dahin rasseln, um bei Corbeil die Seine zu überschreiten, um zu unseren im Süden kämpfenden Truppen zu gelangen, oder es arbeitet sich mühsam eine bei den Belagerungsarbeiten verwendete riesige Straßenlocomotive durch die vielen Windungen ihrer Bahn hindurch; manchmal auch möchte man sich in die Zeit der Entstehung der Eisenbahnen zurückversetzt glauben, wenn man auf der wiederhergestellten Bahnstrecke Corbeil-Orleans einen ganz kurzen Train von Pferden gezogen, in ganz mäßigem Tempo dahin fahren sieht. Täglich hallt auch der Donner der Geschütze vor Paris an unsere Ohren, bald als mächtiges Krachen in langen Zwischenpausen, bald ist es ein ununterbrochenes dumpfes Gemurmel, vergleichbar dem Echo des Donners, wie wir es von den hohen Felswänden unserer bayerischen Berge wiederhallen hören, so daß es selbst einem geübten Ohre schwer fallen dürfte, die Zahl der Salven in einer Minute genau zu unterscheiden.

Seit einer Woche ist auch bei uns der Winter mit seiner ganzen Strenge eingekehrt. Am 23. December zeigte mein

Thermometer —10° R. und ist seitdem constant auf —5° R. geblieben; eine dünne Schneedecke hüllt Wald und Feld ein, soweit sie sich dem Auge darbieten, und selbst der sonst so majestätisch einherfluthende Seine-Strom liegt ganz in Eisesbanden gefesselt ohnmächtig da, ein getreues Bild der Hauptstadt, deren Geschichte mit der seinen so enge verflochten, deren frühere Macht und Größe er geschaut und von deren unausbleiblichem Falle er auch diesmal Zeuge sein wird. Trotz dieser für einen Feldzug so ungünstigen Witterung ist der Gesundheitszustand der Armee, nach unserem Spitale zu schließen, ein durchaus befriedigender. Zwar ist die Zahl der in unserem Spitale Behandelten so ziemlich auf der gleichen Höhe geblieben. Aber die vielleicht furchtbarste Krankheit, die Ruhr, ist fast gänzlich erloschen, und auch der Typhus tritt, wenn gleich nicht minder heftig, so doch weniger zahlreich auf. Dagegen gehören acute Erkrankungen der Athmungsorgane in Folge der trockenen kalten Temperatur schon nicht mehr zu den Seltenheiten in den Spitälern, und es nehmen diese, neben den leichten gastrischen Fiebern, hauptsächlich durch die ungeheueren Anstrengungen in den letzten Wochen hervorgerufen, unter den herrschenden Krankheiten den ersten Platz ein. Verwundete machen uns nicht viel zu schaffen, da die meisten, wenn sie nur irgendwie einen Transport zu ertragen vermögen, in die Heimath zurückgeschafft werden.

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Der wegen seiner trefflichen Kriegsberichte schnell bekannt gewordene Correspondent der „Daily News" im Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen erzählt eine Anekdote von persönlicher Tapferkeit, die mit den Worten des Berichterstatters wiedergegeben zu werden verdient: Im 1. Bataillon des 3. Garde-Grenadier-Regiments „Königin Elisabeth" befindet sich ein blutjunger Lieutenant mit dunkelem Gesicht und klaren schwarzen Augen. Er heißt v. Schramm und kann nicht wohl mehr als 17 Jahre zählen. Wäre er Engländer, so befände er sich wohl noch in Eton auf der Schule. In Deutschland hat aber der junge Mann bereits die Schule hinter sich, seine Examina überstanden, sein Patent erhalten, das Eiserne Kreuz verdient und ist nun Bataillons-Adjutant. Als Major v. Altrock am 20. sein Bataillon nach Le-Bourget hineinführte, wurde v. Schramm krank in Aulnay zurückgelassen. Der Kanonendonner am 21. machte ihn gesund; das Regiment war im Feuer, und er war nicht mit dabei. Er sprang auf's Pferd, ging durch das überschwemmte Gebiet bei Blanc Mesnil und jagte durch das Artilleriefeuer bei Drancy in das Dorf Le-Bourget hinein. Das Regiment „Königin Elisabeth" war aber mittlerweile beinahe schon aus dem Orte hinausgedrängt worden, und v. Schramm fand sich mitten unter den Franzosen. Vom Pferde springen und in ein Haus hineinstürzen, war das Werk eines Augenblickes. Aber die Hoffnung auf eine mögliche Hinterthür erfüllte sich nicht. Der Lieutenant war gefangen. Man verlangte ihm sein Ehrenwort ab, aber er verweigerte es und wurde daher von zwei Officieren und zwei Mann in der Richtung auf St. Denis abgeführt. Auf dem Wege durch den Park von Le-Bourget kam der kleine Zug in das Feuer der abziehenden Garde-Grenadiere, und der Officier, der v. Schramm's Degen trug, stürzte getroffen nieder. Im Nu hatte v. Schramm seinen Degen wieder in der Hand, hieb den anderen Officier seiner Escorte nieder, stürzte sich in's Wasser und schwamm unerreicht von den feindlichen Kugeln in seinen Kleidern zu seinen Kameraden zurück. Das beste an der Sache ist, daß ihm das kalte Bad nicht nur nicht geschadet, sondern die Krankheit ausgetrieben hat. Man darf letzteres wenigstens annehmen, wenn man den jungen Krieger sich an einem mächtigen Mittagessen und zwei Flaschen Bier laben sieht.

— Aus Montereau wird unterm 21. December die nachstehende kleine Kriegsgeschichte mitgetheilt: Ein Kamerad von mir ging neulich, kurz nach der Wiedereinnahme von Orleans Seitens unserer Truppen, durch die Straßen dieser Stadt und hörte aus einem der größten und glänzendsten Café-chantant-Locale die rauschenden Klänge eines Pianos, von geübten Händen gespielt, ertönen. Neugierig und erstaunt, daß unmittelbar nach der Niederlage der Loire-Armee sich ein leichter Sinn in so lustigen Tönen schon wieder ergehen lassen kann, betritt er das Local und findet dort folgende Scene: Auf dem für die Sänger bestimmten Emporium sitzt am Flügel ein preußischer Trainsoldat und spielt nach Herzenslust, mit dilettantischer Meisterschaft; unten aber in dem großen, weiten, glänzenden Saale stehen, den ganzen Raum füllend, dicht gedrängt, Kopf an Kopf als stumm lauschende Zuhörer — lauter Pferde und nichts als Pferde.

Mannichfaltiges.

— Seitdem Tyndall auf die hygienische Bedeutung jener kleinsten Körper aufmerksam gemacht hat, welche er als „Sonnenstäubchen" bezeichnete und deren Vorhandensein er fast an allen Orten unseres täglichen Aufenthaltes nachwies, forscht man mit dem Mikroskope immer schärfer nach den verborgensten mechanischen Anhängseln der Atmosphäre. Jüngst hielt nun Dr. Sigerson in der Royal Irish Akademy zu Dublin einen sehr anziehenden Vortrag über die mikroskopischen Bestandtheile gewisser specieller Atmosphären und erzählte, daß er die Luft in Werkstätten und Fabrikräumen, wie vorauszusehen war, mit Partikeln solcher Körper angefüllt fand, welche dem betreffenden Industriezweige entsprechen. So zeigte sich in den Eisenwerken Kohle, Asche und Eisen, das letztere in der Form durchsichtiger hohler Kügelchen mit 1/5000 Zoll Durchmesser. Die Luft einer Nähstube war mit herumschwebenden Fäden von Leinen und Baumwolle, sowie verschwindend kleinen Eiern erfüllt, und an Orten, wo Getreide gedroschen wird, ist die Atmosphäre reich an Fasern, Stärke und vegetabilischen Sporen. Die Luft in Schriftgießereien und Buchdruckereien enthält Antimon, in Ställen zeigen sich Haare und andere animalische Theile; jene von Secirsälen wird als ganz besonders scheußlich geschildert. Den Staub von Flachsschwingen erklärt Dr. Sigerson für ebenso gefährlich als jenen der berüchtigten Stahlschleifereien. Hier liegt noch ein offenes Feld für die Gesundheitspflege.

— Aus England wird geschrieben: Eines der ungewöhnlichsten, je gemeldeten Ereignisse soll sich unlängst im südlichen Stillen Ocean zugetragen haben. Capitain Block von der Barke „Adolphe", von Iquique nach London bestimmt, berichtet, daß er bei'm Passiren der neuen Hebrideninseln das gänzliche Verschwinden der Insel Aurora wahrgenommen habe. Die Insel war eine der größten und fruchtbarsten in dieser Gruppe, hatte eine Länge von 36 und eine Breite von über 5 Meilen und lag im 15. Grad 2 F. südlicher Breite und 168. Grad 25 F. östlicher Länge. Es war bekannt, daß zwei der Inseln Vulcane enthielten, aber alle anderen Inseln hielt man allgemein beinahe für gänzlich frei von vulcanischen Einflüssen. Wie und wann Aurora mit seinen Einwohnern im Stillen Ocean versunken ist, wird wohl unbekannt bleiben, wenn Capitain Block nicht Specielleres über die Katastrophe mitbringt.

— Nahe dem Forum des Trajan in Rom hat man einen kolossalen Torso aus Porphyr vom reinsten Style ausgegraben; man glaubt, daß derselbe zur Bildsäule des Trajan gehört. Die Regierung beabsichtigt, denselben für das capitolinische Museum anzukaufen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 4. Vierter Jahrgang. 1871.

*Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

„Also zur Sache, mein Lieber!“ sagte der Präsident im Weitergehen. „Was ist Ihrer langen Vorsätze kurzer moralischer Nachsatz?“

„Daß ich das Mädchen, welches ich liebe, heirathen würde!“ erklärte mit Festigkeit der Gefragte.

Der Präsident brach in eine Art convulsivischen Lachens aus, indem er dann schneller weiter ging. „Nordeck, wahrhaftig, Sie sind reif für eine Herrenhuter Gemeinde, aber unlauglich zum Rathgeber für einen Mann von Welt- und Lebenslust. Wenn die Heirath die logische Folge der Liebe wäre, dann hätte ich das Privilegium haben müssen, dessen sich die Nachfolger Muhamed's erfreuen. Sagen sie mir doch um des Himmels willen, haben Sie denn jemals schon eine solche moralische aber richtiger wohl philiströse Anwandlung gehabt?“

„Ich? Nein! Denn ich habe noch nie geliebt!“ antwortete Nordeck, indem seine Augen einem Schwarm von Krähen folgten, die krächzend über den Häuptern der beiden Männer hinweg zogen.

„Ah, dann sind Sie ernstlich zu beklagen, mein lieber Freund!“ betheuerte der Präsident; „und Ihr naiver Rath erklärt sich ganz von selbst. Sie Unglücklicher! Schon über die Dreißig hinweg und noch nicht einmal geliebt?! Was wäre mir das Leben ohne die Liebe, ohne diesen süßen Taumel, der so lange währt und beseligt, wie es noch etwas zu erringen giebt, mit dem Ringe selbst aber endet! Emmy heirathen? Thörichter Gedanke! Das hieße eine Blume der Tropen in den Polarkreis verpflanzen? Sie, Nordeck, kennen ja dieses wunderholde Geschöpf genau, nicht wahr?“

„Wie man ein Mädchen von einigen zufälligen Begegnungen kennt, Herr Präsident. Sie sandten mich ja selbst mit einem Auftrage in ihr Haus. Sie ist in der That ein wunderholdes Geschöpf!“

„Aber, wenn ich nicht irre, Nordeck, so sah ich Sie noch gestern Abend mit dem Mädchen zusammen, ohne daß Sie einen Auftrag an den Vater hatten.“

„Sehr richtig, Herr Präsident, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß Emmy's Cousin, der das Mädchen liebt und heirathen will, der Dritte im Bunde war. Als ich den Präsidenten von Bornstedt, tief in seinen Havelock gehüllt, wie einen Schatten uns nahen sah, ging ich mit Beiden zur anderen Seite hinweg, um ihn nicht in die Verlegenheit zu bringen, von ihnen erkannt zu werden.“

„Sie sind und bleiben ein Teufel, Nordeck, daß Sie mich selbst da finden, wo ich Ihnen nicht begegnen will.“

„Sie verharren also bei dem Teufel, Herr Präsident?“ entgegnete der Assessor verschmitzt lächelnd. „Freilich, ich las einst in dem Buche eines berühmten Mannes, daß es dem Maler leichter, einen Original-Teufel zu malen, als einen Engel zu copiren.“

„Ah, fein gesagt,“ bemerkte der Präsident. „Nur die Nutzanwendung des Ausspruches ist mir ein wenig dunkel.“

„Wie die Dämmerung, die jetzt hereinbricht!“ entgegnete ablenkend der Assessor, der inzwischen stehen geblieben war und nach seiner Uhr gesehen hatte. „Es ist spät geworden, Herr Präsident, und wenn wir vor Nacht noch in der Stadt sein wollen, so wird es die höchste Zeit, von unserem freundlichen Wirthe Abschied zu nehmen.“

„O, eilen Sie doch nicht so! Ist mir's doch, als ob die Dämmerung, doppelt dunkel hier im Park, mir mehr Trieb und auch mehr Muth gäbe, von dem Gegenstande meiner Wünsche mit Ihnen zu sprechen. In zwei Stunden können wir in der Stadt sein, kommen also immer noch früh genug zu des Gerichtsraths magerem Souper und schlechten Weinen. Also, noch eine recht wichtige Frage an Sie, mein theuerer Freund. Möchten Sie mein Idol über seine Empfindungen für mich ausforschen?“

„Diese Mission hat keine Schwierigkeit,“ entgegnete der Gefragte; „denn das Mädchen hat mich bereits über den Herrn Präsidenten selbst ausgeforscht.“

„Wahrhaftig?“ rief der Chef des Gerichtshofes mit der Miene eines verliebten Gymnasiasten. „Und was wollte das holde Kind über mich wissen. Ich bitte, reden Sie.“

„Emmy Dittmar,“ gab Nordeck zur Antwort, „wollte etwas Näheres über den Charakter eines Mannes erfahren, der ihrem Vater schon so manchen Beweis von Wohlwollen und Herzensgüte gegeben.“

„Fragte sie nicht auch, ob ich eine Geliebte habe?“

„Nein, Herr Präsident.“

„O, das kommt noch! Nordeck, ich kann mich dem holden Engel nicht eher nahen, bevor ich ihres Herzens also auch ihrer Verschwiegenheit sicher bin. Darum müssen Sie für mich wirken; und wenn es Ihnen gelingt, ihr ein billet-doux zu entlocken, welches mir ein zärtliches Stelldichein in Aussicht stellt, so ist Ihnen die Ernennung zum Gerichtsrath sicher. Man soll mich niemals undankbar nennen! Aber Sie schweigen ja so ganz und gar, mein Freund?“

„Ich überdachte, wie ich am besten für Ihre Wünsche wirken könne, Herr Präsident.“

„Herr Präsident, Herr Präsident! Wie das so fremd und zurückhaltend klingt, mein Freund. Wenn wir unter uns sind, so betrachten Sie mich nicht blos als Ihren älteren Freund, sondern behandeln Sie mich auch als solchen und nennen Sie mich mit meinem Namen, auch „Du“, wenn Sie wollen.“

„Das letztere möchte ich ablehnen, mein lieber Bornstedt,“ entgegnete der Assessor, der sich sichtlich gegen jede Vertraulichkeit sträubte, die er gegen den Präsidenten an den Tag legen sollte, während ihm jede andere, die der Präsident ihm erwies, willkommen zu sein schien.

„Und Ihr Grund, mein Freund?“ fragte der Präsident.

„Ich möchte mich im Beisein Anderer verrathen!“ gab der Assessor zur Antwort, und zwar mit einer so eigenthümlichen Grimasse seines Mundes, daß der Präsident, wenn er sie hätte bemerken können, was bei der angebrochenen Dämmerung aller-

dings nicht möglich war, jedenfalls sehr mißtrauisch geworden wäre.

Freilich! freilich das könnte möglich sein!" stimmte derselbe bei. „Aber was werden Sie dem Gegenstande meiner Wünsche sagen, mein theuerer Freund?"

„Jedenfalls Alles, was das Mädchen bestimmen könnte, Ihnen ihr Herz zu schenken."

„Sie liebt ja wohl ihren Vater recht sehr?"

„Ganz außerordentlich! Sie wäre im Stande, ihr Leben für ihn zu opfern."

„Also doch auch jedenfalls das, was ein viel geringeres Gut ist, als das Leben. Glauben Sie, daß sich der alte Dittmar durch Bevorzugung im Amte oder durch höhere Besoldung gewinnen lassen werde, ein Verhältniß zwischen mir und seiner Tochter zu dulden? Ich würde dadurch viel freier und ungenirter in meiner Bewerbung sein!"

Der Assessor antwortete nicht; er schien vielmehr in Nachdenken versunken zu sein über den Grad moralischer Verworfenheit, den sein Chef ohne Rückhalt zur Schau trug.

„Aber, Nordeck, Sie reden ja wieder kein Wort; Sie scheinen zerstreut! Was ist Ihnen? woran denken Sie?"

„Ich denke eben, mein lieber Bornfiedt," entgegnete der Assessor, „daß, wenn ich meinem Gehör trauen darf, wir nicht lange mehr allein sein werden. Und da, sehen Sie, ich täuschte mich nicht. Dort kommt Herr von Harst mit mehreren Herren. Wollen Sie ihnen entgegen gehen? Ich werde unterdeß Befehl geben, daß unser Wagen vorfahre."

Der Präsident sah kopfschüttelnd seinen Begleiter an, indem er sagte: „Da scheint Ihnen der Zufall sehr à propos gekommen zu sein. Denn ich möchte wetten, mein Freund, Sie dachten jetzt an etwas anderes als an die Kommenden."

„An was, mein Freund?"

„Ja, weiß ich's denn? Sehen Sie, Nordeck, ich kenne Sie doch nun bald zwei Monate; aber Ihr Wesen bleibt mir noch immer räthselhaft, obgleich ich täglich mit Ihnen verkehre. Und doch hat noch Niemand, am allerwenigsten in so kurzer Zeit, mein Vertrauen, meine Freundschaft in so hohem Maße gewonnen wie Sie. Möchte ich mir niemals sagen müssen, daß ich Beides zu leichtsinnig verschenkte! Doch ich sehe, Sie werden bei diesem meinem Zweifel ungeduldig. Verzeihen Sie mir, und auf Wiedersehen dann als junge, aber gute Freunde!" Der Sprecher drückte seinem Begleiter die Hand und verließ ihn schnell, um Herrn von Horst entgegen zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Eisenbahnfahrt nach Californien.

(Aus dem „Nautical Magazine".)

Die Pacific-Eisenbahn, welche etwa 1914 engl. Meilen lang ist, beginnt in Omaha, im Staate Nebraska, und durchzieht nacheinander diesen Staat, das Territorium Wyoming und die Staaten Utah, Nevada und Californien. Sie ist in zwei Abschnitte getheilt: die Union Pacific, 1032 engl. Meilen lang, bis Ogden in Utah, und die Central oder Western Pacific, 882 engl. Meilen lang, von Ogden bis nach San Francisco. Man kann sie auf jeder der drei Eisenbahnlinien von Chicago aus erreichen; auch steht sie in unmittelbarer Verbindung mit St. Louis. Von New-York aus braucht man sieben Tage, um nach San Francisco zu gelangen, von Toronto sechs, von Chicago fünf, und von Omaha vier Tage und sechs Stunden. Die Fahrpreise schwanken je nach den Orten, wo man Billete kauft; für die aus dem fernen Osten oder Canada Kommenden aber ist es vortheilhaft, wenn sie zu Hause Billete für die ganze Strecke nehmen. Von Chicago aus sind die Preise: erste Classe 118 Dollars, zweite Classe 93 Dollars, in Greenbacks. Es giebt auch Wagen dritter Classe für Auswanderer und Andere, die wohlfeil reisen müssen; sie werden den Güterzügen angehängt, welche ungefähr die doppelte Fahrzeit brauchen. Billete für die ganze Linie, dritter Classe, kosten von New-York aus 60 Dollars; wohlfeiler kann man sie in keiner der zwischenliegenden Städte oder der Zwischenstationen kaufen. Nur ein Zug von Wagen erster und zweiter Classe geht täglich von Omaha ab, und zwar um 1 Uhr Nachts; übrigens giebt es auch einen Wochenzug von Pullman-Palace-Wagen, der Omaha an jedem Donnerstag verläßt. Diesen kann der zur Ueppigkeit Neigende aber der in seiner Gesundheit Geschwächte benützen. Der Zug ist nach Art eines Gasthofs ersten Rangs eingerichtet, und man kann darin dem Müßiggang, dem Schlafen, Essen und Trinken, Rauchen und Waschen fröhnen, und volle Bedienung haben. Diejenigen, denen das Rauchen unangenehm ist, sollten keine Billete für die zweite Wagenclasse der täglichen Züge nehmen, da sie in doppelter Eigenschaft benützt werden. Schlafstellen kosten für jede Nacht zwei Dollars oder sechzehn Dollars für die beständige Besitznahme einer solchen während der ganzen Fahrt. Im Dienste der zweiten Classe giebt es indeß für Reisende keine Schlafstellen; sie müssen es sich in ihren Sitzen so bequem zu machen suchen, als sie eben können. Bei Nacht sind Wollendecken oder grobe wollene Tücher und dicke Shawls entschieden nützlich. Sämmtliche Wagen sind an jedem Ende mit einem Ofen versehen, und man heizt sie, wenn der Zustand der Witterung es erfordert. In den Wasserbehältern ist beständig Eis, und es wird überhaupt Alles gethan, um das Reisen so angenehm als möglich zu machen.

Hat man Omaha erreicht, so ist die erste Sorge, daß man sich nach seinem Gepäck umsieht. Es mag eine oder zwei Stunden brauchen, bis man damit in's Reine kommt, allein da der Aufenthalt mehrere Stunden dauert, so hat man hinlänglich Zeit, zu seinen Koffern zu gelangen. Hundert Pfund Gepäck sind jedem erwachsenen Reisenden freigegeben — Gepäck über dieses Gewicht ist mit 15 Cents für jedes weitere Pfund belastet. Das Gepäck wird indeß nicht immer gewogen, und mit Felleisen, Säckchen und Körben, welche man in den Wagen nimmt, befaßt sich die Bahnverwaltung nicht. Einige der Reisenden hatten ein beträchtliches Extra-Gepäck, ja ein Mann hatte für ein solches 250 D. zu bezahlen, und doch hätte er dasselbe um die Hälfte der Kosten gerade eben so gut als Frachtstück absenden können, da die Verspätung eine ganz unbedeutende ist. Wenn man seinen Lebensmittelkorb, ein nothwendiges Erforderniß bei jedem Reisenden auf dieser Linie, nicht bereits gut gefüllt hat, so ist es nun Zeit, dafür zu sorgen, und man wird in dem ganz nahe an der Station liegenden Speisesaal das Nöthige finden. Ich murrte hier über einige der Preise für Eßwaaren, allein der Eigenthümer erwiderte: er müsse seinem Koch monatlich 140 Dollars bezahlen — eine Angabe die ich mir die Freiheit nahm in Gedanken zu bezweifeln. Es giebt indeß längs der ganzen Bahn Eßstationen, in welchen Mahlzeiten zu einem Preise von 75 Cents bis 1 Dollar geliefert werden. Besser aber ist es, wenn man für diese Ausgaben Greenbacks hat, da man für Gold oder Canada-Scheine nicht den vollen Werth bekommt, indem sie nur als amerikanische Valuta im Umlauf sind. An diesen Eßstationen werden die Körbe beständig wieder gefüllt, und Obst- und Pasteten-Verkäufer kommen auf allen Hauptstationen in die Wagen, so daß man des Hungers wegen keine Furcht zu haben braucht. Da ein Becher Thee oder Kaffee 15 bis 25 Cents kostet, je nach den Anforderungen des Etablissements, in welchem diese Nahrungsmittel zu kaufen sind, so thut man klug daran, sich einen Thee- oder Kaffeetopf für eine ganze Familie füllen zu lassen.

Der Zug, in welchem ich reiste, war dicht besetzt, wie dem

Vernehmen nach alle Züge auf dieser Bahn. Da die Reise lange dauert, ist es wünschenswerth, daß man sich mit seiner Reisegesellschaft auf möglichst freundschaftlichen Fuß stellt. In der zweiten Classe oder dem Rauchwagen war eine Gesellschaft englischer Zigeuner, welche durch ihren Lärm und ihre schmutzigen Gewohnheiten sehr unangenehme Gefährten waren. Sie nahmen sich die Freiheit, im Wagen zu kochen, was man sie ungehindert thun ließ. Wir hatten auch einige charakteristische Männer im Zuge, darunter einen Jägersmann aus Missouri, der sich zu seinem Sohn, einem wohlhabenden Landmann am King River in Californien, begab. Er kam als Knabe aus Kentucky nach Missouri, und behauptete, daß sein Vater ein naher Verwandter Daniel Boons, des Gründers oder ersten Ansiedlers dieses jetzt berühmten Staats, gewesen sei. Zwanzig Jahre zuvor hatte er das Land auf einem Jagdzug durchwandert und jetzt natürlich große Veränderungen seitdem wahrgenommen. Damals waren Ansiedelungen noch unbekannt; der Büffel, der jetzt unsichtbar ist, schwärmte zu Tausenden über die Prairieen, und der rothe Mann trug nur seine Kriegsfarbe.

Omaha und dem großen schlammigen Missouri-Fluß Lebewohl sagend, trat das Eisen-Roß seinen Marsch nach dem Stillen Ocean über eine breite Fläche ebenen Landes von etwa 500 englischen Meilen Ausdehnung an. Zur Linken war der Platte-Fluß, welcher den Bahnzug in verschiedenen Windungen 700 englische Meilen weit begleitete. An dreißig Stationen kamen wir nacheinander vorüber, bis wir North-Platte-City, 290 engl. Meilen von Omaha, erreichten. Hier nimmt ein Zweig des Flusses eine nördliche Richtung — daher der Name der Stadt, die 600 Einwohner haben soll. Fremont, ein 47 englische Meilen von Omaha entfernter Ort, hat der Angabe zufolge 2500, und Columbus, etwa 80 englische Meilen, 800 Einwohner. Flaches, verdorrt aussehendes Prairie-Land, auf dem hier und da die einfachsten Arten hölzerner Häuser stehen und schwachwüchsige Bäume sich längs den Ufern der Flüsse und Seitenarme hinziehen, sind die einzigen Gegenstände, worauf das Auge ruhen kann. Dessenungeachtet ist das Land gut, und schöne Bauerngehöfte sind nicht selten. Auf 200 engl. Meilen ist es von Deutschen besiedelt, in Fremont aber hörte ich fast nur die französische Sprache sprechen. Große Rindvieh- und Pferdeherden waren häufig sichtbar. Auf der Ostseite des North-Platte ist Fort Macpherson, das erste einer Reihe von Forts, in denen Soldaten der Vereinigten Staaten, um die Indianer zu überwachen, stationirt sind. Wir sahen indeß keinen dieser Ureinwohner, bis wir Utah erreicht hatten.

Von North Platte nach Cheyenne, im Territorium Wyoming, sind es 21 Stationen. Cheyenne City ist 516 englische Meilen von Omaha, und zwischen ihm und North Platte liegt das einstmals berüchtigte Julesburgh, welches sich während der Zeit der Herstellung der Bahn, seines raschen Wachsthums, seiner Mordthaten und seiner Schlemmerei wegen, einen Namen gemacht hat. Jetzt aber bezeichnen nur drei oder vier unbedeutende Häuser, außer der Eisenbahn-Station, den furchtbaren Platz, und wäre nicht auf einem der Häuser die Inschrift: „Julesburgher Magazin (Julesburgh store)" gestanden, ich hätte die Stelle nicht bemerkt. „Prairie Dog City" liegt ungefähr 60 englische Meilen weiterhin. Glauben Sie aber nicht, daß dies eine Art menschlicher Wohnung ist. Es wird im Gegentheil nur von kleinen Thieren bewohnt, welche Aehnlichkeit haben mit großen rothen Eichhörnchen, die sich in den Boden eingraben, und sechs bis zwölf Zoll hohe Erdhügel aufwerfen. Von hier an hat der Boden eine große Strecke weit ein sehr unfruchtbares Aussehen, und die von den scheuen kleinen Thieren aufgeworfenen Hügel zeigten nichts als groben Kies. Eigenthümlich ist, daß Schlangen und Eulen ihre unterirdischen Wohnungen mit den Prairie-Hunden theilen. In Omaha beträgt die Höhe über dem Meeresspiegel 1142 Fuß, in Cheyenne dagegen 6011 Fuß, was sonach in der Steigung einen Gewinn von 4899 Fuß zeigt. Diese Steigung nimmt zu, bis die Wasserscheide des Festlandes unter den Felsengebirgen erreicht ist. Cheyenne liegt am Fuße der östlichsten Reihe der Felsengebirge, genannt die „Schwarzen Berge (Black Hills)", wo die ungebrochene Prairie endigt. Es soll eine Bevölkerung von 3000 Seelen dort wohnen. Von hier an zieht sich die südliche Pacific-Eisenbahn über Colorado, längs dem Fuße der Felsengebirge, nach Denver-City, 160 englische Meilen entfernt. Bei Denver-City sind einige der höchsten Pics der Felsengebirge, so z. B. Pike's Peak und Grey's Peak; der letztere erhebt sich zur Höhe von 14,000 Fuß. In Cheyenne beginnt, kann man sagen, das Ansteigen der Felsengebirge, allein es geht so stufenweise vor sich, daß es kaum bemerkbar ist. In Nebraska und Wyoming hat man das Stimmrecht des weiblichen Geschlechts durchgesetzt, und in letzterem Ort ist kürzlich eine Wahl vorgekommen, bei welcher beinahe jede Frau im Territorium ihre Stimme abgegeben hat. Da sich daselbst aber nur fünf- oder sechshundert Frauen befinden, so sind keine ernsten Folgen daraus hervorgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Der „Köln. Ztg." wird von einem rheinischen Jägeroffizier folgende Skizze des Kampfes um Daours in der Schlacht von Querrieux mitgetheilt. Wir sahen von der Hochebene vor Bussy aus die vorzügliche Aufstellung des Feindes auf den Höhen jenseits der beiden Dörfer, die Dörfer selbst zu unseren Füßen, vortrefflich flankirt und verbunden durch dichtes Weidengehölz. Gegen 1 Uhr war in dem links liegenden Dorfe Bussy lebhaftes Infanteriefeuer entwickelt, ebenso in den links vor uns liegenden Weidenbüschen. Das rechts eine Viertelstunde von Bussy entfernt, 1000 Schritte vor uns hinter dem Gehölz sich hinziehende Daours lag noch wie im tiefsten Frieden vor uns, kein Schuß knallte uns aus seiner Lisière entgegen. Wer sollte geahnt haben, daß hier 4000 Feinde, meist Marinesoldaten und französische Jäger, in fester Deckung auf der Lauer lagen. Die vorgesandten Ulanen- und Husarenpatrouillen bekamen keinen „Dampf". Ohne Weiteres löste sich daher unser Bataillon in Tirailleurschwärme auf und stieg die Thalneigung hinab in der Absicht, durch das nicht oder nur schwach besetzte Dorf vorzudringen und den im Gehölz und in den Straßen des anderen Dorfes kämpfenden Franzosen in die Flanken zu fallen. Wir glaubten uns bei diesem Vorgehen so sicher, daß selbst unsere Packpferde den Compagnieen folgen durften. Bereits war unsere 2. Compagnie rechts bis zwischen die Hecken vorgedrungen, ohne von einem Schuß behelligt zu werden, die anderen Compagnieen waren im Begriff, auf der Hauptstraße ins Dorf hineinzugehen. Da plötzlich zwitscherten ganze Garben Gewehrkugeln über uns weg, Granaten sausten vom jenseitigen Abhange auf uns herab, und so war der Moment gekommen, daß wir uns im Laufschritt zum Angriff zwischen die Häuser werfen mußten. An ein Abwarten war hier nicht mehr zu denken; es hieß entweder — oder, und so ging es denn an die Erstürmung des fortificirten Dorfes. Mann an Mann lagen die französischen Soldaten und Civilisten hinter Mauern, in den Stuben- und Dachfenstern, hinter Thoren und Hecken und hagelten ein mörderisches Kreuzfeuer in unsere Reihen. Der Kirchthurm war wie ein kugelspeiender Monitor, bedient von Marineinfanterie. Sieben Stunden dauerte der Straßenkampf, bei welchem im späteren Verlaufe unser (8.) Jägerbataillon von einzelnen Compagnieen 65er, 33er und 3er unterstützt wurde. Jedes Haus mußte einzeln genommen werden von verschiedenen Fronten. Die gegenseitige Erbitterung erreichte den höchsten Grad, wie an den Straßenecken gleichzeitig aus den Barricaden und den Häuserreihen ein mehrseitiges Kreuzfeuer durch die Fensterscheiben rasselte. An solchen Plätzen war man weder in den Stuben noch auf den Straßen sicher. Die Kugeln flogen von oben nach

unten, wie von unten nach oben nach allen Richtungen, von einem Nachbarhause ins andere, von den oberen Etagen und den Dächern der einen Häuser in die unteren Etagen, Parterrezimmer und Hausfluren der gegenüberliegenden. So waren denn in allen Häusern die Binnenwände der Zimmer, Decken, Fußböden, Schrankthüren, Gardinen, Möbel, alles voll Kugellöcher, theils von Gewehr-, theils von Revolverschüssen, wie denn überhaupt in diesem Kampfe die Revolver am Platze waren und den Unseren große Dienste geleistet haben. Die Deckungen, welche der aus den Häusern herausgerissene Feind auf der Straße suchte, waren mannichfaltig. So suchte z. B. an einer Straßenecke ein zielender Marinesoldat sich hinter einem zinkenen Wasserkandel zu decken; sofort blitzte eine preußische Jägerkugel durch den Kandel, riß ein Stück von letzterem und auf Distanz von wenigen Schritten ein Stück Schädel des Franzosen weg. Der ganze Dorf- und Straßenkampf schien commandirt zu werden von einem Marinemajor, welcher mit seinem Adjutanten und Stabe hoch im Kirchthurm saß und das ganze Dorf mit seinen vier Breitseiten wohl als ein von ihm commandirtes geentertes Kriegsschiff betrachten mochte. Er mag wohl geglaubt haben, auf der Höhe eines Topmastes zu sitzen, als unsere Jäger ihn mit seiner ganzen Suite beim Kragen faßten und als Gefangenen abführten. Auf den Straßen lagen schon vor Abend die Chassepotkugeln wie gesäet, so daß man sie mit dem Rechen haufenweise hätte sammeln können. Alle Lehmwände und Thore mancher Straßen sind siebförmig durchlöchert, wie der Kugelfang eines Schießstandes. Was für die Preußen die Schwierigkeit des Angriffes bedeutend vermehrte, ist die Bauart der hiesigen Ackerhäuser. An der Straßenfront liegen Ställe, Scheunen und andere Oekonomiegebäude; dann schreitet man über den Hof und Düngerhaufen, rechts und links Stallungen und Remisen, in der Façade die Hauptfront. Diese Construction der Häuser, welche jedes Gebäude gleichsam zu einer Falle machte, war wohl großentheils mit schuld, daß die vollständige Eroberung des mit Franzosen gespickten Dorfes bis in die Nacht dauerte. Daours ist ein Dorf, welches zwei Kirchen, ca. 400 Häuser und 1100 Einwohner hat; es ist von einem breiten Mühlenbache durchzogen; seine Straßen strahlen nach verschiedenen Richtungen aus und bieten durch Hausvorsprünge und Biegungen dem Vertheidiger außerordentliche Vortheile, zumal derselbe hinter dem Eisenbahndamme fortwährend gedeckte Verstärkungen abgeben konnte.

— Mit welchen Mühseligkeiten unsere Soldaten im Felde zu kämpfen haben, ergiebt sich u. a. aus einem Feldpostbrief d. d. vor Paris, 25. Dec., den die „D. A. Z.“ mittheilt: Nachdem in demselben von der Weihnachtsfeier des sächsischen Jägerregiments die Rede gewesen, heißt es weiter: — — — „Da traten auf einmal mitten in die Freude drei preußische Landwehrofficiere, von denen der jüngste, weil die beiden älteren ihrer Sprache nicht mehr mächtig waren, in herzzerreißenden Worten unserem Major erzählte, daß sie mit einem Transporte preußischer Garde-Landwehr, 600 Mann stark, nur Männer von 38—40 Jahren, hier eingetroffen seien und Quartiere haben müßten. Diese Leute waren acht Tage vor Weihnachten von ihren Weibern und Kindern geschieden. Seit acht Tagen hatten sie bei dieser furchtbaren Kälte Tag und Nacht den Dampfwagen fast nicht verlassen, und als sie in Lagny ausgeladen wurden, fehlte es dort an Quartieren. Diese armen alten Jungen hatten auch noch sehr starken Hunger dazu. Gestern Abend um 8 Uhr kamen sie nun hier an, und nachdem ihre Führer auch hier von einem Hause zum anderen, so recht von Pontius zu Pilatus geschickt worden und sie schon mehrere Stunden auf dem zugigen Markte zugebracht, die von Berlin aus noch kein Feuer gesehen hatten, kamen sie zu uns. Bei den beweglichen Worten des Officiers hätten wir weinen mögen — ihnen mußte geholfen werden, aber wie? Wo früher nur Eine Compagnie gelegen hatte, lag jetzt schon ein Bataillon, trotzdem aber sagten wir, es sollen nur so viel Mann in jedes Haus von uns gehen, als schon Schützen darin wären, daß jeder seinen Gast habe, und eine halbe Stunde später konntet ihr sie alle 600 an den Kaminen sitzen sehen, den Kartoffelsalat und Grog unserer Leute verzehrend, auf ihrem Stroh liegend, ihren Tabak rauchend .... Heute nahmen sie rührenden Abschied von den „braven Schützen“ und haben sich ziemlich erholt.

— Da General Jaroßla Dombrowski, der Commandant der polnischen Legion, bisher nicht auf seinem Posten eingetroffen ist, so hat Garibaldi von Autun aus an Gambetta das folgende Schreiben gerichtet: „Bürger! Ich bedarf des Jaroslav Dombrowski. Paris, Rue Vavin 52. Wenn Sie mir ihn per Ballon schicken könnten, wäre ich Ihnen sehr verbunden. Ihr ergebenster G. Garibaldi.“

Mannichfaltiges.

— Ein Correspondent der „Opiniane“ giebt über die am 26. December stattgefundene Durchbrechung der letzten Gallerie des Tunnels durch den Mont-Cenis und die darauffolgenden Festlichkeiten nachfolgende Details: Mehrere Wagen, voraus die Musik, aus Minenarbeitern bestehend, fuhren mit einander, im Ganzen 100 Personen enthaltend, in den Tunnel von Bardonneche ein. Bald mußten der steigenden Temperatur wegen die Winterkleider abgelegt und leichte Sommerkleider angezogen werden. Bei einer Entfernung von einem Kilometer (12 Minuten) vom Eingang zeigte der Thermometer 17° C., im Centrum 29½°. Nachdem 6 Kilometer im Wagen zurückgelegt waren, mußte man aussteigen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen. Die dichte Finsterniß war durch die Lampen der Arbeiter erhellt, die längs den Wänden sich aufgestellt hatten. An einer Stelle des Felsens, der die beiden Theile der Gallerie noch von einander trennte, war ein kleines rundes Loch angebracht, durch welches die Arbeiter auf beiden Seiten sich die Hand reichen konnten. Hierauf wurden die Minen auf der Nord- und Südseite geladen, dann wich man ungefähr ½ Kilometer zurück. Die Hitze stieg hier bis auf 35°. Um halb 5 Uhr ertönte ein gewaltiger Knall; die eine Mine war losgegangen und deren Expansion so stark, daß auf 400 Meter sämmtliche Lichter auslöschten und man in vollster Finsterniß sich befand. Dann entzündete sich auch die andere Mine und öffnete eine Bresche, durch welche zuerst der Unternehmer, Grattoni, kroch, dem dann noch verschiedene andere Personen folgten. Bei Entladung der letzten Mine wurden leider vier Arbeiter verwundet, welche sich nicht rechtzeitig aus dem Explosionsrayon entfernt hatten. Nach 13 Jahren und 40 Tagen angestrengter Thätigkeit war nun das große Werk vollendet, welches Deputirte, Senatoren, Gelehrte, Akademiker u. A. als rein unmöglich erklärt hatten. Um 7 Uhr fand das Bankett in der Gallerie mit 120 Gedecken statt, zu welchem Zwecke sinnreiche Zurüstungen, Blumen in Menge und eine glänzende Beleuchtung herbeigeschafft worden waren. Während des Mahles spielte die Musik ihre heitersten Weisen und folgte Toast auf Toast bis Nachts 11 Uhr. Die trigonametrischen Messungen hatten die Länge des Tunnels auf 12,220 Meter angesetzt, in Wirklichkeit ist die Gallerie nunmehr 12,236 Meter lang. 7079 Meter wurden von Bardonneche, d. h. von der Südseite, ausgegraben, 5157 von Modane, der Nordseite her. Man hofft, am 10. Februar den ganzen Tunnel mit der Locomotive für die Zwecke des Unternehmens befahren zu können. Die Hauptunternehmer sind bekanntlich die Herren Sommeiller und Grattoni, denen die tüchtigen Ingenieure Borelli, Capello und Massa von Anfang an zur Seite standen. Während der Dauer der Arbeiten hatten in den Tunnels im Ganzen 20 Arbeiter ihr Leben verloren.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 5. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von **Th. Romlau.**

(Fortsetzung.)

Nordeck sah dem Präsidenten mit einem finsteren Blicke nach. Sein Auge verkündete einen tiefen inneren Haß gegen den Mann, der sich so eifrig um seine Freundschaft bewarb; und unwillkürlich murmelte er vor sich hin: „Der Tag wird Ihnen allzu schnell kommen, Herr Präsident, an welchem sich das Räthsel furchtbar für Sie löst! — Inzwischen wird wenigstens diese Unschuld einen Beschützer an mir finden!"

„So in Gedanken, Herr Assessor?" ließ sich in diesem Augenblicke eine liebliche Mädchenstimme neben ihm vernehmen.

Nordeck blickte verstört auf, um in das Antlitz einer jungen anmuthigen Gestalt zu sehen, deren etwas schwermüthiger Blick sich mit dem Ausdrucke der Besorgniß auf sein Gesicht heftete.

„Wenn ich Ihre Gedanken störe, laufe ich gleich wieder davon!" fuhr die junge Dame, sich zur Heiterkeit zwingend fort.

Schnell gefaßt, entgegnete Nordeck mit einem leichten Anflug von Galanterie: „Baroneß Ottilie kann mich niemals stören. Auch war ich eigentlich nicht in Gedanken, sondern warf mir nur die Frage auf, ob es der Wissenschaft wohl einmal gelingen werde, auch den Körper der Menschen, deren Geist sich zur Sonne erhebt, den Sternen näher zu bringen."

„Herr Assessor," entgegnete die Baroneß mit einem erzwungenen Lächeln, „diese Frage ist mir armem, kurzsichtigem Mädchen viel zu hoch; auch glaube ich nicht, daß dieselbe Sie, und gerade jetzt und hier, so angelegentlich beschäftigt haben sollte. Schützen Sie also keine Astronomie oder gar Astrologie vor, sondern beichten Sie ehrlich, daß Sie nur an Diejenige dachten, welche Sie allein unter den Sternen lieben, und daß Sie berechneten, wie viele Zeit Sie gebrauchen werden, um in der Stadt und an ihrer Seite zu sein."

„Diese Beichte kann ich Ihnen nicht ablegen, Baroneß, da ich eine solche, von der Sie sprechen, nicht kenne."

„Sie sind Egoist, Herr Assessor!"

„Aber ich rede die Wahrheit. Ich kenne kein weibliches Wesen, das mich liebt, auch keines, das ich liebe."

„Keines?" flüsterte das junge Mädchen vor sich hin; und es entstand eine Pause. Dann, indem sie eine unwillkürlich ihr Auge füllende Thräne zurückzudrängen suchte, fügte sie hinzu: „Dann sind Sie sehr arm."

„Das bin ich in der That, Baroneß," bestätigte er in dumpfem Tone, ganz in sich versunken scheinend.

„Und Sie haben auch keine Schwester?" fragte Ottilie nach einer kurzen Pause mit leiser Stimme.

„Schwester?! Schwester?!" fuhr er empor. „Sagten Sie nicht so?" Dann aber wieder in den Ton schwermüthiger Resignation verfallend, fügte er gefaßter hinzu: „O ja, ich hatte eine Schwester, ein liebes, herziges Wesen, das — —" Er hielt inne, indem sich seine Lippen unwillkürlich zwischen die Zähne drängten, wie um eine gewaltige innere Bewegung zu bemeistern.

„Und sie starb Ihnen?!" fuhr das Mädchen theilnehmend fort. Aber auch sogleich bemerkend, welch' eine große Aufregung sich Nordeck's bemächtigt hatte, rief sie voll Angst: „Mein Gott, was geht mit Ihnen vor? Sie wechseln die Farbe: Ihr Auge blickt finster und grollend. Gewiß hat meine neugierige Theilnahme eine noch frische Wunde berührt. Aber verzeihen Sie mir um der guten Absicht willen; denn ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie — wenn Ihnen das Herz — einer Schwester — fehlt, — das meinige dafür annehmen möchten."

Diese Worte, etwas zögernd, wie von Scham zurückgehalten, gesprochen, verfehlten auf Nordeck ihren Eindruck nicht. Das innere Grollen, welches sein bisheriger Gedankengang in ihm hervorgerufen, wich der Rührung, welche jenes herzliche Angebot in ihm erzeugte. „Ottilie," sagte er, indem er ihre Hand ergriff und ernst an seine Lippen, dann an sein Herz drückte, — „Sie sind ein edles Mädchen, und es wird vielleicht die Zeit kommen, in welcher ich Sie an diese Stunde mahnen werde."

Das junge Mädchen, von der Berührung ihrer Hand in ein leises Zittern versetzt, erwiederte gleichwohl den Druck, den sie bei den letzten Worten empfand, mit einer mehr als freundschaftlichen Innigkeit.

Nordeck fuhr fort: „Jetzt aber muß ich Ihnen Lebewohl sagen. Setzen Sie Ihre zarte Gesundheit nicht der rauhen Luft hier im Parke aus, denn es wird schon sehr kühl!" Darauf verbeugte er sich mit einem Gruß, der ceremoniöser war, als man nach der Wendung, die das Gespräch zuletzt genommen, hätte glauben können. Es schien, als habe Nordeck den Eindruck, den dasselbe auf das Mädchen gemacht, durch das formelle Hutziehen und die vorschriftsmäßige Verbeugung wieder verwischen oder wenigstens doch abschwächen wollen.

Er ging. Traurig blickte sie ihm nach, sich unwillkürlich an den Baumstamm lehnend, an welchem er soeben noch gestanden. „Er wird mich niemals lieben!" rief sie thränenden Blickes aus; „und ich werde doch niemals einem Anderen gehören!"

Baroneß Ottilie war früh Waise geworden; und der Freiherr von Horst, dem nur ein kurzes Eheglück beschieden gewesen, hatte sie als Tochter seiner gleich der Gattin gestorbenen Schwester nicht nur in sein Haus genommen, sondern auch adoptirt, da er fest entschlossen war, nicht wieder zu heirathen. Um so mehr konnte er der Tochter alle Zärtlichkeit eines Vaters widmen. Keinen ihrer Wünsche ließ er unerfüllt, und sein Glück bestand darin, sie heiter zu sehen.

Ottilie war das letztere auch stets gewesen. Nur seit zwei Monaten gewahrte das sorgsame Auge des Vaters an seinem Lieblinge eine täglich wachsende Schwermuth. Da er zu sehr Weltmann war, um nicht muthmaßen zu können, was meist die Ursache der Schwermuth eines jungen Mädchens ist, so wußte er, daß nur Herzenskummer die Augen seiner sonst so frohen Ottilie umfloren konnte. Aber wer mochte es wohl sein, der im Stande war, die Neigung dieses so jungen, schönen und noch dazu reichen Mädchens unerwiedert zu lassen?

Forschend durchmusterte der alte Freiherr den ganzen

Schwarm der Verehrer, der sich um die reiche Erbin drängte; allein er fand unter ihnen auch nicht Einen, von dem er sich denken konnte, daß er das Herz Ottiliens zu gewinnen im Stande sei. An den einzigen Mann, dem es gelungen war, ohne daß er sich unter dem Verehrerschwarm befand, dachte der alte Herr nicht, und zwar nur aus dem Grunde, weil er den Assessor von Nordeck nicht leiden mochte.

Der Präsident von Bornstedt, ein entfernter Verwandter des Horst'schen Hauses, hatte ihm den Assessor als seinen Freund vorgestellt; und so forderte denn die gute Lebensart, ihm das Haus des Freiherrn zu öffnen und ihm als Gast mit aller Achtung zu begegnen. Allein das war auch Alles. Denn was den alten lebensfreudigen und der Unterhaltung sehr geneigten Freiherrn von dem Assessor trotz dessen großer Vorzüge zurückhielt, war Nordeck's kaltes, gemessenes und schweigsames Wesen.

Nur selten, wenn gerade ein besonderes sociales oder politisches Thema in größerer Gesellschaft verhandelt wurde, trat Nordeck aus seiner Schweigsamkeit hervor; aber dann war auch seine Rede wahrhaft hinreißend. Sein Gesicht erhielt einen begeisterten Ausdruck, seine Stimme halle einen zum Herzen sprechenden sympathischen Klang, seine Accentuation war überaus correct, seine Wortführung zeigte einen rhetorischen Schwung, und Alles, was er sagte, verrieth nicht nur den kenntnißreichen Mann, sondern auch den denkenden Kopf. In solchen Momenten vergaß auch Herr von Horst seine Abneigung gegen den Assessor, indem er seiner Rede mit dem höchsten Interesse und ungekünsteltem Beifall folgte.

Wenn aber Nordeck in solcher Weise gesprochen hatte, und manche seiner Zuhörer, dadurch angeregt, sich ihm freundschaftlich zu nähern suchten, dann stießen sie sofort wieder auf einen kalten, zurückgezogenen und zugeknöpften Mann, dem von keiner Seite her beizukommen war.

Natürlich gewöhnte man sich in der Gesellschaft zuletzt an dies sonderbare Benehmen des Assessors, und begnügte sich damit, ihn, der nicht geliebt werden zu wollen schien, blos noch zu bewundern.

Nur ein Herz gab es, welches von diesem Benehmen verwundet wurde. Es war das Herz der Baroneß Ottilie. Das junge Mädchen war von dem ersten Momente an, da sie den Assessor gesehen und sprechen gehört hatte, für ihn eingenommen. Sie fand ihn eben anders als die Männer, von denen sie täglich umgeben war.

Gewöhnt sich von diesen den Hof machen zu lassen, schien es ihr zuerst befremdend, daß es in ihres Vaters Haus einen Gast gab, der sich nicht um ihre Gunst bemühte, ja sie sogar eher mied als suchte. In dem Glauben, der Assessor, an Rang allen anderen Gästen des Hauses nachstehend, werde nur durch Bescheidenheit oder Blödigkeit zurückgehalten, sich ihr zu nähern, versuchte sie es, ihm den Weg zu ihr zu ebnen. Allein auch dies schien er nicht zu bemerken. Er sprach mit ihr von den gleichgiltigsten Dingen und konnte mit der größten Seelenruhe einem Anderen den Platz an ihrer Seite überlassen.

Dies Benehmen verletzte Anfangs nur die Eitelkeit des etwas verwöhnten jungen Mädchens; später aber bereitete es ihrem Herzen das tiefste Weh. Da sie indeß unter allen Damen, mit denen sie und er in Berührung kamen, keine einzige bemerkte, der er sein Interesse mehr als ihr selbst zuwandte, so kam sie zu der schmerzlichen Ueberzeugung, daß er eine geheime Liebe zu einer ihr ganz Unbekannten nähren müsse, und fühlte alle Qualen der Eifersucht.

Jetzt war sie aber wieder in neue verwirrende Gedanken über ihn versetzt worden. Nordeck halte ihr gesagt, daß er kein Weib liebe, und daraus folgerte Ottilie, daß dieser Mann mit den Zügen von Granit auch ein Herz von Stein haben müsse.

Doch nein! Er betrauerte ja den Tod einer Schwester. Und wenn diese Trauer ihm mehr galt als eine zweite Schwester, so mußte er sie unbeschreiblich geliebt, mußte er ein edles und weiches Herz haben.

„Du glückliche Todte!" seufzte sie; „wie sehr mußt Du von ihm noch jetzt geliebt sein, daß Dein Andenken in diesem Herzen nicht Raum einer anderen Liebe giebt!"

„Ottilie, wo bist Du, mein Kind?" erschallte ängstlich die Stimme des Herrn von Horst.

Die Baroneß richtete sich auf und verließ mit einem schweren Seufzer den Park.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Eisenbahnfahrt nach Californien.

(Fortsetzung.)

Nachdem man Cheyenne verlassen, kommt Fort Russell in Sicht. Wie bei allen anderen Forts, ist die Zahl der sie besetzt haltenden Mannschaft beschränkt, nur ungefähr 65 Mann Reiterei sind da. Man kann die Pferde derselben in geringer Entfernung zusammen weiden sehen, während die Zelte den angrenzenden Boden bedecken. Neun Stationen, innerhalb einer Strecke von fünfzig engl. Meilen, bringen Sie nach Laramie City, ebenfalls in Wyoming. Der Boden ist wellenförmig, und halbwegs zwischen den beiden Städten, in der Station Sherman, liegt der höchste Punkt der Eisenbahn zwischen den beiden Oceanen, indem die Höhe 8242 Fuß beträgt.

Eine 650 Fuß lange und 126 Fuß hohe Bockbrücke (trestle bridge) führt ein wenig weiter vorwärts über Dalecreek. Hier beginnen die Schneehütten und Hecken, mit welchen das Auge des Reisenden bald ganz vertraut wird. Große einzeln stehende Felsen, aussehend als ob sie von ungeheueren fort und fort auf einander gehäuften Geröllen gebildet worden, sind ebenfalls etwas gewöhnliches. Obgleich bergauf fahrend, sind wir, nachdem wir die Schwarzen Berge hinter uns haben, in den Laramie-Ebenen. Antilopen, Elennthiere und Rothwild soll es hier in Menge geben, die Antilope aber war der einzige sichtbare Vierfüßer. Sie hatte ungefähr die Größe einer Ziege und lief bei Annäherung des Zuges davon. Theile dieser Ebene sind wellenförmig und grasreich, der größere Theil aber ist vollendete Wüste. Zwischen Laramie City und Ogden in Utah giebt es 41 Stationen. Die Entfernung beträgt etwa 460 engl. Meilen, ganz innerhalb der Felsen-Gebirge. Man sieht keine anderen Gewächse als Salbei-Gestrüpp, welches aber nur die Höhe von einem Fuß erreicht. Kerzenkohle soll indeß reichlich vorhanden sein.

In der Wüste westlich der Laramie-Ebenen und ungefähr 720 engl. Meilen von Omaha, findet die Theilung der Gewässer statt, und diese Stelle nennt man daher den Festlands-Rudgrat (Continental Backbone). Die Höhe beträgt zwischen 6840 und 7030 Fuß. Die Formation ist conglomerat oder gemischt. Man findet Moos-Achate und verkauft sie längs des Wegs an den Stationen. Auf „Buttes", oder aus ebenem Grunde sich erhebende fast senkrecht ansteigende Felswände, stößt das Auge häufig. Sie nehmen solche Formen an, daß viele derselben das Aussehen von Gebäuden haben, weshalb eine der Stationen „Church Buttes" genannt wird. Sie sind der Farbe nach röthlich. Zwischen den Stationen Church Buttes und Bridger, nach Süden hin, hat man die Aussicht auf die schneebedeckten Uintah-Berge; 937 engl. Meilen von Omaha gelangt man nach Utah, und bald sind wir dann in der sogenannten Wahsatsch-Gebirgs Kette. Das Wort Canon wird jetzt immer häufiger, und an der Station Castle Rock tritt

man in den sogenannten Echo-Canon ein. Ich kann diesen Engpaß nur mit einer breiten Straße vergleichen, indem die hohen rothen Felswände rechter Hand Blöcken von Häusern ähneln. Die regelmäßigen Oeffnungen zwischen den Felswänden oder Klippen sehen aus wie durchschneidende Straßen. Bald sind sie auf der einen, bald auf der anderen Seite. Der Hängende Fels (Hanging Rock), 2000 Fuß hoch, der Kanzel-Fels (Pulpit Rock) und der Hexenfels (Witch Rock) sind Merkwürdigkeiten auf dem Wege, zu deren Schilderung ich keine Zeit habe. Auch Devil's Slide und Devil's-Gate (Teufelsbahn und Teufelsthor) ziehen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich, als seltsame Bildungen, denen man unter den vielen Krümmungen der Gebirgsthäler oder „Canons" begegnet, durch welche die Eisenbahnlinie leicht ihren Weg findet. Ich schaute zu den Gipfeln dieser beinahe senkrechten klippenartigen Felswände hinauf, bis meine Augen trüb wurden und mein Kopf schwindelte, gerieth aber ihrer außerordentlichen Höhe wegen in staunende Bewunderung. Dennoch konnte ich kaum die Ueberzeugung gewinnen, daß ich mit Eisenbahn-Geschwindigkeit durch die berühmten Berge reiste. Es schien mir die ganze Zeit hindurch — so allmählich ging das Ansteigen vor sich — als ob wir die Felsen-Gebirge erst noch erreichen müßten.

Den „Tausend-Meilen-Baum", eine einsame Schildwache am Wege, die Entfernung von Omaha bezeichnend, bemerkte ich ganz genau. Er ist als Fichte nicht sehr groß, da er aber im Schatten der Berge steht und der Webber-Fluß ihn bespült, zieht er die Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich. Nachdem wir durch einige weitere Canons, Tunnel, enge angebaute Thäler und Mormonen-Dörfer gekommen, erreichten wir Ogden, das West-Ende der Union Pacific-Bahn, wo ein Wagenwechsel und ein zwei- oder dreistündiger Aufenthalt nothwendig wurde. Ogden hat, den Reisehandbüchern zufolge, 6000 Einwohner. Wo sie aber waren, konnte ich trotz aller Bemühungen nicht ausfindig machen. Sicherlich waren nicht Reisende genug im Zuge, um die mangelnden zu ergänzen, und ich überzeugte mich dadurch, daß bei allen Ortschaften längs der Bahn die Bevölkerungszahl viel zu hoch angegeben ist. Wenn Ogden mehr als 1500 Einwohner besitzt, so müssen sie sich ganz vortrefflich zu verbergen wissen. Obgleich dies der längste Abschnitt der Bahn, hatten wir doch nur wenig mehr als zwei Tage gebraucht, um ihn zu durchfahren. Die Fahrt ging, wie ich sagen muß, ohne unangenehmes Rütteln vor sich, und der Staub war nicht besonders lästig. Kein Unfall traf den Zug, auch gab es an keiner der Stationen verdrießliche Verzögerungen.

Wer Salt Lake zu besuchen und einen Blick auf Brigham Youngs Herrschaft zu werfen wünschte, hatte nun Gelegenheit dazu. Ein Zug ging von Ogden bald nach unserer Ankunft dahin ab, indem die Entfernung blos etwa 80 engl. Meilen beträgt. Das Fahrgeld ist auf 2 Dollars festgesetzt. Der Aufenthalt in Ogden dauerte drei oder vier Stunden, während welcher Zeit man neue Billete für das Gepäck löste, den Wagenwechsel bewerkstelligte und einen neuen Vorrath von Erfrischungen einlegte. Melonen und Obst waren in Fülle vorhanden und wohlfeil und die Verkäufer sehr begünstigt. Unter den vielen Luxusgegenständen, die man in Ogden haben kann, war auch die Mormonen-Zeitung. Ein die Kriegsnachrichten enthaltendes Extrablatt wurde um 10 Cents verkauft. Welchem Theil der Kriegführenden aber die Sympathieen der Mormonen zugewandt waren, konnte ich nicht erkennen.

Als wir zu Ogden, in Utah, die Wagen wieder bestiegen, befanden wir uns in den Händen einer ganz anderen Eisenbahngesellschaft (der Central Pacific), obgleich die Bahn einen Theil einer und derselben ununterbrochenen Linie bildet. Statt einen Sitz auf der Seite zur rechten Hand zu nehmen, wie in den Wagen von Omaha, nahm ich jetzt meinen Platz zur Linken, weil man ihn der Aussicht halber für den besten hält. Wir sind natürlich im Thale des Salzsees, auf den wir hin und wieder einen Blick werfen konnten, fuhren langsam am Fuße der mächtigen Wahsatch-Berge hin, die hier sehr hoch sind und deren schneebedeckte Gipfel bis in die Wolken hineinreichen, und ließen die friedlichen größeren und kleineren Städte des Mormonenstaates rasch hinter uns. In Corinna zieht sich die Poststraße nordwärts nach Montana, durch mehrere Mormonen-Thäler. Nachdem wir eine Zeitlang längs des Gestades der Bear-River-Bay hingefahren, wurde die öde Promontory-Gebirgskette erreicht. Promontory ist bekannt als der Platz, wo die letzte Schiene gelegt und der letzte Nagel in die Bahn getrieben wurde. Nachdem wir die Salzseegegend passirt hatten, gelangten wir in die große amerikanische Wüste. Ungefähr 150 englische Meilen weit sah hier das Auge des Reisenden nichts als Salbeigebüsch und Alkali. Das Alkali gibt dem Erdboden das Aussehen, als ob er mit Reif bedeckt sei, allein es zeigt sich nur stellenweise. In der Station Lucin, ungefähr 90 engl. Meilen von Ogden, kamen wir über die Staatsgrenze und gelangten nach Nevada. In nördlicher Richtung fuhren wir im letzteren Staate durch das Thousand Spring Valley, und südlich von uns war ein ungeheueres Salzfeld. Elko, in Nevada, das 2500 Einwohner haben soll, war die nächste wichtigere Stadt, welche wir erreichten. Um diesen Ort herum giebt es viele schöne Thäler mit reichem Graswuchs. An jeder Station wo der Zug hielt, zeigten sich ärmlich aussehende schoschonesische Indianerinnen, um irgend etwas von den Reisenden zu erbetteln. Ich sah nie so entartete und häßliche Geschöpfe unter den canadischen Indianern. Bis vor wenigen Jahren gingen die Schoschonen beinahe nackt; jetzt tragen sie einige Kleider. Sie sind indeß verschieden von den Apatschen Arizonas und Neu-Mexicos, die sich durch nichts civilisiren oder unterwerfen lassen werden, und für die es, wie man ziemlich allgemein zugesteht, keine andere Alternative giebt als eine tödtliche Kugel.

Postwagen gehen von Elko nach verschiedenen Minenbezirken, sowohl nach rechts als nach links. Nach der Abfahrt von Elko kamen wir durch endlose Canons inmitten der Gebirge, bis wir die „Palissaden" erreichten, eine Bildung ähnlich derjenigen in den Hochlanden am Hudson-Fluß, aber nicht von so großer Ausdehnung. Das Aussehen ist das einer ungeheueren hölzernen Verpallisadirung. Den industriellen Charakterzug dieser Gegend bilden die ungemein zahlreichen Wagen, die man zur Bespannung in der Silbermine braucht, und die bisweilen von einem Dutzend Pferden oder Maulthieren gezogen werden. Die Palissaden sind ungefähr 570 engl. Meilen von San Francisco entfernt. Eine Strecke weit, von da an nämlich wo wir aus der öden Wüste herauskamen, fuhren wir am Humboldt Fluß hin, welcher gerade westlich von hier entspringt, und dem natürlich dieser Landstrich den Namen Humboldts-Thal verdankt. Ungefähr 400 engl. Meilen von San Francisco ergießt er sich in einen Abzugscanal, und dann kommt man, 40 engl. Meilen weit, über eine andere Wüste.

(Schluß folgt.)

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Einem Briefe des Generalarztes Hrn. Prof. Dr. Nußbaum aus Schloß Lermey bei Montlhery südlich von Paris, vom 1. Jan. entnimmt der „Südd. Tel." folgende Stelle: „In diesen Tagen hatte ich viele Freude, da eine große Anzahl meiner jüngsten Schüler, sogar solche, die den Concurs noch nicht gemacht haben, wegen ihrer hervorragenden Leistungen decorirt worden sind, z. B. Dr. Weber, Regler, Cornet u. A. Es ist dieses ein wunderschöner Act der Gerechtigkeit; denn diese jungen Leute haben so schön operirt, so gewissenhaft Tag und Nacht gearbeitet und keine Mühe, keine Aufopferung gescheut, wenn es sich darum handelte, Kranken und Verwundeten Hilfe zu leisten; so z. B. hätten sehr viele Kranke zwei Tage hungern müssen, wenn Dr. Weber nicht selbst 15 Pfd. Fleisch und 30 Pfd. Brod zwei Stunden weit geschleppt hätte. Die Einwohner

waren alle geflohen, die Ortschaft feindlich besetzt, feindliche Soldaten wollten keine Dienste leisten; also that Weber Alles selbst und ließ sich schließlich gefangen nehmen, um bei den Verwundeten bleiben zu dürfen, obwohl er leicht hätte entkommen können. Die Ortschaft wurde vom Feinde bombardirt, brannte, wurde erobert, er blieb treu, bis das Dorf wieder von den Bayern genommen wurde. Von allen diesen jungen Anfängern ist keiner decorirt worden, ohne es verdient zu haben."

— Aus Pontoise bei Paris schreibt man der „Kreuz-Ztg.": Daß französische Bulletins nicht immer den reinen Wein der Wahrheit credenzen, ist schon seit Napoleon I. weltbekannt; daß aber auch ganze Bibliotheken in Frankreich lügen: diese interessante Entdeckung machten wir hier bei der Einrichtung eines kgl. preußischen Feldpost-Relais. Da stand in dem einen Zimmer auch ein kostbar anzusehender Bücherschrank, und von dem Rücken der stolzen Einbände leuchteten uns die Titel der Werke größerer und kleinerer Geistesheroen entgegen. Erstaunt, uns in so auserlesener Gesellschaft zu befinden, trete ich an das Bücherspind und nehme eine der vermuthlichen Prachtausgaben heraus, sie wie mit Glacéehandschuhen anfassend. Ich will das Buch aufschlagen, einen Blick in diese französische Geisteswelt thun — aber was sehen meine Augen: das Meisterwerk mit dem herrlichen Rücken, dem lockenden Titel ist, genau betrachtet, ein Stück Holz in Buchform! Ich nehme einen zweiten einen dritten Band dieser französischen Salon-Bibliothek; auch diese sind, wie alle übrigen, von demselben hölzernen Inhalte. Da ich nicht wußte, ob ich meinen sonst zuverlässigen Sehwerkzeugen in diesem erstaunlichen Falle trauen dürfte, so rief ich meinen Kameraden als Augenzeugen zur Hilfe; auch er fand die hölzerne Bibliothek erst glaublich, als er die classischen Beweise der Intelligenz eines Mitgliedes der „großen Nation" in der Hand hielt. Als ehrliche Deutsche wußten wir nicht: sollen wir den belesenen Besitzer dieser Bibliothek mehr eitel oder mehr dumm nennen? Nun, wenn seine Landsleute gleichfalls ihre Weisheit aus hölzernen Büchern schöpfen, und dies noch dazu in einer Nachbarstadt des „centralsonnigen" Paris, dann läßt sich uns manches Räthselhafte in dieser lackirten Fabrikwaare der Menschheit, die sich vorzugsweise „die große Nation" nennt. Leider haben wir „Barbaren des Nordens" so wenig wissenschaftlichen Sinn für solche in Deutschland allerdings nicht vorhandene Bibliotheken, daß die Postbeamten jetzt diese Bücher den Flammen übergeben — sie heizen nämlich damit ein, und die Literatur brennt famos. Im übrigen sind wir darauf gefaßt, demnächst in französischen Blättern zu lesen, daß die Preußen in der Umgegend des „heiligen Paris" gerade so hausen, wie jener verruchte Khalif Omar der sich mit der alexandrinischen Bibliothek die Oefen seiner Bäder geheizt haben soll. Ja, was bei Jenem noch als Sage angezweifelt wird, das ist bei uns ein Factum.

— Ein Landwehr-Hauptmann schreibt aus Epernay vom 2. Januar: „Meine Christbescheerung gestern, am Neujahrsabend für die armen Kinder des Quartiers ist ganz allerliebst gewesen. Gegen 25 Kinder waren da und alle haben etwas bekommen; ungeheuerer Jubel. Zuletzt wurde der Baum geplündert. Alle Mütter in schönster Toilette. Die Hauptperson war mon ami, le petit Rienbeau, ein kleiner Buckolomini, krummbeinig, aber mit entzückendem Köpfchen zum Anbeißen. Das Ganze war Poesie und Wirklichkeit, sogar die Lichter und die Tannenzweige nahmen die Kinder noch mit. Das freundliche Kopfnicken darauf auf der Straße war köstlich." Und der Briefschreiber setzt hinzu: „Dazu sagt nun Gambetta — die Provinzen röcheln unter den Tatzen der Preußen!" Nicht überall freilich geht es so gemüthlich zu, wie bei unserem Landwehr-Hauptmann, aber es muß ihm schon schlimm begegnet sein, ehe unser deutscher Wehrmann seine angeborene Menschenfreundlichkeit verliert.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Das schon seit etwa 70 Jahren bestehende Project einer Eisenbahnverbindung zwischen England und Frankreich hat bekanntlich zu einer Menge von Vorschlägen geführt, deren Ausführung bis jetzt, bei Mangel an Vertrauen, am Kostenpunkt gescheitert ist. Erst in neuester Zeit sind einige mit größerer Gründlichkeit bearbeitete Entwürfe zu Tage getreten, welche mehr oder weniger ausführbar erscheinen und der Hoffnung auf die Verwirklichung des Projectes neue Nahrung geben. Es sind drei wesentlich verschiedene Methoden proponirt worden. Der erste und einfachste Vorschlag von Fowler, Wilson und Abernethy bezweckt die Einrichtung von möglichst vollkommenen Fähren zur Uebersetzung der Eisenbahnzüge, also einer Trajectanstalt. Hierzu sollen an beiden Küsten gut geschützte Häfen angelegt werden, welche das sichere Ein- und Auslaufen, unabhängig von Wind und Wetter zu jeder Zeit ermöglichen. Die Dampffähren würden solche Größe und so starke Maschinen erhalten, daß sie auch bei stark bewegter See ziemlich ruhig gehen und die Ueberfahrt in einer Stunde bewerkstelligen. Die Schiffe laufen beiderseits in große Hallen von 140 Fuß Weite ein, und die Eisenbahnzüge werden auf Plattformen vermittelst hydraulischer Hebmaschinen auf das Niveau der Fährschiffe gehoben, resp. gesenkt, so daß sie unmittelbar und schnell auf die Schiffe transportirt werden können, ebenso umgekehrt. Die Kosten von Häfen, Fähren und Eisenbahnen sind auf 2 Millionen Pfd. Sterl. veranschlagt. Alle Herstellungen würden 3 Jahre erfordern. Es wäre dann die Zeit der Reise von London nach Paris auf 8 Stunden abgekürzt, und es bedürfte keines Coupéwechsels. Ein zweites, weit kühneres Project von Bateman und Revy besteht darin, auf den Grund des Meeres, quer durch den bis 180 Fuß tiefen Canal eine gußeiserne Röhre zu legen, welche als Eisenbahntunnel dienen soll. Diese Röhre erhielte 4 Zoll Wanddicke und würde aus Ringen von je 13 Fuß Länge bestehen, deren jeder aus 6 Segmenten zusammengesetzt wäre. Für die aus dem Inneren des Rohres zu bewerkstelligende Arbeit des Rohrlegens ist eine eigene sinnreiche Vorrichtung erdacht worden. Man glaubt, daß sich damit täglich ca. 100 Fuß Rohr legen lassen werde. Immerhin würde die gesammte Anlage etwa 6 Jahre erfordern. Zur Fortbewegung der Züge beabsichtigt man, comprimirte Luft in Anwendung zu bringen, wobei die nöthige Ventilation zugleich erzielt wird. Der Kostenaufwand für Ausführung dieses Projectes ist auf 8 Millionen Pfd. Sterling veranschlagt worden. Besondere Aufmerksamkeit ist zunächst dem dritten Vorschlage zugewendet worden, dem von Hawkshaw, Brunlees und Law gemachten, welcher dahin geht, einen Tunnel unter der Sohle des Canales herzustellen. Auf Grund sorgfältig angestellter Prüfung der geognostischen Verhältnisse beider Küsten, wie auch vorgenommener Sondirungen hält man die Ausführbarkeit des Tunnels in einer Tiefe von 230 bis 320 Fuß unter der Sohle des Canales für wahrscheinlich. Die ganze Länge der englisch-französischen Verbindungsbahn würde dann 7 engl. Meilen betragen, wovon 0,7 Meilen offene Bahn, 1,6 Meilen Tunnel unter dem Lande und 4,7 Meilen Tunnel unter der Meerenge. Vorerst will man in der Nähe beider Küsten je einen Schacht abteufen, und von jedem aus zwei Stollen treiben, welche die seitliche Begrenzung des später herzustellenden großen Tunnels für zwei Geleise bilden sollen. Die Kosten der Versuchsstellen werden allein 2 Millionen Pfd. Sterl. betragen, diejenigen des gesammten Baues, der 9 bis 10 Jahre erfordern soll, gegen 10 Millionen. Es besteht einige Aussicht, daß die betheiligten Regierungen eine Zinsgarantie für die auf die Versuchsarbeiten zu verwendenden Kosten übernehmen (?). Für die Zwischenzeit empfiehlt der englische Regierungsconsulent die Ausführung des Projectes von Fowler.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 6. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

3.

Betreten wir jetzt einen dritten Schauplatz unserer Erzählung.

Es ist ein mittelgroßes einfach tapezirtes, aber durch sein ganzes Arrangement höchst trauliches Zimmer, obgleich es Gegenstände von Zierrath nicht enthielt.

Dos Einzige, was eine Art von Luxus verrieth, war ein von Draht zusammengestelltes und mit freundlichen Farben lackirtes Vogelbauer, welches einem gefiederten Sänger der Canarieninseln zur Wohnung angewiesen war. Der kleine Bewohner vom reinst-gelben Gefieder schien aber sein Bauer nicht als Gefängniß zu betrachten; dazu waren die schmetternden Töne, durch welche er sein Dasein zu erkennen gab, viel zu heller und freudiger Art. Nur daß er heute damit einen sonst stets erreichten Zweck verfehlte, schien ihn ein wenig zu betrüben. Es gelang ihm duechaus nicht, seiner in dem Zimmer sitzenden Herrin auch nur einen einzigen freundlichen Zuruf zu entlocken; denn diese Herrin wae in die tiefsten aller tiefen Gedanken versenkt.

Betrachten wir diese wunderholde Herrin näher, so werden wir einsehen, daß der alte, vielgebrauchte Vergleich eines Mädchens mit einer Rosenknospe niemals zutreffender gewesen sein konnte, ols er hiee war. Eine mehr kleine als große Figur von lieblicher Zieelichkeit der Formen trug einen Kopf, den sich ein Raphael zum Madell genommen haben wüede, wenn er sich den Vorwurf erwählt hätte, die Jungfrau Moria vor ihrer Heimsuchung zu malen. Das ehee eund ols oval gefoemte Gesicht, belebt duech ein Paar der schönsten Wangen, sonst aber wie Hals und Nacken vom blendendsten Weiß, war umrahmt von einem reichen blonden Haar, welches, auf dem Scheitel getheilt, zu beiden Seiten und nach hinten in Locken herabfiel, die nur durch ein bloues Sammetband, welches sich um den Hinterkopf schlong, eine Art Halt und Gebundenheit gewannen.

Es ist das Bild der personificieten Unschuld, das wir vor uns sehen; aber dennoch konnte man bemerken, daß diese glatte, weiße Stirn doch schon Gedanken barg, die man gern geheim hält, und doß diese von einem rosigen Thau behauchten Lippen dem ganzen Antlitz den Chaeoktee des Ernstes zu geben verstanden.

Das junge Mädchen hatte soeben ihre Näherei auf den Schooß sinken lassen, das Lockenköpfchen nachdenkend in die Hand gestützt, als es an der Thür klopfte. Als ob ein Blitzstrahl sie durchzuckte, sprang sie in die Höhe und stürzte, ihee Arbeit zu Boden gleiten lassend, der sich öffnenden Thür zu. Auf einmal ober, da sie den Eintretenden erblickte, war ihr Fuß wie festgebannt, und sie sprach im unverkennbaren Tone getäuschter Erwartung: „Ah, Du bist es Hermann?“

„Also Du erwartest einen Anderen, Emmy? — und jetzt bin ich es nur!“ bemerkte der Eingetretene, ein junger Mann von etwa 25 Jahren mit gutmüthigem Gesicht, welches indeß jetzt einen Zug von Bitterkeit zeigte. „Nun, nimm nur Deine Arbeit wieder vom Boden auf! Denn was Du mit mir zu sprechen hast, wird Dich wohl bei Deiner Näherei nicht verwirren.“ Damit hotte er selber die Aebeit vom Fußboden aufgenommen und das junge Mädchen an der Hand zu ihrem Stuhl zurück geführt, neben welchem er jetzt selber Ploß nahm.

Sie ließ alles dies geschehen, ohne ein Wort dazu zu sprechen.

Endlich hob der junge Mann wieder an und blickte ihr unverwandt auf die niedergeschlagenen Augen: „Wen erwartest Du denn eigentlich, Emmy?“

„Aber, mein Gott, Hermann, warum willst Du denn das wissen?“ fragte sie mit einee so naiven Miene, als ab sie wirklich nicht begreifen könne, was ihn das ongehe. Dennoch suchte sie seinem Blick auszuweichen, indem sie den Kopf von ihm ab und dem Fenster zuwondte. In demselben Augenblick aber zuckte sie zusammen, während sich eine Purpurgluth über ihr ganzes Gesicht ergoß. Zugleich erwiederte sie duech eine hastige Neigung des Kopses einen Gruß, der ihr duech das Fenster zugesondt worden wae.

„Das war der Assessor von Noedeck, unser neuester Stern!“ sagte der junge Mann mit mehe Bitterkeit im Tone, als man seinem gutmüthigen Gesicht zugetrout haben würde.

Emmy schwieg, indem sie ihre Aebeit wiedee varnahm, gleichsam um darunter die Bewegung ihres Inneren zu verbeegen.

Der junge Mann aber, nach einem kuezen inneren Kampf ob er das Zimmee verlassen oder mit dem Mädchen sich oussprechen sollte, ergriff endlich das Wort wieder, indem er, die Bitterkeit seines Tones mäßigend und mehe Wehmuth in denselben legend, sagte: „Sieh. Emmy, für diesen Fremden hast Du stets Dein süßestes Lächeln und Deine glühendsten Blicke, ober füe mich, Deinen treuesten Freund, nur verlegenes Schweigen oder gleichgiltige Worte.“

Dos junge Mädchen verharrte noch immer im Schweigen. Deshalb fuhr er, seine Ungeduld mit Mühe bemeisternd fort: „Früher, ja da wae Alles anders; da wae ich immer nur Dein guter lieber Hermann, und ich Narr glaubte endlich, Du seiest mie gut!“

„Ich bin Dir auch noch gut, Hermanu, glaube es nur!“ unterbeach Emmy endlich ihr Schweigen, gewissermoßen erfreut, in dem Wort Gut-sein, das sie instinctiv von dem Begriff des Liebens unterschied, ein Mittel gefunden zu haben, den jungen Mann beruhigen zu können, ohne ihn belügen zu müssen.

Dieser freilich schien die seine Unterscheidung zweier verwandter Begriffe, in der das Mädchen ihee Rettung suchte, nicht zu kennen, weshalb er mit etwos erleichtertem Herzen fortfuhr: „Wenn das wirklich ist, Emmy, warum wirst Du dann stets verlegen und ziehst Dich still und ausweichend zurück, sobald der Vater van unserer Verbindung spricht?“

„Hermann, siehst Du denn das nicht ein; ich bin eben erst sechzehn Jahre alt geworden."

„Emmy, jetzt bist Du nicht ganz wahr gegen mich," erwiderte Hermann. „Denn vor sechs Monaten warst Du noch nicht einmal sechzehn Jahre; und wenn ich schon damals von meinem Pathen das kleine Gut geerbt hätte, so würdest Du in Deiner Jugend kein Hinderniß in unserer Verheirathung gesehen haben."

„Wie, Hermann, denkst Du wirklich so niedrig von mir?" fragte Emmy im Tone gekränkter Unschuld.

Der junge Mann wußte nicht recht, was er aus diesem Vorwurfe, der ihm gar nicht am Platze zu sein schien, machen sollte. Es fiel ihm nicht ein, daß Emmy, ohne über das, was sie sagte, nachzudenken, zu dieser Frage nur gegriffen hatte, um einen Grund zum Schmollen zu haben. Deshalb sagte er denn auch verlegen: „Muß ich nicht Alles für möglich halten, seit es hier in dieser Wohnung von Gerichtsassessoren und selbst von Gerichtspräsidenten förmlich spukt?"

„Schweig', um des Himmelswillen, Hermann!" rief das junge Mädchen beängstigt. „Ich höre den Vater kommen. Sein Gang ist langsam und schwer. Ihm muß Unangenehmes begegnet sein, und er darf nicht wissen, wovon wir sprechen!"

Kaum hatte sie diese Worte beendet, als auch schon die Thür aufging und ein Mann von herkulischer Gestalt, ein Paquet Acten unter dem Arm, in's Zimmer trat. Sein Alter mußte schon ein bedeutendes sein; dafür sprach sein silbergraues Haar, welches indeß noch ziemlich dicht sein rundes und gutmüthiges Gesicht überschattete. Im übrigen deutete weder seine Haltung noch sein Gang auf ein Greisenthum; er glich in dieser Beziehung einem Manne von fünfzig Jahren.

Wenn wir sein Gesicht gutmüthig nannten, so bezog sich dies nur auf den allgemeinen Ausdruck desselben, denn in dem gegenwärtigen Augenblick sprach es von Mißmuth, ja von Zorn, der in seiner Brust herrschte. Dies bezeugte auch die hastige Art, mit der er seine Acten auf den Tisch warf, den Hut daneben stellte und die Tochter, welche ihn zum Willkommen umfassen wollte, von sich abwehrte.

Emmy war von diesem Empfang betrübt, ließ aber nichts merken, sondern schien nur von Theilnahme für den Vater erfüllt, als sie zu ihm sagte: „Du hast Aerger gehabt, Vater, nicht wahr?"

„Hm!" brummte der Alte, indem er das Zimmer mit einigen kräftigen Schritten durchmaß, sonst aber keinen Laut von sich gab.

Es war dies für Emmy ein sicheres Zeichen, daß es in seinem Inneren arg tobte. Dennoch ließ sie sich nicht abschrecken. „Ich habe es Dir gleich angesehen, Vater," sagte sie; „aber ich möchte wissen, was es ist, weil Dich das erleichtern wird!"

„Diesmal nicht, mein Kind!" erwiderte Dittmar, und im Tone seiner Stimme zeigte sich bereits der Anfang einer Art von Besänftigung. „Es sind Dienstsachen, wobei es ohne Aerger niemals abgeht. Was soll Dich das beunruhigen?"

„Gerade, weil ich es nicht weiß, beunruhigt es mich. Wenn ich es wüßte, würde es Dir und mir leichter werden," bat Emmy.

„Kind, quäle mich nicht!" entgegnete Dittmar mit erneuter Ungeduld. „Mich drückt nichts als — als — Alles!" fuhr er hastig heraus. „Aber Du kennst ja meine Natur, Emmy, weißt, wie leicht ich zu erregen bin, wie bald man mich verletzen kann. Ich bin darin viel unglücklicher, als viele meiner Collegen, hätte auch gar nicht Beamter werden sollen. Das muß man nicht, wenn man keine Ungerechtigkeit ertragen kann, sich nicht zu drücken und zu bücken versteht!"

„Aber damit, Vater, wissen wir noch immer nicht, was Du gehabt hast," hob Emmy wieder an, ihren Zielpunkt nicht aus den Augen verlierend; denn es war ihr, als wenn der Aerger des Vaters mit einer Angelegenheit ihres Herzens in Verbindung stehen könne. Deshalb suchte sie sich auch Beistand bei ihrem Cousin Hermann. „Komm, Hermann, und hilf mir den Vater bitten, daß er uns seinen Kummer mittheile, sonst wird er uns noch am Ende krank! Sieh nur, wie angegriffen er ist!"

„Hermann wird das nicht thun, wird Deine Neugierde nicht unterstützen!" entgegnete der Alte. „Und was das Krankwerden betrifft, so müßte ich denn doch erst mein Consens dazu geben. Dafür ist man Soldat gewesen." Damit wandte sich Dittmar nach einem Pfeifentisch, der in einer Ecke des Zimmers stand, nahm sich eine lange Tabakspfeife herab, stopfte sie sorgfältig und zündete sie mit der nöthigen Umständlichkeit an.

Aber es war, als ob ihm die alte Freundin ihren oft gespendeten Trost heute versagen wollte. Die Rauchwolken drangen dünner und immer dünner zwischen seinen Lippen hervor: und endlich blieben sie ganz weg.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Eisenbahnfahrt nach Californien.

(Schluß.)

In Wadsworth, 327 engl. Meilen von San Francisco, wird der Truckee-Fluß gekreuzt, worauf man mit dem Worte Truckee vertraut wird; denn es giebt hier einen Truckee River, Truckee Mountains, Truckee-Town, und Truckee dies und Truckee das. Von Rheno aus gelangt man mit Postkutsche nach Virginia City und seinem „Goldberg". Es liegt südlich, ich weiß aber nicht wie viele engl. Meilen. Virginia-City ist ein sehr bedeutender Ort, er besitzt vielleicht 15,000 oder 18,000 Einwohner.

Der nächste nur wenige engl. Meilen entfernte Punkt ist die Staatslinie zwischen Nevada und Californien. Sie ist nur 280 engl. Meilen von San Francisco und zeigt die Breite des Gold-Staates an diesem Punkte. Wir befinden uns in den großen Sierra-Nevada Gebirgen und steigen von 3291 Fuß im Canal des Humboldt an, bis wir 7042 Fuß auf dem „Summit" erreichen, wo Donner Lake liegt. Nach der Abfahrt aus der Stadt Truckee sah ich mit Erstaunen eine andere Eisenbahn hoch über uns auf einem gegenüberliegenden Berge sich hinziehen, allein es ergab sich, daß es die unsrige war, die ihren Weg in Krümmungen um die Berge unter den Canons oder Engpässen nahm. Wir konnten die Aussicht auf diese großen Berge nicht genießen, da 35 engl. Meilen weit die Bahnlinie mit Galerieen bedeckt ist und sich durch Felstunnel zieht.

Die Galerie ist aus Bauhölzern von 12 Zoll Breite und 14 Zoll Länge erbaut, welche 20 Zoll von einander entfernt sind. Sie ist 18 Fuß hoch, und hat ein Nebendach, bedeckt mit vierzölligen Brettern, und liegt sicher an der Bergseite, an welche sie mit einem Bolzen befestigt ist. Dies ist absolut nothwendig, da sonst die Lawinen, welche bisweilen vom Crusted Peak herabstürzen, für Züge und Reisende gefährlich wären. Der Summit-Tunnel, mit dem diese Hütten in Verbindung stehen, ist 1666 Fuß lang und durch soliden Granit gehauen. Wir kamen früh Morgens durch diesen interessanten Punkt,

und wurden durch die Stentorstimme eines munteren Negers, der mit dem Rufe: „Hier giebt's Bergforellen und Thalkäse um einen Bit!“ auf die Wagen gestiegen war, aus unserem Schlafe geweckt. Die Forellen und der Käse waren, wie ich bei näherer Prüfung fand, vortrefflich und sprachen sehr zu Gunsten der Erzeugnisse des Staates, der künftig meine Heimath sein sollte. Ebenso kann ich sagen, daß ich hier zum erstenmal von der Münze hörte, in welcher in Californien alles gerechnet wird, dem „Bit“. Der Bit bedeutet 12½ Cents Silber oder einen Yorker Shilling; allein da ich diese interessante Münze seit meiner Abreise aus Canada noch nicht gesehen, ja glaubte ich an das Varhandensein derselben nicht. Einen Viertelsdollar nennt man „zwei Bits“, obgleich er nur e i n Stuck Silber ist; zehn Centstucke indeß giebt es in Menge, und sie gelten aus Convenienz für „Bits“, wenn man nur eins braucht. Canadier, die von hier kämen, könnten keine gewinnreichere Waare mit sich bringen, da alles amerikanische Silber Goldwerth hat in Califarnien, wa Greenbacks und Scheidemünze Abzug erleiden, trotzdem daß sie hier sowahl als überall anderswo in den Vereinigten Staaten gesetzliches Zahlungsmittel sind. Man betrachtet es für unehrenhaft, sie anzubirten, und es geschieht selten.

In den Nevada-Bergen wird Halzflößerei getrieben, und es war für canadische Augen wohlthuend, einige großartige Bäume zu sehen, die ersten, welche sich mir zeigten, seit ich den Staat Michigan verlassen hatte. Das Bauhatz sind Fichten, Rothtannen und Cedern.

Nachdem wir die Berge hinter uns hatten, gelangten wir allmählich in das große Sacramenta-Thal, und die Fruchtbarkeit des Badens wurde sichtbar aus den großen Massen Trauben, Birnen, Pfirsichen, Aepfeln rc., die an den Stationen und in den Wagen zum Verkauf ausgeboten wurden. In der Statian Colfax traf eine junge Deutsche, welche in unserem Wagen reiste, mit einem im mittleren Alter stehenden Mann aus Graß Valley zusammen, der sie heirathen wallte. Er brachte ein Geschenk an Obst mit, van welchem die Dame unter ihre Reisegefährten einiges vertheilte. Ich erhielt, unter anderen schätzbaren Stücken, einen guten, gesunden und wahlschmeckenden Apfel, der etwa 18 Zoll im Umfang maß. Ich nahm ihn als einen Vorboten des Reichthums, mit welchem ich in meinem neuen Wahnsitze gesegnet werden sallte. Graß Valley ist ein besanders üppiger Fleck Landes, 13 engl. Meilen van der Eisenbahn in Calfax, und ich habe es seitdem häufig als eine sehr fruchtbare Gegend erwähnen gehört.

Sacramenta, die Hauptstadt Californiens wurde ein wenig nach Mittag erreicht, und mit der Zeit, in welcher wir daselbst ankamen, gewannen wir zugleich die Ueberzeugung, daß unter die vielen Gaben, welche die Natur über den Gold-Staat ausgeschuttet, auch Trockenheit und Staub zu rechnen seien. Die Thäler sahen wie Pergament aus, und die Berge, als ob ihnen ihre äußere Decke abgeschält warden wäre. In der Mitte der Weinberge, Obstanlagen, Gärten, Baumschulen und Grasgründe war nichts bemerkbares als eine gelbe Oberfläche, sei es in Staubtheilchen oder in gebleichtem Gras und Stoppeln. Ungefähr 18 engl. Meilen von Sacramento ist der Verbindungspunkt der California- und Oregan-Eisenbahn mit der Central-Pacific. Diese Bahn zieht sich nordwärts nach Oregon zu; wie weit aber, weiß ich nicht.

Nachdem wir die Long Bridge, eine Bockbrücke, 5145 Fuß lang, passirt hatten, fuhren wir in die Stadt Sacramenta, die Hauptstadt des Staats, ein. Sie besitzt eine Bevölkerung von 30,000 Seelen und nimmt rasch zu, hat aber von der Ueberschwemmung ihres schlammigen Flusses viel gelitten; doch ist jetzt eine Esplanade gebaut, die sie vor künftigen ähnlichen Heimsuchungen schützen wird. Sie ist zum größeren Theil aus Holz aufgeführt und hat breite in rechten Winkeln laufende Straßen; allein es schien mir, daß, während im Sammer der Staub vorherrscht, im Winter der Schlamm das Scepter führt. Die Temperatur ist viel wärmer als die van San Francisco, und sie genießt die Ueppigkeiten der Hitze und des Staubes im Verein. Die Kuppel des Staatscapitols ist bei'm Vorbeifahren sichtbar. Hier aber will ich auf zwei Punkte in meiner Erzählung zurückkommen, die ich bis jetzt nicht berührt habe, und die den Pacifischen Staaten besonders eigenthümlich sind — ich meine die Chinesen und die Windmühlen. Den ersteren sind wir schon in Utah begegnet, wo sie mit Ausbesserung der Bahn beschäftigt wurden; als wir aber die Nevada-Berge hinab kamen, sahen wir sie in größerer Anzahl, da sie hier im Zug entweder ein- oder ausstiegen. Sie machten sich hauptsächlich kenntlich durch ihre geschorenen Köpfe und lohfarbigen Gesichter, so wie durch ihre am Rücken hinab hängenden langen Zöpfe. Die Kopfbedeckung derselben schwankt, alle aber trugen die nämliche blaue Blouse und hölzerne canoe-artige Schuhe. Ich bemerkte, daß einer dieser Chinesen den Versuch machte, einen Sitz neben einem Irländer aus den Minen einzunehmen, der ihn aber ohne alle Umstände mit den Warten zurückstieß: „Weg da, du Heide.“ „John“, wie man die Chinesen allgemein nennt, scheint unter meinen Landsleuten hier auf dieselbe Abneigung zu stoßen wie der Neger im Norden. Man muß zwar, was diese Leute betrifft, sagen, daß sie, obgleich gemeiniglich Rattenesser und Geschmeißvertilger, an Schulbildung fast einem Preußen gleichkammen. Es war auch ein sehenswerther Anblick, als eine Anzahl derselben längs dem Sacramenta Fluß, in der Stadt selbst, ihre Kleider wuschen, gerade wie sie in einer New-Yorker illustrirten Zeitung kürzlich abgebildet warden sind.

Die Windmühlen sind in den Thälern überall sichtbar und werden zur Bewässerung benutzt. Wasser ist im Schooße der Erde überall reichlich vorhanden, wenn keines oben am Himmel ist, und die Windmühlen liefern die Kraft, um es an die Oberfläche zu pumpen. Das Thal des Sacramenta ist sehr eben und erstreckt sich westlich bis an die Küstenbergkette. Der ungebrochene Grund sieht wie ein umfangreicher Obstgarten aus, indem er in auffallender Weise mit kurzen, sich ausbreitenden Eichbäumen bedeckt ist, so daß man glauben könnte, sie seien van Menschenhand gepflanzt. Die Entfernung Sacramentos von San Francisca beträgt 138 engl. Meilen.

Endlich nahmen wir von den Eisendahnwagen Abschied und begaben uns an Bord einer graßen Fähre, die uns vor das Goldene Thor brachte und uns in der großen Stadt der Zukunft, San Francisco, um 6 Uhr Abends ans Land setzte. Auf dem Wege hinüber kamen wir an einer sehr hohen Insel vorbei, welche den Namen Yerba Buena oder Ziegen-Insel führt, und empfingen einen guten Begriff von der Art Zephyre, welche bei den das Goldene Thor bildenden Vorgebirgen in die Stadt eindringen. Van der Bucht aus ist San Francisco nicht sehr einladend, allein ich muß mir eine vollständige Schilderung der Stadt varbehalten.

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Eine Anzahl Schweizer überbrachten jüngst Liebesgaben in das deutsche Lager vor Belfort. Ein Theilnehmer dieser Expedition erzählt in der „N. Z. Z.“ u. a. Folgendes: Gleich bei'm Empfang der Liebesgaben hatte uns der Oberstabsarzt P. von einem Bataillan preußischer Landwehr erzählt, das auf einem verlassenen Posten ganz in der Nähe von Belfart, in Bessoncourt, liege und dem gewiß ein wenn auch noch so kleiner Antheit an unseren Liebesgaben sehr wohl zu Statten käme. „Wenn sich daher etwa zwei der Herren dorthir begeben wollen, sa würden Sie gewiß mit graßer Freude empfangen werden; aber — fügte er bei — ein paar Kugeln müssen Sie schan riskiren, gar graß ist jedach die Gefahr nicht und die Excursion jedenfalls sehr interessant.“ Gesagt, gethan und schon in einer halben Stunde fuhren unser zwei mit dem Proviant auf affenem Leiterwagen von La Chapelle fort im Begleit von wohlbewaffneter Landwehr und gelangten denn auch glücklich, wenn schon mit Hindernissen, wie z. B. Durchgehen der Pferde an einer

sehr unanmuthigen Stelle 2c., gegen 4 Uhr nach Bessoncourt, nachdem wir noch kurz vor dem Dorfe General v. Treskow begegnet waren. B. liegt nur noch eine gute halbe Stunde von den Forts von Belfort entfernt und bildet die Grenze der Schußlinie auf diese Seite hin. Das große, schöne Dorf ist bis auf etwa ein Dutzend Personen gänzlich von den Einwohnern verlassen und bietet, da sein oberer Theil schon zum größten Theile vam Fort de la Justice aus verschossen ist, einen traurigen Anblick. Unsere Landwehrmänner hatten die Freundlichkeit, uns in ihrem Quartier Logis für die Nacht anzubieten; wir stiegen demnach sofort bei ihnen ab. Nun wurde Kaffee gekocht und genossen; als Trinkgefäße dienten eben ein Paar alte Schüsseln und für uns Gäste zwei Gläser; andere Geschirre waren nicht vorhanden; er hat uns darum nicht minder gut geschmeckt. Dann ging's zum Obersten, der uns mit großer Herzlichkeit empfing und über unsere Gaben, so klein sie waren — sie bestanden aus einer Kiste Kirschwasser, die mein Begleiter sich zur Privatverwendung mitgenommen hatte, einer Kiste warmer Kleidungsstücke, einem Schweizerkäse, einem Zuckerstock und etwas Rum — hocherfreut war. Die größte Freude bereiteten wir ihm aber mit viel Unscheinbarerem, nämlich mit einem Töpfchen condensirter Milch — dieses Nahrungsmittel fehlt natürlich gänzlich — zwei Stahlfedern und etwas Tinte. Er lud uns denn auch zum Abendessen ein, und zur Erhöhung der Feierlichkeit sollte ein Punsch gebraut werden. Wir verabschiedeten uns, und als wir dann Abends uns einfanden, trafen wir den Obersten und seinen Adjutanten, einen Staatsanwalt aus B. bei M. — rathe der Leser einmal, an was für einer kriegerischen Beschäftigung? Letzterer hackte mit größtem Eifer einige Beefsteaks klein, und der Oberst schnitt die Zwiebeln dazu! Ein niedlicheres Genrebildchen hätte sich unter diesen Umständen wohl kaum dem Auge bieten können! Nun, die Beefsteaks wurden denn auch von der Hand des Rechtskundigen bereitet, und das muß ich gestehen, so gute Beefsteaks habe ich in meinem Leben noch selten gegessen! Bald kamen die Officiere und der Doctor — der Punsch wurde in einer alten Waschschüssel aufgetragen, ein Stück von unserem Käse dazu servirt — und inmitten all' des Elendes verlebten wir einen so gemüthlichen Abend, als säßen wir im tiefsten Frieden in irgend einer kleinen Garnisonsstadt bei einander. Gespräche und Toaste wechselten, der Oberst brachte sein Glas den freundlichen Gebern und all' den Unserigen in der Heimath; — wir den fernen Ihrigen und sogar am Schluß einem fröhlichen Wiedersehen in der Schweiz, allerdings mit dem Beifügen, „aber bitte, meine Herren, in Civil, anders empfangen wir nicht!"

— Einem Feldbriefe d. d. Warby, bei Mezieres, 2. Januar, entnimmt die „Köln. Ztg.": „Mezieres hat gestern capitulirt. Seit dem 22. Decbr. hat unsere Division die Belagerung begonnen, es ist die vierte Festung, die durch uns fiel. Am 31. Decbr. begann die Beschießung, und schon nach dem fünften Schusse loderten die Flammen empor. Für uns Preußen war es ein wahres Vergnügen, wie es krachte von unseren 24-Pfündern und Mörser-Batterieen, daß die Stücke nur so flogen; das Feuer wuchs jede Minute. So dauerte es den ganzen Tag; Abends war's schauerlich prächtig anzusehen; himmelhoch schlugen die Flammen, rings um Mezieres blitzte es dann und wann auf, dann das schreckliche Zischen der riesigen Geschosse, wieder ein greller Blitz mitten im Feuer der Stadt, dann das fürchterliche Knallen und Paltern des explodirenden Projectils. Zur Feier des Sylvesters hatten wir uns, etwa zehn Mann, beim Feldwebel um eine Bowle versammelt. Um halb 12 Uhr kam unser Hauptmann zu uns, lud uns ein, mit ihm in's Freie zu gehen, denn er glaubte sicher, daß unsere Kanoniere nicht versäumten, den Franzosen anstandshalber zum Jahreswechsel ihre Gratulation zu übersenden. Draußen war Alles erleuchtet, die Sterne funkelten hell, die Erde, weiß von Schnee bedeckt, wie ein „großes Leichentuch", unterbrochen von der eisbedeckten Maas. Nur selten fielen noch Schüsse, die Ungethüme da oben verschnauften sich augenscheinlich; da schlug es 12 Uhr, und wie auf Commando blitzte, krachte und zischte es auch ringsum, als ob die Hölle ihre Schrecken losgelassen, ganze Salven gaben die Batterieen. Armes Mezieres wie es da palterte, wie die Funken stoben! Für uns rauhe Krieger ein prächtiger Anblick; aber wie viele Herzen mögen in diesem Augenblicke gebebt haben in der Stadt? Fünf Minuten dauerte dieses Höllenfeuer, dann plötzlich Todtenstille, aus der Ferne hörte man ein dreimaliges Hochgeschrei, wahrscheinlich von einer Feldwache oder Batterie auf unseren König ausgebracht. Jetzt donnerten auch die Batterieen in den vorgeschriebenen größeren Intervallen in's neue Jahr hinein. Wollte Gott, daß nur wenige Tage dieses Jahres die Gräuel des Krieges sähen! Diese Sylvesternacht werde ich so bald nicht vergessen. Heute zogen wir in Mezieres ein, nachdem wir zuvor die Besatzung an uns vorbeimarschiren ließen. In Mezieres sah es schrecklich aus; einzelne Theile der Stadt sind nur Trümmerhaufen. Ueberall guckten verstörte Frauenzimmergesichter aus den Häusern, die viel geweint und uns nicht die besten Neujahrswünsche zugedacht haben.

Mannichfaltiges.

— Das großmächtige Paar, welches im Londoner zoologischen Garten das Genus Rhinoceros vertritt, hat entschiedenes Unglück durch seine Ungeschicklichkeit. Vor einigen Monaten erschütterte das Männchen die ganze Nachbarschaft durch sein Geheul über den Verlust seines Hornes, das unter vergeblichen Bemühungen, einen großen eisernen Balken abzustoßen, abbrach. Neuerdings wäre nun auch das Weibchen beinahe zu Schaden gekommen. Als man ihm vor einigen Tagen nämlich den Zugang zu einer Einfriedigung gestattete, ließ es sich einfallen, das Eis auf einem kleinen Teiche innerhalb derselben zu versuchen. Für ein so gewaltiges Gewicht war die Eisrinde nicht stark genug, und das Rhinoceros brach ein und zappelte in der heftigsten Weise, ja daß bald die ganze Eisdecke zertrümmert war. Es war die höchste Gefahr, daß die unbehilfliche Creatur in dem 9 Fuß tiefen Wasser ertrunken wäre. Der Vorsteher des Gartens ließ daher das Wasser abfließen, das Ufer des Teiches dick mit Kies bestreuen und legte dem erschöpften Thiere ein dickes Seil um die Hüften, an welchem 26 Mann zogen, um seine Bemühungen, an's Land zu kommen, zu unterstützen. Die ganze Schaar suchte eiligst das Weite, als das Unthier wieder festen Boden unter den Füßen hatte; doch nahm dasselbe die Hilfeleistung nicht übel und schien auch sonst in keiner Weise aus der Fassung gebracht zu sein, da es sich sein Futter vortrefflich schmecken ließ.

— Eines der merkwürdigsten Phänomen zeigt sich in einer Kohlenzeche unweit Rotherham. Diese Zeche gerieth vor 100 Jahren in Brand und alle damaligen und seitherigen Anstrengungen der Bergleute, des Feuers Herr zu werden, sind erfolglos geblieben. Vor kurzem erlangte man die Gewißheit, daß die Flammen sich dem Boden des Schachtes näherten, und man entschloß sich, wenn thunlich, deren möglicher Ausdehnung auf die übrigen Gruben Einhalt zu thun. Auf den Vorschlag eines Bergwerkskundigen hat man jetzt eine 1000 Ellen lange und 9 Zoll bis 5 Fuß dicke Mauer zur Absperrung des Feuers gebaut. In Distancen von 30 bis 50 Ellen angebrachte und sicher verschlossene Metallröhren gestatten, wenn geöffnet, den Stand des Feuers auf der anderen Seite der Mauer zu ermitteln. Die Hitze dieses Feuers ist so intensiv, daß die Besitzer der oberhalb der Zeche liegenden Gärten jährlich 2 bis 3 Ernten halten.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 7. Vierter Jahrgang. 1871.

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Der Alte stellte die Pfeife, als sie nicht mehr brennen wollte, an ihren Platz, blickte auf die beiden jungen Leute, die, ihn ängstlich beobachtend, förmlich regungslos da standen, und sagte dann, als suche er nach einem schicklichen Eingange für seine Mittheilung: „Na, hier ist's ja noch stiller als in der Kirche; denn dort redet doch wenigstens Einer!“

„Wer ist denn Schuld daran als Du, Vater!“ fuhr Emmy plötzlich heraus.

Dittmar stellte sich jetzt in seiner ganzen Länge vor den kleinen Quälgeist hin, und sagte, indem er ihm mit der Hand streichelnd über die Locken fuhr: „Nun, damit Du nur Deinen Willen hast, sollst Du Alles wissen. Hermann kann es auch erfahren; denn var ihm habe ich kein Geheimniß, da er zu unserer Familie gehört und bald mehr gehören wird.“

Die beiden jungen Leute sahen erwartungsvoll zu ihm auf.

„Hört aiso, Kinder!“ fuhr Dittmae fort. „Mir ist heute von meinem Präsidenten eine Kränkung widerfahren, wie es keine mehr auf der Welt giebt.“

„Vom Präsidenten?“ wiederholte Emmy, und Hermann bemerkte dabei, daß sie plötzlich die Farbe auf den Wangen verlor.

Der Vater aber achtete nicht darauf und fuhr fort: „Ja, von dem Herrn Präsidenten, der da bis gestern noch geruht hatte, mich mit allen möglichen Gnadenbeweisen zu überhäufen. Erst machte er mich zum Executions-Inspector, abgleich ich, ehrlich gestanden, in meiner Stelle ais Executor iieber geblieben wäre. Denn wer wird nun Nachsicht haben mit den armen Leuten, die van hartherzigen Gläubigern bis auf's Hemde ausgezogen werden. O, Ihr glaubt gar nicht, was ein Executor für ein Schutzengel für die Unglücklichen sein kann, wenn er unter seinem Schilde ein Herz und kein Tintenfaß hat. Wenn man nur stichfest ist gegen die Bestechung der Gläubiger, unter denen es Menschen giebt, welche aft das Dreifache der Summen bieten, welche man eintreiben sall, blos damit man mit den armen Schuldnern, an denen sie sich rächen wallen, keine Nachsicht haben sall. Aber bei dem alten Dittmar sind diese Herren immer schlecht weggekommen; und jetzt frohlacken sie gewiß, daß er avancirt ist. Du lieber Gott, hätte es nicht die Rücksicht auf das Kind da und die spätere Pensian gethan, — ich hätte das ganze Avancement ausgeschiagen, besanders wenn ich noch gewußt hätte, was ich jetzt weiß.“

„Und was weißt Du denn jetzt, Onkel?“ fragte Hermann beklommen, denn auch ihm war es jetzt, daß das, was der Onkel erfahren, in Verbindung mit Emmy stehen müsse, alsa auch mit seiner Liebe.

„Was ich jetzt weiß?“ wiederholte der Alte die Frage des jungen Mannes. „Je nun, wenn der Herr Präsident mir heute Margen sagt, er habe mir die Stelle des Inspectors des ganzen Geirchtsgebäudes zugedacht, welche noch einmal so viel Gehalt bringe, als ich jetzt beziehe, er knüpfe nur die kleine Bedingung daran, daß meine Tochter in diesem Gerichtshause, das seine Wohnung enthält, als ordnende Fee walte, nach Ordnung überall sehe — so weiß ich schon, was das sagen will.“

Hermann warf einen bezeichnenden Blick auf Emmy, die indeß an der Rede des Vaters keinen Antheil zu nehmen, sandern in ganz andere Gedanken versunken zu sein schien. Dann fragte er: „Und was hast Du ihm auf diesen Vorschlag geantwortet?“

„Was mir als Mann und Vater zustand, mein Junge!“ entgegnete Dittmar, den Kopf voll Würde und Selbstgefühl in die Höhe werfend. „„Füe Ihre mir vielfach bewiesene Güte, Herr Präsident, meinen submissesten Dank!““ sagte ich zu ihm. „„Wenn Sie aber glauben, daß es einen Schatz in der Welt gäbe, der mich bestimmen könnte, meine Tochter allen Gefahren auszusetzen, die Schande zur Ernte hat, sa kennen Sie den alten Dittmar schlecht!““ — Und damit drehte ich mich, ohne entlassen zu sein, um und ging in mein Bureau.“

„Und was geschah nun weiter?“ fragte Hermann sichtlich erleichterten Herzens.

„Ja, was geschah nun weiter?“ wiederholte Emmy, die sich plötzlich zu erinnern schien, daß man eine Angelegenheit verhandeite, in die sie selbst verflochten war.

„Was nun weiter geschah?“ erwiderte der Alte, mit zusammengekniffenen Lippen, den Kopf auf und nieder wiegend. „Was ich erwartet hatte, meine Kinder! Daß die Wölfe das Schafsfell, in das sie sich gegen mich gehüllt, fallen lassen würden. Der saubere Herr von Nordeck so gut wie sein Cumpan, der Präsident.“

Bei Nennung des Namens Nordeck zuckte Emmy zusammen. Hermann bemerkte es, sagte aber nichts; und Dittmar, der sich in die Rückerinnerung an das Erlebte vertieft hatte, gab nicht Acht darauf. Vielmehr fuhr er erregt fort: „Glauben diese höheren Beamten denn, die Leibherren ihrer Untergebenen zu sein, über die ihnen jede Verfügung frei steht? Ich habe im Kriege als Leibgardist meinen Fürsten iange genug in der Nähe gehabt, um sehen zu können, daß er auch nur ein Mensch ist wie wir. Und hat ihn Gott auf einen Thron gesetzt, so ist es wahrhaftig nicht zu dem Zweck geschehen, die Bürger durch seine Macht zu schrecken oder gar zu mißhandeln, wie es heute dieser Präsident mit mir gewagt hat. Denn zwei Stunden nach jenem Vorfall ieß er mich auffardern, nach dem Schiuß meiner Bureaustunde bei ihm zu sein. Als ich hinkamme, geht gerade der Assessar Nordeck in sein Zimmer, sieht mich groß an, nimmt aber sonst nicht die geringste Natiz von mir. Diese Nichtachtung, die mir nichts Gutes prophezeit, ärgerte mich schon, und nun kommt auch noch sa ein Schiingel von Diener aus dem Zimmee, der auf meinen Wunsch, dem Präsidenten gemeldet zu werden, mir grob zur Antwort gab: „„Der Herr Präsident ist jetzt noch nicht zu sprechen!““ — „„Aber er muß für mich zu sprechen sein!““ rufe ich; „„denn er hat mich herbestellt!““ Und während ich mich noch mit dem groben Flegel von Diener herum zanke, öffnet der Präsident

die Thür des Zimmers, bleibt auf der Schwelle stehen, sieht mich mit einem Blicke souveräner Verachtung an und ruft unwillig: „„Wie können Sie hier solchen Lärm machen, Inspector Dittmar?““ Zugleich sehe ich hinter ihm im Zimmer den Assessor stehen, und es kommt mir vor, als ob dessen Züge sich zu einem höhnischen Lachen verziehen. Das schwellt mir noch mehr den Kamm, und ich platze heraus, daß ich eine solche Behandlung nicht verdiene. Der Präsident aber läßt mich gar nicht ausreden, sondern herrscht mich an: „„Verlassen Sie sogleich diesen Ort! Gehen Sie nach Hause und kommen Sie nur wieder, wenn ich es befehle! Im Uebrigen nehmen Sie sich in Acht, Inspector Dittmar! Es sind mir in den letzten Stunden seltsame Dinge über Sie zu Ohren gekommen. Seien Sie ehrlich, denn Sie haben eine Kasse unter sich!““ Ich will ihm hier noch einmal in die Rede fallen, um ihm zu sagen, welche schwere Kränkung er mir durch diese Worte zugefügt hat, er aber stampfte herrisch mit dem Fuße auf dem Boden und schreit zornig: „„Will der Untergebene noch raisonniren, wenn der Vorgesetzte befiehlt? Marsch hinweg!““ Damit schlug er die Thür heftig zu; der Schlingel von Diener, der das Alles mit angesehen und angehört hatte, lachte sich schadenfroh kichernd in's Fäustchen, nachdem er sich außer den Bereich meines Rohrstockes gezogen; und so ging ich denn mit knirschenden Zähnen von dannen!“

Die beiden jungen Leute hatten der Erzählung mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört. Als Dittmar geendet, rief Emmy hastig aus: „Vater, ist das Alles wahr?“

„Was faselt das Mädchen?!“ fragte Dittmar erstaunt. „Hast Du von Deinem Vater je eine Lüge gehört?“

„Ich kann es nicht glauben, Vater!“ rief Emmy, „wenigstens von Herrn von Nordeck nicht. Er kann Dich nicht verachtend behandelt haben; Du verkennst seinen Charakter und hast Dich gewiß getäuscht.“

Dittmar machte große Augen; und es schien, als führe ihm ein ganz neuer Gedanke durch den Kopf. „Wie,“ sagte er, „willst Du vielleicht gar der Anwalt dieser beiden Menschen sein, von denen der eine schlecht ist wie der andere? — — — Sollte denn am Ende gar —? Ach, das ist denn doch wohl nicht möglich! Daß man es auf die Verführung des hübschen Mädchens abgesehen, davon habe ich heute den klarsten Beweis erhalten. Aber daß meine Tochter selbst im Complott sein könnte — — — —“ Der alte Mann war kirschroth im Gesicht geworden. Es schien, als ob ihm die Sprache versagte.

„Vater, was willst Du damit sagen?“ rief Emmy mit blitzenden Augen.

Dies brachte den Redefluß des Alten wieder in Gang. „Was ich damit sagen will?“ fuhr er fort. „Nichts weiter, als daß meiner Tochter die Bekanntschaft dieses Herrn viel zu schmeichelhaft war, um seine Aufmerksamkeit nicht nach Gebühr zurückzuweisen!“

In diesem Augenblick fiel sein Blick auf zwei Blumentöpfe, welche auf dem Fensterbret standen, und von denen der eine eine rothe, der andere eine weiße Camelie enthielt. „Von wem sind diese so seltenen Blumen?“ fragte er, auf's höchste erregt. „Sind Sie von Dir, Hermann?“

„Nein, Onkel!“ entgegnete der junge Mann. Mit einem Blick leisen Vorwurfes, daß er sich nicht dazu bekannt, sah ihn Emmy an. Er verstand diesen Blick sehr gut; aber es war zu spät, hier einen Widerruf zu thun, wenn er auch das schmerzliche Opfer gern gebracht hätte.

Inzwischen hatte Dittmar die Töpfe auch schon erfaßt, und krachend flogen sie gegen die Thür, so daß sie gleich darauf, in kleine Scherben zerschmettert, den Fußboden bedeckten.

„Vater!“ rief Emmy in einem Tone, der ihm keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß es nicht der Verlust der Blumen war, der sie schmerzte, sondern der Verdacht, der den Vater veranlaßte, sie zu vernichten.

Fast schien es auch, als ob er diesen Vorwurf richtig erfaßte, denn er fragte in einem ruhigeren Tone, als sich nach dieser Scene von ihm erwarten ließ: „Wer hat Dir dies Geschenk gemacht, Mädchen?“

„Der Präsident von Bornstedt sandte sie heute Morgen, gleich nachdem Du fort warst, Vater!“ gab Emmy in leisem Tone zur Antwort.

Dieses Bekenntniß schien den Alten zu entwaffnen. Wenigstens begnügte er sich damit, innerlich wie höhnend zu lachen, aber dabei die Zähne aufeinander zu pressen, gleichsam um den Ausbruch harter Worte zu verhindern.

(Fortsetzung folgt.)

Cantonnirungsorte bayerischer Truppen vor Paris.

(Aus dem „Nürnb. Corresp.“)

Es dürfte für viele unserer Leser nicht uninteressant sein, über einige der größeren Cantonnirungsorte, welche unsere bayerischen Truppen vor Paris nun schon im dritten Monate besetzt hatten, Näheres hinsichtlich deren Geschichte, ihrer klimatischen und topographischen Verhältnisse zu erfahren, und wir lassen im Nachstehenden eine Beschreibung derselben folgen. Wir beginnen mit **Chatenay**, als dem Sitz des 2. bayerischen Armeecorps-Commandos. **Chatenay-les** oder **lez-Bagneux** wird unser Chatenay genannt zum Unterschied von Chatenay en France, welch' letzteres 5—6 Stunden von Paris entfernt links der Straße nach Senlis liegt. Das Wort les oder lez bezeichnet seitwärts, nahebei, so daß also Chatenay-les-Bagneux so viel heißen will, als Chatenay nahe bei oder seitwärts Bagneux. Letzteres war nämlich von Alters her ein beträchtlicher Ort, während Sceaux, Bourg-la-Reine und Plessis-Piquet damals noch nicht existirten und auch nach ihrem Entstehen nur einfache Höfe und Dependenzen von Bagneux, ja selbst von Chatenay waren; man konnte deshalb nicht Chatenay les-Sceaux oder Chatenay les Bourg-la-Reine oder Chatenay-les-Plessis-Piquet sagen, was heut zu Tage, wo die genannten Orte bedeutender sind als Chatenay, richtiger wäre, sondern eben nur Chatenay-les-Bagneux. Chatenay ist sogar älteren Ursprungs wie Bagneux, denn das Buch Irminan's, Abt's von St. Germain-des-Pray unter Karl dem Großen, spricht von Chatenay — Castenitum — nahe bei Verrieres, woselbst sein Kloster einige Waldungen mit vielen Weinbergen und ziemlich bedeutenden Wiesgründen besaß. Außerdem ist Chatenay wie Bagneux in einer Urkunde des IX. Jahrhunderts unter den Gütern aufgeführt, welche durch König Karl den Einfältigen als dem Domcapitel von Paris gehörig bestätigt wurden, und zwar unter dem Namen Castanetum; diese Urkunde spricht nicht allein vom Dorf, sondern auch von der Kirche, Castanetum cum ecclesia. Was die Etymologie des Namens Chatenay betrifft, so wird der Name von der außerordentlichen Menge von Kastanienbäumen hergeleitet, welche hier gepflanzt waren; und der lateinische Name Castanetum bedeutet eben Kastanienwald (Châtaigneraie), wie der nächstgelegene Weiler Aulnaye (Aunay) einen mit Erlen bepflanzten Ort (Alnetum) bezeichnet.

Chatenay liegt 2 bis 2½ Stunden von Paris, ½ Stunde von Sceaux, am östlichen Abhang eines fruchtbaren Hügels, unweit der Straße von Orleans nach Paris. Es ist, schreibt der Abbé Lebeuf 1754, ein weinreicher Landstrich, der aber auch viel Länderei und Wiesen in der Niederung und viele Bäume besitzt, welche eine angenehme Abwechselung gewähren. Nach der Zählung von 1709 wurde die Pfarrei Chatenay zu 100 Feuerstellen angenommen, und ein statistisches Handbuch Frankreichs, 1726 veröffentlicht, giebt die Einwohnerzahl auf 580 an, welche Zahl sich bis zum heutigen Tag nur um ein Geringes vermehrt hat, man kann dieselbe auf 600 annehmen. Der Kirche von Chatenay geschieht schon, wie wir gesehen haben, in frühester Zeit Erwähnung, während der Glockenthurm am Ende des 12. Jahrhunderts erbaut und sonach gegen 600 Jahre alt ist. Unter der Herrschaft des Capitels von Notre-Dame zu Paris wären die Einwohner Chatenays ohne die Dazwischenkunft der Königin Blanche, Mutter des Heiligen Ludwig, zur Verzweiflung getrieben worden. Als Leibeigene hatten dieselben nämlich an das Capitel zu Notre-Dame Abgaben zu leisten, und Diejenigen, welche diese Abgaben nicht rechtzeitig entrichteten, wurden sofort ins Gefängniß geworfen und ihnen nur die nothwendigste Nahrung gereicht. Auf die Bitte der Königin Blanche an das Ordenscapitel zu Paris, die gefangenen Leibeigenen freizulassen, erfolgte von Seite des letzteren als Antwort, nunmehr auch die Weiber und Kinder der gefangenen Männer einzusperren, wodurch die Gefängnisse so überfüllt wurden, daß viele der so eng Zusammengepferchten starben. Daraufhin erschien die Königin Blanche mit Bewaffneten vor dem Capitel, ließ die Pforten der Gefängnisse erbrechen und bemächtigte sich der zeitlichen Güter der Kirche, bis letztere Genugthuung gewährte. Dies geschah 1252 und im Jahre 1266 erkauften sich die Bewohner von Chatenay und Bagneux ihre Freiheit, indem die letzteren 1300 Francs, die ersteren 1400 Francs zahlten, eine für die damalige Zeit enorme Summe.

In Chatenay ist Voltaire geboren — 20. Februar 1694 — François Marie Arouet de Voltaire, als Sohn des François Arouet, eines Notars zu Chatelet, und der Marguerite d'Aumart, letztere aus einer adeligen Familie von Poitou stammend. Er kam, sagt die Chronik, so schwach auf die Welt, daß man ihm die Nothtaufe geben mußte; die eigentliche Taufe erfolgte erst am 22. November 1694 in der Pfarrei St. André-des-Arts zu Paris. Eine Straße und ein Platz in Chatenay tragen den Namen Voltaires. Auf dem Voltaire-Platz, am Hause eines Kupferschmiedes, nicht weit von dem eigentlichen Geburtshause, ist eine Nische angebracht, in welcher hinter einem Drahtgitter die bronzirte Gypsbüste des berühmten Mannes steht, darunter die Unterschrift: „Voltaire, né à Châtenay“. Eine weitere Berühmtheit, der bekannte Fabeldichter und Schriftsteller Florian, besuchte oft Chatenay und das benachbarte Aunay, und endlich trieb auch der Abbé Châtel, Gründer einer sogenannten französischen Kirche, in der Nähe Chatenays seinen Unfug und hatte in einer Scheune seinen Altar aufgeschlagen, mit der Aufschrift: „A l'abbé de l'Epée, bienfaiteur de l'humanité“. Schließlich noch die Notiz, daß in dem längere Zeit als Pfarrhaus dienenden Gebäude, einem kleinen, in der Rue d'Antary gelegenen Hause, dessen Vorderseite die Inschrift: „O beata solitudo“ und dessen Rückseite die Inschrift: „O sola beatitudo“ trägt, ungefähr ein Jahr lang Eugene Sue wohnte und hier seine „Mathilde“ und den ersten Theil der „Mysterien von Paris“ schrieb.

Unmittelbar bei Chatenay liegt der Weiler Aunay (Aulnaye), so benannt nach den vielen Erlen, die hier gepflanzt sind (Alnetum). Er gehörte 1284 zur Abtei von Sainte Geneviève und enthält viele der reizendsten Landhäuser; auch Châteaubriand besaß hier ein solches in dem engen „Wolfsthal“, wo er das berühmte Gedicht des Martyrs schrieb; sein Besitzthum ging später an Larochefoucauld über.

Sceaux ist eine kleine Stadt mit ca. 1500 Einwohnern und liegt an der Straße nach Orleans, 2 Stunden von Paris entfernt. Der lateinische Name ist Cellae. Im Jahre 1214 legte der Ritter Adam von Cellis in der Kirche zu Sceaux die Reliquien des heiligen Mammes, Märtyrers von Cappadocien, welche er aus Palästina mitbrachte, nieder. Durch die ausgesprochene Heilkraft dieser Reliquien gegen die Kolik erhielt Sceaux eine Berühmtheit. Sceaux, 1597 durch die Familie von Gesvres erworben, wurde 1612 zur Burgvogtei und 12 Jahre später zur Baronie erhoben. Im Jahr 1670 kaufte es Colbert und ersetzte das alte Schloß durch ein neues. In der Folge ging dasselbe in die Hände des Herzogs von Maine, dann des Grafen von Eu und endlich in jene des Herzogs von Penthièvre über, der es zum Sammelplatz aller Schöngeister und Schriftsteller seiner Zeit machte. Florian, dessen wir schon bei Chatenay erwähnten, dichtete hier seine berühmtesten Werke und starb hier 1794. Das Schloß, die schönen Avenuen, welche dahin führten, der Park, 1662 Morgen groß, von einem Canal von 525 Klaftern Länge durchspült, wurden Ende des letzten Jahrhunderts theils verkauft theils zerstört. Die Statuen, mit welchen der Garten geschmückt war, dienten nun verschiedenen Etablissements der Hauptstadt zur Zierde. Beim Verkauf des Schlosses kaufte der Maire von Sceaux Herr Desgranges, mit einigen Gutsbesitzern den Wirthschaftsgarten, welcher vom Park durch die Stadt getrennt ist. Der Besuch des Gartens, der 15 Morgen Umfang hatte, war dem Publicum geöffnet, und es wurde von nun an daselbst alle Sonntage ein ländlicher Ball abgehalten, welcher sowohl von Paris als Umgegend eine zahlreiche Menge nach Sceaux lockte.

Eines interessanten Baues ist noch zu gedenken, unmittelbar vor Bourg la-Reine, das ist eine von den Römern zu Anfang des 4. Jahrhunderts gebaute Wasserleitung; vom alten Bau stehen nur noch einige Ueberreste, dagegen wurde derselbe durch Maria von Medicis im Jahr 1618 erneuert; weithin dem Auge sichtbar überschreitet dieser schöne Bau in 24 Bögen und in einer Länge von 100 Klaftern, bei einer Höhe von 12 Klaftern, das anmuthige Thal der Bièvre. Die ganze Gegend trägt einen anmuthigen Charakter, ist durch eine Menge der reizendsten Schlösser und Landhäuser belebt und dient im Frieden den vom Gewühl der volkreichen Stadt übersättigten Parisern zur Sommerfrische.

Das Klima ist ein durchweg gemäßigtes, wenn auch der Thermometer im Sommer + 29 bis 30° R. erreicht, während sein niedrigster Stand im Winter — 17 — 18° R. sind, so sind doch als mittlere Temperatur im Sommer + 22°, im Winter — 3° R. anzunehmen; dabei ist die Luft gesund und gereinigt. Die herrschenden Winde sind der Süd-, West- und Nordwind. Von den Jahreszeiten ist der Herbst die schönste. Es ist schwer, sagt die vor uns liegende Beschreibung, sich eine Idee von der Schönheit des Himmels in jener Jahreszeit zu machen, hauptsächlich bei Sonnenuntergang, wenn ihre letzten Strahlen die stereotyp über Paris schwebenden Dampf- und Rauchwolken treffen und diese in den lebhaftesten Farben erglänzen lassen, ein Ausspruch, dessen Wahrheit wir aus eigener Anschauung bekräftigen können. Aber auch jetzt wo das Laub der Bäume schon fast ganz abgestreift ist und häufige Regenschauer über die Gegend hinstreifen, hat letztere ihren Reiz nicht verloren, denn dieser Reiz ist eben der Ausblick auf die in schönster malerischer Umgebung vor uns ausgebreitete Weltstadt.

Chatenay, im November.

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Die „Augsb. Abendztg.“ enthält folgenden Feldpostbrief aus Orleans vom 18. December: Nach der Schlacht von Sedan gab der Soldatenmund der 3. Division der Artillerie-Reserve des 1. bayerischen Armee-Corps den Namen der „eisernen Division“, wegen der vielen eisernen Kreuze, welche diese Division erhalten. Noch nie wurde wohl ein Name mit

mehr Recht ertheilt; dem zum Beweis diene Folgendes: Es soll nicht von den Leistungen der Division, welche aus der 7. und 8. 6-Pfünder-Batterie des 3. Artillerie-Regiments besteht, gesprochen werden, obgleich sich viel von Orleans Coulmiers, Bazoches en hautes, Loigny u. s. w. erzählen ließe, nur ein Gefechtstag soll als Zeuge dessen angeführt werden, was die Division zu leisten im Stande ist, welch' ungebrochener Muth ihr innewohnt, und wie sehr sie ihren Namen verdient. Am 8. December versuchte die französische Loire-Armee der sich ihr fühlbar machenden Umklammerung zu entziehen, und glaubte dies durch einen mächtigen Anprall gegen das Centrum der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg am ehesten zu erreichen. Dies Centrum war vom 1. bayerischen Armee-Corps von der Tann gebildet und den Stoß zu pariren, namentlich die Stellung Beaumont-Cravant zu halten, die 2. Infanterie-Brigade Orff und die eiserne Division bestimmt. Und wahrlich es war ein gewaltiger Stoß. In dichten Massen stürzten die französischen Streitkräfte sich auf das kleine Häufchen wackerer Bayern, der Tod hielt eine reiche Ernte, doch die beiden Batterieen hielten wacker aus, obgleich ohne Unterstützung und ohne Infanterie-Bedeckung. Unerschüttert standen sie, ein Drittel der Mannschaft und Pferde sank blutend zu Boden — Herr Oberlieutenant v. Lamenzan der 8. Batterie wurde hierbei durch eine Granate schwer getroffen — 1 Munitionswagen der 7. und 1 Geschütz der 8. Batterie war fast schon in Feindes Hand, der auf 150 Schritt Distance durch Schnellfeuer Alles zu Boden schmetterte, was bei Cravant sich halten wollte; doch die Division ist nicht umsonst die eiserne, Officiere und Mannschaften stürzten sich dem fast sicheren Tode entgegen und entrissen dem Feinde die fast schon sichere Beute. Doch noch härtere Proben sollten an die Division herantreten. Am späten Abend versuchte der Feind nochmals aus Cernay gegen Cravant vorzubrechen und suchte durch 2 kolassale Batterieen von mindestens 24 Geschützen die bayerische Stellung zu erschüttern. Die französische Artillerie schoß merkwürdig gut, bald lagen zwei Officiere der 8. Batterie zum Tode getroffen am Boden, während die 7. Batterie 5 Unterofficiere verlor, Mann auf Mann, Pferd nach Pferd wurde getroffen. Trotz alledem war der Muth der Division nicht gebrochen, sie wechselte Stellung, um der todtbringenden Position zu entkommen, sie eilte vorwärts, dem Feind entgegen und Schuß auf Schuß donnerten die treuen Feuerschlünde den Tod in die feindlichen Reihen. Alle Anstrengungen der Franzosen, Cravant wieder zu nehmen, waren umsonst. Erst die dunkele Nacht endete den blutigen Kampf, aber nicht die Anstrengungen und Strapazen der Division; Munition mußte gefaßt, die Geschütze gereinigt, die Abgänge ausgeglichen werden. Kurz viel mußte geschehen und endlich nach all' diesen Strapazen war der hartgefrorene Boden das so sehnlich begehrte Ruhelager, denn bei der engen Concentrirung fand sich nirgends mehr für die zuletzt aus dem Feuer kommende eiserne Division Raum. Es war ein trauriger Tag für die eiserne Division, beide Batterieen hatten fast die Hälfte ihrer Mannschaft und Pferde durch Tod und Verwundung verloren, und die 8. Batterie mit alleinige Ausnahme des Batteriecommandanten, Herrn Oberlieutenant Hugo Keyl, ihre sämmtlichen Officiere, nämlich die Herren Oberlieutenants: Ferd. Frhr. v. Lamenzan (schwer verwundet), Julius Ritter v. Reichert (todt) und Hr. Lieutenant Andr. Frischhut (todt). Die 7. Batterie hatte ein Drittel ihrer Unterofficiere verloren. Und noch hatte die eiserne Division keine Ruhe. Am frühen Morgen des 9. December ertönte auf's neue Kanonendonner, auf's neue wogte die Schlacht und beide Batterieen hatten auf's neue einen blutigen Kampf zu bestehen. Von 11½ Uhr Morgens bis 5½ Uhr Abends standen die beiden Batterieen der gut bedienten, übermächtigen französischen Artillerie, welche von Infanterie unterstützt wurde, gegenüber. Auf's neue floß das Blut der tapferen Kanoniere. Doch sie hielten aus und machten dadurch die beabsichtigte Ueberflügelung von Villermain her unmöglich. Ja fürwahr, die Division verdient den Namen die eiserne. Eiserne Charaktere gehören dazu, all' das Ertragene zu ertragen. Der Name des Herrn Major Franz Witt (bekanntlich aus St. Martin, Pfalz), des Commandanten der eisernen Division, sowie der beiden Batterieen Böck und Keyl haben unvergänglich ihre Namen in die Kriegsgeschichte geschrieben. Mit dem Herzblut so vieler Tapferen ist der Name „die eiserne Division" verdient, von ihr selbst wird der 8. December, dieser blutige Tag, nie vergessen werden.

Mannichfaltiges.

— Die Ausgrabungen in Rom sollen unter der italienischen Regierung mit Energie fortgesetzt werden. Die Leitung der Arbeiten und die Erhaltung der aufgefundenen Schätze soll ein Rath von sieben Mitgliedern besorgen, an dessen Spitze Pietro Rosa steht. Er hat sich durch die Ausgrabungen, die nach seiner Anordnung in den farnesischen Gärten auf dem Palatin stattfanden, einen geachteten Namen gemacht. Der bisherige Beamte für Alterthümer, Pietro Visconti, ist seines Postens enthoben worden. Auch in den Städten Velletri, Frosinone, Viterbo und Civita Vecchia sollen Ausschüsse für die Veranstaltung und Leitung von Ausgrabungen niedergesetzt werden.

— Ein amerikanischer Correspondent macht die Bemerkung, daß es auffällig erscheinen müsse, daß, während alle Zeitungen die Tüchtigkeit der deutschen Feldpost rühmen und das General-Postamt regelmäßige statistische Notizen über den Umfang der Feldpostsendungen veröffentliche, man von der französischen Feldpost kein Sterbenswörtchen höre. „Es wäre doch," fügte er hinzu, „in hohem Grade interessant zu wissen, wie es mit der Correspondenz der französischen Soldaten bestellt ist. Man hätte alsdann das sicherste Mittel zur Beurtheilung der Intelligenz in den beiden Heeren und Völkern an der Hand."

— Die französische Regierung hat einen Preis von 100,000 Francs als Nationalbelohnung für die Compagnie der neuen Montgolfièren ausgesetzt, für den Fall, daß es ihr gelinge, vor dem 20. Januar einen Ballon nach Paris herein zu leiten.

Musikalisches.

-g. Mannheim, 17. Jan. Das Programm der am 19. ds. stattfindenden zweiten Musikalischen Akademie des hiesigen Hoftheater Orchesters bringt in seiner ersten Abtheilung: 1) Najaden Ouverture von Sternthal-Benett, 2) Clavier-Concert in A-moll von Robert Schumann, gespielt von Frl. Emma Brandes, 3) Kolmar's Klage, Arie von Vincenz Lachner, gesungen von Frl. Helene Hausen, 4) Concertstück für Clavier von Karl Maria v. Weber, gespielt von Frl Brandes, 5) Lieder, gesungen von Frl. Hausen; in der zweiten Abtheilung die B-dur-Sinfonie von Ludwig van Beethoven. — Frl. Brandes hat bei ihrem ersten Auftreten in unseren musikalischen Kreisen sich so sehr die Anerkennung aller Musikfreunde zu verschaffen gewußt, daß wir mit Vergnügen diesem Concerte entgegensehen. Die Wahl der beiden Stücke, die zum Vortrag kommen, läßt uns zum Voraus eines Genusses sicher sein, wie ihn die früheren Concerte, in denen diese Künstlerin aufgetreten, geboten hatten. Die Arie unseres Hofcapellmeisters Lachner, welche durch Frl. Hausen gesungen wird, ist eine neue Composition, die bis jetzt noch nirgends zur Aufführung gelangte. Das Orchester wird durch Executirung der Ouverture und der Sinfonie das Concert einleiten und beschließen.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 8. Vierter Jahrgang. 1871.

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Während der vorhergegangenen Scene hatte es bereits einige Male an der Zimmerthür, die nach Außen ging, gepocht, ohne daß es die anwesenden Personen, viel zu sehr mit ihren Empfindungen beschäftigt, vernommen. Jetzt ging die Thür auf, und ein Gerichtsdiener, der Familie schon lange befreundet, trat ein.

Aber es schien nicht, als ob ihn die Absicht eines freundschaftlichen Besuches hierher führe; denn sein Gesicht war ernst und sein Benehmen zurückhaltend. „Ich hab's heut' eilig!" sagte er, indem er Dittmar ein in amtlicher Form gefalztes Schreiben mit einem Blick voll Theilnahme überreichte und sich dann mit einem förmlichen stummen Gruß empfahl.

Der Inspector stand einen Augenblick wie versteinert da. Mit bangem, klopfendem Herzen blickten die beiden jungen Leute auf ihn, ohne den Muth zu haben, ihn zum Eröffnen und Lesen des Briefes aufzufordern.

Endlich erbrach Dittmar das Schreiben und las es langsam durch. Sein Gesicht wurde von Secunde zu Secunde bleicher, die Zähne knirschten immer heftiger aufeinander; eine Art von heiserem Lachen entwand sich seiner Brust, und endlich sank er wie vernichtet auf einen Stuhl.

Die beiden jungen Leute standen unbeweglich, die Augen voll Besorgniß auf den so gewaltig Erschütterten gerichtet.

„Ja, ja, mein Töchterchen!" rief derselbe endlich mit schrecklichem Hohne, „lies das nur und wundere Dich! Dein Herr Liebhaber entläßt Deinen alten Vater des Amtes, in dem er ergraut ist, und fordert ihn auf, sich die Kasse abnehmen zu lassen. Hahaha! ich werde sie ihm selber bringen. Oeffentlich soll man sie dem Dittmar abnehmen, es fehlt kein Heller daran!" Der alte Mann sah stieren Auges in's Leere.

Seine Tochter aber hatte den letzten gegen sie gerichteten Hohen nicht mehr zu ertragen vermocht. Unwillkürlich hatte sie geschwankt, und sie wäre zu Boden gefallen, wenn Heimann sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Während der letzten Worte des Alten war sie indeß wieder so weit zu sich gekommen, daß sie sich ihm zu Füßen werfen, seine Kniee umschlingen und in überzeugendem Tone ausrufen konnte: „Vater, ich schwöre Dir, daß ich unschuldig bin! daß ich den Präsidenten verabscheue!"

Jetzt nahm auch Hermann das Wort. „Onkel, sei gut gegen Emmy," bat er und erfaßte die Hand des alten Mannes; „gewiß spricht sie die Wahrheit, und ich selbst will für sie bürgen!"

Vorzugsweise hierdurch schien Dittmar besänftigt zu sein; denn er sprach gleich darauf im milderen Tone: „Gut, Emmy, ich will Dir glauben, daß Du mit der Ehre Deines Vaters nicht leichtsinnig gespielt hast. Allein einen Beweis, einen recht schlagenden Beweis, kannst Du mir dadurch geben, daß Du in wenigen Wochen Hermann's Frau wirst."

„Vater!" rief Emmy mit einem Ausdruck, der es zweifelhaft ließ, ob sie dem Wunsche zustimme oder widerstrebe. Dabei hatte sie sich von ihren Knieen erhoben und war einige Schritte zurückgetreten.

Hermann aber erkannte das Richtige ihres Ausrufes. Er näherte sich ihr und flüsterte ihr die Worte zu: „Liebe Emmy, gieb für den Augenblick nach, bis des Vaters Aufregung vorüber ist. Die nächste Stunde schon soll Dich wieder frei machen. Kein Zwang darf Dich an mich fesseln, und nie soll meine Liebe zu Dir die Ursache Deines Hasses gegen mich werden."

„Nun, was habt Ihr da zusammen zu flüstern?" fragte Dittmar jetzt, indem er sich umsah. Sein Zorn hatte sich völlig gelegt; kein äußeres Zeichen wenigstens verkündete es mehr. Dagegen aber zeigte eine fahle Blässe des Gesichts und der kalte Schweiß, der ihm auf der Stirn stand, wie gewaltig und erschütternd der Sturm gewesen sein mußte, der in seiner Brust getobt hatte.

Emmy's Blick fiel von dem edel entsagenden jungen Mann auf das bleiche Gesicht des alten Vaters, und — ihr Entschluß für das Leben war gefaßt. Alles in ihr Inneres zurückdrängend, was ihr eigenes Herz bisher so stark bewegt hatte, hing sie sich an den Hals des alten Mannes und sagte: „Ja, mein Vater, es soll Alles so sein, wie Du es wünschest. Ich werde Hermann's Frau." Dann trat sie zu ihrem Cousin heran, reichte ihm die Hand und sprach so leise, daß nur er es hörte: „Und nicht zum Schein, Hermann, um wieder frei zu sein. Nein ich will in Wahrheit Dein treues Weib werden."

Dittmar hörte nichts davon; denn er sprach auf Emmy's an ihn gerichtete Worte sogleich dazwischen: „Das sprach meine würdige Tochter! Das war mein Blut, mein ehrliches Kind!"

Die beiden jungen Leute näherten sich ihm. „Ja!" rief er aus, „kommt an mein Herz, Kinder! Das giebt mir Linderung in meinem großen Leid!"

Er hielt Beide lange umschlungen, und eine Thräne trat in sein Auge. Dann legte er ihre Hände in einandee und sagte mit feierlich klingender Stimme: „Schwöret Euch hier, wo ich so viel Bitteres erfahren, ewige Liebe und Treue! Emmy, der Schatten Deiner seligen Mutter blickt auf Dich herab und hört Dein Gelübde!"

Hermann faßte sich zuerst und sprach: „Da es der Vater fordert, Emmy, so schwöre ich Dir, der Seele meiner Seele, ewige Liebe und Treue, so wahr mein Herz schlägt, und ich Deine Hand in der meinigen halte!"

Das junge Mädchen war von der einfachen Feierlichkeit und dem Ernst des Momentes vollständig hingerissen. „Auch ich," sagte sie in möglichst erhobenem Tone, „schwöre bei dem Andenken meiner Mutter, Dein kreues Weib zu sein bis in den Tod!"

„Amen!" fügte Dittmar fromm hinzu, indem er seine gefalteten Hände auf die verschlungenen der beiden Kinder

legte: „Du, Herr Gott im Himmel droben, bist Zeuge ihres Bundes. Sei ihnen, wenn sie ihren Schwur halten, ein segnender Vater, ein strenger Richter, wenn sie ihn jemals verletzen!"

Mit unnennbar verwirrten, aber doch beseligenden Gefühlen umschlang Hermann die Braut, die ihr schönes Köpfchen an seine Brust legte. „Hier, meine Emmy," sprach er innig und sanft, „soll Deine sicherste Heimath sein, die Dich schützen wird, vor jedem rauhen Hauche des Lebens!" Und damit drückte er den ersten Kuß auf die etwas gebleichten Lippen des Mädchens.

„So!" sagte Dittmar jetzt wieder, „mit der Erinnerung an dies schöne Bild laßt mich von Euch scheiden. Du, Hermann, nimmst noch heute Deine Braut mit Dir zu Deinen Eltern auf's Land, wo sie bis zur Hochzeit bleiben soll."

„Wie, Vater!" rief Emmy erschreckt, „ohne Dich sollte ich von hier gehen, Dich allein zurücklassen? Nimmermehr!"

„Ei, Du mußt mit, Onkel!" stimmte Hermann ein, „die Landluft wird Dir wohl thun."

„Ich kann ja nicht, Kinder!" wehrte Dittmar ab. „In diesem Schreiben hier steht der Befehl für mich, bis auf weiteres die Stadt nicht zu verlassen. Ihr aber müßt fort, denn ich muß mich allein und Euch in sicherer Obhut wissen, wenn ich den kommenden Dingen ruhig und kräftig entgegen sehen soll. Fort also muß Emmy; wenn auch gerade heute nicht, so doch nächster Tage. — — Doch jetzt fühle ich, daß mich die Nachwehen der Aufregung erfassen. Ich bin bis zum Tode matt und muß zu schlafen oder doch wenigstens zu ruhen suchen. Adieu, Kinder! Emmy wird mich in zwei Stunden wecken, wenn mich die Wohlthat des Schlafes heimsuchen sollte. Sie wird es thun, da ich mein Kind jetzt beschützt weiß." Mit einem zärtlichen Kuß, den er auf die Stirne seiner Tochter drückte, gleichzeitig dem Neffen die Hand zum Abschied reichend, zog sich der alte Mann in das Nebenzimmer zurück.

Hermann fühlte instinctiv, daß auch er sich entfernen müsse, denn schwerlich hätte er gewußt, was er der Verlobten jetzt sagen sollte. Zwar war sein Herz das glücklichste von allen Dreien, über welche die eine verhängnißvolle Stunde entschieden hatte, denn die so lang geliebte Gespielin seiner Jugend war errungen. Dennoch wollte eine echte Freudigkeit nicht in sein Herz einziehen, weil er wußte, daß zwischen ihm und seinem Glück immer noch wenigstens der Schatten eines anderen Mannes stand. Was hätte er unter solchen Umständen und nach der eben stattgehabten Scene mit dem Mädchen seiner Liebe sprechen sollen?

Er ging also, — und Emmy dadurch wie von einem Alp befreit, blieb allein zurück. Wie sehr hatte sie nach der aufregenden Scene die Einsamkeit ersehnt, um dem Schmerz ihrer Brust ungestört Ausdruck geben zu können.

Jetzt war sie nun allein, aber sie fühlte sich nicht eher sicher, als bis sie durch Horchen an der Thür des Gemaches, in welches ihr Vater gegangen, an den langen schweren Athemzügen desselben erkannte, daß er fest schlief. Sich dann aber ganz den schmerzlichen Empfindungen ihres Inneren überlassend, brach sie, während ihre schönen, weichen, jetzt gesenkten Augenwimpern sich mit Thränen füllten und ihre Hände auf ihrem Schooß sich wie zum Gebete falteten, in die Worte aus: „O mein Gott! Lehre Du mich meinen Schwur halten, um abzubüßen einen Theil der großen Schuld, die auf mir liegt, um derentwillen der Vater entehrt und seines Amtes entsetzt wurde!"

Es trat in diesem Selbstgespräche eine kleine Pause ein, während welcher die Gedanken des Mädchens auf einen neuen Gegenstand ihres Kummers gefallen zu sein schienen. In schmerzlicherem Tone als bisher fuhr sie fort: „Und er unterstützt des Vaters Verderben? Er, den ich so erhaben über allem Kleinlichen wähnte?! O daß ich ihn niemals gesehen, nie den einschmeichelnden Ton seiner herzigen Worte gehört hätte? Nein! nein! ich kann's nicht fassen, daß er so grausam mit meiner Ruhe gespielt haben sollte, um sich zum Unterhändler des Präsidenten herabzuwürdigen!" Das Mädchen schauderte bei diesem Gedanken zusammen; krampfhaft drückte sie ihre Hände vor die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Toiletten-Winke für Frauen.*)

Der Mensch hat zu allen Zeiten und auf den verschiedensten Stufen der Gesittung das Bestreben gezeigt, seinen Körper mit allerlei natürlichen und künstlichen Zuthaten zu versehen, um die Eigenschaften und Vorzüge, mit denen er von der Natur ausgestattet worden war, bemerkbarer zu machen und die vortheilhafte Wirkung, welche seine Erscheinung auf Seinesgleichen hervorbrachte, zu erhöhen. So legte er z. B. die Haut des von ihm besiegten Löwen um seine Schultern, um in seinen Genossen das Gefühl der Hochachtung hervorzurufen. Er befestigte den geöffneten Rachen eines erlegten Raubthieres auf seinem Haupte, um unter seinen Feinden Furcht und Schrecken zu verbreiten. Er schmückte sich mit leuchtenden Farben, duftenden Blumen und kostbaren Gegenständen, um bei Personen seines Umganges Zuneigung und Liebe zu erwecken.

Kein hervorragendes Culturvolk hat in Bezug auf diese Bestrebungen eine Ausnahme gemacht. Sowohl die alten Aegypter, Assyrier und Perser, als auch die Griechen, Römer und Germanen haben Beweise hierfür in Menge hinterlassen.

Das Verlangen, sich zu schmücken, tritt in gleicher Weise auch bei allen Nationen der Gegenwart hervor. Ueberall werden die größten Anstrengungen gemacht, um den Forderungen des Verzierungstriebes zu genügen. Man ist unablässig bemüht, die mannichfaltigsten Schmuckmittel herzustellen oder aufzufinden, um mit Hilfe derselben die menschliche Schönheit zu heben, äußere Mißverhältnisse des Körpers auszugleichen oder Mängel desselben dem Auge zu entziehen.

Mit den Leistungen des eifrig schaffenden Verzierungstriebes hielt jedoch die Ausbildung des Gefühls für das Edle der schmückenden Formen und Farben nicht immer gleichen Schritt. Die Hebung und Erweiterung des Geschmackes ging nur äußerst langsam von Statten, und daher kam es, daß der Mensch auch bei der Wahl und Anordnung der Bestandtheile seines Schmuckes häufig über die Grenzen des Schönen hinausgerieth und auf diese Weise den Zweck, seinen Körper zu schmücken, verfehlte.

Sehr auffällige Mißgriffe dieser Art werden von den wilden Bewohnern Neuhollands berichtet. Diese ritzen ihren Körper mit scharfen Muscheln und suchen die Wunden so lange offen zu erhalten, bis im Fleische tiefe Narben entstehen, die dann als eine große Zierde angesehen und zur Schau getragen werden.

Etwas weniger barbarisch verfahren die gutmüthigen Bewohner des Stillen Oceans, indem sie den ganzen Körper mit einer Menge oft sehr schwungvoller und charakteristischer Linien bedecken; desgleichen die schmuckliebenden Araberinnen, welche ihre Lippen blau, die Augenbrauen schwarz und die Nägel ihrer

*) Aus J. Matthias: Der menschliche Schmuck. Form, Farbe und Anwendung. Ein Beitrag zur Bildung des Geschmacks in häuslichen und gewerblichen Kreisen. Mit 16 Tafeln Abbildungen. Liegnitz, Max Cohn.

Finger und Zehen roth färben. Aber auch die vergoldeten Zähne der Japanesinnen, die schwarzen Ringe um die feurigen Augen der Perserinnen und die mit Roth und Schwarz aufgepinselten Schachbrettmuster, welche den Körper der Hottentottinnen als einzige Robe zu bedecken pflegen, können nach unseren Begriffen auf eine Verschönerung der menschlichen Gestalt keinen Anspruch erheben.

Die schmückenden Elemente sind sehr verschieden. Verweilen wir zuvörderst bei dem sogenannten Behang. Der **hängende Schmuck** ist für die Schönheit des menschlichen Körpers von besonderer Wichtigkeit. Seine Richtung ist, wie schon aus seiner Benennung hervorgeht, hauptsächlich eine senkrechte und abhängig von dem Gesetze der Schwerkraft. Sie weist auf die Beziehung des Geschmückten zur Erdoberfläche hin, sie zeigt das Verhalten der menschlichen Figur zu dem Boden, der sie trägt, und spricht dadurch ihren engen Zusammenhang mit dem Allgemeinen aus.

Die Erde bietet dem Menschen einen festen Stand. Das Schönheitsgefühl verlangt, daß er sich dieser Basis zur Unterstützung seines Schwerpunktes bediene, um eine sichere Haltung zu bewahren. Dieses Bestreben wird durch eine auffällige Eigenthümlichkeit seiner ganzen Erscheinung wesentlich begünstigt. Wenn man nämlich den menschlichen Körper von vorn betrachtet, so kann man eine Mittellinie annehmen, welche denselben vom Scheitel bis zur Fußsohle in Hälften theilt. Die einzelnen Theile dieser Hälften, wie Augen, Ohren, Hände, entsprechen einander in Beziehung auf Zahl, Form und Lage und vermögen daher, einander die Waage zu halten. Die immer thätige Schwerkraft vereinigt demnach ihre Wirkung mit der Wirkung des Gleichgewichtes oder der Symmetrie, wodurch jede Haltungslosigkeit vermieden und der Ausdruck der Sicherheit, der Ruhe und Würde in der menschlichen Erscheinung zur Geltung gebracht wird.

Hierdurch bezeichnet die Natur den bei der Anordnung des hängenden Schmuckes einzuschlagenden Weg. Soll das Auge beruhigt, das ästhetische Gefühl befriedigt werden, so muß eine gleichmäßige oder ebenmäßige Vertheilung der Schmucksachen von der gedachten Mittellinie aus in horizontaler Richtung nach rechts und nach links stattfinden. Die beiden Ohrgehänge dürfen z. B. nicht verschieden sein, oder in verschiedener Höhe hängen. Ebenso wenig darf das Haupthaar auf der einen Seite in Locken gekräuselt und auf der anderen Seite in anliegende Zöpfe geflochten sein. Eine solche Frisur würde ebenso geschmacklos sein, als der **schiefe Scheitel**, mit welchem manche Frauen und Mädchen sich zu schmücken vermeinen.

Der **hängende Schmuck** ist also vorzugsweise ein **symmetrischer Schmuck**. Die Symmetrie des Schmuckes wird eine **strenge** genannt, wenn die zu beiden Seiten einer hervorgehobenen Mitte befindlichen und einander entsprechenden Theile in Zahl und Form völlig übereinstimmen. Auf den ersten Stufen der bildenden Kunst wurde dieses Gesetz in seinem ganzen Umfange gehandhabt. Die Falten der Gewänder waren auf beiden Seiten des Körpers durchaus gleich. Das eine schmückende Band der Kopfbedeckung hing genau wie das andere. Die Haltung der Hände und Füße war links wie rechts. In derselben Weise, wie man die Anordnung der Theile einer einzelnen Gestalt traf, bewirkte man auch die Zusammenstellung der Figuren zu Gruppen, namentlich bei Compositionen auf den Flächen der Architektur, wo der enge Anschluß derselben an die Structur der Bauwerke die größte Strenge in der Befolgung der Gesetze der Symmetrie verlangte. Mit der weiteren Entwickelung der Kunst vergrößerte sich auch die Freiheit derselben innerhalb der Grenzen der Symmetrie. Man suchte das Starre, was uns z. B. in dem Kopf- und Halsschmuck auf ägyptischen und altgriechischen Darstellungen noch entgegentritt, zu vermeiden, indem man nach und nach von der vollkommenen Gleichheit der gegenüberliegenden Theile abiah und diese nur in größeren Massen oder Gruppen die Waage halten ließ. An die Stelle des strengen Gleichmaßes trat das Massengleichgewicht. Hierdurch brachte man Abwechselung und Bewegung in die Gestalt, ohne der ästhetischen Wirkung derselben Eintrag zu thun.

Die nach solchen Grundsätzen geordneten Elemente des hängenden Schmuckes, mögen sie nun größere Theile der Gewänder oder auch nur Bommeln, Bandwerk, Quastenwerk an der Bekleidung und Ausschmückung des Körpers sein, werden stets das beabsichtigte Wohlgefallen in dem Beschauer erwecken.

Der hängende Schmuck umfaßt das Gewand, das Haupthaar und die Ohrgehänge, die wir einzeln zu betrachten haben.

Das **Gewand** wird nicht nur zur Bekleidung, sondern auch zum Schmuck des Körpers angelegt. Bei letzterer Absicht gilt es als Haupterforderniß, die Theile des Gewandes so zu wählen oder anzuordnen, daß sie die Umrisse der Figur deutlich erkennen lassen, daß sie den Bewegungen der Glieder folgen und dieselben betonen — accentuiren.

Dieser Zweck wird verfehlt, wenn man die ganze menschliche Gestalt derartig mit Gewändern bedeckt und verhüllt, daß die Contouren derselben undeutlich werden, oder wenn auf einzelnen Körpertheilen eine solche Anhäufung von Stoffen stattfindet, daß jene dadurch übertrieben stark und unnatürlich erscheinen.

Dergleichen Verstöße gegen den guten Geschmack bemerkt man zuweilen an den Abendtoiletten putzlustiger Damen bei festlicher Gelegenheit. Man sieht die Roben derselben oft mit losen Puffen und breiten Falbeln vielfach überdeckt. Röcke häufen sich auf Röcke, Spitzen auf Spitzen, Blumen auf Blumen, und es ergiebt sich ein solcher Umfang der Bekleidung, daß es dem Auge kaum gelingen will, in den bunten Massen die eigentlichen Körpertheile des geschmückten weiblichen Wesens zu entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Technisches. Nach Mittheilungen in der Zeitschrift des österreich. Ingenieur- und Architektenvereins wird die in mehrfacher Beziehung interessante **Rigibahn** im Laufe dieses Jahres noch dem Verkehre übergeben werden. Von der 17,000 Fuß langen Bahnstrecke werden bereits 4000 Fuß mit Materialzügen befahren, die schwierigeren Bauten sind fast sämmtlich nahezu fertig, und der in Anwendung zu bringende eigentliche Betrieb ist zur vollen Befriedigung erprobt. Die Bahn führt von Vitznau am Luzerner-See mit verhältnißmäßig geringen Terrainschwierigkeiten längs den riesigen Wänden der „Rothfluh" bis an die Grenze des Kanton Schwyz oberhalb Rigi-Kaltbad auf den Grat des Berges, circa 4000 Fuß über dem See. An den Endpunkten sind Stationen, in der Mitte befindet sich eine Ausweichstelle. Die Steigungen betragen 12 bis 25 Procent, jedoch vorherrschend 22 bis 25 Procent. Die bedeutenderen Bauobjecte sind ein Tunnel von 250 Fuß Länge und eine eiserne Gitterbrücke von derselben Länge, auf zwei eisernen Pfeilern ruhend. Der Oberbau besteht aus zwei gewöhnlichen Schienen und einer dazwischen liegenden Zahnstange, welche aus zwei gewalzten Stäben und eingenieteten, die Zähne bildenden Querbolzen hergestellt ist. Die Querschwellen, auf welchen Zahnstange und Schienen ruhen, sind ganz in den Boden, theilweise auch in Mauerwerk gebettet, und durch zwei oberhalb aufgekämmte Langschwellen mit Schrauben verbunden. In die Zahnstange greift ein durch die Locomotive getriebenes Zahnrad ein. Alle vorkommenden Bahncurven sind mit 600 Fuß Radius angelegt. Die Locomotive, von Director R. Riggenbach in Olten construirt, hat einen aufrecht stehenden Kessel, für 15 Atmosphären Maximaldruck, dessen Achse auf Steigung von 22 Procent lothrecht steht, auf geringeren Steigungen daher vorwärts geneigt ist. Die Maschine kann demnach nur nach einer Richtung fahren. Der Tender ist mit der Maschine vereinigt. Die Züge werden nur aus einem Personen- und einem Frachtwagen bestehen. Der erstere enthält 8 Coupés,

jedes für 10 Personen. Die Sitze sind nach den Neigungsverhältnissen der Bahn stellbar. Bei'm Auf- wie bei'm Abwärtsfahren des Zuges befinden sich die Wägen stets oberhalb der Maschine, auf der Bergseite. Dieselben sind weder unter sich noch mit der Maschine gekuppelt, sondern werden aufwärts geschoben, abwärts gehalten. Die Geschwindigkeit soll auf- wie abwärts eine Wegstunde pro Zeitstunde betragen. Außer dem unter dem Tender befindlichen Zahnrad, als Treibrad, greift am vorderen Theil der Locomotive noch ein zweites Zahnrad in die Zahnstange ein, an deren Achse sich zwei Bremsscheiben befinden. An jedem der beiden Wägen ist die gegen die Steigung gekehrte Achse ebenso zum Bremsen eingerichtet. Die Thalfahrt geschieht unter Einwirkung von comprimirter Luft auf die Rückseite des Kolben. Die Compression der Luft findet im Cylinder selbst statt und kann durch ein Ventil regulirt werden. Durch dieses Mittel, dann durch die sehr wirksamen Bremsen und durch Contredampf kann der Zug auf 6 Fuß Weg zum Stehen gebracht werden. Die Sicherheit des Betriebes soll durchaus nichts zu wünschen übrig lassen. Eine der Rigibahn ähnliche Bergbahn ist auf dem 5300 Fuß hohen Mount-Washington in Amerika schon seit einiger Zeit in regelmäßigem Betriebe. Dieselbe hat sogar Steigungen bis 33 Procent. Ein erfahrener Schweizer Ingenieur ist z. Z. von der Rigibahngesellschaft eigens dorthin abgesendet worden. Zur Herstellung der Rigibahn hat man ein Actiencapital von 1¼ Millionen Frcs. aufgebracht.

— Professor Knoll in München hat die Kolossalbüste Christoph Gluck's vollendet, und dieselbe ist soeben im Münchener Kunstverein ausgestellt, wo sie allgemein bewundert wird. Die Büste, ein Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes, wird in Erz gegossen und auf einem einfachen Sockel von röthlichem Salzburger Marmor zu Weidenwang in der Oberpfalz, dem Geburtsorte des großen Tondichters, aufgestellt worden. Die Mittel zu diesem Denkmal wurden durch eine Sammlung aufgebracht, an welcher sich auch die Könige von Preußen und Bayern, der Kaiser von Oesterreich und mehrere andere Fürsten betheiligten.

— Aus Breslau erzählt die „Schles. Ztg.“: „Drei französische Officiere, von denen zwei, die aus dem Elsaß stammen, der deutschen Sprache vollkommen mächtig sind, wohnen seit längerer Zeit hier in einem Hause, dessen Dachstube an eine arme Frau vermiethet ist, deren Mann sich auf dem Kriegsschauplatze befindet. Der kleine Sohn dieser Frau hatte sich nun in seiner kindlichen Weise an die fremden Officiere, welche dem Knaben selbst sehr zugethan waren, angeschlossen, so daß er dieselben täglich besuchte. Um so mehr fiel es nun den Officieren auf, als sich der Kleine eine ganze Woche lang nicht mehr sehen ließ. Am vorletzten Sonntag Vormittag aber erschien der Knabe wieder in der Wohnung der Officiere und erzählte denselben unter Thränen, daß er ein kleines Brüderchen erhalten habe, aber die Mutter sei so sehr krank und er müsse sie ganz allein verpflegen. Nun solle auch das Brüderchen heute getauft werden, die Mutter habe jedoch Niemanden, der zu Pathen stehen wolle. Die Officiere beruhigten nun den betrübten Knaben und erklärten, daß sie des Nachmittags in der Kirche zur Taufe erscheinen und die Pathenstelle übernehmen würden. Als Nachmittags die Hebamme das Kind zur Kirche abholen wollte, erfuhr sie von der leidenden Frau, daß die im Hause wohnenden französischen Officiere die Pathenstelle vertreten wollten. Natürlich ging nun die Hebamme selbst zu den drei Herren, die sofort bereit waren, sich mit dem jungen Weltbürger nach der Kirche zu begeben. Sie bestellten sofort eine Droschke, damit das Kind bei der Kälte nicht getragen werden dürfe, und fuhren nun mit der Hebamme und dem kleinen „citoyen“ nach dem Dom, wo der Taufact vor sich ging. Als derselbe beendet war, beschenkten die drei Franzosen die Hebamme sehr reichlich und übergaben ihr für die Mutter des Kindes als Pathengeschenk — einen Hundertthalerschein. Außerdem aber übersandten sie zur Tauffeier noch eine Torte und zwei Flaschen Wein. Der hocherfreuten Wehrmannsfrau, die noch immer krank darniederliegt, ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, den Pathen ihres Kindes, die sie noch nie gesehen, den Dank abzustatten, der diesen drei ehrenwerthen Franzosen für einen so schönen Zug von Nächstenliebe gebührt.“

— Durch die öffentlichen Blätter geht die Notiz, der letzte directe Nachkomme des alten Götz von Berlichingen sei im gegenwärtigen Kriege gefallen. Die Nachricht ist irrig. Es leben nämlich noch fünf männliche directe Nachkommen des Ritters Götz mit der eisernen Hand; zu diesen gehört das bekannte Mitglied der 1. badischen Kammer nebst seinen beiden Söhnen.

— Von Baltimore ist ein Ehrensäbel für General Graf Moltke in Bremen eingetroffen, den die dortigen deutschen Frauen dem großen Feldherrn widmen. Die Waffe ist von ausgezeichneter Arbeit; die Scheide von massivem Silber.

— Das Jahr 1871 wird an Sonntagen ganz besonders reich sein; es beginnt mit einem Sonntag und endet mit einem solchen, wird also im Ganzen 53 Sonntage zählen. Von den einzelnen Monaten haben der Januar, April, October und December fünf Sonntage.

— Die Fußpassage über den Sund von Helsingör nach Helsingborg ist in vollem Gange, schreibt das „Helsingör Dagblad“, und hat, wahrscheinlich wegen des in Helsinborg stattfindenden Jahrmarktes, den Charakter einer Völkerwanderung angenommen. Tausende von Herren und Damen, spazierend, Schlittschuh laufend oder Schlitten fahrend, besuchen von Helsingör aus die schwedische Nachbarstadt, und damit Keiner während der Wanderung Noth leide, sind hier und dort auf dem Eise Erfrischungszelte errichtet. Zahlreiche Schweden benutzen ebenfalls diese billige Beförderung, um Helsingör zu besuchen.

— Einer der letzthin von Paris aufgestiegenen Ballons entführte auch den Generalinspector der öffentlichen Verkehrsanstalten, Herrn Drolling. Seine alte Haushälterin, welche ihn erzogen und seit der frühesten Kindheit stets um ihn gelebt hatte, wollte sich durchaus nicht von ihm trennen und setzte es endlich mit Bitten und Thränen durch, daß er in ihre Begleitung auf der gefährlichen Reise willigte. Die so anhängliche und beherzte Dienerin ist 70 Jahre alt und heißt Magdalena Roussel. Sie kehrte mit ihrem Herrn nach Bordeaux zurück, wo beide früher wohnten und gut bekannt sind. Der Ballon ging nach einer gefahrvollen Reise in Belgien nieder. Von dort mußten die beiden Unzertrennlichen den Seeweg wählen, um nach Bordeaux zu gelangen.

— Auch die Taubenpost hat unter der ungeheueren Kälte stark gelitten. Wie aus Bordeaux gemeldet wird, ist von den vielen Depeschen der Regierungs-Delegation in Tours an ihre Pariser Collegen vom 15. December bis zum Neujahrstage auch keine einzige an ihrem Bestimmungsort eingetroffen, und doch wurden die Tauben nicht in Bordeaux selber, sondern in Le-Mans oder an einem anderen näher bei Paris gelegenen Orte aufgelassen. Am 2. Januar erst trafen wieder Tauben in Paris ein, und daß dieselben sich auf dem Triumphbogen in den Champs Elysées niederließen, ehe sie in ihren Schlag zurückkehrten, wurde von den Parisern als ein gutes Omen angesehen.

— Wie von New-York berichtet wird, sind die dortigen Straßenbriefkasten durch Röhren mit dem General-Postamt verbunden. Durch eine pneumatische Vorrichtung werden alle in die Kasten geworfenen Briefe mit einer Geschwindigkeit von 65 Meilen per Stunde dem Postamte zugeführt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 9. Vierter Jahrgang. 1871.

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

In ihrem Schmerze gewahrte Emmy nicht, wie die Gestalt eines Mannes das Fenster verdunkelte, an welchem sie saß, und der theilnahmsvolle Blick desselben mit Innigkeit auf ihr ruhte. Aber was sie nicht sah, hörte sie doch. Denn als jetzt aus dem Munde leise und sanft wie Zephyrhauch ihr Name ertönte, da sagte ihr das stürmische Pochen ihres Herzens, wer es war, der diesen Namen aussprach.

Ihre Wangen mit Purpurroth überdeckt fühlend, sprang sie auf und wußte nur das eine Wort hervorzubringen: „Ach — Sie! —" Aber schnell die Stimme ihres Herzens wieder zum Schweigen bringend, indem sie die Hand fest auf ihre Brust drückte, fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu: „Sie, Herr Assessor?! Was führt Sie nach dem Hause des Unglücks?"

„Eben das Unglück," gab der Angeredete zurück. „Ich muß Sie sprechen, Emmy! Sind Sie allein, so kommen Sie sogleich an die hintere Gartenthür, wo wir uns zum ersten Male sahen!"

Das Mädchen verlor die eben erst gewonnene Fassung. Sie schwankte in dem zu fassenden Entschluß.

Dies Schwanken entging Nordeck nicht. „Emmy," sagte er drängend, „es ist meine Theilnahme für Sie, was mich herführt; es betrifft Ihren Vater."

Dies Wort schien dem kämpfenden Mädchen ein willkommenes Mittel zu sein, um über ihre eigenen Gefühle hinwegzukommen. Sie schnellte empor. „Ach Sie kommen, um ihm die Kasse abzunehmen. Deshalb, Herr Assessor, fürchte ich nichts. Mein Vater liebt seinen ehrlichen Namen mehr als sein Leben. Die Kasse wird richtig sein."

„Warum weichen Sie mir aus, Emmy? Es ist nicht dies, was mich zu Ihnen führt, sondern etwas Anderes, viel Wichtigeres. Ich bitte Sie nur um eine Viertelstunde unter vier Augen!" Nordeck wollte mit den letzten Worten eine recht dringende Bitte ausdrücken; aber in dem Ton seiner Stimme lag ein Befehl jener Art, dem sich ein liebendes Mädchen nicht zu entziehen wagt.

„Ich komme!" sagte Emmy so leise, daß Nordeck diese Einwilligung mehr von den Lippen ablas, als mit seinem Ohr vernahm. Damit hatte Emmy auch bereits ihren Platz verlassen und schlich an des Vaters Thür, um sich von der Fortdauer seines Schlummers zu überzeugen.

Eine Minute später standen Beide an der Thür des kleinen Gärtchens, Nordeck hielt ihre Hand in der seinen. „Und nun vor allem," sagte er, „warum zögerten Sie, mich sprechen zu wollen? Sind Sie mir böse? Sie schweigen! Ihr trauriger Blick sucht den Boden. Ihr Herz hat eine Anklage gegen mich; und doch wollen Sie nicht sprechen?!"

„Weil ich — — —" preßte Emmy mühsam hervor.

„Nun warum vollenden Sie nicht? Soll ich Ihren Satz vollenden?"

Emmy schwieg.

„Weil Sie," fuhr Nordeck fort, „gefunden haben, daß ich Ihnen gleichgiltig bin; weil Sie gestern eine Zusammenkunft mit dem Präsidenten hatten, und weil dieser Ihr Herz gewann!"

„Herr Assessor!" rief das junge Mädchen mit Entrüstung aus, indem sich ihre zarte Gestalt hoch empor hob. „Das Furchtbarste hat man gegen einen alten Mann verübt, da man seine Treue mit Schimpf belohnte. Das that, diesem Glauben gebe ich mich hin, nur der Präsident. Wollen Sie nun aber noch grausamer sein als er, indem Sie ein schutzloses Mädchen beleidigen, weil sie die Tochter dieses Mannes ist?!"

Mit einer kaum zu verhehlenden Freude sah Nordeck diese stolze erhobene Gestalt an und hörte die Vertheidigung ihrer Unschuld. Und gleichsam, als ob er sich die Wonne dieses Momentes verlängern wollte, entgegnete er wie ungläubig: „Wollen Sie denn damit in Abrede stellen, Emmy, daß Sie gestern Abend am Philosophensteg einen tief in einen Mantel gehüllten Mann gesprochen haben?"

„Nein," erwiderte Emmy sehr ruhig, „das will ich nicht in Abrede stellen. Es war in der achten Stunde."

„Und Sie wissen auch, daß dieser Mann der Präsident von Bornstedt war?"

„Er war es, Herr Assessor."

„Sie gingen dann mit ihm auf und nieder, bis Sie sich Beide auf eine Bank setzten?"

„Ganz so geschah es. Ach, Sie sind ein guter Beobachter."

„O, es könnte vielleicht nicht eigene Beobachtung, sondern nur fremde Mittheilung gewesen sein. Doch weiter. Der Präsident legte endlich unter zärtlichen Versicherungen seinen Arm um Ihren Leib und küßte Sie?"

„Das ist nicht wahr!"

„Daß er Sie küßte; — möglich! Aber, daß er Ihnen zärtliche Geständnisse machte?"

„Ja, das that er, dazu war er anmaßend genug; und ich hatte keine andere Waffe mich zu wehren, als ihm zu sagen, daß ich seine Liebe verachte."

„Nun noch eine Frage, liebe Emmy, und ich bin ganz beruhigt: Was veranlaßte Sie, ihm eine solche Unterredung zu bewilligen?"

„Ich erhielt," erzählte Emmy mit großer Unbefangenheit, „einen Brief vom Präsidenten, in welchem er versicherte, daß er mich durchaus allein sprechen müsse, und daß ich ja kommen möge, wenn ich ein schweres Unglück von meinem Vater abwenden wolle. Zugleich bestimmte er mir Zeit und Ort. Mußte ich da nicht gehen, oder finden Sie das nicht, Herr Assessor?"

„Doch, meine liebe Emmy," erwiderte dieser.

„Aber besitzen Sie diesen Brief noch?"

„Hier ist er." Damit zog das junge Mädchen ein kleines Briefcouvert aus ihrer Tasche.

„Wollen Sie mir den Brief geben, Emmy?"

„Sehr gern, nehmen Sie ihn."

Nordeck nahm den Brief und legte ihn in sein Portefeuille. Dann fragte er weiter: „Als Sie nun seinen Antrag, ihm ihre Liebe zu schenken, mit Verachtung zurückwiesen, was sagte er da?"

„Anfangs glaubte er, es geschehe aus Furcht, aus Schüchternheit, weil er zu hoch über mir stehe oder daß ich die Welt fürchte, wenn unser geheimes Verhältniß bekannt würde; für den letzteren Fall, wenn es bekannt würde, versprach er mir seine Hand vor dem Altar. Da ich ihm aber sagte, ich könne ihn auch dann nicht lieben, wenn er mich auf der Stelle heirathen wolle, da gerieth er sehr in Wuth, daß er rief: es fiele ihm gar nicht ein, meine Liebe erwerben zu wollen, ich sei ein viel zu einfältiges Mädchen, aber meine Reize würde er mit oder ohne meinen Willen sich doch zu eigen machen."

„Der Nichtswürdige!" sprach Nordeck halb für sich.

„Als ich ihm" — fuhr Emmy fort — „nach diesen bösen Worten sagte, daß ich ihn verachte, drohte er mir mit der Rache, die er an meinem Vater nehmen wolle, denn es liege ganz in seiner Hand, ihn zu verderben, wenn ich so halsstarrig bliebe, worauf ich entgegnete: mein Vater selber würde lieber das Schaffot besteigen, als zugeben, daß ich sein Leben durch meine Schande erhalte. Dazu lachte er so seltsam und meinte: das müsse er erst erleben. Bis dahin solle ich mich ja hüten, zu irgend Jemanden ein Wort von dieser Unterredung zu sagen, denn man würde mir doch nicht glauben, weil uns Niemand höre und er es später als Erfindung boshafter Rache bezeichnen würde. Zugleich verlangte er seinen Brief wieder zurück, ich hatte ihn aber nicht mit und würde ihn auch so nicht gegeben haben, denn er allein könnte mir ja möglicher Weise als Rechtfertigung dienen, wenn man mich beschuldigen sollte, mit diesem Manne eine freiwillige Zusammenkunft gehabt zu haben." Emmy hatte diese letzten Worte mit einer gewissen Betonung und einem sehr markirten Blick auf den Assessor gesprochen.

Dieser fühlte die Bedeutung und dadurch etwas verwirrt entgegnete er mit Wärme: „Du bist ein herziges, braves Kind, Emmy, das ich mit dem Kusse der reinsten Liebe für das glücklichste Leben segnen möchte." Damit legte er seine Hand auf ihren Kopf und drückte in väterlicher Weise einen Kuß auf ihre Stirn, aber nicht, ohne sie mit seinem anderen Arm fast unwillkürlich an seine Brust zu ziehen.

Emmy suchte sich dieser zärtlichen Umschlingung sanft zu entziehen. „Warum sprechen Sie so zu mir, Herr Assessor?" sagte sie zaghaft; „ich darf solche Worte nicht mehr hören."

„Wie, zürnt mir Emmy vielleicht wegen des Mißtrauens, das ich gehegt?" fragte Nordeck. „Und weißt Du denn nicht, Kind, warum ich es hatte? Hörst Du vielleicht etwas Unerwartetes, wenn ich Dir sage, daß ich Dich lieb habe? Dann vernimm, daß ich begeistert bin von Deinem Gemüthe, wie ich es herrlicher nur einmal im Leben getroffen, daß ich Dich liebe mit der ganzen Macht einer männlichen Seele, und daß ich gerade um dieser Liebe willen Dein Leben rein sehen mußte von dem geringsten Flecken. Wirst Du mir um dieses Bekenntnisses willen nicht verzeihen?"

„O sprechen Sie nicht weiter, Herr von Nordeck!" flehte das junge Mädchen. „Sprechen Sie so nicht weiter! nicht in diesem traulichen Tone, der mein Herz vor Seligkeit beben macht, den aber mein Ohr nicht mehr hören darf."

„Nicht? ich bitte, ich beschwöre Sie, Emmy, warum nicht?"

„Weil — weil ich Braut bin."

„Braut?!" wiederholte Nordeck wie mechanisch, einem fühllosen Echo gleich, während es in seiner Brust siedete.

Es entstand eine peinliche Pause, die keines von den Beiden zu unterbrechen wagte.

Endlich, gleichsam als habe ein Gedanken Nordeck's wider seinen Willen Ton angenommen, stieß er die Worte hervor: „Emmy, warum hast Du mir das gethan?"

Der Klageton, der in diesem Ausruf lag, schnitt dem jungen Mädchen in's Herz. „Nicht ich bin schuld daran, o glauben Sie mir, sondern der Präsident, der meinen armen Vater zur Verzweiflung brachte."

„Sein Maß wird immer voller! aber er muß ja sein eigener Rächer werden!" sprach Nordeck vor sich hin, aber so unverständlich, daß dem Mädchen selbst der Laut seiner Worte entging.

Deshalb fuhr sie fort: „Sie wissen, Herr von Nordeck, daß mein Cousin Hermann mich schon lange liebt, und daß mein Vater mich ihm zur Frau bestimmte, sobald er eine solche ernähren könne. Das ist nun durch den Tod einer Verwandten, die ihm ein kleines Gut vermacht hat, möglich geworden."

„Aber Sie liebten ihn nicht, Emmy?"

„Ich liebte ihn nicht," gab sie zitternd zur Antwort. „Aber ich war ihm gut gewesen und hielt dies Gefühl auch für Liebe, bis ich — —"

„Bis Sie — —"

„Bis ich Sie kennen lernte! — es ist gesagt."

Mehr konnte das junge Mädchen nicht hervorbringen, sie bedeckte sich die Augen mit ihren Händen, als müsse sie weinen. Doch es war genug für den erfahrenen Mann, um zu wissen, wie sehr er von diesem engelgleichen Herzen geliebt wurde.

Er wollte ihre Hände erfassen, um sie von ihren Augen hinweg zu ziehen! Sie aber wehrte ihn ab, indem sie hastig sagte: „Nein, lassen Sie mich, Herr von Nordeck! Ich wage es nicht, Ihnen nach diesem Bekenntniß in's Auge zu sehen, da es schon eine Verletzung meines Schwures ist."

„Welches Schwures, Emmy?"

„Den ich vor noch einer halben Stunde in die Hand meines Vaters abgelegt habe."

„O sagen Sie mir Alles, Emmy!"

„Nun wohl," sprach sie entschlossen, ihre Augen wieder frei machend, ohne sie jedoch wieder auf Nordeck zu richten. „Als heute die gestrige Drohung des Präsidenten zur Wahrheit wurde, als auch der Vater sogar den Verdacht hatte, daß es um meinetwillen geschehen, — nur in anderer Art, als es wirklich der Fall war — und als er mich nun gegen alle Schläge des Schicksals geschützt sehen wollte, da befahl er mir, Hermanns Weib zu werden und mich ihm sofort zu verloben. Und da — habe ich denn unter den Augen meiner seligen Mutter in Beider Hände meinen Schwur abgelegt. Er hat mich für ewig gefesselt."

(Fortsetzung folgt.)

Toiletten-Winke für Frauen.

(Fortsetzung.)

Die Bekleidung des Köepers möge nun durch Nützlichkeit bedingt oder durch das Verlangen nach Schönheit veranlaßt werden, in jedem der beiden Fälle sind es gewöhnlich zwei einander entgegengesetzte Arten der Gewänder, die man in Anwendung bringt.

Die erste Art dient gewöhnlich als Decke. Sie ist weit, bildet meistens größere, durch geringe Erhöhungen und Vertiefungen bedeckte Flächen, gestaltet sich zu bestimmten, langgezogenen, fließenden Falten, zeigt einfache, abgerundete, flache oder tiefe Bruche und mannichfaltig gebogene und umgeschlagene Ränder.

Bekannte moderne Repräsentanten derselben sind: der Mantel, der Umhang, der Burnuß, d. i. ein weißer, den nordafrikanischen Mauren entlehnter Ueberwurf, die Beduine, d. i. ein Umhang der herumschweifenden Araber, die Mantille oder das Frauenmäntelchen, die Mantilla, d. i. der lange schwarze Kopfshawl der Spanierinnen, ferner der Schleier der Orientalinnen und dergleichen mehr.

Die Gewänder der zweiten Art sind im Allgemeinen enger, als die oben genannten. Sie schmiegen sich an die Muskeln der Glieder und an die Rundungen und Schwellungen der Körpertheile genau an. Sie lassen die Gestalt des Nackten durchscheinen und die Bewegung des unter der Bekleidung pulsirenden Lebens mit dem Auge gleichsam erfassen. Gewand und Bedecktes sind völlig vereinigt. Die Selbstständigkeit des Stoffes ist fast aufgehoben, seine ihm eigene Formen- und Faltenbildung ist dabei ganz zur Nebensache geworden. Er bleibt nur noch eine Zuthat zu der menschlichen Figur, ein Mittel, dieselbe in ihrer natürlichen Schönheit vorzuführen.

Als Vertreter der zweiten Bekleidungsart sind zu nennen: die Untergewänder, der Leibrock, die Joppe, das Wams, die Jacke (Jaquette), die Weste, das Mieder, das Hemd, die Blouse — als bequeme, kleinfaltige Frauentracht —, der Kaschmir-Shawl, die Bedeckungen der Arme und Beine und andere Stücke der weiblichen und männlichen Bekleidung.

Beide Arten der Gewänder haben bei ihrer großen Verschiedenheit doch einen gewissen Punkt, in welchem ihre Uebereinstimmung erforderlich ist und wo sich bei vollkommener Erfüllung ihrer Zwecke eine solche von selbst ergiebt. Es ist nämlich eine Grundbedingung für alle Gewänder, daß sie die wichtigsten Eigenschaften der Stoffe, aus denen sie hergestellt werden, zur Geltung bringen sollen. Ihr ganzer Zuschnitt, ihre Faltenbildung, ihre Farbe und Anwendung muß auf die Erfüllung dieser wichtigen Bedingung gerichtet sein.

Die Lösung der genannten Aufgabe ist insofern nicht leicht, als die einzelnen Stoffe, welche zu Gewändern verarbeitet werden, verschiedene Eigenschaften besitzen. Bei Leinenzeugen soll z. B. die Glätte der Oberfläche, das milde Weiß und die große Haltbarkeit der gebleichten Flachsfasern, die geringe Empfänglichkeit derselben für Staub und Schmutz, die ihnen eigenthümliche, dem Körper wohlthuende Frische in Betracht gezogen werden. Bei Baumwollzeugen soll die angenehme Mattheit der Oberfläche Berücksichtigung finden. Bei Herstellung und Verwendung der Wollenstoffe soll die Leichtigkeit und Weichheit, das Durchscheinende, der natürliche Glanz, die Wärme, die Sättigung der Farben und die schöne Faltenrundung zur Anschauung gebracht werden. Bei Seidengeweben soll der Metallglanz, das Leuchten des Colorits, die Tiefe und Schärfe der Falten begünstigt, die Schroffheit der Gegensätze der Farben durch den Reflex, d. i. Widerschein des Lichtes gemildert und eine harmonische Zusammenwirkung der Töne gefördert werden.

Zu einem vollen Verständniß der Eigenthümlichkeiten, welche das Wesen der genannten Stoffe ausmachen, gelangt man natürlich am einfachsten durch die vergleichende Anschauung der Stoffe selbst.

Die hohe Bedeutung, welche das Gewand als symmetrischer Schmuck für die Hebung der natürlichen Schönheit der menschlichen Gestalt hat, wurde namentlich von den alten Völkern vollständig begriffen und gewürdigt. Ihr ganzes Bekleidungswesen liefert den Beweis, daß die Gründlichkeit ihres Verständnisses für die Natur der Stoffe und für die Vereinigung derselben mit dem Körper von keinem Volke in späterer Zeit erreicht worden ist. Nichts wird daher für die Beurtheilung der heutigen Trachten fruchtbringender sein, als ein vergleichender Rückblick auf die Gewänder der Alten; doch müssen wir in dieser Beziehung auf unsere Quelle verweisen. Namentlich sind es die Bekleidungsweisen der Griechen und Römer, welche eine gründliche Beachtung verdienen. Die Zweckmäßigkeit ihrer Gewänder in Rücksicht auf Stoff und Schnitt und der herrliche, unübertreffliche Faltenwurf derselben geben uns das beste Mittel an die Hand, zu prüfen, wo und in welchem Grade die Gegenwart von dem Pfade des Schönen abgewichen ist.

Die modernen Gewänder, sowohl die der Frauen als die der Männer, werden vom Verfasser größtentheils verurtheilt. Das Urbild des Frauenrocks sucht er im ägyptischen Schurz. Diesem entsprechend müßten alle Falten symmetrisch gehalten werden. Sie hängen links wie rechts, eine jede noch so geringe Abweichung vom Gleichmaße würde das Schönheitsgefühl ihrer Trägerinnen verletzen. Die Folge dieser peinlichen Regelmäßigkeit ist eine große Steifheit, welche sich auch den übrigen Theilen des Anzuges mittheilt und schließlich die ganze Figur beherrscht. Eine jede Gesetzmäßigkeit soll aber mit einer gewissen Freiheit gepaart sein: zur Symmetrie gehört die Mannichfaltigkeit, wenn die erstrebte Schönheit nicht durch Zwang aufgehoben werden soll.

Wie viel anders versteht und behandelt die jetzige Mode diesen Gegenstand! Die wenigen herabfließenden, abgerundeten Falten, die der Stoff der modernen Kleider ganz schüchtern zu bilden versucht, um seine schönen Eigenschaften in etwas zu verwerthen, weiß sie durch das Aufraffen der Kleider zu durchbrechen und zu beseitigen. Der Grund für diese so beliebt gewordene Formgebung, daß man nämlich die Robe vor Staub und Schmutz zu sichern suche, ist nicht glaubwürdig; die wahre Absicht der Mode ging hauptsächlich darauf hinaus, die gleichzeitig aufgekommenen Unterkleider und zierlichen Stiefelchen dem Auge preiszugeben.

Die heutige Mode setzt diesen gegen die Falten begonnenen Vernichtungskampf noch in einer anderen Richtung fort. Sie läßt die hoch aufgezogenen Oberröcke mehr und mehr zusammenschrumpfen und die dadurch eingeengten Glieder und Unterkleider wie in einem Futterale steckend erscheinen. Ein neueres Spottgedicht aus Schwaben sagt von dieser Modethorheit:

> Breit und männlich erscheint die Schulter, es greifet der Gürtel
> Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
> Treibet den Leib heraus zu widerlich schwellender Rundung,
> Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte sich ein.
> Buhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
> Lang nachrauschend den Koth oder den wirbelnden Staub.

Merkwürdig, daß die Pflege des Häßlichen den Frauen so leicht wird. Wäre die Fortsetzung des Einengens mehr, als eine Laune der Mode, so könnte man die Hoffnung hegen, daß der Rest der Falten des Gewandes nur deshalb beseitigt werde, um nunmehr das andere Princip der Bekleidung zu beachten, nämlich statt der Schönheit des Gewandes die edlen Verhältnisse des Körpers zur Anschauung bringen zu wollen; aber auch einem solchen Vorhaben entsprechen die betreffenden Kleider nicht, denn an Stelle edler Körperformen machen sich nur die Reifen eines Stahlgestelles bemerkbar, der Crinoline, welche in der jetzigen Zeit ihren dritten Rundgang um die Welt vollendet hat. Ueber dieses längst der Lächerlichkeit anheimgefallene Ungethüm kein Wort! Der Verfasser geht zu den Armverhüllungen über.

Die richtige und mißvolle Behandlung der Armverhüllungen ist für Hebung der ganzen Gestalt von großem Werth. Die natürliche Schönheit des weiblichen Armes liegt theils in seiner zierlichen Bildung, namentlich in den runden weichen Umrissen und in den feinen Verhältnissen seiner Glieder zu einander, theils in den mannichfaltigen, graziösen und bedeutungsvollen Bewegungen, deren er fähig ist. Diese schönen Gaben der Natur können aber nur dann zur Geltung gelangen, wenn der Arm bis in die Nähe der Schulter, wo ihn ein kurzer Aermel bedeckt, frei bleibt, wie dies bei den jetzigen Frauenhemden der Fall ist, oder wenn seine eng anschließende, bis zur Handwurzel geführte Bekleidung den Reiz seiner Formen und den Ausdruck seiner Bewegungen nicht verbirgt.

Aus diesem Grunde sind alle dichten Aufbauschungen am Arme sorgfältig zu vermeiden. Das Verlangen, durch umfangreiche Pluderärmel den Schein einer dünnen knappen Taille zu erzielen, läßt sich nur durch die Zerstörung jeder Harmonie der Körpertheile, also nur auf Unkosten der übrigen Theile der Erscheinung erfüllen.

Die Bekleidung der Arme mit dünnen, gazeartigen Stoffen, welche dem Auge die Formen nicht entziehen, sondern dieselben nur in einem gedämpften Lichte erscheinen lassen, sind das Aeußerste, was sich eine Dame, die einen feinen Geschmack zeigen will, in dieser Richtung erlauben darf.

Anstatt der kurzen und anschließenden Oberärmel sind auch gleichmäßig und nicht zu bedeutend aufgebauschte Puffen ganz an ihrem Ort. Sie ziehen die Achsel naturgemäß zum Rumpfe hinzu und entlassen den Arm als einen freien gesonderten Theil, welcher sich nun mit der Hand zu einem Ganzen vereinigt.

Auf die Gestalt der weiblichen Taille wurde von jeher, und nicht mit Unrecht, ein besonderes Gewicht gelegt. Sie war aber selten das, was sie eigentlich sein sollte, nämlich die Marke zwischen Ober- und Unterkörper, die Bezeichnung der Mitte des Leibes. Sie rückte im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, bis unter die Achseln hinauf und ging bald darauf so tief, als nur möglich, hinab. Mit diesen Gegensätzen verband sich folgerichtig eine neue Ueberkleidung. Im ersten Falle war die Taille, wie es der obere Theil des Körpers nicht anders zuließ, von bedeutendem Umfange, während sie im zweiten Falle eine so tief eingekerbte Stelle bildete, daß man sie passend mit dem Namen „Wespentaille" belegte.

(Schluß folgt.)

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Von einem Angehörigen der deutschen Nordarmee wird der „Köln. Ztg." geschrieben: Unser Truppentheil, in welchem außergewöhnlich viele Universitätsstudenten als Einjährige dienen, hatte in dem Gefechte am 3. Januar als einen der traurigsten Verluste die tödtliche Verwundung eines todesmuthigen Mediciners, des einjährigen Jägers B. aus W., zu betrauern. Da derselbe im 8. Semester seiner medicinischen Studien war, so ist der Heroismus und die stoische Resignation, mit welcher der Hoffnungslose über seine letzten Lebenstage und Lebensstunden verfügte, doppelt bewunderungswürdig. In dem verzweifelten Kampf um das Dorf Tilloy hatte ihn eine Chassepotkugel durch die Magengrube hindurch in der Leber und der rechten Niere getroffen. Mit den Worten: „Grüßt meinen Vater und meine Geschwister; ich bin verloren!" schleppte B. sich noch durch das ganze Dorf zurück, bis er an den Hecken des Dorfeinganges zusammenbrach. Abends fand ich ihn im Bette des Pfarrers zu Grevillers, wohin die Kameraden ihn vor dem Feuer der feindlichen Geschosse geborgen hatten. Leichenblaß, aber mit entschlossen lächelnder Miene gab er mir die Hand und sprach: „Ich kenne meine Lage vollkommen. Leber und Niere sind durchbohrt; die Kugel sitzt unter der Haut zwischen zwei Rippen im Rücken. Ich will die Kugel haben; ich wette, daß es eine Chassepotkugel ist. Schneiden Sie dieselbe heraus." B. zeigte mit der Hand auf die Stelle, wo er das Geschoß zu fühlen behauptete, warf sich unter heftigem Schmerz im Bett herum und präsentirte uns die Lende zur Operation. Ein tiefer Einschnitt führte uns in der That auf das tödtliche Blei, welches durch eine sarkastische Laune des Zufalles sein noch nicht genug gepeinigtes Opfer nicht hatte verlassen wollen. B. nahm nach der Operation die unversehrte Kugel mit sichtlicher Befriedigung zu sich, betrachtete sie längere Zeit und beschrieb mit topographisch-anatomischer Kenntniß und mit einer Ruhe, wie in einem medicinischen Examen, die Richtung, welche der Schußcanal durch seine Eingeweide muthmaßlich genommen habe. Jetzt begehrte B. eine starke subcutane Morphium-Injection, weil die Schmerzen ihm unerträglich, der Durst unlöschbar und die Athemsnoth beängstigend geworden war. Welch' ein Segen für den gegenwärtigen Feldzug, in den subcutanen Injectionen ein nie versagendes Mittel zu besitzen, den Schmerz des verstümmelten Körpers und der im Tode ringenden Seele in einen traumreichen Schlaf zu verwandeln! Man vergleiche die verklärten Züge, das häufig lächelnde bleiche Antlitz der Schwerverwundeten nach einer Morphium-Injicirung mit dem ängstlichen, unsteten Blick der Verwundeten vorher. Andern Tags ließen wir unseren armen Verwundeten nach dem Städtchen Bapaume schaffen, wo ein Sanitätsdetachement ihm ein Plätzchen für sein müdes Haupt besorgte.

Mannichfaltiges.

— Ueber die jüngste Sonnenfinsterniß wird aus Malaga vom 25. Dec. geschrieben: Die Sonnenfinsterniß war das großartigste und wunderbarste Schauspiel, was ich je erblickte. Die allmähliche Verdunkelung und das düstere Tageslicht, ähnlich dem, das einem Sturme vorausgeht, der geheimnißvolle lichte Rand, der den dunkelen Ball umgab, und die hellstrahlende Venus während der Verdunkelung der Sonne, waren in der That seltsame Erscheinungen. Dann, als die Sonne wiederum aufzutauchen begann, verbreitete sie einen außerordentlichen Lichtglanz, mehr dem Lichte von brennendem Magnesium als irgend einem anderen zu Lande und Meer ähnlich. Im Ganzen genommen war es ein beängstigender Anblick, wie dies auch aus der Haltung der auf der Alameda versammelten Menschenmenge hervorzugehen schien. Es war gerade Jahrmarkt im Orte, und das ganze Treiben bot einen angenehmen Anblick, bis zum Augenblick als das Naturereigniß eintrat; ein tiefes Schweigen überfiel die Menge, das bis zum Wiedereintritt der Helle anhielt. Bei zunehmendem Tageslicht hörte man einen allgemeinen schweren Athemzug, dann Händeklatschen und fröhliches Lärmen, mit dem sichtbaren Gefühl der Erleichterung, zu wissen, daß der jüngste Tag noch nicht anbricht.

— In Rom ist am 12. Januar die erste protestantische Kirche eröffnet worden. Ueber der Thüre derselben ist die Ueberschrift angebracht: Freie Kirche im freien Staat.

Buchstabenräthsel.

Wenn 1 bis 12 im 1 bis 4 erscheint,
Und der Kanonen 8 bis 12 erdröhnt;
Sodann ein Sieges 5 bis 9 ertönt:
Hoch, Deutschland hoch! geschlagen ist der Feind.
Es blickt das Sternen 10, 11, 12 hernieder
Und segnet Euch: Ihr deutsche Heldenbrüder!

— Δ —

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.
Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Extra-Beilage
zu Nr. 18 des Pfälzischen Kurier.

Telegramm.

.·. **München,** 21. Jan. Die **Abgeordnetenkammer** hat in namentlicher Abstimmung die **Bundesverträge** mit 102 gegen 48 Stimmen **angenommen.**

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Gray.
Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen am Rhein.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 10. Vierter Jahrgang. 1871.

„Sein eigener Rächer."

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Nordeck fühlte sich durch Emmy's Erzählung tief ergriffen. Aber es bedurfte nur einer kurzen Betrachtung, um seinem edlen Charakter zum Siege über sein trauerndes Herz zu verhelfen. Einer der schönsten Träume seines Lebens war zerstört; denn in der hingebenden Liebe dieses so natürlichen, unschuldigen und kindlichen Wesens hatte er den zerstörten Frieden seiner Seele wieder zu finden gehofft. Allein er war ein Mann, den das Leben daran gewöhnt hatte, mit dem Schicksal fertig zu werden; er durfte hier nicht mehr an sich denken, sondern nur an das arme, schwache Wesen, welches, unbekannt mit zertretenen Hoffnungen, den Muth des Mannes bedurfte, um seinen Verlust tragen zu können. Sein Entschluß war gefaßt, und selbst nicht die leisen, bitteren Thränen des Mädchens vermochten ihn davon abzubringen. Deshalb sagte er mit scheinbar großer Fassung, indem er die Hand der Weinenden erfaßte: „Emmy, wenn diese Thränen meinem Verlust gelten – "

Das Mädchen beugte ihr Köpfchen wie zur Bestätigung dieser Annahme.

„ — dann sollen Sie mir die theuerste Rückerinnerung meines Lebens sein. Aber für Sie selbst wird wenigstens die Zeit ihre Heilkraft bewähren. Sie sind eine gute Tochter und werden ein braves Weib werden. Ich kenne Ihren Verlobten. Er hat einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht; denn er besitzt ein weiches Gemüth und einen offenen Charakter. An seinem Herzen werden Sie das Weh dieser Stunde vergessen und Ihre Pflichten lieben lernen."

Emmy schüttelte heftig den Kopf und ihre Thränen brachen noch stärker hervor.

„Doch Sie werden es!" betheuerte Nordeck in einem Tone, der keinen Widerspruch zulassen zu wollen schien. „Und jetzt noch zu dem Hauptgrund meines Hierseins! Sie müssen Ihren Vater bewegen, für einige Zeit zu verreisen. Schicken Sie Ihren Verlobten zu mir, damit ich alles Nöthige mit ihm verabreden kann; denn ich werde in die Verhältnisse Ihrer Familie jetzt nur noch mit seinem Willen und Wissen eingreifen. Wenn Ihr Vater die Reise unternimmt, so wird es auf meine Kosten geschehen."

„Also Sie wissen nicht, Herr von Nordeck, daß mein Vater den Befehl hat, die Stadt nicht zu verlassen?" entgegnete das junge Mädchen, deren Schmerz bei der Sorge des Vaters sich zu lindern schien.

„Ich weiß es," gab Nordeck zur Antwort. „Aber dieser Befehl ist wieder aufgehoben, was ich ihm zu verkünden habe. Ich selbst werde seine Sache führen, aber eben darum muß er mit Ihnen zugleich für einige Zeit fort von hier."

„Es wird nicht gehen!" entgegnete Emmy. „Da er unschuldig seines Amtes entsetzt ist, so verlangt er richterliche Entscheidung."

„Richterliche Entscheidung?" wiederholte der Assessor, indem sich seine Lippen zu einem höhnischen Lächeln verzogen. „Welch' einen naiven Begriff haben Sie, mein armes Kind, von einer richterlichen Entscheidung. Als ob ein Richter etwas anderes wäre denn ein Mensch, also ein Wesen voller Vorurtheile, voller Schwächen, voller Leidenschaften und voller Interessen. Nein, nein, meine liebe Emmy. Ihr Vater muß fort, darf einen solchen Schritt nicht unternehmen; es würde seine Sache nur verschlimmern. Sie müssen ihn zur Reise bewegen, damit ich hier für ihn und sein Bestes handeln kann. Das heißt, — wenn Sie überhaupt Vertrauen zu mir haben."

Nordeck hatte diese letzten Worte mit einer besonderen Betonung gesprochen, welche auf das junge Mädchen um so mehr Eindruck machten, als sie fühlte, daß es das letzte Mal sein müsse, wo sie mit dem so verehrten und geliebten Mann allein war.

„Können Sie an meinem Vertrauen zu Ihnen zweifeln?" sagte sie vorwurfsvoll, ihm zugleich ihre Hand reichend, die er an sein Herz drückte. „Ich werde Alles thun, was Sie wünschen. Mein Herz zwingt mich dazu."

„Emmy!" rief Nordeck, der sich plötzlich wieder von dem vorhin gewaltsam zurückgedrängten Gefühl übermannt fühlte. Er fühlte die Hand des jungen Mädchens bei diesem Ausruf in der seinen zucken, während ihm selber die Sinne zu schwinden schienen. Unwillkürlich umfaßte er ihren Leib mit seinem Arm, um die Schwankende zu halten.

Da lächelte sie durch Thränen zu ihm auf. Sie vergaß die Zukunft, ihren Vater und ihren Schwur. Es war ihr, als ob sie die Erde verlassen habe und sich in den Gefilden der Seligen befände.

Aber auch Nordeck befand sich in einer Stimmung, die sehr seltsam contrastirte mit der Resignation, welche er noch vor wenigen Minuten an den Tag gelegt hatte. Es schien, als ob er den Kampf, aus dem er vorhin als Sieger hervorgegangen war, noch einmal durchzukämpfen habe.

Aber er, er unterlag auch jetzt nicht. Mit einem schweren Seufzer ließen seine Arme das junge Mädchen frei. „Emmy, wenn Du beten kannst, schließe mich in Dein Gebet ein und zürne mir nicht, denn auch ich leide. Wirst Du jetzt meiner früheren Bitte eingedenk sein?" sagte er sanft.

„Ich werde es," antwortete Emmy, indem sie Fassung zu gewinnen strebte, obgleich sie sich die Thränen aus den Augen wischen mußte.

„Dann lebe wohl, Du Engel meines Lebens!" rief er in schmerzlicher Regung, wobei seine Lippen die Stirn des Mädchens und ihr Haar berührten.

Und als fürchte er die Macht der wieder zurückkehrenden Liebe, eilte er, ohne noch eine Aeußerung von ihr abzuwarten, von dannen, sich nicht einmal umwendend, bis das Haus, in dem er sein Glück zurückgelassen, fast schon aus seinem Gesichtskreis verschwunden war. Dann blieb er plötzlich stehen als gälte es sich zu sammeln und sich aus einer schweren Verwirrung selbst wieder zu finden.

„Herz!“ sprach er zu sich selbst, „wie konntest Du Dich zum Sclaven einer Leidenschaft machen lassen, die nicht Rache hieß, sondern das offene Gegentheil davon war? Von Stahl wähnte ich diese Brust, nur mit Haß gepanzert, nur erfüllt von der Gluth einer noch nicht befriedigten Rache, und an demselben Orte, wo sich diese Gluth ergießen soll, ist ein so einfaches, kleines Wesen, welches mich in der Liebe ein noch mächtigeres Gefühl kennen lehrt?“

In diesem Augenblick zog eine Staubwolke, die ihn einhüllte, den in sich Versunkenen in die wirkliche Welt zurück.

Er blickte auf und gewahrte vor sich einen Wagen, der eben im Begriff war, in die nahe liegende Chaussee einzubiegen. Aus demselben blickte eine Dame hervor, die, als sie den Dastehenden gewahrte, hastig ihren Schleier zurückschlug und dem Kutscher ein Zeichen gab, die Pferde anzuhalten.

„Baroneß Ottilie!“ rief Nordeck, als er des Antlitzes der Dame ansichtig wurde. Dann trat er, ehrfurchtsvoll grüßend, an den Wagenschlag heran.

Die Dame erwiederte den Gruß mit einem reizenden, wenn auch sehr schwermüthigen Lächeln und schien verlegen zu sein, womit sie ein Gespräch beginnen solle.

Doch Nordeck begann: „Was sehe ich, Baroneß? Ihr Wagen ist mit den Koffern besetzt, die auf eine Reise deuten?“

„Ja, Herr von Nordeck, auf eine lange und weite Reise.“

„So hat der Tod Ihres Oheims Ihnen die Heimath verödet? Ihre Güter, Ihre schöne Villa sollen in Zukunft einsam bleiben?“

„Wie ich selbst einsam bleiben werde. Wohl hat mein guter Onkel, der mir so mehr als Vater war, den Wunsch gehegt und ihn auch noch kurz vor seinem Tode ausgesprochen, daß ich einen Gatten wählen solle, um der Last der eigenen Verwaltung meines Vermögens überhoben zu sein. Allein dieser Preis ist mir nicht hoch genug, um dafür meine Freiheit hinzugeben.“

„Sie wollen also keinen Mann beglücken, Baroneß?“

„Nein, Herr von Nordeck! denn ich habe an diesem sogenannten Beglücken eines Mannes, wenn auch nicht an mir, so doch an Anderen traurige Erfahrungen gemacht. Wie wenige Männer giebt es, welche die Liebe und die Hingebung eines Weibes zu schätzen wissen?! Die überwiegende Mehrzahl Ihres Geschlechts zertritt eine solche Liebe kalt und achtlos oder berauscht sich an ihr bis zur Sättigung, um sie dann in den Armen einer Anderen zu vergessen!“

„Baroneß, Sie sind eine strenge Anklägerin meines Geschlechts.“

„Aber keine ungerechte! Und da wir uns vermuthlich in langer Zeit nicht wiedersehen, so muß ich Ihnen schon Rechenschaft über diese meine Erfahrungen ablegen, damit Sie keine üble Meinung über mich mit dem mir so wünschenswerthen Andenken an mich verbinden. Hören Sie also! Vier junge Mädchen in der Pension schlossen beim Scheiden aus derselben ein seltenes Band der Freundschaft. Sie gelobten einander mit einem ernsteren Schwure, als ihn Mädchen jenes Alters zu leisten pflegen, sich auch in der Ferne nahe zu bleiben und der Freundinnen Glück und Unglück wie das eigene zu betrachten, das erstere zu erhöhen, das letztere zu mildern. Die eine dieser vier Freundinnen, die älteste, starb ein Jahr nach ihrer Verheirathung am gebrochenen Herzen über die Vernachlässigung und Untreue, die sie von Seiten ihres Gatten erfahren. Die zweite wurde eine unglückliche Gattin durch die Leidenschaft ihres Mannes für das Spiel, das ihr Vermögen ruinirte; und sie lebt jetzt nur noch der Erziehung ihres Kindes. Die dritte von den Freundinnen, ein Mädchen von tiefem Gemüthe und dem seelenvollsten Charakter, der auf der Welt zu finden ist, erfuhr das herbste Schicksal von allen; sie wurde das Opfer eines Mannes, dessen Namen sie beharrlich verschweigt, trotzdem er, nachdem sie im Vertrauen auf seine Schwüre ihm ihre ganze Liebe gab, sie dann auf die furchtbarste Weise verlassen. Ich bin die letzte und jüngste der Freundinnen, die, selbst ohne alle Freude, jetzt ihre Aufgabe darin sieht, zu der trauernden Verlassenen zu eilen, um in dem Anblick ihres größeren Grams den eigenen zu vergessen.“

„Ihren Gram, Baroneß?“ fragte Nordeck sinnend, als verstehe er das nicht.

„Meinen Gram!“ bestätigte sie; „denn auch ich bin dem Schicksal der Freundinnen nicht entgangen, weil auch mein Herz durch einen Mann zum Kirchhof gemacht worden ist!“

Der Eindruck, den diese Worte auf Nordeck machten, war ein sichtbarer. Die Baroneß selbst war dadurch so betroffen, daß sie die unwillkürlich ausgesprochenen Worte zu bereuen schien.

„Leben Sie wohl, Herr von Nordeck!“ rief sie hastiger, „und wenn Ihr ehrgeiziges Streben es zuläßt, daß sie jemals ein Weib lieben, so gedenken Sie des Schicksals der unglücklichen vier Freundinnen!“ Zugleich hatte sie dem Kutscher einen Wink gegeben, und der Wagen rollte dahin, den wie betäubt Dastehenden unter den seltsamsten Gefühlen zurücklassend.

„Welch' ein Tag!“ rief er endlich aus. „Zwei der edelsten Herzen, welche auf Erden schlagen, habe ich gefunden, aber nur — um sie auch sogleich wieder zu verlieren! Das ist die Strafe für meine Feigheit, die mit der Vollendung des Werkes der Rache zögert!“

(Fortsetzung folgt.)

Toiletten-Winke für Frauen.

(Schluß.)

Zu dem modernen hängenden Schmuck gehört auch der selbstständige Schleier, ein florartiges Gewebe, welches dazu bestimmt ist, das Gesicht, das Haar oder auch die ganze Figur zu verhüllen. Er war bei den Griechen ein abgesondertes Stück der weiblichen Bekleidung.

„Auch ein Schleier umhüllte das Haupt der erhabenen Göttin,
Lieblich und neu vollendet; er schimmerte hell wie die Sonne“ . . .

singt Homer in der Ilias von der Gemahlin des Zeus.

Die vielvermögende Mode hat natürlich auch diesen Theil des weiblichen Schmuckes bald mit ihren Fesseln umgeben. Sie wußte mit Leichtigkeit zu erreichen, was weder den strengen Luxusgesetzen, noch den speciellen „Schleier-Ordnungen“ der Behörden zu Ende des Mittelalters gelang. Die seit jener Zeit in stetem Wechsel begriffene Form des Schleiers war häufig ebenso geschmacklos, als unpraktisch. Durchaus nicht kleidsam und von vielen seiner Vorgänger an Häßlichkeit nicht übertroffen ist der sogenannte Maskenschleier, den die Mode vor einiger Zeit erfand und hinter den sich seitdem der schlechte Teint und „bedenkliche Jahre“ so gern verstecken.

Die unbefangene Beobachtung muß bekennen, daß diese Form des Schleiers die Aufgabe der hängenden Gewänder, an der anmuthigen Bewegung der menschlichen Gestalt theilzunehmen und diese dadurch zu heben, nach keiner Richtung löst. Sie muß bestätigen, daß das fortwährend zitternde, in den unregelmäßigsten Schwingungen begriffene Läppchen sehr ge-

eignet ist, die Augennerven zu überreizen, die Sehkraft zu schwächen, aber nicht den Anforderungen des feinen Geschmackes zu genügen. Es bestätigt sich auch hier der wichtige Satz, daß Alles, was der gesunden Natur zuwider ist, in das Gebiet des Häßlichen fällt.

Bezüglich der H a a r t r a c h t seien die nachstehenden Winke ertheilt. Das Hauptaar verlangt in seiner Anordnung einen gewissen Grad von Ungezwungenheit, ein nur mäßiges Beschränken seines freien Spiels, große Einfachheit in allen Verknupfungen, Durchschlingungen und sonstigen Ergebnissen der Proceduren am Putztische. Alle Künsteleien und gewaltsamen Behandlungsweisen sind der Natur des Haares entgegen und daher zu vermeiden.

Fremde Zusätze zu dem eigenen Haar, z. B. falsche Flechten, Nackenzöpfe, Wülste aller Art, Schmuckgegenstände und sonstige Aushülfe- und Verschönerungsmittel sind, ganz abgesehen von den schädlichen Einflussen, auch in ästhetischer Beziehung mit großer Vorsicht anzuwenden. Wenn dieselben nicht entbehrt werden können, so folge man bei ihrer Verwendung wenigstens den deutlichen Winken der Natur. Man wähle weder schwerfällige Massen, noch streng symmetrische Formen oder steife Hüllen, da diese dem edelsten Theile der ganzen Gestalt, statt ihm Freiheit zu gewähren, nur Gebundenheit und sclavische Dienstbarkeit aufnöthigen, ihm also, statt der Anmuth, den Ausdruck des Starren und Widerwärtigen verleihen. Das schöne menschliche Haupthaar soll nicht als Emballage für Glasperlen, Metall und Edelsteine benutzt oder als Polster für Kopfbedeckungen und sinnlose Aufthürmungen von Blonden, Stickereien, Bandwerk und dergleichen gemißbraucht werden.

Als zweckentsprechende Schmuckmittel, deren sich das weibliche Geschlecht bedienen kann, ohne dabei auf das Gebiet des Geschmacklosen zu gerathen, sind zunächst hübsche, frischfarbige, sowohl künstliche als auch natürliche Blumen und Blätter zu nennen; aber auch hierbei ist im Allgemeinen der Grundsatz festzuhalten: je weniger, desto besser! Oft reicht ein einziges liebliches Blümchen hin, der weiblichen Gestalt einen hohen Reiz zu verleihen.

Ferner eignen sich dazu die zusammenhaltenden B ä n d e r, sowie auch die flatternden Bänder und S c h l e i f e n. Auch leichte, zwanglos angeheftete und das Haupt umspielende F e d e r n sind für diese Zwecke gestattet. Der Federschmuck setzt aber stets eine bestimmte Art der ihn umgebenden und begleitenden übrigen Mittel des Schmuckes voraus. Er verträgt in seiner Nachbarschaft nur solche Zierden, die eben so leicht, aber nicht weniger kostbar sind, als er selbst. Dahin gehören prächtige kurze Schleier, auserlesene Stoffe, Perlen und Edelsteine, während bescheidene Blumen und Bänder nur mit den ihnen ähnlichen einfachen Putzgegenständen harmoniren und daher aus der nächsten Umgebung der Federn fern zu halten sind.

Die Feder ist ihrem ganzen Wesen nach nur für das bewegliche jugendliche Haupt eine passende Zierde, wie im völligen Gegensatze dazu der lange, wallende Schleier nebst dem dazu gehörigen goldenen Diadem nur ein Schmuck für gesetzte, würdevolle Damen ist, weshalb auch diese beiden Gegenstände einer Vereinigung auf demselben Haupte entschieden widersprechen.

Der köstlichste Schmuck eines jeden Hauptes ist unter allen Umständen das eigene Haar; doch selbst dieses kann durch eine verfehlte Anordnung die Ursache der Entstellung des Hauptes werden, wenn die gewählte Haartracht die Form des Gesichtes unberücksichtigt läßt. Man merke Folgendes. Die Verschönerung eines r u n d e n und b r e i t e n Gesichtes erfordert über der Stirn eine verhältnißmäßige Erhöhung des Haares von übrigens ganz beliebiger Gestalt. Denselben Zweck erfüllt das gerade zurückgestrichene Haar. Auch längere, an den Wangen herabfallende Locken befriedigen in diesem Falle den feinen Geschmack. Ist ein Gesicht mehr l ä n g l i c h gebildet, so sind volle gedrungene Locken an der Seite, ein glatter Scheitel und dichtes, das Ohr verhüllendes Haar die Mittel, dasselbe zu heben. Gekräuselte, aufgepuffte Stirnhaare, Haarbüschel und Stirnschleifen sind dabei zu vermeiden; denn nur auf einem lieblichen Oval, welches in den beiden genannten Fällen durch die zweckentsprechenden Umgrenzungen des Antlitzes erstrebt wird, ruht das Auge mit Wohlgefallen.

Die O h r g e h ä n g e endlich sind ein sehr bedeutsamer symmetrischer Schmuck. Das freie Schweben gestattet denselben eine pendelartige Bewegung, ein leichtes lebhaftes Hin- und Herschwingen, sobald das mit ihnen gezierte Haupt irgend eine Wendung macht. Die Reihe der dadurch erzeugten Schwingungen des Schmuckes wird zum Ausdruck und Gradmesser der Richtung und der Schnelligkeit der Bewegung; sie zeigt aber auch das erlangte Gleichgewicht und den Zeitpunkt der eingetretenen Ruhe an. Selbst im Zustande der Ruhe des Körpers wird die ästhetische Wirkung dieses beliebten Schmuckes nicht geschwächt und aufgehoben. Indem derselbe der Richtung folgt, die ihm von dem Gesetze der Schwerkraft vorgeschrieben ist, versinnlicht seine Gesammtform eine senkrechte Linie. Der Gegensatz, welchen diese Richtung mit der Bewegung der Umrißlinien des Antlitzes, des schlanken Halses, der schwellenden Schultern und des leicht nach vorn gebogenen Nackens bildet, begünstigt die Anmuth dieser Theile in einem hohen Grade.

Dies ist der Zweck, den jedes weibliche Wesen, ohne sich dessen immer völlig bewußt zu sein, bei der Anwendung der Ohrgehänge verfolgt.

Wenn der symmetrische Ohrschmuck einerseits den Reiz des Körpers vermehrt, so legt er andererseits demselben einen gewissen Zwang auf. Er fordert nämlich von dem geschmückten Wesen eine bestimmte H a l t u n g, und zwar eine solche, die eine jede Körperbewegung genau regelt und abmißt. Eine übertriebene Hast, ein lächerliches Hin- und Herfahren, eine affectirte jugendliche Munterkeit oder eckige rohe Manieren würden durch die entsprechenden Schwingungen des Schmuckes sofort hervorgehoben und verrathen werden. Die geschmückte Gestalt sieht sich dadurch veranlaßt, mit Ruhe und Würde aufzutreten, wenn die Beurtheilung ihres Charakters eine günstige sein soll.

Es ist allerdings auch nach dieser Seite hin eine Warnungstafel aufzurichten; denn eine sehr große Abhängigkeit von dem Schmucke des Körpers zeugt von geistiger Verkommenheit, von sittlichem Zwange, wie die Geschichte der Trachten und der Culturzustand einiger Völker der Gegenwart genügend beweisen. Die Ohrgehänge, welche vor einiger Zeit die Ohrläppchen unserer Damen zu belasten pflegten, waren mitunter so abschreckende Beispiele des Geschmacklosen, daß die großen Ohr- und Nasenringe der tättowirten Indianerinnen neben derartigen Bestandtheilen der modernen Damen-Toilette nicht mehr als etwas Absonderliches erscheinen würden.

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Nach einer Mittheilung aus C o r b e i l fand am Sonntag, den 8. Jan., auf dem Friedhofe zu Riz das Begräbniß des am Typhus gestorbenen Mitgliedes des freiwilligen Pfälzer Sanitätscorps Gustav Kern aus Ludwigshafen statt, und nahmen an demselben Herr Staatsrath v. Wardenburg, mehrere Aerzte, Officiere, Soldaten und viele Bewohner der Umgegend, Antheil. Den mit Lorbeerkränzen geschmückten Leichenwagen führten ein Theil des Offenbacher Turner-Sanitätscorps, so wie die Kameraden des Verstorbenen in die Kirche nach Riz, dort wurde von einem deutschen Geistlichen, dem der französische Pfarrer in Riz bruderlich assistirte, das Todtenamt gehalten, alsdann ging der Zug nach dem Friedhofe des Ortes hinaus. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede, und das von dem Mitgliede des Offenbacher Corps, Herrn G. F. Leschmann, gedichtete Grablied machte einen tiefen Eindruck.

— Eine romantische Spionengeschichte erzählt ein Correspondent der „Morning Post“. Gestern, schreibt er aus Ver-

sailles, wurde das Einerlei unseres Lebens etwas verändert durch die Einbringung eines Mannes und einer Frau, die im Verdacht der Spionage standen. Einige Jäger patrouillirten am Seine-Ufer entlang, als sie eines glücklichen Paares ansichtig wurden, das gemüthsruhig dahin wandelte. Der Unterofficier, welcher die Patrouille befehligte, brachte den Mann zum Stehen und forderte ihm seine Legitimation ab. Sofort zog derselbe äußerst höflich sein Taschenbuch hervor und überreichte einen Paß, wornach er in Tours zu Hause war. Auf die Frage, was er an dieser Stelle mache, antwortete er, er sei nur mit Madame, seiner Frau, herausgekommen, um sich das Bombardement anzusehen, und habe keine Ahnung davon gehabt, daß sie den Außenposten so nahe seien. Der Aufforderung des Corporals, er möge der Patrouille zu dem commandirenden Officier folgen, gehorchte er mit der größten Bereitwilligkeit, indem er der Dame den Arm gab und mit einem der Soldaten, welcher französisch verstand, plauderte. Kaum aber hatte die Gesellschaft 200 Schritte zurückgelegt, als der Mann sich plötzlich erinnerte, daß er sein Messer verloren habe, das Geschenk eines verstorbenen Bruders, das er nicht um Alles in der Welt missen möchte. Er durchsuchte seine Taschen, aber kein Messer war zu finden, und der Unterofficier, durch seine anscheinende Betrübniß gerührt, erlaubte ihm, an die Stelle zurückzukehren, wo sie einander getroffen hatten, damit er das Messer suche, das er nach seiner Meinung mit dem Passe aus der Tasche gezogen haben mußte. Der Mann wurde nur von einem Soldaten begleitet, und als er an der bezeichneten Stelle angekommen war, begann er eifrig nach dem Messer zu suchen, indem er mit den Füßen den Schnee umwandte. So eifrig trieb er seine Bemühungen, daß sein scharfäugiger Wächter ihn genau im Auge behielt, wobei er dann bemerkte, daß Jener eine kleine Flasche aus der Brusttasche zog und zur Erde fallen ließ, wo er sie schnell mit dem Schnee, den er aufgehäuft, bedeckte. Darauf zuckte er die Achseln, erklärte, das Messer sei verloren und verlangte, zu Madame zurückgeführt zu werden. Sein Wächter führte ihn zurück. Als der Corporal sich nach dem Messer erkundigte, antwortete statt des Gefangenen der Soldat, es scheine ihm, der Herr habe nichts finden, wohl aber etwas verlieren wollen. Der Franzose konnte bei dieser Bemerkung sein Schuldbewußtsein nicht verläugnen und die ganze Gesellschaft kehrte zurück, um die Flasche zu suchen, die sich begreiflicherweise besser fand als das Messer. Die Flasche war mit Papieren gefüllt, die enge mit Ziffern beschrieben waren und sollte ohne Zweifel in die Seine geworfen werden. Vor das Kriegsgericht in Versailles gestellt, wurden die Gefangenen abgesondert verhört. Die Frau schien nichts zu wissen, es sei denn daß der Mann, ihr Liebhaber, einer gemeinen Handlung unfähig sei. Der Mann dagegen machte ein volles Geständniß, wollte aber nicht sagen, von wem er die Flasche erhalten. Er schien den wohlhabenderen Ständen anzugehören. Die Frau, sagte er, sei seine Maitresse, wisse nichts von dem ganzen Handel, und er bitte dringend, daß man sie frei gehen lasse. Er wurde zum Tode verurtheilt, doch bot man ihm eine Milderung der Strafe, wenn er den Schlüssel für die Correspondenz liefern wolle; das wollte oder konnte er nicht. Er wünschte, seine Geliebte noch einmal zu sehen und erbat sich als eine Gunst, daß man ihr die Kenntniß seines Schicksals vorenthalte. Er wollte ihr sagen, man schicke ihn nur während des Krieges nach Deutschland. Also geschah es, und es fand eine letzte peinliche Zusammenkunft statt. Die Frau suchte den Verurtheilten dadurch aufzuheitern, daß sie ihn auf das Wiedersehen nach dem Kriege, der ja nicht ewig währen könne, vertröstete. Der Mann wurde erschossen und starb gefaßt; seine Geliebte wurde ein paar Stunden nach der Hinrichtung in Freiheit gesetzt.

— Der „Times"-Correspondent im Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg berichtet folgende ergötzliche Scene aus den Gefechten von Le-Mans: Zwei Dragoner fanden sich plötzlich umringt und so umstellt, daß sie sich 30 Mobilen gefangen geben sollten. Einer der Dragoner konnte ein wenig Französisch und einer der Franzosen war aus dem Elsoß gebürtig; daher konnte man sich leicht verständigen. Die Dragoner verweigerten aus einem durchaus neuen und originellen Grunde sich zu ergeben. „Wenn wir mit euch gehen," sagte der eine, „so werden wir eueren Mangel theilen müssen, aber wenn ihr mit uns geht, genießt ihr Alles, was wir haben, und entkommt so allen Gefahren und Strapazen des Krieges. Kurz, ihr gewinnt mehr dabei, wenn ihr euch zu Gefangenen machen lasset, als wenn ihr uns gefangen nehmet." Dieser Schluß wurde als unwiderstehlich anerkannt und die zwei Dragoner ritten zu ihrem Regimente zurück, gefolgt von den Mobilen, die ruhig wie Schafe ihnen nachgingen. Den Großherzog freute die kluge Entschlossenheit, welche die Dragoner bei dieser Gelegenheit bewiesen hatten, so sehr, daß er ihnen ein Geldgeschenk eigenhändig überreichte. Leider sollte der eine der Dragoner sein Reiterstückchen nicht lange überleben; er fiel Tags darauf, von einer feindlichen Granate getroffen.

Mannichfaltiges.

— In dem Barackenlager vor dem Königsberger Thore zu Königsberg befinden sich unter den dort internirten französischen Kriegsgefangenen auch der erste Tenorist der Bordeaux'er Oper, Mr. Tremolé, der als ein überaus stimmbegabter, gewandter Sänger geschildert wird. Er trat auf Gambetta's Aufruf in das zu Bordeaux neugebildete Bataillon der Tirailleurs de la Gironde ein, um alsbald mit mehreren seiner Kameraden, welche zu den vornehmsten und reichsten Leuten Bordeaux gehörten, von den Deutschen gefangen genommen zu werden. Auch diese, Banquiers, Weinhändler, Kaufleute, befinden sich mit Mr. Tremolé im Barackenlager. Einer der Kaufleute soll ein Hexenmeister par excellence und Bellachini gegen ihn ein wahrer Stümper sein. Aber auch sonst sind in dem Lager Talente der verschiedensten Art vorhanden: Schauspieler, Kunstreiter ꝛc., die sich häufig mit Komödienspiel amüsiren; — man fand auch einen Maler dort beim Malen von Portraits vor, die er nach Photographien äußerst kunstvoll fertigte.

— Am Fuße des Kegels vom Jahr 1868 hat sich auf der nördlichen Seite an der Spitze des Vesuvs eine neue Kraeröffnung gebildet, aus welcher die Lava längs den Abhängen des Aschenkegels in das sogenannte Atrio del Cavallo sich ergossen und einen bedeutenden Streifen Schnee, mit welchem der Vesuv gegenwärtig in reichlichem Maße bedeckt ist, weggeschmolzen. Die erwähnte Krateröffnung ist die erste Phase des derzeitigen noch in den Anfängen begriffenen Ausbruches und wurde bereits einige Zeit vorher von den unter solchen Umständen stets eintretenden Indicationen am Seismographen und dem Variationsapparate bemerkbar gemacht. Professor Palmieri, der Director des meteorologischen Observatoriums auf dem Vesuv, glaubt, daß die gegenwärtigen Erscheinungen das Aufhören der Periode der Erdbeben anzeigen, welche seit mehreren Monaten Europa und hauptsächlich Italien beunruhigt haben.

— Die „Times" enthält jetzt täglich ganze Seiten von Annoncen, in welchen die Correspondenz mit Paris unterhalten wird. Eine Unmasse von Zuschriften an Washburne, an den Vereinigten Staaten-Consul in Paris, sind in dem Blatte enthalten, kurz, die ganze französische Colonie in London scheint auf diesem Wege sich mit den Angehörigen von Paris zu verständigen. Bekanntlich werden dem Gesandten der Vereinigten Staaten durch das deutsche Hauptquartier täglich Zeitungen übermittelt.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stoy. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 11. Vierter Jahrgang. 1871.

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramtau.

(Fortsetzung.)

„He, Nordeck! was treiben Sie denn?"

Diese Worte einer ihm sehr wohlbekannten Stimme trafen das Ohr des in seinen Gedanken Versunkenen nicht so bald, als er auch mit einem Zusammenzucken, als ob ihn eine Viper gestochen, aufschaute, um den Präsidenten Bornstedt neben sich zu sehen.

„Schon seit einer Stunde erwarte ich Sie!" fuhr derselbe fort. „Nirgends sind Sie zu finden. Kein Mensch weiß, wo Sie flecken. Endlich finde ich Sie ganz zufällig auf diesem ganz ungewöhnlichen Wege, und darf vielleicht noch gar nicht einmal erfahren, welch' einem ungewöhnlichen Ereignisse diese ungewöhnliche Erscheinung zuzuschreiben ist, obgleich vertraute Freunde schon ein wirkliches Recht zu solcher Neugierde haben."

Nordeck hatte den Präsidenten ruhig reden lassen, um die Zeit zu benutzen, sich auch innerlich zu sammeln, wie er schon beim ersten Anblick dieses seltsamen Freundes seine äußeren Gesichtszüge mit der ihm darin eigenen Meisterschaft in die Maske des Indifferentismus zu fassen wußte. „Ich hatte mich ein wenig nach Einsamkeit gesehnt!" sprach Nordeck endlich; „und dabei, mein Freund, werden sie begreifen, daß man sich sehr leicht in träumerische Gedanken versenkt, besonders wenn es sich um die interessante Frage handelt: ob ich wohl jemals werde lieben lernen."

„Ah, das ist das richtige Thema, mein lieber Freund!" meinte der Präsident. „Erinnern Sie sich noch der blendend schönen Frau, welche vor einiger Zeit zu mir kam, um eine Anstellung ihres Mannes von mir zu erbitten? Sie erschraken noch so heftig bei Ihrem Anblicke."

„Ja, ja, ich erinnere mich. Es war ja erst vor wenigen Tagen. Ist sie vielleicht abgereist?"

„Warum nicht gar? Glauben Sie, ich werde einen solchen Phönix wieder entfliehen lassen? Warum sollte sie auch abreisen? Was für Gründe hätte sie dazu? Ganz im Gegentheil! Ich habe ihrem Manne Anstellung zugesagt, habe ihm die des abgesetzten Dittmar übergeben, ihn zugleich zur Uebernahme derselben auf's Gerichtshaus beschieden, und bin jetzt im Begriff, mir den Lohn dafür von den Lippen der schönen Frau zu holen. Aber sagen Sie mir, Nordeck, haben Sie eine Ahnung davon, warum dieses herrliche Weib bei Ihrem Anblick so erschrak?"

„Nicht eine leise Idee."

„Sie selbst meinte auch, sie kenne Sie nicht, habe Sie nie gesehen und ihr Erschrecken rühre einfach daher, daß Sie sie so fixirend angesehen."

„Das that ich allerdings, denn die wirklich ungewöhnliche Schönheit dieser Frau frappirte mich."

„Ja, sie ist schön, wie ich nie ein Weib sah, wenigstens noch keines besaß. Diese schwarzen Augen, dämonisch und unwiderstehlich!"

„Und Sie sind erhört, mein Freund?"

„Ich bin geliebt; man ist mir dankbar; und vielleicht werde ich heute erhört!"

„Ohne weitere Bedingung, mein Freund? Dieses Weib sieht aus, als sei sie ebenso begehrlich wie begehrenswerth, und zwar nach jeder Richtung, und vielleicht war jener kostbare Schmuck — —"

„Still, Nordeck, still!" unterbrach ihn der Präsident. „Nicht blos Wände sondern auch Chausseesteine können Ohren haben. Lassen Sie uns noch ein wenig plaudernd promeniren. Die Stunde meines Stelldicheins ist noch nicht da."

Sie gingen Arm in Arm einem parkähnlichen Garten zu.

„Sehen Sie, mein Freund", ergriff der Präsident wieder das Wort, „ich will Ihnen ein offenes Bekenntniß machen. Julie, dieses bezauberndste aller Weiber, welche ich bis jetzt kennen lernte, hat unendlich viele Wünsche, an deren Erfüllung sie meine Liebe erkennen will; und ich bin vollständig machtlos, ihr zu entfliehen. In den wenigen Tagen, wo ich sie kennen lernte, habe ich schon erstaunlich viel auf ihrem Altar geopfert und sie ist mir theuerer, als mir je eine Liaison war. Sie nennt mich ihren Jupiter, der sie nur in der Gestalt des goldenen Regens heimsuchen könne. Unglücklicherweise ist nun eben bei mir nicht alles Gold was glänzt; ich fürchte die zunehmende Macht dieses dämonisch schönen Weibes. Vielleicht wäre ich nicht in ihre Netze gefallen, wenn das holde unschuldige Wesen — Sie wissen — Sie wissen, wen ich meine! — weniger spröde gewesen wäre. Und möglicherweise kann mich auch jetzt noch Emmy retten. Sie waren ja wohl erst bei ihr?"

„Hat Ihre Eifersucht auch das schon erforscht?" fragte Nordeck mit einem halb wohlgefälligen, halb spöttischen Lächeln.

„Eifersucht? Ha ha ha! Wie könnte man auf Sie eifersüchtig sein?!"

„Und was bringt Sie zu dieser Sicherheit der Annahme?"

„Eh bien, mon ami, weil Fischblut in Ihren Adern rollt. Ich halte es für ganz unmöglich, daß Sie den Frauen andere Gefühle einflößen können, als der steinerne Gast."

„Wahrhaftig? Aber doch nicht ganz logisch, mein Freund! Denn da ich Ihnen mit Nothwendigkeit die Partie des Don Juan vindiciren muß, so werden Sie doch wohl nicht wünschen, daß ich wie der Comthur, der Rächer aller von Ihnen gebrochenen Herzen werden solle; und ich denke mir, die Rolle des Leporello würde mir in Ihren Augen viel liebenswürdiger stehen."

„Ah freilich! freilich!"

„Nur schade, daß ich in diesem Falle mit der Vergangenheit meines Herrn viel zu unbekannt bin, um das bekannte Register herfagen zu können. Weiß ich doch noch nicht von einer einzigen Elvira oder Anna."

Den letzten Namen sprach Nordeck mit einer härteren Betonung aus, die den Ohren des Präsidenten, obgleich sie sich aus der Natur des Gesprächs und dem Bilde der erwähnten Oper als ganz natürlich ergab, doch schmerzlich zu klingen

schien. Er wurde nachdenkend; und es entstand eine kleine Pause, von der Nordeck glaubte, daß es gut sein würde, sie nicht zu lange andauern zu lassen.

„Ein anderer Vertrauter," fuhr er daher fort, „der sich in ähnlicher Unwissenheit befände, würde daraus vielleicht schließen, daß sein Freund nur nach dem Schein eines Don Juan trachte. Ich aber hege einen solchen Verdacht nicht; denn ich kann es mir allzuwohl denken, daß ein Mann wie Sie, mein Freund, auf dem Felde der Liebe unendlich viele Siege errungen haben muß; und nur Eines bleibt mir dabei unklar, wie es möglich ist, daß man dabei selber keine Wunde davon trägt."

Das Gesicht des Präsidenten hatte einen sehr ernsten Ausdruck angenommen, der hervorgebracht worden war, theils von dem leise angedeuteten Verdacht Nordeck's, als könne hier Liebesprahlerei im Spiele sein, theils von einer peinlichen Rückerinnerung, die in ihm wach gerufen. Er entgegnete daher in einer Weise, die von seiner sonstigen Mittheilungsmanier sehr abweichend war: „Sie irren, mein Freund. Es giebt auch hier keinen Gewinn ohne Verlust, keinen Sieg ohne Wunde. Eine der schlimmsten ist allerdings, wie die anderen, auch schon vernarbt; allein wie bei gewissen Witterungsveränderungen auch die ältesten Narben zu schmerzen beginnen, so giebt es auch bei mir eine, und zwar noch nicht so alte, die gerade jetzt mich an ein Abenteuer mahnt, von dem ich wünschte, es nicht zu haben. Der Name Anna, den sie aussprachen, rief es mir in's Gedächtniß zurück."

Nordeck war bleich geworden. Wäre Bornstedt nicht zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, so würde ihm die Veränderung der Stimme aufgefallen sein, mit welcher er jetzt sagte: „Bitte! erzählen Sie, mein Freund! Ich bin wirklich begierig, ein ernstes Abenteuer des Mannes zu hören, der diese Liebesaffairen in der Regel so leicht zu nehmen versteht, um was ich ihn nur beneiden kann. Vielleicht verschwindet Ihnen auch durch die Mittheilung das Drückende der Erinnerung!"

„Sie mögen recht haben!" erwiderte Bornstedt. „Zwar sprach ich bis jetzt mit keiner menschlichen Seele davon. Allein dies ist vielleicht der Grund, warum ich mich für schuldiger hielt, als ein Anderer mich möglicherweise findet. Hören Sie also und urtheilen Sie dann!"

Der Präsident fuhr mit seinem Taschentuch über die Stirn, um sich den Schweiß abzuwischen, den ihm der Entschluß der Mittheilung ausgepreßt zu haben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Proclamation des deutschen Kaiserreichs.

(Nach der „Allg. Ztg.")

In dem Schlosse Ludwigs XIV. zu Versailles, dem alten Centrum einer feindlichen Macht, die Jahrhunderte hindurch Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahnen geschrieben hatte, fand am 18. Januar, dem 170jährigen Gedenktag des preußischen Königthums, die feierliche Proclamation des deutschen Kaiserreichs statt. Wenn auch die Verhältnisse der Zeit es bedingten, daß in diesem für ewig denkwürdigen Augenblick die Armee das deutsche Volk zu vertreten hatte, so waren doch die Augen der ganzen Nation, erfüllt vom Dank für das erreichte Ziel der Einigung, auf die Stelle gerichtet, wo im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen König Wilhelm verkündete, daß er für sich und seine Erben an der Krone Preußens den altehrwürdigen Titel des deutschen Kaisers, auf den, trotz mehr als 60jähriger Unterbrechung, die Sehnsucht der Nation gerichtet blieb, in neuem Glanz wieder herstellen wolle.

Die unabweislichen Pflichten des Kriegsdienstes verhinderten, daß alle Theile des um Paris lagernden deutschen Heeres sich in gleichmäßiger Stärke an der Kaiserfeier betheiligten. Von den entfernter liegenden Truppen, wie von denen der Maas-Armee hatten nur einzelne Deputationen entsandt werden können. Die obersten Führer aber und mit ihnen Abgesandte des Officier-Corps waren zur Stelle erschienen. Auch für den Bereich der 3. Armee hatte die Ordre des Kronprinzen bestimmt, daß von jedem Regiment sich nur 3—4 Vertreter in Begleitung der Fahnen und außerdem von den höheren Officieren nur diejenigen nach Versailles begeben sollten, denen die dienstlichen Interessen eine kurze Abwesenheit von ihrem Commando erlaubten. Den beiden bayerischen Corps war freigestellt worden, ob sie an der Festlichkeit theilnehmen wollten. Sie entsprachen dieser Aufforderung, indem sie den größten Theil ihrer Fahnen nach Versailles abschickten, und außerdem sich durch die sämmtlichen Prinzen des königl. Wittelsbach'schen Hauses, die im Felde vor Paris stehen, sowie durch zahlreiche Deputationen der Officiere und mehrerer Detachements bayerischer Soldaten vertreten ließen.

Für die Einleitung der Feier war Abends vorher beschlossen worden, daß der Kronprinz sich von seinem Hauptquartier aus zu Pferd, gefolgt von seinem Stab, in die Präfectur begeben, und von hier aus den König die „Avenue de Paris" entlang in das Schloß geleiten sollte. Die ungünstige Witterung jedoch verhinderte diesen Festzug. Der Kronprinz fuhr daher, den Stabschef Generallieutenant v. Blumenthal an der Seite und seine Adjutanten im Gefolge, die zum Hauptquartier commandirten Feldgendarmen, Preußen, Württemberger, Badener, Bayern an der Spitze und einen Zug vom 2. Schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 8 (Kronprinz) als Cortege, nach dem Schlosse, um hier in der Säulenhalle des östlichen Eingangs, an der „Treppe der Prinzen", seinen Vater zu empfangen. Se. Maj. verließ das Hauptquartier Schlag 12 Uhr. Vor dem Schloß angekommen, ließ er es auch heute sich nicht nehmen, die Truppen der Ehrenwache, die aus einer Compagnie des 2. Westpreußischen (Königs-) Grenadierregiments Nr. 7 mit der Fahne bestand, zu inspiciren.

Während der König, umgeben von den Prinzen, den Fürsten, Generalen und Ministern, noch einige Augenblicke in den Vorzimmern der Festräume — es waren die „chambres de la Reine" — verweilte, hatte sich in dem Saale, wo die eigentliche Feierlichkeit stattfinden sollte, der Galerie des Glaces, die Versammlung folgender Gestalt geordnet. An dem Mittelpfeiler der Südseite, die nach dem Park geht, stand der Altar, mit einer rothen Decke bekleidet, welche als Symbol das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug. Rechts und links vom Altar, auf derselben Front des Saales, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst, von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der schmalen Ostseite des Festraumes. Es waren 5 Fahnen des Gardecorps, ferner 18 Fahnen des 5. Corps, 10 Fahnen des 1. bayerischen, 8 Fahnen des 2. bayerischen, 10 Fahnen des 6. Corps, 5 Fahnen von der 21. Division des 11. Corps, im Ganzen also 56. Die Württemberger hatten keine Fahnen geschickt, waren aber durch zahlreiche Officiere vertreten. Auf der nördlichen Langseite des Saales ordneten sich die Officiere, jedoch so, daß der Mittelraum vor dem Altar freiblieb. Die Zahl der anwesenden Officiere betrug zwischen 500 und 600. Die Officiere der verschiedenen Truppentheile hatten sich so zu ordnen, daß bei dem Vorbeimarsch vor Sr. Majestät die ganzen Bataillone vereinigt blieben. Am Altar fungirten Vertreter der Feldgeistlichkeit: Hof- und Garnisonsprediger Rogge, welcher den Gottesdienst verrichtete, die Divisionsprediger Abel und Richter

vom 5. Corps, der Oberpfarrer für die Lazarethe der dritten Armee, Rettig, Consistorialrath und Divisionsprediger vom 11. Corps Lohmann, Divisionspfarrer Hofemann, Consistorialrath Oberpfarrer vom 6. Corps, Reichensiem.

Bald nach 12¼ Uhr trat der König in den Festsaal ein, während ein Sängerchor, zusammengesetzt aus Mannschaften des 7., 47. und 58. Regiments, das „Jauchzet dem Herrn alle Welt" anstimmte. Der König nahm in der Mitte vor dem Altar Aufstellung. Im Halbkreise um denselben die Prinzen und Fürsten: der Kronprinz, die Prinzen Karl und Adalbert, der Kronprinz von Sachsen, die Großherzoge von Baden, Sachsen-Weimar und Oldenburg, der präsumtive Thronfolger Prinz Wilhelm von Württemberg, die Prinzen Otto, Leopold und Luitpold von Bayern, der Herzog von Coburg, der Herzog von Meiningen, die Erbgroßherzoge von Weimar, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz und von Oldenburg, der Erbprinz von Meiningen, der Erbprinz von Anhalt, der Erbprinz von Hohenzollern, die Herzoge Eugen der ältere und Eugen der jüngere von Württemberg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Altenburg, der Herzog von Augustenburg, der Fürst von Schaumburg-Lippe, der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, die Fürsten von Wied, Putbus, Lynar, Pleß, Biron von Kurland, die Prinzen Croy und Reuß. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister. An der Spitze des linken Flügels der Bundeskanzler und der Hausminister Frhr. v. Schleinitz, die Generale v. Moltke, v. Alvensleben, v. Kirchbach, v. Blumenthal, v. Stosch, v. Podbielski, v. Kameke, Prinz Kraft v. Hohenlohe, v. Schmidt, v. Voigts-Rhetz, die bayerischen Generale v. Hartmann, v. Walther, v. Lutz, v. Bothmer, der württembergische General v. Baumbach, der badische v. Neubronn &c., der englische Militärbevollmächtigte General Waller, der russische v. Guérn, der bayerische v. Freyberg, der württembergische v. Faber, der englische Abgesandte Odo Russel.

Nach dem Chorgesang sang die Gemeinde einen Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr." Dann folgte die Liturgie in der gewöhnlichen für den Militärgottesdienst üblichen Form, und darauf die Predigt über Psalm 21. Nachdem der Gesang: „Nun danket alle Gott" und der Segen die kirchliche Feier beendet hatten, schritt der König zwischen den Reihen der Versammlung auf die Estrade zu, verlas vor den Fahnen die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreiches und gab dann dem Bundeskanzler den Befehl zur Verlesung der „Proclamation an das deutsche Volk." Mit lauter Stimme rief darauf der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein. Se. kaiserliche Majestät umarmte dann den Kronprinzen, den Prinzen Karl und die ihm persönlich verwandten Fürsten. Der Kaiser ließ darauf die Deputationen der Officiere an sich vorüber passiren und ging an den Reihen der im Saal aufgestellten Truppen entlang. Die Musikcorps hatten sich inzwischen in dem an die Galerie östlich anstoßenden „Friedenssaal" (Salle de la paix) aufgestellt. Sie begrüßten Se. Maj., als derselbe, von den Prinzen, Fürsten und Generalen begleitet, den Festraum verließ, mit dem Hohenfriedberger Marsch. Die Officiere folgten Sr. Maj., und auch die Fahnen wurden von den begleitenden Mannschaften in Empfang genommen. Den Deputationen, die Nachmittags Versailles wieder verließen, gab der Kaiser ein Festmahl im „Hotel de France"; die Truppen erhielten ein Geldgeschenk. Se. Maj. der Kaiser hat am 18. Januar zahlreiche Beförderungen in den höheren Chargen der preußischen Armee unterzeichnet und dem 6. bayerischen Infanterieregiment König Wilhelm von Preußen 16 Eiserne Kreuze zweiter Classe verliehen.

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Von Peronne erzählt ein Feldpostbrief in der „Köln. Ztg.": Den 10. d. Morgens erfuhren wir, daß Abends vorher 11 Uhr die Capitulation abgeschlossen war, und für unser Bataillon kam der Befehl, um 12 Uhr als die Ersten in die Festung einzurücken. Begeistert zogen wir ein, im Gefolge eine Masse Glaser, die sich aus allen Dörfern zusammen gefunden hatten. Wie sah es in der Stadt aus! Die große Kirche mit ihrem an allen Ecken und Enden wie ein Sieb durchbohrten, stumpfen Thurme, welche selbst einen rauchenden Trümmerhaufen mit kahlen, hoch in die Luft steigenden Giebeln bildete, die in Schutthaufen verwandelten Häuserreihen, das von oben bis unten beschädigte Hotel de Ville; ein Anblick, mit dem die gräßlichsten Verwüstungen des Krieges, welche wir in unserem sechsmonatlichen Feldzuge alle erlebt haben, auch nicht im geringsten verglichen werden können. Da war kein Haus, welches verschont geblieben, kein Fenster, an welchem nicht Scheiben zerbrochen waren, selbst Gaslaternenpfosten sind in den Straßen von Granatsplittern wie abrasirt. Mobilien, Magazin und Ladenbestände, Alles war natürlich heraus auf die Straßen geschleppt; denn an ein Löschen der brennenden Häuser konnte in dem Granatregen nur selten gedacht werden. Die Leute konnten sich natürlich nur in Kellern aufhalten, mußten selbst dort schlafen, da das Bombardement auch während der Nächte nicht schwieg. Während wir lange auf dem Place d'Hotel de Ville stehen mußten, wälzten sich zwischen den noch rauchenden Trümmern betrunkene Mobilgardisten herum.

— Ein Kriegsbild anderer Art entwirft in demselben Blatte ein gleichfalls von der deutschen Nordarmee herrührender, Feldpostbrief aus Dompierre bei Amiens: Anfangs zum Schreck, später zur Belustigung der Dorfbevölkerung, wurden hier wiederholt compagnieweise Dörfererstürmungen eingeübt, wobei die Häuser des Dorfes Dompierre als Modelle des Angriffsobjectes, die freundlichen Bewohner und Bewohnerinnen als markirte feindliche Besatzung erklärt waren. Daß hierbei unsere Herren Jäger nach der langen Bekanntschaft in der Woche Quartierzeit sich die schwächsten Stellen der Besatzung ausgesucht und auf's Korn genommen, verstand sich von selbst, und manche flüchtige markirte Feindin soll erobert, aber auch in aller Freundschaft pardonnirt worden sein. Bei diesen Gefechtsübungen wurden natürlich die taktischen Erfahrungen der Dorfgefechte von Taours und Tilloy-Ligny praktisch verwerthet und in System gebracht. So leben wir seit dem 4. Januar hier recht zufrieden, im Nachspiel, vielleicht auch zugleich im Vorspiel blutiger Tage. Requisitions-Commando's auf Wagen werden meilenweit auf Schlösser geschickt, deren Keller wir noch aus früheren Märschen in gutem Andenken bewahrt haben. Zwar sind den verschiedenen Truppentheilen die Requisitionsbezirke abgegrenzt und angewiesen; aber auf diesem Jagdterrain ist die Beschuldigung des Jagdfrevels und der Wilddieberei gegenseitig, und ein gewisses Prioritätsrecht wird von den passionirten Requisitionswilderern einander stets respectirt, auch durch Compromisse mit Löwenantheilen verständigen sich die Requisitoren in schwierigen Fällen. Wo ein Truppentheil längere Zeit in Quartier liegt, da schleicht sich unvermerkt im wechselvollen Spiel eine friedliche Militär-Idylle in das bewegte Kriegsepos ein. So hier in Dompierre. An der Dorfschenke fährt ein Wagen vor. Heraus steigt ein bärtiger Reserve-Artillerist, an seiner Seite eine dralle, schmucke, französische Bäuerin; eine Hebamme trägt ein Französchen auf den Armen. Von dem internationalen Pathenpaar gefolgt, schreitet die Hebamme mit dem kleinen neuen Bürger der großen Nation zur Kirche. Nach der Taufe wird in dem Wirthshaus unter Theilnahme preußischer Kameraden und friedenssüchtiger Dorfbewohner eine kleine Zeche gehalten, und der rheinische Artillerist bringt seinen getauften kleinen Republikaner und Schützling wieder heim zur Mutter in's Nachbardorf. In solchen Gegenden, wo die schöne bürgerliche Tugend der Gastfreundschaft den nationalen Hader

erstickt, sind die Bravaden der Franctireurs schon längst zu Märchen geworden.

— Interessant ist es, mit welcher Vorsicht bei der Anlage fast sämmtlicher deutscher Batterieen vorgegangen worden ist; dies erhellt aus nachstehenden zwei Fällen, welche der „Voss. Ztg.“ von einem Augenzeugen mitgetheilt worden sind. Im ersten Fall handelt es sich um die zwischen der Laterne im Park von St. Cloud und der Porzellanfabrik von Sevres errichtete Batterie, deren Bau um so schwieriger war und um so mehr Vorsicht erforderte, als die feindlichen Vorposten nur durch die Seine von den unseren getrennt waren, letztere somit fortwährend dem Chassepotfeuer ausgesetzt waren, der Platz aber für die Batterie an einem Abhange liegt, der nur dünn mit Bäumen besetzt ist, die bereits alles Laub verloren hatten. In der Mitte des October begann der Bau, und zwar bestand die Gesammtthätigkeit unserer Pioniere in den ersten acht Tagen in nichts Anderem, als daß allabendlich hier und da ein neuer Baum oder Strauch vor die betreffende Stelle eingepflanzt wurde, so daß nur ganz langsam eine natürliche Coulisse geschaffen wurde, welche unsere Leute den feindlichen Augen entzog. Sodann erst begann der eigentliche Bau des 10 Fuß dicken und 64 Fuß langen Dammes, der ganz aus Rasenstücken gemauert wurde und zu dem die Rasenstücke über eine Viertelstunde weit herbeigeholt werden mußten. Bei dieser Arbeit, die ununterbrochen Tag und Nacht fortgesetzt wurde, durfte kein Wort gesprochen werden, und selbst das Rauchen war streng verboten, um nicht durch das Anzünden eines Streichholzes dem Feinde unsere Thätigkeit zu verrathen. Diese Batterie wurde ohne den geringsten Verlust fertig gestellt und wirft jetzt schon munter ihre Granaten bis in das Herz von Paris hinein. Der zweite Fall betrifft eine Batterie bei Meudon; hier diente eine verlassene Villa als Coulisse; die Villa selbst wurde unterminirt. Als das Feuer eröffnet werden sollte, wurden die geladenen Minen entzündet die Villa stürzte zusammen und über ihre Trümmerhaufen fliegen jetzt die Verderben bringenden Geschosse. In ähnlicher Weise wie hier, ist es fast überall gelungen, unbelästigt und ohne Opfer an Menschenleben den sonst so gefährlichen Bau zu vollenden.

— Le-Mans, wo der französische General Chancy eine fatale Niederlage erlitten, ist eine Stadt nicht ohne historisches Interesse. Zuerst war sie in alten Zeiten der Mittelpunkt eines Zweiges des Druiden-Cultus und die Kirche St. Julien hat ein interessantes Druiden-Denkmal aufzuweisen. In dieser Kirche befindet sich auch das Grab von Berengaria von Sicilien, der Gemahlin des Richard Löwenherz, und in der Stadt ist noch ein Haus zu sehen, das einst von dieser Königin bewohnt worden. Ferner war Le-Mans der Geburtsort Heinrich's des Zweiten von England, und die Plantagenet Linie nahm ihren Namen von dem genst. einem Geniste, das auf allen den Hügeln von Anjou und Maine wächst. In 1793 wurden daselbst 11,000 Männer, Frauen und Kinder von der gegen die Vendee kämpfenden republikanischen Armee hingeschlachtet.

Mannichfaltiges.

— Der Photograph Albert in München hat ein Verfahren erfunden, photographische Negativglasplatten so zu behandeln, daß von denselben unmittelbar auf einer besonders dazu construirten Presse Copieen in beliebiger Anzahl abgezogen werden können, die nicht nur an Genauigkeit und Schärfe, sondern auch an Ton und Weichheit vollkommen den Copieen gleichen, die man auf dem früheren Wege des Copirens durch die Sonne gewann, und sich von diesen auf das vortheilhafteste nur durch ihre eminente Billigkeit und Dauerhaftigkeit unterscheiden. Schon beim Beginne des Krieges hatte Albert Versuche gemacht, sein Verfahren auch auf Reproduction von Karten anzuwenden, und diese Versuche fielen so gut aus, daß er bald im Stande war, sie dem königl. bayerischen Kriegsministerium vorzulegen. Im bayerischen Kriegsministerium existirt nun, wie auch wahrscheinlich in vielen anderen, ein eigenes photographisches Atelier zur Reproduction von Karten und Plänen, aber schwerlich hatte man selbst dort, wo man am gleichen Zwecke arbeitete, eine Ahnung, daß es möglich sei, Karten in dieser Weise zu reproduciren, wie Albert sie vorlegte. Die Proben waren derartig ausgefallen, daß das Kriegsministerium, die hohe Wichtigkeit der Erfindung gerade für seine Zwecke erkennend, das Verfahren, welches bis dahin Geheimniß des Erfinders war, sofort ankaufte und die Errichtung von besonderen Werkstätten für diese Kartenproduction anbefahl, überdies auch noch die eigenen Werkstätten des Erfinders in Anspruch nahm, um den ungeheueren Bedarf an Kartenmaterial für die Armee, der namentlich durch die täglich erfolgenden Vormärsche riesige Dimensionen annimmt, rechtzeitig zu decken. Auch das preußische Kriegsministerium hat diese Erfindung in ihrer eminenten Wichtigkeit gewürdigt und läßt durch Vermittelung des bayerischen Kriegsministeriums einen Theil seines Bedarfes an Karten auch in München bei Albert anfertigen.

— Was es braucht, die deutsche Armee in Frankreich zu ernähren, mag aus Nachstehendem gefolgert werden. In dem Zeitraume von 24 Stunden consumirt jedes Armeecorps 18,000 Brode, jedes drei Pfund wiegend, 120 Centner Reis oder Perlgerste, 70 Ochsen oder 120 Ctr. Speck, 18 Ctr. Salz, 30 Ctr. Kaffee, 12 Ctr. Hafer, 3 Ctr. Heu, 3500 Quart Spirituosen und 3500 Unzen Orangenessenz oder irgend welche andere bittere Tinctur, die mit den Spirituosen zusammen genossen wird. Zu dieser gigantischen Mahlzeit rechne man für je zehn Tage 60 Centner Tabak, 100,000 ordinäre Cigarren und 50,000 Offiziers-Cigarren. Multiplicirt man diese Zahlen mit 21 oder 25, so hat man die Totalsumme des eintägigen, oder, was Tabak und Cigarren anbetrifft, des zehntägigen Consums der Truppen im Felde. So berichtet der Correspondent eines englischen Blattes.

— Die Frauen von Paris sind entschlossen, zum Preise der während der Belagerung von ihnen bewiesenen Heldenhaftigkeit ein Erinnerungszeichen anzulegen. Dasselbe besteht aus einem flachen bronzenen Ring von 3 Centimeter Breite, mit einer eingravirten Lorbeerkrone und zu deren beiden Seiten die Worte der Jeanne d'Arc: „Tous aux dangers, tous à l'honneur.“ Im Inneren ist die Inschrift: „1870. Paris.“ Die Regierung wird diesen Ring zugleich mit einer schriftlichen Urkunde an jede Frau und jedes Mädchen vertheilen, die den Nachweis führen kann, daß sie während der ganzen Zeit der Blockirung in Paris anwesend war. Das Modell des Ringes rührt von einem der ersten Pariser Künstler her.

— Die strenge Winterkälte und der zum Theil fußhoch liegende Schnee haben eine neue Calamität über das schwer geprüfte Polen gebracht, die darin besteht, daß in mehreren Gegenden ganze Rudel Wölfe herumstreifen und die Landstraßen unsicher machen. Am schwersten macht sich diese Calamität fühlbar in den an Litthauen und Südwest Rußland grenzenden Kreisen, wo diese reißenden Thiere so sehr überhand genommen haben, daß sie die Dörfer umlagern und zur Nachtzeit in die Viehställe eindringen, um ihre Beute zu holen. Es sind schon mehrere Fälle vorgekommen, daß einzelne Personen, die sich zu weit von bewohnten Ortschaften entfernten, von Wölfen zerrissen worden sind.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 12. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

„Kurz vorher“, begann Herr von Barnstedt, „ehe ich die Residenz verließ, um hierher versetzt zu werden, sah ich auf der Straße eine junge reizende Dame an mir vorübergehen. Ihr Anblick entzückte und fesselte mich gleichzeitig so sehr, daß ich — obgleich dies für eine ziemlich bekannte Persönlichkeit, wie ich es dort war, ein Wagniß ist, — sie verfolgte, um sie in einer der fashionabelsten Straßen in ein sehr elegantes Haus verschwinden zu sehen. Ich erkundigte mich in der Nachbarschaft nach den Bewohnern dieses Gebäudes und erfuhr, daß sich darin ein Pensionat für Töchter höherer Stände befinde. Sehr natürlich, daß meine Unbekannte zu den Pensionärinnen gehören mußte.“

Der Präsident machte eine kleine Pause, welche Nordeck benutzte, um die Bemerkung einfließen zu lassen, daß er bis dahin Alles sehr natürlich, ja gewöhnlich finde, vorzugsweise aber begierig sei, zu erfahren, wie sein Freund es angefangen habe, um die Bekanntschaft mit der Unbekannten anzuknüpfen.

„O, das war wirklich das Schwierigste beim Ganzen!“ gestand der Präsident. „Denn ihr für den seltenen Fall, daß sie einmal allein ausging, aufzulauern, sie dann anzureden und so weiter, ging bei meiner Stellung ganz unmöglich. Da kam mir denn die Justiz zu Hilfe.“

„Die Justiz?“ fragte Nordeck, auf's höchste verwundert.

„Wie ich Ihnen sage, mein Freund. Als ich bei meinen Nachforschungen in der Nachbarschaft hörte, daß der Portier des Pensionates ein schwer zugänglicher Mann sei, aber auch zugleich seinen Namen hörte, fiel mir ein, daß gegen denselben eine Denunciation wegen eines freilich nicht sehr erheblichen Betruges vorlag. Die Sache lag so, daß man ihn schuldig oder unschuldig finden konnte, je nachdem man wollte. Darauf baute ich meinen Plan: Ich ließ mir den Mann kommen und nahm ihn — vorerst privatim — in's Verhör, wobei ich ihm zu verstehen gab, daß seine Sache sehr schlimm stehe, indem sie wahrscheinlich seine Verhaftung zur Folge haben würde. Diese Eröffnung machte den gehörigen Eindruck auf ihn, und zugleich erhielt ich dadurch eine Gelegenheit, die Rede auf sein Verhältniß zum Pensionat zu bringen, indem ich annahm, er würde durch diese Maßregel seine Stelle verlieren, was er auch traurig bestätigte. Nun war es natürlich, daß ich mich weiter über die Angelegenheiten des Pensionates unterrichtete, wobei ich denn über meine schöne Unbekannte Alles erfuhr, was ich zu wissen wünschte. Das Mädchen — ihren Namen muß ich Ihnen verschweigen — gehörte einer der ersten Familien unseres Landes an, war aber eine Waise und stand unter der Vormundschaft ihres älteren Bruders, der aber nicht in der Residenz lebte und den Entschluß gefaßt hatte, die Schwester nach ihrem Austritt aus dem Pensionat zu sich zu nehmen. Sie können sich denken, mein Freund, wie sehr mich diese Verhältnisse reizten. Der Name, der Stand des Mädchens in Verbindung mit ihrer Schönheit und ganz unzweifelhaften Unschuld, alles dies erweckte in mir das heißeste Verlangen, ihr näher zu treten, und dies konnte, wenn die Verbindung einmal angeknüpft war, nicht allzu schwer sein, weil ich aus den Aeußerungen des Portiers entnahm, daß Anna — dieß war ihr Vorname — eine in der ganzen Pension bekannte Neigung zum Romantischen hatte. Die Hauptfrage blieb nur die, wie die Bekanntschaft anzuknüpfen war; und so spiegelte ich denn dem Portier vor, daß ich die Familie des Mädchens kenne und ihm sehr erkenntlich sein werde, wenn er mir ein Briefchen an sie besorgen wolle. Ich weiß nicht recht, wie es gekommen war, daß ich bei meinen Erkundigungen nach der Schönen dem Portier gegenüber ein innigeres Interesse an ihr verrathen haben mußte, als es einem bloßen Bekannten ihrer Familie eigen sein konnte — genug, er hatte mich durchschaut. Was soll ich Ihnen nun weiter sagen? Wir verhandelten sehr bald offen mit einander, und es kam heraus, daß der Portier nicht nur mein postillon d'amour sein, sondern auch noch persönlich auf das Mädchen zu meinen Gunsten wirken wollte, aber nur unter drei Bedingungen.“

„Gleich drei?“ fiel hier Nordeck ein, der die ganze Mittheilung mit unbeschreibbaren Gefühlen angehört hatte, und jetzt wenigstens in einigen Lauten den Versuch machen wollte, ob er noch Kraft besitze, den in seinem Inneren tobenden Sturm zu beschwören.

„Gleich drei!“ bestätigte der Präsident; „und an der Art derselben werden Sie gleich ersehen, mein Freund, daß dieser Portier der abgefeimteste Hallunke war, der jemals eine Thürklinke aufgezogen hat. Zunächst verlangte er, daß die gegen ihn angebrachte Denunciation zurückgewiesen werden solle.“

„Woraus sich schließen ließ, daß sie gegründet war.“

„Richtig! Zweitens führte er gegen seine frühere Herrschaft einen Bagatellproceß, und er verlangte, daß ich meinen Einfluß aufbieten solle, damit er den Proceß gewinne, widrigenfalls ich ihm die Klagesumme auszuzahlen habe.“

„Woraus sich wiederum schließen ließ, daß seine Klage unbegründet war.“

„Auch richtig! Und drittens sollte ich ihm sofort ein Honorar von hundert Thalern auszahlen. Das sei, wie der Kerl mit Unverschämtheit versicherte, die gewöhnliche Summe, für welche er sich mit Besorgung von Liebesbriefen zwischen den Cavalieren der Stadt und den Pensionairinnen befasse. Und speciell in Bezug auf Fräulein Anna — fügte er hinzu — sei ihm bereits ein viel besseres Anerbieten gemacht worden, was er aber glücklicherweise noch nicht angenommen habe. Dieses Letztere war am schlauesten von dem Schurken angelegt, mich einen Nebenbuhler in Prospect sehen zu lassen; denn ich gestehe, daß mich diese Aussicht mit noch größerem Verlangen nach Anna erfüllte, und daß ich dadurch von einer Unbesonnenheit zur anderen getrieben wurde. Der Schurke von Portier hatte mir zu tief in die Karten geguckt, als daß ich mich noch hätte mit Ehren aus dem Handel ziehen können; und so mußte ich denn auch die dritte und schwerste seiner Bedingungen acceptiren.“

„Die schwerste?“ fragte Nordeck. „Eine kleine Geldsumme?“

„Den Henker auch!“ platzte der Präsident heraus; „für einen Mann von so derangirten Vermögensverhältnissen, wie ich damals war und noch heute bin, sind hundert Thaler keine kleine Summe. Doch ich gab sie ihm. Was soll ich Ihnen ausführlicher sagen, mein Freund? Ich gestehe Ihnen, daß mir trotz der Beihilfe dieses unverschämten Portiers, der seinen Vertrag ebenso gewissenhaft erfüllte wie ich, niemals eine Eroberung auch nur halb so schwer wurde wie bei dem jungen Mädchen. Ich bot in meinen Briefen an sie die feinsten und wirksamsten meiner schriftlichen Verführungskünste auf, die ich zugleich sehr sorgsam auf ihren Charakter berechnete. Nichts konnte sie dazu bewegen, mir auch nur mit einer Zeile zu antworten.“

Auf Nordeck's Gesicht zeigte sich bei dieser Eröffnung ein Blitz stolzer Freude.

„Sogar die Uebersendung meines Bildes,“ fuhr der Präsident fort, „blieb in dieser Hinsicht ohne Wirkung. Ich mußte endlich — so schwer es mir auch wurde — zu Eheversprechungen schreiten, die ich, wenn ich auch gewollt, nicht erfüllen konnte.“

„Und darf ich vielleicht wissen, warum nicht?“

„Nein, mein theuerer Freund, das dürfen Sie jetzt noch nicht wissen.“

„Seltsam! Allein da Sie sagten, daß das Mädchen von Stande, von guter Familie war, so könnte ich mir nur ein Ehehinderniß denken, und das lag doch nicht vor, da Sie mir ja schon früher sagten, daß Sie nicht verheirathet sind.“

„Lassen wir das.“

„Oder sollten Sie doch schon ehelich gebunden —“

„Ich bitte Sie, mein Freund, reden wir nicht davon! Später vielleicht.“

Nordeck sah ein, daß er schon zu weit gegangen war, und suchte möglichst einzulenken: „Verzeihen Sie, mein Freund; aber mein großes Interesse für Ihre Ruhe trieb mich dazu, mehr als mir zukommt in Ihre Geheimnisse einzudringen. Genug Sie konnten Ihre Eheversprechungen nicht halten; aber dieselben wirkten doch, nicht wahr?“

„Einigermaßen allerdings,“ gab Bornstedt zur Antwort. „Ich erhielt nun wenigstens ein Brieschen von ihrer Hand, das ich, trotzdem es noch kalt war wie ein Ofen im Sommer, mit meinen Küssen überdeckte.“

„Und was schrieb sie?“

„Daß sie nicht Herrin ihrer Hand sei, sondern daß sie einen älteren Bruder besitze, der Vaterstelle bei ihr vertrete und also auch über ihre Hand zu verfügen habe. Indessen, wenn sie im weiteren Umgange mit mir finden sollte, daß sie mich lieben könne, so zweifle sie nicht, daß ihr Bruder dem Zuge ihres Herzens freien Lauf lassen werde.“

„Diese Eröffnung sieht allerdings nicht so aus, als ob sie aus dem Kopf einer romantisch gesinnten Pensionärin entsprungen sei.“

„Sehr richtig! Aber ich erkannte doch bald, daß dabei die Sprache des Herzens mit Gewalt unterdrückt worden war, um über die Verlegenheit eines ersten Liebesbriefes hinwegzukommen. Es war klar, daß ich bei ihr mit einer vollkommenen Mädchenunschuld zu thun hatte, und dies machte mich beinahe rasend vor Leidenschaft. Meine Versicherungen wurden dringender und feuriger, ihre Zurückhaltung wich von Brief zu Brief; und endlich — o mein Freund! ich habe viele erste Rendezvous gehabt, — aber die Wonne, die ich bei diesem hier empfand, überstieg alle meine Vorstellungen von Liebesseligkeit, und zwar von reiner Liebesseligkeit.“

„In der That?“

„In der That! Nachdem das erste Eis gebrochen war, entfaltete sich das ganze herrliche Liebesleben dieses wunderbaren Herzens. Sie liebte mich mit einer so romantischen Gluth und Hingebung, daß ich ihr kaum zu folgen vermochte. Endlich fiel auch kurz vorher, ehe sie das Pensionat verließ, die letzte Schranke zwischen uns. Sie sank an mein Herz und wurde ohne allen Rückhalt die Meine.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in den Batterieen von Meudon.

(Aus der „N. Fr. Presse“.)

Es war schon seit Beginn der Beschießung auf der Südseite von Paris mein Wunsch gewesen, den hier arbeitenden Batterieen einen freundnachbarlichen Besuch abzustatten. „Das Lustchen lassen Sie sich nur vergehen,“ sagten mir alle Officiere, mit denen ich darüber sprach. „Es ist der strengste Befehl gegeben, sogar jedem Officier, ja jedem Artillerie-Officier, der in den Batterieen nicht dienstlich zu thun hat, ohne einen speciellen Erlaubnißschein des Generals v. Blumenthal oder des Generals Prinzen Hohenlohe den Zutritt zu den Batterieen zu verweigern. Und Sie können uns glauben, es ist schon mancher großmächtige Infanterie-General mit seiner Bitte um einen solchen Batterie-Passirschein sehr höflich abgeblitzt, und noch mancher civile Herr von der Feder etwas weniger höflich, natürlich, wenn er das Unglück hat, ein geborener Deutscher zu sein. Die federleichten Engländer und Amerikaner bilden ja bekanntlich immer die Ausnahme von der Regel, und schon in Quarta lernten wir aus dem kleinen Zumpt: Nulla regula sine exceptione. Ich weiß recht gut, die deutschen Federmenschen und Zeitungen sind etwas bitter darüber, daß sie die wichtigsten deutschen Kriegsnachrichten stets erst aus „Times“ und „Daily News“ und in englischer Färbung erfahren — aber seien wir doch gerecht: Alt-England jenseits des Canals und Jung-England jenseits des Oceans liefern dafür auch den Franzosen die schönsten Remington-Gewehre, natürlich nur in der sicheren Voraussetzung, daß diese Gewehre mit der Zeit doch sämmtlich in die Hände der deutschen Sieger fallen, und noch dazu gratis, wenn wir die Hunderte von deutschen Menschenleben nicht rechnen, die hier in Frankreich verbluten, weil das neutrale England in echtem Krämersinn den Franzosen Geld und Waffen zur Fortführung des Krieges liefert. Ich kann Ihnen also nur rathen, gar nicht an erlaubnißscheingebender Stelle um den Besuch der Batterieen zu bitten.“

So vermessen zu sein, lag auch gar nicht in meiner Absicht. Seit ich vor länger als drei Monaten darum bat, daß uns deutschen Federmenschen wenigstens täglich ein Einblick in die officiellen militärischen Nachrichten gestattet würde, die als „Telegramme“ nach Deutschland fliegen und uns, die wir uns Kriegs-Berichterstatter deutscher Zeitungen nennen, nach fünf Tagen, in denen wir vielleicht hier und dort ein halbes Wörtchen über diese „Neuigkeiten“ gehört und dann auch neuigkeitsstolz und sicher per Post nach Hause geschrieben haben — ja, die uns dann plötzlich druckerschwarz-hohnlächelnd in unserer deutschen Zeitung als „Telegraphische Depesche“ entgegenstarren, während unser wichtiger Brief noch schlummerselig im Postwagen nach Nanteuil oder in neuester Zeit nach Lagny der Eisenbahn gegen Deutschland entgegenschaukelt — seit ich damals ferner officiell um einen civilen Besuch in den Ruinen von St. Cloud und im Schlosse von Meudon bat und auf drei Bitten das officielle Quod non! erhielt . . . ja, seit der

Zeit habe ich nie wieder um etwas gebeten und St. Cloud, Meudon und Malmaison, sowie die wichtigsten und exponirtesten Vorpostenstellungen rund um Paris herum auf eigene Hand besucht, wie Bougival, Champigny, Brie, Bourget, Stains, Moulin d'Orgemont mit dem Observations-Posten, Argenteuil u. s. w. Don Zufall und Dame Gelegenheit waren mir stets die liebenswürdigsten Führer, und sie verlangten nicht einmal ein norddeutsches „Schön Dank!“ oder ein süddeutsches „Hab' die Ehre!“ oder ein österreichisch-deutsches „Servus! Küss' die Hand!“ dafür. Diesen beiden Führern gedenke ich mich auch jetzt nach unseren Südfront-Batterieen anzuvertrauen, sowie meinem guten Kriegsglück und meiner pommer'schen Unverfrorenheit.

Und so machte ich mich gestern auf den Weg, wie Saul, der seines Vaters Eselin suchte — und siehe, er fand ein Königreich. Das habe ich nun nicht gefunden; aber hätte ich es gefunden, zum Beispiel das vacante Königreich Frankreich der Orleans oder Bourbons, oder eine Anweisung auf die wahrscheinlich sehr baldige Vacanz im Königreich Spanien, ich glaube, ich hätte mich kaum darnach gebückt. Nein, ich suchte Eine Batterie und fand deren vier!

Ich ging die Avenue de Paris hinab und durch das goldgezackte Pariser Gitterthor. Ich stieg durch den Paris-Versailler Eisenbahn-Tunnel nach Haut Viroflay hinauf. Auf einem freien Platze exercirten neun 87er mit kriegsmäßig gepackten „Affen“ (Tornistern) unter dem donnernden Commando eines bärbeißigen, baßstimmigen Unterofficiers: „Eins! — zwei! — eins! — zwei! — Gewehr über! — Faßt das Gewehr an!“ — langsamen und geschwinden Schrittes immer im Kreise herum und trotz der Kälte im Schweiße ihres Angesichts. Die Unglücklichen mußten zwei Stunden Strafe exerciren, ganz wie daheim in der deutschen Garnison. Sie waren am Abende vorher etwas angeheitert und lärmend unter ihres Hauptmanns Fenster vorübergezogen. Einige Franzosen und Französinnen standen in der Ferne und lachten; dergleichen hatten sie bei ihren rothen Hosen nie gesehen. Nachexerciren mit 80 Pfund Kriegslast auf Rücken und Schulter ist durchaus nicht angenehm, aber unter Umständen recht gesund. Frankreich wäre jetzt wahrscheinlich nicht so sterbenskrank, wenn es über preußische Heeresdisciplin nicht so viel — gelacht hätte.

Ich wollte zunächst die erste schwere Batterie des Hessischen Feldartillerie-Regiments Nr. 11 in Ville Dame Rose auf Vorposten besuchen. Die Officiere hatten mich dorthin zu einem westphälischen Schinkenfrühstück eingeladen. Es ziehen nämlich jeden Morgen um 6 Uhr zwei Züge Feldgeschütze auf jene Höhe auf Vorposten, um bei einem etwaigen Ausfalle von Issy und Vanvres auf Clamart zu rechtzeitig mit ihren Vier- oder Sechspfündern bei der Hand zu sein. Gegen Abend rücken sie in die Cantonnements nach Viroflay und Chaville zurück. Aber wie in den weiten Wäldern von Meudon auf den vielen Kreuzwegen die richtige Straße nach Ville Dame Rose finden? Der eine Posten nannte mir diesen, der andere jenen Weg als den nächsten und sichersten. So kam ich nach Haute Chaville und in eine riesige Wagencolonne hinein, die allerlei Eß- und Trinkbares in die dortigen Magazine führte für unsere Soldaten und, wenn das hungernde Paris will, auch für dessen großen leeren Magen. Niemand kannte hier Ville Dame Rose, bis ich von den Soldaten zu den gebildeten Burschen des Herrn Majors geführt wurde. Richtig, die wiesen mich die bergansteigende gepflasterte Straße in den Wald von Meudon hinauf: Rechts und links und links und rechts, und dann kommt auf einem freien Platze eine große Tanne, und von dort gehen viele Wege ab, rechts und links. Ich ging durch den schönen Wald, im Sommer die Lust der Pariser. Es fing sachte an zu schneien, und links von mir donnerten die Kanonen. Ich wickelte die französische Reitercapuze auseinander, die ein freundlicher junger Lieutenant aus dem schnapsberühmten Nordhausen in der güldenen Aue bei Sedan erbeutet und mir auf der winterlichen Batteriesuche geborgt hatte. Ich zog die Capuze über den Kopf; der Kragen fiel mir warm bis auf den halben Rücken hinab. Und dazu der weiche Schnee, der mich überall weiß umflockte. Ich mag allerdings eine ziemlich abenteuerliche, feldpolizeiwidrige Erscheinung in dem jetzt etwas verrufenen Walde von Meudon abgegeben haben. Denn plötzlich höre ich in einem schmalen Seitenwege ein Knicken und Knacken, und eine derbe bayerische Bierstimme ruft: „Nuo wuart, sacramentse Franctireur-Kanalje! . . .“ Und wie ich mich erschrocken schnell umdrehe, schwirrt eine Chassepotkugel dicht an meinem rechten Ohr vorbei, die Capuze am Gesichtssaume streifend.

Ein bayerischer Soldat im engen dunkelen Mantel, vorn an der kleinen hellblauen Mütze eine gelbe Krone und in ziemlich desolaten Uniform-Verhältnissen steht vor mir und ladet so schnell zum zweiten Schuß, als seine erfrorenen Finger es erlauben. „Aber ich bitt' euch, Landsmann, es ist ja erst 11 Uhr Vormittags, und ihr dürft doch erst von 3 Uhr Nachmittags an jeden Civilisten in diesem Walde todtschießen!“ rufe ich meinem vis-à-vis zu. — „Ja, schaun's Herr, wir Bayern hab'n uns halt das Wort gegeben, jeden Franctireur auf der Stelle niederzuschießen ohne nach der Uhr zu schauen, und der Herr schauen gerade so aus, wie ich mir die Franctireur-Kanalje halt immer gedacht hab'. Sein's nit ungehalten d'rüber, daß die Kugel an Ihna vorbeiging. Hab' die Ehre. . .“ Und verschwunden war der höfliche Sohn Bavaria's. Ich aber verzichtete sogleich auf den Schutz meiner französischen Capuze gegen den Schnee und zog gedankenvoll meine Straße fürbaß.

Endlich kam ich an den schönen Platz mitten im Walde von Meudon mit der großen Tanne. Diese Tanne aber ist die stolzeste Libanon Ceder, die ich je gesehen habe. Die berühmten Cedern im Schloßpark von Homburg vor der Höhe sind Krüppel dagegen, und die Cedern in dem von Marie Antoinette geschaffenen reizenden Park bei Klein-Trianon freundliche, verheißungsvoll heranwachsende Kinder. Aber welchen von den acht hier strahlenförmig ausmündenden Waldwegen einschlagen? Halt! Da kommt zur guten Stunde eine lange bayerische Munitionscolonne angelangsamt, Futter für die 24 gefräßigen stählernen Mäuler der Batterieen auf Meudon herbeischaffend. „Landsmann, wohin führt dieser Weg, auf dem ihr daherkommt?“ — „Jo, schauen's Herr, das kann i Ihnen nit sag'n!“ — „Aber, wie heißt denn der Ort, aus dem ihr zuletzt abgefahren seid?“ — „Jo, schauen's Herr, das weiß i nit, wir fahr'n hier halt blos Granaten und Bomben heran.“ — „Seid ihr vielleicht von Villacoublay gekommen?“ — „Jo, schauen's Herr, das kann halt wohl sein!“ — „Und durch Villebon oder Velizy und bei Feldgeschützen vorbei?“ — „Jo, schauen's Herr, das kann halt auch wohl sein, aber wir wissen des nit, wir fahr'n blos Munition für uns're Batterie herbei!“ — Also, ich schlug — eingedenk einer alten Wanderregel — auf gut Glück den befahrensten Weg ein und kam auch schließlich an einen kleinen, lebensmüden Wegweiser: „Eremitage de Villebon. Restaurant et Café“ — und, ihm folgend, an die Eremitage, ein hochgiebeliges, vielwinkeliges Haus, in das die französischen Granaten lustige Löcher geschlagen hatten. Im Garten gegenüber stehen reizende, schlanke Taxusbäumchen, sauber in der Form von Schachfiguren beschnitten. Pioniere fällten in der Nähe die stärksten Bäume, schnitten sie in Stücke von acht Fuß Länge und bearbeiteten sie mit der Axt zu zwölfzölligen Balken, bestimmt, die bombensicheren Räume in den Batterieen einzudecken und zu stützen. Und dort drüben im Schneegestöber wurde mir Ville Dame Rose gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

s Technisches. Professor Dr. H. Fleck in Dresden hat die interessante Entdeckung gemacht, daß die Erzeugung von Malz mit Umgehung des Keimprocesses

bewerkstelligt werden kann, nämlich durch Behandlung der Gerste mit verdünnten Mineralsäuren. Derselbe hat eine Reihe von Versuchen angestellt, welche zwar noch keineswegs abgeschlossen sind, jedoch bis hierher schon zu dem Schlusse geführt haben, die Malzbereitung im Großen vermittelst des neuen Verfahrens werde nur die kurze Zeitdauer von 3 bis 5 Tagen erfordern und dabei werde die Ausbeute an Malz die höchste sein, welche durch kein noch so gut ausgeführtes Keimverfahren erreicht werden könne. Das Keimenlassen der Gerste zur Erzeugung von Malz hat bekanntlich einzig und allein den Zweck, den Kleber und das Stärkmehl in eine lösliche Form zu bringen. Wenn man gequellte Gerste durchschneidet und auf die frische Schnittfläche ein Streifchen blaues Lackmuspapier drückt, so färbt sich dieses schwach roth, ein Zeichen des Vorhandenseins einer freien Säure. Diese Röthung des Lackmuspapiers nimmt bei der eintretenden Keimung der Gerste zu. Ferner ist es eine längst bekannte Thatsache, daß sehr verdünnte Mineralsäuren, wie Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure und Phosphorsäure das Stärkmehl in Gummi und Zucker verwandeln, und zwar bei der Maischtemperatur in kurzer Zeit, bei niederer Temperatur in längeren Zeiträumen; auch weiß man, daß im Grünmalz freie Phosphorsäure, beziehungsweise saure phosphorsaure Salze vorhanden sind. Professor Fiecks Versuche haben nun erwiesen, daß die Gerste durch Einwirkung verdünnter Mineralsäuren, mit Ausschluß jeder Keimbildung, direct in Malz, d. h. in lösliche, zur Würzeerzeugung geeignete Stoffe, übergeführt werden kann. Von den in Anwendung gebrachten Säuren haben Schwefelsäure und Salpetersäure gute Resultate ergeben, während die Salzsäure nachtheilige Veränderungen der Gerste bewirkte. Die Quantität des erzielten Malzes betreffend, so wurden mit Schwefelsäure in 100facher Verdünnung durchschnittlich 92 bis 94 Procent gutes Darrmalz gewonnen! Professor F. wird nun zunächst das „Kunstmalz“ noch genauer auf seine Bestandtheile untersuchen, und sich dann mit Ausfindigmachung des vortheilhaftesten Verfahrens zur Kunstmalzbereitung im Großen, bei möglichster Reduction des Aufwandes an Material, Zeit und Kraft, beschäftigen. — Zur **Ausbesserung schadhafter gußeiserner Gefäße** hat sich nach dem „Scientific American“ eine Paste vorzüglich bewährt, die man aus gleichen Theilen Bleiglätte und Bleimennige mit concentrirtem Glycerin derart zusammenknetet, daß sie die Consistenz des Fensterkittes erhält. Ein großer eiserner Kessel, welcher durch Eisbildung einen starken Riß erhalten hatte, wurde mit dieser Paste wieder vollkommen wasserdicht hergestellt. Das Trocknen erfordert zwar einige Zeit, dann aber wird der Kitt hart wie Stein und widersteht ebensowohl dem Wasser wie dem Feuer. Eine frühere Mittheilung im „Polytechn. Journal“ empfahl zur Verbindung von Eisen und Stein einen Kitt, der blos aus geschlämmter trockener Bleiglätte und Glycerin besteht, welcher gleichfalls außerordentlich haltbar sein und die mannichfaltigsten Verwendungen zulassen soll.

— Auf dem höchsten Punkte des sanft ansteigenden Kirchhofes von Bar-le-Duc erhebt sich ein Denkmal, zu welchem vielleicht dereinst, wenn die Furien des Krieges gefesselt sein werden und die jetzt noch vom Schnee bedeckten Höhenzüge des Ornainthales wieder im lieblichen Schmucke des jungen Rebenlaubes prangen, manches betrübte Elternherz aus Deutschland wallfahrten wird, um einen Blick auf des geliebten Sohnes letzte Ruhestätte zu richten. Denn war auch diese Stadt nicht ein Schauplatz des blutigen Kampfes, so ist doch in dem dortigen Lazareth mancher deutsche Krieger der Todeswunde erlegen oder der Krankheit zum Opfer gefallen. Auf mehr als hundert Gräber, in denen Bayern, Hessen, Württemberger und Preußen den ewigen Schlaf schlafen, blickt der Stein herab: ein Obelisk, dessen oberer Theil ein Landwehrkreuz und dessen Sockel die Inschrift trägt: „Ihren fern vom Vaterlande hier ruhenden deutschen Brüdern widmen dieses Denkmal ihre Kameraden und Landsleute. Die Kriegsbesatzung und die deutschen Beamten. 2. Bat. (Jülich) 6. Rhein. Landwehrregiments Nr. 65. Escadron des Pommer'schen Ulanenregiments Nr. 9. Bar-le-Duc, im Januar 1871.“ Durch freiwillige Sammlungen unter den in der Inschrift genannten Truppentheilen, den Beamten der Präfectur und des Lazareths — nicht zu vergessen auch der unaufgefordert angebotenen Beisteuer einer Anzahl durchreisender bayerischer Officiere — sind nicht nur die Kosten für die Herstellung und Errichtung beschafft worden, sondern auch ein Ueberschuß, der nach einem sinnigen Vorschlage dazu verwandt werden soll, photographische Abbildungen des Denkmals anfertigen zu lassen und dieselben an die Angehörigen der dort Bestatteten zu versenden. Am 17. d., Morgens, ist dieses Symbol deutscher Waffenbrüderschaft und Anhänglichkeit in erhebender Weise eingeweiht worden.

— Wie die „N. Pr. Ztg.“ berichtet, starb am 15. d. der preußische Artilleriehauptmann Stöphasius an seiner bei Change erlittenen Verwundung. Der Gefallene ist derselbe Officier, welcher, damals noch Premierlieutenant, am 18. April beim Sturm auf die Düppeler Forts die Schanze Nr. 4 erstürmen half und in die Pulverkammer heldenmüthig eindrang, wo er das zur Sprengung derselben auf der Zündschnur befindliche Licht löschte.

— Die beiden Luftschiffer eines am 16. Morgens von Paris abgegangenen Ballons können von Glück sagen, daß sie mit leidlich heiler Haut davon gekommen sind. Sie waren von starker Luftströmung mit Sturmeseile über Brüssel hinweg, von wo man den Ballon zwei Stunden später sah, nach der holländischen Küste fortgeführt. Um nicht zu ertrinken, mußten sie so rasch als möglich in den Ballon weite Oeffnungen schneiden, und die Wirkung war derartig, daß sie eine Niederfahrt aus einer Höhe von 4000 Meter auf die Erde in wenigen Minuten machten. Die Gondel stieß natürlich furchtbar auf, die Reisenden wurden total betäubt hinausgeschleudert. Glücklicherweise haben sie jedoch keine ernste Verletzung davon getragen. Der Ballon raffte sich noch einmal auf und fiel nach einer kurzen Strecke in's Wasser.

Palindrom.

Rückwärts.

Wer kennt mich denn, das unscheinbare Thier!
In Städten: Kranke nur, daß Gott erbarme;
An kleinen Orten: größtentheils nur Arme.
Doch spricht der Waidmann achtungsvoll von mir;
Allein, wenn er an mir das rechte Ziel verfehlt:
Das wird ganz sicherlich, wenn's möglich ist, verhehlt.

Vorwärts.

Ja, vorwärts, wenn die Kriegstrompete schallt!
Und unaufhaltsam in den Feind gedrungen,
Bis ihm die blut'ge Wahlstatt abgerungen,
Und bis die letzte Donnerbüchse knallt.
Dann Hurrah hoch! Du tapfres deutsches Heer,
Ich bin bei Dir und laß Dich nimmermehr!

— Δ —

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nr. 9:

Feldmarschall.

Verantwortliche Redaction: Ph. Gebhard Stay.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 13. Vierter Jahrgang. 1871.

* Die deutschen Siegesglocken.

Es wogt und bebet hoch im Reich des Klanges
Von Deutschlands Thürmen in vereintem Chor,
Das ist kein Sturmgeläut' zur Zeit des Dranges,
Sieg! Sieg! ertönt es, Sieg wie nie zuvor!
Doch reißt uns aus dem Hochgefühl ein banges
Erinnern, wie aus schönem Traum empor,
Es dünkt uns, ach, der Klang der Siegesboten
Das Grabgeläute auch für unsre Todten!

Wohl Vieles sagt im bebenden Accorde
Der Glockenmund am Rheine hier zumal,
Aus alter Zeit, von wälscher, wilder Horde,
Die das Verderben trug in's stillste Thal,
Wie sich der Raub verbündet mit dem Morde
Und heilig Gut vom Glockenstuhle stahl,
Um, mög' es zornig jede Brust erwägen,
Um schnödes, plumpes Geld daraus zu prägen!

Und ob auch fern der Schlachtendonner dröhne,
Und manche Wunde blute noch zur Stund',
Begeistert grüßen diese Jubeltöne
Die heimgekehrten Streiter, todeswund,
Von Anno dreizehn sind's die Enkelsöhne,
Sie gaben's stolz der ganzen Erde kund:
„Jungdeutschland könne nicht nur Lieder singen,
Es führe muthig auch Geschoß und Klingen!"

Wie auch der Tod die deutschen Söhne raffte,
Und fremde Erde ward ihr Ruhepfühl,
So weht die deutsche Fahne doch am Schafte
Als Oriflamme hoch im Kampfgewühl,
Und ob im Land der Zwietracht Wunde klaffte,
Entfremdet war das National-Gefühl,
Nun grüßen wir „Alldeutschland" deinen Namen
Entblößten Hauptes! — Gott mag's walten, Amen.

Aus deinen Stämmen mächtig aufgerichtet
Stand deine Streitmacht, eine feste Burg,
Es stürzte unter ihrer Wucht vernichtet,
Paris, Metz, Sedan, Straßburg, Weißenburg,
Und als das schwarze Kriegsgewölk gelichtet,
Brach leuchtend eine neue Zeit hindurch,
Als Sieger froh begrüßt wird Deutschlands Kaiser
Heimziehen bald im Schmuck der Lorbeerreiser.

Laß fahren ewig alle Truggebilde,
Unüberwindlich wie im Felsennest
Der stolze Aar, beherrsche die Gefilde,
Mein Vaterland dies ist dein Osterfest!
Als heil'gen Wahlspruch grab's in deine Schilde
In deine Herzen ein: „In Treue fest!"
Und untergehen soll in Schmach und Schande
Wer Zwietracht säen will im Vaterlande!

Die Lieder, die einst ahnungsvoll erschollen
Zur Zeit der Schmach aus deiner Sänger Brust,
Wir sah'n sie sich zur Wirklichkeit gestalten,
Da du erwacht, der Würde dir bewußt
Zum Kampf gezogen! Dank des Himmels Walten
Der es gefügt, daß fremde Herrscherlust
Nicht ungestraft um deutsche Marken buhle,
Sieg! Sieg! ertönt es hoch vom Glockenstuhle!

Speyer am Rhein. λ.

---

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Nordeck entgegnete nichts mehr; denn seine Brust zog sich convulsivisch zusammen, und dies verhinderte jeden Ausdruck seiner Empfindung. Der Präsident achtete auch nicht auf ihn, sondern schien sich ganz und gar der Rückerinnerung an den schönsten Moment seines Verführerlebens hinzugeben.

So entstand in dem Gespräch zwischen Beiden eine ziemlich lange Pause, bis Nordeck wieder diejenige Ruhe gewonnen hatte, die zu der Frage nothwendig war, welche die Erforschung vorbereiten sollte, die ihm die wichtigste von allen war: „Mußten Sie sich deshalb vielleicht von ihr trennen, weil sie nach dem Austritt aus der Pension zu ihrem Bruder ging?"

„Ach nein, mein Freund, zu einer solchen Trennung hätte ich mich nimmermehr verstehen können; dazu war die Seligkeit, welche ich in Anna's Armen genoß, noch viel zu neu, viel zu berauschend. Ich nahm mir einen dreimonatlichen Urlaub, um die Geliebte, anstatt sie zu ihrem Bruder zu geleiten, nach der entgegengesetzten Richtung hinzuführen und mit ihr in einem kleinen, wenig frequentirten Badeorte ein Schäferleben zu führen, um das mich die Götter Griechenlands beneidet haben würden."

„Willigte sie ein?"

„Nach schwachem Widerstand, da ich ihr versprach, sie nach Beendigung der Saison zu ihrem Bruder zu führen und um ihre Hand anzuhalten."

„Aber Sie thaten dies natürlich nicht?"

„Was wollen Sie, mein Freund, wer kann für seine Natur? Eines Tages machte mir Anna das Geständniß, daß sie die Folgen unseres vertraut-seligen Umganges zu empfinden glaube; während dies in ihr den Drang erweckte, recht bald mit mir zu ihrem Bruder zu eilen, brachte es auf mich eigenthümlicher Weise den entgegengesetzten Eindruck hervor. Ich fühlte plötzlich, und zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß mich der Besitz des geliebten Mädchens nicht mehr beglücke, sondern belästige, und — — so reiste ich denn ohne sie ab, nachdem ich ihr den Rest meiner Baarschaft heimlich zurückgelassen hatte."

Nordeck stieß einen dumpfen unverständlichen Laut aus; sein Gesicht glich dem einer Leiche.

„Was ist Ihnen? Sie scheinen bewegt!" fragte der Präsident in einer Art, als könne er gar nicht begreifen, welche Ursache dazu vorhanden sei.

„Wohl möglich!" entgegnete Nordeck, indem er sich die kalten Schweißtropfen von der Stirn trocknete. „Ihre Er-

zählung hat mich chauffirt, das Schicksal des Mädchens hat meine Theilnahme, ja sogar mein Mitleid erweckt."

„Ah bah! Mitleid müssen Sie sich abgewöhnen, Nordeck, wenn Sie auf dem Felde der Liebe Triumphe feiern wollen. Que diable! Um eine Neue zu erobern, muß man doch die Alte verlassen — doch brechen wir von diesem Falle ab, der mir von allen der unangenehmste ist."

„Der unangenehmste? und warum?"

„Offen gestanden, ich habe immer noch ein wenig Furcht."

„Vor was?"

„Mein Gott, sagte ich Ihnen denn nicht, daß Anna einen älteren Bruder habe?"

„Ah so! Sie fürchten, daß er Sie mit der Pistole in der Hand zwingen werde, Ihr Eheversprechen einzulösen?"

„Wenn auch das nicht! Aber ich weiß selber nicht recht, was ich fürchte. Doch diesen Bruder fürchte ich in der That, und meine einzige Hoffnung besteht noch darin, daß Anna hochherzig genug sein wird, mich ihm nicht zu verrathen."

„Trauen Sie ihr wirklich diese Hochherzigkeit zu?"

„Unbedingt!"

„Dann muß sie ja ein Wesen von seltenem Adel sein."

„Das ist sie auch, und wer das Talent zum Ehemann hat, das mir fehlt, könnte gewiß recht glücklich mit ihr sein."

„Inzwischen könnte der Bruder aber doch wohl den Verführer seiner Schwester auf eine andere Weise ermitteln."

„Ja, das ist es eben, was ich fürchte. Doch wie gesagt, nicht weiter in der Materie! Das verdirbt mir den Humor, dessen ich zum Rendezvous mit meiner schönen Julie bedarf. O Sie glauben gar nicht, Nordeck, welch' einen unendlichen Reiz es für mich hat, heimlich das Weib eines Anderen zu lieben und mit ihr im Einverständnisse zu sein. Inzwischen müssen wir uns hier trennen. Doch halt! noch Eins! Wie nahm denn der alte Dittmar mein Verfahren gegen ihn auf?"

„Mit der vollsten Entrüstung."

„Und Emmy?"

„Mit tiefem Schmerz. Es ist ihr entsetzlich, ihren Vater leiden zu sehen."

„Sehen Sie wohl! Darum ist dies der einzige Weg, ihren Trotz zu brechen. Diese kleine Widerspänstige muß dahin gebracht werden, mich fußfällig zu bitten, ihren Vater wieder in Gnaden anzunehmen. Und dann habe ich den Preis zu bestimmen."

„Ah, was sehe ich?" rief Nordeck hier plötzlich aus, indem sein Auge ein nicht sehr fernes Buschwerk durchdrang.

„Nun?" fragte der Präsident.

„Ich müßte mich sehr täuschen, wenn dort zwischen jenen Gebüschen nicht ein helles Gewand hindurch schimmerte," versicherte Nordeck. „Was wetten wir, die verführerische Julie ist Ihnen entgegen gekommen, weil sie ihr zu lange bleiben."

„Wahrhaftig! ja!" rief Bornstedt. „Sie, mein lieber Freund, haben ja immer Falkenaugen. Adieu denn, adieu!"

Der Verliebte nahm sich nicht einmal Zeit, dem Freunde zum Abschied die Hand zu reichen, was diesem erwünscht war; denn er zog mit förmlicher Höflichkeit seinen Hut und verließ dann den Ort des so inhaltreichen Zwiegesprächs noch schneller als der Präsident selber.

Als sich Nordeck allein fand, kam er sich wie im Taumel vor; denn seine so lange und so heftig angespannten Nerven ließen plötzlich nach. Kaum vermochte er sich aufrecht zu erhalten, um seine Wohnung zu erreichen, die er schwankenden Schrittes betrat. Erst hier, nachdem er die Thür hinter sich zugeworfen und seinen Hut auf das Sopha geschleudert hatte, schien er wieder zur Besinnung zu kommen.

Mit verschränkten Armen blieb er in der Mitte des Zimmers stehen. „Was bin ich doch für ein feiger Narr!" rief er aus. „O, daß ich mich in jenem Augenblick in ein wildes Thier hätte verwandeln können, um diesen Elenden in Stücke zu zerreißen! Also gerade weil sie glaubte, durch die zärtlichsten Bande Dich zu fesseln, warst Du ihrer überdrüssig und verließest sie, wie man eine Dirne verläßt? So brach er Dein Herz, Du gelähmte arme Taube. Ja, das muß vergolten, muß gerächt werden! und das Geschick, das mich ihn finden ließ, wird mich auch lehren ihn zu vernichten! Dieser Tag war entscheidend. Schon war ich milder geworden, da die Liebe auch in mein Herz versöhnend einzog, und wenn er seinen teuflischen Plan auf den Besitz Emmy's aufgegeben hätte, wer weiß, ob ich nicht glücklich durch die Hand dieses engelgleichen Wesens das Wort der Verzeihung ausgesprochen hätte! Nun aber bin ich erwacht, bin ich ganz wieder ich selbst, wie ich war, als ich ihm zum ersten Male entgegentrat mit dem festen Entschluß: er oder ich!"

Nach diesem Selbstgespräche, mittelst dessen er die Erschlaffung seiner Nerven gewissermaßen von sich schütteln wollte, setzte er sich an seinen Schreibtisch, nahm eine Feder und schrieb einen langen Brief.

Als er ihn beendet hatte, nahm sein Gesicht einen grausigen Ausdruck an; während er das Schreiben couvertirte und siegelte, entflogen seinen Lippen die Worte: „Ha, schöne Julie! wie unsanft wirst Du morgen erwachen! Du belogst mich, folgtest nicht meinem Rathe; — so sollst Du mir denn jetzt als Mittel der Rache willkommen sein!"

Noch sehr lange blieb Nordeck in seinem Zimmer auf und nieder gehend, um sich in jene Stimmung zu bringen, die ihn hoffen ließ, sich nach dem aufregenden Tage der Nachtruhe zu erfreuen.

Zum ersten Male nach langer Zeit gedachte er der Schwester wieder mit alter Liebe; denn erst jetzt begriff er, wie sie einer solchen Verführung hatte unterliegen müssen. Er verzieh ihr in seinem Herzen, der armen Verwaisten, die mit ihrem Kinde allein stand. Noch hatte er keine Nachricht von ihr, sie keine von ihm. So hatte er es gewollt. Aber daß sie unablässig an den Bruder gedacht, deß war er sicher. Inzwischen drängte ja seine Mission ihrer Erfüllung entgegen; wenn Alles vorüber war, dann würde er zu ihr zurückkehren, ihre Thränen zu trocknen; er würde sie an seine Brust nehmen und sagen: „Hier ruhe aus, Du Schwergeprüfte, an diesem Herzen, welches Liebe und Entsagung auch kennen lernen sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in den Batterieen von Meudon.

(Fortsetzung.)

Quer über die Felder schritt ich auf die schattenhaften Umrisse von Ville Dame Rose zu. Es ist ein einzelnes Gehöft, eine Farm wie alle französischen Gehöfte und Gärten, mit hoher weißgrauer Mauer umschlossen. In diese waren lange Reihen von Schießscharten gebrochen, und

manche Granate hatte sich selber ihr Loch durch die Mauer und durch die Dächer und Wände der wenigen halbverbrannten Gebäude gewühlt. Hier in Ville Dame Rose hatten sich die Franzosen am 19. September verschanzt und mußten erst duech Feldgeschütze und Zündnadelgewehr von der Cernirungsarmee vertrieben werden. In der Mauer steckt noch das halbe Rohr eines französischen Vierpfünders. Thore und Thüren sind von Gewehrkugeln durchlöchert. Im Garten ist ein Grab mit einem kleinen, dürftig aus zwei Baumästen zusammengebundenen Kreuze besteckt. An der Mauer lesen wir: „Ci-gît un Zouave. 19. Septembre 1870. Priez pour lui!“ Es muß ein lieber Zuave gewesen sein — „Einen bessern find'st du nit!“ — dem seine Kameraden vor allen anderen der Gefallenen und Verscharrten einen Grabhügel und ein Kreuz und eine Inschrift widmeten — unter dem Feuer der Preußen!

Das ganze kleine Gehöft sah traurig, verfallen, verbrannt, unheimlich, öde aus. Ich war etwas enttäuscht von Ville Dame Rose, unter welcher Dame ich mir eine weiße, blanke, behagliche Villenschönheit vorgestellt hatte. Auch die große, steingepflasterte, kahle Officiersstube mit den wenigen Uebeebleibseln von Tapeten an den Wänden sah zuerst nicht sondeelich einladend aus. Aber die freundlichen Gesichter der jungen Officiere, ein riesiges Feuer in dem großmächtigen Kamin, groß wie eine Stubenthür, bester französischer Wein, „gefunden“ in einem Keller unter der Kronprinzenschanze in Sèvres, preußisches Commißbrod und guter westphälischer Schinken, wie es jetzt allen auf Vorposten ziehenden Officieren und Mannschaften in stattlichen Portionen zugetheilt wird, und ein behagliches Plaudern ließen mich bald vergessen, daß Dame Rose in Wirklichkeit weniger schön war, als in meiner Phantasie. Und schließlich erkannte ich sogar öffentlich an, daß die tapetenlosen Wände durch interessanteren Schmuck entschädigt waren: durch große, zum Theile gar nicht übele Malereien in Kohle. Da waren selbstverständlich in erster Linie die leibhaftigen Conterfeis, Gruppirungen und Kunstübungen sehr bekannter Persönlichkeiten, über die uns die darunterstehenden Stegreifverse Auskunft geben:

Was kraucht dort auf dem Jahrmarkt 'rum?
Der Harlekin Napolium!
Er tanzt' einst auf zu hohem Seil,
Er fiel herab und blieb nicht heil,
Jetzt muß er spielen auf dem Leier-
Ka—kasten, während Eugenie
Im Crinolinen-Ungeheuer
Can—Cancan tanzt und Lu—Luis
Rad—Rad—Rad schlägt und Feuer frißt,
Als wär' er Trochu, der Alles, was prüß't
Wollt' dejeuniren — jetzt Ratten ißt,
Ratt—Ratt—Ratt—Ratten mit Haut und Haar . . .
Vom Prüß auf die Ratten, vom Seil auf den Jahr-
Markt runter: das ist die Moral wunderbar!

Doch — lassen wir genug sein des grausamen Versespieles! Nur der originellen Malereien an der niedrigen Stubendecke muß ich noch gedenken. Ich wenigstens habe dergleichen nie gesehen. Sie sind Grau in Grau gemalt — und doch weder mit Farbe noch Pinsel oder Kohle oder Crayon oder Finger. Sie sind durch die Flamme eines Talglichtes entstanden, die unter der Decke bald näher, bald ferner qualmte. Besonders ein großer Männerkopf mit mächtigem flockigem Bart und Haar ist von überraschender Wirkung. Hier an der Decke fehlt auch die einstens schöne, den Wienern sicher noch wohlbekannte Rose Bonbon nicht, wie sie kriegshungerig sich auf den Kaminkohlen einen Häring brät und ihn dann verschlingt; doch von Rose Bonbon erzähle ich wohl ein anderesmal ausführlicher.

So zeigt uns der Salon von Dame Rose, wie erfinderisch die Langeweile auf Vorposten macht, und auch sonst noch die alte Erfahrung, daß sich die Extreme des Lebens nie schärfer, schneidiger berühren, als im Kriege. Ueber dem bäuerischen Backsteinkamin hängt ein kostbarer großer Spiegel in kunstvoll geschnitztem Goldrahmen; wir sitzen in üppig gepolsterten Armsesseln um einen prächtigen runden Mahagonitisch, und unser Comißbrod und Schinken liegen auf goldgeränderten Tellern mit der gekrönten Namenschiffre des Prinzen Napoleon. Ja, aus Schloß Meudon ist Ville Dame Rose meublirt. Unser Herz zieht uns aber in die Batterieen von Meudon.

Ich nahm also, wohl gespeist und getränkt, Abschied von der armen Dame Rose mit den halbverbrannten Ställen und Scheunen, in denen schon lange außer den deutschen Batteriepferden kein Pferd mehr wieherte, keine Kuh, kein Schaf, kein Huhn, keine Taube, kein Hund, keine Katze freundlich ländliches Leben brachte, keine Getreidegarben von saurer Arbeit und goldenem Erntelohn erzählten, und ging nach Villebon zurück. „Der Weg nach den Batterieen bei Meudon?“ — „Hier durch den Garten — über die Mauer und immer geradeaus und bergan. Aber die Posten werden Sie nicht durchlassen!“ — „Es kommt auf einen Versuch an!“ Und ich ging durch den Garten, auf dessen blitzender Schneedecke die hübschen dunkelgrünen Taxus-Schachfiguren sich jetzt noch reizender abhoben. Ich kletterte über die Mauer und stieg den Waldweg hinan. . . . Ah! eine Parkmauer, ein Pförtnerhäuschen, ein Gitterthor und einige Munitionswagen und zwei Soldatenposten davor — das ist die Rückseite des Parks von Meudon. Jetzt, Kriegsglück, gilt's die Probe! . . . „Hier darf Niemand durch!“ — „Auch ich nicht, Landsmann? Ich habe die besten Papiere — seht!“ — „Und wenn der König käme und hätte keinen speciellen Erlaubnißschein vom General Blumenthal, so ließe ich ihn nicht passiren. Ich habe Frau und Kinder zu Hause . . .“ Dagegen ließ sich nichts sagen. Ich besah mir also die Gegend. An einem Baume war eine Tafel mit einem Pfeile und der Inschrift: „Zu den Batterieen 2, 3, 4, 16.“ Auf der anderen Seite waren eiskellerartige Räume geschaffen, halb in, halb über der Erde: aus Faschinen, dicken Balken und einer schweren Erddecke.

Eine Tafel verrieth mir, daß hier das Reserve-Munitions-Depot Nr. VII sei. Eine bayerische Munitionscolonne lud sauber gearbeitete weiße Kästen ab, etwa 2' lang, 1½' breit und 1' hoch, die Deckel durch Eisencharniere und Krammen befestigt, und an jedem Langende ein Handgriff. Jeder Kasten enthielt 4 auf ihrem breiten Boden aufrechtstehende, oben zugespitzte 12-Pfünder-Granaten, die aber in Wirklichkeit circa 38 Pfund wiegen. Die Munitionskästen für die 24-Pfünder enthalten stets nur 2 Stück dieser eisernen Zuckerhüte. Jeder Wagen führt nur 8 solcher Kästen von der Eisenbahn bei Lagny herbei, also 16, respective 32 Geschosse. In wenigen Tagen werden aber 400 Belagerungsgeschütze thätig sein und täglich circa 24,000 Geschosse auf die Forts und die Stadt Paris schleudern. Nehmen wir nun an, daß jeder Wagen täglich im Durchschnitt 24 12- und 24-Pfunder-Granaten herbeischafft, so müssen 1000 Wagen täglich den Weg von Lagny nach den Batterieen hin und zurück nach Lagny machen, um den „artilleristischen Angriff auf Paris“ nicht in's Stocken gerathen zu lassen. Daß diese 1000 Wagen längst in Thätigkeit sind und schon wacker Munitionsvorräthe herbeigeschafft haben, ist bekannt. Ohne diese wohlgefüllten Depots bei allen Batterieen würde mein Rechenexempel und unsere in ihrer Ununterbrochenheit nur wirksame Beschießung dennoch in die Brüche fallen, denn ich habe den Transport der Pulverfässer noch gar nicht in Anschlag gebracht. Zu jedem Schuß gehört eine Ladung von 2 Pfund Pulver, in seidenen Beuteln (Cartouche) hinter dem Geschoß in den Hinterlader geschoben. Diese seidenen Pulverhüllen sind kein Luxus, sondern eine Nothwendigkeit, weil Seide bei'm Verbrennen den geringsten Zunder hinterläßt und so dem Verschmieren im Rohr vorgebeugt wird. Auch für diese Cartouche-Fässer war hier hinter dem Park von Meudon ein unterirdisches, bombensicheres Reserve-Depot. Mein Auge aber kehrte immer wieder zurück zu dem verheißungsvollen Wegweiser mit der Inschrift: „Zu den Batterieen 2, 3, 4, 16.“ Der jün-

gere Posten, der wahrscheinlich noch nicht Frou und Kinder zu Hause hat, fühlte ein menschliches Rühren mit meinen sehnenden Augen. Er sagte zu mir: „Warum aber mußten Sie ouch gerade diesen Weg einschlagen und mit unserer Instruction in Collision kommen? Wären Sie den Weg hundert Schritt weiter dort unten durch den Wald gegangen, so wären Sie wenigstens bis Schloß Meudon gelangt, ohne einem Posten zu begegnen...,“ Ich verstand. Ich bedankte mich schön und ging in den Wald zurück. Es führen also nicht nur nach Rom mancherlei Wege.

Nach einer Viertelstunde war ich auf der breiten Hauptstraße nach Schloß Meudon. Ein Trupp fröhlicher preußischer Pioniere kam mir entgegen; sie hatten den geringen Schaden ausgebessert, den die französischen Geschütze unseren Batterieen zugefügt, und waren jetzt abgelöst und auf dem Heimwege nach Versailles in's Quartier. Als Andenken nahmen sie aus Schloß Meudon einen ausgestopften Fuchs mit. Sie zeigten mir bereitwillig den Weg in die Batterieen. Bald holte ich einige Dutzend bayerischer Kanoniere ein, die dorthin auf Ablösung gingen. Jeder von ihnen hatte seine gerollte graue Schlafdecke über der Schulter hängen und um den Hals die originellste Cravatte geknüpft, die schwerlich ein Modist erfunden hat: ein Streifen Schaffell, die Wolle nach Innen! Parademäßig für die Münchener Maximiliansstraße sahen Bavaria's Söhne gerade nicht aus, aber sonst frisch und munter. Ich ging mit ihnen durch die Höfe der weiland prinzlich napoleonischen Pferdeställe, Remisen und Dienerwohnungen. Auf einem Gebäude wehte das rothe Genfer Kreuz im weißen Felde. Hier ist der Verbandplatz für die Batterieen errichtet. Aber in's Dach sind dennoch einige Granaten gefahren. Auch die übrigen Gebäude sind arg zerschossen.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Die Truppen des Prinzen Friedrich Karl hatten bei ihrem Vormarsch auf Le Mans, wie E. Horn in einem Berichte an die „Köln. Ztg.“ des Näheren mittheilt, durch die Ungunst der Witterung, die Schwierigkeiten des Terrains und die Beunruhigung von in Hinterhalten liegenden Feinden Vieles zu leiden. Und doch ging den Soldaten der Humor nicht aus; man konnte unterwegs Schneemänner sehen, die ein Hammelfell um die Schultern hatten, eine Franzosenmütze auf dem Kopfe trugen und ein zerbrochenes Chassepot im Arm hielten; an einer anderen Stelle steckte eine ganze Hammelherde die Köpfe durch die Hecken, als ob sie durch dieselbe springen wollte; wenn dann Soldaten herbeiliefen, um den armen Thieren ihre Qual zu erleichtern und diese als Abendschmaus in Sicherheit zu bringen, dann hielten sie die Köpfe bereits abgeschlachteter Hämmel in den Händen. Das 84. Regiment ging unter Musik mitten durch den Schnee vor; ein Officier hatte das Amt des Musikmeisters übernommen, er dirigirte: „Liebchen unter dem Rebendach“; die ersten Compagnieen marschirten nach dieser Melodie, die folgenden hatten sich: „Auf dem Omnibus saß ein Mechanikus und hatte Lackstiefeln an“, zum Marschliede erwählt. So ging es vorwärts, und wenn ein Wagen im Schnee stecken blieb, dann wurde mit flinker Hand angefaßt, und trieb es der Schnee gar zu arg, dann wurde er mit einem Kalauer abgeschüttelt.

— Ueber die Eroberung des durch die Sage berühmten Schlosses des Herzogs „Robert der Teufel“ in der Normandie unweit Rouen schreibt ein Correspondent der Londoner „Times“ u. a.: Nachdem die Preußen am 3. December die Ruinen und die kleine Kirche des Schlosses besetzt und in derselben ungefähr 200 Mobilgarden gefangen genommen hatten, spielte das Musikcorps des 43. Regiments den Chor der Geister aus Meyerbeer's Oper. Zu einer späteren Zeit des Tages, als ein Hauptmann der Francitireurs gefangen genommen wurde, stimmte die Musik die große Arie „Gnade, Gnade für mich“ an, und als das Regiment der Mobilgarden abgeführt wurde, begleiteten die Musiker ihren Abmarsch mit dem Liede der „Alice“ aus derselben Oper: „Als ich jüngst die Normandie verlassen“. — So erzählt jener englische Berichterstatter, und wenn das von ihm Mitgetheilte wahr ist, wäre es ein neues Zeichen, daß die preußischen Soldaten, trotz des anstrengenden Winterfeldzuges doch noch bei gutem Humor sind.

— Nachfolgende Zeilen stammen aus einem Feldpostbriefe eines Sanitätssoldaten vom 1. bayer. Armeecorps, zur Zeit in Montgeron: „Gestern war hl. 3 König. Am Vorobend war ich nicht wenig erstaunt, als plötzlich vor meiner Thür das Lied: Die hl. 3 Könige mit ihrem Stern ꝛc. ertönte. Ich öffnete geschwind und was stellte sich meinen Augen dar? Der Eine hatte das Gesicht mit einer Larve angethan, und statt des Stabes und Sterns einen Stecken mit einer brennenden Kerze. Es war Caspar, der Held, das brachte ich mit meinem beschränkten Unterthanenverstande heraus; der zweite hatte eine Zipfelhaube statt der Königskrone und einen Kohlenbehälter. Doch was stieg mir plötzlich für ein Duft in meine Nase? Weihrauch war es nicht; ich glaube aber, es waren Hornspäne oder etwas Aehnliches, nach dem fürchterlichen Gestonke zu schließen. Der Dritte hatte einen Kehrwisch in der Hand und einen alten Weiberkittel anstatt des Königsmantels. Ich gab ihnen 3 Sous und nach dem heiligen Liede ertönte plötzlich: Mir san net von Pasing ꝛc.“

Mannichfaltiges.

— Seit einigen Tagen erfreut der alte Nachbar Vesuv die Stadt Neapel wieder mit einer bis zur Stunde allerdings noch nicht allzubedeutenden, aber immerhin interessanten Eruption. Am nördlichen Abhang des Berges hat sich über dem Atrio del Cavallo ein neuer Kessel gebildet, der Lavamassen in die oben genannte Schlucht hinabwälzt und fortwährend durch den Wiederschein der glühenden Lava und der sie durchzuckenden Blitze erhellt ist. Die Erscheinungen haben sich seit Beginn der Eruption im Ganzen nicht wesentlich verändert, und allen Anzeichen nach ist vorderhand auch noch kein stärkerer Ausbruch zu erwarten. Am nördlichen Rande des Raumes, welcher den Abschnitt des Hauptkegels bildet, hat sich ein kleinerer Kegel gebildet, der Rauch in großer Menge und nicht minder glühende Lava entsendet; dazwischen aber erheben sich aus dem mittleren Krater Projectile bis zu 300 Fuß und darüber, wozu der Berg tüchtig brüllt. Von den Astronomen, welche die letzte Sonnenfinsterniß in Sicilien beobachteten, haben manche sich die gute Gelegenheit zu nutze gemacht, und schauen sich nun den Ausbruch des Vesuvs mit an. Ein Theil derselben machte beim Observatorium Halt, ein anderer stieg bis zum Kegel hinau, um das Schauspiel in thunlichster Nähe zu genießen.

— Zwanzig Waggonladungen mit Thee trafen am 6. Januar in New-York von Hongkong in dreiundzwanzig Tagen ein; von Hongkong war die Ladung in San Francisco in sechzehn und von da per Pacific-Eisenbahn in sieben Tagen in New-York angelangt.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 14. Vierter Jahrgang. 1871.

* Als Paris gefallen war.

(Vorgetragen im befreundeten Kreise.)

Das große Räthsel lösten diese Tage;
Gesprochen hat der Gott ein mahnend Wort;
Schicksalentscheidend klang die Völkerwaage
Und ihrem Klang erbebten Süd und Nord.
Wie Windsbraut wälzt die ungeheure Sage
Van Strom zu Strom, van Strand zu Strand sich fort.
Wohin man lauscht, hört man die Losung schallen:
Der Franken Metropole ist gefallen!

Sie, deren Ring den Raub des Erdballs faßte,
Sie, die Europa's Königin sich pries;
Die in der Vötker Blut und Thränen praßte,
Und jede Mahnung höhnend von sich wies;
Die aus der Hütte längst und dem Palaste
Den Glauben, sammt der Liebe von sich stieß. —
Sie hat des herben Kelchs nun auch getrunken,
Ihr prangend Haupt ist in den Staub gesunken.

Ein Höherer hat über sie gesprochen,
Ein Stärkerer hat ihr den Raub geraubt.
Auch über sie ward nun der Stab gebrochen,
Die unantastbar sich bis jetzt geglaubt.
Deutschland und seine Todten sind gerochen;
Italien erhebt verjüngt sein Haupt.
Die jüngst noch Herrin hieß, wird Magd geschalten,
Und wie sie Andern that, wird ihr vergolten!

Vergeltung, traun! harrt jenseit jener Sterne;
Doch auch hienieden wird vergolten schon!
Es greife nicht zu lüstern in die Ferne,
Es baue nicht in Wolken seinen Thron,
Wen eines Weibes Schooß gebar! Es lerne
Die höhern Mächte schau'n der Erde Sohn!
Nicht Sterblichen ziemt schrankenloses Schallen;
Es ziemt allein den himmlischen Gewalten.

Das war's, worauf die Ueberwinder bauten,
Und was die Ueberwund'nen frech verlacht.
Nicht war's die Zahl, drauf unsre Tapfern trauten,
Nicht ihrer Roff' und Wagen Uebermacht:
Es war der Deutschen Hort, auf den sie schauten,
Und der durch sie das große Werk vollbracht.
Ihr glaubensstarken Helden, seid besungen!
Der Kränze schönster ward durch euch errungen.

Hört ihr den Jubelpsalm der Nationen?
Schon fallen, aufgerafft aus dumpfem Harm,
Die Kinder all' der deutschen Sprach' und Krane
Versöhnt einander in den Bruderarm.
In Hütte und Palast wird wieder wohnen
Der Väter Herzlichkeit, treu, deutsch und warm.
Der Geister Aufschwung lähmt nicht mehr der Schrecken,
Die neue Zeit wird neue Kräfte wecken.

Für immer sind den Galliern die Maratten
Nach unserm Rhein vergang'n; dem lüstern Wart
Folgt bald die That, stolz steuern unsre Flotten
Furchtlos von Meer zu Meer, von Part zu Port.
Dem Wahnwitz trotzen und der Dummheit spotten
Die freie Letter und das freie Wort.
Asträa schwingt die blitzende Aegide,
Und unser Kaiserreich, es ist der Friede.

Aulenbach.

---

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

4.

Emmy war nach dem hastigen Abschied Nordeck's allmählich zum Bewußtsein dessen gekommen, was sie für den Augenblick gewonnen und verloren hatte.

Wankend und in Gedanken versenkt kehrte sie darauf nach Hause zurück, wo sie ihren Vater bereits aufgestanden und im Zimmer sitzend vorfand. Er sah sehr angegriffen aus; aber seine Züge verkündeten eine gewisse Ruhe und Festigkeit seines Inneren.

„Du hast wohl nicht geschlafen, lieber Vater?" fragte Emmy mehr aus Verlegenheit als aus Besorgniß.'

„O doch, Kind!" erwiderte Dittmar. „Ich habe sogar gut und fest geschtafen, so daß ich jetzt eigentlich nur noch Durfl habe."

Emmy tief an einen Schrank. „Willst Du Bier oder Mitch, Vater?"

„Ich denke Mitch! das wird für die kaum gewonnene Ruhe meines Blutes besser sein."

Emmy reichte ihm ein Glas Milch, weiches er bis zur Hälfte leerte, um es dann neben sich zu stellen und, als seien jetzt erst die Schleußen seiner Lippen geöffnet, eine größere Rede zu beginnen. „Sieh, mein Kind," sagte er; „ich habe mir die Sache überlegt. Es kann Alles nicht so schwarz sein, wie ich es mir gedacht habe. Der Präsident kann doch unmöglich aus bloser Spielerei mil Dir so gegen mich handeln. Das sind nicht Gründe, mich zu euttassen. Ich will mich also bezwingen, will ihm setbst die Kasse bringen, und vor Zeugen soll die Uebergabe geschehen."

„Lieber Vater," fiel, von dieser neuen Idee des alten Mannes geängstigt, Emmy ein. „Laß ab von diesem Vorhaben, welches noch schlimmere Folgen herbei führen könnte. Bleib' jetzt wenigstens für's erste fern von diesem Menschen; er ist der Mächtige. Komm mit uns auf's Land. Die friedliche Natur wird Dir wohl thun, und die Liebe Deiner Kinder Dich die Undankbarkeit der bösen Menschen vergessen lehren!"

„Nein, Emmy, das hieße feige mich dem mir angethanen Schimpf ergeben. Du sagst, er sei der Mächtige, und ein armer Diener vermöge einem sotchen gegenüber nichts. Doch ich will's ihnen Alle da schon sagen: Macht kann drücken, hat auch Gewalt. Doch Recht bleibt dennoch Recht! So habe ich mein Leben tang gehandelt. Hat mich Jemand hart gekränkt, so hab' ich ihm doch verziehen, wenn's nicht böser

Wille war und er sein Unrecht einsah. Und das verlange ich von allen Menschen. Gerechtigkeit muß walten überall, ob am Throne oder im Hause der Armuth. König wie Knecht haben Rechenschaft von ihren Handlungen abzulegen. Ich bin nicht ganz für den Fortschritt, den die heutige Jugend nimmt, denn sie verspottet manches Alte, was gediegen und besser ist, und hat noch keinen richtigen Ersatz dafür. Doch so viel habe ich stets gewünscht, daß nicht immer Geburt den Menschen an seine Stelle setzen solle. Geburt adelt nicht, berechtigt auch nicht zu allen Ehren. Nein, der Charakter thut's! der innere Werth, die Gesinnung, die Kenntniß! Hab' da mal eine Geschichte von Verwechselung zweier Kinder gelesen, weiß nicht, von welchem Lande. Thut auch nichts zur Sache. Zwei Wiegen standen nebeneinander, eine goldene und eine hölzerne. Da sollten zwei Säuglinge hineinkommen, die eben geboren wurden. Die Geburt der Königin war mit Lebensgefahr verbunden, und in Angst um ihr Leben waren Alle nur mit ihr beschäftigt, und man legte das Königskind der zweiten Mutter an die Brust, die dessen Amme sein sollte. Diese hatte aber auch schon das ihrige im Arm. Sie war zwar gesund aber sehr schwach, und schlief mit beiden Kindern im Arm ein. Als die Königin sich nun erholt hatte, verlangte sie ihr Kind zu sehen. Da war die Verwirrung groß. Beide Kinder lagen neben einander und wie die Natur sie geschaffen. Sie unterschieden sich durch nichts. Da war guter Rath theuer, bis ein weiser Mann, der bei'm König in hohem Ansehen stand, den Ausspruch that: Man solle beiden Kindern eine gleiche Erziehung geben, ihr Wachsthum mit gleicher Sorgfalt überwachen und den edelsten von ihnen später zum Thronfolger erklären, wenn sein Herz und sein Charakter den Beweis gebe, daß er zum Herrschen geboren sei. Und so etwas Aehnliches werde ich dem Herrn Präsidenten sagen. Den naseweisen Diener werde ich mir schon aus dem Wege zu räumen wissen, und den sauberen Herrn Assessor werde ich nicht beachten. Dieses Patrons ernste Miene ist Scheinheiligkeit. Er ist auch ein Wüstling, treibt sich die Nächte mit dem Präsidenten umher, verthut Geld, wovon arme Leute ganze Monate leben könnten. Und am Tage haben diese Herren Langeweile und suchen aus Mangel an Beschäftigung guter Leute ehrlichen Namen zu verdächtigen!"

Dittmar hatte wieder mit so heftiger Regung gesprochen, daß er jetzt blaß und zitternd in seinen Stuhl zurücksank.

Immer mehr geängstigt nahte sich ihm Emmy. „Vater, wie ist Dir? Du bist nicht wohl?"

„Mir ist wirklich nicht ganz wohl, will mich noch ein bischen hinlegen; wird wohl morgen wieder besser sein; denn ich muß ja doch zum Präsidenten gehen."

Indessen, es sollten viele Morgen vergehen, ehe Dittmar an sein Vorhaben denken konnte. Die ihm widerfahrene Kränkung war ihm zu nahe gegangen, eine schwere Krankheit warf seinen kräftigen Körper auf's Lager, von dem er nur langsam genas, und das die treue Tochter nicht verließ, so lange für sein Leben zu fürchten war.

5.

Einige Wochen nach den zuletzt erzählten Scenen finden wir die beiden seltsamen Freunde, den Präsidenten von Bornstedt und den Assessor von Nordeck, in dem Arbeitszimmer des Ersteren beieinander.

Der Assessor schien ganz vertieft in einen Actenfascikel, den er vor sich liegen hatte, aufmerksam durchlas und von Zeit zu Zeit mit Notizen versah.

Der Präsident seinerseits gab sich den Anschein, als ob er gleichfalls arbeite; allein häufige Blicke, die er zu dem Fenster, neben welchem er saß, hinauswarf, bewiesen, daß seine Gedanken nicht in den Acten waren, die vor ihm lagen. In seinen Mienen zeigte sich eine unverkennbare Ungeduld. Manchmal blickte er auch zu Nordeck hinüber, und es war, als ärgerte es ihn, daß dieser so ganz und gar in seine Acten versenkt war

Endlich brach er das Schweigen, das schon länger als eine halbe Stunde gedauert hatte. „Wissen Sie, Nordeck, daß ich Sie heute wieder einmal recht unerträglich langweilig finde?"

„Aus welchem Grunde, mein Freund?"

„Nun, mein Gott, weil Sie schon wieder einmal eine Ewigkeit lang nicht gesprochen haben. Dies Ihr Schweigen kommt mir stets so — wie soll ich sagen? so tedenziös vor, daß es mir wirklich Brustbeängstigungen verursacht."

Aus Nordecks Augen schoß bei diesem Bekenntniß ein Blitz, der eine unverkennbare Schadenfreude an den Tag legte, aber von dem Präsidenten nicht bemerkt wurde.

„Aber mein theuerer Freund," erwiderte Nordeck, das Wort „Freund", wie jetzt meistentheils in eigenthümlicher Weise betonend, „man sollte fast glauben, Sie hätten Gewissensbisse und sähen in mir Ihren Richter."

Der Präsident fühlte sich seltsam betroffen, suchte aber seine Empfindung hinter einem erzwungenen Lachen zu verbergen. „Was Sie manchmal für einen trockenen Humor haben, Nordeck," sagte er. „Seitdem Sie sich so eifrig dem Actenstudium ergeben haben, sehen Sie nichts als Angeklagte und Richter vor sich. Wetten wir, Sie haben sich da wieder einen Criminalproceß aus der Registratur herausgestöbert."

„Die Wette hatte ich nicht!" entgegnete Nordeck, „denn es ist in der That so. Und zwar ist mir da ein Actenstück in die Hand gefallen, aus welchem hervorgeht, daß der Angeklagte schon seit sechs Monaten in Untersuchungshaft sitzt, daß die Voruntersuchung bereits seit drei Monaten beendet ist, der Referent sein Referat schon seit zehn Wochen fertig hat, und noch immer kein Audienztermin anberaumt ist."

„Wahrhaftig?"

„Ja! Und überdies ersehe ich aus dem Referate, daß die ganze Sache sehr mit Unrecht zu Ungunsten des Angeklagten aufgefaßt wurde. Er durfte nach Lage der Voruntersuchung nicht einmal in Haft behalten werden."

„Ach ja, ich weiß schon."

„Der unglückliche Mann ist sogar Familienvater, wenigstens besitzt er eine Frau."

„Und welch ein allerliebstes Weibchen — ja ja, ich bin es ihr schuldig. — Seltsamerweise war sie nicht wieder bei mir, und da habe ich denn über meiner Liebe zur spröden Emmy sie und die ganze Sache total vergessen."

„Darunter dürfte doch eigentlich die schöne und dankbare Frau nicht leiden."

„Gewiß nicht! und da ich auch sonst keinen Grund habe, ihr den Mann vorzuenthalten, besonders jetzt, wo mich Julie ganz in ihren Fesseln hält, so machen Sie ein Correferat, mein Freund, in welchem Sie auf Freisprechung des Mannes antragen, setzen Sie den Audienztermin an und decreti-

ren Sie zugleich seine Entlassung aus der Untersuchungshaft."

Nordeck nahm sofort einen Bogen Papier, um sich des eben erhaltenen Auftrages zu entledigen.

„Aber, Nordeck, es ist zum Verzweifeln, warum schweigen Sie denn schon wieder!" rief der Präsident, da dieser auf seine ferneren Reden nicht weiter achtete.

„Nun," entgegnete Nordeck, „weil ich mich sogleich an die Abfassung des Correferats begeben habe, was in der Zeit von einer halben Stunde abgemacht ist. Dann setzen Sie schnell Ihre Unterschrift unter das Decret, und der unschuldige Mann befindet sich zwischen jetzt und zwei Stunden in Freiheit."

„Aber, Nordeck, das hat ja Zeit bis morgen. Hat der Mann sechs Monate gesessen, so kommt's auf einen Tag mehr auch nicht an. Kommen Sie weg von den einfältigen Acten; denn ich möchte mit Ihnen von Etwas sprechen, was mir mehr am Herzen liegt, als die ganze Gerichtspräsidentschaft."

Damit hatte Botnstedt Nordeck von dem Sessel aufgezogen, um ihm einen Platz an dem Fenster, sich gegenüber, anzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in den Batterieen von Meudon.

(Fortsetzung.)

Da stand ich nun vor einem schmalen tiefen Laufgraben in die Batterieen, aber auch zugleich vor einem kleinen ältlichen Officier mit schneeweißem Haar und einer Miene, die mir zu meinem nicht geringen Schrecken einer wirklichen Generalsmiene, Excellenz, verzweifelt ähnlich erschien. Umkehren, seitwärts in die Büsche verduften war nicht mehr möglich. Also vorwärts, vorwärts, Don Rodrigo. Ich erlaubte mir also, mich Sr. Excellenz vorzustellen und harmlos um die Erlaubniß zu bitten, die Batterieen im Interesse des bombardementsehnsüchtigen Deutschland durchwandern zu dürfen. „Aber, lieber Herr, es ist auf das strengste verboten . . ." — „Excellenz, da ich nun einmal hier bin — und es hat mir wahrhaftig Mühe und Kopfzerbrechen und Angst genug gemacht — und so zwischen Lipp' und Kelchesrand noch stolpern zu sollen . . . ." — „Nun, da Sie also einmal hier sind und sich so weit glücklich durchgeschmuggelt haben, will ich auch nicht der Griesgram-Störenfried sein. . . . Herr Hauptmann Gottschalk, haben Sie die Freundlichkeit, dem Herrn unsere Bauwerke und Geheimnisse zu zeigen und dem Herrn Major v. Dewitz zu sagen, es geschehe mit meiner Bewilligung. Viel Vergnügen und in Ihrem Artikel keine artilleristischen Schnitzer, wenn ich bitten darf!"

Der freundliche Herr mit der vornehmen Generalsmiene war der Oberst Rieff, nach dessen genialen Plänen die großartigen Batterieen der Südfront gebaut und armirt sind, und der sein Werk soeben inspicirt hatte. Den Hauptmann Gottschalk von Batterie 2 und seinen Nachbar, Hauptmann Matthie von Batterie 3, hatte ich früher schon unter nicht ganz gewöhnlichen Verhältnissen kennen gelernt. Wir trafen uns am 21. October bei einem Madeira-Frühstück mit obligater Hammelkeule, dem täglichen zweimaligen Gericht der ersten schweren Feldbatterie des Hessischen Artillerie-Regiments Nr. 11, Ecke der Rue de l'Eglise in Chaville. Ich schreibe die Adresse hier in bester Absicht so ausführlich hin, um vielleicht das Herz des Grafen Bismarck zum zweitenmal zu einer liebenswürdigen Sendung von vier wirklichen fetten Enten (keinen telegraphischen!) zu rühren, wie kürzlich geschehen, als der Herr Bundeskanzler hörte, daß der Hauptmann v. Stranz in Ville d'Avray bereits bei seinem 68sten Hammel sei. — Als aber das Tranchirmesser kaum in jenen alten Hammel vom 21. October eingedrungen war, rasselte der Generalmarsch durch die Straßen von Chaville. Die Franzosen machten ihren Ausfall auf Bougival und St. Cloud. Die erste schwere Batterie mußte Gigot und Madeira stehen lassen und mit Koffern und ihrem ganzen Hab und Gut marschbereit auf den Alarmplatz in ihren Artilleriepark und dann in die Geschützstellungen auf der Höhe links über Chaville eilen. Die Belagerungs-Batterieen 2 und 3 und meine leichte Federperson blieben noch friedlich bei Hammel und Madeira zurück, natürlich nur in der besten Absicht, den etwa eindringenden Franzosen nichts Eß- und Trinkbares zu hinterlassen. Erst dann folgte ich der Batterie in die Geschützstellungen und sah und hörte das Gefecht unter mir brausen. Und jetzt traf ich Batterie Gottschalk und Batterie Matthie hier oben bei Meudon in voller Arbeit. In liebenswürdigster Weise zeigten und erklärten mir die Herren ihr Arbeitsfeld. Dessen Großartigkeit überstieg bei weitem meine kühnsten Erwartungen.

Ich hatte bis jetzt im Kriege ja nur Feldbatterieen und im Frieden Batterieen auf den Festungswällen, sauber gearbeitete und mit grünem Rasen belegte Brustwehren, Böschungen, Traversen und sonstige Erdwerke gesehen, für jede Batterie besonders und häufig gar nur für einzelne Geschütze eingerichtet. In Meudon wanderte ich nun in Erd- und Faschinenwerken von 300 Schritt Länge umher, die sich von den Pferdeställen über die ganze berühmte obere Terrasse bis an's Schloß Meudon erstrecken, vier Batterieen bilden und unter einander verbunden sind. Beschreiben läßt sich ein solcher Bau von vier verbundenen Batterieen kaum. Nur der Stift eines Planzeichners vermöchte sie einigermaßen anschaulich zu machen, würde aber dennoch immer hinter der Großartigkeit des Eindruckes zurückbleiben, den die wirklichen Erdwerke machen. Jede Batterie besteht aus einer 24 Fuß starken und 8 Fuß hohen Brustwehr, in welche die Geschützrohre nur gerade so tief eingelassen sind, daß sie darüber hinwegragen und Manövrir-Spielraum haben. Dadurch sind die Geschützscharten vermieden, die dem Feinde stets ein so gefährliches Ziel bieten. Auf die Brustwehr stoßen fünfzehn Fuß dicke Erdwälle zu, Traversen, welche die Aufgabe haben, die Flanke der Geschütze zu decken. Der Geschützhof birgt die Bedienungsmannschaften. Ein schmaler Batterie-Laufgraben verbindet die verschiedenen Batterieen unter einander. Hier münden kleine, durch Faschinen, dicke behauene Balken aufgebaute, sowie durch Eisenbahnschienen und mächtige Erdschichten gedeckte Räume zu beiden Seiten zum Schutze der Officiere und Mannschaften, die nicht gerade bei den Geschützen Dienst haben, wie auch zum Bergen der Geschosse und Pulverfässer. In diesen Munitions-Vorrathskammern für den täglichen Gebrauch stehen die zuckerhutförmigen Zwölf- und Vierundzwanzig-Pfünder bereits frei auf ihren Breterstellagen neben einander, wie die Eier auf einem Eierbret. Ein Mann geht hinein, nimmt das Geschoß in beide Arme und legt es so in die von zwei Mann bereitgehaltene Geschoßtrage; in dieser geschieht der Transport bis an die Hinteröffnung des Geschützes. Erst vor dem Einschieben in das Rohr wird die Zündschraube eingesteckt, die beim festen Aufschlagen des Geschosses das Entzünden und Explodiren bewirkt. Die Franzosen hatten bis jetzt bekanntlich nur Zeitzünder, die erst ein Explodiren ermöglichten, wenn der Zünder eine bestimmte Zeit lang gebrannt hatte. Louis Napoleon hatte für diese von ihm verbesserten Zeitzünder eine große Vorliebe. Erst seit seiner Entthronung ist man in Paris mehr und mehr zu den Percussions-Zündern übergegangen, da die Zeitzünder meistens entweder zu früh in der Luft oder gar nicht crepirten, indem sie von unseren Soldaten vor dem Entzündungsmoment gelöscht oder geflohen wurden. Platzte eine solche Granate mit Zeitzünder in eine Soldatenstube oder in eine Batterie hinein, so war ein beherzter Mann nicht selten im Stande, sich und seine Kameraden zu retten, indem er das Ungethüm packte

und aus dem Fenster oder über die Brustwehr schleuderte. Auch Flucht vor der Zeitzünder-Granate ist möglich, wozu die Percussions-Granate nie Zeit läßt, da sie im Momente des Einschlagens crepirt. Dank dem französischen Zeitzünder, kam gestern ein Kanonier von Batterie Matthie mit dem blosen Schrecken davan. Er tritt aus der Munitionskammer, eine 12pfündige Granate in beiden Armen, in den Batteriegang. In diesem Augenblick kommt eine französische Granate angesaust. Alles duckt sich gegen die Erdwände oder springt in die bombensicheren Räume. Unser Kananier, abgleich in Friedenszeiten ein ehrsamer, sanfter Schneider, will sein Geschoß nicht fallen lassen. Er krümmt sich mit demselben sa niedrig wie möglich in dem Batteriegange zusammen — und da schlägt die französische Granate auch schon so dicht neben seiner Schulter in die Erde ein, daß ein Stück blaues Rocktuch mit hinabfährt. Jetzt erst läßt unser tapferer Schneider sein Geschaß fallen. Er ist vor Schreck und von dem furchtbaren Luftdrucke ohnmächtig geworden. Schnell springen die Kameraden herbei und schleppen den Schneider in eine Erdkammer. Erst dann crepirte die französische Granate und wirbelt viel Erde und Schnee auf. Nach einer halben Stunde ist unser Schneider wieder an seinem Platze im Batteriehafe, und die Pianiere haben den Erdschaden schnell ausgebessert. Ein anderer Kananier von Batterie Gattschalk sollte nicht sa gut fortkommen. Eine Granate van Banvres schlägt in seiner Nähe eine, crepirt und ein leichtes Sprengstück fliegt ihm gegen die Stirne, sie dem Anscheine nach unbedeutend ritzend. Die Wunde ist auch leicht, aber der Unglückliche war in derselben Secunde für Lebenszeit blind gewarden. In beiden Augen waren bei der Erschütterung zarte Gefäße geplatzt. Außerdem wurden an dem Tage in Batterie Gattschalk 1 Mann getödtet und 5 verwundet. Auch der Major v. Dewitz erzählte mir van einem Unglücksfalle in der vergangenen Nacht. Er hatte sich in einem Zimmer neben den Pferdeställen ein wenig niedergelegt. Plötzlich hört er dicht nebenan ein wüstes Krachen. — Ah! eine Granate! — und er wendet sich auf die andere Seite. Aber dem Krachen folgt ein Wimmern und Stöhnen. Da ist es mit dem Schlummer vorbei. Nebenan haben 15 Kananiere geschlafen. Neun von ihnen sind durch die Granatsplitter verwundet — zum Glück nicht gefährlich. Auch ein Fall wurde mir erzählt, wie wunderbar zuweilen im Kriege Verwundungen herbeigeführt werden. Durch eine Mörserbombe von Montrauge wurden vorgestern 4 Mann der 5. Brigade getödtet und 11 verwundet und außerdem ein Hauptmann durch einen abgerissenen und fortgeschleuderten scharfen Armknachen eines seiner Leute nicht unbedeutend im Gesichte beschädigt. Im Ganzen haben unsere Batterieen auf der Südfrant bis heute einen Verlust van 9 Tadten und 41 Verwundeten.

Versalgen wir diesen engen Batteriegang, so kammen wir hinter Batterie Matthie an einen langen, überdeckten, dunkelen Gang, der seiner Sicherheit wegen und — Dank dem freundlichen Besuche einiger vornehmer deutscher Herren, die im „Hotel des Reservoirs" ein behagliches Casina haben und zuweilen in den Zeitungen genannt werden, wenn sie nach Hause telegraphiren — den Namen erhalten hat: „Hoher Schlachtenbummler-Gang." Wir treten in die Bayernbatterie, die sich, selbst nach dem Ausspruche meines freundlichen preußischen Führers, durch größte Solidität und Sauberkeit des Baues auszeichnet. Es ist ein hübscher, seltener Anblick, hier die Preußen und Bayern Erdwand an Erdwand sa freundnachbarlich wohnen und arbeiten und sa kameradschaftlich unter einander verkehren zu sehen. In dem gemeinschaftlichen engen Batteriegange schieben sich Dunkelblau und Hellblau fortwährend in harmanischer Abwechselung bunt durcheinander, und das reinste Norddeutsch plaudert sa gemüthlich mit dem besten Münchener Deutsch, als ob die Hiebe von 1866 eitel Traum wären. Aber es giebt ja ein altes deutsches Handwertsburschenlied, nach dem nichts die Brüderlichkeit und Liebe so herzhaft auffrischt, als ab und zu ein wenig Prügelei. Hoffen wir, daß die Auffrischung von 1866 in Deutschland für alle Zeiten vorhält. Die hübschen Kameradschaftsbilder in Dunkel- und Hellblau in dem Batteriegange vor Schloß Meudon berechtigen dazu.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die „Köln. Ztg." schreibt: Die französischen Gefangenen in Spandau lassen zwei fliegende Blätter erscheinen, „Causeries" und „Pramethee", so voller guter Laune und in dem humaristischen, nicht selten sich selbst ironisirenden Plauderton, daß allem Anschein nach ihre Stimmung nichts zu wünschen läßt. Der kleine Leitartikel über die Langeweile und ihre Wirkung ist allerliebst, die Illustrationen über das Theater im Lager „Toilette de la jeune première" nicht minder. Als Prabe, eine wie gute Sprachlehrerin die Liebe ist, wird ein französcher Liebesbrief an diese „jeune première" mitgetheilt, der eine eben sa gute Kenntniß der deutschen, wie eine gewandte Behandlung der französischen Sprache bekundet. Wahrhaft rührend ist ein Gedicht „à nos bienfaitrices". Bei aller Einfachheit sind diese Blätter, welche van Karl Jürgens in Spandau herausgegeben werden, schon wegen der Seltenheit eines salchen Unternehmens der Beachtung zu empfehlen.

— Vor einigen Tagen ist in der Erzgießerei der Herren Gebrüder Lenz und Heraldt in Nürnberg der Guß der 11 Fuß hohen Statue Theodor Körner's (modellirt van Prof. Dr. Hähnel in Dresden) in ihrer ganzen Höhe vorgenommen worden. Nach bereits erfolgter Abnahme der Form erscheint der Guß des Standbildes sehr wohl gelungen. Die Errichtung und Aufstellung des Denkmales geschieht in Dresden, der Geburtsstadt Körner's, im Laufe des nächsten Sammers.

— Ein Elsäßer fragte einen bayerischen Saldaten, wie stark ein bayerisches Regiment sei. Der Soldat hielt ihn für einen Spion, schlug ihn mit einem Schlage zu Boden und sagte: „Siehst, so stark bin i allaan, itzt kannst'st Dir denka, wie stark a ganz's bayerischs Regiment is."

— In Chicago wurde vor Kurzem ein Versuch mit einem Straßeneisenbahnwagen angestellt, der mittelst comprimirter Luft getrieben wird. Die comprimirte Luft befand sich in vier Reservairs aus Kupfer auf dem Dache des Wagens. Jedes Reservoir enthält 150 Kubikfuß Luft von 250 Pfund Druck per Quadratzoll. Der Wagen legte drei und eine halbe Meile (englisch) ungefähr in 30 Minuten ahne Unfall zurück.

— Dr. Kirk in Zanzibar schreibt unterm 8. Dec. 1870 an Sir R. Murchison in London, er habe eben einen Brief von dem großen Araber-Scheik Said van Unyamyembe erhalten, in welchem dieser sagt: „Die Leute (d. h. eine von Zanzibar ausgeschickte Caravane) kamen gesund an und gehen nach Udschidschi zu unserem Freunde, dem Dactor (Livingstane). Die Neuigkeiten über ihn lauten dahin, daß er noch nicht van Manimes (? das arabische Wort ist auf drei verschiedene Weisen geschrieben) zurückgekehrt, aber wir erwarten ihn bald, und wahrscheinlich wird er mit den Leuten und den Vorräthen zugleich in Udschidschi eintreffen." Sir Roderick Murchison, welcher sich durch diesen Brief von aller Besorgniß um das Schicksal Livingstane's befreit sieht, fügt hinzu: Wir hören hier zum ersten Male, daß Livingstane eine bedeutende Reise westlich vom Tanganyika-See gemacht hat, und dies erklärt das lange Ausbleiben jedweder Nachricht über ihn.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 15. Vierter Jahrgang. 1871.

* Hurrah Paris!

Hurrah Paris! — Des Krieges Donner schweigen.
Es fiel der Stolz der großen Nation,
Die deutsche Brust schlägt freier, und es steigen
Des Danks Gebete auf zum Himmelsthron!

Die stolze, die vor aller Welt sich zierte,
Hochmüthig sich die große Weltstadt schrieb,
Die mächtig einst das Völkerruder führte,
Des Weltverkehres ries'ge Pulse trieb:

Sie ist gebeugt, besiegt von Deutschlands Helden,
Ihr Ruhm entflohen, wie ihr Glanz verschwand,
Und ein Jahrhundert wird's dem andern melden,
Wie einig Deutschland einst im Kampfe stand.

Man spricht mit Wunder dann von unsern Tagen,
Wo Deutschlands Heldengeist auf's Neu' erwacht,
Und der Geschichte gold'ne Blätter sagen,
Was Großes uns're Brüder heut' vollbracht.

Wenngleich von Tausenden das Blut geflossen
Auf fremder Erde, — fern dem Rheinesstrand —
Sie stritten, ringend, dennoch unverdrossen
Für unser großes, schönes Vaterland.

Bald kehren sie, die wack'ren Helden, wieder,
Der Einheit Banner flattert stolz voran,
Allüberall erschallen Jubellieder
Dem Vater, Bruder, Bräutigam — dem Mann.

Hoch Vaterland, es öffnen sich die Thore
Des Friedens Dir, den Frankreich keck entriß;
Laßt wehen, Brüder, uns're Tricolore,
Und singt: „Heil Deutschland Dir, Hurrah Paris!"

Heidelberg, 29. Januar. B. Tr.

---

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Halb zögernd, halb gehorchend nahm Nordeck den Platz am Fenster ein, indem er sagte: „Also Sie wollen mir etwas mittheilen, was Ihnen mehr als die ganze Gerichtspräsidentschaft am Herzen liegt. Nun, da wäre ich doch begierig."

„Ah, thun Sie doch, als wüßten Sie nicht, daß von dieser dämonischen Julie die Rede ist?"

„Ja ja! daran dachte ich in diesem Augenblick wirklich nicht."

„Weil Sie eben an diesem meinem Unglücks-Glücke nicht den Antheil nehmen, den ich von einem Freunde erwarten durfte."

„Dann irren Sie! Ich nehme daran vielmehr einen größeren Antheil, als Sie glauben; denn dies läßt mich eben fürchten, daß Sie diesem Weibe, um das ich Sie freilich beneiden könnte, eine allzu große Macht über sich einräumen."

„Das ist wahr, Nordeck! Die Macht Juliens über mich ist diabolisch, weil sie jeden Tag neue, von mir ungeahnte Reize entwickelt, ohne daß ich sagen kann, ich hätte nur eine Minute lang das Gefühl der Befriedigung in ihrer Nähe."

„Sollte Sie das nicht gerade sehr glücklich machen, da es Sie in einem beständigen Liebesrausch erhält?"

„Wenn ich ein Krösus wäre, gewiß. So aber —"

„Wie, ist sie denn im Golde so schwer zu befriedigen?"

„So schwer, wie ich noch niemals ein Weib gefunden, mein Freund. Erst vor acht Tagen bezahlte ich für sie eine ziemlich bedeutende Schuld, weil sie nicht zu bewegen war, den Diamantschmuck hinzugeben, den ich ihr gleich zu Anfange unserer Bekanntschaft geschenkt; und heute sendet sie mir nun diesen Brief hier. Lesen Sie ihn, mein Freund, und sagen Sie mir, was ich thun soll. Zwei Tage lang habe ich sie nicht gesehen und vergehe vor Sehnsucht nach ihren Küssen. Es zieht mich förmlich gewaltsam zu ihr; und doch darf ich ohne das, was sie jetzt wieder wünscht, nicht kommen, wenn ich nicht statt der Wonne unsägliche Qualen bei ihr finden soll."

Nordeck hatte den Brief durchflogen, und seinen Lippen entfuhr unwillkürlich ein „Ah", was für den aufmerksamen Beobachter als der Ausdruck einer freudigen Verwunderung gelten konnte. Um diese Deutung möglichst abzuschwächen, fügte er, Erstaunen heuchelnd, hinzu: „Das hatte ich freilich nicht vermuthet! Eine Summe von hundert Louisd'or ist eine starke Forderung."

„Aber dieser schöne Satan von einem Weibe weiß es wohl, daß ich sie ihr schaffen werde, schaffen muß."

„Warum muß, mein Freund?"

„Weil ich diesen Dämon jetzt noch nicht lassen kann, weil sie mich mit ihren Reizen zu fest umgarnt hat, daß ich an ein Entrinnen nicht denken kann."

„So finde ich die Summe auch nur in objectiver Hinsicht, in Bezug auf das Verlangen derselben sehr bedeutend; denn in subjectiver Hinsicht scheint sie mir nicht so bedeutend."

„Nicht bedeutend! Ja, sagen Sie mir, mein Freund, halten Sie mich, trotz alledem ich es Ihnen schon so oft gesagt, immer noch für reich, wie die Anderen es denken? Allerdings, ich war es einst, und von daher schreibt sich auch wohl noch die Meinung her. Allein was wollen Sie? Ich habe nie nachgerechnet, immer nur ausgegeben. Das Spiel und die Weiber sind schuld an meinem Ruin, bis ich dem ersteren entsagte, und vielleicht nur, weil ich den letzteren nicht entsagen konnte. Dann hielt mich mein Credit; aber um diese Quelle nicht versiegen zu lassen, mußte ich von Zeit zu Zeit Zahlung leisten; und das war von meinem Gehalt freilich nicht möglich. Ich mußte, ich mußte andere Quellen entdecken."

„Und Sie haben sie glücklich entdeckt?"

„O, mein Freund!" rief Bornstedt verlegen, indem er Nordecks Hand ergriff, den bei dieser Berührung ein eigenthümliches Grauen anwandelte, „Lassen Sie mir diese Freundeshand. Ich fühle mich gedrängt, Ihnen Alles anzuvertrauen; und das Gefühl, dabei eines Freundes Hand zu fassen, giebt

mir die Kraft dazu. Errathen Sie denn die Quelle nicht, aus welcher zu schöpfen mich die Noth zwang? Ich bitte, rathen Sie."

„Soll ich ganz offen dabei sein? meine wirklichen Gedanken offenbaren?"

„Ganz offen, mein Freund, wie der Bruder zum Bruder spricht."

„Und wenn ich einen irrigen, falschen, Sie vielleicht verletzenden Gedanken ausspreche?"

„Ich glaube das nicht, Ihr scharfer Blick kann hier nicht irren."

„Nun denn, diese Quelle ist — wie ich vermuthe — die fürstliche Kasse."

Der Präsident machte eine Bewegung, die seine Bestürzung verrieth.

„Ah, sehen Sie, daß ich einen irrigen Gedanken hatte!" rief Nordeck sich scheinbar entschuldigend. Zugleich erhob er sich von seinem Sessel, wurde aber vom Präsidenten mit einer bittenden Geberde wieder auf denselben zurückgedrängt.

„Nordeck, — Freund, — Mensch, der Alles ergründet! bleiben Sie ruhig!" sagte er. Dabei holte er tief Athem. „Sie riethen die Wahrheit! es fehlen an der Kasse — —"

„Jetzt nichts von der Größe der fehlenden Summe!" unterbrach ihn Nordeck. „Das ist schließlich Nebensache."

„Wie? Deute ich mir diese Worte recht? Sie mein Freund, wollen sagen, daß Sie reich sind, und daß ich also schlimmstenfalls nichts von einer Revision zu fürchten habe?"

„Was haben Sie überhaupt zu fürchten?" entgegnete Nordeck mit einschmeichelndem, sanftem Tone. „Sie haben mir jetzt erst gezeigt, welch großes Vertrauen Sie mir schenkten; und das verpflichtet mich, Ihnen zu sagen, daß Sie ganz ruhig sein können, da Kassenrevisionen schon seit Jahren außer Brauch gekommen sind, und überdies erst vierzehn Tage vorher angekündigt werden."

„Das ist freilich wahr; aber man sagt, der junge Fürst gehe mit dem Plane um, sein Land zu bereisen, um sich persönlich von dem Zustande der Verwaltung und der Amtsführung der Beamten zu überzeugen. Er wird an unserer Stadt nicht vorüber gehen, und da ich ihn noch als Erbprinz persönlich kannte, so weiß ich, daß er in jeder Beziehung und am meisten gegen die Beamten des Staates streng und unnachsichtig ist."

„Das sind Gerüchte, wie sie beim Regierungsantritt eines jeden neuen Herrschers circuliren, ausgestreut von der liberalen Presse. Was mich betrifft, der ich doch sehr vertraute Verbindungen mit der Residenz unterhalte, so habe ich von einem solchen Projecte des Fürsten noch nichts gehört. Man widerspricht den Zeitungsgerüchten nicht, weil dieselben dazu dienen, den neuen Herrscher populär zu machen; und das sind sie ja anfangs alle gern."

„Freund, Sie zeigen mir da wohl eine Hoffnung; aber Gewißheit können Sie mir doch nicht geben."

„Nicht? Und doch sagten Sie vorhin, daß ich reich sei?"

„Also wirklich?! O mein Freund, Sie sind der edelste aller Männer. Lassen Sie sich umarmen und an mein Herz drücken." Der Präsident zog den Assessor stürmisch an seine Brust; und es war vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, daß ihm eine Thräne wirklicher Rührung im Auge stand.

Nordeck ließ sich die Umarmung gefallen, drängte den Entzückten aber endlich sanft von sich, indem er sagte: „Machen Sie doch nicht so viel Aufhebens von einer Kleinigkeit! Denn selbst wenn ich Ihren Defect decken müßte und deckte — wie lange würden Sie denn mein Schuldner bleiben. Ich rechne so: wenn Sie von Ihrer jetzigen Leidenschaft geheilt sind, — und das wird nicht allzulange dauern — werden Sie einsehen, daß die Fesseln einer reichen Ehefrau, die uns Geld mitbringt, sich immer noch leichter und sorgenloser tragen lassen, als die der reizendsten Weiber, die uns Geld kosten."

„Leider, mein Freund, kann dies nie geschehen!" entgegnete Bornstedt. „Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, die ich Ihnen bisher verschwieg! Wie gern hätte ich um Baroneß Ottilie geworben. Sie war zwar eine sentimentale Schwärmerin und also nicht mein Geschmack, aber sie war reich, und ihr Onkel wollte mir vor allem wohl. Aber, — aber das ist ja eben die Thorheit der Jugend! — ich bin schon verheirathet!"

„Wie?" rief Nordeck, „Sie der entschiedenste Feind aller Ehe?"

„Ich wollte die häßliche Erinnerung nicht wach rufen. Darum suchte ich Ihnen zu verbergen, was ich Ihnen aber jetzt vertrauen muß. Mit vierundzwanzig Jahren verliebte ich mich in eine Polin, in deren Besitz ich nicht anders als durch den Zauberschlüssel des Trauringes gelangen konnte. Vier Wochen später war ich mit ihr verheirathet, und schon drei Monate nachher verwünschte ich diese Fessel. Ein schönes Mädchen als Braut, war sie eine Furie als mein Weib. Eifersüchtig, launisch, despotisch quälte sie mich stündlich, bis ich es nicht länger ertragen konnte und wir uns trennten. Vergeblich beschwor ich sie, in eine Scheidung zu willigen; sie bleibt fest dabei, es nicht zu thun. Sie ist eine reiche Frau, unser Vermögen ist nicht gemeinschaftlich gewesen. Sie lebt in Frankreich und macht ein großes Haus. Zwei Mal schrieb sie versöhnend an mich; — aber sollte ich mich von ihren Launen quälen lassen, von ihr abhängig sein? Ein solches Leben — — nein! dann lieber die Kugel!"

Als Bornstedt nicht mehr sprach, war es still im Zimmer, daß man das Ticken der Uhr hörte.

Nordecks Herz schien nicht zu schlagen. Seine unglückliche Schwester von einem Ehebrecher betrogen, ihr Kind die Frucht eines Ehebruches.

Der Präsident stand am Fenster und sah hinaus. Nordecks Zustand war zu furchtbar. Eine Luft mit dem Verhaßten zu athmen, schien ihm den Verstand zu nehmen. Leise wollte er das Zimmer verlassen, als sich der Präsident umwandte.

„Ihnen scheint nicht wohl zu sein, mein Freund, Sie sind sehr blaß geworden?" sagte er besorgt.

„Ja aber unbedeutend! Augenblicklicher Schwindel. Hier ist es ungewöhnlich warm. Ich will einige Minuten an die frische Luft gehen, bin aber gleich wieder hier."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in den Batterieen von Meudon.

(Schluß.)

Auch ein eigenes Telegraphen-Bureau haben die vereinigten Batterieen von Meudon. Es ist nur klein und kaum 7 Fuß hoch, aber von den kunstfertigen Pionieren sehr sauber und bombensicher erbaut und so behaglich warm, wie ich bei dieser Kälte noch kein Zimmer in Frankreich gefunden habe. Ein eiserner Ofen sorgt dafür. Die Einrichtung mit Polstermöbeln, Uhr, Spiegel, Matratze ist sogar eine echt prinzliche

aus Schloß Meudon. Sogar Kunstsachen und Liebhabereien fehlen nicht. So haben wir auf dem Rücken eines großen ausgestopften wilden Schweines Platz genommen, das hier als Sessel dient. Dieses Telegraphen-Bureau steht mit dem Geschützparke in Villacoublay und weiters mit dem Großen Generalstabe in Versailles in Verbindung. Jeder französische Treffer, jede Blessur, jedes einigermaßen wichtige Ereigniß wird telegraphirt. Es gehen von hier aus zwei getrennte Telegraphendrähte bis Villacoublay, damit die Verbindung nicht unterbrochen ist, wenn eine feindliche Granate den einen Draht zerstört.

Ein langer, tiefer Erdgang, der sogenannte „Franzosengang", verbindet die Batterieen mit Schloß Meudon. Diesen bombensicheren Gang haben nämlich noch die Franzosen angelegt, wenn auch nicht in freundlicher Fürsorge für die Deutschen, sondern um aus Schloß Meudon ein selbstständiges vorgeschobenes Fort zu machen. Als nämlich jetzt Paris zum ersten Male in Gefahr kam, seine Feuerprobe als Festung zu bestehen, sahen die Pariser Gewalthaber ein, daß ihre Befestigungswerke zum Theile veraltet seien und für die heutigen gezogenen, weitreichenden Belagerungs-Geschütze nicht mehr ausreichten, indem in dem Feinde die Höhen von St. Cloud, Meudon, Clamart und Chatillon offen standen, dort Batterieen zu bauen, von denen die Forts Issy, Vanvres, Montrouge und ein Theil der Stadt Paris durch die neuen Geschütze beherrscht würden, da die französischen Forts meistens tiefer liegen als diese Höhen, und so von ihnen bequem eingesehen und beschossen werden konnten. Man beschloß eilig in Paris, die gefährlichsten dieser Höhen noch in die Vertheidigungswerke von Paris hineinzuziehen. Man baute die Schanze Montretout, zwischen St. Cloud und Mont-Valerien, um St. Cloud zu beherrschen, man errichtete auf der Höhe über Sevres ein großartiges Erdwerk, man umgab Schloß Meudon mit Wallen und Graben, man verschanzte die Höhen von Clamart und Chatillon — aber alle diese vorgeschobenen Werke wurden bei dem schnellen Anmarsche der deutschen Heere nicht fertig und fielen, theils ohne einen Gewehrschuß, wie die Sevres-Schanze und Meudon, theils nach kurzem Kampfe, wie Montretout, Clamart und Chatillon, am 19. September in die Hände des Feindes. Alle diese von den Franzosen begonnenen Werke haben wir umgearbeitet und nach unserem Bedürfnisse fur Vertheidigung und Angriff vollendet, sowie in der letzten Zeit meistens auch armirt. Diese Batterieen auf der Sudfront sind besonders darum so gefahrlich für die Pariser, weil sie hoher liegen als ihre Forts. Nur Issy, das auf einem freistehenden Hugel, etwa 50 Fuß über der Seine liegt, hat mit der Schanze Chatillon und deren Batterieen eine ziemlich gleiche Hohe, wird aber von den Batterieen Meudon weit überragt. Die Forts Bicetre, Montrouge und Vanvres liegen im Verhaltniß zu unseren Hohen noch tiefer, und die in letzter Zeit vielfach genannte französische Schanze Point-du-Jour, an der Seine liegend, wo diese im Südwesten von Paris zwischen Auteuil und Grenelle die Stadtbefestigung der sogenannten Enceinte verläßt, kann auf gar keine Hohe Anspruch machen, obgleich noch während der Belagerung viel für Befestigung des Point-du-Jour gethan worden ist. Einen weiteren Vortheil haben unsere Batterieen noch, daß sie die feindlichen Befestigungen bequem in's Kreuzfeuer nehmen. So liegen Point-du-Jour, eine andere nachbarliche Seine-Schanze und die sich hier herumtreibenden Seine-Dampfer und schwimmenden Seine-Batterieen — sa zum Unterschiede von den nur durch ein Geschutz armirten Kanonenbooten der Seine genannt, weil sie zwei Geschutze tragen — unter dem Kreuzfeuer unserer Batterie 1 im Park von St. Cloud, die so glücklich am Abhange nach Sevres zu gelegen ist, daß Onkel Bullrian nur ohnmächtig dagegen brüllen kann, und der Batterie 2 auf der Terrasse von Meudon; Batterieen 3 und 4, sowie Clamart bestreichen im Kreuzfeuer Fort Issy und die unter ihm im Gehölz gelegene sogenannte „Park-Schanze", während die „Bayern-Schanze" auf Meudon und die Batterieen auf Chatillon sich in Vanvres und Montrouge theilen und alle doch noch so viel Zeit finden, ihre furchtbaren Brandgeschosse zu Hunderten in das arme Paris hinabzuschleudern. In früheren Kriegstagen machte man auf eisernen Kasten Eisenkugeln glühend und schoß diese in die zum Brennen verurtheilten Städte. Heute unterscheiden sich unsere Brandgranaten im Aeußeren gar nicht von den anderen Granaten. Aber im Inneren bergen sie fingerdicke und fingerlange kupferne Röhren, die beim Crepiren des Geschosses in Häusern umherfliegen und ein so intensives helles Feuer ausspritzen, daß alles Brennbare sogleich in hellen Flammen steht. Und diese Brandgranaten haben in Paris schon furchtbar gewirkt.

Auch die Caserne auf dem Fort Montrouge ist vollständig niedergebrannt, und die sämmtlichen Gebäude auf Issy liegen in Asche und Trümmern, und in den Mauern sind bereits große Breschen sichtbar. Die Mannschaften auf Issy hocken nur noch in den Casematten, und selten fliegt ein Schuß von dort herüber, als möchte er zeigen: wir hier sind auch noch nicht ganz todt. An dem Tage meines Besuches der Meudon-Batterieen hatte Issy am Vormittage nur zwei Schüsse gewagt und sogleich als Antwort von Batterie Matthie drei wohlgezielte 24-Pfünder-Granaten in die Schießscharte bekommen. Am Nachmittage wurde meistens mit Brandgranaten nach Bas-Meudon, Billancourt, Le Val und Moulineaux — Vorstädte zwischen Meudon und Fort Issy — hinabgeschossen, um „diese Nester von französischen Patrouillen und Vorposten zu säubern". „Unsere Vorposten," sagte man mir, „haben strengen Befehl erhalten, bis 6 Uhr Abends keine Patrouillen vorzuschicken, um nicht in das Feuer unserer eigenen Batterieen zu kommen. Und doch haben sie dadurch schon gelitten. Es ist nämlich eine übele Eigenschaft unserer Brandgranaten, daß sie zuweilen schon in der Luft, ja schon beim Verlassen des Geschützrohres crepiren und dann ihre Splitter auf unsere Vorposten niederstreuen. Aber bei aller Sorgfalt läßt sich dies nicht verhuten. Bleiben Sie aber bis 6 Uhr hier oben, so werden sie dort unten in den Nestern bald ein anderartiges Leben hören..."

Und ich blieb in den beschneiten Batterieen, gespannt hinablauschend. Um 6 Uhr hörte das Bombardement der Vorstädte auf. Es wurde wieder gegen die Forts geschossen. Zugleich glaubte ich ein dumpfes, wogendes Geräusch zu hören — dann gegen 7 Uhr einige Gewehrschüsse — ein kurzes helles Pelotonfeuer..... um 8 Uhr war Alles wieder still. „Jetzt haben unsre braven Siebenundachtziger, was sie wollen!" hieß es unter Händereiben. Sie hatten Bas-Meudon, Le Val und Moulineaux besetzt, nachdem sie die französischen Vorposten und Patrouillen daraus vertrieben hatten, freilich nicht ohne Blutvergießen auf beiden Seiten. Diese Positionen mußten wir haben, da in der Nacht zwischen Notre-Dame, Clamart und Le-Val zwei neue deutsche Batterieen gebaut und armirt werden sollten. Von Meudon wurden schon gegen Abend die Geschütze der hier eingeschobenen und jetzt überflüssig gewordenen Batterie 16 durch Winden aus ihren Stellungen gehoben und auf die Laffetten verladen. Acht Pferde schleppten die Riesengeschütze fort. Leider ging es nicht ohne Unglück dabei ab. Das eine Geschuß kam durch seine Schwere auf dem schneeglatten Wege herab trotz aller Hemmvorkehrungen in's Rollen und zerdrückte Pferde und Mannschaften.

Gegend Abend hörten wir auch in der Gegend von Clamart Gewehrschüsse. Erst heute erfuhr ich Näheres darüber. Unter dem Schutze der nebeligen Schneeluft und des leichten Schneegestöbers hatten die Franzosen von Vanvres aus einen kleinen Ausfall auf die Bayern gemacht und eine Feldwache so sehr überrascht, daß dieselbe ganz gefangen wurde. Bei dem kleinen, sich weiter entspinnenden Gefechte wurden ein bayerischer Stabsofficier getödtet und fünf Mann verwundet. Wie werden die Pariser über diesen „glorreichen Sieg" jubeln! Hier ist man selbstverständlich sehr verstimmt darüber, daß sich deutsche Soldaten überhaupt überrumpeln

ließen, weil sie die streng vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln versäumten. Allen anderen Truppen wurde mit Hinweis auf diesen unglücklichen Fall durch Armeebefehl die größte Vorsicht und — Nüchternheit eingeschärft, da es auch wiederholt vorgekommen sei, daß sich Patrouillen durch Durst verleiten ließen, in dem weinreichen Bas-Meudon Keller-Inspection zu halten, und dort von größeren französischen Patrouillen gefangen wurden.

Obgleich es längst dunkel war, arbeiteten unsere Batterieen wacker fort. Jedes Geschütz gab jede Viertelstunde einen Schuß ab und so die ganze Nacht durch — und nicht etwa in's Blaue hinein, wie die Pariser es jetzt seit länger als drei Monaten jede Nacht trieben. Dank einer Erfindung des Hauptmanns Richter halten unsere Geschütze auch beim dichtesten Nebel und in tiefster Dunkelheit genau die Ziele fest, welche sie sich an sonnenhellen Tagen erwählt haben. Hauptmann Richter hat selber jede Batterie auf Meudon mit dieser ebenso einfachen als praktischen Vorrichtung versehen, die vorn an das Geschütz angeschraubt wird.

Erst am späten Abend stampfte ich durch den tiefen Schnee im Walde von Meudon nach Versailles zurück. Zum Glück begegnete mir kein geladenes Chassepot- oder Zündnadelgewehr. Da jeder Civilist nach 3 Uhr Nachmittags jedem Soldaten gegenüber vogelfrei ist, hätte ich mich nicht einmal à l'anglais tiefgekränkt beschweren dürfen, wäre ich aus dem Stegreif erschossen worden. Für die verschiedenen Posten bis Versailles hatte ich einen Talisman: „Pulverkasten-Victor", irgendwo gefunden. Aber selbst in den todtenstillen Straßen von Versailles wäre ich um 10 Uhr fast noch von zwei Soldaten mit jagdgerecht umgehängten Büchsen arretirt worden — in der Rue Monbauron. Seitdem Franctireurs-Gerüchte aufgetaucht sind, patrouilliren jede Nacht 100 Soldaten, gelernte Jäger, durch Versailles.

Mannichfaltiges.

ß Technisches. In der Verbesserung der Füllöfen ist in letzter Zeit Beachtenswerthes geleistet worden. Nach manchen mißglückten Versuchen haben sich nun in verschiedenen Gegenden verschiedene Systeme eingebürgert, welche im Allgemeinen befriedigen, ohne daß eines derselben als das vorzüglichste bezeichnet werden könnte. So hat in München der Regulirfüllofen des Ingenieurs Rist seit etwa einem Jahre große Verbreitung gefunden, indem derselbe bei mäßigem Preise alle wünschenswerthen Eigenschaften besitzt, namentlich bequem, reinlich und sicher zu handhaben ist, und eine wohlfeile Heizung ergiebt. Das Feuer brennt, wie auch bei einigen anderen Füllöfen, von oben nach unten, während der Luftzug von unten nach oben stattfindet. Die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der Construction bestehen darin, daß das Füllgefäß transportabel gemacht, und in der Mitte seines Bodens mit einer regulirbaren Oeffnung für den Luftzug versehen ist. Der Ofen besteht aus dem cylindrischen gußeisernen Mantel, in welchen das Füllgefäß derart eingesetzt wird, daß ringsum ein gleicher Zwischenraum verbleibt. In seinem Sockel hat der Mantel Oeffnungen, durch welche die Zimmerluft einströmt, oben ist er mit einem durchbrochenen Deckel geschlossen. Das Füllgefäß ruht auf vier im Inneren des Mantels oberhalb des Sockels angegossenen Tatzen und steht oben mit dem im Mantel befestigten Rauchrohre in Verbindung. Für verschiedene Füllungen kann der Rost in dreierlei Höhen eingesetzt werden, so daß die Beschickung entweder etwa 23, oder 16 oder 9 Pfund Kohlen beträgt. Die am Boden des Füllgefäßes durch ein conisches Rohrstück eintretende Speiseluft kann durch eine mit einfacher Stellvorrichtung in Verbindung stehende Klappe so regulirt werden, daß die Verbrennung mehr oder weniger schnell vor sich geht. Die durch den Rost fallende Asche sammelt sich am Boden des Gefäßes rings um das conische Luftrohr. Damit dieses frei bleibe, ist der Rost in seinem mittleren Theile nicht durchbrochen. Die eingefüllten Kohlen dürfen anfänglich die seitliche Oeffnung des Rauchrohres etwas überragen. Auf dieselben werden Holzspäne gelegt und angezündet; dann verschließt man das Füllgefäß oben mit einem Herddeckel, und öffnet die untere Klappe nach Erforderniß der zu erzielenden Heizung vermittelst Stellung eines dazu angebrachten Zeigers. Das Füllgefäß läßt sich mit einer oberhalb befindlichen Handhabe leicht ausheben, so daß das Brennmaterial außerhalb des Zimmers eingeschüttet, und ebenso die Asche abseits herausgenommen werden kann. Ferner ist festgestellt, daß man mit der Klappe den Brand völlig in seiner Gewalt hat. In München mehrfach angestellte Versuche haben ergeben, daß in gewöhnlichen Wohnzimmern in der Regel eine einmalige Füllung des Ofens täglich genügt, mehr als zweimalige Füllung ist auch an den kältesten Tagen nicht vorgekommen, und die Beheizungskosten haben sich per Tag nie über 10 kr. belaufen, während sie in den meisten Fällen nur 3 bis 6 kr. betrugen. Die Heizkosten haben sich nahezu gleich gestellt, ob oberbayerische Kleinkohle im Preise zu 12 bis 14 kr. oder sogenannte Würfelkohle zu 24 bis 27 kr. pro Ctr. verwendet wurde. Auch mit einer Mischung von $1/2$ Kohlengries, $1/4$ Torfabfälle und $1/4$ Sägspäne sind gute Resultate erzielt worden; Musteröfen können von der Kustermann'schen Eisenhandlung in München bezogen werden.

— Kürzlich kam eine Bäuerin aus dem Elsaß in einen Laden zu Basel. Die Frage, ob sie in ihrem Orte auch Einquartierung hätten, bejahte sie. Auf die weitere Frage: „Was für Landsleute?" gab sie zur Antwort: „Preußen." — „Wie gefallen sie euch?" — „Ha, mit dene Preuße wär's noch z'mache; aber diä Bayern, diä Soikerl, wo mer zuerst g'habt han — zwei Kinder han sie gebrote in Zwiwele und han sie gefresse." Man sieht es den ehrlichen Bayern bei ihrem ungeheueren Durst gar nicht an, daß sie auch Menschenfleisch essen.

— Bei der sächsischen Armee vor Paris langte vor Kurzem ein Sarkophag mit der Aufschrift „Liebesgabe" an. Der Sarg enthielt Kaffeemühlen für die sächsischen Truppen, die ein Bürger in Sachsen in dem Glauben, daß dieses nützliche Hausgeräth seinen Landsleuten im Felde zu Statten kommen würde, gesammelt hatte, um sie in einer Kiste als „Liebesgaben" zu versenden. Vorher erhielt er aber die Kunde, daß sein Sohn, ein Offizier in einem der sächsischen Regimenter vor Paris, gefallen sei. Er beschloß, die Leiche des jungen Mannes nach Sachsen kommen zu lassen, und um dies besser bewerkstelligen zu können, verpackte er die Kaffeemühlen anstatt in einer Kiste in den für die sterblichen Reste seines Sohnes bestimmten Sarg.

Anagramm.

Mit n sind im Gefolge wir vom Krieg.
Es wird gewiß nicht eine Schlacht geschlagen
— Ja die Behauptung lässet keck sich wagen —
Und auch erfochten nicht ein einz'ger Sieg,
Daß wir nicht eine ernste Rolle spielen
In blut'gen Kampfes vielbewegtem Wühlen.

Ganz anders wird des Wortes ernster Sinn,
Wirst Du das n mit einem r vertauschen,
Du siehst die Schaar der Kinder, wie sie lauschen
Und drängen sich zu dem Erzähler hin,
Wenn seine Märchen diesem einen Worte
Mit Schick und Glück eröffnen eine Pforte.

— △ —

Auflösung des Palindrom in Nr. 12:
Geis — Sieg.

Verantwortliche Redaction: Gottl. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 16. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Narbeck hatte das Zimmer des Präsidenten verlassen, als von der anderen Seite her mit vielem Geräusch eine Thür aufgerissen wurde, vor die der Kammerdiener sich mit ganzer Figur stellte und Jemand, der in's Zimmer wollte, zurückzudrängen suchte.

„Der Herr Präsident will Sie aber doch nicht sprechen!"

„Aber ich will den Herrn Präsidenten sprechen, mein langes Bürschchen!" hörte man die Stimme des alten Dittmar rufen. „Und wenn ich sage: „ich will!" dann will ich eben, und dann geschieht's auch!" Die letzten Worte wurden auch sofort bestätigt. Denn Dittmar faßte den Mann, der ihm den Weg vertrat, bei'm Kragen, und im Nu flog dieser drei Schritte zur Seite; der Weg war frei.

Der Diener bezeigte große Lust, den Kampf wieder aufzunehmen. Allein der Präsident bedeutete ihn durch einen Wink der Hand, daß er gehen sollte. Zugleich aber trat er Dittmar zornig entgegen und rief: „Wie können Sie sich unterstehen, hier Gewaltthaten zu üben? Wissen Sie, wo Sie sind?"

„Sehr wohl, Herr Präsident!" entgegnete Dittmar in militärischer Weise.

„Und was veranlaßt Sie zu diesem brutalen Eindringen in das Zimmer Ihres Chefs?"

Ohne Furcht trat der Gefragte zwei Schritte in das Zimmer vor. Seine Gestalt war nicht mehr so gerade und kräftig wie früher; sein Gesicht sah leidend aus, und sein Haar war um vieles bleicher geworden. „Hören Sie mich in Güte an, Herr Präsident!" sagte er in einem Tone, der entschieden fein sollte, aber doch etwas befangen klang, weil er sich bewußt war, daß dies Zusammentreffen mit dem Präsidenten nicht ohne Folgen bleiben konnte. „Sie sehen einen bis in's Innerste gekränkten Mann vor sich, der sich erst jetzt vom Krankenlager erhoben hat. Inzwischen bin ich während der Zeit weder verurtheilt noch angeklagt worden; dennoch hat man mich aus meinem Amte gesetzt, in welchem ich meinem Fürsten und dem Vaterlande fünfundzwanzig Jahre treu gedient habe. Das muß wohl schmerzen, tief schmerzen. Und kann man wohl verlangen, daß ich eine solche Schmach geduldig oder gar schweigend ertragen soll?!"

„Warum nicht?" entgegnete der Präsident, indem er sich in ein Fauteuil niederließ, was den alten Dittmar bewog, wieder einige Schritte mehr in das Zimmer vorzukommen, so daß er jetzt in der Mitte desselben stand.

„Warum nicht, fragen Sie? Nun weil das kein Mann von Ehre thut, nicht thun darf!"

„Ein Mann von Ehre, Sie?"

„Herr Präsident!" fuhr Dittmar auf, und seine sich röthenden Wangen bewiesen, daß es in seinem Inneren kochte.

Bornstedt sah ihn mit einem jener geringschätzenden Blicke an, womit man einen verachteten Gegner zu messen pflegt. „Ihre Thaten stehen schlecht zu der Bezeichnung, auf welche Sie Anspruch machen!" sagte er.

Dittmar hatte sich mit Gewalt zu bezwingen gesucht, weshalb er wieder in etwas gemäßigterem Tone sagte: „Von welchen Thaten sprechen Sie, Herr Präsident?"

Bornstedt gerieth in Verlegenheit. Er wußte offenbar nicht, was er sagen sollte. Deshalb half er sich damit, daß er sagte: „Als untergeordneter Diener werden Sie doch wahrhaftig nicht verlangen, daß Ihnen Ihr Vorgesetzter wie einem Verhörrichter Rede stehen soll. Das würde ein wenig zu weit gehen, selbst wenn mir meine edle Zeit erlaubte, eine solche Comödie aufzunehmen."

Dittmar blickte traurig vor sich hin. „Herr Präsident," sagte er, mühsam seine Bewegung verbergend; „ich kam in bittender Absicht zu Ihnen. Ich bin ein alter Mann, Sie waren früher gütig gegen mich."

„Leider war ich's! Aber Sie verdienten es nicht. Sie waren ein Ungehorsamer!"

„Ich ungehorsam?"

„Ja! Haben Sie sich nicht wiederholt geweigert, dem Diener, den ich zu Ihnen schickte, die Kasse abzugeben? Das bestärkt mich in meinem Verdacht, es möchte in derselben Manches nicht stimmen."

„Halten Sie ein, Herr Präsident! Ich sagte Ihnen schon, daß ich ein Mann von Ehre bin; und ein solcher fürchtet zu keiner Zeit eine Kassenrevision, zu keiner Minute."

Bornstedt war von diesen Worten ersichtlich betroffen. Es war, als fühle er eine Mahnung seines Gewissens. Er sagte daher nichts, sondern wartete, was der empörte Alte ferner sagen würde.

Dieser fuhr fort: „Wenn ich mich weigerte, Ihrem Diener die Kasse abzuliefern, so war das mein Recht. Ich habe sie gesetzlich nur Ihnen selbst in Gegenwart zweier Gerichtsbeamten zu übergeben, nachdem sie von diesen revidirt ist; und dazu bin ich jeden Augenblick bereit. Ja, ich bin sogar zu diesem Zweck hierher gekommen. Ich wollte die Ursache wissen, wegen welcher man mich in so entehrender Weise behandelt hat, und dann wollte ich verlangen, daß man mir die Kasse in der gesetzlichen Form abnehme, vor Beamten, die mich von jeher — bevor Sie, Herr Präsident, diese Stelle erhielten — als ehrlichen Mann gekannt haben. Das wollte ich verlangen, das darf ich verlangen und das verlange ich auch! Bei Gott, Herr Präsident, das thue ich! Und wollte der Himmel, es wären alle Kassen der Welt so in Ordnung wie die meine!"

Die Situation Bornstedts wurde immer peinlicher. „Dittmar," sagte er mit allen Zeichen des Aergers; „ist Ihr Lied nun zu Ende? Meine Geduld ist es!"

„Herr Präsident," entgegnete der alte Mann noch immer mit Ruhe, „einem Verbrecher macht man die That, wegen welcher man ihn verfolgt, bekannt, um seine Einsprache zu hören; und mir ehrlichem Manne soll die Möglichkeit zur Rechtfertigung entzogen werden?"

„Diese Möglichkeit sollen Sie haben, wenn es mir passend erscheint."

„Jetzt also nicht?" Diese Worte wurden in einer Art gesprochen, aus welcher zu schließen war, daß Dittmar zum Aeußersten entschlossen war.

Bornstedt schien eben so unruhig wie ungeduldig zu werden. Er sprang von seinem Sessel auf und rief: „Dittmar! zum letzten Male sage ich Ihnen: Gehen Sie jetzt, sonst —"

„Nun sonst, Herr Präsident?"

„Werde ich klingeln, um Sie von dem Diener entfernen zu lassen."

Auf diese Worte trat der alte Mann dicht vor den Präsidenten hin und sagte mit zorniger Geberde: „Wie, Herr Präsident von Bornstedt, meine Ehre, die mir lieber ist als mein Leben, wollen Sie noch länger zum Spielwerk Ihrer Launen machen, wie Sie es schon mit der Ehre meiner Tochter versucht haben?"

„Dittmar!" fuhr Bornstedt auf, „bedenken Sie, vor wem Sie stehen!"

„Vor wem anders," rief dieser immer zorniger werdend, „als vor dem doppelten Schänder meiner Ehre! Wissen Sie denn, was Ehre ist? Sie wissen es nicht."

„Das ist zu viel!" schnaubte der Präsident voller Wuth, indem er der Thür zuschritt, in der Absicht den Klingelzug zu erreichen. „Er Unverschämter soll doch lernen, was solch ein Betragen verdient!"

„Lassen Sie die Hand von der Klingel, Herr von Bornstedt!" rief Dittmar, ihm den Weg vertretend, „oder es ist Ihr Unglück!"

Der Präsident fühlte sich von diesen Worten gewissermaßen erschreckt, obgleich er nicht ahnen konnte, was sie zu bedeuten hatten. Er prallte daher einen Schritt zurück.

Dittmar fuhr fort: „Glaubt Ihr kleinen Tyrannen des grünen Tisches denn, Ihr seiet auch von Gottes Gnaden und mit seiner Allmacht versehen, daß Ihr Euch über Gesetz und Recht ungestraft hinweg setzen könnt? Bildet Ihr Euch ein, der Mensch, der Euer Untergebener ist, sei darum ein Thier, ein wehrloses Thier? Wißt Ihr nicht, daß eine Kugel oder der Dolch des Niedrigsten in einem Augenblick das ganze herrliche Leben des Höchsten vernichten kann, wie Du ehrloses Scheusal es verdienst?"

„Hilfe! Hilfe!" schrie Bornstedt, da er glaubte, der Wüthende werde im nächsten Moment ein Terzerol aus der Brusttasche ziehen, um ihm das Gehirn zu zerschmettern.

Dittmar erhob aber nur seinen Stock und fuhr fort: „Eine Kugel habe ich für Dich, Wüstling, nicht; wie einen Buben züchtigen will ich Dich aber, und müßte ich dafür auch auf dem Richtplatze enden." Damit hieb er im vollen Ausbruche seiner Wuth auf die Schultern und den Kopf des Präsidenten ein; und man konnte an der Art seiner Schläge sehen, daß es ihm gleichgiltig war, ob er hierbei einen Menschen tödtete oder nicht.

Es entstand hieraus ein mächtiger Kampf zwischen Beiden, indem Bornstedt unter fortdauerndem Hilferuf vergebens versuchte, Dittmar den Stock zu entwinden.

Da öffnete sich die Thür und herein trat Nordeck.

Der Präsident stürzte Schutz suchend auf diesen zu. „Nordeck, lassen Sie den Elenden festnehmen; er bringt mich um." Dann sank er ohnmächtig zusammen.

Nordeck blieb einen Augenblick unentschlossen stehen. Diesen Auftritt hatte er offenbar nicht erwartet. Unwillkürlich zog er mit Heftigkeit die Klingel.

Nun aber wandte sich Dittmar in seiner Wuth auch gegen ihn. „Auch Du, Scheinheiliger, bist schuld an meinem Unglück! auch Dich soll meine Rache treffen!" Dabei erhob er wiederum den fürchterlichen Stock, um ihn auf Nordecks Haupt fallen zu lassen.

Dieser aber machte eine geschickte Wendung, es gelang ihm, dem Rasenden den Stock zu entwinden und ihn dann in die Ecke eines Sophas zu drücken. „Ruhig, alter Mann!" rief er ihm zu, „oder Du bist für immer verloren; denn alsdann könnte ich Dich nicht mehr retten, wie ich es jetzt kann! Denke an Deine Tochter!"

Diese Worte verfehlten auf Dittmar ihre Wirkung nicht. Er rührte sich von dem Moment nicht mehr. Und als zugleich einige Diener ins Zimmer traten, um ihn auf einen Wink Nordecks abzuführen, setzte er ihnen nicht den geringsten Widerstand entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Mont Valérien.

Hans Wachenhusen schreibt der „Köln. Ztg." aus Versailles, 31. Januar:

Es kann passiren, daß man einem Hause einen Besuch macht, mit dessen Bewohnern man in unfreundlichem oder gespanntem Verhältnisse gelebt. So ergings mir gestern, als ich zum Mont Valerien hinauf kam, zu dessen Höhe ich vorgestern nur von unserer Schlachtordnung aus mit großer Hochachtung hinaufgeblickt.

Onkel Baldrian hatte ausgegrollt und damit den Respect verloren, den er unseren Leuten eingeflößt. Die Colonnen bewegten sich hinauf, um ihm Nahrungsmittel zuzuführen, und jeder unserer Soldaten betrachtete ihn wie einen Pathen, der bei seiner Bluttaufe zugegen gewesen.

Der bequemste Weg von Versailles zum Valerien hinauf führt über Sevres und von da am Seine-Ufer entlang nach Suresnes: da aber unsere ersten Vertheidigungs-Maßregeln dort noch nicht ganz hinweggeräumt waren, wählte ich die Route über Ville d'Avray und den Park von St. Cloud. Gleich zu Anfang hinter der ersten Chausseebrücke erhebt sich eine unserer Ehrenpforten, ein Monument unseres Verschönerungsvereins, das die Pariser wahrscheinlich nicht stehen lassen werden, wie schön und solide die mit Drähten flankirte Barricadenpforte auch gebaut ist. Von da führt ein Weg links ab nach dem Jagdschlosse Villeneuve und von diesem wieder seitab die Ruinenpforte eines von den Pariser Geschützen patriotisch demolirten Gehöftes durch Garches, jenes unglückliche Dorf, dessen Höhe im Kampfe am 19. in der Schlacht am Mont Valerien (wie dieses bedeutsame Gefecht in der Weltgeschichte registrirt ist) eine so wichtige Rolle spielte und dessen Häuser und Gehöfte sämmtlich deshalb in Flammen aufgehen mußten.

Ruinen rechts und links auf dem vom Geröll und von der Schneekruste bedeckten Wege. Angequalmt von der Fackel des Krieges, gähnten die Fensterluken in die Straße hinein; zusammengeschlagen von den Granaten des Mont Valerien, hatten sich die Dachstühle in die unteren Etagen verloren; den schönsten Häusern waren die Fronten eingerissen und angesengte Sophas, Fauteuils, Betten und naive Kinderstühlchen erzählen den rauhen Gemüthern der hier vorüberziehenden Soldaten, daß hier eine stille und glückliche Familie gelebt, die nur bei der Lecture des „Journal du Soir" den Krieg für unerläßlich gehalten, weil Papa und Mama der Ueberzeugung waren, es sei ein Krieg Frankreichs gegen irgend

eines aller jener obscuren Völker, die neben dem französischen noch den Erdboden zu verunreinigen wagten, nichts weiter als eine Vorstellung im Cirque Imperial, in welchem die französischen Truppen immer eminente Siege davontragen.

Wie groß, wie überlegen waren sie noch vor sechs Monaten, und heute? — Nicht doch, sie sind schon wieder ganz eben so groß! Die Capitulation von Paris ist kaum geschehen, und sie ziehen schon wieder in die verwüsteten Dörfer, mit denselben souverainen Mienen, mit dem Gedanken an Sedan, an Metz, an Paris, wie sie vordem an Sadowa dachten. Ein armseliges kleines Bündel in der Hand oder auf der Schulter suchen sie ihren Herd wieder auf, den die Granaten ihrer eigenen Landsleute zertrümmert; selbst die Vorstellung, daß eine französische Kugel ihr Dach, ihr Kämmerchen verwüstet, ist ihnen ein glorioser, denn wie viel Deutsche hätte diese Kugel zerschmettern können, ja, wie viel mag sie in der That vernichtet haben! Sie kehren also wieder zurück. Der ganze Weg nach Ville d'Avray und St. Cloud war gestern wiederum mit Rückwanderern angefüllt. Was kümmerte es sie, daß die preußischen Soldaten den Weg noch sperrten; in einigen Jahren werden sie's mit blutigen Procenten zurückbezahlen.

Als ich von Garches aus St. Cloud, die erste glänzende Coulisse von Paris, erreichte, wölbten sich noch dichte Rauchwirbel über den Bäumen des Parkes herauf. Zerstörung überall. Die Granaten des Mont Valérien hatten ganze Häuser zusammengeschlagen, die Fronten der noch halb dastehenden Gebäude waren vom Qualm geschwärzt, die Altane herabgefallen, die Fensterläden hingen halb verkohlt in einer Angel herunter, die Eisengitter der Vorhallen glichen einem Kamin-Rost, in welchen sich der ganze Inhalt des Hauses herabgesenkt, um hier sich in einer einzigen Gluth zusammen zu ballen.

Die ganze Straße in St. Cloud hinab zur Seine war eine Ruine, das ganze Städtchen, ein Paradies, von den Flammen verzehrt, Haus für Haus! Hier hing noch ein Frontispice in den Gesten über der zusammengefallenen Front, dort stand eine einzelne Mauer, balancirend mit den herabhängenden und noch glimmenden Balken. Dort wieder schmückten sich die Marmor- und Sandstein-Statuen in den Vestibulen mit frischem Epheu, während hinter ihnen zwei, drei Stockwerke in einzigen Schutthaufen zusammengefallen waren. Die verlockendsten Schilder, Firmen und Inschriften hingen zwischen dem Gerippe der Häuser. Hier wurde billigst frisirt, und wirklich tobte ein noch unversehrt gebliebener, aus den Trümmern hervorblickender Haubenstock die Kunst des Meisters; dort war der beste Wein oder das beste Bier zu haben. Hier war ein Haus, von dem nur noch ein Mauerstumpf übrig geblieben, „précisement à vendre," und an der Spitze eines Dachstuhls, unter welchem das ganze Haus herausgebrannt, las man mit großen anspruchsvollen Lettern: „on loge à cheval et à pied." Eine dicke Schneekruste bedeckte die Schutthaufen, die zerschlagenen Pavillons, und dicht daneben loderte noch die Flamme oder blickte die Kohle aus der weißen Decke hervor.

Die stolzeste aller Villeggiaturen lag in Trümmern, und wie viel Stolz, wie viel Eitelkeit ist hier auf's furchtbarste gedemüthigt worden! Hier drängte sich Alles zusammen, um die Füße der abenteuerlichsten Majestät zu lecken; hier blickte Alles verlangend hinauf zu dem Schloß des Exkaisers, um sich in der Sonne eines einzigen gnädigen Blickes zu baden; hier schmarotzte die Crapule der napoleonischen Aristokratie, oder vielmehr die Aristokratie der Crapule, und verzehrte in Sorglosigkeit, was ihr das neue Empire in den Schooß geworfen. Und heute haben sie ihm vielleicht den Rücken gewendet! Das Empire ist in Rauch aufgegangen, wie die Schlösser und Villen. Keine der Statuen, die sich inmitten der Trümmer in den Gärten und Hallen brüsten ist so nackt, wie diese thönerne Majestät vor dem Urtheil der Welt dasteht.

Drüben am Strande von Boulogne stehen sie haufenweise und gaffen herüber; in den nächsten Tagen schon wird vielleicht der Ausflug hierher zu den Ruinen von St. Cloud eine der interessantesten Promenaden werden. Auf dem diesseitigen Ufer der Seine stehen aber zweihundert Schritt weit unsere Doppelposten, das Gesicht gegen Paris gewendet, die Demarcationslinie bewachend. Einzelne Boote bewegen sich auf dem Fluß. Sie fischen bereits wieder und sind anscheinend in bester Laune. Die Landhäuser am „Boulevard" machen eine trübselige Miene. Ihre Besitzer haben natürlich, wie auch die Mehrzahl in St. Cloud, die Zeit gehabt, über die Brücke nach dem anderen Ufer zu retten, was transportabel war, und so haben sie denn nichts übrig gelassen, als die Weinfässer, die sie überall vergraben und die dennoch fast alle gefunden worden sind. In St. Cloud wenigstens waren die Commandos der Feldwachen noch beschäftigt, die aufgefundenen Weine zu verzeichnen, um sie den Stäben und Intendanturen zu übergeben, und so wird's wohl auch in den schönen Villen der Boulevards zwischen St. Cloud und Suresnes der Fall sein.

Ich muß hier eine kleine Anekdote einschalten, die ihre die Situation kennzeichnende Seite hat. Vor einigen Tagen nämlich erscheint in der Villa eines unserer Vorposten, in welcher sich seit Monaten die Aerzte einquartiert, der Besitzer derselben, ein geborener Deutscher, der aber als wahrscheinlich nationalisirter Franzose in Paris lebt und die Erlaubniß erhalten hatte, sein Landhaus zu besuchen. Der Mann ist natürlich darauf gefaßt, sein Haus gänzlich demolirt zu sehen, und ist außer sich vor Freude, da er dasselbe in einem Zustande wiederfindet, der ihm gar nichts zu wünschen übrig läßt.

Der Besitzer der Villa hat nichts Eiligeres zu thun, als den ungebetenen Gästen seinen Dank auszudrücken. Er klopft an diese und an jene Wand. „Hier, meine Herren," sagt er, „ist mein Liqueur, dort mein Rothwein und dort mein Champagner verborgen; ich stelle Alles zu Ihrer Disposition. Die Gläser her!" Der Mann hat natürlich von Glück zu sagen, denn im Allgemeinen galt das Sprichwort: à bon rat bon chat, und die Noth lehrt finden.

(Schluß folgt.)

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Der „N. Fr. Presse" wird aus Versailles, 20. Jan., also noch neun Tage vor der Capitulation, geschrieben: „Rueil, zwischen St. Germain und Mont-Valerien, ist von unseren Feldgeschützen bereits mit großem Erfolge beschossen worden. O weh! Da wird auch unsere treueste fleißigste Zeitungs-Spediteurin auswandern müssen, und uns werden hier die neuesten, interessantesten Nummern des „Figaro" u. s. w. fehlen. Madame ist nämlich die Gattin eines Pariser Nationalgardisten. Das Ehepaar betreibt in Friedenszeiten eine Gemüsegärtnerei in einer der südlichen Vorstädte. Ihr Häuschen und ihr Garten liegen jetzt in der Mitte zwischen den französischen und deutschen Vorposten. Monsieur wird in Paris als Nationalgardist gefüttert und gekleidet, und Madame hungerte lange in ihrem Häuschen. Sie konnte sich nicht entschließen, ihre kleine Besitzung zu verlassen und nach Paris hineinzuwandern. Als Madame's Hunger bereits anfing, unbequem zu werden, sandte ihr le bon Dieu d'estomac Hilfe in der Form eines wohlgefüllten preußischen Brodbeutels, der an der Seite eines dunkelblauen Vorpostens baumelte und Madame schon beim ersten Anblicke gar anmuthig in die Nase duftete. Der Blaurock sprach verführerisch zu Madame: „Ich will dir alle Schätze meines Brodbeutels, Erbsenwurst und Gigot, Brod und Käse geben, so du hingehst und mir für 20 Sous die neuesten Nummern des „Moniteur de la Republique", des „Temps", „Figaro", „Petit-Journal" und was du sonst noch auf deinem Wege in den Straßen von

Paris findest, kaufst.“ Madame überlief es eiskalt, und sie verschwor sich hoch und theuer, sie sei eine gute Bürgerin der neuen Republik und werde nie und nimmer ihre rothe Seele für einen Mund voll Essen verkaufen. Der Mann des Vorpostens aber ließ sich nicht so leicht abweisen. Er muß merkwürdig tiefe Hungerstudien gemacht haben. Er befiehlt also mit vorgehaltenem Bayonnet: Madame soll ein Blechkännchen mit Wasser an ihr Kaminfeuer stellen; Madame thut es zitternd. Sie denkt, sie fall lebendig zu Tode gebrüht werden. Während das Wasser gelinde in's Kochen kommt, ziehl der Barbar sein Faschinenmesser. . . . Madame hat den Blaubart in der Oper gesehen. Sie fällt vor dem Unmenschen auf die Kniee. Der holt ruhig aus seinem Brodbeutel ein längliches weißliches Etwas heraor. Es ist in fettiges Pergamentpapier gehüllt. Der Barbar legt das längliche Etwas auf Madame's hübschen Mahagonitisch und fängt mit dem Faschinenmesser an zu schaben. Als das Wasser kocht, schüttlet der Blaurock das Geschabte in die Blechkanne, rührt es mit seinem Faschinenmesser um und läßt es noch fünf Minulen gelinde an den Kohlen kochen. „Un grande tasse, Madame!“ Die Jardinière bringt natürlich einen Suppenkübel herbei. Da hinein schüttet der Soldat die gelbliche Brühe. „Goûtez, Madame, s'il vous plait!“ — „Poison, empoisonnement!“ schreit Madame, wieder händeringend auf den Knieen. „Ihr wallt ein armes, unglückliches Weib vergiften — diable prussien!“ Statt aller Antwort — denn unser Soldat weiß, daß bei einem aufgeregten Weibe, besonders wenn es eine Französin ist, Vernunftgründe wenig fruchten — thut er einen tiefen Zug aus der grande tasse. Madame kommt zu sich — noch mehr als sie die gelbe Brühe sa warm und duftig ihre Nase kitzeln fühlt. „Ei, wie appetitlich das riecht! Nun, versuchen könnt' ich es doch!“ Und sie setzt la grande tasse an die hungerbleichen Lippen und versucht — ein Schlückchen erst und dann ein Schluck! „O mon Dieu, wie gut Das schmeckt und wie es wärmt und stärkt — ich fühle gar keinen Hunger mehr!“ Und Madame trinkt Schluck auf Schluck und ißt von dem schönen weißen Brod dazu, das der „liebe, liebe Landsknecht“ ihr mit seinem Faschinenmesser aus der Vorrathskammer seines Bradbeutels absäbelt. Der Versucher hat gesiegt. Er schließt mit Madame einen mündlichen Pact: „Täglich erhaltet Ihr van mir ein weißes Brad und Staff, Euch eine solche Suppe zu kochen, wenn ihr mir für meine Saus die neuesten Pariser Zeitungen kauft und herüberliefert....“ „Du tout! du tout! du tout! du tout pour cela! Mais monsieur, le nom, le bon nom de ce nectar et ambroisie?“ „Erbswurst, Madame!“ Sa wurde Madame die fleißigste Zeitungs-Spediteurin für die deutschen Hauptquartiere in Versailles.“

— Der „N. Fr. Presse“ schreibt ihr Kriegscorrespondent: Unter den tausend Leichen, die noch tagelang nach dem Ausfalle vom 19. das Schlachtfeld vor dem Mont Valerien bedeckten und später meistens durch deutsche Saldaten begraben wurden, fand man zum erstenmale zahlreiche Uniformen der französischen Nationalgarde. Nach der feinen Wäsche, nach den goldenen Uhren und Ringen und den sonstigen Schmucksachen und den wohlgepflegten Händen zu urtheilen, müssen diese Unglücklichen den vornehmen und reichen Pariser Kreisen angehören. Was unsere Soldaten aber noch mehr überraschte, waren die prächtigen Panzerhemden und Panzerbeinkleider, mit denen Manche sich für ihr erstes Debüt im Feuer ausgerüstet hatten. Nur das Gesicht war unbedeckt geblieben. Und doch hatte dieser Panzer sie nicht gegen die deutschen Zündnadelkugeln und Granaten schützen können. Die Panzer waren von den Granatsplittern zerrissen und von den Gewehrkugeln durchbahrt. Andere Nationalgarden fand man, die statt der Panzer auf Brust und Rücken dicke wollene Lappen trugen, die letzten Liebes- und Angstzeichen ihrer theueren Ehehälften. Aber die deutschen Kugeln waren erbarmungslos. Welch ein Wehklagen wird auf das nachmittägige Siegesgeläute in Paris gefolgt sein! — Von einem alten Zuaven erzählen unsere Officiere gern, der unwattirt und panzerlos allen Franzosen weit voraus unsere Kugeln förmlich herauszufordern schien. Er zog zuletzt sogar seine bunte Jacke aus und schwenkte sie um den Kopf mit dem flatternden langen eisgrauen Barte und sprang, wie von der Tarantel gestochen, in grotesken Sprüngen vor den niedergeschmetterten, zerrissenen Reihen der Franzosen und zwischen den Leichen herum. Hunderte van Zündnadelgewehren legten auf den kecken alten Gesellen an, aber keine Kugel traf ihn.

Mannichfaltiges.

— Ein Ehrensäbel für den Kronprinzen traf in Geestemünde am Samstag 28. Januar, aus Philadelphia ein; ebenfa ein Geschenk für General Maltke, bestehend aus einem Emblem, die sämmtlichen Kriegswaffen darstellend. Beide Geschenke werden von den Mitgliedern des deutschen Wohlthätigkeits-Bazars in Philadelphia den Eingangs Erwähnten übersandt. Die Klinge des Degens besteht aus feinstem damascirtem Stahl und ist bis zur Hälfte mit reicher Vergoldung ausgestattel. Der Korb ist massives Gald und zeigt inmitten von Arabesken eine aufstrebende Löwin. Die Scheide ist massives Silber und die daran wiederum befindlichen Medaillons sind gediegenes Gold. Das Ganze ist eine Prachtarbeit, welche in einem elegant ausgestatteten Nußbaumkasten sich befindet. Der Werth ist 2000 Dallars. Bei dem Geschenk befindet sich eine Pergament-Urkunde, welche in geschmackvaller kalligraphischer Ausstattung folgende Worte trägt: „United States of America, State of Pennsylvania, City of Philadelphia, 3. Januar 1871. Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Preußen.“ Aber nicht minder künstlerisch ist das für Maltke bestimmte Emblem ausgeführt. Auf der Spitze befindet sich ein goldener Adler, der ein Band im Schnabel führt, auf welchem die Worte stehen: „Einigkeit macht stark“. Darunter befinden sich nun Miniatur-Zündnadel- und Percussions-Gewehre, -Säbel, -Degen, -Trommeln, -Lanzen, -Pistolen, -Kanonenrahre u. s. w., und zwar alle bis in's kleinste Detail, wie bei den natürlichen Waffen zerlegbar, in Gald, Silber und Stahl ausgeführt. Die Gewehre sind nicht größer, wie ein großer Zahnstocher und nur durch die Loupe kann man die äußerst feine Arbeit an ihnen erkennen.

— Ueber die angeblichen „zehn Milliarden Kriegscontribution des Hrn. v. Bismarck“ finden wir in einem belgischen Blatte folgende Causerie: Zehn Milliarden in Fünffrankenstücken wiegen 50 Millionen Kilogrammes. Um sie auf ein Mal per Bahn zu transportiren, würde man, jeden Waggan zu 5000 Kila Tragfähigkeit angenommen, einen Train von 10,000 Wagen nöthig haben. Wenn man aus den zehn Milliarden in Fünffrankenstücken einen Gürtel herstellen wollte, sa, daß immer ein Galdstück an das andere gereiht wird, erhielte derselbe eine falche Länge, daß er ein und dreiviertel Mal um die Erdkugel gelegt werden könnte. Auf einandergehäuft würden die zehn Milliarden Fünffrankenstücke eine Höhe von 5400 Kilameter oder 1080 Lieues erreichen. Angenommen, diese Goldstücksäule hätte ihre Basis in Paris, und sie fiele in der Richtung auf Berlin zu um, sa würde der Theil, welcher diese Stadt berührt, kaum den Abschnitt eines Fünftels der ganzen Länge dieser Säule ausmachen. Wenn ein geschickter Kassier, der durchschnittlich per Stunde 40,000 Franken in Fünffrankenstücken zählen kann, die Zahlung der 10 Milliarden allein besorgen will, und er im Alter von 30 Jahren anfängt, um 300 Tage per Jahr und 8 Stunden per Tag beschäftigt zu sein, sa müßte er 135 Jahre alt werden, um diese Aufgabe zu lösen. Er würde dann sicherlich die Wahrheit des Sprichwortes begreifen: „Geld macht nicht glücklich.“

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 17. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

6.

Wieder waren einige Wochen verflossen, als an einem trüben regnerischen Tage Nordeck in Reisekleidern in seinem Zimmer am Fenster stand, mit der Miene eines Menschen, der im Begriff ist fortzugehen, aber zuvor noch Jemand erwarten muß. Von Zeit zu Zeit sah er nach seiner Taschenuhr.

Endlich öffnete sich, nach einem leisen Klopfen, das von dem Wartenden überhört wurde, die Stubenthür, und es trat eine schwarzgekleidete, schlanke weibliche Gestalt, den Kopf mit einem dichten schwarzen Schleier umhüllt, in das Zimmer.

Auch das Eintreten der Frau hatte der Dastehende überhört. Sie suchte sich bemerkbar zu machen, indem sie zagend begann: „Auf Ihren Befehl, Herr — Herr Assessor, bin ich hier!"

„Ah!" rief er sich umwendend; „und gut, daß Sie pünktlich gehorchten, Julie!" Er bediente sich bei dieser Anrede der französischen Aussprache dieses Namens, wie um dadurch eine gewisse Geringschätzung gegen die Person auszudrücken, welche vor ihm stand, eine Geringschätzung, die sich auch durch die ganze Art und Weise verrieth, in welcher er mit ihr verhandelte.

„Sie wissen ja, Herr — Assessor" entgegnete die Frau, „daß ich zum Gehorchen auf Ihre Befehle durch die wichtigsten Interessen gebunden bin."

Inzwischen hatte sich Nordeck in einen Sessel niedergelassen, ohne die verschleierte Frau zu einem Gleichen einzuladen. Sie blieb vor ihm stehen. „Wahrhaftig," sagte er, „wenn ich Sie blos sprechen hörte, Julie, würde ich glauben ein anderes Weib vor mir zu haben als Sie. So sehr zu Ihrem Vortheil hat sich Ihre Ausdrucksweise in den drei Jahren geändert! Schlagen Sie also Ihren Schleier zurück, denn bei mir ist er unnütz."

Die Frau gehorchte schweigend und enthüllte dabei ein Antlitz und einen Kopf, die trotz der Jahre und der Spuren eines stürmischen Lebens geeignet sein konnten, einen Mann von einem gewissen Temperament zu entflammen. Der braune Teint von jenem warmen Ton, der auf glühende Empfindungen schließen läßt, wurde belebt von einem schwarzen Augenpaar, welches Blitze schoß und jenen Empfindungen Ausdruck zu verleihen schien. Der schwarze Schleier, der den ganzen Kopf nach Art der Florentinerin umgab, vollendete den romantischen Eindruck, den die Frau, trotzdem sie hart an der Grenze der Dreißiger stand, hervorbrachte.

Nordeck schien indeß vollständig unberührt zu bleiben; denn er sagte zu ihr im kältesten Tone: „Ich habe mich gewundert, Julie, Sie als die Frau eines ehrlichen, achtbaren Mannes wieder zu finden. Sind Sie denn wirklich mit ihm getraut?"

„Ja, Herr von Jordan!"

„Sie wissen, daß ich hier diesen Namen nicht führe, und daß es Ihnen verboten ist, mich mit demselben zu nennen!"

„Verzeihung! Ich vergaß es einen Augenblick, da ich im Moment so viele Veranlassung hatte, mich in die Zeit zurückzuversetzen, in der Sie mir unter so fürchterlichen Verhältnissen als mein Ankläger gegenüberstanden."

„Der es dahin brachte, daß alle Ihre Verführungskünste, mit denen Sie unsere schwachen Richter zu berücken suchten, vergeblich aufgeboten wurden, und Ihre Verurtheilung zu wenigstens fünfjährigem Zuchthause durchsetzte."

„Ich weiß, daß auch mein ferneres Schicksal in Ihren Händen liegt, Herr von Nordeck. Mein Mann kennt mich nicht unter dem Namen, den ich damals führte, es ging mit unserer Trauung im Nachbarlande ziemlich eilig. Er hat keine Ahnung davon, wen er sein Weib nennt. O seien Sie barmherzig, Herr von Nordeck!" Dabei sank Sie vor dem Assessor auf ihre Kniee nieder.

„Es wird darauf ankommen," antwortete dieser, ohne sie aufzuheben, „ob Sie meine Anordnungen exact befolgen. Sie haben doch meinen zweiten Brief empfangen?"

Sie nickte zum Zeichen der Bejahung, ohne ihre Stellung zu verändern.

Nordeck betrachtete sie, indem er, halb für sich, in die Worte ausbrach: „Bisher war Alles gut. Der Präsident ist sinnlicher Narr genug, um in diese verwitterten Reize, die mit Raffinement geltend gemacht werden, verliebt zu sein."

Dann wandte er sich direct an die Knieende, indem er sprach: „Hielte ich Sie der Weiblichkeit und des Gefühls auch nur im geringsten fähig, so würde ich Sie vorwurfsvoll fragen: warum betrügen Sie auch den Mann, dessen ehrlichen Namen Sie tragen? So aber habe ich ein Recht, mich dieses Betruges, den Sie auch ohne dies verübten, zu einem guten Zwecke zu bedienen. — Wie benimmt sich Ihr Liebhaber noch jetzt gegen Sie?"

Zagend antwortete sie: „Seine Zärtlichkeit ist eher im Zu- als im Abnehmen."

„Lassen Sie diese blumige Ausdrucksweise. Sie ist bei mir nicht am Platz, da ich Sie kenne. Ich will wissen, ob er noch immer nicht nachläßt, Ihre Geldansprüche zu befriedigen?"

„Nein! Er giebt mir Alles, worauf ich bestehe."

„Und Sie liefern es mir mit Ausnahme der Summe, welche ich für Ihren eigenen Bedarf ausgesetzt habe, gewissenhaft ab? Da dieses Geld den beiden Waisen gehört, denen Sie ihr kleines Erbtheil gestohlen haben."

„Ich thue es, weil ich dies weiß, Herr von Nordeck."

„Außerdem wissen Sie auch, daß ich genau erfahre, was Sie von dem Präsidenten erhalten, und welche Folgen es für Sie hat, wenn Sie mich betrügen oder verrathen?"

„Ich werde es nie wagen, Herr von Nordeck!" versicherte das zitternde Weib.

„So stehen Sie jetzt auf!" befahl Nordeck, „und hören Sie zu, was ich Ihnen zu sagen habe."

Sie erhob sich, immer noch zitternd.

„Ich verreise,“ fuhr Nordeck fort; „die Zeit meiner Rückkehr kann ich nicht bestimmen. Sie aber werden diese Zeit benutzen, um Ihren Liebhaber immer tiefer in den Strudel der Betäubung hinein zu ziehen. Aber hüten Sie sich, die Außenwelt zu sehr auf sich aufmerksam zu machen. Es möchte sonst leicht Jemand die dem Zuchthaus entsprungene und steckbrieflich verfolgte Diebin in Ihnen erkennen.“

„Herr von — Nordeck!“ rief die Frau mit ängstlichem Blick im Zimmer umhersehend.

„Seien Sie unbesorgt! hier hört uns Niemand. Zur Hauptsache jetzt. Es fehlen an der von Ihnen entwendeten Summe, die den bestohlenen beiden Waisen von mir eingehändigt werden soll, nach genauer Rechnung nebst den Zinsen noch 500 Thaler. Diese haben Sie dem Herrn von Bornstedt noch abzunehmen. Er wird sich mit der augenblicklichen Unmöglichkeit, die Summe zu beschaffen, entschuldigen. Dann lassen Sie ihn diesen Wechsel unterschreiben. Ist dies geschehen, so legen Sie denselben in dies Couvert und geben es recommandirt zur Post.“

„Ich werde Alles pünktlich besorgen, Herr von — Nordeck! Allein wenn ich es nun gethan, was habe ich zu hoffen?“

„Wenn die von Ihnen entwendete Summe den Eigenthümern zurückgeliefert ist, so glaube ich es in Rücksicht der Dienste, die Sie auf meine Anordnung dem Lande geleistet haben, verantworten zu können, wenn ich meinen Ihnen bekannten Einfluß benutze, um beim Fürsten Ihre Begnadigung zu erwirken, so daß Ihnen die vier Jahre Zuchthaus, die Sie noch zu verbüßen haben, erlassen werden.“

„Dank! heißen Dank, Herr von Nordeck!“ rief das Weib, indem sie die Hand des Assessors erfaßte, um sie an ihre Lippen zu drücken.

Dieser wehrte der Absicht, indem er sagte: „Nichts davon jetzt! Gehen Sie und befolgen Sie meine Anordnungen pünktlich.“

Julie verließ, ihr thränendes Auge mit dem Taschentuche bedeckend, das Zimmer.

Nordeck ging an seinen Schreibpult um einige Papiere herauszunehmen, die er zu seiner Reise nöthig hatte. „So,“ sagte er zu sich selbst als er die Papiere in seine Brieftasche barg, „endlich stehe ich am Ziele meines Weges, und ich kann dem Fürsten mit meinen Aufschlüssen über den feigsten und erbärmlichsten aller Schurken entgegentreten. Ha! wenn dieser Wüstling, der nicht blos Menschenglück, sondern auch die Gerechtigkeit mit Füßen tritt, ahnen könnte, wen er zu seinem Vertrauten gemacht; den Freund seines Fürsten und Anna's Bruder — er würde sich schon heute eine Kugel durch den Kopf jagen!“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Mont Valérien.

(Schluß.)

Auch die schöne Kettenbrücke über die Seine war ganz zerstört. Auf der Uferstraße nach Suresnes schienen die Preußen den Eingeborenen noch ziemlich neue Gäste zu sein. In Suresnes selbst war's wie in allen neu occupirten Orten. Links ab aus der Stadt führt der Weg zum Mont Valerien hinauf. Die Schneeflocken fielen wie Baumwolle vom Himmel, die Weinberge auf der ganzen Höhe waren in ein Leichentuch gehüllt und wie eine Ironie blickte der „pavillon des panoramas“ auf mich herab. Nur in matten Umrissen sah ich über mir die Casernen des Valerien. Immer bergauf, erreichte ich eine Windung unter den ersten Glacis. Die Artilleristen waren hier beschäftigt, unter Aufsicht eines Officiers den hart gefrorenen Boden aufzuhauen. Sie suchten die hier auf dem Wege versteckten Torpedos und hatten bereits einige Pulverkasten mit abgeschnittenen Zündfäden gefunden. Die Wache hinter dem Festungsthore war seit gestern noch nicht abgelöst worden, also noch die erste preußische Wache in diesem Fort, das die Franzosen selbst officiell als eine „Forteresse“ bezeichnen. Steil hinauf erheben sich die ungeheueren Wälle von hier zum Plateau, ein formidabeler uneinnehmbarer Punkt, obgleich das Kernwerk von einzelnen unserer Festungen vielleicht übertroffen werden dürfte.

Schmutz, Vernachlässigung, Lodderei überall auf dem Plateau. Unsere Sechsundvierziger, deren ganzes Regiment mit zwei Batterieen hier oben liegt, waren eben noch im Begriffe, sich einzurichten; die Franzosen hatten nämlich Zeit gehabt, Alles, was nicht niet- und nagelfest, hinweg zu schleppen; sie hatten also auch die Zeit gehabt, in ihrer gewohnten Weise Alles zu zertrümmern und zu beschmutzen. Die Officiere hatten in ihren Zimmern mit Revolvern die Spiegel zerschossen, Tische, Stühle, Sophas waren verschwunden. Die Marine, welche die Festung besetzt gehalten und sich sonst durch anerzogene Reinlichkeit, das Fundament ihrer Disciplin, auszuzeichnen pflegt, hatte hier das Möglichste gethan, dieses Princip zu verläugnen, denn die ganze Räumlichkeit, die Casernirungen, die Hohlräume in den Wällen, die Waffensäle, die Werkstätten, die Magazine — Alles war, mit Respect zu melden, ein einziger Schweinestall, und in diesem hatten 5 [illegible] Mann gelebt!

Sämmtliche Festungsgebände übertrafen in ihrer großartigen Anlage den Respect, welchen der Anblick dieses Riesen von außen einflößt; fortificatorisch jedoch ist nach dem Urtheile unserer Ingenieure und Artilleristen Alles hier noch unvollendet, wenigstens unfertig und im Gedanken nicht ausgetragen. Man hat sich wohl auf die sturmfreie Position dieser Veste verlassen. Dahingegen verrathen die großartigen und mit vieler Sorgfalt angelegten Blendungen der Casernen und Magazine, daß man vor unseren Geschossen, etwa von St. Cloud aus, sehr besorgt gewesen.

Eiserne Bahnschienen zur Bewegung der Positionsgeschütze durchziehen das ganze Plateau; an allen wichtigen Geschützpunkten befinden sich Drehscheiben. Die Räume für die Mannschaften sind roh und unpraktisch; das Wohnhaus des Commandanten hatte kaum noch ganze Fensterscheiben, da dieselben beim Abzug muthwillig zertrümmert worden. Wie es Anfangs hieß, sollte großer Mangel an Wasser hier geherrscht haben, doch zeigte der Brunnen sich sehr ausgiebig.

Die Zahl der vorgefundenen Geschütze wird etwa 100 bis 110 betragen; meist 24-, auch 8-Pfünder, die ersteren waren bekanntlich die vorzugsweisen Kaliber der Kanonade. In den großen Waffensälen nichts als etwa fünfzig Gewehre, Tabatieren und Steinschlösser, welche letztere wohl erst umgearbeitet werden sollten. Reicher Vorrath ist zurückgeblieben an Pallaschen und Haubayonnetten, ebenso fand man eine Menge von eisernen Bettstellen und in einem besonderen Raume lag eine große Garnitur von Zelten.

Im Uebrigen tabula rasa. Die großen, im ersten und zweiten Stocke eines Gebäudes befindlichen Waffensäle sind natürlich ausgeräumt worden, da man der Waffen bedurfte. Die neue Garnison war froh, in den zahlreichen Kisten und Bretern, so wie in den sauberen Gerüsten der Waffensäle das nöthige Brennholz zu finden, denn es herrschte hier oben eine grimmige Kälte, und unsere Officiere namentlich haben in der ersten Nacht jämmerlich gefroren.

Von der französischen Besatzung war nach dem allgemeinen Abzuge nichts zurückgeblieben; nur zwei französische Wächter, die zur Orientirung ihre Dienste leisten mußten, ein Ma-

rinesoldat, den man zwischen den Matratzen versteckt fand, der aber wohl die Zeit verschlafen hatte, und ein Hund, der in einer Schießscharte auf die Rückkehr seines Herrn wartete. Eine ganze Anzahl der Mannschaft war beim Abzuge — betrunken.

Oberst Köhler, der Commandant, ließ durch seine Officiere gestern sofort die ganze Festung untersuchen, doch wurde außer den angezeigten Torpedos nichts gefunden, was auf irgend eine Mine deuten konnte. Von all' den Schäden, welche unsere Geschütze in den Forts von Issy, Vanvres, Montrouge und St. Denis angerichtet, konnte natürlich hier nicht die Rede sein, denn Mont-Valerien hatte wohl uns auf's Korn genommen, während wir ihm noch nichts hatten anthun können.

Von dem herrlichen Panorama, das der Mont-Valerien rings herum bietet, von einem Blick auf das reizende Seinethal und den Häuserwust des gefallenen Babylon war keine Rede. Alles war grau und grämlich. Die Wälle zu meinen Füßen, die Berge und Thäler lagen unter einer dichten weißen Decke, die Schneeflocken spielten in der Luft und eisige, durchdringende Kalte herrschte auf dem Plateau. Als ich bei der Wache wieder ankam, standen die zehn japanischen Officiere, alle in Civil, vor derselben und erwarteten die Erlaubniß des Commandanten, die Festung zu betreten. Unseren Soldaten wollte es nicht recht in den Kopf, daß die kleinen Kerle mit den verschmitzten gelben Gesichtern Officiere sein könnten, und tauschten deshalb ihre Betrachtungen über dieses eigenthümliche Volk aus, immer unterbrochen durch das „Rrrraus" der Posten, denn trotz Schnee und Kälte kam immer wieder eine neue Cavalcade von Officieren, welche den Valerien besuchten, und so war denn die Wache vom Monte Valeriano heute lebhafter, als die des Brandenburger Thores in Friedenszeiten.

Daß ich's schließlich nicht vergesse, von der größten Sehenswürdigkeit dieser Festung, von der großen Kanone zu sprechen, dem Grobian des Valerien, der uns auf eine Meile weit seine riesigen eisernen Kegel sandte. In einem Kreise von starken Deckungen steht das Geschütz da auf seiner eisernen Bahn und streckt seinen langen Hals über den Wall. Verschluß und Visir waren von den abziehenden Franzosen weggenommen, doch fand man sie noch am selben Morgen unter anderen Verschlußstücken. Zu was man sich noch diese Muhe gemacht, ist nicht verständlich. Die Einen nennen diese Kanone „Grande Joséphine", die Anderen nennen sie Valerie. Letzteres paßt allerdings für den Platz, an welchem sie steht. Ein Name war auf dem Geschütz nicht zu finden, wohl aber stand darauf markirt: tiré 147 coups. Ich bin überzeugt, das Geschütz hat mehr als 147 Schüsse abgegeben. Das Datum war nicht notirt.

Uebrigens ist diese Kanone nach meiner Meinung nichts Neues. Ich müßte mich sehr irren, wäre sie nicht dasselbe Monstre-Geschütz, das Napoleon unserer großen Krupp'schen Kanone auf der Welt-Ausstellung von 1867 gegenüber stellte. Die Jahreszahl 1866 auf dem Geschütze stimmt auch hiermit überein. Damals fanden die Franzosen es lächerlich, daß ein Staat wie Preußen sich anmaße, ein noch größeres Geschütz zu haben, als die große Nation. Heute denken sie vielleicht ernster darüber. Ich bin mit den Verhältnissen der Krupp-schen Kanone und der Valerie nicht vertraut und weiß von der letzteren nur nach dem Augenmaß zu sagen, daß sie über einen Fuß „Seele" hat, diese erbarmenlose Kanonen-Seele, unter deren entsetzlichem Hauche eine unsterbliche Menschenseele verpufft wie der Pilz unter dem Fußtritte des Wanderers!

Die Franzosen in der Schweiz.

— Dem „Bund" wird aus Fleurier, 4. Febr., geschrieben: Gestern traf ich in Neuenburg und heute mit französischen Officieren hier zusammen und hörte von ihnen ihre Thaten erzählen. Sie erzählten ihren letzten Kampf mit den Preußen bei „la Cluse" und dem Fort de Joux (zwischen Verrieres und Pontarlier), der die letzten Tage stattfand, und woher die hier gehörten Kanonenschüsse ertönten. Sie seien zuerst im entschiedenen Vortheil gewesen, allein die Unfähigkeit ihrer höheren Officiere, der gänzliche Mangel an Verpflegung der Truppen, die Erschöpfung der Soldaten, von denen Hunderte dem Hunger und der Kälte erlagen, endlich der gemessene Rückzugsbefehl seien die Ursachen ihrer Niederlage. Die Obersten und Commandanten, auch die Soldaten, soweit ihre Kraft ausreichte, hätten ihre Pflicht gethan.

Ein Commissaire oder „Tresorier", wie sie diese Regierungsbeamten nennen, erzählte, er sei einmal in der Lage gewesen, allein mit sechs Preußen zu kämpfen; dem einen habe er den Kopf mitten von einander gespalten. Die fünf anderen seien ihm nicht Meister geworden und die erhaltenen Bayonnetstiche seien zum Glück ungefährlich. Seine im Gurt versteckten 25,000 Fr. habe er gerettet. Ein Capitaine meinte, der Rückzug sei immer zur Unzeit, immer zu früh geblasen worden, sein Corps sei nie gewichen, die Truppen seien stets vom besten Geiste beseelt gewesen. Die Franzosen betrachten sich immer noch als unüberwindlich, wenn sie gut geführt werden; sie klagen alle über ihre Generale.

Es brauchte Erkmann-Chatrians Schilderungstalent, um das bunte Leben im Traversthale zu malen. In allen Ortschaften, namentlich in Verrieres, Fleurier, Couvet und Travers wimmelte es von tausend und tausend französischer Krieger. Ein Theil ist Nachts in Kirchen, Schulhäusern, Scheunen, Hausgängen, Lauben, Ställen untergebracht. Hunderte, die kein Unterkommen gefunden, campirten im Schnee auf ihren Decken und Habersäcken unter freiem Himmel. Sie haben keine Zelte. Sie sitzen und liegen in ihren zerrissenen Mänteln, theilweise in Pferdedecken und Säcke eingehüllt um die lodernden Feuer. Es gebricht ihnen nicht an Holz und Brod, da die Gemeinden Alles thun, um die Leute vor Kälte und Hunger zu schützen.

Wahrhaft malerische Gruppen bieten sich unserem Auge dar. Die bunten Uniformen, die fliegenden Mäntel, die von den Strapazen des Krieges gefurchten Gesichter, auf denen sich das ganze Elend Frankreichs spiegelt, die vor Hunger abgemagerten, theilweise sehr schönen Pferde, welche, da sie kein Heu haben, an den Rinden der Bäume nagen, die da und dort herumliegenden, noch nicht beseitigten Pferdeleichen — all' dies bietet einen herzzerreißenden Anblick.

Es ist Nachts 11 Uhr. Herrlich leuchtet der Mond auf die Schneedecke des friedlichen Thales. Ich unterbrach meinen Brief, um hinauszugehen in die Bivouacs der Franzosen, die auf zwei großen Wiesen ihre Nachtlager aufgeschlagen haben. Wie schlafen und schnarchen sie so ruhig um das des Rauches wegen nur noch schlecht genährte Feuer! Einige Zuaven und Mobilen sitzen noch, theils ihr Brod verzehrend, theils plaudernd, um den Herd auf ihren Habersäcken. Man hört keinen Klagelaut, denn morgen, heißt es, sei der Abmarsch in die innere Schweiz, in die warmen Räume der Casernen. Beim Wagentrain und den Kanonen, stehen die Pferde, viele gänzlich unbedeckt. Auf allen Wagen, auf allen Bänken vor den Häusern, auf allen Thürschwellen sieht man Schlafende. Einige Kurassiere von einem Garderegiment in rothen weiten Mänteln eilen noch durch die Lagerplätze und Straßen. Sie sehen aus, wie Samiel im Freischütz.

Die Frauen des Landes überbieten sich an Wohlthätigkeit. Eine Dame von Neuenburg, Madame B., hatte in ihrem Waggon 1. Classe neben sich ein ganzes Magazin von Cigarren-Kistchen, Paquete mit Candiszucker, Brödchen und Flaschen aufgespeichert. Sie warf den an den Eisenbahnstationen herumstehenden Franzosen Cigarren, Zucker und Brod zu. Sie hat mehrere tausend Cigarren vertheilt. „Partagez les!" rief sie immer, allein die Glücklichen, die von ihrer schönen Hand Geschenke empfingen, waren, wie mir

schien, nicht sehr communistisch gesinnt, sondern steckten ganze Bündel für sich selbst ein. Ich bemerkte der Dame, daß den hungernden Kriegern Würste vielleicht besser behagt hätten, als Zucker. Allein sie belehrte mich eines Besseren, indem sie mir vordemonstrirte, daß diese armen Leute nicht durch Würste, sondern durch den Zucker von ihrer Heiserkeit befreit würden. Sie hatte wohl recht, denn der Zucker behagte wirklich den auf ihren Nachtlagern heiser gewordenen Kriegern, und wenn mich die Dame nicht belehrt hätte, so müßte es ja mein Reisebegleiter Horaz thun, der da sagt: „Jejunus stomachus raro vulgaria spernit.“

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Ein Redacteur des Pariser „Gaulois“, der in Brüssel angekommen ist, theilt folgende Einzelheiten über Paris mit: Das Bombardement hat keine so großen Verwüstungen angerichtet, als man befürchtet. Einige Häuser wurden stark mitgenommen, ungefähr 200 leicht beschädigt und 8 0 Personen getödtet oder verwundet. Man hatte sich an das Pfeifen der Bomben gewöhnt, und es kostete Mühe, die Neugierigen, darunter viele Frauen und Kinder, abzuhalten, um die Bomben niederfallen zu sehen. St. Denis, Pierrefitte, Sarcelles Vitry, St. Cloud, welches nicht mehr existirt, Le Bourget bieten einen schauerlichen Anblick dar. Aber Paris hatte ganz andere Drangsale zu erleiden. Das schwarze Brod, gemischt mit Reis und Hafer, wurde in unzureichender Menge, 300 Grammes pro Tag, verabreicht. Das Pferdefleisch, 25 bis 30 Grammes pro Tag, wurde zweimal pro Woche vertheilt und man war genöthigt, dann im tiefsten Schmutz oder bei furchtbarer Kälte drei bis vier Stunden lang auf der Straße zu warten. Das Brennmaterial fehlte fast gänzlich. Altes Holz, zur Hälfte verfault, wurde mit 5 Frcs. (100 Pfund) verkauft. Es war aber für die Meisten zu theuer. Die Ratte kostete 75 C. bis 1½ Frcs., das Pfund Hundefleisch 2 bis 3 Frcs. Das Gemüse war nicht zu erschwingen. Die Sterblichkeit stieg bis auf 4500 Personen pro Woche (in der letzten Januar-Woche starben über 6000 Personen). Die Regierung gestand die Erschöpfung der Lebensmittel ein und kündigte zugleich die Wiederaufnahme der diplomatischen Unterhandlungen an. Bei meiner peinlichen und traurigen Reise in den Norddepartements konnte ich mir von der Unmöglichkeit, den Kampf fortzusetzen, Rechenschaft ablegen; aber Paris weiß nicht, was in Frankreich vorgeht. Die Verproviantirung hatte Mittwoch um Mittag noch nicht begonnen. Es war den Wagen und Fußgängern streng verboten, sich nach der Stadt zu begeben. In St. Denis waren die Lebensmittel aber reichlich vorhanden. Weißbrod, Ochsenfleisch, Hammelfleisch, Kalbfleisch, Hühner, alle Dinge endlich, die wir nur noch aus der Erinnerung kannten, waren in den Läden wieder erschienen. Die Stadt war voll Preußen, und die Einwohner bemühten sich, die Schutthaufen hinwegzuräumen. Während der Belagerung fehlte es nicht an Tabak, Zucker, Chocolade, Kaffee, Wein und Branntwein. Die Preise dieser Gegenstände waren nur um weniges gestiegen. Was am meisten abging, war Mehl und Brennmaterial. Die Kälte dieses Jahres hat jedenfalls eben so viele Opfer gefordert, als die Entbehrung der Lebensmittel. Die Verproviantirung wird den ersten Bedürfnissen abhelfen, aber das Elend wird deshalb doch fortbestehen. Die Arbeit steht still, der Handel geht nicht; die kleinen Kaufleute, die kleinen Hauseigenthümer und die Arbeiter leiden auf gleiche Weise. Zum Ruhme von Paris sei es jedoch gesagt, daß während der Belagerung die Vergehen und Verbrechen gegen Personen fast gänzlich aufgehört hatten.

— Ein Feldpostbrief eines Lübeckers vor Paris, aus Tremblay, 17. Jan., enthält folgende Stelle: „Die Glückseligkeit, die einen Jeden von uns überkommt, wenn er von Zeit zu Zeit einmal wieder unter Menschen kommt, habe ich so recht empfunden, als ich nothwendiger Fouragirung halber auf ein paar Tage nach Reims ziehen mußte, wo augenblicklich die neugebildeten Jägerbataillone stationirt sind. Aber wie geleckt sehen diese Leute gegen Unseeeins aus! Ha, ha, ihre glänzende Uniform im Gegensatz zu unseren Röcken, die wir nächstens, im Falle, daß die Erbswürste ausgehen sollten, zum Bouillonkochen verwenden könnten, die vorn und hinten geflickt sind, die häufig in acht Tagen nicht vom Leibe gekommen sind, die von nur zu häufiger Umarmung mit der schmutzigen Erde zu reden wissen, die oft vor Kälte, Regen und Schneegestöber sich frierend zusammengezogen, dann wieder bei'm wärmenden Bivouacfeuer sich entfaltet haben, — ja, ich mußte mich ordentlich schämen, mit einem solchen Rocke angethan die glänzenden Straßen der Stadt zu passiren, den sauber geputzten Menschen zu begegnen! Doch das Außerordentlichste des Außerordentlichen: ich verstand nicht einmal mehr zu essen, denn als ich am ersten Tage in Reims in Gesellschaft von Personen beiderlei Geschlechts ein Mittagessen einnahm, verstand ich nicht einmal mehr, mich der Gabel und Messer zu bedienen, und nur zu häufig kamen meine Finger mit den Speisen in Berührung. Der alte Kriegsgeselle steckt schon zu sehr in einem drin, und ich glaube, Mama muß ihre Erziehung von vorn wieder bei mir anfangen, wenn ich nach Hause komme.“

Mannichfaltiges.

— Ein scheinbar unwichtiges Ereigniß, dessen Folgen aber möglicher Weise sehr bedeutend sein werden, ist der eben zwischen der Pacific Mail Steamship Company (der großen nordamerikanischen Dampfer-Gesellschaft, die den Stillen Ocean bis Japan und China befährt) und der Central Pacific Railroad (der großen Ueberland-Eisenbahn) abgeschlossene Contract. Nach diesem geht die erstere darauf ein, ihre Linie zwischen San Francisco und Panama einzustellen und die Zahl ihrer Schiffe auf der Route von San Francisco nach China und Japan zu vermehren. Hierdurch wird die Pacific Dampferlinie gleichsam zu einer Verlängerung der Pacific Eisenbahnlinie und aller jener Linien, welche sich dieser anschließen, so daß der Fracht- und Personentransport vom Osten her gezwungen wird, über den Continent, statt um denselben zu gehen. — Die Pennsylvanische Central-Eisenbahn-Gesellschaft ist zu gleicher Zeit im Begriffe, sich Schiffe zu einer transatlantischen Linie zu bauen, die sich an ihre Bahn anschließen soll, und die Baltimore- und Ohio-Bahn verhandelt in Glasgow den Ankauf englischer Schiffe zu demselben Zwecke. Die Expansionskraft und der Einfluß dieser großen Eisenbahn-Gesellschaften scheint keine Grenzen zu kennen; sie sind nicht zufrieden mit ihrer Herrschaft auf dem festen Lande, sie wollen sie jetzt selbst auf die See ausdehnen. Unterdessen zeigt sich dieselbe aggressive, expansive Thätigkeit auch in anderen finanziellen Gruppen. Amerikanische Banquiers competiren bereits überall mit den alten englischen Firmen um die großen Geldgeschäfte der Welt. So bemerklich hat sich die Vermehrung der amerikanischen Bankhäuser in London gemacht, daß der Eigenthümer eines neuen Bankgebäudes in Lombardstreet es für der Mühe werth erachtet hat, seine disponibelen Räume in den New-Yorker Zeitungen anzubieten.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 18. Vierter Jahrgang. 1871.

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke wurde die Thür heftig aufgemacht, und herein stürzte mit allen Zeichen der Aufregung Emmy's Verlobter, Hermann Walter.

Bei seinem Anblicke erschrak Nordeck, wie von einer schlimmen Ahnung ergriffen. „Walter, was ist Ihnen begegnet?" rief er dem Eintretenden näherkommend. „Ist ein neues Unglück geschehen?"

Der junge Mann war so außer sich, daß ihm die Stimme zu versagen schien. „Sie ist — —" stammelte er endlich.

„Was ist's mit Emmy — mit Ihrer Braut?" verbesserte sich Nordeck. „Hat sie den Vater gesehen?"

„Sie hat ihn gesehen, Herr Assessor! aber, mein Gott, in welchem Zustande?" sprach der junge Mann, der endlich genug Fassung gewonnen hatte, um sich wenigstens verständlich zu machen. „Wie fürchterlich hat ihn die Haft verändert? Fast bis zur Unkenntlichkeit! Sein Gesicht ist tief eingefallen, das Auge wie gebrochen. Sein Anblick brachte auf Emmy eine so erschütternde Wirkung hervor, daß sie jetzt — —" Walter stockte, als sträube sich sein Mund, die folgenden Worte auszusprechen.

Nordeck aber rief drängend und in sichtbarer Angst: „Weiter, weiter! — daß sie jetzt —"

„Tiefsinnig ist!" preßte der junge Mann heraus, indem Thränen in seine Augen traten.

„Walter, um Gotteswillen, ist das wahr? Täuschen Sie sich auch nicht?"

„Mein Schmerz, Herr Assessor, meine Thränen müssen Ihnen die Wahrheit verbürgen!"

Es trat eine Pause ein, während welcher Nordeck sich in tiefes ernstes Sinnen versenkte, Walter aber seine nassen Augen zu trocknen suchte.

„Und wo ist sie jetzt?" fragte Nordeck, als ob er einen Ausweg gefunden.

„Noch immer im einsamen Vaterhause," antwortete Hermann. „Weniger als je will sie es verlassen und sitzt in ihrem kleinen Stübchen, still, stumm, in sich gekehrt, mit stieren Augen in den Winkel blickend. Wenn ich sie anflehe, mit mir nur einige Worte zu sprechen, sieht sie zu mir, ohne die Lippen zu bewegen, wie zu einem Fremden auf mit einem Blick, der mir das Herz zerreißt!"

„Walter, sie muß fort von hier! O warum folgten Sie nicht meinem Rathe, sie zu Ihren Eltern zu bringen?"

„Ich konnte nicht, Herr Assessor. Sie wollte mit aller Gewalt hier bleiben. So oft ich auch die Bitte an sie richtete, mit mir zu gehen, erhielt ich stets dieselbe kurze Antwort: „„Und mein Vater?"" Ja, und diese Frage muß ich mir selbst vorlegen. Was wird aus dem alten Manne, wenn wir fern von ihm sind?"

„Bauen Sie doch auf mein Wort, Walter! Seine Sache wird einen sehr milden Ausgang nehmen; ich versichere Sie. Einst hatten Sie wie Dittmar Mißtrauen gegen mich. Doch jetzt, da Sie Alles wissen, und ich Ihnen Vertrauen schenkte, bin ich auch des Ihrigen werth. Für den Augenblick kann ich freilich nur dafür sorgen, daß seine Haft eine bequeme ist. Ich will noch heute versuchen, ob es möglich ist, ihm für die Dauer der Untersuchung Haus-Arrest auszuwirken. Dann gehe ich dort hin, wo uns Allen hier Gerechtigkeit zu Theil werden wird."

„Und der Präsident?" fragte Walter, der von Nordecks Abreise Alles zu fürchten schien.

„Der Präsident," entgegnete Nordeck mit fester, Vertrauen erweckender Stimme, „wird fallen als der eigene Rächer aller seiner Schandthaten! Verlassen Sie sich darauf; seine Stunden sind schon gezählt! Nun aber hören Sie, Walter! Wenn Dittmar im Laufe des heutigen oder morgenden Tages nicht in seine Wohnung zurückkehrt, so lassen Sie Ihre Mutter kommen; und diese muß Ihre Braut bewegen, mit ihr aufs Land zu gehen. Dort wird ihr Gemüth ruhiger werden; und in spätestens vier Wochen ist der Vater bei Euch. Und nun leben Sie wohl, Walter! Ich habe Sie lieb gewonnen, und auch Sie fühlten freundschaftliche Neigung zu mir. Machen Sie Emmy so glücklich, wie Sie es zu sein verdient!"

Beide reichten sich voll Herzlichkeit die Hände; und mit getröstetem Herzen verließ Walter das Zimmer, welches er mit so gepeinigter Seele betreten hatte.

Auch Nordeck ging, um vor seiner Abreise dem Präsidenten noch einen Besuch zu machen. Er fand denselben bei der Toilette unter den Händen seines Dieners, der ihm das Haar kräuselte.

Als der Präsident Nordecks ansichtig wurde, streckte er ihm beide Hände entgegen, ohne sich indeß dem Lockeneisen des Dieners zu entziehen. „Also wirklich schon in Reisekleidern, um die Ferien zu benutzen?" redete er den Eintretenden an.

„Nur zu Privatangelegenheiten, Herr Präsident," entgegnete dieser. „Ich habe ein Versprechen gegeben, und was ich verspreche, das halte ich unverbrüchlich."

„Ja, dafür erkenne ich Sie, will ich erkannt Sie wissen! um mit König Philipp in Carlos zu sprechen. Uebrigens werde ich auch die Ferien zu Privatangelegenheiten benutzen, mich in eine Badereise stürzen mit — doch ich vergesse! O, Sie glauben gar nicht, Nordeck, was eine Badereise unter gewissen Umständen für Nectar in sich hat. Doch Sie sagen gar nichts. Sie wollen doch nicht etwa den Moralisten spielen, der mir sagt: es sei nicht recht, allein dem Vergnügen zu leben?"

„Es fällt mir gar nicht ein, Herr Präsident," erwiderte Nordeck mit erheuchelter Frivolität. „Trinke Jeder den Becher der Freude in vollen Zügen! die ernsten Stunden kommen dann von selbst."

„Freilich, freilich mit dem Alter! Ach, mein Freund,

dieser Hinblick auf das Alter, das graue hinfällige Alter wird mich noch wahnsinnig machen!"

„Dann wäre es wohl besser, mitten im Wonnetaumel von der Hand des Schicksals ereilt zu werden?"

„Um Gotteswillen! Ach, das wäre ja noch fürchterlicher! Das wäre eine gräßliche Ereilung! Im Wonnetaumel! Nordeck, wissen Sie was das heißt?"

Nordecks Gesicht überflog ein fast satanisches Lächeln. „Nun denn, mein Lebewohl, Herr Präsident!" sagte er ihm die Hand hinreichend, die dieser ergriff, indem der Diener seine Arbeit beendete.

„Wann, Nordeck, erhalte ich die erste Nachricht von Ihnen?"

„Sehr bald, wie ich hoffe. Allein gestatten Sie mir vor meinem Scheiden noch eine Bitte, die erste, die ich bisher gethan."

„Reden Sie, mein Freund! reden Sie. Steht es in meiner Macht, so ist sie so gut wie gewährt."

„Ich komme auf den alten Dittmar zurück," sprach Nordeck. „Sein Zustand ist beklagenswerth. Die enge Gefängnißzelle vernichtet den alten Mann, dem die Natur das Geschenk der Geduld und Selbstbeherrschung versagte: es ist Alles für sein Leben zu fürchten. Bis sein Proceß entschieden ist, möchte ich Sie bitten, ihn der Haft zu entheben. Er wird sein Wort geben, die Stadt oder wenn Sie wollen — seine Behausung nicht zu verlassen."

„Ei, ei, mein theuerer Freund!" sagte der Präsident, indem er sich umsah. Da er bemerkte, daß sein Diener das Zimmer verlassen hatte, so fuhr er fort: „Man sollte wahrhaftig glauben, daß Sie in die kleine Emmy verliebt seien, — wenn man nicht eben wüßte, welch ein Weiberfeind Sie sind."

„Wieder ein kleiner Anfall der alten Eifersucht, mein lieber Bornstedt? Nein, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nicht in Emmy verliebt bin. Aber ich will nicht läugnen, daß eine Neigung, welche ich für sie empfand, ohne es ihr zu gestehen, einen sehr wohlthätigen Einfluß auf mein Leben gehabt hat."

„Und der wäre? — vorausgesetzt, daß ich es wissen darf."

„O es ist kein Geheimniß! Dies Gefühl hat den Weiberhaß in mir erstickt."

„Und weil nun Emmy diese wunderbare Wandlung in Ihnen hervorgebracht hat, darum wollen Sie ihrem Vater den Liebesdienst erweisen?"

„Ja! Es würde zu meiner Beruhigung dienen, Niemanden etwas schuldig zu sein."

„Nun meinethalben denn! Meine Caprice für den kleinen Trotzkopf ist ohnehin vorüber. Julie hat Alles verschlungen — und jetzt mit ihr im Bade, wird mir die Erde ein Paradies werden! Ich ließe auch den Alten ganz frei, wenn die Geschichte nicht so gewaltiges Aufsehen gemacht hätte. Ich bitte Sie! Ist es in der Geschichte der Justiz schon erlebt worden, daß ein Subalternbeamter sich an seinem Chef thätlich und noch dazu mit einem Stocke vergriffen hat?"

„Allerdings nicht."

„Inzwischen, damit Sie sehen, wie viel ich auf Ihre Fürsprache gebe, so soll der alte Scandaleur wenigstens aus der Untersuchungshaft befreit werden."

„Sie versprechen es mir?"

„Mit Hand und Mund!"

„Dann Adieu und — auf Wiedersehen!"

Nordeck war gegangen in der festen Ueberzeugung, in Dittmars Familie wenigstens eine kleine Freude zurückgelassen zu haben. Er reiste ab, ohne im entferntesten daran zu denken, daß der Präsident sein so bündiges Versprechen brechen würde.

Aber er brach es — aus Vergeßlichkeit. Unmittelbar nach Nordecks Abgang nämlich brachte der Diener ein zierliches Billet, das der Präsident sofort als von Julie herrührend erkannte. Er erbrach es mit fieberhafter Hast und las: „Angebeteter Freund! Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich bereits auf dem Wege. Ich muß unter allen Umständen sogleich abreisen, da sonst Brummbär die Erlaubniß zur Badereise, die er mir auf Anrathen Deines Arztes gegeben, wieder zurückgenommen hätte. Es schien mir, als ob er plötzlich Verdacht geschöpft hätte. Ich bleibe indeß auf der nächsten Station, um Dich, mein süßer Freund, zu erwarten. Laß keine Minute verrinnen, ohne mir zu folgen. Ewig Deine Julie."

„Nein, keine Minute, abgöttisch geliebtes Weib!" rief Bornstedt in Extase, indem er seinem Diener klingelte. Dieser erschien. „Schnell einpacken, Alles, was ich zu der Reise bedarf," herrschte er ihm zu. „In einer Stunde muß ich fort."

Er war es in der That, ohne des gefangenen Dittmar oder des abwesenden Nordeck auch nur mit einer Sylbe zu gedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Portraitskizzen einiger Achtundvierziger.*)

(Eine Nachlese.)

Nicht vom Jahre 1848, sondern von den 48 bayerischen Kammermitgliedern, welche die Hintertreibung des deutschen Reiches auf ihrem Programme hatten, soll in Folgendem die Rede sein. Will doch das Volk solche Persönlichkeiten auch körperlich gern etwas näher kennen lernen. Soweit das meiner ungeübten Feder möglich ist, will ich diese Schilderung versuchen, ohne mich deshalb streng nur an Bemerkungen über Persönlichkeiten zu halten. Die Schreibfeder ist, nebenbei bemerkt, kein Malerstift; das gedruckte Wort kein photographischer Apparat, mit dem man das Original in voller Leibhaftigkeit abnehmen kann. Zur Sache also. Referent und Archivar Jörg verdient es wohl bei der Wichtigkeit der von ihm übernommenen Rolle zuerst, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Jörg's Persönlichkeit ist eine unscheinbare. Er ist von kleiner, mehr sehniger als corpulenter Statur, mit etwas hochgezogenen Schultern und eintöniger gelbbrauner Gesichtsfarbe. Die Gesichtszüge desselben würden es dem Maler schwer machen, sie getreu wiederzugeben, ohne dabei in den Verdacht geflissentlicher Verzerrung zu verfallen. Gesichter mit so kräftigen, zahlreichen Furchen und Querzügen auf der Stirn und den einsinkenden Wangen sind nicht alltäglich. Wenn nicht die Erfahrung dafür spräche, würde man nicht glauben, daß politische Leidenschaften allein in das Menschenantlitz eine so tiefe gewaltige Keilschrift zu schreiben vermöchten. In der Regel pflegt man aus solchen Zügen auf eine wild durchlebte, wenn auch der Politik ganz ferne liegende, Vergangenheit zu schließen. Bei der vorliegenden

*) Aus der „Kemptner Zeitung."

Studie berechtigt uns nichts, eine solche Vergangenheit anzunehmen. Es muß darum vermuthet werden, daß der politische und confessionelle Fanatismus, bei jahretangem Ringen in die Seele gewürgt und nur im kleinsten Maße literarisch verwerthet, dieses jedem Beschauer auffallende Furchenmeer in Hrn. Jörg's Antlitz gegraben hat. Die braune Perrücke auf der Denkerstirn und die sonstige Haltung des Mannes schließen den Gedanken aus, daß die Last der Jahre Schuld an dieser Erscheinung wäre. Herr Jörg hat die Mitte der Fünfziger schwerlich erreicht. Stechend und unheimlich schießt der Blick unter den weit überragenden Augenbrauen hervor, während das etwas vorstehende kahle Unterkinn von einem Schnurrbarte überwölbt wird, dessen Vorhandensein schon Manchen befremdete, der da meinte, Herr Jörg müsse seinen klerikalen Lieblingen in Allem gleichen. Die Bewegungen des Genannten haben allezeit etwas Scheues, nicht Weltmännisches. Das Ganze der Erscheinung deutet aber auch nicht nach dem Stubengelehrten, sondern, soll ich offen sein, eher nach dem zünftigen Altmeister irgend eines nützlichen Gewerbes. Alles Widersprüche, welche die Freunde des Herrn Jörg vielleicht als absichtlich übertrieben bekritteln werden, die aber dem ruhigen Beobachter nicht entgehen können. Jörg's Redevortrag mit unverkennbarem schwäbischem Dialekte ist trocken, ohne Schwung, nackt geschäftsmäßig — aber die 1- mochten im Stillen froh sein der getroffenen Wahl ihres Referenten. Er zog sie und sich aus der Affaire, wie man sich aus einer hoffnunslosen Affaire ziehen kann. Er wahrte die „Dehors“, soweit sie zu wahren blieben und jedenfalls zehnmal besser, als es der Beste seines Anhanges im Stande gewesen wäre! Die abschüssige Lage dieses Referenten wäre zum Kinderspotte, zur Balgerei geworden, wenn einen Greil, Mahr oder ähnliche Geisteskinder die schwierige Aufgabe überkommen hätte. Herr Jörg will nicht Führer sein: es ist sein Schicksal, es sein zu müssen. Es liegt mir ferne, mich an das Gleichniß von dem Blinden und dem Einäugigen zu klammern — wohin aber die ganze Gesellschaft schon vor Monaten gerathen wäre, wenn ein Mahr oder Pfahler oder selbst der vergleichsweise gediegene Greil die Führerschaft der Gruppe gehabt hätte — das wissen neben den „Göttern“ auch zahlreiche Menschen. Es wird hier die Erinnerung daran einfließen dürfen, daß es in letzter Instanz dennoch geistige Mängel sind, an welchen die Rückschrittspartei in Bayern wie anderwärts zusammt derer laborirt, auf welche sie sich stützt. Damit steht auch in Verbindung, daß diese Partei nichts mehr fürchtet, als den Humor, die Ironie, den feinen Spott der Gegner. Humor, Ironie und deren Geschwister sind eben die unzertrennlichen Begleiter einer wahrhaft durchgeführten Geistes- und Herzensbildung und freier Weltanschauung. Wenn die Herren Greil und Mahr sich auf dem glatten Boden der Ironie, des Witzes versuchen, so klingt das wie das Geräusch jener primitiven hölzernen Instrumente, welche da, wo die Erfindungen der Neuzeit noch keinen Eingang fanden, auf die Tennen des braven Landvolkes niederzufallen pflegen. Man kommt dabei hundertmal in die Versuchung, den Rednern das Warnungswort der Mutter an ihr Kind zuzurufen: „Spiele nicht mit Schießgewehr.“ Neben Herrn Jörg, der mit eng verschränkten Armen zehn schwere Tage hinter seinem Pulte zubrachte, erregt der Abgeordnete

Ruland, ich glaube der Nestor des Hauses, vielfach das Interesse neugieriger Kammerbesucher. Das ist ein tiefernster, betagter, ewig grübelnder Herr mit hoher Stirn und spärlich gewordenem weißem Scheitelhaar. Ruland ist von mehr als Mittelgröße, nicht beleibt, nicht auffallend hager und in seiner Haltung von der Last der Jahre etwas einseitig gebeugt. Ernste, würdige Furchen durchziehen auch sein Antlitz, das selbst im Stadium der höchsten Erregung, in das ja Ruland so leicht geräth, seine bleiche Farbe nicht wechselt. Ruland spricht mit dem ganzen Körper; stoßweise, nach jedem Satz wie mühsam nach Luft ringend. Jetzt beugt er sich in sich zusammen unter der Wucht eines Gedankens; dann dehnt sich die Gestalt wieder empor, faßt mächtig mit der rechten Hand das Pult und wirft die andere Hand, begleitet von einem wilden Zornesblicke drohend hinüber nach der Linken, am liebsten in die Ecke des Saales, wo Völk und Genossen dem Oftgehörten mit mäßiger Aufmerksamkeit folgen. Nun läßt Ruland eine neue Drehung des Körpers nach innen folgen, reibt mit der linken Hand an der Stirn, als wolle er Dem, was er denkt, hier gewaltsam eine Thür öffnen; wieder setzt er an zu einer neuen Tirade und so fort, bis Redner und Zuhörer in gleichem Maße erschöpft scheinen. Dann bleibt er tagelang fast unbeweglich sitzen an seinem Platze, vertieft sich in eines der vielen mitgebrachten Bücher und scheint todt für alles Andere. Aber dieser Scheintodte erwacht im Nu, wenn drüben auf der Linken ein Pfeil abfliegt, den er auf sich gezielt vermeinen kann. Dann regnet es Proteste von seiner Seite, und um einen scharfen Kernspruch ist Ruland niemals verlegen. Was er seit Jahren spricht, ist bekannt. Wenn die Starrheit einmal gewonnener Anschauungen wie in religiösen so auch in politischen Dingen der höchste Grad des Wünschenswerthen ist — Herr Ruland hat diesen Höhegrad erreicht. Er hat vor vielen Jahren unter seine Lebenserfahrungen einen dicken Strich gemacht, die Summe gezogen und zehrt dieses Capital bei Heller und Pfennig langsam auf. Mag sich eine Welt neu gebären — Herr Ruland „besteht, mit Shylok, auf seinem Schein.“ — Trotzdem müssen wir nach Gestalt und Inhalt der Erscheinungen, viele Stufen tiefer treten, wenn wir den Nachbar zur Rechten betrachten, der sich Ruland — ob zu dessen Freude? — seit seinem Eintritt in die Kammer angeniftet hat. Es ist dies der Abgeordnete Pfarrer

Mahr. Ist Herr Ruland die verwitterte granitene Säule, in der das Auge des durch die Fluren schreitenden Wanderers zuweilen den Zeugen längstvergangener Tage begrüßt, so mahnt uns Herr Mahr in Sein und Geberden an eines jener Schreckmittel für genäschige Luftbewohner, die der sorgsame Landwirth in seinen Krautäckern aufzustellen liebt. Alles fliegt und säbelt an dem Manne. Lange vor Beginn der Sitzungen durchschneidet der Eifrige mit fliegenden Rockschößen die sich ebenso zeitig sammelnden Gruppen seiner Parteigenossen, wie das „Mädchen aus der Fremde“ jedem eine Gabe, dem einen Brief, dem zweiten sein „Vaterland“, dem dritten eine Photographie oder eine handschriftliche Notiz zusteckend, ein paar Worte flüsternd und lustig weiter eilend. Hr. Mahr ist keine jener gewaltigen Figuren, unter denen man sich etwa die Leute vorstellt, die sich sonst vermessen, Himmel und Hölle mit ihrer „Energie“ zu zwingen. Weit entfernt. Mahr ist im Aeußeren mehr Dorfschulmeister als Großinquisitor; mittelgroß, schlank, wenn auch beim Gange etwas gebückt, in den „besten Jahren“, wie man zu sagen pflegt. Sein natürlich bartloses, wenn auch nicht stets mit äußerster Sorgfalt rasirtes Gesicht, hat einen langen, pädagogischen Schnitt, die obere Kinnbackenpartie ist merklich vorgeschoben, zwei lange Falten ziehen sich an der Nase abwärts und die goldbebrillten, ewig unruhigen Augen werden von einer kahlen Stirn überragt, deren Ende nicht abzusehen ist. Neben Rulands weißem ehrwürdigem Haupte erscheint Mahr's Gesichtsfarbe transparent kirschroth, eine Farbentinte, die sich bei längeren Expectorationen des Inhabers stufenweise bis zur entschiedenen Blaue steigert. Einen Zettel in der Hand, in den er unaufhörlich blickt, dabei mit Händen und Füßen zappelnd, sprudelt Herr Mahr seine Herzenslast von sich, nicht wissend, wo er Halt machen soll, d. h. wenn nicht die allgemeine Entrüstung und der ihr folgende Lärm zuweilen eine Pause gestattet. Mahr stößt etwas mit der Zunge an, wodurch mancher Vor- und Nachsatz, manchmal auch der Mittelsatz eines Redeabschnittes unverständlich wird. Vielleicht klebt dieser verzeihliche Mangel nur an seinen Parlamentsreden, da man allgemein hört, daß er in Bauernversammlungen mehrfach als einer der bedeutendsten Redner des engeren Vaterlandes gefeiert wurde. Die Beurtheilung des geistigen Fonds dieses „Erwählten des

bayerischen Volkes" ist nach den gehaltenen Reden kaum weiter möglich, da er ausnahmslos nur Artikel des „Volksbot" und des „Vaterland" redete. Noch weit munterer, fröhlicher und gegen die Fortschrittler abgehärteter als Herr Mahr ist der Abgeordnete

Pfahler, das perpetuum mobile der Kammer, das ich, wäre es nicht respectwidrig, nur mit dem über den Sieg wandernden „Pfäfflein" vergleichen könnte. Würde an dem feisten Gesichtchen, im Gegensatze zu Mahr, nicht das Unterkinn etwas mehr als nöthig vorspringen, wodurch das in Permanenz erklärte Lächeln und Nicken Pfahlers leicht eine Mischung von der Natur desjenigen Vierfüßlers gewinnt, den Goethe in einem classischen Epos verherrlichte, — man müßte Herrn Pfahler als das Urbild der Gemüthlichkeit und Seelengüte wenigstens auf photographischem Wege verewigen. Kurzgeschorene, leicht ergraute Haare bedecken eine etwas sehr niedere Stirn. Auch hier fehlen goldene Augengläser nicht zusammt einer feinen langen goldenen Uhrkette, mit der dieser Knecht des „Knechtes der Knechte Gottes" wohlgefällig spielt. Pfahler ist klein von Statur mit einem merklichen Ansatz zu völliger Abrundung an Haupt und Gestalt, er gleicht halb dem Städler, halb dem reichen Landbewohner, kurz er scheint ganz der Mann nach dem Herzen einer Bevölkerung, welche die bewunderte Mitte hält zwischen blindem Aberglauben und jener naturwüchsigen Ueppigkeit, die sich bei Hochzeiten gerne mit dem im Griffe feststehenden Messer blutig kitzelt und den Pferden Champagner in die Tröge schüttet. „Leben und leben lassen" — sollte man meinen, wäre die Devise solcher Naturen. Nun ja, es sollen alle leben — nur der Fortschritt nicht, wir wissen wohl warum. Herr Pfahler bedarf keines Geschriebenen bei seinem Vortrage. Es geht auch ohne das. Wettert doch das Männlein von seiner Höhe herunter, — Herr Pfahler sitzt auf dem schwarzen Berge — als gelte es Seelen in die Hölle zu werfen oder aus ihr zu retten. Er wird dunkelroth vor Anstrengung, während gewohnheitsgemäß seine runde rechte Hand heftig zitternd nach unten zuckt, wo sonst die stumme Gemeinde zerknirscht dem Gewitter zu ihren Häuptern zu lauschen gewohnt ist. Mahr macht bei den tollsten Redesprüngen, bei den drolligsten Ausfällen auf Personen, ja auch wenn er Witze zu reißen meint, das finsterste, zelotischste Gesicht von der Welt; Pfahler hingegen schleudert die gröbsten Insulten mit unverzagtem Frohsinn, mit unbeschreiblicher Munterkeit in das Haus. Er hat offenbar keine Ahnung davon, daß er Bohnenstroh redet! der ausschließliche Umgang mit einer Sorte sonst verehrungswürdiger Mitglieder der Gesellschaft hat ihn für die Sitten und Gebräuche „hoher Häuser" völlig abgestumpft; er ist, wie Mahr, stolz auf seinen Mangel jeglicher Salonfähigkeit und wird sich, heimgekommen, wie Ersterer rühmen, kein Blatt vor den Mund genommen zu haben. Sein Volk, das Volk das ihn geschickt hat, wird ihn darob preisen und ihm danken. Ob es ihn nochmal in die Kammer schicken wird? Bei Gott und fanatisirten Bauern ist Alles möglich.

(Schluß folgt.)

Der Erdstoß am 10. Februar 1871.

* Ueber den am 10. Februar stattgehabten Erdstoß liegen uns jetzt außer den in unseren Hauptblättern Nr. 36 und 37 enthaltenen Notizen auch sonstige auswärtige Berichte vor, aus welchen hervorgeht, daß derselbe fast in ganz Baden, Württemberg, der Pfalz und Hessen verspürt worden ist. — Von hier (Ludwigshafen) wird uns als Einzelheit noch mitgetheilt, daß von einem hiesigen, solid gebauten Wohnhaus der schwere Deckstein (15 Centimeter im Quadrat und 5 Centimeter dick) eines Schornsteins, ohne das Schieferdach zu beschädigen, also frei im Bogen, in den Hof geschleudert worden und daselbst 4,34 Meter von der Fundamentmauer des Hauses niedergefallen ist. — Aus Odernheim a. Gl. meldet man uns, daß die Häuser daselbst 10—12 Secunden zitterten und die Fenster, obgleich volle Windstille herrschte, klirrten. — Ein weiterer Bericht wird uns aus Rödersheim mitgetheilt, nach welchem die Erschütterung dort sehr heftig war. — In Neustadt ist, laut Mittheilung der „Neust. Ztg." dieselbe ebenfalls sehr stark gewesen, so daß die Thüren in den Schlössern knarrten, Lampen und sonstige häusliche Geräthschaften in Bewegung geriethen. — In Dürkheim soll die Erschütterung, wie der „Dürkh. Anz." berichtet, 18 Secunden angedauert haben und etwa 35 Minuten nach dem ersten Stoße noch eine zweite, aber weit schwächere Bewegung wahrgenommen worden sein. Aus Wachenheim und Freinsheim wird dem genannten Blatte gemeldet, daß auch dort die Erschütterung beobachtet wurde. — Ein Gleiches berichtet der „Land. Anz." aus Landau und Nußdorf. — In Kaiserslautern hat die Erschütterung ca. 15 Secunden gedauert und auch dort ist nach Angabe der „Pf. Volksztg." ein zweiter Stoß beobachtet worden. — In Frankenstein hat man, wie die „Kais. Ztg." schreibt, nur eine Bewegung von einigen Seeunden verspürt. — Nach Mittheilung der „Pf. Ztg." hat in Speyer die Erschütterung 30 Secunden gedauert, und ein anderer Bericht von dort meldet, daß die Bewegung so stark gewesen sei, daß im Bürgerhospital die im 3. Stock liegenden Kranken erschreckt aus den Betten sprangen; ein Gleiches sei in den in der Nähe des Domes befindlichen Lazarethen der Fall gewesen. — Von Germersheim wird dem hiesigen „Anzeiger" mitgetheilt, daß in Folge der Erschütterung dort die Brücke auseinander gerissen wurde, sämmtliche Verbindungsbalken brachen, Ketten und Anker rissen und 15 Pontons abgetrieben seien. — Von Berichten außerhalb der Pfalz liegen uns zunächst Mittheilungen aus Rheinhessen vor: von Worms, wo die Erschütterung 15 bis 18 Secunden, von Gundheim, wo sie 6—7 Secunden, von Wies-Oppenheim, wo sie 8 Secunden dauerte, von Horchheim und Abenheim ohne Angabe der Dauer. — Die „Mainzer Ztg." berichtet auffallender Weise nur, daß man in Alsheim, Guntersblum, Osthofen und Bodenheim die Erschütterung wahrgenommen habe, sagt aber nichts davon, daß solche in Mainz selbst verspürt worden sei. — In der Provinz Starkenburg wurden in Bensheim drei Erschütterungen, die erste 5 Uhr 25 Min., die zweite 10 Minuten später und die dritte um 6 1/2 Uhr beobachtet und soll außerdem um 7 Uhr nochmals eine kleinere Bewegung stattgefunden haben. — In Darmstadt hat der Stoß an Heftigkeit alle früheren Fälle übertroffen. In der Altstadt dauerte er 4—5 Secunden, während in der Neustadt die Erschütterung noch länger gedauert und ihre Wirkung heftiger geäußert hatte, woraus sich schließen läßt, daß Groß-Gerau und das Ried wieder das Centrum der Erschütterungen bildeten. — In Offenbach a. M. ist schon Morgens um 3 Uhr eine erste Erschütterung wahrgenommen worden, der gegen halb 6 Uhr die zweite folgte. — In Frankfurt a. M., von wo gleichfalls über den um halb 6 Uhr stattgehabten Stoß berichtet wird, will man schon am vorhergehenden Abend gegen 3/4 auf 11 Uhr Erdbewegungen bemerkt haben. — Von nördlicher als Frankfurt gelegenen Orten liegen uns bis jetzt noch keine Notizen vor. Wir lassen deshalb hier noch die Angaben folgen, welche aus Baden und Württemberg uns zu Gebote stehen. In Mannheim wurden dieselben Beobachtungen wie hier gemacht, ebenso in Heidelberg. In Kehl wurden drei Stöße verspürt. In Achern dauerten die Schwankungen 6—8 Secunden. — In Stuttgart wurde ein erster Stoß etwa 10 Minuten vor 4 Uhr, der zweite nach 5 Uhr wahrgenommen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 19. Vierter Jahrgang. 1871.

* Dem Andenken einer Jugendfreundin.

(Elise v. Schmitt, geb. Syffert.)

Kennt ihr das Land, wo jede Klage schweigt,
Wo Herz an Herz, und Geist an Geist sich neigt;
Die Lüfte weh'n in süßen Harmonie'n
Und Herzen rein in Kindesunschuld glüh'n;
Wo Liebe hehr und Treue sicher wohnt,
Den Kämpfenden die Palmenkrone lohnt?
Kennt ihr das Land?
Dahin, dahin
Saht ihr Sie jüngst auf Engelsflügeln zieh'n!
R.

So kehrst auch Du zur schönen Heimath wieder,
Du milder Geist, der keinen Haß gekannt;
Ach, immer enger wird der Kreis der Glieder,
Die einst der Jugend Frühlingskranz umwand.

Fernab von diesem öden kalten Staube,
An dem der Nebel feucht und dunkel graut —
Dort haben Engel eine Friedenslaube
Von Palmenschatten liebend Dir gebaut!

Das arme Herz, was kann es noch umfassen,
Das Dich, du fromme Dulderin, vermißt?
Wenn solche Seelen ewig uns verlassen,
Dann fühlen wir, wie arm das Leben ist.

Ach, furchtbar ist des Lebens Offenbarung,
Zum Erdenpilger spricht es durch den Schmerz:
„Reich werden wir und reicher an Erfahrung,
„Und arm und ärmer wird das Herz.

Durch finst're Schatten gehen meine Stunden,
Doch diese Schatten hat ein Gott geweiht!
Ihr Tröster, laßt mir meine herben Wunden,
Sie sprechen ja von einer schönern Zeit!

Und diese mahnt an die geliebten Stellen,
Wo, Heilige! Dein stiller Wandel ging,
Als noch um uns're lebensreiche Quellen
Ein Lenz voll duft'ger Morgenblüthen hing.

Geheiligt ist, wo Du im Glanz gewandelt,
Wo Du gelitten hast, der Raum;
Wo eines Engels leichter Fuß gewandelt,
Beleuchtet hat, da schwebt ein Himmelstraum!

In Deine Spuren, Fromme, will ich treten,
Du weihtest sie zu Tempelstellen ein!
Da will ich Dein gedenken und für jene beten,
Die Gift geträuft in meinen Lebenswein.

Aulenbach.

---

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

7.

Wie qualvoll langsam verstrichen den drei Personen, die in der Stadt zurückgeblieben waren, die Stunden und Tage.

Der alte Dittmar hatte von Hermann die Zusicherung erhalten, daß er jede Minute auf seine Freilassung rechnen könne; Dittmar hatte zwar den Kopf dazu geschüttelt, als könne er nicht daran glauben. Allein das hinderte ihn nicht, daß ihn die Hoffnung belebte und aufrecht erhielt, bis er die Abreise des Präsidenten erfuhr, und daß dieser über seine Freilassung nichts verfügt habe. Da brach er zusammen.

Auch die immer noch schwermüthige Emmy hatte Hermann durch die vom Assessor gemachte Zusage aufzurichten versucht, und Emmy glaubte ja an Nordeck wie an einen Gott. Um so schmerzlicher und niederdrückender wirkte bei ihr die Enttäuschung.

Hermann selbst endlich wußte gar nicht, was er von dem Assessor denken sollte. Inzwischen besaß er doch genug Denkvermögen und Kenntniß von den Verhältnissen Nordecks, um sich sagen können, daß hier irgend ein Fehler, ein Mißverständniß oder Versehen obwalten müsse. Auch hatte ihn ja Nordeck auf solche Eventualität vorbereitet, indem er ihm gesagt, wenn Dittmar im Laufe des Tages nicht frei komme, so solle Hermann seine Mutter kommen lassen.

Diesen Rath hatte auch Hermann befolgt, nur daß es ohne Erfolg auf Emmy geblieben war.

Seine Mutter hatte sich in Folge seiner Bitte von ihrer Wirthschaft losgerissen und war gekommen, allein als sie Emmy mit sich nehmen wollte, erklärte diese mit einer noch nie an ihr bemerkten Entschiedenheit, daß sie nicht eher ihre Wohnung und die Stadt verlassen werde, bis ihr Vater frei sei.

Hiergegen konnte Hermann auch nichts ausrichten, daß Nordeck es ja angerichtet, ja es schien Emmy ein Stich ins Herz, wenn sein Name genannt wurde. Nordeck hatte bereits angefangen, ihrem Herzen fremd zu werden. Hermann gab sich unsägliche Mühe zu erfahren, wo sich der Assessor aufhalte, damit er ihm wenigstens schreiben könne, allein Niemand wußte, wohin er gereist.

So vergingen drei peinliche Wochen, und die Gerichtsferien näherten sich ihrem Ende. Hermann erhoffte Alles von Nordecks Rückkehr; allein noch ehe dieselbe erfolgte, sollten die Unglücklichen von neuem Schlage des Schicksals getroffen werden.

Eines Morgens, als der Gefangenwärter in die Zelle des alten Dittmar trat, fand er denselben entseelt im Stuhle sitzen. Ein Gehirn- oder ein Herzschlag mußte seinem Leben ein Ende gemacht haben; denn es fehlte jede Spur, welche auf einen Selbstmord schließen ließ.

Der Gefangenwärter suchte voller Theilnahme Hermann allein von diesem Vorfall zu unterrichten, und dieser beschloß, Emmy die für sie so fürchterliche Nachricht so lange zu verschweigen, bis die Leiche beerdigt sein würde. Er besorgte, daß der Anblick des Todten ihren eigenen Tod zur Folge haben könnte oder sie zum Wahnsinn bringen würde.

Aus diesem Grunde ließ er sich auch angelegen sein, diejenigen Schritte zu thun, welche nöthig waren, um den Tod des alten Mannes selbst in der Stadt nicht bekannt werden zu lassen. Das Leichenbegängniß sollte in möglichster Stille vor sich gehen; nur Hermann, der Gefangenwärter und die nächsten Bekannten des Verstorbenen von seinem Amte her folgten der Bahre.

Aber Gott hat den Menschen einen kleinen Theil seiner Allwissenheit zum Geschenk gemacht in den Ahnungen; und eine solche Ahnung war es, die Emmy an dem Morgen, da man ihren Vater begrub, mit jäher Hast aus dem Schlafe aufschrecken ließ, um ihr den Gedanken durch das Hirn zu treiben: man begräbt Deinen Vater!

Während sich der kleine Trauerzug vom Gefängnißhause in Bewegung setzte, stürzte das junge Mädchen mit aufgelöstem Haar und todesbleichen Wangen mitten in denselben hinein und auf Hermann zu: „Hermann, mein Vater ist todt!“ Aber noch ehe Hermann ihre Hand erfassen konnte, stürzte sie von ihm fort und auf den Sarg zu und rief: „Nein, er ist nicht todt! er kann nicht todt sein! Laßt den Sarg stehen, Ihr grausamen Männer! denn Ihr begrabt einen Lebenden! Es ist ja nicht möglich! Mein lieber Vater kann ja nicht sterben, ohne seine Emmy noch einmal gesehen zu haben! Er muß noch leben! Laßt mich ihn sehen!“ Damit war sie bis dicht zu dem Sarg gelangt, dessen Träger unwillkürlich stille standen, nicht wissend was sie thun sollten. Es konnte ihnen auch dies Niemand sagen, weil Alle, die den herzzerreißenden Jammer des Mädchens mit anhörten, von demselben im tiefsten Herzen ergriffen waren.

Nur der die Leiche begleitende Geistliche hatte Fassung genug, um sich an das in Thränen aufgelöste Mädchen zu wenden. „Mein armes Kind!“ sagte er mit vor Rührung bebender Stimme, „komm fort von hier. Hat Gott der Herr Dir den Vater von der Seite genommen, so tröste Dich der Gedanken, daß es sein Willen gewesen!“

„Gottes Willen, sagen Sie, ließ meinen Vater sterben, Herr Pastor?!“ rief Emmy, indem an Stelle der Farbe des Todes plötzlich das Roth des Zornes auf ihre Wange trat. „Nein! ein Teufel hat ihn gemordet! ein Bösewicht, wie die Welt noch keinen Zweiten gesehen! Wie, Ihr blickt mich Alle erstaunt an? Ihr glaubt mir nicht? Nun, so will ich Euch diesen Teufel nennen. Er schleicht als ein angesehener, vornehmer Herr in Euerem Gerichtshause umher, und wie er alles Recht unter seinen Händen erstickt, so sterben alle Blumen, die er berührt, von seinem giftigen Hauche. Man nennt ihn den Präsidenten von Bornstedt; mir aber ist er ein Teufel, der die Tochter nicht verführen konnte und darum ihren Vater zu Tode peinigte. O, daß er seinen Lohn aus diesen meinen Händen empfangen könnte! O, daß er hier wäre, damit ich ihm mit diesen Nägeln das schwarze Herz aus der Brust reißen könnte!“

Die Reden des Mädchens fingen an, sich zu verwirren, sie that einen neuen Blick auf den Sarg, den die Träger einen Augenblick bei dem, was sie von ihren Lippen hörten, niedergesetzt hatten. Es erfaßte sie ein convulsivisches Zittern, ein entsetzlicher Wehschrei entrang sich ihrer Brust, und sie sank zusammenbrechend über den Deckel des Sarges nieder.

Die Scene hatte einen großen Auflauf von Menschen verursacht; aber jeder der Umstehenden schien den Schmerz des jungen Mädchens zu ehren, während die Worte, die sie gesprochen, von Mund zu Mund gingen. Und da zeigte sich denn, wie sehr verhaßt der Präsident Bornstedt in der Stadt war, denn keine Stimme erhob sich zu seiner Rechtfertigung. Alle Welt war darüber einig, daß er den Tod Dittmar's verschuldet haben müsse; und manche Verwünschung gegen ihn durchhallte die Luft.

Als Emmy ohnmächtig über dem Sarg des Vaters lag, hielt es Hermann an der Zeit, sie unter dem Beistand anderer Frauen in einen der wenigen die Leiche begleitenden Wagen zu bringen, was sie selbst dann aus ihrem lethargischen Zustande nicht weckte.

Und während nun die Träger den Sarg wieder erhoben und der ganze übrige Zug die Leiche des alten Mannes zu ihrer letzten Ruhestätte begleitete, fuhr der Wagen, der die ohnmächtige Tochter und ihren Bräutigam barg, dem Hause zu, das der Verstorbene im Leben bewohnte, und worin er einst so glücklich, aber auch wieder so namenlos unglücklich gewesen war.

Die hitzige Krankheit, in welche Emmy noch in derselben Stunde verfiel, machte den Arzt selbst unruhig; denn er konnte sich die Symptome derselben durchaus nicht miteinander reimen.

Endlich, als die Kranke aus dem Zustand völliger Bewußtlosigkeit, in dem sie einige Tage gelegen, zu sich kam und die ersten — wenn auch unzusammenhängenden Worte sprach, schien ihm plötzlich Erkenntniß zu kommen; denn seine Mienen, die Hermann und seine Mutter in ängstlicher Spannung studirten, nahmen einen ernsten, aber auch trauernden und mitleidigen Ausdruck an.

„Was geben Sie uns für Hoffnungen, Herr Doctor?“ fragte die alte Frau, vor Furcht zitternd.

„Wenn Ihr es ertragen könnt, Ihr guten lieben Menschen!“ antwortete dieser, — „keine andere als — das Irrenhaus!“

(Fortsetzung folgt.)

Portra'tskizzen einiger Achtundvierziger.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Gehen wir über zu dem dritten im Bunde der Nachzügler des ausgetretenen Militärcuraten, zu Herrn Lycealprofessor

Greil aus Passau, so stellt sich uns der mehr in die Länge, mehr in's Steife, stark in's Blonde gezogene Amtsbruder und Doppelgänger Mahr's vor. Die Unmöglichkeit einer Tonfur ist auch bei ihm evident. Dabei ist er in Allem strenger, man könnte wohl auch sagen würdiger als die Vorgenannten, und goldene Schmucksachen werden an dem langen, eng zugeknöpften schwarzen Manne mit weißen Halsstreifen nicht sichtbar. Greil ist der völlige Kathedermann, zur Durchführung einer längeren zusammenhängenden Rede recht wohl befähigt. Auf logische und rhetorische Schnitzer darf man dabei freilich nicht ängstlich fahnden. Wenn der lange Mann zu einem Beweise ansetzt, so führt er ihn ohne Stocken durch, es mag biegen oder krachen, immer unter Zuhilfenahme des kleinen, unwillkürlichen Kunstgriffes, gegnerische Aufstellungen zu modelliren und zu verdrehen und statt der gegnerischen Gründe diese selbstgemachten Geschöpfe durch alle Tonarten hindurch zu bekämpfen. Der reichste Mann an Wissen muß auf diesem Wege zum „Confusionsrath wider Willen“ werden, wobei wir billig voraussetzen, daß keinerlei Böswilligkeit, sondern die jahrzehntelange ausschließliche Bewegung des Herrn Greil auf dem Gebiete des Kirchenrechts, auf dem ja zuletzt auch die „Unfehlbarkeit“ des Papstes sonnenklar bewiesen worden ist, das ganze Sein und Wesen desselben durchsäuert. Daß der gute Mann auf das wilde Meer einer Politik unter lebenden Menschen geworfen wurde, wird er in kommenden Jahren, in der wiedergewonnenen Dunkelheit orthodoxer Lyceallehrthätigkeit zu verschmerzen haben. Ich wenigstens kann mir selbst in Niederbayern keine Wählerschaft denken, welche

zum drittenmale die Grausamkeit begehen könnte, eine solche Kraft ihrer naturgemäßen Thätigkeit zu entreißen. Ueber Herrn Greil's Aeußeres läßt sich außer dem schon Bemerkten wenig sagen. Er würde hundertmale an dem Psychologen vorbeigehen können; dieser würde in dem Antlitz desselben nichts von dem entdecken, was seine Freunde an ihm bewundern. Erwähnt sei noch der kindlichen Naivität, mit welcher Herr Greil in Fällen, wo ihn der ironische Hieb eines Gegners trifft, vor aller Welt die Hände in einander zu klatschen und sich schnell fünf-, sechsmal sitzend abzubiegen pflegt, als wolle er bersten vor Verwunderung und Lachen. Noch häufiger sind, wie bekannt, dessen „Bitten um das Wort zu factischen Berichtigungen", die in der Regel den Fleck neben das Loch setzen, sowie noch dessen gewissenhafte Sorge für eine geschäftsordnungsgemäße Haltung der Galerieen, deren Insassen nur leider dieselben Lachmuskeln besitzen, wie die Stammgäste des „hohen Hauses". Herr **Ruland** pflegt seinen verwandten Schmerzen durch ein directes: Quos ego!*) an die Galerieen oder, wie es kommt, auch an die Journalistentribüne Luft zu machen; Herr **Greil**, mit der Geschäftsordnung in der Hand, zieht dabei immer den „Herrn Lehrer", den Präsidenten nämlich, in Mitleidenschaft. — Mit den „Größen" ersten Ranges sehe ich mich hiermit so ziemlich zu Ende. Kann es noch interessiren, mit dem unwirschen Bamberger Advocaten **Schüttinger** genauere Bekanntschaft zu machen, der zwar nicht als Jupiter, so aber doch als Pluto tonans durch die Debatten schreitet? Sein dunkelrother Teint, sein langes, gar derbes Gesicht, seine scharfhallende Stimme, seine schmetternde Faust machen mich fast fürchten vor dem Manne. Hätte Schleich seine letzte Hexe noch nicht geschrieben: wehe den alten Mütterchen in der vielthürmigen Bischofsstadt im Maingrunde. Sie würden unter juristischem Beistand unseres Mannes mit allen kanonischen und hochnothpeinlichen Formeln zuerst zum unumwundenen Geständnisse, dann zur Sühne ihrer Missethaten gebracht — „sich selbst zur Strafe, Anderen zum wohlmeinenden Exempel." Sonderbar! Herr Schüttinger soll im persönlichen Verkehr ein gemüthlicher, heiterer Mann sein — solche Widersprüche aber gab es schon zu Zeiten des seligen Torquemada. Der Zug der persönlichen Heiterkeit und Gemüthlichkeit geht z. B. breit durch den ganzen katholischen Klerus; gemüthlich und heiter ist auch Lessing's „Patriarch"**) mit seinem Refrain: „der Jude wird verbrannt"; gemüthlich und heiter sind sie Alle, der Gemüthlichste und Heiterste aber ist der Pfarrer von Deggendorf.

Der Passauer Advocat **Wirsnet** (seitdem ausgetreten) erinnerte mich in seinem Gebahren an den todten Schottenkönig Duncan im Munde der Lady Macbeth. Mit einer leichten Variante konnte man von ihm sagen: „Wer würde gedacht haben, daß der alte Mann so viel — Haß in sich hätte?!" Graf **Treusheim**, II. Präsident, ist eine bedächtige, schlanke, aristokratische Erscheinung. Der Herr Graf präsidirte in einem Falle kurze Zeit ganz wacker; sonst aber sitzt er stumm auf seinem Platze und lächelt mit einer gewissen, wenn auch vielleicht nicht aus geistiger Ueberlegenheit stammenden Geringschätzung gegen vorgebrachte Gründe munter in sich hinein. Lautlos, aber finster und in sich gekehrt verharrte nebst Anderen der Münchener Advocat **Freytag**; immer lächelnd und seine bäuerische Umgegend im Zaume haltend der Bezirksamtmann Thomas **Hauck** von Marktscheinfeld; eine russische Kopfbildung mit Stumpfnase und ungepflegtem bloadem Vollbarte; auffallend hager und hohlwangig erscheint trotz eines mächtigen Backen- und Schnurrbartes der Passauer Appellrath Dr. **Krätzer**; sanft und milde der Regensburger Domcapitular Dr. **Neumayer**, Besitzer einer feinen höflichen Stimme, derselbe, der sich die Bedenken wegen der Pfalz mit dem Sprüchlein:

„Bayern und die Pfalz
Gott erhalt's."

aus dem Wege räumte; mächtiger an Gestalt aber ebenso sanft und milde an Mienen, ein halber „Johanneskopf", der Pfarrer **Nußwurm** aus Theuern, der wie Hauck trefflich zu schweigen versteht; ein dicker Landgeistlicher ist Pfarrer **Triller** von Meckenhausen; ältere geistliche Herren ohne besonders bemerkenswerthe Züge sind die Abgeordneten F. X. Schmid von Traunstein (ausgetreten), Soellner, Henning und Andere. Von den „Bauern", die gegen die Verträge stimmten, ist begreiflicher Weise wenig zu sagen; sie stimmten, wie sie mußten. Daß die Rede Lerzer's von Thannhausen eine „eingepaukte" war, wurde ohne Widerspruch von nachfolgenden Rednern constatirt und so will ich mich von dieser Seite des Hauses trennen, nachdem ich vorher noch einen Blick auf das zarte, etwas weiblich gerathene Antlitz des jugendlichen Freiherrn **von Zu-Rhein**, königlicher Kämmerer in Würzburg, werfe, an dem ich räthselnd grüble, um diejenigen Linien aufzuspüren, die es mir erklären sollen, wie ein so junger, wohlgebildeter Mann von der Größe und Herrlichkeit des die Zeitgenossen blitzgleich durchzuckenden Vaterlandsgedankens so völlig unberührt bleiben konnte! Ohne auch nur mit einer Sylbe in die Entscheidungsdebatte einzugreifen, gab er sein trockenes „Nein" zu den Verträgen ab. Wie ich aber auch grübelte, ich fand in dem Gesichte nichts als die feine, vornehme Glätte; nicht einmal Haß — freilich auch keine Liebe. Wer die Macht und Lust dazu hätte, die Geister Abgeschiedener zu beschwören? Sonst, sagt man, bringe der Tod Versöhnung! Ob der todte Vater am 21. Januar wohl gesagt hätte: „Dies ist mein Sohn, an dem ich mein inniges Wohlgefallen habe!?"

(Schluß folgt.)

*) Euch werde ich!
**) Nathan der Weise.

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Nach Mittheilungen in der „Zeitschrift für Land- und Forstwissenschaft" von Haurand hat man neuerdings den beim Bierbrauen als Rückstand verbleibenden Malzoberteig mit gutem Erfolg zum Brodbacken verwendet. Derselbe besteht aus 6 bis 7 Proc. geronnenem Eiweiß, 4 bis 8 Proc. unverändertem Stärkemehl und aus Bierwürze, und enthält demnach eine ansehnliche Menge blutbildenden Nahrungsstoffes. Nach Essig's Angaben kann man beim Brodbacken ein Drittel, die Hälfte, ja selbst zwei Drittel des sonst erforderlichen Mehles durch diesen Oberteig ersetzen. Dabei wurde folgendermaßen verfahren: Die Masse wurde etwas gesalzen und mit mehr Hefe versetzt als zum gewöhnlichen Brod, der Teig bleibt flüssiger als gewöhnlich und muß besonders fleißig durchgearbeitet werden. Zum Backen ist ein nicht zu heißer, dagegen nachhaltig warmer Ofen nothwendig. Das Brod ist neugebacken etwas klebrig und feucht, wird aber je älter desto besser, man kann es 14 Tage und länger aufbewahren. Ueber 4 Pfund schwere Brode backen nicht gut aus. 18 Pfund Hausbrodmehl, 21 Pfund Oberteig, 3¼ Pfd. Hefe und 14 Loth Salz lieferten 36 Pfd. Brod. Ein anderes Verfahren mit Zusatz einer ziemlich bedeutenden Quantität Feldbohnenmehl, durch welches die übermäßige Feuchtigkeit beseitigt wird, hat noch besser entsprochen. Zu 50 Pfd. Roggenmehl wurden zugesetzt: 30 Pfd. Oberteig, 20 Pfd. Bohnenmehl, 6 Pfd. Sauerteig und 2 Loth doppeltkohlensaures Natron. Letzteres neutralisirt einen Theil der im Sauerteig enthaltenen Säure, wobei sich die gleichzeitig frei werdende Kohlensäure im Teige vertheilt und denselben auflockert. Das Mehl muß so trocken wie nur möglich gemacht werden, bevor man ihm den Malzteig und die übrigen Zusätze beifügt. Der Teig bedarf reichlich Salz, läßt sich leicht behandeln und geht gut auf. Der Ofen darf nicht so heiß sein wie bei gewöhnlichem Brod, man backt am besten, nachdem zuvor anderes Brod gebacken worden ist.

Das sa erzeugte Brod hat nicht den mindesten Beigeschmack und hält sich länger als jedes andere Brod. — In der neuesten Nummer der „Verhandlungen des niederösterreichischen Gewerbvereins“ befindet sich ein interessanter Bericht über amerikanische Schuhfabrikatian, deren Verfahren durch den Nähmaschinenfabrikanten Anger theilweise auch nach Oesterreich verpflanzt worden ist. Bekanntlich haben unsere Schuhmacher ihre sitzende Lebensweise bei der Arbeit noch nicht aufgegeben. Das Leder wird noch immer auf hölzerne Leisten genagelt, und Leisten und Leder werden vermittelst des Knieriemens festgehalten. Weitaus praktischer und der Gesundheit zuträglicher ist die amerikanische Methode, wobei der Schuhmacher stehend, ohne irgend einen anderen Körpertheil als seine beiden Hände zu gebrauchen, ganz bequem das Leder bearbeiten kann, und zwar in jeder Richtung. Aber nicht allein diese Vortheile wurden erreicht, man hat auch den Leisten eine unbegrenzte Dauer gegeben, indem man sie aus Eisen herstellt. Natürlich ist dafür gesorgt, daß man trotzdem das Leder annageln kann. Diejenigen Stellen, wa Nägel einzuschlagen sind, sind nämlich gehöhlt und mit Blei ausgegassen. Damit das Blei festhalte, sind in den Höhlungen einige schräge Löcher eingebohrt. In dem Blei sitzt nun der Nagel sehr gut, die entstandenen kleinen Löcher werden mit dem Hammer verklapft, und erst nach längerer Zeit ist eine Erneuerung des Bleieingusses nothwendig. Der Leisten besteht aus zwei Theilen, der Sohle und dem mit Führung eingeschobenen Obertheil. Letzteres hat einen Zapfen, welcher in einem am Werktische festgeschraubten Aufsatze eingesteckt wird, sa daß sich der Leist beliebig drehen läßt. In Anger's Maschinenfabrik werden eben für eine Militärschuhfabrik 1000 Paar salcher eiserner Schuhleisten angefertigt.

— Der Correspandent der „Times“ im Hauptquartier Friedrich Karl's erzählt, wie er auf dem Wege von Le Mans nach Tours ein kleines Städtchen (Eccomoy) fand, in welchem unerwarteter Weise keine Deutschen einquartiert waren. Trotzdem, daß der Ort an der Hauptstraße gelegen, war er bisher van jeder Einquartierung befreit geblieben. Bald bemerkte der Reisende die Affiche an den Häusern: „Der Magistrat hält es für seine Pflicht, messieurs les étrangers et les troupes françaises zu benachrichtigen, daß hier die Blattern und die Rinderpest herrschen.“ Obgleich der Engländer im Gasthause ein prächtiges Beefsteak vorgestellt erhielt, wollte er dasselbe nicht essen, da es ja von einem gefallenen Thiere herrühren konnte und auch der beständige Klang der Todtenglacke ihm das Verweilen im Orte unheimlich machte. Der treuherzige Wirth beruhigte ihn aber bald, indem er ihm gutmüthig sagte, er solle nur mit bestem Appetit essen, im Orte sei noch gar kein Fall der Rinderpest vorgekammen. Auf weiteres Befragen erfuhr der Engländer denn weiter, daß die Affiche bis jetzt jede Einquartierung ferne gehalten habe; im ganzen Orte seien überhaupt nur ein paar Blatternfälle vorgekammen. Das in der Umgegend umlaufende Gerücht, von der 1800 Seelen betragenden Einwohnerschaft seien bereits 300 gestorben und die tägliche Sterbeziffer betrage 14 Menschen, war eine schlaue Finte. Kamen nämlich Soldaten in die Nähe des Ortes, so zagen die Gamins allemal die Todtenglacke. In einen so unheimlichen Ort ließen die Offiziere ihre Saldaten gar nicht hinein und der schlaue Maire bewahrte auf diese Weise seine Mitbürger vor Kosten und Mißhelligkeiten.

— Aus Posen, 2. Febr., schreibt man der „Ostd. Ztg.“: Die thierische Natur der Turcos ist gestern auch in unserem Gefangenenlager schrecklich zum Ausbruch gekommen. In einer Baracke waren Abends 11 Uhr mehrere Turcos mit anderen französischen Soldaten in Streit gerathen, als der Turcocorporal Achmed ben Tisbah eintrat. Derselbe versuchte seine Autorität geltend zu machen, und als ihm dies nicht gelang, stürzte er sich mit seinem Messer auf einen Widersprechenden und schlitzte ihm den Bauch auf. Sofort begann ein allgemeiner Messerkampf beider Parteien in jener türkischen Manier, bei welcher mit thierischem Geheul wild umhergestachen wird. Die Wache entwirrte den Knäuel der Kämpfenden, die alle schwer oder leicht verwundet waren. Zwei Verwundungen sind unbedingt tödtlich.

— Es giebt wenige Familien, denen der jetzige Krieg nicht ein oder das andere schwere Opfer gekostet hätte, aber gewiß hat keine so schwere Opfer zu beklagen, wie die des preußischen Obersten v. Werdhern, denn dessen sechs Söhne, die als Officiere dienten, sind auf dem Felde der Ehre umgekammen.

— Auf der Canalinsel Jersey, welche bekanntlich ihr eigenes Parlament hat, besteht seit dem Jahre 1635 ein Gesetz, dem zufalge kein Ausländer — und der letztere Ausdruck meinte dazu hauptsächlich die Franzosen — zum Erwerb von Grundeigenthum auf der Insel berechtigt ist. Kürzlich nun wurde eine Bill zur Abschaffung dieser veralteten Bestimmung eingebracht, um französische Capitalisten zur Ansiedelung und zu industriellen Unternehmungen zu bewegen. Aber die alte Eifersucht gegen die Franzosen machte sich auch jetzt wieder bemerklich, und die Bill fiel mit 24 gegen 12 Stimmen durch.

Musikalisches.

* Mannheim, 13. Febr. Wie aus den bezüglichen Ankündigungen ersichtlich ist, findet am nächsten Donnerstag den 16. d. die dritte musikalische Akademie des hiesigen Hoftheaterorchesters unter Mitwirkung der Sängerin Frau Amalie Joachim (der Gattin des berühmten Geigers Jos. Joachim in Berlin) und des Violoncellvirtuosen Hrn. B. Coßmann statt. Die Gewinnung dieser beiden bedeutenden Kräfte ist dem Concertverein zu danken, der auch unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen sein Ziel, das Heranziehen hervorragender Künstler, nicht außer Auge gelassen hat. Ueber die bisherige Laufbahn der Frau Joachim entnehmen wir dem „Mannh. Journ.“ Folgendes: „Amalie Joachim, geb. Schneeweiß, ist am 10. Mai 1839 zu Marburg in Steyermark geboren, empfing schan im sechsten Jahre den ersten musikalischen Unterricht und trieb ernstere Gesangsstudien unter Capellmeister Ott und Julie v. Frank in Graz. Ihre Familie war dem Entschlusse Amaliens, sich der Bühne zu widmen, entgegen, nach langem Zögern erlaubte endlich die Mutter, nachdem der Vater mittlerweile gestarben, daß ihre Tochter, damals erst 14 Jahre alt, ein Engagement in Troppau unter dem pseudonymen Namen „Weiß“ annahm; 1854 war sie einige Zeit am Theater in Hermanstadt angestellt und wurde van dart an die Hofoper nach Wien berufen. Diese Stellung wurde ihr durch mannichfache Enttäuschungen und Zurücksetzung verleidet, so daß sie späterhin freudig ein Engagement in Hannover annahm, wohin sie durch Dr. Gunz warm empfohlen wurde. Seit 1862, während ihrer hannoverschen Bühnenthätigkeit und nachdem sie 1863 im Leipziger Gewandhaus gesungen, erhielt ihr Name den weithin tragenden Klang. Nach ihrer Verheirathung mit Joseph Joachim verließ sie die Bühne und wurde auf dem Felde des Concert- und Oratoriengesanges bald zu einer der ersten und gesuchtesten jetzt lebenden Sängerinnen. Frau Joachim ist im Besitze einer wundervollen höchst sympathischen und sich durch besonderen Wohlklang auszeichnenden Altstimme.“ — Von größeren Orchesterwerken kommt die G-moll-Sinfonie van W. A. Mazart in der Akademie zur Aufführung.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 20. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

8.

Genau zu derselben Zeit, da man die Leiche des alten Dittmar durch das hintere Thor des Gerichtshauses zu Grabe trug, fuhr ein Wagen in das vordere ein, dessen Insasse der zurückkehrende Präsident von Bornstedt war.

Es schienen indeß nicht freudige Rückerinnerungen zu sein, welche ihn bei dieser Heimkehr beschäftigten; denn sein Gesicht verkündete bei seinem Gange nach seiner Wohnung Aerger und Verdruß. Er befand sich in jener abscheulichen Laune, von welcher man zu sagen pflegt, es ärgere Einen die Fliege an der Wand.

Nachdem sein Diener die aus dem Wagen entnommenen Reiseeffecten, darunter einen Kasten mit einem paar schöner Terzerole, in die Wohnung gebracht, und den letzteren auf den Schreibtisch des Präsidenten gestellt, bot er denselben seine Dienste an, um ihn der Reisekleider zu entledigen.

Bornstedt antwortete nur mit einem leichten Grunzen, welches so viel wie Zustimmung ausdrücken sollte. Er war offenbar mit eben so unangenehmen wie schweren Gedanken beschäftigt.

Als der Diener seine Pflicht gethan und seinem Herrn die Toilette gewechselt hatte, fragte er ihn, auf den Kasten mit den Terzerolen deutend: „Soll ich die Terzerole entladen, Sie scheinen Sie nicht gebraucht zu haben?“

„Nein! nein!“ gab Bornstedt zur Antwort, indem er sich in seinen Lehnstuhl warf und seinen Gedanken weiter nachhing.

So vergingen mehrere Minuten. Der Diener wußte nicht recht, auf was sich das „Nein, nein“ seines Herrn bezog, ob es heißen sollte, die Terzerole nicht zu entladen, oder es sei wahr, daß sie auf der Reise nicht gebraucht wurden. Eben wollte er fragen, ob er noch was zu thun hätte, als Bornstedt den Kopf hob und fragte: „Ist während meiner Abwesenheit etwas Wichtiges vorgefallen?“

„Wichtiges just wohl nicht, Herr Präsident. Man hat nur eben erst den groben Kerl von Executor begraben, der damals hier solch Skandal machte.“

„Wie — den alten Dittmar?“ fuhr der Präsident auf, indem er es sich eiskalt überlaufen fühlte.

„Ja wohl, Herr Präsident. Er ist in seinem Gefängniß gestorben.“

„Teufel! Teufel!“ rief Bornstedt und maß das Zimmer mit langen Schritten. „An die verdammte Geschichte habe ich auch mit keiner Sylbe wieder gedacht. Wie ärgerlich, was wird mir Nordeck böse sein? Aber wer Teufel kann denn auch an Alles denken, wenn jenes Satansweib — —“ Er vollendete seinen Satz nicht, da er sah, wie der Diener ihn aufmerksam beobachtete.

„Du kannst gehen, bis ich Dich rufe!“ sagte er.

Der Diener ging.

„Na, das wird eine schöne Bescheerung werden!“ setzte Bornstedt, als er allein war, sein Selbstgespräch fort. „Das hat mir gerade noch gefehlt, daß ich mir Nordeck auf den Hals hetze, nachdem mich diese dämonische Julie so schnöde und höhnend verlassen, um mit einem Roué von Grafen durchzugehen, weil ich ruinirt bin, wie sie mir lachend in's Gesicht sagte. Es fehlt jetzt weiter nichts, als daß Nordeck ausbliebe und der Fürst einträfe, — dann möchte mir wohl schwerlich noch etwas Anderes bleiben, als dieser Erretter hier!“ Mit diesen Worten war er an den Pistolenkasten getreten, hatte ihn geöffnet und probirte den Hahn der beiden Tödtungswerkzeuge. „Ob ich nicht vielleicht zu feig dazu bin?“ fragte er sich selbst. „Böte nicht die Flucht nach England oder Amerika auch noch einen Ausweg?“ Er hatte die Terzerole wieder an ihren Ort gelegt und klingelte.

Der Diener trat ein.

„Ist die heutige Zeitung da?“ fragte Bornstedt.

„Ja wohl, Herr Präsident!“ antwortete der Diener. „Ich werde sie sogleich holen.“

Bornstedt nahm die ihm gebrachte Zeitung, um sich wieder in den Lehnstuhl zu werfen und sie zu lesen. Aber indem er einen flüchtigen Blick hinein that, fielen seine Augen auf einen Artikel, der ihn wie eingewurzelt stehen hieß. Er lautete: „Man hat viel von einer Reise gesprochen, welche unser neuer Fürst incognito durch die Provinzen unternehmen wollte, um sich durch den Augenschein von der Verwaltung seiner Beamten und dem Zustande seines Landes zu unterrichten. Die Nachricht wurde mehrfach dementirt. Jetzt aber können wir unseren Lesern aus zuverlässiger Quelle versichern, daß diese Reise, welche von dem ganzen Lande ersehnt worden, bereits angetreten ist. Der Fürst hat die Hauptstadt gestern verlassen, und zwar einzig und allein in Begleitung seines Geheimsecretärs und vertrauten Freundes von Jordan.“

„Ah! ah!“ rief Bornstedt, nachdem er den Artikel durchgelesen. „Und nun weiß man noch nicht einmal, wohin er sich zuerst wenden wird, ob nach Osten, Westen, Norden oder Süden.“ Er durchforschte das ganze Blatt, um zu sehen, ob gar keine Andeutung mehr enthalten sei! „Nichts! nichts!“ rief er halb ängstlich, halb unwillig aus. „Diese Zeitungsschreiber lassen gerade immer das weg, was einem das Interessanteste ist!“ Er warf die Zeitung auf den Tisch und wandte sich an den Diener.

„Ist der Assessor von Nordeck schon wieder zurück?“ fragte er.

„Ich habe nichts darüber gehört, Herr Präsident!“

„So erkundige Dich in seiner Wohnung danach. Und wenn er noch nicht zurück ist, so suche zu erfahren, wo er möglicherweise sein kann, so daß ihn ein Telegramm erreicht — hörst Du wohl? Geh' schnell!“

Der Diener entledigte sich seines Auftrags mit aller möglichen Sorgfalt. Aber wir brauchen dem Leser wohl nicht erst zu sagen, daß es ohne Erfolg war.

Der Präsident brachte die nächsten Tage im Zustande einer quälenden Unruhe, ja Angst zu. Es waren dieselben

Tage, während welcher Emmy mit dem Tode rang, aber nur, um ihn durch die Nacht des Wahnsinnes bewältigen zu lassen.

Aber auch der Präsident, der seltsamerweise nicht nach dem Mädchen fragte, ja nicht einmal an sie dachte, sondern nur mit dem räthselhaften und ganz dienstwidrigen Ausbleiben Nordecks beschäftigt war, schien dem Irrsinn zu verfallen, so schrecklich wühlte die Angst in seinem Gehirn. Er hatte es in dieser Zeit nicht einmal vermocht, den Bestand der Gerichtskasse festzustellen, um sich von der Höhe des Deficits zu überzeugen, das er ihr zugefügt. Er war zu feig, sich die ganze Wahrheit vor die Seele zu führen, und hoffte darum von Stunde zu Stunde auf die Rückkunft Nordecks, der ja selbst nachsehen konnte, wie viel an der Kasse fehlte, um dann die Summe zu ergänzen.

Aber der so sehnlich Erwartete kam nicht, und nirgends war auch nur eine Spur von ihm zu entdecken.

Endlich eines Abends bei trübem Wetter, als der Präsident in seinem Lehnstuhl saß, um durch das Durchblättern einiger Acten die quälenden Gedanken aus seinem Gehirn zu verscheuchen, trat sein Diener ein mit der Meldung, es verbreite sich in der Stadt das Gerücht, der Fürst sei soeben incognito angekommen und im Gasthause „Zum rothen Adler“ abgestiegen.

Bornstedt sprang in die Höhe, als habe ihn eine Viper gestochen. „Ist das gewiß, Karl?“ schrie er den Diener an.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete dieser über das Entsetzen seines Herrn verwundert. „Es ist mir eben nur so zu Ohren gekommen, und da glaubte ich, der Herr Präsident würden sehr erfreut sein —“

„Schweig, Tölpel!“ fuhr ihn der Präsident an. „Was weißt Du davon? Suche zu erfahren, ob das Gerücht sich bestätigt.“

Der Diener ging.

„Halt, noch Eins!“ hielt ihn der Präsident zurück, indem sein Ton sich begütigte; „wenn die Ankunft des Fürsten sicher ist, so erkundige Dich in der Wohnung des Assessors von Nordeck, ob derselbe noch immer nicht angekommen. Ist es aber der Fall, so bitte ihn in meinem Namen, sogleich zu mir zu kommen. Aber eile.“

(Fortsetzung folgt.)

Portraitskizzen einiger Achtundvierziger.

(Schluß.)

So geräth man wider Willen in der großen, ernsten Zeit vom Pfade des leichten tändelnden Geplauders auf die Hochwarte schwermüthiger Fragen und Betrachtungen. Doch halt, was könnte besser zerstreuen als ein Blick auf die niederbayerischen Freiherren **v. Hasenbrädl**, von denen der ältere, Bezirksgerichtsrath in Regensburg, ein etwas zum Zorn geneigter Mann, gänzlich zurückstehen muß vor der burlesk-imposanten Erscheinung seines Bruders, des Gutsbesitzers von Schedlhof. Das selbstgeschaffene Verhängniß, daß diesen frischen, beleibten und behäbigen Herrn in die Kammer führte, ist bekannt, denn wir stehen vor der allerdings mehr an Se. Majestät Gambrinus I. erinnernden Gestalt des niederbayerischen „Bauernkönigs“. Ein wohlgepflegter, reichlicher, hellbrauner Vollbart wallt auf die von einer naturwüchsigen Joppe bedeckte Brust herab; das heitere dunkelroth gefärbte Gesicht ist nur im Bau der Nase etwas stiefmütterlich ausgestattet und die Stirn beschatten spärlicher werdende, wohlgeordnete braune Haarpartieen. Mit dieser halb Homer, halb Silen entlehnt scheinenden äußeren Hülle verbindet sich bei dem Freiherrn im sonderbarsten Gegensatze ein Stimmchen, so discanthell und mädchenhaft, wie sie Männern nur selten eigen sind. Das Sprechen vor so viel Leuten, die nicht Bauern sind, wird dem Freiherrn sichtlich schwer; aber, nachdem er sich einmal ein Herz gefaßt, geht es im Dialekte des von ihm und seinen Vorvorderen bewohnten Landestheiles leidlich weiter. Es müßte eine interessante Studie geben, wenn sich einmal ein Schriftsteller von Begabung den mehrwöchentlichen Ausflug in die Gegend nicht gereuen ließe; wo die Wiege Derer von Hasenbrädl steht. Es müssen da noch eine ganze Menge urzuständlicher Motive für den Sittenmaler vorhanden sein. Nichts glich der Naivität mit der Baron Xaver über die Erzählungen sprach, welche ihm verlässige Freunde von der bayerischen Pfalz gemacht hätten; wie schön es dort sei, welche brave Leute da wohnten u. s. f. Man meinte, es sei die Rede von irgend einer Ansiedelung in den unabsehbaren Grasebenen des Missouri. Im Jahrhundert der Eisenbahnen kennt der wohlbegüterte Freiherr die bayerische Pfalz nur vom Hörensagen! Wer wird sich über den mäßigen Umfang p o l i t i s c h e r Begriffe bei Persönlichkeiten wundern, deren g e o g r a p h i s c h e r Wissensdrang noch in so glücklicher Bescheidenheit schlummert!? Weil von der Pfalz die Rede war, ist es billig, als letzten von der geschilderten Auswahl der 48 noch e i n e n Mann an uns vorüberschreiten zu lassen. Es ist dies der hochbejahrte Abgeordnete

Kolb, für Würzburg gewählt, aber in München wohnhaft, wo er es trotzdem mit seinen demokratischen Grundsätzen vereinbar findet, die Abgeordnetendiäten des auswärtigen Volksvertreters einzukassiren, da die in München domicilirenden Abgeordneten gesetzesgemäß sonst keine Diäten beziehen. Kolb's langes, braungelbes, von den Furchen der Jahre durchzogenes Gesicht ist von schneeweißem, buschigem Haupthaar bedeckt; ein ebenso weißer kurz beschnittener Backen- und Kinnbart, ohne Bart auf den Lippen, rahmt das Gesicht von unten ein. Die große überragende Nase, die eigenthümlich gruppirte untere Partie des Kopfes ließen mich bei früherem Bekanntwerden mit dem oftgenannten Manne steif und fest daran glauben, daß Kolb von jüdischer Abstammung sein müsse. Seine Redeweise im stark pfälzisch gefärbten Dialekte schien dieser Annahme nicht zu widersprechen. Dennoch ist sie unbegründet. Herr Kolb, eine wenig gebückte, hagere Gestalt von Mittelgröße, bewegt sich viel und gerne, fast mit Jugendlichkeit, zwischen den Sitzen seiner Parteigenossen; er selbst behielt seinen alten Platz ungefähr in der Mitte der linken Seite des Hauses unter den Pfälzern, die jetzt begreiflicherweise seine gründlichsten Widersacher geworden sind. Das parlamentarische Leben, das tägliche Zusammensein aber stumpft gegen Blicke und Zeichen persönlichen Widerwillens allmählich völlig ab. Wie die Greil, Mahr u. s. f. — Ruland freilich nie — jetzt sich mit den Ministern anscheinend ganz traulich flüsternd unterhalten — mit denselben Ministern, denen sie kurz vorher in lauter Rede sagten, daß sie sie zu stürzen beabsichtigten, — ebenso sitzt auch Kolb mit unzerstörbarer Ruhe auf seinem Platze, obschon er weiß, daß hart neben und unter ihm seine Collegen Gefühle, wenn nicht des Mitleides und der Verachtung, so doch jedenfalls des Unmuthes und der Geringschätzung gegen ihn hegen. Kolb zahlt sie im Stillen vermuthlich mit der gleichen Münze heim, das parlamentarische Decorum ist gewahrt und, wie gesagt, „man gewöhnt's.“ Kolb's Redevortrag ist ziemlich flüssig; er hätte wohl während der zehn Tage ganz allein immer fortgeredet, wenn es angegangen wäre. Die Kolb'schen Theorieen, sein Preußenhaß, seine Schweizermanieen, seine, wie Stauffenberg richtig sagte, „mehr agitatorisch als statistisch“ hergestellten Zahlenexperimente u. s. f. sind männiglich bekannt. Von jetzt ab wird er sich vermuthlich ganz auf das Gebiet dunkeler Prophezeiungen und Aufstöberung aller Schattenseiten

der neuen Zustände werfen. Mit dem logischen Zusammenhange seiner Reden pflegte sich Herr Kolb niemals sonderliches Kopfzerbrechen zu machen: aus der Schweiz — seinem Eldorado — leitet er den Beweis ab, daß auch der Zollverein, der an zwei Meeren liegt, keine Marine brauche; die „Erfolge" der Franctireurs, die Uebergabe von Metz u. s. f. sind ihm mustergiltige Beweise, daß die dreijährige Dienstzeit vom Uebel sei; — den Mangel an Concurrenz lobpreist er als die Quelle erhöhten Nationalreichthums (Sitzung vom 19. Januar.) — Doch, was erzähle ich da des Breiten: Kolb hat nicht einmal eine Ahnung davon, wie gänzlich er seine vergangenen Verdienste ausgewischt hat, da er nicht mehr kraft der Vollmacht des Volkes, sondern nur zufolge eines berechneten Manövers der Todfeinde aller Freiheit seinen Sitz in der bayerischen Abgeordnetenkammer einnimmt. Herrn Kolb's Logik ist die Logik der Verbissenheit. Er angelt nach den Sternen und will es nicht merken, daß er dabei knietief in einem Sumpfe steht, in dem sich nur einige schöne Sterne aus heller Vergangenheit spiegeln. Kolb streitet dagegen, daß man, wie er sagt, die deutschen Menschen zu Militärmaschinen machen will — er möchte Rechenmaschinen aus ihnen machen, denen ein paar Steuerprocenten zuliebe Größe, Ehre, Vaterland und Alles feil ist. Man überlasse ihn der Verehrung seiner neuen Freunde . . . „er hat seinen Lohn dahin."

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Von befreundeter Seite geht dem „Nürnb. Corresp." nachstehender launiger Auszug aus dem Briefe eines bayerischen Officiers zu: Sceaux, 3. Febr. Wie ich Dir schon früher mittheilte, haben wir hier seit 5. October ein ständiges Absteigquartier, in welches wir nach beendigtem Dienste stets wieder zurückkehren. „Unser" Haus mit großem Garten daran gehört einem gewissen Mr. Reddon, directeur de la maison de santé à Sceaux. Gestern nun saßen wir harmlos in unserem Salon, als es plötzlich klopft und zwei fein gekleidete Civilisten eintreten. Der ältere macht militärisch Honneur, streckt uns seine Hand entgegen und sagt: „Moi, je suis le possesseur, directeur Reddon, c'est mon ami M. X." Der Director hatte sich nach geschlossenem Waffenstillstande, gleich vielen Anderen, einen sauf-conduit zum Verlassen von Paris verschafft und kam spornstreichs hierher, um sich von dem Zustande seines Hauses zu überzeugen. Merkwürdigerweise wußte er schon, woher, weiß der Himmel, daß ein officier d'état major sein Haus bewohne, und war äußerst befriedigt, sein Besitzthum noch in einem so guten Zustande zu finden, dann darüber, daß auf seinem Herwege die deutschen Truppen ihn so freundlich behandelt, und daß wir ihn in einer so artigen Weise aufgenommen hatten. Er darf auch zufrieden sein: das Gebäude ist unversehrt, ebenso die Zimmer, wenn auch manche Reparaturen nöthig sind und einige Möbel 2c. sich nicht mehr vorfinden. Dafür sind genug andere Gegenstände herein geschafft worden. Daß ein hölzernes Gartenhaus, einige Zäune, sowie eine Remise nicht mehr sind — sie wurden mit der Zeit von den Soldaten wegen Holzmangels eingeschürt — darüber setzte er sich mit französischer Leichtfertigkeit hinweg. Da Major v. R. dem Herrn „possesseur" begreiflich machte, daß vorläufig er noch Hausbesitzer sei, so ersuchte uns der Letztere, mit seinem Freunde über Nacht im Hause bleiben zu dürfen. Dies wurde genehmigt und ihnen das Bibliothekzimmer angewiesen, das ich gerade Tags vorher hatte aufräumen und wohnlich machen lassen. (Bücher und Schriften, Arzneigläser, seltene Muscheln, Bilder und allerlei Zeugs lagen hier nämlich schuhhoch in malerischer Unordnung auf dem Zimmerboden durch einander gemengt; schon oft wollte ich mich daran machen, diesen Augiasstall zu leeren, aber ich fand erst nach geschlossenem Waffenstillstande dazu die nöthige Zeit und war eben zur rechten Stunde damit fertig geworden.) Nachdem kaum eine Viertelstunde vergangen war, entwickelten die Herren Träger der Civilisation eine merkwürdige Ungenirtheit. Sie hatten sich beim Marketender Brod, Käse, Butter und Wein gekauft und fingen nun in unserem Zimmer an, sich's wohl sein zu lassen; später kramten sie ihre Reisesäcke aus, legten die Stiefel ab und Hausschuhe an — kurzum, sie wurden sehr heimisch. Wohl oder übel mußten wir sie zum Abendessen einladen, und Ihr hättet sehen sollen, wie sie über unsere Erbswurstsuppe und den Hammelsbraten herfielen; Fleisch (außer Pferdefleisch u. dergl.) hatten sie schon lange nicht mehr gegessen, doch sagten sie, daß Paris sich noch mehrere Wochen hätte halten können, aber die Truppen und die Bevölkerung zogen nicht mehr. Hätten sie unsere Officiere und unsere Organisation gehabt, so wäre es uns schlecht gegangen, meinten sie; es fehlt nur noch, daß wir ihre Officiere und ihre schlechten Einrichtungen gehabt hätten. „Chez vous, c'est une discipline admirable," riefen sie ein über das andere Mal! Wir sprachen dann über die Wahlen und die wahrscheinliche Regierungsform. Nach ihrer Ansicht haben von der noch bestehenden Regierung nur Favre und Picard Aussicht gewählt zu werden. Besagte Regierung nennen sie „gouvernement des phrases", Gambetta — fou 2c.; alle ihre Staatsmänner und Generale sind „usés", die Republik nicht minder als das Kaiserreich. Nun kommen die Orleans an die Tagesordnung, denn weil sie in diesem Kriege keine Rolle spielten, sind sie nicht „usés": Abwechselung will der Franzose haben. Unsere Gäste sagten selber: heute können wir Sie umarmen und morgen, wenn es die Umstände mit sich bringen, erwürgen. M. le propriétaire schlief mit seinem Freunde ganz leidlich auf ein Paar zusammengeschleppten Matratzen, und beide Herren empfahlen sich heute um 2 Uhr, nachdem wir sie noch zweimal tüchtig abgefüttert hatten, mit der Versicherung, daß sie bald wieder kommen und vielleicht in nicht allzu ferner Zeit auch Frau und Kinder mitbringen würden. Wir sind übrigens froh, wenn sie bei unserem Abgehen wieder Besitz nehmen von ihrem Eigenthum, denn es wäre Schade, wenn ihr Haus sammt werthvollem Inhalte noch einmal herrenlos würde.

— Nach Sprengung der Brücke von Fontenoy wollten bekanntlich keine Arbeitskräfte zur Herstellung der Brücke sich verwenden lassen. Der Commandant der nahen Festung Toul (so erzählt ein Berichterstatter der „Neuen Fr. Pr." — und wenn's nicht wahr ist, ist's doch gut erfunden —) ergriff nun ein originelles Mittel: er ließ auf dem öffentlichen Platze die Musik spielen. Die Einwohner strömten herbei; als sie nun wieder fort wollten, waren die anliegenden Straßen mit Militär abgesperrt, und was männlich und arbeitskräftig war, mußte nun hinaus nach Fontenoy zur Arbeit. Selbst der Maire in seinen Glanzstiefeln. Die Damen in ihren schwarzseidenen Kleidern trugen ihnen das Essen hinaus.

Mannichfaltiges.

— Die Erderschütterung vom 10. Februar hatte nach den jetzt eingelaufenen Berichten denselben Mittelpunkt, wie die frühere: Großgerau. Von dort wird geschrieben: „Entsprechend der stufenweisen Abschwächung der hiesigen Erdbeben ließ sich erwarten, daß die ersten Monate des laufenden Jahres nur noch höchst geringe Erscheinungen bringen würden, die sich mehr dem Gehör als Rollen statt dem Gefühl als Bewegung und Erschütterung kund gaben. So war es denn auch im Januar, wo man nur selten, und zwar vorzugsweise um die Zeit des Neu- oder Vollmondes, vereinzelte Donner wahrnahm. Dasselbe fand auch statt am 5. und 6. Febr. Abends und am 7. Nachts, und schon konnte man diese Wirkung als abgeschlossen betrachten, als heute Morgen um 5 Uhr 30 Minuten eine vollständige Erschütte-

rung eintrat, die sich durch sehr bedeutende Länge auszeichnete. Von dem ersten Ton bis zum Schluß verflossen ungefähr 6 bis 8 Secunden. Während 6 Secunden schütterten dabei fortwährend die Wände, rasselten Fenster, Thüren und Geräthe und wurden die noch Ruhenden in ihren Betten hin und her gewiegt. Nur bei sehr wenigen Erscheinungen war dieses Wiegen so anhaltend und wiederholt bemerkt worden, wie bei dieser. Der Erscheinung folgten noch einige sehr leise Rollen ohne Erschütterung.

— Moritz v. Schwind ist am 9. Februar zu München gestorben. In ihm verliert die deutsche Kunst einen ihrer hervorragendsten Repräsentanten in der Malerei. Schwind, 1804 zu Wien geboren, erhielt die erste Leitung von Ludwig Schnorr v. Carolsfeld. Dieser in Farbe weniger excellirende Maler hielt um so mehr auf eine gediegene, tadellos richtige Zeichnung. Diese Eigenschaft entzündete bei Schwind die Lust für das Correcte in der Kunst. Dieses Richtige in seinen Bildern, verbunden mit dem fröhlichsten Humor, macht seine Werke allgemein gefällig. In München arbeitete Schwind unter der Leitung des kühn entwerfenden Historikers Peter v. Cornelius. Immer aber neigte sich der muntere Sinn des Wieners an das Heitere der Romantik. Dieses Talent, eine gewisse Komik selbst in ernste Scenen einzumischen, macht sich in jedem seiner Bilder kenntlich. Aehnlich den großen Italienern, angeregt durch des alten kunstliebenden Königs von Bayern Ideen, malte Schwind sehr viel Allegorisches. So findet sich Wandgemälde von ihm in den schönen Bauten Münchens, in der königl. Residenz. Im Schlosse Hohenschwangau „Scenen aus dem Leben Karl des Großen“. Dann viele Oelgemälde im Privatbesitz. In Karlsruhe zieren Darstellungen das Akademiegebäude in der bekannten Manier mit Roth. 1847 wurde M. v. Schwind aus Frankfurt, wo er den „Sängerkampf“ ausführte, nach München zurückberufen, um dort die Stelle eines Professors der Akademie zu bekleiden. Auch auf der neu restaurirten Wartburg, dann in Weimar und letzterer Zeit im neuen Opernhause zu Wien hat Schwind sich verewigt. Am meisten und weitesten aber ist sein Name durch seine herrlichen Aquarell-Cyllen, „Die sieben Raben“, Aschenbrödel“, „Dornröschen“, „Melusine“, bekannt geworden. Wie der vor ihm heimgegangene Cornelius und der noch in Fülle und Kraft wirkende Kaulbach fand auch Moritz v. Schwind den Schwerpunkt seines Wesens nicht auf dem Gebiete der eigentlichen Oelmalerei, sondern in der geistvollen und poetischen Composition seiner Bilder. Aber während Cornelius die antike Richtung im Dienst des Christenthums vertrat, während Kaulbach in seinen großartigen Schöpfungen der Malerei einen kosmopolitischen Standpunkt anwies und die Malerei oft genug zur Darstellung philosophischer Abstractionen verwendet, ist es Moritz v. Schwind gewesen, welcher das eigenste Leben der deutschen Nation zur Darstellung brachte. Aus dem Gemüthe des deutschen Volkes heraus sind jene Märchen und Sagenbilder entstanden, welche Schwinds Namen unsterblich machen.

— Der „Münchener „Punsch“ schreibt: Auch der Stadtmagistrat Donauwörth hat eine Ergebenheitsadresse an den deutschen Kaiser erlassen, wogegen nichts einzuwenden ist, nur die Motivirung hat auch für den oberflächlichen Geschichtskenner etwas Frappirendes. Es heißt nämlich: „Donauwörth, eine vormals reichsunmittelbare Stadt, sei „von Kaiser und Reich stets als eine Perle des alten deutschen Reiches erkannt und geehrt worden.“ Das Erkennen Donauwörths als Perle mag richtig sein, aber die „Ehrung“ vollzog sich in oft sonderbarer Weise. Die Stadt wurde nämlich von verschiedenen Kaisern, bald an diesen, bald an jenen verpfändet, zu Anfang des 17. Jahrhunderts endlich gar in die Reichsacht erklärt und Herzog Maximilian von Bayern mit der Execution beauftragt. Der Herzog kam dem Auftrag nach und — behielt Donauwörth selbst.

— Der Locomotivführer Schmidt aus Saarbrücken erhielt am 28. Januar das eiserne Kreuz 2. Kl. am weißen Bande, weil er einen vor Bar le Duc auf dem Gefälle unterhappirten Wagenzug, mit Geschütz und Munition beladen, mit seiner Maschine einholte, die Nothketten mit Gefahr seines Lebens, auf der Pufferhülse reitend, einhängte und so die Wagen nach der Station zurückbrachte.

— In einer westpreußischen Festung bemerkte vor Kurzem eine Schildwache, daß drei Kriegsgefangene im Dunkel der Nacht entfliehen wollten. Als die Flüchtlinge nach erfolgtem Anrufe nicht stehen blieben, gab der Posten Feuer; einer der Franzosen brach zusammen, die beiden anderen aber eilten nach der Festung zurück. Der Verwundete wurde nun sofort nach dem Hospital gebracht, wo derselbe, als er das Nahen des Todes fühlte, nach einem Priester verlangte, um ein Bekenntniß ablegen zu können. Hierbei gestand der Sterbende ein, daß er in der Schlacht bei Gorze am 17. August v. J. einen schwerverwundeten preußischen Soldaten gefunden, dem er den Todesstoß versetzt und dann die goldene Uhr, die Geldbörse und das Portefeuille abgenommen habe. Diese Schandthat habe ihm seitdem fortwährend Gewissensbisse erregt, und fühle er sich gedrungen, ehe er vor dem ewigen Richter erscheine, dieses Verbrechen öffentlich zu bekennen. Auf die Frage, wo sich die geraubten Sachen befänden, bekannte er, daß er die Uhr in Metz verkauft, das Geld verausgabt, die Brieftasche aber noch in seinem Besitze habe. Aus dem hierauf vorgelegten Portefeuille erkannte man, daß dasselbe einem zum 2. Schlesischen Infanterie-Regiment Nr. 11 gehörigen Unterofficier, dem hoffnungsvollen Sohne eines achtbaren und sehr vermögenden Kaufmanns zu Breslau, gehört hatte. So haben nun also die trauernden Angehörigen erst jetzt erfahren, auf welche Weise der tapfere Jüngling, der bei Gorze neben seinen braven gefallenen Kameraden im kühlen Schooße der Erde gebettet liegt, sein Leben verlor.

— Aus Triest, 8. Februar, schreibt man der „A. Z.“: Das erste der zwei österreichischen Kriegsschiffe, welche die ostasiatische Expedition ausgeführt haben, die Schraubencorvette „Friedrich“, ist glücklich durch den Suez-Canal heimgekehrt. Dasselbe hatte bis zu seinem Einlaufen in Pola 40,000 und einige Seemeilen zurückgelegt. Japan erschien den österreichischen Seefahrern als der einzige für die europäische Civilisation empfängliche ostasiatische Staat. Es haben sogar schon europäische Sitte und Tracht dort Eingang gefunden. Die österreichische Expedition hatte bekanntlich am 18. October 1868 Triest verlassen und hat sich daher zwei Jahre in fernen Gewässern aufgehalten.

— Rochefort bringt in seinem neuen Journal „Le mot d'ordre“ auch eine Reihe von kleinen Anekdoten. Eine derselben lautet: „Ein Capitän der Franctireurs, wahrscheinlich ein Nachkomme von Herrn de Crac [dem französischen Münchhausen], erzählte neulich seinen erstaunten Zuhörern eines von den Heldenstücken, die er bei'm Beginn des Krieges ausgeführt. „Denkt euch, es ist Nacht, ich lag allein in einem Busch auf der Lauer, von Waffen hatte ich nichts als einen sechsläufigen Revolver. Ich erwartete ein feindliches Detachement, ohne recht zu wissen, aus wie viel Mann es bestand. Ich höre, wie sie sich vorwärts bewegen, und feuere meine sechs Schüsse ab. . . . Ein tiefes Schweigen folgte. Der Mond steigt langsam empor; ich trete aus meinem Hinterhalt hervor und sehe sieben Leichen auf der Erde liegen.“ „Geht doch, geht doch,“ rief ein ungläubiger Zuhörer, „sieben Leichen mit einem sechsläufigen Revolver!“ „Auf mein Wort! Es waren Landwehrsoldaten, alle verheirathet. Einer unter ihnen war vor Freude gestorben, als er seinen Schwiegervater fallen sah.“

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 21. Vierter Jahrgang. 1871.

* Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Fortsetzung.)

Sobald der Diener das Zimmer verlassen hatte, setzte sich Bornstedt an seinen Secretär und war eine Viertelstunde lang mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt, was ihm — wie man an seinen Gesichtszügen erkennen konnte — eine gewisse Ruhe des Inneren gab.

„So!" sagte er, als er sich nach dem Couvertiren und Adressiren des Briefes wieder erhob. „Das wird für alle Fälle sein! Bis morgen Vormittag werde ich noch Frist haben, da dies der früheste Zeitpunkt ist, wo die Inspection beginnen kann. — — Sollte während der Nacht nicht noch Rettung kommen können? — Möglich, aber nicht wahrscheinlich! — Wenn ich morgen früh um vier Uhr das Haus verlasse, — Brille und Perrücke können mich unkenntlich genug machen!"

In diesem Augenblick trat der Diener ein.

„Nun wie ist es?" rief der Präsident, der keine Geduld hatte, die Meldung abzuwarten.

„Alles richtig, gnädiger Herr," erwiderte der Diener. „Es ist wirklich Se. Hoheit der Fürst."

„Und der Assessor von Nordeck?"

„Soll auch hier sein, wie seine Wirthsleute sagen."

„Ha!" rief der Präsident aus, indem seine Züge dieselbe Empfindung verriethen, welche ein zum Tode Verurtheilter haben muß, dem man seine Begnadigung verkündet. „Dann bin ich gerettet."

Der Diener kam aus der Verwunderung über das sonderbare Wesen seines Herrn nicht mehr heraus.

„Also Du hast ihn selber nicht angetroffen?" fragte Bornstedt.

„Nein, Herr Präsident! Die Wirthsleute hatten auch nicht einmal mit ihm gesprochen, sondern ihn nur flüchtig gesehen, als er seine Wohnung betrat, um sie gleich wieder zu verlassen."

„Dann mußt Du ihn noch heute Abend auffinden, und sollte es Mitternacht darüber werden."

„Sehr wohl, Herr Präsident."

„Und gelingt es Dir, ihn zu finden und zu mir zu bringen, so ist ein Ducaten Dein Lohn."

„Ich werde mein Möglichstes thun, Herr Präsident!" Damit verließ der Diener das Zimmer.

Auf dem Corridor aber traten ihm drei Herren entgegen, von denen der eine in einen Regenmantel gehüllt war, die anderen aber nur Regenschirme führten. Die Dunkelheit des Corridors verhinderte den Diener, die Gesichtszüge der Männer zu unterscheiden. Nur so viel erkannte er, daß sie ihm nicht ganz fremd erschienen.

Er hatte daher auch nicht die geringste Besorgniß, ihre Frage, ob der Präsident von Bornstedt zu Hause sei, zu bejahen, und sodann das, was sie ihm leise auftrugen, auszuführen.

Zu diesem Zwecke kehrte er wieder in das Zimmer des Präsidenten zurück und meldete: „Herr von Nordeck — — wollte ich sagen — Herr von Jordan, fürstlicher Geheimsecretär, bittet den Herrn Präsidenten um eine Unterredung; er ist in Begleitung zweier Herren."

Es würde schwer sein, den Eindruck zu schildern, welche diese im trockenen Tone des Anmeldens gesprochenen Worte auf den Präsidenten machten. Seine Kniee schlotterten, seine Arme zitterten am Leibe; seine Kehle schien wie zugeschnürt. Kaum vermochte er die Worte zu stammeln: „Er ist willkommen!"

Der Diener öffnete die Thür, indem er dem eintretenden Herrn den Regenmantel abnahm und dann wegging, die Thür hinter sich schließend.

Der Eingetretene that einige Schritte vor, so daß die im Zimmer befindliche Lampe seine ganze Gestalt beleuchtete.

„Nordeck!" rief der Präsident, ohne im Stande zu sein, auch nur einen Schritt vorwärts zu thun. „Sie sind es?"

„Nicht Nordeck mehr, Präsident von Bornstedt, sondern Rudolph von Jordan, der Geheimsecretär Sr. Hoheit und —" seine Stimme erhob sich zu einer zermalmenden Schärfe — „der Bruder der entehrten Anna von Jordan!"

„Dann bin ich verloren!" rief Bornstedt in den Lehnstuhl sinkend.

„Ja wohl, verloren, um die Entehrte an Dir selber zu rächen!" sagte Jordan langsam und verließ das Zimmer.

Vor der Thür standen seine Begleiter, zu denen er trat. „Meine Herren," sagte er, „jetzt handelt es sich darum, die beiden Ausgänge der Wohnung des Präsidenten zu besetzen, so daß er nicht entfliehen könnte, falls er diesen Weg, der Schande zu entgehen, erwählen sollte."

Da fiel plötzlich in dem Zimmer ein Schuß.

„Ah," sagte Jordan, „diese Vorsicht ist nicht mehr nöthig; er hat den ehrenvolleren Weg erwählt. Treten wir ein, meine Herren."

Die drei Herren betraten das Zimmer. Welch ein Anblick bot sich ihnen dar? Der Präsident lag ausgestreckt auf dem Boden mit zerschmetterter Kinnlade. Seine Augen rollten noch im Kopfe, er athmete, er sah noch.

Jordan schien sich an diesem Anblick zu weiden. Mit verschränkten Armen vor den Körper des Selbstmörders hintretend, sah er ihm in das schon mit dem Tode ringende Auge.

Der mit dem Tode Ringende erkannte ihn. „Anna! Vergebung!" stammelte er. Seine Augen verloren dann die Bewegung, endlich auch ihren Glanz; sie brachen und schlossen sich.

Einer der beiden Herren, welche Jordan begleiteten und Mitglieder des Criminalgerichts waren, kniete sich neben den Körper, prüfte den Puls desselben und sagte, indem er den Arm fallen ließ: „Er ist todt!"

„Dann, meine Herren," sagte Jordan, sich von der Leiche wendend, „nehmen Sie den Thatbestand auf und thun Sie weiter Ihre Pflicht."

„Hier auf dem Secretär liegt ein Brief mit der Aufschrift: Nach meinem Tode oder meiner Entfernung zu eröffnen,“ sagte der zweite Gerichtsbeamte.

„Nun, dann lesen wir ihn!“ entgegnete Jordan. „Er wird uns auf kürzerem Wege Aufschluß geben, als durch die Untersuchung.“

Der Gerichtsbeamte erbrach das Schreiben und las: „In der einen oder in der anderen Weise hat sich mein Schicksal entschieden, wenn dieser Brief aufgefunden wird — entweder durch die Flucht oder die Kugel. Die Kasse des Gerichts wird den Grund enthüllen, der mich zu dem fürchterlichen Schritt zwang. Meine gesammte Nachlassenschaft wird schwerlich einen großen Theil der Summen decken, die man vermissen wird. Für den Fall, daß man sie nicht dazu verwenden will, wünsche ich, daß mein gesammtes Mobiliar als Eigenthum an Emmy, die Tochter des gestorbenen Dittmar, übergehe. Ich möchte dadurch in meiner letzten Stunde wenigstens einen Theil dessen gut machen, was ich gegen sie und ihren Vater verschuldet. Allen meinen Feinden vergebe ich; meinen Freunden sage ich ein Lebewohl! von Bornstedt.“

„Man soll den letzten Willen des Verstorbenen erfüllen, denn es ist wohl in seinem Leben der einzige gewesen, bei dem er sich von einer guten Regung seines Herzens leiten ließ. Den Defect in der Gerichtskasse werde ich aus meinen eigenen Mitteln decken. Und nun leben Sie wohl, meine Herren. Ich gehe, um Sr. Hoheit über das Vorgefallene Bericht zu erstatten.“

(Schluß folgt.)

Aus Paris.*)

Von Hans Wachenhusen.

Jules Favre verbat sich ausdrücklich jeden Besuch aus dem feindlichen Loger in Paris, weil es an Lebensmitteln fehle und die vorhandenen der ohnehin schwer geprüften Bevölkerung nicht geschmälert werden sollten.

Es war dies nur ein Vorwand. Man wollte Conflicte vermeiden, wollte den Parisern den Anblick des gehaßten Feindes ersparen. Seit gestern, seit ich selbst in Paris gewesen, kenne ich aber noch einen anderen Grund, einen viel triftigeren, der diese Abschließung dictirte. Paris, der Freudenstadt, der Sonne des Continentes, ergeht es augenblicklich wie einem verschämten Armen, der ängstlich besorgt ist, Niemanden in seine dürftige Häuslichkeit hineinblicken zu lassen. Kein Fremder soll Paris in seiner Betrübniß, seiner Trostlosigkeit sehen, Niemand mit eigenen Augen gewahren, wie der übermüthige Pariser an einer Brodrinde nagt, Niemand soll diese Sonne erblicken, so lange nicht der Goldschaum und der Firniß wieder darauf geklebt sind: wissen mag es die ganze Welt, denn diese Noth ist ein Martyrium, eine welthistorische Pose, von der die kommenden Jahrtausende erzählen werden, aber — sehen soll's, wie gesagt, kein fremdes Auge.

Ohne allen Zweifel wird Paris schon in den nächsten Tagen sich den Fremden wieder öffnen, sobald die Lebensmittel nur in nothdürftig genügendem Maße wieder in die Stadt geführt sind. Mir lag aber Alles daran, Paris, die „Niobe“, die nun selbst das Schicksal ihrer Kinder Straßburg und Metz getroffen, gerade in diesem Zustande der Armuth, des Hungers, der patriotischen Verzweiflung zu sehen.

Alle Versuche, welche von Versailles aus gemacht wurden, unter irgend einem Vorwande nach Paris hinein zu kommen, waren bisher gescheitert. Von Versailles aus durften der Uebereinkunft zufolge keine Pässe für Paris ausgestellt werden, und am jenseitigen Ufer der Seine wurde die strengste Controle geübt. In Versailles bezeichnete man einen Herrn als den Glücklichen, der wiederholt im Interesse der freiwilligen Krankenpflege in Paris gewesen, den Grafen Maltzahn nämlich, der so unermüdet thätig in der Ueberwachung und Evacuation unserer deutschen Verwundeten und deshalb mit der Société de secours aux blessés im engsten Verkehr steht.

Graf Maltzahn erklärte sich in liebenswürdigster Weise bereit, mich anstatt seines Secretärs nach Paris hinein zu nehmen, und da ich im Nothfalle diese Stelle eben so gut ausfüllen konnte wie ein anderer, so fuhren wir am Morgen des 9. Februar zur Sevrebrücke.

Schon bei der Abfahrt stellte sich heraus, daß mein verehrter Gönner zwar in seiner deutschen Legitimation einen Secretär verzeichnet hatte, der französische Paß aber nur auf seine eigene Person laute. Es mußte also versucht werden. Man konnte im schlimmsten Falle mich nur wieder nach Hause schicken.

An der Parlamentär-Brücke großer Verkehr. Auf dem Pariser Ufer standen sie zu Hunderten. Die Brücke war wieder hergestellt, eine hölzerne Barriere sperrte den Weg. Bei dem wachthabenden Officier genügte eine Vorstellung. Wir betraten die Brücke. Der gesprengte Bogen war überdeckt. Drüben dieselbe Absperrung; Mobil- und National-Gardisten überwachten das Brückengeländer, prüften die Pässe der von Paris Herauskommenden und wiesen Alles zurück, was nicht hinreichend legitimirt war.

Respectvoll hatte ich mich des kleinen Reisesackes meines Protectors bemächtigt, um meine Secretär-Rolle so täuschend wie möglich zu spielen. Indeß genügte die an der Brücke schon bekannte Persönlichkeit des Grafen, dessen Ankunft bereits erwartet wurde. Graf Flavigny hatte ihm einen der internationalen Wagen mit roth bekreuztem Kutscher an die Brücke geschickt; ein eben so gezeichneter Vorreiter in großen Kanonenstiefeln setzte sich an unsere Spitze, und so ging's denn in dem zierlich kleinen Coupé durch die gaffende Menge die Route de Versailles hinauf.

Ich gestehe, die Prügel, mit denen man einige Neugierige von Paris aus heimgeschickt hatte, waren für mich keine angenehme Perspective. Es konnte mich Dieser oder Jener in Paris erkennen und mir einen öffentlichen Skandal bereiten, in welchem meine Haut doch etwas gefährdet war, und trotz meiner ernsten Absicht, meinem Beschützer in seiner edlen Thätigkeit hilfreich zu sein, besaß ich doch nichts, was diese kennzeichnen und mich selbst legitimiren konnte.

In der breiten Route de Versailles waren die leichten Sommerhäuser in der Nähe der Brücke sämmtlich verlassen. Unsere Granaten hatten so manches Dach eingeschlagen und an einzelnen Stellen den Macadam aufgewühlt. In kleinen Gruppen begegneten uns die Pariser. Entweder sie zogen heraus, um Brod zu holen, oder sie kehrten mit demselben unter dem Arm nach Hause. In ganzen Zügen bewegten sich die Mobilen und Nationalgarden durch Billancourt — alle ohne Waffen. Keiner von ihnen kümmerte sich um uns.

Allmählich begannen auch die Empfangsmaßregeln, welche man für die Deutschen getroffen, falls dieselben die Seine überschritten. Auf beiden Seiten der Chaussee eine lange Reihe von Wolfsgruben, sehr kunstfertig gearbeitet, mathematisch angelegt, wie die Honigzellen. Eine Barricade und noch einmal eine Barricade; schöne saubere Arbeit, wie Alles, was die Pariser in diesem Genre während des Krieges fabricirten.

Vor uns lag der Point du Jour, herrliche, langsam ansteigende Erdwerke zu beiden Seiten, auf ihnen ein ganzer Park von Hindernissen. Einem Spargelbeet ähnlich ragten die etwa anderthalb Fuß hohen, zugespitzten Pfähle aus dem Sande, sämmtlich durch ein künstliches Flechtwerk von Drähten verbunden, eine mühsame Kesselflicker-Arbeit, die bei einem

*) Aus der „Köln. Ztg.“

Sturm dieser Wälle allerdings gute Dienste geleistet haben würde. Pallisaden und spanische Reiter in Menge. Von dieser Batterie wurde täglich ein wüthendes Feuer auf unsere Artillerie unterhalten, unterstützt von Issy und dem Mont Valerien. Es wäre mir interessant gewesen, von hier oben einen Blick auf Paris zurück zu thun, aber das Wetter war trübe, ein feiner Staubregen hätte jede Fernsicht gehindert und zudem wäre jede Neugier gefährlich gewesen. Zu Hunderten trieben sich überall die waffenlosen Mobilen umher, denen gegenüber man eine Miene beobachten mußte, als seien diese Fortificationen die gleichgiltigsten Dinge von der Welt.

Der Festungsgraben war bereits überbrückt. Hinter der Enceinte tief nach Auteuil hinein Wälle, Barricaden und neue Wolfsgruben. Sie haben es gut mit uns im Sinne gehabt und bei einem Sturme hätte es hier viel blutige Köpfe gegeben. Am Boulevard Exelmans and dem Viaduct herrschte reges Treiben, überall Soldaten, Zuaven, Moblots, Gardisten, Linie — Alles waffenlos. Selbst die Arbeiter, die Epiciers hinter ihren Ladentischen, die Gassenkehrer mit dem Besen in der Hand und die Fuhrleute trugen ihre Militärmützen und die breiten rothen Galons an den Pantalons. Alte Männer mit grauem Haar, Lahme und Bucklige waren uniformirt; ganz Paris, Knaben und Greise hatten zu den Waffen gegriffen!

In Auteuil begegnete uns der Omnibus der Pferdebahn. Der Kutscher und der Conducteur, sämmtliche Passagiere trugen gewissenhaft ihre rothen Galons. Ich begreife, daß man auf diese Weise allerdings eine Armee von 4—500,000 Mann auf die Beine bringen konnte, aber ich bezweifle, daß sie zu großen, unsterblichen Thaten fähig gewesen wäre.

Am Quai von Passy eine ganze Wagenburg, alle im Dienste der Ravitaillements, der Verproviantirung von Paris. In den Magazingebäuden thürmten sich Kisten über Kisten voll englischen Schiffs-Zwiebacks; haushoch lagen die Mehlsäcke aufgeschichtet, denn bis zum 9. Februar waren in Paris 991 Waggons mit 3,921,090 Kilogramm Mehl und verhältnißmäßig eben so viel anderen Nahrungsmitteln eingetroffen.

In der Seine lagen Kanonenboote in Menge, eines neben dem anderen. Drüben über dem Ufer erhob sich eine ganze hölzerne Stadt, fast unübersehbar, so weit das Marsfeld reichte; andere Reihen von Baracken, alle sauber construirt, zogen sich auf dem jenseitigen Ufer der Jena-Brücke dahin, alle todt und verlassen, und in seltsamem Contrast streckte der Invalidendom seine anspruchsvolle Kuppel, ein ewiges Denkmal zu Boden geworfenen Stolzes, über diese dürftige Holzstadt hinweg.

Was war aus dem schönen Marsfeld geworden, auf welchem Paris vor wenigen Jahren noch die Wunder aller Welttheile ausstellte, und von was werden sich fortab die Stelzfüße im Invaliden-Palast erzählen, seit auch der letzte Schimmer der alten Gloire verloren gegangen? Ja, was war aus Paris selbst geworden, aus dieser lebenslustigen, leichtsinnigen Stadt, wie sie jetzt eben aus ihrem Größenwahnsinn, ihrem Delirium erwacht, um sich geknebelt, gefangen zu den Füßen eines Feindes zu sehen, dessen geistige Ueberlegenheit sie erkannt, wie schwer ihr dieses Bekenntniß auch wird?

Die Stille eines Friedhofes herrschte in den Champs élysées; keine Wagen bewegten sich in der großen Avenue; der Circus, das kleine Theater Marigny, die Pavillons und Kiosks waren geschlossen, kein Reiter, keine Equipage war zu sehen, denn die Pferde waren größtentheils aus den Händen der Kutscher in die der Köche gefallen, selbst die Blinden hatten ihren Posten verlassen, weil Niemand vorüberging, dem sie ihr „aveugle par malheur!" entgegen rufen konnten. Vor dem Industrie-Palast wehte das rothe Genfer Kreuz, denn die Gesellschaft für die Pflege der Verwundeten hatte hier ihre Bureaux aufgeschlagen.

Die tiefste Verstimmung lag auf den Gesichtern derer, welche von ihren Geschäften auf die Straße getrieben wurden, uniformirt aber war Alles vom siebzehnten bis, ich möchte sagen, zum siebzigsten Jahre, und wunderlich genug war diese militärische Maskerade, denn der Eine trug das Käppi, die Galons und möglicherweise den Frack dazu, der Andere den Cylinderhut und den Waffenrock; selbst Knaben schmückten sich mit dem Käppi, und so lief denn die ganze männliche Bevölkerung in einer Phantasie-Uniform herum, die einen komischen Eindruck gemacht haben würde, wäre die Veranlassung nicht eine so ernste gewesen. Sie thaten eben, was sie konnten, aber was sie wollten, oder vielmehr wie sie es wollten, daß wußten sie niemals.

(Fortsetzung folgt.)

Das tragische Ende der Pariser Elephanten.

(Aus der Belagerungszeit.)

Der Krieg fragt nichts nach dem Wohlergehen des einzelnen Menschen; er rechnet nur mit Massen. Noch weniger schont er die Thiere, die einerseits in den eroberten Ländern dem Sieger zur Beute werden, andererseits durch Seuchen, Futtermangel und — Belagerung zu Grunde gehen. Die größten, wie die kleinsten Animalia dienten dem hungernden Paris zur Nahrung. Es verzehrte Ratten und — Elephanten. Ja, selbst die Prachtexemplare letztgenannter Species, welche unter dem Namen Castor und Pollux einen europäischen Ruf genossen, verschonte nicht der mächtigste aller Städtebezwinger, und der Appetit der Pariser wurde ihnen zum Todesurtheil. Groß aber und ungewöhnlich, wie ihr Leben, war auch ihr Tod, tragisch ihr Ende. Sie opferten sich für das Vaterland. Es verlohnt sich wohl der Mühe, ihre letzte Stunde näher kennen zu lernen. Pollux fiel, wie ein französisches Blatt berichtet, durch die Sprengkugel Devismes, der dazu verwendete Carabiner hatte ein Kaliber von 33 Millimeter und ein Gewicht von 6 Kilogramm. Die Sprengkugel ist 15 Centimeter lang, von cylindrischer Form, mit conischem Ende. Letzteres hat eine stählerne Spitze, auf welcher die Kapsel befestigt ist. Diese furchtbare Kugel enthält 80 Gramm feines Jagdpulver und wiegt 280 Gramm. Der Carabiner bedarf einer Ladung von 8 Gramm Pulver, um das Projectil hinauszuschleudern. Der Schuß geschah aus 10 Meter Entfernung, drang am Ende der rechten Schulter ein, zerschmetterte die erste Rippe und explodirte im Unterleib. Nach dieser zerstörenden Entladung blieb der Elephant anfangs aufrecht, machte dann einige Bewegungen, ohne jedoch zu versuchen, seine Fesseln zu zerreißen. Es dauerte noch ein paar Minuten, bis der durch die Kugel verursachte innerliche Blutfluß das Thier erstickte. Dann erst fiel es; doch währte sein Todeskampf sehr lange. Vier größere Kübel wurden mit seinem Blute gefüllt und noch immer gab es Zeichen des Lebens von sich. Am folgenden Tage kam die Reihe an Castor. Milne-Edwards erlegte den Elephanten mit einem Jagdcarabiner. Am rechten Schlaf getroffen, fiel der Elephant, ein klagendes Geschrei ausstoßend, auf die Kniee, dann erhob er sich wieder. Da traf ihn eine zweite Kugel in der Mitte der Stirn. Abermals fiel er in die Kniee und stürzte hierauf, wie vom Blitz getroffen, auf die rechte Seite. Sein Rüssel bewegte sich noch leicht. Sein schönes kluges Auge schloß sich; er war todt. Sofort wurde das Opfer von Fleischhändlern in Beschlag genommen und seiner enormen Hornhaut entkleidet, welche zu 4000 Frcs. verkauft wurde. Das rosenfarbene Fleisch schien außerordentlich zart zu sein und hatte große Aehnlichkeit mit Kalbfleisch. Allerdings zählten Castor und Pollux erst sechs Jahre und waren also, trotz ihrer riesenhaften Größe, noch wahre Kinder. Bald prangten die kolossalen Stücke der Elephanten auf den Fleischbänken des Boulevards Haußmann, mitten unter Casuaren, Känguhru's und Antilopen. Die Menagerie war vollständig und die Elephanten die Löwen des Tages.

Mannichfaltiges.

ß Technisches. Nr. 50 der „D. Ind. Ztg." vom vorigen Jahre enthält einen Artikel über Dampfkessel-heizer, welcher die Beachtung aller Kesselbesitzer verdient, indem es eine unbestreitbare, aber viel zu wenig gewürdigte Wahrheit ist, daß die Qualität des Heizers die Sicherheit und Oekonomie des Kesselbetriebes mehr beeinflußt, als gar manche complicirte Vorrichtungen, welche Schutz und Ersparniß gewähren sollen. Es wird constatirt, daß die Industriellen in Deutschland, wenn auch langsam, so doch immer mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß ein Hauptelement zur bestmöglichen Verwerthung des Brennmateriales im Heizer zu suchen sei, und daß man sehr unrichtig verfahre, wenn man auf der einen Seite durch raffinirte Constructionen die Leistungsfähigkeit eines Kessels um wenige Procente steigert, und auf der anderen Seite die Feuerung einem unkundigen Taglöhner überläßt, der 20 bis 30 Procent der Kohle vergeudet. Merkwürdig ist es, daß sich die praktischen Engländer im Allgemeinen dieser Einsicht so lange verschlossen haben. Den hohen Werth einer tüchtigen Bedienung wohl kennend, haben sie zwar bei den großen Concurrenzprüfungen von Locomobilen, Dampffeuerspritzen, Dampfpflügen ꝛc. ihre ausgezeichnetsten Feuermänner in's Treffen gestellt, und manches Procent Wasser, das der eine Kessel per Pfund Kohle mehr verdampft hat als der andere, und dem Fabrikanten den Preis über seine Mitbewerber verschaffte, ist auf Conto des Arbeiters und nicht der besseren Construction zu setzen; der praktische Betrieb zog jedoch von dieser Erkenntniß im Ganzen genommen keinen großen Vortheil. In neuester Zeit aber ist dieser Gegenstand auf die Tagesordnung gebracht, und in technischen Zeitschriften nach Gebühr erörtert worden. Den Anstoß gab der Umstand, daß zwei solcher „Ausstellungsheizer", beide sehr tüchtige Leute, an einem und demselben Kessel unter ganz gleichen Verhältnissen miteinander concurrirten. Dabei verdampfte der eine 9,37, der andere nur 8 Pfund Wasser pro Pfund Kohle, was dem Verhältniß 117 zu 100 entspricht. Dieses Resultat führte zu der Folgerung: Wie mag sich da erst das Verhältniß zwischen einem vorzüglich guten und einem schlechten Feuermann stellen! Die bekannten Fabrikanten von Straßenlocomotiven Aveling und Porter in Rochester haben nun in jüngster Zeit ein größeres Concurrenzheizen veranstaltet, bei welchem sich 12 Heizer betheiligten, welche mit demselben Quantum Brennmaterial (84 Pfund Kohlen und 8 Pfund Holz) der Reihe nach dieselbe Maschine von 8 Pferdestärken, die mit einer entsprechend belasteten Bremse verbunden war, heizten. Der Oelverbrauch wurde ebenfalls notirt. Die Anzahl der erreichten Touren gab den Maßstab für die Leistung des Heizers. Die erlangte größte Umdrehungszahl betrug 8470, die kleinste 6917. Gleichzeitig ergab sich der geringste Oelverbrauch zu 1 Unze und der stärkste zu 3³/₄ Unzen. Nachträglich lieferte ein geschickter Bursche aus Avelings Fabrik noch eine Tourenzahl 8885, außer Concurrenz. Diese letztere beste Leistung entspricht einem Kohlenverbrauch von 1650 Ctr. in 250 Arbeitstagen des Jahres, die schlechteste von 6917 Touren dagegen einem Kohlenverbrauch von jährlich 2080 Ctr., und die Differenz von 430 Ctr. einem Geldwerth von circa 140 Thlr. (?). Der geringste Oelverbrauch entspricht einem solchen von circa 76 Liter im Jahr, der größte einem solchen von 295 Liter im Jahr, und der Unterschied von 219 Liter repräsentirt einen Geldwerth von über 85 Thlr., wobei noch zu berücksichtigen bleibt, daß wirklich schlechte Heizer gewiß nicht theilgenommen haben. — Im Anschluß hieran möge die Notiz Platz finden, daß die bayer. „Dampfkesselverordnung" z. Z. wieder einer Revision unterstellt ist, bei welcher auch die Bestrebungen des in Gründung begriffenen Vereines von Dampfkesselbesitzern Berücksichtigung finden dürften.

— In Alsbach (Großh. Hessen) wurden, wie man der „Darmst. Ztg." berichtet, in der Zeit vom 10. bis 12. Febr. nicht weniger als 23 theils ziemlich intensive, theils schwächere Stöße wahrgenommen.

— Vom Werder'schen Corps berichtete neulich ein Feldpostbrief: „Wenn wir so dem Feinde gegenüber lagen und die Kälte uns gar zu beschwerlich wurde, da rief einer: „Hurrah, was müssen die Franzosen da drüben frieren," und dies Stichwort erhielt uns dann wieder eine Zeit lang bei Laune. — Noch kräftiger übertrumpfte ein Pommer im Süd-Elsaß den Winterfrost. Als ein Eingeborener sich über die 10 Grad Kälte beklagte, sagte er stolz: „So ein frostiges Land. Bei uns zu Lande thaut es noch bei solchem Wetter."

— Auf der Bühne des Londoner Polytechnikums macht eine neue optische Täuschung, Engel, die in der Luft schweben, große Sensation. Man sieht bei dem Aufzuge des Vorhanges fünf bis sechs Kinderköpfe, die, einen Choral singend, in der Luft über die Bühne schweben, als Hintergrund den blauen Himmel mit dem aufgehenden Mond. Daß die Köpfchen lebenden Kindern angehören, ist unzweifelhaft, wo aber sind die Körper dieser Wunderkinder? Diese Täuschung wird auf folgende Weise ermöglicht: Ein großer beweglicher Spiegel ist in einem Winkel von 45 Grad so auf der Bühne angebracht, daß sich in demselben die als Himmel gemalte Decke, die außerhalb des Sehkreises des Zuschauers liegt, reflectirt und als senkrechter Hintergrund erscheint. In dem Spiegel sind runde Löcher eingeschnitten; die Kinder sitzen unterhalb des geneigten Spiegels und stecken ihre Köpfe durch die Oeffnungen, deren Ränder durch Baumwolle in der Form weißer Wolken verdeckt werden. Der Eindruck der singenden Kinderköpfchen ist ein allerliebster.

— Mit der letzten Cappost ist die Nachricht eingetroffen, daß der Afrikareisende Eduard Mohr von seinem Zuge nach den Zambesifällen in Natal wieder angelangt ist und mit dem nächsten Dampfer nach Europa zurückkehren wird.

— Der amerikanische Consul, General Cesnola auf Cypern, hat bei Ausgrabungen in Golgos die Ruinen eines sehr bedeutenden Tempels und eine Masse Sculpturen entdeckt. Diese Sculpturen sollen ihres Styles wegen, der eine Verschmelzung griechischer, asiatischer und ägyptischer Typen aufweist, von großem archäologischem Werth sein. General Cesnola hat dieselben der Eremitage in St. Petersburg zum Kaufe angeboten, der Kauf ist indeß nicht zu Stande gekommen.

Homonyme.

Als Zeit- und Hauptwort.

„Es müssen Retter kommen, starke Rächer,
Die es befreien nach des Wortes Sinn." —
Sie nahmen es als Zeitwort, diese Sprecher
Und wiesen zum modernen Babel hin.

Da brach ein Donner los aus tausend Schlünden.
Die Erde zitterte und mancher feste Wall
Zerbröckelte und war nicht mehr zu finden
Bei raschem Schlag auf Schlag und Knall auf Knall.
Wo bleiben mit dem Zeitwort die Befreier?
Das Hauptwort wirkt vernichtend auf die Schreier.

Δ —

Auflösung des Anagramms in Nr. 15:
Wunden — Wunder.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 22. Vierter Jahrgang. 1871.

Sein eigener Rächer.

Novelle von Th. Ramlau.

(Schluß.)

9.

Seit den zuletzt erzählten Ereignissen sind zwei Jahre vergangen.

Es ist Frühling. Blumen und Halme spiegeln sich in den Strahlen der Sonne. Das grüne Laub der Bäume und Sträucher drängt sich saftig aus den Zweigen. Vögel singen mit Liebe erweckenden Tönen ihre Gefühle. Auch die Menschen lächeln fröhlich dem neuen Werke der ewig jungen Natur entgegen.

Wir versetzen uns in jene abgeschiedene ländliche Behausung, die der Anfangsschauplatz unserer Erzählung war, in der Rudolph von Jordan unter dem Rollen des Donners und unter dem Leuchten der für seine Schwester so verhängnißvoll gewordenen Blitze in seinem Inneren jenes furchtbare Gelübde that, dessen Erfüllung er zwei Jahre seines Lebens gewidmet, sich seinem fürstlichen Freunde entziehend, der ihn zur Erledigung dieser „Privatangelegenheit" nur ungern von seiner Seite gelassen. Dafür mußte er auch willigen, den Fürsten auf der ganzen Rundreise, die derselbe durch sein Land zu machen beabsichtigte, ohne Unterbrechung zu begleiten; und mit welcher Gründlichkeit dieselbe vorgenommen wurde, geht daraus hervor, daß sie länger als ein Jahr dauerte. Kaum war Jordan von dieser Reise zurückgekehrt, um sich in der Residenz seinen eigenen Angelegenheiten widmen zu können, so erhielt er zwei Nachrichten, die eine sehr verschiedene Wirkung auf ihn hervorbrachten: eine freudige und eine betrübende.

Hermann Walter theilte ihm mit, daß es der sorgfamsten Pflege seiner Mutter gelungen sei, Emmy aus der Nacht des Irrsinns, in den sie verfallen, wieder zu erlösen, daß in Folge dessen ihr Herz sich mit ganzer Hingebung ihrem Verlobten geöffnet, daß sie ihn mehr liebe als je zuvor, und daß seine Heirath mit ihr vollzogen sei. Nur einen Wunsch habe sie noch auf der Seele: die Gegend für immer meiden zu können, in welcher sie so furchtbare Schicksalsschläge getroffen.

Die zweite Nachricht ging von einer weiblichen Hand aus, die ihm unbekannt war, nicht so aber die Schreiberin des Briefes selbst, wenngleich sie so geschrieben hatte, wie eine Dame an einen ihr persönlich ganz unbekannten Mann zu schreiben pflegt.

Baroneß Ottilie von Horst hatte die ganze Zeit von dem Tode ihres Onkels an bis zuletzt bei der unglücklichsten ihrer drei Pensionsfreundinnen zugebracht, zu der sie, wie der Leser weiß, gereist war, und die keine andere gewesen, als die blinde Anna von Jordan. In dem Briefe meldete nun Ottilie dem Bruder, der ihr persönlich, wie sie glaubte, ganz unbekannt war, den an der Abzehrung erfolgten Tod der Schwester, ihn gleichzeitig als den Vormund des von ihr hinterlassenen Sohnes Richard inbrünstig bittend, das Kind bis zu dessen vierzehntem Jahre behalten zu dürfen, um Mutterstelle an ihm zu vertreten.

Der Nachricht selbst war ein versiegeltes Schreiben beigefügt, das von einer anderen Hand geschrieben, aber von der Heimgegangenen dictirt war. Anna bat den Bruder, Ottilie nach seinem Herzen für die Liebe zu lohnen, welche sie für seine Schwester so tief gefühlt. Ja, sie sprach den Wunsch aus, indem sie ihres Sohnes gedachte, mit dem Ausruf: „O möchtet Ihr doch Beide seine Eltern sein."

Es konnte nicht fehlen, daß die empfangenen beiden Nachrichten Jordans Gefühle aufrüttelten und ihn in erneute Thätigkeit versetzten, und an einem schönen Frühlingstag sehen wir in Folge dessen durch das Thor des Gartens, der das Landhaus umgab, einen Reisewagen fahren, der drei Personen enthielt: Jordan, Walter und dessen junge Gattin Emmy.

Der große, starke Diener, welcher vor vier Jahren mitten in jenem Gewittersturm Jordan aus der Pforte hinausgelassen, ließ ihn jetzt zum ersten Male wieder ein. Auch die treue Dienerin, der er die Schwester anvertraut, fand er wieder vor. Nur die unglückliche Schwester selbst fehlte.

Aber auch Baroneß Ottilie und der Knabe Richard waren nicht anwesend; denn sie hatten sich, wie Jordan auf Befragen erfuhr, nach dem unfern gelegenen Friedhof begeben, um, wie täglich, Anna's Grab zu besuchen.

Dorthin trieb es auch Jordan unwiderstehlich, daß er sich kaum Zeit nahm, seine beiden Reisegefährten zu orientiren. „Betrachtet diese Besitzung als die Euere, Kinder!" sagte er zu Hermann und Emmy, indem er ihre beiden Hände faßte. „Ich übergebe sie Euch, wie es zwischen uns bereits abgemacht ist, zum vollen Eigenthume, zum Lohne dafür, daß Emmy's engelreines Herz mich lehrte, was ich zu thun habe, um auch noch einen Antheil am Lebensglücke dem Dasein abzuringen. Betrachtet mich und diejenigen, welche dies Haus bisher bewohnten, schon als Euere Gäste."

Emmy und Hermann sanken ihm gleichzeitig an die Brust, um ihm den Dank ihrer Herzen auszudrücken. Er aber entzog sich ihrem Dank und stürzte fort nach dem Friedhof.

Dort kniete an einem mit Blumen und Kränzen belegten, herrlich angepflanzten Grabe eine bleiche Frauengestalt, neben ihr ein bildschöner Knabe im Alter zwischen vier und fünf Jahren, der die kleinen Händchen gefaltet hatte.

Aber er betet nicht, sondern sieht mit sinnendem Blick die knieende Trauernde lange an, bis er endlich, da er Thränen aus ihren Augen treten sieht, seine Arme um ihren Hals schlingt. „Tante, weine nicht mehr!" flehte der Knabe. „Meine liebe Mama ist ja ein Engel geworden und ist immer bei uns!"

Liebevoll blickte die Trauernde den kleinen Tröster an und drückte ihn leidenschaftlich an sich. „Richard, mein Kind! Heute weine ich nur um Dich! Denn bald wird man Dich mir nehmen, und Deine arme Tante wird ganz verlassen sein!"

„Nein, Tante, ich gehe nicht von Dir! Es wird mich ja Niemand so lieben wie Du. Und wer soll mir von der lieben Mama und ihren blinden Augen erzählen? Tante, Du darfst mich nicht verlassen!“ Dabei brach der Knabe in ein lautes Schluchzen aus; sein ganzer Körper erzitterte.

Besorgt zog die Dame ihn näher an sich und flüsterte ihm tröstende Liebesworte zu, bis sein Schluchzen immer leiser wurde, seine Aermchen sie fester umschlangen und sein lockiges Haupt auf ihre Schultern fiel.

Er hatte sich in den Schlaf geweint. Still war es rings umher. Die Trauernde war so versunken in den Anblick des schlafenden Knaben, daß sie die immer näher kommenden Tritte eines Mannes nicht hörte, der jetzt, unfern von ihr an einen Baum sich anlehnend, mit regstem Interesse die liebliche Gruppe vor sich betrachtete.

Sein Gesicht war kalt und streng, aber in diesem Augenblicke von einem sonnigen Lächeln erhellt. Jetzt kam ein leiser Name von seinen Lippen. Die Trauernde hörte ihn.

Sie hob ihr Haupt empor, und als sie den Fremden sah, wurde sie bleich wie der Tod. Bebend legte sie den schlafenden Knaben sanft auf den Rasen und erhob sich, ohne einen Schritt zu thun.

Der Fremde war näher getreten und streckte ihr beide Hände entgegen. „Ottilie!“ rief er mit dem innigsten Ausdruck freudiger und liebevoller Empfindung.

„Herr von Roedeck!“ tönte es von ihren Lippen. „Ist es möglich, uns hier wiederzusehen, wo —“

„Wo Sie mich nicht erwarteten!“ entgegnete er. „Doch Roedeck ist es auch nicht, der vor Ihnen steht. Dieser Name gehört einer trüben Vergangenheit an. Der Bruder aber steht vor Ihnen, den eine Sterbende zum Vormund dieses wunderholden Knaben gemacht. O, ich sehe, Ihr Auge umflort sich. Sie sehen den harten Bruder in mir — —?“

„Herr von Jordan! unterbrach sie ihn.

„Ist derselbe Mann,“ fuhr er fort, „den Baroneß Ottilie als den Assessor von Roedeck kennen lernte, den sie aber so sehr vergessen hat, daß kein herzliches Wort des Willkommens den einsamen Mann begrüßt! Muß ich Sie an jene Stunde erinnern, Ottilie, in welcher Sie dem fremden Manne Nordeck Schwester sein wollten? Doch ich vergaß, daß nur das eine Herz, welches dieses Grab deckte, ein solches Wort für mich hatte —“

„Seien Sie an Anna's Grabe herzlich willkommen, Herr von Jordan!“ sagte Ottilie mit errungener Fassung. „Glauben Sie nicht, daß Anna sie verklagen konnte; sie wußte, wie sehr Sie sie geliebt und wie schwer Sie gelitten. Haben Sie aber Nachsicht mit meiner Schwäche, weil ich Richard zu sehr liebe, weil er mir Alles ist!“

„Ach!“ rief Jordan. „Jetzt verstehe ich. Sie sehen den strengen Vormund Richards in mir, der jetzt von den Rechten Gebrauch machen wird, die seine Mutter ihm ertheilte?“

Ottilie schwieg.

Er ergriff ihre beiden Hände und sah ihr liebevoll ins Auge. „Ottilie, wollen wir diese Rechte nicht theilen? Denken Sie an jene Stunde zurück, in der ein schönes Leben in Ihren Armen den Geist aushauchte, doch nicht, ohne nach dem Bruder in ihrem Todeskampfe zu rufen, dem sie in ihrem letzten Willen ihre volle Liebe in den Worten kund macht: „„O möchtest Du und Ottilie Richards Eltern sein.““

Ottilie suchte verschämt ihr Gesicht an seiner Brust zu verbergen.

Jordan legte, um sie zu stützen, den Arm um ihren Leib.

„Ottilie!“ rief er, „ich habe niemals ein Weib geliebt, denn ich glaubte, die Natur habe mich aus dem Eden der Liebe ausgewiesen. Erst ein junges Mädchen lehrte mich, daß ich ein Herz habe; und ich würde wähnen, sie geliebt zu haben, wenn ich sie nicht ruhig einem Anderen als Gattin hätte überlassen können. So hat sie mich blos über mich selber klar gemacht. Das danke ich ihr.“

„Es war Emmy Dittmar, nicht wahr?“ flüsterte Ottilie wie verwirrt.

„Ja!“ entgegnete Jordan. „Sie war es, die mir mein Herz erschlossen; und da sah ich denn, daß nur ein Weib darin lebte; und dieses Weibes Haupt ruht hier an meiner Brust.“

Ottilie konnte nicht reden; aber ihre Hand, die in der Jordans lag, sagte ihm durch einen einzigen Druck mehr, als alle ihre Worte es vermocht hätten.

„O, laß mich jubeln über dieses Himmelszeichen Deiner Liebe!“ fuhr er fort. „Es zeigt mir, daß das Weib, welches drei Jahre lang diesem Knaben Mutter war, auch die Gattin des Mannes sein will, der ihm künftig Vater sein wird. Hab' ich recht?“

Damit bog sich sein Mund zu ihren Lippen hinab. Ein Moment, ein seliger Moment, und sie waren für das Leben verbunden.

Sprachlos, keines Lautes mächtig, sanken sie knieend an Anna's Grabe neben dem schlafenden Knaben nieder, und diese Weihe segnete einen Bund der Herzen, der bis zu ihrem eigenen Grabe währete.

Aus Paris.

Von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Eine Anwandlung wirklichen Mitleids bemächtigte sich meiner, als ich durch die Avenue de Montaigne, am Hotel Meyerbeer, weiter in die innere Stadt fuhr. So hatte ich mir Paris während der Belagerung vorgestellt, und dennoch fehlte dem Ganzen das Cachet, der entschiedene Charakter. Eine tiefe Verstimmung zeigte sich überall, eine träge Gleichgiltigkeit. Selbst in der Chaussee d'Antin stagnirte Alles; ein Theil der Magazine war geschlossen, in den anderen saßen die Frauen und Mädchen an den Nägeln kauend und gedankenlos in die nur von Soldaten belebte Straße blickend.

Auf dem Boulevard des Capucines, des Italiens, Montmartre und Poissonniere ist kaum ein Haus, kaum ein Magazin, keine Passage und kein Café, das ich nicht fast eben so genau kännte, wie der gewohnteste Pariser Flaneur. Wenn ich sonst nach Paris zurückkehrte, war's mir, als sei ich endlich wieder zu Hause, denn keine Stadt in der Welt wird uns so lieb, so heimlich, ja wohnlich wie diese, trotz all der Dummheiten und Albernheiten des Nationalcharakters, ja vielleicht eben um ihretwillen. Und was war jetzt aus den Boulevards geworden? Die glänzenden Magazine hatten ihre Schaufenster nur nothdürftig ausgestattet, und wo sonst die „dringendsten Bedürfnisse“ des überflüssigen Luxus ausgestellt waren, hingen jetzt nur Waffen, Regenmäntel, Flanelle, Wachs-Taffete und Lager-Utensilien, die Kaffeehäuser waren leer, nur vereinzelt sah man die Offiziere oder Nationalgarden da sitzen. Die Zeitungs-Kiosks waren größtentheils geschlossen; der Straßenverkauf hatte aufgehört, kein Mensch offerirte dem

Vorübergehenden alle die kleinen Nothwendigkeiten, wie Zündhölzer und dergleichen, keiner steckte dem Anderen die Empfehlungskarten der Magazine in die Hand; kein Omnibus rollte über den Macadam, kein Fiaker störte den sonst so gefährlichen Uebergang an den Ecken; auf den breiten Trottoirs, auf welchen sonst Tausende und Abertausende hin- und herströmten, war Raum in Menge; keine Gruppen vor den Cafés, Todesstille in der Passage de l'Opéra, in der Passage Jouffroi. Vor dem Café Cardinal, vor dem Café Madrid und de Suede, den Stationen der Literatur und der Kunste, vor dem Café Riche, dem Lieblingsplatze der Fremden, Alles öde und leer und — der Pariser in Uniform, die Frauen, die Mädchen in Trauer, mit bleichen, matten Gesichtern, auf denen der Ueberdruß, die Langeweile, überhaupt alles das geschrieben stand, was eine Pariserin am meisten haßt. Fehlte ihr doch die Bedingung ihres Daseins: der Leichtsinn, die Toilette, das Theater, die Equipage, überhaupt der ganze Sockel, auf welchem die Pariserin sich zu drapiren gewohnt ist. War sie doch verwaist und verlassen! Niemand kümmerte sich um sie, die doch sonst Alles ist. Die Männer hatten nur Sinn für die Rettung des Vaterlandes; die Männer wollten siegen oder untergehen, ein Mittelding gab es nicht, und um sie, die armen Frauen, kümmerte sich Niemand mehr. Es lohnte also auch nicht, Toilette zu machen; es lohnte nicht mehr, schön zu sein; das Leben hatte seinen Reiz für sie verloren, und die Republik wird in ihnen auch keine großen Verehrerinnen finden, denn die Republikaner haben kein Geld, die Republikaner tragen schmutzige Wäsche und schief getretene Stiefel, wie das die Geschichte Frankreichs schon zur Genüge gelehrt hat.

Soldaten, nur Soldaten, d. h. also das Volk in Waffen, oder vielmehr das Volk ohne Waffen, bevölkerte die Boulevards. Die Beamten gingen mit ihren Actenstücken unter dem Arm, dem Käppi auf dem Kopf und dem galonnirten Beinkleid daher; die Bureaudiener und Kassenboten waren in Uniform, die Boursiers, die Epiciers, die Magaziniers, die Autoren, die Journalisten und Schauspieler, Alles lief in Uniform umher; dazwischen die Spahis, die Zuaven, die Marinesoldaten, die ganze reguläre Infanterie und Cavalerie. Kein Geräusch des Omnibus und Fiaker störte die Ruhe der Boulevards, kein Sergeant de Ville war zu sehen, der einen Auflauf aus einander zu treiben nöthig gehabt hätte, und, melancholisch auf das Gewehr gelehnt, stand in weiten Entfernungen die Schildwache, die vor Langerweile dem Einschlafen nahe war, da Niemand in der Laune war, die tiefe Ruhe zu stören.

Und doch sammelten sich vor einzelnen Schaufenstern kleine Gruppen. Zu anderen Zeiten hätte man darauf schwören können, daß dort irgend ein ostindischer Shawl, irgend ein Monstrum der raffinirtesten Industrie ausgestellt sei. Heute war's ein Schinken, eine Kalbskeule, eine Wurst, ein Seefisch oder ein Korb voll Kartoffeln, der die Vorübergehenden anrief und sie vor dem Schaufenster festhielt, bis ihnen das Wasser im Munde zusammenlief.

Es war das belagerte, das halb verhungerte Paris, jene sonderbare Stadt, in der es, wie ein Journal sagt, augenblicklich weder ein Publicum noch eine Nation giebt, aus dem einfachen Grunde, weil Charpie keine Leinwand mehr ist; — die Stadt, in welcher die Einwohner gerade so regiert werden, wie sie klug reden, und in der jedes Gouvernement das Recht hat, sie zu Narren zu machen. Und gerade jetzt in diese Betrübniß fällt die Zeit des Carnevals, dem diesmal gegen alle Kalenderordnung die Fastenzeit vorausgegangen ist. Anstatt der großen Waldhörner, auf denen man sonst zur Carnevalszeit von allen Balconen, aus allen Fenstern blies, schmettern draußen jetzt die feindlichen Signalhörner und am Ende ziehen die Preußen zum Carneval gar in die Stadt und vorbei ist's mit all' den schönen Dummheiten, in denen man sonst so unerreichbar gewesen!

Es war gerade heute am 8. Februar, wo nicht nur das belagerte, das halb verhungerte Babylon, sondern das Paris, das mit verbissener Wuth, den knurrenden Magen voll Sägespäne vom genossenen Schwarzbrod, eben zur Wahl schritt, das heute mit den Provinzen zugleich über seine Zukunft entscheiden sollte, ob Krieg oder Frieden, ob Monarchie oder Republik, und doch nur 8 blutgierige Republikaner auf 35 Vernünftige wählte, um aus der Angst herauszukommen. Ich glaube, daß der Magen bei Manchem an diesem Tage den ohnehin nur mühsam verhaltenen Groll, die vom Gefühl der tiefsten Demüthigung geblendete Vernunft überstimmte; die Unversöhnlichen haben Garibaldi und Gambetta gewählt, schon um den König von Preußen zu ärgern; die Rothen sind in einer Stimmung, einer Zerknirschung, die sie hinreißen könnte, die Guillotine zum Altar zu machen und bei einem Wiederauflodern der Kriegsflamme in den Provinzen sich verzweifelt die Köpfe an den Forts einzurennen, die bereits drohend ihre Feuerschlünde gegen die knirschende Stadt gerichtet haben, während von den, ich glaube 600, Pariser Geschützen bis heute schon 130 oder 150 an den Feind abgeliefert waren. Armes Paris! So strahlend, so übermüthig noch vor Kurzem, bettelt es jetzt um ein Stück Brod, und die coquetteste, graziöseste Hausfrau, die sich nie um die Küche gekümmert, zerdrückt eine Freudenthräne im Auge vor einem Körbchen armseliger Kartoffeln!

Und dennoch war bei meinem Eintritt in Paris schon Alles im Begriff, sich wieder zu erholen. Alles Fuhrwerk, das irgendwie zum allgemeinen Besten requirirt werden konnte, wurde herbeigeholt, um die Vorräthe in die Stadt zu schaffen; nur mit der Vertheilung in die Arrondissements haperte es; man stellte die Sache obenein noch verkehrt an, indem man die Lebensmittel in bestimmten Quantitäten in den Hallen öffentlich versteigerte, was die natürliche Folge hatte, daß die Armen leer ausgingen, weil sie von den Reichen überboten wurden. An Kohlen war natürlich noch nicht zu denken. Die Ladungen, welche herein gebracht wurden, mußten zunächst für den Bedarf der Eisenbahnen reservirt werden. Das Schwarzbrod hatte indeß bereits eine hellere Farbe angenommen, und bestand dasselbe in der letzten Zeit der Belagerung aus Kleien, Gerste, Hafer und Sägespänen, so war es heute wenigstens schon genießbar. Wie manche Familie hat so die schlechte Nahrung durch Krankheiten verwüstet und wie Viele erliegen jetzt noch den Folgen der Entbehrung, der ungesunden Kost! Die Leichenwagen waren noch immer in großer Thätigkeit und während des Tages zählte ich einige zwanzig Leichenprocessionen, die mir auf meinem Wege begegneten.

Die Sterblichkeit war während der letzten zwölf Wochen um mehr als das Doppelte gestiegen. 2064 zählte man in der Woche vom 13. zum 19. November und 4671 in der vom 28. Januar bis zum 3. Februar. Allerdings zählten darin auch die Opfer des Bombardements, indeß sind diese so zahlreich nicht. Man rechnet an Todten und Verwundeten 67 Kinder, 115 Frauen und 201 Männer, im Ganzen 383 Personen. Von den 22 Tagen des Bombardements ist der vom 8. zum 9. Januar am blutigsten für die Bevölkerung gewesen. Aber trotz alledem, trotz Sedan, Metz, Straßburg und Paris, nimmt das „Siecle" den Mund so voll wie möglich und ruft zu neuer Selbsttäuschung heraus. Deutschlands Sieg ist nur eine „victoire éphémère", denn „politiquement, moralement la France n'est pas vaincue!" Politiquement also, moralement ist Frankreich nicht besiegt. Und das las ich an demselben Tage, an welchem man in Paris nicht genau wußte: hatte Jules Simon in Bordeaux den Gambetta, oder hatte Gambetta den Jules Simon arretiren lassen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Kirchhof zu Versailles.

Cimetiere Notre-Dame, der größte Kirchhof in Versailles, liegt nordwestlich am Ende der Rue Sainte-Adelaide auf einem leicht ansteigenden Hügel; eine rings um denselben auf-

geführte, einige Fuß hohe Mauer markirt den Ort des ewigen Friedens, ein zweistöckiges Haus, dicht querüber an dem Ende der Rue Sainte-Adelaide mit großem, weitem Thorweg bildet den Eingang, hinter dem rechts und links die Todtenstadt beginnt. Seit Anfang October vorigen Jahres hat sich täglich dieser Thorweg geöffnet, um deutsche Helden einzulassen, denen hier ihr letztes Quartier angewiesen wurde. Die Straße Sainte-Adelaide zeichnet sich als Todtenstraße aus, in ihr fährt keine Droschke mit lebensfrohen Insassen, in ihr tummeln sich keine heiteren Menschen, ihre Bewohner widmen fast Alle ihren Lebenszweck den Todten, und so erblickt man Haus für Haus nur Läden und Schaufenster mit Grabmälern, Todtenkränzen, Särgen, Blumen für Gräber und allen für das ewige Quartier bestimmten Dingen. Es ist eine todte Straße, aber seit dem October vorigen Jahres hat sich eine ungeahnte Lebendigkeit auf der Rue Sainte-Adelaide entwickelt, es vergeht kein Tag, an welchem nicht 3, 5, sogar 11 bis 15 Särge hintereinander durch dieselbe getragen werden. Dumpfes Trommelgewirbel kündigt das Nahen des Canductes an, der sich über die Place d'Armes nach dem Place Hoche bewegt, in deren Mittelpunkt das Denkmal des berühmten Franzosen General Hache zwischen grünen Bäumen sich erhebt. Das Trommelwirbeln erstirbt, und die jedesmal den Conduct begleitende Militärmusikcapelle stimmt den Trauermarsch an. Langsamen Schrittes, unter den Klängen der Militärcapelle, bewegt sich der Zug durch die Rue Hache, Rue Sainte-Genevieve, Rue Sainte-Lazare, hinüber über das herrliche Boulevard de la Reine und tritt in die Rue Sainte-Adelaide ein. Der Thorweg am Ende de Rue Sainte-Adelaide öffnet sich, der Zug schreitet hinein und links von demselben, auf einem großen leeren Raume, empfängt ihn ein 40 Fuß langes, 40 Fuß breites und 12 Fuß tiefes Riesengrab. Dasselbe enthält bereits 375 Särge, die in mehreren Reihen zu 12 neben und 4 Schichten über einander hier untergebracht sind. Noch wächst kein Gras über diesem kolossalen Grabeshügel, wohl aber schmücken ihn bereits Grabdenkmäler und einfache schwarze Kreuze. Die Särge sind nach der Todtenliste numerirt. Der Cimetiere Notre-Dame zu Versailles hat somit eine traurige Berühmtheit erlangt, das Riesengrab desselben ist für ein halbes Tausend berechnet.

Scenen vom Kriegsschauplatz.

— Ueber den Verlust der Fahne des 2. Bataillons des 61. norddeutschen Regiments, der einzigen, die in Feindeshänden, und diese nicht in die Hände von Franzosen, sondern von fremdem Hülfsvolk fiel, bringt die „Danz. Ztg." folgende Einzelheiten: Die Fahne wurde hartnäckig und tapfer vertheidigt. Bar ihr schlug eine Granate ein, tödtete den Fahnenträger und setzte die Fahne in Brand. In diesem Augenblick ergriff dieselbe ein junger Lieutenant, Paul Schultze (ein Thorner Kind), aber von 4 Kugeln getroffen, sank derselbe entseelt zu Boden. Bei ihrer Vertheidigung sind noch gefallen der Premierlieutenant v. Puttkammer und mehrere Unterofficiere. „Es war unmöglich, sie zu retten", so heißt es in einem Briefe vom Regiment. — Aus Versailles wird der „Ind. belge" geschrieben: Es macht hier einen angenehmen Eindruck, daß Menotti Garibaldi aus freiem Antrieb dem General v. Manteuffel ein artiges Schreiben gesandt hat, in welchem er demselben anzeigt, daß die in dem officiellen Berichte des Generals als „vermißt" bezeichnete Fahne des 61. preußischen Infanterieregiments auf dem Schlachtfeld unter einem Haufen von Todten und Verwundeten gefunden worden ist. Es geht aus dieser Angabe des Feindes mit unzweideutiger Klarheit hervor, daß das Regiment seine Fahne aufs tapferste vertheidigt hat, und daß die Sterbenden sie mit ihren Leibern beschützten. — Die „N. Stett. Ztg." meldet: „Das 2. Bataillon des 61. Infanterieregiments (Tharn) scheint in den letzten Kämpfen von besonderem Mißgeschick heimgesucht worden zu sein. Nachdem dasselbe bei Dijon die Fahne verloren, wurde ihm am 28. Januar bei Prouthy die ganze Bagage, der Stabsarzt und die Bataillonskasse abgefangen, wabei wieder Officiere und ein Feldwebel verwundet wurden."

— Ein preußischer Officier hat in dem belagerten Paris seine eigene Frau und Tachter mit belagert. Ein Privatschreiben aus einem Cantonnement der Garde vor Paris erzählt diesen seltsamen Fall, wie falgt: Wir wahnen hier vier Officiere in einem Hause, und nebenan ein fünfter, der seine Frau und Töchterchen nach der Capitulation aus Paris abgeholt hat. Er ist nämlich Landwehrofficier und wurde als solcher van Paris her bei Ausbruch des Kriegs zu unserer Armee einberusen. Seine Frau, eine Belgierin, schickte er nach Brüssel; nach der Schlacht bei Sedan war sie aber mit ihren Angehörigen, den baldigen Friedensschluß erwartend, nach Paris zurückgekehrt, und hier, durch beruhigende Versicherungen des belgischen Gesandten verleitet, mit eingeschlossen worden.

Mannichfaltiges.

— Die „N. Fr. Pr." meldet aus Versailles, 14. Febr.: Gestern hat die Stadt Paris die 200 Millionen Kriegscontribution richtig an die preußische Kriegshauptkasse hier eingezahlt. Es herrschten erst einige Differenzen zwischen Versailles und Paris über klingendes und papierenes Geld. Paris wollte nur fünfundzwanzig Millianen in Gold und Silber und den großen Rest in Papier bezahlen. Aber Graf Bismarck sagte: Quod non! Dem telegraphisch hierher berufenen Vertreter des Hauses Rothschild in Berlin, Banquier Bleichräder, ist es gelungen, folgendes Arrangement zu vermitteln: Paris, d. h. das Haus Rathschild, zahlt 25 Millionen in Gold, 50 Millionen in Silber und die übrigen 125 Millionen vorläufig in Papier, verpflichtet sich aber, an bestimmten Terminen die nichtpreußischen Papiere durch Gald und Silber einzulösen. Diese 200 Millionen Francs sind auf 63 Millionen Thaler abgerundet. Der Narddeutsche Bund erhält davon 50 Millionen, Bayern, Württemberg, Baden bekommen 13 Millionen. Wie coulant die preußische Hauptkriegskasse gestern bei Annahme des Geldes verfuhr, dafür spricht folgendes Curiosum: Die Agenten des Herrn v. Rothschild legten auch einen falschen preußischen Kassenschein von 25 Thalern mit auf den Zahltisch. Das preußische scharfe Hauptkriegskassen-Auge entdeckte aber sogleich die Unechtheit des Papiers und auf der Rückseite den Vermerk: „Bei allen preußischen Kassen ungiltig", und schob den Schein zurück. Das Haus Rathschild bestand aber auf der Giltigkeit des Scheines und drohte, mit seinen gesammten Geldsäcken und Fässern nach Paris zurückzudampfen. Graf Bismarck, von diesen Differenzen benachrichtigt, soll lachend entschieden haben: „Herr Hauptkriegskassen-Director! Nehmen Sie den Schein an. Ich löse ihn aus meiner Tasche ein und werde ihn als Curiosum an diesen Krieg und Frieden aufheben. Ich habe nicht Lust, nachdem kaum um ein spanisches Luftschloß ein Krieg zwischen zwei europäischen Graßmächten beendet ist, wegen eines falschen 25-Thalerscheins einen neuen Krieg mit dem Hause Rothschild, Europas sechster Großmacht, anzufangen."

— Der Vicekönig von Aegypten hat am 22. Januar dem norddeutschen Generalconsul von Jasmund die Summe von 36,000 Frcs. für die deutschen Verwundeten einhändigen lassen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 23. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens. *

1.

Wem ist die Sage (nach Ottmar) von der Entstehung der Bezeichnung „Roßtrappe" für jenen Felstheil des Harzes, der dem sogenannten Teufelstanzplatz gegenüber liegt und durch einen schauerlichen Abgrund von diesem getrennt wird, nicht bekannt? Wenigstens weiß gewiß Jeder meiner geneigten Leser, daß hoch oben auf der Klippe in dem harten Gestein ein riesenhafter Roßtrapp abgedrückt ist! — Und, nicht wahr? wer diesen Theil des Harzes, die Roßtrappe, den Hexen-Tanzplatz und das grausig schöne Bodethal gesehen, der hat sich gestanden, daß Gottes Erde herrliche, großartige Punkte aufzuweisen hat, die wohl im Stande sind, den empfindungsvollen Menschen mit Entzücken und Verehrung zu erfüllen.

Jedenfalls ist die Roßtrappe vor alten Zeiten in den Fels gehauen, um bei Weissagungen der heidnischen Priester als Standpunkt für die Letzteren zu dienen, wie auch in den werthvollen Grube'schen Charakterbildern angenommen ist; nach der Sage rühet sie von dem Hufe eines wirklichen Rosses her, welches letztere der Prinzessin Emma, der Königstochter vom Riesengebirge, gehörte und von dieser auf den Streifzügen durch das Land benutzt wurde.

Einst befand sie sich mit ihrem Roß auf der Schneekoppe und jagte; da gewahrte sie ihr Anbeter, Bohdo, der mächtigste Riese des Harzgebirges, ein Heide und Zauberer. Der gewaltthätige Mensch war so stark, daß er oft große Eichen aus der Erde riß und als Waffen benutzte.

Es war seine Weise, Weiber, die ihm gefielen, selbst gegen deren Willen nach seiner Behausung zu schleppen. Doch Emma vermochte er nichts anzuhaben, sie verachtete ihn und wollte ihm weder ihre Liebe schenken, noch ließ sie sich durch ihn entführen.

Jetzt wollte er sie um jeden Preis, selbst um den seines Lebens fangen. Schnell, wie ein Vogel in der Luft, eilte er auf seinem flüchtigen Pferde ihr nach.

Doch Emma gewahrte ihn noch rechtzeitig an seinem großen Schilde, das den Umfang eines Hauses hatte; sie wandte ihren Zelter und flog durch Thäler und über Höhen, daß von dem mächtigen Hufschlag ihres treuen Pferdes die größten Bäume, wie Gras geknickt, darniederstürzten.

Endlich gelangte Emma auf den Teufels-Tanzplatz; sie konnte nicht weiter, vor ihr gähnte ein tiefer Abgrund, durch welchen ein reißender Strom dahinschoß, hinter ihr nahte der Riese Bohdo.

Der gegenüberliegende Fels war so weit entfernt und steil, daß an ein Erreichen desselben nicht zu denken war. Doch sie wollte lieber zu Grunde gehen als dem grauenhaften Verfolger in die Hände fallen; deshalb rief sie schnell ihre Schutzgeister an, drückte dem Zelter die langen Sporen in die Weichen, der Letztere nahm einen gewaltigen Satz und erreichte glücklich den nächsten Fels; sein rechter Vorderfuß aber, mit dem er zunächst das Gestein berührte, grub sich tief in den harten Felsen.

Die Königstochter hatte sich geborgen, der böse Bohdo aber, der in seiner Raserei nicht der drohenden Gefahr achtete, sprengte unaufhaltsam weiter und stürzte sammt seinem Pferde in den brausenden Strom, der sein Grab wurde. Hierdurch führt dieser noch heute den Namen Bode!

Unstreitig ist die Bode, welche sowohl die Selke als die Holzemme in sich aufnimmt, der wildeste Strom des Brockens; ihr Thal ist überaus reich an Naturschönheiten, am unvergleichlichsten aber, wo sie in die Ebene tritt. Schäumend und brausend windet sie sich fort, immer mehr zusammengedrängt durch die Felsen zu beiden Seiten.

Hier ist es, wo unsere Geschichte beginnt, und bitte ich meine geneigten Leser um Entschuldigung, daß ich nun erst mit derselben beginne, nachdem ich einen kurzen Blick auf die Punkte vorausschickte, auf welchen die hauptsächlichsten Momente der ersteren sich abspielen.

Es war an einem sonnigen Sommer-Nachmittage, hell und wärmend lachte der große Weltkörper auf die Erde hernieder, der sie leben- und segenbringend bescheint, ja die ungewöhnlich große Hitze ließ ziemlich bestimmt erwarten, daß ein Gewitter im Anzuge sei.

Trotzdem schlenderten drei junge Männer langsam den Pfad entlang, der in mannichfachen Windungen dem Quedlinburger Thal zuführt. Sie hatten schon einen bedeutenden Marsch hinter sich, denn sie waren am Morgen von dem Hüttenorte Rübeland aufgebrochen und wollten vor Anbruch des Abends noch durch das Thal und nach Quedlinburg hineinwandern.

„Bei Gott, ich sehne mich augenblicklich mehr nach dem Genuß eines Glases ordentlichen Biers als nach dem Anblick des herrlichsten Panoramas," sprach einer der Wanderer, im halbverdrießlichen Ton. Er mochte etwa sechs und zwanzig Jahre alt sein, war von kräftiger, untersetzter Statur, und besaß ein recht angenehmes, wenn auch durchaus nicht classisch schönes Aeußere; sein Gesicht trug den Stempel großer Gutmüthigkeit, ohne von besonderen Geistesgaben zu zeugen. Wir stellen dem Leser diesen Herrn als den Regierungs-Referendar Schilber vor.

„Geduld, lieber College, bald wird Dein Durst gestillt werden," antwortete der zweite Fußgänger, der unbesoldete Regierungs-Assessor von Leidnitz, ein langer hagerer Mann, der, nach seiner Erscheinung einen Schluß gezogen, etwa im Alter des vorigen Sprechers stand. Er mußte wohl schon tüchtig in der Welt gelebt und die Freuden des Daseins durchkostet haben; eine merkliche Abspannung machte sich in seinen Zügen bemerkbar, wie sie das Verbringen wüster Nächte erzeugt. Dabei deutete seine schmale niedrige Stirn nicht auf besonders großen Verstand hin, und das kalt blickende Auge ließ keine Gefühlswärme seines Inneren erkennen.

Anders stellte sich der Dritte dem Beobachter dar. Sein männlich kräftiger Wuchs stach grell gegen den seiner Begleiter ab; die Elasticität in seinen Bewegungen gab der

ganzen Figur etwas Schwunghaftes. Auf dem ernsten Antlitz lag allerdings ein Zug von Melancholie ausgeprägt; doch bekundete die Frische desselben eine ungeschwächte Gesundheit, und sowohl das schwärmerische dunkele Auge, oft minutenlang auf einen Punkt in die Ferne gerichtet, wie die hohe, breite Stirn und der classisch schön geformte Mund, meist fest geschlossen, ließen in ihm einen Mann von großem Denkvermögen erkennen, der voll Einsicht und Ueberlegung in das Leben schaut. War es der Ernst, der gewöhnlich auf seiner gewölbten weißen Stirn lagerte, oder war er wirklich älter als seine Begleiter, er erschien auf den ersten Anblick zwei bis drei Lebensjahre mehr hinter sich zu haben als sie; und doch lag eine Anziehungskraft über sein ganzes Wesen ausgeprägt, namentlich so oft ein Lächeln seinen schönen Mund umzog und das Auge liebreich um sich schaute, daß Jeder, der in solchen Momenten ihm nahe kam, ihn für jünger und überaus liebenswürdig hielt.

Dieser junge Mann war der praktische Arzt Dr. Selber. Er hatte eine bewegte Jugend hinter sich, hatte aber in allen Lagen des Lebens die Ehre als sein höchstes Gut angesehen, und wenn er zuweilen auch trübe Tage hatte durchmachen müssen, ja selbst gegenwärtig noch mit mancherlei Sorgen zu kämpfen hatte, indem nur eine geringe Praxis in dem von Aerzten so sehr besetzten Wohnort, dem Regierungsstädtchen **, ihn in Anspruch nahm, so bewahrte er doch immer eine gleiche Menschenfreundlichkeit und eine anziehende Gefühlswärme gegen alle, die ihm nahe kamen.

Seine Begleiter, ebenfalls in ** beschäftigt, waren zeitweise seine Patienten, und außerdem hatte er sie schon auf der Universität als Freunde schätzen gelernt; deshalb hatte er auch die Harzreise mit ihnen angetreten, auf welcher der Herr von Leidnitz mit seiner verlobten Braut zusammentreffen wollte.

„Ich fühle mich erschöpft!“ begann Schilber, auf den die herrliche Natur rings umher keinerlei Eindruck mehr machte, von neuem. Die eingetretene Gewitterschwüle erschwerte übrigens das Wandern derart, daß auch die beiden anderen jungen Männer sich herabgestimmt fühlten.

„Muth, mein Freund!“ sprach indessen Selber, „bald finden wir einen bequemen Ruhepunkt; dann trinken wir so lange von dem edlen Gerstensaft, bis wir unseren Durst gelöscht haben.“

„Bedenkt, daß wir mit Damen zusammentreffen!“ warf von Leidnitz ein. „Jedenfalls hat mein Herr Schwiegerpapa für ein splendides Souper Sorge getragen.“

„Ich werde mich für heute nicht blicken lassen,“ bemerkte der Doctor.

„O, Du wirst Deine Meinung schon ändern. Ich wette mit Dir, daß, sowie Du meine Braut gesehen, Du Alles aufbieten wirst, um recht lange in Ihrer Nähe zu bleiben,“ meinte der Assessor.

„Gern vertraue ich Deinem Geschmack und bin überzeugt, daß Du uns einen Engel in Menschengestalt vorführst; doch mich vermögen für heute, nachdem ich so viel Schönes und Großartiges gesehen, selbst Engel nicht mehr zu reizen; und dann — eine Eroberung ist nicht zu machen,“ wandte der Doctor halb spöttisch ein.

„Ich sehne mich lediglich nach Ruhe. Möchten wir nur vor dem Ausbruch des Gewitters in Quedlinburg anlangen,“ bemerkte Schilber.

„Das gewiß nicht! Aber wir finden gleich ein Local, in welchem wir das Weitere abwarten können,“ tröstete der Doctor.

Die drei jungen Männer schritten wieder weiter; der Himmel begann, sich zu verdunkeln, einzelne Blitze zuckten schon in der Ferne aus den düsteren Wolkenmassen, Schilber wurde immer ängstlicher.

Doch da erblickten sie zur großen Freude des Letzteren ein Gasthaus vor sich auftauchen, bald befanden sie sich in sicherem Schutz gegen das Unwetter, das näher und näher kam. Vor Jedem der Erschöpften stand ein Krug mit Bier, dem sie fleißig zusprachen, um ihren größten Quälgeist, den Durst, zu verscheuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Paris.

Von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Große Versammlungen hatten sich in allen Straßen vor den Bäckerläden gebildet; aber vor keinem dieser Läden sah ich irgend welche Unordnung. Jeder wartete mit musterhafter Geduld, bis die Reihe an ihn komme. Eben so ruhig ging es vor den Mairieen zu, in welchen eben die Wahlen stattfanden. Nirgendwo sah oder hörte ich Excesse. Es mag immerhin in den Wahllocalen etwas stürmisch hergegangen sein, das äußere Leben von Paris aber war still und traurig, und zur Ehre der Pariser sei es gesagt, ich sah keinen Betrunkenen, selbst nicht unter den Soldaten, auch nicht unter der in allen Straßen umherschlendernden Marine, die sich hier doch unmöglich im richtigen Fahrwasser befinden und deshalb also wohl einmal einen verkehrten Cours hätte steuern können.

Graf Maltzahn's Absicht war, die letzten deutschen Verwundeten aus Paris zu schaffen, zu deren Evacuation man sich auf französischer Seite etwas unbequem zeigte. Von der Wohnung des Grafen Flavigny aus übernahm ich es, zu einigen ansässigen Deutschen zu fahren, welche sich namentlich um die Pflege unserer Blessirten sehr verdient gemacht hatten. Mein Weg führte mich nach Batignolles, vorüber am Boulevard Clichy, auf dessen Platz sich als eventuelle Vertheidigungsmaßregel ein riesiger Berg von Sandsäcken erhob. Hier in der Vorstadt überall lebhafter Handel mit Gemüse auf den Straßen, Kaninchen und Hasen wurden überall als theuere Leckerbissen feilgeboten; von dem Rothwild, den Ratten und Mäusen, habe ich nicht ein Schwänzchen zu sehen bekommen, dahingegen sah ich auf den Tischen der Verkäufer so mancherlei naturgeschichtliche Producte, die ich in der Eile nicht zu rubriciren vermochte.

Von Batignolles ging's zurück zur Rue Lafitte nach Rothschild's Palais, in welchem ein Ambulanz-Bureau etablirt war. Keiner von meinen Leuten war anzutreffen, weder zu Hause, noch selbst in der Ambulanz des Grand Hotel in der Rue Auber.

Ich mußte das Coupee verlassen, da das Pferd gefüttert werden sollte, bestellte den Kutscher für 2 Uhr vor das Hotel zurück und ging meines Weges, um mit Ruhe die Stadt zu besehen. Gleich vor mir stand eines der anspruchsvollsten Monumente aus besseren und glücklicheren Tagen, das neue Opernhaus. Alle Arbeit ruhte natürlich am Bau und wird hier wohl noch lange ruhen, denn die Republik hat Anderes zu thun als für Oper und Ballet zu sorgen. Die Bronze-Statuen vor dem Hause, lauter leichtfertiges nacktes oder hochgeschürztes mythisches Gesindel, blickten neugierig über den

Breterzaun vor dem Hause. Die beiden Säulen, Nachahmungen jener bekannten römischen auf der Piazza del Popolo, waren vernachläßigt, die Bronze-Adler in Sackleinwand gehüllt. Kein Mensch kümmerte sich um das luxuriöse Gebäude; kein Fremder kam, es anzustaunen; selbst die Engländer und Amerikaner schienen in diesem ihrem Lieblingsquartier ganz ausgestorben zu sein, obgleich man jetzt plötzlich für die ersteren eine schwärmerische Liebe gefaßt hat, seit England so warme Sympathieen für Frankreichs Unglück an den Tag gelegt.

Die Soldaten und die Theerjacken standen gruppenweise umher. Fast jedes öffentliche Gebäude trug die Genfer Conventionsfahne. Lazareth überall. Ganz Paris schien mir wie ein großes Hospital. Wachtposten oder Sicherheitswachen für Bureaux und Kassen in Menge. Das Hauptgebäude des Grand Hotel trug über dem Portal mit riesigen Lettern und unter der Kreuzfahne die Aufschrift „Société internationale" ꝛc. Kein Fremder in dem so geräuschvollen Hofe. Der Partier schien auch die letzte Erinnerung an seine Pflichten schan vergessen zu haben und beantwortete mir meine Frage mit einer Gleichgiltigkeit und Kürze, als habe er es Gott sei Dank nicht nöthig, und so habe ich denn auch wirklich nichts von dem herausgebracht, was ich von ihm wissen wollte.

Es war 12 Uhr Mittags, und ich hatte in Versailles nicht gefrühstückt. Wohin jetzt gehen? Ich blickte in mehrere Restaurants hinein, sah aber nur leere Tische, kein Service auf denselben, kaum einen Kellner oder sonst einen dienstbaren Geist. Meine Kleidung war, wie ich mich später erst überzeugte, von dem Koth der Landstraße in dem offenen Wagen stark bespritzt; ich sah sehr reisemäßig aus, und woher konnte man gereist kommen, da Niemand hereingelassen werden durfte — natürlich nur von den feindlichen Vorposten!

Mir war zu Muthe wie einem Spitzbuben, der eben gestahlen hat. Wenn dir nun hier einer der vielen Bekannten in den Weg läuft, die dich als Preußen kennen! dacht' ich mir. Wenn dir einer von ihnen plötzlich nachruft: „Halte den Preußen!" und sie schleppen dich in's Violon und lassen dich da sitzen, bis der Friede da ist, der eben so gut in vierzehn Tagen wie in einem Jahre geschlossen werden kann! — Was würde ich darum gegeben haben, wenn ich mich einem Menschen hätte anvertrauen konnen, der mir meine Kleider reinigte! Aber, wenn ich den Mund aufthat, mußten sie mich als Fremden erkennen, trotz all' dem Französisch, das ich mir angewöhnt! Jeder Fremde ist verdächtig und jeder Pariser ist auf der Hut vor jedem Fremden. Hätte ich eine Legitimation vorzeigen können, so hätten sie mich als Preußen **jedenfalls** eingesperrt, denn sie hätten mich als Spion behandelt, obgleich hier nichts zu spioniren war. Und hätte ich **keine** Legitimatian gehabt, so hätten sie mich natürlich **auch** eingesperrt. Dabei wuchs mein Hunger. Ich glaube, es war gerade der Gedanke, daß es hier **nichts** zu essen gebe, der mir diesen Appetit erregte. Ich wäre gern in eines der mir bekannten Hotels gegangen, aber wer garantirte mir, daß nicht einer der Bedienung mich als Preußen verrieth, vielleicht gar ein Kellner mit dem Waffenrock und dem Czacko auf dem Kopf, der also eo ipso Gewalt über mich gehabt hätte. Ich würde mir eine deutsche Familie aufgesucht haben, aber war sie nicht geflüchtet und war ich nicht dem Concierge des Hauses schon verdächtig, wenn ich nur nach diesen Deutschen **fragte**? Ich wäre in's Café Riche eingetreten, wo mir einige gedeckte Tische zum Fenster hinaus winkten, aus dem mir sogar ein Geruch wie Bratkartoffeln entgegen duftete, aber man mußte mich dort als alten Gast erkennen, und so schlich ich denn seufzend vorüber.

Auf dem Boulevard Poissonniere kaufte ich Cigarren, und was geschieht? Ich hatte das französische und das deutsche Geld varsichtig in zwei verschiedenen Taschen untergebracht. Der Teufel muß aber sein Spiel haben. In der Meinung, ein Fünffrankenstück zu fassen, lege ich einen preußischen Thaler auf den Tisch. Zum Glück bemerke ich den Irrthum und berichtige ihn noch rechtzeitig.

Jetzt fällt mir ein lichter Gedanke ein. Du gehst in die Wiener Brauerei in der Rue Rougemont, wenige Häuser vom Boulevard entfernt. Dort wirst du frühstücken. Ich trete ein, sehe nur leere, ungedeckte Tische und der Kellner antwortet mir: „Es giebt nichts zu frühstücken!"

Kaum wieder auf der Straße, tritt an der Ecke des Boulevard ein Mobiler an mich heran. „Entschuldigen Sie, mein Herr, können Sie mir vielleicht sagen, wo die **Straße ist." Ich weiß nicht mehr, welche Straße der Mann meinte, indem er mich verschmitzt anblickte. — „Nein, mein Herr, das kann ich Ihnen nicht sagen," antwortete ich. — „Ach, Sie sind wohl nicht von hier, mein Herr?" fragte er hämisch. — „Nein, mein Heer!" — „Also sind Sie ein Fremder! Die Fremden haben ihre Legitimationen. Wo ist die Ihrige, mein Herr?" fragte der Moblot. — „Geht das Sie etwas an?" fragte ich schroff. — „Ja, mein Herr!" antwortet er schmunzelnd. — „Ich besitze keine!" warf ich hin. — „So werden Sie mit mir auf das Polizeibureau gehen, mein Herr!" fährt er mit impertinenter Höflichkeit fort. — „Nein," antworte ich, „im Gegentheil, Sie gehen mit mir!" — „Mit Ihnen? wohin denn, mein Herr, wenn ich bitten darf?" — „Nach dem Bureau der Société internationale im Grand Hotel, wo Sie meine Legitimatian finden werden!"

Dem Moblot imponirte meine Haltung, er wurde gemüthlicher, erklärte mir, man sei mißtrauisch gegen jeden Fremden, denn „man liebe sie jetzt nicht hier," im Uebrigen wünschte er mir einen bon jour und empfahl sich, nachdem er noch einige Versuche gemacht, mir weiter auf den Zahn zu fühlen. Ich glaabe, jene Restauration ist während der Belagerung als Sammelpunkt von Deutschen stark in's Auge gefaßt worden, und so wurde ich durch meinen Eintritt dort verdächtig, ohne eine Ahnung davon zu haben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

ß **Technisches.** Eine der letzten Leistungen des kürzlich verstorbenen bayer. Generaldirectionsrathes Exter (der bekanntlich geborener Pfälzer und eine Autorität im Eisenbahnmaschinenwesen war) ist ein **Geschwindigkeitsmesser für Bahnzüge.** Der in einem kleinen Blechkasten eingeschlossene Apparat läßt sich sowohl an der Locomotive wie auch an einem beliebigen Wagen auf einfache Weise anbringen, und erhält seine Bewegung durch eine Schnur von einer der Achsen. Derselbe zeigt durch einen Zeiger auf einem Zifferblatte die Fahrgeschwindigkeit in Meilen pro Stunde und zeichnet zugleich vermittelst eines Bleistiftes ein Diagramm, welches die in jedem Punkte der Bahn stattgehabte Fahrgeschwindigkeit veranschaulicht, also nachträglich genau zu erkennen gestattet. Zur Aufnahme des Diagramms dient eine Papierscheibe, welche bei jeder Fahrt erneuert wird. Auf dieser findet sich stets eine Linie verzeichnet, welche die Normalgeschwindigkeit für die betreffende Fahrt bildlich darstellt, so daß nach beendigter Fahrt jede vorgekommene Abweichung von jener Geschwindigkeit sofort ersehen werden kann. Der Geschwindigkeitsmesser dient demnach zur Controle des Locomotivführers; es besteht die Absicht, diejenigen Maschinisten, welche sich durch besonders regelmäßige Einhaltung der vorgeschriebenen Fahrgeschwindigkeit auszeichnen, durch Prämien zu belohnen. Der für Locomotiven bestimmte Apparat ist ferner so eingerichtet, daß beim Stillstande der Maschine ein zweiter Schreibstift in Bewegung kommt, welcher auf der Papierscheibe eine gerade Linie zeichnet, deren Länge die Dauer des Aufhaltes auf irgend einer Station bemessen läßt. Die Thätigkeit des gesammten Apparates ist das Resultat der Combination von zwei Bewegungen, deren eine von der Wagenachse, die andere von einer Controluhr ausgeht. — Für sehr **große Umdrehungsgeschwin-**

digkeiten der Maschinen hat man bisher Rädertriebwerke weniger für geeignet gehalten als Riemenrollen. In der bekannten englischen Maschinenfabrik von Clayton und Shuttleworth ist jedoch neuerdings ein Ventilator für zwei große Kupolöfen, welcher 1600 Umdrehungen pro Minute macht, mit einem Rädervorgeleg hergestellt worden, das sich als sehr vortheilhaft erwiesen hat. Das treibende Rad hat hölzerne Zähne, das getriebene Rad auf der Flügelwelle eiserne Zähne, die Uebersetzung ist dreifach. Die Räder laufen ruhig, und consumiren viel weniger Betriebskraft als zuvor der Riemenbetrieb, welcher auch durch die rasche Abnützung des Riemens sehr kostspietig war. — Zum Verbinden von Wunden haben sich nach den im Genfer Hospitale gemachten Erfahrungen dünne Bleibleche als ganz vorzüglich erwiesen. Burggräfe in Genf, der schon seit längerer Zeit die in Fabriken vorkommenden Verwundungen auf diese Weise behandelte, hat hierüber neuerdings an die Pariser Akademie berichtet. Die Bleiblätter werden mit Heftpflaster angetegt und festgehalten. Die Vortheile dieser Verbandart sollen folgende sein: 1) Das Blei bleibt weich und kühl in Berührung mit der Wunde; 2) es erspart die Anwendung der Charpie, die eine dauernde Ursache der Erhitzung und Infection ist; 3) die Schwefelverdindung, welche sich bildet, verhindert die Fäulniß und die Entstehung von Organismen aus derselben; 4) ist die Wunde einmal verbunden, so kann sie mit kaltem Wasser gewaschen und erfrischt werden, ohne den Verband zu stören; 5) werden hierdurch größere Operationen in vielen Fällen vermeidlich.

— Ueber die Zerstörung, welche eine Art von Formica rufa, der Camponotus ligniperdus, in Fichtenstämmen anzurichten im Stande ist, hat Herr J. Labhardt interessante Beobachtungen gemacht. Seinem hierüber in der Vierteljahrsschrift der Züricher naturforschenden Gesellschaft veröffentlichten Berichte entnimmt die „N. Fr. Pr.“ folgende Mittheitung: „Ein Holzarbeiter in Männedorf ließ einen mächtigen Weißtannenstamm, der bis circa 2 Fuß über der Erde im Centrum etwas morsch war, zu 12 Linien dicken Bretern sägen. Beim Durchschneiden sah man eine Menge geflügelter und ungeflügelter Inseeten sich aus demselben entfernen und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß der vollständig gesunde Theil des Stammes bis in eine Höhe von circa 15 Fuß von regelmäßig angelegten, wenn auch noch nicht überall vollendeten, geradlinig aufsteigenden Gängen von 2 bis 3 Linien Breite durchbohrt war. Anfnngs glaudten die Arbeiter, trotz der Verschiedenheit der Anlagen der Gänge, daß der gewöhntiche Werkholzkäfer (Annobium tesselatum) diese wirklich erstaunliche Arbeit geleistet habe. Allein bei näherer Untersuchung entdeckte Herr Labhardt in den aufgefundenen Thieren, die er mittels Cigarrenrauchs aus den Schlupfwinkeln hervortrieb, den Cambonotus liguiperdus der sich gern am Fuße etwas morscher Fichtenstämme ansiedelt, dort seine Gänge anlegt und dessen Nachkommen auf Jahre hin diesen Wohnsitz nicht mehr verlassen. Höchst interessant ist im vorliegenden Falle die Erscheinung, daß diese Ameise sich auch durch den gesunden Theil des Stammes hinaufarbeitet und mit der Peripherie parallel laufende, ineinander geschachtelte Gänge zwischen den Johresringen anlegt, die unter sich durch :—4 Linien weite Oeffnungen in Verbindung stehen. Die Wandungen sind mit einer hellbraunen Materie ausgekleidet. Wie die Termite ist auch dieser Cambonotus lichtscheu, arbeitet im Dunkelen und vermeidet sorgsam, die Oberfläche zu durchbrechen, wie Herr Labhardt dies an mehreren Stücken beobachten konnte. Die Thiere hatten sich bei diesen Stücken in die beim Durchsägen unversehrt gebliebenen Gänge zurückgezogen und arbeiten darin ohne Zweifel unverdrossen fort; denn nach zwei Tagen bemerkte man, daß sie einzelne Gänge bis an die obere Querfläche hinauf verlängert, nun aber, in ihrem Wirkungskreise gehemmt, sich wieder nach unten zurückgezogen hatten.“

— Der bekanute Physiolog Pasteur war bei dem Jubiläum der Universität Bonn zum Ehrendoctor ernannt worden. Er hat dieser Würde jetzt entsagt und diesen Entschluß der Facultät in einem Schreiben angezeigt.

— Ein Angehöriger des preußischen Truppencorps, welches nach der Uebergabe der Forts von Paris in das Fort de l'Est verlegt worden ist, schreibt: „Nach gethanem Dienst haben wir täglich Erlaubniß, bis 6 Uhr Abends in die Stadt St. Denis zu gehen, was ich benutzt habe, mir die berühmte Kathedrale und deren Zustand nach der Beschießung genauer anzusehen. Die Spuren derselben sind allerdings, obgleich man das herrliche Gebäude möglichst geschont hatte, schon an der Außenseite sichtbar; einem der auf dem Dache thronenden Heiligen hat eine Kugel den Kopf abgerissen, auch die Glasmalereien der Fenster sind ungeachtet des Schutzes, den man ihnen durch vorgepackte Erdsäcke zu verschaffen gesucht hat, an vielen Stellen zerstört. Im Inneren dagegen ist kaum irgend ein merklicher Schaden angerichtet, besonders sind die werthvollsten und die neuesten Grabdenkmäler der Kirche selbst unbeschädigt geblieben, da man sie vorher in die Krypta geschafft, auch die Vorsicht angewendet hatte, den ganzen Steinboden des Inneren der Kirche aufzureißen, um etwa einschlagende Geschosse weniger schädlich zu machen.“

— Ein Familienvater in Geestemünde will seinem Sohne vor Paris eine unverhoffte Freude bereiten. Er vereinigt zu diesem Zwecke Alles, was in seiner Macht steht, aufzutreiben, Naturatien und Kleidungsstücke. Da verfällt das Vaterherz auf die Idee, den Ertrag seinen letzten Thätigkeit in Gestalt von zwei harten Thalern der Sendung beizufügen, und zwar, um den lieben Wilhelm noch mehr zu überraschen, die Thaler, sorgsam eingewickelt, in ein großes Stück Speck spurlos zu vergraben. „Was ward he for Ogen maken, wenn je hem biem Fröhstück fütt,“ denkt unser Pfiffícus und stellt sich in Gedanken den staunenden Sohn vor, der die Thaler durchs Messer ans Licht fördert. Nach einigen Tagen erhielt er jedoch folgenden Brief, den er mit nicht geringer Bestürzung durchliest. „Lieber Vater! Ich saß gerade mit 11 Kameraden am Kochkessel, in der Berathung über das Mittagessen, ats ich Deinen lieben Korb bekam. Das schöne Stück Speck mußte sofort in den Kessel wandern und dem Beispiele der Fleischportionen der anderen Freunde folgen. Als wir abgedeckt hatten, stürzten wir mit gemeinsamer Anstrengung den Kessel um, und siehe da, es rollten zwei blanke Thaler auf die Erde. Auf jedem Gesichte malte sich Bestürzung und Schrecken; Jeder glaubte, der Teufel sei hier im Spiet. Keiner von uns hatte allein Recht auf das Geld, da jeder Brodbeutel seinen Inhalt in den Kessel entladen hatte. Ich hob endlich das Geld auf and gab einem Jeden fünf Groschen. Die Thaler, von denen ich jedoch 55 Groschen abgeben mußte, werde ich zum Angedenken mit nach Deutschland bringen. Dein W.“

— Aus Paris wird folgendes Küchenrecept aus der Zeit der Hungersnoth mitgetheilt. Um ein Beefsteak zu machen, nehme man einen Schiffszwiebad, weiche ihn durchaus ein in Liebigs Fleischertract und warmem Wasser. Lasse ihn über Nacht im Backofen stehen. Morgens fügt man dann etwas Mandelöl und einige Champignons hinzu, knetet das Ganze zusammen, giebt ihm die Gestalt eines Beefsteaks, gießt Soya darüber und brät es. Es gehört aber viel Senf und noch mehr guter Glaube dazu. Um eine gebratene Seezunge herzustellen, behandett man den Schiffszwiebadk ähnlicher Weise mit Anchovissauce. Zum letzten Gerichte gehort aber ein noch stärkerer Glaube, als zu dem Beefsteak.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 21. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Das Gewitter nahm eine furchtbare Heftigkeit an, Blitz auf Blitz zuckte hernieder, der Donner rollte, durch das Echo an den Gebirgswänden rings umher verstärkt, ohrenbetäubend durch die Luft und der Regen goß in Strömen hernieder.

„Wir werden hier bleiben müssen," seufzte der Assessor, „was wird nur meine Braut von meinem Ausbleiben denken?"

„Geduld," ermahnte Selber, „noch haben wir lange Zeit bis zum Abend; in einer halben Stunde ist hoffentlich das Gewitter vorüber, warten wir noch dreißig fernere Minuten, so hat das Wasser sich verlaufen, und in der zweiten Stunde kommen wir bequem bis Quedlinburg."

„Es sieht nicht darnach aus, als wollte der Himmel sich sobald aufklären, und wo sollte in einer halben Stunde all das Wasser bleiben?"

„Das verstehst Du nicht. Hier im Gebirge verzieht sich das Wetter ebenso rasch, wie es kommt; und das Wasser läuft mit rasender Schnelligkeit ab."

Der Doctor hatte recht. Kaum war eine Stunde verstrichen, so konnten die Touristen ungefährdet weiter ihres Weges ziehen; sie waren wie neubelebt, eine schöne, reine Luft wehte ihnen nach dem Gewitter entgegen, ihr Durst war gestillt, heiter und wohlgemuth schritten sie die Straße entlang, und der Assessor von Leidnitz stimmte im Vorgefühl seiner nahen Seligkeit an der Seite der Braut sogar manches lustige Studenten-Lied an, das dann die beiden Genossen pflichtschuldigst begleiteten.

Noch war die Sonne nicht zur Rüste gegangen, obgleich sie sich schon recht tief zur Erde herniedersenkte, als die drei Wanderer in die Stadt Quedlinburg hineinmarschirten. Der Doctor Selber konnte bei dieser Gelegenheit nicht umhin, einige neckende und halb spöttische Bemerkungen gegen den Assessor hinzuwerfen, und zwar in Betreff seiner Braut. Doch wenn er hierbei seinem Sarkasmus auch die Zügel schießen ließ, so geschah dies doch in solcher Weise, daß Leidnitz mit seinem beschränkten Begriffsvermögen davon nichts merkte, namentlich da der Doctor im Allgemeinen wenig Veranlassung zu dem Glauben gab, er könne sich über Andere lustig machen. Indessen in diesem Falle wurde der fast immer ernste junge Mann durch einigen Uebermuth hingerissen. Er liebte und achtete den Freund, denn dieser hatte viele unendlich gute Eigenschaften. Aber trotz seiner genügenden Ausbildung für ein höheres Amt besaß er so wenig Tournüre, daß er in der Gesellschaft überall anstieß und häufig zum Stichblatt arger Witze gemacht wurde. Aus diesem Grunde nahm Selber an, seine Braut müsse entweder ein wenig bevorzugtes Mädchen sein, daß ihr ein solcher Bräutigam genüge, oder ein anderer triftiger Umstand habe sie bewogen, die Hand des Assessors anzunehmen. Jedenfalls hatte er nichts weniger als eine hohe Meinung von ihr, zumal da ihr Vater ein wohlhabender und angesehener Beamter war. Nach seinem Dafürhalten mußte eine schöne und liebenswürdige Tochter solchen Mannes die reichste Wahl unter jungen Heirathscandidaten haben und hatte vor Allem darauf zu sehen, daß der Glückliche jeden Anderen an Geist und Gewandtheit überstrahlte.

„Ich sage Dir, meine Braut ist das schönste und herrlichste Wesen, das die Erde trägt; Du wirst Dich bald überzeugen," sprach der Assessor nach einer launigen Bemerkung des Doctors.

„Wie könnte es auch anders sein. Gleich und Gleich gesellet sich," entgegnete Selber ironisch.

„Nun, ich meine wohl, daß ich ein respectabeler Mann bin," führte Leidnitz voll Selbstgefühl an.

„Allerdings bist Du das; einmal schon kannst Du als Regierungs-Assessor, wenn auch ohne Einkünfte, Ansprüche machen, und dann ist ja Deine allbekannte Liebenswürdigkeit der beste Empfehlungsbrief für Dich. Nur eins wundert mich, nämlich, daß Deine Braut in ihren Briefen an Dich immer so viel von öffentlichen Vergnügungen spricht, die sie mitgemacht."

„O, ich habe sie selber viel gebeten, bei solchen Gelegenheiten nicht Rücksicht auf mich zu nehmen. Doch sage ihr ja nicht, daß ich ihre himmlischen Briefe vorlese."

„Darüber sei beruhigt. Aber spürst Du denn gar keinen Hang zur Eifersucht in Dir?"

„Nicht den mindesten; ich vertraue meiner Verlobten so vollständig, daß ich jeden Eid auf ihre stete Treue ablegen will. So lange sie lebt, werde ich ihr Abgott sein!"

„Schönes Vertrauen einer edlen Seele!" lächelte der Doctor.

„Hier, dies muß das uns bezeichnete Hotel sein!" unterbrach der Referendar die Plaudernden, indem er auf ein großes Gasthaus wies, wahrscheinlich das erste der Stadt.

„Richtig!" rief der Assessor, „wir sind am Ziel." Dabei musterte er die Fenster des Hotels.

Keine Seele ließ sich erblicken.

Schnell traten die jungen Männer ein; der sie empfangende Kellner gab ihnen auf die desfallsigen Fragen den Bescheid, daß ihre Koffer angekommen seien und auch ein Herr mit zwei Damen den Assessor erwarteten.

Voll unbezwinglicher Ungeduld ließ der Letztere sich sogleich den Herrschaften melden, ohne daran zu denken, seinen Reise-Anzug mit einem anderen zu vertauschen. Seine Begleiter dagegen suchten ein Fremdenzimmer auf und machten hier vollständig neue Toilette.

Der Doctor war in der rosigsten Laune, wie dieselbe nur selten an ihm bemerkbar wurde, als er an der Seite des Referendars dem Fremdensaal zuschritt, in welchem nach einer Benachrichtigung des Assessors dieser mit seinen zukünftigen Verwandten sie erwartete. Sie wollten hier gemeinschaftlich soupiren.

Leicht und gewandt trat Selber in den Saal; mit einem Blick überflog er die Gruppe, unter welcher der Freund einen

Platz gefunden; er stutzte: vor ihm saß ein alter ehrwürdiger, aber noch kräftiger Herr, der auf einige halblaute Worte des Assessors sich erhob und ihnen entgegentrat. Neben dem letzteren befanden sich zwei Damen; die eine derselben mochte nicht den geringsten anziehenden Eindruck auf den Doctor, ihre Züge waren weder schön noch interessant, auch mochte sie bereits der zweiten Hälfte der Zwanziger nahe sein. Doch das Aeußere der anderen versetzte den jungen Mediciner momentan in Verwirrung und regte sein Herz unwillkürlich zu heftigem Pochen an.

Gretchen Ahlfeldt mochte dem achtzehnten Lebensjahr nahe sein. Jeder einzelne Theil ihrer mittelgroßen und ätherischen Gestalt verrieth Schönheit und Anmuth; ihr dunkelbraunes Haar fiel in dichtem Gelock über die herrlich gerundeten Schultern herab, die hohe, blendend weiße Stirn zeugte von großer Intelligenz, das kleine, ein wenig gebogene Näschen verlieh den sanften Gesichtszügen mehr Ausdruck, und der rosige Mund, so fein geschnitten, ließ eine Reihe schneeweißer Zähne blicken; was aber dem Ganzen den Stempel vollendetster Schönheit verlieh, das war das seelenvoll blickende himmelblaue Auge, von langen dunkelen Wimpern beschattet.

Gretchen, die jüngste Tochter des pensionirten Regierungsrathes Ahlfeldt, war schön, so überaus schön, daß Selber meinte, er habe noch nie ein Wesen gesehen, das einen so entzückenden Eindruck auf ihn gemacht habe. Er konnte das Auge nicht wieder von ihr abwenden; und als sie nun seinen ehrerbietigen Gruß mit einem freundlichen Lächeln erwiederte, ihr Blick sich ein wenig senkte, da flüsterte Armand sich zu: „Unmöglich kann diesem bevorzugten Wesen der simpele Leidnitz als Gatte genügen." Er sollte sich bald überzeugen, daß er den wahren Werth der jungen Dame noch nicht zur Hälfte kannte.

Der Assessor übernahm es, die Freunde seiner Braut, ihrer Schwester und dem alten Regierungsrath vorzustellen, ein Ceremoniell, das möglichst abgekürzt wurde. Darauf placirten sich die Herrschaften an der bereits gedeckten Tafel. Selber erhielt leider seinen Sitz etwas entfernt von dem Fräulein Gretchen Ahlfeldt; doch ließ er seine Blicke, so oft er dies durfte, zu ihr hinüberschweifen und nahm damit ihr liebliches Bild immer mehr in seinem Herzen auf.

Die jungen Herren wurden aufgefordert, eine kurze Beschreibung über ihre Reise bis Quedlinburg zu geben, und da Leidnitz das Rednertalent des Doctors kannte, so ersuchte er diesen, ihre geringen Erlebnisse zum Besten zu geben.

Gern kam Selber der Bitte nach. Seit lange war er nicht so bereit gewesen, wie an diesem Abend; die freundlichsten Schilderungen über die im Harz besuchten Punkte flossen über seine Lippen, entzückende Bilder wußte er vor dem geistigen Auge der Zuhörer aufzurollen, und selbst das Gewitter am Nachmittage, welches sie beinahe ohne Obdach überrascht hatte, malte er in einer so humoristischen Weise, daß besonders Gretchen seinen Worten mit dem lebhaftesten Interesse folgte.

„Wahrlich," flüsterte sie ihrem Verlobten zu, „Dein Freund ist ein geistreicher Mann, er versteht es, in der Gesellschaft sich Anerkennung zu erringen."

„O, Du sollst ihn nur erst näher kennen lernen, er ist in jeder Beziehung ein schätzbares Kleinod," entgegnete der Assessor arglos.

Während allerlei frohe Gespräche folgten, wurde eine Flasche Wein nach der anderen geleert, der alte Regierungsrath befand sich in der gemüthlichsten Stimmung und die jungen Herren blieben nicht gegen ihn zurück. Als die Tafel aufgehoben wurde, waren sie sämmtlich dermaßen angeregt, daß sie weder Müdigkeit von der Reise empfanden, noch die Ruhe herbeisehnten, sondern ein längeres Zusammensein wünschten.

Der Assessor machte den Vorschlag, den Rest des herrlichen Abends in einem öffentlichen Garten zu verbringen; bereitwillig ging die übrige Gesellschaft darauf ein und man suchte das Freie.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Paris.

Von Hans Wachenhusen.

(Schluß.)

Kein Fiaker zu haben, wohin ich auch die Augen warf Der Regen wurde stärker, mein Magen zudringlicher. Die Promenade auf dem Boulevard konnte nicht so fort gehen, denn alle hundert Schritte wurde ich genöthigt, eiligst an ein Schaufenster zu treten und mir die gleichgiltigsten Dinge zu besehen, um inzwischen ein mir bekanntes Gesicht vorüber zu lassen. Der Strauß hat doch recht, wenn er den Kopf versteckt, um nicht erkannt zu werden. Ich verließ die Boulevards, warf mich in die Rue Vivienne, marschirte über den Börsenplatz, zum Palais Royal, über den Pont neuf, um die Spuren unserer Granaten zu sehen, die man eiligst durch Maurer und Tüncher hat verschwinden lassen, und kehrte in die Rue Auber zurück, um den Wagen von der Ambulanze zu erwarten.

Ich fragte die französichen Beamten, ob sie mir nicht in der Nähe einen Restaurant nachweisen könnten. „O, mein Herr," antwortete einer von ihnen, „wir wissen ja selber nicht, wo wir etwas zu essen hernehmen sollen!" Drüben an der Ecke lag die „Brasserie" Fanta. Vielleicht wäre dort noch etwas zu haben. Sicherer aber ist, du wartest auf den Wagen und fährst dann unter der Ambulanz-Flagge.

Meine Secretariatsgeschäfte waren besorgt. Da der Wagen nicht kam, schritt ich den Boulevard wieder hinauf, um Zeitungen zu kaufen. Plötzlich hörte ich Jemanden hinter mir traben und mich mit „Pardon, Monsieur!" anrufen. Himmel! denk' ich, da hat dich schon wieder Einer erwischt! denn in Paris wird man immer nur verhaftet mit der Bemerkung, man solle es nur ja nicht übel nehmen.

Mir fiel ein Centner vom Herzen, als ich den an seiner Mütze roth bekreuzten Diener der Ambulanz erkannte, der mir erzählte, der Wagen warte schon seit einer Stunde in der Rue Laffite auf mich. Richtig stand derselbe am Trottoir. „Où allons nous, Monsieur?" fragte der Diener. — „Parbleu, au restaurant!" Die Leute mußten ja wissen, wo noch zu essen verabreicht wurde.

Wir hielten vor dem Café de la Madeleine. Der Diener sprang vom Bock, öffnete mir die Thür des Restaurant, und in dem Bewußtsein, daß die Flagge die Waare decke, trat ich mit einer Frechheit zwischen die Moblots, die Nationalen und die See-Capitäne, die eines besseren Schauplatzes würdig gewesen wäre.

Ein paar kleine gedeckte Tische waren die einzigen Speise-Vorrichtungen in dem sonst so besuchten Restaurant. Die Carte du jour, welche mir der Kellner vorlegte in der Form eines kleinen Handspiegels, etwa der Eiskarte bei Tortoni ähnlich, war so winzig, daß man sie als Monocle ins Auge hätte klemmen können, und in der That standen nur vier

Schüsseln darauf verzeichnet: eine Suppe, ein Filet, Chour de Bruxelles und Confituren.

Rings um mich her beschäftigten sich die Officiere mit der Frage, was ich sein könne. Alles tuschelte. Einer trat an die Dame du comptoir. Sie wies auf den Wagen draußen und schüttelte mit dem Kopfe. Dieselbe Stille wie hier hatte ich von außen in allen Kaffeehäusern beobachtet. Nirgendwo wurde laut gesprochen: die ganze Lebendigkeit der Franzosen war verschwunden. Einsylbig saßen sie Alle da bei ihrem „Bock" und spuckten vor sich hin, wie das ihre sehr unangenehme Gewohnheit ist. Jeder schien jedes Geräusch vermeiden zu wollen, damit nur ja die Kanonen auf den Forts nicht geweckt würden. Jeder that, als sei er gar nicht derselbe, als sei es ein ganz Anderer, der hier sitze, denn jener war ein Held, unbesiegbar wie Turenne und die übrigen steinernen Heroen von Versailles, dieser aber ein betrübter Lohgerber, dem alle seine Felle weggeschwommen. So war das Individuum wie die Stadt, beide nicht mehr die früheren — unglücklich tief verstimmt, grollend mit allen ihren Regierungen, die sie alle ins Unglück geführt, denn Napoleon hatte es nicht schlimmer gemacht als das letzte „Gouvernement de la défaillance nationale" unter Trochu, dem sie eine schmähliche Finanzwirthschaft nachsagten, das allein 2 Milliarden und 400 Millionen verschleudert, resp. unterschlagen haben sollte.

Allerdings hat es während der Belagerung nicht an habsüchtigen Creaturen, Schwindlern und Gaunern gefehlt, die das Gouvernement auf eine schändliche Weise betrogen; aber man sollte doch auch die enorme Thätigkeit erwägen, welche die Privat-Industrie, natürlich auf Kosten der Regierung, während dieser vier Monate entwickelte. Allein die Fabrik von Evreur, deren Werkstätten nach Paris verlegt waren, lieferte der Kriegs-Administration 205,000 Geschosse verschiedenen Calibers; andere Fabriken lieferten 370,000 Zünder, 97,000 Mitraille-Büchsen, 2200 Laffetten, Wagen, Kähne rc. für die Artillerie; noch andere fabricirten Mitrailleusen, Raketen rc. Eine enorme Thätigkeit, welche die Forts in Stand setzte, Millionen über Millionen in's Blaue hinein zu schießen, ohne das Schicksal der Stadt dadurch auch nur irgendwie zu ändern oder zu bessern. Und jetzt schimpfen sie auf Trochu, Favre, Simon, Picard, auf alle, die ihre sanguinischen Hoffnungen getäuscht.

Mein Dejeuner war mäßig. Ein Filet, das irgend einem ehrsamen Percheron angehört hatte, hier aber natürlich nicht Cheval, sondern Aloyau hieß, das dünn war wie ein Stück Pappe und halb so groß wie eine Hand. Es kostete 5 Fr. Etwa 20 Knöpfchen Rosenkohl 2 Fr. 75 C., Wein, Suppe und Brod 4 Fr. 50 C., macht im Ganzen 12 Fr. 25 C. Das Brod war nicht mehr schlecht, es hatte allerdings eine etwas graue Farbe, aber wer sich noch darüber beklagt, den hat nie gehungert. Vor noch acht Tagen fand man in dem Schwarzbrod Heu, Häcksel, zerstampfte Baumwollenlappen und andere Dinge, die mit dem Mehl nichts gemein haben. In der aus Talgmasse bestehenden Suppe schwammen einige Brodstücke und als besondere Delicatesse ein halbes Dutzend ganz dünner Kartoffelscheibchen. Hony soit qui mal y pense! Sie haben heroisch gehungert und die Journale behaupten, man werde ewig von so heldenmüthiger Entsagung reden.

Graf Maltzahn hatte inzwischen die Evacuation auch der letzten wenigen Verwundeten bewirkt, soweit diese transportabel waren. Wir besuchten die große Ambulanz im Hotel der Rue Auber. Der Oberarzt führte uns durch die Säle und Corridore. „Comité des Dames" stand mit großen Lettern an einer Thür. Seidene Gewänder rauschten geschäftig durch die halbdunkelen Corridore. Es ist bestätigt und ich hörte es heute selbst bestätigen, daß unsere Verwundeten mit großer Sorgfalt behandelt worden. Sie haben täglich die Besuche der vornehmsten und schönsten Damen erhalten, die sich ihrer annahmen, und seit der Capitulation geschieht Alles von unserer Seite, um den Lazarethen in Paris die nöthigen Lebensmittel zuzuführen.

In der zweiten Etage des Hotels lagen nur noch zwei Sachsen vom 107. Regiment, beide schwer verwundet. Der Eine war schon wieder auf den Beinen und schien nicht angenehm überrascht, als der Graf ihm sagte, er solle morgen mit nach Versailles transportirt werden. Sein Arm, meinte er, sei noch nicht ganz geheilt, und da es ihm hier an nichts fehle, so bitte er noch einige Tage bei seinem Kameraden bleiben zu dürfen. Der französische Oberarzt lächelte zufrieden bei dieser Aeußerung, und in der That, der kleine Sachse hatte so unrecht nicht. Wenn man in der Genesung, wenn man vornehm im Grand Hotel wohnt, auf die Boulevards hinab blickt, schöne Besuche und gute Pflege hat, so läßt sich das ertragen. Graf M. war einverstanden. Er übergab dem jungen Krieger einen Brief von seinen Eltern und die Freude war natürlich groß, da er endlich eine Antwort auf seine drei Ballonbriefe aus der Heimath erhielt.

Spät Abends war ich wieder in Versailles, wo das ganze 5. Corps sich zum Abmarsch nach dem Süden rüstete, denn es heißt, man habe schon wieder eine neue Armee auf die Beine gebracht und beim Ablauf des Waffenstillstandes ist von den Rothen, die in den Wahlen wohl den Sieg davon tragen werden, weil sie am meisten sich bei denselben betheiligen, so gut das Eine wie das Andere zu erwarten.

Paris ist ruhig, wie ich sagte; seine einzige Hoffnung ist die, daß die Sieger **nicht** einmarschiren werden. Die besseren Journale reden alle dem Frieden das Wort; selbst diejenigen, die am unbesiegbarsten schrieben, erklären: wir **sind** besiegt und müssen uns fügen. Aber Schandthaten erzählen sie Alle uns Deutschen nach, die uns zum Abscheu gegen uns selber bringen könnten, wenn **wir** uns nicht **besser** kännten. Alle die Städte und Dörfer im Schußbereich der Forts, welche von diesen in Schutthaufen verwandelt worden, haben **wir** zerstört; alle Häuser haben **wir** geplündert, alle silbernen Löffel haben **wir** gestohlen, alle Geldschränke **wir** erbrochen. Dazwischen werden Beispiele von erstaunlichem Heldenmuth, namentlich der Franctireurs, erzählt, wie sie in diesem und jenem Dorfe eine preußische Uebermacht bis auf den letzten Mann in einer ganzen Feldschlacht hingemordet, wie die Frauen mit dem Muthe der Löwinnen ihren Männern beigestanden, ja, sogar Kinder die Waffen ergriffen, um die verhaßten Feinde in die Flucht zu schlagen. Kaum wird Paris wieder frei athmen dürfen, so fliegt der gallische Hahn auf alle Zäune und kräht in die Welt hinein, es sei gar nicht **wahr**, daß er besiegt worden!

Zur Neubegründung der Bibliothek in Straßburg.

M. Der Hofbibliothekar Dr. **Barack** in Donaueschingen hat im Namen des Comités für Neubegründung einer Bibliothek in Straßburg an Deutschlands historische und andere wissenschaftlichen Vereine unter Hinweisung auf den in öffentlichen Blättern erlassenen Aufruf die angelegentlichste Bitte gerichtet: „das von den Männern der Wissenschaft freudigst begrüßte und von allerwärts geförderte Unternehmen durch Ueberlassung der von diesen Vereinen veröffentlichten und noch zu veröffentlichenden Druckschriften und etwaigen Doubletten unterstützen zu wollen."

Voraussichtlich wird diese Bitte auch in unserer Pfalz nicht fruchtlos verhallen. Bereits hat unser Landrath den namhaften Beitrag von 200 fl. bewilligt. Oeffentliche Vereine und Genossenschaften, welches wissenschaftliche Feld sie auch bebauen, werden nicht zurückbleiben wollen. Ebensowenig Inhaber von Privatbibliotheken und andere Bücherbesitzer. Hat das deutsche Volk für das Unglück unserer heldenmüthigen Krieger eine so warme Opferwilligkeit erwiesen, so darf auch

der Freund und Gönner der Wissenschaft nicht zurückstehen, wenn es gilt, einen Bücherschatz aufzurichten, welcher einer künftigen deutschen Hochschule würdig sein soll.

Für uns in der Pfalz entsteht aber die Frage: auf welchem Wege diese voraussichtlichen Gaben an Büchern und Schriften an die angewiesene Voradresse des Herrn Hofbibliothekars Dr. Holder in Karlsruhe, welcher sie später nach Straßburg übermittelt, gelangen sollen? Bleibt es jedem der Schenker selbst überlassen, sich unmittelbar nach Karlsruhe zu wenden, so entsteht eine Ueberzähligkeit von einzelnen Exemplaren ein- und desselben Werkes und damit eine große Verwirrung. Hier Ueberfluß und dort wieder — empfindlicher Mangel. Ohne Rücksicht auf andere Schenker schlägt Jeder los, was ihm entbehrlich, und so trifft sich natürlich das Gleiche im Uebermaße. Darum wäre es zweckmäßig und gut, wenn das genannte Comité das Verzeichniß der bereits eingegangenen Schriften abdrucken ließe in einem vielgelesenen Blatte. Jedermann könnte sich dann darnach richten mit seiner Gabe, und dem zu befürchtenden Ueberschusse wäre wenigstens vorgebeugt. Was dort bereits schon vorhanden, das hält man einfach zurück, bietet dafür aber zur wirklichen Bereicherung der vorhandenen Sammlung etwas Neues und Gutes.

Zur Prüfung und Uebermittelung dieser Gaben nach Karlsruhe wäre ein Ausschuß vonnöthen, welchem die betreffenden Schriften angemeldet werden müßten. Selbstverständlich sind hier nur gemeint alle bisher erschienenen und noch zukünftigen Schriften über die Pfalz, und insbesondere von Pfälzern verfaßt. Würde von jeder deutschen Provinz in ähnlicher Richtung vorgegangen, so könnte die im Werk begriffene Bibliothek auf leichtestem Wege zu einer großartigen Sammlung erwachsen, einer Sammlung, welche wirklich die ganze Mannichfalt des deutschen Reiches in dieser örtlichen Beziehung darstellt. Aber jede Einzelprovinz griffe nicht über sich selber hinaus, sonst entstände Wirrwarr und die Ausscheidung selbst wäre sehr erschwert. Die Bücher und Schriften eines mehr allgemeinen Gepräges wären auf anderen Wegen leicht zu beschaffen.

Indessen ist die Wahl eines solchen Ausschusses für unsere Provinz mit vielen Umständlichkeiten verknüpft. Besonders hierzu geeignet wäre der bereits bestehende Ausschuß des Historischen Vereins der Pfalz. Naturgemäß kommt ihm die Aufgabe zu, die werthvollen Schätze an alten Büchern und Schriften zu überwachen und vor dem Untergang zu bewahren, und ist selbst jedes Vereinsmitglied zu Gleichem verpflichtet. Was nun von diesen Dingen, namentlich älteren, seltenen Drucken sich noch vorfindet — offen oder versteckt — in der Pfalz, das wäre kurz und einfach dem Ausschusse zu melden mit Zusendung des vollständigen Titels des Buches. Der Ausschuß würde sich dann bald selbst überzeugen, ob das Gefundene ein- oder mehrmal vorhanden. Letzteren Falles könnte ein oder der andere Eigenthümer sein Buch für Straßburg bestimmen. Unica sollen jedoch nicht hinaus aus der Pfalz, ganz abgesehen von dem längst ausgesprochenen, leider aber noch nicht verwirklichten Gedanken: daß auch in unserer Provinz eine allgemeine **Kreisbibliothek** erstehe, versehen besonders mit jenen wissenschaftlichen Werken, die der einzelne strebsame Mann aus Mangel an Mitteln sich nicht anschaffen kann.

Mit der Verbrennung der Straßburger Bibliothek ist leider eine Reihe literarischer Schätze unersetzbar verloren, namentlich was manche seltene Handschrift betrifft. Dem Förderer der Wissenschaft überbleibt nun nichts als der edle Wille, das Ersetzbare wenigstens doch ergänzen zu helfen. Helfe also, wer mithelfen kann, lasse man den Aufruf nicht fruchtlos verhallen, er dient einem patriotischen Zwecke. Und gewiß ist der Ausschuß unseres Historischen Vereins — wenn inzwischen nicht eine praktischere Vermittelung erdacht werden sollte — mit Vergnügen bereit, diesem patriotischen Zwecke zu dienen.

Mannichfaltiges.

— Der kriegsgefangene Turco Chial ben Hamala aus Mastaganem starb in der vergangenen Woche in Landshut und wurde daselbst begraben. Den Leichenzug eröffnete eine Abtheilung Landwehr. Wie die Turcos es gewollt, ohne Sarg, nur in ein Tuch gehüllt, durften sie den Todten nicht begraben. Vor dem Sarge schritten zwei Turcos, welche arabisch sangen. Den Sarg trugen ebenfalls Turcos, Araber mit braunen Gesichtern. Stets drängten sich Andere hinzu, um zu tragen. Jeder wollte dem Todten den letzten Liebesdienst erweisen. Am Grabe angekommen, räucherten sie das Grab. Dann wurde die Leiche unter Gebeten eingesenkt. Ein Turco kauerte sich nieder, drückte sich die Hand an Stirne, Mund und Brust und streckte sie dann über das Grab aus. Von den Turcos, die das Grab umstanden, nahm jeder eine Hand voll Erde, sprach ein Gebet über selbe und warf sie in die Grube. Dann vollzogen sie die Beerdigung mit ihren Händen, bis Schaufeln herbeigebracht wurden. Schließlich stampften sie die Erde fest. Auf dem schwarzen Grabespfahle mit der Inschrift hatten sie einen mit Flittergold vergoldeten Halbmond aufgepflanzt. Als die Beerdigung zu Ende, setzte sich ein Turco auf das Grab und betete. Eine Landwehrabtheilung hatte dem afrikanischen Krieger die letzten Ehrensalven gegeben.

— Aus den Gefechten der 33er bei St. Quentin vom 19. Jan. wird der „Köln. Ztg." in einem Feldbriefe mitgetheilt: Einen Zug von Heroismus und Todesverachtung, wie er in der Geschichte vielleicht noch nicht vorgekommen, gab der Hauptmann v. Buttler, der sich immer durch sein streng militärisches Wesen ausgezeichnet. Er sieht sich in der Flanke von Colonnen umgangen und erhält in demselben Augenblicke einen Schuß durch die Brust; strammen Schrittes geht er auf seinen Bataillonsführer, Hauptmann v. Fischern, zu, — die Hand an den Helm — und meldet in streng dienstlicher Haltung: „Wir sind in der rechten Flanke umgangen; ich melde ganz gehorsamst, daß ich zum Tode verwundet bin." Darauf bricht er zusammen, er starb den anderen Tag in Bapaume.

— Die philosophische Facultät der Universität Freiburg hat dem General v. Werder den Doctorgrad honoris causa verliehen. Auf die Benachrichtigung davon hat der General erwidert, daß er diese Ehre mit großer Freude annehme, und zwar um so mehr, als sie ihm gerade aus der Stadt Freiburg zukomme.

Sylbenräthsel.

1. und 2.

Ein Zeichen bin ich; wenig oder viel
Bedeute ich bei manchem Kartenspiel.

3. und 4.

Ein treuer Diener, der auf flücht'gem Fuß
Der Herrin Speis' und Trank nachbringen muß.

Das Ganze ist im Frieden und im Streit
Dem Kriegersmann zu dienen stets bereit
Oft wenn sich schon die blauen Bohnen melden,
Reicht er den letzten Labetrunk dem Helden.

△

Auflösung der Homonyme in Nr. 21:
Entsetzen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 25. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Der Doctor war so glücklich, für längere Zeit an die Seite der Braut zu gelangen, die ihm ein so lebhaftes Interesse eingeflößt hatte. Während die übrigen Herrschaften die Partieen besprachen, welche in den nächsten Tagen von ihnen unternommen werden sollten, widmete er sich ganz ihr und unterhielt sie so angenehm, daß sie den Verlobten durchaus nicht zu vermissen schien, der an dem allgemeinen Gespräch Theil nahm.

Gretchen richtete manche Frage an den wohlunterrichteten Mann; aber sie wußte ihn auch zu überzeugen, daß sie selber eine ausgezeichnete Bildung genossen habe und ihr reger Geist beständig nach Vervollkommnung und Erweiterung seines Gesichtskreises strebe.

Wie ist es nur möglich, daß diese Dame sich für das ganze Leben an den beschränkten Assessor fesseln konnte? Diese Frage tauchte immer von neuem in dem Kopfe Selbers auf, und er wußte sich darauf keine Antwort zu ertheilen.

Mehrmals hatte er Gelegenheit, das Benehmen der Braut gegen Leidnitz zu beobachten, wenn er ihr mit faden Schmeicheleien nahte. Sie duldete seine Albernheiten mit lächelndem Gesicht, blieb heiter und unbefangen; aber dennoch dünkte es den Doctor, als fehle ihrem Auftreten gegen ihn die Alles vergessende Hingebung und Zärtlichkeit einer wahren und innigen Liebe. Ob sie selber sich täuschte und noch gar nicht wußte, was wirkliche Liebe ist? Er nahm dies beinahe bestimmt an. Aber wenn sie vielleicht zu spät aus ihrer Täuschung erwachte, was sollte dann aus ihr werden? Müßte sie sich in diesem Falle nicht unsäglich elend fühlen? Er wollte sich Aufklärung verschaffen.

Je länger er in ihrer Nähe weilte, desto glücklicher fühlte er sich und desto mehr Zweifel stiegen in seinem Herzen auf, daß sie mit reiflicher Ueberlegung ein Verhältniß eingegangen sei, das für das ganze Leben verhängnißvoll für sie werden mußte. Wie gern wäre er als Vermittler aufgetreten; aber durfte er den Freund kränken? Er versank in Nachdenken, sein häufig bemerkbarer trüber Ernst zeigte sich wieder auf seiner Stirn.

„Herr Doctor," rief ihm die junge Dame schelmisch zu, „Sie sind plötzlich recht einsylbig geworden eine unangenehme Erinnerung scheint Sie zu bedrücken."

„Erinnerung? Nein, gewiß nicht; ich dachte eben an die oft argen Täuschungen in der Welt," entgegnete Selber, sich zum Lächeln zwingend.

„In einer so heiteren Gesellschaft sollten Sie nur an die Freuden des Lebens denken," ermahnte Gretchen.

„Und doch drängen sich dem Menschen oft unwillkürlich leise Befürchtungen auf; ich leide daran recht häufig."

„Das ist aber nicht gut. Jedenfalls ist es viel vortheilhafter für Sie, immer die Lichtseiten des Daseins im Auge zu haben, das steht Ihnen viel besser."

„Gut, so werde ich bemüht sein, Ihrem gütigen Rath zu folgen."

Der Doctor blieb für den ganzen Abend ein angenehmer Gesellschafter, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, seine Umgebung zu erheitern.

Erst spät suchte man wieder das Hotel auf. Selber begab sich, nachdem er dem Regierungsrath und seinen Töchtern eine „Gute Nacht" gewünscht, mit seinen Freunden zur Ruhe.

Aber der Schlaf wollte an seinem Lager nicht erscheinen, das Bild Gretchens stand beständig vor seiner Seele, er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie an der Seite des Assessors nur zu bald erkennen werde, wie sie eine höchst unglückliche Wahl getroffen habe.

Der Assessor von Leidnitz schlief den Schlaf des Gerechten; er war sich seines Glückes bewußt und träumte von einer seligen Zukunft an der Seite eines Engels.

Und Gretchen? Sie klagte zu ihrer Schwester über eine unerträgliche Hitze in ihrem Schlafgemach, was diese nicht begreifen konnte. Dabei war es ihr immer, als höre sie noch die wohlklingende Stimme des Doctors, der so allerliebst und ganz anders als Leidnitz zu erzählen verstand. „Welch Feuer in dem Auge dieses Jünglings liegt und wie männlich fest seine ganze Erscheinung ist!" flüsterte es ihr zu.

Der neue Morgen fand die drei jungen Männer schon früh munter; sie rüsteten sich zur Gebirgsreise, bestellten für die Damen Maulthiere, für sich und den Regierungsrath Pferde, und warteten dann voll Ungeduld, daß die Ersteren das allgemeine Versammlungszimmer betreten sollten.

Als Gretchen endlich mit ihrer Schwester und dem Vater erschien, dünkte es den Doctor, als habe sie während der verflossenen Nacht noch bedeutend an Schönheit und Liebenswürdigkeit gewonnen; ihr freundliches Lächeln erfüllte ihn mit Wonne und Sehnsucht, und als ihr dann der Assessor zum Morgengruß die zarte Hand küßte, beneidete er ihn und wünschte, es sei ihm vergönnt, ihr seine Huldigungen offen darzubringen. Doch nur für einen Augenblick gab er solchen Gedanken Raum, bald sagte er sich, daß es seiner unwürdig sei, die Braut eines Freundes zu umschwärmen, und mit einem Anfluge von Trauer blieb er bescheiden in gemessener Entfernung von ihr.

Doch Gretchen schien damit durchaus nicht zufrieden; sie selber nahte sich ihm und suchte ihn zur Freude und zur Theilnahme an einer munteren Conversation zu veranlassen.

Nur zu gern ging Selber auf ihre Wünsche ein. Er blieb an ihrer Seite, verdrängte alle Scrupel, die ihn beschlichen, und ergab sich ganz dem Zauber, den die Nähe einer hochverehrten Dame auf den empfindsamen Mann auszuüben vermag.

Als sie die Stadt verließen und den Gebirgspfad einschlugen, machte er, da er den Harz schon mehrfach besucht und die beste Kenntniß von den schönsten Punkten desselben hatte, den Führer; er wählte die bequemsten Wege und wußte über jede entzückende Stelle, die sie passirten, eine so

fesselnde Sage zu erzählen oder so anziehende Bilder zu entwerfen, daß Gretchen den Verlobten nur wenig beachtete, dagegen beständig an der Seite des Doctors blieb.

Er bewachte dabei fast unausgesetzt ihr Maulthier, war ihr behilflich, wenn sie zur Erde steigen und eine kleine Fußwanderung antreten wollte, pflückte ihr Blumen, deren Sprache er sinnig zu deuten wußte, und brachte es bald dahin, daß sie ein Unbehagen empfand, wenn die übrigen Mitreisenden seine Aufmerksamkeit fesselten.

Die Schönheit des Gebirges und der wunderbar lieblichen Thäler stimmte die Jungfrau empfänglicher wie sonst für alle außergewöhnlichen Eindrücke; sie zeigte dem Doctor ganz offen, daß sie sich in seiner Nähe glücklich und sehr wohl fühle.

Der Assessor beschäftigte sich viel mit dem Vater seiner Erwählten. Der alte Herr nahm ihn fast beständig in Anspruch; er hatte Manches mit ihm zu verhandeln, was ganz geschäftlicher Natur war, denn es lag ihm daran, während ihres seltenen Zusammenseins jede Gelegenheit auszubeuten, um genau zu ergründen, welches Loos sein Lieblingskind an der Seite des jungen Beamten haben werde. Und so mußte Leidnitz geduldig mitansehen, daß die Braut von dem Freunde Aufmerksamkeiten entgegennahm, die nur er ihr hätte erweisen sollen.

Leidnitz hatte erklärt, daß er nichts weniger als zur Eifersucht geneigt sei. Als er nun aber sah, wie der Doctor Selber unausgesetzt seiner Braut sich widmete und von dieser so sichtlich bevorzugt wurde, daß sie auch nicht für einen Augenblick ihn entbehrte, regte sich in seinem Herzen doch ein Gefühl, das langsam begann, ihm Qualen zu bereiten.

Wer kennt nicht den furchtbaren Schmerz einer eifersüchtelnden Empfindung? Sie ist ein schreckliches Leiden, das den Menschen bis zum Wahnsinn zu treiben vermag.

Der Doctor Selber kümmerte sich nicht um den Freund, er dachte viel zu leicht von diesem, als daß er hätte vermuthen können, er quäle sich mit Eifersucht. Und dann war Leidnitz auch weit entfernt, seinen Empfindungen äußerlich Ausdruck zu geben, damit hätte er sich vor dem spottenden Doctor jedenfalls lächerlich gemacht; das fürchtete er aber sehr.

So verstrich der Tag im Gebirge; die Herrschaften hatten nur Mittags im Hotel zu Thale gespeist und einige Stunden geruht, sonst waren sie beständig unterwegs gewesen, wenn sie nicht für kurze Zeit unter einem schattigen Ahornbaum geruht hatten. Jetzt zogen sie zu dem Thore der Stadt Blankenburg ein.

„O wie herrlich, wie malerisch!" rief Gretchen, als sie die Häuser mit ihren rothen Ziegeldächern zwischen dem saftigen Grün der Bäume durchblicken sah und das Schloß mit seinen von den letzten Strahlen der Sonne vergoldeten Fenstern zu ihnen herniederschaute.

„Gewiß ist es schön im Harze, mein gnädiges Fräulein! Und man empfindet dies erst recht, wenn man in Begleitung beglückender Menschen ihn besucht," entgegnete der Doctor empfindsam.

„Da haben Sie vollkommen recht, ich war während des ganzen Tages sehr glücklich."

„Wie könnte das auch anders sein: Sie scheinen zum Glück geboren, und jetzt neben einem treuen Vater, einer guten Schwester und mit dem Verlobten vereint, da muß Ihnen wohl die Erde als ein Paradies erscheinen."

„Aber, Herr Doctor, Sie haben sich vergessen. Oft ist ein lieber Freund dem Menschen das größte Glück."

Der Doctor erglühte. „Anzunehmen, daß ich zu Ihrem Glück beizutragen vermöchte, bin ich nicht anmaßend genug," sprach er halblaut.

„Wie bescheiden Sie sind. Aber ich gestehe Ihnen offen, daß Ihre Gesellschaft mir während des ganzen Tages unschätzbar war."

„Ich danke Ihnen für diese gütige Bemerkung, mein gnädiges Fräulein, sie thut mir unendlich wohl," bemerkte Selber mit gesenkter Stimme. Trübe fuhr er fort: „Aber nicht wahr? Sie haben nie traurige Stunden."

„O, welchem Menschen sollten diese erspart bleiben! Indessen im Ganzen bin ich immer recht herzlich froh und ich glaube, auch Sie hätten alle Ursache, voll ungetrübter Freude in das Leben zu schauen."

Selber war im Begriff, eine unbefriedigende Antwort zu geben, als Leidnitz sich seiner Braut näherte und ein wenig gereizt, wenn auch gezwungen lächelnd, sprach: „Du scheinst mich ganz vergessen zu haben, mein süßes Herz; der Herr Doctor ist zu beneiden, daß er ein so vortreffliches Unterhaltungstalent besitzt, denn ohne dieses wäre er wohl nicht im Stande, Dich so ganz zu fesseln."

Gretchen erröthete, ob über die Tactlosigkeit des Assessors oder weil sie sich getroffen fühlte, vielleicht auch aus beiden Gründen, darüber stellte der Doctor keine Betrachtungen an; er fühlte sich entrüstet und entgegnete beißend: „Ich versuchte nur, das gut zu machen, was Du versäumtest, indem ich Deiner Fräulein Braut meine Gesellschaft widmete. Bin ich im Stande gewesen, Dich einigermaßen zu ersetzen, so fühle ich mich reich belohnt."

Gretchen blickte jetzt den Assessor ziemlich kühl an und wandte sich dann mit den freundlichen Worten an Selber: „Ich habe Ihnen bereits gestanden, Herr Doctor, daß ich mich in Ihrer Gesellschaft überaus wohl befunden habe und nur wünsche, recht oft und lange Ihre geschätzte Nähe genießen zu können."

Offenbar wollte die junge Dame den Verlobten fühlen lassen, daß seine Bemerkung sehr mißfallen habe. Dieser schien die Zurechtweisung nicht zu empfinden, sondern ergoß sich in einen Strom von faden Schmeicheleien.

Selber blickte voll Stolz um sich; er war sich bewußt, daß er dem Assessor in jeder Beziehung überlegen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Kaiserschmuck.

Von Dr. A. E. Müller.*)

Das deutsche Kaiserreich ist neu erstanden und die Krone, die fast fünfundsechzig Jahre erledigt war, hat in dem greisen Hohenzollernfürsten wieder einen Träger gefunden, der sie mit neuer Pracht und Herrlichkeit erheben und das geeinte Deutschland mit Weisheit und Stärke zur Größe und zum Glücke führen wird. Die Habsburger legten das deutsche Scepter nieder, als der erste Napoleon das Vaterland mit seinen Schaaren überschwemmte, die Hohenzollern nahmen es auf, als der letzte Napoleonide in eitelem Uebermuth dasselbe

*) Aus dem illustrirten Familien-Journale: „Das Neue Blatt".

Preußen herausforderte, an welchem die Macht seines genialeren Onkels bei Waterloa zerschellt war; und der Traum der deutschen Nation, daß der herrtiche Kaiser Friedrich, der alte Barbarossa, einst aus dem Kyffhäuser gewappnet erstehen würde, er hat eine schöne Erfüllung gefunden, als „König Weißbart" das Erbe der glänzenden Hohenstaufen aufnahm, um „allzeit Mehrer des deutschen Reiches" zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Nach langer Frist wird also das graße Vaterland wieder das Schauspiel einer Kaiserkrönung erleben, mag auch vorläufig noch die Frage offen sein, wann und wo, ob in Aachen, Frankfurt oder Berlin dieselbe vor sich gehen wird. Aber das neue Kaiserthum wird sich in manchen Stücken von dem alten unterscheiden, den Zeitverhältnissen und den geschichtlichen Umständen gemäß, und jene alten Ceremanien, unter denen sonst die Krönung vor sich ging, werden vor unseren Augen wesenttich modificirt erscheinen. Vor Allem wird der Krönungsornat ein wesentlich anderer sein, da schwerlich der neue Kaiser die alten Reichskleinodien benutzen kann — und wird, die früher in Nürnberg und jetzt in Wien aufbewahrt werden. Es dürfte nun nicht ahne Interesse sein, auf frühere Zeiten einen Rückblick zu werfen und jene alten Reichsinsignien kurz zu betrachten, die schon so vielfach die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt haben.

Wann diese Reichskleinodien in ihrer Gesammtheit varschriftsmäßiger Krönungsornat geworden sind, läßt sich nicht mehr entscheiden; die einzelnen Theile sind zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden und den früheren beigefügt, wahrscheinlich ist dieser Krönungsornat in seiner Vollständigkeit erst im fünfzehnten Jahrhundert, etwa mit Kaiser Sigismund (1410 bis 1437), wie Einige jedoch meinen, schon gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts in Gebrauch genommen, wobei wir aber ausdrücklich betonen, daß einzelne Stücke schon lange vorher existirten und benutzt wurden. Jedenfalls herrschte in den ersten Jahrhunderten des Reiches, bis zum dreizehnten, in dieser Beziehung Willkür und Wechsel, und somit sind wir berechtigt, diese Periode außer Acht zu lassen und nur das zu berücksichtigen, was noch vorhanden ist, mag auch immerhin sicher sein, daß Tunica, Gürtel, Mantel, Strümpfe, Schuhe, Krone, Schwert, Reichsapfel und Scepter schon sehr fruh zur Verwendung gelangten.

Der Krönungsornat, wie er nun definitiv sich gestaltete, bestand aus folgenden Theilen. Zur Bekleidung der Füße dienten Strümpfe, Tibialia, welche ganz aus carmoisinrather Seide gearbeitet und mit goldener Stickerei versehen waren. Oben an denselben — sie reichten etwas über das Knie — war ein ziemlich breiter Rand, einer Stulpe ähnlich, und in demselben befand sich eine arabische Inschrift, welche in deutscher Uebersetzung mehr sachgemäß als genial oder auch nur poetisch „ein prächtiges königliches Strumpfband" lautet.

Schuhe und Strümpfe gehören bekanntlich von jeher zusammen, und so lassen wir denn auch die Schuhe, Sandaliae oder Calceamenta, hier zunächst folgen, deren es mehrere Paare gab, da ja auch schwerlich angenommen werden kann, daß alle Herrscher auf gleichem Fuße lebten. Aber Alles in der Welt ist vergänglich und Schuhe ganz besonders, weshalb es uns nicht überrascht, daß manche Paare derselben im Laufe der Zeiten ganz verschwanden, sa daß augenblicklich nur noch einige Paare von der kleineren Sarte vorhanden sind, die aus carmoisinrother Seide, wie die Strümpfe, und mit goldener Stickerei versehen sind, welche Sirenen und Greife darstellen, während es auch an Perlenarbeit darauf nicht fehlt; außerdem sind sie mit Goldborte eingefaßt. Ein anderes Paar dagegen, affenbar einer anderen Zeit angehörig, ist an dem vorderen Ende schärfer zugespitzt und zeigt an den Seiten Figuren, die offenbar einen Adler repräsentiren sollen.

Als dritten Bekleidungsgegenstand müssen wir die Dalmatica oder Tunica, Tunica talaris, das Untergewand, bezeichnen, welches aus ganz dunkelem violettem Seidenzeug gewebt war. Dieses Untergewand, welches bis zum Knie herunter reichte und mit langen Aermeln versehen war, erscheint vorn geschlossen, ist um den Hals ziemlich weit ausgeschnitten und mit einem goldenen Saum mit einer Zugschnur eingefaßt. Die Aermel sind an der Hand mit einem breiten Rande versehen aus rothem Seidenzeug mit Gold- und Perlenstickerei, zwischen denen Goldblättchen, die sehr künstlich und geschickt emaillirt sind, geordnet erscheinen, während sich auch am unteren Rand dieser Tunica eine ähnliche Einfassung von Goldstickerei findet, sa daß das ganze Unterkleid den Eindruck der Pracht auf den Beschauer macht.

Die Vervollständigung der Bekleidung geschieht aber viertens durch das Obergewand, die Alba oder Camisia, welches aus starkem und sehr schwerem weißem Seidentaffet gearbeitet ist. Die Länge dieses prächtigen Oberkleides beträgt zwei und drei Viertel Ellen, die Aermel desselben sind lang, und das Gewand ist unten von beträchtlicher Weite. An jedem Aermel sieht man eine auf Goldgrund mit Perlen breit gestickte Barte nicht nur um den Oberarm, sandern auch an der Hand; auf der Brust dagegen zeigt sich in reichstem Schmuck ein Feld von viereckiger Form, während am unteren Rand oder Saum eine breite Einfassung von carmoisinrothem Seidenstoff mit gleichfalls eingestickten Goldzierrathen vorhanden ist, die ihrerseits wieder sowohl unterhalb wie oberhalb von einem gleichfarbigen schmalen Rande begleitet wird, über und unter welchem sich eine doppelte Perlenreihe ringsum befindet. Eine in jedem dieser Ränder eingestickte Inschrift bekundet, daß diese Alba zu Palermo auf der Insel Sicilien im Jahre 1181 unter der Herrschaft Wilhelms I. und zwar van maurischen Künstlern hergestellt wurde.

Zusammengehalten in der Mitte wurde das Obergewand durch das fünfte Stück des ganzen Ornates, durch den Gürtel, Zona oder Cingulum, eine breite Goldborte, welche mit Thierbildern verziert war und durch silberne, aber vergoldete Schlußstücke in Kleeblattform zusammengehalten wurde. Ein zweiter vorhandener Gürtel ist weniger kostbar und nur aus blauer Seide; auch hat es noch einen dritten, vielleicht sogar noch mehrere andere Gürtel gegeben, von denen wir jedoch nur unsichere Nachricht haben.

Unter Nummer sechs folgen nun die Chleothecae, Handschuhe, die gleichfalls aus dichtem rath-purpurfarbenem Seidenzendel nicht also gestrickt, sondern zusammengenäht waren und nach außen reiche „Laubzierrathen in Gold- und Perlenstickerei sowie kleine emaillirte Goldbleche" zeigen, nach innen aber „Goldzierrathen". Außerdem gab es noch ein Paar aus Leder und mit kleinen Perlen sowie mit Silberdraht benäht; aber es scheint, als ob dasselbe niemals bei der Krönung wirklich in Gebrauch genommen ist, wenigstens fehlt es dazu an historischem Nachweis.

Das Hauptstück des ganzen festlichen Costüms war aber siebentens der eigentliche Krönungsmantel, das Pallium imperiale, Pluviale Tegumen oder Palludamentum, ein halbkreisförmig geschnittener „Rückenmantel", dessen Länge fünf Fuß, dessen Breite aber 16 Fuß betrug, der vorn an der Brust befestigt wurde und aus dunkelrothem gemustertem Seidenstoff angefertigt war. Um den Hals herum zog sich an demselben eine goldene Einfassung; zusammengehalten wurde er durch eine mit kostbaren Edelsteinen geschmückte Brustspange und an den Enden dieser letzteren befand sich auf dem Mantel ein schönes Brustschild, welches auf Goldblech emaillirt war. In der ganzen Länge des Rückens in der Mitte, den Mantel in zwei gleiche Hälften theilend, lief eine stabförmige Verzierung von Goldstickerei mit einem Besatz von Perlen, welche sich nach jeder Seite in drei etwa horizontal geführte und blätterartige Stäbchen auszweigte. Auf jeder Mantelhälfte ist in großer Ausführung das aus Gald gewirkte Bild eines Löwen, unter welchem ein Kameel liegt, dargestellt; der ganze Mantel ist ferner mit einer reichen Borte umgeben, welche am vorderen Rande von zwei dichten Reihen von Perlen begleitet

ist, während am unteren Saum zwischen zwei oben und unten begleitenden Perlenreihen eine mit goldenen Buchstaben hergestellte arabische Inschrift darthut, daß dieser Mantel für den sicilianischen Normannenkönig Robert Guiscard im Jahre der Hedschra (Flucht des Propheten Muhamed von Mecca nach Medina) 528, d. h. 1133 nach Chr., in der „glücklichen Stadt" Palermo gemacht worden sei. Das Futter desselben bestand anfänglich aus dunkelgrünem Seidenzeug und „birnenförmiger Goldwirkerei in maurisch-sicilianischem Styl", wurde aber in späterer Zeit übernäht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— In der Nacht vom 20. zum 21. Februar glaubte in Berlin in der Stralauerstraße ein Wächter zu gewahren, daß die Jalousie des Ladens eines sogenannten fliegenden Auctionscommissars sich häufig ein wenig aufschob, aber beständig wieder niederfiel. Der Sicherheitsbeamte trat näher und fragte: „Wer ist hier im Laden?" Eine noch jugendliche Stimme antwortete: „Ein Spitzbube, der das Pech gehabt, sich selbst zu fangen." Die naive Antwort veranlaßte weitere Fragen des Wächters, welcher nun von dem Gefangenen erfuhr, wie derselbe gewaltsam die Jalousie geöffnet habe, durch die zerdrückten Scheiben in das Innere des Locales gestiegen und von der plötzlich wieder herabfallenden Jalousie zum Gefangenen gemacht worden sei. Der Gauner bat, ihn möglichst bald aus der unglückseligen Falle zu befreien, in der überdies nur schlechte Gemälde ausgehängt seien, die sich für einen Diebstahl durchaus nicht eigneten. Inzwischen hatte die Neugier ein kleines Publicum an den Ort gelockt, das dem Wächter bei dem Emporschieben der Jalousie behülflich war. Mit der Geschmeidigkeit eines Aales schlüpfte der Dieb, ein etwa achtzehnjähriger Bursche, hervor und wanderte sodann ohne Umstände unter Begleitung des Wächters nach der Stadtvoigtei.

— Beim Ausbruche des Krieges gerieth ein Kaufmann aus Preußen im Gasthause eines kleinen sächsischen Städtchens in einen lebhaften Disput mit den Honoratioren über die Eventualitäten der nächsten Zukunft. Der Preuße vertheidigte die Auffassung, daß Deutschland unter Preußens Führung siegreich sein werde. „Eiherrcheses, mein Kutester," erwiderte ihm der Wortführer der Sachsen, „wenn Se Sich nur niche schneiden, ich fürchte, es wird Se sehr schlimm werden. Denn hären Se, sehen Se, die Franzosen haben Se sechs Marschälle und die Breißen haben nur eenen und eenen ganz alten, was wollen da die Breißen gegen thun?"

— Von dem Umfang der Beute in diesem Kriege kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß allein auf der Citadelle in Mainz 212,000 Chassepot-Gewehre liegen. Manche sind freilich mehr oder weniger beschädigt, viele aber auch noch gar nicht gebraucht. Noch besser, diesen Monat brachte man ganze Kisten von den schönsten Gewehren, die noch nicht ausgepackt worden waren, also so zu sagen aus der Fabrik in deutsche Hände fielen. Manche schätzen die Zahl der erbeuteten Handfeuerwaffen auf eine Million, die noch nicht nach Deutschland gebrachten 200,000 Gewehre der Pariser Besatzung mit einbegriffen. Da ein Gewehr mit sonstigen Unkosten wohl auf 100 Franken zu stehen kommt, hat Frankreich allein hier schon 100 Millionen Verlust, die erbeuteten Schießvorräthe nicht einbegriffen.

— Aus Sevran, 18. Febr., wird der „Nat.-Ztg." geschrieben: Ueber die künftigen Chancen der Bronze im Gegensatz zum Gußstahl wird wieder stark disputirt. Artilleristen versichern, daß die gefürchtete Ausnutzung der Züge des Bronzerohres sich nicht verwirklicht hat. Im Gegentheil seien diese Züge in dem Maße, wie das Rohr benutzt wurde, fester und widerstandsfähiger geworden, und bei Rohren, welche etwa 2000 Schuß abgegeben hatten, sei gewissermaßen eine Verstählung der Züge eingetreten. Da Bronze aber leichter als Gußstahl ist und dabei immer seinen Werth behält, so würde das letztere Metall wieder gegen Bronze zurücktreten haben. Uebrigens sind die Meinungen über diesen Gegenstand noch sehr getheilt.

— Wie der „Gaulois" meldet, wird man erst am 1. März wieder anfangen können, die Stadt Paris mit Gas zu beleuchten. Erst am 18. erhielt die Gasgesellschaft ihre erste Kohlensendung. Zuvörderst werden blos die Straßen mit Gas beleuchtet werden, erst später wird man den öffentlichen Gebäuden und ganz zuletzt den Privaten wieder Gas geben. Man kann sich eine Idee von der ungeheuren Zufuhr, die nothwendig ist, machen, wenn man in Erwägung zieht, daß Paris während der kürzesten Tage des Jahres 500,000 Kilometer Gas täglich verbrennt, was 500,000 Kilogrammen Steinkohlen entspricht. Vom 1. November an wurde der tägliche Consum auf die Hälfte herabgesetzt. Später wurde nur noch Gas für die Ballons bereitet, und die Steinkohlen wurden ausschließlich für die Waffenfabriken und die Mehlfabrikation vorbehalten.

— Eine Frau von 120 Jahren, die Bürgerin Dmitriew, ist vorigen Monat in Ufa (Rußland) gestorben. Dieselbe lebte in aermlichen Umständen bei einer Familie, die sie aus Barmherzigkeit aufgenommen hatte. Sie bewahrte bis zu ihrem Tode eine gute Gesundheit und einen klaren Geist. Sie war eine Leibeigene der Familie Mussin-Puschtin gewesen. Sie erinnerte sich noch sehr gut, daß sie zur Zeit der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. als 14jähriges Mädchen mit ihrer Herrin in Petersburg gewesen war. Während des Pugatschew'schen Aufstandes befand sie sich bei ihrer Herrin auf dem Gute. Als Pugatschew daselbst ankam, floh die Herrin, und die Dmitriew kleidete sich zu seinem Empfange prächtig an und bewirthete ihn nach besten Kräften, wofür er sich sehr dankbar zeigte und ihr einen Thaler schenkte, den sie längere Zeit aufbewahrte. Im Alter von 40 Jahren verheirathete sie sich mit einem Kaufmanne; nach achtjähriger kinderloser Ehe wurde sie Wittwe und blieb in ärmlichen Umständen zurück.

Eine ingeniöse Beraubung einer Bank fand in Philadelphia am 2. Febr. statt. Drei als Polizisten gekleidete Männer machten während des Tages dem Präsidenten der Kensington-Bank daselbst die Anzeige, daß in der nächsten Nacht ein Versuch zur Beraubung der Bank gemacht werden würde; es möchten deshalb die Wachen verdoppelt werden. Am Abend kamen dieselben wieder, erklärten den Wächtern, sie wollten beim Wachehalten mithelfen, und — knebelten in der Nacht die getreuen Wächter und beraubten die Bank um circa 65,000 Dollars.

— Der Regierungsrath von Uri hat beschlossen, die Capelle auf der Tellsplatte mit neuen Fresken schmücken zu lassen. Von Maler Joseph Balmer in Luzern liegt ein Entwurf zu solchen vor. Die offene Halle der Capelle ist vom Maler durch Architektur und Ornamentik so gegliedert, daß vier Hauptbilder, in Rundbogen eingefaßt, die Tellgeschichte darstellen. Die Ornamente sind im Styl des 14. Jahrhunderts gehalten und erhöhen geschickt die coloristische Wirkung der Historienbilder. Ein mit Arabesken zierlich bekleideter Fries faßt mit den Bogengurten die Tellbilder ein und scheidet sie von den unter ihm angebrachten neun kleineren Schilderungen aus der Geschichte der Befreiung der Waldstädte.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 26. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Von nun an nahm das Verhältniß des Doctors zu den übrigen Touristen doch etwas Gezwungenes an. Leidnitz vermied ihn mehr wie sonst und versuchte beständig, die Braut mit Liebkosungen zu überschütten, um dadurch zu zeigen, wie hoch er in ihrer Gunst stehe und daß er ihr gegenüber die ausgedehntesten Rechte besitze, die sie nie einem Anderen einräumen könne und werde. Er war ein Mensch ohne eigentlichen Charakter, keinerlei männliche Festigkeit wohnte ihm inne, nur eine weitgreifende Gutmüthigkeit, die oft an fabelhafte Dummheit grenzte, machte ihn seinen Freunden erträglich; aber er konnte auch erbärmlich handeln und Anderen schaden, was meistens seiner Eitelkeit zugeschrieben werden mußte. Gegenwärtig verdächtigte er den Doctor, daß dieser damit umgehe, ihm seine Braut zu rauben. Ihm selber war allerdings dieser Gedanke nicht gekommen, sondern Schilber hatte, um ihn zu hänseln, einige Neckereien hingeworfen; und da Leidnitz schon oft eingesehen, daß Selber ihn zum Narren gebrauche, er es auch bedachte, daß Fräulein Ahlfeldt nur Augen und Ohren für den Doctor hatte, war er der Meinung, daß er Alles thun müsse, um seine Braut von Selber fern zu halten. Zuerst begann er damit, Selber gegen den Regierungsrath als einen höchst leichtsinnigen und sittenlosen Menschen zu schildern, dem die Ehre einer Dame nichts werth sei; dann verdächtigte er ihn in derselben Weise der Schwester Gretchens gegenüber, und zuletzt versuchte er, auf die Braut selber einzuwirken, was ihm jedoch nicht gelang.

Gretchen hielt sich so fest von dem Werth des Doctors überzeugt, daß sie jeden Versuch, ihn zu verunglimpfen, zurückwies, indem sie kurz behauptete, es sei ihr ganz gleichgiltig, was andere Menschen über ihn dächten: sie habe in ihm einen liebenswürdigen Mann gefunden, und da er ihn als besten Freund vorgestellt, so begreife sie nicht, wie er jetzt schlecht von ihm reden könne.

Uebrigens hatte Leidnitz durchaus nicht im Willen, mit dem Doctor zu brechen oder ihn auch nur zu kränken. Er meinte, es könne dem Letzteren ganz gleichgiltig sein, was die Herrschaften, die er vielleicht nie wiedersah, von ihm hielten; ihn aber bewahrte die Anschwärzung Selbers, wenn sie ihm gelang, vor jeder Sorge, er könne ihm das Herz der Braut abwenden.

So einsichtsvoll nun der Regierungsrath gewöhnlich auch war, so empfand er seit den Mittheilungen des Assessors über den Doctor gegen diesen doch einen bedeutenden Widerwillen; er machte sogar dem angehenden Schwiegersohn Vorwürfe, daß er den Fremden ihnen zugeführt hatte. Die Schwester der Braut fühlte sich durch den Doctor gar verletzt, ihre Eitelkeit litt darunter, daß er nur für die Verlobte Interesse an den Tag legte, sie aber nur wenig beachtete, und so kam es ihr ganz gelegen, daß sie einen Grund hatte, ihn kühl und abstoßend zu behandeln. Leidnitz, der sich die größte Mühe gab, fortan seine Braut zu beschäftigen, trat in jedem Augenblick zwischen diese und den Freund, und so sah sich der Letztere mit einem Mal in der ganzen Gesellschaft fremd, denn der Referendar Schilber widmete seine Zeit ausschließlich der ältesten Tochter des Raths.

Selber war viel zu klug und besaß eine zu große Beobachtungsgabe, als daß er nicht bald hätte erkennen sollen, wie seine Stellung unter den Reisegefährten plötzlich eine ganz andere geworden war. Dem Assessor zuzutrauen, daß er ihn herabgesetzt, fiel ihm nicht im geringsten ein; dagegen beschuldigte er sich selber und hielt seine zu offen an den Tag gelegte Vorliebe für die Braut für den Grund, daß man ihn gleichgiltig behandelte. Derartiges hatte er nie erfahren, er war daran gewöhnt, wo er sich auch blicken ließ, voll Achtung und Freundlichkeit aufgenommen zu werden. Deshalb tauchte nun auch schnell der Gedanke in ihm auf, sich von der Gesellschaft zu trennen und allein die Heimreise anzutreten. Ein bisher nie gekanntes Weh beschlich bei diesem Entschluß sein Herz, es war ihm, als lasse er etwas zurück, das ihm fortan in der Welt, wo er sich auch bewegen werde, fehlen müsse. Und dennoch mochte er nicht länger bleiben, sondern suchte einen schicklichen Vorwand, mittelst dessen er sich verabschieden könne.

Der Abend in Blankenburg verfloß ihm unter mancherlei Qualen. Leidnitz überschüttete seine Braut mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten. Den Doctor wollte es bedünken, als sei jede derselben ein Verbrechen, das an ihm begangen werde; und doch durfte er seinen Unwillen nicht äußern. Er zog sich zurück und verbrachte wohl eine Stunde allein. Dann trieb es ihn aber wieder in die Gesellschaft, und nun fand er die Verlobten im engen Beisammensein.

Gretchen trat jedoch sofort auf ihn zu, blickte ihn theilnehmend an und sprach: „Sie sind bleich, Herr Doctor, und über eine Stunde ist verflossen, in der Sie abwesend waren. Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Ein unangenehmer Schmerz in der Brust quält mich; ich werde wohl verhindert sein, meine Reise mit Ihnen zusammen fortzusetzen," antwortete Selber ernst.

„O, das wäre gräßlich. Aber wenn Sie erkrankten, würden Ihre Freunde jedenfalls bei Ihnen ausharren und nicht dem Amüsement nachjagen."

„Eine solche Aufopferung vermöchte ich nie anzunehmen," protestirte Selber; „ich bin daran gewöhnt, allein dazustehen."

Leidnitz kam näher. „Du willst also hier zurückbleiben?" fragte er zweifelnd.

„Ich halte einige Tage der Ruhe nöthig für meinen Zustand, der übrigens gänzlich ungefährlich ist," antwortete der Doctor kühl.

„Du mußt am besten wissen, was Dir dienlich ist, denn Du bist ja Mediciner. Aber es thut mir leid, Deine Gesellschaft entbehren zu müssen."

Ein bitteres Lächeln umzog den Mund des Arztes. Schnell entgegnete er: „Ich glaube, daß Du dich darüber

leicht trösten kannst." Dabei warf er einen vielsagenden Blick auf Fräulein Ahlfeldt.

„Ah, Du meinst, meine liebenswürdige Verlobte werde mich trösten!" entgegnete der Assessor, ungebührlich laut lachend.

Der Doctor zog die Brauen zusammen.

„Ich dächte, es wäre in der Ordnung, wenn Du bei dem Freunde aushaertest, sobald dieser erkrankt," führte Gretchen bedeutsam an.

„Wo denkst Du hin, mein Lieb?" lachte Leidnitz. „Ein solches Verbrechen gegen Dich würde mir der Doctor nie verzeihen."

Gretchen blickt halb fragend, halb traurig auf den Arzt.

„Es hat durchaus nichts zu sagen mit meinem Leiden, nur vor Anstrengungen, wie sie das Gebirgsteigen mit sich führt, muß ich mich für einige Zeit in Acht nehmen," bemerkte der Arzt. Zu der Braut gewendet, fuhr er fort: „Unendlich gern wäre ich länger in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft geblieben, doch leider muß ich mir dies Glück versagen."

„Ich hoffe, wir werden uns bald wiedersehen. Vielleicht begleiten Sie den Assessor einmal, wenn er zu uns kommt."

„Ich würde vielleicht kein angenehmer Besuch sein," führte Selber traurig an, wobei er einen so bedeutungsvollen Blick über den Regierungsrath und dessen älteste Tochter gleiten ließ, daß Gretchen nicht anders konnte, als den Beweggrund errathen, der den Doctor so schnell von ihrer Seite führte.

Ein Zug des Unwillens legte sich auf ihre Stirn, etwas schnell erwiderte sie: „Herr Doctor, ich habe Ihnen meine Freundschaft geschenkt und werde Ihnen diese ewig bewahren, hoffe auch, daß Sie jedem achtungswerthen Menschen angenehm sein müssen."

Selber verneigte sich verbindlich.

Leidnitz ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern versetzte: „Der Doctor macht gern einen Scherz, er weiß sehr gut, wie werth er Allen ist, in deren Nähe er kommt."

Die Gesellschaft gruppirte sich zusammen, auch Selber nahm Platz; doch der freundliche Ton, der am vorigen Abend geherrscht, wurde nicht wieder angeschlagen.

Der Arzt war sehr einsylbig, sobald nicht Gretchen ihn beschäftigte; er fühlte heraus, daß er im Ganzen eine überflüssige Person sei, und das eben bewog ihn, sich möglichst passiv zu verhalten. Sehr zeitig suchte er unter dem Vorwande, daß er vollständig ermattet sei, die Ruhe auf, nachdem er sich ceremoniell von dem Regierungsrath und dessen ältester Tochter verabschiedet, Gretchen die ihm gereichte Hand ehrerbietig geküßt und ihr ein herzliches Lebewohl zugerufen, ihr auch nochmals gesagt, daß er unbedingt zurückbleiben müsse, schließlich aber den Freunden herzhaft die Rechte geschüttelt hatte.

Es war eine traurige Erfahrung, die er unter den neuen Bekannten gemacht. Alle hatten ihn mit den Zeichen der Geneigtheit unter sich aufgenommen, um ihn zum Theil nach kurzem Beisammensein kühl und gleichgiltig zu behandeln. Was mochte der Grund zu dieser Veränderung sein? Gretchen hatte ihn ausgezeichnet, ja sie war bis zum letzten Augenblick höchst wohlwollend gegen ihn gewesen. Sollte dies und seine offen an den Tag gelegte Zuneigung für sie ihre Verwandten wirklich von ihm abgestoßen haben? Er konnte keinen anderen Grund finden, und diese Annahme stimmte ihn tief traurig.

Selber bewohnte in dem Hotel ein eigenes Zimmer; er verbrachte eine schlaflose Nacht in demselben. Zum ersten Mal sagte er sich, daß er im Stande sei, ein weibliches Wesen mit der ganzen Gluth seines Herzens zu lieben. Aber dieses Wesen war die verlobte Braut seines Freundes; und wenngleich es ihm geschienen, als müsse es ihm möglich werden, ihre Liebe zu erringen, wenn er Gelegenheit erhielt, längere Zeit in ihrer Nähe zu weilen, konnte er doch nicht anders, als mit aller Macht seine Empfindungen zurückzudrängen. So nur durfte er handeln, wenn er als Ehrenmann vor der Welt gelten wollte; und überdies war er ja noch nicht einmal in der Lage, einer Dame aus den höheren Kreisen eine sorgenlose Zukunft zu sichern.

Erst am Morgen schlummerte er ein, und als er spät erwachte, waren die Freunde mit der übrigen Reisegesellschaft bereits in's Gebirge aufgebrochen.

Dies bereitete ihm eine neue Enttäuschung. Wohl hatte er gebeten, sich seinetwegen in keiner Weise zu geniren, sondern ihn nicht weiter zu berücksichtigen, da er durchaus keiner Gefahr ausgesetzt sei; aber die Wahrnehmung, daß man diesem Verlangen nur zu gewissenhaft nachgekommen war, verletzte ihn doch.

Voll bitterer Gefühle reiste er in die Heimath ab.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Kaiserschmuck.

Von Dr. R. G. Müller.

(Schluß.)

Bildeten nun diese bisher genannten sieben Theile das eigentliche Krönungscostüm im engeren Sinne, so gab es andererseits noch vier Kaiserinsignien, welche nothwendig dazu gehörten und gleichsam das Ganze abschlossen. Und unter diesen Abzeichen der Kaisergewalt stand die **Krone**, gewöhnlich die Krone Karl's des Großen genannt, der Bedeutung nach obenan und verdient deshalb zunächst betrachtet zu werden. Sie ist ganz aus Gold gearbeitet und ist 14 Mark, 11 Loth, 3 Quentchen schwer, besteht aus acht Feldern oder ist, wenn dies verständlicher erscheinen sollte, achteckig, so, daß diese acht Felder oben abgerundet sind, und zugleich ist sie mit einem Bügel versehen. Auf dem Stirnfelde (dem vorderen von den acht) steht ein Kreuz und zugleich wird dieses Stirnfeld mit dem gegenüberstehenden hinteren Felde durch den gedachten Bügel verbunden. Oberhalb längs des Bügels nun erheben sich abermals dicht aneinander acht oben abgerundete Felder mit kostbaren Perlen, von denen das letztere eine aus Perlen hergestellte Inschrift zeigt: „Chuonradus Dei Gratia Romanorum Imperator Aug.", zu Deutsch „Konrad, von Gottes Gnaden römischer Kaiser", und die unteren Felder wechseln derart mit einander ab, daß je ein größeres Feld von zwei kleineren umgeben ist und zwar so, daß das sogen. Stirnfeld zu jenen größeren gehört, was sich ja auch eigentlich von selbst versteht. Diese unteren Felder und auch das gedachte Kreuz sind sehr reich mit hübsch geordneten Edelsteinen von verschiedener Größe und Farbe verziert, dazwischen künstlich dicht mit Filigranarbeit geschmückt und jedes kleinere Feld zeigt außerdem in seiner Mitte noch in „buntemaillirter Darstellung" eine biblische Figur, z. B. Christus, Salomon und David &c. mit einer in lateinischer Sprache abgefaßten Beischrift. Manche Schriftsteller behaupten, daß der untere,

aus den acht Feldern bestehende Theil der Kaiserkrone der ältere ursprünglich für sich allein bestehende gewesen und Kreuz und Bügel erst später, etwa um 1250 hinzugefügt seien, während der ältere Theil aus dem elften Jahrhundert datire.

Die althergebrachte Bezeichnung als „Krone Karl's des Großen“ ist jedenfalls unberechtigt, da dieselbe unbedingt erst lange nach Karl (768 bis 814) entstanden ist, und da Karl's Diadem, wie die Annales Laurissenses ausdrücklich bezeugen, mit ihm begraben wurde. Es heißt nämlich dort: „Karl wurde begraben zu Aachen in der Kirche der „Heiligen Jungfrau“, die er selbst erbaut hatte. Sein Körper aber wurde einbalsamirt und auf goldenem Stuhle sitzend im Grabgewölbe beigesetzt, umgürtet mit einem goldenen Schwert, ein goldenes Evangelienbuch auf den Knieen in den Händen haltend, die Schultern zurück an den Stuhl gelehnt, das Haupt in stattlicher Weise erhoben und vermittelst goldener Kette das Diadem darauf befestigt. In das Diadem war ein Stück Holz vom heiligen Kreuz eingelegt,“ ꝛc.

Als neuntes Stück des Kaiserschmuckes figurirte das **Scepter**, Sceptrum oder Virga, welches in drei Exemplaren erhalten ist. Das Scepter ist, wenn wir auf seinen ältesten Ursprung zurückgehen, weiter nichts als ein Stock, und deshalb war es ganz gerechtfertigt, wenn z. B. bei der Krönung Kaiser Otto's I. der Erzbischof Hildibert ihm dasselbe mit den Worten übergab: „Bei diesem Zeichen mögest Du stets daran denken, daß Du mit väterlicher Zucht Deine Unterthanen leitest und vor Allen den Dienern Gottes — die Kirche vergaß sich selbst nicht leicht — als auch den Wittwen und Waisen die Hand der Erbarmung darbietest“ u. s. w. Das älteste Reichsscepter ist aber schon in sehr früher Zeit verloren gegangen, da bei der Krönung Rudolph's I. von Habsburg dieser sich schon genöthigt sah, dasselbe durch ein Crucifix zu ersetzen. Von den drei noch erhaltenen ist das älteste wahrscheinlich um das Jahr 1290 gefertigt und besteht aus einem hohlen, zwei Fuß langen Stück von vergoldetem Silberblech, welcher an drei Stellen mit vergoldeten Ringen und Knäufen geziert ist und oben in einer Eichel mit vier Eichenblättern endet. Das zweite Scepter ist einfach von Silber, gleichfalls hohl und rund, das dritte endlich ist offenbar ganz spät, etwa 1550, gearbeitet und ist also auch jedenfalls verhaltnißmäßig selten in Gebrauch gewesen.

Zehntens der **Reichsapfel**, Pom m. Globus, eine kunstreiche aus Goldblech hergestellte Kugel, deren Durchmesser 3¾ Zoll beträgt und die mit einer harzigen Masse angefüllt ist. Um die Kugel sind zwei Reifen, welche sich kreuzen, gelegt, und auf dem oberen Kreuzungspunkt ist ein goldenes Kreuz befestigt, welches wie die obere Hälfte der Reifen mit farbigen Edelsteinen geziert ist. Einer dieser Edelsteine, ein gelber Saphir, am Kreuze enthält ein Monogramm, dessen Entzifferung nicht gelungen ist, indem einige den Namen Christi, andere Konrad, wieder andere ein Zeichen für Sonne oder Mond ꝛc. darin erblicken wollen. Der Reichsapfel scheint etwa um 1150 entstanden zu sein, doch läßt sich dies ebensowenig entscheiden, als die Frage, ob zwei andere noch vorhandene und reich mit Edelsteinen bedeckte Reichsäpfel jemals bei einer Krönung gebraucht worden sind. Ein im Grabe Friedrich's II. (1215 bis 1250) gefundener Reichsapfel war mit Erde gefüllt und trug kein Kreuz. Bei Gelegenheit des Scepter und Reichsapfels gedenken wir nebenbei der auch von Göthe in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnten Anekdote. Als Franz I. gekrönt wurde, sah seine Gemahlin Maria Theresia der Feierlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein dicht neben dem Römer zu Frankfurt zu. Als nun Franz in dem seltsamen Kaiserornate aus dem Dom zurückkam „und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen“ darstellte, hob er wie zum Scherz beide Hände auf und zeigte ihr den Reichsapfel, den Scepter und die Handschuhe, worüber sie in ein unendliches Lachen ausbrach, „welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden.“

Der **Reichsschwerter**, elftens, giebt es drei. Dem Namen nach das älteste, in Wahrheit aber sicher das jüngste derselben ist das „Schwert Karls des Großen“, welches vermuthlich erst um 1350 gearbeitet worden ist. Die zwei Fuß und elf Zoll lange, zweischneidige und längs ihrer Mitte etwas rundlich geschliffene Klinge mißt am Griff etwa 2¼ Zoll; der Griff ist von vergoldetem Silber und schließt mit einem scheibenförmigen, senkrecht stehenden goldenen Knopf, welcher an jeder Seite einen stehenden dreieckigen Schild mit einem Wappenbilde zeigt, auf der einen den schwarzen (einköpfigen) Adler — der doppelköpfige Adler des deutschen Reiches wurde erst von Kaiser Sigismund (1410—1437) angenommen und zwar zur Unterscheidung der Kaiserwürde von der königlichen — auf der anderen den böhmischen Löwen auf rothem Felde. Die aus Goldblech gefertigte mit Filigranarbeit reich versehene Scheide dieses Schwertes wird durch Perlenreihen, die sich im Zickzack kreuzen, in viereckige und dreieckige Felder getheilt und zwar so, daß die viereckigen untereinander, längs der Mitte, liegen und mit bunten Schmelzzierrathen gefüllt sind; nur das oberste Feld hat wieder den einfachen Adler. — Das andere Schwert, welches Harun Arraschid (Harun-al-Raschid) der berühmte Kalif (gest. 809), Karl dem Großen geschenkt haben soll, ist von der Form eines nicht sehr gekrümmten morgenländischen Säbels, dessen Griff und Parirstange aus starkem Goldblech bestehen, während die grünliche Scheide unten und oben mit Goldblech und Edelsteinen eingefaßt und verziert ist. — Endlich das dritte, „Schwert des heiligen Mauritius“, stammt wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert. Es wurde, vermuthlich in der Scheide, dem Herrscher bei dem feierlichen Krönungszuge vorgetragen und hat eine drei Fuß und einen Zoll lange Klinge, welche am Griff ¾ Zoll breit, am Ende aber abgerundet ist. Der Griff, welcher mit seiner geraden Parirstange ein Kreuz bildet, läuft oben in einen breiten, etwa linsenförmigen Knopf aus, welcher, wie die Parirstange, von schwach vergoldetem Silber ist und an der einen Seite einen einfachen Adler zeigt mit der Inschrift BENEDICTVS. DOS. DES. (Benedictus Dominus Deus, gelobt sei der Herr Gott), an der anderen einen getheilten Schild, halb mit einem halben Adler und halb mit drei übereinander befindlichen Löwen und den Worten ECS | QUI | DOCET | MANUS*). Dagegen steht auf der Parirstange auf der einen Seite † CRJSTUS: VJNCJT: CRJSTUS: REJGNAT. und auf der anderen CRJSTVS: VJNCJT: CRJSTVS: REJGNAT: CRJSTVS: INPERAT. (Christus siegt, Christus herrscht und Christus siegt, Christus herrscht, Christus gebietet.) Die aus dünnem Goldblech gefertigte Scheide wird auf ihren beiden flachen Seiten von mehreren aus meist blauen Edelsteinen gebildeten schmalen Ringen in sieben Langfelder zertheilt, und in jedem dieser Felder steht das Bild eines Königs in vollem Herrscherschmuck. An den scharfen Kanten der Scheide aber findet sich ein Besatz von Perlen und Edelsteinen.

Damit wären die deutschen Reichskleinodien geschildert, doch dürfte hierher noch, zwölftens, das **Evangelienbuch** gehören, welches im Grabe Karls des Großen gefunden sein soll, und welches wirklich der Zeit dieses ruhmreichen Kaisers anzugehören scheint, wenn auch der jetzige Einband offenbar weit neuer, etwa aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt. Daß Karl thatsächlich mit einem Evangelienbuch beigesetzt worden war, haben wir oben gesehen.

Außer diesen wirklich noch vorhandenen und sicher angewandten, meist dem zwölften Jahrhundert ihren Ursprung dankenden Reichskleinodien gab es noch manche, die theils oder-

*) Die Schrift ist zum Theil unlesbar und lautete DEUS ꝛc., was etwa heißen würde „Gott, der die Hände lehrt“.

loren sind, theils wohl nur selten gebraucht wurden, z. B. ein Paar Sandaten, ein Paar Handschuhe, zwei goldene Sporen, zwei Armspangen von vergoldetem Silber u. s. w. — daneben gab es noch Reichsreliquien, wie die „Spitze der berühmten heitigen Lanze“, Knochen von Heiligen zc., die aber mit dem Krönungsornat nichts zu thun haben, und die wir deshalb hier auch nicht weiter berücksichtigen wollen.

So also waren die Theile des Costüms der deutschen Kaiser bei der Krönung beschaffen; der deutsche Kaiser wird sie, wie gesagt, nicht anlegen; das neue Reich ist eben ein anderes und etwas mehr als nur eine Wiederholung des untergegangenen, und das Jahrhundert der gezogenen Kanonen und der Erfindungen, des Fortschritts und der Cultur kleidet sich eben anders, als die entflahenen Jahrhunderte; der Mensch aber ist ein Kind seiner Zeit, und diese drückt ihm, bewußt oder unbewußt, ihr Gepräge auf.

Mannichfaltiges.

ß Technisches. Professor F. Stolba in Prag hat jüngst im „Polytechn. Journal“ ein von ihm erprobtes Verfahren veröffentlicht, um verschiedene Metalle auf kaltem Wege zu verzinnen; dasselbe eignet sich besonders für Kupfer, Messing, Stahl, Schmiedeisen und Gußeisen und liefert sehr schnell einen zwar dünnen aber festhaftenden Zinnüberzug. Zum Gelingen ist es nothwendig, daß das zu verzinnende Object reine metallische Oberfläche habe, man kann die Reinigung von Oxyd, Fett zc. auf mechanischem oder chemischem Wege vornehmen. Als Materialien dienen: Zinkpulver von der Feinheit ungefähr wie Streusand und eine 5- bis 10procentige Lösung von Zinnsalz (einfach Chlorzinn in Wasser), welcher man eine kleine Menge Weinsteinpulver zusetzt. Das Zinkpulver erhält man, wenn man geschmolzenes Zink in einen vorher angewärmten Eisenmörser gießt, dasselbe gleich nach dem Erstarren mit dem Piston bearbeitet und dann absiebt. Bei Ausführung der Verzinnung verfährt man folgendermaßen: Man taucht einen Lappen in die Zinnsalzlösung und überstreicht damit die zu verzinnende Oberfläche; dann nimmt man mit demselben Lappen Zinkpulver auf, das man zuvor auf einer Glasplatte ausgebreitet hat, und reibt damit kräftig die Metallfläche ab. Die Verzinnung erscheint augenblicklich. Man setzt das Auftragen von Zinnsalzlösung und das Reiben mit Zinkpulver so lange fort, bis der Zinnüberzug gleichmäßig hergestellt ist. Kleine Objecte, wie Scheeren, Münzen, Messer, Leuchter, Schalen zc. sind in 1 bis 2 Minuten fertig, dann werden sie mit Wasser abgespült und mit Schlemmkreide geputzt. Auf polirtem Messing und Kupfer nimmt sich diese Verzinnung so schön wie eine Versilberung aus und behält lange den Glanz. Ein stärkerer Ueberzug läßt sich auf diesem Wege nicht erzielen, jedoch schützt das Verfahren die Gegenstände immerhin ziemlich lange Zeit vor der Oxydation. — In der „Würzburger gemeinnütz. Wochenschrift“ finden sich folgende richtige Bemerkungen über Glycerinseife: Die im Handel vorkommenden derartigen Seifen sind mit wenigen Ausnahmen durchsichtig, und da sowohl Händler als Käufer in dem Glauben sind, solche Transparentseifen seien, je reiner und durchsichtiger, desto besser, so ist das Bestreben der Fabrikanten hauptsächlich darauf gerichtet, eine schöne goldhell und klar durchscheinende, möglichst harte Seife zu erzielen, und sich hierin gegenseitig zu überbieten, so daß schließlich Alles erreicht ist, nur — keine Glycerinseife. Eine Untersuchung von sechs Proben solcher Seife ergab, daß nur eine derselben 15 Proc., die anderen blos 3 bis 8 Proc. Glycerin enthielten. Die Durchsichtigkeit wird bekanntlich durch Zusatz von Alkohol erzielt, Glycerin macht solche Seifen aber weich und wieder trübe. Einige Fabrikanten fertigen in neuerer Zeit eine Seife mit hohem Glyceringehalt von 40 bis 50 Proc. Dieselbe kann aber niemals durchscheinend hergestellt werden, sie ist weiß, der Cocosseife ähnlich, hat aber immerhin ein gutes Aussehen, und besitzt jene guten Eigenschaften, die man von der Glycerinseife erwartet. Es ist daher den Consumenten sehr zu empfehlen, solche weiße Glycerinseife zu kaufen, und weniger auf Eleganz, Farbe und Geruch als auf großen Glyceringehalt zu sehen. — Zur Aufbewahrung der Hefe empfiehlt Prof. Dr. Artus dieselbe, nachdem sie ausgewaschen und das Waschwasser entfernt worden ist, mit so viel reinem Glycerin anzurühren, daß das Ganze eine dicke syrupartige Masse darstellt. Das Glycerin läßt sich, wenn die Hefe gebraucht werden soll, mit Wasser auswaschen. Diese Aufbewahrungsart der Hefe sei besser als die von A. früher vorgeschlagene, wobei der Hefe gepulverter Zucker zugemischt wird, indem bei letzterem Verfahren in heißer Jahreszeit eher noch eine Gährung eintrete als bei Anwendung von Glycerin.

— In Folge der mächtigen Nordlichter, die in den Herbstmonaten des vorigen Jahres und am stärksten am Abende des 24. und 25. October aufflammten, hat sich die Wissenschaft neuerdings wieder angelegentlicher damit beschäftigt, den Naturgesetzen dieser Erscheinung auf die Spur zu kommen. Was als Ergebniß der bisherigen Forschungen feststeht, das setzte ja eben Dr. H. Baeblich in einer allgemein verständlichen Schrift aus einander: „Das Nordlicht.“ Berlin bei Siegfr. Cronbach. Erwiesen ist nach Baeblich's Darstellung der Ursprung des Nordlichtes aus dem Magnetismus des Erdkörpers. Aber es ist kein unmittelbarer Ausfluß dieses Magnetismus, sondern eines Productes desselben, nämlich der atmosphärischen Elektricität. Die Schwankungen der Magnetnadel beim Nordlichte sind daher nicht Folgen der Störungen des Erdmagnetismus, sondern elektrische Ströme. Die gesteigerte Intensität des Erdmagnetismus vor dem Nordlicht ist ferner nicht die Ursache des Nordlichtes, vielmehr sind Nordlicht und gesteigerte Intensität des Erdmagnetismus gleichzeitige Wirkungen derselben Ursache, nämlich der elektrischen Ströme, welche die Erde umkreisen. Vermuthet wird die Uebereinstimmung des Nordlicht-Spectrums mit demjenigen des Flächenblitzes oder der Büschel- oder Glimmentladung nach Maßgabe der Zusammensetzung der Atmosphäre in den Regionen, welchen die Nordlichter angehören. Unbekannt dagegen ist der innere Zusammenhang der gleichzeitig erscheinenden Sonnenflecke mit dem Nordlichte oder der Sonnenflecke mit den meteorologischen Verhältnissen der Erde.

— Einer in der „Kreuzztg.“ enthaltenen, von Oberst Freiherr v. Houwald, Commandeur des Magdeb. Dragoner-Regiments Nr. 6, eingesandten Todesanzeige entnehmen wir folgende Stelle: Am 17. Januar fiel für König und Vaterland bei dem Angriff auf das Dorf Force der k. Premier-Lieutenant im Magdeburgischen Dragoner-Regiment Nr. 6, Gustav v. Trotha. Bei der Verfolgung des Feindes nach der Schlacht von Le Mans mit seiner Escadron detachirt, griff er das stark besetzte Dorf Force an und fiel mitten in feindlicher Infanterie, von 40 Kugeln durchbohrt.“

— Von den preußischen Truppen, die jetzt vor Paris liegen, haben die meisten die Fahnen, mit denen sie nun in die Stadt ziehen werden oder bereits gezogen sind, auch daselbst erhalten, und zwar bei der Revue über die deutschen Truppen auf dem Marsfelde am 3. August 1815. Diese Truppentheile werden in diesem Jahrhundert zum dritten Male in Paris einziehen. Von den anderen deutschen Truppen sind die älteren bayerischen, württembergischen und badischen Regimenter 1814, die braunschweigischen und ehemals hannoverischen und nassauischen Truppen 1815 in Paris eingezogen. Ein deutsches Regiment steht aber diesmal schon zum vierten Male vor Paris, nämlich das erste bayerische Kürassier-Regiment, welches schon 1635 unter Joh. v. Werth bis Paris vorgedrungen war.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 27. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

2.

Es war, als wenn der gute Genius aus der Reisegesellschaft entflohen sei, als sie an jenem Morgen die Gebirgspartie ohne den Doctor fortsetzte.

Gretchen sprach fast gar nicht, und wenn sie angeredet wurde, gab sie kurze Antworten im gereizten Ton. Besonders auffallend schroff trat sie gegen den Verlobten auf, und als er Selber erwähnte und bedauerte, daß dieser habe zurückbleiben müssen, entgegnete sie im schnippischen Ton: „Nun, das war doch wohl nicht anders zu erwarten. Du hast ja Dein Möglichstes gethan, um den Herrn bei mir und meinen Angehörigen verhaßt zu machen, so daß die Letzteren ihn unartig behandelten. Sicher hat seine Trennung von uns keinen anderen Grund, als die Einsicht, daß er meinem Vater und der Schwester lästig werde."

Kleinlaut antwortete der Assessor: „Was habe ich denn eigentlich Böses von ihm gesagt? Daß er ein großer Damenfreund ist: das ist doch nichts Schlimmes!"

„Nun, ich besinne mich noch auf ein Mehreres und glaube fest, wenn der Doctor den Freundschaftsdienst kennte, den Du ihm geleistet, er würde Dich wohl auf strenge Manier zur Rechenschaft ziehen."

„Ach, Du scherzest, gutes Gretchen," lachte der Assessor. „Der Doctor ist übrigens ein so biederer Freund, daß er sicher über meine Reden nur lachen würde."

„Daß er das öfter thut, davon bin ich fest überzeugt."

„Du scheinst Dich sehr für den armen Mediciner zu interessiren. Vielleicht hättest Du ihn glücklich gemacht, wenn ich nicht bereits Deine Liebe besäße."

Gretchen warf dem Verlobten einen ernsten, verweisenden Blick zu. Sehr kühl sprach sie: „Wollte Gott, alle Männer wären so, wie er."

„Da haben wir's!" rief Leidnitz und zwang sich zum fröhlichen Ton.

Der Referendar Schilber, der nur wenige Schritte hinter dem Brautpaar war, hörte jedes Wort der Unterredung zwischen ihnen; es wurde ihm klar, daß der Assessor sich einer Verleumdung des Doctors schuldig gemacht hatte, und dies betrübte ihn; denn mochte er auch nicht die Seelengröße und den Geist Selbers besitzen, so liebte er doch keinerlei ehrlose Handlungen, und überdies war ihm der Letztere bedeutend mehr werth, als der Assessor.

Als sich jetzt Fräulein Valeska Ahlfeld, die ältere Tochter des Regierungsrathes mit den Worten an ihn wandte: "Das ist ein sonderbares Gespräch, welches von den Liebenden geführt wird," antwortete er: „Die Herrschaften streiten sich über den Doctor Selber. Dieser ist mein bester Freund, und ich kann Ihnen auf mein Ehrenwort sagen, daß es keinen braveren und durchaus achtungswertheren Menschen geben kann, als der Doctor."

„Wirklich? Ich hörte das Gegentheil von ihm," versetzte Fräulein Valeska ungläubig.

„Wer ihm auch nur die kleinste Gemeinheit nachredet, ist ein erbärmlicher Wicht!" platzte der Referendar heraus.

„Die Herren haben oft sonderbare Begriffe über gemeine Handlungen; der Assessor schilderte den Arzt als einen leichtsinnigen und sittenlosen Mann, dem die Ehre einer Dame nicht das mindeste werth sei."

„Das kann nur aus Eifersucht geschehen sein, mein gnädiges Fräulein: der Doctor bemühte sich gestern viel um seine Braut. Deshalb will ich Herrn von Leidnitz's Benehmen auch zu vergessen suchen. Aber gelogen hat er, wie kein anderer Mensch, und wenn Sie gütigst erlauben, sage ich ihm dies sofort ins Gesicht."

„Um Gotteswillen nicht, das gebe vielleicht zu ernsten Auftritten Veranlassung. Ich will Ihnen glauben. Aber ich bitte Sie, vergessen Sie die Verleumdung, sie entsprang, wie Sie ganz richtig sagten, wohl nur aus Eifersucht. Uebrigens ignorirte der Doctor den Verlobten meiner Schwester auch zu sehr."

„Das gebe ich zu! Aber gewiß hat Selber keinen Augenblick daran gedacht, dem Assessor zu schaden!"

„Lassen wir die unerquickliche Angelegenheit fallen! Nicht wahr? ich habe ihr Wort, daß Sie keinen Auftritt herbeiführen."

„Wer könnte Ihnen widerstehen, mein gnädiges Fräulein?"

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Versprechen. Und nun, Herr Referendar, kommen wir auf ein ander Thema, ich stelle Ihnen die Wahl."

Es wurde dem Herrn Schilber schwer, auf einen anderen Gegenstand der Conversation überzuspringen; doch die Dame kam ihm dabei zu Hilfe; bald dachte der Referendar nicht mehr an die Unbill, die dem abwesenden Freunde zugefügt worden war.

Auch der Regierungsrath hatte einige Worte von den Gesprächen seiner Tochter belauscht, und es war ihm fatal, daß er sich so schnell zu einer unfreundlichen Behandlung des Doctors hatte verleiten lassen. Er nahm sich vor, dem Assessor eine ernste Epistel zu lesen; doch dieser war eine gute Partie für sein jüngstes Kind, zwei bedeutend ältere Schwestern waren noch unversorgt, und es ließ sich nicht absehen, wann diese einen passenden Bewerber finden würden; deshalb drückte er gern ein Auge zu.

Indessen eine Mißstimmung war in der Gesellschaft leicht bemerkbar, und Gretchen that nach Möglichkeit das ihre, diese zu erhalten. Sie blieb für den ganzen Tag unlustig und höchst reizbar, die Anführungen des Herrn von Leidnitz aber: er wolle den Doctor wieder holen, der solche heitere Stimmung um sich verbreitet, trugen nicht dazu bei, ihren Unmuth zu verscheuchen.

Man besuchte einige der schönsten Punkte des Harzes; die Reisenden bemühten sich wenigstens zum größten Theil, die verschiedenen Aus- und Ansichten himmlisch und unübertrefflich zu finden; aber sie mußten sich überzeugen, daß Em-

pfindungen sich nicht immer bemeistern lassen und daß der Mensch in niedergedrückter Laune an den herrlichsten Naturschönheiten gleichgiltig vorübergehen kann.

Auch am Abend im Hotel kam es zu keiner unbefangenen Heiterkeit. Gretchen zog sich früh zurück, Valeska mußte ihr folgen, und die Herren versuchten vergeblich, sich beim vollen Glase zu ergötzen.

Acht Tage verstrichen, während welcher Leidnitz das Glück genoß, täglich an der Seite seiner Braut zu sein. Es gelang ihm nach und nach wieder, einen großen Theil ihrer Freundlichkeit zurückzugewinnen, wenigstens war er mit ihrem Auftreten gegen ihn nach wie vor zufrieden; auch die übrigen Herrschaften wurden wieder vergnügt, und als sie endlich, des Herumstreifens müde, die Heimreise antraten und sich in Halberstadt trennten, versprach der Assessor, sobald er neuen Urlaub erhalte, von seinem Wohnorte aus die ziemlich entfernt wohnende Braut zu besuchen.

Diese hatte ihm auf geschickte Weise die Zusage abzunehmen gewußt, bei seinem nächsten Erscheinen war ihr sein Vergehen gegen den Doctor Selber dadurch gut zu machen, daß er ihn mitbringe.

Ob er wohl gesonnen war, dies Versprechen zu halten?

3.

Für den Doctor Selber sollte seine Trennung in Blankenburg von den Freunden von großen Folgen sein. Als er, im höchsten Grade verstimmt, im Laufe des Tages durch Halberstadt kam, kaufte er von einem der Zeitungsträger auf dem Eisenbahnperron eins dieser Blätter und vertiefte sich auf der weiteren Tour aus Langerweile in dem Lesen desselben.

Bald war er damit bis zum Inseratentheil fertig; da er aber noch immer nichts Besseres zu thun wußte, ließ er auch hierüber sein Auge schweifen. Eine Annonce, nach welcher ein tüchtiger praktischer Arzt aufgefordert wurde, sich nach einem benannten Städtchen in der Provinz Brandenburg zu begeben, indem ihm eine weitgehende Praxis versprochen wurde, fesselte seine Aufmerksamkeit; er las die betreffende Stelle nochmals, dann legte er das Blatt zur Seite und vertiefte sich in eifriges Nachsinnen.

In seinem gegenwärtigen Wohnorte hatte ihm bisher während seiner Praxis das Glück nicht lächeln wollen. Seine ersten Curen waren nicht besonders günstig ausgefallen, dann wimmelte es in der Regierungsstadt von Militär- und Civil-Aerzten; er hatte längst daran gedacht, bei erster Gelegenheit sich einen anderen Wirkungskreis zu schaffen. Und nun, da er einmal auf der Reise war, konnte er ja am besten die Gelegenheit benutzen, um das brandenburgische Städtchen und seine Bewohner kennen zu lernen.

Kurz entschlossen, fuhr er über Magdeburg und von dort weiter auf Berlin zu. In der preußischen Hauptstadt fand er eine Menge alter Bekannter; er hatte daselbst während zwei Semester studirt, und besuchte nun manche der alten Stammkneipen, wobei ihm einige Universitätsfreunde von ehemals getreulich zur Seite blieben. Selbstverständlich mußte er in solcher Gesellschaft wenigstens einstweilen seinen Schmerz um die schnelle Trennung von Fräulein Ahlfeldt zurückdrängen; er vermochte überdies in der Regel jedes Leid bald zu besiegen, wenn die Nothwendigkeit an ihn herantrat, es zu verwinden.

So lieb übrigens den Freunden Selbers sein Besuch in der Hauptstadt war, vermochten sie doch nicht den Grund zu seiner Reise, ohne ein spöttisches Lächeln zu vernehmen. „Du willst in B . . . . . praktischer Arzt werden?" riefen sie. „Da gratuliren wir! Aber wenn Du von der Praxis leben willst, wirst Du bald genug todt hungern."

„Todt hungern? Ich hoffe gerade auf eine brillante Einnahme und möchte meinen gegenwärtigen Wohnort nur deshalb verlassen, weil mein Wirkungskreis daselbst ein zu geringer ist," erwiderte Selber herabgestimmt.

„Da wirst Du wohl aus dem Regen in die Traufe kommen, die Aerzte in B . . . . . haben es noch nie zu etwas gebracht."

„Vielleicht liegt das an ihnen selber."

„Oder die Gegend ist so gesund, daß zu wenig Krankheitsfälle vorkommen."

„Dann würde man sich nicht nach einem tüchtigen Mediciner sehnen. Genug, ich reise hin, und finde ich die Möglichkeit zur Verbesserung meiner Lage, so bin ich in kürzester Zeit für immer in Euerer Nähe."

(Fortsetzung folgt.)

Paris sehen und — nicht sterben!

(Aus der „N. Fr. Pr.")

„Neapel sehen und — sterben!" ist eine hübsche kleine Redensart, die in keinem italienischen Skizzen- oder Tagebuche fehlen darf. In diesen Tagen der grimmigen Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland und besonders während dieser einundzwanzigtägigen Gefangenschaft der Capitale von Frankreich kann das Wort: „Paris sehen und sterben!" aber leicht zur blutrothen That werden, wenn ein Prussien sich, trotz der Abmahnung Jules Favre's, mit oder ohne Passirschein jetzt nach Paris hineinwagt und dort erkannt wird. Nun, ich habe gestern zehn Stunden lang Paris bis in seine innersten Eingeweide hinein gesehen und bin doch nicht gestorben, wie der Leser wohl schon errathen haben wird. Ja, ich habe nicht einmal die ehrlichsten Pariser Prügel bekommen, wie mir von meinen hiesigen Freunden und Federcollegen theilnehmend für meine Vermessenheit prophezeiht und wohl zum Theil auch gewünscht worden ist.

Als ich mich entschloß, zu versuchen, nach Paris hineinzukommen, hoffte ich, diesen Versuch unter den Fittigen des doppelköpfigen österreichischen Adlers machen zu können. Beim Dejeuner im „Hotel de la Chasse" zu Versailles erfuhr ich nämlich von einem jungen Militärarzte, daß soeben fünf französische Ambulanzen unter Leitung eines österreichischen Arztes, Baron Mundi, aus Paris angelangt seien und im Versailler Schloßlazarethe deutsche Verwundete abgeliefert hätten. Dr. Mundi werde um 3 Uhr nach Paris zurückkehren und am nächsten Tage einen neuen Verwundeten-Transport nach Versailles geleiten. Sogleich stand mein Plan und meine Hoffnung fest, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege in Paris eine kleine Incognito-Visite zu machen. Ich eilte nach Hause, entkleidete mich alles Preußenthums bis auf das letzte Viergroschenstück, hüllte mich in den Glanz einiger echter Napoleonsd'or, die Paris immer noch leidenschaftlich liebt, wenn es auch das Original des lorbeerumschlungenen Cäsarenkopfes auf ihrer Bildseite womöglich noch leidenschaftlicher haßt, wickelte einige unschuldige Stuttgarter Würstchen, Berliner Chocolade und ein wenig Versailler Brot vorsorglich in alte Pariser Zeitungen, vertheilte Alles proportionell auf die sechs Taschen an meinem Leibe, verzichtete sogar auf den rothen Berlepsch und einen Plan von Paris und fragte

meinen alten Haus-Franzosen: „Mr. Pierre, wenn Ihr mir so in den Straßen von Paris begegnetet, würdet Ihr in mir einen verdammten Prussien wittern, Lärm machen und mich so den Fäusten, Holzschuhen, Zähnen und Messern des Pariser Pöbels preisgeben?“ — Monsieur schaute mich eest mit dem eigenthümlichen unsicheren Blicke an, wie man Jemanden anzuschauen pflegt, den man im Verdachte hat, er sei aus dem Irrenhause entsprungen — gleichviel ob aus dem Jerenhause von Zehlendorf bei Berlin oder von Bicetre bei Paris — dann sagte er zitternd: „Ihr wollt doch nicht in Euer Unglück — in den Tod gehen?“ — „Nein, Monsieur, nur auf Einen Tag nach Paris hinein!“ — Nachdem Mr. Pierre alle Quellen seiner Beredtsamkeit erschöpft und sich in Betheuerungen, er würde sich eher seine alte Zunge abbeißen, ehe sie an mir zum Verräther werde, übersuperlativt hatte, gab er mir doch das Zeugniß: „Monsieur, Euer Hut ist zwar schon stark verregnet, Euer brauner Ueberzieher wird — pardon! — schon recht schäbig, und Mr. Le Concierge, der Eure Stiefeln bereits viermal geflickt, hat erklärt, eine fünfte Reparatur hielten sie nicht mehr aus . . . . aber trotz alledem glaube ich doch, Monsieur, ich würde Euch in den Straßen von Paris — wenn ich dort zum erstenmale die Ehre hätte, Euch zu begegnen und nicht sprechen zu hören — für einen guten Franzosen halten, denn oh mon Dieu! le grand malheur de cette triste guerre hat über unser schönes, reiches Frankreich furchtbar viel verregnete, verblichene Hüte, schäbige Ueberzieher und geflickte Stiefel gebracht — pardon, monsieur, s'il vous plaît! Aber wenn Euch Euer Leben lieb ist, so macht in Paeis nicht den Mund auf! Paris ist fürchterlich in seiner Wuth! Ich habe 1830 und 1848 in Paris erlebt — ich möchte nicht 1871 in Paris erleben. Dieu vous protège!“ Mr. le Baron Mundi sei noch nicht von seiner Reise zurück! sagte man mir um 3 Uhr im „Grand Hotel Reservoir“, wo die hiesige französische Ambulanz ihr Bureau hat, und wo die Pariser Lazarethwagen angespannt warten. Erst nach 4 Uhr hatte ich die Ehre, mich dem Heren Baron mit einem Beglaubigungsbriefe der „Neuen Freien Presse“ vorzustellen: „Ich würde es für eine besondere Freundlichkeit nicht nur gegen mich, sondern noch mehe gegen die „Neue Freie Presse“ in Wien erkennen, wenn Sie mir erlaubten, unter ihrem Schutze nach Paeis mitzufahren, und mie so Gelegenheit gäben, den Lesern in Oesterreich ein Bild von Paris während der Gefangenschaft zu entwerfen.“ Ich muß leider niederschreiben, daß mir während des ganzen Feldzuges keine Bitte in so wenig freundlicher Weise abgeschlagen worden ist, wie von diesem österreichischen Doctor der Medicin diese Bitte für die größte österreichische Zeitung.

Aber wer sich im Kriege so leicht veeblüffen läßt, ist verloren. Ich dachte daran, daß ich Ihnen meine Visite in Paris bereits annoncirt, daß ich von meinen hiesigen Freunden mit gerührtem Händeschütteln Abschied auf Leben und Tod genommen hatte — ich höete schon ihr homeeisches Gelächter über meinen Auszug mit stolzen Masten und meine Heimkehr mit gestrandetem (Feder-)Kiel — ich schämte mich sogar vor Mr. Pierre's frohem Lächeln — und die alte trotzige Hartnäckigkeit meines Jugend-Uebermuthes kam einmal wieder über mich: „Nun gerade — dem Herrn Baron Mundi und sonstigem mundo zum Trotze siehst du Paris — und solltest du durch die Seine schwimmen müssen.“ Mein Feldzugsplan war schnell fertig. Ueber die Beücke von Neuilly, wo auf deutscher Seite täglich ein großer Lebensmittelmarkt abgehalten und von 3000—4000 mit Laissez-passer versehenen, hungrigen Parisern besucht wird, kannst du dich noch am leichtesten ohne Passirschein durchschleichen. Und ein solcher Passirschein wurde noch bis jetzt hier in Versailles fast jedem deutschen Berichterstatter verweigert. Der große Correspondent der „Times“, Mr. Russell, ist sogar von zarter Seite gebeten worden, sich nicht bei den preußischen Hauptquartieren um einen solchen Schein zu bewerben. Man würde sich in die schmerzliche Lage versetzt sehen, sogar dem großen Mr. Russell das Laissez-passer abzuschlagen. Mr. Jules Favre habe besonders darum gebeten, während des Waffenstillstandes keinen Fremden nach Paris hineinzulassen. Er könne für dessen Sicherheit nicht einstehen.

So ging ich denn trotz des drohenden Abends die Avenue de St. Cloud hinab. Am Gitterthor redete mich ein peeußischer einjährigfreiwilliger Jäger französisch an, mich über den Zweck meiner Promenade examinieend. Jeder Versailler Civilist muß nämlich seit der Capitulation von Paeis sich beim Hinauspassiren aus den Thoren von Versailles legitimiren, um nicht bei seiner Heimkehr sich in die unangenehme Lage versetzt zu sehen, für einen hungerigen Pariser gehalten und ohne Gnade zurückgewiesen oder mit einem Trupp von 20, 30, 40 Parisern in zwei Gliedern rangirt und durch einige Soldaten aus dem entgegengesetzten Thore von St. Cyr wieder an die Luft der Freiheit gesetzt zu werden. Ah, sogar dein junger, grünröckiger Landsmann hält dich für einen echten Franzosen — eine gute Vorbedeutung füe Paris! — dachte ich selbstgefühlvoll und ging in den Wald von Ville d'Avray hinein. Es war ein wundervoller Frühlingstag voll Sonnenschein und Vogelsang und jenem eigenthümlichen, ahnungssüßen Waldesduften, wie die brausenden Aprilstürme es in Deutschland aus den schlummernden Blattknospen der Birken und Buchen, des Ahorns und der Platanen wachrufen. Einige Haselnußstauden hingen schon voll gelber Blüthenträubchen. Der Februar vor Paris ist der deutsche April: heute Sonnenschein, morgen Regen, übermorgen Sonnenschein und in der Nacht ein gelinder Frost mit Schneeflocken. Im Walde von Ville d'Avray traf ich viele Versailler Holzsammler. Der Krieg hat ihnen das Holzsammeln sehe bequem gemacht. Weite Waldstrecken, zehn, dreißig, fünfzig Morgen, sind von den deutschen Soldaten umgehauen, und die Baumleichen liegen wirr durch- und übereinander. Die Militärsprache nennt das Verhaue. Und selbst diese Verhaue zeugen noch von der entschwundenen Baumpracht des Waldes von Ville d'Avray; die edelsten Parkbäume sind den „militärischen Rücksichten“ zum Opfer gefallen: ewig grüne Cedern und Taxus, Blutbuchen, Tulpenbäume, Bignonien. Der ganze Wald um Ville d'Avray und St. Cloud war ein herrlicher Park. Und die Versailler Holzsammler hacken jetzt mit dem größten Behagen diesen schönen Baumleichen Zweig auf Zweig ab zum knisternden Kaminfeuer. Sie haben sogar ganz vergessen, daß sich nach 3 Uhr Nachmittags kein Civilist mehr in diesem Walde blicken lassen darf, daß er sans façon erschossen werden soll und daß dieser Befehl noch nicht zurückgenommen ist. Es ist ja jetzt Waffenstillstand — die Antichambre vom Frieden. — Drei kleine wohlgekleidete Jungen kommen mir entgegen. Der jüngste ist etwa neun und der älteste vielleicht elf Jahre alt. Alle drei rauchen sans gêne Cigarren. Ich fürchte, sie rauchen n i c h t hinter der Schule. Sie haben rothe Augenlider und blasse, verkümmerte Gesichtchen. „Vous êtes de Paris?“ — „Non, non, monsieur, de Ville d'Avray — Paris est capout!“ — „Wer hat euch die Cigarren gegeben?“ — „Die guten deutschen Soldaten!“ — „Weiß euer Vater, daß ihr raucht?“ — „Vater ist im Kriege, und Mutter raucht auch die Cigarren der deutschen Soldaten, und die Soldaten küssen sie, und wir Alle essen Brod und Fleisch und Wurst mit den Soldaten.“ Aeme Kinder, denen der Krieg zugleich den Vater und die Mutter genommen hat!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Dem „Nürnb. Anz.“ entnehmen wir folgende Nachricht übee ein durch sträfliche Nachlässigkeit heebeigeführtes Unglück. In Oberndorf stellte ein Mann ein Säckchen Pulver, das zu Freudenschüssen bei'm Friedensfest bestimmt war, in

einer Schmiede nieder; er sagte, es seien Sägspäne in dem Sack. Der Schmied arbeitete weiter, ein Funken fiel vom Ambos auf das verhängnißvolle Säckchen und wenige Augenblicke darnach flog das Dach der Schmiede in die Luft, stürzten die Mauern zum Theil ein, ein Schmiedgeselle liegt lebensgefährlich, der Meister und der unvorsichtige Sackbringer sehr schwer verwundet darnieder.

— Aus Versailles, 20. Febr., schreibt man der „N. Fr. Pr.“: Hier lacht schon seit 14 Tagen die Sonne frühlingswarm und blitzend nieder; an den sonnigen Abhängen der Villengärten über Sevres blühen die Veilchen, und wir trinken den Kaffee im Freien. Und mit dem Frühlingsgrüßen wird's immer friedlicher, geschäftiger, verheißungsvoller! Der Pflug geht schon über die Aecker, wo vor Kurzem noch die letzten Verzweiflungskämpfe der Pariser geschlagen wurden, und in wenigen Wochen wird grüne Saat aus der blutgedüngten Erde nur um so üppiger sprießen. In den Gärten und Weinbergen, in denen nicht selten noch die Früchte vom letzten Herbst faulen, wird wieder friedlich gearbeitet. In die traurig verlassenen Dörfer und Städtchen um Paris herum kehren die Bewohner immer zahlreicher zurück. Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Steinmetze regen sich allerarts in, auf und vor den Häusern, und die Glaser von Versailles wandern mit ihren grünen Glasbutten über Land. Schon tauchen hier in Versailles in den Avenuen, in Sevres und auf der großen prächtigen Terrasse von St. Germain, von der man eine wunderbar schöne Aussicht auf das flimmernde Paris hat, reizende, friedliche Frühlings-Toiletten und noch reizendere, friedlichere, lächelnde Frühlingsgesichter junger Französinnen auf, ein langentbehrter Anblick für unsere Officiere. Und alle diese rosigen Französinnen sind nicht böse darüber, von den Augen der deutschen Lieutenants verfolgt zu werden . . . Es giebt hier eine Legion von deutschen Handelsleuten, die auf den Hunger der Pariser mit Wurst, Schinken, Hamburger Rauchfleisch, Spickbrusten, westphälischen Schinken und anderen eßbaren Sachen speculirten, um sogleich nach der Capitulation ihre Waare zuerst auf den Pariser Markt zu werfen und Preise nach eigenem Geschmacke zu machen, und die jetzt mit ihren Waaren und den allerlängsten Gesichtern hier sitzen, da das Verbot Eßwaren aus Versailles auszuführen, ja auch sie trifft. Einige haben bereits Ausverkauf zu herabgesetzten Preisen angekündigt. Auch die deutschen Cigarrenhändler mit ihrem schlechten Kraut und den unverschämtesten Preisen sind zum Theile schon wieder verduftet. Große deutsche Militäreffectenhandlungen machen jetzt, besonders bei den bevorstehenden Einzugsfeierlichkeiten und den vielen Avancements während des Krieges, brillante Geschäfte. Sogar ein deutsches Stiefelgeschäft und eine Frankfurter Uhrenniederlage haben sich hier aufgethon; letztere besonders auf die Ersparnisse des Soldaten speculirend.

— Von dem Haß, welcher in Paris gegen die Deutschen herrscht, erzählt ein Pariser Brief der „Köln. Ztg.“ folgende Geschichte, die sich am 22. Februar zutrug: Ein deutscher Banquier aus Berlin beschließt, an der Pariser Börse Papiere zu kaufen und wendet sich zu dem Ende durch einen Mittelsmann an einen der ersten Agents de change. Der Deutsche zahlt im vorhinein 200,000 Francs in guten französischen Banknoten, indeß sein Auftrag nur auf etwa 115,000 Francs lautet. Die Angelegenheit ist geordnet, die Berechnung gemacht, und der Deutsche hat nur die gekauften Titel noch in Empfang zu nehmen. Er stellt sich zur bestimmten Stunde ein, und der Agent bittet ihn, Nachmittags wiederzukommen, da noch nicht alle Stücke beisammen seien. Nachmittags fehlen auch noch einige Werthe, und der Agent de change bittet um Angabe der Adresse des Käufers, damit sich dieser nicht mehr zu bemühen habe, er wolle ihm Alles ins Haus schicken. „Senden Sie mir also die Werthe nach Versailles in das „Hôtel du chariot d'or“. Mein Name ist S. . . .“ — „So sind Sie wohl ein Deutscher, mein Herr?“ — „Gewiß.“ — „Dann bedauere ich unendlich, den Auftrag überhaupt nicht ausführen zu können. Hier haben Sie Ihre 200,000 Francs zurück. Wir haben uns Alle schriftlich verpflichtet, mit keinem Deutschen mehr ein Geschäft abzuschließen, und obwohl mir in diesem Falle ein hübscher Gewinn entgeht, mag ich doch mein Wort nicht brechen. Die Deutschen sind einmal auf die geschäftliche Proscriptionsliste gesetzt, und wenn wir auch selbst darunter leiden, so sollen sie doch darauf bleiben; das glauben Sie mir nur, mein Herr!“

— Am 22. Februar traf im Hauptquartiere der dritten deutschen Armee der Ehrensabel ein, den die „Deutsche Sanitary Fair“ in Philadelphia dem Kronprinzen übersendet hat. Die Deutsche Gesellschaft war einig geworden, dieses Ehrengeschenk einem der verdienstvollen Generale bei der deutschen Armee zu übermitteln, und fiel die Wahl, an der auch verschiedene elsässische und lothringische Ausgewanderte deutschen Stammes theilnahmen, einstimmig auf den Kronprinzen. Die Waffe ist in Silber gearbeitet mit goldenem Beschlag; an dem Griffe ist, als Sinnbild des Kampfes zwischen Wahrheit und Lüge, das Emblem eines schlangenzertretenden Panthers angebracht.

— Ein furchtbares Grubenunglück ereignete sich am 24. im Rhondbathale, Glamorganshirn, Süd-Wales. Der Schauplatz der Catastrophe war die Zeche „Pentre“, in welcher in der Regel 200 Bergleute beschäftigt sind, zur Zeit der Explosion aber nur 36 bei der Arbeit auf dem Grunde waren. Die Wirkung der Feuerdompfexplosion war gräßlich, sie erschütterte die feste Erde auf Meilen in der Umrunde und trieb große Massen des zertrümmerten Schachtwerkes wie aus einem feuerspeienden Berg in die Höhe. Hülfe war in erstaunlich kurzer Zeit zur Hand. Zwei Männer stiegen in die Tiefe hinab; da sie aber in beträchtlicher Zeit nicht zurückkehrten und kein Signal von sich gaben, machte sich eine andere Expedition, aus sechs Bergleuten bestehend, auf den Weg, deren erstes Begegniß die leblosen Körper der zuerst hinabgestiegenen zwei braven Männer war. Der Nachdampf hatte sie getödtet. Durch die Explosion wurde die Ventilation des Bergwerks zerstört und die Atmosphäre so verderbenbringend, daß den letzten Nachrichten zufolge erst sechs Leichen an die Oberwelt befördert werden konnten. Sämmtliche in der Tiefe arbeitenden Bergleute haben ihr Leben verloren.

— (Ein neuartiges Diogenesfaß.) Bei dem Debrecziner wohlthätigen Frauenverein bewarb sich jüngst ein [illegible]jähriges Weib um eine Unterstützung. Vorschriftsmäßig sendete der Verein einige seiner Frauen aus, um sich in der Wohnung der Bittstellerin von ihrer Lage mit eigenen Augen zu überzeugen. Wie erstaunt waren diese aber, als sie, nach derselben in dem von ihr bezeichneten Hause sich erkundigend, in den Schweinstall gewiesen wurden. Die Alte hatte nämlich mit einem gleichfalls schon bejahrten Trunkenbold, der sich ihr zugesellt, die Erlaubniß vom Hausherrn erhalten, in einer unbenützten Kammer sich einzuquartieren. Da es den Beiden aber dort im strengen Winter zu kalt geworden sein mochte, übersiedelten sie in den leeren Schweinstall, dessen Stroh ihnen als Lager diente. Das Weib verdiente sich täglich 20 bis 30 kr. durch Wassertragen, davon wurde Brod und Schnaps gekauft und die ganze übrige Zeit im Stall verduselt. Nachdem die Polizei hiervon Anzeige erhalten hatte, ließ sie den in seiner Gesundheit sehr herabgekommenen modernen Diogenes ins Spital bringen, das Weib aber nach Michelbach in Niederösterreich abschieben, von wo es als junges, hübsches Mädchen mit schmucken Husaren nach Debreczin gerathen war.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 28. Vierter Jahrgang. 1871.

Friedensreigen.

Mit Gesang und Tanz sei gefeiert
O du Tag, und o Nacht, auch du!
Denn er kömmt, der F r i e d', und erneuert
Berg' und Thal uns mit Heil und Ruh!
Von der Grenze kehrt, wer gestritten
Mit der Eichen Laub in die Hütten!
O wie eilt ihr Gang
In der Trommeln Klang,
In der Hörner Getön und dem Sieg'sgesang!

Wer daheim in Angst sich gegrämet,
O hinaus und begrüßt das Heer
Mit der Lieb' Umarmung, und nehmet
Das Gepäck und das Schlachtgewehr!
Ja, er lebt, dein Sahn, du Betrübter!
Ja, er lebt, o Braut, dein Geliebter!
Ja, der Vater lebt!
Wie er sehnend strebt
Nach der Kinder Schwarm und var Freude bebt!

Sei gegrüßt in heiligen Narben,
Mit Triumph uns gegrüßt, o Held!
Mit Triumph auch grüßt sie, die starben
Für des Vaterland's Rettung im Feld!
Doch verschont, unrühmliche Zähren,
Die geweihte Gruft zu entehren!
Es belohnt, o Waif'
Und o Wittwe und Greis,
Es belohnt das Vaterland euch mit Kost und Preis!

Wie umzog uns schwarz das Gewitter
Drohend von Westen. Zu Fuß und Roß
Wälzte der Schwarm sich der Valksbeglücker —
Ein unzählbarer Miethlingstroß!
Doch ein Hauch verweht das Getümmel;
Und es strahlt die Sonn' an dem Himmel.
Nun beginnt den Tanz
In dem Eichenkranz
Um der Freiheit Altar und des Vaterlands!

Nun erhebt euch, frei der Befehdung,
Die Gewerb' und das Land zu bau'n,
Daß erblüh'n van Fleiß aus Verödung
Der Verbrüderten Berg' und Au'n.
Dem Gebornen pflanzt und dem Gatten;
Und der Säugling spiel' in dem Schatten!
Kein Bezwinger schwächt
Uns Gesetz und Recht,
Nur der Freie gebeut und im Staub tiegt der Knecht.

O du Vaterland der Gemeine,
Die für All' und für Eine wirbt —
Wo für Aller Wohl auch der Eine
Mit Entschlassenheit lebt und stirbt!
Möge die Zukunft bringen — Süd und Norden
Stehen vereint, sind Brüder geworden!
Ja, mit Herz und Hand
Sei geknüpft das Band
Unter deutschem Panier, o du Vaterland!

Blieskastel. **Aulenbach.**

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von A l f r e d S t e f f e n s.

(Fartsetzung.)

„Selber hielt Wort.“ Er besuchte die um einen Arzt benöthigte Stadt, fand daselbst eine wahlhabende Bürgerschaft, eine recht passoble Umgegend, und kam zu der Ueberzeugung, daß den dort fungirenden Aerzten schon seit lange gänzlich dos Vertrouen der Bewohner gefehlt hotte und diese daher gezwungen gewesen waren, bei bedenklichen Krankheitsfällen immer ouswärts Hilfe zu suchen. Jetzt war noch der beliebteste Mediciner mit Tod obgegangen und der zurückgebliebene Physicus war ein olter Mann, der sich die Abneigung seiner sämmtlichen Mitbürger zugezogen hatte.

Selber's Aeußere und Auftreten machte einen höchst günstigen Eindruck auf die Einwohnerschaft; „er wurde inständigst gebeten, seine Uebersiedelung möglichst schnell zu bewerkstelligen;“ man sicherte ihm von Seiten der Behörde die Armenpraxis zu, die allein schon zweihundert Thaler jährlich einbrochte, „olso ouf alle Fölle einen Nothgroschen abworf;“ und so entschloß sich der Doctor, seinen Aufenthaltsort zu wechseln.

Einige Tage bevor Leidnitz und Schilber von der Harzreise zurückkehrten, nahm Doctor Selber von . . . . . . feierlichst Abschied und ging von neuen Hoffnungen beseelt, noch der Provinz Brandenburg, um in seinem Beruf thätig zu sein.

„Der Wohnortswechsel wurde in jeder Beziehung ein Glück für ihn. Zunächst zogen ihn die neuen Verhältnisse, in welche er trot, von seiner stillen Trauer ab, der er sich hingegeben, seit er Gretchen Ahlfeld hatte verlassen müssen; er gewann unter den Ansarderungen, welche der Umzug on ihn stellte, seine Ruhe wieder, und ergob sich mehr denn je mit dem größten Ernst seiner ärztlichen Thätigkeit.“

„Gleich zu Anfang seiner Wirksamkeit in dem neuen Wohnsitz vertraute man ihm einige der schwierigsten Kuren on, und er hatte bei Ausführung derselben ein Glück, wie es ihm bisher nie gelöchelt hatte.“ Seine sämmtlichen ersten Patienten genasen unter seiner pflegenden Hand, und dies schaffte ihm den bedeutendsten Ruf. Er gewonn schnell on Vertrouen zu sich selber, wurde täglich sicherer und flößte schon dadurch den Kranken die beste Hoffnung ein. — „In wenigen Wochen pries mon die gonze Umgegend glücklich, doß sie endlich einmal mit einem Arzt gesegnet sei, der sein Fach gründlich verstehe und ohne olle Ueberhebung mit gewinnender Freundlichkeit sowohl bei Reich wie bei Arm hilfebringend einkehre.“

Noch nie war dem Doctor die Zeit so schnell dahin geflassen wie in B. . . . .; hatte er sich früher häufig noch Beschäftigung gesehnt, so fand er jetzt koum die für seinen Körper nöthige Ruhe; fast unausgesetzt war er während des gonzen Tages ouf den Beinen oder wurde in seiner Häuslichkeit consultirt, und oft mußte er mitten in der Nacht on das Bett eines Leidenden. Seine Praxis beschränkte sich nicht

auf die Stadt, aus dem ganzen Kreise suchte man ihn auf; er kam zu der Einsicht, daß er gefunden, wonach er sich schon lange gesehnt: „eine beneidenswerthe Praxis“.

Wie war jetzt sein Selbstbewußtsein gestiegen. All die Zweifel, die er früher gegen seine Wissenschaft gehegt, waren geschwunden; er dünkte sich als ein Mann, der zum Segen der Menschheit wirke und arbeite; und dies hielt ihn aufrecht, selbst dann, wenn die unausgesetzte Thätigkeit zuweilen seine Kräfte aufzureiben drohte.

Wohl dachte er noch zuweilen an die in seinem früheren Wohnort zurückgelassenen Freunde, auch schrieb er einige Mal an sie und erhielt pünktlich Antworten; doch bald ging es mit dieser Correspondenz, wie es mit seltenen Ausnahmen immer in derartigen Fällen kommt: die Briefe wurden gegenseitig seltener, bis endlich jede weitere Verbindung abgebrochen war. Der Einzige, an den sich Selber noch zuweilen wandte, war der Assessor Leidnitz. Aber wenn er an diesen schrieb, so trieb ihn häufig nur das Verlangen dazu, über Fräulein Gretchen Ahlfeldt eine Nachricht zu empfangen. Er erwähnte ihren Namen zwar nie, aber fragte stets darnach: ob der Assessor noch nicht bald in den Ehestand treten wolle; und erfuhr auf diese Weise wenigstens, daß das innige Verhältniß zwischen ihnen noch immer bestehe, wenn auch an eine Verheirathung vorläufig noch nicht zu denken sei.

Der Doctor konnte die junge Dame nicht wieder vergessen, ihr Bild stand beständig vor seiner Seele; aber er betrachtete sie als ein Wesen, das ihm unerreichbar sei und als ein Ideal aller weiblichen Schönheit und Vollkommenheit.“ —

„So verschwanden Jahre.“ — Der junge Arzt, der einst in so kümmerlichen Verhältnissen gelebt hatte, war ein wohlhabender Mann geworden, Glanz und Luxus umgaben ihn; er bewohnte eins der schönsten Häuser in der Stadt; hielt eine Staats-Carosse und gab in der noblen Gesellschaft den Ton an. Seine Liebenswürdigkeit machte ihn zum Gegenstand allgemeiner Verehrung, die Damen wetteiferten, ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen, so manches Herz pochte laut und stürmisch, wenn ein freundlicher Blick aus seinem Auge die Besitzerin traf, er konnte für ein Kind des Glückes gelten. Und doch verbrachte er so manche stille Stunde, in der Seufzer seine Brust hoben und sein Haupt gedankenschwer auf den Arm gestützt, ruhte, als sei er lebensmüde und völlig gleichgültig gegen all die freundlichen Gaben eines gütigen Geschicks.

Was in solchen Stunden seinen Geist beschäftigte? Es war das Andenken an Gretchen Ahlfeldt. — Nicht ihre entzückende Gestalt allein machte sie ihm unvergeßlich; mehr wie diese rief immer wieder ihr wohlgebildeter Geist und ihr ganzes seelenvolles Wesen eine Sehnsucht in ihm wach, die ihn mit Schmerz erfüllte. — Sie hatte ihm nur zu offen gezeigt, daß auch sie ihn höher schätze, als andere Männer, und diese Einsicht war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben; er sagte sich, daß er die höchsten Wonnen, des Himmels Seligkeit an ihrer Seite durchfühlen würde, aber sie war für ihn verloren für alle Ewigkeit; sie hatte sich zu früh und vielleicht aus Rücksichten, die mit ihren Herzensempfindungen in keinerlei Einklang zu bringen waren, an einen Menschen gebunden, der tief unter ihr stand; was durfte er hoffen? — Ach, er fürchtete gar, daß sie einst, wenn sie erst Gelegenheit erhielt, den Assessor genau kennen zu lernen, als sie dies in ihrem gegenwärtigen Verhältniß zu ihm vermochte, — sie kamen nur selten für einige Tage in nähere Berührung, — sie ihren Fehlgriff nur zu grell empfinden und dann für das ganze fernere Leben elend sein werde.

„Derartige Betrachtungen waren bittere Tropfen in seinem Lebenskelch.“ Manchmal glaubte er, Alles versuchen zu müssen, um zwischen die Verlobten treten zu können; aber dann hielt er eine solche Handlung wieder für ehrlos und gab sich vorgeblich die größte Mühe, den Tag gleichsam aus seinem Leben zu streichen, an welchem er so glücklich an ihrer Seite gewesen war,

„Vier Jahre waren verstrichen seit jenem Tage in Quedlinburg, und über zwei Jahre hatte Selber schon nichts mehr von Gretchen Ahlfeldt gehört, denn sein Briefwechsel mit Leidnitz war längst eingestellt.“ Dieser hatte es möglichst vermieden, seine Braut zu erwähnen oder war darauf bedacht gewesen, von ihrer Liebe zu ihm so überschwenglich zu schreiben, daß der Doctor keine Nachricht mehr von ihm ersehnte.

„Wieder war es Sommer; die Sonne lachte so hell und freundlich auf die Erde hernieder, wie damals, als Selber an Gretchens Seite den Gebirgspfad im Harze entlang ritt; aber in dem Herzen des jungen Mannes sah es nicht mehr sommerlich aus, der rauhe Herbst hatte die ersten Blüthen daraus entführt, der Doctor kannte kein anderes Glück mehr, als in seinem Beruf thätig zu sein“.

Es giebt Menschen, die nur einmal lieben können. Im Nu erfassen sie das Ideal, das sie für das ganze Leben zu beglücken vermöchte; wird ihnen dies entrissen, dann ist ihre Liebe todt, sie trauern durch das ganze Leben um das verlorene Glück, das sie nie besessen.

So war es mit dem Arzt. Er war ein pflichtgetreuer Mensch, galt überall für einen Philantropen und benahm sich auch wirklich als solcher. Aber bei alledem ging er still und einsilbig seinen Weg; — hatte er früher in der Gesellschaft geglänzt, so vermied er diese jetzt gänzlich, und manche schöne Dame beklagte den Verlust, welchen die Vergnügungen der Noblesse erlitten, seit er bei diesen fehlte.

Sein eigenthümliches Wesen bildete sich nach und nach zu einer gelinden Art von Gemüthsleiden aus; mehrmals gaben ihm Collegen aus der Hauptstadt, mit denen er dann und wann zu einer Berathung zusammentraf, den wohlgemeinten Rath, eine längere Reise anzutreten oder wenigstens für einige Wochen nach einem vielbesuchten, recht schön gelegenen Ort zu gehen, um daselbst Zerstreuung zu finden und seinen Geist von allen niederdrückenden Beeinflussungen aufzurichten.

Lange sträubte sich der Arzt gegen solche Zumuthungen und meinte, ihm fehle nichts, er versehe sein Amt pünktlich und weiter habe man nichts von ihm zu beanspruchen. Aber mit der Zeit übten die ewigen Vorstellungen doch ihren Einfluß auf ihn aus, er sah selber ein, daß er es sich schuldig sei, für die Hebung seines Gemüthsleidens etwas zu thun; und sobald er zu der Einsicht gekommen war, ging er auch damit um, bald abzureisen. Einen Badeort besuchen, wollte er nicht, wozu auch? Sein Körper war ja gesund und bedurfte keiner Cur, und sein Seelenleiden glaubte er am besten dort stillen zu können, wo es begonnen hatte. Seine Gedanken waren auf den Harz gerichtet. Aber nach Blankenburg mochte er nicht ziehen, da hätte er es für die Dauer nicht aushalten können; er wollte nach Wernigerode gehen. Dort wohnten während der Sommerzeit eine Menge Fremde, unter

diese wollte er sich mischen, mit ihnen täglich Ausflüge in das Gebirge unternehmen und die Orte besuchen, an denen er einst für kurze Zeit glücklich gewesen war.

Seine Verhältnisse waren jetzt andere, wie damals, als er mit den beiden Regierungsbeamten die Harzreise antrat; er war inzwischen ein gesuchter und berühmter Arzt geworden und ließ in seinem Wohnort eine Praxis zurück, daß er sich während seiner Abwesenheit einen Stellvertreter aus Berlin bestellen mußte; seine Mittel erlaubten ihm, luxuriös aufzutreten, ohne dadurch in Verlegenheit zu gerathen; und doch fehlte ihm jetzt ach so unendlich Vieles und Werthvolles, was er früher in vollem Maße besessen: „er war um seinen Herzensfrieden, den frohen Sinn und des Lebens wahres Glück gekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Paris sehen und — nicht sterben!

(Aus der „N. Fr. Pr.")

(Fortsetzung.)

Vier Reiter sprengten aus Ville d'Avray mir entgegen, voran auf starkem braunem Pferde ein schwerer Kürassier im dunklen Rock mit orangegelben Aufschlägen, die große weiße Mütze tief in den Nacken hinabgezogen. Ihm folgen drei leichte blaue Dragoner-Officiere.

Ich grüße. „Excellenz haben einen Spazierritt durch das arme St. Cloud gemacht? Das muß einem großen Diplomatenherzen sehr wohl thun, daß es mit solchen „militärischen Rücksichten" nichts gemein hat!"

Excellenz nickt.

„Pardon, Excellenz, noch ein Wort! Sie sind ein großer Mann!"

Die großen braunen Augen sahen mich starr an — die etwas verhauartig wirren grauen Augenbrauen sträuben sich, dann steigt ein Sonnenstrahl durch die Augen und glättend über die Brauen und um den hübschen Mund . . . „Die Welt sagt es, und in meinen besten Stunden denke ich es manchmal selber — aber glauben Sie mir, es ist kein sonderliches Vergnügen, ein großer Mann zu sein. Doch wie kommen Sie auf diese, besonders auf offener Landstraße etwas befremdliche attentatartige Frage?"

„Sogleich, Excellenz! Erst noch eine kleine Gewissensfrage: Große Männer konnen die Wahrheit hören und lesen?"

„Natürlich — wenigstens fände ich es sehr hübsch von ihnen — doch kommt es ganz auf die Umstände an . . ."

„Pardon, Excellenz, ohne diplomatische Schnörkel: Ja! — oder: Nein!"

„Nun denn: Ja! Doch kommen wir zum Ziele."

„Excellenz, meinen ergebensten Dank! Wir sind am Ziele! Ich habe mir erlaubt, Ihnen vor einigen Tagen in meiner Correspondenz an die „Neue Freie Presse" offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen in Bezug auf die telegraphische und sonstige Bevorzugung der englischen Correspondenten in den Versailler Hauptquartieren, und daß es eine Beschämung für ganz Deutschland sei, die wichtigsten deutschen Ereignisse erst über London aus den Depeschen der „Times" und „Daily News" zu erfahren . . . und meine hiesigen Federcollegen prophezeihen mir, daß ich für diese Wahrheit gezwungen würde, mit meiner Feder das deutsche Frankreich zu verlassen; aber ich fürchte das nicht, denn große Leute können die Wahrheit vertragen."

„Nun, ich will bei Stieber ein gut' Wort für Sie einlegen. Habe ich doch einst, als ich noch nicht ihr „großer Mann" war, selber manch keckes Wort durch die „Kreuzzeitung" und durch den „Kladderadatsch" in die Welt hinausgeschleudert, und das hat mir viel Vergnügen und viel Feinde gemacht. . ."

Vorbeigebraust war die stattliche Cavalcade!

In Ville d'Avray fand ich schon ziemlich viel Einwohner aus Paris zurückgekehrt, aber meistens den ärmeren Klassen angehörend. Sie waren dabei beschäftigt, ihre Häuser so wohnlich wie möglich wieder einzurichten und zu säubern und auszubessern. Ich sah manches finstere oder traurige Gesicht, dem es Mühe gemacht haben wird, sein eigenes Haus wiederzuerkennen. Denn ich sah manches Haus ohne Fenster und Thüren, ohne Dielen und Möbel. Alles war in den kalten Wintermonaten in den Kamin gewandert. Und in den schönen parkähnlichen Gärten am Bergabhange mit der Aussicht auf Paris standen Orangenbäume und Oleander und Lorbeer ohne Kübel und erfroren. Auch die Kübel hatten als Heizmaterial dienen müssen.

Ich trat in den Park von St. Cloud. Er war verlassen, ohne Aufsicht. Leute aus Ville d'Avray schleppten nach Gefallen aus den jetzt überflüssigen Verhauen Holz nach Hause. Links vom Gitterthor, auf einem von Bäumen umsäumten Rasenplatz, fand ich gegen 30 Gräber mit Tannenzweigen bedeckt und mit schwarzen Holzkreuzen geschmückt. Hier lagen deutsche Opfer des letzten Pariser Ausfalles vom 19. Januar. Auch der Lieutenant Reitzenstein und einige Kanoniere, in der nahen Batterie 1. gefallen, waren hier begraben. Weiter im Park fand ich noch mehr Gräber mit Holzkreuzen und polnischen Namen und kleinen Rosenkränzen von Perlen und Gewürzkügelchen. Melancholische Bilder in verwüsteter Waldeinsamkeit, von der Abenddämmerung umdüstert. Unter einem Eisenbahntunnel starrten mich verlassene, unsaubere nasse Lagerstätten von ehemaligen Feldwachen an. Meine Nase hieß mich eilen. Zwischen den schwarzen, wüsten Trümmern der einst so fröhlichen, glänzenden Stadt St. Cloud keine Seele. Doch weiter, weiter!

In Montretout begegnete ich zwei preußischen Officieren. Sie kamen hierher vom nahen Valerien. Sie hielten mich für einen Franzosen und fragten mich französisch nach dem Wege nach Versailles. Ich bestand meine zweite Probe für Paris — ich antwortete ihnen französisch. Hinter der Montretout-Schanze holte mich ein zweiräderiger Karren ein, gezogen von einem kleinen Pferde und kutschirt von einem dicken Manne. Er fragte mich im geläufigsten französisch nach St. Cloud. Ich hielt ihn natürlich für einen guten Franzosen und sagte ihm, daß er St. Cloud längst passirt habe und auf dem Wege nach Suresnes sei. Ein „Tausendsapperlot" machte mich stutzen. „Sie sind also auch ein Deutscher?" sagte ich verwundert. — „Ja, und noch dazu ein aus Paris ausgewiesener. Ich bin Bäcker. Meine arme Frau, eine geborene, Französin, und meine armen Kinder sind noch drinnen in der Unglücksstadt. Kaum hörte ich von der Capitulation, so eilte ich aus Deutschland her, um Frau und Kinder abzuholen. Auf dem Karren bringe ich ihnen vorläufig etwas zu leben mit. Es hat mir Mühe genug gemacht, in Versailles die Erlaubniß dazu zu erhalten. Und nun wollte ich durch St. Cloud an die Seine hinabfahren und dann die Chaussee weiter nach Neuilly und dort über die Brücke, und habe den Weg verfehlt." Ich konnte dem Landsmanne einen Weg am Fuße des Mont Valerien durch Suresnes nach Neuilly zeigen. Er rollte weiter. In Suresnes traf ich auf der Straße zwei Landwehrmänner aus Herford in Westphalen. Sie freuten sich, einmal wieder einen deutschen Civilisten sprechen zu hören. Der Eine trug eine große Flasche Wein unter dem Arme, und ich mußte ihm auf gut westphälisch daraus Bescheid thun. Sie sehnten sich nach Frieden, nach Hause. Und dann ging ich auf schönem Promenadewege an der blanken Seine entlang, in der sich die Sterne schon spiegelten. Hin und wieder stand oder ging ein Posten. Soldaten gingen hier auf und ab und plauderten und lachten

und sangen: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“ und „Ich hatt' einen Kameraden“. Es war mir so deutsch um's Herz, als ginge ich an einem lauen Aprilabende an dem Spree-Canal zwischen Berlin und Charlottenburg hin. Ich holte einen Landwehrmann ein, einen großen prächtigen Rheinländer. Der sang und lachte und plauderte nicht mit den Anderen. Er war sehr traurig. Er erzählte mir: „Ich komme soeben aus Versailles, um meinen armen einzigen Bruder noch einmal zu sehen. Er wurde bei Dreux verwundet, in die Brust, und als er nach Versailles gefahren wurde, froren ihm noch dazu die Zehen ab. Die sehen noch ganz schwarz aus, und der Doctor will sie ihm abschneiden. Aber das Schlimmste sitzt in der Brust, in der Länge. Mein Bruder wird wohl sterben, wie hier so Viele, so Viele! Alle freuen sich jetzt so sehr auf den Heimmarsch nach Deutschland. Ich mag gar nicht daran denken, ohne meinrn Bruder vor die Augen meiner alten Eltern und seiner jungen Frau zu treten. Sie sind erst zwei Jahre verheirathet und haben ein kleines, hübsches Kind, und das zweite wird erwartet. Und wenn nun der Friede kommt und die Landwehr geht nach Hause, so kann ich meinen armen Bruder hier gar nicht mal begraben.“ Wir holten einen Kleinhändler aus Metz ein. Er trug auf dem Rücken einen hohen Korb voll lebender Hühner. Die wollte er in Paris für schweres Geld verkaufen, und seine Frau sollte ihm mit einem ganzen Wagen voll nachkommen. „Ich bin jetzt auch ein Deutscher!“ sagte er in ziemlich gutem Deulsch einschmeichelnd zu uns. „Wenn ich nur heute Abend noch über die Brücke dürfte, so käme ich morgen früh mit meinen Hühnern allen anderen Händlern zuvor, und die Pariser zahlten mir mit Plaisir für das Stück 40 Francs. Aber am hellen Tage ist die Concurrenz zu groß!“

Neuilly zieht sich mit seinen hübschen Sammerhäusern freundlich an der Seine entlang. Ich stellte mich in dem Offiziers-Casino den Offizieren der beiden in Neuilly cantonnirenden Garde-Landwehr-Bataillane vor. Sie gaben mir zu essen und zu trinten und eine Matrazze für die Nacht und ihre besten Wünsche mit auf den Weg nach Paris. Schon um 4 Uhr weckte mich ein Fahren und Rennen, Schnattern und Gackern unter meinem Fenster. Der Markt für die Pariser etablirte sich. Als ich dann gegen halb 7 Uhr auf die breite Straße trat, war diese von den Brücken an bis zu dem Obelisk auf der Höhe mit Wagen und Karren in langen Reihen überfüllt. Dazwischen saßen und standen bescheidenere Butter- und Käsehändlerinnen, Verkäufer von Häringen, Brod, Kartoffeln, Kohl und hundert anderen guten Mitteln gegen den Hunger. Vor dem Hause, in dem ich übernachtet hatte und wo das Bataillons-Bureau tagt, drängte sich ein Menschenhaufe von über 100 Köpfen. Alle warteten auf Laissez-passez nach Paris hinein. An der Hausmauer standen auf Stühlen zwei französische Polizei-Beamte, die Hände voll solcher Passirscheine. Sie riefen Namen auf Namen laut aus und gaben dann auf ein frohes: „Ici“ oder „Moi!“ den Schein oder legten ihn vorläufig ad acta. Hier wartete auch mein Hühnerhändler aus Metz. Er hatte seinen Hühnerkoeb auf dem Rücken und sah sehr niedergeschlagen aus. „Ich warte schon seit 5 Uhr hier, und mein Laisez-passer will immer noch nicht kommen. Und inzwischen geht das beste Hühnergeschäft in Paris zum Teufel!“ sagte er mir. Da kam mir ein guter Gedankenblitz. „Ich kann Euch vielleicht den Schein schnell verschaffen — aber ein Dienst ist des anderen werth!“ flüsterte ich ihm zu. — „O tausend für Einen!“ strahlte er zurück. In zwei Minuten brachte ich ihm sein Laissez-passer. An der Brücke gab ich ihm zwei Francs. „Dafür borgt Ihr mir auf fünf Minuten euere beiden mobilsten Hähne. Die sollen mein Laissez-passer durch die französischen Nationalgarden auf jener Seite der Brücke sein. Und noch Eins, lieber Mann: Solltet Ihr Euch einfallen lassen, nur durch Ein Wort, eine Miene den Parisern zu verrathen, daß ich ein ehrlicher Deutscher bin, so drehe ich erst Eueren beiden Hähnen die Hälse um, und schieße dann Euch mit dem Revolver nieder, als wäret Ihr eine Grasmücke. Im Uebrigen, wenn ich heute Abends 8 Uhr nicht aus Paris retour bin, wird Paris über Nacht von sämmtlichen Forts in Brand geschossen. Wem wollt Ihr dann margen die Hähne Euerer Frau verkaufen?“ — Der gute Metzger gab mir zwei krählustige Hähne, unter jedem Arm einen, und versuchte zu lächeln: „Die Deutschen seien doch sehr g'spassige Leute!“ — aber das Lächeln mißglückte tatal, und mein Hühner-Compagnon zitterte an allen Gliedern, als wir durch die hundert französischen Nationalgarden gingen, die auf und hinter der Brücke gewehrlos, aber mit Säbeln an der Seite umherstanden. Welche lüsterne blutgierige Blicke sie auf meine beiden Hähne warfen! Ich war so ganz mit der Bändigung der beiden kratzmuthigen Thiere beschäftigt, daß ich für die Anreden einzelner Nationalgarden weder Ohr noch Mund übrig hatte. Die Meisten übersahen mich ganz über meinen prächtigen Hähnen. Vor der Brücke auf französischer Seite war großes Gedränge. Eine lange Wagenreihe zog sich bis über den Triumphbogen hinaus hin. Alles wollte über die Brücke, um in Neuilly einzukaufen oder um der Gefangenschaft, der trüben, ungewissen Zukunft von Paris zu entfliehen. Fliegende Kaffeeküchen und Cognactische winkten zum Vergessen des Hungers. Wir kamen an die Enceinte. Das Thor war durch vorgeschobene Erdwerke und mit Erde gefüllte, gleich Schanzkörben übereinander geschichtete Tannen fast verbaut. Die Passage war nur in Zickzackwindungen möglich. Die Erdwälle waren überdies mit „Eggen“ — und Bretern belegt, durch die eiserne Nägel geschlagen sind, deren Spitzen in die Luft ragen. Bei alledem machte die Enceinte mit ihren Mauerwerken, Gräben und jetzt während der Belagerung neu hinzugekommenen Erdwällen auf mich durchaus keinen fürchterlichen Eindruck. Nach Einnahme der Forts hätten wir die Enceinte spielend genommen, wenn wir gewollt hätten. Die Enceinte erschrint mir überhaupt neben den Forts ziemlich überflüssig. Ohne die Forts kann der Feind nicht an Erstürmung der Enceinte denken, und mit den Forts braucht er die Enceinte nicht zu stürmen. Die Forts können in der kürzesten Sommernacht Paris zum Schutthaufen machen oder zur Capitulation zwingen. Am Thore der Enceinte waren wieder rauchende, plaudernde Nationalgarden zu passiren, die nebenbei als Stadtpolizisten eingeschworen sind. Dann zog ich meinen Metzer Hühnerfreund in einen stillen Winkel und überlieferte seinem Korbe wieder die beiden flatternden krähenden Laissez-passers. „Wollt Ihr vielleicht nach meinem guten sechsläufigen Revolver sehen, lieber Landsmann aus Metz?“ — Er wollte es zum Glück nicht. Ich führe nie einen Revolver mit mir spazieren. Wir waren aber wohl Beide gleich froh, als wir uns aus dem Gesicht verloren hatten.

So hatte ich mich also glücklich nach Paris hineingeschmuggelt. Was ich dort sah und hörte, wie ich mich am Abend glücklich wieder hinausschmuggette, will ich jetzt erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Eine eigenthümliche Morgenmusik veranstalteten in Berlin am 28. Februar in aller Frühe zwei von einer Gesellschaft heimkehrende Musikanten. Sie waren auf das Standbild Friedrichs des Großen geklettert und bliesen von da herab mit vollster Lunge „Die Wacht am Rhein“. Schutzleute machten dem Ständchen ein schnelles Ende.

Verantwortliche Redaction: Gott r. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 29. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

4.

Wir müssen in unserer Erzählung um einige Monate zurückgehen und unsere Blicke zunächst wieder auf Gretchen Ahlfeldt und ihren Verlobten richten, bevor wir den Lauf der ersteren weiter führen.

„Ein recht unfreundlicher Wintertag lagerte über der Erde, die Sonne war von dichten Wolken verschleiert, jeden Augenblick drohte eine ungeheuere Schneemasse herniederzufallen, und dabei heerschte eine wenn auch nicht strenge, so doch unangenehme Kälte."

Vielleicht, daß das trübe Wetter seinen Einfluß auch auf die Menschen geltend machte; wenigstens schien es, als stünden die Empfindungen derjenigen, welche wir zunächst beobachten wollen, mit dem Wetter in dee besten Harmonie.

Gretchen Ahlfeldt stand am Fenster, hatte ihr schönes Köpfchen an eine der Scheiben gelehnt und blickte auf die Straße hernieder. Auf ihrem Antlitz lagerte ein bitterer Ernst und das Auge schaute so traurig und halb trotzig darein, daß es schwer war, das holde glückliche Wesen von ehemals wieder zu erkennen. Nicht weit von ihr entfernt saß ihre Mutter, eine Dame in älteren Jahren im Lehnstuhl und musterte aufmerksam von Zeit zu Zeit die Tochter. „Der uns bereits bekannte Regierungsrath ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab und brummte zuweilen unverständliche Worte vor sich hin."

Plötzlich blieb ee stehen, legte seine Hand auf die Schulter der Tochter und sprach bestimmt: „Es wäre jetzt auch zu spät, Deinem Eigensinn Gehör zu geben; schon morgen sollst Du seine Frau werden, die Hochzeitsgäste sind zum Theil bereits hier eingetroffen; wie könnten wir unser schmähliches Benehmen entschuldigen."

„Gretchen verharrte in ihrer vorigen Stellung und antwortete nicht."

„Ueberdies, welchen Grund hast Du, ihn zu verachten?" fuhr der Vater fort. Er nimmt eine höhere Stellung ein, ist vom alten Adel und reich, wird nächstens Rath und selbst sein Aeußeres ist gewinnend. Dazu liebt er Dich aufrichtig und findet all sein Glück in Deinem Besitz.

„Aber ich liebe ihn nicht!" wandte Gretchen bestimmt ein.

Das ist eine Grille; Du warst glücklich, als Ihr Euch verlobtet und solltest bedenken, daß ein Gelöbniß nicht wieder zurückgenommen werden darf, ohne sich zu compromittiren.

Als ich auf Eueren Wunsch das Verhältniß mit dem Assessor einging, kannte ich ihn fast noch gar nicht, sondern fügte mich nur Eueren Vorstellungen. Jetzt weiß ich, daß er keinerlei Eigenschaften besitzt, die mich bestimmen würden, ihm Liebe und Hochachtung entgegenzubringen.

Dumme Schwärmerei! Du wirst in der Ehe mit ihm ein sorgenloses Leben führen, eine geachtete Stellung in der Welt einnehmen, alles Andere findet sich von selber."

„Er ist ja ein so guter Mensch!" führte die Mutter an.

„Gretchen lächelte verächtlich."

„Und kurz und gut, Du wirst ihn nehmen!" ergänzte der Vater. Nicht alle Tage wird ein solcher Mann um Deine Hand anhalten. Auch solltest Du wohl wissen, wie schwer es für einen Vater ohne außergewöhnliches Vermögen ist, seine Töchter standesgemäß zu versorgen. Blicke nur auf Deine beiden Schwestern: sie sind viel älter als Du und — wer bemüht sich um sie? So findest Du in allen Beamten-Familien hier Töchter, die keine Hoffnung mehr haben, sich zu verheirathen.

„Ich sehne mich durchaus nicht nach einem Manne."

Aber Du bist zwei und zwanzig Jahre alt, ich kann bald das Zeitliche segnen, was dann?

Gretchen schwieg, sie mochte das ihr sehr unangenehme Gespräch nicht fortsetzen, auch sah sie wohl ein, daß es ihr nicht mehr gelingen werde, ein Band zu lösen, das sie ohne Ueberlegung im jugendlichen Unverstand und durch die Eltern beredet, geknüpft hatte. Aber sie wurde von Weh und Schmerz erfüllt, wenn sie bedachte, daß sie nun nach Verlauf eines einzigen Tages an einen Mann gefesselt sein werde, der sie nicht im mindesten zu beglücken, im Stande war. Ein anderes Ideal schwebte ihr vor, und vielleicht hatte das Bekanntwerden mit dem Doctor Selbee dieses in ihr heraufbeschworen, denn noch immer hatte sie sich bei dem Verlobten nach dem Arzt erkundigt, der ihr vor Jahren so gewinnend erschienen war, ohne indessen je Aufschluß über ihn zu erhalten.

Der Abend kam heran und brachte eine Menge Gäste in das festlich erleuchtete und geschmückte Haus des Regierungsraths. Auch der glückliche Bräutigam war bereits anwesend und umschwärmte die ungewöhnlich bleiche, zerstreute Braut. Der längst zum Assessor ernannte Referendar Schilber hatte den Freund begleitet, um an seinem Ehrentage zugegen zu sein, die verschiedensten und buntesten Polterabend-Scherze nahmen ihren Anfang, Frohsinn und Heiterkeit strahlten auf allen Gesichtern der Anwesenden, selbst Gretchen lächelte zuweilen; aber wee sie recht genau und forschend betrachtet, hätte doch wahrnehmen müssen, daß ein stilles Weh in ihrem Busen wohne.

Einee der lustigsten Gäste war Schilber. Er tändelte viel mit der Schwester der Braut, die er ehemals auf der Harzreise kennen gelernt hatte und auch der Letzteren näherte er sich öfter mit heiterem Humoe.

„Wie schade," sprach diese zu ihm bei einer passenden Gelegenheit, „daß nicht auch der zweite Freund meines Bräutigams, der Doctor Selber, hier ist; ich habe es Leidnitz ausdrücklich zur Pflicht gemacht, ihn einzuladen; aber er zeigte mir an, daß ihm dies nicht möglich gewesen sei."

„Und darin hat er Recht!" erwiderte Schilber. „Ich habe mitangesehen, wie Leidnitz eine Einladung an ihn absandte; dieselbe kam aber mit dem Bemerken zurück, daß der Doctor auf unbestimmte Zeit verreist sei. Wie ich vorgestern erfuhr, weilt Selber augenblicklich in der Heimath an dem Krankenbett einer Schwester. Er ist ein berühmter und viel-

gesuchter Arzt geworden. Leider correspondirt er schon seit lange nicht mehr mit uns."

„Der arme junge Mann!" seufzte die Braut.

Schilder war nicht scharfsinnig genug, herauszufühlen, daß Fräulein Ahlfeld sich für den Freund besonders interessire; er nahm ihre Aeußerung nur als ein allgemeines Bedauern über den Krankheitsfall in seiner Familie auf.

Bis spät in die Nacht hinein dauerte die Fröhlichkeit in dem Hause des Herrn Ahlfeldt; die Gäste waren sämmtlich in der besten Stimmung und ahnten nicht, wie wenig eigentlichen Antheil die Braut an den ihr zu Ehren veranstalteten Feierlichkeiten nahm. Aber als sie endlich sämmtlich heimgegangen waren und auch Gretchen ihr Schlafzimmer suchte, da warf sie sich erschöpft auf ihr Ruhebett und es war ihr, als müsse sie mit ihrer ganzen Vergangenheit abschließen, bevor der neue Tag beginne, der sie für das Leben von einem Manne abhängig machte, den sie zum Gatten nahm, weil es ihre Eltern so haben wollten und weil sie ehemals nicht die Einsicht besessen, daß derselbe unfähig sei, sie zu beglücken.

Es war eine böse Nacht, die sie durchlebte, unaufhörlich rannen bittere Thränen über ihre Wangen, und sie suchte diese nicht zu stillen. Als sie aber endlich gegen Morgen müde und ermattet einschlief, hingen noch schwere nasse Tropfen an ihren dunketen Wimpern.

Hatte indessen das anhaltende Weinen ihr Linderung der Schmerzen verschafft oder war sie nun vollständig resignirt: von dem Augenblicke an, wo sie wieder unter ihre Verwandten trat, zeigte kein Seufzer mehr an, daß sie sich in ihrer Lage unsäglich elend fühlte.

Gretchen Ahlfeld wurde durch den Segen der Kirche mit dem Assessor von Leidnitz verbunden; — lächelnd und dankend nahm sie die Glückwünsche der Eltern und Schwestern sowie der sämmtlichen Hochzeitsgäste entgegen, duldete die Liebkosungen des jungen Gatten und schien mit ihrem Geschick zufrieden; keine Miene deutete an, daß sie litt; ja selbst, als wenige Tage später ihre Trennung aus dem Elternhause erfolgte und sie Leidnitz nach seinem Wohnort begleitete, erschien sie ruhig und gefaßt.

Doch es ist ein ernster Schritt, so eine Verbindung für das ganze Leben; und jeder Mensch, der ihn zu thun beabsichtigt, sollte sich und das Wesen, an das er sich kettet vorher wohlweislich prüfen; und wenn er findet, daß nicht gänzliche Uebereinstimmung der Seelen vorwaltet, sich nicht durch ängstliche Scheu vor der öffentlichen Meinung abhalten lassen, noch zur rechten Zeit ein Verhältniß zu lösen, das später nur schwer, in den meisten Fällen nie wieder aufzuheben ist.

Jedenfalls hatte Gretchen gehofft und es war ihr ja auch genugsam von den Eltern gesagt, daß sie sich an Leidnitz sehr bald gewöhnen, seine mancherlei unangenehmen Eigenschaften, die sie von ihm abstießen, ertragen lernen werde; aber nun, da sie täglich und stündlich in seiner Nähe war, prägten sich seine Mängel nur noch greller vor ihrem geistigen Auge aus. Sie hatte früher nie so viel Gelegenheit gehabt, seine Geistesarmuth wahrzunehmen, seine häufig bis ins Alberne ausartende Beschränktheit kennen zu lernen, wie jetzt; nun passirte es ihr kurz nach ihrer Verheirathung öfter, daß sie sich seiner in der Gesellschaft schämte, als er sich völlig tactlos benahm und dadurch zu spöttischen Blicken Veranlassung gab. Dazu kam noch ein besonderer Umstand, der die Innigkeit zwischen den Gatten sehr früh lockerte und namentlich in dem Herzen der jungen Frau völlige Gleichgiltigkeit gegen Leidnitz erzeugte.

Der Assessor hatte sich nie viel in Damengesellschaft bewegt, und dies war vielleicht mit die Schuld daran, daß ihm sehr viel an einem guten, geselligen Tone fehlte; sind es doch die Damen, die durch ihr Einwirken dem jungen Manne die feine Bildung und den so sehr geschätzten guten Schliff geben. Leidnitz war schon als Knabe in der Erziehung vernachlässigt; er wußte nicht, wie zart eine Dame behandelt sein will, wenn sie sich voll Herzlichkeit dauernd an den Mann fesseln soll, wie manches Vergnügen sie beansprucht, das nur ein aufmerksamer Gatte ihr bereitet. Leidnitz glaubte seine Schuldigkeit in vollem Maße zu thun, wenn er sie anständig ernährte und kleidete, ihr erlaubte, daß sie nach Belieben Besuche annehme und mache; aber in seinem eigenen Treiben sich ihretwegen zu beschränken oder sie bei einer besonderen Gelegenheit auch durch eine besondere Aufmerksamkeit zu erfreuen, das hielt er für überflüssig; — war sie ja doch seine Frau, was brauchte es da weiter des galanten Benehmens eines Liebhabers. Und er hatte sich in einer Beziehung verrechnet: Ehemals war er der Meinung gewesen, daß der alte Rath seinen Töchtern bei ihrer Verheirathung ein bedeutendes Vermögen mitgeben werde; das war ausgeblieben, und Leidnitz zeigte sich unzart genug, der jungen Gattin im Tone des Vorwurfes seine zerstörten Hoffnungen klar zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris sehen und — nicht sterben!

(Fortsetzung.)

Eine Hand, die von der Avenue de Neuilly rechts ab winkte: „Jardin d'acclimation!", schien mir ein Fingerzeig zu sein, dem Mörös mit dem Hühnerkorbe noch ein wenig weiter aus dem Wege zu gehen. Ich schweifte ab und stand bald vor einem großen, traurigen Flecken der Erde, aus dem Baumstumpf neben Baumstumpf aufragte. Das war der Anfang von dem sonst so schönen fröhlichen Bois de Boulogne, dem Stolze und der Sommerfreude der Pariser! Etwas weiter hinauf standen noch Bäume, sogar sehr viele Bäume. Aber wie unheimlich wüst, wie öde und vernachlässigt sah das ganze, sonst mit so großer Liebe und so bedeutenden Geldopfern gepflegte Lieblingswäldchen der Pariser aus! Wege und Rasen waren zerfahren und in den schönsten Baumgruppen hatten Axt und Säge grausam gewüthet. Noch einen Wintermonat Belagerung, und das Bois de Boulogne existirte nur noch auf den Plänen von Paris und in den wehmüthigen Erinnerungen der Pariser. Ich verzichtete auf den Eintritt in den Jardin d'acclimation. Auch hier gab es viele, viele Bäume zu sehen, die nicht mehr da waren. Und wo sind sie geblieben, die langhaarigen, heimtückischen Lamas, die Freude aller kleinen Robinsonfreunde, diese glänzenden Angoraziegen, diese stolzen Strauße, diese Schafe und Schweine aus allen Welttheilen und die hundert anderen Thiere, die man mit großer Mühe und Geduld an das Klima von Paris zu gewöhnen versuchte? Im Magen der Pariser — alle! alle! Die Pariser Acclimatisations-Gesellschaft wird noch manches Jahr in Trauer gehen müssen, um ihre aufgegessenen Hoffnungen würdig zu betrauern. Und wie verkommen, wie ekelhaft unsauber sah das prächtigte Boulevard de l'Imperatrice aus, das jetzt schnell einen anderen — ich weiß nicht mehr welchen — würdigen republikanischen Namen

erhalten hat; ich wagte es noch nicht, mein Notizbuch hervorzuziehen und mir Namen und Eindrücke zu notiren. Das konnte mich ja als Fremden verrathen; und jeder Fremde ist heute in Paris Prussien — d. h. den Zungen und Fäusten, Zähnen und Messern eines fanatischen Pöbels verfallen. Aber den Eindruck nahm ich aus dem glänzenden Boulevard de l'Imperatrice mit den todten Häusern und den decimirten Baumreihen mit, daß die Kanonenfurcht in Paris eine große medicinische Wirkung gehabt hat! Jeder Schritt und Tritt über das völlig menschenleere Boulevard de l'Imperatrice lieferte mir den intensivsten Beweis für Auge und Nase. Ich eilte in die Avenue de Neuilly zurück. Da gab es doch noch Menschen und ein wenig Anstandsgefühl. Noch eine große Barricade, aus den aufgerissenen Pflastersteinen und der Erde eines tiefen Grabens quer über die Avenue gebaut, war zu überwinden, und ich stand vor dem imposanten Rond-Point de l'Etoile mit dem stolzen Arc de Triomphe, den vor 65 Jahren Kaiser Napoleon, auf der Höhe seines Ruhmes und Uebermuthes, als Siegesthor für Paris zu bauen befahl, den Triumphbogen des Septimius in Rom nachahmend . . . aber die Baugerüste brachen mit dem ersten Kaiserreiche zusammen. Erst Louis Philipp vollendete den mehr großartigen als anmuthigen Bau, der Frankreich mehr als 9 Millionen Francs kostete. Und in wenigen Tagen wird der Sohn jener Königin Louise von Preußen, die der rohe Corse als Weib und als Landesmutter in ihrem Herzen bis zum Tode zu treffen wußte, durch denselben Triumphbogen seinen Siegeseinzug halten, nachdem er den letzten Napoleoniden für immer in den Staub geworfen. Ja, die Geschichte ist das Weltgericht!

Um den Triumphbogen herum war das Pflaster aufgerissen, daß die deutschen Granaten sich dort ein Bett wühlen und die zur Verherrlichung der ersten Republik und des ersten Kaiserreiches überladen an dem Bauwerk angebrachten Sculpturen verschonen möchten. Außerdem waren die vier riesigen Bildwerke an den Pfeilern durch Bretterverschläge geschützt. Auf dem Dache des 152 Fuß hohen Triumphbogens war ein kleines Bretterhäuschen zu Observationszwecken erbaut. Man hat von dort oben einen weiten Blick nach Versailles und St. Germain zu. Am Nachmittage des 19. Januar, dem letzten entscheidenden Ausfallstage, der so kläglich endete, sahen die Pariser, wenn auch nicht durch den Triumphbogen, so doch neben ihm vorbei, einen seltenen Triumphzug mit an. Es waren 300 Kühe und Ochsen, von französischen Soldaten in die Stadt hineingetrieben. „Voilà! das sind deutsche Ochsen — unsere glorreiche Nationalgarde hat die Prussiens geschlagen und schickt uns hier die ersten Siegestrophäen zum Essen! Vorbei ist alle Noth — unsere herrliche Nationalgarde ist bereits auf dem Wege nach Berlin! Läuten wir mit allen Glocken Sieg! Sieg!“ So schwärmte, so träumte, so jubelte Paris über die erbeuteten 300 Ochsen. „Was? 300 Ochsen? — 3000 sind es! Mr. Margeau hat sie selber gezählt. Horch! Hört ihr! Schon läutet Notredame Sieg. Wo ist unser Küster? Schlagen wir die Kirchenthür ein. La Madelaine soll auch ihre Glockenstimmen zum Siegesjubel erheben!“ hieß es schon 10 Minuten nach dem Passiren der 300 Ochsen beim Triumphbogen vorbei am Boulevard de la Madeleine . . ., und nach einer weiteren Viertelstunde tanzten die Weiber von Belleville im Siegesrausch über die 30- bis 90,000 erbeuteten fetten deutschen Ochsen auf offener Straße und sangen die wildesten, obscönsten Siegeslieder dazu. . . . Und was für Ochsen und Kühe waren es? Die letzten Milchkühe und die letzten mühsam aufgesparten Schlachtochsen der Pariser, in Neuilly für die Kranken, für die Kinder und Greise gehegt und gepflegt. Die Enttäuschung der Pariser muß furchtbar gewesen sein, als die Wahrheit nicht mehr verborgen bleiben konnte, als am Abende und in der Nacht Tausende von armen Verwundeten am Triumphbogen vorüber ihren jammervollen Einzug in Paris hielten, und als Tausende, Tausende — gar nicht wiederkehrten, weil sie draußen bei Malmaison und Buzenval und Montretout so still und so bleich in ihrem Blute lagen!

(Fortsetzung folgt.)

Fünf Milliarden.

(Aus dem preußischen „Staatsanzeiger.“)

Frankreich hat in dem Friedenspräliminarien-Vertrag die Bezahlung von 5 Milliarden Francs (= 1,333,333,333 1/3 Thlr.) übernommen, wovon 1 Milliarde (= 266,666,666 2/3 Thl.) noch im Jahre 1871, der Rest in 3 Jahren zahlbar ist. Um eine Vorstellung von der Größe solcher Geldbeträge zu gewinnen, vergleiche man sie mit den bedeutendsten Summen, die in der Praxis vorkommen. Das Budget des preußischen Staats für das Jahr 1871 balancirt mit 172,918,937 Thalern, bleibt also noch um beinahe 94 Millionen Thaler oder um 35 pCt. hinter einer Milliarde Francs zurück, d. h. um eine größere Summe als das ganze Budget des Norddeutschen Bundes (76 Mill. Thaler) beträgt. Wenn man (nach Hübners statistischer Tabelle 1870) die Staatsausgaben aller Länder der Erde übersieht, so finden sich überhaupt nur folgende Staaten, deren Haushalt jährlich mehr als 1 Milliarde Francs beansprucht: China 430,000,000 Thlr., Frankreich 567,000,000 Thlr., Großbritannien und Irland 474,000,000 Thlr., Britisch-Indien 334,000,000 Thlr., (Japan 240,000,000 Thlr., Italien 262,000,000 Thlr.), Oesterreich-Ungarn 323,100,000 Thlr., Rußland 518,000,000 Thlr., und die Vereinigten Staaten von Nordamerika 565,000,000 Thlr. Von diesen sämmtlichen Summen reichen nur die letzte und die für Frankreich wenig über 2 Milliarden Frcs. (533,333,333 Thlr.) hinaus; alle übrigen liegen zwischen 1 und 2 Milliarden Frcs., und Staaten, welche für ihren Haushalt jährlich 3 Milliarden Frcs. verbrauchten, gibt es nicht. Erst die Budgets von Rußland, Großbritannien und Irland und Oesterreich-Ungarn zusammengerechnet, ergeben 1,315,000,000 Thaler, also beinahe 5 Milliarden Francs.

Nimmt man den Maßstab der Staatsschulden zur Vergleichung, so würde Preußens gesammte Schuldenlast (142,500,000 Thlr.) fast schon mit 1 1/2 Milliarden Francs (circa 400 Mill. Thlr.) zu decken sein. Die Türkei würde sich ihrer Schuldlast (540 Mill. Thlr.) mit 2 Milliarden Frcs. beinahe entledigen können, wogegen für Spanien (1507 Mill. Thlr.) schon 5 Milliarden Frcs. nicht ausreichen. Italien (1952 Mill. Thlr.) würde mehr als 7, Oesterreich-Ungarn (2363 Mill. Thlr.) beinahe 9, Rußland (2672 Mill. Thlr.) 10, die Vereinigten Staaten von Nordamerika (3762 Mill. Thlr.) und Frankreich (3760 Mill. Thlr.) über 14 und Großbritannien (5393 Mill. Thlr.) nahe an 20 Milliarden Frcs. zur Bezahlung ihrer Staatsschulden bedürfen.

Eine Milliarde Francs tritt in ihrer Größe aber erst hervor, wenn man die Zahlungsmittel überblickt, die an den wichtigsten Centralpunkten des Geldverkehrs vorhanden sind. Die Milliarden, die in den Staatsbudgets versiren, setzen sich aus vielen kleinen Zahlungen zusammen, denen auch andauernd fortlaufende Ausgaben gegenüberstehen. Hier wie bei den Staatsschulden, die sich nur nach und nach ansammeln, ist die Milliarde nur eine Rechnungseinheit, keine wirklich vorhandene baare Summe. Ganz anders aber verhält es sich mit einer Milliarde, welche baar und auf einmal bezahlt werden muß. Die preußische Bank hatte nach ihrer Wochenübersicht vom 28. Februar 1871 einen Bestand in baarem Gelde und in Barren von 105,381,000 Thaler, also noch nicht die Hälfte einer Milliarde Francs. Der Wochenausweis der englischen Bank vom 24. Februar d. J. weist 21,861,793 Pfd. St. oder 149,388,919 Thlr. Metallvorrath auf, also auch nur 56 pCt. einer Milliarde Francs.

Die Bank von Frankreich besaß am 30. Juni 1870 1,207,509,695 Frs. Baarbestand, also beinahe $1\frac{1}{2}$ Milliarde Francs. In sämmtlichen europäischen Banken waren Ende November 1870 nur 3,4 Milliarden Francs baar vorhanden.

Daß sich eine Summe von 1 Milliarde Frs. baar nicht leicht zusammenbringen läßt, ergibt sich aus ihrem Verhältniß zu dem gesammten umlaufenden baaren Gelde. In ganz Deutschland sind nach den in Nr. 73, Jahrgang 1869 d. Bl. (in der besonderen Beilage) abgedruckten Berechnungen (von 1764 an) bis Ende 1867 im Ganzen in Gold-, Silbercourant-, Silberscheide- und Kupfermünzen 795,269,678 Thaler ausgemünzt worden, wovon 98,317,512 Thlr. wieder eingezogen sind, also noch 696,952,166 Thlr. circuliren könnten, d. h. nur etwas über $2\frac{1}{2}$ Milliarden Francs. Dr. Soelbeer (Denkschrift, die deutsche Münzeinigung betr.) schätzt den gesammten Münzvorrath in Deutschland auf nur 480 Millionen Thlr., also noch nicht 2 Milliarden Frcs. In Großbritannien sind in den Jahren 1821 bis 1868 199,660,033 Pfd. Sterl. (1,331,067,000 Thaler) Münzen ausgeprägt worden, was ungefähr 5 Milliarden Francs entspricht. Der Münzenumlauf in Großbritannien wird von Professor Jevons aber nur auf 3 Pfund Sterling oder zwanzig Thaler pro Kopf der Bevölkerung geschätzt, was etwa 2 Milliarden Francs ergäbe. In Frankreich sind in den Jahren 1825 — 1867 9,405,290,526 Francs (2,508,077,000 Thlr.) ausgemünzt worden, eine Summe, die hinreichend für Frankreichs Geldreichthum spricht, aber dadurch bedeutend verkleinert wird, daß Frankreich viele benachbarte Länder mit Münzen versieht und daß das Einschmelzen von Münzen nirgends so üblich ist wie in Frankreich. Man schätzt den Münzvorrath daselbst deßhalb nur auf 30 Thlr. pro Kopf, was etwas über 4 Milliarden Frcs. ergäbe. Hiernach würden Großbritannien und Frankreich, wenn sie ihren gesammten Geldvorrath zusammenlegten, überhaupt nur 6 Milliarden Francs auf ein Mal baar aufbringen.

Die gesammte Production von Edelmetallen auf der Erde beträgt nach der höchsten Schätzung des „Economist" im Durchschnitt 1864—1868 jährlich 330 Millionen Thaler, also nur $1\frac{1}{4}$ Milliarden Francs. Nach anderen Schätzungen geht die Production nicht einmal über 1 Milliarde Frcs. hinaus.

Zum Schlusse mögen noch einige Werthzahlen zur Vergleichung ihre Stelle finden: Der gesammte Reinertrag des Grund und Bodens in den alten Provinzen Preußens (103,157,539,81 Morgen, also nur ein Zehntel Milliarde Morgen) ist bei der Grundsteuerregulirung auf jährl. 112,313,728,36 Thaler eingeschätzt worden. Der Reinertrag von dem gesammten Grundbesitz in Preußen erreicht also noch keine halbe Milliarde Frcs. Der gesammte Grundwerth in Frankreich ist im Jahre 1851 amtlich auf 83,744,000,000 Frcs. veranschlagt worden; 5 Milliarden Francs repräsentiren den 16. Theil dieses Werthes. Die Lebensversicherungs-Anstalten im Norddeutschen Bunde hatten Ende 1869 296,382,646 Thlr. versichert, also nur wenig über 1 Milliarde Francs. Das bei allen in Deutschland und Oesterreich domicilirenden Lebensversicherungs-Gesellschaften versicherte Capital betrug Ende 1869 426,703,174 Thaler, erreichte mithin noch nicht 2 Milliarden Francs. Dagegen waren bei den öffentlichen Feuerversicherungs-Anstalten im deutschen Zollverein Ende 1867 für Immobilien und Mobilien 5,262,236,416 Thlr. versichert, nahe an 20 Milliarden Frcs. Der Gesammtwerth der Bergwerks- und Hüttenproduction im Zollverein belief sich 1868 auf 111,089,180 Thlr., noch keine halbe Milliarde Frcs. Mit Hinzurechnung der Production von Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Belgien, Schweden, Spanien und Rußland ergaben sich 636,604,002 Thlr. oder nicht $2\frac{1}{2}$ Milliard. Frs. Mit dem im Zollverein umlaufenden Papiergeld ist eine Milliard Francs nicht zu bezahlen; es circulirten in Papier 1865 nur 34,423,776 Thlr., etwa nur $\frac{1}{9}$ Milliard Francs. Auch sämmtliche circulirenden Noten der norddeutschen Banken (Ende 1870 260 Millionen Thlr.) repräsentiren noch keine Milliarde Francs; dagegen hatte die Bank von Frankreich am 30. Juni 1870 1,4 Milliarden Francs in Banknoten im Umlauf. Der Werth der Waareneinfuhr in Hamburg betrug im Jahre 1869 427,863,770 Thlr., noch nicht 2 Milliarden Francs. Frankreich führte im ersten Halbjahr 1870 an Waaren 1,6 Milliarden Francs ein, 1,3 aus. Die Zinsen von 5 Milliarden Frs. betragen zu 5 pCt. jährlich 66,666,666 Thlr., also 5 Millionen Thlr. mehr, als der preußische Staat jährlich an directen und indirecten Steuern (61,755,420 Thlr.) vereinnahmt.

Mannichfaltiges.

— In Ansbach fand am 7. ds. die Einweihung eines Grabdenkmals statt, welches die dort internirten französischen Gefangenen ihren verstorbenen Kameraden auf dem Militärkirchhofe errichteten. Dieselbe ging unter Theilnahme der sämmtlichen gegenwärtig in Ansbach befindlichen bayerischen Officiere, des größten Theils der Gefangenen, sowie einer zahlreichen Vertretung aus der Civilbevölkerung vor sich. Nach einem unter Musikbegleitung ausgeführten Männergesange segnete der katholische Stadtpfarrer das Denkmal ein und hielt dann eine französische Rede. Hierauf sprach der anwesende französische Officier von der Liebe des französischen Soldaten zu seinem unglücklichen Vaterlande, von den Verdiensten Derer, die für dasselbe gefallen, zollte den Verstorbenen Anerkennung ihres guten Verhaltens und dankte schließlich, gegen das bayer. Officierscorps gewendet, für alle den Gefangenen bisher widerfahrene humane Behandlung. Nachdem sich noch zwei Unterofficiere aus den Reihen der Gefangenen in ähnlicher Weise ausgesprochen, schloß die Feierlichkeit mit Musik und Gesang.

— Dieser Tage wanderte in Köln ein französischer Soldat in Gesellschaft einiger preußischen durch die zufällig sehr belebte Schildergasse. Ein Junge rief: „Süch doh, ne Franzos." Der Franzose aber drehte sich um und erwiderte: „Nix Franzos, seit gestern Preuß!"

— Wie die „K. Ztg." mittheilt, hat Fürst Orloff der „Independance Belge" einen Beitrag von 1000 Frcs. zur Desinficirung des Schlachtfeldes von Sedan eingeschickt; in seinem Begleitschreiben heißt es: Während des Krieges, welchen die Türkei im vorigen Jahrhundert gegen Persien führte, trugen Insecten, welche sich von den auf den Schlachtfeldern unbegraben gelegenen Leichen genährt hatten, furchtbare epidemische Krankheiten in die russischen Provinzen, die hundert Mal weiter vom Kriegsschauplatz entfernt waren, wie Brüssel von Sedan.

— Geheimnisse von Pest. Im „Hon" lesen wir von einer Spielhölle, die unter dem Titel einer „Advocaturs-Canzlei" in der Dorotheengasse zu Pest besteht. Der verschwundene Kecskemeter Probst und mehrere Grundbesitzer sollen da ihr ganzes Vermögen verloren haben. Die dort ihr Wesen treibende Räubergesellschaft besteht aus drei Mitgliedern, welche den mit Pharao-, Roulette- und Kartenspiel erzielten Raub unter einander theilen. Der Eine ist ein angesehener Mann, der seine Spießgesellen mit seinem Ansehen deckt; die beiden Anderen sind verurtheilte, jedoch auf freiem Fuße befindliche „Naschi-Waschi"-Bankhalter. Wie einträglich ihr Geschäft sei, beweist das luxuriöse Leben, das sie führen. Während der Wettrennen soll das Roulettespiel ihnen allein 50,000 fl. getragen haben.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 30. Vierter Jahrgang. 1871.

Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Noch war kein Vierteljahr seit dem Hochzeitstoge verstrichen, als Gretchen schon ous tiefster Seele beklogte, sich verheirothet zu haben und für den Gotten auch kein Fünkchen Liebe mehr empfond. Täglich wurde sie kälter gegen ihn, jo sie zeigte ihm stets nur eine ruhige Würde und vermied es so viel als thunlich, mit ihm in Berührung zu kommen.

Der Assessor merkte von der Veränderung in dem Wesen der Frou nichts; sie war nie von wahree und inniger Liebe für ihn beseelt gewesen, so daß er eine Verminderung ihrer Zärtlichkeiten nicht erkonnte, und dann war er auch durchnus keiu Freund von vielen Liebkosungen.

Toge und Wochen gingen die Gatten nebeueinader her, Gretchen erfüllte ihre Pflichten ots Hausfrou mit musterhafter Aufopferung, ohne dobei Antheit ou des Lebens Glück zu empfinden; der Assessor verrichtete seine Berufsgeschäfte, suchte das Vergnügen in den Cirkeln, die ihm offen stonden, oder saß ouch wohl doheim bei seiner Frau und widmete ihr rine Stunde. Diese Zeit verging ihm indeß regelmäßig am tongweitigsten, denn Grelchen überrogle ihn bei Weitem an geistiger Höhe, ihre Gespräche entlockten ihm kein Interesse und ouf eine Conversotion, wie er diese wünschte, ging sie nie ein.

Do traf der Regierungs-Roth zum Besuch bei den Kindern ein. Der alte Monn holte längst ous den Briefen der Tochter entnommen, doß diese sich höchst unglücklich in ihrer Loge fühle, denn wenn sie es ouch stets nach Möglichkeit vermieden, im Klageton zu schreiben, um die Ettern nicht zu betrüben, so hatte er doch nur zu oft zwischen den Zeilen herausgelesen, daß Gretchen immer vom Kummer und von der trübsten Stimmung niedergedrückt wor.

Leidnitz empfing deu Vater seiner Frau freundlich, ober ohne Herzlichkeit. Er war böse gegen ihn, daß er ihm die erwartete Mitgift vorenthielt.

Gretchen konnte sich der Thränen bei dem Wiedersehen nicht enthalten, ihre schöne entschwundene Jugendzeit trot vor ihre Seele, in der sie von glühender Hoffnung beseelt und voll wonniger Träume für die Zukunft vor sich geschaut; wie anders hatte sich das Leben für sie gestaltet; sie mußte weinen.

Das gab dem Roth zu sorgenvollen Vermuthungen Veranlassung, und ouch er benohm sich vom ersten Augenblick seines Eintritts in das Leidnitz'sche Hous on, kühl und gemessen.

Gretchen suchte voll richtigem Tact die Vermittelerin zu machen; sie bezwang ihren Kummer, wich dem Vater auf seine Frogen aus und bemühte sich unablässig, froher zu erscheinen, als sie wirklich war; ouch bat sie den Gatten, nichts zu veesäumen, um dem Vater den Aufenthalt bei ihnen recht angenehm zu machen.

Dessen ungeochtet überzeugte sich der Regierungs-Rath sehr bald, doß er unrecht gehondelt, als er einst darauf gedrungen halle, Gretchen müsse den Assessor heirathen. Er begann, sich Vorwürfe zu machen, namentlich als er eingesehen, daß Leidnitz mehr vom Gelde ols von seiner Tochter hielt. Ahlfeldt wor wohlhabend, aber er mochte sich bei Lebzeiten nicht von seinem Gelde trennen, und darum hegte er von nun on einen stillen Grimm gegen den adligen und habsüchtigen Schwiegersohn im Herzen. Bei alledem berücksichligte er, doß es zu spät sei, jetzt einen begangenen Fehler gut machen zu wollen. Die Tochter war verheirathet, sie mußte sich in ihr Schicksol fügen, eine gerichtliche Trennung von ihrem Manne hielt er einerseits für unmöglich und onderen Theils für die größte Schmach. Er nahm sich vor, Gretchen nach Möglichkeit für ihr trauriges Loos zu entschädigen.

Für's erste erwirkte er von dem Assessor die Zustimmung zu einer längeren Erholungsreise seiner Frou und zum Aufenthalt derselben in einer gesunden und schönen Gegend währrnd der Sommermonate.

Gretchen war mit dieser zeitweisen Trennung von dem Gatten höchst zufrieden, winkte ihr doch ein Vierteljahr, in welchem sie von jedem Zwonge befreit war; und Leidnitz hotte es wirklich dahin gebrocht, daß sie sich Zwang auflegen mußte, wenn sie die kleinste Freundlichkeit gegen ihn an den Tog legen wollte.

Er wußte vielleicht selber nicht, wie werth sie ihm war; im täglichen Umgonge mit ihr hatte er sich on ihre unendlichen Vorzüge so sehr gewöhnt, daß er diese gar nicht mehr schätzte. Dies ist ein Fehler so vieler Männer! Mit ziemlicher Gleichgiltigkeit sah er ihre Vorbereitungen zur Reise, ja er lächelte im Stillen dabei, indem er meinte, nun einmal wieder dos ungezwungene Junggesellenleben führen zu können; — er war ehemals ein arger Ausbeuter wilder Freuden gewesen; — und donn hoffte er, Gretchen werde bald voll Sehnsucht in seine Arme zurückeilen und gern den ihm verhaßten Voter aufgeben.

Der olte Regierungsrath spielte meist den stillen Beobachter; er sproch wenig, aber um so mehr dachte er; und bevor er mit der Tochter von dannen zog, gestond er sich, daß die Gatten ouch nicht im entferntesten für einander paßten. Dessenungeachtet beabsichtigte er nicht, etwas zu unternehmen, wodurch er sie gegenseitig noch mehr entfremdete; die Reise sollte dem Lieblingskinde nur eine Erholung bieten und den Assessor vielleicht zu der Einsicht führen, welchen Schatz er an ihr besitze.

Der Abschied der jungen Eheleute war ein ganz freundlicher; ober ouch nicht die mindeste Innigkeit waltete dabei vor. Gretchen othmete hoch auf, als sie neben dem Vater im bequemen Reisewagen saß, und der Assessor freute sich schon auf den Triumph, sie reuig zurückkehren zu sehen und dabei wohl gar mit einigen Tausenden in der Tasche; denn wenn ihr Voter nicht ein ganz verstockter Geizhals war, mußte er wohl eingesehen haben und berücksichtigen, daß er dies er-

warte, hatte er doch ziemlich deutlich seine Ansicht über diesen Punkt ausgesprochen. —

Gretchen fuhr mit dem Vater nach Dresden, besuchte die Sächsische Schweiz, reiste dann nach Thüringen und kam zuletzt auch in die Gegend des Harzes.

Bis dahin war über einen längeren Aufenthalt während des Sommers wenig oder gar nicht zwischen ihnen gesprochen; jetzt fragte der Rath seine Tochter, ob es ihr angenehm sei, wenn er eines der schönsten Harzstädtchen als zeitweiligen Wohnsitz für sie wähle. Freundlich fuhr er fort: „Ich liebe das Gebirge sehr und würde zufrieden sein, wenn Du Dich für Wernigerode entscheiden könntest, dort wohnen mehrere gute Bekannte von mir."

„Gut, so gehen wir nach Wernigerode," entgegnete Gretchen, einen Seufzer zurückdrängend. Vielleicht dachte sie an die Bekanntschaft, welche sie einst vor Jahren in der Nähe dieses Ortes gemacht und der sie sich seitdem oft lebhaft erinnert hatte.

„Wir können von dort aus ganz nach Belieben Ausflüge unternehmen," begann der Rath von neuem; „und irre ich nicht, so gefiel Dir bei unserem ersten Besuch des Harzes die Gegend um Wernigerode ganz besonders gut."

Gretchen bejahte dies, und in Folge dessen begaben sich Vater und Tochter nach Wernigerode, wo sie eine höchst comfortabele Wohnung bezogen, in der festen Absicht, die Sommermonate dort zu verleben.

Die Reise hatte die junge Frau bedeutend angegriffen, mehrere Tage vergingen, ehe sie sich entschloß, mit dem Vater einen Besuch bei befreundeten Familien zu machen. Als dies aber endlich geschah, wurden sie aufs liebreichste empfangen, und Gretchen fühlte sich seit langer Zeit zum ersten Mal wieder recht wohl in der Gesellschaft einiger Jugendgespielinnen, die für immer nach der kleinen Gebirgsstadt übergesiedelt waren.

Wie viel hatten die jungen Mädchen zu erzählen, was Gretchen interessirte; sie vergaß ihre trübe Lage und versetzte sich in die Zeit zurück, in der auch sie noch die Erde als Paradies angesehen hatte.

Mitten in der lebhaftesten Unterhaltung wurden sie unterbrochen, ein Herr in schwarzer, eleganter Kleidung kam die Straße entlang, der Hausherr rief lebhaft: „Ah, da kommt der Doctor Selber! Jedenfalls kehrt er bei uns ein. Lieber Rath, da werden Sie einen der tüchtigsten Aerzte und den besten Menschen auf der Welt kennen lernen. Schade, daß der arme Mann immer einen Anflug stiller Trauer in seinem Wesen trägt."

„Doctor Selber," antwortete Ahlfeldt. „Den Namen habe ich schon gehört."

„Das finde ich natürlich, er besitzt einen bedeutenden Ruf als Mediciner und hat eine ausgedehnte Praxis; er weilt seit einigen Tagen hier, um sich von maßlosen Anstrengungen zu erholen."

Gretchen war sehr erregt, sie blickte stumm vor sich nieder.

Der Arzt war jetzt in das Haus getreten, gleich darauf wurde er gemeldet.

Eine Secunde später stand er vor den Herrschaften.

Allgemein brachte man ihm die größte Ehrerbietung entgegen; die jungen Mädchen lächelten ihm so hold und glücklich zu, als erwarteten sie sämmtlich, daß er ihnen die höchsten Wonnen der Erde bringe; ihre Eltern reichten ihm verbindlich die Hand und der alte Rath schritt ebenfalls vergnügt auf ihn zu, ihm derb die Rechte schüttelnd. Trotzdem Jahre vorüber gegangen waren, seit sie sich für einen Tag gesehen, hatten sie sich sofort wieder erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Paris sehen und — nicht sterben!

(Fortsetzung.)

In der Avenue des Champs Elysées sah ich vor einigen Häusern mit verschlossenen, eisenbeschlagenen Thüren 150 bis 200 Leute stehen, Männer, Weiber, Kinder. Es summte wie ein Bienenschwarm. Einzelne helle Ausrufe der Ungeduld, des Zornes. Erst klapsen einige Fäuste, dann hämmert ein halbes Dutzend Holzschuhe gegen das schwarze Eisenblech der Thür. Ein kleiner Aufruhr? Eine Revolte? Wohnen in diesen Häusern Trochu, Ducrot oder sonstige Größen von Volkesgnaden, die man an den Rand von Tarpeja's Felsen schleppen, hinabstürzen will, nachdem man ihnen des Capitols Lorbeer abgerissen? Wohnen hier preußische Spione? Ach nein! Es sind nur Bäckerläden, und das Volk hat Hunger, Bärenhunger auf ein gutes, feines weißes Weizenbrod, nachdem es sich die Zähne stumpf und den Magen zum Sterben matt gekaut hat an dem elenden bitteren Brote, das Paris in den letzten Tagen aus einem Gemenge von gleichen Theilen Sägespänen, Kastanien und Hafermehl zusammenknetete. Endlich — endlich springt die eisenbeschlagene Thür auf, die starken Glücklichen drängen sich hinein in den Laden, da dampfen einige dreißig Brödchen auf den Regalen . . . hundert Arme strecken sich mit Frankenstücken danach aus: „Du pain! du pain! C'est fini!" Hundert Magen schleppen sich hungrig, müde bis an den nächsten Bäckerladen. Sie haben nicht einmal mehr die Kraft, rechtschaffen zu knurren und zu murren. O, wie werden die Soldaten beneidet, die waffenlos, aber stolz ein preußisches Brod unter dem Arme tragen, vorüberflaniren. Die Glücklichen sind deutsche Gefangene, lange Eisenbahnzüge führen ihnen täglich ihre Mundportionen zu. Die Fleischerladen sind meistens ganz geschlossen. Durch einzelne Eisengitter sieht man einige Stückchen Schweine- und Hammelfleisch, höchstens eine Rinderkeule melancholisch an den Wänden hängen oder appetitreizend auf blanken Marmorplatten liegen. Sehnsüchtige Augen schauen von der Straße auf die Fleischpracht, lüsterne Gedanken addiren die Francs in den Portemonnaies zusammen. Leichtsinnige treten in den Laden und fragen nach dem Preise von diesem reizenden Schweinskopf, der im Maule eine Orange und in den Ohren rothe Papierrosen trägt.

„Oh mon Dieu — 50 Francs, das ist ja ein Vermögen, unerschwinglich für einen armen Ouvrier, um es für ein einziges Familien-Diner auszugeben — und ich habe einen Fleischhunger, ich könnte den hübschen Schweinskopf mit Plaisir allein dejeuniren . . ." Trübselig macht er Kehrt — noch ein sehnsüchtiger Blick nach dem holden Rüssel, ein Seufzer — und unser Familienvater geht in den nächsten stattlich gefüllten Pferdefleischladen und kauft für 2½ Francs ein Stück süßlicher, schwammiger unappetitlicher Pferdelunge! O, man kann Pferdefleisch und noch mehr Pferdelunge während einer fünfmonatlichen Belagerung so recht vom Herzen satt bekommen.

„Ambulance de la Presse!" Die République française hat diese Ambulanz übernommen. Das Bataillon de la Presse ist ja bei Le Bourget fast aufgerieben und der Rest jetzt beim letzten Ausfalle bei Malmaison und Buzenval geblieben.

Man sieht furchtbar viel Häuser in Paris, aus deren Fenstern eine weiße Fahne mit rothem Kreuz flackert. Jedes

zehnte Haus ist eine Ambulanz; das Hotel du Louvre und die meisten großen Hotels sind Lazarethe. Die meisten Wagen, die durch die Straßen rasseln, fahren unter der Fahne des rothen Kreuzes. Und ich habe eine gewisse Scheu vor diesen Ambulanzwagen, denn wenn das Unglück in einem solchen Wagen den Herrn Dr. Baron Mundi auf mich zukutschirte — er würde meinen fünfmonatlichen verregneten Kriegscalabreser sicher erkennen, sich aus dem Wagen biegen und rufen: „Voilà un Prussien!“ Das wäre fürchterlich! Aber ich traue diesen fließbrüberlichen Augen auch das zu! Zum Glücke regnet es perpetuirlich, und wenn ich ein rothes Kreuz ankutschiren sehe, schiebe ich meinen Regenschirm zwischen uns.

Einige Züge französischer Reiter empfangen vor einem Hause, das zum Magazin umgewandelt ist, Hafer und Stroh. Sie haben kleine zottige, aber durchaus nicht verhungerte Pferde und sehen selber womöglich noch zottiger aus. Sie legen ihre Hafersäcke und Strohbündel quer über die Pferde und reiten davon, ohne sonderliche Ordnung, jeder wo und wie es ihm gefällt.

Das Palais de l'Industrie in den Champs Elysées wird zu Militärzwecken benützt. Soldaten-Baracken stehen hinter dem großartigen Glaspalaste, und Handwerker sind dabei, immer noch mehr solche leichte, dünne hölzerne Buden aufzuschlagen und mit Dachpappe zu belegen. Ueberall stehen, flaniren, lungern Soldaten umher. Viele haben an den regengeschützten Wänden des Industriepalais Kochfeuer angemacht und bereiten sich ihr Dejeuner, unbekümmert darum, daß die Mauern von Rauch geschwärzt werden. Holz zum Kochen finden oder nehmen sie aus nächster Nähe. Wozu haben die Champs Elysées auch sonst ihre schönen alten Bäume? Holz! Holz! Brennholz! ist jetzt allein die Losung in Paris. Und Frankreich ist jetzt ja Republik — wir Alle, Alle, in Blouse und Uniform sind Mitbesitzer von diesem Brennholze eben so gut wie die Reichen und Vornehmen! Steht doch an den Tuilerieen, dem Hotel de Ville, dem Invalidenhause, an allen Ministerien, öffentlichen Gebäuden und Kunstwerken immer und immer wieder bis zur Langweiligkeit: Liberté! Egalité! Fraternité! Benützen wir diese Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit und fällen uns zunächst einige derbe alte Bäume in den Champs Elysées. Aber die Elysäischen Felder sind eine von den freundlichen Lungen von Paris, welche die Riesenstadt mit frischer, sauerstoffreicher, reiner Luft versehen — und unter ihren herrlichen Bäumen war es im Sommer sonst stets so anmuthig kühl und schattig! . . . Bah! Wir Männer und Weiber des Volkes haben keine Zeit, im Sommer in den Elysäischen Feldern zu lustwandeln, und keine Sous übrig, uns Stühle im Baumschatten zu miethen. . . . Wir brauchen jetzt Brennholz! Brennholz! Herunter mit den Bäumen! Und die Aexte klingen und die Sägen schwirren, — husch, fällt eine wunderschöne alte Blutbuche um — und wie Hyänen stürzen sich zerlumpte Weiber, Männer und Kinder mit geschwungenen Hackmessern auf den Baum und hacken ihm die Zweige ab.

Der Löwenantheil, der Baumstamm, bleibt den starken Blousenmännern, die den Baum gefällt haben und jetzt zersägen und das Holz wahrscheinlich für vieles Geld an die reichen Brüder der Republik verkaufen. Husch! fällt dort drüben schon wieder ein anderer Baum, eine Trauer-Esche — und über Blumenrabatten stürzt das Volk mit den geschwungenen Hackmessern darauf los. Nationalgarden und Stadtsergeanten flaniren rauchend vorüber. Sie haben nicht den Muth und die Macht, den Baumfrevel zu stören. Pauvres Champs Elysées!

Ja, der Holzmangel scheint in Paris noch empfindlicher zu sein als die Brodnoth. Viele Holzschoppen, Gartenspaliere und sonstiges Holzwerk sind abgebrochen verbrannt. Bezeichnend ist das Wort jenes unbeugsamen Republikaners, der nach der Capitulation sagte: „O, wir hätten noch länger ausgehalten und nicht eher uns ergeben, bis das letzte Paar Schuhsohlen verzehrt war — aber wir mußten doch Holz haben, diese Schuhsohlen zu kochen!“

Der goldene Invalidendom lockt über den Pont des Invalides. Zwischen den Baumreihen der Esplanade stehen wieder lange doppelte Reihen von zeltartigen Soldaten-Baracken, mit Steinpappe benagelt und mit eisernen Oefen versehen. Die Soldaten kochen auch hier im Freien und lachen und singen und sind froh, daß die schwere Noth und Gefahr der Belagerung vorbei ist. Aber wie ernst, traurig, gramvoll sehen die Invaliden aus, die am Gitterthore des Invaliden-Hotels Wache stehen! Sie schütteln trüb die müden Häupter über die leichtsinnige, leichtlebige Jugend Frankreichs! Sie haben zum Theile noch seine glorreichste Zeit gesehen — unter dem Kaiser, der dort in der Gruft unter der goldenen Kuppel schläft! Und auch die berühmten „Kanonen der Invaliden“ stehen auf dem Hofe so stumm und finster da. Wird für Frankreich je wieder eine frohe, glanzvolle Stunde kommen, von der sie freudig donnern dürfen? Auf der ältesten dieser in Feindesland erbeuteten Kanonen lesen wir:

> So mein Gesange in Luft erschallt,
> Manch Mauren vor mir niederfallt!
>
> Wien, 1580.

Mit welchem Stolz die Pariser dies Wort in den hundert Jahren, seit sie die Kanone im Besitz haben, wohl herausbuchstabirt haben! Und heute sind die Mauern von Paris vor deutschen Kanonen zusammengefallen. Da stehen auch vier preußische Kanonen mit der Jahreszahl 1708 und den Porträt-Reliefs von dem brandenburgischen Kurfürsten und eine württembergische. Die werden jetzt den Triumphzug nach Deutschland mit zurückmachen, zugleich mit dem Degen des alten Fritz und jenen preußischen Fahnen, die 1814 in Paris versteckt gehalten wurden. Der damalige Kriegsminister Clarke ließ kurz vor dem Siegeseinzuge der Alliirten die meisten der im Invalidendom aufgehängten deutschen und russischen Fahnen aus den Feldzügen Napoleons auf dem Hofe des Invalidenhauses verbrennen und die werthvollsten verbergen. Die kamen erst nach dem Abzuge der Sieger zum Vorschein. Deutschland aber wird jetzt diese Trophäen besser zu finden oder herauszuzwingen wissen.

Auf dem Invalidenhofe nach der Avenue de Tourville zu wurden große Breterschoppen abgebrochen. Sie hatten einst Proviant geborgen und längst ausgedient.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

8. Technisches. Für das „Hotel zu den vier Jahreszeiten“ in München ist kürzlich ein hydraulischer Teleskop-Aufzug in der Maschinen- und Röhrenfabrik von Johann Haag in Augsburg ausgeführt worden, dessen Einrichtung im Vergleich mit derjenigen des englischen Treppenomnibus wesentliche Verbesserungen zeigt. Bisher verwendete man für diesen Zweck Cylinder mit Plunger- oder Teucherkolben, deren beiderseitige Länge der ganzen Höhe, auf welche die Erhebung geschehen sollte, entsprechen mußte. Für ein Haus von 4 Etagen, deren jede 15 Fuß Höhe hat, war ein in den Boden einzusenkender Cylinder von 60 Fuß Länge erforderlich. Die Bohrung eines so tiefen Loches in den Boden war schwierig und ungemein kostspielig. Der Haag'sche Teleskopaufzug ist nun derart construirt, daß man bei einer Höhe von 60 bis 75 Fuß nur eine Tiefe von 15 bis 20 Fuß nöthig hat, jenachdem der Kolben aus 3 oder 4 Schubröhren besteht. Eine solche Tiefe läßt sich aber stets leicht herstellen, namentlich wenn ein bestehendes Souterrain mitbenützt werden kann. Die hydraulischen Aufzüge werden entweder mit Gegengewicht oder auch ohne ein solches ausgeführt. Im letzteren Falle ist stärkerer Druck des Wassers er-

forderlich, wogegegen denn die der Beschädigung unterworfenen Seile, und damit wesentliche Ursachen von Betriebsstörungen wegfallen. Im Hotel zu den vier Jahreszciten wird durch eine Turbine ein liegendes Pumpwerk betrieben, welches das Wasser in einen Accumulator pumpt. Dieser Accumulator besteht in der Hauptsache aus einem Cylinder mit helastetem Kolben, von salchem Fassungsraum, daß das eingepumpte Wasser für die Erhebung des Aufzugkolbens auf die ganze Höhe ausreicht. Derselbe vertritt atso die Stelle eines hochgelegenen Reservoirs. Der natürliche Wasserdruck wird durch die Belastung ersetzt. Je nach der Stärke der Belastung kann man das Gegengewicht, gänzlich oder theilweise entbehrtich machen. Hat man genügende Betriebskraft, so läßt sich durch starke Betastung ein hoher Druck erzeugen, wodurch ein schwächerer Aufzugkolben und Ersparung von Anlegekasten bedingt sind. Pumpwerk und Accumulator können ganz entbehrt werden, wenn eine Wasserleitung mit genügendem Druck verfügbar ist, was jedoch selten vorkommt. Die Auf- ader Abwärtsbewegung des Aufzuges kann sowohl von außen, als auch vom Coupe aus, in jeder Stellung desselben, bewirkt werden. Zum Dirigiren des Aufzuges von außen, befindet sich in jeder Etage ein Hebet; im Coupe dienen zwei sich durch die ganze Erhebungshöhe erstreckende Gestänge für den gleichen Zweck. Das Stillstellen in einer beliebigen Etage kann durch Zurückstoßen eines der im Coupe angebrachten, mit der Etagennummer bezeichneten Zapfen bewerkstelligt werden. Es ist die Einrichtung getroffen, daß die Bewegung des Aufzuges nur bei geschlossener Coupethür stattfinden kann, und daß die Etagenthüren durch die Bewegung des Zuges geschlossen werden. Der Zug geht mit einer Geschwindigkeit von 50 bis 60 Fuß per Minute, und hebt 6 Personen oder das entsprechende Gewicht Gepäck. Der ganze Bau ist frei und vom Tageslicht erhellt. F. Haag hat in Bayern und mehreren anderen Staaten auf seine Construction Patente erworben. — Zum Reinigen von Bier- und Weinflaschen von den oft sehr fest haftenden Krusten empfiehlt Dr. O. Bruckner in Gießen, dieselben mit einer Lösung van übermangansaurem Natrou zu schwenken, oder allensalls die Lösung kurze Zeit über der Kruste stehen zu tassen, wonach sich der Ansatz ablöse oder wenigstens leicht mit einer Bürste entfernt werden könne.

— Der jetzt invatide Grenadier im 1. Westpreußischen Grenadier-Regiment S. Hoffmann aus See bei Niesty in der Lausitz, geb. am 11. November 1844, Sohn eines Dorfschullehrers, der ein beliebter Getegenheitsdichter in seiner Gegend gewesen, soll sich durch Vorlegung seiner Manuscripte und seines Tagebuches als der wirkliche Verfasser des „Kutschke-Liedes" ausgewiesen haden. Derselbe hat bei Wörth das Eiserne Kreuz erworben und bei Sedan einen Schuß durch den Unterkiefer ertitten.

— Ein portugiesisches Kanonenboot, wetches am 21. Januar von Zanzibar und Mozambique in der Tafelbai eingelaufen, bringt Nachrichten aus Zanzibar, nach welchen die in der Capstadt verbreiteten Gerüchte, daß Livingstone an Dr. Kirk in Zanzibar geschrieben habe und dort erwartet werde, unbegründet sind. Alle Gerüchte über Livingstone entbehrten glaubwürdiger Begründung, doch glaubte man in Zanzibar, daß er noch am Leben sei.

— Aus Bern wird geschrieben: Ein in seiner Art tief ergreifendes Unglück hat sich gestern Margen in der Nähe des St. Galler Ortes Lichtensteig zugetragen. Am Fuße eines dort befindtichen Felsenabhanges standen von uralter Zeit her zwei Häuser, van denen das eine erst kürzlich auf das freundlichste und heimischste restaurirt und das andere in Bauverbesserung begriffen war. Seit gestern Morgen halb 7 Uhr stehen sie nicht mehr dort. Der hinter ihnen gelegene Felsen ist zusammengestürzt, sie mit seiner Wucht von Tausenden van Centnern zerschmetternd, ist leider gleichzeitig das Grab von vier Menschenleben geworden. Die Eigenthümer dieser Häuser, J. Anderegg und F. Bolt, beide Angestellte der Eisenbahnstation Lichtensteig, verließen gestern Morgen ohne irgend eine Ahnung des ihnen drohenden Unglücks ihr heimisches Dach, um sich auf ihren Posten zu begeben. Noch auf dem Wege vernahmen sie plötzlich ein furchtbares Krachen, über die Thurbrücke zurückeilend, der Ursache nachzuspähen, erblicken sie — o Entsetzen! — ihre Häuser vom Felsen verschüttet. Und die Ihren? Bald ist es schreckliche Gewißheit, daß sie die Trümmer decken. So weit Hülfe mögtich, ist sie sogleich zur Hand. Viele internirte Franzosen leisten thatkräftigen Beistand. Man gräbt, man schaufelt rüstig. Beide Hausfrauen werden, wenn auch schwer verletzt, lebend aus dem Schutte hervorgezogen. Noch fehten vier Personen. Bald ist auch eine Tochter befreit aus dem Grabe, doch nur ats Leiche. Jetzt aber mußte vor Allem dem gestauten Bache Abfluß verschafft werden; nachdem dieß geschehen, wurde das Nachgraben wieder emsig fortgesetzt, bis gestern Abend aber leider erfolglos. Ein Knabe von 5 Jahren, eine Jungfrau und ein älterer Mann liegen noch unter dem schweren Felsen, der unzweifelhaft ihr Leichenstein ist.

Literarisches.

Aus der reichhaltigen Literatur über den eben glorreich beendeten Krieg gegen Frankreich, können wir ein soeben erschienenes Werk: „Vollständige Geschichte des deutschen Krieges gegen Frankreich in den Jahren 1870 und 1871 von Wilhelm Angerstein" (Leonhard Simion in Bertin) besonders empfehlend hervorheben.

Angerstein ist Meister in der Kunst der populären Darstellung. Er weiß das Thema zugleich klar und übersichttich, frisch und tebendig zu beardeiten und vor Allem den warmen zum Herzen sprechenden Ton zu finden, der bei einer Schilderung der großartigen Ereignisse der jüngsten Zeit unentbehrlich geworden ist. Die Ausstattung anbetreffend, müssen wir anerkennen, daß von der gewöhnlichen Illustrationsweise abgegangen ist. Statt die Illustrationen in den Text zu drucken, wodurch meistentheils die Bilder fuchtbar entstellt werden, hat die Verlagshandlung die Illustrationen auf feinem Kupferdruckpapier besonders herstellen lassen, so daß der volle Kunstwerth derselben gewahrt bleibt.

Eine gute, colorirte Kriegskarte sowie eine Reihe von Schlachtplänen ist dem Buche beigefügt und da der Preis des staatlichen Bandes nur zehn Silbergraschen beträgt, so dürfte hier wohl ein Volksbuch geschaffen sein, das in den weitesten Kreisen verbreitet zu werden verdient.

— z. Die uns jüngst zugekommene neue Karte unserer bayerischen Rheinpfalz begrüßen wir mit besonderer Freude, da dieselbe durchaus nichts an Deuttichkeit und Präcision der Ausführung zu wünschen übrig läßt; es ist dies die im Verlage der Tascher'schen Buchhandlung in Kaiserslautern erschienene, von Professor Dr. Möhl in Cassel entworfene „Wandkarte der Pfalz." — Der Farbendruck gibt eine äußerst schöne Uebersicht der Höhenzüge und Wasserscheiden, der Senkungen und Flächen, wie sie andere Karten, ja selbst plastische Abbildungen nicht zu geben vermögen. — Wir zweifeln nicht, daß diese Karte ihren verdienten Beifall finden und sich nicht nur allein in Schulen und Gemeinden, sandern auch im Publicum unentbehrlich machen wird.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 31. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Gretchen musterte den Doctor eine Weile. Er schritt noch gerade so stolz einher, wie ehemals; seine Figur war noch stattlicher geworden und sein Auge blickte kühn und forschend um sich; unstreitig konnte er für einen schönen Mann gelten, dem die Herzen entgegenschlagen mußten. Der stille Ernst, der über sein Wesen gebreitet lag, machte ihn nur anziehender. Das Herz der jungen Frau erbebte, als sie den Arzt ansah; sie fühlte, daß es besser gewesen wäre, wenn Leidnitz ihn vor Jahren nicht so verunglimpft und er sie nicht so schnell verlassen hätte.

Die Begrüßung der übrigen Anwesenden seinerseits war freundlich, aber kurz; auch dem Vater widmete er nur wenige Worte. Dann trat er auf sie zu. „Gnädige Frau," sprach er mit tiefer, aber wohlklingender Stimme, und eine unbezwingliche Wehmuth überschattete sein edel geformtes Gesicht, „seit einigen Tagen weiß ich, daß Sie verheirathet sind. Ich bringe Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche dar, da es durch einen Zufall mir nicht gestattet war, an ihrem Ehrentage zugegen zu sein. Möge Ihnen die allgütige Vorsehung in Ihrer jetzigen Stellung Frieden und Befriedigung in reichem Maße gewähren."

Gretchen war so befangen, daß sie nach Worten suchen mußte. Endlich antwortete sie: „Ich danke Ihnen Herr Doctor. Aber durch wen erfuhren Sie von meiner Verheirathung? und daß wir Sie gern an unserem Hochzeitstage bei uns gesehen hätten?"

„Schilber, den ich zufällig traf, hat mir die Mittheilung gemacht; auch eröffnete er mir sehr speciell, wie liebenswürdig sich Ihr Herr Gemahl über mich zu Ihnen und Ihren Verwandten ausgesprochen hat. Dadurch wurde mir erst die Behandlung klar, welche ich in Blankenburg plötzlich erfuhr; sie war der Grund zu meinem Zurückbleiben," erwiderte Selber halblaut, so daß die Umstehenden davon nichts vernahmen.

Gretchen erröthete tief. Mit zitternder Stimme flüsterte sie: „Ich habe keinen Augenblick unvortheilhaft von Ihnen gedacht, Herr Doctor, und immer trug ich in meinen Briefen an Leidnitz ihm auf, Sie zu grüßen; auch war ich die Veranlassung zu unserer Einladung an Sie, die Sie leider nicht traf. Das wird Ihnen beweisen, wie ich über Sie dachte."

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung, sie thut meinem Herzen wohl, gnädige Frau; und ich werde mich stets bemühen, diese zu verdienen," führte Selber an.

„Sie werden längere Zeit hier bleiben?"

„Einige Wochen! Leider ruft mich meine Praxis nur zu bald zurück."

„Jedenfalls dürfen wir auf Ihren Besuch rechnen?"

„Wenn Ihr Herr Vater — — —

„O, der ist Ihnen gewiß recht gewogen, der Assessor Schilber war Ihr Anwalt; Sie haben wohl aus dem heutigen Entgegenkommen meines Vaters gesehen, daß er es gut mit Ihnen meint."

„Ich glaube bemerkt zu haben, daß seine Meinung über mich eine günstigere geworden ist. Darf ich mich nach Ihrer Wohnung erkundigen, gnädige Frau?"

„Diese haben wir in dem Hause des Rentiers Düster genommen und zwar in der Belletage. Es liegt rings von herrlichen Gärten umgeben."

Ein Sonnenblick zog über das Antlitz des ernsten jungen Mannes; mit einem unbeschreiblich gewinnenden Lächeln in den Zügen, sprach er: „O, da wohnen wir ja unter einem Dache, ich habe einen Theil der unteren Räume inne; mich wundert nur, daß ich noch nicht das Glück hatte, Sie in dem wunderschönen Garten zu sehen."

„Das ist sehr natürlich," erwiderte Gretchen und ihr Gesicht nahm ebenfalls einen wonnigeren Ausdruck an; „ich habe heute zum ersten Mal das Zimmer verlassen, weil ich mich nach der längeren Reise ungewöhnlich matt fühlte."

Der Arzt ergriff die Hand der jungen Frau, zählte die Schläge ihres Pulses, ließ sein Auge eine Zeit lang forschend auf ihrem Antlitz ruhen und sprach dann: „Jetzt fühlen Sie sich wieder völlig wohl und kräftig. Ist es nicht so, gnädige Frau?"

„In der That, Herr Doctor, ich wüßte über nichts zu klagen!" entgegnete Gretchen heiter.

„Um so besser! Und nun rathe ich Ihnen, so lange Sie hier weilen, recht viel das Freie zu suchen; Sie finden überall eine reine, gesunde Bergluft, die wunderbar kräftigt."

Die Unterhaltung zwischen dem Doctor und der Frau von Leidnitz wurde hier abgebrochen, die Letztere mußte der Frau vom Hause eine Antwort auf ihre Anrede ertheilen, und das Gespräch wurde nun ein Allgemeines. Die jungen Damen nahmen Selber in ihre Mitte und beschäftigten ihn mit großem Eifer. Bei alledem wußte er sich häufig der Frau von Leidnitz zu nähern und einige Worte an sie zu richten; ihre Blicke fanden sich nur zu oft; und wenn auch die junge Frau bei jedem solchen Begegnen schnell die Augen zu Boden senkte, so mochte der Doctor daraus doch wohl ersehen, daß er gerade nicht ein Gegenstand des Hasses für sie sei, denn zuweilen gewann es den Anschein, als dränge er mit der größten Anstrengung einen Seufzer zurück oder als zwinge er sich mit vieler Gewalt, eine Ruhe zu zeigen, die er innerlich nicht besaß.

Der Nachmittag entschwand so schnell, daß sowohl Gretchen als der Doctor nicht begriff, wo die Stunden geblieben waren, als der Vater der Ersteren an den Aufbruch mahnte.

Selbstverständlich ging Selber mit der jungen Frau und dem Rath zusammen.

„Ich möchte noch ein halbes Stündchen im Garten verweilen, wandte sich Gretchen an den Vater; es ist so schön und warm draußen, und wie duften die Blumen zu uns herüber!"

„Thue das, mein Kind, ich will nur meine Pfeife holen, dann komme ich auch zurück," entgegnete der Rath. Ich lasse meine Tochter in Ihrem Schutz, wandte er sich an den Doctor. Damit schritt er der Thür des Hauses zu.

Selber führte die junge Frau an wohlgepflegten Blumen-Beeten vorüber, zeigte ihr dunkle Laubgänge und blieb zuletzt vor einer künstlich angelegten Laube stehen.

„Hier möchte ich ein wenig ruhen," führte Gretchen an. Dabei nahm sie auf einer Bank unter dem Laubdache Platz.

Der Doctor blieb ehrerbietig vor ihr stehen.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte Gretchen freundlich.

Selber ließ sich nach einer Verbeugung ihr gegenüber nieder.

Der alte Rath blieb lange, die beiden jungen Leute fühlten sich befangen, es wollte zu keiner lebhaften Unterhaltung zwischen ihnen kommen; sie mochten empfinden, daß jedes Wort, welches sie miteinander wechselten, bedeutungsvoll und folgenreich für sie sei.

Endlich brach der Doctor das Schweigen. Wie friedlich gegenwärtig die ganze Natur um uns daliegt, kein Lüftchen regt sich. Alles schlummert, sprach er gefühlvoll. Möchten doch alle Leiden der Menschheit so in Schlummer gewiegt werden können.

Gretchen seufzte. Nach einer kleinen Pause erwiderte sie: Herr Doctor, wenn wir schlafen, so ruhen auch unsere Schmerzen; oft werden wir dann durch holde Träume aus unserem Elend in den Himmel versetzt.

Ganz richtig! Aber mit dem Erwachen am neuen Morgen, werden auch die Leiden und Qualen von neuem wach.

Sie sprechen in so düsterem Ton, als ob auch Sie vom bösen Mißgeschick verfolgt würden, und doch sollte man glauben, daß Ihnen das reinste Glück lächele. Sie sind jung, ungebunden, besitzen einen geachteten Namen, haben sich eine sorgenfreie Existenz gegründet, was könnte Ihnen da noch fehlen?

Das höchste aller Güter, gnädige Frau, ein Herz, das mit mir fühlt und empfindet, das sich mir mit voller Liebe anschließt, dem ich Alles bin und das von mir mit der ganzen Fülle reinster Seligkeit als mein betrachtet wird.

Gretchen schwieg lange, dann entgegnete sie: Ach, Liebe macht wohl nur selten ganz glücklich. Hoffen Sie denn ein Wesen zu finden, das allen Ihren Wünschen zu genügen vermag?

„Nein, nein, ich suche es nicht mehr und kann es nicht finden, da es für mich auf ewig verloren ist," antwortete der Arzt hastig.

Indem trat der Regierungs-Rath zu ihnen; die Unterhaltung lenkte sich auf andere Bahnen. Aber so Verschiedenartiges auch besprochen wurde, Selber und Frau von Leibnitz sympathisirten in allen ihren Anschauungen; oft dünkte es den Doctor, als spreche sie nur das aus, was er empfinde, und ebenso war es ihr häufig, wie wenn er ihre eigene Meinung wiedergebe.

Bis nach zehn Uhr saßen sie bei einander und plauderten, ohne daß sie den Verlauf der Stunden bemerkten, und jedenfalls wären sie noch lange nicht in das Haus gegangen, wenn nicht der Regierungs-Rath daran gemahnt hätte, daß es Zeit sei, die Ruhe zu suchen. Aber nun mußten sie sich trennen.

Selber verabschiedete sich voll Herzlichkeit und trat in seine Wohnung zu ebener Erde während der Regierungs-Rath und Gretchen die Treppe zu ihren Zimmern hinaufstiegen.

Wie häßlich war es von Deinem Manne, den Doctor zu verleumden, sprach Ahlfeldt zu seiner Tochter, als sie oben angekommen waren; ich finde, daß Selber ein höchst achtungswerther Charakter ist.

„Ich habe nie begreifen können, wie Leibnitz zu den unschönen Aeußerungen kam," entgegnete Gretchen erglühend.

Pah, die Eifersucht hat ihn dazu getrieben; der Doctor zeigte Dir damals eine große Aufmerksamkeit, ich glaube, ich wäre selber nicht gleichgiltig dabei geblieben, wenn ich auch gewiß nicht zu Verleumdungen meine Zuflucht genommen hätte.

Solche Ränke bewirken in der Regel auch ganz das Gegentheil von der ersehnten Wirkung.

Aber in diesem Falle bewirkten sie, daß sich der Doctor von uns trennte.

Gretchen schwieg, sie hatte ihre eigenen Gedanken, die sie nicht mochte laut werden lassen.

Als die junge Frau in ihrem Schlafgemach angekommen war, suchte sie nicht die Ruhe. Sie befand sich in einem so erregten Zustande, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, den Schlaf zu finden. Den Kopf in die Hand gestützt, setzte sie sich an das offene Fenster und blickte hinauf zu dem besternten Himmel; — manch leiser Seufzer entrang sich dabei ihrer Brust, sie war darüber im Klaren, daß ein verfehltes Dasein ihr beschieden sei, die Sehnsucht nach wahrer Liebe und einem beseligenden Glück regten sich dessen ungeachtet in ihrem Busen, und da sie nur zu bestimmt wußte, daß ihr solche Erdengüter ewig unerreichbar bleiben würden, nahm der Kummer mehr denn je von ihr Besitz.

(Fortsetzung folgt.)

Paris sehen und — nicht sterben!

(Fortsetzung.)

Auf der Place de Vauban exercirte eine Compagnie Nationalgarde. Ich habe dort lange gestanden und diesem Spectaculo mit großer innerlicher Heiterkeit zugeschaut. Es ist unmöglich, daß ein alter preußischer Soldat bei diesem Rechtsum und Linksum, diesem Gewehr-auf und Gewehr-ab und -über und bei diesem Marsche ernsthaft bleiben kann. Ich hoffe, die Pariser gönnen unseren einziehenden Soldaten dieses Gratis-Schauspiel. Und dann diese Nationalgarden-Costüme! Der Eine trug Stehkragen und weiße Gamaschen und carrirte Civilhosen — der Andere einen Double-Paletot und blau- und weißgestreiften Papierhemdkragen und blaue Hosen mit rothen Streifen und gelben Gamaschen. Ihre Chassepot- und Remington- und Tabatiere-Gewehre, bunt durch einander gewürfelt, sahen beim Marsche und Gewehr-über wie ein Bohnenbeet aus, dessen Stangen der Sturm ineinandergefegt hat. Manche Madame blieb stehen und nickte ihrem theueren Gatten verständnißinnig zu und ging beim „Rührt Euch" auch wohl heran und schob ihm in die Rocktasche eine vergessene Cigarrentasche oder einen halben Häring und ein Stück Brod. Und dann hielt der Hauptmann eine kleine Ansprache an seine Compagnie und belobte sie wegen ihres Eifers und ihrer Tüchtigkeit im rauhen Soldatendienste und sprach von der Gloire de la grande et belle France, die unsterblich sei und bald — bald mit Hilfe solcher wackerer, opfer- und todesmuthiger Söhne nur um so strahlender wieder aufleuchten

werde. Und Alle waren sehr erbaut davon: der Hauptmann über seine schöne Redegabe und die grimmen Soldaten, daß sie jetzt mit Anstand ihre Cigarren dampfen und ihren halben Häring verzehren konnten, und Madame am Arme ihres Helden zerdrückte gar eine kleine Thräne über das Glück, einen solchen Tapferen zum Gatten zu haben. Ich aber summte auf die schöne Place de la Concorde zurück:

„Lieb Vaterland, kannst ruhig sein —“

natürlich mit einigem französischen Accent; ja, als mich dennoch eine fliegende teufelsgroßmütterliche Kaffeeköchin auf dem Ponte de la Concorde mit ihren rothen Absynth-Augen etwas lauernd, mißtrauisch anschaute und schon ihre drei letzten Zähne an einander wetzte, als wollte sie in der nächsten Minute mich an der Gurgel packen und mit der äußersten Kraft ihrer heiseren Kehle schreien: „Un Prussien! un Prussien! un espion! à la lanterne! à la lanterne!“ — da war ich schwach genug, mit einer kühnen Cadenz in die Melodie überzugehen:

„Allons enfants de la Patrie!“

Ich schäme mich dessen heute ein wenig, schreibe es aber dennoch mit gewohnter Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung nieder. Was thut man nicht Alles für einen undurchgebläuten Rücken, ein unzerkratztes Gesicht, eine ungewürgte Kehle! Denkt doch an Petrus, ehe der Hahn dreimal krähte!

Madnme verjüngte sich schnell bei den holden Tönen der geliebten Marseillaise, als wäre sie nur eine der vielen Töchter von des Teufels Großmutter, und ihre drei Zähne lachten mich an: „Mon brave, du café? — très-chaud!“ Aber so weit ging meine Selbstverläugnung doch nicht. Ich schob mein Parapluie zwischen Madame und meinen sterblichen Menschen und ging eilends auf den Concorde-Platz hinab.

Welche Erinnerungen ruft dieser prächtigste aller Plätze von Paris wach, und besonders heute! Ludwig XV. ließ den Platz aus einer Wüste aufblühen und zwang der guten Stadt Paris die Gnade auf, ihm in der Mitte ein stolzes ehernes Standbild errichten zu dürfen.

Am 30. Mai 1770 wurde hier auf der Place Louis XV. zur Feier der Vermählung Ludwigs XVI. mit der jungen, schönen, frohsinnigen Marie Antoinette von Oesterreich ein kostbares Feuerwerk abgebrannt. Die Raketen waren schlecht präparirt — sie flogen in die Zuschauermenge, und diese in der Verwirrung und dem Fluchtgedränge zu Tausenden in die Seine. Das war ein böses Omen für die arme Marie Antoinette! Und schon nach 20 Jahren stand auf dem Piedestal Ludwigs XV. die Gypsstatue der „Freiheit“; der Platz hieß der „Revolutionsplatz“, und in seiner Mitte schlachtete die Gouillotine Tausende von Franzosen, am 21. Januar 1793 Ludwig XVI. und am 16. October die Königin Marie Antoinette. Doch die Revolution und ihre Blutströme sollten vergessen werden; 1799 erhielt der Platz unter dem Consul Bonaparte den Namen Place de la Concorde.

Doch die Jahre kommen und gehen und mit ihnen Menschen und allerlei Staub und zerbrechliche Wandlungen. Das Consulat weicht dem Kaiserreiche, und das Kaiserreich bricht in die Grube zusammen, die sein Uebermuth sich selber gegraben. Auf der Place de la Concorde, die so entsetzlich viel sündiges und schuldloses Menschenblut getrunken, halten 1814 am 10. April die Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen im Freien einen großen Sieges-Dankgottesdienst ab, und die Kanonen der Invaliden donnern hinein. Auf den Elysäischen Feldern, wo jetzt gefangene Franzosen ihre kleinen Kochfeuer flackern lassen, lodern die großen Biwouacfeuer der siegjubelnden Deutschen und Russen. Alles wird von dem Eintrachtsplatze entfernt, was an die letzten fünfundzwanzig Jahre erinnern könnte, auch der Name. An Stelle der Place de la Concorde steht wieder der Name Place Louis XV. und nach wenigen Jahren setzt man zum Andenken an den unglücklichen König und an sein hier verspritztes Blut der V noch eine I zu. Man wollte Ludwig XVI. sogar auf dem wieder vacanten Piedestal seines frivolen Vorgängers ein „Monument expiatoire“ (der Sühne) setzen, kam aber über die feierliche Grundsteinlegung am 3. Mai 1826 nicht hinaus. Und mit dem Kommen und Gehen neuer Jahre kommt die Revolution von 1830, und der letzte Bourbon Karl X. geht, und der Name Place de la Concorde und Louis Philipp kommen. Unter der Regierung des Bürgerkönigs kommt auch der herrliche Obelisk von Luxor, ein Geschenk des Vicekönigs Mehemet Ali, aus den Ruinen von Theben, aus einem einzigen Block rosigen Granits gehauen, 70 Pariser Fuß hoch und mit der goldenen Hieroglyphen-Heldengeschichte des alten ägyptischen Königs Ramses III. bedeckt, an die Stelle der Guillotine. Der Transport dauerte zwei Jahre und kostete mit der feierlichen Aufstellung am 25. October 1836 nicht weniger als 2 Mill. Francs. Die schönen Fontainen zu beiden Seiten des Obelisk stehen heute stumm, öde und traurig da, denn das gefangene Paris ist stumm, öde und traurig. Aber bald werden die Wasser springen — hell, festlich, prächtig, beim jubelnden Siegeseinzuge der deutschen Heere. Aber Paris wird dann noch stummer, öder und trauriger sein. Hast du diesen Tag deiner tiefsten Demüthigung auch selber heraufbeschworen, stolze schöne Lutetia — durch deinen Leichtsinn, deinen Uebermuth und deine Blindheit, ich glaube, du wirst mir an unserem Jubeltage doch vom Herzen leid thun! Blousenmänner putzen und waschen die Balustraden, die Fontainen, die Monumente von dem Schmutze der schreckensvollen Belagerungszeit rein — sie ahnen nicht, daß sie ihren schönsten Platz für die einziehenden Sieger schmücken. Paris glaubt — will es heute noch nicht glauben, daß ihm diese Demüthigung nicht erspart bleiben kann. „Wir haben ja noch gar nicht capitulirt — wir haben einen Waffenstillstand mit Mr. v. Bismarck abgeschlossen, weil wir nicht länger hungern und frieren und unsere Kinder und Greise zu Tausenden hinsterben sehen konnten, wir sind unter günstigen, ehrenvollen Bedingungen vielleicht geneigt, eine Capitulation einzugehen — aber der erste Paragraph muß heißen: Die Deutschen bleiben vor den Thoren von Paris! Diese Barbarenhorden als Sieger in unserer schönen, heiligen Stadt? Es ist ja nicht möglich — nicht möglich! Jamais! Jamais!“ Dies ist noch heute der Kaffeehausglaube von Paris, wie ich ihn aus mehr als Einem Munde hörte — und doch ist der Siegeseinzug der deutschen Truppen bereits auf den 21. d. M. angesetzt!

(Fortsetzung folgt.)

Störung der deutschen Friedensfeier in Zürich.

(Aus der Karlruher Zeitung.)

„Wer Wind säet, wird Sturm ernten“, die Wahrheit dieses Satzes erfährt in diesem Augenblicke die Schweiz in den schmachvollen Vorgängen, die sich am Donnerstag und gestern Abend in der Stadt Zürich ereignet haben. Die Saat des Deutschenhasses und der Franzosensympathie — die letztere wurde oft in ostentativer Weise paradirt, um dem ersteren einen lebendigeren Ausdruck zu geben, — ist endlich aufgegangen und hat ihre blutigen Früchte getragen. Züricher Pöbel und vor dem Feinde geflüchtete französische Officiere, denen man gestattet hat, mit Säbeln durch die Straßen zu rasseln, haben die Ersteren ihre demokratischen Ideen von Versammlungsrecht und Redefreiheit, die Letzteren ihre Ansichten von dem Asylrechte — in der brutalen Störung der deutschen Friedensfeier, in dem bewaffnetem Angriffe auf unbewaffnete, friedlich vereinigte Männer und

Frauen, in der gemeinen Insultirung der Letzteren und der Zerstörung von Eigenthum zur praktischen Geltung gebracht.

Noch ehe die Feier durch den Präsidenten, Professor Wislicenus, eröffnet wurde, hatte sich vor dem Gebäude eine bedeutende Menge Volkes aus den untersten Schichten der Gesellschaft gesammelt, aus deren Reden und Mienen nicht viel Gutes zu schließen war, und es hatte auch der Vorsitzende kaum einige einleitende Worte gesprochen, in denen er von dem außen drohenden Sturme die Versammlung in Kenntniß setzte, als die Fenster klirrten und Steine und Glasscherben auf die Tische und die um dieselben sitzenden Festtheilnehmer herabschwirrten. Der unbedeutenden Polizeimacht, deren Mitglieder, weil sie, um Provokationen zu vermeiden (?!) zum großen Theile in Civilanzug anwesend waren, keine eingreifende Wirksamkeit entwickeln konnten, gelang es noch für kurze Zeit, den Ausbruch des Sturmes zu verhüten, so daß es außer dem Vorsitzenden noch dem Professor Johannes Scherr möglich war, in glänzender, immer und immer wieder von dem begeistertsten Zurufe unterbrochener Rede dem deutschen Volke und dem ersten deutschen Nationnheere gerecht zu werden, als während die auf dem Podium aufgestellte Liedertafel unter den Klängen des Orchesters ein patriotisches Lied sang, unter einem Hagel von Steinen gegen die Langseiten des Gebäudes und die darin befindlichen Fenster, auf den beiden andern Seiten ein Sturm unternommen wurde.

Auf der gegen die Stadt zu gelegenen Seite, wo sich der Haupteingang befindet, wurde die Sturmcolonne durch einen mit einer Dunggabel bewaffneten Kerl angeführt, während auf der entgegengesetzten Seite von dem Wirthschaftslokale aus 20 bis 30 französische Officiere, die blanken Säbel in der Faust, die nach dem Podium zu führende Stiege hinaufstürmten und die dortige Thüre einzubrechen suchten. Die Musiker legten ihre Instrumente, die Sänger ihre Noten weg, bewaffneten sich mit einigen von schnell zerschlagenen Stühlen gewonnenen Prügeln und schlugen, nur mit dieser stumpfen Waffe versehen, die Bourbaki'schen Helden in die schimpflichste Flucht, ungefähr sieben Franzosensäbel, ein Dutzend goldbesetzte rothe Mützen und einen übel zugerichteten Officier der grande nation als Gefangenen mit sich zurückbringend. Ein wackerer Eisenbahnbeamter schleppte den zitternden Helden bis an die Balustrade des Podiums und hob ihn mit der Hand kräftig empor, ihn so den unten im Saale versammelten Gästen ze gend. Leider hatten auch die Deutschen einige mit Säbelhieben Verwundete, darunter einen Buchbinder aus Hannover und einen Polytechniker aus Oesterreich, während eine große Anzahl von Rothhosen hors du combat waren und Einige auf Tragbahren fortgeschafft werden mußten.

Während dies am Ende des Gebäudes vor sich ging, wurde auch der Sturm am Haupteingange abgeschlagen und der Mistfinke mit seiner Gabel nebst ungefähr acht Andern als Gefangene in den Vorplatz vor dem großen Saale gebracht. Jetzt erst, und ich hebe dies besonders hervor, erschien Schweizer Miliz auf dem Schauplatze, einige Cavaleristen und $2\frac{1}{2}$ Compagnieen Infanterie. Während es fünfzig deutschen Soldaten eine Kleinigkeit gewesen wäre, die Straße zu säubern und die Tumultuanten in solche Entfernung von dem Gebäude zu treiben, daß jede Gefahr beseitigt gewesen wäre, hörte auch jetzt der Steinhagel noch nicht auf, und es war nöthig, die Damen von der Gallerie, deren Fenster zum Hauptzielpunkt des Steinbombardements dienten, in den unteren Raum zu geleiten. Daß die Mehrzahl der schweizerischen Soldaten mit dem Pöbel sympathisirte, war sichtbar, und daß die Officiere kein großes Vertrauen auf ihre Mannschaft setzten, ging schon daraus hervor, daß der commandirende Oberst den Festpräsidenten bat, man möge doch mit Musik, Singen und Hurrahrufen aufhören, überhaupt sich ganz stille verhalten, damit es ihm möglich sei, die Ruhe außen herzustellen. Wohl nur aus Rücksicht für die anwesenden Damen, deren würdige, ruhige und furchtlose Haltung nicht genug hervorgehoben werden kann, hat das Präsidium diesem Ansuchen stattgegeben, und so wurde die Feier, nachdem sie kaum begonnen, geschlossen.

Ueber Das, was draußen vorging, kann ich aus eigener Wahrnehmung nichts berichten, allein von zuverlässiger Seite werden mir zwei Vorkommnisse mitgetheilt, die ich Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen glaube. Als nämlich einer der Helden-Officiere säbel- und mützenlos auf die Straße floh und rief: Citoyens, Republicains, au secours, nous sommes assassinés! hörte ihn ein Trupp französischer Soldaten, die ruhig zuschauten, an, ohne sich auch nur zu rühren. Und als ein Schweizer Officier seinen Leuten den Befehl gab, zu laden, sagten sie ihrem Feldwebel, der ihnen sagte, sie sollten nicht laden. Die Schweizer Officiere, welche die Damen aus der Tonhalle escortirten, waren allen möglichen Beschimpfungen Seitens des Pöbels ausgesetzt, ja einer der Officiere mußte von der blanken Waffe Gebrauch machen, um sich der Insulte eines Kerls zu erwehren, der ihn beschimpfte, weil er den „Chaibe-Prüsen" helfe. Den Schluß der Heldenthaten der französischen Officiere, die wie überall so auch hier so schmählich vor den deutschen Hieben davonliefen, bildeten Schimpfwörter, mit denen sie die heimkehrenden deutschen Damen überschütteten. Ich weiß nicht, welches sonst die vorzüglichen Eigenschaften der schweizerischen Armee sind, so viel aber kann ich mit gutem Gewissen sagen, die Truppen, welche zum Schutze des verfassungsmäßig garantirten Versammlungsrechtes, zum Schutze der Redefreiheit und zur Ehre der Stadt Zürich am Donnerstag Abend aufmarschirten, haben keine großen Lorbeeren verdient.

Gestern Abend wiederholten sich die Scenen vom Donnerstag vor dem Zuchthause, wo etwa dreißig Gefangene internirt sind. Der Angriff mit einem Steinhagel wurde abgeschlagen, leider aber wurde dabei ein Deutscher — er soll ein Schneider aus Württemberg sein — der in einem gegenüberstehenden Hause zuschaute, durch eine Musketenkugel, als das Militär in die Luft zu schießen beordert war, tödtlich verwundet. Auf heute Abend ist eine Demonstration in noch großartigerem Maßstabe angekündigt. Natürlich tragen die Zeitungen jetzt eine ungeheuere Indignation über diese Vorfälle zur Schau, und vielleicht gerade diejenigen am meisten, welche seit Monaten mit bienenmäßiger Emsigkeit Alles zusammengestellt, was sie in irgend einem feindselig gesinnten Blatt Gehässiges gegen die deutsche Sache, die deutsche Kriegführung, die deutschen Friedensbedingungen finden konnten, und die auf diese Weise den Haß der Bevölkerung gegen Deutschland und die Deutschen schürten. Jetzt, wo die Saat aufgegangen und die blutige Frucht gereift ist, jetzt wo sie den Thatsachen gegenüberstehen, mag ihnen wohl der Gedanke kommen, ob denn auch jetzt noch der Deutsche im Auslande werde ungestraft insultirt und mißhandelt werden können.

Mannichfaltiges.

— In England hat eine Frau den ersten Preis für gute Bewirthschaftung eines Landgutes erhalten, der unter dem Protectorat der britischen Ackerbaugesellschaft von einem Privatmanne gestiftet worden ist. Der Preis bestand in einer Schale im Werthe von 100 Guineen (700 Thlr.) 21 Güter hatten sich zur Preisbewerbung gemeldet. Die Besitzerin von Ash Grove, welche den Preis davon trug, in Bezug auf allgemeine Verwaltung mit Hinblick auf Nutzen, Erträgniß der Ernten, Güte und Zweckmäßigkeit des Viehstandes, des Graslandes und den Zustand der Zäune, Hecken, Wege u. s. w., heißt Mrs. M. E. Millington.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 32. Vierter Jahrgang. 1871.

Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Da plötzlich hörte sie unter sich ein leises, aber kunstgerechtes Clavierspiel; mit großer Geschicklichkeit wurde ein kurzes Präludium gespielt, dann erklang eine reine, gute Männerstimme, die in klagender Weise eines jener sentimentalen Lieder über verlorenes Glück und heftigen Liebesschmerz vortrug, welche auf empfindsame Seelen nie ihre Wirkung verfehlen und sie mit mächtiger Allgewalt für den Sänger begeistern.

Sofort erkannte Gretchen die Stimme des Doctors. Ergriffen lehnte sich sich weit zum Fenster hinaus und lauschte mit einem Interesse, als sei jedes Wort des Liedes für sie bestimmt; sie konnte sich nicht losreißen von dem allgewaltigen Eindruck, den der Gesang und seine Begleitung auf sie machten; noch immer verharrte sie in ihrer Stellung, als das Lied längst verklungen war.

Aber jetzt tauchte in dem Fenster unter ihr ebenfalls ein Kopf auf; sie wollte sich schnell zurückziehen, doch es war zu spät, der Doctor hatte sie schon wahrgenommen.

Jedenfalls leitete ihn eine zarte Rücksicht für sie; nur einen Augenblick sah er zu ihr hinauf, dann verneigte er sich tief, seine Lippen flüsterten eine „Gute Nacht!“ und eilig verschwand er.

Auch Gretchen trat vom Fenster fort und suchte ihr weiches Lager. Aber es währte lange, ehe sie der Schlummer beglückte; und als endlich der holde Traumgott sie umfing, da waren es verführerische Bilder einer erregten Phantasie, die sie umgaukelten. Sie sah sich wieder als Braut; aber ihr Erwählter hatte die Gestalt des Doctors, und seine Schwüre ewiger Treue ließen sie vor Wonne erbeben.

Am nächsten Morgen verließ die junge Frau schon früh ihr Schlafzimmer und wanderte hinab in den Garten wo Blumen und Sträucher, erfrischt von einem reichlichen Thau, wie neubelebt prangten und ihr süßer Duft die Luft mit den herrlichsten Wohlgerüchen schwängerte.

Die kleinen befiederten Sänger flogen von Baum zu Baum und schmetterten jubelnd ihre Lieder in das All, es war ein entzückender Sommermorgen, wie ihn Gretchen nur selten genossen, denn fast beständig in größeren Städten sich aufhaltend, hatte auch sie es sich zur Gewohnheit werden lassen, bis spät in den Tag hineinzuschlafen; es mußte eine besondere Bewandtniß haben, daß sie es jetzt über sich vermochte, so früh die holde Natur zu bewundern.

In reizender Morgentoilette wandelte sie zwischen den Anlagen hin, hier an einer Blume riechend, dort die Farbenpracht fliehender Schmetterlinge bewundernd. Sie mußte sich eben unbeschreiblich glücklich fühlen, vielleicht in Folge der lieblichen Traumgebilde während der Nacht, ihre meist bleichen Waugen waren von rosiger Gluth angehaucht, das schöne Auge leuchtete wie seit lange nicht. Niemand, der sie jetzt betrachtet, hätte geahnt, daß sie bereits seit länger als einem halben Jahre Frau sei, Jeder würde sie für ein jugendliches, frohsinniges Mädchen gehalten haben.

Doch plötzlich erbebte sie, und die Ursache hierzu war nichts anderes, als daß sie gewahrte, wie sich der Doctor Seiber näherte, der ebenfalls schon das Haus verlassen hatte.

„Wahrlich, ich bewundere Sie, gnädige Frau,“ redete sie der junge Mann nach einem ehrerbietigen Gruß an. „So zeitig hätte ich Sie hier nicht erwartet.“

„Ich mache auch heute nur eine Ausnahme,“ erwiderte Frau von Leidnitz, ihre Fassung schnell wieder gewinnend; „in der Regel schlafe ich recht lange.“

„Der wunderbar schöne Morgen hat Sie also hinausgelockt, das ist begreiflich; ich bin stets schon um diese Zeit im Freien, wenn das Wetter günstig ist.“

„Wohl auch oft auf der Tour zu Kranken.“

„O, dazu muß ich manche liebe Nacht verwenden, oft ganz gegen meine Neigung. Aber ich habe es mir zur Pflicht gemacht, nie säumig zu erscheinen.“

„Das finde ich sehr edel. Gott, wie sehnt ein Kranker den Arzt herbei.“

„Könnte ich nur immer Hilfe bringen. Aber wie oft muß der Arzt einsehen, daß alle seine Anstrengungen vergeblich sind und die Gesetze der Natur nicht zu ändern vermögen.“

„Das muß eine schreckliche Einsicht für den gefühlvollen Mediciner sein?“

„Ja, eine traurige, niederdrückende. Mögen manche Aerzte ihre Wissenschaft auch zu einem feilen Geschäft herabwürdigen, ich kann mein Gefühl nicht verläugnen und empfinde all die Leiden mit, die sich meinem Auge zeigen.“

„Da ist es natürlich, daß Sie oft sehr unglücklich sind?“

„Andererseits bietet es eine erhebende Genugthuung, sich gestehen zu können, dem grausigen Tode ein Opfer entrissen zu haben.“

„Finden Sie den Tod in Wahrheit grausig? Ich denke, daß es viele Menschen giebt, die ihn recht sehr herbeisehnen.“

„Wohl wünscht Mancher in frevelnder Auflehnung gegen Gott sein Ende, und die Erde liefert ja auch jährlich eine Menge Selbstmörder. Diese Menschen sind indessen von dem Schicksal so sehr geschlagen, sie haben so ganz alle Hoffnung verloren, daß ihnen im Augenblick der Ausübung ihrer letzten That die gesunde Vernunft fehlt; oder, und namentlich diejenigen, welche es bei dem bloßen Wunsche, zu sterben, lassen, krümmen sich wie ein Wurm vor dem Tod, wenn er erst an sie herantritt. Ich habe Manchen sterben sehen, gnädige Frau; aber eben dadurch bin ich zu der Ansicht gelangt, daß es etwas Schweres, Entsetzliches um den letzten Kampf ist. Und ist nicht schon der Gedanke schrecklich genug, daß unser Körper, auf den wir so viel halten, nach unserem Tode in dunkler Erde zernagt wird und zerfällt?“

„Sie haben recht, Herr Doctor,“ sprach Gretchen voll Innigkeit, indem sie dem Arzt die Hand reichte, die dieser galant an seine Lippen führte. „Ach, auch ich bin schon oft

so vermessen gewesen, mir den Tod zu wünschen, ohne zu bedenken, welches Unrecht ich beging."

„Sie haben den Tod herbeigesehnt?" rief Selber überrasch. Doch, fuhr er langsam fort, „warum soll ich das bezweifeln? Es giebt ja auf Erden keinen Menschen, der von sich sagen könnte, er kenne den Schmerz nur dem Namen nach."

„O, ich habe wohl erfahren, was Kummer und Leid zu bedeuten haben."

„Ich glaube, davon gestern einen Anstrich auf Ihrem Gesicht gelesen zu haben, gnädige Frau. Aber heute scheinen Sie höchst glücklich zu sein."

„Sie haben sich nicht geirrt; gestern drückte mich der Kummer fast zu Boden, heute fühle ich mich über jedes Ungemach der Erde erhaben."

„Eine schnelle Wandlung, zu der ich herzlich gratulire. Jedenfalls beschäftigen Sie Ihren Geist sehr viel mit Vorstellungen, sonst könnten Sie sich kaum so rasch von einer Niedergeschlagenheit erholen."

„Ach, Sie wollen sagen, ich lebte in Träumen. Vielleicht haben Sie nicht so ganz unrecht. Wohl dem Menschen, der, wenn die Wirklichkeit ihm keine Annehmlichkeiten mehr zu bieten vermag, sich durch Phantasiegebilde für Stunden aus seiner traurigen Lage erheben kann."

Der Doctor lächelte bitter und schwieg. Etwas später fragte er: „Wird Ihr Herr Gemahl ebenfalls nach Wernigerode kommen?"

„Ich glaube es nicht. Erst heute theile ich ihm mit, wo ich mich aufhalte, und wenn ich nicht sehr irre, wünscht er aus vollem Herzen, daß ich mich für einige Zeit ohne seine Gesellschaft behaglich fühle."

„Das wird Ihnen wahrscheinlich schwer werden."

Ein verächtliches Lächeln zuckte für einen kurzen Moment um die Lippen der jungen Frau, aber wenn dasselbe auch nur wie ein Blitz vorübergeglitten war, der feine Beobachter hatte es doch bemerkt. Gretchen, die das befürchtete, entgegnete: „Ich habe ja den Vater hier, und dann sehe ich wohl ein, daß die Amtsgeschäfte meinen Mann verhinderten, mich zu begleiten."

„Es ist wahr, die Herren Beamten sind ewig gebunden. Doch jedenfalls wird Herr von Leidnitz bald genug von Sehnsucht getrieben, um einige Tage Urlaub nachsuchen und Sie überraschen."

„Würden auch Sie sich freuen, ihn wieder zu sehen, Herr Doctor?"

„Gnädige Frau, diese Frage setzt mich in Verlegenheit."

„Ich war so unbescheiden, sie zu stellen, weil ich fürchtete, Sie könnten ihm schroff begegnen, weil er sich einst an Ihnen versündigt hat."

„Das kann ich ihm auch nie vergessen, denn ich werde ewig beklagen, daß ich mich damals so schnell von Ihnen trennen mußte."

Gretchen erröthete; aber sich bezwingend, sprach sie lächelnd: „O, Sie haben gewiß überall Ersatz für die Gesellschaft gefunden, die Sie flohen."

„Ich habe nie danach gesucht, gnädige Frau; mein Zurückbleiben in Wernigerode entschied über mein Leben, ich fand dadurch einen Wirkungskreis, der all mein Streben in Anspruch nahm; aber ich verlor auf ewig meinen Frieden."

Die junge Frau mochte mehr in den Blicken wie in den Worten des Doctors gelesen haben, worauf er hindeutete, sie wurde sehr befangen, blickte nach dem Hause zurück und sprach: „Mein Vater liegt im Fenster, er erwartet jedenfalls den Kaffee; ich muß meine Morgenpromenade beenden, Herr Doctor."

Selber wandte sich mit ihr zurück.

Täglich traf nun der Doctor mit der jungen Frau zusammen, oft in einer schattigen Laube des Gartens, bald in größerer Gesellschaft, zuweilen machten sie auch gemeinschaftliche Ausflüge in den Harz; aber am heitersten waren sie immer, wenn sie Abends nebeneinander in den Laubgängen hinwandelten, während der alte Rath vor der Thür saß und gemüthlich seine Pfeife rauchte. Dann wußte der Doctor regelmäßig eine Unterhaltung zu wählen, die die junge Frau mit Verehrung und Theilnahme für den geistreichen Mann erfüllte und oft den Wunsch in ihr rege machte, einen Gatten zu besitzen, zu dem sie so hinaufblicken könne, wie zu dem Arzte. Seine Gesellschaft wurde ihr bald so zum Bedürfniß, daß sie sich unbehaglich fühlte, wenn er an ihrer Seite fehlte. Ach, sie ahnte wohl nicht, daß sie an einem Abgrunde verweilte, in den sie stürzen mußte, sobald sie noch einen Schritt vorwärts thue.

(Fortsetzung folgt.)

Paris sehen und — nicht sterben!

(Fortsetzung.)

An den acht Ecken der Place de la Concorde sind die acht bedeutendsten Provincialhauptstädte Frankreichs als colossale sitzende Jungfrauen verherrlicht. Uns interessirt heute nur die traurigste dieser Jungfrauen, links oben in der Ecke der Rue Rivoli und des Tuileriengartens unter Immortellen-Kränzen und Trauerfloren fast begraben. Sie scheidet für immer aus der stolzen Schwesternschaft, von Lyon und Marseille, Bordeaux und Nantes, Lille. Brest und Rouen — sie die schöne, hehre deutsche Jungfrau Straßburg ist für immer zu ihrer deutschen Schwesternschaft zurückgekehrt. Was wird Paris mit ihrem steinernen Abbilde machen? Heute will es noch nicht ans Scheiden denken. Heute ist Straßburg noch die gefeierste, geschmückteste von allen Schwestern. Fahnen, Kränze, Bilder, Bänder, Gedichte verherrlichten die Tapferkeit, die Ausdauer und den Opfermuth der französischen Stadt am deutschen Rhein. An den Granitsockel ist mit Kohle angeschrieben: „Vivre libre ou mourir! — und „Vive la république française!" Kränze und Fahnen tragen die Inschrift: „A Strassburg et à ses héroiques défenseurs!" oder: „Hommage à la cité héroique!" Sogar die Kränze hängen und die Gypsstatue steht noch da, die man dem „heroischen General Uhrich, dem großen Vertheidiger von Straßburg", widmete, nachdem Paris, Frankreich nach altem Brauch den überwundenen Helden längst zum Verräther gemacht hat. Auch die astronomische Münsteruhr und ihr Wiederhersteller fanden jetzt nach Vernichtung des Kunstwerkes verherrlichende Photographieen, Gedichte und Kränze. — Und Straßburg empfing zugleich die Huldigungskränze für ihre kleineren tapferen Schwestern: Bitsch, Montmédy, Pfalzburg, Mezières, Chateaudun. Aber nach den Jubelkränzen kamen viele, viele Trauerflore.

Am Eingange in den Tuileriengarten durch das Thor mit den geflügelten Pferden und ihren Reitern Fama und Merkur weisen uns Nationalgarden zurück. Wir würden auch ohne diese Geste wohl auf den Eintritt in diesen — Morast

verzichtet haben. Ja, die vielen Pferde, Menschen, Wagen und Kanonen, die während der Belagerungszeit die vom Regen aufgeweichten Rasenplätze und Blumenbeete dieses Lieblingsgartens der Pariser, in dem sie an schönen Sommer- und Frühlingstagen Nachmittags gern den Gratis-Harmonie-Concerten ihrer Militärmusiker zu lauschen pflegten, schonungslos zerstampften und durchschnitten, haben diese prächtige Gartenschöpfung Le Notre's auf Jahre hinaus vernichtet. Hunderte von Feldgeschützen, Munitionskarren, Bagagewagen stehen in dem Park, lange Reihen von Breterschoppen beherbergen den Ueberrest der Militärpferde, und die Soldaten hauen einen Baum nach dem anderen um, sich zu wärmen und Kochfeuer im Freien anzumachen. Und wie viele Bäume sind von den hungerigen Pferden abgenagt, wie viele seltene exotische Pflanzen aufgefressen, zertreten, erfroren! Wie traurig steht der Tuileriengarten aus, wie traurig der Jardin du Prince impérial, wo noch vor einem Jahre Lulu's Vélocipède so lustig schnurrte, wie traurig die Terrasse du bord de l'eau, auf der einst nach einander der König von Rom, der Herzog von Bordeaux (der letzte bourbonische Thronprätendent von Frankreich, der Graf von Chambord, Sohn des ermordeten Herzogs von Berry) und dann Louis Philipp's Enkel, der Graf von Paris und vielleicht bald König von Frankreich, spielten! Der Tuileriengarten ist ein Bild all dieser stolzen untergegangenen Kronenherrlichkeit! Weiter! weiter! — Uns graut!

Und erst die prächtigen, übermüthigen Tuilerien, dieser dreihundertjährige Bau, von einer Katharina von Medicis begonnen! Es war einer der traurigsten Tage in der Geschichte Frankreichs, als der Wille des Pöbels dies glänzende Lustschloß frivoler Könige und Königinnen zur Königsresidenz von Frankreich machte. Es war der 6. October 1789, an dem der hungernde, betrunkene Abschaum von Paris Ludwig XVI. und Marie Antoinette von Versailles abholte und zwang, in den Tuilerien zu residiren — bis zur Ueberführung in den Kerker und aufs Blutgerüst. Im Schauspielsaale des Pavillon Marsan wüthete der National-Convent. Aus diesem Pavillon vertrieb der junge General Bonaparte am 9. November 1799 den Rath der Alten und residirte als Erster Consul mit dem Prunk Ludwig's XIV. in den Tuilerien. Hier feierte Kaiser Napoleon seine Hochzeit mit Maria Louise von Oesterreich und die Taufe des Königs von Rom — und hier bauten die siegreichen Deutschen und Russen dem armseligen Bourbon Ludwig XVIII. einen goldflimmernden Thron. Von hier aus flohen die entthronten Könige Karl X. und Louis Philipp nach England, von hier aus folgte ihnen Frankreichs Kaiserin Eugenie mit ihrem Sohne, nachdem „der Kaiser, der Kaiser gefangen!“ In den Tuilerien residirt jetzt die Republik Frankreichs. Durch die üppigen Kaisersäle dröhnen die nägelbeschlagenen Stiefel der gefangenen Soldaten der Republik, in allen Fenstern liegen und lachen und rauchen Nationalgarden. Einige Säle sind zu Lazarethen und ein Pavillon ist zur Waffenfabrikation eingerichtet. Mit großen Buchstaben steht dort zu lesen: „Réparation des armes gratuitement: Fusils tabatière, fusils à piston et chassepot“ ... Und nach wenigen Tagen wird Deutschlands Kaiser Wilhelm als Sieger in die Tuilerien einziehen. Und wer wird nach ihm dort residirrn? Ein Orleans? Bourbon? République française? Wahrhaftig, es ist eine Welt, eine Zeit, wo man für sein Bischen gesundes Menschenhirn aufrichtig besorgt sein darf, daß es nicht mit in den allgemeinen Wirbel hineingerissen wird. Auch der Louvre mit seiner tollen, prunkvollen Vergangenheit und seiner noch tolleren, traurigen Gegenwart ist nicht dazu angethan, ein angewirbeltes Menschenhirn zu beruhigen. Gegen das Wirbligwerden soll aber nichts probater sein, als ein gutes, reichliches Dejeuner. Ich ging in das nahe Palais Royal mit dem tugendhaften Vorsatze, weder daran zu denken, daß Cardinal Richelieu es erbaute und Mon Mon es zuletzt bewohnte, daß der Regent Philipp von Orleans hier seine wildesten Orgien feierte, bei denen „die Damen mehr als die Mannsleute sauffen“, wie uns des Regenten Mutter, Elisabeth Charlotte von Pfalz-Zweibrücken, treuherzig berichtet; daß Philippe Egalité von hier aus unter die Guillotine geschleppt wurde, nachdem Camille Desmoulins im Garten des Palais durch seine wildflammende Rede am 13. Juli 1789 und durch die Stiftung der „grünen Cocarde“ für alle Freiheitsmänner die rothe Republik wachgerufen — nein, ich stieg in die Bel-Etage des Palais Royal hinauf, mich rechtschaffen satt zu essen und dabei alle, alle Misère des armen Paris zu vergessen. Vorsichtig ging ich bei dem famosen, theueren Chevet und den delicaten Trois frères Provençaux vorüber und in den Restaurant Tissot, Galerie Beaujolais. Es war sehr voll in dem eleganten Saal, aber verzweifelt leer auf den kleinen Tischen. „Garçon, un déjeûner ordinaire!“ Der Garçon sah mich groß an — zweifelhaft verdächtig. Schon glaubte ich mich erkannt, verrathen. Ueber meinen Rücken lief ein eigenthümliches, fatales Jucken. Und schon wieder das trockene Würgen in der Kehle! Aber ich fühlte: ein einziges scheues Blinzeln der Verlegenheit, und ich hatte den ganzen Restaurant Tissot auf dem Halse. „Un déjeûner ordinaire!“ wiederholte ich grob. Da bekam der Garçon seine Zungengeläufigkeit wieder: „Monsieur müßten wohl ein Fremder sein, da Monsieur nicht wüßten, daß schon seit Monaten in Paris die Déjeûners ordinaires aufgehört hätten und daß man nur noch à la carte speise.“ Ich wußte keine bessere Antwort darauf, als noch herrischer die Speisekarte zu fordern. Die war sehr klein, nur groß in ihren Preisen. Ich aß Spinat mit Leber, ich fürchte Pferdeleber, ein Stückchen Seefisch mit einer säuerlichen grünen Sauce, eine Hammelrippe mit vier kleinen Bratkartoffeln und sieben Kastanien, eine Stückchen Käse wie eine Wallnuß groß, zwei Scheibchen Brod dazu, hatte als Dessert mendiant, ein Gemisch von Nüssen, Mandeln und Rosinen und trank eine halbe Flasche sehr guten Bordeaux. Diese Schüsseln hätte ich mit Bequemlichkeit vier- bis fünfmal nachbestellen können, so winzig, so unsichtbar fast waren sie. Aber ich fühlte ein größeres Rühren mit meinem Portemonnaie als mit meinem Magen. „Combien, Garçon?“ — Vingt-quatre Francs, monsieur!“ Ich legte 1 und 1/4 Napoleonsd'or auf den Tisch: „Pour vous, Garçon!“ Der Garçon machte mir für den 1 Franc eine Verbeugung, wie man sie den reisenden Söhnen Englands in deutschen und französischen Hotels und Restaurants zu machen pflegt. Ich war gerettet. Der Garçon hielt mich trotz meiner viermal geriesterten Stiefel für einen goldenen Engländer. Neben meinem Tische dejeunirte ein junges, hübsches Ehepaar. Es war eine Lust, zu sehen, mit welchem Appetit sie sich die lange entbehrten guten Sachen schmecken ließen. Sie waren sogar so üppig, sich ein halbes Hühnchen für 15 Francs geben zu lassen. Während sie wie die Tauben ihr kleines Dejeuner anspickten, waren alle Leiden der Belagerung vergessen. „Und wenn die Preußen erst wieder nach Hause geschickt sind, gehen wir aufs Land und trinken Ziegenmilch und essen frische Eier und junge Hühner — das wird uns gut thun!“ kosten sie mit einander. An einem anderen Tische politisirten drei Herren. L'empéreur voleur, comte Chambord imbécile, Trochu perfide, Gambetta fou — vive la république!“ war ihr Glaubensbekenntniß. Zwei alte Herren sprachen sehr ernsthaft und sorgenvoll von den Wahlen, von der Constituante in Bordeaux, dem drohenden Einzuge der Prussiens und der Zukunft Frankreichs. „Und wenn die wilden Bestien von Belleville den einziehenden Preußen ihr Zähne und Krallen zeigen, wenn nur Ein deutscher Blutstropfen fließt, so wird Paris von den Forts in Trümmer geschossen!“ In dem wüsten Garten des Palais Royal verzehrte ich aus der Tasche mein Versailler Brod mit Wurst und Chocolade, um mir wenigstens einbilden zu können, ich hätte mich für meine schweren 25 Francs bei Tissot auch ein wenig satt gegessen. Kaffee wollte ich im Café Charlemagne, Rue Rivoli, trinken. „Un Café, Garçon!“ Der Garçon thut in seinem verschwommenem Patois eine Frage, von der

ich kein Wort verstehe. Ich wiederholte also keck: „Demi-tasse!“ Da hebt der Junge zwei Finger auf und sieht mich fragend an. O weh! schon wieder als Fremder erkannt, mit dem man durch Zeichen reden muß. Und ich habe keine Ahnung, was diese zwei aufgehobenen Finger bedeuten sollen. Aber ich muß antworten; hier heißt es: „Un mot ou la vie!“ Und ich sage schnell: „Oui, oui!“ Ich weiß heute noch nicht, wozu ich Ja gesagt habe. Aber der Kaffee kommt. Er ist schlecht und kostet 1 Franc. Ich vertiefe mich in den „Charivari“, um von meinem Nachbar, der ein Gesicht hat, als könnte er mit dem größten Vergnügen einen espion prussien an die eiserne Säule des Cafes aufhängen, nicht in ein Gespräch gezogen zu werden. Der „Charivari“ lacht über die „Deux cents millions! Bien la peine d'être dans le pétrin (zwischen Thür und Angel sein) pour le payer ce prix-là!“ — er lacht über die auf ihrem Schilde sterbende France — er lacht über den Hunger, über das Essen der Hunde und Ratten, — aber das Lachen klingt so traurig, fast so traurig, wie die krampfhafte Hoffnungsfreudigkeit der Kaffeehaus-Politiker neben mir mit den Stichworten: „Revanche à Berlin! vaincre ou mourir! — combat à outrance! — la mort pour tous les Prussiens, qui promèneront par l'arc de Triomphe“ . . . Man hört es diesen traurigen Schreiern eben an, daß sie selber nicht an das glauben, was sie hier zum Besten geben.

Ich bin froh, daß ich wieder in der Rue Rivoli bin. Soldaten, Soldaten und immer wieder Soldaten in allen möglichen Uniformen und ohne Waffen. Sie flaniren lachend, plaudernd das Trottoir entlang, sie stehen vor den vielen Plakaten an allen Straßenecken oder vor den Schaufenstern mit den glänzenden Luxusartikeln oder den noch lockenderen Delicatessen! Welche lüsterne Augen sich in diesen köstlichen westphälischen Schinken hineinbohren! O, diese 250,000 unbeschäftigten Soldaten könnten unter Umständen eine furchtbare Plage werden. Die Trommel und die Trompete ruft sie freilich dreimal täglich zum Appel. Aber die übrige Zeit! Ein philantropischer Schwärmer giebt in den Zeitungen den Rath, für die faul umherbummelnden Soldaten belehrende Vorträge zu arrangiren. Würden sie hingehen? Ein anderer praktischer Mann will die Soldaten zu Staatsbauten verwenden. Werden sie freiwillig arbeiten? Das Beste bleibt doch immer der Friede und die Rückkehr zu einer geordneten Staats- und Familien-Wirthschaft. Aber wenn man dies Trommelnrasseln und Trompetengeschmetter hört und diese einzelne Haufen von marschfertig gerüsteten National- und Mobilgarden durch die Straßen von Paris ziehen sieht, sollte man da nicht glauben: Paris will jener Politik im Café Charlemagne folgen und à outrance fortkämpfen — bis zur Selbstvernichtung? Ja, Selbstvernichtung! Davon erzählen auch die fünf Soldatensärge, voran der Sarg eines Capitäns, die soeben vorüberziehen, hinaus auf den Friedhof! Davon erzählen auch die Panzerhemden und Brustharnische, die an den Schaufenstern prunken. Und was haben diese Panzerhemden und Brustharnische bei'm Ausfall am 19. Januar genützt? Die vielen, vielen schwarzen Trauergestalten und bleichen Gesichter eleganter Damen auf den Straßen erzählen davon. Monde Illustré am Schaufenster zeigt uns die Portraits des bei jenem Verzweiflungs-Ausfalle gebliebenen talentvollen Malers Henri Regnault und von Cneiolis d'Espinasse . . . und Plakate erzählen uns, daß in der Rue de Pontoise noch die Photographieen und Ausrüstungsstücke von 60 an jenem Tage gefallenen Nationalgarden ausgestellt sind, deren Namen nicht ermittelt werden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Technisches. Nach einem Berichte des Dr. Klüpfel in der „Berg- und Hütten-Ztg.“ über das Eisenhüttenwesen in den Vereinigten Staaten ist in Amerika in aller Stille eine neue Industrie entstanden, welche große Bedeutung zu erlangen verspricht, nämlich die Fabrikation von polirtem Stabeisen vermittelst kalten Walzens. Das neue Verfahren ist von den Besitzern der „American Iron Works“ Jones und Laughlins in Pittsburg eingeführt worden, und das prächtige Produkt namentlich das Rundeisen für Transmissionswellen ist in Amerika sehr beliebt, und hat auch schon auf dem deutschen Markte Eingang gefunden. Das zur Verwendung kommende, auf gewöhnliche Art erzeugte Walzeisen wird zuerst in großen, in den Boden eingesenkten Säurebottichen abgebeizt, dann kommen die Stangen in Bottiche mit Kalkwasser, worauf sie sauber abgerieben und neben der Kaltwalzenstraße aufgehäuft werden. Es ist ein Rundeisen und ein Blechwalzenwerk, ferner ein Universal- und ein Kleineisenwalzwerk im Betriebe. Alle Walzen sind blank geschliffen. Dr. Klüpfel sah $2^1/_2$ zölliges Rundeisen walzen, dasselbe wurde etwa 25 Mal durch das nämliche Kaliber gelassen, wobei man die Stange nach jedem Durchgange ein klein wendig drehte. Die Oberwalze wurde währenddem zweimal unbedeutend nachgestellt. Die Walzen machten nur 40 Umdrehungen pro Minute. Die rund und schön blank gewalzten Stangen werden zunächst mit hölzernen Hämmern aus dem gröbsten gerade gerichtet, dann eingefettet und auf hölzerne Gestelle gelegt, bis sie zum genaueren Richten gelangen. Diese Operation erfordert besonders geschickte und gewandte Arbeiter. An 5 Richtbänken waren je 3 Arbeiter beschäftigt. Jede Richtbank enthält 5 bewegliche Schlitten, deren einer mit einer kräftigen Schraubenpresse ausgestattet ist. Das Rundeisen ruht auf Rollen der beiden äußeren Schlitten, und wird in Drehung versetzt. Der Meister zeichnet die ausschlagenden Stellen an, und bewirkt das Geradebiegen mit der Presse, was so lange fortgesetzt wird, bis die Stangen rund laufen. Das Abschneiden der Stangen auf die genaue Länge geschieht auf Drehbänken. Es ist sehr wohl zu begreifen, daß sich auf diesem Wege Transmissionsstangen besser herstellen lassen, als durch Abdrehen des Rundeisens auf der Drehbank. Jeder Sachverständige wird zugeben, daß das bisher angewandte Verfahren weder genau runde, noch gleichmäßig dicke, noch grade Wellen liefert. Mit der neuen Methode dürfte sich etwa der gleiche Grad von Richtigkeit erzielen lassen, die Qualität des Materiales und die Herstellungskosten werden sich aber wohl günstiger stellen; inzwischen werden in Amerika die kaltgewalzten Wellen z. Z. noch zum gleichen Preise verkauft wie die abgedrehten. – In England findet die künstliche Asphaltpflasterung nach Methvens Methode gegenwärtig ausgedehnte Anwendung. In einem eisernen Kessel wird Steinkohlentheer gekocht, und mit dem achtfachen Volumen Coakskleín und Kies versetzt. Das Gemisch wird mit der Schaufel durchgearbeitet, dann durch ein Sieb mit $^3/_4$ zölligen Maschen, und nochmals durch ein feineres Sieb mit $^1/_4$ zölligen Maschen geworfen. Der zu belegende Boden muß festgestampft oder gewalzt werden. Zuerst schüttet man das gröbste Material auf, walzt es fest, dann folgt das feinere Material, und zuletzt noch ganz feines, welches aufgesiebt wird. Die Herstellung der Pflasterung erfordert warmes Wetter, wobei aber die Walzen naß erhalten werden müssen, damit das Material nicht anklebt. Das Pflaster, dessen Lage etwa 2 Zoll betragen soll, ist sehr dauerhaft, und läßt sich leicht repariren. Die schwarze Farbe und der noch einige Zeit nach dem Legen anhaltende Geruch sind die einzigen Vorwürfe, die man ihm machen kann.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 33. Vierter Jahrgang. 1871.

Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

5.

Doctor Selber war eine jener Naturen, die alles Schöne und Erhabene im Fluge ergreifen, dagegen alles Gemeine wie die Sünde hassen und nie den kleinsten Fehltritt thun können, ohne sich selber zu verachten. Sein Leben war dahingeflossen, ohne daß er von der Bahn des Rechts abgewichen wäre, in all seinem Thun lag Edelmuth und Großherzigkeit ausgeprägt. Deshalb wurde er auch allgemein verehrt, und es war ihm bis dahin nicht vorgekommen, daß man ihn geringgeschätzt hatte.

Um so mehr ergriff es ihn, als er erfuhr, wie erbärmlich und schändlich Leidnitz, der sich seinen besten Freund nannte, an ihm gehandelt hatte. Lange sträubte er sich, ihm eine solche Schlechtigkeit zuzutrauen; aber er erhielt Gewißheit darüber, daß der Assessor ihn wirklich vor seiner Verlobten und deren Verwandten tief zu erniedrigen gesucht hatte, und dies lediglich aus dem Grunde, weil seine freundlichen Aufmerksamkeiten gegen Fräulein Ahlfeldt ihm gefährlich erschienen waren. Der gehaltlose Mensch hatte also das Bewußtsein in sich getragen, mit ihm nicht rivalisiren zu können, und deshalb war er zu den niedrigsten Schlichen übergegangen, um ihm zu schaden. Und hatte er wohl Ursache gehabt, ihn zu fürchten? Wahrlich nicht! Denn mochte Selber auch das Fräulein Ahlfeldt als die schönste Perle unter allen Jungfrauen betrachtet haben, der Umstand, daß sie die verlobte Braut eines Freundes war, hätte ihn gewiß abgehalten, sich ihr mit Wünschen zu nahen, die eben dem Freunde Leid bereiten konnten.

Aber jetzt, da er wußte, zu welchen Mitteln Leidnitz seine Zuflucht genommen hatte, war alle Freundschaft für ihn aus seinem Herzen geschwunden; sein sehnlichster Wunsch war, ihn aufs empfindlichste bestrafen zu können, ja sein sonst so edler Charakter neigte sich ziemlich stark zu einer Umwandlung hin, er brütete darauf, sich an dem treulosen Freunde zu rächen.

Die Gelegenheit bot sich ihm bald dar. Er traf Gretchen in Wernigerode wieder und hatte trotz ihrer Vorsicht in kurzer Zeit begriffen, daß auch nicht ein Funken von Liebe für Leidnitz in ihrem Herzen wohne. Wenn er sie ihm zur Strafe gänzlich entfremdete, war das nicht eine Rache, wie sie ihn empfindlicher nicht treffen konnte? Unbedingt!

Aber jetzt regte sich auch wieder der Edelmuth in dem Herzen des Doctors. Nein, er durfte so nicht handeln. Dadurch hätte er sich ja mit dem Assessor auf gleiche Stufe gestellt; und wurde Gretchen nicht noch unglücklicher, wie sie schon war, wenn er ihre Liebe gewann? Alles das bedachte er und nahm sich vor, ihr nie etwas anderes als die höchste Verehrung zu zeigen und den Augenblick abzuwarten, in welchem er dem Herrn von Leidnitz zeigen könne, daß er ihn verachte.

Mit diesem Vorsatz ausgerüstet, suchte er täglich die Gesellschaft der jungen Frau, fühlte sich glücklich in ihrer Nähe und machte es sich zur Aufgabe, ihren Aufenthalt in dem Gebirgsstädtchen durch jede nur mögliche freundliche Rücksicht zu verschönern. Bei all seinem Wissen kannte er zu wenig die Frauenherzen, die so leicht in Liebe erglühen, wenn ein Mann sie beständig zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeiten macht und sie vor anderen Damen auffallend auszeichnet. Und — bevor er es selbst ahnte, war ihr Umgang ihm so zum Bedürfniß geworden, daß er mit fieberhafter Unruhe die Stunden herbeisehnte, in denen er sie sehen und sprechen durfte; er liebte sie bereits mit dem ganzen Feuer der Jugend, ehe er auf das Gefährliche seiner Lage aufmerksam wurde.

So waren drei Wochen dahingeschwunden, in denen sich Gretchen und Selber jeden Tag mehrmals stundenlang allein im vertrauten Gespräch gegenüber befanden. Sie hatten gleichsam wie Kinder mit der lodernden Flamme gespielt, die ihnen näher und näher kam, ohne zu berücksichtigen, wie leicht eine solche verzehrend und verheerend um sich greift. Bei alledem war kein Wort wieder über Selbers Lippen gekommen, das da zu einer Erklärung zwischen ihnen hätte Veranlassung geben können; nur die eine Andeutung am ersten Tage seines Beisammenseins mit der jungen Frau über seine Empfindungen bei der Trennung von ihr in Blankenburg hatte er gewagt.

Jetzt saß der Doctor allein auf dem Plätzchen in der Laube, wo Frau von Leidnitz so oft neben ihm verweilt und seinen Worten gelauscht hatte. Eine trübe Wolke lagerte auf seiner Stirn, er schaute traurig vor sich nieder und war so ganz in Gedanken vertieft, daß er nicht einmal bemerkte, wie auf dem mit Kies bestreuten Wege des Gartens leichte Tritte hörbar wurden, die näher und näher kamen.

Plötzlich stand Gretchen vor ihm und blickte ihn eine Weile forschend an.

Der Doctor schrak empor, sein Auge begegnete dem der jungen Frau, er gewahrte, daß sie geweint hatte.

„Auch Sie sind betrübt!“ rief er, ihre kleine Hand ergreifend. „Ist es doch, als würden wir stets zu gleicher Zeit von niederdrückenden Empfindungen beherrscht.“

Gretchen seufzte und ließ sich schweigend nieder.

„Ich soll durchaus nach meinem Wohnort zurück, man erwartet mich dort,“ fuhr der Doctor fort.

„Aber Sie werden nicht gehen, Sie müssen ja hier bleiben, Ihrer Gesundheit wegen.“

„Und daheim harren Kranke auf mich.“

„Sie sind sich selber der Nächste, und auch ich bedarf Ihrer, denn ich bin heute recht leidend.“

„Gnädige Frau, Sie scheinen mehr gemüthskrank als körperlich leidend zu sein.“

„Vielleicht haben Sie recht. Uebrigens kann ich Ihnen mittheilen, daß in den nächsten Tagen mein Mann hierher kommt.“

„Herr von Leidnitz!“ sprach Selber mit dem Ausdruck höchster Ueberraschung.

„Er wird sich vier und zwanzig Stunden hier aufhalten.“

„Die Nachricht berührt mich unangenehm, ich möchte ihm am liebsten nicht begegnen.“

„Und er ist erfreut, Sie hier zu treffen.“

„Das finde ich eigenthümlich. Meiner Ansicht nach müßte er mir ausweichen.“

„O, er ahnt nicht, daß Sie um jene Intrigue wissen.“

„Aber sein Gewissen müßte ihn bedrücken. Und — ich begreife nach dem Vorangegangenen nicht, daß er mich in Ihrer Nähe wissen kann, ohne sich unbehaglich zu fühlen.“

„Die Zeit ändert Ansichten und Wünsche,“ versetzte die junge Frau erröthend.

„Sie scheinen nicht glücklich über dies Wiedersehen zu sein, gnädige Frau,“ wagte der Doctor anzuführen.

Gretchen antwortete nicht, sie senkte das Auge zu Boden.

Selber ließ sich von den Empfindungen, die sein Herz schon so lange gefangen nahmen, hinreißen. Seine Liebe zu Gretchen besiegte seine Ehrenhaftigkeit. „Gnädige Frau,“ fuhr er fort und ergriff dabei unwillkürlich ihre Hand, die leise zitterte. „Sie sind unglücklich, Ihre häufige Schwermuth sagt mir, daß Ihr Gatte von Ihnen ungeliebt ist, was ich mir auch ohne jede Aeußerung Ihrerseits gestehen müßte; Sie führen an seiner Seite ein verfehltes Dasein, kann das ewig so bleiben?“

Frau von Leidnitz mochte in diesem Augenblick erkennen, wie es in ihrem Inneren aussah. Aber sie wollte keine Schwäche zeigen. Sich erhebend, sprach sie: „Herr Doctor, Sie ließen Vermuthungen laut werden, die mich verletzen; ich weiß, was ich meiner Stellung schuldig bin.“

Der Doctor blieb sehr ruhig. „Das letztere verkenne ich nicht,“ entgegnete er traurig. „Aber ich bin Arzt, Sie selbst haben mich um Hülfe gebeten, und ich muß, ehe ich eine Krankheit heilen kann, ihre Entstehung erforschen.“

„Sie ließen Aeußerungen über mein Verhältniß zu Leidnitz fallen, dazu kann ich Ihnen kein Recht einräumen.“

„So bitte ich um Verzeihung; ich glaubte mir das schon als Freund erlauben zu dürfen.“

„Nein, nein! Niemand soll darüber sprechen dürfen!“ rief Gretchen voll Heftigkeit. Dabei konnte sie aber nicht vermeiden, daß neue Thränen aus ihren Augen flossen.

Der Doctor fühlte nicht allein die innigste Liebe für die junge Frau, er beklagte auch aufrichtig ihr Geschick. Wieder ergriff er ihre Hand und bat sie, sich ruhig niederzulassen. Als sie seinen Wunsch erfüllte, sagte er mit einer Stimme, die zum Herzen sprechen mußte: „Warum wollen Sie mich täuschen, gnädige Frau? Bei Gottes Allmacht schwöre ich Ihnen, daß es keinen Menschen auf dem ganzen Erdenrund giebt, der so herzlichen Antheil an Ihnen nimmt, wie ich. Könnte ich Ihnen damit ein ungetrübtes Glück erkaufen, ich würde ohne Besinnen mein Leben für Sie opfern.“

Gretchen war tief bewegt, sie ließ ihre Hand in der des Doctors, und es war ihm sogar, als fühle er einen leisen Druck. Ganz leise entgegnete sie: „Mir kann Niemand helfen, Herr Doctor!“

„Das fürchte ich beinahe auch. Aber sollte völliges Vertrauen zu mir Ihren Schmerz nicht zu lindern vermögen?“

„Nein, weit eher erhöhen.“

„So erlauben Sie mir, daß ich Ihnen sage, was Sie bedrückt: Sie haben sich geopfert, Leidnitz besitzt weder Ihre Achtung noch Liebe, Sie sehnen sich nach der Befreiung von einem Gatten, der tief unter Ihnen steht!“

Gretchen erbebte, aber antwortete nicht.

„Ich ergründete Sie schon auf der Tour von Quedlinburg nach Wernigerode; o — und hätte ich in Ihrer Nähe bleiben können,“ fuhr Selber fort.

„Warum blieben Sie nicht?“ entfuhr es den Lippen der jungen Frau. Sie erschrak über die eigene Aeußerung.

„Sie haben recht, ich hätte bleiben sollen. Aber ich wußte nicht den Grund, der mir die abstoßende Behandlung der Ihrigen zugezogen hatte.“

„Ich war immer gleich freundlich gegen Sie.“

„Ja, Sie waren es, und Sie hätten der Engel werden müssen, der mich durch das Leben führte.“

„O Gott, Herr Doctor, schweigen Sie, Sie brechen mir das Herz, und ich bin verworfen, daß ich Sie anhöre.“

„Gretchen!“ flüsterte der Doctor, und ließ sich, von der Macht seiner Gefühle hingerissen, auf ein Knie nieder. „Gretchen, vielleicht können wir noch glücklich werden.“

Auch die junge Frau fühlte, daß sie ihre moralische Kraft verließ. Auch sie schätzte den Doctor ja schon so lange als einen der edelsten Menschen, und seit einiger Zeit liebte sie ihn über Alles, wenn sie sich das auch noch nicht gestanden hatte. „Nein, nein!“ hauchte sie hin, und ihre Thränen flossen noch reichlicher.

(Fortsetzung folgt.)

Paris sehen und — nicht sterben!

(Fortsetzung.)

An den Schaufenstern der Bilderläden in der Rue Rivoli fiel mir besonders die Zusammenstellung von drei stark contrastirenden Gruppen Photographie-Portraits auf. Da ist Roi Guillaume mit dem Kronprinzen, den Prinzen Friedrich Karl und Albrecht und den Grafen Bismarck und Moltke. Dann folgen in einen Strauß zusammengesteckt die Helden der Republik: Gambetta, Trochu, Favre, Rochefort Victor Hugo und Andere. Das Pendant zu Roi Guillaume bildet Roi Philippe mit der Königin Amelie, der Herzogin von Orleans, den Prinzen von Joinville und Aumale, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres. Etwas verschämt im Schatten präsentiren sich Graf und Gräfin Chambord. Man sieht, es ist hier in liberalster Weise für die heterogensten Sympathieen und für den Haß der Kriegs- oder Parteileidenschaft gesorgt. Nur die Napoleoniden glänzen vollständig durch ihre Abwesenheit. Die existiren einfach nicht mehr für Frankreich — weder für seine Liebe, noch für seinen Haß. Das ist der schrecklichste Tod — lebendig begraben zu werden.

Ein überall ausgehängtes Steindruckbild beschäftigt besonders die Augen und Phantasie der faul umherstehenden Soldaten. Es ist eine überschlanke weibliche Schönheit im schwarzen Amazonenkleide mit himmelblauen schmachtenden Augen. Sie birgt an ihrem Herzen ein weißes Täubchen vor einem riesigen schwarzen Adler. Im Hintergrunde Paris mit den Kuppeln des Pantheon und Invalidendomes, dem Triumphbogen und den Thürmen von Notre-Dame. Darunter steht: „Le pigeon. Echappé à la serre (Klaue) ennemie, le message attendu exalte le coeur de la fière cité!“ Welche rührende Brieftauben-Anspielung — und welch effectvoller Bilderschmuck der „stolzen Stadt“ am Einzuge des schwarzen Adlers mit der mächtigen Klaue!

„Man spricht Deutsch!“ steht noch an manchem Schaufenster oder Restaurant — und daneben: „On prend les coupons de la ville de Paris.“ Arme stolze, reiche Stadt! Also dahin ist es schon mit deinem Credit gekommen, daß deine Krämer es an ihren Fensterscheiben ausdrücklich betonen müssen, betonen dürfen: sie halten dich noch nicht für so total bankerott, daß es eine Versündigung an Weib und Kindern wäre, deine Papiere als baares Geld anzunehmen!

„Fermée pour la durée de la guerre!“ steht an den festverschlossenen Eisenthüren so manchen Ladens.

„Bière de Strasbourg!“ an den Cafés. Tempi passati!

Ein Zettelträger klebt einen neuen Zettel an die Colonnaden. Alle Welt strömt der Neuigkeit zu. „Die ländlichen Besitzer von Pferden können nach Bescheinigung der Mairieen im landwirthschaftlichen Ministerium Lieferungsbons auf Hafer und Kleie erhalten, den Centner Hafer für 35 Francs und den Centner Kleie für 18 Francs.“

Pah! nichts weiter! Rien pour nous! Du pain! du pain! wollen wir haben, müssen wir haben, oder . .

Ein junger Bursche von 16 bis 17 Jahren wird ohnmächtig — vor Hunger. Das steht in seinem kreideweißen, durchsichtigen, todtenähnlichen Gesichte mit der scharf geschnittenen Nase, den hohlen runzeligen Wangen und den tiefen Augenhöhlen deutlich zu lesen. Ein altes, gell heulendes Weib und ein Marinesoldat, den blauweißen Hemdkragen weit zurückgeschlagen und die breite braune Brust entblößt, schleppen den Armen fort. Wohin? In einen Prunksaal des Louvre, der zum Lazareth eingerichtet ist. Die Alte ist die Großmutter des Jungen. Auch in ihrem Gesichte und in so furchtbar vielen Gesichtern auf der Straße hat der Hunger die scharfen Todtenlinien eingemeißelt.

Interessanter ist uns der Inhalt einiger anderer älterer Placate: „Mache eine mächtige Anstrengung, das Schicksal dieses Kampfes wird Sieg sein, und du wirst endlich die Sonne der Freiheit leuchten sehen.“ Unterzeichnet Chevilotte. Wahrscheinlich an die Adresse von Mr. Trochu gerichtet und nebenbei auch an ganz Paris.

Daneben: „Frankreich, eingewickelt in sein Leichentuch, den Dolch auf der Brust, ist heute aufgerufen, zu sagen, ob es leben oder sterben will!“ — Wann wird die Phrase in Frankreich einmal sterben?

Ein Colonel theilt durch Placat an den Straßenecken seinem Nationalgarden-Bataillon mit, daß es Freitag den 10. Februar Dienst hat. „Die ganze Compagnie wird sich ohne andere Aufforderung präcise 8½ Uhr Morgens an der gewöhnlichen Stelle sammeln!“

„Armes Frankreich, dein Stamm ist vom Blitz zerschmettert, aber deine Wurzeln halten noch im Boden und grünen aufs neue.“ Darüber ein Bild des „Charivari“, Frankreich als zersplitterter Baumstamm, aber mit mächtig sich ausbreitenden Wurzeln darstellend.

Durch die Route du Rue bog ich in die berühmten Halles centrales, die großartigsten Markthallen Europas, ab. Ich wollte auch den „Magen von Paris“ kennen lernen, nachdem ich einige traurige Blicke in die stark angefressenen „Lungen“ der stolzen Seinestadt geworfen hatte. Der Magen bleibt doch — schon nach jener alten römischen Fabel und den neuesten Pariser Erfahrungen der — „König“. Der Magen von Paris, die Markthallen, waren seit vielen langen, traurigen Wochen leer, unthätig, geschlossen. Die Glieder triumphirten wohl anfangs, daß sie auch ohne König fertig werden könnten. Aber die Seufzer und die Thränen kamen, wie so oft im Leben, hinten nach. Das Volk war am Sterben. Welch ein Jubel in Paris, als König Magen wieder sein Regiment antrat, als am 7. Februar die Centralhallen wieder geöffnet wurden. Schon um 4 Uhr Morgens drängte sich halb Paris, reich und arm, geputzt und zerlumpt, um das geschlossene Eisengitter der Hallen, sehnsüchtig hungernd auf die Stunde harrend, wo die Pforten springen würden. Die Reichen wollten kaufen, essen, schwelgen. Die Armen wollten wenigstens nach so langem, langem Fasten sich überzeugen, daß es in der Welt doch noch Kartoffeln und Kohl, Butter und Käse, Lapins und Truthühner, Hummern und Dorsche gebe. Ach! und es mußte ja schon bald satt machen, wenn man den Duft von allen diesen Herrlichkeiten einmal wieder mit Mund und Nase in vollen Zügen einathmen, einmal wieder das Krähen eines Hahnes, das Schnattern einer Gans hören konnte! Es war am 7. Februar ein großes Gedränge in den Pariser Centralhallen. Im Uebrigen sah es noch ziemlich leer drinnen aus. Nur die „Damen der Halle“ waren in besonders festlichem Ornate und in stolzer Glorie an ihrem Platze — sie, die eine stolze Geschichte in den Büchern Frankreichs haben, die in den Revolutionen stets eine so hervorragende Rolle spielten, die Marie Antoinette aufs Blutgerüst brachten, die den Königen von Frankreich an ihren Namenstagen Blumensträuße überreichten, den neugeborenen Dauphin auf die Stirn küssen durften, beim ersten Napoleon in hohem Ansehen standen und mit dem dritten Napoleon auf dem glänzenden Hallenball walzten, d. h. damals, als Louis Napoleon überhaupt noch walzen konnte! Diesen berühmten Ball gaben die „Damen der Halle“ dem Prinz-Präsidenten Napoleon am 15. September 1851, als er den Grundstein zu den neuen Centralhallen gelegt hatte. Und heute? Dies irae! „L'empereur? — cochon! filou! imbécile! Prussien!“

Am 11. Februar 1871, als ich die Pariser Markthallen und die Damen der Halle zum erstenmale sah, machten Hallen und Damen einen gleich traurigen Eindruck. Die Hallen sahen trostlos langweilig und die Damen trostlos gelangweilt aus. Das alte fröhliche geschäftige Leben der Hallen, das sonst schon um Mitternacht zu beginnen pflegte, wenn die unterirdischen Eisenbahnen von den verschiedenen Bahnhöfen hierher eine Fülle des schönsten frischen Gemüses, der appetitlichsten Früchte, der glänzendsten See- und Flußfische, von Fasanen und Hühnern und Putern und Gänsen, Hirschen, Rehen, Hasen und Lapins, von Eiern, Butter, Käse und Häringen und hundert anderen guten eßbaren Dingen zusammendampften, wollte noch nicht wiederkehren. Meine selige Großmutter würde sagen: Es wehte ein Todesgeruch durch die Hallen! Es gab zwar in allen zwölf Pavillons der Centralhallen etwas Eßbares zu kaufen, aber es war zu theuer für die meisten Pariser, die durch den Krieg und die lange Belagerungszeit zum Theil vollständig verarmt sind. Und das Riechen und Sehen der guten Eßwaaren und das Schnattern- und Krähen-Hören hatten die Pariser in den vier Tagen seit Eröffnung der Markthallen bereits von Herzen satt bekommen. Sie hatten erfahren, daß man dadurch nur noch hungriger wird. Es gab am 11. Februar in den Pariser Markthallen mehr Angebot als Nachfrage.

Auf den Stufen des Butter-Pavillon saß eine saubere Frau neben einem Kohlenbecken und backte in einer kleinen Pfanne winzige dünne Eierkuchen. Einige Mobilgarden schauten ihr lüstern zu, dann griff erst der Eine in die Tasche und kaufte einen heißen Kuchen aus der Pfanne — und zuletzt aßen sie Alle mit größtem Appetit. Ich dachte an meine Pflicht als Berichterstatter. Ich überwand mich und nahm auch einen kleinen Kuchen aus der Pfanne. Madame streute noch eine Ahnung Zucker darüber und wünschte mir mit sanfter Stimme bon appétit! — „Combien?“ — „Un sou, monsieur!“ — Ich traute meinen Ohren kaum: in dem ausgehungerten theueren Paris, wo das Pfund Butter 5 Francs und das Ei 30 Centimes kostet, ein Eierkuchen nur 5 Pfennige! Mit zagender Vorsicht biß ich in den Kuchen von der Größe eines schwedischen Lindenblattes hinein — aber nein, ich hatte keinen Mobilgarden-Magen und Geschmack mitgebracht. Es war ein Eierkuchen, ohne Eier und ohne Butter gebacken, der liebe Himmel allein weiß, welches edle crepirte Pferd sein Fell dazu hergab. Wäre es überhaupt denkbar, einen Eierkuchen auch ohne irgend ein Mehlsurrogat, allein mit Seine-

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 35. Vierter Jahrgang. 1871.

Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Wieder schwanden einige Tage dahin, und in diesen lebte das Pärchen im Taumel seiner innigen Liebe fort, jede Secunde benutzend, um glücklich zu sein. Der Doctor war zwar immer sehr ernst, ja oft legte sich seine Stirn in düstere Falten, wenn er allein war; aber sowie er Gretchen erblickte, fühlte er sich über jedes Ungemach erhaben, sie streichelte alle Sorgen aus seinem Antlitz.

Wenn er übrigens in einsamen Stunden als ein von bangen Befürchtungen geplagter Mann erschien, so hatte das seinen Grund lediglich darin, daß er an der Festigkeit Gretchens zweifelte und überdachte, sie könne noch im entscheidenden Augenblick sich von den Einwirkungen aller ihr Nahestehenden bestimmen lassen und reuig zu dem Gatten zurückkehren. In Betreff des ehemaligen Freundes machte er sich keine Scrupel. Leidnitz hatte verächtlich an ihm gehandelt, hatte durch sein brutales und dabei gehaltloses Benehmen die Liebe und Achtung seiner Frau verscherzt, glücklich konnte ihn ihr Besitz doch nie machen, da sie ja keinerlei Innigkeit für ihn empfand und seine Zuneigung für sie, nach seinem Wesen beurtheilt, auch sehr locker sein mußte; handelte er somit ehrlos, wenn er ihre Trennung anbahnte, den Assessor von der Last befreite und seiner Frau das Glück verlieh, welches sie an der Seite des Letzteren nicht gefunden?

Mit solchen Fragen und Schlüssen beschwichtigte er sein Gewissen, und kam je eine Minute, in der er mit sich uneins wurde, so wußte er schnell in der Nähe der liebenswürdigen Frau neuen Muth für die Verfolgung seiner Pläne zu finden.

Hand in Hand saßen die Liebenden nebeneinander in der mehrerwähnten Laube und ließen ihre Gedanken zu einer glücklichen Zukunft hinüberschweifen. Wie unendlich viel hatten sie sich immer zu fragen und zu antworten. Wenn sie halbe Tage lang gegenseitig im Anschauen versunken gewesen waren und eifrig geplaudert hatten, dann und wann ihre Mittheilungen durch eine Fülle von Liebkosungen unterbrechend, und die Zeit kam endlich heran, in der sie nothgedrungen von einander scheiden mußten, so war es ihnen immer zu früh, ihre Sehnsucht ließ sie Beide nie Ruhe finden, sobald sie, wenn auch nur durch eine Zimmerdecke, von einander getrennt waren.

„Wirst Du mich auch ewig lieb haben und nie wieder den Herrn von Leidnitz bevorzugen?" fragte der Doctor mit schmeichelnder Stimme, indem er seinen Arm um die Taille der schönen jungen Frau schlang.

Sie schmiegte sich fester an ihn und entgegnete: „Hältst Du es für möglich, daß ich irgend einen Mann Dir gleichzustellen vermöchte? Bist Du nicht mein Abgott? Und Leidnitz — o er soll mir nie wieder nahe kommen, er ist mir ein Fremder geworden!"

„Aber Gretchen, bedenke, was Du versprichst: er ist Dein Mann und hat Rechte auf Dich. Noch seid Ihr nicht getrennt und es darf vorläufig Niemand wissen, was ich Dir bin; nur wenn wir unser Geheimniß bewahren, gelangen wir zum Ziel."

„Lasse es gut sein, ich werde meine Rolle schon zu Deiner Zufriedenheit spielen, und Leidnitz ist ja so sehr beschränkt, wie leicht wird er getäuscht."

„Ja gewiß; aber so ganz leicht ist unser Unternehmen doch nicht, Deine Eltern werden auf seine Seite treten."

„Du verzagst doch nicht?"

Lächelnd rief der Doctor: „Deshalb sei außer Sorgen, nur kann ich Dich nicht genug ermahnen, auf Deiner Hut zu sein."

Indem hielt ein Reisewagen vor der Thür des Gartens, der alte Regierungs-Rath kam eilig an der Laube vorbei, in welcher die Liebenden saßen, und rief: „Gretchen, Dein Mann ist eben angekommen!"

Die junge Frau erhob sich, sie war bleich geworden wie Schnee; krampfhaft faßte sie den Arm des Doctors und flüsterte: „Jetzt verlasse mich nicht!"

„Willst Du ihm entgegen gehen?" fragte Selber, auf dessen Stirn sich schnell eine finstere Wolke des Unmuths gelegt hatte.

„Nein, auf keinen Fall!" entgegnete Gretchen bestimmt, indem sie sich wieder niederließ. „Ich war eben so überrascht, daß ich nicht wußte, was ich that."

Der Doctor stellte sich erwartungsvoll vor die junge Frau.

Wenige Secunden später erschien der Assessor an der Seite des alten Raths, sie waren im eifrigen Gespräch begriffen.

Bald hatten sie die Laube erreicht, Leidnitz eilte auf seine Gattin zu und breitete die Arme aus.

Gretchen war noch immer sehr bleich, jetzt trat sie einen Schritt zurück und streckte dem Gatten nur die Hand entgegen.

„Was heißt das?" polterte Leidnitz los.

„Ich bin krank und muß mich vor jeder Erregung bewahren!" antwortete die junge Frau in bestimmtem Ton.

„Du willst mir keinen Kuß zum Empfange geben?"

„Ich darf nicht küssen eines Mundleidens wegen."

„Sonderbar!" Der Assessor wandte sich an den Doctor, sein Antlitz erheiterte sich, er drückte dem Letzteren krampfhaft die Rechte, indem er ihm die höchsten Versicherungen seiner unwandelbaren Freundschaft gab.

Selber nahm diese Betheuerungen mit einem spöttischen Lächeln entgegen, das indessen Leidnitz nicht erkannte.

„Du behandelst meine Frau?" fragte der Assessor nach dem ersten Gedankenaustausch.

„Ich habe das Glück, ihr Vertrauen zu besitzen."

„Bei Gott, sie sieht leidend aus."

„Die Folge innerer Kämpfe und trüber Gemüthsbewegungen."

„Aber ist es nicht abscheulich, mir einen Kuß zu verweigern."

Selber hatte die Festigkeit, mit welcher Gretchen den

Gatten zurückgewiesen, voll Freude und Bewunderung wahrgenommen. Ausweichend antwortete er: „Die gnädige Frau muß am besten wissen, wie sie Dir zu begegnen hat."

Der Regierungs-Rath hatte von diesem Gespräch nichts gehört, er war nach dem Wohnhause gegangen.

Was in dem Herzen des Assessors vorging, als er Gretchen so völlig verändert erblickte, läßt sich hier nicht beschreiben; sie war zwar immer kühl gegen ihn gewesen, hatte ihn nie mit Liebkosungen überschüttet; aber jetzt, da er über einen Monat lang von ihr getrennt gewesen, hatte er doch ganz bestimmt erwartet, sie werde ihm voll herzlicher Freude entgegeneilen. Ehemals war er der Meinung gewesen, die Sehnsucht nach ihm werde sie verzehren und bewegen, recht bald zu ihm zurückzueilen; gerade das Gegentheil war eingetroffen, nur selten hatte er eine kurze Nachricht von ihr erhalten; dagegen war ihm erst klar geworden, welches Kleinod er an ihr besaß, als sie fern von ihm war. Ueberall fehlte ihm ihr sorgliches Walten, wohin er auch blickte, vermißte er das liebliche freundliche Wesen, das so sehr geeignet war, dem Manne eine glückliche und frohe Häuslichkeit zu bereiten. Er kam zu der Einsicht, daß er ihren Werth unterschätzt habe, und namentlich bereute er manches rohe Wort, das er gegen sie gebraucht und dadurch sie von ihm fortgeschreckt hatte.

Endlich, als er immer länger vergeblich auf ihre Rückkehr harrte, begann er zu fürchten, sie könne ihn vergessen; er wurde ungeduldig, sogenannte Freunde regten die Eifersucht in ihm an, von Furcht getrieben, machte er sich auf den Weg, um die oft verletzte Frau aufzusuchen.

In böfester Laune bot er Gretchen den Arm, um sie in das Haus zu führen.

Sie dankte und schritt vor ihm her der Wohnung zu.

Doctor Selber begleitete ihn; und wenn der Assessor einst geneigt gewesen war, Mißtrauen gegen ihn zu fassen, so wußte er ihn jetzt durch wenige Worte und ein höchst gemessenes Auftreten völlig zu täuschen und ihm die Ansicht beizubringen, daß er jeden Menschen eher als ihn zu fürchten habe.

Am Flur trennten sie sich, Selber ging auf sein Zimmer.

Dieser Abend war für den Doctor kein glücklicher. Vergebens spähte er ohne Unterlaß in den Garten hinab, Gretchen wurde nicht wieder sichtbar; dagegen hörte er, als es still und friedlich draußen wurde, kein lautes Geräusch der Arbeit mehr zu ihm herüberdrang, aus dem erleuchteten Zimmer unter ihm ein Zwiegespräch sich entwickeln, das ihn immer mehr über das Verhältniß der Gatten zu einander und den festen Vorsatz Gretchens aufklärte, ihm allein treu zu bleiben.

Unten standen ebenfalls die Fenster auf, daher mochte es kommen, daß Selber fast jede Sylbe vernahm, die zwischen den Gatten gewechselt wurde. Mehrmals wandte er sich ab, da ihm das Lauschen zuwider war; aber dennoch trieb es ihn immer wieder an das Fenster.

„Ich bin krank und müde, und will die Ruhe suchen," sagte Gretchen im Ton großer Entschiedenheit.

„Aber Du wirst mich doch nicht verlassen wollen," antwortete der Assessor.

„Ganz gewiß will ich das! Ich begreife überhaupt nicht, weshalb Du gerade jetzt so große Lust bezeigst, mich mit Zärtlichkeiten zu überschütten und an Dich zu fesseln; Du hast früher nie kund gegeben, daß ich Dir werth war."

„Nicht? Du hast mich nur nicht verstanden, ich bin Dir immer sehr gut gewesen."

„Dann hast Du eine eigene Art, dies verständlich zu machen; ich hielt mich überzeugt, daß ich Dir eine Last sei, namentlich da mir die Mitgift fehlt; in Folge dessen ist auch jeder Funken von Liebe für Dich aus meinem Herzen geschwunden."

„Das wagst Du mir zu sagen?"

„Ich bin gewohnt, stets offen aufzutreten."

„Also Du liebst mich nicht, und willst doch für meine Frau gelten?"

„Ich mache keinen Anspruch mehr auf diesen Titel."

„Ha, Du liebst einen Anderen! Ich werde Dich vernichten!" brauste Leidnitz auf.

„Ich stehe unter dem Schutze meines Vaters und fürchte mich nicht; die Zeit ist vorüber, in der ich vor Rohheiten erbebte."

Der Assessor schwieg längere Zeit, offenbar war er aufs höchste betroffen durch das energische Auftreten seiner Frau; er verstand es nur, schwachen Wesen gegenüber eine Art Festigkeit zu zeigen, während er vor jeder bestimmten Willensäußerung feige zurückwich. „Gretchen," begann er endlich im Tone der Unterwerfung, „Du thust mir weh."

Die junge Frau lachte ironisch, dann entgegnete sie: „O wie oft habe ich geweint über die Enttäuschungen, die ich an Deiner Seite erfahren habe, wie viel Weh mußte ich erdulden, ohne daß mein Herr Gemahl darauf achtete."

„Es soll anders werden, ich will Dir nur voll Hingebung nahen."

„Es ist zu spät, Du hast meine Liebe verscherzt!"

„Sprich nicht so, wir sind für das Leben aneinander gebunden."

„Wir können getrennt werden."

„Ha, wer sagt das? Du liebst einen Anderen!"

„Das wäre gleichgiltig; doch ich bin müde. Gute Nacht!"

„Gretchen, bleibe bei mir, Du machst mich rasend durch Deine Kälte."

„Wirklich? Bedenke, daß ich keine Mitgift erhalte; der Vater hat noch heute gesagt, daß ich nie einen Pfennig bekäme."

„Was? Wo will er denn sein Vermögen lassen?"

„Das soll unter die Schwestern vertheilt werden, die wahrscheinlich unverheirathet bleiben."

„So werde ich meine Ansprüche geltend machen. Du bist meine Frau und mußt mir dabei treu zur Seite stehen."

„Ich verlange kein Geld von meinen Eltern."

„Das ist unverschämt gehandelt. Glaubst Du, ich solle Dich für nichts ernähren?"

Gretchen warf dem Gatten einen Blick der tiefsten Verachtung zu und entgegnete: „Bis jetzt kannst Du Dich nicht rühmen, für mich gesorgt zu haben, dreihundert Thaler habe ich als Geschenk von dem Vater erhalten und verbraucht, macht fünfzig Thaler für jeden Monat, den ich bei Dir verlebte, und — ich danke dafür, zu Dir zurückzukehren."

Mochte der Assessor einsehen, daß er einen großen Fehler begangen hatte, oder fürchtete er in Wirklichkeit, die Gattin zu verlieren, weil sie ihm theuer war; vielleicht speculirte er auch darauf, daß sie trotz ihrer Behauptung, ein ansehnliches Vermögen erhalten werde; er brach in einen jämmerlichen Ton aus und sprach: „Ich habe mich zu unbilligen

Aeußerungen hinreißen lassen, vergieb mir, mein Engel, es soll anders werden."

„Engel?" lachte Gretchen. „Wie komisch sich solch Wort, von Dir ausgesprochen, ausnimmt. Doch spare Deine Mühe, ich habe Dich längst gründlich durchschaut, wir Beide werden uns nie wieder verständigen."

„Ist das Dein Ernst?"

„So wahr, wie ich Dich nicht im geringsten mehr liebe."

Der Assessor gerieth in Wuth. „Weib!" schrie er und stürzte auf sie zu, „so sollst Du büßen!" Vielleicht hätte er sich an ihr vergriffen; doch bevor er ihr nahe kam, war sie durch die nächste Thür geeilt und hatte diese hinter sich verriegelt.

Der Doctor hörte ein Rütteln, als wolle der Assessor gewaltsam den Eintritt zu seiner Gattin erzwingen; doch bald darauf wurde Alles still.

(Fortsetzung folgt.)

Von Ludwigshafen nach Rouen und von da nach Bremen.

(Fortsetzung.)

3. Von Reims nach Amiens.

Reims (auch Rheims geschrieben), in einer von Weinbergen umgebenen Ebene in der Champagne gelegen, ist eine der ältesten Städte Frankreichs und die alte Krönungsstadt der französischen Könige. Schon zu den Zeiten der Römer hat Reims existirt und führte damals den Namen Civitas Remorum, sowie zu Cäsars Zeiten Remi oder Remo. Aus dieser Periode stammt auch ein Denkmal römischer Baukunst, die Porte de Mars (Porta Martis, welche nebst der Porte de Cérès, [Porta Cereris] den Namen bewahrt hat), ein Triumphbogen mit drei Durchgängen, den die Bewohner unter dem Consulat des Agrippa zu Ehren des Augustus erbauten. Von den Gebäuden der Stadt besahen wir nur die im reichsten gothischen Styl erbaute Kathedrale, in welcher seit 1173 die Könige von Frankreich durch den Erzbischof von Reims gesalbt und gekrönt wurden. Außer Heinrich II., der sich zu Chartres krönen ließ, Napoleon I., bei dem dies zu Paris geschah, Ludwig XVIII., Louis Philippe und Napoleon III., bei denen keine Krönung stattfand, sind alle französischen Monarchen, zuletzt Karl X. hier gekrönt. Ein stattliches Gebäude ist das Hotel de Ville mit dem Bildniß Ludwigs XIII. zu Pferde in Basrelief über dem Eingang. Auf der Place Royale befindet sich das Standbild Ludwigs XV.

Die Zeit drängte, und da wir doch die Hauptstadt der Champagne nicht verlassen wollten, ohne an der Quelle den Champagner versucht zu haben, so machten wir bei einem der größeren Producenten, dessen Firma uns von deutschen Eisenbahnbeamten empfohlen worden war, einen Besuch und fanden daselbst eine recht freundliche Aufnahme. Die Frau des Hauses war eine geborene Deutsche (aus Luxemburg) und auch das Bedienungspersonal verstand deutsch, so daß es uns freudig berührte, mitten in Frankreich mit Personen, die nicht durch den Krieg dorthin geführt worden, uns in der heimathlichen Sprache unterhalten zu können, wobei uns der perlende Rebensaft vortrefflich mundete.

Unsere Abfahrtszeit war auf den 7. März, Vormittags 10½ Uhr, festgesetzt, weshalb wir unseren Aufenthalt nicht länger ausdehnen durften. Bald verließen wir die Champagne und gegen 12 Uhr erreichten wir die Festung Laon, bei deren Capitulation am 10. September bekanntlich-verrätherischer Weise die Citadelle nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in die Luft gesprengt worden war. Stadt und Festung liegen auf einem Bergrücken und sind schon weither sichtbar. Eine hübsche gothische Kirche erhöht den im Allgemeinen angenehmen Eindruck, den die Stadt auf den Beschauer macht. Der Bahnhof, der am Fuße des Berges gelegen ist, zeichnet sich durch elegante Bauart aus. Hier kamen uns die ersten Soldaten der französischen Nordarmee zu Gesicht, wie denn auf allen folgenden Stationen bis Amiens entlassene Troupiers, Moblots u. s. w. zu finden waren. Auf der Weiterfahrt kamen wir an einer anderen französischen Festung vorüber, an La Fère, welches am 27. November seine Thore den Deutschen geöffnet hatte. Dann kam Tergnier, woselbst sich die großartigen Maschinen- und Wagenbau-Anstalten der Nordbahn befinden. Auch hier begegneten wir einem Zug entlassener Soldaten der Nordarmee und als Gegenstück einem solchen mit ungefähr 50 französischen Geschützen, die von St. Quentin kamen und nach Deutschland gingen. Nach einstündigem Aufenthalt fuhren wir weiter und der nächste bemerkenswerthe Platz war Ham, in dessen Castell Louis Napoleon nach seiner verunglückten Unternehmung auf Boulogne von 1840 bis 1846, sowie nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 mehrere Generale und Deputirte gefangen saßen. Auf einem Zug mit Kriegsbeute von Peronne, der hier an uns vorübergefahren war, sollen sich nach Aussage der Begleitungsmannschaften außer den eroberten französischen Kanonen auch einige in den Jahren 1813—1815 von den Preußen verlorene Geschütze befunden haben, die nun ihre Heimkehr nach Deutschland antraten.

Von den bemerkenswerthen Punkten von hier bis Amiens wäre nur noch Villers-Bretonneux zu erwähnen.

Von Amiens, der alten Hauptstadt der Picardie, konnten wir der einbrechenden Dunkelheit wegen nicht mehr viel sehen. Zunächst begaben wir uns nach unserer Ankunft, die um 5½ Uhr Abends erfolgte, nach der Kathedrale, die wie alle bis jetzt von uns besichtigten Dome in reichem gothischem Style angelegt ist, aber auch ihres Ausbaues entbehrt. Vor der Kathedrale steht eine Bronzestatue von dem durch die Kreuzzüge bekannten Einsiedler Peter von Amiens. Die Stadt ist historisch wichtig durch den daselbst im Jahre 1802 abgeschlossenen Frieden zwischen England und Frankreich. Um 7 Uhr kehrten wir zum Bahnhofe zurück, nicht ohne ein vor demselben aufgestelltes Panorama, welches die neuesten Kriegsereignisse, freilich von sehr objectivem Standpunkte aus gezeichnet, zur Ansicht ausgestellt hatte, zu besuchen. Unsere Nachtruhe im Zuge wurde vielfach gestört durch den lebhaften Verkehr auf dem Bahnhof, wo entlassene Soldaten der Nordarmee in Massen ankamen und von den Wenigen, denen der Zutritt zum Perron vergönnt war, jubelnd empfangen wurden, gleichwie derselben in der Stadt selbst ein freudiger Empfang harrte.

4. Von Amiens nach Rouen.

Von Amiens fuhren wir am 8. März, Morgens 6¼ Uhr nach Rouen ab. Die Fahrt hatte außer einem Tunnel, durch welchen wir fünf Minuten Fahrzeit brauchten, nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen. Die Gegend in der Normandie zeichnet sich durch üppige Vegetation vortheilhaft von den bisher durchfahrenen Strecken aus und je mehr wir uns Rouen näherten, desto größer schien der Wohlstand der Einwohner zu werden. Einen längeren Aufenthalt hatten wir nur in Monterollier-Buchy und schon kurz nach 11 Uhr Vormittags kündeten uns die vielen Fabrikschornsteine von Darnetal die Nähe von Rouen an, woselbst wir nach 11½ Uhr Mittags eintrafen.

Rouen war das Ziel unserer Reise, und sofort wurden die Einleitungen getroffen, um die Verwundeten und Kranken, die in den dortigen Lazarethen und Hospitälern Aufnahme gefunden hatten und jetzt transportabel waren, zur Rückkehr nach Deutschland auszuwählen. Es waren deren etwas über 100 Mann und zum Verbringen in den Zug die Zeit um 3½ Uhr Nachmittags festgesetzt worden. Die Zwi-

schenzeit wurde von uns, wie in allen Städten, wo wir längeren Aufenthalt hatten, zum Besuch der Stadt benutzt und machten wir uns gleich nach Tisch auf den Weg. Wir wandten uns zunächst nach der Seine, die bei Rouen an 1000 Fuß breit ist und die Stadt von der Vorstadt St. Sever trennt. Zwei Brücken, eine steinerne, auf welcher das Standbild des in Rouen geborenen Dichters Peter Corneille steht, und eine Kettenbrücke stellen die Verbindung mit dem anderen Ufer her. Auf der letzteren hat man einen vortrefflichen Ueberblick über den Mastenwald auf der Seine, die prachtvollen Quais auf dem rechten und die industrielle Vorstadt St. Sever auf dem linken Ufer. Die Stadt selbst ist von baumbepflanzten Boulevards umgeben, deren Besuch jedoch keineswegs für die aufgewendete Zeit entschädigt. In Rouen hat man bereits sämmtliche Straßen, deren Namen an die Napoleoniden oder das Kaiserreich erinnerten, umgetauft: Die Rue impériale ist zur Rue de la Republique, die Rue de l'Impératrice zur Rue Jeanne d'Arc, der Quai Napoléon zum Quai de France, die Rue Napoléon II. zur Rue d'Amiens u. s. w. geworden. Wie in Reims und Amiens bilden auch hier die Kirchen die hervorragendsten Bauten der Stadt. Die Kathedrale enthält in ihrem Innern viele Grabdenkmale, von denen dasjenige, in welchem das Herz des englischen Königs Richard Löwenherz beigesetzt ist, das interessanteste für uns sein dürfte. Eine weitere Zierde der Stadt ist die Kirche St. Ouen, die an Umfang, Reinheit des Styles und Bauschmuck die Kathedrale weitaus übertrifft. Man nennt sie die Perle von Rouen, und diese Bezeichnung ist wahrlich nicht ungerechtfertigt. St. Ouen ist vollständig ausgebaut und erinnert das Aeußere an die Elisabethkirche in Marburg. Neben der Kirche befindet sich das Stadthaus, früher ein Theil des Klosters St. Ouen, und auf dem Platze vor demselben das Reiterstandbild Napoleons I., aus dem Erz der bei Austerlitz erbeuteten Kanonen gegossen. Von den sonstigen Bauten ist der Justizpalast, ebenfalls im reichsten gothischen Styl erbaut, nach bemerkenswerth. Rouen besitzt auch zwei schöne Marktplätze, auf deren einem zwei große Hallen, die eine zum Verkauf der Gemüse, die andere zum Verkauf der Fische, errichtet sind. Ein Fischmarkt in solcher Ausdehnung war für uns Landratten ein so ungewohnter Anblick, daß er uns unwillkürlich anzog, und mit großem Interesse beschauten wir uns die Seebewohner, die da, appetitlich geordnet, zum Verkaufe ausgelegt waren. Auch der Versteigerung einer neuen Anfuhr von Fischen wohnten wir bei, obgleich wir bei diesem ungewohnten Schauspiel auch nicht das Geringste von den Auctionsverhandlungen verstanden. Nur soviel können wir sagen, daß die Waare außerordentlich rasch an den Mann gebracht war. Ein weiters bemerkenswerther Platz ist die Place de la Pucelle, auf welchem 1431 die „Jungfrau von Orleans" als Hexe verbrannt worden war. Der Platz ist mit einer Brunnenfigur geschmückt, die auf geschmackvolle Ausführung keinerlei Anspruch machen kann.

Inzwischen war die Zeit herangerückt, wo wir zur Empfangnahme unserer nach Deutschland zu evacuirenden Pfleglinge wieder nach dem Bahnhofe zurückzukehren genöthigt waren, denn schon marschirten die Sanitätssoldaten ebenfalls dorthin. In Kurzem waren sämmtliche transportabele Kranke im Zuge untergebracht, und nach vollbrachter Arbeit begab sich der größere Theil von uns auf den dicht am Bahnhof steil aufsteigenden Mont St. Catherine, von welchem man eine herrliche Aussicht auf die gewaltige Stadt mit den zahlreichen Fabrikschornsteinen und Kirchthürmen, ebenso auf die Seine und die Vorstadt St. Sever hat.

Der Abend vereinigte uns wieder in unserem Comitewagen, woselbst wir in gemüthlichem Beisammensein, verblieben, bis der Schlaf seine Ansprüche an uns geltend machte und uns zu Bette trieb.

Am nächsten Morgen machten wir nochmals einen Spaziergang nach der Stadt und dem Werft, und im Vorübergehen an dem Marsfelde wohnten wir dem Probeexerciren einiger preußischer Infanterieregimenter für die auf den 11. Mai in Aussicht genommene Kaiserparade bei. Die am vorhergehenden Tage bei der Partie auf den Mont St. Catherine nicht gewesenen Theilnehmer unserer Expedition holten dies jetzt nach und genossen das herrliche Schauspiel, Rouen im Glanze der Mittagssonne vor ihren Augen liegen zu sehen.

Auf 2 Uhr Mittags war unsere Rückreise, vorerst bis Amiens, festgesetzt, und so nahmen wir denn Abschied von der freundlichen Seinestadt, um wieder der theuren Heimath entgegen zu eilen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

β. **Technisches.** Nach verschiedenen Berichten (u. a. in der Illustr. Ztg. für Buchbinderei und Cartonnagefabrikation) findet in neuerer Zeit eine neue Methode des Einbindens der Bücher, wobei das Heften gänzlich wegfällt, mehr und mehr Eingang. Es wird nämlich der Rücken einfach mit einer Kautschukauflösung geleimt. Die so gebundenen Bücher lassen sich leicht aufschlagen, legen sich ganz flach, und nehmen nach dem Zuschlagen wieder die vorige Form an, ohne daß einzelne Blätter vorschießen. Auch soll diese elastische Verbindung gegen das Brechen des Rückens schützen, wie es sonst häufig z. B. bei Photographiealbums vorkommt. Hofbuchbindermeister F. W. Rinck in Haag wendet diese Methode schon seit längerer Zeit gerade für die werthvollsten Bücher mit bestem Erfolg an. Ueber das in England gebräuchliche Verfahren, werden folgende Angaben gemacht: Der Rücken wird ganz beschnitten, ebenso wird der vordere Schnitt hergestellt, so daß man lauter einzelne Blätter hat. Einige beschneiden auch Kopf und Schwanz, was jedoch nicht empfehlenswerth ist, weil sich dann die einzelnen Blätter leicht verschieben. Das vorn und am Rücken beschnittene Buch wird zwischen zwei Breter gelegt, und mit dem Rücken in eine der Rundung desselben entsprechende Rinne (Form) gebracht, dann werden die Breter vom Rücken etwas abgezogen, und so setzt man das Buch nach Beseitigung der Rückenform in die Presse. Hierauf wird der Rücken mit einer Kautschukauflösung sorgfältig bestrichen. Diese dringt zwischen und in die Blätter ein, und verbindet sie auf die Art, wie es beim Leimen geschieht. Nachdem der erste Ueberzug getrocknet, wird ein zweiter aufgetragen, dann ein dritter und etwa noch ein vierter. Darnach beklebt man den Rücken mit dünnem aber festem Zeug und läßt an den Seiten soviel davon überstehen, als zur Verbindung mit dem Deckel erforderlich ist. Schließlich beschneidet man das Buch oben und unten und verfährt weiter damit wie mit einem gehefteten Buch. — Der „Praktische Maschinenconstructeur" theilt in seiner neuesten Nr. 1 ein Verfahren zum Aufspannen des Zeichenpapiers auf das Reißbret mit, welches am Polytechnikum in Zürich schon seit einiger Zeit allgemeine Anwendung findet. Der Bogen wird wie gewöhnlich befeuchtet, aber nicht direct, sondern vermittelst gummirter Papierstreifen angeklebt, welche man zur Hälfte auf den Bogenrand, zur Hälfte auf das Reißbret legt, und durch ein darüber gebecktes Papier glatt streicht. Die gummirten Papierstreifen sind in Zürich von Zeichenmaterialhandlungen zu beziehen, lassen sich übrigens auch leicht selbst anfertigen, indem man mit dem Pinsel eine dickliche Lösung von Gummi arabicum aufstreicht.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 36. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

Eine ungewöhnliche Erregung hatte sich Selbers bemächtigt, es war ihm in seinem Zimmer so heiß geworden, daß er sich darnach sehnte, noch einen Gang in's Freie zu machen und hier Ruhe für sein Gemüth zu suchen.

Nach kurzer Ueberlegung schritt er wieder in den Garten hinab und wandelte langsam in den Gängen umher.

Zu seinem Erstaunen gesellte sich der Assessor zu ihm.

„Ach, Dich hätte ich hier nicht erwartet," redete er den Letzteren an; „was sagt Deine Frau Gemahlin dazu, daß Du während der Nacht hier herum schwärmst."

„Meine Frau? Ich kenne sie nicht wieder, sie hat mich von sich gestoßen!" erwiderte der Assessor, den Doctor arglos als Freund betrachtend.

„Was sagst Du?" lachte Selber.

„Sie will nichts mehr von mir wissen und möchte am liebsten von mir getrennt sein."

„Das ist allerdings eine arge Enttäuschung, die Du erfahren hast; gewiß kamst Du in der Hoffnung hierher, den liebevollsten Empfang zu erhalten."

„Gewiß! Doch Du bist Arzt und dazu ein außerordentlicher Menschenkenner: kannst Du mich nicht auf die Spur der Ursache zu dem veränderten Benehmen meiner Frau bringen?"

„Vielleicht. Doch erst muß ich sie einige Zeit ganz genau beobachten."

„Hattest Du dazu nicht Gelegenheit, während ich fern von hier war?"

„Wußte ich denn vorher, wie sie Dich aufnehmen werde?"

„Du hast recht, das konntest Du nicht wissen. Thue mir also den Gefallen und ergründe, was meine Frau von mir abstößt."

„Aber sollte sie Dir das nicht selber sagen?"

„Sie behauptet, sie liebe mich nicht mehr."

„Nun, dann weißt Du ja den Grund."

„Das ist nicht der rechte, sondern ein Vorwand."

„Da bin ich anderer Meinung; wenn eine Frau dem Manne gegenüber dergleichen ausspricht, so redet sie gewiß die Wahrheit. Aber Du hältst Dich jedenfalls für ganz unwiderstehlich."

„Ich besitze eine gute Portion Eigenliebe."

„Davon bin ich überzeugt." Selber sprach die letzten Worte mit großem Nachdruck, denn nie war ihm der Assessor so widerwärtig erschienen, wie jetzt, da es in seinem Inneren tobte, weil er die Liebe der Gattin verscherzt, die zu erhalten, er sich nie Mühe gegeben hatte, und er trotz seiner Niederlage noch einen gewissen Dünkel zur Schau stellte, der ihn verhinderte, seinen Unwerth zu erkennen. Am liebsten hätte ihm Selber die volle Wahrheit in derben Worten gesagt, berechtigt hielt er sich dazu schon dadurch, daß Leidnitz durch seine Verleumdung früher eine weitere Annäherung zwischen ihm und Gretchen verhindert hatte; aber er bedachte, daß er zur Zeit noch mancherlei Rücksichten zu nehmen habe und zwang sich zur Ruhe.

„Ich wollte eigentlich nur einen Tag hier bleiben, aber nun kann ich sobald nicht wieder fort; erst muß ich genau wissen, wie ich zu meiner Gattin stehe," begann Leidnitz von neuem.

„Das weißt Du ja schon!"

„Morgen wird sie wohl anders reden."

„Möglich; doch mache Dir keine Illusionen, sie scheint mir sehr fest zu sein."

„Was könnte sie von mir abgewandt haben?" frage ich immer wieder.

„Vielleicht bist Du ihr nicht gebildet genug: Du hast manche Rohheit an Dir, Dein Benehmen ist oft läppisch und für eine zarte Dame vielleicht geradezu widerlich."

„Du willst mich beleidigen!" rief Leidnitz empört.

„Durchaus nicht, ich sage Dir meine Meinung."

„Aber darin liegt eine Unverschämtheit."

„So frage anderwärts um Rath; ich kann Dir nur den geben, Deiner Frau zur gerichtlichen Trennung mit Dir behilflich zu sein und, falls Du Lust hast, zum zweiten Mal Dein Glück in der Ehe zu suchen, Dir ein Mädchen zu nehmen, das weniger im Stande ist, Deine Schwächen zu durchschauen, aber einen vollen Beutel mitbring'."

Die dem Assessor eigenthümliche Feigheit verhinderte ihn, den Doctor durch Gegenbeleidigungen noch mehr herauszufordern, auch war er weit entfernt, den ganzen Schimpf zu fühlen, der in den Worten des Letzteren lag; am allerwenigsten aber ahnte er, Selber könne mit seiner Frau im Einverständniß stehen; gerade die Beleidigung des Arztes hielt ihn am meisten ab, so etwas zu fürchten. „Verrath, wohin ich blicke!" rief er und wandte sich wieder dem Hause zu.

Uebrigens quälte ihn der Gedanke, von der eigenen Frau verachtet und mit der größten Gleichgiltigkeit behandelt zu werden, furchtbar; sie zu tyrannisiren, hatte er sich nie gescheut; wußte er doch, daß er keinem Menschen rechten Respect einflößte, da war es eine Genugthuung für ihn, die Frau in Angst und Schrecken zu sehen; aber nun er sich klar wurde, daß er sie leicht für immer verlieren könne, gewann sie einen ganz anderen Werth für ihn. Ist es doch gewöhnlich im Leben, daß Dinge und vor Allem Personen, die uns oft gar kein Hauptinteresse abnöthigten, erst unersetzlich für uns werden, wenn wir in Gefahr stehen, sie auf ewig zu verlieren. Leidnitz verbrachte eine böse Nacht, ohne zu ahnen, daß auch Gretchen und den Doctor der Schlaf floh, und zwar aus einem mit seinem Leiden sehr verwandten Grunde.

Gretchen war unangenehm berührt, als der Assessor ihr am folgenden Morgen erklärte, daß er bis auf Weiteres ebenfalls in Wernigerode bleiben werde; ihr Vater nahm diese Mittheilung ohne jede Ueberraschung auf, er ahnte noch nichts davon, daß die junge Frau allen Ernstes damit umgehe, sich

von dem Gatten zu trennen, sondern hielt die Verstimmung zwischen den Eheleuten nur für die Folge eines vorübergehenden Zerwürfnisses, und der Assessor glaubte recht klug zu handeln, wenn er noch vorläufig schwieg; er hatte großen Respect vor dem alten Herrn und wagte es nicht, die Tochter bei ihm zu verklagen.

Dem Doctor wurde es nun rein unmöglich eine geheime Unterredung mit der Geliebten anzubahnen; wohin sie sich auch wenden mochte, verfolgte sie ihr Gatte, keinen Augenblick verbrachte sie außerhalb ihres Zimmers allein.

Das war eine schwere Prüfung für den Arzt; doch er erhielt auch täglich mehr die Gewißheit, daß Gretchen mit der größten Festigkeit den Assessor zurückwies, sobald er ihr zärtlich nahen wollte; ohne daß er es beabsichtigte, hörte er manches Gespräch zwischen ihnen an, in welchem der Letztere als Tiefgedemüthigter auftrat und Gretchen eine eisige Kälte bewahrte. Das steigerte den Werth derselben unendlich in den Augen ihres Verehrers.

Eines Morgens, als Selber nach einer halb durchwachten Nacht noch des sanften Schlummers genoß, wurde er durch anhaltendes Pochen an seiner Thür geweckt. Schnell kleidete er sich an, wie er es gewohnt war, wenn durch Kranke schleunige Hilfe von ihm beansprucht wurde, und öffnete die Thür.

„Herr Doctor, die gnädige Frau läßt sehr bitten, schleunigst nach oben zu kommen, Herr von Leidnitz ist plötzlich ernstlich erkrankt," redete ihn die Zofe Gretchens an, die gepocht hatte.

Selber war aufs höchste überrascht, die verschiedenartigsten Gedanken durchkreuzten im Fluge sein Gehirn, aber ohne zu zaudern, vollendete er seinen Anzug und begab sich nach oben, um den Zustand des Patienten zu untersuchen.

Gretchen begegnete ihm im Vorzimmer. Sie fiel ihm in die Arme und stammelte: „Er leidet gräßlich, o hilf ihm, ich bitte Dich darum!"

Selbers Stirn zog sich in Falten, der Gedanke, daß Gretchen doch noch voll Liebe an dem Gatten hängen könne, that ihm weh. „Ich werde mein Möglichstes thun!" sprach er kühl.

„Aber Du bist sehr ernst," flüsterte Gretchen traurig. „Sei überzeugt, ich liebe ihn nicht mehr im geringsten, mein ganzes Herz ist Dein; aber es peinigt mich das Bewußtsein, daß wir ihn so sehr hintergehen und er vielleicht aus Gram über meine Kälte stirbt. O Gott, ich möchte kein Menschenleben auf meinem Gewissen haben."

„Sei unbesorgt, mein Engel, ein Mensch mit dem Charakter Deines Gatten stirbt nicht am gebrochenen Herzen," erwiderte Selber zuversichtlich. „Seine Raserei darüber, daß Du ihn von Dir stößest, entspringt lediglich aus dem Gefühl gedemüthigter Eigenliebe; sein häßlicher Dünkel hat einen argen Stoß erhalten, was unglückliche Liebe ist, weiß er wahrlich nicht."

Gretchen wurde durch die Worte des Arztes sichtlich aufgerichtet, voll innigem Vertrauen erhob sie das Auge zu ihm und führte ihn in das Krankenzimmer, wo außer dem Assessor, der im Bette lag, auch der alte Rath verweilte.

Leise trat der Arzt an das Lager des Kranken.

Leidnitz reichte ihm die Hand, er erkannte den vermeintlichen Freund und fühlte sich erleichtert, ihn in der Nähe zu haben.

Der Arzt forschte mit gewissenhafter Genauigkeit nach den Symptomen der Krankheit und hatte in wenig Secunden die Diagnose festgestellt; dessenungeachtet saß er still da, das Auge auf den Kranken gerichtet, als wolle er sich immer mehr von der Art des Leidens überzeugen. Gräßliche Gedanken durchwühlten sein Gehirn, das Leben des Rivalen, der sich im Besitz seines höchsten Gutes befand, der ihn einst von dem Himmel seines Glückes zurückgestoßen, lag in seiner Hand: eine kleine Vernachlässigung, der geringste Fehlgriff in seiner Behandlung, und er war aus dem Wege geräumt, Gretchen gehörte ihm ohne alle Schwierigkeiten an, sein Lebensglück war gesichert. That er aber seine Pflicht, so hatte er gerade jetzt die wenigste Hoffnung auf den einstigen Besitz der Heißgeliebten. Ihr weibliches Gefühl fesselte sie an das Krankenbett, machte sie auch nichts von Liebe für den Leidenden empfinden. Aber wie leicht war es möglich, daß in den stillen Nächten, in welchen sie an der Seite des Assessors wachte, ihr Mitleid für ihn sie so weit hinriß, daß sie das ihr abverlangte Versprechen gab, ihn nie zu verlassen. Und selbst wenn dies nicht geschah, durfte er es wagen, nach der Genesung des Assessors die Scheidung anzuregen? Stürzte er den Letzteren dadurch nicht jedenfalls in einen Rückfall, der ihn das Leben kostete? Es ließ sich mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß Gretchen durch den traurigen Zustand des Gatten veranlaßt werden müsse, sich und ihr Glück zu opfern und an seiner Seite zu bleiben.

Schmerzhafte Empfindungen bemächtigten sich des Arztes, der Schweiß perlte von seiner Stirn, er wurde immer finsterer.

Gretchen mochte eine Ahnung davon haben, was in seiner Seele vorging, sie blickte ihn so engelmild an, daß Selber, sowie er einen solchen Blick aufgefangen, sich schnell erhob, an den nächsten Tisch eilte, ein Recept schrieb und die schleunige Beförderung desselben in die Apotheke anordnete. „Reichen Sie dem Kranken recht pünktlich die Medicin, dann wird es besser werden, in zwei Stunden bin ich wieder da!" sprach er noch, an den Regierungsrath gewendet, verbeugte sich und verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Von Ludwigshafen nach Rouen und von da nach Bremen.

(Fortsetzung.)

5. Von Rouen nach Bremen.

Unsere Heimreise begann am 9. März, Nachmittags $2^1/_2$ Uhr, und langten wir zwischen 6 und 7 Uhr Abends in Amiens an. Eingetretenes Regenwetter hielt uns im Zuge zurück, und da sich unsere Reisegesellschaft durch das Hinzukommen einiger Officiere und eines Arztes, die als Reconvalescenten in die Heimath gingen, vergrößert hatte, so war theilweise neuer Stoff zur Unterhaltung gegeben, da die genannten Gäste gar viel über den Feldzug und ihre eigenen Erlebnisse zu erzählen wußten.

Am 10. März ging es dann weiter nach Reims, woselbst wir noch 35 Mann in den Zug aufnahmen, der nun ziemlich vollständig belegt war. Unsere Ansicht, daß wir in Reims wieder übernachten würden, war eine unrichtige, indem wir die Weisung erhielten, an dem gleichen Abend noch nach Mohan zu fahren. Noch in Reims wurde uns mitgetheilt, daß in Bazancourt, der nächsten Station, ein westphälischer

Landwehrmann liege, dem durch Unvorsichtigkeit die linke Hand durch einen vorüberfahrenden Bahnzug abgequetscht worden und den wir mitnehmen sollten. Das ärztliche Gutachten ging dahin, daß eine Amputation nothwendig sei, und da diese sich im Zuge nicht bewerkstelligen ließ, so nahmen wir den Verunglückten bis zum nächsten Orte, wo sich ein Lazareth befand, mit und überließen denselben dort der weiteren Behandlung durch Militärärzte. In Mohon kamen wir nach 10 Uhr Abends an, um dort über Nacht zu bleiben.

Wir hofften, am 11. März zeitig weiterfahren zu können, doch der Mensch denkt und die Eisenbahnverwaltung lenkt. Stunde auf Stunde verrann, bis endlich Nachmittags 4 Uhr die wegen Mangels an einer Locomotive so lange unterbrochene Reise fortgesetzt werden konnte. Den unfreiwilligen Aufenthalt benutzten wir, um das nahe Mézières, welches am 2. Januar nach 48-stündigem Bombardement gefallen war, zu besuchen. Die Verwüstung daselbst ist gräulich, und hat das Städtchen verhältnißmäßig mehr als selbst Straßburg gelitten, da der über der Maas gelegene Theil fast gänzlich zerstört ist. Ein ganz besonderes Interesse bietet die in der unmittelbaren Nähe der Festung befindliche gesprengte Brücke über die Maas, von welcher drei deutsche Locomotiven nebst Tendern, die einen Proviantzug führten und durch falsche Weichenstellung auf die Unglücksstätte geführt wurden, in die Fluthen des Stromes hinabstürzten, wobei leider ein Menschenleben verloren ging. Deutsche Arbeiter waren dort mit den Hebvorrichtungen beschäftigt und von diesen erfuhren wir die Details der grauenhaften Katastrophe.

Also Mohon lag hinter uns. Glücklich waren wir dort fortgekommen, mußten aber unserm Zug noch einige Wagen mit sächsischer Cavalerie (zwei Officiere und eine Anzahl Unterofficiere, die zur Ausbildung der Recruten nach Dresden zurückkehrten) anhängen lassen, sonst wären wir vielleicht noch länger hingehalten worden. In Sedan, wo wir um 5 Uhr eintrafen, vermehrte sich die Zahl der mitreisenden Officiere nochmals um zwei und betrug die Zahl derselben incl. der beiden Sachsen jetzt acht. Von Sedan fuhren wir fast ohne Aufenthalt die bereits früher beschriebene Strecke nach Metz, um dort die Nacht über zu bleiben. Unsere Ankunft erfolgte um 12½ Uhr Nachts.

Beim Erwachen am folgenden Morgen, es war Sonntag der 12. März, gewahrten wir in unserer Nähe einen stattlichen Zug mit bekränzten Geschützen; es waren 24-Pfunder von der Belagerungsartillerie von Paris, die auf dem Rückwege nach Coblenz hier ebenfalls Halt gemacht hatten. Also heute sollten wir wieder in dem Deutschland, wie es vor dem Kriege bestand, einziehen; darum schien wohl die Sonne so heiter und so warm, darum wölbte sich über uns ein so blauer Frühlingshimmel.

Nachdem wir, der Verproviantirung des Zuges wegen, zuvor in den Personenbahnhof zu Metz eingefahren waren, reisten wir um 12 Uhr Mittags dort ab und trafen um 3 Uhr in Forbach ein, wo wir unseren Bestimmungsort erfahren sollten.

Es wurde uns die Wahl gelassen zwischen Bremen nebst Verden und Zittau, und wir entschieden uns für die beiden ersten Orte. Nach einer halben Stunde passirten wir die preußische Grenze; von jetzt ab war unser Zug ein Gegenstand fortwährender Ovationen seitens der Bevölkerung, die alle Bahnhöfe gefüllt hatte und an allen Dörfern und Straßenübergängen zusammengeströmt war. Es war ein ergreifendes Schauspiel; Jung und Alt, vom Kinde bis zum Greis, war versammelt, um den hart Geprüften, die wir in unserem Zuge zur Heilung von ihren Leiden nach der Heimath führten, den herzlichsten Gruß darzubringen, den Dank auszusprechen, daß ihre Tapferkeit den französischen Truppen einen Damm gesetzt hatte, der sie an ihrem beabsichtigten Raubzuge in unser schönes deutsches Vaterland gehindert.

Unter dem Jubel einer unabsehbaren Volksmenge fuhr der Zug, geschmückt mit Lorbeer- und Tannenzweigen, in Saarbrücken ein. Die ganze Stadt schien auf den Beinen zu sein, so groß war das Gedränge auf dem Bahnhof. Unsere Kranken, namentlich die Reconvalescenten, die hie und da außer Bett sein durften, waren Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Nach einstündigem Aufenthalt verließen wir den zum Empfang des Kaisers auf den folgenden Mittwoch schon theilweise in der Ausschmückung begriffenen Bahnhof, um über Neunkirchen weiterzufahren. Bei Sulzbach wurden wir durch Böllerschüsse von den Höhen begrüßt, und allenthalben war wie an den früheren Stationen freudiger Empfang.

Von Neunkirchen ging es über die Rhein-Nahe-Bahn dem Rheine zu. Leider war unterdessen die Nacht hereingebrochen und es deshalb nicht möglich, die an Naturschönheiten so reiche Gegend mit dem malerisch, zwischen Felsen gelegenen Oberstein, die schönste Gegend des Nahethales, sehen zu können. Zwischen Ottweiler und St. Wendel hatten wir den Tod eines Insassen des Zuges, eines sächsischen Soldaten, zu beklagen, dessen Leiche in Kreuznach zur ewigen Ruhe gebettet wurde. In Bingerbrück Nachts 1 Uhr und nach mancherlei Manövriren mit dem Zuge auf der Fahrt nach Mainz dort Morgens 5½ Uhr eingetroffen, gingen wir eine halbe Stunde später nach Frankfurt ab.

Am Morgen des 13. März, gegen 7 Uhr, passirten wir die glücklich beseitigte Mainlinie, und vor uns lag die alte Krönungsstadt der deutschen Kaiser, die Stadt, in deren Mauern vor nun 23 Jahren das erste deutsche Parlament getagt hatte, dem es leider nicht vergönnt war, das zu erreichen, was der jetzt beendigte gewaltige Krieg geschaffen: das einige Deutschland! In Frankfurts Mauern sollte ja in einigen Tagen wieder ein Kaiser seinen Einzug halten, ein deutscher, kein römischer Kaiser, ein Kaiser, nicht aus dem Hause Habsburg, nein, ein Sprosse der Zollern, ein siegreicher Feldherr gegen den Erbfeind der Deutschen. Und Frankfurt, die Stadt, deren Graf Bismarck einige Tage zuvor gedacht hatte in den Worten: „Meine Herren! Lassen Sie uns noch ein Hoch ausbringen der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser!", diese Stadt legte ihren reichsten Festschmuck an, den neuen deutschen Kaiser würdig zu empfangen. Doch uns war nicht so viel Zeit gegönnt, daß wir den festlichen Tag mitmachen hätten dürfen; fort mußten wir, unsere Pflicht gebot uns, weiter gen Norden zu ziehen.

Einigen unserer Reisegenossen war es möglich geworden, den Aufenthalt im Frankfurter Bahnhof zu einem Gang in die Stadt zu benutzen, und von ihrem Streifzug brachten sie uns einen langentbehrten Gegenstand mit — deutsche Zeitungen. Hatten wir doch während voller acht Tage nichts von den Vorgängen in der Welt erfahren (die französischen Zeitungen, die wir unterwegs gekauft hatten, enthielten so wenig Interessantes, daß unsere Neugierde nicht befriedigt worden war), wie suchte Jeder ein Blatt zu erhaschen und wenn es auch nur eine Inseratenbeilage war, die dem Einen oder dem Anderen zu Theil wurde, es waren doch deutsche Blätter, es war doch unsere geliebte deutsche Sprache, in der sie geschrieben und gedruckt waren.

Wir verließen Frankfurt am 13. März, Morgens 8 Uhr, mit der Main-Weser Bahn. Das Taunusgebirge zur Linken, näherten wir uns bald der Wetterau mit Friedberg, der Hauptstadt von Oberhessen. Die Bahn führte von da über einen 70 Fuß hohen Viaduct, an den Gradirhäusern vorbei, nach dem früher kurhessischen, jetzt zum Großherzogthum Hessen gehörigen Soolbad Nauheim mit seinem berühmten Sprudel, nach Butzbach, von dem rechts gelegen die Trümmer des im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses Münzenberg, und nach Gießen, der hessischen Landesuniversitätsstadt. Nach einer halben Stunde, während welcher unser Zug von Seiten einer Anzahl Damen der dortigen Bahnhofsküche mit großem Interesse besichtigt wurde, ging es weiter. Um 12 Uhr passirten wir Marburg mit der St. Elisabethkirche, deren ich früher als Vergleich mit St. Ouen in Rouen schon erwähnt. Die Stadt ist halbkreisförmig um den steilen Schloß-

berg gebaut und hat eine reizende Lage. Hinter Marburg tritt die Bahn auf das rechte Ufer der Lahn, an Kirchhain vorbei, nach Neustadt, jenseit dessen Amöneburg liegt mit der angeblich ältesten Kirche des Landes, von dem h. Bonifacius gegründet, dann in das Thal der Schwalm, nach Treisa, Zimmersrode, Borken, Wabern. Dort befinden sich im Hintergrunde einige Ruinen, Gudensberg, Burg Altenburg und Burg Felsberg; um 3½ Uhr Ankunft in Guntershausen.

Auf der nun folgenden Strecke bis Kassel passirten wir an Wilhelmshöhe vorüber, wo der Mann, der Frankreich länger als 20 Jahre zu einem Spielball seiner Creaturen gemacht und mit deren Einverständniß den heillosen Kampf hervorgerufen hatte, nun als Gefangener des preußischen Königs die Gemächer bewohnte, in denen sein Oheim König Jerome von Westphalen seinen Ausschweifungen vor mehr als einem halben Jahrhundert gefröhnt hatte. Gegen 5 Uhr langten wir in Kassel an, welches wir, ohne daß wir von der Stadt etwas zu sehen bekamen, nach einer Stunde wieder verließen. In Hann. Münden, wo die Fulda und die Werra sich zur Weser vereinigen, mußten wir unfreiwillig zwei Stunden liegen bleiben, und die inzwischen hereingebrochene Nacht machte, gleichwie am vorhergehenden Abend im Nahethal, es unmöglich, uns am Anblick der herrlichen Gegend erfreuen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Man schreibt aus Berlin: Ein wahres Prachtbild von der nordischen Dauerbarkeit bietet der am 10. März über Braunschweig hier eingelangte Seconde-Lieutenant des Garde-Artillerie-Regiments Heß, der bei Le Mans eine volle Mitrailleusenladung mit seinem Heldenleibe aufgefangen und noch lebt und wenn sein Arzt sich nicht mit eitler Zuversicht trägt, auch leben wird. In nicht weniger als zweiunddreißig Wunden ist ihm die rechte Körperseite zerschossen worden; das rechte Bein, das ihm neun Kugeln zerstückten, mußte sofort amputirt werden, und nun hat er noch dreiundzwanzig oder — wenn man drei leichte Schuß- und Hiebwunden, die er schon vor der Affaire bei Le Mans bekommen hatte, dazu zählt — gar sechsundzwanzig Wunden aufzuweisen. Ich habe die Jammergestalt im katholischen Krankenhause der heiligen Hedwig gesehen und kann mich des Grauens und der Bewunderung, womit mich der Anblick erfüllte, noch immer nicht erwehren. Der Mann lag auf dem Wasserkissen, dann auf einer Art von Drehschemel, auf welchem ihn sein Arzt, Dr. U., der ihn mit leidenschaftlicher Fürsorge behandelt, hin- und herdrehte, um an dem verstümmelten Torso zu kleben, zu nähen, zu pflastern, zu fichten, zu waschen, zu schneiden. Dr. U. hat ihn von Le Mans, wo er ihm das Bein abgelöst, hierher begleitet und hütet ihn wie seinen Augapfel. „Ich habe nie ein Weib geliebt, wie ich diesen zerschossenen Leib liebe,“ sagte er mir, „und ich will nie wieder eine Sonde zur Hand nehmen, wenn ich ihn nicht durchbringe. Das ist der gehörnte Siegfried und die Lindenblattstelle ist nicht getroffen worden. Ich habe ihm das Bein abgeschnitten und die sechsundzwanzig Risse zusammengeflickt und denke am anderen Morgen, als ich wieder nach dem Lazareth komme, der lebt nicht mehr. Da höre ich schon von ferne Einen mit schmetternder Stimme die „Wacht am Rhein“ singen. Ich frage mich, wer mag das sein und stürze in den Saal, da ist's mein Siegfried mit dem abgeschnittenen Bein und den 26 Wunden, der wohlgemuth daliegt, als läge er im Bivouac am Wachtfeuer nach einem großen Siege im hellen Mondenschein.“ Eigentliche Schmerzen verursachten Heß nur die Wunden, auf denen er liegen mußte, und so legte ihn sein Arzt auf das Wasserkissen und die Drehscheibe. Der Kaiser, der von dem Falle gehört, hat von Versailles aus die aufmerksamste Heilpflege für ihn befohlen und unter den Vielen, die sich in den zwei folgenden Tagen persönlich nach seinem Befinden erkundigten, fehlte auch die Kaiserin nicht. (Der genannte Officier ist bei der ersten Reise des pfälzischen Lazarethzuges von Le Mans nach Braunschweig evacuirt worden, und wird vorstehende Notiz nicht allein bei Denjenigen, welche den Helden zu sehen Gelegenheit hatten, sondern gewiß bei Jedermann Interesse erregen.)

— Bei der Wiederbesetzung des Forts Issy durch die Franzosen am 7. März ereigneten sich, wie man der „A. Z.“ schreibt, einige charakteristische Scenen. Um 10 Uhr Vormittags sollte die Uebergabe erfolgen. Die preußischen Truppen, welche die Besatzung bildeten, ein Bataillon des 87. (1. Nassauischen) Regiments, standen Punkt 10 Uhr marschbereit auf ihrem Posten. Gleichwohl war zur festgesetzten Stunde vor Issy noch nichts zu sehen, als ein Pariser Fiaker, der am Eingang hielt, in ihm sitzend eine — Dame, die allerhand Utensilien zur häuslichen Einrichtung mitbrachte. Eine halbe Stunde später kamen 5 oder 6 Feldgendarmen, und in einiger Entfernung sah man einen französischen Stabsofficier mit mehreren Begleitern. Die Officiere, die zum Empfange der Franzosen vor dem Fort standen, forderten den einen der Gendarmen auf, den französischen Officieren mitzutheilen, daß Alles zum Abmarsch der Deutschen bereit sei. Der französische Officier wandte sein Pferd und ritt bis vor das Fort, besann sich dann aber anders und wartete, bis um 11 Uhr die Truppen aus Paris herbeikamen. Jetzt erst hielt der Stab der neuen Besatzung seinen Einzug. Beim Act der Uebergabe wurden die französischen Officiere aufmerksam auf einige neue Batteriebauten, welche die Unserigen hier zum Schutze der Casematten vor diesen, in der Kehle des Festungswerkes, aufgeworfen hatten. Diese Erdarbeiten waren natürlich, da es an Muße zu ihrer Vollendung nicht gefehlt, im höchsten Maße kunstgerecht; sie hatten den Zweck, den Eingang des Forts gegen einen Angriff zu vertheidigen. Bei ihrem Anblick sagte einer der französischen Genieofficiere in spöttischem Tone: „Es scheint mir, als ob die Preußen sich gut zu decken wissen.“ „Gewiß“, antwortete ihm Hauptmann Müller, „auch wir haben nur eine Haut zu verkaufen, und sollen wir sie verkaufen, so setzen wir eine Ehre darein, daß es um möglichst hohen Preis geschehe.“ Der kleine Zwischenfall that übrigens dem zuvorkommenden Benehmen der Preußen keinen Abbruch. Sie bestiegen ihre Pferde und verabschiedeten sich in der höflichsten Form. Kaum waren sie einige Schritte geritten, so rief ihnen einer der Franzosen im Uebermuth nach: „Peut-être à revoir, Messieurs.“ Hauptmann Müller warf sein Pferd auf die Seite und antwortete mit Ruhe: „Messieurs, nous en serons ravis.“

— Ueber eine Heldenthat im Frieden berichtet ein rheinisches Blatt wie folgt: Bei Holzwickede bemerkte vor etlichen Tagen ein eben aus der Grube kommender Bergmann, wie ein Kind in der Nähe des Eisenbahnüberganges nach Dudenroth zwischen den Schienen stand, ohne den herannahenden Zug zu beachten. Die Barriere überspringen und das Kind ergreifen, ist das Werk eines Augenblicks. Da gleitet der Mann aus; das Kind wird weggeschleudert und ist der Gefahr entrissen, dem braven Manne aber werden beide Beine und ein Arm zerfahren, so daß er nach wenigen Minuten verscheidet. Eine Frau und sieben Kinder jammern über den Verlust ihres treuen und biederen Vaters.

— Die Leipziger Universität beabsichtigt, ihren in dem eben beendeten Kriege gefallenen Commilitonen ein Denkmal zu setzen. Dasselbe soll außer den Namen der Gefallenen auch Tag und Ort der Geburt, sowie Tag und Ort des Todes enthalten.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 37. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

War die Erkrankung des Assessors für den Doctor ein höchst unangenehmes Ereigniß, so versetzte sie Gretchen in die allerschlimmste Lage. Ihre Zuneigung für ihn war gänzlich geschwunden, nur mit der größten Selbstbeherrschung vermochte sie ihm zu nahen, ohne offen an den Tag zu legen, wie unangenehm sie seine Nähe berührte. Und doch war sie nun gezwungen, fast unausgesetzt an seinem Lager auszuharren und ihm die aufopferndste Pflege angedeihen zu lassen. Sie vollbrachte diese Aufgabe mit bewundernswerther Treue, ja ihr gutes Herz ließ sie sogar die mancherlei Kränkungen vergessen, die sie von ihm erlitten, so daß sie es über sich gewann, ihm eine gewisse Zärtlichkeit zu widmen. Vielleicht trug hierzu auch die Angst mit bei, der Tod könne ihn wegraffen; für einen solchen Fall fürchtete sie wohl die ärgsten Gewissensbisse für ihr ganzes ferneres Leben.

Leidnitz verhielt sich fast immer ruhig und leidend. Sein Zustand war ein höchst gefährlicher, ein böses Fieber hatte ihn schnell mit solcher Heftigkeit ergriffen, daß das Aergste zu befürchten war.

Der alte Regierungsrath erschien sehr gefaßt. Er liebte den Schwiegersohn nicht mehr und berechnete mehr die unangenehmen Folgen eines plötzlichen Todesfalles, als er den Assessor beklagte.

Als der Doctor Selber wieder an dem Krankenbett erschien, wurde sein Gesicht von bangen Sorgen beschattet. Bedenklich schüttelte er den Kopf, offenbar hatte sich der Zustand des Leidenden, statt zu bessern, bedeutend verschlimmert. Dessenungeachtet bemühte er sich gleich darauf wieder, die größte Zuversicht zu zeigen. Aufs neue sandte er ein Recept zum Apotheker, blieb in der Nähe des Assessors und beobachtete jede seiner Bewegungen.

„Die Krankheit wird ihren gewöhnlichen Verlauf nehmen,“ sprach er; „an ein schnelles Aufkommen dürfen wir leider nicht denken; aber ich werde das meine thun, die Krisis zu beschleunigen und zu helfen.“

„Und Sie werden meinen Mann retten, nicht wahr, Sie versprechen es mir!“ bat Gretchen mit zitternder Stimme. Die höchste Angst malte sich in ihren Zügen aus.

Selber fühlte, daß ein neues Weh sich in seinem Inneren regte; er verdammte die Beweggründe zu der Bitte der jungen Frau; aber die Bitterkeit, die er empfand, erhielt keinen Ausdruck in seinem Aeußeren, sein edler Charakter siegte wieder über jede Leidenschaft, mit tiefer Stimme entgegnete er: „Ich habe noch nie in Erfüllung meiner Pflichten als Arzt gewankt und hoffe, ihren Gatten zu retten!“

Eine Woche floh dahin, die Krankheit nahm täglich zu, wilde Fieberphantasien durchzogen den Kopf des Leidenden, zu Zeiten geberdete er sich wie ein Rasender und war nur durch die kräftigste Hilfe im Bett zu erhalten.

Mehr wie er litt der Doctor, der stündlich die treue Pflege mitansah, welche Gretchen mit unermüdlicher Aufopferung gegen den Gatten an den Tag legte, und sich nur selten die Zeit ließ, einige freundliche Worte ihm im Geheimen zuzuflüstern. Er beneidete den Kranken und wurde ungerecht gegen die junge Frau; und doch vermochte er nicht, ihr einen Vorwurf zu machen; so oft er ernstlich über ihr Benehmen nachdachte, mußte er sich gestehen, daß er an ihrer Stelle ebenso handeln würde wie sie. Sein Zustand wurde ein unerträglicher, er gönnte dem Assessor keinen theilnehmenden Blick von Gretchen und dennoch hielt er die Art ihres Auftretens durch den Zustand des Gatten bedingt; es mußte bei ihrer Abneigung gegen ihn eine schwere Rolle für sie sein, die sie spielte. Ein trauriges Zerwürfniß mit sich selber bemächtigte sich seiner, er wünschte sich weit fort, um der Qual überhoben zu sein, die ihn in der Nähe des Herrn von Leidnitz nicht mehr verließ. Aber er mußte ja bleiben und den Assessor, wie er versprochen, herstellen.

Endlich nahte die Krisis. Selber that redlich das seine, den Kranken am Leben zu erhalten, jeder Gedanke, daß er die Verlängerung seines irdischen Daseins in Händen halte, war von ihm geschwunden, er hatte den Kampf beendet.

Die Krisis ging vorüber, Leidnitz schritt der Genesung wieder entgegen, zwar nur langsam erholte er sich, aber jede Furcht vor einem Rückfall war geschwunden.

Jetzt hielt es der Doctor an der Zeit, sich von Wernigerode zu trennen; mancherlei Bitterkeiten hatten sich in sein Herz geschlichen, seine Liebe zu Gretchen war zwar eher stärker geworden als schwächer, aber böse Zweifel tauchten täglich in seiner Seele auf, er fürchtete, sie werde, selbst wenn sie einst seine Gattin sei, ihren ersten Mann nie vergessen können und die Erinnerung an ihn könne sie beide hindern, ein reines, ungetrübtes Glück zu finden. Ihre unbeschränkte Opferwilligkeit für den Kranken und die Vernachlässigung, welche er sehr häufig dadurch erfuhr, führten ihn zu unrichtigen Schlüssen.

Eines Tages, als er wieder in das Krankenzimmer trat, überraschte er Gretchen, die den Assessor mit ihren Armen stützte und augenscheintlich einige Liebkosungen von ihm entgegen genommen hatte, denn Leidnitz lächelte wohlgefällig und sprach schnell: „Warum soll der Doctor nicht sehen, daß ich Dich küsse und Du mich wieder lieb hast?“ worüber die junge Frau heftig erröthete und das Auge niederschlug.

„Ah, sie wird sich in ihre Verhältnisse zurückfinden, und vielleicht ist es besser so, denn nie wird mich ein Weib beglücken, das nicht ganz ungetheilt mir jede ihrer Empfindungen entgegenbringt,“ dachte der Doctor. Laut sprach er: „Meine Zeit für Wernigerode ist abgelaufen; Du, Assessor, bist außer aller Gefahr, ich reise morgen zurück in meinen Wirkungskreis.“

„O bleibe,“ bat Leidnitz, „so lange Du hier bist, ist Alles gut; aber ich fürchte, nachdem Du mich verlassen, wird es wieder sehr schlimm mit mir stehen.“

„Nicht doch, Deine Angst ist unbegründet und mich ruft die Pflicht, längeres Verweilen an diesem Orte wäre eine Schmach für mich,“ erwiderte Selber bestimmt.

Gretchen bückte auf und sah den traurig ernsten Ausdruck in den Zügen des Doctors; sie wußte, weshalb er von hinnen ging, aber es verdroß sie, daß er sie verkennen konnte; deshalb verharrte sie im Schweigen.

„Ich kenne die Beweggründe zu Deiner plötzlichen Abreise nicht; aber ich weiß auch, daß Du mich nicht verlassen würdest, wenn Du nicht müßtest; deshalb versuche ich nicht, Dich länger festzuhalten," führte Leidnitz an.

Gretchen erhob sich und verließ das Gemach.

Die Unterhaltung, welche nun zwischen den jungen Männern folgte, betraf größtentheils die Krankheit des Assessors. Selber war zerstreut und es gewährte ihm eine bedeutende Erleichterung, als auch der Regierungs-Rath eintrat und er sich nun mit diesem beschäftigen konnte.

Bald darauf kehrte auch Gretchen zurück. Augenscheinlich hatte sie geweint, denn ihre Augen waren geröthet und ihre Stimme klang unsicher.

Der Abschied erfolgte.

Gretchen flüsterte dem Doctor zu: „Heute Abend in der Laube!"

Selber verneigte sich und ging.

Der Abend kam heran, die Sachen des Doctors waren gepackt, nachdenklich saß er unter dem grünen Blätterdach, das ihn so oft beschützt, wenn er an der Seite Gretchens sich für die Zukunft den Himmel auf Erden geträumt hatte.

Leise und vorsichtige Schritte nahten, Frau von Leidnitz stand vor ihm.

Selber erhob sich und begrüßte die junge Dame.

„Armand, Du bist so kalt, zürnst Du mir?" begann Gretchen mit zitternder Stimme.

„Nein, gewiß nicht; aber das Herz thut mir weh," antwortete der Doctor trübe.

„O nimm mich mit, ich will Dir folgen bis an's Ende der Welt, ich kann ja nicht mehr ohne Dich leben," hauchte Gretchen hin und warf sich an die Brust des Arztes.

„Bedenke, mein Kind, daß solch ein Schritt unserer unwürdig wäre," entgegnete Selber. „Nur auf legalem Wege darf ich Dich erringen und besitzen."

„Aber ich zage, denn ich fürchte, daß es mir nie gelingen wird, von Leidnitz loszukommen; er ist ganz verändert und will lieber sein Leben lassen, als mich verlieren."

„Ich dächte, er hätte Dir oft genug gezeigt, daß Du keinen besonderen Werth für ihn hast."

„Das ist wahr. Aber nun ist das Alles anders geworden."

„Er wird sich bald trösten. Doch kannst Du ihn wieder lieben, so folge Deinem Herzen."

„O Armand, ich liebe nur Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele; aber ich bin ein schwaches Weib, sein Flehen zerschneidet mir das Herz. Und mein Vater kann so strenge sein, der bloße Gedanke an eine Trennung von meinem Mann erniedrigt mich in seinen Augen. Nur ein Gewaltstreich vermag mich zu retten!"

„Aber es darf nicht den Anschein gewinnen, als übte ich den geringsten Einfluß auf Dein Handeln aus, sonst ist Alles verloren."

„O und ich besitze sonst keine Stütze."

„Entdecke Dich dem Vater!"

„Ich habe es versucht, ihm meine Abneigung gegen den Gatten klar zu machen; doch er will davon nichts hören."

„Aber er wird nachgeben, wenn er einsieht, daß Du mit Leidnitz zu Grunde gehst."

Es gelang dem Doctor, die junge Frau zu überzeugen, daß nur ein energisches Handeln ihrerseits das Glück für sie beide anbahnen könne; sie gewann in seiner Nähe und unter seinen Versicherungen die volle Festigkeit und Zuversicht wieder, und zeigte sich bereit, jeden Kampf zu unternehmen, um von ihrem Manne loszukommen.

Selber zweifelte nicht an ihrer Treue und Aufrichtigkeit; er wußte, daß Leidnitz nicht im Stande sei, ihr für die Dauer eine wahre Liebe entgegenzubringen und daß sein gegenwärtiges Auftreten nur die Folge der Furcht sei, er könne sie verlieren, dieser Verlust ihm aber nur insofern Schmerzen bereiten werde, als dadurch seine Eigenliebe einen großen Stoß erlitt.

Stundenlang saßen die Liebenden zusammen; Selber ertheilte Gretchen die umfassendsten Verhaltungsregeln, die glühendsten Versicherungen wurden von beiden Seiten gewechselt, und als sie endlich sehr spät von einander schieden, nahm der Doctor die Ueberzeugung mit fort, die junge Frau werde sich von einem Bande zu befreien wissen, das ihr über Alles lästig sei, und ihm einst für das Leben angehören. Gretchen aber hatte neuen Muth gewonnen, die Beredtsamkeit Selbers hatte sie neu gestärkt für den Kampf, den sie beginnen sollte; sie war entschlossen, für ihre Liebe Alles zu wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Von Ludwigshafen nach Rouen und von da nach Bremen.

(Fortsetzung.)

Bei Göttingen waren wir Abends um 10 Uhr vorbeigekommen und nachdem wir noch in Hannover einen einstündigen Aufenthalt gehabt hatten, fuhren wir daselbst Morgens 3½ Uhr fort und erreichten um 6½ Uhr Verden, woselbst 46 Mann von unseren Pfleglingen ausgeladen werden sollten. Auf dem Perron war außer dem ärztlichen Personal, das zur Uebernahme der Kranken anwesend war, eine Abtheilung Feuerwehr aufgestellt, welcher die Fürsorge für die Ersteren übertragen wurde. Die Ausladung selbst ging bei der vortrefflichen Einrichtung unserer Wagen äußerst rasch von Statten, und schon kurz nach 7 Uhr konnte die Weiterfahrt nach Bremen angetreten werden. In Verden befand sich früher ein von Karl dem Großen gestifteter Bischofssitz, und die Stadt selbst hat einen thurmlosen Dom, der dieselbe weit überragt.

Wir fahren ohne Anhalt noch an drei Stationen vorüber, durchschneiden kurz vor Bremen einen großen Friedhof und langen Morgens 8¼ Uhr im Hauptbahnhof daselbst an. Dort harrte unserer ein sehr herzlicher Empfang, und nach stattgehabter Begrüßung und Vorstellung wurde sofort zur Evacuirung geschritten. Zuerst wurde eine Anzahl Reconvalescenten, die größtentheils außer Bett sein konnten, sowie zwei Schwerverwundete, erstere per Omnibus, letztere in Tragkörben vom Hauptbahnhof nach dem städtischen Hospital gebracht, worauf der Zug wieder weiterfuhr, um, bevor er die neue Eisenbahnbrücke über die Weser nach dem Oldenburgischen Bahnhof passirte, in der Nähe des Stephanithores wieder anzuhalten, wo eine weitere Anzahl, die im Diakonissenhause Aufnahme fanden, ausstieg, und den Rest brachten wir sodann in die über der Weser in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs gelegenen Baracken oder nach dem einige hun-

dert Schritte entfernten Schützenhause, der zum Lazareth hergerichtet ist.

Ein plötzlich eingetretener heftiger Regenguß hatte uns noch eine Weile im Zug zurückgehalten, doch bald sollte es uns möglich sein, unsere Wanderung nach der Altstadt anzutreten. Wir gingen über die Eisenbahnbrücke zurück und durch die an Stelle der im Anfange dieses Jahrhunderts abgetragenen Festungswerke entstandenen Anlagen in die Stadt selbst. Bremen bietet in seinem Aeußeren das Bild eines rührigen Bürger- und Geschäftslebens, und schon von der Brücke aus zeigte sich dem Auge ein imposantes Schauspiel: die dicht am Flusse gelegenen großartigen Magazine, vor welchen in den dicht herbeigefahrenen Schiffen alle möglichen Waaren ein- oder ausgeladen wurden. In den Straßen herrichte reges Treiben und auch die prachtvollen Läden mit den mannichfachsten Artikeln des Luxus, der Mode und aller zum Bedürfnisse der Menschen gehörigen Gegenständen zogen unsere Schaulust an.

Wir lenkten unsere Schritte zunächst zum Rathhause, einem aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammenden großartigen Bauwerke, dessen Aeußeres durch eine reiche Ornamentik im gothischen Styl die Aufmerksamkeit des Beschauers fesselt. Die Vorderseite zieren die Standbilder des Kaisers und der sieben Kurfürsten (wahrscheinlich derjenigen aus der Zeit der Vollendung des Baues) und ein Vorbau, die Güldenkammer, wo die Frauen bei Bürgeraufzügen Platz zu nehmen pflegten. Vor dem Rathhause steht die 18 Fuß hohe steinerne Figur des Roland, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert herrührend, als Sinnbild der Marktfreiheit und des Königsbannes, und als Palladium der städtischen Freiheit, am linken Arm des Riesen der Schild mit dem Reichsadler, in der rechten Hand das bloße Schwert, welch' letzteres zugleich auf die der Stadt verliehene peinliche Gerichtsbarkeit deutet, die noch bestimmter durch Kopf und Hand eines Verbrechers zu den Füßen des Roland bezeichnet wird. Dem Rathhause gegenüber liegt der Schütting, der Versammlungsort der Handelskammer, ein auch aus früheren Jahrhunderten stammendes Gebäude, wie denn in der Altstadt die alterthümliche Bauart mit hohen Giebeln und vorspringenden Erkern noch mancherlei Vertreter aufzuweisen hat. Ein in den letzten Jahren errichteter Prachtbau im gothischen Styl ist die vom Rathhause links gelegene neue Börse, prachtvoll eingerichtet im Inneren und daher eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Da jedoch die Börsenstunde, die für die Besichtigung im Inneren interessanteste Zeit, noch nicht herangerückt ist, so setzen wir, nachdem wir auf dem Telegraphenbureau die eingelaufenen Telegramme abgeholt, die uns über das Befinden unserer Lieben in der Heimath die befriedigendsten Nachrichten geben, fort und gelangen bald zur großen Weserbrücke.

Wir hatten beabsichtigt, unser Mittagsmahl im Rathskeller einzunehmen, mußten aber zu unserem Bedauern hören, daß dort nur Austern, Käse rc. verabreicht wird, und betraten deshalb die dicht an der eben genannten Brücke gelegene Restauration der Weinhandlung von L. v. Kapff und Cie., die wir mit gutem Gewissen Jedermann empfehlen dürfen. Die Fenster der im Souterrain, also kellerartig gelegenen Wirthschaftsräumlichkeit führen nach der Weser und ein im Saale befindlicher sinnreicher Apparat in Form eines in einen Tisch eingelassenen Zifferblattes zeigt genau den jeweiligen Wasserstand der Weser an. Nach eingenommenem Essen unterließen wir nicht, noch bevor wir nach der Börse gingen, den Rathskeller zu besuchen, der sich nicht nur unter dem Rathhause selbst befindet, sondern dessen Ausdehnung noch unter einer Straße hin bis unter die alte Börse reicht. Bei der an der Westseite des Rathhauses sich gastlich öffnenden Pforte führen einige zwanzig Stufen hinab in Bacchus' Reich. In gedämpfter Tagesbeleuchtung befinden sich da die einladenden Wirthschaftsräumlichkeiten, bestehend in einem langen Kreuzgewölbe, welches an der linken Seite durch eine Anzahl mächtiger Fässer geziert ist, die sich nicht allein durch ihre Größe sondern auch durch ihre äußere Ausstattung mit Malerei und Schnitzwerk auszeichnen. Wir nehmen Platz, und bald glänzt goldenes Naß vom Rheine in den grünen Gläsern und mit Behagen schlürft männiglich den edlen Trank. Auf das Wohl unseres freundlichen Führers in der freien Hansestadt, des schon von der herzlichen Begrüßung am Morgen uns bekannten Herrn Weiland, dessen ich noch nicht erwähnt und der doch durch seine Empfehlung der früher genannten Restauratian so wohlthätig auf unseren Magen einen indirecten Einfluß ausgeübt hatte, leerten wir unser erstes Glas. Eine animirte Stimmung greift Platz, neue liebe Gäste treten an unseren Tisch heran, uns ebenfalls vom Morgen her bekannte Persönlichkeiten, mit denen wir in eifriges Gespräch gerathen.

Und schon lange hat die Glocke 1 Uhr verkündet, die Zeit, wo wir das Leben auf der Börse in seinem vollsten Treiben zu sehen gewillt waren, als wir erst die gastlichen Räume verlassen, um uns der Börse zuzuwenden und dort von der Galerie aus einen Blick in das rege Leben einer emsigen Handel treibenden Bevölkerung zu werfen. Wir treten ein, mehrere Treppen hinauf und lange Gänge hindurch, auf welchen jede Thür den Namen einer Dampfschifffahrts-, Versicherungs- rc. Gesellschaft oder die Firma eines Handlungshauses zeigt, die hier ihre Bureaux in unmittelbarer Nähe van Past und Telegraph und ebenso auch in nächster Nähe des Börsensaales selbst haben. Noch eine Thür und wir befinden uns auf der Galerie und das Auge schweift über die den weiten Raum des Saales füllende Menge. Wie das arbeitet und wühlt, von rechts nach links, von links nach rechts; wie das wogt und treibt, vom Eingang nach den einzelnen Abtheilungen und von da wieder zum Ausgang: es ist, als ob wir einen mächtigen Ameisenhaufen vor uns haben. Jeder hat seinen Platz und jeder ist auf seinem Platz zu finden, wenn er zu den maßgebenden Persönlichkeiten, als da sind: Schiffsrheder, Großhändler rc. gehört. Da tritt ein Telegraphenbote ein. Wo trifft er den Adressaten seiner Depesche unter diesen Tausenden von Köpfen? Es ist sicher unmöglich, ohne viel zu suchen, den rechten Mann schnell zu finden. Doch siehe, er hat ihn schon, und auch den Zweiten, zu dem ihn seine Obliegenheit führt, hat er bereits gefunden, mit dem Dritten geht es ebenso rasch. Der Mann muß ein Tausendkünstler sein. Gott bewahre! Die Sache ist so einfach als möglich. Der Boden des ganzen Saales ist in gleichseitige Vierecke getheilt, und diese Vierecke sind van den beiden Langseiten mit Buchstaben, von den beiden kürzeren Seiten mit Ziffern bezeichnet, die an den Wänden angebracht sind. Gesetzt also der Adressat der ersten Depesche hat seinen dem Telegraphenboten bekannten Platz in Quadrat F 5, so begiebt sich dieser ohne viel zu suchen in das fünfte Quadrat von der Länge und das fünfte von der Breite, und dort hat er seinen Mann bald ermittelt; hat der Zweite dann seinen Platz in G 3 und der Dritte in H 1, so geht er von F 5 zwei Quadrate vorwärts und zwei nach der Seite bezw. von da eins vorwärts und zwei seitwärts, und mit Leichtigkeit ist der Bote seine Depeschen los und der Adressat in deren Besitz. Befriedigt von dem uns großentheils neuen Anblick verlassen wir das in kühnen Bogen gewölbte prachtvolle Gebäude mit seiner zierlichen Ausschmückung an Kronleuchtern, Candelabern u. s. w. und wenden uns nun dem Rathhause zu, das wir bisher erst von Außen und in seinen unterirdischen Rännmen besehen hatten.

Durch eine stattliche Halle führt der Weg nach der Treppe zum Rathhaussaal, der sich eine Etage hoch befindet und den ganzen oberen Raum einnimmt. Alterthümliche Wandmalereien mit erklärendem Text in mittelalterlicher Schreibweise stellen Ansichten der Stadt, hervorragende Ereignisse, z. B. Abbildungen von Fischungeheuern, die in der Nähe gefangen wurden, rc., dar. Die Decke ist mit den Bildnissen sämmtlicher deutscher Kaiser in Medaillonform geziert, doch neueren Ursprungs. Im Saale steht eine Marmorstatue des

im Jahre 1857 gestorbenen berühmten Bürgermeisters Smidt, ferner befinden sich daselbst die Modelle der Hansa, des ersten Admiralschiffes der van dem weiland Flattenfischer unter den Hammer gebrachten ersten deutschen Flotte, von der Wittwe des Admirals Brommy als Geschenk der Stadt Bremen übeelassen, dann des ersten transatlantischen Dampfers und eines Segetschiffes. Die zu der schan weiter aben erwähnten Güldenkammer führende Treppe ist durch ihre reiche Schnitzarbeit bemerkenswerth.

Nach unserem Austritt aus dem Rathhause wenden wir uns zuerst nach dem Werft, die Schlachte genannt, wo sich uns ein lebendiges Bild des Verkehrs zu Wasser darbot. Wieder in die Straßen der Stadt einbiegend, kamen wir au einem Laden varbei, in welchem Muscheln und andere Seepraducte zu kaufen waren. Einige von uns traten ein, und wen fanden sie als Inhaber des Ladens? Einen Pfälzer Landsmann mit Namen Kraus aus Edesheim nebst Ehehälfte, letztere aus Venningen. Daß da die Unterhaltung nicht gleich abgebrochen war, kann sich der geneigte Leser leicht denken, und so will ich denn die Leute ein wenig mit einander plaudern lassen und die weiteren Erlebnisse im nächsten Abschnitt mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Aus München, 21. März, wird berichtet: Der neue königliche Wintergarten, mit orientalischer Pracht ausgestattet, ist nahezu vallendet. Der im sag. Kaiserhof der Residenz aufgeführte Neubau birgt in einer Höhe von vier Stack einen künstlichen, mit den seltensten Pflanzen umgebenen See, in welchem sich lebende Schwäne herumtreiben, die van Nymphenburg hierher gebracht wurden.

— Das Germanische Museum in Nürnberg hat sich auch nach Frankfurt gewandt und um Abgüsse interessanter alter Grabdenkmäler gebeten, namentlich um den Abguß des Denkmals des Ritters Rudolph von Sachsenhausen und des Grabdenkmals des Herrn von Halzhausen. Ritter Rudolph war ein Zeitgenosse des Kaisers Günther van Schwarzburg und ein bedeutender Mann seiner Zeit. Das Denkmal ist, weil es die Kleidung der damatigen Zeit getreu darstellt, eines der interessantesten. Das Grabmal des Kaisers Günther selbst besitzt das Museum schon im Abguß als Geschenk der Schwarzburg'schen Fürsten. Wie die „Fr. Ztg." berichtet, sind nun Schritte geschehen, dem Wunsche des Germanischen Museums zu entsprechen. Es stellte sich jedach herans, daß bei dem dermaligen Zustande des Domes ein Absormen der beiden genannten Grabdenkmale nicht möglich ist, dasselbe vielmehr auf eine spätere und gelegenere Zeit verschaben werden muß. — Der Graßherzag von Sachsen-Weimar hat das Germanische Museum benachrichtigen lassen, daß er für die Sammlungen der Abgüsse von Geabdenkmaten historischer Persönlichkeiten den Abguß des Grabdenkmales des Malers Lucas Kranach stiften und denselben noch vor dem Düreefeste nach Nürnberg senden werde. — Aus Mainz ist in jüngsten Tagen für diese Sammlung der Abguß des Grabmales des 1249 verstorbenen Reichserzkanzlers und Erzbischofs von Mainz, Seifried van Eppstein, mit der Figur des Verstarbenen und der 2 von ihm getrönten deutschen Könige, Heinrich Raspe und Wilhelm von Halland, trefflich nach dem Originate gefarmt und wie dieses bemalt, von Professor Lindenschmitt eingetroffen und aufgestellt warden.

— Richard Wagner hat, wie die „Presse" meldet, zur Verherrlichung der deutschen Siege einen „Kaisermarsch" companirt.

— Der Thronsessel, vor welchem Kaiser Wilhelm am 21. im Weißen Saal des Beeliner Schlosses den ersten Deutschen Reichstag eröffnete, ist, der „Spen. Ztg." zufolge, der über 800 Jahre alte Kaiserstuhl der deutschen Kaiser aus sächsischem Stamme. Er war im Dam der ehemals freien Reichsstadt Gostar aufgestellt, bis dieses vaterländische Denkmal im Jahre 1820 niedergerissen und sein Kirchenschatz und beweglicher Inhalt überall hin zerstreut wurde. Es gelangte dieses alterthümliche Kunstwerk später in den Besitz des Prinzen Kart von Preußen. Der Sitz und Untertheil des Thranes ist aus Sandstein gearbeitet, dagegen sind die Rücken- und Armlehnen aus Erz massiv gegossen. Die Lehnen bilden durchbrachene, phantastisch in einander verschlungene Ranken- und Btumen-Ornamente, wie sie det früh ramanischen Kunstepache des 11. Jahrhunderts eigenthümlich sind.

— Die europäische Vekleidungs-Akademie in Dresden hat, wie die „B. B.-Z." erzählt, „Motive zu den Entwürfen eines Krönungs-Ornates für die Majestäten Deutscher Kaiser aus dem Hause Hohenzallern" erscheinen lassen. Nachdem in dieser Schrift auf die Nothwendigkeit eines Krönungs-Ornates mit Gründen hingewiesen, wird dieser selbst näher geschildert: Zunächst hat die „Akademie" dem histarisch geschnörkelten einen „kraftvallen naturwüchsigen Adler" vargezogen und ihn in die „modernen Reichsfaeben" gekleidet. Das weißseidene Unterkleid hat einen goldgestickten militärischen Stehkragen; dieser Stehtragen und die Hermetin-Achselspangen „gelten als Symbate fürstlicher Kriegstüchtigkeit und militärischer Reichs-Oberleitung!" Weiter erzählt die „B. B.-Ztg." van weitgeäffneten Aermeln, welche einerseits die „Würde", andererseits die „freie, ungehinderte Bewegung" repräsentieen, sowie van einem Feldherrnstab, dessen Medaillons den Sieg über den Erbfeind versinnbildlichen. „Den Schluß bildet ein Ring, die Cernirung von Paris repräsentirend und gleichzeitig andeutend, daß kein weiterer Raum für Eroberungssiege vorhanden sein und der Weltfriede dadurch symbolisch verkündet werden sall."

— Der „Pungolo" von Neapel schreibt unterm 14. März: Nachdem gestern der Vesuv eine enarme Masse Asche auf die umliegenden Felder geworfen und dieselben für das Weiden des Viehes unzugänglich gemacht hatte, da ferner in Zwischenräumen dumpfe und starke Detanatianen aus seinem Inneren sich hören ließen, schwieg der Feuerberg nun gänzlich und stieß lediglich während der Nachtzeit Rauchwalken aus. Dies veranlaßte eine Masse von Fremden, in den ersten Abendstunden den Fuß des Berges zu besteigen und vam „Atrio del Cavallo" das seltsame Schauspiel der nach halbflüssigen Lava anzusehen. Ein paar Tage varher näherte sich ein Fremder ahne Führer der Mündung des Kraters im Augenblicke des größten Ausbruches. Van einem niederfallenden Steine zu Baden geschmettert, wurde der Unbekannte, ehe man ihm zu Hilfe kommen kannte, eine Beute der auf dieser Seite langsam niederfließenden Lava. Eben so wird berichtet, daß um dieselbe Zeit vier fremde Herren und eine Dame ohne Führer auf sehr gefährlichen Wegen in den Kegel des Vesuvs einzudringen versuchten und seither nichts mehr von sich hären ließen. Man nimmt an, daß auch diese Persanen klägtich umgekammen seien.

— Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika hat den durch seine literarischen Arbeiten nnd seine Nordpatfahrt im Jahre 1869 bekannten Gelehrten Dr. Emil Bessels von Heidelberg eingeladen, als Zaologe die im Mai abgehende amerikanische Nordpal-Expeditian zu begleiten. Dr. Bessels hat, wie die „Badische Landesztg." hört, das ihm gemachte Anerbieten angenommen.

— In Wien ist am 20. März der berühmte Geologe Wilhelm v. Haidinger gestorben.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 38. Vierter Jahrgang. 1871.

Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Fortsetzung.)

6.

Doctor Selber befand sich wieder unter seinen Patienten und füllte die Stunden des Tages durch das treue Nachleben seiner Pflichten als Arzt aus; saß er aber daheim allein in seinem Studirzimmer, dann weilten seine Gedanken unablässig bei Gretchen und er hoffte voll festem Vertrauen, sie werde bemüht sein, so schnell als möglich jedes Hinderniß, das sie trennte, aus dem Wege zu räumen. Sie hatten sich dahin geeinigt, inzwischen weder mit einander zu correspondiren, noch sonst etwas zu unternehmen, wodurch ihr heimliches Bündniß an den Tag kommen könne. Erst wenn Gretchen frei wäre und ihre gegenseitige Annäherung zu keinerlei schädlichem Verdacht mehr Veranlassung geben könne, wollten sie der Welt offen zeigen, daß sie einander für die Ewigkeit gehörten.

Inzwischen verlebte die junge Frau schwere, trauervolle Tage.

Leidnitz war wieder hergestellt und verlangte nun von ihr, daß sie ihm ihre volle Liebe entgegenbringe; Gretchen dagegen erklärte ihm rückhaltlos, sie sei außer Stande, Pflichten gegen ihn anzuerkennen, ihre Liebe zu ihm sei längst völlig erstorben, was er selber durch sein abstoßendes Benehmen herbeigeführt, und wenn sie während seiner Krankheit die vollste Theilnahme für ihn gezeigt habe, so sei dieses Auftreten nur aus Mitleid für ihn entsprungen.

Der Assessor fiel aus allen seinen Himmeln. Um zu ergründen, durch welche Grundsätze Gretchen geleitet werde, dazu fehlte es ihm an Einsicht, am allerwenigsten mochte er eine Schuld auf sich selber werfen, wenn ihn sein Gewissen auch leise anklagte; er hielt die Gattin für veränderungssüchtig und ungerecht gegen ihn, bald brauste er auf, dann spielte er wieder den Demüthigen und schreckte durch sein gehaltloses und inconsequentes Vorgehen die junge Frau völlig von sich ab.

Zum ersten Mal erhielt der Regierungsrath einen genauen Einblick in die Lage der Gatten. Wenn er auch längst ergründet hatte, daß Gretchen sich nicht behaglich als Frau des Assessors fühlte, so war er doch weit entfernt gewesen, zu ahnen, welcher Abgrund bereits zwischen den Gatten gähnte. Das Wort „Trennung" ertönte vor seinen Ohren und machte ihn erzittern. Dahin durfte es nicht kommen und hätte er Alles, Alles, seinen ganzen Besitz daran wagen sollen. Wie noch nie in seinem Leben, trat er voll unerbittlicher Strenge gegen die Tochter auf und hielt dem Assessor Strafpredigten, die eben in solcher Weise nur ein Mensch ohne sittlichen Halt und ohne Charakterstärke dulden konnte.

Gretchen zagte viel im Stillen, blieb aber standhaft bei der Behauptung stehen, daß sie nun und nimmermehr zu dem Assessor zurückkehren werde und eher ihr Hinausstoßen in die Welt ertragen als an seiner Seite fortleben wolle.

Ueber solche Festigkeit gerieth der alte Rath in die höchste Angst; und da Leidnitz sich weit versöhnlicher zeigte, ja Herr Ahlfeldt nur zu wohl wußte, wie leicht er sich werde leiten lassen, wenn er eine angemessene Mitgift erhalte, schloß er förmlich ein Bündniß mit diesem. Daß Gretchen geistig verkümmern müsse im täglichen intimsten Umgange mit einem Menschen, der ihr keine Achtung einflößte, sondern mit seinem albernen, oft dummen Wesen sich selber und sie nur zu häufig lächerlich machte, darauf nahm er keine Rücksicht und durfte diese nicht nehmen, denn eine Ehescheidungsklage zwischen seinem Kinde und ihrem Gatten erschien ihm als das größte Verbrechen, das ihn und seine ganze Familie der Schande preis gab. Er hätte lieber sein Leben hingegeben, als solchen Makel auf seinem Namen geduldet, und dies alles setzte er der Tochter auseinander.

Dessenungeachtet wankte Gretchen nicht. Sie weinte sich zwar die Augen roth, versicherte aber, daß sie in ihrem Vorsatz, dem Assessor fern zu bleiben, nicht das mindeste ändern werde und lieber allein in die Welt hinausfliehe, als ihm folge.

Die ernstesten Auftritte zwischen den drei so nahe verwandten Personen fanden statt; Alles umsonst, Frau von Leidnitz zeigte eine Festigkeit, die bisher Niemand an ihr vermuthet hatte, selbst den fußfälligen Bitten des Gatten widerstand sie mit der Erklärung, daß sie ihn nie wahrhaft und innig geliebt habe, durch seine Rücksichtslosigkeiten gegen sie und durch die Einsicht, wie wenig moralischen Werth er besitze, aber ihm gänzlich entfremdet sei. Und trotz dieser erniedrigenden Geständnisse drang Leidnitz immer wieder in sie, ihn zu lieben.

Da langte die Mutter Gretchens mit noch einigen nahen Verwandten in Wernigerode an; sie waren durch den Regierungsrath zu Hilfe gerufen.

Hierdurch erhielt die ganze Angelegenheit eine für die beiden Liebenden gefährlichere Wendung. Was der Vater nicht vermocht hatte, versuchte die Mutter mit der ganzen Macht ihres Einflusses auf die Tochter. Sie stellte ihr vor, welchen Unannehmlichkeiten sie sich aussetze, wenn sie ein gerichtliches Verfahren herbeiführe, daß sie von dem Gatten trenne; wie der Vater sie verstoßen werde und selbst sie, die Mutter ihr jeden Antheil an ihrer Liebe entziehen müsse.

Gretchen konnte nichts Anderes darauf antworten, als daß sie Leidnitz nicht mehr liebe, ihn vielmehr verachte und jede Stunde des Zusammenlebens mit ihm ihr zur Qual werde.

Vielleicht hätte das Unglück des eigenen Kindes das Mutterherz erweicht; aber ihr war ja unbekannt, wie überaus widerlich das Auftreten des Assessors in seiner eigenen Häuslichkeit denjenigen wurde, die von ihnen abhängig waren; sie kannte nur die Glanzzeiten des Schwiegersohnes und somit war sie sehr geneigt, auf seine Seite zu treten. Dazu kam noch, daß sie mit dem Scharfblick des Mutterauges sehr bald ergründete, Gretchen habe ihr Herz an einen anderen Mann gehängt; und diese Ansicht, so fest sie dieselbe auch im eige-

nen Busen verschloß, bewog sie, mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht den Willen ihrer Tochter zu bekämpfen.

Auch die eigene Schwester verdammte Gretchen; und so stand diese denn hilflos unter einer Menge Verbündeter, die nur darauf Bedacht nahmen, sie zur Fortsetzung des engsten Bündnisses mit Leidnitz zu bewegen.

Wohin Gretchen auch blicken mochte, überall sah sie schwarze Nacht um sich, nirgends gewahrte sie einen Hoffnungsstern aufleuchten. Der Einzige, an den sie sich hätte vertrauensvoll wenden mögen; war Selber. Aber dieser weilte in weiter Ferne und hatte es ihr zur Aufgabe gestellt, ihn aus dem Spiel zu lassen, bis sie frei sei, damit er nicht als Ehebrecher betrachtet und somit durch gerichtliches Urtheil eine Wiederverheirathung Gretchens mit ihm untersagt werden könne.

Mehrere Tage verstrichen und in jeder Stunde hatte Gretchen die bittersten Vorwürfe zu erdulden, die härtesten Kämpfe zu bestehen. Die Behandlung, welche ihr zu Theil wurde, war nach und nach eine unerträgliche geworden, der Assessor hielt keinen Augenblick mit Klagen gegen sie inne und drohte, sie zu verlassen, wenn sie nicht nachgebe. Dadurch ließ sich der Regierungsrath hinreißen, der Tochter Bedingungen zu stellen, die diese nicht eingehen konnte oder mochte; die Mutter wies sie mit harten Worten ab, als sie diese um Schutz anflehte, und so, von aller Welt verlassen und doch nicht geneigt, das dem Doctor gegebene Wort zu brechen, gerieth sie in Verzweiflung.

„Vater," sprach sie zu dem Regierungsrath, als dieser sie zum letzten Mal ermahnte, ihren durch nichts gerechtfertigten Eigensinn fahren zu lassen, wie er ihr Betragen nannte, „es ist mein Tod, wenn ich gezwungen werden soll, bei Leidnitz auszuharren. Er hat sich so erbärmlich gegen mich benommen, daß ich allerhöchstens Mitleid für ihn empfinde, aber ihn nie wieder als Mann anerkennen werde."

„So bist Du meine Tochter gewesen, ich verstoße Dich!" rief der Regierungsrath.

Gretchen hatte sonst nur die liebevollste Behandlung von ihren Verwandten erfahren, das schroffe Entgegentreten, welches sie in letzter Zeit erduldet, hatte sie schon derart angegriffen, daß oft Minuten kamen, in denen ihr Geist so vollständig herabgedrückt war, daß ihr das klare Bewußtsein fehlte. „Ich werde sterben, dann habe ich nichts mehr zu dulden," klagte Gretchen matt.

Einen Augenblick schien es, als machten diese Worte einen tiefen Eindruck auf den alten Mann, bald aber gewann er seine Selbstbeherrschung wieder. Ruhig und fest blickte er die Tochter an, während er sprach: „Gut, so gehe Deinen eigenen Weg, aber ohne den Segen Deines greisen Vaters, der vor Kummer über die Schande, welche Du auf seinen ehrlichen Namen häufst, bald genug für immer die Augen schließen wird."

Gretchen senkte weinend das Köpfchen, eine solche Anklage hatte sie bisher nicht gehört.

Der Vater stand auf, um sich zu entfernen.

„O Vater bleibe," bat Gretchen, sich ihm in die Arme werfend.

Der alte Rath wehrte sie ab und sprach: „Wir haben nichts mehr gemein!"

Das war zu viel für die bis dahin so zärtlich geliebte Tochter, den Fluch des Vaters vermochte sie nicht zu ertragen; ihre Widerstandsfähigkeit war schon in der letzten Zeit durch die ewigen Anfeindungen aufgerieben, und — Selber, der allein sie hätte aufrichten können, war fern. „Erbarmen," flehte sie mit gebrochener Stimme, „ich will mich fügen, mag auch mein Herz darüber brechen!"

„Du willst, wie bisher, wieder eine pflichttreue Frau werden?"

„Ich werde mich bemühen, es zu sein."

„Dann bist du wieder meine gute Tochter. Und sei versichert, es soll dir leicht werden, den Assessor zu lenken; ich habe Versprechungen von ihm, die dich vor jeder ungehörigen Behandlung seinerseits sicher stellen."

Dieser Trost machte keinen Eindruck auf Gretchen. Sie wollte ihr Lebensglück opfern, ob sie dabei ein wenig mehr oder weniger litt, das war ihr nun gleichgiltig.

*
* *

Gretchen hatte dem Doctor und ihren Hoffnungen entsagt, sie war wieder die duldende Lebensgefährtin des Assessors geworden, der ihr alle nur möglichen Liebkosungen zu Theil werden ließ, um sie zu überzeugen, daß er fortan der zärtlichste Gatte sein werde. Mochte sie auch zuweilen unter seinen Küssen zusammenschauern, der beschränkte Mann bemerkte das nicht, oder wenn er es gewahrte, so nahm er keine Notiz davon, hatte er doch die Zusage von dem alten Regierungsrath erhalten, nächstens in den Besitz einer beträchtlichen Mitgift zu gelangen, der Preis, um den er Gretchen mit ausgesuchter Zuvorkommenheit behandeln sollte; und — sie war ihm damit werther geworden, auch hatte ihr festes Auftreten gegen ihn seiner Arroganz einen bedeutenden Stoß gegeben.

Mehrere Wochen waren seit der Abreise des Doctors von Wernigerode verflossen, der Assessor mußte zurück nach seinem Stationsort und auch die übrigen Familienglieder sehnten sich wieder nach ihrer stillen Häuslichkeit. Dazu nahte der Herbst, allgemein wurde an den Aufbruch gedacht.

„Noch einmal möchte ich das Quedlinburger Thal und die Bode sehen, wo sie zwischen den Felsen schäumend hervorschießt," sprach Gretchen, als von der Abreise die Rede war; „ich habe diese Punkte sehr lieb gewonnen."

Die junge Frau hatte sich an der Seite Selbers befunden, als sie diesen Theil des Gebirges durchzogen war, es darf also nicht Wunder nehmen, wenn sie sich von der Stelle verabschieden wollte, wo sie einst selige Stunden verlebt hatte.

Gern gab man ihrem Wunsche Gehör, sie hatte sich ja so fügsam gezeigt, deshalb konnte eine so geringfügige Bitte nicht unberücksichtigt bleiben.

An einem überaus herrlichen Spätsommermorgen machte sich die kleine Gesellschaft auf den Weg nach dem Quedlinburger Thal. Gretchen zeigte sich gegen ihre sonstige Gewohnheit während der letzten Zeit ziemlich heiter, ja, wer sie nicht genauer beobachtete, konnte kaum bemerken, daß ein stiller Gram tief in ihrem Inneren nagte.

(Schluß folgt.)

Von Ludwigshafen nach Rouen und von da nach Bremen.

6. Phantasieen über den Bremer Rathskeller und Wirklichkeit in demselben.

Wir hatten nun die Sehenswürdigkeiten von Bremen fast alle in Augenschein genommen, und blieben uns von öffentlichen Gebäuden nur der Saal des Künstlervereines und der Dom zur Besichtigung übrig. Wir machten uns also auf den Weg und hatten bald wieder den Rathhausplatz erreicht, an welchen fast unmittelbar die Domshaide anstößt, woselbst das s. Z. in München gegossene und für Gothenburg bestimmte Standbild Gustav Adolphs aufgestellt ist, das durch Strandrecht in den Besitz von Helgolander Schiffern gekommen (bekanntlich war das Schiff, an dessen Bord die Statue geladen, an der Küste von Helgoland zu Grunde gegangen) und von Bremer Kaufleuten gekauft und ihrer Vaterstadt geschenkt worden war. Dem Standbild gegenüber befindet sich das Local des Künstlervereines, ein für gesellige Zwecke neu hergerichteter Prachtbau des 13. Jahrhunderts mit einem eleganten großen Concertsaal in den oberen Räumlichkeiten, dessen Herstellung ungefähr Thlr. 75,000 Gold gekostet haben soll. Der untere höchst geschmackvoll mit Bildern berühmter Deutscher in Medaillonform geschmückter Saal dient zu Restaurationszwecken. Außerdem befinden sich Bibliotheksaal, Lesezimmer u. s. w. in dem Gebäude, welches allen Anforderungen eines Gesellschaftslocales entspricht. Dicht neben dem Local des Künstlervereins und theilweise mit demselben verbunden steht der Dom, aus dem 12. Jahrhundert, das nördliche Schiff aus dem 16. Jahrhundert stammend. Das Innere ist neu hergestellt und für den protestantischen Gottesdienst eingerichtet. Einige Stufen führen v. dem südlichen Seitenschiff nach dem wenig tiefer gelegenen Bleikeller (so genannt, weil hier das Blei für die Dachbedeckung gegossen wurde), welcher die Eigenthümlichkeit besitzt, daß daselbst aufbewahrte Leichen, die älteste seit 400, die jüngste seit 60 Jahren, nicht verwest sondern lederartig eingetrocknet sind und die Haut sich in vollständig elastischem Zustande befindet. Man hat in neuerer Zeit todtes Geflügel in dem Gewölbe aufgehängt, um zu beweisen, daß diese Eigenschaft desselben noch ohne Veränderung fortdauert.

Unser Weg führte uns jetzt nach der Weserbrücke und über dieselbe nach der Neustadt auf den dortigen Bahnhof zu unserem Zug, wo wir eine Weile uns einer behaglichen Ruhe hingaben und dabei unsere Betrachtungen anstellten, was am Abend, auf den wir von den Bremer Herren in den Rathskeller eingeladen waren, unserer warten werde. Unsere Phantasie malte uns ein heiteres Kneipleben hinter schweren Eichentischen mit mächtigen Humpen voll edlen Rebensaftes vor, und mancher von uns dachte schon mit Bangen an den nächsten Morgen, wo vielleicht ein dumpfes Gewirr und Gesumme ihm im Kopfe herumgehen würde. Doch alle Befürchtungen, mochten sie noch so gefährlicher Natur sein, mußten aus dem Sinne geschlagen werden, und frohen Muthes gedachten wir den Abend im Kreise der Männer zuzubringen, die uns bis jetzt, nach so kurzer Zeit, daß wir ihre Bekanntschaft gemacht, mit einer so innigen Herzlichkeit entgegen gekommen. Noch ehe wir den Zug verließen, wurde uns die Kunde zu Theil, daß wir am nächsten Morgen um 6 Uhr die Rückreise nach der Heimath antreten würden und daß unser Zug noch am Abend nach dem Hauptbahnhof zurückfahre.

Bevor wir uns wieder nach der Stadt wandten, besuchten wir das auf dem linken Ufer der Weser liegende Lazareth „Schützenhof", welches auf uns gleich den am Morgen besuchten Baracken den wohlthuendsten Eindruck machte. Der große luftige Tanzsaal war zu einem einzigen Krankensaal hergerichtet, in welchem wohl an 130—140 Betten in langen Reihen nebeneinander standen. An den Seiten unter den Gallerieen waren Tische und Bänke aufgestellt, und gar mancher auf der Genesung Begriffene saß da im traulichen Kreise mit Kartenspiel oder sonstiger Unterhaltung beschäftigt, während andere Kameraden sich draußen im Freien in der schönen Abendluft ergingen. Von dem beaufsichtigenden Herren des Comité's wurde uns Alles auf das bereitwilligste gezeigt und erklärt, und wir konnten mit der Ueberzeugung die Bremer Lazarethe verlassen, daß den dort Untergebrachten die aufmerksamste Pflege zu Theil wird.

Kurz nach 8 Uhr in den Räumen des Rathskellers eingetroffen, hatten wir uns ganz häuslich niedergelassen, als wir von unseren Plätzen auf die freundschaftlichste Art wieder weggejagt werden, und zwar von unseren mehrgenannten Bremer Herren, die in dem Kellerraume ein besonderes Local haben, zu welchem sie uns nun hinführten. Die Flügelthüren öffnen sich und wir befinden uns zwar immer noch im Keller, aber in einem Saale, dem man diese unterirdische Eigenschaft in keiner Weise ansieht. Die dort schon anwesenden Herren, von denen ein Theil, z. B. die Herren Senatoren Buff und Pfeiffer, dann Herr Dr. Lorett, die Herren Schaper und Weiland und einige Andere, uns schon vom Morgen bekannt waren, nahmen die Pfälzer nun in ihre Mitte und placirten sie zwischen sich an der großen in Mitte des Saales gedeckten Tafel, und nach einem mit voller Herzlichkeit gebrachten Willkomm, zu dem die grünen Gläser, gefüllt mit des Rheines Rebenblut, ihr feierliches Geläute ertönen ließen, folgte ein einfaches aber ebendeshalb recht gemüthliches Abendessen. Fleißig wurden die Gläser geleert und ebenso fleißig waren unsere liebenswürdigen Wirthe mit dem Einschenken, und so entwickelte sich in ganz kurzer Zeit eine Gemüthlichkeit, die zum Glanzpunkt unserer Reiseerlebnisse wurde. Nach beendigtem Essen, als der Duft der echten Bremer Cigarren aufstieg, kam die Unterhaltung noch besser in Gang. Der erste Toast, von Herrn Senator Pfeiffer ausgebracht, galt uns, den Gästen aus dem Süden, den Begleitern des Pfälzischen Lazarethzuges. Das zweite Hoch wurde von Herrn Senator Tietjen auf das wiedererstandene Deutsche Reich gebracht und die Hoffnung ausgesprochen, daß der erste Deutsche Reichstag, dessen Vertreter der Stadt Bremen, Herr Moste, sich unter den Anwesenden befand, das große Werk, welches der Krieg begonnen, ruhmvoll vollenden werde. Herr Landrichter Balzn dankte hierauf in unserem Namen für die herzliche Aufnahme, die uns in Bremen geworden, und forderte die Anwesenden auf, die Gläser auf das Wohl der Stadt Bremen und ihrer Vertreter zu leeren. Im weiteren Verlauf des Abends sprach Herr Reichstagsabgeordneter Moste über die Bestimmung des Reichstags und dankte zugleich für die ihm und seinem Wirken gebrachte Anerkennung. Herr Seminardirector Baede trank auf die deutsche Armee bezw. auf das Wiederherstellen der von uns nach Bremen verbrachten Kranken und Verwundeten, da ja diese hauptsächlich die Veranlassung seien, daß sich an dem heutigen Abend der so fröhliche Kreis von deutschen Männern aus Süd und Nord zusammengefunden habe. So verfloß in heiterer Unterhaltung, bei der auch manches ernste Wort gesprochen wurde, die Zeit, und schon war Mitternacht darüber, als die Gesellschaft aufgefordert wurde, noch einen Rundgang durch den ganzen Keller zu machen.

Zuerst führten uns unsere aufmerksamen Wirthe in den Theil des Kellers, der unter der Straße her bis unter die alte Börse zieht. Es ist ein langer, kühn gewölbter Raum, rechts und links mit Fässern gewöhnlicher Größe garnirt, die sämmtlich gefüllt sind. In dieser Abtheilung des Kellers wird bei Märkten oder anderen Festlichkeiten ebenfalls gewirthschaftet und sind deshalb überall Tische und Bänke vorhanden. Die Beleuchtung wird durch Gas bewerkstelligt. Am Ende des Raumes befindet sich ein mächtiges Faß mit Schnitzwerk und Malereien, und auf demselben thront mit lächelnder Miene Gott Bacchus, der holde Knabe, eine Figur von kräftigstem Körperbau. Nach eingehender Besichtigung sowohl der

Räumlichkeiten als auch der Bacchusfigur kehrten wir in den allgemeinen Wirthschaftskeller zurück, und muß ich zu dessen Beschreibung, die ich schon früher gegeben, noch der abgeschlossenen Trinkzellen erwähnen, die daselbst an der Straßenseite angebracht sind. Die Räume mit einem Tisch und Sitzplätzen für sechs oder höchstens acht Personen, nach dem Keller hin durch Thüren abgeschlossen, bei Tage durch die direct darüber angebrachten Kellerfenster, bei Nacht jede Zelle separat durch eine Gasflamme erleuchtet, sind die gemüthlichsten Kneipen, die man sich denken kann. Von den allgemeinen Wirthschaftsräumlichkeiten betraten wir hierauf einen größeren Saal, in welchem sich ein akustisches Wunder befindet, die s. g. „Flüsterecke". Jedes in die erste Ecke rechts vom Eingang des Saales leise gesprochene oder eigentlich geflüsterte Wort wird nämlich im Saale deutlich verstanden und lautet geradeso, als ob Jemand mit einer volltönenden Stimme die geflüsterten Worte gesprochen habe. Das erste Geflüster lautete: „Hoch lebe das deutsche Reich!" und deutlich hörbar klang das Hoch wieder.

Von der „Flüsterecke" ging der Zug in den Keller der Rose, woselbst, nach Erklärung der an der Decke des Kellers um das Bild der Rose befindlichen altdeutschen Umschrift, von dem ehrwürdigen Kellermeister des Rathskellers das Faß der Rose zu unseren Ehren angestochen wurde. Mit Grazie überreichte der Kellermeister Jedem ein Glas Rosenwein, eines Gewächses aus dem Jahre 1624, repräsentirend einen Werth von 36,000,000 Thalern Gold. Für den Leser wird es unglaublich klingen, daß ein Glas Wein eine solche Summe kosten soll, aber die Bremenser haben's ausgerechnet, daß von dem Wein mit Zins und Zinseszinsen seit 1624 der Tropfen auf 56,000 Thaler kommt, und da das Glas circa 1000 Tropfen halten soll, so entspräche der Werth eines Glases Rosenwein der obigen Summe. Wir haben's nicht nachgerechnet, sondern nur darüber unsere Glossen gemacht, daß unser Inneres jetzt ein solches Capital zu bergen im Stande war, wozu man sonst eine Anzahl Eisenbahnwagen braucht. Nun! wohl bekomm's: den Bremern, daß sie solchen Wein haben, und uns, daß wir ihn kosten durften.

Unseres inneren Werthes bewußt machten wir darauf, nachdem wir uns bei der Rose feierlichst verabschiedet, einen Besuch bei den zwölf Aposteln. Die heiligen Männer hatten alle hölzerne Röcklein an, die mit eisernen Reifen zusammengehalten waren, gleichwie die letzteren auch dazu dienten, ihre Bäuchlein ja nicht aufspringen zu lassen, die alle mit edlem Naß gefüllt waren. Oben am Ende liegt der Judas Ischarioth hingestreckt seit dem Jahre 1719. Er macht von dem, was in seinem Inneren vorgeht, nur Mittheilung an die Rose, läßt sich dagegen auch nur von seinem nächstältesten Mitbruder Mittheilung machen, und so machen sie es Alle bis auf den Apostel Johannes, der als jüngster mit der Außenwelt in Verbindung steht, jedoch auch nur so, daß er seine Neuigkeiten von Außen empfängt, dagegen nur seinem Vorgänger im Alter etwas davon mittheilt, und zwar, gleichwie die älteren Collegen, nur alle Vierteljahre einmal. Item, es sind lauter gehaltvolle Jünger, und der alte Kellermeister ist auf seine Pfleglinge nicht wenig stolz. Wir selbst machten nur mit dem Judas Ischarioth nähere Bekanntschaft und fanden, daß er ein sehr alter Knabe ist.

Der Zeiger der Uhr war unterdessen schon über die erste Stunde hinausgerückt, als wir den gastlichen Keller verließen und nach dem Bahnhof wandelten, wo wir uns nach herzlichem Abschied von den uns Begleitenden zur Ruhe begaben, um am Morgen die Rückreise in die Heimath anzutreten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

ß. Technisches. In den bedeutendsten englischen Brauereien werden neuerdings die Spundlöcher der Fässer zum Zwecke ihrer Conservirung mit Büchsen aus hämmerbarem Gußeisen ausgefüttert, welche die bekannte Firma Garrett und Söhne in Leiston nach G. P. Grants Methode anfertigt und in den Handel bringt. Diese conischen Büchsen werden auf eigenthümliche Weise im Spundloch befestigt. Sie haben nämlich einen um den unteren Umfang laufenden scharfen Rand, welcher ursprünglich aber einwärts gebogen ist. Durch Einschlagen eines conischen Dornes in die Büchse wird deren unterer Theil erweitert und dabei der scharfe Rand in das Holz eingetrieben. Oberhalb hat die Büchse eine Flantsche, welche in die Spunddaube eingesenkt wird; auch diese ist zur Erzielung eines dichteren Schlusses mit einer schneidigen kreisrunden Rippe versehen, die sich beim Einschlagen in das Holz eindruckt. Auf diese Weise wird ohne Anwendung von Schrauben und anderen Befestigungsmitteln eine sehr solide Ausfütterung der Spundlöcher erzeugt, durch welche die Fässer wesentlich vermehrte Dauerhaftigkeit erlangen sollen. — Eine messingartige Metalllegirung, welche, auf Stahl und Eisen aufgegossen, sich sofort mit dem starren Metall lothaetig verbindet, soll nach dem „Prakt. Maschinenconstructeur" aus 3 Theilen Zinn, 39½ Theilen Kupfer und 7½ Theilen Zink bestehen. Bei der Herstellung dürfe man vom Zink etwas mehr zusetzen, da sich beim Schmelzen dieses Metalles stets ein Theil verflüchtigt. Es wird behauptet, daß diese Legirung durch bloses Aufgießen eine sehr dauerhafte Vereinigung mit dem Eisen eingehe, in welchem Falle das Verfahren die mannichfaltigste Anwendung, namentlich im Maschinenbaue, finden dürfte, denn ihrer Zusammensetzung nach läßt sich von der Legirung erwarten, daß sie sich in Bezug auf Reibung und Abnützung nicht ungünstig verhalte. — Ueber die unlängst besprochene amerikanische Schuhpflockmaschine bringt die „D. Ind.-Ztg." in Nr. 10 nähere Mittheilungen. Das compendiöse Maschinchen ist so leicht, daß es vom Arbeiter mit der linken Hand festgehalten werden kann, während mit der rechten die Kurbel umgetrieben wird. Der zu sohlende Schuh wird auf einem eisernen Leisten in bequemer Höhe über einem verstellbaren Stativ gehalten. Die Maschine ruht mit ihrem ganzen Gewicht auf der Sohle, und der daran angebrachte Führer wird gegen den Rand der Sohle gedrückt. Bei jeder Kurbelumdrehung gehen fünf Operationen vor sich; die Ahle bohrt ein Loch in die Sohle, ein Messerchen schneidet den Holzstift zu, dieser wird ferner an seinen Platz gesteckt, dann in die Sohle eingeschlagen, worauf sich die Maschine um ein Stück verschiebt, um bei der folgenden Umdrehung dieselben Operationen mit einem anderen Stifte auszuführen. Es sind Regulirvorrichtungen vorhanden für dickeres oder dünneres Pflockholz, für verschiedenen Abstand der Pflockreihe vom Rande der Sohle, und für verschiedene Entfernung der Pflöcke von einander. Auf den Zoll können z. B. 1 bis 7 Pflöcke eingeschlagen werden. Wie alle Arbeitsmaschinen so erfordert auch diese eine gewisse Uebung des Arbeiters zur Erzielung fehlerfreier Arbeit. Ein geübter Arbeiter kann leicht 60 Paar Sohlen per Tag aufpflocken, wozu ein anderer Arbeiter und ein Lehrling die Vorarbeiten besorgen. Das Maschinchen ist von Biernatzky u. Cie. in Hamburg zum Preis von 75 Thlr. zu beziehen.

— Am 23. d. M. wurden in Bremerhafen auf's Neue Versuche angestellt mit einem vom Büchsenmacher Herrn H. G. Cordes zum Zweck des Leinenwerfens hergerichteten Geschütze. Die Resultate fielen sehr befriedigend aus, da ohne Leinenbruch eine Entfernung von über 1500 Fuß erreicht wurde.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 39. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ein Wiederfinden.

Harz-Novelle von Alfred Steffens.

(Schluß.)

7.

Den Frieden der Seele hatte Selber unter seinen Patienten nicht wieder gefunden. Seit er Gretchen in seinen Armen gehalten, ihre bremnenden Lippen auf den seinen geruht hatten und sie ihm gestanden, daß sie ihn mit der vollen Gluth ihres Herzens liebe, hegte er nur noch einen Hauptgedanken, und dieser war der: sie für das ganze irdische Dasein sein zu nennen. Es schien ihm nicht möglich, daß sie, nachdem sie ihm das Versprechen gegeben, vall Liebe und Treue für ihn, nur dahin bestrebt zu sein, das Band mit dem verhaßten Leidnitz zu lösen, diesem je wieder eine Gunstbezeigung gewähren könne, und beruhigt über diesen Punkt, kam er den schwierigen Anforderungen nach, die in der Heimath an ihn gestellt wurden.

Aber je länger er von der Geliebten entfernt war, desto mehr erfüllte ihn die Sehnsucht nach einer Nachricht von ihr. Die Ungewißheit darüber, ob sie bereits ihre Trennung von Leidnitz angebahnt habe und wie ihr dabei die Eltern zur Seite ständen, verzehrte ihn fast; der sonst sa starke Mann war zuweilen unfähig, seine Gedanken sa weit zu sammeln, um seine Geschäfte pflichtgetreu zu besargen.

Van Schilber erhielt er die unerwartete Nachricht, daß auch Leidnitz noch immer in Wernigerode weile und zwar mit dem Regierungsrath Ahlfeldt und dessen ganzer Familie vereint; das machte ihn stutzig, und hatte er vorher schon eine directe Mittheilung von Gretchen gewünscht, so war es ihm jetzt völlig unmöglich, länger auszuharren, ohne etwas Bestimmtes van ihr zu erfahren.

Als er während einer Nacht sich schlaflos auf seinem Lager unherwarf, rief er plötzlich in höchster Erregung: „Bei Gott, morgen früh geht's nach Wernigerode, und wenn ich meine ganze Praxis vertieren sallte. Bevar ich Ruhe erhalte, kann ich doch nichts Vernünftiges leisten."

Sein schneller Entschluß kam ebenso rasch zur Ausführung; er bestellte sich einen Vertreter und eilte dem Gebirge zu.

Bis Quedlinburg benutzte er die Bahn, von da ab wollte er die Tour bis Wernigerode zu Fuß unternehmen, was ihm um sa interessanter erschien, als er diesen Pfad schon öfter zurückgelegt und sich dabei stets glücklich gefühlt hatte.

Nach kurzer Rast trat er den Gebirgsweg an. Je weiter er schritt, desto mehr vertiefte er sich, wie dies sa bei ihm zur Gewahnheit geworden war, in Gedanken. „Es wäre grausig," sprach er var sich hin, „wenn sie ihr Wort nicht gehalten hätte. Was könnte sie entschuldigen? Nichts auf der Welt! Oder der Zwang ihrer Eltern? Vielleicht! Doch dann hätte sie keinen Werth mehr für mich und ich müßte mich von ihr wenden. Aber was dann?" Ein Seufzer entrang sich seiner Brust, so schmerzlich und herzzerreißend, daß, hätte ihn Gretchen zur rechten Zeit gehört, keine Macht auf Erden sie vermocht haben würde, sich mit Leidnitz auszusöhnen.

An einer Stelle var dem Quedlinburger Thal, wo die Bade in jähem Laufe über spitze Klippen dahinbraust und steile Felsen himmelan streben, hatte sich der Regierungsrath Ahlfeldt mit seiner Familie ein schattiges Plätzchen zur Ruhe ausgesucht; die ganze Gesellschaft hatte sich gelagert, Gretchen lehnte erschöpft ihr Haupt an die Schulter des Assessors, und dieser umfing sie mit seinen Armen, indem er sich bemühte, ihr ein Lächeln abzugewinnen. Die junge Frau war höchst erregt, vielleicht gedachte sie der Zeit, in welcher sie hier neben dem Dactar Selber geweilt hatte.

„O wie schön es sich hier ruht, ich möchte recht lange dem Rauschen des Stromes zuhören, ist es mir doch immer, als vernähme ich Stimmen zu mir heraustönen aus dem fliehenden Gewässer," sagte Gretchen weich und leise.

Kaum hatte sie geendet, so trat dicht neben ihr ein junger Mann in Reisekleidung um die Gebirgswand und blieb stutzend stehen. Sein Auge ruhte auf Gretchen, welche nach immer van dem Arme des Assessors umfangen dasaß und ihm den Rücken zugekehrt hatte.

Der Assessar sprach eben vernehmlich: „Du bist jetzt sa liebevoll gegen mich, mein Kind, daß ich Dir gern jeden Wunsch erfülle; willst Du recht bald wieder hierher zurückkehren?"

„Der Doctor! Der Doctor!" erscholl es da mit einem Male aus dem Munde des Raths.

Gretchen wandte sich zur Seite, ein leiser Angstschrei glitt über ihre Lippen, bleich und zitternd fiel sie zurück.

Die sämmtlichen übrigen Anwesenden hatten sich inzwischen erhaben, um Selber zu begrüßen. Niemand achtete auf Gretchen, nur der Letztere beobachtete sie noch immer mit prüfenden Blicken; und als nun alle auf ihn zueilten, entwand er sich ihnen, kniete neben Gretchen hin und stützte ihren Kapf, der tief auf die Brust herniederhing.

„Wasser!" rief er dabei. „Die gnädige Frau ist ahnmächtig."

Das Verlangte wurde herbeigeschafft, die Frau Räthin Ahlfeldt zog ein Riechfläschchen hervor, und mit diesen Hilfsmitteln gelang es dem erfahrenen Arzt sehr bald, die junge Frau ins Leben zurückzurufen. Sie schlug die Augen auf, ihr erster Blick traf ihn. Aber es fehlte nicht viel, so wäre sie abermals ahnmächtig gewarden; ein Thränenstrom entquall ihren Augen, sie streckte ihm die Hände entgegen, zog sie aber gleich darauf mit Heftigkeit zurück und flüsterte abwehrend: „Ich habe mein Wort gebrachen, unsere Wege gehen für immer auseinander!"

„Für immer!" wiederhalte Selber im höchsten Seelenschmerz; ein heftiges Zucken seiner Gesichtsmuskeln zeugte van dem unnennbaren Weh in seiner Brust, dann blieben seine Züge sa kalt und fest, als wären sie aus Marmor gemeißelt.

Die übrige Gesellschaft bestürmte ihn mit Fragen nach seinem Wohlergehen, nachdem die junge Frau wieder völlig zu sich gekommen war; er ertheilte nur kurze und abgerissene

Antworten, ja Gretchen, die jede seiner Bewegungen im Auge behielt, fürchtete, die schon früher zuweilen an ihm bemerkbar gewordene Schwermuth sei in Geisteszerrüttung ausgeartet, so ganz verändert erschien er mit einem Male; aus seinem Blick sprach nur die Kälte des Todes.

Man hatte sich wieder niedergelassen, auch der Doctor war vermocht worden, einen Platz in dem kleinen Kreise einzunehmen. Theilnahmlos saß er da, und man ließ ihn gewähren, da man sein unerklärliches Wesen für die Folge körperlicher Erschöpfung hielt.

In dem Kopfe Gretchens sah es wüst und verworren aus; sie wußte lange nicht, was sie thun solle, um sich vor dem Doctor zu rechtfertigen und ihn zu überzeugen, daß sie willenlos gehandelt habe, ohne ihn aber nie mehr ein wahres Glück empfinden werde. Endlich faßte sie einen festen Entschluß. „Herr Doctor," sprach sie, sich erhebend, „ich möchte noch über einen unaufgeklärten Gegenstand zwischen uns aus der Zeit unseres Beisammenseins in Wernigerode mit Ihnen sprechen; wollen Sie mir für einige Minuten Ihren Arm geben und an meiner Seite einen kurzen Spaziergang unternehmen?"

Selber verbeugte sich stumm.

„Ah, Geheimnisse," lachte der Assessor.

Niemand hegte einen Argwohn gegen den Doctor, und so ließ man die jungen Leute ungehindert fortwandern.

„Herr Doctor," begann Gretchen, als sie wenige Schritte von der Gesellschaft entfernt waren, „mir blieb nichts weiter übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben; mein Vater drohte mir mit seinem Fluch, und ich hätte sein Herz gebrochen, wenn ich ihm widerstanden; da schloß ich mit dem Leben ab und folgte meinem Verhängniß."

„Ich danke Ihnen für die Mittheilung!" antwortete Selber leise.

„Und haben Sie mir nichts zu sagen?"

„Nichts, gnädige Frau, unsere Wege sind geschieden!"

„Sie zürnen mir?"

„Gewiß nicht! Aber Sie sehen ein, daß wir uns trennen müssen."

„Ja, Sie haben recht, und ich bin das unglückseligste Geschöpf der Erde."

„Sie werden sich trösten, die Zeit lindert jeden Schmerz."

Selber kehrte um, Gretchen wagte nicht, ihn zurückzuhalten.

„Abgemacht?" rief der Assessor dem Doctor lachend zu.

„Gewiß!" erwiderte dieser ernst.

„Ach was für wunderschöne Blümchen dort aus dem harten Gestein emporgesprossen sind," sprach Valeska Ahlfeldt, nach dem Rande des Felsens deutend, der gegenüber hoch empor ragte.

Aller Blicke wendeten sich der Stelle zu, nach der Valeska hindeutete; und wirklich gewahrten sie hoch oben am jähen Abhange, einige Fuß vom Rande des Kegels entfernt, einen Blumenstrauch, an dem schneeweiße Blüthen hingen.

Auch Gretchen sah hinüber; doch nur ein schwerer Seufzer hob ihren Busen.

„Leidnitz," fuhr Valeska neckend fort, „sind Sie nicht im Stande, mir einen Strauß davon zu pflücken?"

„Ich bedauere sehr, kein Ritter Delorges zu sein," entgegnete der Assessor, seinen Witz gebührend belächelnd.

„Aber Gretchen möchte gern eine der weißen Blüthen haben."

„Sie würde das Verlangen wohl nie an mich stellen; nicht wahr, mein Gretchen?"

„Ich werde mich hinaufbegeben!" rief der Doctor, sich erhebend.

„O bitte, bitte, thun Sie das nicht!" flehte die junge Frau, plötzlich wieder einige Regsamkeit gewinnend.

Die übrige Gesellschaft hielt die Worte des Arztes für einen Scherz; doch dieser warf noch einen innigen und bedeutsamen Blick zu der jungen Frau hinüber, im nächsten Moment schritt er davon, einige Minuten später sah man ihn den Felsen ersteigen.

„Ein böser Scherz. Doch der Doctor ist ja ein so besonnener Mann, er wird sein Leben nicht wagen, wenn er erst oben ist und sich überzeugt hat, daß es unmöglich ist, die Stelle zu erreichen, wo die Blumen stehen," meinte der Rath.

„O haltet ihn zurück, ich beschwöre Euch!" jammerte Gretchen.

„Wie bleich er aussah, als er ging; ich denke voll Zittern daran, daß er den gefährlichen Pfad betreten könnte," sprach Valeska ängstlich.

„Was denkt Ihr nur?" lachte der Assessor. „Er will uns einen Schrecken bereiten, weiter nichts."

„Aber es ist kein hübscher Spaß, ich hätte dem Doctor so etwas nicht zugetraut," führte der Rath an.

„Haltet ihn zurück um der Barmherzigkeit Gottes willen!" flehte Gretchen, die Hände ringend; „er zerschellt auf dem harten Gestein."

„Wie kindisch Du bist!" zürnte der Assessor, dem das Benehmen seiner Frau nicht gefiel. „Ich werde dem Doctor seinen Scherz verweisen."

Selber war hinter einer Felswand verschwunden, ein längerer Zeitraum verstrich, da wurde er hoch oben auf dem Kegel wieder sichtbar; er stand etwa fünf Fuß über den Blumen; doch der Weg zu diesen senkte sich so steil hinab, daß ein Erreichen derselben unmöglich erschien. Der Doctor blickte hinunter, jetzt schwenkte er seinen Hut zum Gruße; seine Züge waren nicht genau erkennbar, ebenso konnte man seine Stimme nicht vernehmen.

Gretchen war in die Kniee gesunken und hatte die Hände gefaltet.

Da ließ sich der Doctor nieder, umklammerte mit den Händen das Gestein und versuchte, hernieder zu klettern. Er kam bis in die Nähe der Blumen und noch war er nicht um einen Zoll breit ausgeglitten. Eben streckte er die rechte Hand aus, um den Strauch zu erfassen. Die Zuschauer hielten den Athem an, sie zitterten vor Erregung.

Schon war Selber mit der Hand dem Strauß nahe gekommen, da plötzlich wankte er. Schnell griff er um sich, aber seine Hand fand keinen Halt, noch eine gräßliche Secunde, dann verloren seine Füße den Stützpunkt, ein herzzerreißender Schrei ertönte aus dem Munde der Frau von Leidnitz, vor ihren Blicken war es Nacht geworden, der Doctor stürzte in jähem Falle hinunter und verschwand in der Tiefe, durch welche die Bode schäumend dahinbraust.

„Schrecklich! O wie gräßlich!" rang es sich von den Lippen der Gesellschaft.

Gretchen lag von einer Ohnmacht befangen da. Als sie sich wieder erholte, irrten ihre Augen im Kreise umher, dann

ragte sie laut weinend: „Wo ist er, ich sehe ihn nicht mehr?“

Niemand wagte zu antworten.

Gretchen erhob sich und wollte forteilen, ihr Gatte und der Vater hielten sie fest.

„Laßt mich, ich muß dem Doctor zu Hilfe!“ schrie die junge Frau.

„Er bedarf keiner Hilfe mehr, denn er liegt wahrscheinlich zerschmettert im Abgrund,“ antwortete Leibnitz, den die Angst der Frau um den Doctor beleidigte.

„Zerschmettert?“ stöhnte Gretchen. „Nein, nein, da kommt er ja und bringt mir die Blumen; ich werde sie immer tragen, denn sie sind ja von ihm.“

„Mein Gott, Gretchen, was fehlt Dir?“ fragte der Vater.

„Nichts, nichts! Aber warum ist Selber noch nicht hier?“ entgegnete die junge Frau. „So holt ihn doch!“

„Ihr Geist ist umnachtet!“ meinte die Mutter. „Ich habe Alles geahnt.“

Ein kalter Schauer durchlief die Glieder sämmtlicher Anwesenden.

„Wie lange er mit den Blumen bleibt, und ich muß sie ja zum Kranze haben,“ begann Gretchen von neuem.

Es war kein Zweifel mehr, sie hatte den Verstand verloren!

Man versuchte, sie fortzubringen; aber mit übermenschlicher Kraft wehrte sie sich gegen ein solches Ansinnen. Sie ließ sich endlich wieder nieder und begann Gras zu pflücken damit zu spielen, als winde sie Kränze.

Inzwischen waren Arbeiter des Weges gekommen, die auf die Aufforderung des Regierungsrathes Anstalten machten, den Doctor zu suchen.

Eine halbe Stunde später brachten sie den Körper des Arztes dahergetragen. Noch war nicht alles Leben aus ihm entflohen; aber seine Glieder waren zerschmettert und sein Kopf trug eine klaffende Wunde.

„Wo ist Frau von Leibnitz?“ seufzte der Doctor mit todesmatter Stimme, als man sich um ihn drängte, um ihm Hilfe zu leisten.

Die junge Frau, welche entfernt von ihm gehalten wurde, mußte trotz ihrer Geisteszerrüttung seine leisen Worte gehört haben, sie sprang plötzlich auf, drängte die Umstehenden zurück und warf sich an der Seite Selbers auf die Erde, indem sie rief: „Wo hast Du die Blumen, mein Freund? Ich will schnell einen Kranz daraus winden.“

Selber schlug das Auge auf, er wollte die Arme ausstrecken, aber die Knochen waren zerbrochen. „Leb' wohl, Du Engel, ich sterbe!“ flüsterten seine Lippen.

Diese Worte mußten das Verständniß der jungen Frau geweckt haben. „O so nimm mich mit, mein Geliebter, verlasse mich nicht, ich will Dir auch nie, nie die Treue brechen,“ schluchzte sie krampfhaft.

In Aller Augen standen Thränen, jetzt wußten die Angehörigen Gretchens, warum sie sich so voll Entschiedenheit von dem Assessor gewandt hatte. Dieser allein stand mürrisch ja voller Entrüstung da.

Der Doctor hatte inzwischen seinen letzten Seufzer ausgestoßen, mit einem Lächeln um die blassen Lippen lag er auf dem Rasen. Gretchen kniete vor ihm und hatte das Gesicht an seine Schulter gedrückt.

Der Nachmittag war schon weit vorgeschritten, als es endlich mit Hilfe mehrerer fremder Leute dem Regierungsrath möglich wurde, seine Tochter, die von einem stillen Wahnsinn befallen war, nach Wernigerode zurückzuschaffen. Die Leiche des Doctors war bereits auf einer Bahre fortgetragen, sie wurde still und geräuschlos zur letzten Ruhe bestattet. Niemand wagte den Vorwurf auszusprechen, daß der junge Arzt an seinem schrecklichen Ende selber die Schuld trage.

Der Assessor verzichtete jetzt darauf, seine Gattin mit sich zurückzunehmen, mit ihrem gestörten Geiste war sie ihm ja nichts mehr nütze. Gretchen lebte still in dem Vaterhause weiter, ihr Geist blieb umnachtet; aber sie wurde dabei Niemanden zur Last. Ein halbes Jahr nach jenem schrecklichen Vorfall ging auch sie zur ewigen Ruhe ein.

Der alte Regierungsrath machte sich bis an sein Ende die bittersten Vorwürfe, bei der Wahl eines Gatten auf die Tochter bestimmend und unerbittlich eingewirkt zu haben.

Von Ludwigshafen nach Rouen und von da nach Bremen.

(Schluß.)

7. Rückkehr in die Heimath.

Am Morgen des 15. März, bald nach 6 Uhr, verließen wir die freundliche Hansestadt. Behaglich pflegten wir noch der Ruhe, da der Zug abging, und erst spät entschlossen wir uns das Bett zu verlassen, als Bremen bereits sehr weit hinter uns lag. Aber schon in den ersten Worten, die im traulichen Gespräche von Bett zu Bett verlauteten, wurde die Erinnerung an den uns unvergeßlichen vorhergegangenen Tag aufgefrischt, und mit Vergnügen vernahm der Eine von dem Anderen, in welch angenehmer Weise sich Jeder in dem gemüthlichen Kreise im Rathskeller mit den Tischnachbarn unterhalten hatten.

Ja, es ist ein wohlthuendes Gefühl, wenn wir zurückdenken an diese Herzlichkeit, mit welcher uns Jedermann in Bremen entgegengekommen, an diese Aufmerksamkeit, die uns von allen Seiten zu Theil wurde. Und ich will daher hier nochmals unseren Dank für die so überaus freundliche Aufnahme den Herren Senatoren Buff, Pfeiffer, Schröder und Tietjen, Reichstagsabgeordneter Mosle, Doctoren Lorett, Stadler, Grube, Dreher und Hottmeyer, Delegirter Schaper, Seminardirector Baede und Privatier Weiland ausdrücken. Die Namen der übrigen Herren, die sich noch in der Gesellschaft befanden, haben sich in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins meinem Gedächtniß nicht eingeprägt, und mögen auch sie, ohne speciell genannt zu sein, die Versicherung empfangen, daß wir in ihrer Mitte einen der schönsten Abende unseres Lebens verbrachten.

Wir hatten der Strecke, die wir nunmehr durchfuhren, der berühmten „Lüneburger Haide“, bis jetzt gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Die uns neue Gegend, welche wir bei der Hinreise während der Nacht passirt, hat wegen ihrer Unfruchtbarkeit einen Ruf über ihre Grenzen hinaus, und wahrlich diesen Strich deutschen Landes hat Mutter Natur ausnahmsweise stiefmütterlich behandelt. Der Boden bringt nur Haidekraut hervor, und dies ist kaum etwas über einen Fuß hoch, dazwischen Striche mit Moorgründen, sonst Alles öde und triste. Hie und da taucht auch einmal ein Gebäude auf, doch sind derartige Zeichen, daß der Platz auch von der Cultur beleckt worden, so rare, daß man staunen muß, wie es Jemand über sich gewinnen kann, in einer solchen von der Welt fast abgeschlossenen Gegend eine Heimath zu gründen. Die sterile Gegend reicht bis Wunstorf, wo wir nach 10 Uhr

ankamen, nach kurzem Aufenthalt die Fahrt fortsetzten und, an Herrenhausen mit dem Welfenschloß vorbei, um 11 Uhr Hannover erreichten.

Es war uns auffallend, daß auf dem Bahnhofe in Hannover alles Leben wie erstorben erschien, doch war dieses Räthsel gelöst, als ein Bahnbediensteter uns aufforderte, schnellstens in die Stadt zu eilen, was wir denn sofort thaten. Und siehe da, wir kamen gerade zur rechten Zeit, um den zur Feier des Friedens veranstalteten Festzug von Anfang bis zu Ende mitansehen zu können. Ueber eine Stunde währte der Vorbeimarsch der einzelnen Corporationen, der Zünfte mit ihren Emblemen, der Schüler der verschiedenen Lehranstalten, der Gesangvereine, dann des Personals der mancherlei industriellen Etablissements der Stadt, Spinnerei, Weberei, Maschinenbau, Färberei 2c., alles auf das geschmackvollste angeordnet und ausgeführt, und es war sehr zu bedauern, daß ein nach 12 Uhr einbrechender Regen den Haupttheil des Festes auf dem Waterlooplatze in unangenehmster Weise störte.

Nachdem der Zug an uns vorüber war, gingen wir auf einem anderen Wege als dieser in die Stadt hinein und sahen daselbst von bemerkenswerthen Gebäuden das Theater, die polytechnische Schule, das Palais des Königs sowie das k. Schloß. Das Gedränge in der Nähe des Waterlooplatzes sowie der strömende Regen ließen uns nicht zur Besichtigung des Platzes mit der 160 Fuß hohen, „den Siegern von Waterloo von dem dankbaren Vaterland" errichteten Waterloosäule kommen, und die Richtung nach dem Bahnhofe einschlagend langten wir binnen Kurzem auf dem Platze vor demselben wieder an. Den Platz selbst ziert eine bronzene Reiterstatue des Königs Ernst August (in Husarentracht) die im Jahre 1861 errichtet wurde.

Auf den Bahnhofbureaux herrschte ein göttliches Durcheinander, und während die Liniencommission von einem Aufenthalt von sechs Tagen sprach, der uns in der Stadt an der Leine blühen sollte, hatte die Betriebsinspection Trost gespendet mit der Aussicht, daß wir doch im Laufe des Nachmittags noch weiterkommen sollten, indeß einige von uns schon daran dachten, den Zug zu verlassen und mit dem nächsten Personenzuge weiter zu reisen. Doch, wie schon früher erwähnt, der Mensch resp. hier die Liniencommission denkt und die Eisenbahnverwaltung lenkt, und schon um 2 Uhr wurde uns die definitive Mittheilung, daß es in einer halben Stunde wieder fort gehen werde, und es ging fort.

Wir fuhren fast überall mit Personenzug-Geschwindigkeit und hätten nach diesem Maßstab gegen 8 Uhr Abends in Kassel sein müssen, aber, wer lenkt? die Eisenbahnverwaltung, und so haben wir es glücklich dahin gebracht, anderen Morgens 4½ Uhr daselbst einzutreffen.

Von Hannover sind wir glücklich fort, dort auf der Höhe rechts bei Nordstemmen liegt die Marienburg, der letzte Aufenthalt der Königin von Hannover. Wir passiren die Stationen Elze und Banteln, worauf die Bahn sich mehr in das Gebirg zieht. Es folgen Alfeld, am Fuße der Sieben Berge, und Freden in anmuthiger Lage des Leinethales. Endlich ist Kreiensen erreicht, und mit Bangen denken wir schon wieder an einen unfreiwilligen Aufenthalt, der dort nicht zu den Seltenheiten gehören soll. Doch glücklich kommen wir nach einer Viertelstunde weiter nach Nordheim, wo uns das Schicksal in Form eines fünfviertelstündigen Stillliegens ereilt. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen und so passirten wir, ebenso wie bei der Hinreise, Göttingen (zwischen 9 und 10 Uhr Abends) und Hann. Münden wiederum, ohne etwas von den Herrlichkeiten, die die Gegend zwischen beiden Orten bietet, sehen zu können.

Kassel war endlich um 4½ Uhr Morgens erreicht, und von da aus, wo wir am 16. März um 6½ Uhr weiterfuhren, ging die Reise mit nur kurzen Unterbrechungen bis Frankfurt weiter. Die Strecke bis dorthin habe ich bereits früher erwähnt und bemerke deshalb nur, daß in Gießen ein Zug mit preußischer Landwehr auf der Heimkehr hielt, dessen Insassen wir durch die Spende einer Partie Rauchtabak die größte Freude machten. Weiter geht es und kurz vor 2 Uhr fahren wir in Frankfurt ein. Die Abreise von da erfolgt erst gegen Abend, und so rüstet sich Jedermann, die vom Einzug des Kaisers am vorhergehenden Tage noch festlich geschmückte Stadt zu besichtigen. Schon am Taunusthor wird der Blick durch einen prächtigen Triumphbogen mit drei Eingängen gefesselt. Eine Siegeskränze haltende Germania ist auf demselben aufgestellt. Ueber dem Mittelbogen befinden sich auf beiden Seiten sinnreiche Verse, über den Seitenbogen die Namen sämmtlicher Orte, wo Schlachten oder Gefechte stattgefunden. Ferner ist der Siegesbogen mit Gefechts-Scenen geschmückt, die zwar gemalt, doch aussehen, als seien sie plastisch in Gyps hergestellt. An den beiden Seitenwänden stehen zwei lebensgroße Figuren in Gyps: ein Kürassier und ein Ulan. Weiter gingen wir durch die große Gallusstraße nach dem Roßmarkt, der mit seinen venetianischen Masten einen prächtigen Anblick gewährte. Die durch sie gebildete Straße führte zu einem aus Laubwerk gefertigten Baldachin, dessen Spitze die seither im Dom aufbewahrte riesige Kaiserkrone krönte, unter welcher die Kaiser während ihrer Salbung und der darauf folgenden Huldigung saßen. An den Seiten waren passende Inschriften angebracht, die eine lautete: „Heil dem erneuten Kaiserthume"; die andere: „Friede, Einheit und Wohlfahrt", die dritte: „1814, 1815 und 18.1" und die vierte: „Durch Muth und Weisheit zum Sieg." Die ganze Stadt, soweit uns unser Weg führte, hatte ihr Festkleid angelegt, und der reiche Fahnenschmuck in Verbindung mit dem Grün der Tannen und Fichten machte einen großartigen Eindruck.

Leider war uns nicht vergönnt, unseren Aufenthalt so lange auszudehnen, wie ein Theil von uns es gewünscht hatte. Die Abfahrt nach Mainz fand Abends 6½ Uhr statt, um 7¾ Uhr verließen wir diese Station und bummelten von da drei Stunden lang, bis wir Worms um 11 Uhr erreichten. In Worms wurde der Hemmschuh in Gestalt eines 30 Wagen zählenden Güterzuges abgehängt und fort ging es der pfälzischen Grenze zu. Nur noch einen Aufenthalt sollten wir haben, nämlich in Frankenthal, woselbst uns unser geschätzter Reisegenosse Herr Landrichter Bolza verließ, und bald schimmerten uns die Lichter des Ludwigshafener Bahnhofes entgegen. Noch eine kurze Strecke, und wir fahren ein, auf dem Perron von lieben Freunden und Bekannten herzlichst begrüßt.

Ich glaube, meinen Bericht nicht schließen zu dürfen, ohne den Männern, die sich der Aufgabe unterzogen hatten, einen solchen, den reinsten Humanitätszwecken dienenden Zug herzustellen, wie es der pfälzische Lazarethzug ist, die vollste Anerkennung auszudrücken für ihr verdienstvolles Unternehmen.

Diese Anerkennung gebührt in erster Linie der Direction der Pfälzischen Bahnen, welche die Erbauung des Zuges bei dem Verwaltungsrath beantragt, und dem letzteren, welcher seine Zustimmung zu dem Antrag ertheilt hatte. Ein weiterer Dank sei dem Pfälzischen Kreishilfsverein für die wirklich elegante Ausstattung und den einzelnen Zweigvereinen für die reichen Mittel zur Verproviantirung desselben zur Reise gebracht. Ueberall hat der Zug durch sein schmuckes Aeußere Aufsehen erregt und Diejenigen, welche ihn im Inneren besichtigt, waren voll des Lobes über das Arrangement und haben uns mit größter Befriedigung verlassen.

Möge denen, die jetzt auf der dritten Reise mit dem Zuge begriffen sind, eine gleich schöne Erinnerung an dieselbe bleiben, wie wir für alle Zeit unseres Lebens mit Freuden an unsere Reise zurückdenken werden.

K.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 40. Vierter Jahrgang. 1871.

-nb-. **Mein Traum.**

Jetzt bin ich eine alte Frau, doch war ich eben erst vierzehn Jahr alt, als ich nach Schloß Rosenberg kam, wo meine Tante als Haushälterin lebte. Der Postwagen brachte mich bis L., der nächsten Station bei Schloß Rosenberg, und dort wartete ein Einspänner auf mich und meinen kleinen Koffer.

Ich fürchtete mich, schon als ich nach L. kam, und wünschte mich wieder zurück in's friedliche Dorf zu meiner Mutter. Der alte Johann, der Kutscher, der den Einspänner fuhr, sah, daß ich die Augen voll Thränen hatte, und gab mir gutmüthig eine Handvoll Aepfel, um mich aufzuheitern; auch sagte er mir, daß meine Tante in ihrem Zimmer in dem großen Hause Kaffee und frisches Weißbrod mit Honig für mich bereit halte. Es war ein schöner Sommernachmittag und ich aß die Aepfel und schaute auf die Landstraße hinaus.

Daß ich mich aber fürchtete, kam daher. In dem Postwagen waren noch zwei Passagiere außer mir. Sie fragten mich, wohin ich reise, und ich sagte ihnen, ich käme in den Dienst der Baronin Arabella Rosenberg.

„Oho!“ sagte der Eine darauf, „da wirst Du nicht lange bleiben, Kleine.“

„Warum nicht?“ wollte ich fragen, aber er kam mir zuvor, indem er ungefragt antwortete: „Weil — doch Du darfst es um's Leben nicht wieder sagen, Du wirst es auch schon selbst sehen, — weil sie vom Teufel besessen ist und ein halbes Gespenst. Du hast doch eine Bibel oder Gesangbuch, Kleine?“

„Ja,“ gab ich zur Antwort, denn meine Mutter hatte mir meine kleine Bibel in den Koffer gelegt, dieselbe Bibel, die ich noch habe, obwohl ich mit meinen alten Augen den kleinen Druck nicht mehr lesen kann.

Der, welcher noch nicht allein zu mir gesprochen, lachte jetzt und sagte: „Dann leg' Du Dir das Buch nur jede Nacht unter das Kopfkissen, es wird die Krallen der alten Hexe von Dir abhalten.“

Ich war zu Tod' erschrocken, als er dies sagte, und es war meiner Ansicht nach unrecht von den Beiden, mich so in Angst zu jagen. Gern hätte ich noch mehr über die alte Dame gefragt, aber ich war zu schüchtern, und die Zwei fingen an, über ihre eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Wie ich schon gesagt habe, mir war bang zu Muth, als ich in L. ankam, noch banger wurde mir aber, als ich in dem Einspänner die düstere Allee, an deren Ende das Schloß stand, entlang fuhr. Obgleich es noch heller Tag war, dunkelte es doch bereits zwischen den alten hohen Bäumen, deren Gipfel sich zusammenbogen und deren Stämme so dick waren, daß vier Männer sie kaum hätten umspannen können. Das Schloß selbst, das ich mir in meiner Einfalt dem Namen nach heiter und prächtig vorgestellt, war nichts von alledem, sondern ein großes massives Gebäude, aus Steinen aufgeführt, die einst hell gewesen sein mochten, aber von Wind und Wetter geschwärzt einen so düsteren Anblick boten, wie die hier und dort mit dichtem dunkelem Nadelholz bewaldete Ebene, welche nicht darnach aussah, als ob je eine Rose oder sonst eine fröhliche Blume in ihr aufgeblüht war. Es machte das alte Gebäude nicht freundlicher, daß die meisten Fenster durch feste Läden mit eisernen Querstangen geschlossen waren, aber es war so, denn die Baronin und drei bis vier Dienstleute bildeten die ganze Bewohnerschaft des Schlosses und die Mehrzahl der Zimmer stand leer und unbenützt.

Der Einspänner hielt vor dem großen Einfahrtsthor, und mit Zittern und Zagen stieg ich aus. Meine Tante kam mir entgegen, küßte mich und nahm mich mit in ihr Zimmer. Sie war groß und mager, hatte ein blasses Gesicht mit schwarzen Augen, und lange magere, mit schwarzen Halbhandschuhen bekleidete Hände. Sie war über die Fünfzig und sehr wortkarg, aber jedes ihrer Worte war Gesetz. Ich könnte mich eigentlich nicht über sie beklagen, allein sie war von Natur eine strenge Frau, und sie hätte mich gewiß lieber gehabt, wenn ich ihrer Schwester, anstatt ihres Bruders Kind gewesen wäre. Aber das hat hier nichts zu sagen.

Der Majoratsherr und eigentliche Besitzer des Schlosses und der Ländereien, Baron Kurt von Rosenberg, war der Enkel der Baronin Arabella. Zwei oder drei Mal im Jahr kam er aus der Hauptstadt, wo er als Major in Garnison lag, auf Besuch, um zu sehen, ob seine Großmutter gut behandelt würde. Ich sah ihn nur zwei Mal während der Zeit, die ich dort in Dienst war. Ich kann nicht anders sagen, als daß die Baronin sehr gut behandelt wurde, doch das kam daher, daß meine Tante und Margarethe Weiß, die Kammerfrau, rechtschaffenen Sinnes waren und ihre christliche Schuldigkeit thaten.

Margarethe Weiß — so nannte sie meine Tante, wenn sie zu mir von ihr sprach, sonst aber Frau Weiß, — war eine wohlbeleibte lustige Person, nahe den Fünfzigen, die sich über nichts Sorgen machte und sich nicht gerade überarbeitete. Sie hatte einen hohen Lohn, war aber sehr sparsam und hielt ihre guten Kleider immer eingeschlossen. Meistens trug sie ein einfaches Kattunkleid, braunen Grund mit rothen, grünen und gelben Ranken und Beeren, das ihr merkwürdig lang hielt. Sie machte mir niemals auch nur das kleinste Geschenk, während ich im Schlosse war, aber sie war immer guter Laune und konnte beim Nachtessen eine lustige Geschichte um die andere erzählen. Es schien mir, als ob sie es besonders deshalb thue, weil sie mich so kleinmüthig sah und mich aufheitern wollte. Dies gefiel mir, und ich hatte sie beinahe lieber wie meine Tante, die wohl gut gegen mich war, aber in ihrer ernsten schweigsamen Art, die einem Mädchen, das noch ein halbes Kind ist, nicht besonders zusagen konnte.

Nun, nachdem ich nach meiner Ankunft den Kaffee getrunken, von dem mir der Kutscher Johann schon erzählt, nahm mich meine Tante in ihr Schlafzimmer, damit ich mich ausruhen könnte, bis es Nachtessenszeit war. Aber zuerst klopfte sie mir auf die Schulter, sagte, ich sei groß für mein-

Alter, und fragte, ob ich hübsch weißnähen könne; dann sah sie mir in's Gesicht und fand mich meinem verstorbenen Vater, ihrem Bruder, ähnlich, wobei sie noch bemerkte, sie hoffe, ich sei ihm nicht in *allen* Stücken ähnlich. Das schien mir allerdings ein hartes Wort zum Willkomm.

Das Nachtessen war, wie früher der Kaffee, im Wohnzimmer der Tante aufgetragen. Es war ein behagliches Zimmer mit Eichengetäfel ringsum, und das Nachtessen, das, wie ich später sah, an diesem Abende nicht besser war wie sonst, schien mir ein wahres Festmahl. Frau Weiß, die dicke gemüthliche Kammerzofe, war natürlich dabei, und sie schwatzte mehr in einer Stunde als meine Tante im ganzen Jahr. Noch ehe wir ganz fertig waren, ging meine Tante hinaus, um nach der Baronin zu sehen.

„Sie geht nachsehen, ob die alte Judith auch wach und bei der Hand ist," sagte Frau Weiß, und setzte erklärend hinzu: „Judith giebt auf die Gnädige acht, wenn Frau Horst, (so hieß meine Tante) und ich nicht bei ihr sind. Sie ist eine sehr unbequeme Gnädige, das kann ich Dir sagen, Kind. Du wirst Deine Augen ordentlich offen halten müssen, sonst springt sie Dir ins Feuer oder zum Fenster hinaus. Sie ist flink wie eine Eichkatze, so alt sie auch ist."

„Wie alt ist sie denn?" fragte ich.

„Drei und neunzig am letzten Geburtstage und das ist acht Monate her," antwortete Frau Weiß und lachte. „Du darfst aber Deine Tante nichts über sie fragen, merk' Dir das! — und nimm sie g'rad' wie Du sie finden wirst; das ist Alles."

„Und wollen Sie so gut sein mir zu sagen, Frau Weiß," fragte ich weiter, „was ich bei ihr zu thun haben werde?"

„Bei der Gnädigen? Nun, Deine Tante wird es Dir wohl genauer sagen; aber ich vermuthe, Du wirst mit Deiner Arbeit bei ihr im Zimmer sitzen sollen und sehen, daß sie kein Unheil anstellt, und sie sich mit ihrem Spielzeug auf dem Tisch amüsiren lassen, und ihr zu essen und zu trinken geben, wenn sie was verlangt, und sehr laut schellen, wenn sie ungeberdig wird."

„Ist sie taub, Frau Weiß?"

„Ganz und gar nicht, auch nicht blind, flink und munter wie eine Eichkatze, aber im Kopf nicht ganz richtig und ohne alles Gedächtniß. Ob man ihr ein Ammenmärchen erzählt oder eine Thronrede vorliest, es ist ihr Alles eins, sie verwechselt eines mit dem anderen und hat's im nächsten Augenblick vergessen."

„Und warum ist das junge Mädchen, das vor mir in der Stelle war, nicht dageblieben? Die Tante schrieb der Mutter, daß sie letzten Freitag aus dem Dienst gegangen sei."

„Ja, sie ist fort."

„Und warum?" fragte ich dreist weiter.

„Sie gefiel der Frau Horst nicht, soviel mir bekannt," antwortete die Kammerfrau. „Ich weiß es nicht recht. Und schwatz' nicht so viel; Deine Tante kann geschwätzige Kinder nicht ausstehen."

„Ich möchte aber doch noch wissen, ob die alte Dame sonst gesund ist?"

„Das darfst Du schon noch fragen, Kind," sagte Frau Weiß. „Sie war neulich nicht ganz in der Ordnung, doch jetzt ist sie schon wieder besser, und ich glaube, daß sie es noch auf Hundert bringen wird. Aber still! ich höre Deine Tante den Gang heraufkommen."

Die Letztere kam denn auch bald wieder herein und fing über Dies und Jenes mit Frau Weiß zu sprechen an, so daß ich mich etwas heimischer fühlte und im Zimmer herumging, indem ich die verschiedenen Gegenstände darin betrachtete. Hübsche Porzellantassen standen auf der Commode und Bilder hingen an den Wänden; die Thür von einem Wandschrank stand offen, und darin hing eine sonderbare alte Lederjacke mit sehr langen Aermeln und Riemen und Schnallen.

„Was treibst Du, Kind?" rief meine Tante scharf und sich nach mir umwendend, als ich es am wenigsten erwartete, „was hast Du da in der Hand?"

„Dies, Tante!" sagte ich und drehte mich mit der Lederjacke in der Hand nach ihr um, „ich weiß nicht was es ist."

Ihr blasses Gesicht wurde dunkelroth und ihre Augen blitzten im Zorn. Mit erhobener Hand ging sie rasch auf mich zu, und ich bückte mich, weil ich dachte, sie würde mir in's Gesicht schlagen. Statt dessen schüttelte sie mich blos bei den Schultern, riß mir die Jacke aus der Hand und sagte: „So lange Du hier bist, rühre nichts an, was Dir nicht gehört." Und damit hing sie das Ding an den Nagel im Schrank, warf die Thür zu und drehte den Schlüssel zweimal um.

Die Kammerfrau schlug die Hände zusammen und lachte leise vor sich hin, wie wenn ihr irgend etwas ein ganz außerordentliches Vergnügen gemacht hätte; dann, als sie sah, daß mir die Augen voll Thränen standen, trocknete sie die ihrigen, denn sie hatte Thränen gelacht, und sagte: „Ruhig, — das Kind hatte nichts Böses im Sinn; komm' her zu mir, Kleine Es sind nur ein Paar Krücken für lahme Enten und — frage nichts mehr, hörst Du, und wir werden Dir keine Lügen antworten. Und jetzt setz' Dich hier neben mich und trink' ein Glas Bier, ehe Du zu Bett gehst."

(Fortsetzung folgt.)

* Pflege des Nationalgefühls.

Die Feder, welche die einzelnen Angehörigen eines Volkes antreibt, *freiwillig und gerne* zu thun, was sie zu Gunsten des Völkerganzen zu thun verpflichtet sind, ist das *Nationalgefühl*. Wohl binden einerlei Sprache, einerlei Abstammung, einerlei Sitte schon zu einem Völkerganzen; aber der vaterländische Sinn wird doch erst dann recht kräftig, lebenswarm und lebensfrisch, wenn einmal die Ader des Nationalgefühles recht stark pulsirt.

Es besteht dies Nationalgefühl aber darin, daß man sich wohl dabei fühlt und stolz darauf ist, einem Volke, *seinem* Volke anzugehören. Diese Behaglichkeit im Ganzen, von dem man ein Theil ist, dieses gesteigerte Bewußtsein, ein Glied seines Volkes zu sein, muß allerdings aus der Ueberzeugung hervorgehen, daß dies Volk Eigenschaften hat, die ihm einen Werth geben und darum Achtung von anderen Völkern fordern. Ohne diese Ueberzeugung ist kein rechtes Nationalgefühl möglich; es kann blos zu einer solchen lächerlichen Caricatur kommen, wie sie sich in dem aufgeblasenen Stolz der Franzosen, der „großen Nation", die „an der Spitze der Civilisation marschirt" und sich für unüberwindlich hielt, in letzter Zeit gezeigt hat und noch zeigt.

Daß bei uns Deutschen das Nationalgefühl bis zu dem letzten Kriege so schwach entwickelt war, daran war insbesondere der Umstand schuld, daß, wenn wir auch einerlei Sprache reden, wir doch kein rechtes Gefühl der Zusammen-

gehörigkeit hatten, daß die Stammesunterschiede zu sehr betont wurden und darum ein Stamm den anderen nicht gerne mit liebewarmen Blicken ansah. Dazu kam eine politische Vergangenheit, die nichts weniger als glänzend war, wenn Deutschland auch in Bezug auf Gelehrsamkeit, Bildung, Gemüthlichkeit u. s. w. sich mindestens neben jedes andere Land stellen konnte. Immer in Uneinigkeit und Zerrissenheit lebend, war es lange der Spielball des ersten Napoleon und glänzte keineswegs in der Völkergeschichte. Die Erhebung im Jahr 1813 gegen die Unterdrücker war wohl ein Lichtblitz, aber auch nur ein solcher, der nur zu bald wieder erlosch.

Die Ereignisse der letzten Zeit gestalteten gar Vieles anders und besser. Das deutsche Volk freut sich des großen Waffenerfolges seiner Söhne; es fühlt sich einig, fühlt sich wohl in dieser Einigkeit; es begreift seine Kraft, seinen Werth und sieht mit gesteigertem Selbstgefühl auf diejenigen, die ihm etwa zu nahe treten möchten. Flattern doch täglich noch die Fahnen selbst im kleinsten Dorfe! Des Schießens, Redens, Hochrufens und der Umzüge ist ja kein Ende. Der gemeine Mann spricht heute von politischen Dingen, wie man es nie von ihm gewöhnt war. Es war diese Zeit des großen Erfolges auch eine Schule für unser Volk, die den besten Samen in die Herzen desselben ausstreute.

Sorgen wir aber, daß die bereits so lustig aufkeimende Saat nicht von Dornen und Unkraut überwuchert und erstickt werde. Schützen wir namentlich unsere Jugend, in der der Keim der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls doch schon gepflanzt und gepflegt werden muß, gegen schlimme Einflüsse!

Während meines Aufenthaltes in München hatte ich gute Gelegenheit, das Bonnen- und Gouvernantenunwesen und das Treiben französischer Sprachlehrerinnen von französischer Herkunft zu beobachten, welche gerade in den gebildeten Familien, die am Ende doch die Pfleger und Träger, die Bewahrer und Verbreiter des Nationalgefühles sein sollen, wirthschaften. Sah der französische Nationalstolz selbst bei dieser dienenden Klasse von Leuten schon früher auf die gutmüthigen (= einfältigen) bescheidenen Deutschen hoch herab, bei allen Bücklingen, die sie den zahlenden Familien machten, so ging er während der Kriegsperiode geradezu in Haß und Verachtung gegen die Deutschen über, deren Brod sie doch essen. Ich habe in diesem Betreffe Aeußerungen von einer Französin gehört, mit der ich in Folge meiner Wohnungsverhältnisse öfter in Berührung kam, die mich wirklich mehrmals in Zorn versetzten und zu den derbsten Erwiderungen veranlaßten. Jede neue Siegesnachricht, die sie indeß jedesmal à la Gambetta für erlogen erklärte, brachte sie in neue Flammenausbrüche. Ich wundere mich heute noch, daß sie deshalb nicht in große Verlegenheit kam. Ein Münchener Arzt, der eine ausgedehnte Praxis hat und deshalb in viele Familien kommt, die Gouvernanten halten, sagte mir, daß alle in München verwendeten Französinnen denselben Haß hegen, wenn sie auch ihrem Zorn mehr in Zusammenkünften bei verschlossenen Thüren Luft machen. Wie es in München ist, wird es anderwärts auch sein. Denke man nur an die Vorgänge in Zürich, in Paris und anderen französischen Orten, und man wird einen Begriff davon erhalten, welche Stimme gegen die Deutschen im Herzen der Franzosen zu Hause ist.

Solchen Leuten nun, wie den eben geschilderten, vertraut man die Erziehung der Jugend an, die doch durchweg eine nationale sein soll. Ich will gerne annehmen, daß sie sich hüten, den ihnen anvertrauten Pfleglingen direct die Franzosenmanier einzuimpfen; daß sie jedoch mit ihrem glühenden Nationalhaß im Herzen in denselben nicht den deutschen Nationalsinn zu hegen und zu pflegen sich aufrichtig bemühen, das unterliegt keinem Zweifel. Aber schon dies negative Verhalten, wenn es auch blos bei dem bleibt, muß schaden; denn wenn ich einen Acker auch nicht mit Disteln besäe, so ernte ich deshalb doch noch keinen Weizen auf demselben, wenn eben kein Weizen darauf gesäet wird. Dazu kommt noch die Lectüre, die jene Gouvernanten bei ihren Zöglingen benützen, und die, rein der französischen Literatur entnommen, auch nur den Geist derselben athmet und, wie ein deutscher Schriftsteller richtig sagt, eine „fremde Besatzung" in Kopf und Herz der Jugend legt. Wird nicht mindestens die bessere deutsche Literatur durch jene verdrängt und dem Zöglinge entfremdet, der ohnehin Wunder meint, was er mit seinem Bischen Französisch ist und darum bei jeder Gelegenheit sein Licht leuchten läßt, dabei aber seine Muttersprache und Literatur geringschätzt? Endlich sind diese Gouvernanten selbst in vieler Beziehung das reine Gegentheil von dem, was eine deutsche Jungfrau ist. Das ernstere, gemüthliche, tiefsinnige Wesen der Deutschen fehlt ihnen ganz, während Plapperhaftigkeit, seichtes, leichtsinniges, flatterhaftes, putzsüchtiges und gleißnerisches Wesen ihr ganzes Dasein zusammensetzen. Sind solche Leute nun geeignet, Kinder, deutsche Kinder in deutschem Sinne zu erziehen? Ist denn nicht bekannt, daß das Verhalten des Lehrers resp. der Lehrerin mehr erzieht, als sein Wort? Sollen sich aber Euere Kinder nach solchen Mustern bilden?

Wenn Jemand Mittel und Lust hat, seine Kinder neben anderen guten Dingen auch Französisch lernen zu lassen, so nehme man doch wenigstens eine deutsche Lehrerin, an denen es gerade nicht fehlt! Muß es denn durchaus eine Französin sein? „Aber der richtige Accent," wird man sagen, „kann nur von Franzosen erlernt werden." Einmal ist das unrichtig: und dann: ist denn das Bischen Schnickschnack der in der Regel doch nur mangelhaft erlernten und überhaupt entbehrlichen Franzosensprache das werth, was in anderer Beziehung bei dem Erlernen desselben versäumt und was alles noch dem Kinde nebenbei an antideutschem Wesen eingeimpft wird? Wie eine Französin über diese Materie denkt, geht aus einer Antwort hervor, welche ich von einer französischen Lehrerin erhielt, als ich ihr sagte, daß sich doch Fräulein R., die das Deutsche entsetzlich radbrechte, aber Aussicht hatte, sich in München zu verheirathen, der deutschen Sprache mehr befleißen sollte, da sie ja unter den Deutschen zu bleiben gedenke. „Nein", fuhr sie mich an; „Sie soll allein bei ihrer Sprache bleiben." Sprach's und kehrte mir den Rücken. Daß sie nicht noch Ausfälle auf unsere Sprache und unser Volk machte, war bei dem gereizten Ton, in dem sie sprach, sehr zu verwundern. Das ist wohl zu viel Stolz, aber etwas davon käme uns doch auch sehr zu Gute, zu Gute in Beziehung auf die Sprache und — auf die Mode, bezüglich der wir doch auch nicht mehr länger die Affen der Franzosen bleiben sollten.

O, überlegten es doch die gebildeten Familien recht, welche Opfer sie ihrer Eitelkeit bringen und was sie alles aufs Spiel setzen, wenn sie ihre Kinder solchen Leuten anvertrauen! Sie würden gewiß es anders machen.

Wir unsererseits wollen es nicht versäumen, auf das Unwesen der französischen Gouvernanten hinzuweisen.

Iggelheim. Gärtner.

---

* Bitsch.

Von D. Levini.

„Bitsch ist wieder ditsch." Ja, endlich dürfen wir es dreist aussprechen, ohne befürchten zu müssen, daß die Nachricht morgen wieder dementirt wird. Es ist jetzt wirklich deutsch; denn die blauweiße Fahne, die von der Citadelle weht, läßt keinen Zweifel mehr zu.

Die Nachricht von der zu erwartenden Uebergabe lockte mich wieder nach der alten Felsenfeste, die fast acht Monate allen Angriffen getrotzt, und auch heute noch zum letzten Male als ein „Stück Frankreich" auf deutschem Grund und Boden dastand. Es war Samstag den 25. März. Bereits 2600

Mann, darunter 60 Turcos, hatten die Festung verlassen, waren mit der Eisenbahn nach Straßburg-Nancy-Paris befördert worden, und ungefähr noch 900 Mann Artillerie und Infanterie übrig. Heute zum ersten Mal öffnete sich das Pfalzburger Thor, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, mich zu legitimiren, und unangefochten trat ich in den letzten Rest von Frankreich ein, der sich nach diesseits der Mosel befindet.

Aber welcher Anblick bietet sich hier dar! Rechts und links Trümmer und nichts als Trümmer. Ganze Häuserreihen, ganze Straßen sind zusammengeschossen, kein Haus in dem äußersten Winkel der Stadt blieb ganz verschont. Hier sehen wir eine Straßenlaterne, die vom eisernen Stumpf weggeschossen ist, dort sieht man ein großes und neues Schild mit der Aufschrift: „Hôtel au croix d'or." Aber der Anblick, der sich uns bietet, ist nicht sehr einladend; denn drinnen ist es wüst und leer, und nur einige halbverbrannte tapezierte Wände zeugen davon, daß hier etwas Anderes war, als eine gewöhnliche zusammengestürzte Mauer. So ist es überall durch das ganze Städtchen, circa 140 verbrannte Gebäude.

Am Bahnhof, an den wir uns jetzt verfügen wollen, ist Alles aufgestapelt, was sich in der Eile dahin flüchten ließ. Fünfzehn Locomotive stehen in langer Reihe von Wind und Wetter ganz verrostet. Einige zusammengeschossene Eisenbahnwaggons zeugen von dem Bombardement. So die Stadt. Auf der Citadelle und dem Fort St. Sebastian sind die Verwüstungen noch größer. Hier ist Alles, was nicht felsenfest ist, zusammengeschossen. Das Schloß der alten Grafen von Bitsch ist bis auf die Grundmauern den Bomben zum Opfer gefallen. Aber die Felsen schauen noch ebenso trotzig in die Welt hinaus wie vor einem Jahr, obgleich seitdem 26,000 Kanonenkugeln, wie ich höre, auf sie abgeschossen worden sind.

So sah Bitsch aus, da ich als der erste Deutsche seit sieben Monaten die Festung betrat und die Casematten besichtigte, wo Moz von Schägel und Marschall von Bieberstein während der Beschießung zugebracht hatten.

Samstag Abend sammelte sich im Gasthof „Zur Stadt Metz" das gesammte noch zurückgebliebene Officiercorps und hier wurde noch so manches Hoch auf „Blache la pucelle" ausgebracht. Im gegenüber befindlichen Zimmer ging es noch lustiger zu. Denn hier hatten sich die gemeinen Soldaten einlogirt. Die halbe Nacht hindurch wurde gegessen, gesungen und hauptsächlich getrunken. Die „Marseillaise" und die „Gironde" wollten fast kein Ende nehmen. Im Ganzen aber muß ich hier das Benehmen der französischen Soldaten loben. Denn kein feindseliges Wort wurde gegen mich laut, trotzdem Alle wußten, daß ich von Deux-Ponts bin. Sonntag Morgen begaben sich die Letzten der Garnison unter den heißen Thränen der Bevölkerung und vor Allem der Damenwelt an den Bahnhof. Ganz untröstlich waren die Jungfrauen, und manches Franzosenherz war von diesen Thränen so erweicht, daß es seine „wahre Lieb" mitnahm nach Frankreichs schönen Auen, und ihr hier einen Herd zu gründen versprach. Ob sie Wort halten werden. Den Eisenbahnzug schlossen die mit Offiziersequipage bepackten Waggons, und aus einer jeden sah man das Vollmondsgesicht einer oder mehrerer solcher Töchter des Regiments hervorleuchten. Auf den Lagerplätzen war alles Hab und Gut der bisherigen Besatzung, das noch nicht verladen war, aufgehäuft und verschwand allmählich in den bereitstehenden Waggons. Alles dies war mit der französischen Tricolore bezeichnet.

Um 12 Uhr fuhr der Zug ab unter dem Trommelschall der bayerischen Têten, die nun in die Stadt einzogen und die Wachen besetzten. Um 1 Uhr rückten zwei Bataillone Bayern durch das Straßburger Thor ein direct auf die Citadelle, wo ein preußischer Oberstlieutenant der Artillerie bereits Minen und Thore in Besitz genommen hatte. Hier wurde gebetet, die Königshymne gespielt, und die „Wacht am Rhein" gesungen.

Während dieser Scene stand am Thor der Citadelle ein Mann, von dessen Augen von Zeit zu Zeit eine Thräne herniederträufelte. Es war der Bataillonschef Teyssier, der tapfere Vertheidiger der Festung, der sich nach seiner fast achtmonatlichen Vertheidigung kriegsgefangen sieht. Ueber den Grund seiner Gefangenschaft giebt es zwei Lesarten. Nach der Einen deshalb, weil er sich anfangs weigerte, den Befehlen der französischen Republik Folge zu leisten und sich wirklich blos auf den Kaiser Napoleon bezog. Nach der anderen Version hätte er zur Festung gehöriges Material, als Geschütze, Lafetten, Granaten u. s. w. versteigern lassen, was auch der glaubwürdigste Grund zu sein scheint oder doch der gewichtigste.

Von der Citadelle marschirte die zukünftige Besatzung durch die Stadt und wurde dann in den öffentlichen Gebäuden und Privathäusern einquartiert. Mit diesem festen Platze ist auch „Der letzte der Mohikaner" gefallen.

Mannichfaltiges.

— Aus Lyon, 20. März, geht dem „Bund" folgende kurze briefliche Notiz zu: „Die Bevölkerung von Lyon ist noch immer sehr aufgeregt, und zwar nicht nur gegen die Deutschen, sondern auch gegen die deutschen Schweizer, welche während des Krieges abwesend waren und nun wieder zurückkehren wollen. Dieselben werden in Lyon auf eine schmähliche Weise verfolgt; so z. B. werden an den Straßenecken Drohschriften angeschlagen, zu deren Kennzeichnung ich Ihnen folgenden Anschlag citire: „Französische Republik! Avis. Es wird hierdurch dem Publicum bekannt gemacht, daß Herr M., Straße . . ., Nr. . ., zur Schmach der Lyoner eine preußische Magd im Dienst behält. Gegenwärtiges möge ihm zur Warnung dienen." — Letzthin wurde ein harmloser Elsässer auf öffentlicher Straße angepackt und als Preuße in die Saone geworfen. Hätte der Betreffende nicht schwimmen können, so wäre er sicherlich ertrunken; denn Niemand wagte, ihm Hilfe zu leisten, fügt der „Bund" hinzu. — Unser Correspondent getraut sich nicht, seinen vollen Namen unter die obigen Mittheilungen zu setzen, allem Anschein nach ist er ein Arbeiter aus der deutschen Schweiz."

— Die in Hamburg erscheinende „Hansa", Zeitschrift für Seewesen, führt ein neues, in England und auch in Deutschland patentirtes Tiefenloth in Abbildung vor, das die Aufgabe, von einem rasch segelnden oder dampfenden Schiffe aus eine zuverlässige Lothung zu nehmen, auf überraschend einfache Weise löst. Das Princip, wornach damit die Tiefe des Meeres gemessen wird, ist dasselbe, womit man barometrisch die Höhe der Berge bestimmt, nämlich das Gesetz, daß die Luft auf einem halb (resp. 1/3, 1/4 u. s. w.) so kleinen Raum zusammengepreßt wird, wenn sie einem resp. doppelt, dreifachen, vierfachen u. s. w. Drucke ausgesetzt wird. Das Instrument hat fast das Aussehen und die Form eines gewöhnlichen Bleilothes und wird in ganz derselben Weise gehandhabt. Bisher fehlte den Befehlshabern von Seeschiffen ein solches Hilfsmittel, und im Augenblicke der Gefahr sahen sie sich einzig auf ihre Vermuthungen über die Beschaffenheit des Meeresgrundes und dessen Tiefenverhältnisse angewiesen.

— Graf Adalbert Baudissin, bekannt durch seine Geschichte des Schleswig-Holstein'schen Feldzuges von 1848/50, durch seine Schilderungen aus Amerika, sowie durch zahlreiche Romane und Novellen, ist am 28. März im Alter von 50 Jahren zu Wiesbaden gestorben.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 41. Vierter Jahrgang. 1871.

* Frühlingsgruß.

Sapphische Strophe.

Heil Dir, junger Lenz! Du erscheinst uns dies Mal
Nach so blut'gem Kampf in des Winters Stürmen
Wie ein lächelnd Kind, das der Himmel sendet,
Thränen zu trocknen.

Schöner komst Du nie, denn Dein frohes Antlitz
Trifft zum ersten Mal das geliebte Deutschland
Einig, stark und frei, und Germania's Locken
Strahlend von Siegen.

Brüder findest Du, deren Bund besiegelt
Viel des besten Bluts und so manche Thräne,
Und — die nicht mehr sind....! für die deutsche Ehre
Starben sie freudig. —

Fertig steht das Reich! Seinem Helden-Kaiser
Jubelt alles Volk zu dem Doppelsiege,
Und das deutsche Lied, ja! „Die Wacht am Rhein"
Half ihn erringen.

Groß ist uns're That. Die Geschichte wird einst
Auf erhab'nem Blatt und mit stolzen Lettern
Künden fernster Zeit uns'res Vaterlandes
Frühlingserwachen.

Darum nochmals: Heil Dir, ersehnter Bote,
Der Du segensmild, ein Erlösungs-Engel,
Mit dem Lorbeer kamst und der hohen Palme
Goldenen Friedens!

Landau, Pfalz. Dr. Lobstein.

-nb-. Mein Traum.

(Fortsetzung.)

Ich hate mein Zimmer im oberen Stock, dicht neben dem der Baronin, Frau Weiß aber schlief in demselben Zimmer mit der Gnädigen. Mir wurde befohlen, gleich aufzustehen, wenn ich gerufen würde.

Die alte Dame war an diesem Abende noch sehr schlecht gelaunt, wie sie es auch schon tagüber gewesen. Sie pflegte ganz närrisches Zeug zu schwatzen, wollte sich nicht ausziehen lassen, wenn es Zeit war, und nicht anziehen lassen, wenn es sich gehörte. Es hieß, sie sei einst eine große Schönheit gewesen, doch Niemand in der Gegend konnte sich erinnern, sie in ihrer Jugendblüthe gesehen zu haben. Sie liebte immer noch den Putz und hatte Kleider von schwerer Seide, von Atlas und Sammt, und Spitzen und Juwelen, daß man ein Halbdutzend Verkaufsläden damit hätte ausstaffiren können. Ihre ganze Garderobe war zwar altmodisch, repräsentirte aber ein großes Vermögen.

Ich ging also zu Bett. Eine Weile lag ich wach, denn Alles um mich her war mir neu, und ich war auch das gute Nachtessen und das Bier nicht gewöhnt. Bei meiner Mutter ging es nur an Feiertagen so hoch her. Ich hörte, daß Frau Weiß im Nebenzimmer sprach, die Baronin konnte ich jedoch nicht hören, und ich glaube nicht, daß sie überhaupt etwas sagte.. Sie wurde mit großer Sorgfalt behandelt und kein Wunder; die Schloßleute waren gut bezahlt und hatten wenig zu thun, und sie wußten überdem, daß sie bei dem Tode der Baronin Arabella hübsche Legate bekommen würden. Der Arzt kam zwei Mal in der Woche und seine Anordnungen wurden genau befolgt. Etwas sagte er jedesmal: man solle der alten Dame nicht widersprechen, sondern ihr zu Gefallen sein und möglichst den Willen lassen.

So schlief sie diese ganze Nacht in ihren Kleidern, da sie sich nicht hatte ausziehen lassen wollen, und auch den folgenden Tag blieb sie auf dem Bette liegen, ohne daß ich ein Wort von ihr hörte. Ich aber nähte in meinem Zimmer und verließ es nur, um zum Mittagessen hinunterzugehen. Ich hätte für mein Leben gern die Baronin sehen mögen oder sie sprechen hören, aber sie hätte für mich eben so gut am Ende der Welt sein können.

Nach dem Mittagessen sagte mir meine Tante, ich solle eine Stunde spazieren gehen. Ich that es, war aber froh, als ich wieder zurückgekehrt, denn die ganze Umgegend war so einsam und traurig, und die Sonne schien nicht einmal, und ich weinte vor Verlassenheit und Heimweh. Abends, als ich bei Licht in meinem Zimmer saß, war die Thür nach dem Zimmer der Baronin offen. Meine Tante war bei ihr. Da hörte ich zum ersten Mal die alte Dame sprechen, wenigstens dachte ich, es müsse ihre Stimme sein. Es war allerdings ein sonderbarer Ton, manchmal wie von einem Vogel, dann wieder wie von einem Schaf, das blöckte, aber immer sehr schwach.

Ich spitzte die Ohren, um etwas zu verstehen, konnte jedoch kein Wort unterscheiden. Und meine Tante antwortete: „Der Teufel kann Niemanden etwas anhaben, wenn Gott es nicht zuläßt."

Wieder hörte ich die krächzende, pipsende Stimme vom Bette her etwas sagen, das ich auch dießmal nicht verstand. Meine Tante antwortete von neuem: „Sie sollen nur Gesichter schneiden und sagen, was sie wollen; wenn Gott mit uns ist, wer kann gegen uns sein?"

Ich fuhr fort zu horchen, aber kein anderer Laut drang zu mir. Etwa eine Viertelstunde später, als ich in einem alten Märchenbuch mit Bildern, das auf dem Tische lag blätterte, vernahm ich Schritte im Nebenzimmer und gewahrte meine Tante, die mit dem Zeigefinger auf den Lippen unter der Thür stand.

„Still!" flüsterte sie leise und kam sachte auf den Fußspitzen zu mir herangeschlichen. „Rege Dich nicht und mache nicht das geringste Geräusch, bis ich wiederkomme," setzte sie hinzu. „Sie ist, Gott sei Dank! endlich eingeschlafen. Ich will nur geschwind unten etwas essen, und wenn ich mit der Weiß wieder da bin, kannst Du zu Deinem Nachtessen hinuntergehen; Judith wird es Dir in meinem Zimmer geben.

Darauf ging sie hinaus.

Ich betrachtete wieder die Bilder in dem Buch und horchte dann und wann, aber kein Laut, kein Athemzug war

u hören. Die Stille war so beängstigend, daß mir ganz unheimlich zu Muth wurde; die Bilder, die mich noch eben belustigt hatten, nahmen erschreckende Gestalten an und jagten mir Furcht ein. Um meine Angst womöglich los zu werden, stand ich auf, ging im Zimmer hin und her, sah bald diesen bald jenen Gegenstand an und schlich mich endlich an die nur angelehnte Thür, die zum Zimmer der Baronin Arabella führte. Ich that noch mehr, ich lugte hinein, denn ich war noch recht kindisch und meine Neugierde war stärker als mein Grausen.

Es war ein großes Zimmer mit einem großen Himmelbett, dessen Gardinen von schwerer geblümter Seide waren und dicht zugezogen bis auf den Boden reichten. Ein deckenhoher Spiegel, wie ich noch nie einen gesehen, fiel mir zunächst auf, aber das Merkwürdigste für ein Schlafzimmer war die Helle, die in demselben herrschte. Ich zählte zweiundzwanzig Wachslichter, die alle angezündet waren. Die Baronin wollte es so haben und Niemand wagte ihr zu widersprechen.

Horchend und staunend stand ich da. Weil ich nicht den leisesten Laut vernahm und nicht die geringste Bewegung an den Bettvorhängen bemerkte, wurde ich dreister, schlich mich auf den Fußspitzen weiter in's Zimmer und sah mich noch mehr um. Nach einer Weile stellte ich mich vor den großen Spiegel und betrachtete mich, und endlich kam mir der Gedanke in den Sinn, daß ich auch wohl auf die alte Dame selbst einen Blick werfen könnte. Es war vielleicht sehr närrisch von mir, aber mich plagte die Neugierde ganz erschrecklich, und ich dachte, es möchte lange dauern, ehe sich mir wieder eine so gute Gelegenheit böte, die Baronin zu Gesicht zu bekommen.

Als ich nahe am Bette war und die Vorhänge so dicht zugezogen sah, sank mir der Muth, doch bald faßte ich mir wieder ein Herz und steckte erst meinen Finger, dann die Hand zwischen die Spalte. Ich hielt an und horchte, — Alles war todtenstill. Ganz langsam und unhörbar schob ich die Gardinen weiter auseinander, und da lag vor mir, steif ausgestreckt wie ein Steinbild auf einem Grabmal, die Baronin Arabella von Rosenberg. Sie war völlig angekleidet. Und wie war sie angekleidet! In Atlas und Sammt, scharlachroth und grün, mit Goldstickerei und Spitzen bedeckt. Es war für meine Kinderaugen eine unbeschreibliche Pracht. Auf dem Kopfe hatte sie eine thurmhohe gepuderte Perrücke und an den Füßen Atlasschuhe mit spitzen wohl drei Zoll hohen Absätzen. Das Gesicht war über und über voll Runzeln und die Nase dünn und krumm, aber sie hatte Schminke auf den Wangen und gemalte Augenbrauen, und der alte Hals voll Falten und Sehnen war weiß gepudert. Ihre zusammengeschrumpften runzeligen Hände lagen an ihrer Seite; die Fingernägel daran waren so lang und so spitz zugeschnitten, daß sie wie Geierkrallen aussahen. So wie sie jetzt dalag, pflegte sie, mit Fächer und Strauß in der Hand und an der Brust, vor dem großen Spiegel zu stehen und zu lachen und zu knixen.

Ich war über den Anblick so erschrocken, daß ich glaubte, mein Herz wolle nicht mehr schlagen. Ich war wie am Boden festgewurzelt, und konnte weder den Vorhang loslassen, noch meine Augen von dem grausigen Gesicht abwenden. Und in der nächsten Minute öffnet sie die Augen, setzt sich auf, dreht sich nach mir um, stellt sich mit einem gellen Klappern ihrer Absätze vor mich hin, stiert mich mit den verglasten Augen an und öffnet grinsend die dünnen Lippen, daß die langen falschen Zähne weit vorstehen.

Eine Leiche ist wohl ein schauerlicher Anblick, aber es ist doch etwas Natürliches, diese Gestalt jedoch war das Gräßlichste, das ich mir vorstellen konnte. Sie streckte die Krallenfinger nach mir aus, und ihr Rücken war ganz gekrümmt vor Alter. Plötzlich zischte es zwischen ihren dünnen Lippen und ich hörte die Worte: „Du kleiner Balg! Wie kannst Du Dich unterstehen, zu sagen, daß ich den Knaben mordete? Wart' nur — ich werde Dich kratzen bis Du kalt bist!"

Wenn ich nicht so erschrocken gewesen wäre, so hätte ich mich umgedreht und wäre davongelaufen, aber ich konnte noch immer nicht von ihr wegsehen und machte nur langsame Schritte rückwärts; sie aber klapperte immer auf mich zu wie eine Drahtpuppe, und krallte nach meinem Halse, und machte mit der Zunge einen zischenden Laut, wie ein giftiges Kriechthier. So rasch ich konnte, fuhr ich fort rückwärts zu gehen, aber die Finger der Baronin waren dabei nur einen Zoll von meinem Halse, und es war mir, als ob ich den Verstand verlieren müsse, wenn sie mich anrührte. Endlich, als ich mir gar nicht mehr zu helfen wußte, stieß ich einen Schrei aus, der im ganzen Schlosse wiederhallte, und gleich darauf erschien meine Tante auf der Schwelle. So wie die Baronin sie sah, stand sie still; ich aber benutzte den Augenblick und rannte, so schnell meine Füße mich tragen wollten, durch mein Zimmer und die Hintertreppe hinunter. Sobald ich in Sicherheit war, fing ich bitterlich zu weinen an, worüber mich Frau Weiß, die ich unten traf und der ich mein Erlebniß erzählte, herzlich auslachte. Aber sie wurde sehr ernst, als ich ihr die Worte der alten Dame wiederholte.

„Sag's noch einmal," sagte sie.

Ich wiederholte: „„Du kleiner Balg! Wie kannst Du Dich unterstehen, zu sagen, daß ich den Knaben mordete? Wart' nur — ich werde Dich kratzen, bis Du kalt bist!""

„Hast Du denn zu ihr gesagt, daß sie einen Knaben gemordet?" fragte die Kammerfrau.

„Ganz und gar nicht, Frau Weiß," antwortete ich.

Nach diesem Vorfall war Judith immer bei mir, wenn meine Tante und die Kammerfrau nicht bei der Baronin waren; ich wäre auch eher zum Fenster hinausgesprungen, als allein in ihrer Nähe zu bleiben.

Etwa eine Woche später, als ich gerade mit Frau Weiß allein war, erzählte sie mir über die Baronin etwas, das ich noch nicht wußte. Der Gemahl der Letzteren, den sie vor wenigstens siebenzig Jahren, als sie eine große Schönheit war, geheirathet, war Wittwer gewesen und hatte einen etwa neunjährigen Sohn gehabt. Aber eines Morgens war dieser verschwunden und niemals wurde seitdem etwas von ihm gehört oder gesehen. Der Knabe hatte viel Freiheit genossen und pflegte öfters früh Morgens auszugehen, mit dem Förster zu frühstücken und diesen in den Wald zu begleiten, von wo er nicht selten erst Abends heimkehrte; oder an den Teich zu schlendern, um zu baden, zu fischen oder sich im Kahn herumzurudern. Es war nicht herauszubringen gewesen, wohin er sich an jenem Morgen gewendet, nur seine Mütze fand man am Ufer des Teiches unter einem Schlehdornbusch, und so sah es aus, als ob er beim Baden ertrunken wäre, obschon der Körper nie gefunden wurde. Des alten Barons Sohn aus seiner zweiten Ehe mit der Baronin Arabella, die ein so

hohes Alter erreicht, war darauf der Majoratsherr und Erbe, und es war sein Sohn, Baron Kurt, der Enkel der mir so fürchterlichen Greisin, der zur Zeit, da ich in's Schloß kam, die Güter in Besitz hatte. Frau Weiß setzte noch hinzu, daß die Sache großes Aufsehen gemacht und die Leute geargwöhnt hätten, daß die Stiefmutter mehr darüber wisse, als sie sagen möchte; aber mit ihrer Schönheit und ihrer Klugheit beherrschte sie ihren Gatten völlig, und da alle Nachforschungen vergebens blieben, so wurde das Ereigniß mit den Jahren so gut wie vergessen.

Jetzt will ich nur noch erzählen, was ich selbst im Schlosse erlebte.

Es war Winter, ungefähr ein halbes Jahr nach meiner Ankunft, als die Baronin in ihre letzte Krankheit verfiel.

Der Doctor befürchtete, sie möchte wieder einen Anfall von Tobsucht bekommen, wie vor fünfzehn Jahren, wo es nöthig gewesen war, sie in eine Zwangsjacke zu stecken; und das war dieselbe Lederjacke, die ich in dem Wandschrank im Zimmer meiner Tante gesehen. Aber es kam nicht dazu. Sie stöhnte und jammerte wohl in Einem fort, war aber sonst nicht wild, bis zwei Tage vor ihrem Verscheiden, als sie anfing, sich im Bett herumzuwälzen und zu schreien, daß ein Mörder ihr den Hals abschneiden wolle. Zuweilen rollte sie sich vom Bett hinunter, und da sie zu schwach war, auf den Füßen zu stehen, fiel sie mit ihren alten gelben Händen vor dem Gesicht auf den Boden, und dann kreischte und bettelte sie um Gnade. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich nicht mehr unnöthigerweise in ihr Zimmer ging, und Nachts zitterte ich vor Angst in meinem Bett, wenn ich sie so schreien und Worte ausstoßen hörte, deren Sinn ich nicht ganz verstand, die aber darum nicht weniger gräßlich waren. Meine Tante, die Kammerfrau, Judith und noch eine Wärterin aus der Stadt waren beständig bei der Baronin, aber zuletzt bekam sie Krämpfe, und die nahmen ihr den letzten Rest von Kraft.

Der Geistliche war da und betete für sie, aber sie verstand nichts mehr. Er that seine Schuldigkeit, obwohl Jedes denken konnte, daß hier nicht mehr zu helfen war. Endlich war Alles vorüber, der letzte Todeskampf überstanden, und Baronin Arabella von Rosenberg wurde in ihr Leichenkleid gehüllt und eingesargt. Baron Kurt war benachrichtigt worden, aber er war auf einer Reise in Frankreich, und da der Aufschub zu lange gewesen wäre, kamen der Doctor und der Geistliche überein, daß man mit dem Begräbniß nicht warten solle; und so wurde denn die große vornehme Dame mit keinem anderen Gefolge als ihrer nächsten Umgebung, d. h. dem Pfarrer, dem Doctor und der Dienerschaft, in der Gruft der Rosenberg's beigesetzt. Wir aber, nämlich die Dienerschaft, blieben dann im Schlosse, bis der Baron eintreffen und Näheres über uns bestimmen würde. Ich meinestheils bekam ein anderes Zimmer etwas entfernter von dem Sterbezimmer der Baronin, und was ich dort erlebte, geschah in der Nacht vor der Ankunft des Schloßherrn.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

β. Technisches. Englische und deutsche technische Journale berichten Wunderbares über die neue Dampfmaschine von R. M. Marshant, welche derselbe „White Cloud Engine", d. i. weiße Wolkenmaschine benannt hat. Ein ausgeführtes Exemplar von 4 Pferdestärken Nutzleistung soll bei der in London stattgehabten Probe mit 2½ Pfund Kohlen pro Stunde betrieben worden sein. Das wäre die achtfache Leistung, welche bei kleinen Dampfmaschinen bis jetzt erreicht worden ist, und viermal so viel, als man bisher für möglich gehalten hat. Die Maschine ist nicht einfach aber doch sehr compendiös, hat auch keinen eigentlichen Kessel, sondern statt dessen nur ein im Feuer liegendes Spiralrohr. Es scheint, daß die Construction aus dem eben in England wieder stark hervortretenden Streben, die Luftschifffahrt weiter auszubilden, hervorgegangen ist. Durch eine Reihe von Pumpen wird Luft eingelassen, indem dieselbe von einer zur anderen übergeführt und jedesmal durch Wasser geleitet wird. Bei der Versuchsmaschine wird die Luft von der ersten Pumpe auf 3 Atmosphären verdichtet, von der zweiten auf 6, von der dritten auf 12, und von der vierten auf 24 Atmosphären. Aus einem Reservoir tritt die Luft, mit Wasserdunst gesättigt, in die im Heizraume befindliche Spirale, wo der Dunst in Dampf verwandelt wird, und die Spannung sich auf 1200 Pfd. per Quadratzoll oder 80 Atmosphären (!) steigert. Im Stadium des Uebertrittes zur Spirale zeigt sich die mekrische Substanz als weiße Wolke. Der Arbeitscylinder der Versuchsmaschine hat 4½ Zoll Durchmesser und 6 Zoll Hub. Der Betrieb der Pumpen soll 4 Pferdestärken beanspruchen, wornach noch der gleiche Effect zur beliebigen Verwendung verbleibt. Eine befriedigende Erklärung der räthselhaften Wirkung der Maschine ist allerdings durch die vorstehende Beschreibung des Vorganges keineswegs gegeben. Die Thatsache als richtig angenommen, so steht sie mit der mechanischen Wärmetheorie, die doch als eine große wissenschaftliche Errungenschaft der neuesten Zeit gilt, nicht im Einklang. Wir halten vorerst noch zu letzterer.

Das Sicherheitsschloß von Karl Geiger in Stuttgart, für Zimmer- und Hausthüren bestimmt, besitzt, nach dem Berichte des Dr. E. Wiederhold über die vorjährige Kasseler Industrieausstellung, alle wünschenswerthen Eigenschaften, als namentlich Sicherheit, allgemeine Anwendbarkeit und leichte Herstellung, welche den Preis bedingt. Aus der im Januarhefte des „Bayer. Industrie- und Gewerbebl." gegebenen Zeichnung entnehmen wir, daß die Sicherheitsvorrichtung derjenigen des Chubschlosses nachgebildet ist. Gewöhnlich sind nur zwei Zuhaltungen angebracht, wobei jedoch schon, auch bei der Kleinheit des Schlüssels, mindestens 2000 verschiedene Bartformen möglich sind. Das Schloß ist klein, und kann in jede Thür eingelassen werden. Das Schlüsselloch befindet sich in der Achse der Drücker, und kann daher auch im Dunkeln leicht gefunden werden. Wenn abgeschlossen ist, sind die Drücker unbeweglich, und es bedarf dann nur des Schlüssels zum Oeffnen. Der Hauptriegel dient zugleich als Falle. Die Schlösser können ebensowohl links- als rechtsseitig angeschlagen werden. Das eingelassene Schloß wird mit zwei Holzschrauben, jede der Drückerplatten (Rosetten) mit 3 Schräubchen an der Thür befestigt. Es ist nur ein Fortschritt, daß sich die Fabrikindustrie der Herstellung der Schlösser bemächtigt hat; nun sollte sie sich aber auch darauf verlegen, nicht allein wohlfeile, sondern zugleich gute Schlösser zu liefern.

Im zweiten Decemberheft des „Polytechn. Journ." findet sich eine neue Maschine zur Cigarrenfabrikation von Bright und Stone in New-York beschrieben und theilweise abgebildet, welche völlig fertige Cigarren liefern und sich als ganz praktisch bewähren soll. Dieselbe besteht im Wesentlichen aus 2 Systemen von Walzen, die so profilirt sind, daß die Zwischenräume den Längenschnitt einer Cigarre darstellen,

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 43. Vierter Jahrgang. 1871.

* Dem deutschen Kaiser.

Die Raben fliegen nimmer
Her um den düstern Berg.
Und aus den Zauberräumen
Verschwunden ist der Zwerg.

In voller Glorie pranget
Alldeutschlands große Macht:
Der Kaiser ist erstanden
Zu uns'rer Wohlfahrt Wacht.

Willkommen, deutscher Kaiser,
Willkommen uns Dein Hort,
Wir harren Deiner Liebe
Und trauen Deinem Wort.

Halt' hoch das deutsche Scepter
Und schütz' uns für und für.
Die Welt sie mag Dich fürchten,
Uns achten noch Gebührt

Der Bayern, Schwaben, Hessen,
Der Preußen, Sachsen Land,
Wie wir auch heißen mögen,
Uns eint ein mächtig Band!

Nicht vor der Wälschen Tücke,
Nicht vor des Russen Knut',
Nicht vor dem schlauen Briten
Erbebt der Deutschen Muth.

Und in den deutschen Landen
Sei lichter Freiheitsglanz,
Des braven Mannes Rede
Ertöne voll und ganz!

Des Glaubens heil'ge Treue
Sei Jedem unverletzt,
Der Forschung seines Streben
Als hohes Ziel gesetzt.

So walte Deine Rechte
In Deutschlands Wohlergeh'n,
Es werden seine Söhne
Mit Kraft zur Seit' Dir steh'n!

Leb' lange, deutscher Kaiser!
Das Volk umschirmt den Thron;
Die Neider Deiner Größe
Treff' Strafe, Schand' und Hohn!

Speyer, 6. April 1871. F.

---

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

1.

Vom Iwansthurm zu St. Petersburg wird die zehnte Abendstunde verkündet. Noch vor wenigen Monaten herrschte um diese Zeit ein buntes Gewühl, ein reges Treiben in den Straßen und auf den Plätzen der prachtvollen Metropole des gewaltigen Czarenreichs, da jagten schellenrasselnde Schlitten mit kostbaren Decken behangen, von Gold strotzenden Vorreitern begleitet, da rollten prachtvolle Equipagen die breiten Wege dahin, fackelschwingende Laquaien auf dem Trittbret, und im Inneren blitzte es von Brillanten auf dem entblößten Hals der schönen Damen, wie auf dem schimmernden Hofcostüm der Herren, die sich zu den üppigen Hoffesten im Winterpalast begaben.

Noch vor wenigen Monaten hatte die Freude, das Vergnügen strahlend den Scepter über St. Petersburg geschwungen, und auf goldenem Throne, umrauscht von den Genüssen aller Zonen, saß des Nordens Juno, Nationen anbetend und bewundernd zu ihren Füßen.

Wer so zu ihr aufschaute, zu der stolzen Kaiserin, der Allmacht gleich, Tod und Leben Tausender vom Hauch ihres Mundes abhängend, wer hätte nur gewagt zu ahnen, daß wenig Wochen schon genügten, aus jener Frau, mit der Krone des mächtigsten Reiches bekleidet, aus der Herrscherin über Millionen, eine seelenlose modernde Beute des Todes zu gestalten.

Aber die Hand des Schicksals hatte gewinkt, von den weißen Schultern war der Purpurmantel entglitten, das Leichentuch deckte Katharina II., ein Sarg ihr kaiserliches Bett, der Leichnam des längst ermordeten Gemahls, den ihres Sohnes und Erben grausame Pietät im Tode mit ihr vereinte, ihr Nachbar in der Kaisergruft der Citadelle.

Die Freude hatte ihr Angesicht verhüllt und war geflohen; vor dem Rasseln der Trommeln, dem Klirren der Gewehre flüchteten sich die Grazien, einsam waren die goldstrotzenden Säle des Winterpalastes und der Ermitage, und von den hohen Spiegeln, die so oft gefällig das majestätische Antlitz Katharinens wiedergestrahlt hatten, wandte sich fluchend der neue Czar Paul I., erblickte er darin seine unschönen Züge, die einst schon von den Pariser Gamins während seines Aufenthalts in Frankreich mit denen eines Affen verglichen worden waren.

Der crasseste Despotismus herrschte; auch Katharinens Scepter war eisern gewesen, aber sie verstand, es mit weichem glänzendem Tuch zu umwickeln, Paul schwang es ohne Umhüllung, und Palast und Hütte seufzte und zitterte unter ihm.

Es war ein dunkeler Herbstabend des Jahres 1798. Stille herrschte auf den Straßen, nur hin und wieder durchzogen Patrouillen die Stadt, um nach Opfern zu spähen, die man unter dem Vorwand, sie unter verdächtigen Umständen getroffen zu haben, dem furchtbaren General Araktschejef, dem Gouverneur der Hauptstadt, zuführte. Wehe dem Ahnungslosen, sei er Fremder oder Russe von Geburt, den sein Verhängniß verleitete, sein Haupt mit einem runden Hute zu schmücken, eine Mode, die dem regierenden Czar ein Gräuel war, er wurde als Jacobiner verhaftet; wehe dem Unseligen, der sich zu einem, sei es auch nur geflüsterten Scherzwort über eine der zahlreichen Reformen des Kaisers verleiten ließ, sein Transport nach Sibirien war unvermeidlich.

Die beiden hochgewachsenen Männer, die jetzt den Platz betraten, auf dem sich die Reiterstatue Peters des Großen

hehr und mächtig, inmitten der Nacht erhob, schienen entweder sich der Harmlosigkeit ihres Gesprächs bewußt zu sein oder wenig Sorge um Schergen und Spione zu tragen, denn nicht einen Augenblick, selbst bei der Annäherung einer Patrouille, stockte ihre eifrige, wenn auch ziemlich leise geführte Unterhaltung.

Beide Männer waren jung, so viel ließ sich trotz der sie umhüllenden kostbaren Zobelpelze erkennen, beide waren im Range verschieden, denn im Ton des Einen klang eine gewisse Unterwürfigkeit hindurch, wenn er zu seinem Begleiter redete, und wo sich nur die Gelegenheit bot, ließ er diesem den Vortritt.

Auch jetzt folgte er dem Beispiel desselben, der vor dem Felsblock, auf dem die majestätische Gestalt des Czaren thront, stille stand und ernst in die ehernen Züge des Verewigten blickte.

Eine Pause entstand.

„Sergei," sagte endlich der zweite der Herren mit leiser, aber harmonischer Stimme zu seinem Gefährten, „ich denke eben darüber nach, wie das Antlitz des großen Czaren sich verändern würde, belebten sich seine ehernen Züge und schauten seine Augen sein Rußland unter der Herrschaft seines Nachfolgers. Was würde Peter sagen, sähe er Rußlands Krieger in preußische Monturen eingeschnürt, sähe Rußlands Czaren Jagd auf Rundhüte machen, sähe Rußlands Czaren nicht gefürchtet, denn Größe gehört dazu, Furcht einzuflößen, — sähe ihn gehaßt, — verspottet."

Besorgt blickte sich der Begleiter des Redenden um. „Kaiserliche Hoheit denken doch zu laut," sagte er. „Daß Großfürst Alexander, der Czarewitsch, so zu mir rede, darf sein beigeordneter Adjutant Sergei Letzkowski nicht einmal ahnen."

„Und doch," rief der mit so hohem Titel Bekleidete, dem höchsten des Reiches nach dem Czarentitel selber, „und doch hat Großfürst Alexander keinen treueren Freund, als seinen Adjutanten," unterbrach der junge Mann den Redenden, „seit Laharpe, mein theuerer Lehrer, aus Rußland schied. Ich fühle mich einsam auf der Höhe, Sergei, so einsam, — denn ich fühle, daß meines Vaters Auge mit Mißtrauen auf mir ruht, und, weiß Gott, ich beklage ihn, aber hasse ihn nicht."

„Hoheit, es wird ein Tag kommen, an dem das ganze Rußland aus der Apathie erweckt wird, die jetzt das heilige Reich umfängt. Sie, Czarewitsch, sind die Sonne, die strahlend über Rußland aufgehen wird, in neuem Morgenroth Kunst und Bildung erblühen läßt, die jetzt im Despotismus erstarren. Ihr Vater herrscht über Sclaven, die in dumpfer Ergebenheit zitternd gehorchen, Sie werden einst über Menschen herrschen, Großfürst Alexander."

Der junge Fürst schwieg; aber daß es in seinem Inneren lebhaft redete, davon gab sein leuchtendes Auge Kunde.

Endlich wandte er sich aufs neue zu seinem Begleiter. „Laß uns gehen, Sergei," sagte er, „dem Czaren könnte es einfallen, nach mir zu verlangen und in unserem harmlosen nächtlichen Spaziergang vielleicht eine geheime Verschwörung zu wittern. Komm, es ist spät geworden."

Sich fester in ihre Pelze hüllend, schritten die beiden jungen Männer weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Völkerpsychologie.

(Fortsetzung.)

Alles bis jetzt Mitgetheilte reichte indeß noch nicht hin, man mußte dem Volke auch die Jämmerlichkeit des Feindes vor Augen führen.

„Ein Brief aus Löwen in Belgien," meldet der „Gaulois", „schildert die Desorganisation, die in der preußischen Landwehr Platz greift. Die Noth, welche diese Bürgersoldaten bereiten, ist ganz unglaublich. Von Disciplin ist bei diesen Bürgermilizen keine Rede, ihre Verpflegung höchst mangelhaft, und bereits hören wir von zahlreichen Krankheitsfällen unter den Truppen aller Waffengattungen des Königs Wilhelm."

Wie der edle Correspondent in Löwen mitten in Belgien zu diesen Beobachtungen gekommen ist, das erklärt der „Gaulois" freilich nicht, und was fragen auch die Franzosen nach solchen Kleinigkeiten! Wissen sie doch von Geographie ungefähr ebenso viel wie die Kaffern oder die Eskimos.

In derselben Nummer wird weiter phantasirt: „Jemand, der soeben von Stuttgart nach Friedrichshofen, einer württembergischen Bahnstation am Bodensee, gereist ist, hat gesehen, wie sich mehrere württembergische Soldaten, die sich auf dem Zuge befanden, aus den Waggons stürzten, um sich durch Verwundungen zum Kriegsdienste untauglich zu machen. Auf der Tour von Baden nach Basel ist ein anderer Reisender Zeuge gewesen, wie die badischen Soldaten mit Kolbenstößen von den Preußen in die Wagen getrieben worden sind und wie die Weiber die preußischen Zuchtmeister mit Steinen beworfen haben."

Ferner: „Wenn man der „Correspondance du Nord-Est" glauben darf, steigt der Grimm der Preußen gegen Frankreich an das Delirium. Sollte man wohl glauben, daß die Gemeinde Osterode in Pommern (sic!) Demjenigen eine Belohnung von Zehntausend Thalern verheißt, welcher den Kaiser Napoleon todt oder lebendig in ihre Hände liefert? Ist dieses Aussetzen eines Preises auf den Kopf unseres Souveräns nicht der wildesten Völkerschaften Australiens würdig?"

Daß von einem solchen Preise natürlich auch keine Sylbe wahr, brauchen wir nicht zu versichern. Dagegen aber bot Hr. Felix Pyat, einer der berühmten radicalen Abgeordneten von Paris bei der Versammlung in Bordeaux, in allem Ernste dem französischen Soldaten eine „Ehrenflinte" an, der den König von Preußen tödten würde!

Immer noch der wahrheitsliebende „Gaulois" ist es, welcher berichtet: „Die Landwehr, namentlich in den mit Preußen verbündeten Ländern, weigert sich zu marschiren. Das Geld ist in Preußen sehr rar; die Kriegskasse enthält nur 150 Millionen Franken (der „Gaulois" hat sie genau gezählt), alle Zweige der Armee sind sehr mangelhaft, und es fehlt an Proviant."

In seiner nächsten Nummer fügt das Blatt, welches die Augen überall hat und mit allen Diplomaten, selbst den feindlichen, auf dem vertrautesten Fuße steht, hinzu: „Die Kriegskosten belaufen sich in Preußen täglich schon auf die enorme Summe von fünfundzwanzig Millionen" (geschrieben am 2. August). „Die größten Handelshäuser stürzen eines nach dem anderen. Der Handel Frankfurts wird sich erst nach vielen Jahren wieder etwas heben. Bankhäuser, Handelsfirmen, Industrie, Alles schließt die Bude zu. Es ist eine wahre Sündfluth," ergänzt das „Paris-Journal."

Wieder der „Gaulois" läßt sich kurz darauf aus Hannover telegraphiren: „Preußen schleppt die gesammte gesunde Bevölkerung aus dem ehemaligen Königreich Hannover hinweg, weil es während des Krieges Aufstände befürchtet. Aus den Hannoveranern wird eine Reservearmee formirt."

Die Gloire! Das ist das große Wort in Frankreich. Nach Berlin spazieren und dort neue Lorbeeren pflücken — welche Aussicht! Die armen Deutschen! Wie werden die heroischen Franzosen sie massenhaft niederstrecken. Aber kann

das anders sein! Ist denn Frankreich nicht unüberwindlich? Und voran die Zuaven und Turcos, die erhabenen Kinder des „Elan“! Sie werden die guten Preußen civilisiren und dem König und seinem Spießgesellen Bismarck mores lehren!

Ein „alter Soldat“, der Redacteur des „Gaulois“ nämlich, singt den Franzosen von Neuem das Lied ihrer Unbesiegbarkeit, damit sie es ja nicht vergessen. „Vor allen Dingen muß ich die Familien, insbesondere die Mütter, einschließlich der Kaiserin, über den Ausgang des begonnenen Krieges beruhigen,“ schreibt er. „Der Zusammenstoß wird heftig sein, aber wir werden als Sieger daraus hervorgehen. Mein Instinct sagt es mir; meine praktische Erfahrung zeigt es. Und wir haben ja die Marseillaise! Bitte, lachen Sie nicht!... Die Marseillaise ist kein Kriegsgesang, es ist die Hymne des Vaterlandes in Waffen selbst. Mit diesem Gesange nimmt man die Schanzen, überklettert man die Wälle, vernichtet man die Bataillone!“

War mithin den Franzosen der Sieg nicht gewiß? Hatten sie Grund an ihren Erfolgen zu zweifeln? Schon war ganz Paris vom Ruhme trunken; als hätte eine böse Lust sich aller Geister bemächtigt, so schwindelten die Köpfe, in denen auch nicht eine Spur von Vernunft und Ueberlegung zurückgeblieben zu sein schien.

Der General Frossard war bekanntlich Gouverneur des kaiserlichen Prinzen. „Ei es Tages,“ so erzählt ein Pariser Correspondent der „Independance belge“, „wollte er seinem erlauchten Zögling die Schlacht von Waterloo demonstriren und zu besserer Veranschaulichung die Bleisoldaten retiriren lassen, welche die französische Armee darstellten. Darob erzürnte der Prinz. „Nein! nimmermehr!“ rief er drohend aus, und trotz der Bitten seines Lehrers stellte er seine Batterieen so auf, um mit Einem Schlage das englische und das preußische Heer, Blücher und Wellington zu zermalmen.“

Kann man in einem ernsten Blatt wohl absurdere Lächerlichkeiten auftischen? Doch die Franzosen klatschten voller Begeisterung ihrem „heldenmüthigen Lulu“ Beifall.

Der „Figaro“ blieb hinter diesem Blödsinn, wie sich begreifen läßt, nicht zurück. Mit vor Rührung bebender Stimme berichtet er von einem patriotischen Zuaven, dem er auf dem Wege nach Neuilly begegnet ist. Der wackere Krieger hatte einen treuen Kameraden bei sich, welcher unablässig schrie: „Nach Berlin! Nach Berlin!“ — seinen Papagei nämlich. Und alles Volk gerieth in maßloses Entzücken ob solcher Bethätigung von Vaterlandsliebe.

Die „Liberte“, weiland Emil de Girardin's Lärmtrompete, schildert den Abmarsch der Truppen: „Man müßte Stein und Marmor sein, bliebe man kalt bei diesem grandiosen und ergreifenden Schauspiele. Alle die verschiedenen Corps: Infanterie, Cavalerie, Train, Artillerie werden gleich gut empfangen; aber man muß es sagen, die Hauptbegeisterung gilt den Zuaven und Turcos, welche von einem fürchterlichen Entrain und einem betäubenden Humore sind. „Ach“, sagen sie, „die Preußen haben die afrikanische Menagerie gewollt? Nun wohl, sie werden sie zu sehen bekommen!“ In der That, sie sind entsetzlich anzuschauen: halb nackt, mit rothen Mützen, das Auge von Wein und Patriotismus entflammt! Arme Landwehr! Jetzt rücken zwölfhundert Zuaven in den Bahnhof; auf den Waggons hockend, springen sie auf, tanzen einen rasenden Cancan und heulen aus aller Kraft ihrer Lungen.“

An solchen Bestialitäten erquickt sich das Pariser Volk. Nicht genug der Gräuel, daß man dergleichen Teufel in Menschengestalt auf civilisirte Heere losläßt, man rühmt sich dieser That noch und enthusiasmirt sich im Voraus über den Canibalismus, den das afrikanische Mordgesindel in Scene setzen wird. Das ist die große, gebildete, an der Spitze der Cultur einherschreitende Nation!

Nun ein anderes Bild. Um der französischen Ritterlichkeit ein höheres Relief zu geben, muß die deutsche Barbarei gehörig beleuchtet werden. Da wird denn geschwind eine neue Lüge aufs Tapet gebracht, eine Lüge, die um so plumper und schmachvoller ist, als sich bald genug herausstellen sollte, wie die Unmenschlichkeiten, welche man den Deutschen fälschlich zur Last legte, von den Franzosen in der brutalsten Weise wirklich verübt wurden.

„In mehreren deutschen Städten,“ läßt sich das „Paris-Journal“ vernehmen, „ist das Volk tumultuarisch nach der Wohnung des französischen Consuls gezogen, hat dort gemeine Schmähungen ausgestoßen und die Fenster mit Steinen eingeworfen. Die französische Regierung hat auf diese Ruchlosigkeiten einfach dadurch geantwortet, daß sie die zwei- bis dreimalhunderttausend preußischen Unterthanen, die auf unserem Boden leben, ganz ruhig und ohne die mindeste Besorgniß vor irgend welchen Belästigungen bei uns weiter wohnen läßt.“

Ein Correspondent desselben Journals setzt noch einen stärkeren Drücker auf (wohlverstanden sind diese Correspondenzen sammt und sonders fingirt, gemüthliche Stylübungen des Pariser Redactionsbureaus): „Jetzt genug! Ich lasse Alles im Stiche und reise ab aus diesem barbarischen Lande. Lieber Alles verlieren, als hier bleiben! Das ist gar kein Volk, nein, das ist eine Wildenhorde. Die Preußen haben den Verstand verloren, wenn sie wirklich jemals welchen gehabt. Ein französisches Wort, das Einem zufällig auf der Straße entschlüpft, und man schlägt Einen todt! Alle Briefe kommen erbrochen an. Ich habe aber ich hätte vielmehr einen Geldbrief von Brüssel erhalten sollen. Das Couvert ist auch richtig eingetroffen, das Geld aber nicht — so geht es in Deutschland zu. . . . Ihr in Frankreich seid viel zu gut, daß Ihr die Preußen mit Glacehandschuhen behandelt. Durch Güte zähmt man die wilden Bestien nicht. . . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Dr. v. Döllinger in München.

(Aus der „National-Ztg.“)

Wer um 8 Uhr Morgens durch die breite Ludwigsstraße eilt, der wird einem ältlichen hageren Mann begegnen, dem man ansieht, daß er selbst im Gehen arbeitet. Dies ist Döllinger, das große Phänomen von München, der Professor der Theologie, das Mitglied der ersten Kammer, der Ajax gegen die Unfehlbarkeit.

Wenn man ihm ins Auge schaut, wird man seltsam betroffen, denn seine Miene hat etwas Steinernes an Kälte und Dauerhaftigkeit. Etwas Unverwüstliches liegt in derselben, man weiß auf den ersten Blick, daß dieser Mann achtzig Jahre alt wird. Seine Augen sind kühl, über sein Angesicht laufen jene Hundert und aber Hundert Fältchen, die das Gesicht des Gelehrten ciseliren; die Leute sagen deshalb: er sei häßlich. Allein es ist jene Häßlichkeit, die uns mehr fesselt, als manche Schönheit, weil sie durchgeistigt ist, weil der ebenmäßige Gedanke sich um so frappanter von ihr abhebt.

Wenn wir den alten, schmächtigen Herren mit dem messen, was er für die Wissenschaft geleistet hat, dann wird er zum Giganten; denn die Fäden der ganzen Weltgeschichte faßt er mit kluger Hand zusammen, die Bahn der Jahrhunderte hat er in wenigen Decennien zurückgelegt. Man möchte glauben, daß ein Geschichtsforscher der alten Zeit unwillkürlich bei seinen Studien altert, wenigstens in dem Sinne, daß seine Theilnahme für das moderne Leben sich mindert, daß sein Scharfblick nur mittelbar sich auf die Neuzeit anwendet. Bei Döllinger ist es gerade umgekehrt. Er ist Kosmopolit in jeder Richtung, weitläufig im Verkehr, modern in seiner Gelehrsamkeit. Nur in einem Punkt ist er antik, und das ist die Bedürfnißlosigkeit des alten Mannes. Seine Mittagstafel dauert nicht länger, als anderswo das Läuten zur Tafel;

ihr Inhalt ist häufig nicht viel reicher, als die berühmte Römermahlzeit von Kohl und Wasser. Nur diese außerordentliche Enthaltsamkeit sichert die außerordentliche Arbeitskraft des greisen Gelehrten. Wenn jüngere Freunde um ihn versammelt sind und sich wundern, wie man bei solcher geistiger Anstrengung so kräftig bleiben könne, lächelt der Meister mit jenem feinen kalten Blick, der ihm eigen ist, und versichert, daß er gesund geblieben sei, weil er so viel gearbeitet, nicht obgleich er es gethan. Das Nervöse, das Ueberreizte, das wir so häufig bei den geistigen Führern der gegenwärtigen Schule finden, ist in seiner Persönlichkeit ohne jeden Ausdruck geblieben.

Und doch, welche Fülle schwerer Eindrücke und Erlebnisse hat dieser Mann zusammengefaßt, durch welche Welt der erschütterndsten Gegensätze hat er sein Leben hingeführt, wie brannte der Boden, auf dem er kämpfend stand! Und dennoch vermochte diese Gluth ihm nicht ein Haar zu versengen und seine Geistesruhe nicht in die leiseste Verwirrung zu setzen. Zu jener Zeit, da Görres noch in München regierte, theilte Döllinger die Richtung desselben, aber wir haben es beinahe ganz vergessen über den unendlichen Verdiensten, welche er sich jetzt um die Freiheit des Glaubens erwarb. Jetzt ist Döllinger identisch mit der großen Bewegung, die gegen Rom und die Unfehlbarkeit ins Leben trat; und die Söhne der jüngsten Zeit werden kaum verstehen, daß er jemals etwas anderes bedeutet hat.

Den ersten Ruhm erwarb sich Döllinger als Lehrer; bald waren seine Schriften in den Händen sämmtlicher Theologen. Wenn die Kirchengeschichte auch sein eigentlichstes Fach blieb, so griff seine Gelehrsamkeit doch weit über diesen Rahmen hinaus und ergründete die Ideen, die im theokratischen Judenthum verkörpert waren, und die Culturformen der heidnischen Welt mit gleicher philosophischer Tiefe. Die Heldenthat seines Lebens aber, die volle Ernte seines Ruhmes war erst dem Greisenalter vorbehalten, es war die unverzagte, unbesiegte und unabänderliche Opposition gegen das jüngste Concil. Wie Döllinger der erste war, der die Lehre von der Unfehlbarkeit und dann den ökumenischen Charakter des Concils mit furchtbaren Waffen bekämpfte, so ist er jetzt der letzte große Name, der (neben Stroßmayer) noch feststeht, an dem alle Verführungskunst der Jesuiten scheitert. Die Antwort aber, die er dem erzbischöflichen Ordinariat, das in plumpster Weise mit Suspension und Kirchenstrafen drohte, in den letzten Tagen des März gegeben hat, thut dar, daß auch die Furcht über ihn so wenig Gewalt hat, wie die Schmeichelei.

Treten wir noch auf kurze Zeit in die Wohnung des großen Professors. Sie ist hoch und geräumig; die Wahrzeichen des Theologen und des Gelehrten streiten darin um die Oberhand. Fromme Damengeschenke vertreten uns den Weg, hier ein gestickter Betschemel, dort ein Blumenkorb mit 1848. Etwas Einsames aber fühlt man doch hindurch, etwas wie die Luft des Cölibats. Die Etage umfaßt vielleicht zwölf Zimmer, sie werden indessen nicht von ihrem Herrn, sondern nur von der Bibliothek desselben bewohnt. Kein Gelehrter in Europa beherrscht gegenwärtig ein so weitläufiges Material wie Döllinger, und keine Privatbibliothek (einige in England etwa ausgenommen) wird einen ähnlichen Umfang aufweisen, wie die seinige. Zahllose Bände stehen hier aufgespeichert: aus Spanien 1003, aus Frankreich 2040, die meisten aber aus dem „lätteren" Deutschland. Hier ist der Meister weniger genügsam; scherzhaft nennt er die Bibliothek seine bessere Hälfte, und darum räumt er ihr auch die bessere Hälfte seiner Wohnung ein. Eintretend finden wir ihn im großen Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch sitzend. Man wird an der Thür nicht abgewiesen wie bei anderen vornehmen Herren der Geistesaristokratie, die blos eine Stunde im Tag Audienz geben, sondern der schüchterne Studiosus hat ebenso offenen Zutritt, wie ihn Graf Montalembert hatte oder Lord Acton. Eine ruhige aber wohlwollende Leutseligkeit wohnt noch heute in dem Manne, obschon er in Kämpfen alt und in Siegen stolz geworden ist.

Das ist eben jene Macht echter voller Bildung, jene Humanität, die den Adel des Menschen bildet. In diesem Sinne ist Döllinger eine der vornehmsten Erscheinungen, in anderem giebt er wenig auf den Erfolg; schon mehrmals wurde ihm die bischöfliche Würde angetragen; Orden und Auszeichnungen aller Art gingen spurlos an ihm vorüber. Der Fremde, der ihn zum ersten Male sieht, wird sich natürlich bemühen, das Gespräch auf jenes Gebiet zu leiten, auf dem die Meisterschaft Döllingers begründet ist. Dieser aber weicht ihm mit großer Vorsicht aus. Unterrichtet über Alles, voll Interesse für das Kleinste, findet er allenthalben Anknüpfungspunkte, um das Gespräch von religiösen Fragen abzulenken, ohne daß es deshalb alltäglich würde, weil es das Alltägliche behandelt.

Wenn aber dennoch die große Frage an die Reihe kommt, dann lehnt er sich noch tiefer in den Lehnstuhl zurück als sonst und verschränkt die Hände hinter dem Haupt; seine Bewegungen werden noch bedächtiger; nur sein Auge ist rasch. Faßt er uns dann plötzlich mit dem klugen, lebhaften Blick an, dann erinnert dieser Blick unwillkürlich an die Augen Hegels.

Durch die Stellung, welche Döllinger zum gegenwärtigen Concile einnimmt, ist ihm die ganze gebildete Welt, vor Allem Deutschland, Dank schuldig; denn in Wort und That vertritt er die Menschenrechte der Gewissensfreiheit und der Vernunft. Indem er die großen Gedanken der Vergangenheit suchte, fand er den großen Gedanken der Gegenwart. Freilich giebt es in der Kirche eine Partei, die den Satz vergessen hat: Die Wahrheit wird Euch frei machen. Diese behandelt Döllinger als ihren Feind. Er ist der Aristides der Kirche, den der Klerus verbannt, weil er weiser und gerechter ist, als die Uebrigen. Wir anderen aber denken anders darüber; wir bewundern sein Talent, doch was uns am meisten Noth thut, das ist sein Charakter.

Mannichfaltiges.

— Der Schlesischen Zeitung berichtet ein Petersburger Gewährsmann folgende Geschichte aus dem russischen Hofleben: Der Großfürst-Thronfolger, der bekanntlich kein Freund der Deutschen ist, hat schon seit längerer Zeit den Gebrauch der deutschen Sprache in seiner Behausung verboten. Jeder dem zuwider Handelnde hat eine Strafe von 25 Rubel zu erlegen. Vor Kurzem nun war Gesellschaft bei'm Thronfolger, und als schon längst alle Gäste sich in traulicher Unterhaltung befanden, tritt plötzlich der Kaiser ein, wünscht „Guten Abend" und führt einige Stunden lang das Gespräch in deutscher Sprache fort, natürlich die Antworten nur in deutscher Sprache entgegennehmend. Endlich erhebt sich der Kaiser, wünscht „Gute Nacht!" und will scheinbar den Salon verlassen. Ungefähr die Hälfte des Saales hat der Monarch durchschritten, als er plötzlich wie sich besinnend umwendet: „Ah! meine Herren, hier darf ja wohl, wie mir jetzt beifällt, nicht Deutsch gesprochen werden? Ich habe somit eine Strafe von 25 Rubel zu erlegen!" Und indem sich der Kaiser zu einem höheren Beamten wendet und diesem die 25 Rubel einhändigt, fährt er fort: „Ich zahle diese Strafe hier an Sie und beauftrage Sie, dafür zu sorgen, daß alle hier Anwesenden die gleiche Strafsumme entrichten, denn ein Jeder sprach Deutsch. Der Gesammtbetrag wird sofort dem preußischen Generalstab zur Verwendung für die deutschen Verwundeten überwiesen." Sprach's und verließ schalkhaft lächelnd den Salon.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.　　　Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 11. Vierter Jahrgang. 1871.

Döllinger.

Alcäische Strophe.

Sie sind gerichtet! Fast wie der schnelle Blitz
Traf eines Priesters hohe Gelehrsamkeit
Und seines Herzens reiner Glaube
Zündend auf ihre verkehrten Dogmen.

Und, wer's im Herzen treu mit „der Lehre" meint,
Wer seiner Kirche wahre Befreiung will —
Laut jubelt er dem wackern Manne,
Der sich erkühnt, ein and'rer — Luther!

Heil! Deinem Streben, muthiger Döllinger,
Der „deutschen*)" Kirche Hort und Vertheidiger!
Dei[illegible]mpf — das Vaterland begrüßt ihn
[illegible] nicht, wie den Sieg bei Sedan!

[illegible] Wohltha[illegible]dlicher Wissenschaft;
[illegible]ahrh[illegible] zu Tage bringt,
[illegible] Kr[illegible]en Eichen
[illegible]len Kämpfers!

Dr. Lobstein.

[illegible]ate!

[illegible]rschleid.

[illegible] Gedanken beschäftigt,
[illegible] Adjutanten. Plötzlich
[illegible]ei," sagte er hastig,
[illegible]?"
[illegible] Entfernung aus einem
[illegible] Waffenlärm vernehmen,
[illegible]
[illegible]ein. „Fr[illegible]e
[illegible]," sagt[illegible]l-
[illegible]n.
[illegible]hron[illegible]che
[illegible]rit[illegible]em
[illegible]nte.
[illegible]erte
[illegible]über-
[illegible] Bei
[illegible]e sich
[illegible]er An-
[illegible] ihn fast
[illegible] an die
[illegible]
[illegible] der Groß-
[illegible]
[illegible]ie Persön-
[illegible]n Herr," er-
[illegible] zur römischen

widerte er in gleichem Idiom, das ihm völlig geläufig war, „ich bin unverletzt, die Elenden hatten es auf Uhr und Börse abgesehen, und wer weiß, was ohne Ihre gütige Dazwischenkunft geschehen wäre."

„Wie aber, verzeihen Sie mir die Frage," nahm Alexander von neuem das Wort, „wie aber verirrt sich ein kaiserlicher Officier in dieses Gäßchen, das, wie ich glaube, man am hellem Tage erröthen würde zu betreten?"

Die Stirn des Officiers zog sich in Falten. „Jedem Andern, mein Herr, würde Michael Serbinoff eine solche Frage als beleidigend auslegen. Sie und Ihr Begleiter haben mir einen Dienst erwiesen, ich will Ihnen Rede stehen. Sie scheinen mir beide jung, meine Herren. Haben Sie nie geliebt, geliebt mit der ganzen Gluth eines nie geweckten jugendlichen Herzens? Und wenn Sie so geliebt haben, und die Dame Ihrer Sehnsucht erwartet Sie, würden Sie sich scheuen, den Acheron zu durchkreuzen, wenn er Sie früher an's Ziel brächte?"

Der Großfürst lachte. „Brav, mein Freund," sagte er, „muthig in der Liebe, — aber," fügte er ernst hinzu, „aber auch muthig in der Schlacht. Möge Michael Serbinoff einst vor Feindesmauern und Trancheen so wenig zagen, wenn es sich um die Ehre des Vaterlandes handelt, als vor dunkelen Gassen, wenn ihm der Arm der Liebe winkt."

So majestätisch und doch so ungesucht klang der Ton des Großfürsten, daß der junge Officier bestürzt zurück trat. „Großer Gott — wer sind Sie, mein Herr, — die Dunkelheit verhüllt mir Ihr Antlitz?"

„Was thut's?" meinte Alexander lächelnd. „Man nennt mich so oft die Sonne des Reichs, und doch vermag ich nicht einmal mich selbst zu erhellen, — wenn aber Michael Serbinoff mich kennen lernen will, dann klopfe er, wenn eine böse Stunde sein Dasein beschattet, an die Thür des Großfürsten Alexander, des Czarewitsch, — er wird sie nicht verschlossen finden."

Der junge Officier stieß einen Freudenruf aus. „Der Großfürst — die Hoffnung, der Stolz der Armee, — o, zuviel Glück für eine flüchtige Minute!"

Alexander berührte leicht seine Schulter. „Fort, fort, die Liebste wartet," sagte er; „komm, Sergei."

Kurz, ohne rückwärts zu blicken, wandte Alexander sich mit seinem Begleiter um, während der junge Officier mühsam seine Fassung zusammen raffte, sich von der Bewegung zu erholen, die die eben verflossenen Minuten in ihm erregt hatten; dann aber eilte er vorwärts in raschem Lauf, als gälte es, das Versäumte nachzuholen, und bald befand er sich in einem der vornehmen Stadtviertel, das, von dem lebhaften Verkehr der Hauptstraßen entlegen, den Ausdruck aristokratischer Ruhe trug.

Jetzt hatte er ein stattliches Gebäude erreicht, das als der Palast des Staatsraths Lesbodloi bekannt war; nicht ein einziges Fenster der zwei Stockwerke war erleuchtet, aber diese Wahrnehmung schien dem jungen Manne eben recht,

denn ein Lächeln des Glücks durchglänzte sein zartes, aber dabei nicht der Männlichkeit entbehrendes Antlitz.

Um das Haus herum schritt er vorsichtig an der Mauer entlang, die einen großen, zur Besitzung gehörenden Garten umgab. An einer kleinen, kaum sichtbaren Pforte blieb er stehen und blickte lange spähend ringsum. Aber alles war still, keine Menschenseele weit und breit, und nun klopfte er drei Mal in die Hände, ein Zeichen, das im nächsten Augenblick jenseits der Mauer wiederholt wurde, wobei zugleich ein kleiner Schlüssel zu den Füßen des jungen Officiers flog.

Wie eine Reliquie drückte Michael ihn an seine Lippen. „Du erschließest mir mein Glück," sagte er leise, indem er die Pforte öffnete und den Garten des Staatsraths Lesbodkoi betrat.

Eine leibeigene Dienerin in den mittleren Jahren empfing den jungen Mann mit freundlichem Grinsen. „Unser Väterchen ist bei'm Czaren, den Gott erhalten möge," sagte sie, „meine Herrin erwartet Dich schon lange mit Ungeduld."

Der junge Officier drückte ein Goldstück in die Hand der Zofe und folgte ihr in das Haus, dessen Parterre schon mit fürstlicher Pracht ausgestattet war.

Nicht über die marmorne, mit rothem Teppich belegte Ehrentreppe eilte er in das erste Stockwerk hinauf, sein Fuß betrat eine schmale Stiege, die direct in die Gemächer der Tochter des Staatsraths führte, der, seit lange Wittwer, kein anderes Kind besaß und auf Feodorens Erziehung Geld und Sorgfalt verschwendet hatte.

Die Zofe war einen Augenblick zurück geblieben; denn hinter dem Rücken Michaels war am Fuße der Treppe ein männlicher Kopf aufgetaucht, der an Verschmitztheit dem der Dienerin nichts nachgab. „Rasch Iwan! Gieb dem Herrn Nachricht, und die versprochenen hundert Rubel sind unser," flüsterte sie. „Rasch zum Winterpalast und sage Peter, dem Leiblaquaien: es sei Zeit, — nichts weiter. Verstanden?"

Der Mann nickte und verschwand, während die Zofe sich in das obere Stockwerk zu ihrer Herrin begab.

Die Zimmer Feodorens Lesbodkoi waren mit fürstlicher Pracht in französischem Styl, aber dennoch mit jenem Geschmack decorirt, den nur eine Frau besitzt und anzugeben vermag, und wie ihre ganze Umgebung Einfachheit und Eleganz athmete, so zeichnete sich die ganze Erscheinung der Tochter des Staatsraths durch beide Eigenschaften aus.

Feodora mochte etwa neunzehn Jahre zählen; von mittlerem, fast kleinem Wuchs, lag eine unverkennbare Lieblichkeit über ihrem ganzen Wesen und gefühlvolle Schwärmerei mit Energie gepaart, leuchtete aus ihren großen dunkeln Augen. Jetzt aber hefteten sich diese Augen mit dem Ausdruck innigster Liebe auf den jungen Officier, der auf einem Tabouret zu ihren Füßen saß und ihr seine seltsame Begegnung mit dem jungen Thronfolger berichtete.

„Was gelten mir alle Aussichten für die Zukunft, was die Gnade des Großfürsten, gegen den Gedanken, daß ich die Ursache gewesen wäre, hätte Dich ein Unfall betroffen, Geliebter," rief sie, da Michael geendet hatte. „Das Dasein ohne Dich wäre mir Nacht und Oede, und wenn ich, müde und gelangweilt, dem faden Geschwätz der alten und jungen Gecken, die mich umdrängen, entfliehen und in Dein liebes Auge schauen, den Ton Deiner Stimme hören darf, da ist's, als wenn eine andere Welt mich umfängt, ich vegetire nicht mehr, ein in Gold und Seide gehülltes automatisches Spielzeug, — ich lebe."

„Womit habe ich ein solches Glück verdient?" fragte der junge Officier fast leise, als suchte er die Illusion der Gegenwart zu zerstören, „oft, wenn Deine Nähe mich mit süßem Zauber umgiebt, da dünkt mir jener Abend wie ein Traum, an welchem wir in einem duftenden Bosquet des Winterpalastes uns fanden und uns gestanden mit den Lippen, was unsere Augen längst von einem zum anderen getragen! Aber dann, dann fahre ich erschreckt empor und rauh und kalt tritt die nackte Wirklichkeit vor meine Augen. Feodora, wie wird das Erwachen aus diesem Traume sein? Düster, wolkenschwer droht die Zukunft; was habe ich, der arme Lieutenant, der Tochter des Staatsraths Lesbodkoi, des reichen, gefürchteten Mannes, zu bieten?"

Das Auge des jungen Mädchens blitzte. „Du bist jung, Michael," sagte sie, „Du wirst Carriere machen, nicht umsonst sandte der Gott, der Liebende beschützt, den Großfürsten Rußlands auf Deinen Pfad, ihm wirst Du Alles entdecken, er ist gut und edel."

Der junge Officier neigte, sie unterbrechend, traurig das Haupt. „Großfürst Alexander wird wenig oder nichts für mich vermögen," sagte er nach einer Weile, „denn mehr als einmal keimte der Entschluß in meinem Herzen, den Militärdienst zu verlassen."

Das junge Mädchen erbleichte. „Um Gott, Michael, das wirst Du nicht," rief sie angstvoll; „das einzige Mittel zum Weg des Ruhmes, das uns zusammenzuführen vermag, wolltest Du verschmähen? Dem kaiserlichen Officier würde der Staatsrath Lesbodkoi vielleicht die Tochter nicht versagen, denn er kennt die Vorliebe seines Gebieters für den Soldatenstand; dem Civilisten, der diesen Stand verwarf, würde er verächtlich die Thür weisen."

„Und doch, Feodora," sagte Michael leise, „doch gab es Momente, wo nur der Gedanke an Dich mich abhielt, das Kleid, das ich unter der großen Katharina mit Stolz getragen, von mir zu schleudern, da es ihrem Nachfolger gehört. Die Behandlung, die der Militärstand erleidet, ist geradezu entwürdigend. Feodora, ich habe Frankreich durchreist, ich habe den großen Friedrich, den Unsterblichen, kurz vor seinem Tode an der Spitze seiner Truppen gesehen, — dort ein Held, der durch Blick und Wort seine Krieger lenkt, — hier ein aufgeblasener Autokrat, — sein Verdienst: seine Geburt, — sein Siegesschwert: die Knute."

Der Aufschrei einer weiblichen Stimme unterbrach ihn. Im nächsten Augenblick stürzte die Zofe bleich, mit allen Zeichen des Schreckens ins Gemach. „Um Gotteswillen," keuchte sie. „Ihr seid verrathen — der Herr — er ist schon auf der Treppe!"

Michael war aufgesprungen, und hatte die Hand an seinen Säbel gelegt, aber Feodora trat vor ihn hin und ergriff seine Hand. „Fürchte nichts, Michael," sagte sie in ruhigem, aber lautem Ton, „der Staatsrath Lesbodkoi wird nie vergessen, daß er sich in den Zimmern seiner Tochter befindet."

„Es gehört viel Ueberwindung dazu, in der That, um einen beleidigten Vater dies nicht vergessen zu lassen," rief eine männliche Stimme vom Eingang her, und die Portieren zurückschlagend, erschien der Staatsrath auf der Schwelle.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Völkerpsychologie.

(Fortsetzung.)

2.

Der „Constitutionnel“ glaubt diese hirnverbrannten Niederträchtigkeiten noch überbieten zu müssen. „Das große preußische Volk,“ sagt er, „das die Welt civilisiren will, beträgt sich gegen die in Deutschland lebenden Franzosen schlimmer als die Wilden Australiens. Wenn unsere Mitbürger sich in Berlin auf der Straße zeigen, so insultirt man sie und bewirft sie mit Steinen, und die Regierung wetteifert mit dem Pöbel in dergleichen Rohheiten. Jeden Tag vertreibt man aus Preußen eine gewisse Anzahl französischer Familien; man giebt ihnen höchstens zwölf Stunden Frist, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Ihre Koffer läßt man die Grenze nicht passiren; dieselben werden in Preußen zurückgehalten, um die Kosten der Maßregel zu decken. Nun wohl, betragen wie die Preußen, ahmen wir ihnen aber nicht nach, und, wenn wir nun bald ihre Herren geworden sein werden, so bringen wir ihnen unseren Code de Civilisation und lehren sie, was Völkerrecht und christliche Moral bedeuten. Aber die Gastfreundschaft ist eine heilige Pflicht, die außer Acht zu lassen uns nichts in der Welt vermögen wird!“

Was soll man zu dergleichen Phrasen sagen, wenn doch Jedermann jetzt weiß, daß man die Deutschen in Frankreich wie eine Herde Wild gejagt und überall die unsinnigste und grausamste Spionensuche organisirt hat, während es ebenso constatirt ist, daß kein Franzose in Deutschland auch nur die mindeste Behelligung fand. Nur der allgemeine Wahnsinn, welcher die von Eitelkeit geschwollene Nation erfaßt, kann diese unerhörte Barbarei erklären und einigermaßen entschuldigen.

Mittlerweile rüstete sich der Kaiser, zur Armee abzugehen. Vorher empfing er noch den Gesetzgebenden Körper in den Tuilerieen und schloß seine Antwort auf die von Loyalität überströmende Ansprache des Präsidenten Schneider mit der frechen Lüge: „Gott wird unsere Anstrengungen segnen. Denn ein großes Volk, das eine gerechte Sache vertheidigt, ist unbesiegbar.“

Die Truppen waren kaum einige Tage in's Feld gerückt, so vergingen schon die Franzosen vor Ungeduld, daß noch keine Siegesdepeschen kamen. Das „Paris-Journal“ macht sich zum Echo dieser fieberhaften Ungeduld. „Wir hungern nach Siegen!“ ruft es aus. „Am Ende sind wir bis zum 15. August nicht in Berlin! Freilich wissen wir, daß diese Verzögerung ihren Zweck haben wird; wir können ja nicht besiegt werden. Man will Menschenleben schonen, den rechten Moment abwarten, aber welche Freude dann, wenn wir hören, daß die preußische Armee niedergeworfen ist und daß wir sie mit blankem Degen verfolgen! .... Die Preußen sind eine habsüchtige, egoistische, eroberungsgierige Race, die von jedem Deutschen ihr Pfund Fleisch verlangt; die Preußen sind die Shylocks Deutschlands .... Vor der Kriegserklärung ergriffen sie die Franzosen, die vertrauensvoll auf ihrem schwefelhaltigen und chlorwasserstoffreichen Gebiet reisten; das erste, was sie thun, ist, den Fremden ihre Effecten zu stehlen; sie brechen die Koffer auf und theilen sich in Alles, was sie darin finden. In ganz Preußen giebt es nicht einen einzigen Eisenbahnbeamten, der sich mit einem Fünffrankenstücke nicht bestechen ließe.“ Und in diesem Tone fährt der Verfasser des Artikels, der saubere Herr Aurelien Scholl, ein Elsässer, noch Seiten lang fort.

In Erwartung auf die ausbleiblichen Siege sucht man sich gegenseitig auf alle nur mögliche Weise zu beruhigen. „Ich habe es bereits gesagt,“ meint „Figaro“, „der Krieg kann für uns nichts Beängstigendes haben. Unser bewundernswerthes Eclaireurcorps sondirt das Terrain vor dem kämpfenden Soldaten.“ Und als Pendant hierzu heißt es weiter: „Die französische Regierung hat ihrerseits einen vollkommen organisirten Spionendienst ....“

Wie lange sollte es dauern, daß man den Preußen zum Vorwurfe machte, die französischen Truppen beständig zu überrumpeln? Trotz dieses bewundernswerthen Eclaireurcorps und des so vollkommen organisirten Spionendienstes!

Endlich ist der lang erwartete, der große Sieg da, der berühmte Sieg von Saarbrücken mit der noch berühmteren Feuertaufe des Prinzen Lulu. Ganz Frankreich schwimmt in Entzücken. „Großer Sieg bei Saarbrücken“, jauchzt der „Gaulois“. „Die Division Frossard hat drei preußische Divisionen (bekanntlich ein einziges Bataillon, das den Befehl hatte, sich beim Anrücken der Franzosen zurückzuziehen) zusammengehauen und mitraillirt. Der Kaiser ist im Triumph in Metz eingezogen. Die Mitrailleusen haben den Feind unbarmherzig niedergemäht. Augenblicklich ist Saarbrücken nur noch ein Häufchen Asche“ — was zum Glücke nicht wahr, obgleich dieselben Franzosen, welche über unser Bombardement von Paris so kindisch gewinselt und bei Pontius und Pilatus lamentirt haben, sich außer sich geberden vor Freude, daß ihnen die Heldenthat gelungen ist, eine offene Stadt zu kanoniren!

„Paris-Journal“ jubelt: „So hat sie denn begonnen, die Revanche für 1814 und 1815! Saarbrücken gehört uns, Saarbrücken ist wieder französisch geworden.“

Eine andere Zeitung fügt hinzu: „Niemals wird Saarbrücken wieder deutsch werden.“

O ihr unvergleichlichen Propheten!

Welche Raserei würde sich erst entzügelt haben, wenn die Franzosen bei Weißenburg und Wörth gesiegt hätten! Der lächerliche Theatercoup von Saarbrücken hatte so schon Alles von Sinnen gebracht. Wie die Kinder geriethen die Franzosen alsbald ins Fiebern und Phantasiren; der Dämpfer, welchen wir ihnen jetzt aufgesetzt haben, ist ihnen darum recht heilsam.

„Schon sind beim Ministerium des Inneren sechs Bewerbungen um die Stelle eines Unterpräfecten in Saarbrücken eingelaufen,“ fährt „Paris-Journal“ in seinen Siegesfabeln fort. Und der „Gaulois“ erzählt: „Von der Höhe über Saarbrücken beherrschen wir das ganze Saarthal. Die Preußen fliehen dem Rheine zu, sengend, plündernd und Alles verheerend. Das ist ja die Taktik dieser ehrenwerthen Armee. Man sieht daraus, daß Preußen die Rheinprovinzen eigentlich niemals als wirklich preußisch betrachtet hat.“

Damit war das Signal zu den schamlosen Beschuldigungen gegeben, mit denen die französische Presse, in ihrer kindischen Wuth über die Unfähigkeit der eigenen Heere, die deutschen Armeen überhäuft hat, Beschuldigungen der unsinnigsten und boshaftesten Art, die selbst jetzt, unter den Kanonen des Feindes und bei der nicht abzuläugnenden oder auch nur zu beschönigenden vollständigen Niederlage, mit bodenloser Leichtfertigkeit und Ruchlosigkeit wacker fortgesetzt werden. Wäre dies möglich, wenn in den Köpfen der Franzosen nur noch ein Fünkchen von Vernunft glimmte?

Mit einer neuen Posse trat zur selben Zeit, Anfangs August, Freund „Gaulois“ hervor. „Graf Bismarck“, schreibt er, „schreckt vor nichts zurück. Hat er doch Abd-el-Kader sich zum Bundesgenossen wider Frankreich gewinnen wollen! Der aber hat ihm schön darauf geantwortet! Gelobt sei Gott — hat er dem Grafen erwidert — Excellenz, eher mögen alle arabischen Rosse ihre Mähnen verlieren, ehe Abd-el-Kader-Ben-Mahi-Eddin sich gegen die Dankbarkeit vergeht, die er für den hochmächtigen Kaiser Napoleon den Dritten, den Gott beschützen wolle, empfindet. Möge Ihre unverschämte und ungerechte Nation im Staube begraben, und mögen die französischen Waffen geröthet werden von dem Blute der Preußen, deren Stolz Allah bestrafen wird. Das ist der Wunsch des Dieners Gottes Abd-el-Kader-Ben-Mahi-Eddin.“

Ist das nicht köstlich erfunden? Muß es nicht Preußen, welches bei dem abgedankten Beduinenhäuptling um Bundes-

genossenschaft wirbt, bei der ganzen Welt zum Gegenstande unendlichen Gelächters machen?

Zugleich kamen nun die Fabeln von Krankheiten und Todesfällen unter den Führern der deutschen Heere an die Reihe. „Die Krankheit des Prinzen Friedrich Karl bestätigt sich.“ — „Der General Moltke ist unpäßlich und hat sich nach Mainz zurücktransportiren lassen. Von dort aus leitet er die Strategie der preußischen Armee.“ — „König Wilhelm ist krank; General Moltke soll schwer leidend sein; der berühmte Friedrich Karl, der Sieger von Sadowa, ist unwohl, — und die Kasse fast leer. Das Geld aber ist der Nerv des Krieges; man kann freilich Frankfurt nicht alle Tage plündern“ u. s. w.

So blaguiren die Pariser Blätter um die Wette, und das französische Volk ist mehr als je von seiner Ueberlegenheit überzeugt, während seine Heere doch schon bei Weißenburg und Wörth auf das jammervollste in die Pfanne gehauen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Aus Köln wird erzählt: „Ganz absonderliche Umwälzungen bringt der Krieg im menschlichen Leben hervor, das ist eine allbekannte Sache. Bei Ankunft eines Proviantzuges auf einer Station in Frankreich wurden Mannschaften commandirt, um die Säcke vom Zuge in's Magazin zu tragen. Unter denselben war der Sohn eines hiesigen angesehenen Kaufmannes, und der Gefreite, der die Leute bei der Arbeit befehligte, war ein Sackträger aus dem Geschäfte des Vaters. Der Zufall hatte es so gefügt, der Herr mußte Säcke tragen, während sein Sackträger als Gefreiter die Aufsicht führte. Mit großer Amtswürde und einem Gemisch von Genugthuung und kölnischem Humor ließ der vom Sackträger zum Gefreiten avancirte Kölner seinen Herrn unter der ungewohnten Last einherkeuchen, wobei er gutmüthig „kürzere Schritte“ commandirte. Als der junge Herr in Schweiß gebadet vom Tragen des ersten Sackes zurückkam, wurde „Halt“ commandirt, worauf der Gefreite seinen Helm jenem aufsetzte, ihm den Säbel umschnallte und die Ordre gab: „Den Spaß konnte ich mir nicht versagen, Sie einmal einen Sack tragen zu sehen. Jetzt aber tauschen wir die Rolle: Sie sind für eine Stunde Gefreiter. Sie sollen wissen, daß Ihre Arbeiter trotz ihres hohen militärischen Ranges auch im Felde gern für Sie Säcke tragen.“ Also geschah es. Als nach Beendigung der Arbeit der Sackträger sich wieder in einen Gefreiten metamorphosirte, nahm der Gemeine seinerseits das Wort und sagte: „Herr Gefreiter Michel! Du hast jetzt die letzten Säcke getragen. Ich ernenne dich auf dem Felde der Ehre zu unserem Magazinaufseher.“ Vor einigen Tagen sind beide in Köln angekommen; der Gemeine sitzt wieder im Comptoir auf dem gepolsterten Drehstuhle und der Gefreite führt die Aufsicht im Magazin.“

— Aus Weißenburg schreibt man der „Frankf. Ztg.“: Die jungen Tannenwaldungen Frankreichs müssen arg herhalten, um unseren tapferen heimkehrenden Siegern als Friedensschmuck zu dienen. Als käme ein ganzes Wäldchen dahergefahren, so läßt sich's auf dem Bahnhofe an, den alle paar Minuten ein neuer phantastisch gezierter Zug schmückt. Es sind meistens Geschütz-, Munitions- und Pionierwerkzeug-Züge, mit einer geringen Anzahl Bedeckungsmannschaften. Laubgewinde ziehen sich von Wagen zu Wagen entlang Tannen und Fichten sind überall aufgepflanzt, wo sich ein Baum anbringen ließ, und mit schwarz-weiß-rothen Bändern und Papierstreifen behangen. Woher die vielen reglementsmäßigen Fähnchen in den Reichsfarben kommen, begreift man nur, wenn man die erfinderische Geschicklichkeit unserer Krieger kennt. Auch an Transparenten fehlt es nicht und noch weniger an Inschriften der gelungensten Art. Sie belehren theils darüber, an welchem Punkt die Kanonen ein Wort zur deutschen Geschichte mitgeredet, theils darüber, wie die Mitfahrenden über Frankreich, das Franzosenvolk, Napoleon, über die Heimath denken. Hier glotzt uns ein Turcokopf von geübter Hand an, dort sieht man Napoleon mit Familie abconterfeit. Hier wird uns in riesigen Lettern angekündigt, was für Leute im Wagen sitzen: „Das Barbarenvolk des Nordens, das da gewagt hat, das heilige Paris zu belagern“ oder noch besser: „Liebesgaben für deutsche Mädchen.“ Auch der gerechte Unmuth über die langsame Beförderung von Station zu Station findet in den schönsten Versen seinen Ausdruck, wie z. B. „Eile mit Weile: Jeden Tag Eine Meile!“ In der richtigen Erkenntniß, daß jeder tapfere Deutsche auf die Eisenbahnfahrt erster Classe Anspruch habe, haben oft die munteren Gesellen die Bezeichnung: „III. Cl.“ ausgestrichen und „I. Cl.“ dafür hingemalt.

Meteorologische Station Dürkheim a. H.

Witterungsbericht über die Monate Januar, Februar und März 1871.

Januar. Die Kälte, wie sie am Schlusse des vergangenen Jahres war, dauerte bei vorherrschendem Nordwestwinde den ganzen Monat hindurch, so daß nur an 8 Tagen die mittlere Tagestemperatur über 0° R. stieg. Der Luftdruck war verhältnißmäßig gering, der mittlere betrug 331.'''89, der höchste war am 31. bei Südostwind 336.''' 34, der niedrigste am 17. bei S.-W. 326.'''34, an welchem Tage zugleich der höchste Thermometerstand des Monats war, nämlich 3.°8. Die mittlere Wärme betrug — 2.°76 und die niedrigste am 1. — 13.°0. Morgens und Abends nebelig und nur an 3 Tagen (1., 3., 24.) vollständig wolkenfreier Himmel. Die gesammten Niederschläge betrugen 12.8 par. Linien und zwar 11.7 aus Regen und 1.1 aus Schnee. Mittlerer Dunstdruck des Monats 1.'''45, relative Feuchtigkeit in Proc. 87.74.

Februar. Die rauhe und nebelige Witterung des vorhergehenden Monats hielt bei fast vollständig bedecktem Himmel bis zur Hälfte des Monats an, wo bei vorherrschendem S.-W. wärmere Tage eintraten und bis zum Schlusse des Monats andauerten. Der Barometerstand war höher als im Januar, der mittlere betrug 334.'''49, der höchste war am 24. (347.'''57), der niedrigste am 10. (327.'''42). Die mittlere Wärme betrug 2.°32, die höchste war am 27. bei S.-W. 13.°0 und die niedrigste am 12. bei N.-O. — 13.2. Die Niederschläge betrugen 10.9 par. Linien aus Regen und 2.3 aus Schnee. Der mittlere Dunstdruck war 2.'''13, die relative Feuchtigkeit in Proc. 83.24. Am 10. Morgens 5 Uhr 40 Minuten wurde ein starker, ungefähr 6 Secunden anhaltender Erdstoß verspürt, der sich am 13. Morgens 10 1/2 Uhr schwach wiederholte. Am 12. Abends Nordlicht.

März. Warm und trocken. In der ersten Hälfte des Monats wehte fast ausschließlich ein Südwestwind, bis er am 17. von einem N.-W. abgelöst wurde, der, mit einem N.-O. abwechselnd, kältere Tage brachte, bis er nach wenigen Tagen wieder einem S.-W. weichen mußte, der wieder bis zum Schlusse des Monats fast ausschließlich die Oberherrschaft behielt. Der Barometerstand war wie im vorhergehenden Monate hoch, der mittlere betrug 334.'''00, der höchste war am 1. bei N.-O. 338.'''52, der niedrigste am 16. Mittags bei S.-O. 329.'''11. Die mittlere Temperatur des Monats betrug 5.°80, die höchste am 23. Mittags 18.°0, die niedrigste am 2. Morgens — 2.°5. Die Regenhöhe des Monats war 13.4 par. Linien. Der mittlere Dunstdruck 2.'''33, die relative Feuchtigkeit in Proc. 70.09. An 8 Tagen war vollständig wolkenfreier Himmel. Am 27. Nachmittags 3 1/2 Uhr Gewitter.

Im Namen des Ausschusses der „Pollichia.“
Fr. Beck.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 45. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Der Vater Feodorens war keine unangenehme Erscheinung; sein Antlitz hatte eine seltsame Frische bewahrt und zeigte jenes ewige freundlich glatte Lächeln, das manchen Diplomaten eigen. Dabei verstand er es meisterhaft, sich nach der am Hofe herrschenden Strömung zu richten und war bei dem jetzigen Czaren, der in ihm einen sclavischen Vollstrecker seiner oft unbegreiflichen Befehle sah, ebenso angesehen, als er in Gunst bei Katharina gestanden hatte, der er noch von Potemkin empfohlen war.

Eine Pause entstand, während der Staatsrath seine Blicke auf Michael richtete, der ihm fest, aber ehrerbietig begegnete.

„So ist es denn wahr," sagte er endlich, „was man mir seit lange zugeraunt und was ich als gehässige Verleumdung betrachtete; ein Mensch ohne Rang, ohne Namen, wagt, sich zu nächtlicher Stunde in sträflicher Absicht in mein Haus zu schleichen, dem Räuber gleich, der mir mein Vermögen stehlen will, und meine Tochter, die Tochter Gregorius Lesbodloi's öffnet diesem Menschen selber ihre Thür, empfängt heimlich seinen Besuch hinter des Vaters Rücken. Voilà la vertu! spottete Voltaire einst, auf eine marmorne Mädchenstatue weisend. Nie fand ich den Spruch zutreffender, von heute an glaube ich nur noch an die steinerne Tugend."

„Höre mich an, mein Vater!" unterbrach ihn Feodora, dem Geliebten der reden wollte, mit einem bittenden Blick das Wort abschneidend. „Mutterlos wuchs ich auf, durch Deine Fürsorge von allen Genüssen des Reichthums umgeben, aber eines fehlte mir, das nicht Geld zu gewähren vermag, ein Herz. Kalt ließen mich jene glänzenden Cirkel, kalt jene Schaaren von Männern, die mich mit faden Schmeicheleien umdrängten. Du selbst stelltest mir Michael Serbinoff vor, unsere Herzen fanden sich, — unsere junge Liebe braucht nicht vor Dir zu erröthen, Vater, er ist Deines Kindes werth, — er ist werth, ihn Sohn zu nennen!"

„Ich habe gefehlt," nahm auch der junge Officier das Wort, „aber der süßeste Reiz wahrer Liebe ist das zarte Geheimniß, das sie umgiebt. Wollen Sie den frechen Eindringling strafen, wohl — zu Boden lege ich mein Schwert, ich bin wehrlos, rufen Sie Ihre Diener! Aber wenn Ihnen der Schwur eines Mannes gilt, der die Reinheit seines Namens stets als heiligste Pflicht seines Daseins betrachtete —"

„Genug, genug," unterbrach ihn der Staatsrath, „sparen Sie Ihre Tiraden, mein Herr. Daß Sie versuchten, das junge Mädchenherz zu erobern, verdenke ich Ihnen nicht. Sie sind ansehnlich, passabel liebenswürdig und meine Tochter ist ein Mädchen — nicht von Marmor. Aber jede Aussicht auf eine Verbindung zerschelle an der Mittheilung, daß mir Se. Majestät diesen Abend von einem Neffen des Polizeiministers Arkarow sprach, für den er eine passende Verbindung suche. Ich begriff den hohen Wink sogleich und empfahl meine Tochter seiner kaiserlichen Gnade."

Feodorens Antlitz wurde leichenblaß. „Wie, mein Vater, und Du glaubst, daß Deine Tochter sich mit demselben bindenden Gehorsam dem Willen des kaiserlichen Autokraten beugt, dem Du Deine Würden, Deine Reichthümer dankst. Der Neffe des Ungeheuers Arkarow, den die Welt verflucht, ist von seinem würdigen Oheim kaum zu unterscheiden; — eher sterben, als ihn meinen Gatten heißen."

„Brechen Sie nicht zwei Herzen," rief nun auch Michael beschwörend. „Ich habe zwar weder Macht noch Reichthum Ihnen zu bieten, aber ich besitze einen festen Willen und seit heute Abend den Schutz des Großfürsten Alexander, der mich aus großer Gefahr errettete. Zu seinen Füßen will ich mich werfen, ihn beschwören, mein Fürsprecher zu sein."

Der Staatsrath stutzte; die ganze Richtschnur seines Handelns, die Maxime, die ihn bis dahin sicher geleitet hatte, bestand darin, es mit keinem zu verderben, der augenblicklich Macht und Einfluß besaß oder möglicherweise einst dazu gelangen konnte. Er glich darin jenem russischen Großen, der jedem am Hofe Bediensteten die Hand reichte und ihn mit „Bruder" oder „Väterchen" anredete, in der Voraussetzung, daß der heute von ihm Beehrte morgen sein Vorgesetzter werden könne, dessen Laune über sein Vermögen, selbst sein Leben zu verfügen habe.

Unwillkürlich wurde der Ton Lesbodloi's höflicher. „Wie kommt Lieutenant Michael Serbinoff zum Czarewitsch?" fragte er den Officier.

In wenigen Worten erzählte ihm der junge Mann sein Abenteuer; ihm entging es nicht, daß der Name des Großfürsten seine zauberhafte Wirkung auf den Staatsrath ausgeübt hatte, allein er war zu ehrlich, diese durch Hinzusetzung erdichteter Thatsachen zu erhöhen.

Doch schon das Wenige schien zu genügen; sobald Michael geendet, erhob sich der Staatsrath von dem Sessel, auf dem er Platz genommen hatte, und ging nachdenklich im Zimmer auf und nieder, während ihn die beiden jungen Leute mit gespannten Blicken verfolgten; endlich blieb er vor Serbinoff stehen. „Ich kenne den schwärmerischen Sinn des Czarewitsch," sagte er; „der Vorfall des heutigen Abends kann Ihr Lebensglück begründen. Vernehmen Sie meinen Entschluß; ich schätze Sie als jungen Mann von Ehre und Bildung, allein mein unumschränktes Jawort zu Ihrer Verbindung mit meiner Tochter vermag ich Ihnen nicht eher zu ertheilen, bis ich über des Kaisers Absichten im Klaren bin, denn sein Wille ist mir Gesetz. Wählt er, und ich vermag dazu beizutragen, für den Neffen Arkarows eine andere Gattin, so gebe ich Ihnen zwei Jahre Frist, sich durch des Großfürsten Protection einen Rang in der Armee zu erwerben, hoch genug, um ohne Heimlichkeit die Hand der Tochter des Staatsraths Lesbodloi zu erwerben. Bis dahin stehe Ihnen mein Haus an meinen Empfangstagen geöffnet, und ich warne Sie, in Zukunft auf die Verschwiegenheit von Leibeigenen zu bauen, deren Treue für wenige Rubel feil ist."

„Batinka verrieth uns, die Undankbare,“ flüsterte das junge Mädchen.

Der Officier hatte des Staatsraths Hand ergriffen und drückte einen Kuß darauf. „Die Liebe, Excellenz, wird mich leiten und begeistern, das hohe Ziel zu erringen; seien Sie überzeugt davon.“

Lesbobkol neigte das Haupt. „Daß der Vorfall der heutigen Nacht, daß unser Gespräch vorläufig ein Geheimniß bleibe, ist selbstverständlich,“ sagte er mit ernstem Ton. „Die beiden Leibeigenen Batinka und Orsow werden morgen auf eines meiner Güter gebracht. Und nun, junger Mann, nehmen Sie diesen Schlüssel zur kleinen Gartenpforte, die Ihnen den Eingang gestattet und auch den Ausgang nicht verwehren wird. Sie sind der letzte, der sie öffnet, denn morgen mit dem frühesten lasse ich sie vermauern. Nehmen Sie Abschied von Feodoren, der meine heißt: auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Völkerpsychologie.

(Fortsetzung.)

Da mitten in diese Fanfaronnaden und Illusionen hinein, während ganz Frankreich trunken ist des neuen Waffenruhmes, trifft wie ein Blitz aus heiterer Luft die erste Nachricht von dem Unglücke bei Weißenburg. Im ersten Augenblick ist Alles wie betäubt, bald aber schlägt der wahnwitzige Taumel nur um so höhere Wogen. Was, die Preußen wollen Sieger sein? Das ist eine infame Lüge, nichts als ein Bismarck'sches Manoeuvre; die Preußen sind's, die solche Gerüchte in Cours setzen. . . . Als indeß das Factum sich nicht mehr bezweifeln läßt, dann wird ein anderes Lied angestimmt: zuerst waren die Deutschen vier gegen einen Franzosen, zweiunddreißigtausend gegen achttausend; Tags darauf waren sie schon zu achtzigtausend angewachsen und die Franzosen zu siebentausend herabgeschmolzen. Nachher hat die ganze preußische Armee gegen eine kleine französische Abtheilung im Felde gestanden. So sucht man die Schlappe hinweg zu escamotiren, und das Publicum glaubt natürlich Alles, denn wie kann ein Franzose von einem Deutschen jemals anders überwunden werden, als durch unendliche Uebermacht oder — und das wird nun bald seine Wirkung thun müssen — durch Verrath!

Noch am nämlichen Tage aber, wo die Hiobspost eintraf, lief auch schon das Gerücht von einer glänzenden Revanche Mac Mahon's, und am 6. August erschien die famose Depesche von der Niederlage des Kronprinzen von Preußen, der mit vierzigtausend Mann gefangen genommen sein sollte.

Welcher Enthusiasmus über dies glorreiche Begebniß, doch auch welche Consternation, als sich herausstellte, daß die Nachricht eine Ente, ein Börsencoup war. Jetzt entfesselt sich eine Tollhäuslerei ohne Gleichen. Die grauenhafte Deutschenhetze nimmt ihren Anfang. Die deutschen Kaufhäuser werden demolirt und „unter allgemeinem Beifall“ wird von der Menge auf ihre Läden geschrieben: „Geschlossen wegen Frankreich zugethaner Insulte. Auf Befehl des Volkes. Nach der Einnahme von Berlin wird wieder geöffnet werden.“

Mit Einem Worte, man wurde wilder als die wildesten Rothhäute Nordamerikas und suchte sich an harmlosen Privatleuten zu rächen. Fortan sah die krankhafte französische Einbildungskraft überall nichts als preußische Spione. „Die ganze Welt ist von der preußischen Barbarei bedroht,“ jammert das „Paris-Journal“ vom 8. August, nachdem es doch erst die Unwichtigkeit des Weißenburger Erfolges bewiesen, ja behauptet hatte, daß derselbe ein „entschiedener Fehler der preußischen Strategie“ gewesen sei!

Tags darauf hat dasselbe Blatt den Trost in Bereitschaft: „Morgen marschiren hunderttausend Italiener nach Frankreich ab. Oesterreich rüstet. Dänemark ist bereit.“.

Der „Figaro“ vervollständigt diese Mittheilungen unter dem 10. August durch die nachstehende: „In acht Tagen — einer Frist, die uns lang erscheinen mag, die aber den Italienern unumgänglich nöthig ist, — werden dieselben hunderttausend Mann nach Bayern geworfen haben.“

So sehen wir das „unbesiegbare“ Frankreich selbst von dem kleinen Italien Hilfe erwarten und Hilfe erbetteln!

Und um den Sieg der Preußen nach Möglichkeit abzuschwächen, äußert der Großsiegelbewahrer im Gesetzgebenden Körper: „Blos zwei Armeecorps sind zurückgeworfen worden, und das eine derselben hat mit einer erhabenen Bravour einer fünfmal stärkeren feindlichen Streitmacht Widerstand geleistet.“ Daran knüpft „Paris-Journal“ noch die sublime Phrase: „Wirklich hätte Frossard beinahe gesiegt!“ Mit dergleichen Lächerlichkeiten ließ sich das französische Volk während des ganzen Krieges benebeln, und auch heute noch, wo ihm doch jedwede Illusion auf das unbarmherzigste zerstört worden ist, genügen ein paar bombastische Tiraden, ihm über eine Niederlage hinwegzuhelfen, die in der Geschichte noch kein Beispiel gehabt hat. Wenn nur, wie man nicht müde wird, ihm vorzuflunkern, die Welt Frankreichs Heroismus bewundert! Was braucht man mehr?

Indeß das Bewußtsein, daß man besiegt war, konnte doch nicht völlig ausbleiben, und die Wuth über diese Umkehrung der Weltordnung kannte bald keine Grenze mehr. Während das „Journal officiel“ schon in ganz Europa verzweiflungsvoll um Intervention supplicirte, donnerte „Paris-Journal“: „Um Gotteswillen, keinen Frieden! Wer dies infame Wort ausspricht, der sei als Verräther festgenommen und wie ein Hund niedergeschossen. Frieden! Ja wahl, in Preußen werden wir ihn schließen! Und vor allen Dingen schweige Europa! Es nehme sich in Acht!“

Klingt dies nicht wie eine Burleske à la Offenbach jetzt, nachdem noch in der letzten Stunde vor der endlichen Unterzeichnung der Friedenspräliminarieen von Seiten der Franzosen Himmel und Hölle aufgeboten worden sind, die Neutralen zu einem Einschreiten zu Gunsten des „unmenschlich behandelten“ Frankreichs zu bestimmen, und England, freilich sehr vergeblicher Weise, wirklich das Herz gerührt worden ist?

Mittlerweile dringen die Preußen immer tiefer in Frankreich ein und nähern sich Paris. Das läßt sich nicht mehr hinwegläugnen. Allein auch dafür hat die Presse schon ihren süßen Balsamtropfen bei der Hand. „Die Preußen sind in Feindesland,“ schreibt der Redacteur des „Gaulois“; „da ist jeder Mann ein auf sie gerichteter Flintenlauf. Rücken sie noch weiter vor, so lassen sie Festungen im Rücken, aus denen vom Geiste der Rache erfüllte Truppen ausfallen und sie von ihrer Verpflegungslinie abschneiden werden. Bleiben sie stehen, so zermalmt sie die ganze Wucht der in diesem Augenblicke schon concentrirten französischen Armee. Das die Resultate, welche Preußen durch seine drei Siege errungen hat!“

„Paris-Journal“ variirt dies nunmehr auf die Tagesordnung gebrachte Thema noch drastischer: „Preußen ist bei uns!“ ruft es aus. „Jetzt haben wir es! Jetzt steht es nicht mehr unseren löwenmüthigen Truppen allein gegenüber, sondern zwei Millionen von Bürgern, die sterben oder morden wollen. Preußen hat sich also fangen lassen von dieser Kriegslist der Vorsehung! Gott allein ist dabei der wahre Taktiker gewesen. Preußen besudelt den Boden einer Nation, die durch fünfzig lange Friedensjahre unerschöpflich geworden ist an Eisen, an Gold und an Blut. Denkt Ihr wohl daran? Ja, Ihr denkt daran! Und anstatt zu fürchten, lacht Ihr, zuckt die Achseln und rüstet Euch zur Wollust der Metzelei. Es

soll das letzte Blut sein, welches vergossen wird? Gut. Aber es werde in Katarakten vergossen, vergossen mit der göttlichen Wuth der Sündfluth!!"

Muß man nicht allen Ernstes seiner Sinne beraubt sein, um so Ungeheuerliches nur zu denken, geschweige öffentlich auszusprechen? Und ist der, welcher solchen Wahnwitz nicht blos ruhig mit anhört, sondern beklatscht und bejubelt, nicht selber reif zum Tollhause? Hatte man darum nicht recht mit der Behauptung: der Krieg hat ganz Frankreich in ein einziges großes Narrenhaus umgewandelt?

In dem nächsten Abschnitte dieser völkerpsychologischen Studie wird dieser Ausspruch durch eine weitere Reihe von authentischen Documenten illustrirt werden; heute blos noch ein Wort, um von vornherein einem Einwande zu begegnen, den man möglicher Weise vorhalten wird.

Der Friede ist jetzt so gut wie geschlossen, wird man vielleicht sagen; jetzt handelt es sich darum zu versöhnen, nicht den schon von der einen und von der anderen Seite in's Maßlose gesteigerten Haß der zum friedlichen Wettstreite berufenen beiden großen Nationen fernerhin zu schüren. Jedermann wird diese Versöhnung der Gemüther auf das innigste herbeiwünschen, Jedermann sich auf das herzlichste freuen, daß die grausige Blutarbeit endlich ihr Werk vollbracht hat, allein jene Versöhnung kann blos dann eine aufrichtige sein, wenn der französische Volksgeist ein vollkommen anderer wird, als wie er sich in der letzten Zeit documentirt hat. Wenn die Franzosen den gegenwärtigen Frieden nur schließen mit dem laut ausgesprochenen Vorbehalt, dadurch um so schneller sich wieder zum Acte der Rache aufraffen zu können; so lange ihre Presse nicht ermüdet in der systematischen Aufhetzung des Volkes; so lange sie, den schärfsten Warnungen zum Trotz und im Angesicht unserer Kanonen, nicht aufhört, uns mit Schmutz zu bewerfen und der Welt vom deutschen Vandalismus vorzulügen; so lange, mit Einem Worte, der Wahnsinn, der den Ausbruch des Krieges so wesentlich verschuldet hat, die Köpfe der Franzosen noch immer umnebelt — so lange wäre jede Schonung unsererseits eine einfältige und unverzeihliche Schwäche. Nein, Europa kann nicht oft genug gesagt werden, mit welchen Waffen man gegen uns gekämpft und mit welcher Wuth man den Kampf genährt hat; es muß volle Einsicht gewinnen von dem Meere von Entsittlichung und Lüge, in das Frankreich bis über den Hals versunken ist, — vor allen Dingen muß es begreifen lernen, daß wir als Sieger einem solchen Feinde gegenüber mit einer Großmuth verfahren sind, welche die Bewunderung jedes Billigdenkenden verdient und dem neuen Deutschen Reiche als einem Reiche des Friedens und der Menschlichkeit das günstigste Vorurtheil erwecken muß. Die Herren Neutralen aber, deren Ränke und Tücken jetzt offenkundig sind, mögen sich hinter die Ohren schreiben, daß wir uns die Früchte der uns aufgedrungenen Siege von Niemandem verkümmern lassen, wenn wir sie auch mit einer Mäßigung pflücken, welche der Feind uns sicher nicht hätte widerfahren lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Gottfried Gervinus.

Ueber den am 18. März in Heidelberg verstorbenen Professor Gervinus enthält die „N. Fr. Pr." folgenden kurzen Abriß seines Lebens und Wirkens:

Georg Gottfried Gervinus wurde am 20. Mai 1805 zu Darmstadt geboren. Auf dem dortigen Gymnasium vorgebildet, wurde er von den Eltern zum Buchhändler bestimmt. Da der Versuch mißglückte, in einer Bonner Buchhandlung eine Lehrlingsstelle zu erhalten, trat er in ein kaufmännisches Geschäft seiner Vaterstadt ein. Fünf Jahre quälte er sich in dem seinen Neigungen widerstehenden Berufe ab; dann siegte die Liebe zur Wissenschaft endgiltig. Da er die Mußestunden seiner kaufmännischen Lehrlingszeit zu wissenschaftlichen Studien verwendet hatte, genügte eine halbjährige Vorbereitung, die Reife für die Universität zu erwerben. Gervinus hörte ein Jahr lang in Gießen Philologie, siedelte dann nach Heidelberg über und wurde hier durch Schlosser's Vorträge für das Geschichtsstudium begeistert. Die Eindrücke dieser Zeit waren maßgebend für sein ganzes Leben. Alles, was Gervinus geschrieben, zeigt die Kraft und Aufrichtigkeit und das Geschick im Anordnen des Materials, wie Schlosser sie erwiesen; aber auch der gesetzliche Sinn, den beide Historiker in ihrer politischen Thätigkeit erwiesen, ist bei Gervinus ebenso wie bei Schlosser maßgebend gewesen für die Geschichtschreibung und ist bei Gervinus noch mehr als bei Schlosser zu einer Art Orthodoxie ausgeartet, welche die widerstrebendsten Facta mit Gewalt in dieselbe Schablone preßt.

Nach Vollendung seiner Studien in Heidelberg war der Verstorbene um des Lebens Nothdurft willen 1828 genöthigt, an einem Frankfurter Institut eine Lehrerstelle anzunehmen. Während er diese ausfüllte, veranstaltete er im Verein mit Merstadt eine neue Ausgabe des Thukydides. 1830 kehrte er nach Heidelberg zurück, wo er sich als Privatdocent der Geschichte habilitirte. Seine desfallsige Dissertation erschien unter dem Titel: „Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick" im Buchhandel. 1831 reiste er zu Studienzwecken nach Italien, wo er zwei bedeutsame Abhandlungen schuf: „Geschichte der Florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert. Nebst einer Charakteristik des Macchiavell" und „Versuch einer inneren Geschichte von Arragonien bis zum Ausgange des Barcelonischen Königsstammes."

Nach Deutschland zurückgekehrt und in Heidelberg zum Privatdocenten ernannt, begann er das Werk, welches seinen Ruhm geschaffen hat, die „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen." In diesem, von ungeheuerer Gelehrsamkeit zeugenden, wenn auch vielleicht nicht von einzelnen Einseitigkeiten freien, so doch tief durchdachten Werke stellte er die Literar-Historie auf neue Grundlagen, wies er der Erste nach, daß die Blüthe der Dichtung allein aus dem Volksboden sprießt und nach der Beschaffenheit des letzteren ihre Gestalt und Farbe annimmt; daß zwischen den politischen Strömungen und dem poetischen Schaffen eines Volkes der innigste Zusammenhang, eine unablässige Wechselwirkung besteht. An dieses Werk schloß sich die „Neuere Geschichte der deutschen Dichtung", aus welcher ein Auszug das später erschienene „Handbuch der Geschichte der poetischen National-Literatur" ist.

Noch während der Abfassung seines unvergänglichen Nationalwerkes wurde Gervinus, auf Dahlmann's Empfehlung hin, nach Göttingen berufen. Er weilte dort nicht lange. Einer der Sieben, unterschrieb er den Protest wider die Aufhebung der hannover'schen Verfassung. Gleich seinen Genossen wurde er des Amtes entsetzt. Da er die Veröffentlichung des in ganz Deutschland die Freiheitsliebe und das Rechtsbewußtsein entzündenden Protestes veranlaßte, gehörte er zu den Dreien, welche binnen drei Tagen Hannover verlassen mußten. Die Geschichte hat Vergeltung geübt, tausendfach härter, als die mißhandelten Gelehrten es je gewünscht oder geahnt hatten. Der letzte König von Hannover weilt — ein Verbannter — in Hietzing.

Gervinus ging von Göttingen nach Darmstadt, dann nach Heidelberg und, 1838, wieder nach Italien. 1844 übernahm er wieder eine Professur in Heidelberg. Bis dahin hatte er eine Reihe kleiner Arbeiten vollendet: „Grundzüge der Historik", „Venetianische Briefe über neudeutsche und altitalienische Malerei", „Kleine historische Schriften", „Geschichte der Zechkunst" — letztere ein Versuch, den Zusammenhang der Cultur-Entwickelung mit der Pflege des Weinstockes nachzuweisen. In Heidelberg warf er sich mit voller Seele in die nach Emancipation ringende politische und religiöse Strömung. Er unterstützte mit Eifer und ideologischer Ueberschätzung die deutsch-katholische Bewegung, trat in der bekannten Heidelberger Adresse für Schleswig-Holstein ein, erwies das preußische Patent vom

3. Februar 1847 als im Widerspruche stehend mit dem Versprechen einer constitutionellen Verfassung und wirkte durch seine im Vereine mit Häusser und Mittermaier herausgegebene „Deutsche Zeitung“ für die freiheitliche Einigung Deutschlands.

1848 ernannten ihn die Hansestädte zum Vertrauensmann am Bundestage. Er nahm an der Ausarbeitung des Verfassungs-Entwurfes der Siebzehner Theil und wurde von einem preußischen Wahlkreise in das Frankfurter Parlament entsendet. In diesem trat er als Redner kaum hervor, war aber durch seine „Deutsche Zeitung“ unermüdlich für seine Partei — rechtes Centrum, Gagern — thätig. Ein Körperleiden, mehr wohl noch die Verstimmung über die Verhandlungen im Parlament, veranlaßte ihn, im August sein Mandat niederzulegen und zum dritten Male nach Italien zu gehen.

Er wendete sich von der Politik ab und wieder dem Studium der Poesie zu, dessen Resultate er vornehmlich in seinem großen Werke über Shakespeare niederlegte. (An dieses Werk schloß sich später [1868] die gehaltvolle, wegen ihrer Aeußerungen über die Musik so vielfach angefochtene Studie über Händel und Shakespeare.) Dann aber begann er sein zweitberühmtes Werk, seine „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, die an Schlossers „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ sich anfügend, ihre geistigen Keime in der Literaturgeschichte des Autors hat, ganz demselben Grundzuge der gesetzmäßigen Entwickelung nachhängend, überall den Zufall ausschließend, die eiserne Nothwendigkeit des Geschehens nachweisend. Mit der Abfassung des großen Werkes war Gervinus bis an sein Lebensende fast ausschließlich beschäftigt.“ Von der „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ ist der achte Band leider der letzte; derselbe bespricht die Julirevolution und ihre unmittelbaren Folgen. Mit dem Gange der Dinge seit 1866 war Gervinus in wesentlichen Beziehungen nicht einverstanden.

Ein Correspondent des „Schw. Merk.“ rühmt an Gervinus das unbeugsame, durch keinen äußeren Erfolg zu bestechende Rechtsgefühl sowie die treue Anhänglichkeit an die vaterländische Sache und fährt dann fort: „Ein selbstständiger, männlich starker und entschiedener Charakter, suchte er sich nach eigener Ueberzeugung seinen Weg; aber dabei zeigte er in allen persönlichen und allgemeinen Beziehungen eine Anspruchslosigkeit, eine Milde, ein Wohlwollen, eine Weichheit des Gemüths und eine Feinheit der Empfindung, die ihn zu einem wahren Muster gebildeter Humanität machten. Er war noch in der rüstigsten wissenschaftlichen Thätigkeit, hatte von der fünften Auflage seiner Geschichte der deutschen Dichtung den ersten gänzlich umgearbeiteten Band soeben erscheinen lassen, als ihn der Tod unerwartet hinwegnahm.“

Mannichfaltiges.

— Der Pariser Correspondent der „Morning Post“ erzählt folgende Geschichte: „Der Stations-Inspector an der Nordbahn erhielt Besuch von drei Männern, die sich vollständig in die Tracht der Revolutionsperiode von 1792 geworfen hatten und sehr carnevalistisch aussahen, aber mit wichtigthuender Miene also anhuben: „Sie gestatten jungen Leuten abzureisen und sich dem Militärdienste zu entziehen. Wenn dies wiederum vorfällt, werden Sie von der Polizei der Commune verhaftet werden.“ — „Monsieur,“ erwiderte der Stationschef, „ich kenne weder Sie noch die Commune. Die Nordbahn ist in den Händen der Preussiens. Ein preußischer Officier hat hier zu befehlen; soll ich Sie dem Herrn vorstellen?“ Fast wie gerufen kam auch der Officier herbei; den modernen Robespierres jedoch schien es um die Ehre der Vorstellung nicht zu thun; sie empfahlen sich schleunigst, und Roß und Reiter sah man niemals wieder.“

— Die prachtvollste Blume befindet sich zur Zeit wohl im Besitz der königlichen Gartenbaugesellschaft in London. In der Mitte des großen, von zahllosen unschätzbaren Pflanzen gefüllten Gewächshauses derselben steht ein kolossales Rhododendron, dessen Blume wohl ihres Gleichen noch nie in Europa gesehen hat. Die Krone der Pflanze oder vielmehr des Baumes — er ist 20 Fuß hoch — ist mit unzähligen Bündeln tief gluthrother Blüthen bedeckt. Diese prachtvolle Erscheinung erinnert unwillkürlich an die Schilderung der Abhänge des Himalayagebirges des Dr. Wallach. Nach ihm sind daselbst ganze Flächen vollständig von solchen blühenden Pflanzen bedeckt, deren eine einzige in London durch ihre jetzt in höchster Pracht stehende Blüthe im Stande ist, Tausende von Bewunderern um sich herum zu versammeln.

— Wie die englische Wochenschrift „Nature“ mittheilt, wurden vor siebenzig Jahren mehrere zahme Kaninchen nach Sable-Island, einer kleinen sandigen Insel, die etwa hundert Seemeilen von der neuschottländischen Küste entfernt ist, gebracht, wo sie sich seitdem ungestört und ohne fremde Kreuzung fortgepflanzt haben. Jetzt sind sie nicht nur, wie natürlich, in den wilden Urzustand übergegangen, sondern haben auch eine ganz verschiedene Tracht angenommen, ein schönes silbergraues Kleid mit weißem Kragen, worin sich einige Aehnlichkeit mit ausgestorbenen Racen kundgiebt.

— Die Engl. Corr. berichtet: Am 8. April wurden mit der indo-europäischen Telegraphenlinie in Teheran die ersten directen Versuche ohne Ueberschreibung der Depeschen gemacht. Zuerst setzte sich die Londoner Hauptstation mit dem Telegraphenamte in Kurachi in Verbindung. Dann geschah ein Gleiches von Kurachi nach Calcutta, und hierauf bewirkte man in Kurachi die unmittelbare Verbindung der Endpunkte. Signale wurden sodann ausgetauscht, und als diese von vollkommener Isolirung zeugten, ging von London nach Bombay eine Handelsdepesche, deren Empfang schon im nächsten Augenblick angezeigt wurde.

— In Neugranada giebt es eine Pflanze, Coriaria thymifolia, die für unsere Tinten-Fabrikanten gefährlich werden könnte, wenn sie sich mit günstigem Erfolge in Europa acclimatisiren ließe. Sie ist unter dem Namen der Tintenpflanze bekannt. Ihr Saft — Chanchi genannt — eignet sich ohne jede Vor- oder Zubereitung zum Schreiben; Anfangs röthlich, werden die Schriftzüge in wenigen Stunden tief schwarz. Auch greift dieser Saft die Stahlfedern weniger an als die gewöhnliche Tinte. Die Eigenschaften der Pflanze scheinen unter der spanischen Verwaltung entdeckt worden zu sein. Einige für das Mutterland bestimmte Schriftstücke wurden auf der Seereise von Salzwasser durchfeuchtet; während nun der mit gewöhnlicher Tinte geschriebene Theil derselben fast unleserlich wurde, blieben die mit jenem Pflanzensaft geschriebenen Blätter vollständig unversehrt. In Folge dessen wurde angeordnet, daß zu allen öffentlichen Urkunden diese vegetabilische Tinte zu benutzen sei.

— Das in St. Francisco erscheinende Wochenblatt „News Letters“ theilt die heranwachsende Bevölkerung des Städtchens Los Angelos (die Engel) in folgende interessante Kategorieen: „Los Angelos besitzt 1500 Kinder zwischen 5 und 15 Jahren, deren künftige Bestimmung mit wenig Ausnahmen die folgende sein wird: Spieler 700, Trunkenbolde (Männer und Frauen) 300, Straßenräuber 200, Pferdediebe 200, Mädchen von liederlichem Lebenswandel 150, Gurgelabschneider (Männer und Frauen) 40, Prediger des Evangeliums 10; Total also 1600. Wenn diese Zahl die eben angeführte um 10 übersteigt, so möge man bedenken, daß die Prediger bereits bei den Pferdedieben mitgezählt, also zweimal aufgeführt worden sind.“

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 16. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

2.

„— — Fürst Gallizin: vier und zwanzig Stunden Arrest. Grund: bewiesener Mangel an Ehrfurcht bei der Ceremonie des heutigen Handkusses! Man soll es hören, daß ein Unterthan des Kaisers Hand küßt! Bist Du fertig, Iwan Paulowitsch?"

„Gott erhalte den Czaren! — ich habe geendet."

„Nimm das Papier zur Vollstreckung, Arkarow, und warte, Du bekommst noch mehr Arbeit."

Der Polizeiminister Arkarow, ein Mann von kolossalen Formen, dessen Rohheit und Despotie sprichwörtlich geworden war, verneigte sich trotz seiner Corpulenz bis zur Erde. „Das Leben für den Czaren," sagte er demüthig, „jede Arbeit für ihn ist eine Wonne seiner Diener."

Der Kaiser, denn wir sind im Cabinet des allmächtigen Autokraten, hatte nicht einmal ein Lächeln für diese plumpe Schmeichelei, für ihn war solcher Weihrauch eine gewohnte Huldigung. Auf's neue wandte er sich zu seinem Secretär, Iwan Paulowitsch, der plötzlich über Nacht vom Kammerdiener zum geheimen Staatsrath avancirt war und um dessen Protection die Ersten des Reiches buhlten; denn der einstige Türkensklave, der im zarten Alter Pauls Eigenthum geworden war, hatte die Liebe des Großfürsten erworben und sich die Zuneigung des Czaren zu bewahren gewußt. Dieser fuhr fort: „*) In Anbetracht, daß allein des Czaren Majestät wie der glorreiche Staat Rußlands das Recht besitzt, Magazine zu besitzen und solche anzulegen, wird allen Gewerbetreibenden und Handelsleuten hiermit befohlen, sich dieses Ausdrucks fernerhin zu enthalten und auf ihren Schildern dafür die Bezeichnung „Boutique" anbringen zu lassen. Wer diesem Ukas entgegen handelt, wird als Hochverräther angesehen und demgemäß bestraft!"

„Bestraft!" endete Iwan Paulowitsch, dessen rasche Feder mit dem eintönigen wohl überlegten Dictat Sr. Majestät gleichen Schritt hielt.

Während Paul sich anschickte, auch diesen Ukas mit seiner eigenhändigen Unterschrift zu versehen, schlug die Pendule auf dem Kamin die elfte Stunde. Bei dem ersten Schlage blickte der Czar auf die Thür, als erwarte er Jemanden, und immer finsterer wurde sein Antlitz, da er sich getäuscht sah.

„Iwan, hast Du den Czarewitsch Alexander benachrichtigen lassen, daß ich ihn um elf erwarte?"

Der ehemalige Kammerdiener verneigte sich. „Meines Czaren Botschaft hat sein Knecht erfüllt; aber des Czarewitsch kaiserliche Hoheit ist abwesend."

Des Kaisers Stirn runzelte sich mehr und mehr. „Arkarow! Du bist Polizeiminister, — wo ist der Großfürst Alexander, mein Sohn?"

„Majestät," stammelte Arkarow, „ich weiß nicht."

Der Kaiser stampfte auf den Boden, daß es dröhnte. „Du sollst es wissen; wozu habe ich Dich zum Polizeiminister gemacht; keiner in Petersburg soll im Dunkeln schleichen, selbst nicht die Kaiserin, selbst nicht meine Kinder. Jeder ihrer Pfade soll klar und hell vor meinen Blicken liegen. Ich traue ohnehin dem Sergei nicht. Man soll den Großfürsten aufsuchen, — wo er auch sei," rief er dann plötzlich laut; „ich habe mit ihm zu reden. Ehe zehn Minuten vorüber sind, will ich ihn vor mir sehen, Arkarow."

Aber noch ehe der Polizeiminister zu erwidern im Stande war, erschien ein Kammerherr am Eingang des Zimmers und meldete den Czarewitsch.

„Eintreten! sogleich!" rief Paul.

Alexander erschien. In dem Antlitz seines Vaters stand kein günstiger Empfang für ihn geschrieben, aber er schien es nicht zu bemerken. Er begrüßte mit tiefer Verneigung den Czaren und küßte, streng nach der von Paul eingeführten Etiquette dessen Hand, daß es laut schmatzte, während er die Vertrauten nur eines kalten, vornehmen Grußes würdigte.

„Ich habe den Czarewitsch rufen lassen," sagte der Kaiser strenge, „es ist elf Uhr vorüber."

„Majestät ich war abwesend. Soeben vernahm ich Ihren Befehl und folgte ihm augenblicklich."

„Wo sind Sie gewesen, diesen Abend?"

Alexander erröthete. Er kannte nur zu wohl die rücksichtslose Weise seines Vaters, der wenig Geheimnisse vor seinen Günstlingen hatte, aber seinem offenen und edlen Sinn widerstrebte es, sich wie ein Schulknabe examiniren zu lassen.

„Gestatten Sie mir, Ihnen dieses mitzutheilen, wenn wir allein sind, mein Vater," erwiderte er ruhig, aber in bestimmtem Tone. „Ich komme ohnehin, Ihrem kaiserlichen Ohr eine Bitte vorzutragen. Gönnen Sie mir einige Augenblicke Gehör."

„Sei es!" Und mit einer verabschiedenden Bewegung an den Polizeiminister und Paulowitsch fügte er hinzu: „Bleibt in der Nähe, bis ich Euch rufen lasse; ich bedarf Euerer noch."

Mit tiefer Verneigung, Automaten gleich, verabschiedeten sich die Herren und zogen sich rückwärts gehend, das Antlitz dem Herrn zugekehrt, zurück.

Vater und Sohn, Czar und Großfürst, waren allein.

Paul ließ sich in einen Sessel nieder und heftete seinen Blick auf Alexander, der ihn reichlich um Kopfeslänge überragte. „Jetzt sprich," sagte er in rauhem Tone, „wo warst Du am heutigen Abend?"

„Majestät, meine Antwort enthält zu gleicher Zeit meine Bitte; ich könnte leicht eine Ausflucht finden, allein so wie ich weiß, daß den umfassenden Blicken des Kaisers jeder Pfad, den seine Kinder wandeln, bekannt ist, müßte ich nicht der Sohn Pauls I. heißen, wollte ich mich einer Unwahrheit be-

*) Historisch.

dienen. Ich war incognito bei den Kindern des unglücklichen Ehepaars Bikaroff."

„Bikaroff?" wiederholte der Kaiser, nicht ohne einen lauernden Blick. „Wer ist das?"

Alexander hielt diesen Blick ruhig aus. „Der Brigadier Bikaroff," erwiderte er mit ruhigem Tone, als ob er eine gleichgiltige Thatsache berichte, „wurde nebst seiner Gattin das Opfer jenes Ceremoniels, das Ew. kaiserliche Majestät durch einen Ukas zum Gesetz erhoben, nämlich, daß es dem Hochverrath gleich gedeutet wird, wenn das Fuhrwerk eines Russen dem Czaren begegnet und der Besitzer dasselbe nicht augenblicklich verläßt, um vor dem Herrscher in dem Staub zu knieen? Vor einigen Tagen erkrankte der Brigadier Bikaroff plötzlich bedenklich auf seinem einige Werst von Petersburg gelegenen Landsitz. Seine Gattin, dem Diener nicht trauend, läßt anspannen, um selber in höchster Eile einen Arzt aus der Stadt zu holen. Im Carriere fliegt der Wagen durch das Thor, als das Verhängniß Ew. Majestät demselben auf einem Spazierritt begegnen läßt. Die Gefahr des Gatten und des geliebten Herrn verhüllte die Augen der Dame, wie die des Kutschers und der begleitenden Diener. Weiter fliegt der Wagen, als auf des Czaren Befehl ein Adjutant dem Fuhrwerk „Halt" gebietet. Der Kutscher muß aufs Polizeiamt fahren, zum Hauptquartier Arkarows. Dort werden die Diener sogleich zu Soldaten gepreßt, die impertinente Dame aber ins Gefängniß gebracht, trotz ihres Jammers und Flehens, im Namen der beleidigten Majestät des Czaren."

„Nun ja," rief Paul, „will man vielleicht wagen, an meinem Ukas zu deuteln oder zu mäkeln? Selbst hätte ich den Zweck der Fahrt jener Person gewußt, hätte ich kein Jota anders gehandelt; erst die Würde der Majestät, dann die Privatinteressen, nur so vermag ein Staat zu bestehen. Uebrigens," fuhr er minder heftig fort, „hat die Frau jetzt Muße genug gehabt, über ihre Pflichtverletzung nachzudenken. Arkarow soll noch diesen Abend sie ihrer Haft entlassen."

„Majestät," sagte der Großfürst sehr ernst, „ein höherer Richter ist dem Czaren zuvorgekommen. Die furchtbare Aufregung, die grausame Behandlung der Polizeisoldaten, die Ungewißheit über ihres Gatten und der Kinder Schicksal zerrissen der Unglücklichen Herz und Seele. Sie verfiel in ein hitziges Fieber, man brachte sie in ein Spital, der Körper genas, aber der Zustand ihres Geistes ist unheilbar; Frau von Bikaroff ist wahnsinnig; ihr Gemahl aber, der ärztlichen Hilfe beraubt, in furchtbarer Ungewißheit, was aus der Mutter seiner Kinder geworden, starb nach langer Agonie, allein und verlassen!"

Nicht einen Augenblick hatte die Stimme Alexanders einen höheren, leidenschaftlicheren Ausdruck angenommen, und dennoch war die Wirkung seiner Erzählung auf seinen kaiserlichen Vater unverkennbar.

Eine lange Pause war eingetreten in der Paul fest seine Blicke auf dem Antlitz des Czarewitsch ruhen ließ; etwas wie väterlicher Stolz, der jede andere Regung überwand, wurde in seinem Inneren wach bei dem Anschauen der schlanken, edlen Gestalt, des zarten Antlitzes, das dennoch nicht der männlichen Energie entbehrte, seines Sohnes; aber schon in der nächsten Secunde fiel sein Auge auf einen in beträchtlicher Höhe an der Wand angebrachten Spiegel, durch den der Kaiser, an seinem Schreibtisch sitzend, jede Bewegung der hinter ihm stehenden Personen gewahren konnte. Jetzt aber sah er darin sich selber, alt, häßlich, kahlköpfig, neben diesem Apollo, — hier die Majestät in der Faust, dort die Majestät im Antlitz.

„Und ohne Erlaubniß des Kaisers wagt der Czarewitsch, die Kinder einer Mutter aufzusuchen, die ihre Pflicht vergessen gegen Kaiser und Staat? Was soll das heißen, wozu ist Sergei Letzkowski Ihr Adjutant, daß er darein willigt, oder mir nicht vorher Ihre Absicht mittheilt?"

„Majestät, Letzkowski ist der Adjutant, nicht der Hofmeister des Czarewitsch," sagte Alexander würdevoll. „Czar Pauls Sohn weiß, was er sich und Anderen schuldig ist."

Des Kaisers Antlitz wurde drohender. „So ist's recht, noch Trotz obendrein," rief er. „O, ich kenne Euere Absichten wohl, alle, alle kenne ich Euch. Popularität, nicht wahr, das klingt so schön, so süß; der Vater ist ein Tyrann, aber der Sohn, das ist die Hoffnung, die Gnadensonne des Landes, aus deren Strahlen Rang und Reichthum quillen. Populär bei'm Volk, populär bei'm Heer und dann eine kleine seidene Schnur für den Czaren — — oh — —"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Völkerpsychologie.

(Fortsetzung.)

3.

Die Art und Weise, wie die französischen Blätter so ziemlich jeder Farbe und Richtung sich über uns und unsere Heere zu äußern fortfahren und größeren Theils unumwunden zum baldmöglichen Beginn eines neuen Krieges hetzen, kann uns nur bestimmen, unsere Wahnsinnschronik weiter zu verfolgen. Blos die eclatante Tollheit, die Wirkung eines moralischen Verfalls ohne Gleichen, erklärt, warum die Niederlage der französischen Nation Dimensionen annahm, wie sie bisher in der Geschichte keines Volkes zu finden waren. Die Franzosen trösten sich jetzt, wo sie die Bedingungen eingehen mußten, die ihnen der Sieger vorschrieb, mit dem Gedanken, daß sie zwar von einem beispiellosen Unglück heimgesucht worden seien, sich die Ehre aber unversehrt bewahrt haben. Wir unsererseits stehen indessen nicht an zu behaupten, daß niemals ein Krieg ehrloser vom Zaune gebrochen und ehrloser geführt worden ist: Kaiserreich und Republik haben an Ehrlosigkeit mit einander gewetteifert, Hochmuthswahn und Ehrlosigkeit — mit diesen beiden Worten wird das gegenwärtige Gebahren unserer Feinde jenseits der Vogesen charakterisirt. Wäre man nun auch vielleicht geneigt, den ersteren zu bemitleiden, die letztere schließt jedwedes Bedauern aus und läßt uns nur beklagen, daß die ihm für seine Verworfenheit zu Theil gewordene Strafe nicht noch viel härter ausgefallen ist. Wer sich vermißt, die Welt erobern zu wollen, und dazu so wenig das „das Zeug" hat wie Frankreich, als es mit frevelhaftem Leichtsinn den Krieg mit uns anfing, und wer trotz aller Schlappen, die er Schlag auf Schlag empfing, nach wie vor noch auf dem hohen Pferde reitet und über den Gegner eine Fluth ohnmächtiger Schimpfereien ergießt, der darf sich wahrhaftig nicht verwundern, wenn ihm zu seinem Unglück auch noch der Spott dieses so hochmüthig und unklug Herausgeforderten begegnet. Frankreich ist zwar vorläufig der „todte Mann" in Europa, allein es wäre eine sehr übelangebrachte Sentimentalität, wollten wir diesem Todten nur Gutes nachreden.

* * *

Unaufhaltsam setzten die deutschen Truppen ihren Vormarsch fort. Von Tage zu Tage wuchs die innere Angst

vor dem Eindringlinge, aber auch der Haß. Die französischen Blätter schäumten davon über, immer ist es jedoch die Lüge, wadurch sich dieser Haß äußert. Man speist das Publicum mit Illusionen: es ist finstere Nacht, doch man flunkert, die Sanne habe niemals heller geschienen. Selbst der „Moniteur Universel", dieser Exaffirielle, schmeichelt der Erregbarkeit seiner Leser. „Die Geschichte wird erzählen," sa prahlt er, „daß General Douay und seine achttausend Mann Frankreich gerettet haben. Die Preußen sind mit ihrem Athem zu Ende, Sie haben nur noch eine Schlacht zu liefern — und sie werden gezwungen sein, sich rückwärts zu wenden und wieder den Rhein zu passiren. So liegen die Dinge im Augenblick. Am meisten in Verlegenheit befinden sich nicht etwa die Franzosen, sondern die Preußen."

Ein anderes Blatt, der „Public" colportirt gar die Lüge: „Wißt Ihr, was diese Vandalen, die sich Deutsche nennen, thun? Nachdem sie eine Gegend völlig ausgeplündert haben, ergreifen sie alle gesunden französischen Männer und verleiben sie ihrer Armee ein. Sie transportiren die Unglücklichen noch Preußen und stecken sie dort unter ihre Truppen ..... So verstehen diese Wilden Recht und Gerechtigkeit. Paris erfohre und begreise das!"

Nach den blutigen Tagen von Weißenburg und Wörth, nachdem mon über die Mißerfalge des französischen Heeres nicht mehr im Unklaren sein konnte, brochen die Pariser Blätter in ein förmliches Wahnsinnsgebrüll aus. „Keinen Frieden," schreit „Paris-Journal" wieder und immer wieder, „bis wir sie alle aus Frankreich verjagt haben! Keinen Frieden, keine Waffenruhe, keinen Waffenstillstand, kein Protokoll, nichts von alledem! Flintenschüsse und Kalbenstöße, nichts Anderes! Später, da werden wir sehen. Und wenn sie auch nichts verlangten für ihre Siege, keinen Bach, keine Mauer, keinen Thaler, ja wenn sie uns selbst um Entschuldigung bäten, wir dürfen keinen Frieden gewähren. Muth! Gott wird das Frankreich nicht verstümmeln lassen, welches seine rechte Hand ist!!"

„Weißenburg, Wörth, Farbach," sagt ein anderer dieser journalistischen Tallhäusler, „das geblendete Europa betrachtet sie als die drei schönsten Blätter unseres kriegerischen Epos."

Der „Figoro" stimmt einen noch feierlicheren Ton an. „Die Helden Plutarch's — ... die französische Armee zählt sie in ihren Reihen," schreibt er. „Ihr Muth hat den jener Griechen und Römer übertraffen, deren Namen die Mehrzahl unserer Braven wahrscheinlich niemals hat nennen hören."

Die Hauptwaffe der französischen Presse bilden Schmähung und Verleumdung des Feindes; vam Anfang des Krieges an bis zum heutigen Tage entblödet man sich nicht, den „Prussiens" die gräßlichsten Abscheulichkeiten anzudichten. „Paris-Jaurnal" führt hierbei den Reigen. „In den meisten eurapäischen Heeren," berichtet es, „gilt es als selbstverständlich, daß man sich nur ehrenhafter Waffen bedient; Gift z. B. verschmäht man. Unsere Feinde denken indessen anders. Var einigen Tagen wurde ein Preuße dabei ertappt, wie er in die zum Tränken der Pferde bestimmten Tröge eine Substanz hineinwarf, von der er große Quantitäten bei sich trug. Es geschah dies im kaiserlichen Lager. Man nimmt ihn fest und verhört ihn; er verwickelt sich in seinen Antwarten. Die Aerzte aber, welchen mon die Masse vorlegt, erkennen sie als ein Strychninsalz!"

In der That, die Erfindungsgabe der französischen Journalisten ist bewunderswerth!

Inzwischen läuft eine Hiobspost nach der anderen ein, und immer und überall muß die unbesiegbare französische Armee den Kürzeren ziehen. Was schadet's? Die Presse behandelt alle diese Nachrichten einfoch als falsche Gerüchte und pratestirt gegen die „lügenhaften Telegramme des Königs von Preußen" mit einer von Stunde zu Stunde wachsenden Tallheit.

Der „Constitutionnel" geräth ganz außer sich vor Raserei und hätte in die Zwangsjacke gespannt werden müssen: „Wir werden immer kämpfen," tobt er, „und wenn wir keine Waffen mehr haben, so haben wir doch unsere Fäuste, die Barbaren zu erwürgen. Wir werden sie insultiren, und haben wi nicht mehr die Kraft, einen Fluch auszustoßen, so werden wi eine Schmähung aussprechen, und ist die Schmähung zu lang — dann sagen wir ein einziges Wort, wäre dies auch „Waterloo", ehe wir uns ergeben. Ja, ich schwöre es, dies Wort werden wir sagen!"

Trotz solcher Drohungen der französischen Presse ließen sich die Deutschen nicht abhalten, im Narden, Süden und Osten von Metz zu manövriren, um den Marschall Bazaine und seine Armee von noch etwa zweimalhunderttausend Mann zu cerniren. Der Marschall traf seine Dispositionen zu einem Rückzug auf Verdun und Chalans. Da sandte zunächst Napolean die nachstehende „Siegesdepesche" an Eugenie: „Die Armee hat auf das linke Moselufer überzugehen begonnen... Als die Hälfte der Truppen den Uebergang bewerkstelligt, haben uns die Preußen mit graßen Massen angegriffen. Nach vierstündigem Kampfe aber sind sie mit graßem Verlust zurückgeworfen worden."

Nach diesem ersten „Siege" fühlte sich jedoch der Kaiser inmitten seines Heeres nicht mehr sicher, welches, obgleich siegreich, sich rückwärts concentrirte! Napaleon sommt Lulu retirirte nach Verdun.

„Man wird uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen," heißt es in einem Artikel des „Figaro" vam 17. August mit dem Titel „Der Kaiser in Verdun", „daß wir in unserem Blatte mit den sogenannten Sensationsnachrichten nicht eben Mißbrauch treiben; auch kann man uns Glauben schenken, wenn wir aus unserer varsichtigen Reserve heraustreten. Wir versichern denn aus zuverlässiger Quelle, daß die Kaiserin gestern um zwei Uhr eine Depesche empfongen hat, welche, wenn auch nicht dem Wartlaut, doch dem Sinne nach besagt: Alles ist zu einer graßen Schlacht bereit und unsere Dispositionen sind der Art, daß ich zum Voraus einen Sieg verbürgen kann, der vielleicht entscheidend sein wird."

Tags darauf schon meldet ein Correspondent des Blottes von den Ereignissen des 16. August: „Das Treffen bei Langeville ist äußerst mörderisch gewesen. Die preußische Armee, von unseren Truppen zurückgeworfen, hat sechzehn- bis achtzehntausend Mann verloren. Fast alle Geschütze des Feindes sind in unsere Hände gefallen. ..." „Von der brillanten Armee des Prinzen Friedrich Karl existiren nur nach Trümmer," ergänzt der „Gaulois" die Siegesbotschaft.

Schade nur, doß die Herren vergessen, den Franzasen die eroberten feindlichen Kanonen zu zeigen!

Während die Presse in dieser Weise Geschichte macht, unterläßt auch der Kriegsminister, der berüchtigte Räuber Palikao, seinerseits nicht, dem Gesetzgebenden Körper eine Reihe unwiderlegbarer Wahrheiten aufzutischen. „Ich habe mehreren Abgeordneten die Depeschen gezeigt," sprach er, „welche bestätigen, daß, anstatt om 18. einen Sieg gegen Bozaine davongetragen zu haben, drei preußische Armeecorps vielmehr in die Steinbrüche von Jaumont geworfen worden sind."

Wie dieses famose Märchen van den Jaumanter Steinbrüchen bei den Franzosen verfing, welche Begeisterung es allenthalben hervorrief, ist nach Allen in frischem Andenken, abwahl mon sich doch leicht hätte davon überzeugen können, daß es gar keine Steinbrüche van Jaumont giebt. Der „Figoro" ist gleich noch mit einer anderen Fabel bei der Hand. „Endlich," triumphirt er, „wissen wir ganz bestimmt, daß die beiden Armeen Mar Mahan und Bazaine nur noch eine einzige bilden, ein ungeheueres Heer, das dem durch fünftägige blutige Schlachten erschreckten und derimirten Feinde gegenübersteht."

Als es sich schließlich nicht mehr verhehlen ließ, daß Bazaine in Metz eingeschlassen ist, erklärt der „Gaulais" keck: Wenn Bazaine in Metz geblieben ist, so hat er dies gethan, weit es ihm eben so beliebte," und „Public" setzt noch hinzu:

„Es ist augenscheinlich, daß die Situation des Marschalls Bazaine das Resultat einer glücklichen Strategik ist, während die Lage des Königs von Preußen nur als die Folge ungeschickter Manöver angesehen werden muß.“

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

§. Technisches. Prof. Kick hat in einem im deutschen polytechnischen Vereine zu Prag gehaltenen Vortrage einige beachtenswerthe Regeln für Anlegung von Blitzableitern erörtert. Da die gespannte Elektricität stets den kürzesten Weg sucht, und lieber überspringt, als daß sie einem langen, wenn auch guten Leiter folgt, so soll man die Ableitung von einer Blitzableiterstange möglichst gerade nach der Erde gehen lassen, nicht aber in mannichfachen Windungen über das Dach führen. Der Raum, über welchen sich der Schutz eines Blitzableiters erstreckt, läßt sich durch Zeichnung leicht bestimmen. Man zeichnet auf dem Reißbrete in kleinem Maßstabe den Blitzableiter in seinem Abstande vom Boden, und ebenso die umliegenden hervorragenden Punkte von Gebäuden, deren Sicherheit in Frage steht, letztere zugleich auch im verjüngten richtigen Horizontalabstande vom Blitzableiter. Dann zieht im Abstande von 500 Fuß (nach dem Maßstabe) eine Gerade parallel zum Boden. Diese Linie stellt den niedrigsten gefährlichen Abstand der Wetterwolke dar, indem die Wolken erfahrungsgemäß nicht tiefer ziehen. Nun beschreibt man aus dem Punkte, welcher die Spitze des Blitzableiters bezeichnet, mit dem Radius von 500 Fuß einen Kreis, dieser schneidet die Linie des tiefsten Wolkenzuges in zwei Punkten. Setzt man endlich den Cirkel bei derselben Eröffnung in jenen Punkten ein, und beschreibt abwärts, von der Blitzableiterspitze ausgehend zwei Bögen, so zeigen diese die Grenzen, bis zu welchen sich der Schutz erstreckt. Die Objecte, welche auf der convexen Seite der Bögen liegen, ohne von denselben berührt zu werden, sind vor dem Blitze sicher, die höher gelegenen sind es nicht mehr. Hiernach ergeben außerordentlich hohe Blitzableiter weniger Schutz, als man erwarten möchte. Wollte man z. B. einen solchen von 500 Fuß Höhe herstellen, so würde in einem Radialabstande von ebenfalls 500 Fuß der Blitz ebensowohl auf dem Boden als in die hohe Stange einschlagen, während sich bei nur 200 Fuß Höhe des Blitzableiters der Schutz der Bodenfläche noch auf 400 Fuß, und selbst bei 100 Fuß Höhe auf 250 Fuß Radialabstand erstreckt. Inzwischen schützt ein 200 Fuß hoher Blitzableiter in 100 Fuß Abstand nur noch Objecte von 100 Fuß Höhe, in 200 Fuß Abstand solche von 50 Fuß Höhe und in 300 Fuß Abstand solche von circa 20 Fuß Höhe. Das von Kick angegebene Verfahren zur Bestimmung des Schutzbereiches eines Blitzableiters ist sehr einleuchtend, jedoch wird es in einem gebirgigen, den Wolkenzug beeinflußenden Terrain hie und da zu modificiren sein. — Neuerdings ist in England der Straßenlocomotive wieder in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit zugelenkt, seitdem Thomson in Edinburg mit seinem Wegdampfer, dessen wesentliche Eigenthümlichkeit in den mit Kautschukbandagen versehenen Rädern besteht, anerkannte Erfolge erzielt hat. Die Firma T. M. Tennant u. Comp. in Leith baut nach Thomsons Systeme Dampfwägen zum Lastentransport, zur Personenbeförderung und für landwirthschaftliche Zwecke, namentlich zum Pflügen ohne Seil, wobei der Pflug direct gezogen wird. Die Kautschukreifen der Räder vermeiden die Zerstörung des Weges und gestatten eine größere Geschmeidigkeit als die eisernen Räder. Ein Wegdampfer mit zwei Cylindern zum Ziehen eines Omnibus für 65 Personen, der auf ebenem Wege 7 bis 8 engl. Meilen (ca. 3 Wegstunden) in der Zeitstunde zurücklegt, kostet 640 Pfd. Sterl., dazu der Omnibus mit ähnlichen Rädern 375 Pfd. Sterl. Eine 8pferdige Lastenmaschine, welche 18 Tonnen netto transportirt, consumirt 48 Pfd. Kohlen per engl. Meile auf gutem ebenem Wege und das Doppelte auf schlechtem oder sehr hügeligem Wege.

— Ein deutscher Kriegscorrespondent schreibt über die Rückkehr der französischen Kriegsgefangenen der „A. A. Ztg.“: Gerade in diesen Tagen, wo die Armeen aufgelöst werden, bieten sich wieder so manche Vergleiche dar, die zur Ehre der deutschen Humanität sprechen. Es bereitet einen wahrhaft empörenden Anblick, wenn man die Gleichgiltigkeit sieht, mit welcher die französische Regierung ihre entlassenen Kriegsleute behandelt. Die einfachste Sorge, die der Rückbeförderung auf Staatskosten, wird ihnen versagt. Ein großer Theil derer, die eben noch das Vaterland vertheidigten, zieht buchstäblich bettelnd in die Heimath. Auf allen Hauptstraßen des Landes sieht man sie in vereinzelten Trupps, sie bitten die Vorübergehenden um Almosen, erzählen, daß sie 50 bis 60 Meilen oder noch mehr zu Fuß zurückzulegen hätten, ehe sie nach Hause kämen, und klagen über Ermüdung und Entbehrung. Als wir am Buffet des Bahnhofs von Meaux standen, trat eine dieser wandernden Jammergestalten auf uns zu, seine Montur heruntergekommen, zerlumpt, sein Aussehen Mitleid erregend. Dieser Mensch mußte eine ganze Leidensgeschichte durchgemacht haben, und wir frugen ihn nach seinen Abenteuern. Er war ein Elsäßer, der sich bei'm Beginn des Kriegs als Arbeiter im südlichen Frankreich befunden hatte. Zum Soldatendienst gezwungen machte er den Feldzug an der Loire mit von Orleans bis Le Mans. Nach dem Friedensschluß entließ man ihn mit einem Gnadengeld von siebenzehn Franken. Da diese erbärmliche Zehrung ihm natürlich nicht erlaubte, auf der Eisenbahn zu fahren, mußte er zu Fuß durch das Land streichen; er wäre, wie er selbst sagte, verhungert, wenn ihm nicht in den kleinen Orten an der Landstraße mildherzige Bauern den nothdürftigsten Unterhalt geboten hätten. Er ging die Umstehenden um einige Sous für den Morgenkaffee an, indem er auf seine leeren Taschen zeigte. Es wurde rasch für ihn gesammelt, mehr als er im Augenblicke bedurfte, und mit sichtlichem Danke nahm er das Handgeld entgegen, das Deutsche für ihren neuen Landsmann aufbrachten. Die deutsche Etappe gewährte ihm freie Rückfahrt in seine Heimath. Der volle Gegensatz wurde uns klar, als der Zug anlangte, und wir aus den Wagen den frohen Gesang unserer heimkehrenden Krieger vernahmen. Demobilisirte Artillerie befand sich mit auf dem Transport, einer der Wagen trug die Inschrift „Von Orleans nach Tilsit“; auf einem anderen las man „Von Le Mans nach Hannover“, und die Soldaten hatten darunter geschrieben „Eilgut nach Deutschland, zu Muttern“. Einige Kreidezeichnungen in dem gewöhnlichen Lapidarstyl waren nicht vergessen worden.

— Das Ableben des jüngst geborenen Kindes des Prinzen und der Prinzessin von Wales zeigt das unter den Londoner Arbeiterclassen am meisten circulirende radicale Wochenblatt „Reynolds Weekly Paper“ mit folgenden die Partei charakterisirenden Worten an: „Eine glückliche Erlösung. Mit vieler Befriedigung zeigen wir an, daß das neugeborene Kind des Prinzen und der Prinzessin von Wales kurz nach seiner Geburt gestorben ist und somit die Arbeiterclassen von England davon befreit hat, späterhin einen neuen Zusatz zu der langen Liste von Staatsbettlern, die sie gegenwärtig unterhält, zu ernähren.“ Netter Ton!

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 47. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Czar Paul hatte sich in die höchste Aufregung geschrieen; jetzt sank er auf einen Sessel und starrte unverwandt auf das lebensgroße Portrait seines Vaters Peter III., der auf Katharinens, seiner Gattin, Befehl unter Orlows Mörderhand sein Leben verhaucht hatte.

Alexander beugte ein Knie vor dem Czaren. „Meine Mutter ist die treueste Gattin, die beste, sanfteste der Frauen, Czar!“ sagte er mit sanfter Stimme. „Das erste Stammeln Ihres Alexander aber war ein Gebet für seinen Vater; Czar Paul! das Kind betete für Sie, der Jüngling legt sein Haupt zu Ihren Füßen; über jenes düstere Bild meines Großvaters, das den Frieden und die Heiterkeit Ihrer Seele trübt, breiten Sie den Schleier der Vergessenheit. Und noch um eines, mein Vater und Czar, flehe ich Sie an, und jenes Bild wird mir Beifall lächeln. Hören Sie das Flehen Ihres Sohnes. Sie fürchten, daß der Czarewitsch Ihnen die Herzen des Volkes entfremde. O, mein Vater, gewinnen Sie sich selber diese Herzen, es ist so leicht.“

Der Kaiser blieb eine Weile stumm, dann fuhr er mit seinem Taschentuch über die Stirn und leerte ein Glas Wasser in einem Zuge. „Arkarow thut ihm unrecht, Iwan Paulowitsch haßt ihn,“ murmelte er leise vor sich hin. „Wem darf Czar Paul trauen?“ Und seine Gedanken weiter verfolgend, fuhr er laut fort: „Steh' auf, mein Sohn. Ich will Dir Deine unüberlegten Worte, wie die Handlung des heutigen Abends verzeihen; Bikaroffs Kinder sollen auf Staatskosten erzogen werden, die „Petersburger Zeitung“ soll es morgen als Gnadenbeweis des Czaren verkünden. Du aber vergiß, ich befehle es Dir, vergiß, was ich geredet. Mir ist oft so wüst im Kopf, daß meine Gedanken sich verwirren, denn auf meinen Schultern ruht das Wohl des Staates. Ich habe viel zu ordnen, viel zu verbessern in dem System, das die furchtbare Günstlingswirthschaft der verstorbenen Czarin über Rußland gebracht. Ich habe viel gutzumachen, mein Sohn, an der Monarchie meiner Mutter; es ist besser, die strenge Hand eines legitimen Kaisers halte ein Reich in bedenklichen Zeiten der Neuerung in Banden, als daß es zerfahre unter der Wirthschaft erbärmlicher Creaturen, denen das Land zur Lust dient, wie ihre Souveränin.“

„Czar! Sie sprechen von Ihrer Mutter,“ rief Alexander in höchster Erregung. „Rußland dankt Katharinen Großes, — mir war sie stets eine gütige Großmutter.“

„Freilich, Du bist glatt von Antlitz, bist gewachsen wie eine Tanne,“ grollte der Czar, „das ist ein Anblick für Frauenaugen. Ich aber,“ fuhr er wild fort, „ich schmachtete zu Gatschina, ein jammervolles Spottbild, ein Gefangener, jede Regung, jeder Gedanke überwacht durch Spione meiner Mutter und ihre Günstlinge. Ha, Ihr predigt von Sanftmuth, von Liebe, — hat man mich dazu erzogen, sie auszuüben? Riß man nicht meine Kinder von meiner Seite, mir ihr Herz zu entfremden und in den glänzenden Festen der nordischen Semiramis, in der Eremitage oder im taurischen Palast ihre Eltern im einsamen Gatschina vergessen zu lassen? Katharina, die Große, nennt man meine Mutter. Blicke auf jenes Bild, auf das Bild meines unglücklichen Vaters: Katharina, die Blutige, müßte sie heißen. Aber anders soll es werden, ein neues Rußland soll erstehen! „Paul tröstet mich,“ heiße meines Reiches Devise.“

Der Czar war vollkommen wieder der Alte, die väterliche Regung, die Minuten der Vertraulichkeit waren vorüber. Rasch genug hatte er sich wieder auf seine Würde besonnen. „Ich will, daß der Czarewitsch zugegen sei, um meinen neuen Ukas, der das Militär betrifft, zu vernehmen. Ich ernenne den Großfürsten und den General Araktschief, den Gouverneur unserer Hauptstadt, zu Vollstreckern desselben. Iwan Paulowitsch und Arkarow sollen kommen.“

Er drückte an eine silberne Glocke und im nächsten Augenblick erschienen die Gerufenen, die sich keinenfalls in weiter Entfernung aufgehalten haben konnten.

Der Kaiser nahm aufs neue Platz, während der Czarewitsch und die beiden hohen Herren in demüthiger Haltung vor seinem Sessel standen, denn sich in Pauls Gegenwart zu setzen, war ein Majestätsverbrechen, das der alte, viel geprüfte König Stanislaus von Polen noch vor wenigen Tagen beinahe mit Arreststrafe gebüßt hätte.

„Es ist zu meinen Ohren gedrungen,“ nahm er endlich das Wort, „daß mehrere Officiere meiner Armee, deren Namen Arkarow mir verzeichnet, sich in unehrerbietiger Weise über meine Reformen im Heere zu äußern wagten. Man verspottet die neuen Uniformen, die ich selber eingeführt, man weigert sich, den Befehlen der Officiere zu gehorchen, die mir schon in Gatschina treu gedient und die ich im Range erhoben habe. Ich habe daher folgenden Ukas beschlossen.“ Er machte eine Pause, in der Iwan Paulowitsch einen Bogen Papier zurechtlegte und sich zum Schreiben anschickte. „*) Jeder Officier meines Heeres hat einen Schwur zu leisten, daß er mit allen Neuerungen, die der Kaiser bisher eingeführt hat und ferner einführen wird, einverstanden ist. Wer sich weigert, diesen Eid zu leisten, ist aus dem Heer entlassen und hat sich innerhalb dreier Tage nach Hause zu begeben; derselbe ist jedes Amtes, sei es im Civil- oder Militärfache als unwürdig zu erklären.“

Mehr als einmal während seines Dictates blickte der Czar seinen Sohn verstohlen an, als wolle er auf seinem Antlitz den Eindruck desselben erspähen. Allein Alexanders Züge blieben unverändert. Früh genug hatte der Enkel Katharinens gelernt, die Stimmung der Seele nicht zu offenbaren.

Paul unterzeichnete und übergab Arkarow das Papier. „Du wirst Dich mit dem Czarewitsch und Araktschief über

*) Historisch.

die Ausführung dieses Ukas verständigen. Morgen schon soll er veröffentlicht werden; jetzt will ich zur Ruhe gehen."

Der Großfürst verneigte sich tief. „Verzeihung, Majestät," sagte er mit ehrfurchtsvollem Ton, „dieser Auftrag paßte eher für meinen Bruder, den Großfürsten Constantin, ich flehe Sie an, erlassen Sie mir diesen Befehl."

Der Kaiser schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß es dröhnte. „Rußland liegt zu meinen Füßen," rief er, „und mein Sohn will sich widersetzen, wenn Czar Paul befiehlt? Es bleibt, wie ich gesagt — kein Jota anders. Ihr seid entlassen, alle bis auf Iwan Paulowitsch. Bring' mich zur Ruhe, Iwan!"

Er hielt seinem Sohn die Hand zum Kusse hin, grüßte Arkarow mit einer Neigung des Kopfes, während der mächtige Polizeiminister fast d:n Boden mit seiner Stirn berührte, und verschwand, von dem Staatsrath gefolgt, der indessen noch oft genug genöthigt war, sich seiner ehemaligen Dienste als Kammerlaquai zu erinnern, in seine Schlafgemächer.

Noch in derselben Nacht wurde der Arzt des Czarewitsch zu demselben, der plötzlich erkrankt war, gerufen; als er die Zimmer des Großfürsten verließ, empfahl er die höchste Schonung und vollständige Zurückgezogenheit des Patienten während einiger Tage.

Konnte der Autokrat, der keinen Widerspruch duldete, auch seinem Sohne gebieten, nicht zu erkranken?

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zur Völkerpsychologie.

(Schluß.)

Damals war die englische Presse noch nicht in das französische Lager übergegangen, sondern stand mit ihren Sympathieen noch auf unserer Seite. Das brachte die Franzosen ganz absonderlich in Harnisch, weil sie sich in ihrer Eitelkeit einbilden, die Welt könne nur für sie Interesse und Theilnahme haben. Man erging sich deshalb in allerhand Liebenswürdigkeiten gegen die englischen Blätter. „Der famose Berliner Timescorrespondent," schreibt „Gaulois", „dieser unter Garantie der preußischen Regierung privilegirte Lügner ..." und knüpft hieran die Frage: „Ist es wahr, daß, wie man aus London meldet, der Sohn des Eigenthümers der „Times" vor Kurzem sich mit der Tochter des preußischen Botschafters in London verheirathet hat? Das würde die englischen Depeschen erklären."

Je offenkundiger und gewaltiger die deutschen Erfolge wurden, um so tolleren Blödsinn heckte die französische Presse aus. So läßt sich der „Gaulois" aus Brüssel berichten: „Die Preußen, die sich hier in großer Anzahl befinden, sind demoralisirt. Wir haben ihrer zwei im Hause, welche seit drei Tagen nichts thun als weinen. Sie halten ihre Armee für verloren."

Ein tröstliches Bild für die Franzosen, diese weinenden preußischen Soldaten! Man muß zugestehen, die Phantasie der französischen Journalisten ist unerschöpflich.

Enger und enger war Bazaine eingeschlossen in Metz, seine Verbindung mit Mac Mahon total vereitelt, das Alles aber erscheint der französischen Presse nur als ein neuer Lorbeer für die französischen Waffen, welche die unglücklichen Deutschen so geschickt in die Steinbrüche von Jaumont hineinmanövrirten, „daß ein ganzes Ulanenregiment in dem Abgrunde verschwand, der fast eine Armee verschlungen hat."

„Die Preußen wüthen darüber, daß Bazaine durchaus in M:tz bleiben will," heißt es in einer Provinzialzeitung. Mittlerweile aber werden doch schon die Rufe vom „Verrathen- und Verkauftsein" laut, welche bei den Franzosen bald eine so große Rolle spielen sollten, weil ja ihre Armee auf andere Weise nicht besiegt werden kann. „Unsere Soldaten," sagt „Paris-Journal" schon am 12. August, „können sich ihre Niederlagen nicht erklären. „Wir sind verrathen," geben sie unveränderlich zur Antwort, wenn man sie nach den Ursachen ihres Mißgeschickes frägt. Und in der That, wenn der französische Soldat nicht siegt, so muß er nothwendig verrathen sein!"

Bekanntlich war schon nach der Schlacht von Waterloo „Verrath" das allgemeine Feldgeschrei der Franzosen; seitdem hat es ihnen über alle „Désastres" hinweghelfen müssen, niemals indessen bessere und ausgiebigere Dienste geleistet, als im gegenwärtigen Kriege. Dabei wird das Schimpfen gegen die frechen Eindringlinge auf das tapferste fortgesetzt. „Nicht etwa der Ehrgeiz oder die Idee der deutschen Einheit hat diese Preußen über unsere Grenzen getrieben," politisirt der „Figaro", „behüte Gott, nichts als der Hunger und das Elend. Gleich ausgehungerten Wölfen, die einen Schafstall wittern, haben sie sich auf unser Hab und Gut gestürzt. In einem von Gott verlassenen Lande lebend, auf einem wilden, leeren, kränklichen Boden, unfähig denselben zu bearbeiten und zu wenig intelligent, um durch Geist, Arbeit, Industrie und Kunst aus der Fremde Capitalien herbeizuziehen, haben sie diese sich durch Raub und Diebstahl verschaffen wollen. Sie haben sich gesagt: Wir haben keine Stiefeln, die Franzosen haben sie. Wir haben kein Brod, kein Fleisch, keine Cigarren, keine schönen Künste, keine Industrie, keinen Handel. Wir sind zu dumm, um uns das Alles selbst zu erzeugen. Also stehlen wir es uns! — Und so haben sie uns überfallen."

Dem Redacteur des „Figaro", dem biederen Alexander Duvernois, ist dieser Unsinn noch nicht wahnwitzig genug, er ergreift daher selbst die Feder, um seinen Lesern die „Lage Preußens" zu schildern. „Unsere Feinde," hebt er an, „sind in einer heillosen Lage; sie sterben geradezu Hungers. Sobald wir sie besiegt haben werden — und der Tag des Sieges ist ganz nahe —, werden wir eine Subscription eröffnen müssen, um sie zu ernähren. Frankreich ist ja immer mildthätig; es wird den Elenden Almosen reichen, die es ausspionirt haben und die es, zur gerechten Vergeltung, niederwerfen wird."

Welche Ironie des Schicksals — diese verhungerten Preußen mußten es sein, welche dem reichen Paris das erste Stück Brod wieder zuführten!

Die Katastrophe von Sedan rückt heran — sie raubt der französischen Journalistik und der Nation dazu den letzten schwachen Rest von Vernunft.

Der „Gaulois" giebt einen Bericht von der Schlacht vom 31. August, welcher im Lügen wahrhaft Uebermenschliches leistet. „Der von den Preußen schon vor Metz begangene Fehler ist bei Sedan wiederholt worden," sagt er. „Schon um Mittag begann die Deroute der feindlichen Armee — eine vollständige Deroute. Die Corps des Prinzen Friedrich Karl und des Kronprinzen, sie beide sind von unseren Truppen total in die Flucht geschlagen worden." Und an demselben verhängnißvollen Tage, dem 3. September, der den Parisern die Kunde von der Gefangennahme der Mac Mahon'schen Armee und des Kaisers brachte, ergötzt sich „Figaro", seinem Publicum den „preußischen Landsturm" folgendermaßen zu zeichnen: „Seht sie euch einmal an, wie sie kommen, die Männer des Landsturms! Beim Rufe des Vaterlandes haben sie ihren Großvaterstuhl und ihre kleinen Kinder verlassen, und da sind sie nun, die letzten Soldaten, der letzte Trost der preußischen Armee. Welche edlen Greisenköpfe! Der jüngste darunter ist fünfzig Jahre, er ist das Kind des Regiments. Die Anderen marschiren schwer und mühsam mit gekrümmtem Rücken, wie es ihrem Alter zukommt. Man glaubt ein Heer von ergrauten Senatoren zu erblicken....

Seht sie euch an! Der Kopf wackelt ihnen unter dem Helme: anstatt der Haare tragen sie eine schwarzseidene Schlafmütze darunter . . . In der Arrieregarde stecken lauter Gichtbrüchige; ihr Keuchen und Husten vertritt die Stelle der Regimentsmusik. . . ."

Die Pariser haben jetzt Gelegenheit gehabt, diesen kopfzitternden, gichtbrüchigen, hustenden preußischen Landsturm zu sehen — ob sie die Schilderung ihres Lieblings „Figaro" wohl zutreffend gefunden haben?

Um die nämliche Zeit, kurz vor dem Bekanntwerden des Unglücks von Sedan, läßt der „National" eine neue romantische Fabel vom Stapel. „König Wilhelm ist verrückt geworden!" verkündete er der Welt. „Die heftige Gemüthsbewegung, in welche ihn die Schlachten vom 14., 16. und 18. versetzt, in denen die Blüthe des preußischen Adels niedergemäht worden ist, hatten schon sein Gehirn erschüttert; die entsetzlichen Scenen bei den Steinbrüchen von Jaumont haben ihm vollends den Verstand geraubt. So lange wie möglich hat man den Zustand des Königs zu verheimlichen gesucht, und Graf Bismarck ist in aller Eile nach Berlin zur Königin Augusta abgereist, um sie auf den über die Hohenzollern'sche Dynastie verhängten Schlag vorzubereiten."

„Figaro" vervollständigt die Mittheilung des „National". „Ein Brief aus Rastatt," schreibt er, „giebt uns neue Einzelheiten über das schon gemeldete Ereigniß, den Wahnsinn des Königs von Preußen. Wie es scheint, ist derselbe ein Familienleiden, welches das Unglück von Jaumont nur zum Ausbruch gebracht hat. Man versichert uns, daß der König unter der Escorte von zwei höheren Officieren am 29. August Heidelberg passirt hat, um nach Berlin geführt zu werden.

Was man von solcher Narrheit denken und sagen soll, weiß man in Wahrheit nicht, und dennoch hat das „geistreichste Volk der Erde" mehrere Tag lang den Blödsinn geglaubt und auf ihn seine hauptsächlichste Siegeshoffnung gebaut!

Wie die Republik das Erbe des Kaiserreichs, die Tollheit, nicht nur angetreten, sondern ihr noch größeren Schwung verliehen und die Prahlerei und Lüge zum offiziellen Regierungssystem erhoben und ausgebildet hat, haben wir Alle noch nicht vergessen. Gambetta wurde jetzt das Haupt der französischen Tollhäusler, und es ist sicher keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, daß jedes Wort seiner zahlreichen Proclamationen eine Lüge und jeder Act seiner Maßnahmen eine Verrücktheit gewesen ist. In Gambetta sehen wir die Verkörperung des französischen Nationalgeistes des Größenwahnsinns. Jetzt beginnt der Schwindel mit dem „geheiligten Boden Frankreichs", mit der „Stadt der Nationen", mit dem „keine Scholle von unserem Lande und keinen Stein von unseren Festungen!", jetzt schleuderte der neue Dictator, der sich selbst mit Mirabeau, mit Vergniaud, mit Robespierre und anderen Chorführern der ersten Revolution vergleicht, die Phrase in die Welt hinaus: „Machen wir einen Pact mit dem Siege oder mit dem Tode!", jetzt entfaltet der unsterbliche Victor Hugo all' den Bombast seiner hohlen Beredtsamkeit in seinem Appell an die Pariser und seiner kindischen Ansprache an die deutsche Nation; jetzt ist Paris die „Heldin ohne Gleichen", Paris, „das bis jetzt die Welt amusirt hat — es wird sie jetzt schrecken und ganz Europa voller Bewunderung dem erhabenen Schauspiel zusehen", — jetzt liegt ganz Frankreich im Delirium, aus dem es auch heute, wo es dem Sieger sich beugen, wo es ausdrücklich seine Unfähigkeit zu weiterem Widerstande hat anerkennen müssen, noch nicht erwacht ist. Die französischen Blätter fahren fort zu prahlen und zu höhnen, zu lügen und zu schmähen, und die Volksvertreter hetzen verkappt und offen, immer aber gleich toll, schon zu einem Rachezuge, sprechen von Mainz und Köln und Trier, die ihm wieder gehören müssen, und sind endlos in Darlegungen des Wahnsinns. Die sehr vereinzelten Stimmen aber, die sich bemühen, der Nation die wahre Sachlage klar zu machen, verhallen wie die Stimme des Predigers in der Wüste; die fixe Idee, das erste, das unüberwindliche Volk der Erde zu sein, haben alle die dreiundzwanzig eclatanten Niederlagen, welche man in sieben Monaten erlitten, nicht aus den faselnden Köpfen treiben können, und wir mögen nur darauf gefaßt sein, daß die französische Geschichtschreibung den Krieg von 1870 und 1871 zu einer neuen Verherrlichung der zur steten Gloire prädestinirten Nation stempeln wird.

Einer solchen Verkehrung der unumstößlichen Thatsachen müssen wir bei Zeiten vorbeugen; unser gutes Recht, die brutal Angegriffenen und die ruhmüberreichen Sieger gewesen zu sein, dürfen wir uns nicht verkümmern lassen: auch die Nachwelt muß erfahren, auf welcher Seite die wahre, die geistige und sittliche Ueberlegenheit gewesen ist, und mit welcher Großmuth wir die ruchlosen Provocationen, die unablässigen Großsprechereien und Schmähungen des hassens- und verachtungswerthen Feindes — das sind uns die Franzosen, so lange sie ihr Verhalten uns gegenüber nicht völlig ändern! — vergolten haben. Ja, wir haben eine Großmuth geübt, die in den Friedensbedingungen leider fast wie schwache Nachgiebigkeit aussieht, während wir in der That auch nicht den Schatten eines Grundes erblicken können, warum wir einem so frevelhaften, frivolen und hochmüthigen Feinde nicht die allerschwerste Züchtigung und Demüthigung hätten auferlegen sollen! Ein Feind, der nachträglich noch unsere der Heimath entgegeneilenden Kranken- und Verwundetenzüge insultirt und mißhandelt, verdient kein Mitleid und keine Schonung, er muß vor ganz Europa gebrandmarkt werden.

Möge uns die Erfahrung erspart bleiben, daß wir Deutschen wieder und immer wieder die Allzubescheidenen und Allzulangmüthigen gewesen sind!

Mannichfaltiges.

— Am 18. April wurde in dem Comptoir des Bankhauses M. A. v. Rothschild und Söhne in Frankfurt a. M. der Versuch der Erpressung einer größeren Geldsumme (man spricht von 4—5 Millionen) gemacht, der durch die begleitenden Umstände allgemeine Sensation erregt. Die „N. Bad. Landesztg." theilt darüber Folgendes mit: „Die Pariser Commune scheint nach Frankfurt einige Ableger geschickt zu haben. Wie bei dem gleichnamigen Welthause in Paris wurde am 18. April bei M. A. v. Rothschild und Söhne zu requiriren versucht, und auch das drohende Schießgewehr fehlte nicht dabei. Morgens 10 Uhr erschien nämlich an der Kasse des Hauses Rothschild ein junger Franzose und überreichte daselbst einen Brief, inhaltlich dessen er eine bedeutende Summe (4 Millionen) forderte, widrigenfalls er das ganze Haus in die Luft sprengen würde. Ganz wie auf Verabredung erfolgte auch nun eine heftige Detonation, welche Thür und Fenster nach dem Hofe zu aufsprengen machte. Man bemächtigte sich indeß schnell des Attentäters und nahm seine Reisetasche, welche noch mehrere Nytroglycerinbomben enthielt, in Beschlag. Ein Exemplar derselben fand sich auch unzerplatzt auf dem Vorplatz. Bei'm Transport des Verhafteten nach der Polizeiwache hatte sich eine ungeheuere Menschenmenge eingefunden, und da man bereits sagte, der neue Orsini habe ganz Frankfurt in die Luft sprengen wollen, so zeigten sich innerhalb derselben bedenkliche Lynchgelüste, welchen die Polizei nur durch schleunigsten Transport des Verbrechers begegnen konnte." — In einem zweiten Brief macht der Berichterstatter über das Attentat folgende nähere Mittheilungen: „Der Missethäter, ein deutscher Franzose aus der Gegend von Metz, Namens Müller, hatte schon mehrere Tage Zutritt im Hause der Firma M. A. v. Rothschild und Söhne. Von der einen Seite wird behauptet, daß er nun seit dieser Zeit bereits mit Gewaltacten (In die Luft sprengen von Roth-

schild und ganz Frankfurt) gedroht habe, wenn man ihm nicht eine bestimmte Summe zahle, von anderer Seite erfahre ich dagegen, daß er einfach als „Schnorrer“ das Rothschild'sche Geschäft unsicher machte und zur Empfangnahme einer Unterstützung auf heute an einen Beamten des Hauses verwiesen worden war. (Müller gab vor, in Amerika sein Vermögen eingebüßt zu haben, und wollte, wie es auch heißt, sich an Frankfurt für die Annexion seiner Heimath rächen!) Um 10 Uhr Morgens trat nun Mr. Müller, die brennende Cigarre im Munde, in das 1 Treppe hoch belegene Bureau und überreichte dem oben erwähnten jungen Mann einen Brief. Kaum hatte dieser einige Zeilen davon gelesen, als mit dem Krachen eines Kanonenschusses draußen auf dem Vorplatz eine Explosion stattfand, welche Thüren, Fenster, sowie eine mannsdicke steinerne Säule zertrümmerte. Eine Dynamitpatrone war neben die Thür des Aborts gelegt und entzündet worden. Die Katastrophe rief natürlich eine ungeheuere Verwirrung unter dem zahlreichen Comptoirpersonal hervor. Alles stürzte nach dem Thatorte. Hier fand man einen Makler, welcher auf dem Vorplatze befindlich gewesen, mit vollständig zerrissenem Gesichte. Im Bureau bemächtigte man sich nun auch des Verbrechers, welcher ein blechernes Etui, ganz mit Dynamitpatronen gefüllt, deren Zündfäden er in der Hand hielt, um den Hals hängen hatte und übergab ihn der Polizei. Auf dem Transport zum Polizeigewahrsam war Müller Gegenstand der heftigsten Mißfallensbezeugungen des schnell zusammengelaufenen Publicums. „Schlagt ihn todt, den Hund!“ wurde von allen Seiten gerufen. „Tuez-moi,“ erwiderte Jener mit Exaltation. Indeß geschah ihm weiter nichts, nur ein besonders enragirter Handelsmann aus Vilbel versetzte ihm mit einem scharfen Instrument einen Schlag an den Kopf, welcher ihn bluten machte. Dafür mußte der Lyncher mit zur Polizei gehen. Was in dem betr. Brief, den Müller vorgezeigt, gestanden hat, weiß man nicht genau. Sicher ist nur, daß er 4 Millionen Gulden gefordert hat, ob er aber gedroht hat, nur das Rothschild'sche Haus oder, wie behauptet wird, ganz Frankfurt in die Luft zu sprengen, konnte bishee nicht erwiesen werden. Das Rothschild'sche Haus wurde von der Palizei abgesucht und fand man dabei auf dem Hofe eine ungeplatzte Bombe. In der Stadt hat dies Ereigniß natürlich ungeheuere Aufregung hervorgerufen, und die mannichfachsten Gerüchte sind darüber im Schwang. „Rothschild todt, Frankfurt in die Luft gesprengt“ — so lautet die Schauernachricht, welche colportirt wurde. Sicher ist, daß das Schicksal eines halben hundert Menschen, sowie das vieler Banknoten und Wechsel an einem Haar gehangen hat. Die eine Dynamit-Patrone, welche geplatzt ist, würde, wie der besichtigende Criminalbeamte sich geäußert haben soll, bei richtiger Zündung im Stande gewesen sein, das ganze Haus in die Luft zu sprengen, ganz abgesehen davon, daß der Verbrecher noch ein ganzes Arsenal van Bomben bei sich trug und offenbar nur durch einen Zufall verhindert wurde, sie anzuzünden und so die Zerstörung zu vervollständigen. Man hält den Müller auch für irrsinnig, obgleich er — wenn auch etwas exaltirt — ganz vernünftig sprechen soll. Die beiden Chefs des Hauses Rothschild waren, beiläufig bemerkt, nicht im Bureau, als die Explosion stattfand.“

— Die „Straßb. Ztg.“ schreibt: „Für die künftige Straßburger Bibliothek ist ein von Meisterhand entworfenes Bibliothekzeichen in Ausführung, das die Bestimmung hat, mit, soweit thunlich, eigenhändig geschriebenem Namen des Geschenkgebers versehen, in die geschenkten Bücher eingeklebt zu werden. Abgesehen von dem geschichtlichen Interesse, das auf diese Weise der Sammlung zugeführt wird, dürfte dieses Mittel ein angemessenes Zeichen der Dankbarkeit gegen die Geber und vielleicht auch geeignet sein, manches liebgewonnene Buch locker zu machen, indem dadurch die persönliche Beziehung des Besitzers zu seinem Buche gewissermaßen erhalten bleibt. Die Blätter dürften in Kurzem die Abbildung und das Nähere darüber bringen. Außerdem wird zur Erinnerung an die vereinte Thätigkeit zur Wiederherstellung der Bibliothek die Anlegung eines Albums beabsichtigt, das die Photographieen der Förderer des nationalen Unternehmens enthalten soll.“

— Die reichhaltige nnd rechtswissenschaftliche Bibliothek des in Heidelberg verstorbenen Professors Geh.-Rath v. Vangerow soll für Straßburg erworben werden oder bereits gekauft sein, indem eine Neugestaltung und Wiederbelebung der dortigen Universität nächstens erfolgen soll.

— Aus Berlin berichtet die „Kreuzztg.“: Eine Lection für die jede Grazie des Ganges hindernde, unschöne und selbst gefährliche Mode der überhohen spitzen Hacken unter den Gamaschen-Stiefeln erhielt dieser Tage eine junge Dame auf der Gertraudenstraße. Sie gerieth mit der spitzen Stelze in eine Fuge des Granittrottoirs und klemmte sich so fest, daß ihr nichts übrig blieb, als unter dem Gelächter des Publicums den Stiefel auszuziehen.

— Der Neusiedlersee in Ungarn hat gegenwärtig bis auf 5 Fuß seinen früheren Wasserstand wieder erreicht. Der Boden des Sees war vom August 1865 angefangen bis Ende 1870 trocken und in dieser Zeit von den Uferrändern aus gegen die Mitte desselben von den Anwohnern in großen Strecken urbar gemacht worden. Meierhöfe mit Wohngebäuden, aus solidem Mauerwerk erbaut, ragen nun nur noch mit den Ziegeldächern über die Seefläche hervor. Bald werden sie durch den Wellenschlag vernichtet sein; 20,000 Joch culturfähigen Bodens sind durch dieses Elementarereigniß wieder verloren gegangen. Die Füllung des Sees, die im September v. Js. begann und in 2—3 Monaten eine vollständige sein dürfte, geschah einzig nnd allein durch die kolossalen Wassermassen, welche ihm von der Raab durch den Hansag zugeführt wurden.

— Brigham Young, der heiligste Heilige vom Salzsee, hat bei einer Kleiderfirma in Chicago die Frühjahrsanzüge für einige wenige seiner Familienmitglieder bestellt. Die Ordre lautet auf 26 Sammtmäntel und 26 Damenanzüge, 60 Herrenanzüge und 36 — Fracks. Die ganze Familie wird natürlich mit dieser Kleinigkeit nicht versorgt sein und Vater Brigham schon nach weiter in die Tasche langen müssen. Jedenfalls aber hat er den Vortheil, zu Engrospreisen einkaufen zu können.

---

* An einen Baum am Spalier im Knapp'schen Garten zu Blieskastel.

Beim Vorübergehen.

Armer Baum! an deiner kalten Mauer
Festgebunden, stehst du traurig da,
Fühlest kaum den Zephyr, der mit süßem Schauer
In den Blättern freier Bäume weilt,
Und bei deinen leicht vorüber eilt.

O! dein Anblick geht mir nah
Und die bilderreiche Phantasie
Stellt mit ihrer flüchtigen Magie
Eine menschliche Gestalt schnell vor mich hin,
Die, auf ewig von dem freien Sinn
Der Natur entfernt, ein fremder Drang
Auch, wie dich, in steife Formen zwang.

Aulenbach.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 48. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

3.

Die Bestürzung, die der letzte Ukas des Kaisers, den Arkarow in unbeugsamer Strenge vollzog, hervorbrachte, war unbeschreiblich. Eine große Anzahl Officiere, die ehrenhaft genug waren, ihre wenn auch nur leise angedeutete Mißbilligung der Reformen des Czaren nicht in uneingeschränktes Lob zu verwandeln, sah sich plötzlich ihrer Stellung und jeder Aussicht beraubt. Dazu kam der halb tragische, halb komische Umstand, daß viele der Entlassenen in Petersburg selbst ihre Heimath besaßen also das im Ukas anbefohlene „zu Hause begeben", nur wörtlich zu nehmen hatten, um dem strengen Befehl des Czaren zu gehorchen. Allein Arkarow und Paul faßten die Sache anders auf; jene Unglücklichen wurden angewiesen, die Stadt zu verlassen und sie bei Kerkerstrafe nicht wieder zu betreten, und wehe dem, den des Polizeiministers Schergen nach der anberaumten Frist noch im Weichbild der Czarenresidenz betrafen. Hilflos, ohne Unterstützung, ohne Nachsicht stieß man sie hinaus. Wohin sie gingen, was kümmerte es den Vollstrecker der beleidigten Majestät.

* * *

Feodora Lesbadkoi weilte im Cabinet ihres Vaters, den eine leichte Unpäßlichkeit an das Haus gefesselt hielt. Der Staatsrath saß am Schreibtisch mit einer diplomatischen Arbeit beschäftigt, während seine Tochter am Kamin, in dem der plötzlich eingetretenen Kälte halber ein lustiges Feuer prasselte, mit der Lectüre eines neu erschienenen französischen Werkes beschäftigt war.

Das junge Mädchen sah glücklich aus. Nicht länger brauchte der Geliebte durch Hilfe feiler Leibeigener heimlich zu ihr zu schleichen, des Vaters Wille hatte ihm frei den Zutritt zum Hause gestattet. Erkannte sie auch wohl den Grund, der ihn dazu veranlaßt hatte? Selbst zur Vermauerung der Gartenpforte hatte er bis jetzt noch keinen Befehl ertheilt, dagegen die beiden Verräther auf eines seiner Güter gewiesen.

Ihr Geist schweifte weit hinaus, und die entfesselte Phantasie führte strahlende Bilder des Glücks vor ihre Seele.

Geräuschlos öffnete sich die Thür und auf goldenem Teller überreichte ein Laquai ehrfurchtsvoll dem Staatsrath ein Billet. „Der Herr Lieutenant wartet auf Antwort!" meldete er dabei.

„Lieutenant!" Feodora fuhr auf. „Von wem ist dieses Billet mein Vater?" fragte sie hastig.

Statt der Antwort reichte ihr der Staatsrath das eben erhaltene Schreiben. Es war von Serbinoffs Hand. Er bat dringend, ihm eine augenblickliche Unterredung mit Vater und Tochter zu gewähren.

„Der Herr Lieutenant soll willkommen sein," sagte er, und während der Diener sich entfernte, fuhr er zu dem jungen Mädchen gewandt fort: „Die Liebe ist der beste Sporn. Ich ahne, daß er seine Bekanntschaft mit dem Großfürsten bereits benutzt hat und uns eine Rangerhöhung durch Alexanders Protection meldet. Der junge Mann gefällt mir."

Aber Feodora schwieg. Etwas ganz Anderes las sie in den hastig hingeworfenen Zeilen des Geliebten. Nur zu wohl erkannte sie den Ehrgeiz ihres Michael, der durch eigene Kraft, nicht durch Protection sein Ziel erringen wollte. Vorüber waren die Bilder des Glücks, von dichten Wolken verhüllt und bleich und zitternd erwartete sie die Lösung.

Michael trat ein. Der erste Blick genügte, um zu erfahren, daß ihre schlimme Ahnung sie nicht getäuscht hatte. Der junge Mann erschien in einem dunkelen Civilanzug. Er war sehr blaß, aber seine Augen leuchteten in fieberhaftem Glanze und sein ganzes Wesen befand sich unter dem Einfluß einer ungewöhnlichen Erregung.

Auch dem Staatsrath war es nicht entgangen, daß sich etwas Ungewöhnliches und zwar wenig erfreulicher Art ereignet haben mußte; mit sichtlicher Kälte begrüßte er Michael, und wies ihm stumm einen Sitz ihm gegenüber an. „Sie wünschen eine Unterredung mit mir und meiner Tochter, Herr Lieutenant Serbinoff; ich habe sie Ihnen bewilligt. Was haben Sie mir mitzutheilen?"

Es bedurfte der ganzen Fassung Michaels, um seine Erregung zu bemeistern, die der schmerzliche Blick, den Feodora auf ihn warf, noch erhöhte. „Sie nennen mich Lieutenant, Herr Staatsrath," nahm er das Wort, „seit gestern besitze ich diesen Titel nicht mehr — ich habe meine Entlassung genommen."

Ein Ruf der Bestürzung entwand sich Feodorens Lippen, während die Haltung des Staatsraths noch kälter wurde, als sie es gewesen war. „Und der Grund Herr — Serbinoff?" fragte er kurz; „der Grund, der sie veranlassen konnte, das Ehrenkleid, das Ihnen Rußlands großer Czar verlieh, auszuziehen?"

„Sie haben den Ukas gelesen, Herr Staatsrath," fuhr Michael fort, und sein Ton gewann an Festigkeit und männlicher Würde, je weiter er redete. „Ich kann nicht mit Ueberzeugungen spielen, wie der Knabe mit seinem Ball. Der russische Soldat hat auf Befehl des Czaren Sitten und Gewohnheiten geändert, aber seine Gedanken vermag kein Paul zu commandiren. Er hat seine bequeme Uniform, die ihm lieb geworden, ausziehen müssen, um sie gegen ein schwerfälliges, altdeutsches Kleid zu vertauschen, mit Mehl muß er sein blondes Haar pudern, mit einem lächerlichen Anhängsel sein Haupt zieren. Der Czar hat den Nationalstolz des Russen beleidigt, möchte er nimmer diesen Schritt bereuen."

„Unglücklicher! kein Wort mehr," rief der Staatsrath aufspringend. „Ein jedes Ihrer Worte athmet Hochverrath gegen unseren allergnädigsten Czaren, den Gott erhalte

Was kümmert überhaupt uns Alles dieses, — wer hat Ihnen das Recht gegeben, uns Ihre Gründe darzulegen, die Sie zum Bleiben in der Armee oder zum Austritt bewegen? Doch ich ahne, was Sie herführt, Sie sind mittellos und wünschen, Rußland zu verlassen; nehmen Sie diese Note von hundert Rubeln!"

Alles Blut wich aus dem Antlitz des jungen Mannes; er wollte sprechen, aber seine Kehle schien wie zusammengepreßt. Nur seine Augen sprachen stumm, aber desto beredter, so daß Lesbodkoi, seine Unklugheit verwünschend, die Hand an die Klingelschnur legte.

Nicht minder bleich als Michael erhob sich Feodora und trat vor ihren Vater hin. „Ich selber war es, mein Vater," sagte sie, „welche Michael beschwor, ehe jener Ukas des Czaren erschien, den Dienst nicht zu verlassen. Jetzt ist es anders; er wäre der Liebe Feodorens Lesbodkoi nicht würdig, wollte er bleiben. Wo so viele Männer von höchster Achtung ihre Carriere ihrer heiligen Ueberzeugung opfern, darf auch Michael Serbinoff nicht zurückstehen. Du wirfst ihm, einem Bettler gleich, ein Almosen zu, ich aber bewahre ihm meine Liebe, — nie wird Feodora Lesbodkoi einem Anderen als Serbinoff gehören."

Der Staatsrath sprang auf; der erzürnte Vater ließ den wohl überlegenden Diplomaten in den Hintergrund treten. „Feodora Lesbodkoi heirathet den Neffen des Polizeiministers Arkarow," rief er, „und müßte ich den Czaren auf meinen Knieen um diese Gnade anflehen. Nimmer nenne ich einen Hochverräther an seinem Czaren meinen Sohn!"

Michael hatte seine Fassung wieder gefunden, die Worte Feodorens hatten seinen gebeugten Körper und Geist wie mit Lebensbalsam erfrischt. „Ich bin kein Feind des Kaisers," sagte er, „heilig ist mir die Person des Ersten im heiligen Rußland. Forderte der Czar mein Leben zu seinem Schutze, freudig böte ich es ihm dar, — meine Ehre nimmer. Das Wort „Freiheit" hat er aus der russischen Sprache auszumerzen befohlen, um es durch „Erlaubniß" zu ersetzen, die Freiheit der Seele bewahrt sich jeder echte Russe bis zum letzten Athemzug . . . . . Warum ich kam, wollten Sie erfahren, Herr Staatsrath?" fuhr er nach einer Pause fort. „Weil ich Ihnen und Feodoren offene Erklärung schuldig zu sein glaubte von dem, was mich veranlaßte, zu handeln, wie es geschehen; weil ich Sie anflehen wollte, mir nicht alle Hoffnung zu rauben. Ich will Rußland verlassen; im Dienste Preußens, das Menschenrecht zu schützen und glühenden Eifer zu lohnen weiß, will ich mir ein ehrenvolles Ziel erringen. Ein Jahr nur, ein einziges vergönnen Sie mir, ehe Sie über Ihrer Tochter Hand entscheiden."

Der Staatsrath hatte seine diplomatische Ruhe wieder gefunden. „Nicht vier Wochen," sagte er mit eisigem Tone, „verlassen Sie augenblicklich mein Haus, und du, Feodora, begiebst Dich in Dein Zimmer, ich will zum Czaren."

Feodora erhob sich, dem Befehl ihres Vaters nachzukommen. „Gehen Sie, Michael!" sagte sie mit ruhiger, klangvoller Stimme. „Zweifeln Sie nicht an mir. Feodora Lesbodkoi wird eher sterben als einwilligen, die Gattin des Neffen Arkarows zu heißen." Mit diesen Worten reichte sie dem jungen Manne die Hand, und sich kalt vor ihrem Vater verneigend, verließ sie das Zimmer.

Auch Michael ergriff seinen Hut, den er auf ein Marmortischchen am Eingang placirt hatte, um zu gehen. Plötzlich oder wechselte er die Farbe, denn er entdeckte auf dem Boden desselben ein Zettelchen, das augenscheinlich Feodora im Vorübergehen hinein geworfen hatte. Hastig, vom Staatsrath ungesehen, steckte er es zu sich.

Noch einmal wandte er sich am Eingange um: „Lassen Sie uns so nicht scheiden," bat er. „Ich hätte bereits die Residenz verlassen sollen nach dem Wortlaut des erlassenen Gesetzes; vogelfrei, der Willkür brutaler Schergen preisgegeben bin ich, entdecken Arkarows und Araktschiefs Schergen meine Spur. Gönnen Sie mir Zeit, mich zu dem Ziel aufzuschwingen, das Michael Serbinoff berechtigt, sich Ihren Sohn nennen zu dürfen."

„Ich begehe ein Verbrechen, daß ich Ihre Anwesenheit in meinem Hause nicht denuncire," sagte der Staatsrath kalt. „Lesbodkoi's Palais hat nicht Raum für Verächter der Gebote unseres Czaren."

Michael erwiderte auf diese Beleidigung keine Sylbe; stumm verbeugte er sich und ging.

Sobald er draußen auf dem Gange war, überflog er das gefundene Papier, das Feodora, von ihrem Vater unbemerkt, mit flüchtigen Bleistiftzügen beschrieben hatte. „Der Schlüssel zur Pforte ist noch in Deinem Besitz," las er. „Sobald mein Vater sich entfernt, harre ich Deiner."

Michael küßte die Zeilen und verbarg sie dann wie ein heiliges Kleinod an seiner Brust.

In einer Nische hinter einer Statue verborgen, mit äußerster Vorsicht sich jedem Späherauge entziehend, wartete er der Abfahrt Lesbodkois.

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube im Kriege.

Von Karl Ruß.

Jene Dummheit, mit welcher selbst die Götter vergebens kämpfen, hat dennoch einen sehr wirksamen Widersacher gefunden — den Spott. Er ist es zweifellos, dem wir mehr und mehr die Verbannung des Aberglaubens, der Vorurtheile u. s. w., selbst aus den am wenigsten unterrichteten Kreisen verdanken, der also viel mehr als die trockene Belehrung zur allgemeinen Aufklärung beiträgt. Diese Thatsache brauchen wir wohl nicht erst in Beispielen zu erörtern; jeder aufmerksame Beobachter kann sie auf Wegen und Stegen allenthalben bestätigt finden.

Während Spott, Scherz und Neckerei aber vorzugsweise in den unteren Volksschichten wirksam sind und zur allgemeinen Aufklärung ganz außerordentlich beitragen, werden sie unter den Gebildeteren ganz erheblich beeinträchtigt, ja in ihrer Wirkung vielfach völlig paralysirt — durch das Mitleiden, bekanntlich wiederum die beste Waffe gegen jede Verspottung. „Nun," wird man sich trösten, „in den höheren Gesellschaftsclassen giebt es doch auch keineswegs heutzutage mehr wirklichen, der Aufklärung bedürftigen Aberglauben." Dies ist aber durchaus nicht zutreffend; wer nur recht aufmerksam um sich schaut, wird noch allenthalben eine wahrhaft ungeheuerliche Mannichfaltigkeit desselben finden. Dieser Aberglaube unserer Gegenwart tritt freilich nicht mehr in der finsteren, unheilvollen Weise des Mittelalters oder noch früherer Zeiten auf — er wählt vielmehr fast immer eine humoristische oder scherzhafte Form und hat sich in dieser allenthalben meistens so eingebürgert, daß man sein Vorhandensein an sich selber kaum mehr wahrnimmt oder wohl gar nicht mehr weiß. Erst wenn man aus einer Gegend in die andere kommt, bemerkt man, daß die Leute dort an Stelle des „unberufen!" der Heimath „unverrufen!" und in einer dritten Gegend so-

gar „fleingeklagt!" bei der bekannten Gelegenheit ausrufen, oder daß sie in der ersteren Gegend beim „Ohrklingen" an ein bevorstehendes großes Glück glauben, in der zweiten Gegend an das Gedenken ferner Lieben, während in der Heimath erst eine dritte Person das betreffende Ohr richtig errathen haben muß, wenn das Eine oder Andere in Erfüllung gehen soll. Derartigen scherzhaften Aberglauben wird man dann aber in großer Fülle gewahr, sobald man nur erst darauf zu achten beginnt.

Dürfte man nun auch annehmen, daß solche Scherze heutzutage keinerlei Bedeutung mehr haben, so liegt darin doch immerhin eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Im Scherz gewohnt, im Ernst gethan — so könnte man mit gutem Grund das bekannte Sprichwort parodiren, denn hundertfach bewahrheitet es sich, daß der so von Jugend auf im Scherz oder gedankenlos gehegte Aberglaube auch bei den aufgeklärtesten Geistern mindestens die Empfänglichkeit hervorruft für den düstersten und unheimlichsten Wahnglauben.

In diesen Thatsachen liegt wohl ohne Frage die Erklärung für einige Erscheinungen, welche ich aus den Kriegen der Jahre 1866 und 1870 verzeichnet habe.

Tief unheilvoll wurde das Schicksal eines ungarischen Officiers auf dem Schlachtfelde von Sadowa durch die Hingebung an einen religiösen Aberglauben. Ein mir befreundeter Officier, welcher eine Krankenträger-Abtheilung begleitete, erzählt Folgendes: Während wir den Verwundeten möglichst schnell die entsprechende Hilfe zu gewähren suchten, lehnte ein höherer ungarischer Officier jede Dienstleistung ganz entschieden ab. Er war augenscheinlich schwer verwundet, denn er hielt sich nur mit Mühe aufrecht, mit dem Rücken an einen Wagen sich stützend. Obwohl aber furchtbarer Schmerz in seinen männlichen Zügen zuckte, ließ er sich doch keine Klage entreißen, sondern suchte noch immer eine ruhige, ja sogar freudige Miene sich zu bewahren. Dabei bemerkte ich, daß er in der einen Hand etwas krampfhaft auf die Brust preßte. Endlich, nach geraumer Weile, begann er so zu zittern, daß ich herbeisprang, um ihn in meinen Armen aufzufangen. „Es hat nichts geholfen," sagte er, während er aus der Hand ein Papier zu Boden fallen ließ und dann leblos zusammensank. Auf dem Blatte, welches er als Talisman auf die wunde Brust gedrückt, stand in lateinischer Schrift die Zusicherung, daß der Inhaber unverletzlich sei oder doch an keiner Wunde sterben werde. „Im Namen des heiligen Rotomanus." Während ich mich aber darüber wunderte, daß selbst ein gebildeter Officier in solchem leeren Wahn befangen gewesen und jedenfalls für schweres Geld damit sich habe betrügen lassen, wurde mir gesagt, daß man bei zahlreichen gemeinen Soldaten dieselben oder ähnliche „Freibriefe" gefunden habe.

Ist nun vielleicht auch anzunehmen, daß die Bravour des gemeinen Soldaten durch die glaubensvolle Sicherheit eines solchen angeblichen, freilich nur zu trügerischen Schutzes um ein ganz Bedeutendes erhöht werden könne, so ist zweifellos die Wirkung doch eine viel mehr verderbliche. In dem erzählten Falle constatirte der Arzt Verblutung und fügte achselzuckend hinzu: „Hätte gerettet werden können."

Lebhaft erinnert wurde ich an diese Erzählung meines Freundes durch die ähnlichen Beispiele, welche aus dem gegenwärtigen Kriege bereits wieder bekannt geworden sind. Bei den Turcos und übrigen Afrikanern hat man zahlreiche und mannichfaltige Amulete und dergleichen gefunden, deren Inschriften ich nicht zu enträthseln vermag, weil ich der Sprache nicht mächtig bin. Dagegen will ich einige solcher Zeichen des Aberglaubens mittheilen, welche, jedoch verhältnißmäßig nur selten, ungebildete deutsche Soldaten, viel häufiger französische und am allerhäufigsten die polnischen bei sich zu tragen pflegen.

In allen Theilen des früheren Reiches Polen ist unter dem niederen Volke nicht allein die Bildung noch vorzugsweise zurückgeblieben, sondern ist auch die Neigung zum crassesten Aberglauben noch eine besonders starke, ebenso wie Mysticismus und Schwärmerei in der gebildeteren polnischen Gesellschaft.

Bei den preußisch-polnischen Soldaten findet man die Talismane in mannichfaltigster Form. Zuweilen (es gehört nur ein recht gläubiges oder vielmehr einfältiges Gemüth dazu) thut schon ein abgerissener Flecken Papier Genüge, auf welchen der Pater einige lateinische Worte gekritzelt hat. „Maria, die heilige Mutter Gottes, beschirme dich!" fand ich auf den meisten. Auf einem stand in lateinischen Buchstaben aber: „Nur immer zu, du Ochse!". und jedenfalls hat das Blatt ebensoviel aber vielmehr so wenig genützt, als die übrigen.

Die französischen Talismane für Soldaten bestehen theils in geweihten Reliquien, theils ebenfalls in kleinen Zetteln, welche letztere auf der Brust, in dem Unterfutter der Kleider befestigt oder in besonderen Täschchen getragen werden. Die Inschriften sind meistens sehr lang, jedoch ohne allen Sinn und Zusammenhang. Ich habe vier solche Schutz- und Trutzzettel vor mir, einen in deutscher Sprache, bei einem Elsäßer gefunden, und drei in französischer Sprache. Selbstverständlich kommen bei den Formeln immer Bibelstellen oder Verse religiöser Lieder zur Geltung, zuweilen aber auch sogenannter magischer, blühender Unsinn. Auf einem solchen Zettel heißt es: „Siebenmal sieben und siebenundsiebzig, neunmal neun und neunundneunzig; das Eine von Beiden macht die Kabata, und wer das Richtige trifft, kann niemals getödtet werden durch die Hand eines ungläubigen Feindes." Auf manchen Stellen des Schlachtfeldes von Wörth sollen, nach der Versicherung eines Augenzeugen, viele Hunderte solcher Talismane, Amulete, Schutzzettel u. s. w. umhergelegen sein, welche von verwundeten und an der Rettung verzweifelnden Franzosen fortgeworfen waren.

(Schluß folgt.)

Nordpol-Expedition.

In den letzten Jahren ist das Interesse für die Erforschung des großen geheimnißvollen Gebietes um den Nordpol in der ganzen gebildeten Welt wieder wachgerufen worden. In England, Deutschland, Schweden, Rußland und Amerika, überall debattirt man über die endliche Erreichung des lange angestrebten Zieles. Die letzten Expeditionen haben gezeigt, daß auf dem Wege durch die Baffinsbai, die Behringsstraße, längs der grönländischen Küste und endlich von Spitzbergen aus fast unüberwindliche Hindernisse entgegentreten. Der Hauptgrund derselben liegt darin, daß alle diese Routen den großen arktischen Strömungen, die dem Polarbassin nur als Abzugscanäle für das Eis dienen, entgegenlaufen. Diese Strömungen führen ununterbrochen gewaltige Eismassen mit sich, die sie an allen Küsten, welche von ihnen berührt werden, absetzen. Es ist nun durch die Beobachtungen vieler norwegischer, russischer und deutscher, theils wissenschaftlicher, theils mercantiler Expeditionen constatirt worden, daß der Golfstrom sich nicht schon am Nordcap verliert, sondern daß er seinen gewaltigen, erwärmenden Einfluß noch an Orten und auf Breiten ausübt, von denen man früher keine Ahnung hatte, wie z. B. bis zur Nordostküste von Nowaja-Semlja. Es muß Jedem in die Augen fallen, daß eine Expedition, welche mit dem wärmeren Wasser des Golfstromes geht, viel geringere Hindernisse finden wird, als eine solche, die gegen die arktische Strömung mit ihren kolossalen, gegen Süden treibenden Eismassen kämpfen muß. Im Osten von Spitzbergen liegt ein Land, das schon öfters gesehen, dessen Erreichung aber noch nie ernstlich angestrebt worden ist, Gillis-Land. Dieses Land liegt gerade in der Richtung des weiteren Verlaufes des Golfstromes, und man kann mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich, ebenso wie bei Spitzbergen, wo man in jedem Jahre ohne alle Schwierigkeit 80 Grad Nordbreite er-

reichen kann, unter seiner Westküste schiffbares Wasser findet. Zieht sich dieselbe nun weit nach Norden hinauf, was nach den schwedischen Peilungen wahrscheinlich ist, so läßt sich erwarten, daß man auf diesem Wege höhere Breiten als auf irgend einem anderen erreichen wird. Merkwürdigerweise ist aber das ganze Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja der Wissenschaft vollständig unbekannt. Es ist trotz der voraussichtlich so günstigen Umstände noch nie eine Expedition in diese Gegenden gesendet worden.

Angeregt durch den Geographen Dr. Petermann zu Gotha strebt man jetzt an, eine größere wohlausgerüstete Expedition zur Erreichung der höchsten Breiten diesen Weg einschlagen zu lassen. An dieser Expedition beabsichtigt Graf Hanns Wilczek sich zu betheiligen und das Unternehmen finanziell zu unterstützen. Um jedoch sicher zu gehen und die großen Kosten einer solchen nicht möglicherweise für geringe Resultate zu riskiren, wurde beschlossen, in diesem Jahre mit sehr geringen Mitteln eine Recognoscirungsfahrt dahin vorzunehmen. Diese Fahrt hat den Zweck, zu untersuchen, ob die klimatischen und Eisverhältnisse in jenem Meere in der Wirklichkeit so günstig sind, als sie uns die Theorie voraussetzen läßt. Die Erreichung hoher Breiten wird bei derselben nicht angestrebt und kann bei den geringen Mitteln, über die verfügt wird, auch nicht erwartet werden, ebensowenig wie wichtige geographische Entdeckungen. Dies liegt außerhalb des Zweckes. Es wird in Tromsö in Norwegen eines der dort für die Jagd auf Thran- und Pelzthiere gebräuchlichen kleinen Segelschiffe, die für die Schifffahrt im leichteren Eise gebaut sind und jährlich nach Spitzbergen und Nowaja-Semlja auf Jagd gehen, mit der ganzen Bemannung gechartert werden. Die nöthigen Instrumente sind durch die österr. Kriegsmarine leihweise geliefert worden. Wasser- und Luft-Temperatur, Strömung und der Zustand des Eises *) sind die hauptsächlichsten Beobachtungen, die angestellt werden sollen. Die Theilnehmer an dieser Recognoscirungsfahrt sind Schiffslieutenant Weyprecht und Oberlieutenant Payer, welch Letzterer bekanntlich schon der zweiten deutschen Polarexpedition angehört hat. Die Expedition geht Mitte Juni von Tromsö ab und soll Mitte September dahin zurückkehren und wird nur für diese Zeit ausgerüstet.

*) Die Existenz des sogenannten Küstenwassers oder Küsteneises, der voraussichtliche Erfolg später auszuführender Schlitten-Reisen.

Mannichfaltiges.

— In einem Hamburger Hause hatte einer der gefangenen französischen Officiere liebreiche Aufnahme gefunden. Als er sich dieser Tage zur Abreise rüstete, übergab er dem Hausherrn ein versiegeltes Papier und sagte: „Das ist mein Dank für Ihre Güte. Oeffnen Sie das Couvert jedoch erst, wenn ich fort bin.“ Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde die Eröffnung vorgenommen. Und was fand man? Ein Empfehlungsschreiben an den zukünftigen französischen Commandanten Hamburgs, der nach „Besiegung der Barbaren“ im zweiten großen Kriege die Hansestadt, nach Ansicht jenes Gefangenen, regieren und über Wohl und Wehe ihrer Einwohner entscheiden werde. Er wird von seinem Kameraden gebeten, die betreffende Familie mit seinem Grimme zu verschonen und gut zu behandeln, da sie einem Mitgliede der „großen Nation“ viele Freundlichkeiten erwiesen habe.

— Der Verein für das Hermannsdenkmal zu Hannover hat soeben einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen, in welchem es u. a. heißt: „Der majestätische Unterbau steht — wie bekannt — seit Jahren vollendet da. Dank den uns zugeflossenen Gaben des deutschen Volkes und der unermüdeten Arbeit des Hrn. v. Bandel ist auch das Riesenstandbild in allen einzelnen Theilen bereits vollendet; es bedarf jetzt nur noch der Zusammenfügung dieser Theile und des noch fehlenden eisernen Hauptgerüstes, sowie der Ueberführung und Aufstellung der Statue an ihrem Bestimmungsort. Hierzu fehlen unserer Kasse noch 10,000 Thlr. Deutsches Volk! So öffne denn in deiner Begeisterung über die Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes noch einmal deine Hand, damit ebensowohl die für die Vollendung des nationalen Denkmals noch fehlende winzige Summe beschafft, als auch dem Künstler für seine aufopfernde Hingebung, für zweiunddreißigjährige uneigennützige Arbeit der gebührende Lohn zu Theil werde.“

— Ein Züricher Namens Fischer ist kürzlich nach wunderlichen Kreuz- und Querfahrten in seinen Heimathskanton zurückgekehrt. Im vergangenen August befand er sich ohne Beschäftigung in Straßburg, wurde auf einem Bummel durch die Stadt für einen Spion gehalten, eingesteckt, nach Algerien spedirt und der dortigen Militärstrafcolonie einverleibt. Anfangs Winter kam er mit seinem Regiment nach Frankreich und machte eine der Schlachten bei Orleans mit; da wurde er von den Preußen gefangen genommen und in eine schlesische Festung geschickt, von wo er wohlbehalten heimkehrte.

— Ein offenbar sehr begeisterter Vertilger des edlen Gerstensaftes hat folgende Berechnung gemacht: Wenn man das gesammte deutsche Heer auf 1,000,000 Streiter anschlägt, was wohl nicht zu hoch ist, so würde, wenn jeder Soldat fünf Seidel täglich tränke, das ganze Heer, um die Kriegsentschädigung zu vertrinken, 68½ Jahre Zeit gebrauchen. Denn an einem Tage würden 5,000,000 Seidel = 20,000 Fässer à 250 Seidel verzehrt werden, was, den Preis des Fasses zu 10 Thaler angenommen, allerdings etwas hoch, täglich 200,000 Thaler ausmachen würde. Demnach würden die fünf Milliarden 25,000 Tage = 68½ Jahre ausreichen.

— Vor einigen Tagen wurde in Mohon, einem kleinen, aber durch seine Lage in der Nähe der Festung Mézières und als Etappen-Ort im occupirten Terrain wichtigen Dorfe, ein Fest begangen, dessen Veranlassung eine ungewöhnliche war. Unter der Leitung der Ingenieure Gebrüder Lüttgen in Burbach war es nämlich gelungen, die gegen Mitte Januar von der durch Franctireurs gesprengten Eisenbahnbrücke in die Maas gestürzten drei Locomotiven mit Tendern wieder zu heben. Neben den technischen Schwierigkeiten, die diesem Werke entgegenstanden, gewinnt dasselbe noch dadurch besondere Bedeutung, daß nunmehr mit der Wiederherstellung der Brücke begonnen und die Eisenbahn-Linie Mohon-Charleville-Givet fahrbar gemacht werden kann. Die festliche Tafel war aufgeschlagen unter den kolossalen noch stehenden Gerüsten, die zur Hebung der Locomotiven erforderlich und jetzt mit vaterländischen Fahnen und Wappen geziert waren.

— Der Director einer wandernden Schauspieler-Truppe konnte eines Tages seine Schauspieler nicht bezahlen, und als diese in einem natürlichen Anfall von Verzweiflung ihm ankündigten, daß sie nicht mehr auftreten würden, gab des Directors Freund, der Komiker der Truppe, der Scene plötzlich eine andere Wendung; er steckte den Finger in den Mund, nahm seine falschen Zähne heraus, legte sie gravitätisch auf den Schreibtisch des Directors und sprach: „Da ich doch nichts zu essen habe — hier sind meine Zähne — ich brauche sie nicht mehr.“ Alles mußte lachen und der drohende Ausbruch war für den Augenblick noch beschwichtigt. Derselbe Komiker bekam eine bessere Anstellung und wollte die Truppe verlassen. Da gingen die Mitglieder zu ihrem Director und baten ihn, Alles zu thun, das würdige Mitglied zu behalten; sie wollten sich selbst Abzüge gefallen lassen, „denn“ — fügte der Wortführer hinzu — „so lange der bei uns ist, kommen wir vor Lachen nicht dazu, über unsere traurige Lage recht ernstlich nachzudenken.“

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 49. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Ueber eine Stunde mußte Michael Serbinoff harren, ehe die Equipage des Staatsraths, die nach der neuesten Verordnung des Czaren auf deutsche Weise bespannt war, den Palast verließ, und schon wenige Minuten später, war er zu der ihm bekannten Pforte geeilt und befand sich im Garten Lesbodkois.

Feodora, in einen Pelz gehüllt, erwartete ihn, hastig schritt sie ihm voran, einem kleinen Pavillon zu, der sich am Ende des Gartens erhob und von den Fenstern des Hauses nicht beobachtet werden konnte. „Es muß ein Ende gemacht werden, Michael," sagte sie hastig mit entschlossenem Ton, „nicht länger vermag ich diesen furchtbaren Zustand zu ertragen. Feodora Lesbodkoi ist kein willenloses Kind, das sich den Launen seines Vaters fügt, der in sclavischer Demuth vor dem Czaren zittert; dem Bilde meiner todten Mutter habe ich den Plan entdeckt, den ich im Herzen trage, und mir war's, als lächle die Selige auf mich hernieder, und frei und leicht war es in meiner Seele wie nie zuvor. Michael, bist Du entschlossen, noch in diesen Tagen mein Gatte zu werden?"

Ein Ausruf der Freude tönte von Michaels Lippen. „Gott," rief er, „so viel Seligkeit vermag diese Brust nicht zu fassen. Und doch," unterbrach er sich mit schmerzlichem Ton, „doch darf, doch kann es nicht sein! Ich bin arm, ohne Hoffnung, ohne Zukunft, — soll ich in blindem Egoismus Dich mit mir reißen in ein düsteres, ungewisses Loos? Weil ich Dich liebe, Feodora, wahr und innig liebe, obwohl ich weiß, daß ich sterben muß fern von Dir, sage ich: Bleibe überlaß mich meinem Schicksal, denke mein, wie man eines Todten gedenkt."

„Höre mich, Michael, unsere Zeit ist gemessen," unterbrach ihn Feodora hastig, „ich bin reich mit Kleinodien versehen, das Erbtheil meiner Mutter, in Frankreich deponirt, kann selbst des Czaren Machtgebot mir nicht rauben."

„Und jetzt vernimm meinen Plan. Es ist heute vielleicht das letzte Mal, daß diese Pforte unsere Liebe schützt, benutzen wir die letzten Stunden. Um zehn Uhr in tiefer Dunkelheit finde Dich an diesem Orte ein, meine Amme, die ich in diesen Stunden benachrichtigen werde, eine Frau, die mir bis zum letzten Athemzug ergeben ist, und deren Treue ich oft schon erprobte, wird Dich erwarten und in einer Verkleidung nach einem Landhause auf der Straße nach Gatschina geleiten, das mir das Vermächtniß eines Verwandten überwiesen und das in diesem Augenblick unbewohnt steht. Dort verbirgst Du Dich bis zur nächsten Nacht, wo ein würdiger Pope, dem meine sterbende Mutter die Tochter empfohlen, uns vereinen wird. „Du aber," fuhr sie ohne Unterbrechung fort, „Du, Michael, hast eine wichtige Pflicht zu erfüllen; in einer bösen Stunde versprach Dir der Czarewitsch Hilfe und Beistand; wohlan, die böse Stunde ist gekommen. Versuche zu ihm zu gelangen, entdecke ihm Alles, er ist die Hoffnung Rußlands, er soll die Hoffnung und die Stütze eines Paares sein, das sich der Tyrannei entziehen will."

Das Auge des Mannes leuchtete. „Ja," rief er begeistert, „komme was da wolle, ich gehe zum Czarewitsch. Du Mädchen, Du richtest mir Körper und Seele auf, die des Augenblickes Verzweiflung mir gebrochen. An Deinem Muth erstarke ich. Leb' wohl!"

„Bis zur zehnten Stunde," rief Feodora ihm nach, als er den Pavillon verließ, um sich aus dem Garten zu entfernen. Sie verfolgte ihn mit ihren Blicken; „Gott sei Dank," flüsterte sie, „jetzt ist er wieder der alte. Nun zur Amme, — zum Vater Gregor, — ein Land beugt sich vor Deinem Hauche, Kaiser Paul, ahnst Du, daß ein schwaches Mädchen, daß Feodora Lesbodkoi Schach dem Czaren bietet?"

* * *

Es war die siebente Stunde des Abends, als ein Mann in altrussischer Tracht, das Antlitz von einem lang herabhängenden Barte beschattet, den Winterpalast betrat und sich der Abtheilung des weitläufigen Gebäudes zuwandte, in dem die Zimmer des Czarewitsch belegen waren. Er wußte, daß der Zutritt zum Thronfolger Rußlands mit wenig Umständen verknüpft war, und erstaunte über die bereits auf dem Vorhof postirten Garden, die ihn mit mißtrauischen Blicken beobachteten, als er sich dem Eingang näherte.

„Wohin? Man passirt hier nicht!" rief die Schildwache ihm entgegen.

„Zum Großfürsten Alexander," war die demüthige Antwort des Bärtigen, „ich habe ihm einen Brief zu übergeben, von dem viel abhängt. Laßt mich passiren."

„Der Großfürst ist krank, keiner darf zu ihm, es ist der strenge Befehl des Czaren, ihn nicht zu stören. Kommt wieder."

Nur mühsam verbarg der Einlaß Begehrende die Aufregung seines Inneren. „So führt mich zu dem Adjutanten des Czarewitsch, daß ich ihm meinen Auftrag sage, er ist dringend."

Die Schildwache winkte einem Soldaten und sagte ihm einige Worte, worauf derselbe im Corridor verschwand. Nach einigen Minuten kam er zurück. „Der Adjutant Bestowski ist vom Czaren nach Gatschina gesandt," meldete er, „er hat heute Mittag Petersburg verlassen. Wollt ihr aber mir Euer Schreiben geben, will ich es einem der Kammerdiener des Großfürsten einhändigen."

„Ich denke mein Freund, ich komme wieder." Die Stimme des Mannes klang matt und muthlos, und langsam war der Schritt, mit dem er sich entfernte. „Mein Unstern ist über mir," sagte er leise vor sich hin, „und alle diese Verzweiflung, alle diese Qual, weil der Mund nicht läugnen will, was diese Seele denkt, — weil Rußlands Kaiser ein—"

Er hielt in seinem Selbstgespräch inne und stockte, an einen Marmorpfeiler gelehnt, erblickte er einen Mann von kolossalen Formen in einen Zabelpelz gehüllt, der ihn foeschend beobachtete; unwillkürlich beschleunigte er seinen Schritt, denn nur zu wohl kannte er diesen Mann, es war Arkaraw, der Polizeiminister selber, und wehe ihm, wenn das scharfe Auge des Unerbittlichen entdeckte, daß Bart und Kleidung des jungen Mannes nur ein Betrug und sein Fuß, der Fuß eines Verächters der kaiserlichen Gebote, den Czarenpalast entweihe, der längst außerhalb des Bereichs von Petersburg wandern sollte.

Langsam kam Rekarow auf ihn zu und winkte ihm stehen zu bleiben. Mit pochendem Herzen geharchte der junge Mann.

„Dein Aussehen gefällt mir nicht, Bursche," sagte er mit ruhiger Stimme; „wer bist Du, was willst Du hier?"

„Ich bin ein Handelsmann aus Moskau," antwortete Michael, „ich suche einen jungen Saldaten Feodor Uglai, der hier im Dienste stehen fall, aber ich habe ihn nicht gefunden."

„Und dieser Brief, der aus Deinem Wamms hervorlugt, an wen ist er bestimmt?" fragte Arkarow, der versuchte, mit einem hastigen Griff sich des Schreibens zu bemächtigen.

Michael machte eine rasche Bewegung, sein Schreiben an den Czgrewitsch den Händen des Polizeiministers zu entziehen, aber bei der Anstrengung, die ihm glücklich gelang, entfiel ihm der falsche Bart; er war vertoeen, Arkarow kannte ihn persönlich.

„Lieutenant Serbinoff," rief er laut, „einer der Widerspänstigen, ergreift ihn, Leute, fünfundzwanzig Knutenhiebe, daß er wagt, hier zu verweilen, und dann fort mit ihm über die Grenze."

Aber noch ehe er den Befehl vollendet hatte, war Michael verschwunden; instinctmäßig fühlte er, daß sein einziges Heil, seine einzige Rettung in der Flucht lag und so rasch ihn seine Füße tragen konnten, stürzte er fort, von der Dunkelheit begünstigt, ihm nach Polizeisoldaten durch ihres Herrn Befehl auf ihn gehezt.

Wohin er sich wenden, wo er Schutz suchen sollte, er wußte es selber nicht; durch Straßen und Märkte ging es dahin, hinter ihm die Verfolger. Doch willig öffnete das Volk ihm eine Gasse, ihn den verhaßten Schergen zu entziehen.

Endlich hielt er an, seine Brust keuchte und seine Füße versagten den Dienst, alles war einsam, die Verfolger mußten seine Spur verloren haben; er blickte sich um, der Ort, wo er sich befand, war ihm bekannt, unwillküelich hatte er seine Richtung dorthin genommen, wohin ihn die Stimme des Herzens zog, nach dem Palaste Feodorens; im Hause des Staatsraths Lesbodloi suchte der Verfolgte Schutz und Rettung.

Aus der Ferne dröhnte von den Kirchen die zehnte Stunde hernieder, um diese Zeit sallten ihn die Arme der Geliebten erwarten; hastig schloß er die Pfarte auf, die Wächterin war auf ihrem Posten, schweigend führte sie den erschöpften jungen Mann zu ihrer Herrin.

Noch an demselben Abend verließ die Amme, von einem Diener mit weißen Haaren begleitet, den Lesbodloi'schen Palast, und beide führte in der Frühe des nächsten Moegens eine Kibitka nach dem Landhause, das Feodora Lesbodloi an der Straße nach Gatschina besaß. Das junge Mädchen aber hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und ließ Niemand vor sich. Spät am Abend war der Staatsrath unwohl vam Czaeen gekommen und hatte seiner Tachter schriftlich mitgetheilt, daß Michael Serbinoff auf Befehl des Czaren aus der Residenz entfernt und ihre Vermählung mit Arkarows Neffen beschlossene Sache sei. Wenn er sie gesehen hätte, wie sie zusammen packte, was sie an werthvollem Eigenthum besaß, ee hätte weniger ruhig geschlafen, als es in dem Bewußtsein geschah, daß die nahe Verwandtschaft mit dem mächtigen Günstling des Czaren ihn selber in Pauls Gunst befestigte.

„Mädchenherzen sind schwach," sagte ee bei dem Gedanken an Feodora, „ein füestlichee Brautschmuck taugt nicht zu bleichen Wangen. Meine Tochter ist vernünftig und wird sich nicht gräumen, oder sie müßte nicht mein Kind sein! Will sie ihrem Michael vielleicht nach Sibirien falgen? Denn wenn sie den Bueschen fangen, wäre er nur dort am besten aufbewahet."

(Fortsetzung folgt.)

Aberglaube im Kriege.

(Schluß.)

Wirkliche Schutzbriefe habe ich nur bei deutschen Saldaten in Erfaheung bringen können. Dergleichen liegen mir aber auch mehrere in verschiedenen Formen vor. Einer derselben trägt sagar den Namen des Verlages: „Neu-Ruppin, bei Oehmigke und Riemschneider", und da er dee am reichsten unter allen ausgestattete ist, darf ich ihn wohl näher beschreiben. In roth-, blau-, gelb- und grünbuntee Scheift steht als Ueberscheift: „Schutz- und Trutzbeief." Als Vignette stellt sich ein auf Watken scheeltender Engel dar, im feuerrothen Kleide, mit grüner Schäepe und mit einer Palme in der Hand, rings umgeben van Kananen, Kugelhaufen, brennenden Fackeln, Gewehrpyramiden und kreuzweise übereinander gelegten Pistolen und Degen. Darunter steht: „Im Namen des Vaters, des Sahnes und des heiligen Geistes, Amen. L. I. F. H. B. K. N. K. Die Buchstaben der Gnade." Den eigentlichen Text bildet dann ein Gedicht von sechs Versen, die in jedem Gesangbuche an ihrem Platze wären.

Geben wir zu, daß dies Lied für den einfachen, ungebildeten Soldaten jedenfalls zur Andacht, Eebauung und Ermuthigung dienen könne, so liegt doch zweifellos in der Art und Weise dieses Schutzbeiefes ein aegee Mißbrauch, welcher dem unternehmenden Buchhändler keinesfalls zue Ehee gereicht. Und wenn dieser Schutzbrief der deutschen Soldaten auch immerhin van den Talismanen, Amuletten u. s. w. der französischen und palnischen sich dadurch unterscheidet, daß ee gleichsam „Sinn und Verstand" hat, während die Jener dach in dem crassesten, geradezu sinnlasen Mysticismus begründet sind und nur beiläufig Faemeln der Religion aufzuweisen haben, sa biegt doch auch der erstere zweifellos ähnliche Gefahren als jene darin, daß die Besitzee im blinden guten Glauben einerseits vielleicht nöthige Vorsicht versäumen, andererseits bei Verwundungen ärztliche Hülfe vernachlässigen und bei schwerem Mißgeschick nur zu leicht den Muth vallständig verlieren können.

Keinesfalls dürfen wir aber annehmen, daß der Gebrauch dieser Schutzbriefe u. s. w. nur ein sehr veeinzelter sei; im Gegentheil sind dieselben bei den Saldaten manchee Gegenden ganz allgemein zu finden — und ich darf versichern, daß ich gleiche odee ähnliche Wische selbst bei Officieren gesehen, welche lächelnd gemeint: „Wenn's nichts nützt, so schadet's doch auch nichts." Das ist aber eben der graße

Nachtheil, welchen der Eingangs gerügte, leider nur zu vielfach eingebürgerte scherzhafte Aberglauben bringt. Man setzt sich selbstverständlich über all dergleichen „Unsinn" hinweg, man neckt und verspottet einander damit — und huldigt ihm dennoch, „selbstverständlich ja nur zum Jocus". Wie oft wird aber aus diesem sogenannten „Jocus" bitterster Ernst. Ein schwaches Gemüth, ein unklarer Geist hängea solchem Aberglauben — oder meinetwegen scherzhaften Gebrauch — nur zu bald sclavisch an, anstatt mannhaft nach Charakterfestigkeit, Aufklärung und gediegener Bildung zu ringen.

Darum verdamme ich auch mit strenger Consequenz selbst die harmlosen und niedlichsten unter solchen abergläubischen Scherzen; ich würde es nicht einmal billigen, daß der Soldat seiner Geliebten heimlich ein Tuch fortnimmt, um es als „Talisman" im Kriege auf der Brust zu tragen. Wie viel würdiger, erhebender und schöner ist es, wenn er dasselbe Tuch von seiner Geliebten geschenkt erhält, um es als sichtbares Zeichen der beiderseitigen Liebe immer vor Augen zu haben, und zugleich mit der entschiedenen Absicht — für den Nothfall es auch zum Verbinden einer Wunde zu benützen. Empfindsame Seelen mögen über eine solche Profanirung der Poesie der Liebe entrüstet sein — die Aufklärung und der Ernst unserer Zeit fordern jedoch ganz entschieden diese Auffassung.

In gläubigen Gemüthern bringen große Ereignisse, wie die unserer Tage, selbstverständlich immer viele Wirrnisse hervor. Freilich klammern sie mit aller Macht sich an die Weisheit und Allmacht ihres Glaubenshorts, allein ebenso wie die Zeitereignisse über das gewöhnliche Geleise hinaus rollen, so muß doch auch die Lenkung und Regierung ihres Gottes dann andere Bahnen einschlagen. Da bewahrheitet sich denn so recht schlagend der Ausspruch, daß „das Wunder des Glaubens liebstes Kind" sei.

Erwägt man diese naturgemäße Wahrheit, so findet man ganz von selber eine Erklärung für die wunderliche Erscheinung, daß zahlreiche orthodoxe Pastoren in Preußen es nicht unterlassen konnten, sich und ihr Amt dadurch zu schänden, daß sie den noch dazu von Napoleon mit Haaren herbeigezerrten Krieg „in heiligem Eifer" als eine Strafe des Himmels hinstellen zu müssen glaubten, „als eine Strafe des Himmels für den Unglauben und die Gottlosigkeit (in diesem Sinne gleichbedeutend mit Aufklärung und Wissen) der jetzt so verderbten Welt". Unter allem Aberglauben, welcher in diesem Kriege zur Geltung gekommen, war dies jedenfalls der schnödeste und verderblichste.

Seit altersher haben bekanntlich immer schon die Naturereignisse dem Aberglauben als Bestätigung oder Hintergrund dienen müssen, und sonderbarerweise bringt es der Zufall sehr häufig, daß große oder doch auffallende Naturereignisse zur Beförderung des Aberglaubens außerordentlich günstig eintreten. Immer aber finden sich zugleich auch pfiffige und scharfsinnige Leute, welche dieselben in dieser Hinsicht auszubeuten wissen. Von den Weisen des Alterthums, welche aus dem Erdbeben wie aus dem Fluge der Vögel prophezeiten, bis zu Columbus, welcher die bevorstehende Sonnenfinsterniß in kluger Weise zu benützen verstand, und von ihm wiederum bis auf unsere Gegenwart hinab, welch unermeßliches Heer von Zeichendeutern und Propheten! Wenn die Weisen des Alterthums aber häufig es liebten, ihre Personen und ihr Thun mit geheimnißvollen Schleiern zu umgeben, um eben auf die Menge durch den Reiz des Geheimnisses desto wirksameren Einfluß zu gewinnen — so haben unsere jetzigen Weisen und Propheten noch viel tristigere Gründe dazu, mit ehrwürdiger Finsterniß ihr Treiben zu umhüllen, aus Respect nämlich vor dem unerbittlich geißelnden Spott und Witz. Dennoch sind sie unläugbar vorhanden, und wenn auch nur mystisch flüsternd, so doch immerhin wahrnehmbar genug leben ihre Stimmen im Volke. Eine Gelegenheit freilich, wie das prachtvolle Nordlicht der letzten Octobertage, konnte die Phantasie solcher Wunderkünstler wahrlich nicht ungenützt vorübergehen lassen, und es lebten daher in diesen Tagen die wunderlichsten Geschichten im Munde des Volkes — sämmtlich natürlich Variationen über das Thema von dem vergossenen Menschenblut, welches am Himmel sich wiederspiegelt und „um Rache schreiend" mit allen möglichen Ungeheuerlichkeiten die Menschheit jetzt bedroht.

Aber auch laute, nur zu laut marktschreierische Wunderthäter oder vielmehr wahrhafte Wunderkünstler hat diese Kriegszeit aufzuweisen: einen Malzfabrikanten in Berlin, der seinen Malzextract, seine Malzseife, Malz-Chocolade und was weiß ich noch für Malzernes in sämmtlichen großen Zeitungen angelegentlichst empfiehlt zur unfehlbaren Heilung von zerschossenen Armen und Beinen; einen Hygieisten, der durch seinen aus schlechtem Aepfelwein gemanschten Königstrank die deutsche Schriftsprache genesen läßt und genesende Krieger umzubringen droht, und zahlreiche andere Wohlthäter der Menschheit. Auch sie finden ihre Gläubigen — denn auch sie liefern dem guten Glauben seine liebsten Kinder.

Mannichfaltiges.

ß Technisches. Während der Belagerung von Paris ist der Verkehr mit der Außenwelt bekanntlich fast ausschließlich durch Luftballons vermittelt worden, und die Pariser Postverwaltung hat allein 54 Luftballons mit circa 2½ Millionen Briefen, circa 200 Centner wiegend, aufsteigen lassen. Unter diesen Umständen hat man vielfältig und mit gesteigertem Eifer die Vervollkommnung der Luftfahrzeuge angestrebt und namentlich Mittel ausfindig zu machen gesucht, um die vor Allem wünschenswerthe Lenkbarkeit des Ballons zu ermöglichen. Als geeignetster Mechanismus zur Fortbewegung eines Luftballons wird ziemlich allgemein die Schraube angesehen. Einen ersten Versuch in dieser Richtung hat Admiral Labrousse ausgeführt, dessen Schraubenluftschiff „Duquesne" am 9. Jan. d. J. Paris in der Richtung nach der Schweiz verließ; inzwischen ist über das Schicksal desselben nichts Näheres bekannt geworden. Die Schraube wurde nur durch die Kraft der Passagiere (2 oder 3 Mann) in Bewegung gesetzt. In wie weit andere Projecte, welche in einer von Joulie verfaßten und im October vorigen Jahres der Pariser Akademie vorgelegten Schrift beschrieben sind, zur Ausführung gelangten, darüber liegen ebenfalls bestimmtere Nachrichten noch nicht vor. Um das specifische Gewicht des Ballons vermehren und vermindern zu können, und dadurch das Senken und Steigen in verschiedene Luftschichten, deren Bewegung eben benützbar wäre, zu veranlassen, machte der Schiffsbau-Ingenieur Dupuy de Lome den Vorschlag, im Inneren des Ballons einen kleineren Ballon anzubringen, welcher vermittelst einer Pumpe während der Fahrt mehr oder weniger mit Luft gefüllt oder auch entleert wird. Der Ballast oder wenigstens ein Theil desselben wird also der Atmosphäre entnommen und ihr nach Erforderniß wieder zurückgegeben. Dem Genannten sind s. Z. zur Ausführung dieses Vorschlages 40,000 Francs von der Regierung überwiesen worden. Das neueste Project ist nun folgendes: Unterhalb der Gondel soll ein metallener Behälter angehängt werden, dessen Wände stark genug sind, um einem Drucke von 25 bis 30 Atmosphären zu widerstehea. Der Behälter ist mit comprimirtem Leuchtgas gefüllt und steht mit einer Druckpumpe in Verbindung, deren Saugrohr im Ballon mündet. Pumpt man Gas aus dem Ballon in den Behälter, so vermindert sich das Volumen des ersteren und das Luftschiff sinkt. Umgekehrt kann man durch bloses Oeffnen eines Hahnes weiteres Gas in den Ballon strömen lassen, wodurch derselbe ein größeres Volumen erlangt und zum Steigen gebracht wird. Das vorräthige Gas soll aber auch zum Betrieb einer in der Gondel befindlichen möglichst leicht gebauten Gasmaschine dienen, welcher die Aufgabe gestellt ist, die Schraube umzutreiben. Auf diese Weise ließe sich allerdings die Bewegung des Luftfahrzeuges, sowohl in verticaler wie in horizontaler Richtung, mehr oder weniger leiten; jedoch unterliegt das Gas

immerhin dem Verbrauche. Dem Mangel an Betriebskraft zu begegnen, müßte nun wohl, wie Joulie auch vorschlägt, der Ballon von Zeit zu Zeit niedergelassen werden und, ebenso wie Locomotive Wasser fassen, bei einer am Wege liegenden Gasanstalt neues Gas aufnehmen. Diese Idee läßt jedoch die große Geschwindigkeit der Ballonbewegung ganz außer Acht und ist sicher unpraktikabel. Ein anderes gewiß gleich unausführbares Pariser Project auf äronautischem Gebiet bezweckte nichts Geringeres, als mit Anwendung stillstehender Luftballons eine in der Luft schwebende Telegraphenleitung zwischen Paris und den Provinzen herzustellen. Immerhin werden die gemachten großen Anstrengungen schließlich technische Fortschritte im Gefolge haben, welche vielleicht auf ganz anderen Gebieten ihre Verwerthung finden.

— Aus dem Fest im Berliner Rathhause berichtet Rodenberg an die „N. Fr. Presse": Wer ist der kleine, alte Herr, mit dem Bismarck so lange spricht, zu dem er sich fast herabzubeugen scheint? Es ist der Director Bonnell, der einst des Fürsten Lehrer war. Es thut Einem wohl, zu sehen, wie respectvoll der große Schüler noch heute vor seinem alten Lehrer steht. Jetzt ein politisches Gespräch mit einem der hervorragendsten Männer der Fortschrittspartei. Da der Fürst sich keine Mühe giebt, seine gute Laune zu verbergen, so brauchen wir nicht discreter zu sein; er spricht von Napoleon, der jetzt in Chiselhurst so zu sagen auf dem Sprunge steht. Doch hat Bismarck keine besonders hohe Meinung weder von seiner Energie, noch von seinem Scharfblick. Er muß seinen Mann kennen. Er hat ja Gelegenheit gehabt, ihn da unten, in Biarritz, aus allernächster Nähe zu studiren. „Und was ist Euer Durchlaucht Meinung über die gegenwärtige Lage Frankreichs?" Ich spitzte meine Ohren; denn mit dem Wort, das er jetzt sagen würde, hätte ich morgen vielleicht die Börsen Europas in Aufregung versetzen können. Aber er sagte nur: „Das ist mir ganz Wurst!" und drehte sich herum.

— Wieder ist „der letzte" Karlsschüler gestorben. In Bonfeld bei Heilbronn verschied, 93 Jahre alt, der Kammerherr C. Fr. v. Gemmingen-Bonfeld. Er trat mit einem seiner Brüder am 2. Oct. 1790 in die Karlsschule in Stuttgart ein, welche 1794 von dem Nachfolger des Herzogs Karl aufgehoben worden ist.

— Im Wiener Staatsarchiv ist der „Schles. Ztg." zufolge ein interessantes Memoire des Fürsten Metternich an den Kaiser Franz aus den dreißiger Jahren aufgefunden worden, in welchem der Staatskanzler damals für den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein plaidirte und als Folge der Unterlassung die Constituirung Deutschlands unter Preußen und die Ausschließuag Oesterreichs prognosticirte. (?)

— Anläßlich der in Mühlbach, im siebenbürgischen Sachsenlande, begangenen deutschen Siegesfeier trug, wie der „Hermannstädter Zeitung" berichtet wird, der dortige Gymnasiallehrer Wolf in mehreren Gängen eine halbe Klafter Holz auf eigenem Rücken auf die höchste Höhe der Mühlbacher Weingärten, um dort ein Sieges-Freudeafeuer abzubrennen.

— Der Kaiser von Oesterreich hat zur Kostenbestreitung der von A. Petermann in Gotha für dieses Jahr veranstalteten Forschungsreise zum Gilleslande im Osten von Spitzbergen einen Beitrag von hundert Ducaten aus Staatsmitteln bewilligt.

— Anläßlich der Verfolgung des Erzbischofes Monsignor Darboy durch die Commune dürfte nicht uninteressant sein, das Schicksal der Kirchenfürsten im erzbischöflichen Palaste in Paris seit 1789 zu recapituliren. Im Jahre 1793 starb Monsignor de Puiqué auf dem Schaffot. Der Cardinal Maury mußte 1815 nach Rom flüchten. 1830 wurde Monsignor de Quelen durch die Emeute verfolgt, das erzbischöfliche Palais geplündert und ganz zerstört. Sein Nachfolger, Monsignor Affre, fiel auf der Barricade des Faubourg Saint-Antoine am 24. Juni 1848. Monsignor Sibour, der auf diesen folgte, wurde von dem Fanatiker Verger im Jahre 1857 ermordet. Das Episkopat des Cardinals Morlot war weniger beunruhigt; Monsignor Darboy aber ist von der Insurrection als Geisel verhaftet worden. In dem nämlichen Jahrhundert ist ein einziger dieser geistlichen Souveräne in seinem Bette, drei Erzbischöfe von Paris sind eines gewaltsamen Todes gestorben.

— Aus Lissabon, vom 10. April 1871, schreibt der „Köln. Ztg." Herr Arthur Rosen: „Als ein neuer Beweis des an Fanatismus grenzenden Hasses der Franzosen, der überall, wo nur irgendwie möglich, gegen uns Deutsche hervorbricht und seine Anwendung findet, dürfte die Mittheilung dienen, daß es deutschen Unterthanen nicht mehr gestattet wird, an Bord französischer Schiffe zu reisen. Mir wurde das Recht der Mitfahrt mit dem am 28. v. M. von hier nach Bahia abgegangenen Dampfer „Amazone", Capitän Joset, von der Compagnie der Messagerie Maritime in Bordeaux, durch den hiesigen Agenten dieser Gesellschaft Torrelades und Compagnie, respective durch dessen Angestellten, aus erwähntem Grunde verweigert. Gegen diese Maßregel, welche von einigen anwesenden Brasilianern sehr richtig als „ridicule" bezeichnet wurde, protestirend, da der Friede geschlossen und nur während der Dauer des Krieges die Schiffsgesetze das Recht der Mitfahrt aufheben, wurde die charakteristische Bemerkung hinzugefügt: „Der Capitän könne für die persönliche Sicherheit deutscher Passagiere an Bord seines Schiffes nicht garantiren." Besonders muß ich hier noch hervorheben, daß erwähnter Angestellter ein aus Riga gebürtiger Deutscher ist, dem es ein sichtbares Vergnügen bereitete, in serviler Weise die französische Gesellschaft zu vertreten, und mir die Unannehmlichkeit eines Zeitverlustes von 14 Tagen bis zur Ankunft des nächsten fälligen englischen Dampfers zu verursachen."

— Ein vielfach verbreitetes Mittel zum Haarfärben, Hall's vegetable Sicilian Hair Renewer, ist auch seit einer Reihe von Jahren vom Könige von Schweden benutzt worden und wahrscheinlich die Ursache seiner gegenwärtigen Krankheit. Dr. Hamberg in Stockholm hat nämlich Bleioxyd in dem Farbemittel entdeckt, so daß eine allmähliche Bleivergiftung der Kopfhaut eingetreten zu sein scheint. Da dies indeß von anderer Seite bestritten wird, ist die Stockholmer Sanitäts-Commission zu einer chemischen Untersuchung dieser Tinctur veranlaßt worden.

— Die größte Pferdeeisenbahn auf der Erde ist gegenwärtig wohl im Besitz der „dritten Avenue Railroad Company" zu New-York. Diese Gesellschaft hatte am Schlusse des Jahres 1870 175 Wagen in täglicher Fahrt, die zu bestimmten Stunden in Zwischenräumen von 45 Secunden abgehen mußten. Befördert wurden im verflossenen Jahre 25,000,000 Personen, welche 1,411,383 Dollars und 80 Cents an Fahrgeld zahlten; die größte Tageseinnahme belief sich auf 5519 Dollars 48 Cents. Die Compagnie hielt 1649 Pferde, für deren Futter sie 260,000 Dollars zahlte. Die Eisenbahn-Conducteure und Kutscher erhielten 289,464 Dollars 25 Cents an Lohn; Stallknechte, Sattler und andere von der Compagnie angestellte Professionisten empfingen 220,124 Dollars 86 Cents. An Bundessteuern zahlte die Compagnie 50,000 Dollars, an Schmerzensgeldern bei Unglücksfällen 3700 Dollars. Im Laufe des Jahres legte die Compagnie drei englische Meilen neues Doppelgeleise an und errichtete am Endpunkte der Bahn in dem Stadttheile von New-York, der den Namen „Harlem" trägt (bekanntlich ist New-York von den Holländern gegründet und hieß ursprünglich „Neu-Amsterdam"), mit einem Kostenaufwande von 830,000 Dollars ein neues Bahnhofsgebäude.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 50. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

4.

Abermals hatte sich der Abend mit dunkelen Flügeln über Petersburg herniedergelassen; wie ein mächtiger Riese lag die ungeheuere Stadt da, nur ab und zu aufzuckend in mächtig pulsirender Lebenskraft.

Der Czar weilte in seinem Cabinet, beschäftigt, einen ihm vom greisen Feldmarschall Suwarow gesandten Kriegsbericht zu lesen. In einiger Entfernung von ihm stand Sergei, der Adjutant des Großfürsten Alexander, in ehrerbietiger Haltung.

Pedantisch, wie in jeder Hinsicht, legte Paul den Bericht zusammen und wandte sich an den jungen Mann. „In Gatschina alles in Ordnung?"

„Alles Majestät," erwiderte Sergei, „ich habe dem Commandanten der dort befindlichen Truppen die Ordre des Czaren überbracht, sich zum Aufbruch nach Petersburg zu rüsten.

Der Kaiser nickte zufrieden. „Es ist gut," sagte er, „ein anderer Geist soll über meine Truppen kommen, auf meine Treuen von Gatschina kann ich mich verlassen, sie waren der Trost und die Zerstreuung des Großfürsten Paul, sie werden die Stütze des Czaren sein."

„Majestät, sehnt sich nicht jedes Russenherz darnach, die Stütze seines Czaren zu heißen?" fragte Sergei. „Wäre ich nicht jeden Augenblick bereit, mein Blut zum Heil meines Kaisers zu verspritzen?"

Paul sah ihn forschend an. „Das sagt Sergei, dessen leibeigenem Vater ich einst die Freiheit geschenkt, der mir also mehr verdankt, als das Leben? Zu welchem Zweck habe ich Dir Deinen Posten bei dem Großfürsten angewiesen, frage ich Dich? Um sein Vertrauen zu gewinnen, um ihm Liebe zu mir einzuflößen, um ihn zu verhindern, meinen Handlungen unziemlichen Tadel und Widerstand entgegen zu setzen!"

„Der Großfürst Alexander ist ein edler Mensch!" rief der Adjutant feurig. „Wüßten Ew. Majestät, mit welcher Verehrung der Czarewitsch an seinem Vater hängt, wie tief er es beklagt, wenn je eine Verschiedenheit der Meinungen zwischen dem erhabenen Vater und Sohne obwaltet!"

„Ich will Dir glauben," sagte der Czar düster, „wehe Dir, wenn auch Du mich hintergehen könntest. Aber sage mir, was bewegt den Czarewitsch dazu, in demonstrativer Weise sich krank zu stellen, um sich den Anschein zu geben, als billige er nicht die Meinung, habe keinen Antheil an den Erlassen seines kaiserlichen Vaters? Einer jener rebellischen Officiere, ein gewisser Michael Serbinoff, den mein getreuer Staatsrath Lesbodkol als einen zudringlichen, überspannten Jüngling bei mir verklagt, suchte bei meinem Sohne Schutz und Zuflucht?"

Der Adjutant zuckte mit den Achseln. „Majestät," erwiderte er, „ich war in meiner Eigenschaft als Adjutant des Czarewitsch bei meinem erhabenen Herrn, ihm die Meldung meiner Heimkunft abzustatten. Ich darf mir schmeicheln, daß meines Czaren hoher Sohn mir vertraut. Er wartete auf meine Rückkehr von Gatschina und ertheilte mir den Auftrag, um jede irrige Deutung zu vermeiden, Ew. Majestät seine Genesung zu melden und die Bitte auszusprechen, den Czarewitsch morgen gnädigst empfangen zu wollen."

Czar Paul athmete wie erleichtert auf. „Nicht morgen," sagte er, „noch diesen Abend will ich meinen Sohn sehen. Die Kaiserin ist mit den Damen abwesend, ich werde das Abendessen bei dem Czarewitsch einnehmen, seine Wiederherstellung zu feiern. In einer Stunde werde ich bei ihm sein."

Ein befehlender Wink verabschiedete den jungen Mann der sich eiligst zum Czarewitsch begab, ihm den Besuch seines Vaters anzukündigen.

Sergei spielte den Vermittler zwischen Vater und Sohn; sein natürlicher, leidenschaftsloser Verstand hielt den jugendlichen Großfürsten von manchem vorschnellen Handeln, von mancher Unbedachtsamkeit zurück, und Alexander, selbst einer der edelsten Charaktere, verstand genug in Seelen zu lesen, als daß er Sergei verkennen sollte, der sich ihm offen, als vom Czaren zu seiner Ueberwachung beauftragt, dargestellt hatte.

Der Kaiser blieb allein; sein Antlitz war heiterer als gewöhnlich. „Ich will Frieden haben mit meinem Sohne," sprach er halblaut vor sich hin. „Man soll nicht sagen, Czar Paul habe seinen Nachfolger gehalten, wie Katharina den ihren; man soll sagen, daß ich mich nicht fürchte vor dem Czarewitsch. Ich will ein Band der Liebe schlingen um uns, will ihn nicht aus meinen Augen lassen, den Czarewitsch. Große Liebe ist die beste Wächterin."

Er klingelte. Iwan Paulowitsch erschien im Cabinet, sich tief verneigend.

„Sei mir beim Umkleiden behilflich, Iwan," befahl der Czar, „ich speise bei dem Großfürsten Alexander."

Dem Günstling des Kaisers, der sich beständig zwischen Vater und Sohn drängte, mußte eine Annäherung beider wenig erwünscht sein.

Der Czar gewahrte die sichtlich verdrießliche Miene, mit der Iwan die Worte seines Herrn vernahm. „Ist Dir's nicht recht," fragte er scharf, „wenn der Vater seinen Sohn besucht. Soll ich, der Selbstherrscher Rußlands sein und mich von denen, die ich aus dem Staube erhoben, leiten lassen wie ein Sclave?

Demüthig verneigte sich der ehemalige Kammerdiener. „Mein großer Czar thut seinem Sclaven unrecht," sagte er. „Die Krankheit des Czarewitsch war simulirt, jedes Kind am Hofe weiß davon. Sollte das Entgegenkommen des mächtigen Kaisers gegen, freilich den ersten seiner Unterthanen nicht von böswilligen Zungen weniger als väterliche Liebe, denn als Furcht des Regenten vor seinem schmollenden Nachfolger,

der die Herzen des Volkes zu gewinnen wußte, gedeutet werden?"

Der Staatsrath hatte die empfindliche Seite seines Herrn zu treffen gewußt. Pauls Angesicht wurde düsterer als je zuvor, und wie immer, wenn unangenehme Gedanken seine Seele bewegten, hefteten sich seine Blicke auf seines Vaters lebensgroßes Bildniß.

„Furcht," murmelte er, — „Furcht, — ja, das ist es, ich fürchte nicht meinen Sohn; ich fürchte die Schule Katharinens, meiner Mutter, in der man ihn erzogen, Gattenmord, Czarenmord, die große Katharina vermag's zu lehren!"

Dann richtete er sich empor. „In den nächsten Tagen trifft der Kern meiner Truppen aus Gatschina ein. Dann erst fühle ich mich Kaiser; heute Abend bleibt es dabei, ich speise bei dem Czarewitsch."

* * *

„Adjutant Sergei Letzkowski, — Gottes Fügung, daß ich Sie treffe!"

Erstaunt blickte der Adjutant des Czarewitsch, der sich eben zu Alexander begeben wollte, auf, als er sich einer in schwarze Seide gekleideten Dame gegenüber sah, deren Antlitz ein Spitzenschleier verhüllte.

Sergei Letzkowski war eine hübsche jugendliche Erscheinung; fesselnde Abenteuer gehörten keineswegs zu den Seltenheiten in seinem bewegten Dasein, und die Aussicht auf ein neues erschien ihm lockend. Dazu kam, daß die Anrede der Dame auf einem nur spärlich erleuchteten Corridor stattfand, und ihre Anwesenheit an diesem Ort war ihm Bürge, daß er keinem Frauenzimmer minderer Stellung gegenüberstand.

„Ich habe hier seit einer Stunde im Vorzimmer der abwesenden Großfürstin Olga, das auf diesen Corridor mündet, eines Mannes geharrt, dem ich vertrauen darf," fuhr sie fort. „Ich konnte keinen besseren finden, führen Sie mich zum Czarewitsch, ich beschwöre Sie; augenblicklich muß ich Audienz haben."

Der Adjutant trat befremdet zurück, — sein Antlitz verlor plötzlich den Ausdruck der lächelnden Galanterie. „Zu dieser Stunde, Madame? fürwahr, Ihr Anliegen ist seltsam."

„Die Dringlichkeit möge das Seltsame entschuldigen," sagte die Dame lebhaft. „Sie kennen mich, ich bin Feodora Lesbodkoi." Mit diesen Worten schlug sie den Schleier zurück, um den jungen Adjutanten von der Wahrheit ihrer Aussage zu überzeugen.

„Bei Gott," rief Sergei, „und mein Herr wird glücklich sein, den Wunsch der gefeiertsten Schönheit des Hofes zu erfüllen, und wenn ein Strahl aus den Sonnen Ihrer Augen auf den demuthsvollen Boden fällt —"

„Keine Galanterie, mein Herr! Sie sind ein Mann von Ehre," bat das junge Mädchen; „meine Minuten sind gezählt."

So ernst klang die Stimme Feodorens, daß Sergei begriff, daß es Wichtiges sein mußte, das die Tochter des mächtigen Staatsraths in so später Stunde zum Czarewitsch führte.

„Folgen Sie mir, Mademoiselle," sagte er in nicht minder ernstem, achtungsvollem Ton, „ich führe Sie sicher und unbemerkt in die Gemächer des Großfürsten."

Sergei Letzkowski hielt Wort. Mit den Verhältnissen des Palastes völlig vertraut, führte er die junge Dame über einige Corridore, wo kein neugieriges Höflings- oder Dienerauge sie musterte. Endlich öffnete er eine Thür und bat Feodora einzutreten. „Hier sind meine Zimmer," sagte er. „Die Gemächer des Czarewitsch befinden sich unter denselben, eine verborgene Treppe, die diese Tapetenthür maskirt, führt in eines seiner Vorzimmer; verweilen Sie hier einige Minuten, ich melde Sie dem Czarewitsch." Mit diesen Worten verschwand er auf der Treppe und die Tapete schloß sich hinter ihm.

Nur wenige Minuten verstrichen und schon kehrte er zurück. „Der Czarewitsch ist allein," meldete er. „Er ist bereit, Feodora Lesbodkoi zu empfangen."

Des jungen Mädchens Antlitz, das bis jetzt eine fast trotzige Energie zur Schau getragen hatte, wurde wie von einem Sonnenstrahl verklärt bei dieser Botschaft; eilig folgte es dem Adjutanten, und in wenig Augenblicken befand sich Feodora im Vorzimmer des Czarewitsch.

Sergei schlug die Portieren von dunkelem Sammt zurück und die hohe elegante Gestalt Alexanders trat mit seinem gewinnenden Lächeln im milden Antlitz der Audienzsuchenden entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sonntag in Straßburg.

Dr. Paul Hassel schildert in der „A. A. Z." einen kürzlich in Straßburg verlebten Sonntag folgendermaßen:

Bald nach 9 Uhr riefen die Glocken zum Gottesdienst. Von allen Seiten strömte Civil und Militär in den Münster. Es lagen viele katholische Soldaten in der Stadt: Bayern und Schlesier, namentlich das 47. Regiment, das eben erst von Dijon als Besatzung hierher beordert worden war. Feierlicher Anblick, wie die deutschen Krieger andachtsvoll niederknieten, um gemeinsam mit denen, die vor wenigen Monaten noch ihre Feinde waren, die Messe zu hören.

Nach der Kirche wurde es lebendig in den Speiseanstalten und Bierhäusern, in der „Goldenen Sonne", im „Greifen", im „Leoparden", im „Gasthaus zur Brauer- und Küfer-Herberge". An den langen schmalen Holztischen saßen wieder Bürger und Soldaten beisammen, viel französisches Militär dazwischen, eben aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrt. Deutsches Getränk, deutscher Tabaksqualm, deutsche Unterhaltung. Mit mehreren Officieren trat ich in eine dieser Wirthschaften ein. An dem Tisch, auf den wir zuschritten, saßen einige Civilpersonen; sie wollten aufstehen, wie wir aus ihren Geberden entnehmen konnten, nicht aus Verstimmung, sondern aus Höflichkeit. Aus ihren Gesprächen ging hervor, daß sie Bürger von Straßburg waren: nicht lange, so knüpften sie eine Unterredung mit uns an. Der Wortführer war ein älterer Mann, dem sein Knebelbart und sein lebhaftes dunkelbraunes Auge ein gewisses französisches Aussehen gaben, im übrigen sprach er echtes Schwabendeutsch.

„Wenn nur die Einquartierungen erst aufhörten," sagte er, „sie sind dem Bürger eine große Last: er merkt nicht, daß er wieder im Frieden lebt. Sonst haben wir über die deutschen Soldaten nicht zu klagen. Ich, in meinem Hause, ich habe Franzosen und Preußen. Franzosen aus Colmar, die morgen oder übermorgen in ihre Heimath geschickt werden sollen. Die Preußen sind mir lieber; sie begnügen sich, wenn man ihnen das giebt, was vorgeschrieben; die Franzosen verlangen mehr und haben nie genug."

„Dos ischt woahr," wirft ein Anderer ein, und fügt hinzu: daß man neulich wirklich vor den Deutschen Respect bekommen habe. Wir bitten ihn natürlich, uns die Gelegenheit

zu nennen, und er erzählt: „Es war beim Leichenbegängniß unseres Bürgermeisters. Viele wollten eine Demonstration damit verbinden, auch die Geistlichkeit. Aber es ging nicht. Wir sahen schon am Tage zuvor, daß wir ohne die Deutschen nicht fertig werden könnten. Wir brauchten Musik für das Trauergefolge und mußten uns an das preußische und württembergische Militär wenden, das uns zwei Musikcorps gab. Dann, als wir durch die Stadt zogen und sahen, wie die deutschen Soldaten ehrerbietig vor dem Zuge die militärischen Honneurs machten, wie viele Officiere und Soldaten sich ruhig anschlossen und mitgingen, dachte keiner mehr an die Demonstration."

„Ja, ja," sagte ein Dritter, „das ist ganz gut, aber wenn wir nur Beamte bekämen, welche uns nicht auf einmal preußisch machen wollten! Man hat uns immer gesagt: in Preußen dürfe das Volk nicht mitsprechen." Wir frugen den Sprecher zunächst, ob man denn im Elsaß, unter den französischen Präfecten, bisher so viel habe mitsprechen dürfen, was er natürlich nicht bejahen konnte, fuhren dann aber fort, indem wir ihn beruhigten und auseinandersetzten, daß der Kaiser nicht daran denke, ihrem Lande eine despotische Regierungsform zu geben. Kein deutscher Beamter werde den Elsässern verbieten, ihre Interessen selber vorzubringen: man werde so rasch als möglich für eine frei gewählte Vertretung der ländlichen wie städtischen Gemeinden sorgen und diese zu Rathe ziehen; auch stehe es nur bei den Industriellen des Landes, sich unter einander zu verständigen, die handelspolitischen Vorschläge, welche sie etwa der neuen Regierung zu machen haben, an geeigneter Stelle zu unterbreiten. Nach längerer Rede über diesen Gegenstand erklärten uns die Herren, daß sie die Dinge jetzt in anderem Lichte ansähen, und gestanden uns, daß sie in derselben Weise während der letzten Wochen schon manches Vorurtheil hätten schwinden lassen. Da wir eine Wanderung durch die Stadt machen wollten, erbot sich einer von ihnen zur Begleitung; wir nahmen seine Führung an.

Es war inzwischen Mittag geworden, und die Wirkung des milderen südlichen Klima's machte sich in wohlthuender Weise geltend. Das Treiben auf den Straßen hatte seinen Gipfel erreicht, es bot einen entschieden großstädtischen Anblick dar. Auch die elegante Welt war zum Vorschein gekommen, und man hörte mehr Französisch als am Morgen. Allein einige Symptome, die auf den Beginn des Uebergangsstadiums in den gesellschaftlichen Verhältnissen hinwiesen, ließen sich nicht verkennen. Zunächst war bei der schönen Hälfte der Bevölkerung augenfällig, daß die dunkele Kleidung, die in der ersten Zeit der Occupation eine ausschließliche Herrschaft gehabt, erheblich in Abnahme gekommen. Auch wollte uns scheinen, als ob die Damen der guten Gesellschaft doch noch aus anderen Gründen promenirten, als nur um etwa eine Stunde lang die frische Luft zu genießen. Wir bemerkten, wie gar manche von ihnen sich mit deutschen Officieren, die durch längere Anwesenheit in der Stadt bekannt geworden, freundschaftlich begrüßten und Unterhaltungen anknüpften. Wenn die Vorübergehenden ihre Stadtgenossinnen in dieser Lage sahen, so vernahm man wohl die Worte: „Voilà, elles se confondent avec les Prussiens," oder „Madame X. X. avec un Allemand." Der Ton, in dem diese Glossen gesprochen wurden, erklang bisweilen etwas schnippisch, aber er enthielt doch nichts von bösartigem Vorwurf; es lag in ihm etwas von jener Lebensphilosophie, welche die Dinge nimmt wie sie sind: „es ist einmal so, und warum sollte es auch nicht so sein?" Von Erbitterung ist schon jetzt nichts mehr zu spüren, und daß die Absonderung der einstweilen noch an den französischen Gewohnheiten festhaltenden Gesellschaftsklassen nachläßt, zeigte sich unter anderem bei dem Hauptheil der militärischen Sonntagsfeier. Zwischen 12 und 1 Uhr war Wachtparade und Parole-Empfang, wieder vor dem Standbilde Klebers. In immer dichterem Kreise schaarten sich um die vereinigten Musikcorps Bürger und Bürgerinnen aller Stände, die Jugend der Stadt exercirte im Tacte nach den deutschen Commandos, die sie rasch erlernt hat, und manches familiäre Wort wurde auch hier zwischen den Einwohnern und den Deutschen gewechselt. Im Ganzen konnten wir nach diesen Beobachtungen nur den Officieren beistimmen, die uns versichert hatten, daß ihre persönlichen Beziehungen zu den Elsässern sich fast durchweg günstig anließen. Und diese Annäherungen werden schon in der nächsten Zeit beträchtliche Fortschritte machen. Die Militärs warten nur auf die demnächst erfolgende Einsetzung der definitiven Commandos, um ihre Frauen und Angehörigen nach Straßburg kommen zu lassen. Dann wird sich zeigen, daß es für die Verschmelzung der alten und der neuen Gesellschaft keinen idealeren und doch zugleich einflußreicheren Factor giebt als deutsches Familienleben, deutsche Sitte. Es ist in den culturgeschichtlichen Processen noch immer so gewesen, daß sich die Zustände nach dem Vorbilde des höher und edler entwickelten Elements umgeformt haben.

Mit Interesse verfolgten wir, wie auch in dem äußeren Verkehrsleben bereits die Wirkungen der neuen Zustände sich geltend machten. Zwar in Allem, was mit der Mode zusammenhängt, übt Frankreich noch eine bedeutende Oberherrschaft. Die „Articles de Paris" spielen in den Confectionsgeschäften und im Handel mit Galanteriesachen noch eine große Rolle. Etwas weiter ist die Vermischung bereits in der Kunst gegangen. Man sieht an den Schaufenstern der Kunsthandlungen noch manches, was der früheren Zeit angehört, Portraite der Familie Bonaparte, der französischen Generale, Abbildungen französischer Truppen, Scenen aus der Belagerung von Paris — allein das Bild des deutschen Kaisers, Photographieen der preußischen Prinzen, der deutschen Fürsten und Heerführer, selbst deutscher Künstler und Künstlerinnen fehlen doch nirgends. Mit Leichtigkeit würde man bereits heute in Straßburg ein Album von den Koryphäen unserer Wissenschaft zusammenstellen können. Im Buchhandel überwiegt noch die französische Literatur, aber ich sah neben den modernen französischen Schriftstellern die Werke Goethe's und Schiller's, verschiedene Gedichtsammlungen, einige unserer neueren deutschen Romane. Ganz von uns annectirt ist die Species der „fliegenden Kunsthändler", welche, ihre offenen Kästen um den Hals, durch die Straßen ziehen oder ihre niedrigen Tische in der Nähe der Kathedrale aufgeschlagen haben. Bei ihnen findet man hauptsächlich Kriegsscenen, Darstellungen der Heldenthaten unserer Armee, Bilder des Kaisers, des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, der Generale, jene stark colorirten Bilderbogen, welche uns Allen von deutschen Jahrmärkten her bekannt sind. Hier kaufen die Soldaten. „So und soviel Sous," sagt der Verkäufer zuerst, um den Preis befragt, aber fügt gleich unaufgefordert hinzu: „so und soviel Silbergroschen oder Kreuzer", und giebt dadurch zu verstehen, daß ihm die mannichfaltige deutsche Währung bereits ebenso geläufig ist, wie die französische Münze.

Nicht wenig zu dem heiteren und freundlichen Charakter Straßburgs tragen die vielen Quais, die zahlreichen Brücken bei, welche über den Rheincanal und die Ill führen. Sie verbinden die ärmeren Stadtquartiere und werden daher meistentheils von der niederen Bevölkerung zu Spaziergängen benutzt. Aber auch unsere Soldaten haben eine Vorliebe für diese Stadttheile. Besonders volkreich sind die Straßen, welche zum Bahnhof führen, diesseits des Canals „des faux remparts" der Quai von Paris, jenseits der „Quai de la Station" und längs des Gebäudes die Straße von Sebastopol. Es kam eben wieder ein Transport französischer Gefangener an. Der Vorgang bot manches Charakteristische dar. Eine laute Menge empfing die Eintreffenden, ein Schwarm von Knaben und halberwachsenen jungen Leuten begleitete sie in die Stadt. Wenigstens drei Viertel dieser Mannschaften, sämmtlich Elsässer, waren betrunken; in diesem Zustande feierten sie die Rückkehr in ihre Heimath. Wir freuten uns über das naturwüchsige Urtheil eines neben uns hergehenden deutschen Soldaten, der, zu seinen Kameraden gewandt, sagte:

„Donnerwetter du, wenn diese Kerle in unserer Compagnie dienen müßten.“ Als die Franzosen an die Hauptstraße (Grand' Rue) kamen, welche auf den Gutenbergsplatz ausläuft, stimmten sie ein Lied an: es waren deutsche Worte. Wie bezeichnend für die Frage der Nationalitäten ist doch auch diese Thatsache! Wir mußten noch einmal daran denken, wie beim Beginn des Krieges Kaiser Napoleon III. die Proclamation, welche sein Volk zum Heereszuge gegen Deutschland aufrief, in allen, allen Theilen des Elsasses zugleich deutsch und französisch verkündigen ließ. Ein entsetzlicher Hohn auf die nationalen Rücksichten, mit denen das Kaiserreich sich allezeit gebrüstet hatte.

Einen Theil des Nachmittags widmeten wir dem Besuch eines Militärconcerts, das außerhalb der Stadt gegeben wurde. Der Besuch von Seiten der Einheimischen war auch hier zahlreich, noch zahlreicher bei mehreren Musikaufführungen, welche schlesische und thüringische Regimenter in städtischen Localen veranstalteten. Ein Gang um die Festungswerke auf deren Besichtigung wir die letzten Tagesstunden verwandten, führte uns auf den Broglieplatz — in deutschen Zeiten hieß er Roßmarkt — vorbei an der Artillerieschule und dem niedergebrannten Theater, das am Nordostende der Stadt gelegen ist. Es wird nicht allzu schwer sein, diesen Tempel der Kunst wieder aufzubauen. Ist auch das Innere so ausgebrannt, daß nur hie und da noch einige Trümmer der Seitenwände emporragen, so blieb doch der Außenbau mit den Grundmauern erhalten. Auf dem Rückwege in die Stadt wurden wir aufgefordert, in ein Kaffeehaus in der Nähe der Börse einzutreten, das „Cafe du Commerce“, wo, wie man uns sagte, fast nur Franzosen verkehrten, Männer der Handelswelt und Industrielle. Allerdings hörten wir rings um uns her Französisch, aber es wollte uns scheinen, als ob es theilweise von noch geringerer Qualität war, als das elsässische. Es dauerte denn auch nicht lange, so konnten wir an der Aussprache und Betonung des fremden Idioms die Dialekte unserer eigenen Muttersprache unterscheiden. Wir wußten bereits vom Kriegsschauplatze her, daß diejenigen unserer Landsleute, welche während des Feldzuges zu geschäftlichen Zwecken in Frankreich reisen, eine gewisse Eitelkeit darein setzen, im fremden Lande die fremde Sprache zu sprechen, oft wo kein Grund vorhanden ist, ja, wo die Schonung des geübteren Ohres ihnen das Gegentheil anempfehlen sollte; und da man uns gesagt hatte, daß Straßburg schon seit Wochen von deutschen Geschäftsreisenden überfüllt sei, die hierher gekommen, um in den neu erworbenen Landestheilen ihre Verbindungen anzuknüpfen, so bedurfte es keines weiteren Aufschlusses über die Situation. Es handelte sich um Geschäftssachen. Die Frage der Manufacturen eines Hauptindustriezweiges für das Elsaß, war an der Reihe. „Wir haben bisher im Elsaß jährlich etwa 32 Mill. Kilogrammes (ungefähr 64,000 Ctr.) feine Gewebe producirt,“ sagte ein Franzose, welchen man uns als Disponenten einer größeren Fabrik bezeichnete, „31 Millionen gingen nach Frankreich, nur etwa 1 Million nach der Schweiz und Deutschland. Es bleibt uns nichts übrig, als an die französische Regierung die Bitte um besondere Vergünstigungen für die fernere Einfuhr unserer Artikel zu richten.“

Ein Deutscher bemerkte ihm, daß die Regierung Frankreichs sich kaum dazu verstehen werde, abgetretenen Landestheilen mit besonderen Erleichterungen entgegenzukommen. „Dann urtheilen Sie selbst, was aus uns werden soll,“ antwortete der Franzose. Gott sei Dank sind diese düsteren Aussichten zum guten Theil übertrieben. Wir hatten zufällig Gelegenheit gehabt, denselben Gegenstand mit einem der ersten Fabrikbesitzer des Elsasses zu besprechen. Auch dieser Mann war weit entfernt, mit der gegenwärtigen Lage der Dinge sehr zufrieden zu sein, allein er kam doch zu ganz anderen Consequenzen als der Redner des „Cafe du Commerce“. Seine Schlüsse lauteten etwa so: „Ich bin an den Markt von Frankreich gewöhnt, und ich werde ihn nicht verlassen. Ich werde eine Fabrik auf französischem Boden errichten, aber ich werde trotzdem doch auch im deutsch gewordenen Elsaß bleiben und hoffe, die Concurrenz mit den und den Orten — er nannte die Namen — aushalten zu können.“ Es ließen sich noch manche der materiellen Interessen anführen, die augenblicklich das Tagesgespräch in Straßburg bilden. In einer gewissen Aufregung befinden sich die Bierbrauer. Ihr Absatzgebiet war Frankreich, vornehmlich Paris; alle Welt trank „bière de Strasbourg.“ Aber über den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten, und die Zunft der „Brasseurs“ fürchtet, daß ihr Gebräu in Deutschland, zumal nach der Verbrüderung mit Bayern, keine Zukunft haben, der Eingangszoll aber, den Frankreich fortan von ihnen fordern wird, dem Export Abbruch thun werde. Vielleicht erledigt sich die Sache dadurch, daß die Pariser ihren Schoppen um einige Sous theuerer bezahlen, was uns gleichgiltig sein kann.

Mannichfaltiges.

— Schuldig und Schuldig. Bei den Vermählungs-Feierlichkeiten Ludwigs XVI. hatte sich eine Stadt ganz besonders angegriffen. Ihre Deputirten erhielten dafür das Compliment: Sie hätten Alles gethan, was sie zu thun schuldig gewesen wären. Einer der Deputirten, den dieser stolze Ton verletzt haben mochte, erwiderte darauf: „Und Alles, was wir gethan haben, sind wir noch schuldig.“ Wie oft mag das auch in Deutschland bei ähnlichen Freudensbezeugungen der Fall sein!

Vom Büchertisch.

Schwert und Harfe. Gedichte von Johannes Hüll. Berlin. Franz Lipperheide. 1871. (Der Ertrag ist für die Deutsche Invalidenstiftung bestimmt).

⊙ Daß die patriotische Begeisterung des letzten Krieges besonders in lyrischen Gedichten nachwirken werde, war leicht vorauszusehen. Es ist erfreulich, unter der Zahl deutscher Tyrtäen auch einen Pfälzer zu treffen. Wir können nicht umhin, die Leser auf dies Schriftchen aufmerksam zu machen, das eine ehrenvolle Stelle einnimmt unter den Vertretern der neueren Kriegslyrik. In diesen „Zeitgedichten“ und „Liedern“, welche sich durch feuerigen Patriotismus und männlichen Ernst auszeichnen, spiegelt sich die jüngste Vergangenheit in mannichfaltigen Bildern voll lebensvoller Frische: Der Schmerz des Abschieds und die Freude des Sieges, die kampflustigen Krieger auf dem Marsch und im Lager, die Donner der Schlacht und das blutige Leichenfeld. Indem wir diesen Gedichten eine freundliche Beachtung, insbesondere von Seiten der engeren Landsleute des Dichters wünschen, fügen wir eine Probe an, in welcher ziemlich gut der Ton des Volksliedes getroffen ist.

Und als die Schlacht geschlagen,
Da lag der Brave todt.
Wir haben ihn gefunden
Bedeckt mit vielen Wunden,
Am frühen Morgenroth.

Wir trugen ihn hinüber
Wo stolz der Waldstrom rauscht,
Und betteten ihn kühle,
Wo nach des Tages Schwüle
Die Amsel Grüße tauscht.

Wir mußten weiter schreiten
Des Krieges rauhen Pfad.
Doch einst am jüngsten Tage
Wach' auf beim Trommelschlage,
Mein guter Kamerad!

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 31. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ode.

An Fürst Bismarck.

Im All der Sonnen wallen der Kräfte zwei.
Nach Außen drängt die Eine; die Andre lockt
Zurück zum Schwerpunkt. Solchem Zwist dankt
Ordnung und Dauer der Sphären Prachtbau.

Zwei Kräft' auch sind es, welche dem Staat Bestand
Und Wohlfahrt sichern, schwebend im Gleichgewicht:
Des Helden Zorn, der Glimpf des Weisen,
Spornend der Eine, der Andre zügelnd.

Wem dies, wie jenes liebend beschied der Gott,
Heil solchem Reiche! Heil Dir, Germania!
Gestützt auf Bismarck und auf Moltke,
Weicht nicht der Kaiser vom Pfad der Mitte.

Derselbe, wie auch wechsle der Loose Fall,
Ruhig, ob klar, ob drohend der Horizont,
Ehrt Er den Thatendurst des Feldherrn,
Achtend zugleich auf des Staatsmann's Mahnung.

Sei uns gegrüßt denn, weiser Kanzler des Reichs!
Ein wackrer Steurer hast Du das Schiff des Staats,
Das schwer arbeitende, zum Hafen
Kräftig gelenkt durch Gellipp und Brandung.

Was Kaiser Friedrich Petrus de Vineis,
Was seinem Ludwig Suger, der Würdige,
Was Sully Frankreichs großem Heinrich,
Warst Du dem Kaiser und bist und bleibst es,

Bis auch der Wunden letzte zur Narbe wird,
Daraus noch Deutschland blutet; bis Süd und Nord,
Müd' des Parteikampfs, neu aufathmend
Schlummere im Schatten des deutschen Bundes.

Indeß sei hold uns, die wir das deutsche Herz
Sorgsam bewahrten; sitzt gleich der König uns
Jenseit des Rheines, lag gleich fern uns
Frohes und Trübes der Bruderstämme.

Sei hold uns, Hehrer, der Du dem Thron zunächst
Rathspendend sitzest! Werd' uns ein Genius!
Zum Bürger adle den Privatmann!
Steigr' uns die Heimath zum Vaterlande!

Samml' um des Thrones Stufen den Völkerrath!
Gut, Ehr' und Leben sichr' uns das gleiche Recht!
Oeffn' aller Kraft der Thaten Rennbahn!
Keinem Verdienste sei versagt die Palme!

Der Boden eigne Dem, der den Boden baut!
Die Marken hüte, welchen die Mark gesäugt!
Herr sei das Volk; die Schule Stoa;
Areopag sei die Pfalz des Rechtes!

Der Geister Aufschwung lähme kein Machtgebot!
Die freie Type fess'le kein Dogmenzwang!
Dem Höhern huld'ge Kron' und Insul!
Innigst durchdringe sich Staat und Kirche! —

Der Vorwelt Aera, güld'ne Jahrhunderte
Deß, dem Athen, dem Roma den Glanz verdankt,
Dem Bagdad, dem die schöne Florenz,
Kehret, ihr Leuchtenden, kehrt ihr wieder? —

Sei hold auch, Fürst, den Musen! Der Muse dankt
Unsterblich Leben, was der Moment gewirkt,
Des Dichters Liedern horcht die Nachwelt;
Nimmer zerstäubt der Geschichte Marmor.

Dürkheim. Thabnelua.

---

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Das Cabinet des Großfürsten zeugte in seiner Ausstattung von dem gebildeten, hochsinnigen Charakter des erhabenen Bewohners; keine prunkende Vergoldung blendete das Auge, die Wände waren mit schlichten dunkelen Sammttapeten bekleidet, und kostbare Gemälde alter Meister bildeten die Zierde derselben, während sich in den beiden Nischen zu den Seiten des Schreibtisches die Marmorbüsten Laharpe's, des geliebten Lehrers des Czarewitsch, und Montesquieu's, von duftenden Blumen umgeben, erhoben.

„Kaiserliche Hoheit," nahm das junge Mädchen nach ehrfurchtsvoller Begrüßung mit fester Stimme das Wort; „Kaiserliche Hoheit, ich komme als Gesandte eines Mannes, der gestern an Ihrer Schwelle war, Sie an ein Versprechen zu mahnen und den die Schergen Arkarow's, da er Ihre Thür verschlossen fand, hetz'en wie einen Verbrecher, wie ein wildes Thier, weil er Ehre genug besaß, für seine Ueberzeugung zu leiden und weil er das Heucheln verachtet; ich komme von Michael Serbinoff, kaiserliche Hoheit."

„Sie?" rief Alexander in ungeheucheltem Erstaunen, „Sie Feodora Lesbodkoi, die Tochter eines der reichsten, der mächtigsten Männer des Landes? Wie kommt Michael Serbinoff zu solcher Fürsprecherin?"

„Kaiserliche Hoheit, Michael Serbinoff ist mein Bräutigam, und noch in dieser Nacht nenne ich mich sein Weib."

Ein Ausruf der Ueberraschung und des Erstaunens entfuhr dem Czarewitsch und dem Adjutanten zu gleicher Zeit.

„So wären Sie jene Dame," rief Alexander, „zu der er an jenem Abend eilte, als wir ihn von räuberischem Ueberfall befreiten."

„So ist es, kaiserliche Hoheit, und jene böse Stunde, in der Rußlands Czarewitsch ihm Hilfe und Beistand versprach, auch über mich ist sie hereingebrochen, denn nimmer trenne ich mein Geschick von dem seinen; es gelang dem Unglücklichen gestern Abend, seinen Verfolgern zu entfliehen, er rettete sich zu mir, und in einer Verkleidung unter der Hilfe einer treuen Dienerin gelang es mir, ihn in einem Landhause auf der Straße nach Gatschina zu verbergen; noch in dieser Nacht verbindet uns ein würdiger Priester an jener einsamen Stätte; Vater Gregor, mein einstiger Lehrer, hat ein heiliges Amt einige Werst von hier zu verrichten, auf dem Heimwege giebt er unserem Bunde die Weihe."

„Ein Roman!" rief Alexander, „wie ihn keine Dichterphantasie malen könnte, und unter unseren Augen spielte er sich ab. Und doch, Feodora Lesbodkoi, doch vermag ich, der

Czarewitsch, nur wenig oder nichts mehr für Sie und Michael Serbinoff zu thun, als über Ihre Mittheilung zu schweigen; hätte Ihr Geliebter ein grobes Verbrechen begangen, ich hätte des Czaren Verzeihung erwirken können, ich hätte ihm Rang und Geld zu verschaffen vermocht, aber Verzeihung eines Officiers, den der Kaiser als Rebellen, als Hochverräther behandelt, nimmermehr."

Feodora war bleich geworden, dennoch behielt sie ihre Fassung bei den wenig ermuthigenden Worten des Czarewitsch; man sah es ihr an, sie wollte nicht schwach erscheinen. Alexanders edles Herz fühlte tiefes Mitleid mit dem jungen Mädchen, dessen muthvolle Haltung ihm imponirte, sein fragender Blick fiel auf Sergei. Dieser verstand.

„Sie werden einsehen, Mademoiselle," sagte er, „daß der Czarewitsch in seiner Stellung Ihnen nicht zu helfen vermag; ich aber will die Verantwortung übernehmen, das Wort meines Herrn, das er einst dem jungen Serbinoff verpfändete, einzulösen. Ich besitze einen Paß, auf den Namen einer jungen Cousine mit ihrem Begleiter lautend, dessen Benützung der Tod der Dame verhinderte; suchen Sie Vorsprung zu gewinnen, denn eine Verfolgung ist unvermeidlich; dieser Name wird Ihnen behilflich sein; Michael Serbinoff mag als Ihr Diener oder in einer Verkleidung als Ihr Vormund gelten bis Sie die russische Grenze überschritten haben."

„Nehmen Sie den Vorschlag an," rief Alexander lebhaft; „fürchten Sie nichts für die Folgen, die Sergei daraus erwachsen können, falls die Verwechselung entdeckt werden sollte. Der Czarewitsch darf nicht zu einem Act seine Hand leihen, der Nacht und Heimlichkeit zu seinem Schutz suchen muß. Meinen Adjutanten aber werde ich zu schützen wissen. Gehen Sie, mögen Sie glücklich werden und es Ihnen gelingen, den Vater zu versöhnen. Michael Serbinoff aber sagen Sie, daß Großfürst Alexander Männer von Ehre zu schätzen weiß, und wenn einst der Tag erscheint, sei er noch so weit entfernt, da Rußlands Czar sich Alexander nennt, ich ihn willkommen heiße im Vaterlande, willkommen in den Reihen meiner Armee. Jetzt gehen Sie mit Sergei, ich erwarte den Czaren."

Feodora sank zu den Füßen Alexanders. „Hoheit," sagte sie, „Ihre Worte werden das heiligste Andenken, im Glück unser Bürge, unsere Hoffnung im Leiden sein. Würdig auch in der Fremde wird Michael sich dieser Verheißung erweisen, nie wird er vergessen, daß seine heilige Mutter Rußland, daß sein einstiger Czar ihn erwartet, und das Gebet Feodorens Lessbokoi wird emporsteigen zum Allenker für ihren Czarewitsch und Segen flehen auf sein Haupt."

„Ich glaube Ihnen, Mademoiselle," sagte Alexander ergriffen; „gehen Sie, Sie haben noch eine verhängnißvolle Spanne Zeit vor sich."

Feodora entfernte sich mit Serbinoff, und in kurzer Zeit kehrte der Adjutant wieder zurück. „Sie ist fort," sagte er, „ihr erfinderischer Geist hat für Alles gesorgt; eine Reisekutsche wird die ganze Nacht vor der Hinterpforte des Landhauses des jungen Paares harren, mit Geld und Werthsachen ist es reichlich versehen, der Staatsrath Lessbokoi liegt unwohl darnieder und wird sich, glückt die Flucht, in das Unabänderliche fügen müssen. Doch nun, kaiserliche Hoheit, vergessen Sie diese Episode, begeben Sie sich in den Salon. Der Czar, Sie wissen es, liebt dieses Cabinet nicht, — Laharpe und Montesquieu, — Jacobinerbüsten. Erhalten Sie ihn bei guter Laune, Hoheit, er wird Ihnen liebevoll entgegen kommen; ich habe bereits für seine Lieblingsweine gesorgt."

* * *

Selten war der Czar so wohl aufgelegt gewesen, als an jenem Abend, da er allein mit dem Großfürsten Alexander die Abendmahlzeit theilte, zu der in aller Eile die Lieblingsspeisen Pauls, die von ihm bevorzugten Weine beschafft worden waren.

Nur einmal hatte eine Wolke das gute Einvernehmen zwischen Vater und Sohn zu trüben gedroht, als Alexander auf des Czaren Befragen über Michael Serbinoffs Anwesenheit im Palast das Abenteuer mit dem jungen Manne berichtete und ein Wort zu dessen Entschuldigung fallen ließ. Sogleich verfinsterte sich die Stirn des Czaren, und ohne seinem Sohn zu antworten, lenkte er das Gespräch auf ein anderes Thema.

Der Großfürst verstand den Wink und ging sogleich darauf ein. Er hatte, um vertrauliches Beisammensei: zu erzielen, die Diener entfernt und schenkte mit eigener Hand seinem Vater den kostbaren Burgunder ein, den Paul, sonst im höchsten Grade mäßig, mit besonderer Vorliebe trank.

Die Stimmung des Kaisers vollkommen zu erheitern, brachte Alexander die Rede auf die bevorstehende Ankunft der Truppen aus Gatschina, und er erreichte seine Absicht. Der Czar erhob sein Glas. „Auf das Wohl meiner Braven in Gatschina," rief er, „auf den Kern meines Heeres!"

Der Czarewitsch that ihm Bescheid.

„Und doch, mein hoher Vater," entgegnete er dann, „doch setzen Sie auch die Truppen Ihrer Hauptstadt nicht zurück. Sobald es heißt: „für Rußland und den Czaren" würde sie, und sei's in tiefster Nacht, ein jeder Feind im Nu gerüstet finden."

Der Czar schüttelte das Haupt. „Nein," sagte er, „nicht die Truppen meiner Hauptstadt, es sind lässige, rebellische Burschen, angesteckt von dem Geiste ihrer Offiziere, keine Pünktlichkeit, kein Verlaß auf ihre Treue."

„Sie verkennen Ihre Soldaten, mein erhabener Vater," rief Alexander; „geben Sie mir Vollmacht, zu irgend einer Stunde der Nacht Alarm schlagen zu lassen, und ich bürge Ihnen, in einer Stunde sind sämmtliche Truppen der Residenz marschfertig."

Der Kaiser lachte. „Die Probe wäre gut," meinte er, „wohlan, wir wollen es versuchen; ich ermächtige den Czarewitsch, noch in dieser Nacht um die zweite Stunde dieselbe zu vollziehen."

„Ihr Vertrauen soll nicht getäuscht werden, mein Vater, nur bitte ich um Ihre Unterschrift. Ich würde nimmer mir erlauben, eine solche Verantwortlichkeit ohne schriftliche Erlaubniß meines Kaisers zu übernehmen."

Paul schmunzelte, der Respect, welcher aus den Worten des Czarewitsch leuchtete, that ihm wohl; rasch zeichnete er seinen Namen auf das aus der Schreibtafel seines Sohnes gerissene Blatt, das Alexander mit einigen Zeilen beschrieb. „Und nun," sagte er, „sprechen wir nicht über die Sache. Ich verlange Dein Ehrenwort, daß vor dem Schlage Zwei keiner eine Ahnung des Kommenden habe."

Die Angelegenheit war abgethan, aber nicht die Freuden der Tafel. Paul war im Zug, selten hatte er so viel getrun-

ken, als es diesen Abend an der Tafel seines Sohnes geschah, und als er sich erhob, mußte er auf Sergei's Schultern gestützt seinen Gemächern zuschreiten, wo der treue Iwan Paulowitsch ihn erwartete und seine Leiblaquaien den Herrscher entkleideten.

Aber seltsamer Weise, sobald sein Fuß die lichterhellen Räume des Czarewitsch hinter sich hatte und die eigenen Gemächer betrat, war auch die ausnahmsweise frohe Stimmung, die den sonst so finsteren Czaren während des Mahles beseelt hatte, einer plötzlichen Schwermuth gewichen; alle düsteren Bilder, die so oft durch seine Seele zogen, erwachten aufs neue, und Iwan Paulowitsch war glücklich, nachdem Letzkowski sich entfernt hatte, die bange Ahnung seines Herrn, dessen Zustand er wohl erkannte, zu verstärken.

Der Czar lag entkleidet in seinem Bette; auf einem Sessel vor demselben saß Iwan, der auf Pauls Geheiß die Nacht bei ihm durchwachen sollte. „Mein Kopf ist wüst," stammelte der Herrscher, „was hat man aus mir gemacht? Vergebens kämpfe ich dagegen. Was hat man mir abgezwungen während des Abends? Iwan — besinne Dich."

Iwan zuckte mit den Achseln. „Der erhabene Czar war allein bei dem Großfürsten; sein treuer Diener war von seiner Seite verbannt, er durfte nicht von dem Wein kosten, den man seinem Monarchen vorgesetzt, er —"

Paul fuhr empor, um im nächsten Augenblick wieder zurück zu sinken. „Ha! der Wein," stammelte er, „man vermag Narkotika in den Wein zu mischen, die den Geist betäuben, — wehrlos machen, — ein Idiot — kann kein Czar Rußlands sein, — aber der Czarewitsch — ich will rufen —"

Der Czar verstummte. Was war sein Wille gegen das Gesetz der Natur, das ihm Seele und Körper in wohlthätigen Schlummer hüllte?

Der Czar schlief, — Stille überall im mächtigen Palast — Stille, Schlaf über Petersburg.

(Schluß folgt.)

Arbeit in der Natur.

Von Karl Ruß.

(Aus der „N. Fr. Presse.")

Als die emsigsten Arbeiter und die hervorragendsten Künstler zugleich sind unter allen Thieren bekanntlich die Vögel anzusehen. In manchen naturgeschichtlichen Werken werden dieselben daher auch in Hinsicht der Verschiedenartigkeit ihres Nestbaues als Handwerker dargestellt, indem man sie als Maurer, Minirer, Korbflechter, Schneider, Weber, Filzmacher, Zimmerer, Cementirer, Plattformbauer und Dombauer oder Mooswölber mittheilt. Auch wir wollen diese Arbeit, d. h. den Nestbau der Vögel, in dieser Weise nach einzelnen Beispielen betrachten.

Zu den Maurern gehört die schöne und nützliche Hausschwalbe, welche bekanntlich aus feuchter Erde ein sehr künstliches Nest in der Gestalt des vierten Theiles einer Kugel, am Gesims oder an anderen passenden Orten anklebend, formt. Dieses Nest ist kunstfertig in seinem Aeußeren und der Haltbarkeit wegen in der Masse mit Strohhalmen durchzogen. Weniger zierlich in der Form und auch unordentlich im ganzen Aufbau ist das Nest der Rauchschwalbe. Zu den Maurern gehören ferner mehrere Drosseln, welche ihre Nester in der Form einer Halbkugel aus Reisern flechten, dann aber mit Lehm und Kuhmist ausmauern, auswendig mit Moos verkleiden und innen mit weichem, faulendem Holze auf das sauberste glätten. Der Blauspecht sucht sich irgend eine Höhlung an einem Baume und vermauert den zu weiten Eingang derselben mit thoniger Erde bis auf ein enges Schlupfloch. Durch diese Arbeit hat der Vogel auch den Namen Klaiber erhalten. Von der Elster will man beobachtet haben, daß sie den Boden ihres fast regelmäßig in den Wipfeln sehr hoher Pappeln zc. stehenden Nestes durch eine Schicht lehmiger Erde, zuweilen sogar durch Eisenschlacken gegen Schüsse sichert, während die Elstern-Nester, welche in den Wäldern, fernab von den menschlichen Wohnungen, stehen, fast niemals mit Erde ausgemauert sind.

Was die Hausschwalbe an Kunstfertigkeit, Emsigkeit und Ausdauer leistet, wird bedeutend übertroffen durch die Thätigkeit der winzig kleinen Erd- oder Uferschwalbe. Dies unscheinbare Vögelchen gehört jedenfalls zu den bewunderungswürdigsten Arbeitern unter allen Thieren. Mit seinem kleinen Schnabel, seinen zarten Füßen und Flügeln vermag es fußtiefe Löcher in den Erdboden zu bohren, es ist daher ein Minirer, welcher im Verhältniß der Kraft und Leistung von keinem anderen übertroffen wird. Daneben steht der Eisvogel ebenfalls als ein sehr tüchtiger Minirer da, der sich zugleich auch noch durch beachtenswerthe Intelligenz auszeichnet. Der schöne Eisvogel ist bei uns in Deutschland im Allgemeinen sehr wenig bekannt, da er leider nur selten vorkommt und als Strichvogel nur zeitweise dort sich zeigt, wo er gerade reichliche Nahrung findet. An einer steil abfallenden, ganz glatten Stelle des Ufers, etwa einige Fuß hoch über dem Wasser, bohrt er ebenfalls eine von unten nach oben schwach aufsteigende Höhle hinein, mit einer kleinen Rinne an jeder Seite, in welcher das von den Federn und Füßen abtropfende Wasser zurückfließen kann. Am Ende der Höhle, in einer backofenförmigen Erweiterung, steht das aus Fischgräten erbaute Nest. Die Vögel sollen beide gemeinsam wohl zwei bis drei Wochen in emsigster Arbeit sich abmühen, bis sie tief genug sich hineingegraben haben; noch bewunderungswürdiger erscheint aber jedenfalls die Anlage der Wasserrinne. Der in Süd-Europa heimische Bienenfresser soll drei bis sechs Fuß tiefe Gänge in steile Flußufer graben.

Unter den Vögeln, welche man zu den Korbflechtern, Webern und Filzmachern zählt, finden wir die hervorragendsten Künstler in unserer einheimischen gefiederten Welt. Krähen, Raben, Heher flechten aus trockenen Reisern, Stengeln zc. mehr oder minder einfache Körbe, die mit einer theils nachlässigen, theils schon recht kunstfertigen Nestmulde versehen sind; immer aber sind sie so fest und haltbar geflochten, daß sie als durchaus zweckentsprechend erscheinen müssen. Uebrigens zeigen die Nester vieler Vögel verschiedenartige Arbeiten zugleich; so gehört z. B. die Elster zu den Maurern und Korbflechtern. Unter die künstlicheren Korbflechter, welche aus dünnen Reisern, Halmen, Stengeln zc Körbe verfertigen, in denen sie dann aus Haaren, Pflanzenwolle, Federn u. s. w. eine Nestmulde formen, bei der man nicht weiß, ob man sie oder das Korbnest für künstlicher halten soll, gehören Kernbeißer, Grünfinken, Rohrammern, Rohrsänger und andere.

Während wir aber in dieser Darstellung die fremden Vögel übergehen und selbst die hervorragendsten Künstler, die Webervögel, der mangelnden Zeit wegen nicht schildern können, so sind wir doch gezwungen, bei der Zunft der Schneider wenigstens eines fremden zu erwähnen, weil nämlich unter unseren einheimischen Vögeln keine „Schneider" zu finden sind. Der eigentliche Schneidervogel in Hindostan, ein Vözelchen von der Größe des Zaunkönigs, näht ein von der Erde aufgehobenes Blatt an ein noch grünes, am Baume hängendes in der Weise, daß er beide Ränder aufeinanderlegt, durchbohrt und mit einem zähen Halme zusammenschürzend befestigt. In der dadurch gebildeten Tasche formt er dann die Nestmulde. Aehnlich und doch durchaus verschieden baut der in Deutschland überall heimische schöne Pfingstvogel oder Goldpirol sein Nest. Der eine Gatte des Pärchens bringt einen langen Faden oder Halm, hält ihn an dem einen Ende fest, während der andere mit dem zweiten Ende mehrmals um einen Zweig flattert und ihn erst

um den einen und dann um den anderen festschürzt. In dieser Weise formen sie zwischen einer Astgabel ein zierliches Nest, dessen Herstellung man eigentlich als Weben bezeichnen müßte.

In den Reihen der Filzmacher ist das Nest des Buchfinken jedenfalls das bekannteste, keineswegs aber das am wenigsten kunstvolle. Es ist aus Flechten, Moosen, Fäden, Haaren, Spinnenweben u. s. w. ungemein zierlich zusammengefilzt und enthält eine aus langen Pferdehaaren ꝛc. sauber geglättete Mulde. Ihm ähnlich, mehr oder weniger kunstfertig und schön sind die Nester verwandter Finken, der Stieglitze, Hänflinge, Grünfinken, Goldammern, ebenso die vieler Kerbthierfresser, der Rothkehlchen, Rothschwänzchen, aller Bachstelzen und Meisen und vieler anderer. Hoch obenan als das kunstfertigste unter allen Nestern überhaupt steht aber das der Beutelmeise, welche vornehmlich im Osten Europa's lebt. Es ist aus Blatt- und Bastſtreifen, Moos, Pflanzenwolle u. dgl. in unendlich kunstvoller Weise geflochten, gewebt und gefilzt. Seine länglich runde Gestalt ist die einer Retorte oder vielmehr eines eirunden Beutels mit einer seitwärts schief hinabhängenden Röhre, welche letztere das Schlupfloch bildet.

Als die Zimmerer unter den Vögeln bezeichnet man vornehmlich die Spechte, welche mit staunenswerther Kraft große Löcher in die Baumstämme zu meißeln verstehen, theils um dieselben für ihre Nester zu benützen, theils aber auch, um in das kernfaule Innere der Bäume zu gelangen und die dort hausenden Kerbthiere zu vertilgen. Kleinere und weniger geschickte Zimmerer sind der Wendehals, die Blaumeise und die Sumpfmeise.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Vor Kurzem ist Dr. Brehm von seiner wissenschaftlichen Reise nach Triest und Venedig wohlbehalten mit 11,000, sage elftausend lebenden Wesen für das Berliner Aquarium in der preußischen Hauptstadt wieder eingetroffen. Die Fahrt von Triest bis Berlin legte er in 45 Stunden zurück; das Gewicht seiner Schutzbefohlenen incl. Emballage betrug 93 Centner. Nicht ein einziges der großen Wasserbecken des Aquariums ist jetzt noch unbesetzt. Dreizehnhundert neue Fische aus der Adria haben sie bevölkern helfen, darunter die herrlichsten Pfauenbrassen, Bunt-, Zier- und Fleckbrassen, Seehasen u. s. w. Ueber 900 Napfschnecken sitzen wie Heftpflaster an den Scheiben, Seepferdchen galopiren über den klaren Kiessand, Röhrenwürmer von nie geahnter Häßlichkeit schauen neugierig aus ihrem angewachsenen Fensterlein, Heuschrecken-Hummer stieren den Beschauer an und strecken ihre Gliedmaßen wie Feuerzangen aus, und die Langarmrabben stehen mit ihren riesigen Fängen da, wie von der Mutter Natur concessionirte Spitzbuben. Das Schönste aber der mitgebrachten Schönheiten das ist die Welt der Seerosen. Stumm und doch so beredt locken sie den Beschauer immer und immer wieder zu sich hin. Die prachtvollsten Farben, die wunderbarsten und wunderlichsten Formen, die zartesten Glieder, ähnlich den Staubfäden der Blume, sie gedeihen alle hier auf dem künstlichen Meeresgrunde; es ist bereits eine so reichhaltige Sammlung geworden, wie sie selbst das Londoner Aquarium nicht aufweisen kann. Es fragt sich übrigens, ob all die neuen Herrlichkeiten dem Aquarium auf die Dauer Zugkraft bei'm Publicum verleihen werden. Die Berliner waren zu einem großen Theile einmal dort und damit hat's sein Bewenden, so daß die Actionäre schon seit längerer Zeit sauere Gesichter machen.

— In der k. Erzgießerei zu München ist gegenwärtig ein für Philadelphia bestimmtes kolossales Erzbild Abraham Lincoln's ausgestellt. Modellirt ist es von dem Amerikaner Rudolph Rogers, welcher den verstorbenen Präsidenten in dem Moment darstellte, wo er die Sclaven-Emancipationsacte unterzeichnet.

— Im Münchener Residenztheater wurde jüngst das Lustspiel „Der zerbrochene Krug" von Kleist gegeben. Bei der Stelle, wo Frau Martha den Verlust des Kruges bedauert, hervorhebt, welch schönes Kunstwerk derselbe gewesen, und u. a. unter Thränen sagt: „Da steht ein Erzbischof, und dem fehlt jetzt der Kopf!" erhob sich im Hause ein stürmischer Applaus und schallendes Gelächter. Aus welchem Grund, mag der geneigte Leser selbst zu ergründen suchen.

— Aus Wien, 27. April, schreibt man der „Allg. Ztg.": Friedrich Halm (Münch-Bellinghausen) liegt an einer Nierenkrankheit darnieder, welche eine besorgnißerregende Wendung nehmen zu wollen scheint.

— Von zwei Uebeln das Schlimmste. Ein Edelmann wollte sich einem gegebenen Heiraths-Versprechen entziehen. Er verließ also den Ort, wo die Dame wohnte. Unterwegs, noch ehe er seine Heimath erreicht hatte, holten ihn aber die Brüder der verlassenen Dame ein und einer von ihnen stellte ihm die verfängliche Frage:

„Haben Sie nichts in dem Orte, den Sie verließen, vergessen?"

Der Flüchtling that, als ob er sich besänne, stützte die Hand unter's Kinn und sah an die Decke; dann rief er plötzlich:

„Wahrhaftig, jetzt fällt mir's ein. Ich vergaß, Ihr Fräulein Schwester zu heirathen", und sogleich kehrte er um und heirathete die Verlassene.

Dieser Geschichte ist eine andere an die Seite zu setzen. Ein junger Mann wollte sich seinem Versprechen durch die Flucht entziehen; ein Vetter der Verlassenen verfolgte und erreichte ihn.

„Sie werden nicht weiter reisen", redete dieser den Mann an, „Sie hätten denn erst ein wichtiges Geschäft in's Reine gebracht. Verstehen Sie mich?"

„So ziemlich."

„Ich erwarte Sie also morgen an einem zum bestimmenden Orte oder am Altar mit meiner Cousine, wählen Sie."

„Ich bin immer ein origineller Mensch gewesen."

„Haben Sie entschieden?"

„Zwischen zwei Uebeln wähle ich immer — nicht wie Andere, das kleinste — sondern das größte."

„Sie werden sich also mit mir schlagen?"

„Nein — sondern ich will Ihre Cousine nehmen."

— Ein deutscher Gottesacker wurde in Toul am 9. April eingeweiht, auf welchem die während der Belagerung von Toul Gefallenen, sowie die als Opfer für das deutsche Vaterland in den dortigen Lazarethen an ihren Wunden und Krankheiten verstorbenen deutschen Krieger ihre Ruhestätte fanden. Die Stätte wird für alle Zeiten deutsches Eigenthum bleiben, ist in Quadratform erbaut und mit festen, soliden Mauern umgeben. An der Innenseite derselben sind die aus Eichenholz gefertigten Kreuze der dort ruhenden 78 Krieger, von denen die Mehrzahl aus Mecklenburgern und Norddeutschen, sowie aus 10 Bayern besteht, mit Namen, Heimath und Abtheilung, in der sie gedient, versehen an allen vier Seiten angebracht. In der Mitte des in überraschend kurzer Zeit schön planirten und das Bild eines reizenden Blumengartens darstellenden geheiligten Ruheortes befindet sich ein steinernes, würdiges Denkmal mit aufgesetztem Kreuze.

— In Neapel ist am 29. April der berühmte Claviervirtuose und Componist Sigismund Thalberg (geb. 1812) nach 57tägigem schwerem Leiden an einer Lungenentzündung gestorben.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 52. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Knute!

Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Schluß.)

Stunde um Stunde verstrich, — horch, da dröhnt ein Schuß durch die Nacht, — und wieder einer, nun ein schrilles Hornsignal in der Nähe des Czarenpalastes und in der Ferne rasselt ein dumpfer Trommelschall.

In den Gemächern des Kaisers wird es lebhaft, erschreckt fahren die Höflinge und Diener empor, fragend, durcheinander rennend, mit bestürzten Mienen. Nur der Czar schläft fest, lethargisch, ob und zu aufstöhnend, wie von schwerem Traum geplagt.

An sein Bett trat Iwan Paulowitsch. „Um Gotteswillen, Majestät, erwachen Sie, — hören Sie die Signale?"

Mit einem Aufschrei fuhr Paul empor. Ausgelöscht war die Erinnerung an den heutigen Abend in seiner Seele, jeden Gedanken betäubte die furchtbare Gegenwart des Augenblicks. Er hörte die Schüsse, — die Signale, und jetzt — dröhnten mit ehernem Klange die Sturmglocken durch die Nacht.

„Iwan! Das ist Verrath," stammelte er. „Fort — fort — mein Leben ist in Gefahr."

„Verrath," — stimmte Iwan bei. „Die kaiserliche Familie ist in tiefster Ruhe, aber der Bote, den ich zum Czarewitsch geschickt, meldete, daß der Großfürst Alexander den Palast verließ."

Ein matter Strahl blitzte wirr und unklar in Pauls Geist empor. „Der Czarewitsch," rief er, „vermaß er sich nicht, meine Truppen zu versammeln — wie war's doch? — abgekartetes Spiel — alles, Verrath — Mord — ich bin verloren!"

Der Etiquette zum Trotz wagte ein alter Leiblaquai des Czaren, der Paul schon als Großfürst gedient, das Gemach des Herrschers zu betreten. „Flieht, Majestät," rief er, sich zu den Füßen des Czaren werfend, „das ist Revolution; nur in Gatschina, in der Mitte Ihrer Getreuen, sind Sie sicher."

„Ja, nach Gatschina!" rief Paul erleichtert. „Keiner soll wissen, wohin ich mich gewandt. Rasch Pferde für mich und Iwan, er soll mich begleiten."

„Zwei Pferde stehen in einem abgelegenen Hofe für meinen Czaren bereit, ich selbst habe sie gesattelt," — drängte der Alte, „o flieht, Majestät, ehe es zu spät ist; so schallte es einst, als die Mörderhand Peter III traf."

Hastig warf der Czar einen Pelz über seinen seidenen mit Hermelin gefütterten Schlafrock, dann drückte er eine Pelzmütze über seine Stirn, während Iwan mit sichtbarer Unlust sich ebenfalls in höchster Eile zur Flucht bereitete.

„Wir sind bereit, — rasch, die Pferde. Erhält mir Gott Krone und Leben in dieser Nacht, wird Czar Paul kaiserlich lohnen."

* * *

Die Flucht war gelungen. Dahin stürmten die beiden Reiter, der eine mit verdrossenen Mienen, der andere Todesangst im Antlitz, dahin durch die kalte Nacht, Gatschina, dem heißersehnten, zu.

Eine Zeit lang hatten sie hinter sich die furchtbaren Signale vernommen; dann war plötzlich Alles still geworden, aber in des Czaren Hirn tönten sie fort und fort und zu rasender Eile peitschte er sein Roß.

„Großer Gott — Iwan, wir werden verfolgt. Hörst Du nicht Pferdegalop, hörst Du nicht Stimmen?"

„Ich höre," keuchte der wohlbeleibte Staatsrath, der seinem Gebieter kaum zu folgen vermochte, „ich höre."

„Vorwärts, vorwärts!"

Vergebens. Die Flüchtigen wurden scharf verfolgt, ein Reitertrupp jagte in wahnsinnigem Galop die Straße nach Gatschina entlang, allen voran ein einzelner Reiter, ein weißes Tuch empor schwingend, den Eindruck seiner von den Flüchtigen ungehörten Rufe zu verstärken.

Ein Fluch, ein Schrei entwand sich des Kaisers Lippen, sein Roß war gestrauchelt und mußte sich verletzt haben, denn immer matter wurde sein Gang trotz Peitsche und Sporen — noch eine Secunde, und es stürzte.

„Weiter mit Dir," — rief der Abspringende Iwan zu, „sie sollen Dich für den flüchtenden Czaren halten, — dort sehe ich ein erleuchtetes Fenster, — das Haus muß bewohnt sein, — dort wird Rußlands Czar Schutz und Hilfe finden."

Gehorsam und nur auf seine Sicherheit besorgt, stürmte Iwan Paulowitsch weiter, während der Czar dem Hause zueilte, wo er vorher einen Lichtschimmer entdeckt zu haben glaubte. Und doch, es mußte wohl nur Täuschung gewesen sein, alles war dunkel und öde; aber nein, die Thüre stand angelehnt, er stürzt hinein in den dunkelen Corridor, ein altes Weib, eine Laterne in der Hand, kam ihm, Schrecken im Antlitz, entgegen. Er stieß sie zurück, daß sie laut aufschrie. Durch eine Thürspalte drang ein Lichtschimmer, — er riß die Thür auf.

Ein seltsamer Anblick bot sich ihm dar. In der Mitte des Gemachs war ein kleiner Altar emporgerichtet; vor demselben stand ein Pope, der die Hände eines jungen Paares zusammenlegte und eben sein Amen über das Bündniß sprach.

Nur einen Augenblick stutzte Paul über die unerwartete Scene, dann aber sprang er vorwärts. „Ich bin der Czar Paul," rief er, „schützt mein Leben! verbergt mich! Der Verrath ist hinter mir."

Ein Ausruf des Schreckens entfuhr den drei versammelten Personen. Aber schon in demselben Moment ergriff der junge Mann ein Paar Pistolen aus einer Reisetasche, und vor Paul hintretend, rief er mit lauter Stimme: „Tod jedem, der meines Herrn heiliges Haupt berührt. Meine Gattin kennt dieses Haus, sie wird Ew. Majestät verbergen. Nur über Michael Serbinoffs Leiche geht der Weg."

„Michael Serbinoff," murmelte der Czar, vom Klang dieser Stimme betroffen, „ist das nicht —"

Leichenblaß stürzte die Alte in's Zimmer. „Hilfe, Hilfe — Mörder und Räuber, — sie dringen ein, wir sind verloren."

Es stürmte über die Flur, — kein Verbergen, kein Ausweg mehr möglich. Michael drängte den Czaren hinter sich, hoch erhob er die tödtlichen Waffen.

Auf flog die Thür. Aber was war das? Nicht Todesdrohungen, nicht wilde Flüche durchdonnerten das Gemach. „Hoch dem Czaren," schallte es mächtig aus dem Munde der vier Männer in blitzenden Uniformen und am lautesten, am freudigsten rief es der Czarewitsch-Großfürst Alexander.

Mit einem Blick begriff der Thronfolger die ganze Sachlage; ein gebietender, unwiderstehlicher Wink scheuchte den jungen Officier von des Czaren Seite, und ein Knie vor seinem Vater beugend sagte der Großfürst mit lauter Stimme: „Majestät, Ihr Befehl ist erfüllt, die Truppen Petersburgs sind in der vorgeschriebenen Zeit alarmirt, vollkommen marschbereit; in die Hände meines Czaren lege ich die mir ertheilte Vollmacht nieder."

Mit diesen Worten überreichte er Paul das von ihm beim Abendessen unterzeichnete Papier, das dem Czaren plötzlich den Vorfall der Nacht erhellte, der seine Seele mit unaussprechlicher Freude erfüllte und zugleich mit hoher Scham über sein thörichtes Gebahren.

„Laß' den Paulowitsch einholen!" flüsterte er dicht an den Czarewitsch tretend. „Er darf um keinen Preis Gatschina erreichen."

Aber schon hatten die von Alexander der wohl die Trennung der beiden Flüchtlinge bemerkt hatte, dem Staatsrath nachgesandten Reiter denselben eingeholt und ihn in das Haus geführt, vor dem ein Reitknecht der Pferde der Cavaliere wartete.

„Iwan Paulowitsch," sagte der Czar dem furchtsam Umblickenden majestätisch entgegen tretend, „ich bin mit Dir zufrieden, mit Euch Allen zufrieden," fügte er hinzu. „Alles, was geschah, war zwischen mir und meinem lieben Sohne verabredet, die Treue meiner Umgebung auf die Probe zu stellen. Nur eines begreife ich nicht: diese Feier in tiefster Verborgenheit. Bei Gott, das ist Feodora Lesbokoi und jener Mann, mein muthiger Vertheidiger —"

„Bestand ebenfalls die Probe, die mein erhabener Vater und ich ihm zu seiner Prüfung auferlegt," fiel Alexander rasch ein, und zu den Cavaliren gewendet fuhr er fort: „Erwarten Sie uns unten, meine Herren! Ich habe dem Czaren einige Aufklärungen zu geben, ehe wir nach Petersburg zurückkehren."

Ehrerbietig entfernten sich die Begleiter des Czarewitsch, sich auf dem Flur ihre Bemerkungen über die räthselhaften Vorfälle der Nacht zuraunend.

Droben aber berichtete Michael dem Czaren in ehrfurchtsvoller aber ruhiger Weise von allem, was sein Herz bewegte.

Ernst hörte Paul ihm zu, aber als Feodora vor ihm niederkniete und um seinen Schutz für sich und den geliebten Gatten flehte, hob er beide auf und mild und gnädig, wie vielleicht noch nie in seinem Leben, erwiderte er: „Verzeihen kann ich nicht dem Verächter der Gebote seines Czaren, ich wäre ungerecht gegen jene Verblendeten, die gleiche Grundsätze mit ihm theilen. Aber lohnen will der Czar dem Manne, der bereit war, das Leben für ihn einzusetzen, in der beglückendsten Stunde seines Daseins. Ich verbanne Dich aus Rußland, Michael Serbinoff. Als Attaché meiner Gesandtschaft zu London magst Du Dich zu einem wichtigen Posten vorbereiten; nimm Deine Gattin mit Dir, den Vater zu versöhnen sei meine Sache. Verweile bis zum Morgen an dieser Stätte. Der Staatsrath Lesbokoi selber soll seinen Kindern den Geleitbrief überbringen, der Euch sicher über die Grenze meines Reiches führt. Dem Vater Gregor aber, der aus Zuneigung für seine Schülerin die Schranken seines Amtes überschritt, sei verziehen, — und volle Giltigkeit verleiht die Gegenwart des Czaren der heiligen Handlung, die er vollzog."

Dankende lagen zu des Kaisers Füßen; nicht sclavische Furcht, nicht der Ausdruck der befriedigten Habsucht, lag auf ihren Zügen ausgeprägt; es waren die Empfindungen der Dankbarkeit, des reinsten Glückes, und eine Saite, die wohl in der Menschenbrust sich verstimmt, aber nimmer verstummt, tönte mit harmonischem Klang im Herzen des Czaren und verschönte diesmal sein Antlitz wie durch Verklärung!

* * *

Brauchen wir unserer Erzählung noch etwas hinzuzufügen? Glücklich wurde das junge Paar, das heimkehrte unter Alexanders milder Regierung. Daß jene Gefühlsbewegung des Czaren nur ein schwacher Sonnenstrahl war, der durch den dicht umwölkten Horizont wie mitleidig lächelnd die Erde grüßt? — daß er nach wie vor sein Ohr habgierigen Günstlingen erschloß, die seine Seele nur noch düsterer stimmten und um die ihn sein Volk verwünschte? Nein, — nichts davon, — nichts von seinem jähen Ende, das Rußland von fürchterlichem Druck, ja vom Verfall befreite. Was er that, wie er handelte: es war nicht seine Schuld, es war das Verbrechen Derer, die seine junge Seele einst erstickten und verhärteten, die ihn allein ließen, verkannt und verachtet, ein Ausgestoßener aus dem Palast der nordischen Semiramis, die ein Lächeln hatte für jeden, nur nicht für ihr Kind. Was Katharina einst an ihrem Sohn verschuldet, Rußland, ihre Schöpfung, mußte es schrecklich büßen: unter der Knute!

Arbeit in der Natur.

(Schluß.)

Cementirer nennt man die Salangane, also wiederum einen fremden Vogel, jene Schwalbenart, deren Nester bekanntlich als Delicatesse genossen werden. Obwohl zur durchaus zuverlässigen Feststellung noch keine genügenden Beobachtungen vorhanden sind, so dürfte doch wohl die Annahme am richtigsten sein, daß diese Vögel Tange und andere Seepflanzen verzehren und aus der wieder ausgewürgten Masse dann mit Hilfe ihres Speichels die gallertartigen Nester formen.

Die Vögel, welche als Dombauer oder Mooswölber bezeichnet werden, gehören eigentlich auch zu den Filzmachern. Sie formen aus Moos, Flechten, Grashalmen, Kerbthiergespinnsten rc. ebenfalls sehr kunstfertige Nester, welche immer durch eine gewölbte, runde Form mit seitlichem Flugloch sich auszeichnen. Zu ihnen gehören unter anderen der liebliche kleine Zaunkönig und das Goldhähnchen, der Wasserstaar, Fitis und Waldlaubvogel.

Die Plattformbauer schließlich sind diejenigen unter allen unseren Vögeln, welche die am wenigsten kunstvollen Nester herstellen. Dieselben bestehen eigentlich nur aus roh aufeinandergeschichteten Zweigen, Reisern, Stengeln, auf denen sich die ganz flache Nestmulde aus weicheren Stoffen befindet. Hierzu gehören die Nester der Störche, Adler, Tauben u. s. w.

Die Arbeit der Vögel zeigt sich aber nicht in der Herstellung ihrer Nester allein, sondern auch in der Beschaffung ihrer Nahrung. Kleine Vögel, z. B. Meisen, ergreifen ein Hanfkorn und bearbeiten es, mit dem Schnabel hämmernd, so lange, bis die Schale zertrümmert ist und sie zu dem Inhalt gelangen können. In ähnlicher Weise knacken die großen Aras mit ihren kolossalen Schnäbeln die steinharten Früchte der in ihrer Heimath (Südamerika) wachsenden Bäume. Einige Vögel legen sich fur solche Arbeiten förmliche Werkstätten an. So z. B. unser Schwarzspecht, welcher einen Kiefernapfel in die passend ausgemeißelte Gabel eines Buchenastes klemmt und nun in aller Bequemlichkeit die festsitzenden Schuppen desselben auseinanderbricht. Einen ähnlich zurechtgemeißelten Spalt legt sich auch der Blauspecht an, um in demselben Nüsse, Eicheln und dergl. bequem bearbeiten zu können. Wohl zehnmal springt ihm dabei eine harte Nuß fort, immer aber wird sie wieder herbeigeholt, bis sich die Schale endlich doch spaltet; in dieser Weise vermag der Vogel sogar die härtesten Kieschsteine zu öffnen.

Bemerkenswerth ist es auch, in welcher vorzüglichen Weise die Natur alle Vögel mit zweckmäßigen Werkzeugen für ihre Arbeiten ausgestattet hat: den Kreuzschnabel mit zwei kräftigen Haken mit Hebelvorrichtung, um die harten Kiefern- und dergleichen Zapfen sprengen zu können; den Specht mit langem spitzem Schnabel, aber auch mit ungemein kräftigen Halsmuskeln für seine hämmernde Arbeit; den Raubvogel mit scharfen Krallen und Hakenschnabel für sein Mörderhandwerk; Ente und Gans mit dem passenden Löffelschnabel zum Heransschnattern der Würmer aus dem Wasser; den Storch mit der langen scharfen Zange, um kriechende Thiere aus dem Sumpf und Gras hervorzuspießen; alle Schwalben mit weiter Fangöffnung des Schnabels, um im Fluge die Kerbthiere zu erhaschen u. s. w.

Wenden wir uns nun den Vierfüßlern oder Säugethieren zu, so finden wir auch unter ihnen emsige und tüchtige Arbeiter. Als eine Künstlerin zugleich tritt uns zuerst die Zwergmaus entgegen, denn sie erbaut aus feinen Halmen, Binsen, Bast, Blättchen und dergleichen ein zierliches kugelförmiges Nest, welches denen vieler Vögel an Kunstfertigkeit gleichsteht. Hieran reiht sich das Nest des Eichhörnchens, welches in der Form einer Kaffeetrommel, aus Reisig und Moos geflochten und gewebt, ähnlich, aber viel weniger künstlich ist. Auch zahlreiche andere Vierfüßler, wie Kaninchen, Ratten, Mäuse u. s. w., richten sich ähnliche, mehr oder minder kunstfertige Nester und Lager her. Eine merkwürdige Wohnung legt sich der Hamster an, in welche zwei Röhren, eine schieflaufende zum gemächlichen Ein- und Ausgang und eine senkrechte für die schleunigste Flucht, führen. Fünf bis sieben Kammern jede ungefähr von der Größe eines Manneskopfes, nehmen die gesonderten Nahrungsvoräthe, hier Kartoffeln, Möhren oder andere Rüben, dort Weizen, Roggen, Gerste oder anderes Korn u. s. w. auf, und daneben befindet sich eine warm ausgepolsterte Schlafkammer. Bei näherer Untersuchung findet man jede Kornkammer oben, unten und an allen Seiten so geschickt und sorgfältig mit breiten Getreideblättern ausgelegt, daß auch nicht das geringste Sand- oder Schmutzstäubchen die Körner verunreinigen kann; bei den Kammern, welche nur Wurzeln und Gemüse enthalten, hat sich der Hamster keineswegs diese Mühe gegeben. Eine ähnliche und eigentlich noch mehr bewundernswerthe Wohnung legt sich auch der Maulwurf an. Sie befindet sich etwa einen Fuß tief unter der Erde, ist drei Zoll hoch und einen halben Fuß breit. Ihre Wände, sowie auch die ihrer Hauptgänge sind sehr sauber geglättet, und der Boden ist mit Moos, Gras und trockenen Würzelchen sehr geschickt ausgefüttert. Bewundernswerth ist auch die Arbeit, mit welcher Füchse, Dachse, Kaninchen und andere Vierfüßler sich meistens außerordentlich tiefe Röhren und Wohnungen zu graben vermögen; auch Ratten und Mäuse graben bekanntlich lange Gänge, Gewölbe und Wohnungen in der Erde. Die Höhlen der Murmelthiere erscheinen noch dadurch vorzugsweise bemerkenswerth, daß die Thierchen vor dem Beginn des Winterschlafes den Eingang oft zwei bis vier Fuß weit mit Steinen und Erde vermauern.

Wie bei allen übrigen Thieren, so bedarf es auch bei den Säugern zur Erlangung ihrer Nahrung mehr oder minder beschwerlicher Arbeit und eines größeren oder geringeren Aufwandes von Intelligenz, Geschicklichkeit, Fleiß, Ausdauer, List u. s. w. In welcher schlauen Weise der Fuchs zur Zeit der Wintersnoth oder wenn die Sorge um die Jungen ihn gewitzigt hat, seinen Lebensunterhalt zu erringen weiß, das lebt in vielen sprichwörtlich gewordenen und ja sogar von den Dichtern verherrlichten Beispielen im Volksmunde; das Arbeitswerkzeug des Hasen sind dagegen seine Beine, mit denen er unzähligen ihn bedrohenden Gefahren hurtig zu entrinnen vermag. Weiterer solcher Beispiele bedarf es wohl nicht, denn die Beobachtung der uns rings umgebenden freien Thiere zeigt ja allenthalben deren fortwährendes Ringen, um im allgemeinen Kampfe um das Dasein sich behaupten zu können.

Wohin wir auch blicken mögen, überall sehen wir alle gesunden, lebensfähigen und lebenskräftigen Wesen in fortwährender Thätigkeit, in frischer, freudiger Regsamkeit schaffend und arbeitend, sei es um das eigene Dasein, sei es in der Sorge um die Nachkommenschaft. Und wer mit aufmerksamen und verständnißvollen Blicken um sich schaut, der wird aus der großen, ewigen Natur am eindringlichsten und lebenswahrsten die Lehre zu entnehmen vermögen von dem hohen Werthe, von der Nothwendigkeit und allen Wohlthaten der Arbeit.

Mannichfaltiges.

ß (Technisches.) Im zweiten Märzheft des „Polytechn. Journ." findet sich ein Rost für Dampfkessel und andere größere Feuerungsanlagen beschrieben und abgebildet, welcher dem techn. Director der Kammgarnspinnerei in Augsburg, E. Mehl, patentirt ist, und dessen Construction besonders rationell erscheint. Durch Anwendung sehr dünner Roststäbe, welche nur sehr schmale Luftspalten zwischen sich lassen, wird eine allseitig möglichst gleichmäßige Zuführung der Luft, und somit eine schnelle und vollständige Verbrennung des Heizmateriales und eine kräftige Abkühlung der Roststäbe erzielt, und zugleich dem Durchfallen von unverbranntem Brennstoffe begegnet. Der Rost soll sich ebensogut für Stückkohlen, wie für Gries und Abfallstoffe, z. B. gebrauchte Gerberlohe, Sägspäne ꝛc. eignen. Die Roststäbe sind nur 323 Millimeter lang, 6 Millimeter oben und 4 Millimeter unten dick und 76 Millimeter in der Mitte hoch, während die Luftspalten oben 2 Millimeter und unten 4 Millimeter weit sind. Demgemäß besteht der Rost aus mehreren hintereinander liegenden Lagen von Roststäben, wozu außer dem vordersten und hintersten Träger noch weitere zwischenliegende Träger angebracht sind. Diese letzteren haben eine nur 6 Millimeter breite Auflagfläche für die Roststäbe, sind jedoch nach unten breiter und ausgehöhlt. Die Roststäbe sind so gelagert, daß sie sich ungehindert ausdehnen können, indem die aufruhenden Enden der einen Reihe frei zwischen denjenigen der folgenden Reihe liegen. Nirgends sind Hervorragungen vorhanden, an welchen sich Schlacken anhängen könnten, die Rostoberfläche ist vollkommen eben und die Fugen sind gleichmäßig vertheilt. Die Lieferung des Mehl'schen Rostes besorgt Civilingenieur Alb. Schaffer in Augsburg, der Preis beträgt pro Quadratmeter, einschließlich allen Zubehörs 140 fl. — Im Märzheft des „Bayer. Ind.- und Gewerbebl." beschreibt Dr. E. Wiederhold unter anderen Gegenständen der vorjährigen Kasseler Industrie-Ausstellung den „Telephon" genannten Apparat des Dr. M. Fürntrott in Graz, welcher ein mehrere Locale eines Gebäudes verbindendes Sprachrohr darstellt. Als Leitungsrohr dient ein Schlauch, anscheinend aus spiralförmig gewundenem und übersponnenem Draht bestehend. Die Enden des Rohres hängen in den Zimmern, von wo aus und na-

welchen gesprochen wird, gleich Schellenzügen an den Wänden. An jedem solchem Rohrende befindet sich ein trichterförmiges Mundstück aus Horn, in welchem für gewöhnlich eine kleine Signalpfeife eingesteckt ist. Will man mit einer Person in einem anderen Zimmer sprechen, so bläst man in die Pfeife, wodurch die jenseitige Signalpfeife ertönt. Dasselbe Signal kann auch durch Zusammendrücken eines am Rohr angebrachten Kautschukballons erzeugt werden. Die angerufene Person nimmt alsdann die Pfeife aus dem Mundstück und vertauscht dieselbe gegen eine kleine „Hörschnecke“, welche sie dicht vor das Ohr hält. Der Sprechende spricht, nachdem er ebenfalls die Pfeife entfernt hat, in das Mundstück, und wird deutlich vernommen, ohne daß andere in den beiden Zimmern anwesende Personen die Mittheilung zu verstehen vermogen. Um nach verschiedenen Zimmern beliebig in Correspondenz treten zu können, sind entweder ebenso viele Rohrleitungen erforderlich, oder es kann auch ein besonders zu bedienender Zwischenapparat, Telephonuhr genannt, Anwendung finden. Dr. F. hat auch eine auf den gleichen Principien beruhende Vorrichtung ausgeführt, welche, mit der Thür eines Kassenzimmers in Verbindung stehend, beim Oeffnen derselben im Wohn- oder Schlafzimmer eine Signalpfeife ertönen läßt.

(Zur Völkerpsychologie) liegt ein neuer Beitrag vor, der als Nachtrag zu dem in Nr. 42—47 gebrachten größeren Aufsatz dienen kann. Der „Public“ schrieb nämlich im August vorigen Jahres: „Metz, 11. Aug, 5 Uhr Abends. Die ganze Armee ist unter den Mauern von Metz versammelt; sie kann jetzt, unter dem Schutze der Forts, kämpfen. Mögen sie vorwärts marschiren, die Preußen, wenn sie es wagen! In einigen Tagen werden wir 500,000 Mann reguläre Truppen haben, um die Preußen am Schwanz zu fassen. Je mehr kommen, desto weniger werden zurückkommen! Alle Officiere und Soldaten sind frohlockend über die Bewegung! ich sah die Garde, das 3. und 4. Corps, glänzender Anblick, unermeßliches Vertrauen. Entschluß zu sterben, um das Vaterland zu retten. die Garde wurde nicht beunruhigt. Eine große Kanonade läßt sich zur Rechten hören, Einzelnheiten fehlen.“ — Ferner bei Gelegenheit der Mittheilung einer Timesdepesche, welche vom Frieden redet: „Wir werden uns mit allen Kräften einem Friedensabschluß widersetzen, welcher uns eine Handvoll Erde oder einen Centime Entschädigung kosten würde.“ Wird der geehrte Redacteur nicht etwas schamroth werden, wenn er die „fünf Milliarden, Elsaß und Lothringen“ dagegen hält? — Als besondere Bemerkung der Redaction enthält die Zeitung folgenden Satz: „Die Proclamation des Königs von Preußen wird in Frankreich dieselbe Indignation hervorrufen, wie seiner Zeit das Manifest des Herzogs von Braunschweig. Wir haben nur ein Wort dem König von Preußen zu erwidern: Disparaissez! Verschwinde!“ Ist er nicht köstlich, so ein französischer Zeitungs-Gambetta? Der Mann unterzeichnet sich „le directeur gerant F. Santallier!!“

(Düsseldorfer Galerie in München.) In Erinnerung an die voriges Jahr bewährte bayerische Bundestreue verzichtet Preußen auf die nach München geflüchteten Gemälde der genannten Galerie. Die Stadt Düsseldorf glaubt aber, für dieses Opfer auf ihre Kosten wenigstens eine Entschädigung ansprechen zu dürfen.

(Ein Hutmachercongreß) wird am 1. und 2. August d. J. in Berlin tagen. Das Programm wird später durch die „Deutsche Hutmacher-Ztg.“ mitgetheilt. Soviel verlautet, soll Fürst Bismarck zum Ehrenmitglied ernannt werden, weil er die tausendjährige Aufgabe, Deutschland unter Einen Hut zu bringen, glücklich gelöst hat.

(Die neuesten Schlaf-Waggons für Eisenbahnen,) von welchen jetzt vier zur Probe in Detroit gebaut werden, scheinen selbst vor den Pullmann'schen Palast-Waggons noch manche Bequemlichkeiten voraus zu haben. Der Waggon ist 58 Fuß lang und von entsprechender Höhe und Breite. Er ruht auf 12 Rädern, die in Stahlachsen laufen. An beiden Enden befinden sich Rauchzimmer von je 9 Fuß 8 Zoll im Quadrat. Von den Rauchzimmern nach der Mitte zu befinden sich mehrere Schlafzimmer, welche 6 Fuß 4 Zoll breit und 7 Fuß lang sind. Durch einen 3 Fuß breiten Gang gelangt man nach dem Salon in der Mitte des Waggons, welcher eine Grundfläche von 18 Fuß 8 Zoll bei 9 Fuß 8 Zoll hat. Geht man durch den Salon nach dem anderen Ende des Waggons, so passirt man das Wasch- und Toilettenzimmer, Appartements ꝛc. Diesen Zimmern gegenüber befindet sich der Heizapparat und ein Zimmer für kleine Gepäcksachen. Die Rauchzimmer haben je 6 Fenster von Spiegelglas; jedes Fenster hat nur eine Scheibe von 39 Zoll Höhe und 26 Zoll Breite. In jedem Zimmer sind 3 mit rothbraunem Maroquin überzogene Polsterstühle. Die Vorhänge sind aus gleichfarbiger Seide. Das Holzwerk ist aus verschieden gemaserten Wallnußholzarten gefügt. Die Schlafzimmer enthalten 2 gepolsterte Stühle und 4 Sopha's mit bronzefarbigem Plüsch überzogen und Randeinfassungen von grünem Plüsch. Jedes Zimmer hat 2 Fenster, 21 bei 30 Zoll. Im Parlour befinden sich 2 Sopha's und 10 Stühle, so wie 2 Spiegel, 25 bei 35 Zoll. Die Polsterarbeit ist dieselbe wie in den Schlafzimmern.

(Neuer Diamant.) Nach den neuesten Berichten von den südafrikanischen Diamantenregionen ist daselbst unlängst ein Diamant gefunden worden, der, was Größe, Form und Qualität anbetrifft, den berühmten „Stern von Südafrika“ vollständig in den Schatten stellt. Der neue Diamant, welcher der „Stern von Clanwilliam und Victoria“ getauft wurde, wiegt 92 Karat und besitzt einen ungefähren Werth von 30- bis 60,000 L. Gleichzeitig wird gemeldet, daß an den Ufern des Vaals, im District Boshof, ein neues Diamantenfeld von ungewöhnlichem Reichthum entdeckt wurde. In drei Tagen fand man auf demselben Diamanten im Gewichte von 12, $14\frac{1}{2}$, $23\frac{1}{8}$, $27\frac{1}{4}$, $37\frac{1}{2}$ und $107\frac{1}{8}$ Karat. Letzterwähnter ist der größte bis jetzt in Südafrika gefundene Diamant und erhielt den Namen „Stern von Diamondia“. Seinen Werth schätzt man auf 25,000 L. Im District Hopetown soll vor kurzem sogar ein 115karatiger Diamant gefunden worden sein.

(Die telegraphische Verbindung) zwischen Shanghai und Hongkong ist am 18. April dem öffentlichen Verkehr übergeben worden. Das Dampfschiff „Great Northern“ nahm am 22. den Rest des Kabels ein, der für die Strecke Shanghai-Nangasaki bestimmt ist, sowie gleichzeitig das Dampfschiff „Afrika“ das Kabel für die Linie Nangasaki-Wladiwodstock, und werden beide Schiffe in den nächsten Tagen an ihren Bestimmungsort abgehen. Die russische Landlinie von Wladiwodstock ist am 13. April der telegraphischen Correspondenz übergeben.

(Zur chinesischen Höflichkeit) gehört es, von sich und allem Seinigen in der äußersten Uebertreibung der Erniedrigung, von dem Anderen und allem was diesem angehört aber in eben solcher übertriebener Herausstreichung zu reden. So gestaltet sich also, etwas stark verdeutscht eine Unterhaltung folgendermaßen: — Wie befindet sich der berühmte und glorreiche Khan? — Mein verächtlicher Balg befindet sich durchaus nicht schlecht. — Wo liegt Ihr kostbarer Palast? — Mein unwürdiges Hundeloch liegt in Luchau. — Ist Ihre edle Familie zahlreich? — Ich habe nur fünf elende Mißgeburten. — Ist die kostbare Gesundheit Ihrer ausgezeichneten Frau Gemahlin zufriedenstellend? — Das scheußliche alte Weib platzt vor Gesundheit!

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 53. Vierter Jahrgang. 1871.

—r. Ein Diamantschmuck.

Ich war die Aelteste von fünf Schwestern, deren früh verstorbener Vater ihnen außer einer sehr mäßigen Jahresrente nichts hinterlassen hatte. Als nun ein reicher Onkel, von dem Jedermann dachte, daß er einst als Junggeselle sterben würde, schließlich doch noch eine Frau nahm, wurde es gewissermaßen meine Pflicht, etwas zu thun, um den Unterhalt der Familie zu erleichtern.

Das Feld, auf dem Töchter der besseren Stände eine profitable Thätigkeit entfalten können, war zu meiner Jugendzeit wo möglich noch enger begrenzt als jetzt; und nachdem ich mich und meine Fähigkeiten einige Monate hindurch im besten Zeitungsstyl in der „Times“ annoncirt, resp. angepriesen hatte, schwellte eine Art Stolz mein Herz, als mir eines Morgens der Postbote einen Brief von der verwittweten Gräfin Lesingham brachte, welcher die Bitte enthielt, mich ihr sogleich in ihrer Wohnung an Bryanston Square vorzustellen.

Die Aufforderung geschah in Folge einer der vielen Gesuchsannoncen, auf welche ich anerbietend geantwortet hatte. Sie kam von einer Dame, welche eine Gesellschafterin brauchte. Schon in der nächsten Stunde war ich auf dem Wege von unserer bescheidenen vorstädtischen Wohnung nach den Regionen der vornehmen Welt. Das Ziel meiner Wanderung war ein großes düsteres Haus ohne ein äußerliches Zeichen des Lebens. Der Klopfer an der Außenthür, den ich einlaßbegehrend in Bewegung setzte, rief ein hohles, geisterhaftes Echo wach, das mich beinahe erschreckte. Da ich noch nicht zwanzig Jahre alt und selten von Hause weg gewesen, so war es kein Wunder, daß die feierliche Erscheinung des Livreebedienten, der die Thür öffnete, mir den Rest meiner Fassung zu nehmen drohte. Nachdem er den Zweck meines Kommens erfahren, hieß er mich in der Eingangshalle niedersitzen, worauf er nach gemachter Anmeldung mich in ein stattliches Gemach mit altmodischen aber kostbaren Möbeln, das Bibliothekzimmer der Gräfin, geleitete.

Vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte (es war Mitte October, zu welcher Zeit die ganze höhere Gesellschaft London den Rücken gekehrt hat), saß eine alte Dame mit dunkelem Haar, allem Anschein nach einer Perrücke. Sie war groß und von vollen Körperformen, und die noch schöne Gestalt umschloß ein Morgenanzug aus reichem Stoff. Mit scharf ausgeprägten Zügen, bräunlichem aber klarem Teint und tiefliegenden blitzenden Augen vergegenwärtigte sie das, was man unter normännischem Typus zu verstehen pflegt, indeß die stolze selbstbewußte Haltung und der kalte forschende Blick, den sie auf mich warf, den Wunsch in mir hervorriefen, wieder sicher zu Hause bei den Meinigen zu sein. An der anderen Seite des Kamins saßen mit offenen Büchern in den Händen, aber augenscheinlich ebenfalls mich musternd, zwei junge Mädchen mit mißvergnügten Gesichtern. Sie glichen beide der alten Dame, waren jedoch lange nicht so hübsch, als diese in ihrer Jugend gewesen sein mußte. Auch sie befanden sich noch in Morgenkleidern, deren Aussehen jedoch darnach war, als ob sie schon viel Dienste gethan hätten.

„Guten Morgen, Miß Fenton,“ sagte die Gräfin mit hochmüthiger Herablassung, „ich freue mich, Sie zu sehen. Bitte, setzen Sie sich.“

Darauf befrug sie mich über meine Fähigkeiten, meine Neigungen und Gewohnheiten. Nicht ohne Mühe antwortete ich, da ich in gewaltigee Verlegenheit war, weil die scharfen Blicke der Gräfin beständig auf mir ruhten, als ob sie mich bis auf den Grund der Seele durchforschen wollten.

Endlich sagte sie zu meiner großen Erleichterung (der Gedanke, die Gesellschafterin dieser Dame werden zu sollen, war mir nach dem Vorangegangenen höchst peinlich geworden): „Ich beabsichtige nicht, Sie für mich selbst zu engagiren, sondern für meine Schwiegertochter, Lady Lesingham, deren Gesundheit durch den Verlust von Freunden und Verwandten gelitten hat und die, um die Wahrheit zu sagen, etwas eigenthümlich und einsiedlerisch in ihren Gewohnheiten ist und deshalb eine Gesellschafterin braucht, welche immer um sie ist und sie amüsirt. Ich hoffe, daß Sie für die Stelle passen werden, doch müßten Sie sich Lady Lesingham zuvor vorstellen. Clementina, meine Liebe, sei so gut zu klingeln.“

Eine der mißvergnügt aussehenden jungen Damen folgte der Weisung. Der Livreebediente erschien, empfing einen geflüsterten Befehl und führte mich dann aus dem Bibliothekzimmer eine Treppe hinauf über einen Corridor nach dem Hinterbau des Hauses. Dort klopfte er an eine Thür, welche von einer kleinen, vom Alter gebeugten Frauensperson in unscheinbarer Kleidung geöffnet wurde. Auf einige ihr zugeflüsterte, mir aber unverständliche Worte antwortete sie: „So!“ und ließ mich ohne Gruß oder sonst ein Zeichen der Beachtung zuerst in ein kleines Vorgemach und dann in ein größeres Zimmer ein, wo eine Dame in einem Lehnstuhl beim Feuer saß.

„Hier ist Miß Fenton,“ sagte die Alte, „das junge Mädchen, das Ihre Gesellschafterin sein soll.“

Der Ton dieser Anrede fiel mir als sehr verschieden von dem auf, der in der vorderen Abtheilung des Hauses herrschte, und ein Gleiches war mit der ganzen Umgebung der Fall. Alt, abgenutzt und verblichen bis auf's äußerste war die Einrichtung des Zimmers, von dem Lehnstuhl mit dem zerrissenen Ueberzuge, auf dem die Dame saß, bis zu dem wackeligen Clavier in der Ecke. Der Anzug der Dame stimmte damit überein; er bestand aus einem geflickten abgeschaffenen Schlafrock und den Resten eines alten Shawls. Der Schlafrock war, so viel sah man noch, einst von schöner Farbe und mit reicher Stickerei versehen, und der Shawl war aus Indien gekommen. Die Dame selbst mußte sicherlich in ihrer Jugend eine hübsche Frau mit feingeschnittenen Zügen und schönem blondem Haar gewesen sein, doch jetzt war ihre Blüthe dahin. Abgemagert, verblaßt und gealtert war sie vor der Zeit, das sah man auf den ersten Blick, und ihr halb-trauriger, halb-wilder Ausdruck hätte einem besseren Beobachter, als ich es war, von einem gestörten Gemüth erzählt.

Die verwittwete Gräfin, ihre Schwiegermutter, hatte sie „eigenthümlich" genannt, und auf mich machte sie den gleichen Eindruck. Trotz der Melancholie und der Irre des Blicks empfand ich jedoch in ihrer Gegenwart nichts von der ängstlichen Befangenheit, die mich unten im Bibliothekzimmer heimgesucht hatte.

Eine Weile sah mich die Dame an, ohne zu sprechen, und sagte endlich: „Ich bin froh, daß Sie gekommen sind, und hoffe, Sie werden ein braves Mädchen sein; aber ich kann jetzt nicht mit Ihnen reden, ich bin heute gar nicht dazu aufgelegt. Die Gräfin ist hier gewesen. Sie werden mich nicht immer so schlecht gelaunt finden. Meine Kammerfrau Rose" — dabei blickte sie nach der kleinen alten Frauensperson — „kann Ihnen mehr darüber sagen."

„O, ja," fiel die runzelige Zofe, die so unpassend „Rose" hieß, ein, „meine Lady ist in der Regel ein wenig aufgeregt, wenn ihre Freundin, die Gräfin von Tunbridge, hier war und mit ihr von alten Zeiten und Bekannten geplaudert hat. Doch dauert das nicht lange, und am nächsten Tage ist sie wieder ganz in der Ordnung. Im Allgemeinen werden Sie sie ganz vernünftig finden, wenn Sie mit ihr Whist spielen und ihr Geschichten vorlesen. Es ist eine sehr gute Stelle für ein junges Mädchen, soviel kann ich Ihnen im Voraus sagen. Sie werden hoffentlich bis nächsten Dienstag eintreten können, denn länger vermögen wir uns nicht ohne Jemanden behelfen. Wenn Sie nicht kommen, so kommt eine Andere."

Hier wurde Rose durch ein abermaliges Klopfen an der Thür unterbrochen. Der Bediente kam, um zu fragen, ob Lady Lesingham mich für passend halte, und auch um mir mitzutheilen, daß die verwittwete Gräfin augenblicklich beschäftigt sei, mir aber bezüglich des Engagements Näheres schreiben würde.

Damit war die Audienz zu Ende, und kurz darauf befand ich mich wieder auf der Straße.

Mehr erstaunt als erfreut über meine Aussichten auf eine erste Stelle ging ich nach Hause. Meine Mutter hegte dasselbe Gefühl, nachdem sie meinen Bericht gehört, aber der Gehalt war gut und „Gesellschafterin bei Lady Lesingham" hatte einen guten Klang, so daß, als die Gräfin-Wittwe mich nächsten Tages brieflich und in ihrer stolzen Manier benachrichtigte, daß ich zu der Stelle angenommen sei und mich am folgenden Dienstag Mittags ein Uhr einzufinden habe, das Anerbieten mit gebührendem Danke beantwortet wurde.

Inzwischen waren wir natürlich sehr neugierig hinsichtlich der Familienverhältnisse meiner vornehmen zukünftigen Herrschaft. Mein Vetter Friedrich, ein angehender Jurist, gab sich alle Mühe, etwas darüber zu erfahren, aber bei aller Gelegenheit, die ihm geboten war, konnte er doch nur herausbringen, daß Lord Lesingham — der Sohn der stolzen adeligen Wittwe, der Gatte der „eigenthümlichen" Lady und Vater der beiden mißvergnügten Fräulein, — seine Güter mit allen Arten von Schulden, in die er durch Spiel und Wetten gerathen, mehr als belastet hatte; daß der Stammsitz der Familie in fremde Hände gerathen sei, und der Lord, um den Verfolgungen seiner Gläubiger zu entgehen, sich auf dem Continent aufhalten müsse, während seine kluge Mutter, die ihre eigenen Renten und ihren Wittwensitz wohl in Acht genommen, sich auch der Obhut über seine Frau und seine Töchter unterzogen habe und die Ehre der alten Linie an Bryanston Square aufrecht erhatte.

Mit diesen Auseinandersetzungen im Gedächtniß begab ich mich zur bestimmten Stunde auf den Schauplatz der mir zugewiesenen Pflichten. Die Gräfin-Wittwe empfing mich zuvor in der Bibliothek, die gewissermaßen ihr Audienzzimmer war. Ehe ich sie verließ, lobte sie meine Pünktlichkeit und setzte hinzu, daß ich, falls mein Betragen gut wäre, auf ihre Protection rechnen dürfe, obschon sie durch gesellschaftliche Obliegenheiten und die Einführung ihrer Großtöchter in die Welt sehr in Anspruch genommen sei. Sie hoffe jedoch, ich würde nicht außer Acht lassen, daß Rose, welche seit Jahren in Diensten der Lady gestanden und alle ihre Eigenthümlichkeiten kenne, mir immer in zweifelhaften Fällen mit ihrem Rath beistehen würde; ferner möchte ich so gefällig sein, mich zu erinnern, daß die Gesellschafterin der Lady Lesingham alle Vierteljahr einen Ausgehtag habe, aber durchaus keinen Besuch empfangen dürfe.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wald und seine Bedeutung in der Natur.

Von Emil Sommer.

Es giebt Dinge, über welche nicht oft genug geschrieben und auf deren Bedeutung nicht häufig und nachdrücklich genug hingewiesen werden kann. In erster Linie gilt dies unstreitig von dem Walde und dessen eminentem Werthe in culturhistorischer, klimatischer, volks- und landwirthschaftlicher Beziehung; denn wie oft und eindringlich auch bereits dieses ernste Thema Seitens der Wissenschaft und forstwirthschaftlicher Fachmänner dem größeren Publicum gegenüber beleuchtet und erörtert wurde, so ist trotzdem das Verständniß des Letzteren für diesen so hochwichtigen Gegenstand leider noch ein sehr beschränktes, und in Folge dessen der große und kleine Vernichtungskrieg gegen die Waldungen fast überall noch im besten Gange. Namentlich ist es der alljährliche Laubwuchs und die durch denselben sowie durch die übrige Waldvegetation gebildete Streudecke, deren Bedeutung für den Wald selbst noch zu wenig gewürdigt wird, und deren man sich deshalb als eines rechtmäßigen Tributes der Wälder stets unverkürzt und ungestraft bemächtigen zu können glaubt, wie dies leider noch fast allgemein auch an unserem pfälzischen Haardtgebirge der Fall ist, dessen Vorberge die Folgen der fortgesetzten maßlosen Beraubung bereits in oft erschreckendem Grade in den verkümmerten, abgetriebenen Beständen erkennen lassen. Betrübend ist es in der That, zu sehen, wie durch diese Plünderung das Fundament jedes lebenskräftigen Baumwuchses untergraben und hierdurch vor Allem zugleich die bedeutsame Aufgabe gefährdet wird, welche der Wald durch seine mannichfachen Wirkungen in der übrigen Natur und insbesondere unseren Culturfeldern gegenüber zu erfüllen berufen ist.

Fassen wir in letzterer Beziehung zunächst jene Wirkungen in klimatischer und landwirthschaftlicher Beziehung in's Auge, so erscheint der Wald als wahrer Regulator für Regen und Sonnenschein und im eigentlichsten Sinne als Befruchter und Segenspender unserer Fluren. Ein wunderbares Spiel still wirkender Naturkräfte tritt uns dabei entgegen, und namentlich ist es das Wasser und der Wasserdampf, welche, wie in der gesammten Natur, so auch hier sich als Hauptfactoren in dem ökonomischen Haushalte bethätigen.

Durch seine Blattoberfläche haucht jeder Baum, jeder Strauch fortwährend eine bedeutende Menge Wasser aus, und ein üppiger Baumwuchs oder Wald bildet daher stets

auch in Zeiten längerer Dürre, eine reiche Quelle befruchtender Feuchtigkeit für die umgebende Luft. Wie beträchtlich die auf diesem Wege von den Pflanzen ausgehauchte Wassermenge ist, mag man z. B. daraus entnehmen, daß ein nur mäßig großer Laubholzbaum in 24 Stunden durch seine Blattoberfläche 16 bis 20 Pfund Wasser und eine Rasenfläche von einem Quadratfuß in dem gleichen Zeitraum 1¼ Pfund Wasser verdunstet. Ein Gehölz von nur 1000 Bäumen entsendet demnach, den übrigen Pflanzenwuchs darin ungerechnet, in einem Tage das kolossale Quantum von 200 Centner Wasserdampf, ganz abgesehen davon, daß jeder Wald durch sein grünes Laubdach den stets mehr oder weniger feuchten Waldboden vor rascher Austrocknung schützt, und daher auch letzterer durch seine allmähliche Wasserverdunstung zur Feuchterhaltung der Luft mitwirkt. Es ist hiernach klar, daß die Nähe von Wäldern nicht blos dazu beiträgt die Luft in ersprießlicher Weise feucht zu erhalten und so die Culturpflanzungen in regenlosen Zeiten vor verderblicher Austrocknung zu bewahren, sondern auch direct die Wolken- und Regenbildung in hohem Grade begünstigt und vermehrt. In Uebereinstimmung hiermit ist denn auch die Zahl der Regentage und die durchschnittliche Regenmenge in reichbewaldeten Gegenden, namentlich in der heißen und trockenen Jahreszeit, stets ungleich größer als in gebirgsarmen, waldlosen Ebenen, wo selbst die wenigen, durch günstigen Wind herzugeführten Wolken sich noch in der heißen, ausgetrockneten Luft wieder auflösen und in Dunst zerfließen, ohne die lechzenden Fluren mit belebendem Naß zu erquicken, während dagegen jedes leichte Gewölk, das über bewaldete Regionen dahinzieht, durch die mit Wasserdunsten reichlich gesättigte und kühle Luft sich zu Regen verdichtet und in befruchtendem Strome herniederquillt.

Der Wald erzeugt somit nicht nur selbst durch seine eigene Wasserverdunstung Wolken und Regen, sondern trägt zugleich dazu bei, vorüberziehende und anderwärts gebildete Wolken niederzuschlagen und so gleichsam festzuhalten und für die betreffenden Gegenden nutzbar zu machen, so daß man die Wälder als wahre Regenpumpen bezeichnen könnte. An letzterer Wirkung hat in erster Linie auch der Act der Verdunstung selbst einen wesentlichen Antheil. Bekanntlich wird durch jede Verdampfung oder Verdunstung Wärme gebunden und folglich Kälte erzeugt, und indem daher von der unermeßlichen Blattoberfläche eines Waldes fortwährend Wasser verdunstet, wird die Luft in, über und um denselben stets mehr oder weniger abgekühlt, wie sich dies schon bei der bloßen Annäherung an ein Gehölz durch den wohlthuend frischen Hauch der kühlen Waldluft zu erkennen giebt. Kälte ist es aber, welche die Wasserdünste in der Luft zu Regen verdichtet, und der Wald mit den stets darüber lagernden kalten Luftschichten ist daher als ein wahrer natürlicher Condensator zu betrachten, welcher jeden vorüberwehenden feuchtwarmen Wind durch Abkühlung nöthigt, seinen Wassergehalt in befruchtendem Regen über die betreffende Gegend auszugießen.

Außerdem mildert die Nähe des Waldes in Folge jener Abkühlung wesentlich die austrocknende Hitze des Sommers, und da zugleich die Wasserverdunstung stets um so lebhafter stattfindet, je wärmer die Luft ist, so macht sich der beschriebene, Regen und Kühlung spendende Einfluß des Waldes in der heißen Jahreszeit, also gerade dann am meisten fühlbar, wenn die Thier- und Pflanzenwelt dessen am dringendsten bedarf und oft das ganze Schicksal der Ernten von einem rechtzeitigen Regen abhängt. Vergeblich lechzt da in waldloser Gegend die verdorrte Vegetation nach einem Tröpflein erfrischenden Nasses, und durch keinen Baumwall gehindert oder gemildert, streichen außerdem glühend heiße Winde über die sandige Fläche, auch noch den letzten Rest von Feuchtigkeit verzehrend.

Wie aber der Wald einerseits die brennende Hitze für ganze Gegenden mäßigt, so wirkt derselbe andererseits auch der extremen Kälte entgegen, indem er nicht nur die Gewalt rauher eisiger Winde aufhält oder doch beschränkt, sondern durch seine schützenden Arme die Wärmestrahlung des Bodens und so dessen Wärmeverluste und zuweit gehende Erkältung vermindert.

Auf diese Weise nivellirt der Wald sozusagen die Klimate, indem er die Extremen der Temperatur abstumpft und ausgleicht. Doch ist selbstverständlich diese Wirkung nur bei richtiger, räumlicher Vertheilung desselben möglich, denn wie in allen Dingen, so wird auch hier das Uebermaß zum Uebel, und wenn die Pflege und Erhaltung des Waldes in seiner jetzigen Ausdehnung eine wahre Lebensfrage für unsere heutigen Culturverhältnisse ist, so bildete seinerzeit, wie auch heute noch in der neuen Welt, die Lichtung und Verminderung des Alles überwuchernden Urwaldes eine nicht minder nothwendige Pflicht. So lange Deutschland undurchdringlicher Wald bedeckte, vermochten die belebenden Strahlen von Licht und Wärme kaum den dichten Nebel- und Wolkenschleier zu durchbrechen, der beständig über der unermeßlichen Waldwüste lagerte. Kalt, naß, unwirthlich war das Klima, das sich jeder höheren Cultur verschloß, und erst mit der lichtenden Axt hielt allmählich ein milderes, fruchtbareres Klima mit milderen Menschensitten hier seinen Einzug. Noch im Anfange der christlichen Zeitrechnung kannte man auf germanischem Boden nur Sommerfrüchte anbauen, weil das Wintergetreide durch die damals noch herrschende strengere Winterkälte regelmäßig erfror. Erst später, nach weiter vorgeschrittener Lichtung der Wälder, war der Anbau von Wintersaaten mit Erfolg möglich. Das belebende Licht, die treibende Wärme, der vom Himmel träufelnde, milde Regen weckten die seit Jahrtausenden in dem jungfräulichen Boden schlummernde, üppige Fruchtbarkeit, und die hier und da im richtigen Maße stehengebliebene Baumwelt umgiebt nun heute schützend und segnend die reichen Fluren.

Aber nicht blos für die Pflanzenwelt, sondern auch direct für Menschen und Thiere ist der Wald eine wirkliche Lebensbedingung; denn ohne Wald keine dauerhafte, reichliche Quelle, ohne ihn kein sanft dahinplätschernder Bach, sondern nur reißende Ströme und wilde Gießbäche, deren zerstörende Fluthen ebenso rasch, als sie herangebraust, im Sande verrinnen würden.

Durch seine zahllosen Blätter, Zweige und Büsche fängt der Wald den strömenden Regen schirmartig in seinen Laubkronen auf, der auf diese Weise, in unzählige feine Wasserfäden vertheilt, an Aesten und Stämmen herabrinnt, um hierauf von der Streu- und Pflanzendecke aufgesogen, und nach und nach dem Boden zugeführt zu werden. Von hieraus langsam und allmählich das Erdreich durchdringend, senkt sich ein Theil des Wassers von den höheren Punkten nach der Tiefe, um daselbst an geeigneten Stellen als sprudelnde Quellen zu Tage zu treten, während ein anderer Theil des in der Streudecke aufgefangenen Wassers nach und nach von den netzartig ausgebreiteten Baumwurzeln aufgenommen wird, um alsdann in unaufhörlichem Kreislaufe durch die Blätter, wie oben erläutert, verdunstet und wieder in die Luft ausgehaucht zu werden. Der Wald mit seinem Pflanzenwuchse und seiner Streudecke stellt hierdurch ein wahres permanentes Reservoir dar, in welchem das Regenwasser für längere Zeit gleichsam aufbewahrt wird, um erst nach und nach sowohl die Quellen wie die Vegetation mit frischen Gaben des belebenden Elementes zu speisen. Welch' ein ganz anderes Bild bieten hingegen dem Beobachter kahle, baumlose Höhen dar! Durch nichts gezähmt, stürzen sich die fessellosen Wasser in wildem Strome gießbachartig an den nackten Bergwänden in die Ebene hernieder, auch noch den letzten Rest culturfähigen Bodens mit sich fortreißend und das Land weithin mit Sand- und Steingerölle überschüttend. Wir erinnern, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, in dieser Beziehung nur an die vor mehreren Jahren in unserer Pfalz, nämlich in Deidesheim vorgekommene verderbliche Ueberschwemmung, deren Auftreten gleichfalls hauptsächlich in Gründen der geschilderten Art zu suchen ist. Jeder nachhaltige Regen wird unter diesen Umständen zur zerstörenden Ueberschwemmung, und

unberechenbar ist der Schaden, den der Unverstand auf diese Weise durch Entwaldung der Landwirthschaft schon zugefügt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ueber den 2. August 1870) erzählt ein Arzt der französischen kaiserlichen Garde in den „Piccadilly Papers“ Folgendes als Augenzeuge: „Ein Extrazug beförderte den Kaiser Napoleon, den kaiserlichen Prinzen und alle Marschälle und Generale, die nur irgend Platz finden konnten, nach Saarbrücken, um dem vollkommen ungerechtfertigten Menschenmorde beizuwohnen. Das arme schwächliche nervöse Kind von Prinzen sollte die erste Mitrailleuse der Rheinarmee gegen den Feind abfeuern. Der Choc, welchem sein Körper dabei ausgesetzt war, war größer, als der Knabe ertragen konnte; alte Soldaten konnten dabei wohl weinen, aber weinen aus Mitleid, als sie bei dem Geschützdonner die unnennbare Angst in den Zügen des armen schwächlichen Kindes sahen. Der Extrazug, welcher des Morgens den Prinzen als leidlich gesunden Knaben hingeführt hatte, brachte ihn Mittags, körperlich zerrüttet und mit dem Veitstanz behaftet, wieder zurück in das kaiserliche Quartier.“

(Bei der Friedensfeier in Calcutta,) welche die Deutschen daselbst am 30. März unter der schwarz-weiß-rothen Fahne mit „Vivat Germania“ durch ein patriotisches Festessen nebst musikalischen Vorträgen fröhlich begangen haben, galt der erste Trinkspruch bei der Tafel „Kaiser und Reich“, worauf im vollen Chore „Die Wacht am Rhein“ gesungen wurde. Der zweite Trinkspruch galt der „Armee, ihren Führern, dem Deutschen Vaterlande“, worauf das „Bundeslied“ und „Des Deutschen Vaterland“ von Vater Arndt folgte. Solovorträge waren Beethoven's „Adelaide“ und „Am Neckar, am Rhein“. Auch Horn und Flöte ließen sich einzeln hören. Das Orchester aber spielte außer verschiedenen Märschen namentlich den lieben Walzer „An der schönen blauen Donau“. Der Speisezettel, den man der „K. Z.“ mit übersandt hat, lautet: „Suppe: Französische Suppe, Deutsch versalzen, Mullygatany pikant à la Kladderadatsch. — Fisch: Becty à la Moltke, sauce énergique à la Bismarck, Rheinlachs à l'Armée du Rhin. — Beilagen: Straßburger Gänseleberpasteten, aus dem Bombardement gerettet, Petit Fricandeau piqué à Ulan, Pariser Brieftauben à la Gambetta, Fricassé à la Sedan, Erbswurst à la Kutschke (is nich). — Braten: Wälscher Hahn à la Garibaldi, Kapaun à la Napoleon, Hammelsrücken à la Ménagerie impossible, glasirter Schinken (echt westphälisch), Rindsbraten à la Leboeuf. — Gemüse: Rothkraut à la Landwehrmann, Erdäpfel à la Pucelle d'Orléans, Rüben à la Garde Mobile. — Zweiter Gang: Wildenten à la Edmond About, Häringssalat à la Gumpert, Schnepfen à la Eugenie. — Nachtisch: Gelée à la chemin de fer du Nord, Windbeutel à la Victor Hugo, Eispudding à la Mont Valérian, Soufflé à la Franctireur, Charlotte Prusse, Kleines Gebäck à la Lulu, Schweizer Käse. — Getränke: Rheinwein: Königsbacher (roth), Steinberger Cabinet (weiß). Champagner: Giesler, Perrier Jouet, frappé à la Prinz Karl, Xeres, Liqueure, Bordeaux, Wiener Bier, Pegs.“

Vom Büchertisch.

Unter dem Reichspanier. Strophen von Georg von Oertzen. Heidelberg, Verlag von Fr. Bassermann. 1871.

8. Dieser für unser Volk und Vaterland so großen Zeit fehlt es erfreulicherweise auch nicht an der Verherrlichung in schwungvollem Lied und sinnreich-sinnigem Spruch in ungebundener Rede. Eine schöne, erhebende Probe davon bieten die von dem Vaterlandssänger G. v. Oertzen soeben herausgegebenen, von der Verlagsbuchhandlung bestens ausgestatteten „Strophen“. Auf vier Druckbogen sind es deren 22, die Weiterführung und Vollendung dessen, was der Dichter nach dem Kriege von 1866 „Vom Vaterlande“ lobte und forderte. Helfend war er mit draußen als Johanniter-Reichsritter. Der frische, fromme Mecklenburger in ihm hält das neue Deutsche Reich über Alles hoch. Freude und Dank, gottinniger Dank tönt aus allen Strophen wieder, die nur hier und da an der Ueberfülle von Gedanken leiden. Der Reichthum hieran stört und hemmt zuweilen die Leichtigkeit, Freiheit und schöne Harmonie der übrigens vielartig gehandhabten Form. Auch dabei sucht die Macht des ungewohnt Neuen, was sich vor unseren Augen abspielte, nach eigener, selbstständiger Ausdrucksweise. Die Jahre 1866 und 1870/71 sind dem im regen Heidelberg wohnenden Dichter zwar zwei Kämpfe, „doch nur Ein großes Ringen.“ Von diesem echt historischen Standpunkt sieht er sich die neue Welt, das neue nationale Leben an von seiner Entwickelung in jenen gewitterschweren Tagen des letzten Juli bis zu den Friedensfeiern im März d. J. So singt er beim Anblick des wiedergewonnenen Elsaß: „Die gute Wacht, die Wacht am Rhein Hält Straßburg auf der Schanze,“ so dankt er den theilnahmvoll gebenden „Landsleuten“ in fremden Welttheilen:

> Das ist der Zuruf der Kindestreue,
> Das sind die Brüder, die stolz gedenken,
> Daß Eine Mutter sie mit uns nährte,
> Sie trug am Herzen, drin soviel Reichthum,
> Viel edle Hoheit und einst so wenig
> Der Kraft, die Knaben
> Großsäugt zu Männern.
> Drum gingen Viele und brachen traurig
> Das Brod der Fremde
> Und lernten stark sein.

Gelungen geißelt er die feile Feigheit der Engländer, die auch mit uns bei Waterloo wider Gallien kämpften und siegten. Der Dichter grüßt den Kaiser und das siegreiche Heer, in männlich ernstem Tone die muthig gefallenen Helden und preist mit Dichtersinn den nahenden Frieden und seine großen von Gott gesegneten Aufgaben, die Allen und vornehmlich uns Deutschen gestellt sind.

> Lobet den Herrn!
> Augen voll Klarheit und Herzen und Hände
> Rüsteten Bleibendes: aber das Ende,
> Aber die Macht,
> Die es vollbracht,
> Gottes Gedanken, von Menschen gestaltet;
> Bis sich die Fülle des Segens entfaltet,
> Schauen wir betend und neigen das Haupt,
> Stumm, armseliger Worte beraubt.
> Ehre sei Gott in der Höhe.

Allen guten Deutschen wollen wir hiermit v. Oertzen's markige Kriegs- und Friedens-„Strophen“ empfohlen haben.

Anagramm.

> Des Franzmanns frecher Uebermuth
> Schrie keck: mit E geh' ich voran;
> Das wird den Deutschen imponiren
> Und mich zu allen Siegen führen.
> Halt! rief der Deutsche selbstbewußt,
> Mit hellem Kopf und starker Brust:
> Mit U soll er voraus uns fliegen!
> Und Gott mit uns! wir müssen siegen.

— Δ —

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 24:
Marke — Tender — Marketender.

Verantwortliche Redaction: Gottlieb Krug. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 54. Vierter Jahrgang. 1871.

—r. **Ein Diamantschmuck.**

(Fortsetzung.)

Jemand, der vor Gericht zu längerer Gefängnißstrafe verurtheilt wird, muß ungefähr dasselbe Gefühl haben, wie ich es empfand, als Rose die Thür des Vorzimmers hinter mir und meinem leichten Gepäck mit der hingeworfenen Bemerkung schloß: „So, Sie sind da? Das ist mir lieb.“ Diese Thür bildete die einzige Verbindung mit dem vornehmeren Theil des Hauses. In der entgegengesetzten Ecke war noch eine kleinere Thür, die auf eine enge Stiege mündete, über welche man in das untere Stockwerk sowie zu allen Wirthschaftsräumen und dem Eingang zum Hinterbau des Gebäudes gelangen konnte. Die Wohnung, welche Lady Lesingham im Wittwenhause ihrer Schwiegermutter inne hatte, bestand aus vier Räumen: dem Vorzimmer, dem Wohnzimmer, dem Schlafzimmer der Lady, in welchem auch das Bett der alten Rose stand, und einem kleineren Gelaß für die Gesellschafterin. Alle diese Gemächer lagen im zweiten Stockwerk eines Flügels oder eher eines Vorsprungs im Hinterbau des Hauses; die eine Hälfte der Fenster hatte die Aussicht auf eine schmale Gasse, auf welche nur Thüren von Hinterhäusern mündeten, die andere zeigte dem Auge nichts als Dachrinnen und fensterlose Mauern. Den Styl, in dem die Einrichtung gehalten war, habe ich schon beschrieben, und wenn man dies Alles im trüben Lichte eines Londoner Herbstes sah, so konnte man sich kaum eine traurigere Wohnung vorstellen. Die Kammerfrau war gerade so sauerköpfisch und eben so armselig costümirt, wie zur Zeit meines ersten Besuchs. Die Lady saß auf derselben Stelle in demselben Schlafrock und Shawl; doch war sie diesmal ruhig und gesammelt, hieß mich mit großer Höflichkeit willkommen und begann eine Unterhaltung mit so viel Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, daß ich mich überzeugt fühlte, sie müsse in ihrer Jugend eine angenehme Frau gewesen sein. Nähere Bekanntschaft mit ihr bestätigte bald diese Ansicht.

Die sonderbaren Umstände ausgenommen, unter denen die Lady lebte, war sie leicht in guter Stimmung zu erhalten. Wenn auch schwach und wankelmüthig, so war sie doch durchaus nicht geisteskrank; dagegen wurde mir bald klar, daß irgend eine schwere Last sie bedrückte und langsam zu Grunde zu richten drohte. Ihr Leben war äußerst einförmig; sie stand erst nach dem Frühstück, welches sie sehr spät einnahm, auf, nähte oder stickte darauf ein wenig, um sich die Zeit zu vertreiben, und machte dann eine Spazierfahrt in einem ganz geschlossenen Wagen, der sie immer an der hinteren Hausthür abholte und auch dahin zurückbrachte. Nach ihrer Heimkehr las ich ihr vor, immer Romane, und je dümmer sie waren, desto besser gefielen sie ihr. Nach beendigtem Diner, welches übrigens sehr spät stattfand, mußte ich bis Mitternacht mit ihr Whist spielen, worauf Rose dafür sorgte, daß sie sich zu Bett begab. Weder ihre Schwiegermutter, noch ihre Töchter besuchten sie nur ein einziges Mal, solange ich als Gesellschafterin bei ihr war, und sie selbst wagte sich auch niemals in den anderen Theil des Hauses. Ihre Garderobe war zudem so ärmlich, alt und abgetragen, daß Lord Lesinghams Gemahlin darin keinem Salon zur Zierde gereicht haben würde. Der Schlafrock konnte nur durch ein paar ganz verblichene Seidenkleider, und der indische Shawl durch einen Mantel von längst veraltetem Schnitt abgelöst werden. Ein Stück des entschwundenen Glanzes war indeß der armen Lady noch geblieben: es war ein Schmuck aus prächtigen Diamanten, Collier, Bracelets, Broche und Ohrringe, alles massiv und im Rococostyl gefaßt, aber die Steine von solcher Größe und solchem Glanz, wie ich sie nie vorher gesehen. Als sie mir das erste Mal zu Gesicht kamen, war ich davon völlig geblendet.

Mein Erstaunen kannte keine Grenzen, als ich nach ein paar Tagen Lady Lesingham in einem altmodischen abgetragenen schwarzen Sammtkleide mit ausgeschnittener Taille und kurzen Aermeln, geschmückt mit diesen unvergleichlichen Diamanten, die sich um den dünnen Hals und die mageren Arme äußerst sonderbar ausnahmen, auf ihrem zerlumpten Lehnstuhl sitzen sah. Es war Nachmittags, und zwar um die Stunde, in der während der Londoner Saison alle Straßen des Westends von dem Rollen eleganter Equipagen, welche die vornehme Welt zu Besuchen hin und her tragen, wiederzuhallen pflegen. Obgleich zur damaligen Jahreszeit nicht viel von solchem Geräusch sich hören ließ, sah Lady Lesingham dennoch aus, als ob sie Jemanden erwarte, und zwar Jemanden, der ihr durchaus nicht willkommen zu sein schien, wie sehr sie sich auch für den Besuch geputzt hatte. Ich fing an, für ihren Verstand zu fürchten, als ich sah, wie ihr Wesen unter einem Gemisch von Furcht, Kummer und gewaltsamer stolzer Fassung fast erlag. Jetzt hörte ich unten einen Wagen halten und kurz darauf ein so heftiges Klopfen an der Hauptthür, daß das Haus erzitterte. Schritte näherten sich unserem Hinterbau und die Stimme des feierlichen Bedienten, welcher die Wohnzimmerthür öffnete, meldete die Gräfin von Tunbridge an. Eine kleine hagere Frau folgte ihm auf dem Fuße. Ihr Gesicht war dem einer Katze nicht unähnlich und dabei eben so runzelig wie das der Kammerfrau Rose. Ihrem Alter nach hätte sie ganz gut Großmutter sein können, aber sie war jugendlich und nach der neuesten Mode gekleidet und hüpfte in das Zimmer wie ein junges Mädchen.

„Meine Theuere,“ rief sie, auf Lady Lesingham zueilend und ihre beiden Hände fassend, „ich bin so unendlich erfreut, Sie in diesem lieben alten Sammtkleide und mit den herrlichen Diamanten zu sehen; Sie tragen sie ohne Zweifel um des kleinen Romans willen, mit dem sie zusammenhängen, — Herzensaffairen verlieren niemals ihr Interesse. Haben Sie neuere Nachrichten von Lord Lesingham, beste Freundin?“

Ich verstand nichts von meiner Lady Antworten, sie waren kurz und wurden im allerleisesten Tone gegeben. Wenn aber die Gräfin von Tunbridge auch eine alte Freundin der Lady war, wie die Kammerfrau mir gesagt hatte, so war sie doch keineswegs ein willkommener Besuch; denn Lady Lesing-

ham sah aus, als wenn sie sich von einer Schlange umwunden fühle und sich aus Furcht vor deren Giftzähnen nicht zu rühren wage. Es wurde mir bald klar, obschon ich nicht sagen kann warum, daß die Gräfin doppelsinnig sprach, es steckte etwas hinter ihrem vorgeblichen Entzücken über den Anblick des „lieben alten Sammtkleides" und der „herrlichen Diamanten", etwas, das die Beiden verstanden. Da saßen sie sich nun gegenüber, die eine mit Bosheit, die andere mit Furcht, beide mit Haß in den Zügen, aber eine höfliche nichtssagende Conversation führend, bei der „reizend" und „entzückend" jedes dritte Wort waren. Es wäre die größte Unwahrheit, wenn ich sagen wollte, daß die Gräfin Tunbridge es auf dem alten Divan, auf den sie sich niedergelassen, behaglich gefunden hätte; sie war vielmehr in einem Zustande maßlosen, aber versteckten Triumphs und zwar von einer Art, die mein junges Blut gefrieren machte.

Von meiner Anwesenheit nahm sie erst Notiz, als sie sich zum Weggehen erhob und bemerkte: „Sie haben da eine neue Gesellschafterin, meine Liebe; welch' Vergnügen muß es sein, in Ihrer friedlichen Zurückgezogenheit ein nettes junges Geschöpf nach dem andern um sich zu haben." Dann drückte sie wieder Lady Lesingham's Hände, bewunderte nochmals den schwarzen Sammt und die Diamanten, und mit dem Zusatz, daß sie jetzt noch ihre geliebte Freundin, die Gräfin-Wittwe besuchen wolle, trippelte Lady Tunbridge in der coquettesten Manier zum Zimmer hinaus.

Sobald sie fort war, sprang meine Lady von ihrem Lehnstuhl auf, stürzte in ihr Schlafzimmer, wo sie ihr Kleid und ihre Juwelen förmlich vom Leibe riß, und kehrte in weniger als zwei Minuten in ihrem alten Schlafrock und Shawl zurück, genau so aussehend wie am Tage meines ersten Besuchs. Ihr verstörter, trauriger Ausdruck in Haltung und Miene ging mir zu Herzen, und da ich sie etwas zu zerstreuen wünschte, ging ich hinunter in die Bibliothek, um den zweiten Band eines Romans zu holen, den wir gerade lasen. Ich fand das Buch und wollte mich eben wieder entfernen, als ich ein Gespräch vernahm, welches mich stillzustehen veranlaßte. Es war Lady Tunbridge, welche an der Thür des Salons sich von der verwittweten Gräfin auf das zärtlichste verabschiedete. Das Scheiden von Zwillingsschwestern hätte nicht rührender sein können. Endlich war es vorbei, die Hausthür schloß sich und ich ging weiter. Durch die noch offene Salonthür blickend, gewahrte ich die alte Gräfin allein in der Mitte des Zimmers stehen, das Gesicht weiß vor Zorn, die scharfen Augen Flammen sprühend, die Hände geballt und die Zähne aufeinander gepreßt. Das stattliche weibliche Oberhaupt der Lesingham erinnerte mich in diesem Moment lebhaft an eine der Furien. Sie liebte zwar die eben weggegangene Dame so wenig, als ihre arme Schwiegertochter im Hinterbau des Hauses dies that, allein sie verstand sich besser auf das Abschiednehmen.

Dies war meine erste Lection in der Heuchelei des vornehmen Lebens, und ich hatte noch oft Gelegenheit, den Gegenstand zu studiren. Woche um Woche, an jedem Freitag, so sicher als der Tag erschien, erschien auch die Gräfin von Tunbridge. Mit derselben Regelmäßigkeit bereitete sich Lady Lesingham an jedem Freitag Morgen auf die Visite vor, gleichviel ob sie sich krank fühlte oder nicht; und wenn die Besuchsstunde schlug, fand man sie in ihrem alten schwarzen Sammtkleide und mit den prächtigen Diamanten geschmückt. Ich hörte sie, wenn sie den Schmuck anlegte, stets in ihrem Schlafzimmer stöhnen so wie es einem Sünder in alten Zeiten zu Muth gewesen sein mußte, wenn er sich mit dem Bußhemd bekleidete. Kam sie dann zum Vorschein, so setzte sie sich in den wackeligen Lehnstuhl, bis die Gräfin eintrat, und dieselbe Scene, die ich schon beschrieben, wiederholte sich mit allen ihren Höflichkeitsformen und den versteckten, mir unverständlichen Anspielungen. Und der erste Eindruck, daß der Schein vorgeblicher Freundschaft, den gute Erziehung allein hervorzubringen vermochte, als Deckmantel für einen zwischen den beiden Frauen gähnenden Abgrund von Haß und Furcht dienen mußte, verstärkte sich dabei jedes Mal.

Es wäre mehr als unnatürlich für irgend eine Evastochter gewesen, wenn man an jedem Freitag ein so unerklärliches Schauspiel mit anzusehen hätte und nicht bis in die Fingerspitzen neugierig geworden wäre. Ja, ich wurde neugierig über alle Beschreibung, und meine Lebensweise entschuldigte dies Gefühl einigermaßen. Eingeschlossen mit der armen Lady Lesingham in diesen ärmlichen Hinterzimmern, wo man höchstens einmal einen Wagen fahren oder ein Klopfen an der Hausthür hörte; ohne Erlaubniß zu einem anderen Ausgang, als höchstens um einen Brief zu besorgen oder um eine Kleinigkeit im nächsten Laden einzukaufen; die ganze übrige Zeit nur beschäftigt, die Lady zu amüsiren, wie es einer bezahlten Gesellschafterin oblag, — interessirte mich die Geschichte mit den Diamanten mehr, als irgend Jemand, der sich nicht in der gleichen Lage befindet, begreifen könnte. Die einzige Person, an die ich eine Frage deshalb richten konnte, war Rose. Ich vermuthe, daß die Vorsehung jeden Menschen für irgend eine Specialität bestimmt hat, und Rose war ohne Zweifel eigens für ihren Platz in den Hinterstuben des Lesingham'schen Wittwenhauses ausersehen. Sie besaß Einsicht und richtigen Verstand, war aber eine Natur, auf die nichts in der Welt Eindruck machte. Gänzlich verschont von dem sprichwörtlichen Wesen und Gebahren einer Kammerfrau in adeligen Häusern, sprach sie von ihrer gegenwärtigen Herrschaft, die stattliche Gräfin-Wittwe mit eingerechnet, so gleichgiltig und mit so wenig Ehrerbietung, als wenn diese ihre eigenen armen Verwandten gewesen wären. Ihre einzige Zerstreuung und Liebhaberei schien im Ausbessern alter Kleidungsstücke zu bestehen. Unter solchen Umständen ist es wohl kaum nöthig zu sagen, daß Rose mir keinen besonderen Respect bezeigte; da wir jedoch viel zusammen kamen, so wurden wir auch nach und nach mit einander näher bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

* Der Wald und seine Bedeutung in der Natur.

(Schluß.)

Was die Hauptsache bildet, ist, daß der Regen, statt die Felder zu befruchten, wirkungslos für die Vegetation vorüberbraust und ebenso rasch und gewaltsam, als er gekommen, wieder verrinnt, um schon nach Kurzem wieder einen wasserlosen ausgetrockneten Boden zurückzulassen, da unter diesen Verhältnissen jede Bedingung fehlt, das befruchtende Element aufzunehmen und dem Boden für längere Zeit zu erhalten.

Diese Aufgabe erfüllt nun eben der Wald mit seiner dichten Streu- und Pflanzendecke, und mit Recht hat man daher denselben schon mit einem Schwamme verglichen, welcher die Feuchtigkeit gewissermaßen an der Erdoberfläche fest-

hält und aufspeichert, um dieselbe nach Bedürfniß allmählich an die Luft und die Pflanzenwelt wieder abzugeben, und so größere Wassermassen auf einen längeren Zeitraum zu vertheilen. Soll aber der Wald wirksam diese Aufgabe erfüllen, so ist es vor Allem nöthig, daß er auch wirklich Wald im wahren Sinne des Wortes sei und in voller Kraft und Naturfrische erhalten werde. Dies ist aber nur möglich, wenn ihm seine natürliche Nahrung und einzige Düngung (Laub, Haidekraut ꝛc.) gelassen und derselbe nicht fort und fort mit unersättlicher Raubsucht ausgeplündert und ausgesogen wird, wie dies leider noch zu häufig durch die unbeschränkte Streunutzung geschieht. Was sind in der That die kleinen Vortheile, welche der Landmann durch Verwendung des sogen. Streuwerkes aus dem Walde zieht, im Vergleiche zu dem geschilderten unberechenbaren Nutzen, den die Wälder durch ihren allgemeinen Einfluß im Großen und Ganzen der Landwirthschaft bringen, namentlich wenn man berücksichtigt, daß das als Dünger benützte Laub unseren Feldern und Weinbergen einen kaum nennenswerthen Ersatz zuführt, für das Leben und die Aufgabe des Waldes dagegen von der höchsten Bedeutung ist. Denn wo man immer nimmt, ohne jemals etwas zurückzugeben, da folgt unabweisbar der Bankerott, und so zieht auch die fortgesetzte Wegnahme der Blätter und niederen Pflanzendecke unvermeidlich den Ruin des Waldes nach sich. Zahllose blühende Wälder von ehedem sind durch dieses Raubsystem zu zwerghaftem Gestrüppe herabgesunken. Außerdem ist, wie wir gesehen haben, das Vorhandensein der Streudecke für die Functionen des Waldes im Haushalte der Natur und des Menschen, insbesondere für die richtige Wasservertheilung und Quellenbildung, eine unerläßliche Bedingung, deren Vernachlässigung ganze Gegenden mit dem traurigen Fluche der Unfruchtbarkeit und Verarmung belegen kann.

Die Geschichte ist leider nur zu reich an Beispielen für die schweren Folgen, welche sowohl die maßlose Beraubung der Wälder, als namentlich die gänzliche Ausrottung derselben nach sich zieht. In längst verflossenen Tagen war Griechenland bekanntlich ein reich gesegnetes, durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichnetes Land, das mit seiner üppigen Pflanzenwelt und seinen herrlichen Producten an Getreide, Früchten und Gemüsen einem wahren Garten glich, auf den die waldgekrönten Berge schützend herniederschauten. Heute findet man daselbst fast überall nur nackte Felsen und dürre Sandwüsten, welche nur hie und da von einer kleinen Oase oder einem armseligen Dorfe unterbrochen werden. Die Fruchtbarkeit der Felder ist dahin, die Bevölkerung verarmt, und fragt man: Woher diese Umwandelung? — ein Blick auf die kahlen Berge und Hügel lehrt es zur Genüge: die herrlichen Wälder von ehedem sind verschwunden — und mit ihnen der Segen des Landes.

Ganz ebenso verhält es sich mit Palästina und dem größten Theile von Aegypten. Ehedem zählten diese Gegenden zu den fruchtbarsten Ländern der Erde und gewährten einer dichten Bevölkerung durch ihre reichen Erzeugnisse eine gesegnete Wohnstätte. Seitdem man jedoch auch hier die früher so üppigen Wälder vernichtet, ist die Fruchtbarkeit und der Wohlstand erloschen, die Länder sind zu Wüsten verdorrt, und wo einst Tausende im Ueberflusse gewohnt, da finden jetzt kaum zehn ihr kärgliches Dasein.

Blicken wir nach Italien, so tritt uns genau dieselbe Erscheinung entgegen. Die Apenninen mit ihren zahlreichen Seitenzweigen prangten vormals im üppigsten Waldesschmucke, während blühende Thäler voll der herrlichsten Gärten sich zu ihren Füßen hinzogen. An derselben Stelle finden wir heute meist öde theils waldlose, theils mit niedrigem Gestrüppe bedeckte Berge, aus denen die nackten Felsen emporstarren, und mitten in dieser einst so reichen, durch ihre Fruchtbarkeit hoch berühmten Gegend breiten sich nun, als traurige Merkzeichen des natürlichen Verfalles, die pontinischen Sümpfe aus, deren Entstehungsgeschichte gleichsam mit warnenden Zügen auf den kahlen Bergabhängen eingegraben ist.

Fast noch in schlimmerem Grade treten die Folgen der Ausrottung der Wälder in verschiedenen Gegenden Frankreichs hervor. Blanqui sagt darüber in einer Denkschrift über diesen Gegenstand: „Wird der Entwaldung kein Ziel gesetzt, so kommt es bald dahin, daß der letzte Bewohner gezwungen ist, mit dem letzten Baume den Platz zu räumen — das Land wird zur Wüste.“ In vielen Gegenden Frankreichs hatte die fortschreitende Entwaldung, wie auch in Deutschland, schreckliche Ueberschwemmungen zur Folge, welche ganze Flächen des besten Culturbodens zerstörten und die Bewohner aus ihren bisherigen Wohnsitzen vertrieben.

In Spanien versiegten und vertrockneten aus der gleichen Ursache ganze Flüsse, in Folge dessen die betreffenden, früher so fruchtbaren Gegenden heute zu wahren Sandwüsten geworden sind. Auch in der Schweiz hat die an vielen Orten zu weit getriebene Abholzung früher reich gesegnete Thäler zu Einöden gemacht, und in Schlesien hat der Leinbau der vordem alljährlich Millionen einbrachte, in Folge der sehr verminderten und ungenügenden Regenniederschläge fast gänzlich aufgehört. So sehen wir den Menschen überall, wo er sich dauernd niederließ, dem Walde einen erbitterten Zerstörungskrieg führen und, blos das augenblickliche Bedürfniß in's Auge fassend, denselben in immer engere Grenzen zurückdrängen. Auf diese Weise hat die Entwaldung, mit der Cultur von Osten nach Westen fortschreitend, sozusagen bereits ihren Rundgang um die Welt vollendet.

Vom Oriente ausgehend, ließ sie diesen im Trauergewande der Wüste hinter sich, wälzte sich über das einst so blühende Griechenland nach Italien und Westeuropa, um zuletzt ihr Zerstörungswerk in Amerika fortzusetzen, wo sich in einzelnen Theilen die schlimmen Folgen einer zu weit getriebenen Waldausrottung in ungünstigen Veränderungen des Klimas, Trockenheit und Rauhheit der Luft, zeitweiligem Wasserüberflusse und Wassermangel, bereits deutlich fühlbar machen. Entgegengesetzte Beispiele liefern Malta und verschiedene andere Gegenden. Die genannte Insel war ehemals ein nackter Fels, auf dem nur hie und da eine Pflanze kümmerlich ihr Dasein fristete. Die Malteserritter holten nun, um das Eiland fruchtbar zu machen, mit unsäglicher Mühe Erdreich auf Schiffen aus Sicilien herbei, pflanzten Straucher und Bäume an, und bald prangte unter dem Einflusse des paradiesischen Klimas die Insel in dem reichen Schmucke tropischer Vegetation.

Durch die Verwesung von Wurzeln, Blättern und anderen Pflanzentheilen erzeugt der Wald, wie überhaupt jede kräftige Vegetation, stets neue Schichten humusreichen Bodens, welche, das Gestein nach und nach überziehend, zur Grundlage neuen Pflanzenlebens werden. Auch auf diesem Wege wird daher der Wald zur Quelle der Fruchtbarkeit, indem er so selbst ödes Felsgestein allmählich mit frischem Grün bedeckt, während von entwaldeten Höhen nur graue, nackte Felsen zum Himmel ragen.

Ganz dieselbe Erscheinung, wie auf der Insel Malta, finden wir ferner auf der Insel Ascension, deren kahles, unfruchtbares Lavagestein früher nur selten von Regen benetzt wurde. Seit 1816 ließ sich jedoch daselbst eine englische Colonie nieder, welche das Eiland mit unermüdlichem Fleiße cultivirte und anpflanzte, und seitdem ist jetzt Regen häufiger und die Quellen fließen reichlicher.

In Aegypten herrscht Dürre und Regenlosigkeit oft in verhängnißvollem Grade. Um dieser Calamität zu steuern, ließ daher der Vicekönig vor einigen Jahrzehnten in Unterägypten gegen 20 Millionen Bäume neu anpflanzen und namentlich auch das Nildelta damit besetzen. In Folge dessen regnet es daselbst jetzt häufiger, und so ließen sich noch zahlreiche Beispiele für die wohlthätigen Wirkungen der Wälder in dieser Richtung anführen.

Allein auch auf die Beschaffenheit der Atmosphäre übt der

Wald einen in vielfacher Beziehung günstigen und verbessernden Einfluß aus, indem er die Luft, namentlich in der Nähe volkreicher Städte von gesundheitsschädlichen Ausdünstungen und Gasen reinigt und insbesondere die durch Menschen und Thiere ausgeathmete Kohlensäure durch seine zahllosen Blätter absorbirt, um dagegen während des Tages belebenden Sauerstoff in die Luft auszuhauchen. Dieser allen Pflanzen gemeinsame Gasaustausch ist es bekanntlich, durch welchen die Natur seit Jahrtausenden das wunderbare Gleichgewicht erhält, das trotz unaufhörlicher, störender und entgegengesetzter Einwirkungen in der Zusammensetzung der Luft besteht. Dadurch, daß nämlich aus den Lungen der Menschen und Thiere durch den Athmungsproceß, sowie aus Millionen und Abermillionen Essen und Schornsteinen und zahllosen Kratern und Quellen, wie nicht minder durch Verwesungs- und Gährungsprocesse der Luft jeden Augenblick kolossale Massen von Kohlensäure zugeführt werden, würde das thierische Leben sehr bald in einer solchen Atmosphäre ersterben müssen, wenn nicht die grünende Pflanzenwelt für welche im Gegentheile die Kohlensäure ein nothwendiges Nahrungsmittel bildet, gleichzeitig ununterbrochen in umgekehrter Richtung thätig wäre, dieses Gas der Luft wieder zu entziehen und dagegen unter dem Einflusse des Lichtes den für die thierische Athmung unentbehrlichen Sauerstoff auszuhauchen.

Es ist nun klar, daß diese Wirkung um so vollständiger erreicht wird, je üppiger die Vegetation an einem Orte ist, und es ist daher auch in dieser Beziehung dem Walde eine nicht zu unterschätzende Bedeutung beizumessen. Wie wohlthätig, erquickend und belebend weht uns nicht der balsamische Hauch der Waldvegetation an, und welch' stärkende Wirkung übt nicht die frische Waldluft stets auf Menschen und Thiere aus!

In kraftvoll schönen Worten charakterisirt Riehl in seinem bekannten Werke „Land und Leute" die Bedeutung des Waldes, und wir glauben daher den letzteren der Liebe und dem Schutze des Publicums nicht besser empfehlen zu können, als indem wir diese Mittheilung mit jenen treffenden Worten schließen: „Hauet den Wald nieder und ihr zertrümmert die historisch-politische Gesellschaft. In der Vernichtung desselben nehmet ihr dem deutschen Volksthume ein Lebenselement. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürfen, würden wir doch des Waldes gebrauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes, wie der Mensch des Weines. Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr, um unseren äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlechte das grüne, in Saft und Trieb stehende, zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nöthiger sein."

Darum Schonung und Pflege der ehrwürdigen Baumwelt und vor Allem dem Heiligthume des deutschen Waldes!

Mannichfaltiges.

(Die Waldubr.) Ein Jäger, wenn er auch noch so früh in den Wald zieht, hat nicht nöthig, eine Uhr mit sich zu nehmen, vorausgesetzt, daß er die Stimmen seiner befiederten Freunde genau kennt. Nach der Nachtigall, welche fast die ganze Nacht hindurch singt, giebt der Fink das erste Signal und zwar vor Tagesanbruch, 1½ bis 2 Uhr; der Gesang der schwarzköpfigen Grasmücke folgt dann von 2 bis 2½ Uhr, dann singt bis 3 Uhr die Wachtel, von 3 bis 3½ Uhr läßt die rothbauchige Grasmücke ihren melodischen Triller hören, von 3½ bis 4 Uhr singt die Schwarzamsel von 4½ bis 5 Uhr die Meise, von 5 bis 5½ zirpt der Sperling, der Pariser Gamin, wie man ihn sehr treffend bezeichnet. Die obengenannte Schwarzamsel, welche sehr leicht jede Melodie nachsingen lernt, wird in der Loire-Gegend der Spottvogel genannt; ein Franzose brachte es dahin, daß alle Amseln eines Kantons die Marseillaise sangen, nachdem er einer, die in der Gefangenschaft diese Melodie erlernt hatte, die Freiheit gab.

(Barnum,) der unvergleichliche Reclamenmacher, hat uns Europäern wieder einmal einen „noch nie dagewesenen Genuß" zugedacht. In Liverpool ist nämlich eine Sammlung menschlicher Curiositäten eingetroffen, welche die europäische Tour machen soll, um sich sehen zu lassen und Herrn Barnum's Säckel zu füllen. Darunter sind ein Riese und eine Riesin, beide ungefähr 8 Fuß hoch; aber die Hauptsache ist eine Concurrenz der siamesischen Zwillinge. Es sind dies zwei Negermädchen, im Alter von 19 Jahren, die seit ihrer Geburt mit dem Rücken aneinander gewachsen sind, nichtsdestoweniger singen, tanzen und „mit Grazie" unterhalten können.

(Charles Müller) aus Landshut bei Metz, der wegen des in dem Rothschild'schen Hause zu Frankfurt verübten Attentates verhaftete Franzose, ist in Bezug auf seinen Geisteszustand von den dortigen Physicis der sorgfältigsten Beobachtung unterzogen worden. Dieselbe hat ergeben, daß man es zwar mit einem Fanatiker, aber mit einem vollständig zurechnungsfähigen Manne zu thun hat, der sich der Strafbarkeit seiner That und ihrer muthmaßlichen Folgen von Anfang an bewußt war, und der nunmehr für dieselben einstehen muß. Es wird sich wegen des von ihm versuchten schweren Verbrechens vor den Schranken des Schwurgerichtshofes der nächsten Sitzungsperiode zu verantworten haben.

(Die Eröffnung der Bahn durch den Mont Cenis,) von der man bis in die letzten Tage noch hoffte, daß sie gegen Ende Sommers für den Verkehr offen sein würde, ist nunmehr wieder in eine weitere Ferne gerückt. Es ist gar keine Möglichkeit vorhanden, daß die für die Strecke Bussoleno-St. Michel nöthigen Bauten, namentlich die eisernen Brücken, vor Ende October und wahrscheinlich auch nur vor Ende des Jahres hergestellt seien. Dagegen hat die Gesellschaft der Ligurischen Eisenbahnen durch einen Contract mit dem Bauunternehmer Vorsorge getroffen, daß die Strecke von St. Remo bis zur französischen Grenze bereits im October fahrbar sein wird.

Meteorologische Station Neustadt a. H.

Monatsbericht vom April 1871.

Die Witterung während des Monates April war vorherrschend regnerisch. Wir zählten im Ganzen 11 Tage mit unbewölktem Himmel, 16 Regentage, 3 bewölkte Tage, von denen einer Graupen lieferte.

Am 9. Abends 11 Uhr wurde ein Nordlicht in überraschender Ausdehnung und Intensität beobachtet. Die Winde wehten aus West und gaben einmal Sturm.

Die mittlere Monatstemperatur ergab 6,371° R. und wurde das Minimum — 1,50° R. am 8., das Maximum zu 17,10° R. am 19. notirt.

Der Barometerstand notirt sich, auf 0° reducirt, auf 749,049 Millimeter und wurde das Minimum am 17. Mittags zu 735,534 Millimeter, nach dem 2 Stunden heftiger West-Sturm folgte, das Maximum am 3. Abds. zu 755,703 Millimeter abgelesen.

Die mittlere Feuchtigkeit betrug 83,08 pCt. und wurde das Minimum am 1. zu 61,76 pCt., das Maximum am 17. Mittags zu 91,93 pCt. notirt.

Die Regenhöhe betrug seit dem 14., seit welchem Tage einer Störung wegen das Ombrometer erst wieder benutzt werden konnte, 79,1 Millimeter.

Die Temperatur der Quellen ergab im Mittel: Rittergarten 10,25° R., Sepurinerquelle 8,59° R., Pumpbrunnen Stadtgasse 7,76° R., Pumpbrunnen Thurmstraße 6,08° R., Brunnen der städt. Leitung 7,20° R., Speyerbach 8,36° R.

Edm. List.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 53. Vierter Jahrgang. 1871.

—r. **Ein Diamantschmuck.**

(Fortsetzung.)

Eines Tages, als Lady Lesingham ihr Schläfchen machte, was sie, ausgenommen Freitags, jeden Nachmittag that, brachte ich bei Rose das Gespräch auf die Diamanten und äußerte die Verwunderung, wie sie dem Geschick des Stammsitzes und der Familiengüter hatten entgehen können.

„Sie würden auch nicht mehr da sein, wenn man sie hergeben dürfte,“ sagte Rose. „Ich hörte, daß Lady Lesingham einmal dergleichen sagte, und die arme Frau wäre gewiß vom Herzen froh, wenn sie den Kram nicht mehr besäße!“

„Warum denn, Rose?“ fragte ich. „Es sind doch so prächtige Juwelen.“

„Ich weiß eigentlich nicht recht, wie es damit steht, und ich verliere auch nichts dabei, denn die Kenntniß von Geheimnissen großer Familien bringt unsereins oft in Ungelegenheit; aber Alphonse, unseres Lords französischer Kammerdiener, erzählte mir einst, daß sie gerade durch diese Diamanten Lady Lesingham geworden sei. Die Familie war damals in Italien, um zu sparen, denn der alte Lord, der s. Z. ebenso verschwenderisch gehaust hatte, als später sein Sohn, war gerade gestorben. Sie waren in Florenz, wo sich, vielleicht ebenfalls um billiger zu leben, noch eine Menge vornehmer englischer Familien aufhielten, und unter diesen befand sich auch unsere Lady und deren Mutter. So viel ich gehört, hatte der verlebte Gemahl der Letzteren einen hohen Posten in Indien bekleidet, und es war daher natürlich, daß man sie für reich hielt. Lady Tunbridge mit ihrer Mutter, der verwittweten Lady Finchley, war ebenfalls dort. Sie war damals noch Lady Carlotta, unverheirathet und die älteste von vier Schwestern. Von der Familie Finchley war es ziemlich bekannt, daß sie nicht viel Vermögen besaß, und die älteste Tochter, die nicht wußte, wie es mit Lord Lesinghams Verhältnissen stand, hielt ihn für eine gute Partie und machte sich alle Hoffnung, ihn zu heirathen. Vielleicht war es auch nicht allein der guten Partie wegen, denn Sie müssen wissen, daß der Lord einer der schönsten Männer Englands ist — oder es wenigstens, trotz seines wilden Lebens, war — aber Miß Fenwick (das ist der Mädchenname unserer Lady) wollte ihn auch haben, und der Lord selbst sowie auch seine Mutter schwankten zwischen Beiden. Natürlich wollte die Letztere, daß er die reichere nehme, konnte jedoch nicht herausbringen, welche von Beiden dies sei, bis eines Abends auf einem von einer angesehenen italienischen Familie gegebenen Balle Miß Fenwick in demselben schwarzen Sammt und den Diamanten erschien, worin Sie sie jetzt jeden Freitag sehen. Der Sammtanzug war damals natürlich neu, jetzt ist er zweiundzwanzig Jahre alt, und die junge und hübsche Miß Fenwick erschien in demselben den Augen Lord Lesinghams nicht allein reizend, sondern ihre Diamanten däuchten auch seiner Mutter so vielversprechend, daß Lady Carlotta in den Hintergrund geschoben und Miß Fenwick Lady Lesingham wurde. Man sagt, Lady Carlotta habe es ihrer Nebenbuhlerin niemals verzeihen können, von ihr verdrängt worden zu sein, obgleich Erstere den alten Lord Tunbridge schon im darauf folgenden Jahr angelte und nach dessen baldigem Tode von ihm ein gutes Witthum ererbte. Auch die Gräfin-Wittwe verzieh es ihrer Schwiegertochter nicht, daß, wie sie bald nach der Hochzeit entdeckte, deren ganzes Vermögen nur in einer Anzahl indischer Schmucksachen und den Diamanten bestand. Der Lord selbst war nicht unzufrieden mit seiner Heirath und das Paar lebte recht glücklich zusammen, bis die beiden Kinder, Clementina und Sophia, die beiden eingebildeten Dinger drüben im Salon, herangewachsen waren. Dann kam Lady Tunbridge nach einem langen Aufenthalt in Italien zurück und nahm die Bekanntschaft wieder auf. Wenn Alphonse auch den Grund von dem wußte, was darauf geschah, so bewahrte er doch gegen Jedermann ein unverbrüchliches Schweigen. Von der Stunde ab, da Lady Tunbridge den Fuß ins Haus gesetzt, lebten die beiden Gatten getrennt von einander; der Lord fiel wieder in seine schlechten Gewohnheiten, und die Folgen dieses Umstandes haben Sie hier vor Augen. Lady Tunbridge kommt nach wie vor, sie fing mit ihren Besuchen schon an, noch ehe ich hier in Dienst trat. So lange ich im Hause der Lady bin, zieht sie jeden Freitag das schwarze Sammtkleid an und schmückt sich mit den Diamanten, und diese Gewohnheit hat sie bis jetzt, wie Sie wissen, beibehalten. Lady Tunbridge ist niemals dazu zu bringen gewesen, irgend etwas, weder an Speise oder Trank, in diesem Hause zu genießen. Es geschah dies nicht aus dem Grunde, daß sie dazu nicht aufgefordert worden wäre, wie man anfänglich von ihr gehört, sondern es muß die Furcht sein, daß die Familie, die sich lang in Italien aufgehalten, auch Kenntniß von der Zubereitung von so allerlei dort nicht ungewöhnlichen Tränken und Mixturen erlangt haben könne. Mag es nun eine Sünde sein oder nicht: ich wünsche, um der armen Lady Lesingham willen, es möge Jemand die alte Tunbridge aus dem Wege schaffen. Mit den Diamanten ist's auf alle Fälle eine unsaubere Geschichte, obgleich ich, Gott sei Dank! nichts Genaueres darüber weiß.“

Dieser Bericht der alten Rose machte die Sache noch geheimnißvoller und erhöhte meine Neugierde. Allein wo durfte ich auf eine Befriedigung derselben hoffen? Lady Lesingham war stets gütig gegen mich gewesen, — sie war überhaupt sanfter, freundlicher Natur, — und wurde auch vertrauter, nachdem ich eine Zeit lang bei ihr gelebt; aber so schwach und zerrüttet ihr Gemüth auch war, so beobachtete sie dennoch die Zurückhaltung der höheren Stände, bürgerliche Ohren nur das vernehmen zu lassen, was sie durchaus vernehmen müssen. Sie stöhnte, wenn sie sich mit den Diamanten schmückte; sie seufzte, wenn sie sie ablegte; sie hielt jeden Freitag ihre peinliche Conversation mit Lady Tunbridge. Diese Scenen wurden mit dem Eintritt des Winters immer unheimlicher, wenn der Abend früher anbrach und es auf der Straße und im Haus stiller wurde. Lady Lesingham ließ niemals einen Wink fallen oder ein Wort laut werden, das zur

Aufklärung des sonderbaren Verhältnisses hätte dienen können. Nur einmal, um die Mitte December, ereignete sich etwas Außergewöhnliches. Es war in der Mitte der Woche und die Gräfin Tunbridge wurde demnach an diesem Tage nicht erwartet. Der Morgen war nebelig gewesen, der Nachmittag war regnerisch, und die Lady hatte einen der Anfälle von Ruhelosigkeit, die sie, wie Rose sagte, bei Tag sowohl als bei Nacht heimsuchten. Sie wollte nicht schlafen; sie wollte sich nicht von mir vorlesen lassen; sie wollte nicht einmal Whist spielen, sondern ging zwischen ihrem Stuhl und dem Fenster hin und her und machte sich Gedanken darüber, ob das Wetter sich aufklären würde und ob sie noch ausfahren solle. Das Fenster führte auf die enge Gasse hinter dem Square, und ich dachte gerade, während ich mich über meine Stickerei beugte, welch traurige Aussicht die arme Lady hatte, und wie lange sie wohl dem zwischen die geschwärzten Mauern niederfallenden Regen zusehen würde, — als ein gellender Schrei mich aufschreckte. Mit einem Blick des Entsetzens, den ich nie vergessen werde, stürzte Lady Lesingham an mir vorbei und in ihr Schlafzimmer, dessen Thür sie zuwarf. Instinctmäßig lief ich ans Fenster, um zu sehen, was es gegeben, und gewahrte einen zerlumpten Menschen mit schwarzem wirrem Haar, eben solchem Bart und einem mageren Gesicht, das unverkennbar auf eine italienische Abkunft deutete. Der Mann stand an die gegenüber liegende Mauer gelehnt, und sah mit seinen schwarzen Augen so starr und mit einem solchen Ausdrucke rachsüchtiger Wildheit nach dem Fenster, daß ich mich fast eben so hastig abwandte, wie Lady Lesingham es gethan.

Ich hörte sie in ihrem Zimmer ächzen, und da ich wußte, daß Rose eines häuslichen Geschäfts wegen in's untere Stockwerk gegangen war, eilte ich sogleich zu der armen Dame. Sie saß in einer Ecke, die Hände vor das Gesicht gepreßt und zitterte wie vom Fieber geschüttelt.

„Ist Ihnen etwas geschehen, Mylady?" stammelte ich, nicht wissend, was ich eigentlich sagen solle.

„Ach ja, etwas ist geschehen und läßt sich nimmer ungeschehen machen. O, Miß Fenton, Sie sind ein kluges Mädchen, aber Sie können doch eine Warnung von mir annehmen: thun Sie in Ihrer Jugend nichts Unrechtes, denn es wird Sie bis an's Ende Ihrer Tage verfolgen, wie es mich verfolgt; besonders thun Sie nichts Unrechtes, um einen Mann zu bekommen. Eines Mannes Liebe vergeht leicht, aber die Sünden und der Kummer bleiben. — Welch' seltsames Zeug ich rede," setzte sie hinzu, sich plötzlich zusammennehmend, „wirklich, ich bin heute gar nicht wohl und die trüben Wintertage machen mich gar leicht nervös. Zudem umschleichen so viele verdächtige Subjecte die Häuser, jetzt da fast alle Welt London verlassen hat. Ach, es ist schon lange her, seit ich nicht mehr aus London war! Aber liebe Miß Fenton," — hier sank ihre Stimme zum Flüstern herab. — „wir müssen die Thür oben an der Treppe verschlossen halten. Wollen Sie darauf achten, daß Rose sie schließt? — Eben kommt Rose; um Gotteswillen, sagen Sie kein Wort von dem was vorgefallen!"

Ehe ich etwas antworten konnte, trat Rose, wie immer ohne vorher anzuklopfen, in's Zimmer, und ihre Stimme sagte mir sofort, daß sie über etwas ungehalten war. „Wir werden für die Weihnachten ganz allein gelassen," sagte sie, „und Gott weiß, wie lange nachher noch. Die Gräfin und die Fräuleins packen ihre besten Sachen ein, wahrscheinlich gehen sie zu der Gräfin Cousine, Lady Glossop auf Heath Hall, irgendwo in Berkeshire. Sie angelten schon seit Wochen nach einer Einladung, und sie werden bis zur Londoner Saison dort bleiben, wenn sie nur irgend können. Das ganze Haus, d. h. der Vorderbau, wird zugeschlossen, und alle Dienstboten werden mit Kostgeld nach Hause geschickt, ausgenommen die Köchin und die Küchenmagd. Die Beiden sagen auch, sie müßten über die Feiertage nach Hause. Natürlich, Jede hat ihren Schatz und will heirathen, und ich tadele sie deshalb nicht, die armen Dinger. Sie haben kein Geld, und an gesundem Menschenverstand fehlt es ihnen auch, also ist Heirathen das Gescheidteste, was sie thun können. Aber wir werden es sehr einsam haben. Ich weiß nicht, wie Sie's aushalten werden, Miß Fenton, und ich hoffe, die Einbrecher werden nichts davon erfahren, wie allein wir gelassen sind; auf alle Fälle soll die hintere Hausthür jeden Abend, so wie es dunkel wird, verschlossen und verriegelt werden, und das mit meinem eigenen Händen.

„Thun Sie das, Rose," sagte Lady Lesingham; und dann fing sie wieder an, in derselben unzusammenhängenden Weise, wie sie es mir gegenüber gethan, über die verdächtigen Subjecte zu sprechen, die die Häuser umschleichen, worauf Rose, die nichts von dem Fensterbegebniß wußte, nicht zu achten schien; sie benutzte aber die erste günstige Gelegenheit mir in's Ohr zu flüstern: „Die Tunbridge, die alte Hexe, wird jetzt jeden Freitag durch die Hinterthür hereingelassen werden müssen; ich wünsche sie möge auf unserer steilen Treppe einmal den Hals brechen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Ehrentag der Deutschen in New-York.

(Aus der „New-Yorker Handelszeitung".)

Seit dem Datum der Capitulation von Paris sann man in New-York auf Mittel, den Sieg der deutschen Waffen und die in Aussicht stehende Wiederkehr eines dauernden Friedens durch eine große nationale Demonstration zu feiern, um damit einestheils den Brüdern im alten Vaterlande einen eclatanten Beweis der Anerkennung ihrer großen Errungenschaften zu geben, anderentheils dem nicht Deutsch redenden Theile der New-Yorker Bevölkerung klar zu machen, daß das Deutsche Volk sich seiner Würde voll bewußt ist, und drittens, um dem Festjubel, welcher jedes Deutsche Herz bei der vollständigen glorreichen Beendigung des Krieges durchbebte, Luft zu verschaffen. Mit der Zeit stellte sich die Idee eines großartigen Festzuges als die populärste heraus; von allen Seiten liefen Anmeldungen zur Betheiligung ein, und, so wie die Leiter der Bewegung sich überzeugt hatten, daß der Zug ein der Sache und des Deutschthums in Amerika wie in Europa würdiger sein werde, wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, in demselben alles auszubeuten, was Deutsches Schaffen in Wissenschaft, Gewerbe und Kunst in Amerika repräsentirt, und so unseren Amerikanischen Mitbürgern einen Mikrokosmus des Deutschen Lebens in geschlossenem Bilde vorzuführen. Das ist denn über die Maßen und über alles Erwarten gelungen; denn überall gesteht man zu, und selbst der in einem solchen Nationalität-noli me tangere so sehr vorsichtige „Herald" erkennt es in spaltenlangen Artikeln an, daß der Zug am Deutschen Friedensfeste die großartigste derartige Demonstration gewesen ist, welche New-York je gesehen hat. — Es ist unmöglich für uns, den Allgegenwärtigen zu spielen und das Fest in allen seinen Phasen zu beleuchten; wir

wollen nur versuchen, unseren Lesern ein Bild des Ganzen aus der Vogelperspective zu geben, und die Momente hervorheben, welche zur Charakteristik desselben am meisten beitragen dürften.

Schon am 8. und 9. April herrschte im „Deutschländchen", dem von der Bowery östlichen Theile New-Yorks, etwa von Houston bis zur zwölften Straße gerechnet, ein ungewöhnliches Leben. Der im Mittelpunkte dieses Districts gelegene sogenannte „Weiße Garten" (Tompkins-Square), auf welchem der Redeact und die Schlußfeier des Festes stattfinden sollen, wimmelte schon am Vormittage von geputzten Männern und Frauen, welche im Vorgefühl der kommenden Festfreude dem Aufschlagen der Tribünen und den stets sich mehrenden Decorationen der umliegenden Straßen zusahen. Man sah es der Menge an, daß kein eiteles Gaffen sie zusammengeführt hatte, daß der nationale Pulsschlag im Verein mit der vom alten Vaterlande herüber gebrachten Osterfreude die Herzen erwärmte und die Gesichter fröhlicher aufschauen ließ in dem glorreich von einer klaren Frühlingssonne bestrahlten Morgen. Auch in den anderen Theilen der Stadt rührten sich überall, wo Deutsche Interessen vertreten waren (und es giebt jetzt wenig Plätze in New-York, wo das nicht der Fall ist), fleißige Hände, um die nöthigen Vorbereitungen für den Ostermontag zu treffen, welcher das Auferstehungsfest des Deutschen Volksbewußtseins, der nationalen Würde werden sollte. — Am meisten hatten die Bierbrauer zu schaffen, denn alle Kunden mußten versorgt werden, und zwar mit größeren Quantitäten des edlen Gerstensaftes, als sie sonst wohl die ganze Woche über verschänkten, besonders da das Sonntags-Temperenzgesetz für diesen Tag gänzlich suspendirt zu sein schien und im Biervertilgen auf bedenkliche Weise vorgearbeitet wurde. Bis spät in die Nacht und noch am frühen Morgen rumpelten die schweren Wagen der Gambrinusjünger durch die Straßen und immer geschäftige Hände ließen die Ladungen in kürzester Zeit in den Kellern der Consumenten verschwinden. Gegen Abend wurde die Stimmung durch das bedenkliche Aussehen des Himmels getrübt und Tausende von Blicken waren auf das sich immer düsterer gestaltende Firmament gerichtet, doch das alte Sprichwort: „Gott verläßt keinen Deutschen!" bewährte sich auch hier wieder zur guten Stunde, und heiter wie eine frisch gewaschene Jungfrau strahlte die Sonne auf den Festmorgen hernieder.

Ehe wir die Hauptmomente des Zuges besprechen, kommen wir noch einmal auf die Bedeutung desselben für die Stellung der Deutschen in Amerika und speciell in New-York zurück. Es war das erste Mal, daß das Deutsche Element in geschlossener Phalanx an die Oeffentlichkeit trat und die Metropole der neuen Welt zwang, für einen Tag alles Andere aus den Augen zu lassen und ihre ganze Aufmerksamkeit demselben zuzuwenden; namentlich der Gewerkstolz, welcher im Zuge einen so imposanten Ausdruck fand und in allen Zweigen vertreten war, konnte nicht umhin, dem praktischen Auge des Amerikaners den deutlichen Beweis zu liefern, daß er in vielen Beziehungen fast ganz von Deutscher Industrie abhängig ist. Das ordentliche Aussehen und die treffliche Haltung Aller, welche sich an dem Zuge betheiligten, mußten ihm Respect einflößen und zum Vergleich mit anderen ähnlichen Processionen, namentlich der des heiligen Patrick, die uns alle Jahre wiederkehrt, auffordern; die Menge der Theilnehmer (welche wohl auf 50—60,000 geschätzt werden kann) empfahl sich dem berechnenden Gehirn des Politikers zu ernsthaftem Nachdenken und die Ordnung, welche überall herrschte, die blose Thatsache, daß eine solche Menge aus den verschiedensten Lebensstellungen und von den verschiedensten Bildungsgraden sich in solcher Weise um eine Idee schaaren und, abgesehen von jeder politischen Parteistellung, so einmüthig wirken konnte, lieferte den Beweis, daß das einige Deutschland nicht nur unter den Nationen Europas, sondern auch unter den Parteien Amerikas eine Machtstellung einnehmen kann, deren Kraft so leicht nichts widerstehen dürfte. Daß die Bewegung alle Schichten der deutschen Bevölkerung durchdrang, darin lag ihre Bedeutung, die Quintessenz in der Inschrift jenes braven Schuhmachers in der siebenten Straße: „Dem Friedensfest zu Eren — und niemant kann mirs weren".

Der Decorationen und Transparente waren so viele und mannichfaltige, theils humoristische, theils hochpathetische, alte und neue, orthographische und unorthographische, daß wir nicht daran denken können, auch nur die hervorragendsten zu beschreiben und gehörig zu würdigen. Ein Schneider am Tompkins-Square (sicher ein Berliner) hatte den preußischen Adler vor seiner Wohnung und darunter sein im Bügeln begriffenes Conterfei angebracht mit der Inschrift: „Unter deinen Flügeln kann ich ruhig bügeln". Die Germania Assembly Rooms, das Hauptquartier der vereinigten Sänger, zeichneten sich besonders durch die künstlerische Pracht der Transparente und die reiche Fülle der Decoration aus, und auch die Direction des deutschen Stadttheaters hatte außerordentliche Anstrengungen gemacht, um ihren Musentempel würdig zu schmücken. Eben so die Vereinshallen des New-Yorker Liederkranzes, des Beethoven-Männerchores und des Arion, welch letzterer (ein Gedanke, den wir am Friedensfeste öfters hätten an den Tag treten sehen mögen) neben der deutschen und amerikanischen auch die französische Fahne von seinen Zinnen wehen ließ. Von Steinway-Hall flatterte die erste und einzige Fahne des deutschen Kaiserreiches in Amerika. — In den Transparenten und Decorationen herrschten natürlich Germania und Columbia, die Barbarossa-Idee, Kaiser Wilhelm, unser Fritz und die Helden der großen Armee, Moltke, Bismarck, der „rothe Prinz" et illud omne genus vor, je nach Geist und Gaben sich dem künstlerischen Portrait oder den berühmten Leistungen von Neu-Ruppin nähernd. Doch der Wille war überall derselbe und ein Geist wehte durch aller Herzen.

Kurz nach 11 Uhr setzte sich der Zug, welcher unter Leitung des Großmarschalls Sigel von den verschiedenen Divisionsmarschällen mit ihren Adjutanten sehr umsichtig aufgestellt war, von der oberen Stadt in Bewegung und kam gegen ein Viertel nach Zwölf vor der City-Hall an, um vor dem Major und Gouverneur, so wie anderen Würdenträgern und eingeladenen Ehrengästen Revue zu passiren. Schon länger vorher hatte im Gouverneurszimmer des festlich im Fahnenschmuck prangenden Stadthauses ein Empfang der Gäste seitens des Einladungscomite's, Präsident Herr W. Radde, stattgefunden, bei welchem Exgouverneur Salomon von Wisconsin folgende Anrede hielt:

„Ehe der Festzug vorüber kommt, halte ich es für angemessen, einige Worte der Erklärung des Festes zu sprechen, welches heute von der gesammten deutschen Bevölkerung New-Yorks, durch Blut- und Freundschaftsbande wie die Liebe zum Vaterlande mit der alten Heimath verbunden, gefeiert wird. Wir sehen in dem Triumphe Deutschlands über den Erbfeind die Verwirklichung von Wünschen und Hoffnungen, die vor wenigen Jahren noch in das Gebiet der Träume gehörten. Daher die Einmüthigkeit des Jubels, die Intensität der Freude. Frankreich war seit Jahrhunderten darauf bedacht gewesen, Deutschland zu zersplittern, um es um so sicherer berauben zu können. Das war die traditionelle Politik Frankreichs. Zum prägnantesten Ausdruck kam dies politische Princip unter Leitung Ludwigs XIV. und Napoleons I. Der dritte Napoleon trat auch in die Fußstapfen seines Oheims. Frivol wie nie zuvor in der Geschichte der Völker wurde der Krieg an Deutschland erklärt. Napoleon und mit ihm Frankreich glaubten des Sieges gewiß zu sein und nahmen in Gedanken schon eine neue Territorialeintheilung Deutschlands vor, bei der sie sich selbst reichlich bedachten. Aber keine einzige von französischer Seite gemachte Voraussetzung ging in Erfüllung. Die von den Franzosen gehegte Einbildung von der inneren Zerrissenheit Deutschlands, die ihnen früher stets ein so trefflicher Bundesgenosse gewesen war, löste sich in Nebel auf, Nord und Süd standen fest zusammen. Furchtbar mußte Frankreich den Frevel der Herausforderung zum Kriege büßen. Gebrochen liegt

es jetzt zu den Füßen des Siegers. Und es mußte so kommen, wenn nicht Europa für ewige Zeiten ein großes Heerlager bleiben sollte. Es war Deutschlands Mission, den Störenfried der Ruhe Europas unschädlich zu machen, und es hat zum Lohne für die Erfüllung derselben die lang ersehnte Einigung aller seiner Stämme errungen. Deutschland ist aber weit von allem Siegeshochmuth entfernt. Der Charakter des deutschen Volkes ist friedfertig, sein Sinn ist nicht auf trügerische „Gloire" gerichtet, sondern auf die Künste des Friedens, auf den gewerklichen, socialen Fortschritt. Wir Deutschen jubeln nun, daß es unserem Vaterlande endlich vergönnt ist, sich rückhaltlos diesen Eingebungen eines edlen Instinctes hinzugeben. Das ist der Sinn der heutigen Feier."

Gouverneur Hoffmann, welcher sich vorher mit größter Liebenswürdigkeit gegen jeden einzelnen der Anwesenden benommen hatte und in vorzüglicher Stimmung zu sein schien, erwiderte die Worte des Herrn Salomon in einer Ansprache, welche im Gegensatze zu vielen anderen Reden, die wir an jenem Tage hören mußten, den großen Vorzug der Kürze besaß: „Ich habe nicht geglaubt, in die Lage zu kommen, bei dieser Gelegenheit eine Rede halten zu müssen, ich freue mich aber, daß ich an Sie, meine Herren, an diesem Tage, der ein Tag der Freude für Sie und Ihre Landsleute ist, einige Worte richten kann. Wir Amerikaner brauchten Deutschland nicht erst durch seine Siege in dem eben verflossenen Kriege kennen zu lernen. Wir kennen Deutschland durch diejenigen seiner Söhne, welche dieses Land zu ihrem zweiten Vaterlande erkoren haben. Wir kennen deutschen Fleiß, deutsche Ausdauer, deutschen sittlichen Ernst, deutsche, Gut und Blut dahingebende Opferwilligkeit, wenn es den Kampf gilt um diejenigen der Güter, ohne welche das Leben nicht lebenswerth ist. Wir freuen uns mit Ihnen, daß Sie Ihr Vaterland, welches Sie vor allem lieben, endlich nach langer, schwerer Prüfungszeit einig im Inneren, stark nach außen und dadurch in der Lage sehen, sich, dem deutschen Charakter gemäß, friedlich und gedeihlich zu entwickeln, gleichzeitig zum Segen aller anderen europäischen Staaten, von denen es umschlossen wird. Kaiser Wilhelm vergaß nie, wenn er eine neue Siegesbotschaft in die Heimath meldete, dem Herrn Dank abzustatten für die neue Gnade. Gott hat Sie heute in gleicher Weise verpflichtet durch den lächelnden Himmel, den er über Ihrem schönen Feste ausspannte, Sie also gewissermaßen genöthigt, des Beispieles des deutschen Kaisers eingedenk zu sein."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

ß (Technisches.) Chemiker Ph. Neumann berichtet im Märzheft des „Ind.- und Gewerbebl." über „die neueren Fortschritte in der Weinindustrie" und giebt eine Zusammenstellung von den Gegenstand betreffenden neueren Mittheilungen aus verschiedenen Ländern, wovon wir Folgendes als besonders interessant erachten: Die Gewinnung von Trauben- wie auch Aepfelmost vermittelst der Centrifugalmaschine, nach Alcans Verfahren, ist in Stuttgart auf Anregung des Fabrikanten Hrn. Ad. Reihlen mit dem gelungensten Erfolg versucht worden. Aus 70 bis 90 Pfd. verschiedener Traubensorten erhielt man im Minimo $63^1/_2$ Proc., im Maximo 76 Proc. Most und $36^1/_2$ Proc. resp. 24 Proc. Träber, im Durchschnitt 72 Proc. Most und 28 Proc. Träber. Die Ausbeute aus 100 Pfd. Trauben betrug circa 5 Pfd. Most mehr als bei guter Pressung. Der mit Centrifugen gewonnene Most sättigte sich einerseits sehr intensiv mit der zur Einleitung des Gährungsprocesses nöthigen Luft, während anderseits viel mehr Fäserchen und consistente Schleimtheile der Traube in den Träbern zurückblieben; der Wein wurde rasch glanzhell und die Bereitung von Nachwein durch Zusatz von Wasser zu den Trauben und darauffolgendes Centrifugiren, ging mit großer Leichtigkeit von Statten. Aehnliche in neuerer Zeit zu Nantes angestellte Versuche haben zu gleich günstigen Resultaten geführt. 713,1 Kilogr. Trauben wurden, nachdem sie zuvor zwischen zwei Walzen zerquetscht worden waren, in den Centrifugalapparat gebracht, und dreimal hintereinander geschleudert. Nach einer zweistündigen Arbeit hatten die Trester das Ansehen von trockenen Ziegelsteinen, das Resultat war: $79^1/_4$ Proc. Most, $20^1/_4$ Proc. Trester und $^5/_4$ Proc. Verlust. Eine mit 675 Kilogr. Trauben derselben Lese unternommene Pressung nach dem bisherigen Systeme lieferte dagegen: $77^1/_{10}$ Proc. Most, $18^6/_{10}$ Proc. Trester und $4^3/_{10}$ Proc. Verlust. Bei'm Centrifugiren von Apfelbrei, welches sich ebenfalls vortheilhaft erwies, war man genöthigt, um dem Verstopfen der Abflußöffnungen zu begegnen, dem Brei Stroh zuzufügen, welches Verfahren sich auch bei den Trauben als nützlich erwiesen hat, indem dadurch die Abscheidung des Saftes beschleunigt wird. — Nach Mittheilung der „Industrieblätter" soll in Californien ein neues Gährverfahren für den Wein Anwendung finden, wobei in bestimmten Zeiträumen durch einige im unteren Theile des Fasses befindliche durchlöcherte Röhren Luft eingetrieben wird. Es wird behauptet, daß auf diese Weise der ganze Gährungsproceß in 5 Tagen vollendet werden könne, so daß schon zwei bis vier Wochen nach diesem Zeitpunkt der Wein klar und reif sei, ohne einer weiter folgenden Gährung noch zu unterliegen. Ein auf gleichem Principe beruhendes Verfahren ist schon vor einigen Jahren auch in Deutschland versucht worden. Durch das Bado'sche Peitschverfahren, ebenso durch das in Lothringen angewandte Bearbeiten mit der Schnusel, wird der Most zur Beförderung der Gährung mit Luft imprägnirt. — Beachtung verdienen auch die von Apotheker Dahlen gemachten Mittheilungen über seine gelungenen Versuche, Cognac aus deutschen Weinen zu bereiten. Der Genannte hat aus Saar-Riesling Destillate erzeugt, welche das edle Bouquet, besonders nach dem Lagern von einigen Jahren, in prägnanter Weise gezeigt haben, wofür ihm auch bei der letzten Pariser Ausstellung die höchste Auszeichnung ertheilt worden ist. Dahlen weist noch, daß eine derartige Production rentabel sei, indem unsere Weine nach den vorliegenden Analysen mindestens den gleichen Alkoholgehalt wie die französischen besitzen, hinsichtlich des Bouquets aber vor diesen den Vorzug behaupten.

(Das Düppel-Denkmal,) welches aus Sandstein, 70 Fuß hoch, auf den Düppeler Höhen errichtet werden soll, woselbst der Grundbau fertig steht, ist in diesen Tagen per Bahn in Flensburg eingetroffen. In vier großen Kisten à 10.000 Pfd. wird es dort in ein Kanonenboot verladen und nach seinem Bestimmungsort verbracht werden.

(Capitain Faulkner †) Fast gleichzeitig mit der erfreulichen Nachricht von dem Wohlbefinden des berühmten Afrikareisenden Dr. Livingstone, der nach einer Depesche des britischen Consuls in Zanzibar, Dr. Kirk, an das auswärtige Amt, im October v. J. in Manakoya die ihm übersandten Zufuhren erwartete, kommt die officielle Kunde von dem Tode des Capitain Henry Faulkner, eines Mannes, der in den Bemühungen, den lang vermißten Forscher zu entdecken, das Meiste geleistet hat. Nach vielen Mißgeschicken, welche seine Expedition betroffen, trat Capitain Faulkner in die Dienste eines afrikanischen eingeborenen Stammes. Als letzterer von einem starken Feinde überfallen wurde, fiel er in einem Gefechte.

(Haifisch.) Im Hafen von Syra wurde vor Kurzem von zwei Fischern ein großer Haifisch getödtet; sein Gewicht war 10 Centner, seine Länge 16 englische Fuß.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 56. Vierter Jahrgang. 1871.

—r. Ein Diamantschmuck.

(Fortsetzung.)

Die van Rose angekündigten Arrangements wurden noch in der nämlichen Wache zur Ausführung gebracht. Die Gräfin-Wittwe und die Ladies Clementina und Sophia, ihre Enkelinnen, reisten nach Heath Hall ab. Das Wittwenhaus wurde gleich den anderen Häusern am Square zugeschlossen und die ganze Dienerschaft begab sich zu Verwandten und Freunden. Nur die beiden Küchendamen blieben, denn durch ihre Anwesenheit sollte wenigstens der Schein aufrecht erhalten bleiben, daß man das Dasein van uns Dreien in dem Hinterhause doch nicht gänzlich ignarirte. War mir das Leben bei Lady Lesingham immer trübselig erschienen, so war dies jetzt noch mehr der Fall. Die Abwesenheit der eigentlichen Herrschaft hatte hierauf keinerlei Einfluß, denn ich hatte ja mit dem Haushalt der Gräfin-Wittwe in wenig Beziehung gestanden; aber die Erinnerung an den zerlumpten Mann mit den nach dem Fenster stierenden wilden Augen machte mir in gewissem Grade die Angst begreiflich, die sich meiner armen Lady bemächtigt hatte. Sie war absolut nicht dazu zu bringen, das Haus zu verlassen, nicht einmal im verschlossenen Wagen. Nicht einen Augenblick, nicht einmal durch Zufall näherte sie sich dem Fenster und ersann alle möglichen Vorwände, daß Jalousieen und Varhänge stets geschlassen blieben, wobei der trübe winterliche Himmel die Helle in unseren Räumen noch mehr dämpfte. Dieser Umstand, in Verbindung mit der ruhelosen Furcht der Lady, daß die kleine obere Treppenthür, durch die wir jetzt allein aus und ein gehen kannten, nicht genügende Sicherheit biete, veranlaßte Rase zu mancher derb geäußerten Zurechtweisung. Natürlich hütete ich mich, der handfesten Zofe etwas von dem Vorfall zu sagen, über den zu schweigen Lady Lesingham mich um Gotteswillen gebeten hatte, und doch wäre es vielleicht besser gewesen, wenn Rose davon gewußt hätte. So vergingen uns die Tage traurig genug bis zum Weihnachtsabend.

Es war das erste Christfest, das ich fern von Hause zubrachte. Obwohl nicht reich, waren wir doch eine glückliche Familie gewesen, und ich war früh aufgestanden, um an Mutter und Schwestern lange Briefe zu schreiben, da ich, so kurz auch der Weg nach deren Wahnung war, die Meinigen nicht besuchen konnte. Sobald ich Gelegenheit dazu fand, lief ich mit den Briefen zur nächsten Brieflade. Auf dem Wege dahin mußte ich das Gäßchen passiren, auf das die Fenster von Lady Lesinghams Wohnzimmer führten, und in welches die hintere Hausthür, so wie manche andere Thür der Nachbarhäuser mündeten. Es war ziemlich einsam in demselben und ich beeilte mich, wieder heimzukommen, als plötzlich ein Mann neben mir erschien und zu gleicher Zeit seine Hand mich leicht an der Schulter berührte. Mir fiel sogleich der wilde Italiener ein, und erschreckt drehte ich mich um, sah aber zu meinem Staunen einen großen auffallend schönen Mann, der, obwohl er den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte, wie um sich unkenntlich zu machen, in den mittleren Jahren zu stehen schien.

„Ich bitte um Vergebung, Miß,“ sagte er leise, aber mit einer schönen männlichen Stimme, „ist Ihr Name Fenton?“

„Ja,“ erwiderte ich.

„Wollten Sie wohl einem unglücklichen Menschen die Gunst erzeigen, dies Lady Lesinghams Kammerfrau Rose einzuhändigen, ohne daß es Jemand sieht?“ Und dabei drückte er mir ein kleines versiegeltes Billet in die Hand, verbeugte sich artig und enteilte durch die nächste Querstraße, welche in den geschäftigen Stadttheil von Marylebone führte.

„Hat denn die alte Rose am Ende noch gar einen Liebhaber und noch dazu einen so interessanten?“ dachte ich, und gab ihr, sobald ich nach Hause kam, den Brief, indem ich ihr zugleich berichtete, auf welche Weise ich ihn erhalten. Sie saß allein im Vorzimmer und flickte wie gewöhnlich, so daß ich mich meines Auftrags ohne Verzug entledigen kannte. Ich beabsichtigte, sie ein wenig zu necken, aber der ernste Blick, mit dem sie die Handschrift betrachtete, machte mich stutzig.

„Ich danke Ihnen, Miß, für Ihre Gefälligkeit,“ sagte sie, indem sie das Billet in die Tasche steckte, „aber Lady Lesingham hat schon nach Ihnen gefragt. Sie kleidet sich heute erst gegen Abend an; es ist Freitag, wie Sie wissen. Die alte Hexe Tunbridge hat sagen lassen, daß sie heute etwas später als sonst kommen würde, da sie zu einem großen Diner geladen sei, und sich von uns aus zu einem Tanzkränzchen begeben walle, das gerade solch altmodisches Volk wie sie selbst ist, und das nie im ganzen Jahr die Stadt verläßt, geben will.“

Ich fand die arme Lady in ganz ungewöhnlicher Aufregung und sehr mißgestimmt. Einen ganz besonders beängstigenden Einfluß auf sie schien es zu haben, daß sie sich an diesem Freitag statt für den Nachmittag erst für den Abend ankleiden sollte. So saß sie da, mit ihrer Stickerei in der Hand, machte aber kaum einen Stich und schreckte bei jedem Knarren einer Thür oder eines Fensters zusammen. Meine Bemühungen sie aufzuheitern, waren vergeblich, und als der Abend kam, legte sie mit mehr als dem gewöhnlichen Widerwillen das schwarze Sammtkleid und die Diamanten an, um sich dann in ihren Lehnstuhl zu setzen und die Gräfin Tunbridge zu erwarten.

Ein stiller, nebeliger Abend hatte sich über London ausgebreitet. Alles lag in Schweigen in und außerhalb des großen Hauses. Die Küchendamen hatten nach gethaner Arbeit uns ebenfalls verlassen, und Rase war deshalb hinunter gegangen, um die Hausthür hinter ihnen zu schließen, war aber noch nicht zurückgekehrt.

Ich versuchte, Lady Lesingham ein wenig zu zerstreuen und las ihr ein paar Capitel aus einem Roman vor, was jedoch bewirkte, daß sie während des Lesens einschlief. Die Wachslichter, die wir für gewöhnlich zur Beleuchtung gebrauchten, waren beinahe niedergebrannt, und da ich durchaus nicht das besaß, was die ungenirte Rose „dummstolz“ zu nennen

pflegte, so schlich ich mich sacht hinunter, um mir von ihr neue Lichter geben zu lassen. Das Gas brannte sowohl auf der Treppe als unten im Gange, doch von Rose war nichts zu sehen, und die Thür, die sie hatte verschließen wollen, war nur eingeklinkt. Sollte sie etwa heimlich zu einem Stelldichein ausgegangen sein? Durch Schritte, die ich in der Nähe hörte, zu dem Glauben gebracht, daß Rose komme, wollte ich ihr rufen, als ich plötzlich meinen eigenen Namen von einer angstvollen Stimme vernahm. Der Ruf kam von oben und ich stürzte die Treppe hinauf. Ich öffnete rasch die Zimmerthür und gewahrte den zerlumpten Italiener, der an dem Diamantcollier um Lady Lesingham's Hals zerrte, während sie schon halb erwürgt und mit entstelltem Gesicht sich nach Kräften zu wehren suchte. Auf's Aeußerste erschreckt, lief ich wieder hinaus und schrie um Hilfe. Im gleichen Moment wurde die Hausthür unten zugeschlagen, und derselbe große Mann, der mich auf der Straße angeredet, sprang die Treppe hinauf und in's Zimmer. Ein anderer Mann von ausländischem Aeußerem und Rose folgten ihm auf dem Fuße. Ich will mich nicht muthiger darstellen, als ich bin, und daher bekenne ich ganz offen, daß die Angst mich nicht aus der Ecke der engen Treppe, in die ich mich hineingedrückt, hervortreten ließ. Oben im Zimmer hatte sich ein heftiger Kampf entsponnen. Kurz darauf hielt ein Wagen unten auf der Straße, und nach kaum einer Minute, nicht ahnend, was ihrer wartete, kam Lady Tunbridge, coquett wie eine junge Ballschöne, mit Blumen und Schleifen aufgeputzt heraufgetrippelt. Gerade als sie mir zu Gesicht kam, suchte der wilde Italiener mit dem Diamantcollier in den Händen, eiligst zu entfliehen und rannte, als er die Treppe herab kam, die alte Lady förmlich über den Haufen, worauf der wüthende Mensch buchstäblich auf ihr herumtanzte und dabei frohlockte, daß er die alte Schlange endlich unter den Füßen habe. Doch schon in der folgenden Minute waren die beiden anderen Männer herbeigesprungen. Der Größere entriß dem Wahnsinnigen die Diamanten, der Andere zwang ihn, die Schlange, wie er sie nannte, loszulassen; und der Kutscher der Gräfin, der zu ihrem Beistand dazu kam, hob die kleine Frau auf, trug sie in ihren Wagen und fuhr sie nach Hause. Ich hatte mich inzwischen so weit von meinem Schrecken erholt, daß ich hinauf gehen konnte, um nach Lady Lesingham zu sehen. Sie war zwar mit dem Leben davon gekommen, aber ihr Gesicht war todtenbleich, ihre Kleider zerrissen, ihr Haar durchwühlt; sie schien kaum einige Besinnung zu haben, und die sonst so kaltsinnige Rose vergoß Thränen, während sie sie zu Bett brachte. Ich that, was in meinen Kräften stand, die Lage der armen Frau zu erleichtern, und erbot mich, einen Arzt zu holen.

„Thun Sie das nicht, Kind," sagte Rose, sich die Augen trocknend, „wir wollen keinen Fremden hier haben, bis Alles geordnet ist. Das Beste ist, Sie gehen ins Nebenzimmer," setzte sie hinzu, als der große Mann leise eintrat, „dieser Herr hat mehr Recht, hier zu sein, als Eins von uns, und Sie gehören nicht zur Familie."

Ich ging in das anstoßende Zimmer. Der Lärm war verstummt, und ich konnte deutlich hören, wie unten ein Mann in leisem, überredendem Ton sprach; gleich darauf wurde die Hausthür sacht geschlossen und mit raschen Schritten entfernte sich Jemand. Auch in Lady Lesinghams Schlafzimmer wurde leise, aber in bestimmtem Ton geredet und dies dauerte geraume Zeit.

Endlich kam der große Mann, sich die Augen trocknend, heraus, ging gerade auf mich, die ich wie Espenlaub zitterte, zu und sagte: „Miß Fenton, Sie haben sich pflichtgetreu und freundlich gegen meine arme Frau benommen, die jetzt in so traurigem Zustande darniederliegt. Ja, Sie werden staunen, ich bin Lord Lesingham, der Letzte einer der edelsten Familien Englands, und dennoch genöthigt, mich im Dunkel der Nacht, wenn die Dienerschaft fern ist, ins Haus meiner Mutter zu stehlen. Aber ich verdiene es, Alles ist meine Schuld. Ich bin ein verarmter, von der Strenge der Gesetze bedrohter Mann. Es giebt Leute, welche gut dafür bezahlen würden, wenn man ihnen verriethe, daß ich jetzt hier bin. Zürnen Sie mir nicht; ich weiß, Sie sind einer solchen Handlung unfähig. Wie ich sagte, Sie sind meiner armen Frau eine freundliche Gefährtin gewesen, Sie haben ihren herben Verdruß gesehen, und ich wünsche Ihnen, bevor ich wieder von hier weggehe, eine Aufklärung über die Vorkommnisse zu geben."

(Schluß folgt.)

Der Ehrentag der Deutschen in New-York.

(Schluß.)

Nach dem Empfange begaben sich die Herren auf die vor der City-Hall errichtete und reich in deutschen und amerikanischen Farben decorirte Bühne, vor der kurz darauf die Spitze des Zuges eintraf. Eine Abtheilung berittener Polizei, dann der Polizei-Superintendent Kelso, und wieder eine Polizeiabtheilung zu Fuß; hierauf folgte die erste Division unter Leitung des Marschalls General Benedix, aus verschiedenen Militärabtheilungen bestehend, welche durch ihre stramme Haltung und imposante Erscheinung einen sehr günstigen Eindruck hervorbrachten. — In der zweiten Division unter Marschall Sauer wurde der große Festwagen geführt, der überall, wo er vorbei kam, mit einem Ah! der Bewunderung begrüßt wurde. Es war in der That ein prächtiger Anblick. Acht reich gezäumte und von acht deutschen Herolden geführte Schimmel zogen den Wagenpalast, an welchem die Wappen aller deutschen Staaten in künstlerischem Gewande angebracht waren. Hoch über den Emblemen von Wissenschaft, Kunst, Handel und Schifffahrt, welche im Inneren des Wagens sinnreich und geschmackvoll dargestellt waren, thronte auf jähem Felsen eine große herrliche Frauengestalt mit langflatterndem blondem Haare, Germania, die Wacht am Rhein haltend. Die Mitglieder des Brooklyner und Hobokener Reitclubs imponirten durch elegante Haltung und Führung ihrer Racepferde unter Commando des Herrn Walter. Hierauf folgten die verschiedenen Gesangvereine, welche mit ihrem bunten Fahnenschmuck und dem freien, selbstbewußten Auftreten der meist jugendlich kräftigen Gestalten ein sehr anziehendes Bild boten. — Die dritte Division war den Schützen und dem im deutschen Walde so vielfach gehuldigten Waidwerk gewidmet; die vierte brachte die Turner und Veteranen, denen sich befreundete Körperschaften angeschlossen hatten, die fünfte enthielt die Vereine von Long-Island und New Jersey und fast alle größeren Corporationen führten reich decorirte Wagen mit sich, deren Beschreibung uns jedoch hier zu weit führen würde. An dem Festwagen der Brooklyner stand die Inschrift: „Wenn erst die Brücke fertig wär', So kämen 100,000 mehr." — Einen gewaltigen Eindruck machte die altehrwürdige, edle und hochwichtige Zunft der Brauer, welche in der sechsten Division paradirte und einen großen Theil derselben in Anspruch nahm. Alle Gewerke der Braukunst und alle Ingredienzien des edlen Stoffes waren sinnreich vertreten; ja eine Miniaturbrauerei in voller Thätigkeit wurde auf einem der Wagen mitgeführt, die Küfer waren in voller Arbeit, Ladungen von Hopfen und Malz in schneeweißen Säcken

rollten an uns vorüber und über all' der Herrlichkeit saß auf hohem Throne Se. Biermajestät Gambrinus, einen gewaltigen Pocal schwingend, aus dem er von Zeit zu Zeit eben so gewaltige Züge that. — Im übrigen Theile des Zuges waren die Arbeiter von Steinway und Sons, die in Masse ausgerückt waren, und die Matrosen und Officiere des Hamburger Dampfers „Allemannia", welche einen Miniaturdampfer mit sich führten, besonders bemerkenswerth. Hinter dem Wagen der Elfenbeinarbeiter wurde ein veritabeler lebendiger Elephant geführt, welcher namentlich bei der zuschauenden Jugend großes Furore machte. — Die siebente Division bestand wieder aus Vereinen und Gewerken; unter den Wagen der letzteren zeichnete sich der der Grobschmiede, welche den Amboß fortwährend unter wuchtigen Schlägen erklingen ließen, und der Schlosser aus, welche ebenfalls in voller Thätigkeit waren; auch die Tischler, Polsterer, Hutmacher führten Wagen und letztere hatten sich den berühmten deutschen Riesenhut, unter dem jetzt doch das ganze deutsche Vaterland zusammengekommen ist, zum Emblem genommen. — In der achten Division marschirten verschiedene politische Organisationen; unter den Decorationen erregten namentlich die Wagen der Restaurateurs von New-York, welche Küche und Keller darstellten, großes Aufsehen; wohl viele wären gern in letzterem mitgefahren, wo ein wohlgenährter Bacchus fortwährend die feurige Gabe des „Vater Rhein" aus großen Humpen spendete. — Die neunte Division bildeten die Hermannssöhne und andere Logen und Vereine, die zehnte die Socialreformer, Krankenunterstützungs- und andere Vereine; in der elften nahte die imposante Schaar der New-Yorker Fleischer, ein stattliches Reitercorps mit weißen Schürzen und weißen Aermeln über den schwarzen Sonntagsröcken, hinterher in offenen Caleschen die Meister. Auf dem Festwagen wurde ein großer Ochse mitgeführt, der sich wohl nicht wenig über die ihm widerfahrene Ehre gewundert haben muß. Den würdigen Beschluß des Zuges bildeten in der zwölften Division die Bäcker, die Meister zu Pferde und die Gesellen in weißer Kleidung zu Fuß, dann folgten die Korbmacher, ebenfalls auf einem Festwagen in voller Arbeit, die Schriftgießer, die Maschinenbauer, die eine Dampfmaschine mit sich führten, und zu allerletzt das erste Cavaleriereginent unter Oberst Brinker.

Der ganze große Zug, welcher, wo keine unvorhergesehene Stockung eintrat, über 4 Stunden zum Defiliren in Anspruch nahm und eine Länge von 10—12 Englischen Meilen repräsentirte, verlief ohne die geringste Unordnung, ohne daß unter diesen 60,000 auch nur ein Einziger der Würde der Sache, welche er vertrat, Eintrag gethan hätte, und die Deutsche Bevölkerung New-Yorks mag wohl stolz sein auf eine solche Errungenschaft. Von allen Seiten wurde denn auch, wie bereits im Anfang dieses Artikels angedeutet, anerkannt, daß es die größte und schönste derartige Demonstration gewesen sei, welche New-York und folglich dieser Continent je gesehen habe.

Gegen $4\frac{1}{2}$ Uhr hatte sich der Zug in dem „Weißen Garten" so weit formirt, daß der Redeact und die Schlußfeier des Festes, d. h. des officiellen Theiles, beginnen konnte. Die kolossale Tribüne, um welche sich die Sänger in malerischen Gruppen geschaart hatten, war ein Meisterwerk der fliegenden Architektur und der Decoration. An den vier Ecken derselben befanden sich die für Festredner bestimmten Bühnen unter Leitung verschiedener Herren vom Empfangscomite. Der musikalische Theil begann mit dem alten Lutherliede: „Ein' feste Burg ist unser Gott", von über 1000 Sängern und 100 Instrumenten intonirt, später folgte: „Nun danket alle Gott" und mehrere Orchester- und Gesangspiecen. Die Hauptredner waren die Herren: William Cullen Bryant, Professor Schem, W. Wallach, Dr. Barthelmeß, H. Wesendonck, Magnus Groß, Gouverneur Salomon, Dr. Keßler, Sigismund Kaufmann, Löwenthal u. a. Natürlich ließ sich nicht viel Neues und Originelles über den Gegenstand sagen; die Deutsche Geschichte von den Cheruskern bis Wilhelm I. wurde nach allen Seiten hin erschöpft, die Gegensätze von Deutschlands Größe und Deutschlands Erniedrigung mit glühenden Worten geschildert und das Publicum jauchzte bei jedem patriotischen Kraftworte, jeder populären Wendung. Ein paar kräftige und passende Worte aus der Rede des Herrn Magnus Groß möchten wir hervorheben: „Empfinden wir es tief an diesem festlichen Tage, daß fortan ein Deutscher und ein Bürger dieser Republik zu sein das Stolzeste ist, dessen der Mann der Zeit sich rühmen kann. Wohin wir in Zukunft uns auch wenden mögen — da, wo für uns das sichere Geleite der Sterne und Streifen aufhört, hebt der Schutz der schwarz-weiß-rothen Flagge an. Wir sind keine Parias und Heloten mehr im Weltgetriebe — wir sind „„die Römer"" dieser Zeit."

Von den vier Rednerbühnen wurden die Beschlüsse an das Deutsche Volk verlesen, deren Wortlaut wieder zu geben uns der Raum hier nicht gestattet, die jedoch natürlich, obwohl sie etwas lang waren, einstimmig angenommen wurden. Nach Schluß des Redeactes zerstreute sich die Menge mit derselben Ordnung, welche das ganze Fest charakterisirt hatte.

Am Abend bot das Deutschländchen, namentlich die Avenue A und B und die Querstraßen zwischen denselben einen wahrhaft großartigen Anblick. Ein Lichtmeer umgab den Wanderer; meilenweit war jedes Fenster der großen Miethhäuser erleuchtet und auch der Aermste hatte es sich nicht nehmen lassen, sein Scherflein zur allgemeinen nationalen Herrlichkeit beizutragen. Spät Abends und bis in den Morgen hinein fanden in den Hallen der einzelnen Vereine, namentlich in denen des „Liederkranz", „Arion" und „Beethoven-Männerchor", große Commerse statt, wo dem Patriotismus durch massenhafte Biervertilgung gehuldigt wurde. Aber Alles hat ein Ende und so auch das Friedensfest; aber es muß jeden Deutschen mit Stolz und Alle mit Achtung vor der Deutschen Nation erfüllen, daß wir auf den Ehrentag der Deutschen in New-York mit dem Bewußtsein zurückblicken können, daß während des ganzen großen Festes auch nicht das Geringste vorgefallen, was seine Würde hätte beeinträchtigen können, daß es ein Friedens- und Jubelfest im wahren Sinne des Wortes war und jeder gehässigen Demonstration gegen ein besiegtes Volk entbehrte, dessen Unglück wir nur bemitleiden können und dessen tiefe Wunden wir selbst mit heilen möchten.

Den glänzenden Erfolg des Tages und den würdigen Verlauf desselben verdankt die Deutsche Bevölkerung großentheils den Bemühungen der Herren Ex-Gouverneur E. Salomon, Oswald Ottendorfer, Fred. Kühne, Emil Sauer, L. J. Steasiny, Hugo Wesendonck, W. Radde und Victor Precht, welche sich der ganzen Bewegung von vornherein mit großer Aufopferung gewidmet haben.

Mannichfaltiges.

(Ueber den Alpen- (Mont-Cenis-) Tunnel) liest man im „Mont-Blanc": Ein Freund, der auf der Rückreise aus Italien den Mont-Cenis-Tunnel passirt hat, macht uns einige interessante Mittheilungen über diese Riesenarbeit. Er hat die Strecke von Bardonnèche bis zu der Stelle, wo die beiderseitigen Stollen durchschlägig werden, in weniger als einer Viertelstunde zurückgelegt auf einem Förderzuge. Die Strecke hat noch nicht ihre Breite; auf etwa 100 Metres im Mittelpunkte ist man noch mit Felssprengen und Bau der Verkleidung beschäftigt. Bis dahin ist die doppelte Bahn vollendet, und es fehlt nur noch, daß die provisorischen Schienen durch die definitiven ersetzt werden. Von der Modaner Seite her sind die Arbeiten fast eben so weit vorgeschritten. Der Mittelpunkt des Tunnels ist der Gipfelpunkt; indem man ein Fallen von 2 Procent nach beiden Seiten vorgesehen hat zum Abflusse der Wasser, liegt der Gipfelpunkt dennoch 230 bis 250 Metres über den Mundlöchern des Tunnels. Die Temperatur ist noch sehr hoch. Wir

mußten, sagte unser Freund, Rock und Weste ausziehen und das Wasser rann uns über den ganzen Leib. Das rührt davon her, daß auf dem Durchschlag des Tunnels zur Verhinderung des Verkehrs der Arbeiter der beiden Abtheilungen und zur Vermeidung der Ereignisse, welche aus einer Verwirrung des Dienstes entstehen könnten, eine eiserne Thür die Circulation der Luft hindert. Diese Thür wird nur zur Abführung des von der Abbrennung der Schüsse sich sammelnden Dampfes geöffnet. Man hat übrigens die Bemerkung gemacht, daß die Luftströmung sich schnell herstellt und immer in der Richtung von Frankreich nach Italien. Von Modane nach St. Michel sind die Arbeiten in gutem Zuge, trotz des durch die ausnahmsweise Strenge des Winters herbeigeführten Aufenthalts. Man vollendet zwei bedeutende Durchschläge, deren einer nicht weniger als 1200 Metres hat.

(Die Rigibahn) wurde am 6. Mai, der officiellen Einweihung vorangehend, durch den schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein in der ganzen Länge von Vitznau bis Kaltbad nicht nur befahren, sondern auch im Detail geprüft. Der allgemeine Eindruck war für das geniale Bauwerk äußerst günstig, und die Ueberzeugung stellte sich bei allen Theilnehmern an der Fahrt fest, daß ohne grobe Fahrlässigkeit des Fahrpersonals ein Unglücksfall nicht eher als auf jeder anderen Eisenbahn zu besorgen sei. Auch schwindelbehaftete oder sonst ängstliche Touristen dürften daher ohne Bedenken der Rigibahn sich anvertrauen und werden ihre Kühnheit nicht zu bedauern haben, namentlich wenn sie die Vorsicht üben, ihren Sitz auf der Bergseite der Wagen zu nehmen und so dem allzu directen Hinunterblick auf den immer tiefer und tiefer sinkenden Vierwaldstättersee sich zu entziehen.

(Eine französische Zwergin.) Unter den vielen Exilirten aus Frankreich, welche der jüngste unglückliche Krieg und die darauf eingetretenen revolutionären Ereignisse an Englands Gestade geführt, verdient besondere Erwähnung die graciöse kleine Dame, die in der Burlington-Gallery zu London jetzt täglich Levers abhält. Es ist die Prinzessin Felicie, eine echte Zwergin, eine wirklich lebende Liliputanerin. Sie ist vielleicht das kleinste weibliche Wesen, das sich bis jetzt in London sehen ließ; denn die englische Zwergin Miß Minnie Warren würde neben ihr fast als Riesin erscheinen. Wie Letztgenannte, ist „Prinzessin Felicie" das Kind armer Eltern, die sie von ihrem Geburtslande Provence nach England begleitet haben. Sie geht nun in ihr neuntes Jahr, ist kaum 18 Zoll hoch und wiegt gerade sechs Pfund. Was Gliedmaßen und Gesichtszüge anbetrifft, ist sie von völliger Symmetrie und im Ganzen genommen ein zierliches allerliebstes Kind. Kurz vor Beginn des Krieges wurde die „Prinzessin" dem Kaiser und der Kaiserin der Franzosen vorgestellt und huldreichst empfangen.

(Französische Geldmacherei.) Das vielfach vernommene Gerücht, daß die Pariser Commune die Gemälde des Louvre im Auslande verschachern läßt, scheint sich zu bestätigen, und zwar durch den in der „Pall Mall Gazette" veröffentlichten Wortlaut eines Briefes, der gewissen Edelleuten und reichen Bürgern in England zugegangen ist. Dieser Brief lautet in der Uebersetzung: „London, 5. Mai. Mylord! Auf Befehl des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses bin ich von Paris angekommen, um die Gemälde des Louvre unverzüglich zu verkaufen, aber nur per Cassa. Sollten Ew. Lordschaft irgend eins derselben wünschen, so wollen Ew. Gnaden mir eine Unterredung gewähren. Dieses Schreiben ist streng vertraulich und ich verlasse mich auf Ew. Lordschaft Ehrenwort, meine Sendung geheim zu halten. (Gezeichnet), — — Délégué de la Commune de Paris. Die Antwort bittet man zu adressiren: „Monsieur . . . Post office, 7, Pall Mall."

(Unglücksfall.) Aus Flitsch wird der Laibacher Zeitung vom 5. Mai geschrieben: „Dieser Tage fand in Trenta eine Bärenjagd statt, die leider mit einem großen Unglücke endete. Nachdem Meister Petz schon drei Mal angeschossen, warf er sich noch auf den nächsten Jäger, den Meßner von Trenta, riß ihm mit einem wüthenden Biß nicht allein das ganze Kinn, sondern auch die Zunge und den Unterkiefer bis zu den letzten Stockzähnen weg und brachte ihm noch eine Schenkelwunde bei. Erst nachdem noch ein zweiter Jäger leicht verletzt worden, gelang es, das wüthende Thier todt zu schlagen. Es wog 280 Pfund. Der so schwer Verstümmelte lebt noch. Nahrung in flüssigem Zustande wird ihm durch einen Trichter beigebracht. Sein Anblick ist schauderhaft. Die Hälfte beider Wangen bis auf einen Zoll von den Ohren, Unterkiefer und Kinn bis zum Kehlkopfe herab fehlen. An eine Genesung ist kaum zu denken."

(Skandalproceß.) Die Nerven der Londoner Zeitungsleser, die in letzter Zeit durch das Einerlei der Kriegs- und Revolutionsnachrichten ein wenig abgestumpft worden sind, werden demnächst wieder durch Neuigkeiten einer anderen Gattung aufgefrischt werden. Es wird nämlich der Skandalproceß gegen Boulton und Park nebst Genossen, welche fast Jahre lang hindurch in Frauenkleidern in allen öffentlichen Vergnügungslocalen umhergetrieben hatten, nach längerer Pause wieder aufgenommen, und mindestens sechs Tage werden für denselben in Aussicht genommen. Am besten läßt der Riesenumfang des Processes sich aus dem gewaltigen juristischen Apparat erkennen; die Krone nämlich wird durch nicht weniger als sechs Advocaten vertreten — darunter der Attorney-General und der Solicitor-General — und die vier Angeklagten haben zusammen 11 Vertheidiger.

(Der Herzog von Coburg) tadelte kürzlich gesprächsweise beim Reichskanzler Bismarck die gar zu reichliche Vertheilung des eisernen Kreuzes. Bismarck war jedoch nicht seiner Ansicht. Die Vertheilung des eisernen Kreuzes, bemerkte er, erfolgt aus zweierlei Gründen: entweder es haben die damit Geschmückten dasselbe verdient, dann läßt sich gewiß dagegen nichts einwenden, oder es wurde lediglich aus Courtoisie gegeben, wie Ew. k. Hoheit und mir, dann läßt sich auch nichts dagegen erinnern. Dem Herrn Herzog soll diese Erklärung so eingeleuchtet haben, daß er von weiteren Bemerkungen abstand.

(Geschoren.) Aus Bombay vom 15. April meldet die indische Post: „Eine ganze Kaste, die der Nagur Bunia, hat Buße thun müssen, weil sie mit einem Manne gegessen hatte, der mit einem anderen Manne gegessen hatte, der nach England gegangen war. Die Schnurrbärte wurden den Büßern abgeschoren und die Bartlosen mußten sogar ihr Haupthaar opfern." Diese Ketzer sind doch wenigstens nicht excommunicirt worden. Wenn ihnen das Haar wieder gewachsen ist, darf jeder gute Hindu wieder mit ihnen verkehren, ohne daß sie noch einen besonderen Revers auszustellen hätten und ohne daß er gleichfalls der Kirchenstrafe verfiele.

Buchstabenräthsel.

Die fünf ersten:
So oft als ich verloren bin,
So oft bin ich gewonnen.
Die fünf letzten:
Ich trübe oft den klaren Sinn
Und handle unbesonnen.
Alle neun:
In gutem Streben, tobesan,
Da schauücken wir den braven Mann.

Auflösung des Anagramms in Nr. 53:
Elan — Ulan.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 57. Vierter Jahrgang. 1871.

* Das Lieblingsörtchen.

Wohl wölbet sich lieblich am murmelnden Bach
Manch' duftend Gewinde zum blühenden Dach;
Wohl hat sich schon Mancher, von Sehnsucht gequält,
Ein heimliches Plätzchen zum Freunde gewählt.

Doch wüßt' ich sie alle, die Stellen der Ruh',
Es machte von Allen mir keine, wie du,
Du Dörfchen im stillen bescheidenen Grund,
Die Freiheit dürstende Seele gesund.

Von Blüthen umduftet, von Lüften geküßt,
Von lieblichen Sängern auf Zweigen begrüßt,
Enteilt mir der Stunden geflügelter Zug
Und nimmer hemmt Unmuth den rosigen Flug.

Im Häuschen so reinlich, so niedlich und klein,
Da nisten gar traulich die Täubchen sich ein;
Drinn wohnen zwei Menschen, bescheiden und hold
Wie Blumen der Wiese, und lauter wie Gold.

Vom ländlichen Paar, das im Hüttchen sich lebt,
Dem Unschuld und Ruhe den Lebenstraum webt,
Zum Käfer, der summend die Blüthen durchstrich,
Freut alles der Liebenden Gegenwart sich.

Es zierel, gewartet von sorgsamer Hand,
Des Geisblatts Gewinde die reinliche Wand,
Streckt brünstig die Arme zum Fenster hinauf,
Und sendet mir süße Gerüche herauf.

Und wall' ich, wenn freundlich der Abendstern glänzt,
Auf duftender Matte, von Büschen umkränzt,
Da wankt auf Lüften mit rosigem Schein
Manch' fröhliches Bild in die Seele hinein.

Auch zieht sich dort heimlich vom Hügel in's Thal
Ein Wäldchen; drinn wohnet manch fröhlicher Schall:
Da winkt mir, umflossen von täuschendem Licht,
Aus einem der Büsche ein Schattengesicht.

Erinnerung wob es aus magischem Duft;
Da steht es nun ewig in schweigender Luft.
Ich setze mich einsam zum fliehenden Bach
Und sinne dem flüchtigen Schattenbild nach.

Es rauschen die Wellen bedeutend und schnell
Und reißen manch' Blume vom Strand in den Quell.
So drängt auch von dir einst, du lieblicher Ort,
Die Welle des Schicksals mich Pilgernden fort.

Dann sehnt sich, wenn Tage der Trennung vergeh'n,
Vergebens mein Busen, dich wieder zu seh'n,
Fühlt liebende Sehnsucht und athmet so schwer,
Und findet das Plätzchen der Ruhe nicht mehr!

Dürkheim. M.

—r. Ein Diamantschmuck.

(Schluß.)

Lord Lesingham begann: „Die unseligen Diamanten, welche Sie so oft an meiner Frau gesehen, gehörten einst der Contessa di Capella, einer alten italienischen Dame, der Großmutter von mütterlicher Seite eines meiner Studiengenossen, Sir George Pemberton. Es giebt ein Sprichwort in Italien, wonach ein italienisirter Engländer ein naher Verwandter des Erbfeindes der Menschheit ist, und meiner Ansicht nach hat sich das Sprichwort bei Sir George bewahrheitet. Von seinem englischen Vater und seiner italienischen Mutter schien er die schlimmsten Eigenschaften beider Völker ohne eine einzige ihrer Tugenden geerbt zu haben. Ich mag in meinem Urtheil ungerecht sein, aber so viel ist gewiß, daß Sir George und ich von unserer ersten Begegnung an Feinde waren. Wir geriethen bei jeder möglichen Gelegenheit aneinander, unsere Ziele und Wünsche kreuzten sich beständig. Das Verhängniß mag dabei mit im Spiel gewesen sein; doch sei dem wie ihm wolle: ich hatte nicht die geringste Ursache Sir Georg zu lieben, und er seinerseits haßte mich, wie nur Menschen hassen können, in deren Adern italienisches Blut rollt. Dieses Gefühl gelangte zu seinem Höhepunkte in Florenz, wo meine Mutter und ich aus Familienrücksichten ein paar Jahre, nachdem ich mündig geworden, zubrachten. Ich hatte immer mehr Glück bei den Frauen gehabt als er, denn er war von der Natur durchaus nicht begünstigt; und Miß Fenwick, um welche er sich dem Anschein nach bewarb, bevorzugte mich ohne Hehl. Sie ist nun seit zweiundzwanzig Jahren meine Frau, und ich habe sie leider nicht glücklich gemacht; allein Sir George haßte mich um ihretwillen noch mehr.

„Seine Großmutter wohnte in einer eigenen Villa bei Florenz, hochbejahrt und im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, stand sie doch allein in der Welt, da sowohl ihr Gatte, als ihre einzige Tochter, Lady Pemberton, längst gestorben waren und sie sich mit der ganzen Familie Pemberton, meines Wissens wegen der Mitgift ihrer Tochter, entzweit hatte. Auch mit ihrer eigenen Familie lebte sie auf gespanntem Fuße. Die Contessa hatte einen Pagen (man sagte, er sei ihr nahe verwandt), Cosmo Bacchini mit Namen, ein verschrobener überspannter Kopf, der, verschiedene Mal durchgegangen, sein Glück schon auf der Bühne versucht hatte und in alle Arten von schlimmen Lagen gerathen war, doch immer wieder zurückgebracht wurde. Er stand jedoch so hoch in seiner Herrin Gunst, ohne daß man wußte warum, daß kein Silberschrank oder Juwelenkästchen vor ihm verschlossen wurde; und da er nichts zu thun und vollauf Geld hatte, so kleidete er sich wie ein vornehmer Herr, ging den ganzen Tag spazieren und war an allen Vergnügungsorten zu finden. Sein Unstern wollte, daß er sich in meine arme Clara verliebte. Sie war in ihrer Jugend sehr hübsch und vielleicht ermuthigte sie den jungen Menschen, um sich zu amüsiren, wie es zuweilen die Frauen machen. Cosmo Bacchini ging so weit, ihr einen Diamantschmuck, Erbjuwelen der Familie Capella, zu bringen, den die alte Contessa sehr in Ehren hielt, aber seit zwanzig Jahren nicht mehr getragen hatte. Anfänglich schien es, als sei dies nur geschehen, damit Miß Fenwick auf einem Balle Aufsehen und auf meine Mutter, die ihr nicht geneigt war, Eindruck machen solle. Aber in derselben Nacht starb die Contessa Capella. Clara ihrerseits mochte sich von den Diamanten

nicht mehr trennen, da sie mit demselben auf dem Balle so viel Furore gemacht und auch meine Mutter für sich gewonnen hatte. Dee Himmel vergebe es ihrer eigenen Mutter, von der vielleicht zuerst der Gedanke ausging. Genug, Clara behielt die Diamanten und hielt den armen Pagen in ihrem Netz, bis sie mich heirathete; Cosmo aber wurde später in eine Irren-Anstalt verbracht.

„Ich wußte von all' diesen Umständen nichts, als wir nach England zurückkehrten; Jahre vergingen und Clara trug die Diamanten, als ob sie ihr rechtmäßiges Eigenthum gewesen wären. Ich hatte gehört, daß Sir George Pemberton sowohl durch öffentliche Bekanntmachungen, als auch persönlich, überall nach gewissen Juwelen forschte, welche seine Großmutter ihm vererbt habe, und welche nach seinem Tode an die Capella's zurückfallen sollten. Da mich die Sache nicht im geringsten interessirte, so achtete ich um so weniger darauf, als mir der ganze Hergang unbekannt war, und ich erst etwas Näheres erfuhr, als Lady Tunbridge von einem Winter-Aufenthalt in Florenz zurückkehrte. Sie hatte in der Villa der Contessa gewohnt, welche Sir George zu vermiethen für gut befunden, und daselbst in der Schublade eines alten Schrankes einen Theil der Correspondenz zwischen Clara und dem unglücklichen Pagen gefunden, welche die Geschichte mit den Diamanten enthüllte. Diese Briefe würden nicht allein genügt haben, Lady Lesingham in's Gefängniß und ihre Familie in Schande zu bringen, sondern ihr Bekanntwerden wäre auch Sir George's und Lady Tunbridge's Triumph gewesen, denn durch Clara war die letztere bei mir verdrängt worden. Eine andere Art, sich ihres späten Sieges zu freuen, muß ihr Satan selbst eingegeben haben, indem sie meine Frau nöthigte, sich an jedem Freitag mit den Diamanten zu schmücken und ihren Besuch darin zu empfangen. Es war nämlich s. Z. an einem Freitage gewesen, als Clara mit den Diamanten sie auf jenem Balle verdunkelte. Im Besitz der verdammenden Briefe und mit Sir George im Hintergrunde, konnte Lady Tunbridge ihre Bedingungen stellen und hat seitdem unerschütterlich an ihnen festgehalten. Meiner armen Frau Verstand hat unter der langen schimpflichen Knechtschaft gelitten; mir war meine Ehe verleidet und ich gab mich ohne Rückhalt einem Leben hin, das zum Ruin führen mußte. Endlich jedoch wurde uns das Schicksal einmal günstig; vor vierzehn Tagen ist Sir George Pemberton von einem Franzosen im Duell erschossen worden, und der nunmehrige Erbe der Hinterlassenschaft der alten Contessa ist ein entfernter Vetter, der Cardinal Capella, ein so guter Mann, als jemals einer lebte. Als ich dies erfuhr, begab ich mich zu ihm und sagte ihm offen Alles, was ich von der Diamantengeschichte wußte. Er hörte mich gütig an und sprach weise und freundlich, wie ein echter Diener Gottes; zudem versprach er feierlich, daß nichts über die so lange und vergeblich gesuchten Juwelen bekannt werden sollte, und gab mir seinen eigenen Caplan mit nach England, um den Schmuck in strengster Heimlichkeit seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzubringen und damit den fürchterlichen Besuchen der Lady Tunbridge ein Ende zu machen.

„Es war seltsam, daß der arme Cosmo, nachdem er als geheilt aus dem Irrenhause entlassen, sich nach England wenden und in einem neuen Anfall von Wahnsinn gerade in dem Augenblick in dieses Haus gerathen mußte, als Rose zu mir gekommen war, um mir zu sagen, daß die sämmtliche Dienerschaft fortgegangen sei, ferner daß er mit Lady Tunbridge in der Stunde ihres Triumphs zusammengerieth und sie für ihre Bosheit büßen ließ. Der gute Caplan konnte den Pagen von seinen besseren Tagen her und wird ihn in die Heimath zurückgeleiten, wo für ihn ohne Zweifel gesorgt werden wird. Was mich betrifft, so muß ich schleunigst England verlassen und ohne Aufenthalt mit den schrecklichen Diamanten mich wieder beim Cardinal einfinden. Jetzt wissen Sie Alles, Miß Fenton. Fahren Sie fort, gut wie bisher gegen meine arme Frau zu sein, und wenn mir das Glück noch einmal lächeln sollte, so werde ich Sie nicht vergessen. Leben Sie wohl! Gott segne Sie, und möchten die kommenden Jahre Ihnen fröhlichere Weihnachtsfeste bringen, als dieses es war!"

Der Lord schüttelte mir herzlich die Hand, und ehe ich ein Wort zur Antwort finden konnte, war er in das Schlafzimmer gegangen, um noch einen Blick auf seine in Bewußtlosigkeit liegende Frau zu werfen, sagte dann noch etwas zu Rose und eilte die Treppe hinab.

Nach wenigen Minuten waren wir wieder allein in dem großen Hause, sicher hinter verschlossenen und verriegelten Thüren, und wachten zusammen an Lady Lesingham's Bett.

„Ich würde den Hausarzt holen, wenn die häßliche schwarze Spur an ihrem Halse nicht wäre," sagte Rose, „doch hoffe ich, daß man es morgen früh weniger sehen wird; jetzt schläft die arme Frau ziemlich ruhig."

So blieben wir beisammen sitzen; und die beklagenswerthe Gattin Lord Lesingham's schlief fort, bis die Glocken, die den ersten Weihnachtstag einläuteten, ihren feierlichen Klang über die große Stadt verbreiteten, da wachte sie auf und fragte unschuldig und harmlos wie ein Kind, ob in der Nähe irgendwo eine Hochzeit gefeiert würde, weil die Kirchenglocken so schön läuteten?

„Weihnachten!" sagte sie dann, als wir ihr geantwortet hatten, „ist es um die Zeit? Ich erinnere mich manches Weihnachtsfestes in Calcutta, und auch der Mitternachtmesse, die wir im Dom zu Florenz hörten, wo ich zum ersten Mal Lord Lesingham sah. Mein geliebter Sidney! Ich träumte in der Nacht von ihm; er war hier und sagte mir, daß Lady Tunbridge niemals, niemals mehr kommen würde."

Mit einem Seufzer, wie wenn sie von einer schweren Last befreit worden wäre, legte sie den Kopf zurück und schlief wieder ein. Wir glaubten, sie sei irrsinnig geworden, und wachten bis es völlig Tag war; aber Lady Lesingham stand zu ihrer gewohnten späten Stunde auf und zeigte sich in keiner Art verändert, ausgenommen, daß ihr Hals sorgfältiger als sonst bedeckt war. Die dunkele Spur daran verlor sich auch mit der Zeit, und wenn Lady Lesingham sich noch in irgend einer Art der erschütternden Vorfälle des Christabends erinnerte, so verrieth sie es niemals durch Miene oder Wort. Dem Anschein nach hatte sie die ganze Geschichte des Diamantschmucks vergessen, nur wurde sie in den nächsten Wochen Freitags um die Nachmittagszeit einigermaßen unruhig. Doch auch das verging allmählich. Die Gräfin Wittwe und ihre Enkelinnen kehrten zurück, ebenso die Dienstboten. Bald nachher erschien Lord Lesingham ohne Heimlichkeit in seiner Mutter Hause, nachdem er sich mit seinen Gläubigern verglichen hatte. Man sagte, Cardinal Capella sei ihm zu dem Uebereinkommen behilflich gewesen, doch wußte Niemand Genaueres darüber. Indeß kehrte der Lord als ein im besten Sinne des Wortes veränderter Mann wieder, kam von Neuem in

den Besitz des Familiengutes und zog sich dorthin mit seiner Frau zurück. Die Welt sah wenig mehr von ihnen, doch verbrachten sie, so viel ich davon erfuhr, den Rest ihrer Tage vereint in Frieden und frei von Sorgen. Lady Lesingham brauchte jetzt keine Gesellschafterin mehr, wie Rose mich versicherte; auch gelangte Vetter Friedrich durch den Einfluß der Lesingham'schen Familie zu einer vortheilhaften Anstellung und damit in die Lage, mich von Mama zur Frau erbitten zu können. Die Lady's Clementina und Sophia blieben bei ihrer Großmutter, welche sie vermittelst ganz außergewöhnlicher Anstrengungen endlich glücklich unter die Haube brachte. Lady Tunbridge ihrerseits erholte sich nie wieder von den Folgen eines schrecklichen Unfalls, der sie, — ihre fashionablen Freunde erfuhren niemals das Nähere, — auf dem Wege zu einem Tanzkränzchen am Christabende betroffen. Kein Arzt Londons wußte Rath und der Gebrauch aller Bäder des Continents nützte nichts; die Gräfin blieb leidend an Körper und auch an Geist, so daß ihre Angehörigen sich schließlich genöthigt sahen, sie einem Doctor, der die Heilung nervenkranker Damen der höheren Stände zu seiner Specialität erwählt hatte, in Pflege zu geben. Mit Lady Tunbridge muß er indeß kein Glück gehabt haben, da der Diamantschmuck der Lady Lesingham ihr bis an's Lebensende als fixe Idee im Gehirn spukte.

* Eine Wanderung um Paris.

Von D. Levini.

„Wie lange werden sich noch die Menschen darüber streiten, ob der Krieg für den Fortschritt förderlich oder nachtheilig sei?" fragte ich mich, als ich am Sonntag den 23. April über die Marnebrücke in Lagny ging, oder vielmehr stieg. Und ich entschied mich für die erstere Meinung, als ich der Brücke einen Blick gönnte.

Es ist wirklich ein achtes Weltwunder, diese Marnebrücke, die zu allerlei Gedanken Anlaß geben kann. Bisher haben unsere Gelehrten sehr viel von Gebirgen in und unter dem Wasser gesprochen, daß es aber auch Gebirge auf demselben geben kann, ist selbst dem Kühnsten noch nicht eingefallen. Aber das Jahr 1870 hat so manches Problem gelöst, und so sehen wir hier eine gebirgige Brücke die zuerst bis auf den Wasserspiegel fällt, um dann wieder zu ihrer früheren Höhe circa 10 Fuß zu steigen, und trotzdem so fest ist, daß sie ein Lastwagen ohne Gefahr passiren könnte, wenn es nur möglich wäre. Und während ich dieses Wasserungeheuer betrachtete, dachte ich auch an die Alles bezwingende Zeit, die bald dieses Wunder könne von der Erde vertilgt haben, und da es mit noch vielen anderen Dingen so gehen möchte, beschloß ich, die Zeit zu benützen in der es mir noch vergönnt sei, alles mit Muße zu betrachten, und so nahm ich denn meinen Curs gerade auf Paris zu.

Lagny spielte während der ganzen Cernirung eine große Rolle und die ungeheueren Magazine beweisen, daß von hier aus die Verpflegung der Belagerungsarmee besorgt worden sei. Die Gegend ist ziemlich flach. Zerstreute Strohhäuschen sieht man, soweit das Auge reicht. Dieselben sehen fast aus wie die Strohhäuschen auf Bierkellern, und waren für die Wacht- und Vorposten errichtet worden. Sie sind um ganz Paris zerstreut und stehen alle durch Fußpfade mit einander in Verbindung. Selbst in den dichtesten Eichenwald sind solche Wege gehauen. Wenn man eine Anzahl solcher Strohhütten beisammen sieht, glaubt man sich förmlich in ein Indianerdorf an des Missisipi Strand versetzt. Nach und nach verschwinden die Wachthäuschen, und ein neues Bild wird in dem reichlichen Panorama aufgezogen. Fast jeder Anhöhe können wir es noch ansehen, daß eine Batterie daselbst gegen Paris ihre Geschosse ausgespieen. Hier ist ein Bauer wieder im Begriff, sein Feld zusammenzutragen, das ihm die preußischen Kanoniere oft 10 Schritt weit fortgetragen haben, um ihre Kanonen in dem entstandenen Loch hinter den aufgeworfenen Grundhaufen zu placiren. Dort ist einer beschäftigt, wieder die Steine seiner Gartenmauer zu sammeln, die den Soldaten als Feldkochherde gedient hatten.

Je mehr man sich Paris nähert, desto häufiger werden die Zeichen der Zerstörung, die sich überall gleichen und von denen viel zu sagen überflüssig wäre. Die Straße ist immer noch die oft besprochene Kaiserstraße, deren Bäume aber fast sämmtlich strategisch abgehauen sind, d. h. man hat zwei bis drei Fuß des Stammes stehen gelassen und das Abgehauene quer über die Straße gelegt, um den angreifenden Feind, hauptsächlich Artillerie und Cavalerie, möglichst zu hemmen. Die früher am Weg gelegenen Gebäude sind alle fast ganz verschwunden. Ueberhaupt haben die Geschosse hier furchtbar gehaust. Ganze Dörfer sind zusammengeschossen, und die eingestürzten Grabsteine eines Kirchhofs sind bisweilen die einzigen Zeugen, daß in der Nähe einst Menschen gelebt haben. Das ist ein trauriger, ein sehr trauriger Anblick. Aber nicht immer war es eine alles verheerende Schlacht, die ganze Gegenden in Asche legte, sondern oft waren es auch die Francstireurs, die ihre eigenen Dörfer plünderten. Noisy-le-Sec, ein Städtchen am Fuße des Forts gleichen Namens, zum Beispiel, war von einer solchen Bande überfallen und gänzlich ausgeplündert worden. Ueberhaupt erfreuen sich diese Männer der Freiheit in den dortigen Gegenden nicht des besten Angedenkens. Ein Bäuerlein, das eine Strecke mit mir ging, sagte, daß Francstireur eigentlich nichts anderes sei, als Francpilleur und Francvoleur, und daß sie alle in die Marne gehört hätten. Als Reisegesellschaft stieß ein französischer Soldat zu mir, der in seligem Zustande aus der Schweizer Kriegsgefangenschaft heimkehrte und von Zeit zu Zeit ein „malheureuse France" ausstieß, wozu er immer noch die Ergänzung knüpfte: „Mon Dieu, les fils n'ont pas des cigares!" Mit diesem cigarrenlosen Sohne der unglücklichen Gallia machte ich eine große Strecke und entließ ihn endlich, nachdem ich ihn mit Cigarren versehen und so gewiß die France um ein gutes Stück glücklicher gemacht hatte.

Nördlich von Noisy-le-Sec führt eine Seitenstraße nach Stadt und Fort Aubervilliers, welch' letzteres ebenfalls noch von Deutschen besetzt ist. Den Bahnhof der französischen Nordbahn fand ich stark besetzt von preußischer Infanterie. Im Uebrigen riecht hier schon alles nach Paris, besonders die Damen, die auch wirklich von Paris sind und hier Vergnügungstouren machen und jeden Abend mit dem letzten Zuge nach Paris zurückkehren. Jedes Straßenende fand ich von zwei Wachen besetzt.

Ueberall die Spuren des Bombardements: kein Laden ist geblieben, in dem man noch etwas kaufen könnte. Offen stehen die Thüren, oder sind schon längst in Folge des Holzmangels zu Brennmaterial verwandt worden. Die großen Scheiben sind zertrümmert, sämmtlich zertrümmert, und die Splitter sind auf der Auslage ausgestreut, wo sonst Spitzen und Seide kunstreich gefaltet lagen. Die Mosaikbeläge des Fußbodens sind wie der Marmor der Cheminées von den eingeschlagenen Bomben längst zerstört. Und der Keller, der einzige Zufluchtsort gegen die Geschosse, ist eingestürzt, wo nur eine Bombe durch das Dach hineinfiel. Wie viele Unglückliche mögen unter den Trümmern begraben liegen. Keiner bekümmert sich darum. Kein Nachbar, kein Freund. Jeder beklagt sein eigenes Schicksal, das für die meisten kein beneidenswerthes ist. Der Krieg ist doch ein furchtbares Unglück, und es giebt nur einen Trost für die Philantropen, die ihn gern ganz aus der Welt gebannt hätten: „Der Krieg ist eine Einrichtung Gottes, die der Mensch so wenig vermeiden kann wie Krankheit und Tod. Ohne Krieg lassen sich keine Menschen und keine Menschen ohne Krieg denken. Beide sind innig mit einander verwachsen." Doch ich will das Philosophiren lassen und in meinem Bericht weiter fahren. Unsere Artillerie denkt immer weiter

als andere Menschenkinder. Denn jedenfalls wollten sie auch nicht mit trockenen Gaumen in Paris oder wenigstens dessen Vorstädte einziehen, und so haben sie überall die Weinhandlungen verschont. In der That wenn irgendwo alle Verkaufsläden zertrümmert wurden, so sind die Marchands de vin wohlbehalten übrig geblieben. Es müßte denn sein, daß sie in aller Eile wieder hergestellt worden seien. In eine solche Weinhandlung trat ich also ein. Das Zimmer war schon gefüllt mit Individuen aller Art, nur nicht mit Deutschen. Denn meine besagte Kneipe lag weit über der Demarcationslinie, über die ich noch sprechen werde. Kaum saß ich, so hatte ich schon Gesellschaft von einigen Gästen, die gern mit mir politisiren wollten. Doch bald stieg meiner guten Tischgesellschaft ein Zweifel auf, ob ich auch wirklich ein Sohn der „grande Nation“ sei, und schon hörte ich von einigen Seiten deutliche Vermuthungen, die in mir einen Prussien, filou, cochon, canaille, lache, traître, voleur u. s. w. erblickten. Jetzt war guter Rath theuer, wenn ich wieder mit heiler Haut aus diesem Labyrinth herauskommen wollte. Wo sollte jetzt die Ariadne herkommen, die mir einen rettenden Faden gereicht haben würde? Zwei Tage vorher war ich mit einem französischen Soldaten gereist, der mir beim Abschied seinen Lazarethschein gegeben hatte, und dieser wurde jetzt mein Retter in der Noth. „Messieurs, je suis soldat français.“ rief ich mit lauter Stimme aus und überreichte ihnen meinen Lazarethschein worin deutlich zu lesen war, daß Peter. François, aus St. Avold, vom 4. Artillerieregiment am 24. März d. J. aus dem Hauptlazareth Lille entlassen worden sei, und an Rheumatismus leide. Mit Mühe buchstabirten es die Wirthshausgäste heraus, und dann war jeder Zweifel gehoben. „Citoyen, citoyen,“ riefen Einige und gaben mir ihre schmutzigen Hände.

Jetzt wurde wieder weiter politisirt. „Wir haben eine große Sache zu vertheidigen.“ hub der Eine an; — „Man hat die Hauptstadt verrathen,“ sagte ein Anderer; — „Man wollte die Nationalgarde verhungern lassen,“ meinte der Dritte; — „Tod den Verräthern!“ rief ein Vierter aus. „Rochefort, der Mann des Volkes, ist zurückgekommen, und ich bin überzeugt, er führt uns von Sieg zu Sieg,“ belehrte mich mein Nebenmann, indem er mich fast bei jedem Worte mit „citoyen“ betitelte. So wurde hier politisirt und manches „Vive!“ auf die Häupter der Commune ausgebracht, doch wurde es mir mit der Zeit unter diesen Pariser Gamins so unbehaglich, daß ich mich, so bald es ging, entfernte. Meine neuen Mitbürger wollten mich zwar nach Paris begleiten, und konnte ich sie nur mit der größten Mühe ruhig bei ihrem Glas Wein erhalten.

Ich setzte meinen Marsch fort und gelangte glücklich über die Marne nach Pantin, der Stadt Traupmanns. Todesstille herrschte hier. Hunderte von Fabrikschornsteinen blicken trostlos gen Himmel, denn gar lange ist es schon her, daß ihnen kein Rauch mehr entstiegen! Pantin ist größtentheils von den Geschossen verschont geblieben und die meisten Läden sind offen. Jede Straßenecke fand ich auch hier von zwei deutschen Posten besetzt, den beiden verhängnißvollen Posten, deren Bedeutung ich mir nicht erklären konnte! Doch bald sollte ich sie kennen lernen. Gerade aus marschirte ich die Stadt hindurch. Es ging eine Bergstraße hinauf immer weiter. Endlich war ich auf der Spitze angekommen. Ich ging ungefähr 50 Schritte weiter und stand plötzlich vor einer Zugbrücke. Kein Mensch war zu sehen noch zu hören. Ohne über die Situation nachzudenken, ging ich vorwärts, und bald hatte ich das erste Thor von Paris passirt; eine zweite Zugbrücke lag vor mir. Immer noch dieselbe Todesstille, die nur zuweilen von einem Schuß des Mont Valerien unterbrochen wurde. Was thut die Neugier nicht? Ich passirte auch dieses Thor und welcher Anblick bot sich mir jetzt. Paris lag vor mir, wie ein Meer von Gebäuden. Von dem neuen Bilde gefesselt, stand ich da, mit dem Fernrohr das Getreibe in den Straßen beobachtend, als ich plötzlich durch deutliche Fußtritte aus meinen Betrachtungen aufgeschreckt wurde. Drei französische Gensdarmen kamen gerade auf mich zu. Ich steckte mein Fernrohr ein, und ging denselben entgegen, da es doch nicht möglich gewesen wäre, ihnen zu entrinnen. „Bon jour, Monsieur: que cherchez vous? quelque chose à votre service? rief mir einer von ihnen entgegen. — „Je vais pour Pantin,“ war meine Antwort. — „Avez-vous un passeport de la Commune Française?“ — „Oui, mais ma bagage est encore à Pantin.“ — „Alors, je ne peux pas vous laisser passer“ sagte darauf der Wortführende trocken, während die beiden Anderen mich von allen Seiten begafften. Ich stellte ihm hierauf vor, daß ich gar nicht passiren, sondern einfach wieder retour wolle, was sie nicht zu begreifen schienen. „C'est mon devoir,“ war Alles, was er mir entgegnete, indem er mir erklärte, daß ich ihnen zu dem Sergeant-Major an das Thor folgen müsse. Wohl oder übel mußte ich mich dazu bequemen, den drei befrackten Gensdarmen zu folgen, die schon allerhand Bemerkungen über mich machten, aber dennoch ungeheuer höflich waren.

So kamen wir nach ungefähr zehn Minuten wieder an ein Thor, das das letzte zu sein schien. Ich wurde auf die Wachtstube geführt, während die Gensdarmen Bericht abstatteten. Kalter Schweiß lief mir über das Angesicht; denn wäre ich als Deutscher erkannt worden, so wären meine Stunden gezählt gewesen. Endlich wurde ich zu dem Officier eingelassen, der mich erst zwei Minuten von Kopf bis zu Fuß betrachtete, und mich dann ausfragte über Herkunft und Stand. Ich rapportirte Alles getreulich, wie es mein Lazarethschein angab. Doch Alles dieses schien nicht den geringsten Eindruck auf ihn zu machen. „N'est-ce pas, Monsieur, vous êtes officier Prussien? Vous avez l'accent Prussien.“ Durch diese Frage war ich so verwirrt, daß ich gar keine Antwort hervorbringen konnte. Doch bald faßte ich mich und gab ihm meinen Lazarethschein. Der Inquisitor betrachtete ihn von allen Seiten, schien ihn aber doch schließlich richtig zu finden und sagte dann: „Ah vous êtes de la Lorraine. Mais votre passeport?“ — „Je l'ai encore dans l'Hôtel à Pantin.“ Dies schien ihm fast glaublich, aber er hatte Auftrag, jeden, der ohne Paß der Commune getroffen werde, nach Vincennes auszuliefern. „C'est mon devoir.“

Ich debattirte noch lange mit ihm, und suchte ihm meinen „Accent Prussien“ zu erklären; endlich wurden wir einig, daß er Jemanden mit mir nach Pantin schicken und ich hier den Paß holen solle. Gesagt, gethan. Ein Gamin aus der Wachtstube bekam Auftrag, mich auf jeden Fall mit oder ohne Paß zurückzubringen. In der Begleitung oder vielmehr unter der Escorte dieses Individuums gelangte ich also wieder durch die drei Thore auf den neutralen Boden von Pantin. Ich frogte meine Bedeckung, ob sie Cigarren brauche, was sie bejahte, und gab ihr hierauf den ganzen Inhalt meines Cigarrenetuis, den sie mit einem leisen „Merci“ einsteckte. „Aber dennoch muß ich sie meinem Officier zurückbringen,“ sagte dabei der schlaue Pariser, der meine Absicht zu durchschauen schien. „C'est mon devoir.“ Dabei legte er seine Hand an das Terzerol, dessen Mündung versteckt aus seiner Tasche hervorblickte. Guter Rath war jetzt theuer, denn ich befand mich sozusagen noch immer in Paris, wo mir kein Deutscher helfen konnte. „Voilà Monsieur,“ sagte ich kurz entschlossen, indem ich ihm ein Fünffrankenstück in die Hand drückte. „Je reviens avec le passeport. Attendez un peu.“ „Bien Monsieur!“ erwiderte dieser, indem er das Geld in die Tasche rutschen ließ. Ich sah mich nicht mehr weiter nach ihm um, und kehrte nach Pantin zurück. Wie lange mag er gewartet haben? Vielleicht gar nicht. (Schl. f.)

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 58. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

„Du antwortest nicht, Oscar?"

„Was soll ich antworten?"

„Irgend ein Urtheil mußt Du Dir aber doch über die Sache bilden."

„Wer sagt Dir, daß ich das nicht gethan, Thekla?"

„Und doch schweigst Du dazu?"

„Bleibt mir eine andere Wahl?"

„Ich verstehe die Ruhe nicht, mit welcher Du eine Nachricht aufnimmst, die so erschütternd für uns ist."

„Gegen vollzogene Thatsachen läßt sich nicht ankämpfen."

„Ich gratulire Dir zu Deinem Phlegma, Bruder, und kann nur beklagen, daß ich keiner so stoischen Auffassung des schmerzlichen Ereignisses fähig bin."

Oscar schien durch Thekla's Worte verletzt, trat zum Fenster und trommelte einen Marsch auf den Glasscheiben.

„Wenn Du mich liebst, so mache keinen so abscheulichen Lärm," sagte Thekla, „meine ohnedies erregten Nerven können eine solche Katzenmusik nicht wohl ertragen."

Der junge Mann hielt inne, trat vom Fenster weg und begann eine Zimmerpromenade. Thekla saß müßig bei ihrem Nähtischchen und stützte den Kopf in die Hand.

„Mit welchem Train werden sie ankommen?" sprach Oscar nach einer kleinen Pause und ließ seinen Blick nach der Uhr hinüberschweifen.

„Darüber schwebt ein Geheimniß," antwortete Thekla bitter, „vermuthlich soll dies unsere Spannung erhöhen. Ewig schade, daß wir nicht die Stunde, selbst den Tag kaum wissen, man hätte für eine festliche Beleuchtung, für Transparente und Kränze Sorge tragen können; freilich wäre ich auch zu alt, um als weißgekleidetes Mädchen, einen Blumenstrauß in der Hand, eine rührende Anrede zu halten."

„Deine Stimmung erregt mir ernstes Bangen; wie wird sich das Verhältniß zwischen Dir und — der Stiefmutter gestalten, wenn Du, ehe Du sie noch kennst, ihr so feindlich gesinnt bist?"

„Soll ich Freude darüber empfinden, daß sich diese Fremde zwischen uns und unseren Vater drängt, daß sie die Zeit seines Bade-Aufenthaltes benützte, um den sonst so ruhigen, verständigen Mann in ihre Netze zu ziehen?"

„Jedenfalls muß sie ungewöhnliche Gaben besitzen," entgegnete Oscar; „mir ist die ganze Sache noch ein Räthsel. Vor Allem die Hast und Eile, mit welcher der Vater die Angelegenheit betrieb, und daß er uns nicht aufforderte, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen."

„Gott sei Dank, daß er es nicht gethan!" rief Thekla.

„Auch ich freue mich dessen, aber seltsam bleibt es, daß er unterlassen —"

„Ich finde nichts Seltsames daran, konnte er mir denn zumuthen, Zeugin der Beleidigung zu sein, die er dem Andenken meiner Mutter zufügt? Daß Du das nicht so fühlst, nicht so mitzuempfinden verstehst, darf mich nicht Wunder nehmen, bist und bleibst Du doch ein Fremder."

„Ein Kukuksei, das man in Euer Nest gelegt," sagte Oscar bitter. „Du mahnst mich am meisten daran, Thekla, obschon auch ich es nie vergessen würde. Wenn Du schon diesen wunden Punkt berührst, wenn Du mich darauf hinweisest, daß ich Alles, was ich bin, kann und besitze, nur der Opferwilligkeit, der Güte Deines Vaters verdanke, der sich des verwaisten Sohnes seines Freundes erbarmte, so solltest Du erkennen, daß mir das Recht nicht zusteht, die Handlungen des Mannes, dem ich so viel schulde, einer scharfen Beurtheilung zu unterziehen."

Glühendes Roth bedeckte, während Oscar sprach, Thekla's Gesicht. Leise erhob sie sich und legte, zu dem Pflegebruder hintretend, ihre Hand auf seinen Arm. „Böser Kukuk," sagte sie und Thränen schwellten ihre Augen, „mußtest Du mich so zum Zorne reizen, daß ich, nicht wissend, was ich sprach, Dir wehe that!"

„Es ist vorüber," entgegnete Oscar, aber der finstere Ausdruck seiner Züge ließ darauf schließen, daß er nicht völlig versöhnt war.

„Sag' wieder Schwester zu mir," bat Thekla.

„Liebe Schwester!"

„Diese Worte sprach Dein Mund, Oscar, Deine Augen und Dein Herz wissen nichts davon. Ist es nicht thöricht, wenn wir zanken, gerade jetzt, wo wir uns Alles sein sollen, wo wir doppelt verwaist, ärger als verwaist sind, Bruder, denn ärger als der Tod ist Entfremdung, und diese wird, diese muß zwischen uns und dem Vater eintreten. Zu Tode könnte ich mich weinen, wenn ich denke, daß in diesen Räumen welche die geliebte, die theuere Mutter bewohnte, eine Fremde herrschen und schalten wird. Wollte Gott, ich könnte fort von hier, müßte sie nicht sehen, nicht unter einem Dache mit ihr leben. Wüßte ich nur ein Plätzchen, wo ich ferne —"

Der helle Laut der Klingel erklänte.

„Sie sind's, gewiß sie sind's," unterbrach sich das Mädchen, „Oscar, gehe Du ihnen entgegen, ich vermag es nicht. „Todtenblaß war Thekla geworden und ihre Hand, welche sich an den Lehnstuhl stützte, zitterte heftig.

Auch Oscar verfärbte sich, als der Glockenton ihm die Ankunft seiner Pflegeeltern zu verkünden schien, aber er wußte sich zu fassen und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, um sie zu empfangen.

Statt der Erwarteten trat aber das Stubenmädchen herein und brachte einen Brief, den sie dem jungen Mann überreichte. Ein Blick nach der Aufschrift ließ ihn seines Pflegevaters Hand erkennen. Hastig öffnete er das Blatt und las den Inhalt.

„Liebe Kinder," schrieb Doctor Horst, „ich beeile mich Euch anzuzeigen, daß wegen eines leichten Unwohlseins meiner Braut die Trauung leider um einige Tage verschoben werden muß. So sehr ich diesen Umstand bedauere, setzt mich die Verzögerung jedoch in die angenehme Möglichkeit, Euch bei jenem freudigen Fest anwesend zu sehen. Rita zählt auf

Euer Kommen, und die russische Dame, deren Gesellschafterin sie ist, ladet Thekla ein, bei ihr zu wohnen; Du findest Unterkunft bei mir. Laßt mich nicht vergeblich auf Euch warten. Mit herzlichen Grüßen, Euer liebender Vater."

Oscar hatte seiner Pflegeschwester den Brief gereicht, sie durchlas ihn flüchtig, gab ihn dann wieder zurück und nahm ihren früheren Platz am Nähtischchen ein.

„Willst Du nicht Anordnungen zur Abreise treffen?" fragte er erstaunt.

„Nein, Bruder, das werde ich nicht."

„Wie? Du willst der Einladung nicht Folge leisten?"

„Um keinen Preis der Welt."

„Thekla, Thekla, Du bist kein gutes Kind!"

„Ich weiß! sei Du besser als ich und reise hin."

„Das thue ich jedenfalls. Womit soll ich aber Dein Nichtkommen entschuldigen?"

„Sage die Wahrheit, ich wollte nicht."

„Wirst Du aber den Vater, dessen Liebling Du bist, nicht auf das tiefste dadurch betrüben?"

„Hat er, der mir das Liebste auf Erden war, sich gescheut, mir Schmerz zu bereiten?"

„Du wirst sein Leben verbittern durch Deine unselige Heftigkeit, durch Dein Nichtleidenwollen den Frieden seiner Ehe stören, ihm und Dir Qual verursachen."

„Vielleicht währt dies nicht lange."

Oscar starrte sie an.

„Sei ruhig, Cyankali nehme ich nicht; aber vielleicht entschließe ich mich, die Frau des Advocaten Winter zu werden, er läßt mit seiner Bewerbung nicht ab, trotzdem er von mir schon einmal einen Korb erhielt; vielleicht — nun vielleicht meldet sich auch ein Freier, der mir Zuneigung einzuflößen vermag, vielleicht heirathe ich noch aus Liebe!" Ein krampfhaftes Lachen tönte von Thekla's Munde.

Die Stirn in finstere Falten gezogen, die Augen unwillig auf die Pflegeschwester gerichtet, stand Oscar vor ihr.

„Was habe ich verbrochen?" sagte sie, den finsteren Blick erwiedernd.

„Dein Charakter eignet sich nicht —"

„Um einen Mann glücklich zu machen," unterbrach ihn Thekla erglühend.

„Das wollte ich nicht sagen."

„Aber Du dachtest es doch, bitte, keine Entschuldigung; unter Geschwistern bedarf es keiner solchen; packe Dein Ränzel und reise zu dem Vater, gratulire ihm, gratulire der holden Braut, sei ein fröhlicher Hochzeitsgast, mir ist es gleich."

„Du bist ein thörichtes Geschöpf!" sagte Oscar und verließ voll Unmuth das Zimmer.

Eine Stunde später saß er im Eisenbahnwaggon. Seine Gedanken mochten nicht heiter sein, denn seine Stirn war umwölkt, die Brauen waren fest zusammengezogen. Um jedem Gespräch mit den Passagieren auszuweichen, schloß er die Augen und lehnte sich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

* Eine Wanderung um Paris.

(Schluß.)

Sobald ich aus Sicht des Dieners der Commune Française war, der unterdessen Gewissensbisse über seine „devoir" empfunden haben mochte, schlug ich einen Seitenweg ein, um nach dem Fort Romainville zu gelangen. Ich mußte das Dorf Villers passiren, wo ebenfalls keine Deutschen mehr waren, doch kam ich glücklich bis an die Demarcationslinie. Mehrere preußische Soldaten vom 88. Regiment, begleiteten mich von da nach Fort Romainville. Dort angekommen, wurde ich durch Vermittelung eines Premierlieutenants eingelassen und hatte durch die Güte des Commandanten des Forts, eines preußischen Majors, der mir einen Soldaten mitgab, Gelegenheit, das Fort ganz zu besichtigen. Alle Gebäude, z. B. das Offiziershaus, die Casernen, das Thor, sind aus einem bombenfesten Granit gebaut; die Casernen sind alle kellerartig gewölbt, und in den Sälen standen eiserne Bettladen in langer Reihe. Mitten auf dem Fort steht ein mächtiger Nußbaum, der bei meinem Besuch schon vollständig belaubt war. Durch mehrere Brunnen ist auch hinreichend für Wasser auf dem Fort gesorgt. Auf dem Dach der Officierscaserne befindet sich ein Balcon, der mehrere Mal heruntergeschossen worden, jetzt aber wieder von den Deutschen hergestellt ist. Von ihm aus hat man eine prächtige Aussicht über Paris. Ein Meer von Thürmen und Häusern eröffnet sich dem Blick, und als Riesen ragen Notre-Dame und St. Jacques hervor. Auf der Rechten erkennt man den Obelisk, auf der Linken den Triumphbogen, und dazwischen erscheint hie und da in einem glänzenden Streifen die Seine. „Sehen Sie dort drüben jenen schwarzen Punkt?" sagte der mich begleitende Lieutenant, indem er mit seinem Zeigefinger hoch in die Lüfte deutete. Ich richtete mein Fernrohr in der bezeichneten Richtung und sah einen spitzen, scheinbar kleinen Berg in weiter Entfernung die Höhen von Paris überragend. Von Zeit zu Zeit blitzte dort ein Feuerstrahl auf, worauf ein donnerähnliches Krachen folgte, wie ich solches schon den ganzen Tag vernommen hatte. „Das ist der Mont Valerien," sagte mein Begleiter. „Seit sieben Monaten hat er uns fast unaufhörlich mit seiner Musik beglückt, und wir haben uns ganz an seine Trommelschläge gewöhnt."

Wir verließen den Balcon, und mußte ich, bevor ich das Fort verließ, noch an einer Kegelpartie theilnehmen, die auf einer neben dem Thor von den tapferen Achtundachtzigern angelegten ausgezeichneten Kegelbahn stattfand. Um sich die Zeit etwas zu verkürzen, war man auf diesen Gedanken gekommen, denn die Langeweile auf Romainville, über die Alle klagten, sei furchtbar, wie man mir sagte, und ich will dieser Aussage gern Glauben beimessen. Der Schaden, den die Beschießung auf diesem Fort angerichtet, ist nicht der Rede werth, da es durch andere Vorwerke gegen die deutschen Kugeln sehr geschützt war. Mehr ausgesetzt war die Redoute Noissiere und Fort Noisy, nach welch' Letzterem ich mich nun verfügte.

Der Weg von Romainville nach Noisy ist wie alle Straßen, die die einzelnen Forts verbinden, gepflastert. Rechts und links begleitet den Wanderer das schauerige Gespenst des Kriegs. Aus jedem zusammengeschossenen Hause streckt es seine hohlen Augen hervor, und die sonst so belebten Dörfer hat es in Grabesstille eingehüllt. Da liegt Ihr, Ihr gestürzten Schlösser, wie so viele gefallene Größen, und Euer früherer Glanz erweckt heute nur Mitleid! Vereinsamt sind die Wege, und die Stille wird nur durch die Kanonen des Montmartre und Mont Valerien gestört.

Bald kam ich auf Noisy an. Es gleichen sich diese Forts wie ein Ei dem anderen. Die Besatzung war gerade in Reih' und Glied bei'm Exerzieren begriffen. Der Commandant wurde, als ich um die Erlaubniß zum Betreten des Forts nachsuchte, in seiner Mittagsruhe gestört, was ihm jedenfalls unangenehmer war als mir. Nichtsdestoweniger war derselbe entgegenkommend, und der Kaffee, den ich mit ihm trank, that mir nach dem weiten Marsch recht wohl.

Noisy ist zwar mehr beschädigt als Romainville, aber lange nicht so sehr als Rosny. Dort sind die Gebäude ganz durchlöchert und sogar in die Casematten haben sich manche

Kugeln verirrt. Da auch der Herr Commandant dieses Forts im Mittagsschlummer begriffen war, der nach der Schätzung des Unteroffiziers der Wache noch ungefähr zwei Stunden dauern würde, so verließ ich, weil ich nicht so lange wartin wollte, bis ich eingelassen werdin könne, Rosny, nachdem ich es von Außen lange genug betrachtet hatte, und nahm meinen Weg nach Nogent.

Auf dem Wege sprengten drei Husaren und vier Chevauxlegers im Galop an mir vorbei, so daß man vermuthen mußte, sie hätten die wichtigsten Nachrichten über Krieg und Frieden zu befördern. Zunächst kam ich nun nach der Redoute Fontenay, dieselbe sieht sehr mittelalterlich aus und scheint von allen Befestigungen die älteste zu sein. Man sieht nichts als Gras und Grund. Im Inneren befindet sich nichts als einige Kanonen und einige Bayern. Voilà tout. Hundert Schritte davon liegt Fort Nogent. Schon von weitem sieht man die bayerischen Helme, die Zeugniß davon geben, welche Besatzung es hat, während auf dem Fort selbst die preußische Fahne weht. Im Begriff einzutreten, wurde ich mit einem entschiedenen „Zurück“ der zwei bayerischen Wachtposten bewillkommt. Ich that ihnen mein Anliegen kund, machte alle möglichen Gründe für meine Einlassung geltend, allein meine Landsleute waren unerbittlich. „Wir dürfen Niemand einlassen,“ war das Einzige, was ich von ihnen zur Antwort bekam. Während ich mich noch mit den Soldaten herumdisputirte, kam ein Officier dazu, und nun hoffte ich, daß durch dessen Intervention die Debatten zu meinen Gunsten beendigt würden. Ich stellte ihm vor, daß ich alle Forts ohne besondere Umstände besucht habe u. s. w. „Welche Forts?“ versetzte mein Officier, indem er mich zu prüfen suchte und sich dabei, wie mir däuchte, über seine Scharfsinnigkeit zu wundern schien. Ich zählte sie ihm der Reihe nach auf, und nachdem ich noch mehrere Proben bestanden, wurde ich endlich eingelassen. Fort Nogent hat durch die Beschießung sehr stark gelitten, wovon die Sandsäcke, die in Masse daselbst aufgehäuft sind, den besten Beweis liefern. Diesseits der Marne liegt Fort Nogent dem Plateau des Mont-Avron gegenüber und war in Folge dessen, nachdem der Mont Avron von den deutschen Truppen genommen worden, dem Feuer der dort postirten Artillerie vollständig ausgesetzt, während von der anderen Seite her vier deutsche Batterieen es in ihrem Schußbereich hatten. Von Nogent aus war s. Z. der furchtbare Ausfall von Champigny unternommen worden, den die französische Kriegsgeschichte als einzigen Sieg ihrer Waffen nennt. Fort Nogent besitzt nur ein einziges Gebäude, und dieses ist, trotzdem es von dem härtesten Porphyr gebaut ist, furchtbar durchlöchert und im Inneren zerstört. Unsere guten Bayern auf Nogent können eher alles leiden, als den Durst, und diesen leiden sie nicht, wie die Unzahl von Bierfässern bezeugt, die man in allen Winkeln des Forts liegen sehen kann.

Von Nogent machte ich noch den Weg nach der Redoute Faisanderie, einer Befestigung, die nach der Pariser Seite zu in einen Berg ausläuft, gegen die anderen Seiten hin aber stark befestigt ist. Dieselbe scheint auch zu den neuen Befestigungen des Jahres 1870 zu gehören. Auf dem Thor steht die Inschrift: „Redoute Faisanderie“. Um den späteren Besitzern jedoch noch ein Andenken an die „Gloire“ der Vorfahren zu hinterlassen, haben die Württemberger das Datum ihres Einzuges tief in die Mauer einhauen lassen, und zwar so, daß die Herren Franzosen solches nicht leicht werden entfernen können. Mit der Redoute Faisanderie schließen die Ostforts ab.

Eine Viertelstunde südwestlicher jenseits der Marne befindet sich das letzte von den Deutschen besetzte Fort Charenton und nördlich davon das von den Deutschen nie besetzte Schloß und Fort Vincennes.

Von dem Balcon der Faisanderie hatte ich noch einmal den Genuß der Aussicht über Paris bei Nacht. Es waren eigentlich blos Legionen Lichter zu erkennen und die Häuser waren in tiefes Dunkel gehüllt. Von Zeit zu Zeit blitzte ein Schuß auf vom Mont-Valerien und erleuchtete das vergoldete Dach des „Hotel des Invalides“, worauf ein Krachen folgte, daß unser in schwindelnder Höhe schwebender Balcon erzitterte. Das ist Paris bei Nacht! Lange blickte ich unverwandt auf die Zweimillionenstadt. Doch die Nacht mahnte mich zur Rückkehr, die Nacht, die keines Menschen Freund ist, denn wie man mir mehrfach versichert hat, sollen vier Soldaten, die spät heimkehrten, auf dem Wege von den Bewohnern überfallen und gemeuchelt worden sein.

Hier also hat meine Wanderung ihr Ziel erreicht. Ich trat den Rückweg an nach Nogent zur Marne, wo mich ein Waggon aufnahm und mich wohlbehalten über die Stationen Rosny, Noisy und Gagny nach Lagny brachte.

Mannichfaltiges.

z Technisches. Nach einer aus einem schwedischen Journal in mehrere technische Blätter übergegangenen Mittheilung hat man in Schweden das bekannte Sprengmittel Dynamit bei Herstellung artesischer Brunnen mit bestem Erfolge angewendet. Bei derartigen Bohrungen stößt man zuweilen auf größere sehr harte Steine, welche den Meißeln solchen Widerstand leisten, daß man sich genöthigt sieht, den Brunnen aufzugeben und den Versuch an einem anderen Orte von neuem zu beginnen. Ein solcher Fall war in Gjeddesdal vorgekommen, wo eine Feuersteinlage in einer Tiefe von 30 Ellen das weitere Eindringen des Bohrers fast unmöglich machte. Nach der vom Ingenieurinspector Arendrup gegebenen Anleitung senkte man eine Flasche, etwa 2 Pfd. Dynamit enthaltend, in das sorgfältig gereinigte Bohrloch, welche an zwei in dem Pfropfen befestigten Kupferdrähten hing, die nach oben durch Guttapercha isolirt waren. Dann wurden die Leitungsdrähte mit einem elektrischen Apparat in Verbindung gesetzt, so daß an den unteren Enden derselben der entzündende Funke überspringen mußte. In demselben Augenblicke verkündete eine merkliche Erschütterung die Explosion des Dynamits, während als sichtbarer Beweis für die ungeheuere Kraftwirkung, die im Bohrloch stehende Wassersäule hoch empor geschleudert wurde. Es zeigte sich sofort, daß das Feuersteinlager durchgesprengt und damit der Zugang zu einer wasserreichen Erdschichte gewonnen war, so daß weitere Bohrungen überflüssig wurden. Auf dem Boden des Bohrloches war der Feuerstein in kleine Stücke zerschlagen, der ganze obere Theil aber, welcher bereits mit Eisenrohr verkleidet war, ist von der Explosion unberührt geblieben. Nach dem bekannten Charakter des Dynamits hat seine enorme Kraft sich also nur gegen seine nächste Umgebung gerichtet, und besonders gegen die feste Unterlage. Es ist hiernach zu erwarten, daß die Verwendung des Dynamits die Anlegung artesischer Brunnen wesentlich fördern werde. — Nach Berichten des Hofrathes Dr. v. Scherzer aus Peking findet in China ein in Europa bisher nicht bekannt gewesener wasserdichter Anstrich, Schio-tiao genannt, besonders für Holzgegenstände, sehr ausgedehnte nützliche Verwendung. Mit demselben versehene Holzkisten, welche die Reise über Sibirien nach St. Petersburg gemacht hatten, zeigten sich noch in vollkommen gutem, wasserdichtem Zustande. Die meisten öffentlichen Holzbauten sind im Norden Chinas mit Schio-liao bestrichen und erhalten dadurch ein röthliches, unschönes Ansehen, gewinnen aber an Dauerhaftigkeit. Sogar aus Stroh geflochtene Körbe, welche zum Transport von Oel dienen, werden durch diesen Anstrich vollkommen dicht gemacht. Pappendeckel wird durch denselben fest wie Holz. Für Gegenstände, welche ganz besonders wasserdicht werden sollen, genügt ein zwei- bis dreimaliges Bestreichen. Der Wiener Gewerbeverein hat mit der aus Peking erhaltenen Masse Versuche angestellt, welche Scherzers Angaben bestätigt haben. Auch ist es demselben gelungen, dieselbe von ziemlich übereinstimmender Beschaffen

heit herzustellen. Wenn man zu 3 Thl. frischen, geschlagenen (defibrirten) Blutes 4 Thl. zu Staub gelöschten Kalk und etwas Alaun zurührt, so erhält man eine dünnklebrige Masse, welche sofort verwendet werden kann. — **Kautschukschwämme**, welche an Haltbarkeit die gewöhnlichen Badeschwämme weit übertreffen sollen, jedoch den Uebelstand haben, daß sie etwas stark riechen, lassen sich nach Dr. Wiederhold in der Weise darstellen, daß man eine Lösung von Kautschuk in Schwefelkohlenstoff oder in Chloroform und Benzin sehr rasch erhitzt, wodurch die letzten Reste des Lösungsmittels die schließlich zähgewordene Masse aufblähen, und so die großzellige Structur des Schwammes nachahmen.

♂ (**Das Germanische Museum**) in Nürnberg, die große Nationalanstalt, die inmitten der alten Zerrissenheit Deutschlands das nationale Banner hoch hielt und über seinem Eingange die Inschrift führt: „Eigenthum der deutschen Nation“, hat jetzt nach Verwirklichung des alten Traumes und heißen Wunsches nach politischer Einigung auf seinem Felde neue Thätigkeit entwickelt. Unter den neuen Erwerbungen der letzten Jahre zählt in erster Reihe die Aufstellung einer Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Grabdenkmale in den schönen Räumen der alten Kreuzgänge, die dadurch zu einem Repertorium hervorragender Persönlichkeiten aus der deutschen Geschichte, zu einer unterrichtenden Sammlung von Trachten und Waffen, zu einer wahren Ausstellung mittelalterlicher Kunstübung geworden sind. Wir freuen uns zu constatiren, daß zwei der bedeutsamsten Denkmale aus Mannheim dorthin gestiftet worden sind. Das eine ist das Grabmal des einzigen deutschen Kaisers aus dem kurpfälzischen Hause, Ruprechts, genannt Klemm, und seiner Gemahlin, abgeformt nach dem gleichzeitigen Original in der Providenzkirche zu Heidelberg, Geschenk des Herrn Banquiers Joseph Hohenemser, das andere, ein Geschenk des Grafen Friedrich von Berlichingen, stellt dessen Ahn, den Götz mit der eisernen Hand vor. Sollte nicht, fragen wir, auch in unserer Pfalz ein patriotischer Mann zu finden sein, welcher durch Abbildung des neulich restaurirten Grabmals Franz v. Sickingen's in der Kirche zu Landstuhl, den Freund und Gesinnungsgenossen Götzens dem Museum als neue Zierde zum Geschenke machte? (Bei nächster Gelegenheit soll ein gewichtiges fremdländisches Urtheil über das Germanische Museum in dem Feuilleton Platz finden).

(**Der Eisenhochbau**) bürgert sich immer mehr ein, ja auch namentlich bei den Eisenbahnen. Das erste Beispiel eines ganz eisernen Viaductes zeigt die kürzlich eröffnete österreichische Staatsbahn von Wien nach Brünn. Derselbe ist 1200 Fuß lang; die geschlossene Gitterbrücke, 14 Fuß hoch, wird getragen von fünf schlanken eisernen Pfeilern, die auf steinernen Sockeln stehen. Die Construction der Pfeiler ist eine wesentliche Neuheit. Sie sind 150 Fuß hoch und aus je vier gußeisernen Röhren etagenweise zusammengesetzt und untereinander verstrebt, mit den Unterbauten solid verankert; jeden umläuft eine zierliche eiserne Spindeltreppe. Der Viaduct führt über das Iglawathal; seine Construction ist ein Werk des berühmten Eisenbahntechnikers Nördlinger, eines Württembergers, lange Zeit hindurch in französischen Diensten, Erbauers und Baudirectors der Orleansbahn, jetzt zu zeitweiliger Verwendung in Oesterreich angestellt. Ein ähnlicher Viaduct ist von ihm in Spanien erbaut worden. Die Ausführung mußte leider dem Auslande anvertraut werden; sie ist von Cail und Compagnie in Paris und Lille.

(**Die Lutherbilder**) für die Wartburg sollen endlich zur Ausführung kommen. Zwei der besten Künstler Weimar's, Pauwels und Thumann, werden vor der Hand zwölf größere und kleinere Scenen aus dem Leben des Reformators malen. Die Trauung Luther's mit Katharina von Bora ist für den Cyklus der Wartburgbilder beanstandet worden, und der Künstler führt diese Scene jetzt selbstständig und in größerem Umfange für den Verein historischer Malerei aus.

(**Ein seltenes Geschenk**) traf in den letzten Tagen des vorigen Monats auf dem Rittergute Gütergotz bei Potsdam, dem Landsitze des preußischen Kriegsministers, ein. Zwei französische Feldgeschütze, reich bekränzt, hielten daselbst durch eine in Eile hergerichtete Ehrenpforte, begleitet von Alt und Jung, ihren Einzug. Der Kaiser hat diese Trophäen als bleibende Erinnerung an den glorreichen Krieg Hrn. v. Roon an seinem Geburtstage überwiesen, und dieselben haben vor dem Schlosse daselbst Aufstellung gefunden.

(**Der Skandalproceß**) gegen die Pseudo-Frauenzimmer Boulton, Park, Fiske und Hurt nimmt vor dem Gerichtshofe der Queen's Bench in London seinen Fortgang; aber nach dem Besuche des Gerichtslocales zu schließen, ist das öffentliche Interesse bedeutend in der Abnahme begriffen. Von besonderem Interesse sind bisher nur die Aussagen eines Polizei-Inspectors, welcher bei einer Haussuchung im Absteigequartier der Angeklagten die folgenden Gegenstände von einigen 1700 Pfd. St. Werth mit Beschlag belegte. 16 seidene Kleider in verschiedenen Farben, Unterröcke, Leibchen, Damenstiefel und Schuhe in verschiedenen Farben, seidene Strümpfe, 20 Chignons, 9 Damenhüte, 5 oder 6 Corsets, Unterbeinkleider, Puder und Schminke, Eisen zum Brennen von Locken u. s. w. Einige von diesen Gegenständen wurden den Geschworenen vorgelegt, und von diesen erregten zumal die Chignons allgemeine Heiterkeit.

(**Kul-Klux-Klan.**) Der Genossenschaft, welche in dem Süden der Vereinigten Staaten unter dem verrückten Namen Kul-Klux-Klan ihr Unwesen treibt, scheint doch durch die unlängst vom Congresse genehmigte Gesetzvorlage ein Ende gemacht zu werden. Es war aber auch die höchste Zeit, denn kein Mensch wußte sich dort vor Raub und Mord zu schützen. Um die Natur dieses Unwesens etwas näher zu bezeichnen, entnehmen wir amerikanischen Blättern ein Beispiel aus den vielen Fällen, die sich erst vor ganz kurzer Zeit zugetragen haben. Eine Abtheilung verkleideter Männer ritt zur Wohnung eines Mr. Robert Melton, eines alten Unionisten, südlicher Geburt, welcher auf einer kleinen Farm in Chesterfield County, Süd-Carolina, wohnte. Sie riefen ihm zu, herauszukommen, und als er von Frau und Tochter begleitet, in der Thür erschien, wurde sofort auf alle Drei geschossen. Die Frau fiel auf der Stelle todt nieder, der Gatte wurde tödtlich und seine Tochter gefährlich verwundet. Sein einziges Verbrechen bestand darin, daß er Collector rückständiger Steuern war.

(**Seitenstück zum Rock von Trier.**) Zu dem tausendjährigen Jubiläum der heiligen Walpurga in Eichstätt hat, der „Augsb. Postztg.“ zufolge, der Erzbischof von Köln „zur Erhöhung der Freude“ ein Stück von dem in Köln aufbewahrten „Pilgerflecken“ der Heiligen mitgebracht. Bei der Eröffnungs-Procession begleiteten alle anwesenden Bischöfe den Arm des Heiligen.

Anagramm.

Mit dem O geh' immer ich voraus;
Glückbedeutend oft, oft Schreck und Graus.
Mit dem A wer kennt das Wörtchen nicht?
'S ist der Schluß, wenn salbungsvoll man spricht.

Δ

Auflösung des Buchstabenräthsels in No. 56:
Wette — Eifer — Wetteifer.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 59. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Fortsetzung.)

Die Sonne war schon hinter die Berge gesunken, ihr letzter Strahl hatte die Erde geküßt, um dann, gleich dem Grafen von Lusignan, im Kusse zu sterben; allmählich senkte Dämmerung sich niedee und hüllte in mattes Grau die Gegend ein. Den Pfad entlang, der zur Villa führte, welche die russische Dame und Rita bewohnten, schritt langsam ein Mann im Reise-Anzug. Es war Oscar Hell; er hatte den Vater nicht in dem Hotel, wohl aber ein paar Zeilen von dessen Hand dort gefunden, welche ihn aufforderten, Dr. Hoest in dee Villa der russischen Dame aufzusuchen.

Er stieg die kleine Anhöhe hinan und blickte um sich; links und rechts lagen, zwischen Sträuchen und Bäumen halb verboegen, elegante Wohnhäuser. Vom Gipfel einer dieser Villen wehte ein blaues Windfähnchen und ragten eiesige Schornsteine in die Luft.

Er sah das Ziel seiner Reise vor sich.

Der Pflegevater hatte in dem Briefe, in welchem er seine Tochtee und ihn von dem Entschlusse, sich wieder zu vermählen, in Kenntniß gesetzt, erwähnt, daß das liebe, liebe Haus mit der blauen Wetterfahne und den drei schwarzen himmelanstrebenden Schornsteinen einen wahren Schatz in sich berge, und nun sollte Oscar diesen Schatz in Augenschein nehmen. Ee beeilte sich gerade nicht damit und verweilte in dem Vorgäetchen. Unmöglich konnten die Blumengruppen, die dasselbe schmückten, so lange seine Aufmerksamkeit fesseln, boten sie doch nichts Neues in ihrer anmuthigen Zusammenstellung.

Von der Villa her kam ein Dienee ihm entgegen. Auf die Frage nach dee Heerschaft, antwoetete er, daß sich Alle im Garten befänden.

Das war Oscae nicht lieb zu hören, er hätte gewünscht, zuerst den Pflegevater allein zu sprechen, es ließ sich aber nun nicht ändern und er begab sich, das Haus hinterwärts lassend, nach den parkähnlichen Anlagen, die sich weit hinaus erstreckten.

Ueber dem fernen, von dunkelen Auen umgebenen Strom war indeß des Vollmonds purpurroth Gesicht emporgetaucht und übergaß, allmählich verbleichend, die Gegend mit magischem Glanze. Der Garten schwamm im bläulichen Silbermeer und über dem Wasserspiegel des kleinen, von Trauerweiden begrenzten Teiches zitterte gespensterisches Leuchten. Der nahe Fichtenwald strömte Wohlgeruch aus.

Todtenstille heerschte. Oscar's Heez fühlte sich seltsam bewegt; im Eifee seiner Studien, im geschäftigen Treiben des Lebens, in dem mühevallen Ringen, dem Pflegevater nicht völlig zue Last zu fallen, hatte er wenig Zeit gefunden, sich romantischen Teäumereien hinzugeben. Nun erfaßte ihn mit einem Mal der Zaubee der Mondlandschaft mit solchee Macht, als sei ein ähnlicher Anblick ihm nie zuvor geworden. Diese Einsamkeit, diese Stille, dieses geheimnißvolle Licht berauschten seine Seele. Er vergaß fast dee Absicht, die ihn hierhergeführt; wie in sich versunken sah ee in die leuchtende Fluth, auf deren Oberfläche, vom Mondstrahl geküßt, dunkele Wasserpflanzen teäumten.

Da, weiß wie Schnee, bog eine Hand die Zweige der Trauerweide auseinandee, von blondem, langem Haar umwallt, beugte sich eine hohe Frauengestalt über das Wasser hin.

„Melusine!" rief Oscar unwillkürlich aus.

Mit easchee Bewegung schleuderte die Frau, das Haupt erhebend, das eeiche Haar aus der Stirn, wandte ihm ihe Antlitz, den flehenden Blick zweier grasser graubrauner Augen zu und verschwand dann zwischen den Büschen.

Starr, wie festgebannt stand Oscar, alles Blut war aus seinen Wangen gewichen.

Plötzlich kam Regung in seine Glieder, er preßte die Hand an die Stirn und stürzte, nicht wußte er wohin, in's grüne Dickicht hinein.

„Wee ist da? — was soll das?" tönte ihm eine barsche Stimme entgegen.

„Vater, ich bin es," antwoetete Oscar.

„Das ist eine seltsame Aet, Dich einzuführen," sagte Dr. Horst lächelnd, „was rasest Du im Gebüsch herum? statt Dich, wie ein anständiger Mensch, auf geebnetem Weg nach dee Aussicht zu begeben?"

„Mir hat Niemand den Weg gezeigt," entschuldigte sich der junge Mann.

„Wo ist Deine Schwestee?" fuhr der Vater fort.

„Nicht mit mie gekommen."

„Warum nicht?"

Oscar schwieg.

„Waeum nicht?" wiederholte Dr. Horst.

„Ihrem Herzen kostete es wohl zu geoße Ueberwindung, sie kann sich an den Gedanken noch nicht gewöhnen —"

„Eine Stiefmutter zu haben," eegänzte der Vater; „wenn sie meine Margueeite kennen würde, müßte ihr Vorurtheil schwinden. Eingeladen hatte ich Euch beide, und freundlicher war diese Einladung, als die Antwort, die ich von Thekla auf die Anzeige meiner bevorstehenden Verheirathung erhielt; es thut mir weh, daß meine Tochter einen bitteren Tropfen in meine Freude mischt. Komm, lieber Oscar," setzte er, rasch abbrechend hinzu, „ich werde Dich meiner Rita vorstellen."

Dee Doctor legte die Hand in seines Pflegsohnes Arm und schritt mit ihm duech das Fichtenwäldchen, einem kleinen Hügel zu.

„Sieh, hier ist unser Lieblingsplatz," sprach er, und sein Blick streifte vergeblich umher. „Die Frauen haben sich in's Haus begeben, wie ich meine. Wie werden ihnen daethin folgen. Betrachte nur noch diese herrliche Fernsicht, dort drüben die dunkelen Berge, die sich grell von dem blauen Horizonte abgrenzen, die freundlich grünen, mit Wein bepflanzten Abhänge, den breiten mondbeglänzten Strom, der zwischen den düsteren Auen hervorschimmert."

„Es ist reizend," sagte mechanisch Oscar.

„Laß uns in's Haus zurückkehren," fuhr der Doctor fort,

„es ist schon spät, und ich freue mich, Dich mit Marguerite bekannt zu machen."

Schweigend schritt der junge Mann neben seinem Pflegevater her, er hörte kaum, was dieser zu ihm sprach. Wie im Traum folgte er ihm über die breite, mit Oleanderbäumen geschmückte Veranda und richtete mit fieberhafter Unruhe den Blick nach dem von einer Lampe hell erleuchteten Tisch, an welchem eine Dame saß.

„Liebe Rita, hier ist mein Oscar," sagte Dr. Horst.

Von dem Sessel erhob sich eine schlanke, edle Gestalt, zwei große graubraune Augen wandten sich dem Jüngling zu. Eine feine, weiße Hand streckte sich ihm entgegen.

Bemerkte er dies nicht? Ein stummer Gruß war alles, was er für die schöne Melusine hatte, die ihm am Teich erschienen war.

„Ich werde meines Julius Kinder als meine Kinder betrachten," sagte sie bewegt. „Ihr Wohlergehen zu fördern, ihre Freundschaft, ihr Vertrauen zu erwerben, sei mir süße Pflicht."

„Und sie sollen sich dieses liebevollen Entgegenkommens würdig zeigen," sprach Doctor Horst und ließ einen finsteren Blick nach Oscar gleiten, der Rita noch immer stumm gegenüber stand.

Eine alte Frau erschien an der Thür, die vom Wohnhause zur Terrasse führte, und meldete dem Arzt, daß ihn die Gräfin zu sprechen wünsche.

Horst folgte ihr und ließ den jungen Mann mit Marguerite allein.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als Oscar rasch, mit flammendem Blick dicht zu ihr hintrat.

„Du hast meinen Brief nicht erhalten?" stammelte sie.

„Ich erhielt ihn nicht. Konnte ich Dich, Dich hier vermuthen!" rief er mit heftig vibrirender Stimme, „Dich als die Braut des Mannes finden, den ich wie einen Vater verehre."

„Störe nicht mein Glück."

„Ich muß."

„Oscar, ist jeder Funke von Liebe in Deinem Herzen erstorben?"

„Ich wollte, es wäre so, und die Stimme des Mitleids regte sich nicht in mir," sprach er bitter.

„Und ist es auch nur des Mitleids Stimme, so schenke ihr Gehör," sagte Marguerite traurig.

„Ich kann nicht, heute noch, sogleich bekenne ich ihm —"

„Oscar!"

Ihr Flehen schien zu seinem Herzen zu dringen.

„Oscar, schone meiner."

„Ich kann nicht, er muß alles wissen, Du darfst seine Gattin nicht werden."

„Ich bin es schon."

Er starrte sie an.

„Sprichst Du die Wahrheit?" fragte er bebend.

„Wir wurden gestern getraut."

Doctor Horsts Gestalt erschien am Eingang der Veranda.

„Wir wurden gestern getraut," wiederholte Marguerite mit plötzlich veränderter, ruhiger Stimme.

„Mein Kommen ist dadurch überflüssig geworden," entgegnete der junge Mann fast tonlos; „ich werde nach Hause reisen."

„Nein, das darfst Du nicht," sprach Doctor Horst scherzend, „erst mußt Du mit Rita Freundschaft schließen. Dann kannst Du der Schwester Bericht erstatten, ob sie in der Stiefmutter eine Macocha finden wird."

„Wir wollen Freunde sein," sagte Marguerite und streckte, einen flehenden Blick auf Oscar richtend, ihm die Hand entgegen.

Er zog sie an die Lippen, kurz und flüchtig berührte sie sein Mund. Von Horst ungehört, in leisem Flüstern tönten die Worte zu ihr: „Es ist zu spät; Schweigen jetzt Pflicht."

„Du wirst erstaunt sein zu hören, daß, nachdem wir Euch geladen hatten, der Trauung beizuwohnen, diese bereits vollzogen wurde," sprach der Doctor. „Aber Ritas Unwohlsein ging schneller vorüber als wir gedacht, und die russische Dame sollte schon wieder in ihre Heimath zurückkehren. Ihr konnte man den Wunsch nicht versagen, bei dem Hochzeitsfeste gegenwärtig zu sein, und da sie heute schon abreisen wollte, mußten wir uns schnell entschließen. Bis Rita völlig hergestellt ist, wollen wir noch hier verweilen; aber komm, liebes Kind," setzte er zärtlich zu ihr gewendet hinzu, „es ist kühl hier außen, laß uns ins Haus zurückkehren."

Er winkte Oscar, ihm und Marguerite zu folgen.

Wie betäubt gehorchte er. Der Abend, den er mit dem neu vermählten Paar verlebte, schien ihm nicht enden zu wollen, mit Anstrengung nur vermochte er an dem Gespräche theilzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vendome-Säule.

(Aus der „Köln. Ztg.")

Die rasenden Narren, welche augenblicklich Paris regieren, haben dafür gesorgt, daß ihnen eine dauernde Erinnerung bleibe, zwar nicht durch die Errichtung eines Monuments, wohl aber durch die Zerstörung eines solchen. Wer jemals in Paris war, kennt den schönen Vendomeplatz und die stolze Säule, welche auf demselben emporragte und den Ruhm des französischen Heeres verkündigte und seines unübertroffenen Führers, des ersten Napoleon, dessen Bildsäule auf ihrem Gipfel stand. Diese Säule wurde auf Befehl der Commune am 16. Mai mit großer Anstrengung niedergerissen.

Und die erste Anregung zu solch einem vandalischen Verfahren gegen ein Denkmal französischen Ruhmes und ein bedeutendes Kunstwerk ging von einem französischen Künstler aus, von dem Maler Gustave Courbet. „Wen die Götter verderben wollen, dem rauben sie den Verstand", sagt ein alter Dichter, und wohl läßt sich das Wort auf die neuesten Thaten der Franzosen anwenden.

Zwar liegt dieser barbarischen Handlung ein guter Gedanke zu Grunde: die Commune will eine neue Aera des Friedens auf Erden beginnen, die Bruderschaft der Völker tritt ein. Also fort mit den Denkmälern der früheren Kämpfe, die blutige Vergangenheit der Zeiten der Gloire sei vergessen. „Seid umschlungen, Millionen!" Aber die Klugen der Commune denken, die Millionen sind verschlungen, die Säule besteht aus Bronzemetall, woraus wir neue Sous prägen, um unsere Arbeiter bezahlen zu können, damit sie zu Gunsten der Verbrüderung aller Völker sich mit ihren Landsleuten gegenseitig todtschlagen! O der Tollheit!

Wir Deutschen können zu diesen Rasereien lachen: was unsere Waffenthaten noch nicht hinreichend gerächt haben, das rächt jetzt die große Nation an sich selber. Die Säule auf dem Vendomeplatze war dem Ruhme des Sieges über die Deutschen geweiht, sie sollte die Siege des Krieges von 1805

gegen Oesterreich und Rußland erzählen, welche mit der glarreichen Schlacht von Austerlitz vollendet wurden; aber auf Befehl Napoleons war jede Andeutung der gegen Rußland gewannenen Siege sargfältig vermieden, denn zur Zeit ihrer Errichtung, 1806—1810, lag dem französischen Imperator daran, sich mit dem nordischen Kaiser in gutem Einvernehmen zu halten. Man sagt, der Erzgießer Launay habe dem dadurch verkürzten französischen Waffenruhme heimlich Genugthuung gegeben, indem er die Theile des Entwurfs, welche sich auf die Siege über die Russen bezogen und welche Napaleon gestrichen hatte, auf der Rückseite der Reliefspalten ausführen ließ. Ob diese Sage auf Wahrheit beruht, wird sich jetzt zeigen.

Die etwa 130 Fuß hohe Säule, innen von Stein, außen mit Bronze bekleidet, war eine etwas vergrößerte Nachbildung der Trajanssäule in Rom, dorischer Ordnung, auf einem Piedestal, welches, mit Waffentraphäen geziert, an den Ecken mit den Adlern des Kaisers gekrönt war. Das Capitäl trug die Inschrift: „Dieses Monument, errichtet zur Ehre der graßen Armeen durch Napoleon den Graßen, wurde begonnen am 25. August 1806 und vollendet am 15. August 1810 unter der Leitung von D. V. Denan, J. B. Lepère und L. Goudoin, Architekten.“ Das Metall war von 1200 zu Ulm und Wien eroberten Kanonen genammen und wog 1,800,000 Pfund. Im Inneren der Säule führte eine Wendeltreppe von 176 Stufen auf die Platte des Capitäls, über welcher sich ein kuppelförmiger Aufbau erhob, der die Statue Napaleons im Castume eines römischen Imperators trug. Rings um den Schaft, spiralförmig van unten nach aben, lief ein Band von Reliefbildern, 840 Fuß lang und etwa $3^{1}/_{2}$ Fuß hoch, in 22 Windungen die Säule umschlingend, welches die Begebenheiten des Feldzuges von 1805 in fortlaufender Bilderfolge in manumentaler Weise darstellte. Die Darstellung beginnt mit dem Aufbruche aus dem Lager von Boulogne, führt in ausführlicher Weise durch den ganzen Feldzug und endet mit dem Triumphzuge des zurückkehrenden Siegers in Paris, wa die Fama die Großthaten des Kaisers und der Armee dem zuharchendem Flußgatte der Seine verkündet. Die Inschrift auf dem Piedestal lautet: „Neapolio. Imp. Aug. | Monumentum. Betti. Germanici. | Anno. MDCCCV. | Trimestri. Spatio. Ductu. Suo. Profligati. | Ex. Aere. Capto. | Gloriae. Exercitus. Maximi. Dicavit.“

Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß politischer Vandalismus sich auf dieser Stelle kundgiebt. Wie denn alle Thaten der Cammune nur eine erbärmliche Nachahmung der Thaten der Revolutionsmänner von 1792 bis 93 sind. Ursprünglich stand auf der Stelle der Vendome-Säule, welche ihren Namen von dem Platze, auf welchem sie steht, erhalten hat, eine graße Reiterstatue des Königs Lauis XIV., der den Platz und seine Umgebungen erbauen ließ. Diese Reiterstatue wurde 1792 van der Sansculotten-Regierung abgerissen und auf ihrer Stelle eine pravisorisch van Halz construirte Säule zu Ehren des Voltsaufstandes errichtet. Das Siegeszeichen der Revolutian wurde aber bald wieder entfernt, und auf seiner Stelle und auf den atten Fundamenten des Königsmonuments erhob sich das Manument der großen Armee Frankreichs und seines weltbeherrschenden Kaisers.

Nach dem Einzuge der allirten Feinde Napoleon's, im Jahre 1814, machten sich einige exaltirte französische Legitimisten daran, die Statue Napoleon's von der Säule herabzureißen. Es gelang ihnen nicht, aber auf Befehl des russischen Hauptquartiers wurde die Statue heruntergenammen. Sie wurde dann eingeschmalzen zum Gusse der Reiterstatue des Königs Henri IV. auf dem Pont-Neuf, welche die Restaurations-Regierung herstellen ließ. Louis Philippe ließ 1833 eine neue Statue Napoleon's wieder auf der Säule aufstellen. Diese von Seurre madellirte Statue zeigte den Kaiser in der histarischen Gestalt des „petit caporal“ mit dem traditionellen Ueberrocke und dem kleinen Hute, wie ihn die Dichter und Maler beschrieben haben. Aber auch diese Statue sallte nicht bleiben. Der Kaiser Louis Napoleon ließ sie herabnehmen und durch eine Nachbildung der ersten Statue im Imperatoren-Castume von Chaudet ersetzen. Die Bildsäule von Seurre wurde auf dem Platze van Caurbevoie jenseit der Seine aufgestellt, wa sie jetzt, inmitten des Gefechtes, möglicher Weise zerstört warden sein wird.

Vielleicht ist in Bezug auf den Kunstwerth des gestürzten Monuments der Verlust für die Welt nicht sehr graß. Es war im Ganzen eine Nachahmung einer antiken architektonischen Conceptian, die, sa impasant sie ist, ihren Zweck nicht erfüllt: das Auge kann der Falge der Bilder rings um die Säule nicht folgen, noch sie fassen. Auch waren diese im Einzelnen in der steif-classischen Weise der David'schen Schule erfunden und ausgeführt. Aber dennoch haben die Pariser den Verlust eines bedeutenden Monuments, welches wirkliche nationale Graßthaten verewigte, zu beklagen, welches bei Weitem kunstgerechter und schöner war als alle anderen modernen Werke gleicher Art.

Wir Deutschen haben nicht darüber zu trauern, daß unsere Feinde die Denkmäler ihrer Siege über uns vernichten: mögen sie immerhin so fartfahren, es ist noch mancher andere Stoff da, woran sie ihre revolutionäre Wuth auslassen können. Van allgemeinem Interesse aber ist es, daß es gerade jenes Irrlicht in der Kunst, der Meister des „Realisme“ der in Frankreich einen großen Theil der jüngeren Künstlerwelt verdorben und leider auch bei uns in Deutschland manchen übelen Einfluß geübt hat, ist, welcher diese Brutalität veranlaßt hat. Es geht eben in dem Leben eines Volkes Alles zusammen herauf oder herunter, und so wallen wir haffen, daß die Regeneratian des deutschen Volkes auf politischem und militärischem Gebiete auch eine Heilung sa mancher Krankheiten und Schwächen auf geistigem und ästhetischem Gebiete mit sich führen werde.

Das Albrecht-Dürer-Fest in Nürnberg.

* Am 20. und 21. Mai hat in der alten Noris eine erhebende Feier des 400. Geburtstages des großen deutschen Meisters Albrecht Dürer stattgefunden, der dortselbst am 21. Mai 1471 das Licht der Welt erblickt hatte. Die Feierlichkeit selbst wurde am 20. Mai eingeleitet durch ein im großen Rathhaussaale stattgehabtes Festconcert, bei welchem ein von Hermann Lingg gedichteter und von Hofschauspieler Possart aus München meisterhaft vorgetragener Prolog den reichsten Beifall fand, der namentlich an der Stelle zum vallsten Ausdruck kam, als des großen Meisters „Triumphzug“ geschildert wird in den Worten:

„. . . . . Welch' lebensvolle Majestät und Größe
Bietet sein Triumphzug dar.
. . . . Man glaubt den Wiederhall vom Siegesschritte
Jener Krieger mächtig noch zu hören
Und Heil dem Kaiser tönt's mit Donnerhall . . . .“

und schließt:

„Erneuern wir den Gruß mit Herz und Hand
Und in den neuen Siegesruf stimmt ein:
Heil sei dem Frieden und der Kunst Gedeih'n
Und Heil dem ein'gen deutschen Vaterland.“

Abends 9 Uhr fand ein feierlicher Zug nach dem glänzend illuminirten Dürer-Standbild statt, woselbst Bürgermeister Seiler Dürer vor der versammelten Menge in einer Rede feierte, in welcher er betante, daß das Fest nicht ein locales, sondern ein wahres deutsches Fest sei, weil der Mann, dem es gilt, nicht blos zu Ruhm und Ehre seiner Vaterstadt, sondern für ganz Deutschland und weiterhin einer neuen Periode der Kunst die Bahn gebrochen habe; es sei ein vaterländisches Fest, weil aus den gleichen Beweggründen und inneren Empfindungen und mit gleicher Begeisterung in allen Metropolen deutscher

Kunst die Künstler, Kunstgenossen und Freunde unseren Dürer mit uns feiern. Die hohe Bedeutung der Kunst für die Erziehung des Volks und ganz besonders der Jugend, die Schaffung von Anstalten für dieselbe, von Anstalten zur Bildung des Geschmacks, Anregung der Intention, diese Bedeutung ist erkannt und solche Bestrebungen sind nicht mehr Einzelnen überlassen, sind Zweck von Corporationen, Zweck für den Staat geworden. Und die Periode, in der wir jetzt stehen, im Anschluß an die Periode des großen gefeierten Meisters erhebt diese Feier über das einfache Niveau eines Künstlerfestes: sie ist uns Mahnung, unseres Künstlerberufs mehr und mehr uns bewußt zu werden. Jung-Nürnberg — mit diesem Wunsche schließt der Redner — erstehe nicht allein als Arbeiterstadt, sondern auch als Pflanzstätte echt deutscher Kunst. An diese Huldigungsfeier schloß sich endlich eine animirte Festkneipe an im prachtvoll ausgestatteten oberen Saal der Noris.

Die Feier des 21. Mai begann zunächst an Dürers Grab auf dem Johanniskirchhof, wohin sich trotz der Ungunst der Witterung ein von der Burg ausgehender Festzug bewegte. Erhebender Chorgesang und Musik und Verherrlichung des Meisters in ehrenden Gedächtnißreden erfolgte Seitens des Künstlervereins und der Künstlerklause. Nach einem darauf folgenden Frühstück in der Rosenau fand um 11 Uhr in der Kunsthalle des Germanischen Museums die Eröffnung der Ausstellung Dürer'scher Werke statt. Abends 7 Uhr begann im geschmückten Saal der Museumsgesellschaft das zahlreich frequentirte Festbankett, und im Saisontheater fand eine Festvorstellung „Albrecht Dürer in Venedig" statt, die mit einem prächtigen Huldigungstableau für den Meister schloß und als ein Glanzpunkt des Festes bezeichnet werden darf.

Ueber den großen Mann, dessen Gedächtniß gefeiert wurde, entnehmen wir dem „Nürnb. Anz." noch nachstehende Skizze:

Als im Jahre 1455 der alte Goldschmied Albrecht Dürer von den Niederlanden, wohin er aus Ungarn sich in seiner Kunst zu vervollständigen gewandert war, in der alten ehrenfesten Reichsstadt Nürnberg einzog, fand er dort ein nach unseren jetzigen Begriffen sehr kleines Gemeinwesen vor, so hoch auch der Rang war, den unsere Noris zu jener Zeit unter den deutschen Städten einnahm. Der damals berühmte Goldschmied Hieronymus Haller nahm ihn als Arbeiter auf, und der stramme ungarische Handwerksbursche erwarb sich bald die Gunst der jungen Hallerin, der anmuthigen Barbara, die er auch nach zwölfjährigem Aufenthalte im Hause als eheliches Weib heimführte. Der Segen des Herrn ruhte auf ihrem Bunde, denn 18, sage achtzehn Kinder beiderlei Geschlechts gingen aus ihm hervor, und daß der Brodkorb hoch hing, erzählt uns selbst der junge Dürer, unser berühmter Landsmann, der in der Orgelpfeifenreihe der Dritte war.

Unser Albrecht war zu dem Handwerke oder vielmehr der Kunst des Vaters bestimmt. Ohne Neigung zu diesem Berufe arbeitete er bis zu seinem 15. Jahre in ihm, und daß er seine Zeit trotzdem nützlich verwendet hatte, bewies er durch die sieben Fälle Christi, in Silber getrieben, die damals von Jedermann bewundert wurden. Er war zum Künstler geboren und mit den Jahren nahm auch sein Hang zur Malerei zu, so daß er selbst den bocksbeinigen Charakter seines Vaters besiegte und 1486, 15 Jahre alt (er war am 2. Mai 1471 geboren), zu Michel Wohlgemuth in die Lehre kam.

Dort holte er schnell das Versäumte ein und nach drei Jahren war aus dem Goldschmiede ein tüchtiger Maler geworden. Die Wanderlust regte sich in ihm und auf zwei Jahre verlieren wir den 18jährigen jungen Burschen ganz aus den Augen; wahrscheinlich hat er in dieser Frist das junge frische Leben in vollen Zügen eingesogen, wie in Vorahnung der kommenden bitteren Stunden, die ihm sein künftiges Weib, ein zanksüchtiger Hausdrache, der Ausbund aller Xantippen, wie sie seit Sokrates Zeiten die kurze Spanne eines Menschenlebens zur Hölle gestempelt haben, bereiten würde. In Colmar finden wir ihn im Jahre der Entdeckung Amerika's wieder, welche Stadt er, nachdem er sich in verschiedenen Werkstätten, denn Ateliers gab es damals noch nicht, umgesehen hatte, mit seiner Vaterstadt Nürnberg vertauschte, um sich dort seinen eigenen Herd zu gründen.

Sein Probestück war Orpheus, wie er von wüthenden Bacchantinnen geschlagen wird. Es bekundete den Meister, und der alte Dürer wußte sich vor Stolz gar nicht zu lassen, und glaubte sein väterliches Wohlwollen nicht besser beweisen zu können, als daß er wie besessen durch Nürnberg rannte ein Weibsen für seinen Albrecht aufzufinden. Es ging an ein lustiges Kuppeln und das Unglück ließ die Aufmerksamkeit des Vaters an der schönen Agnes, der Tochter des Mechanikers und Musikus Hans Frey, haften. Unser Albrecht wurde von den beiden Vätern, die sich allabendlich als alte Freunde in dem jetzigen Wirthshause zum „Valentin Wehefritz" zusammenfanden, rein verhandelt, wie er es in seiner Selbstbiographie mit den Worten zugesteht: „Und als ich anheim kommen war, handelt Hans Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit Namen Jungfrau Agnes und gab mir zu ihr 200 Gulden."

Wenn er ihm die 200 Gulden gegeben und seine holde Agnes behalten hätte, wäre wenigstens ein Künstlerleben glücklicher dahin geflossen. Albrecht Dürer hat im Leben nie kennen gelernt, was es heißt „häusliche Glückseligkeit" zu besitzen; dem niederen Wesen seiner Frau, ihren heftigen Auftritten aus dem Wege zu gehen, blieb ihm nichts übrig, als sich in sein Heiligthum, seine „Werkstatt" zu flüchten. Dort entstanden bei ihm Gestalten, wie er sie vielleicht im holden Traum gesehen, wie er vielleicht, als er in der Fremde war, in erster Jugendliebe sie genossen.

Im Jahr 1505 ging Dürer nach Venedig, theils aus Liebe zur Kunst, theils dem häuslichen Unfrieden zu entrinnen. Dort blieb er zwei Jahre und empfand es schwer, als es zur Heimreise ging, daß er Italien und das freie ungetrübte Leben verlassen müsse, um in die Heimath und zu seiner „Rechenmeisterin", wie er seine Frau nannte, zurückzukehren.

Von seiner Rückkehr an bis 1520 lebte Dürer in Nürnberg mit aller Liebe seiner Kunst, begab sich dann nach den Niederlanden, um, wie Sandrart sagt, den Quälereien seiner Xantippe zu entgehen, wohin diese jedoch, das Leben ihm zu versüßen, bald nachgereist kam. Noch sieben Jahre brachte er nach seiner Heimkehr in die Vaterstadt im Genusse der Kunst und edler Freunde zu. 1527 begann er zu kränkeln und starb am 6. April 1528 an der Abzehrung. Dürer war ein schöner, wohlgebauter Mann. In seinem Blicke hatte er etwas ungemein Freundliches und Angenehmes. Die Stirne war heiter, die Nase gebogen, der Hals nicht zu stark und etwas länglich, die Haare schwarzbraun, über die Schulter herabhängend, natürlich, etwas lockig und gerollt, die Brust breit, die ganze Erscheinung männlich und nervig.

Als er auf seinem Sterbebette lag, war er der Dürer nicht mehr, wie wir ihn heute im Bilde vor uns sehen. Lebensmüde und matt, abgezehrten Körpers war er dahin gesunken und mit abgeschnittenen Haaren wurde er in den Sarg gelegt.

„Scheint die Sonne noch so schön,
Endlich muß sie untergeh'n!"

Auf seine Werke einzugehen, ist hier nicht der Platz. Dürer war ein ernster, fleißiger Arbeiter, in Allem, was er in die Hand nahm, ein Meister zu seiner Zeit. Noch gab es keine Kunstschulen, keine Vorbilder; aus sich selbst heraus arbeitete der beharrliche Geist des Malers, Stahl- und Kupferstechers, Sculptors und Formenschneiders. Das Aussichselbstherausbilden und die Vielseitigkeit seines künstlerischen Schaffens sind es, die ihm einen ewigen, unsterblichen Namen in der Geschichte aufbewahren werden. . . .

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 60. Vierter Jahrgang. 1871.

* Maiglöckchen.

Maiglöckchen schlägt die Augen auf
Bei Frühlings Wonneklang.
Es murmelt sanft des Bächlein's Lauf
Zum süßen Vogelsang.
Die Wälder rauschen ernst ihr Lied
Und Gram aus jedem Herzen schied.

Mit Flattersinn des Nordland's Wind
Maiglöckchen bald umschnaubt,
Es weinte leis' das Blüthenkind
Und beugte still sein Haupt.
Er zöge es mit Schmeichelwort
Zur Ferne, ach, so gerne fort.

Da rauscht der Eichwald durch das Thal,
Aufschäumt der Bach geschwind,
Es rief der Vögel muntre Zahl:
„Du liebes Waldeskind,
Wir schützen Dich vor Schmerz und Graus,
O bleibe hier im Vaterhaus.

Du kennst nicht Trug und Menschenlist
Dort in der schlimmen Welt,
Wo bald der Mensch im Rausch vergißt
Was sonst sein Herz geschwellt.
Der Wald ist ewig treu allein
Und wird auch Dein Beschützer sein."

Maiglockchen lauscht dem Freundesrath
Und blieb im Wald daheim,
Es schlug der treuen Worte Saat
Im jungen Herzen Keim.
Der Nordwind floh und gab im Lauf
Sein Werben um das Blümchen auf.

Maiglöckchen sproß von selber Stund'
Gar hold in Schwestern Schaar
Und schmückt den stillen Waldesgrund
Bis heute immerdar.
Drum wo die Wälder schützend steh'n,
Ist es nur, keusch und rein, zu sehn.

Johannes Hütl.

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Fortsetzung.)

Unmöglich konnte es Thekla's Aufmerksamkeit entgehen, daß ihr Pflegebruder verändert von der Reise heimgekommen war. Seine gleichmäßige Laune, die sie so oft zum Zorn gereizt, hatte ihn verlassen, er selbst war reizbar geworden, und in seinem ganzen Wesen verrieth sich eine tiefe Mißstimmung. Darüber von Thekla befragt, gab er ausweichende Antworten.

Eines Abends waren die Pflegegeschwister im kleinen Hausgärtchen beschäftigt, Thekla pflückte Himbeeren von den Sträuchen und Oscar kniete unweit von ihr auf der Erde und setzte kleine Pflänzchen in ein frisch umgegrabenes Beet ein.

Stillschweigend verrichteten sie ihre Arbeit, Keines schien heute Lust zu haben, ein Gespräch zu beginnen. Eine Last lag auf Beider Herzen. Der Vater hatte sie benachrichtigt, er werde, da die schwankende Gesundheit seiner Neuvermählten keine längere Hochzeitsreise erlaube, früher als er gedacht, eintreffen.

Thekla hatte Tags über im Hause Vorbereitungen getroffen, die Ankömmlinge zu empfangen, diese Beschäftigung diente nicht dazu, sie zu erheitern. Nun hatte sie das Körbchen mit Himbeeren gefüllt und setzte sich, vom Bücken ermüdet, auf eine Bank, die in der Nähe des Treibhauses und des Beetes stand, welches ihr Pflegebruder bepflanzte.

„Ist es nicht traurig," sagte sie, das lange Stillschweigen unterbrechend, „ist es nicht schrecklich, wenn ich bedenke, daß es nun mit unserem Glück und unserem Frieden zu Ende geht."

„Ja wohl zu Ende," wiederholte Oscar, ohne von seiner Arbeit aufzublicken.

„Auch Du siehst jetzt die Sache in einem viel trüberen Licht," fuhr das junge Mädchen fort.

„Es kann sich noch Alles besser gestalten," warf Oscar hin.

„Mit diesen Worten hast Du erst recht Deinen Zweifel daran ausgesprochen; wir haben die Rollen getauscht, Bruder, ich fange an, mich in mein Schicksal zu ergeben, und Du wirst mit jedem Tage reizbarer und ungeduldiger."

„Ungeduldig findest Du? — das fehlte noch um Dir das Leben zu verbittern."

Das Rollen einer Kutsche ließ sich von der Straße her vernehmen.

„Dieses Mal sind sie es wirklich," sprach Thekla und ging langsamen Schrittes der Gartenthür zu.

Oscar sprang aber rasch vom Boden auf, schüttelte die Erde von den Händen und eilte in's Haus zurück.

Die Kutsche hatte vor dem Thore stillgehalten. Dr. Horst stieg aus und half seiner jungen Gattin aus dem Wagen.

Sehr blaß und angegriffen schien Marguerite, als sie am Eingange des Gartens anlangte und die Stieftochter ihr entgegenkam. Leise machte sie sich von ihrem Gatten los, zog Thekla, ehe diese es zu hindern vermochte, innig an ihr Herz und flüsterte: „Sei mir gut."

Auf solche Begrüßung, solch' schüchterne Bitte war das Mädchen nicht vorbereitet. Die Eiseskälte, mit welcher sich Thekla vorgenommen, die Stiefmutter zu empfangen, schmolz bei jenen liebevollen, demüthigen Worten, unwillkürlich erwiderte sie die Umarmung und den Kuß.

Dr. Horst betrachtete die anmuthige Gruppe mit Wohlgefallen, er hatte sich die erste Begegnung der Beiden anders gedacht; mit stürmischer Zärtlichkeit schloß er Thekla an sein Herz und nannte sie sein Kleinod, seine Freude.

„Ist Oscar nicht zu Hause?" fragte Horst, indem er mit Marguerite und seiner Tochter die Treppe hinanstieg.

„Er hat im Garten gearbeitet und kann sich unmöglich so wie er ist, in seinem leinenen Kittel, die Hände voll Erde, vor — vor —"

„Vor Euerer Mutter zeigen," ergänzte Horst mit leichtem

Stirnrunzeln und führte seine Gattin in ein freundliches, aber ohne Eleganz eingerichtetes Zimmer.

Mit Thekla's Hilfe entledigte sich die junge Frau des Regenmantels und nahm den runden Reisehut vom Haupte; in diesem Augenblick entsank ihr das Netz und die üppige Fülle ihres goldblonden Haares rollte entfesselt über ihre Schultern, fast bis zur Erde nieder.

Geblendet von Margueriten's wunderbarer Schönheit stand das Mädchen, nie, weder im Bilde, noch im Leben war ihr solcher Liebreiz begegnet.

Während ihrer Stieftochter Blicke bewundernd auf ihr ruhten, war die junge Frau bemüht, die Haarwellen aufzurollen und in das schwarzvergitterte Chenillen-Gefängniß zurückzudrängen. Ehe sie noch völlig damit zu Stande gekommen, erschien Oscar, der den Leinenkittel gegen einen einfachen Hausanzug vertauscht, in der Thür. Er begrüßte mit Herzlichkeit den Pflegevater, drückte einen flüchtigen Kuß auf der Stiefmutter Hand und ließ sich dann an Thekla's Seite nieder.

Von Ungefähr fiel der Letzteren Blick in den gegenüberhängenden Spiegel. Eine ihr unerklärliche peinigende Empfindung bemächtigte sich plötzlich ihrer. Konnte es ihr nicht völlig gleichgiltig sein, daß die Gattin ihres Vaters sie an Schönheit weit überragte. Sie fühlte Beschämung über diese Regung weiblicher Eitelkeit, die ihr um so kleinlicher erschien, als sie in der Stiefmutter doch unmöglich eine Nebenbuhlerin sehen konnte.

Mit sich unzufrieden, suchte sie Fehler an Anderen und da weder der Vater noch Marguerite Anlaß zur Klage boten, wandte sich ihre geheime Mißstimmung gegen Oscar, dessen Blick bisweilen mit unverkennbarem Interesse oder Neugierde auf die junge Frau gerichtet war.

„Unverschämt, Jemand so ins Gesicht zu starren," dachte sie und schob mit einigem Ungestüm die Kugellampe zwischen die Stiefmutter und den Pflegebruder.

* * *

Mehrere Wochen verflossen in ruhigem Stillleben. Ueber alle Erwartung günstig gestaltete sich das Verhältniß zwischen Stieftochter und Stiefmutter. Horst schien sehr erfreut und seine Zärtlichkeit für Marguerite hinderte nicht, daß er Thekla mit Beweisen seiner unveränderten Vaterliebe überschüttete. Ihre Sorge, in den Hintergrund seines Herzens gedrängt zu werden, war nicht begründet gewesen; an der Stiefmutter hatte sie keine Feindin gefunden, sondern ein anscheinend zärtliches Wesen, das sich um des jungen Mädchens Liebe bewarb. Ruhe und freundliches Einverständniß herrschten im Hause und nur Oscars ungewohnt schroffes Wesen, das sich der Stiefmutter gegenüber auf eine fast beleidigende Weise äußerte, brachte bisweilen einen Mißklang in die Harmonie.

Marguerite und Thekla saßen an einem trüben Sommerabend in dem traulichen Wohnzimmer mit Handarbeit beschäftigt. Doctor Horst las ihnen aus einem Buche vor. Der Thee stand noch auf dem Tisch, man erwartete Oscar, der heute länger als sonst bei seinen Schülern verweilen mochte. Endlich kam er, entschuldigte die Verspätung und zog sich, ohne die ihm von der Stiefmutter freundlich dargereichte Tasse zu berühren, auf sein Zimmer zurück.

„Er ist nicht mehr zu kennen," sagte Thekla zu ihrem Vater, „seit einigen Wochen ganz verändert."

„Ich fürchte, es ist meine Nähe, die ihn so scheu und unzugänglich macht," sprach die junge Frau.

„Du mußt Nachsicht mit ihm haben," nahm Doctor Horst das Wort, „er befindet sich unläugbar, all der Liebe, die wir ihm schenkten, ungeachtet, in einer beengenden Lage. Wir nennen ihn Sohn und Bruder, und er ist weder eines noch das andere für uns. Trotz seiner Bemühungen etwas zu erwerben, ist er doch noch stets auf meine Kasse angewiesen und er empfindet schmerzlich, daß er mir in Wahrheit für alles, was er ist und hat, Dank schuldet. Ich habe Dir immer noch nicht erzählt, wie es gekommen, daß ich mich seiner angenommen."

„Du sagtest mir nur, er sei ein Sohn Deines verstorbenen Freundes Hall," sprach Marguerite.

„Es war vor ungefähr zwölf Jahren, daß ich Besuch von diesem liebsten meiner Freunde erhielt, der sich in B. als Kaufmann etablirt hatte," fuhr Horst fort. „Er kam nicht allein, sein kleines Söhnchen begleitete ihn. Es war kein freudiges Wiedersehen, denn die Hand des Todes schwebte über ihm, um ihn bald in die grausige Umarmung zu ziehen. Was er mir mittheilte, erregte mein tiefstes Mitleid. Die Verschwendungssucht seiner Gattin hatte ihn aus einem vermöglichen Mann zu einem Bettler gemacht. Nachdem diese Unglückliche sich und ihn dem Elend preisgegeben, hatte sie ihn, ihr Töchterchen mit sich nehmend, verlassen. Gram und Sorge zehrten bald seine letzten Kräfte auf, sterbend bat er mich, seinem Sohn ein Vater zu sein, und verschied getröstet, als er meine Zusage vernommen. Dies Versprechen habe ich treu erfüllt."

„Und wohin haben sich Oscars Mutter und Schwester gewandt," fragte Marguerite, „hast Du Dich auch verpflichtet, für diese Beiden Sorge zu tragen?"

„Nein! — die Mutter ist, wie mir eine ihrer entfernten Verwandten anzeigte, vor sechs Jahren gestorben und von dem Mädchen habe ich aus derselben Quelle gar Trauriges vernommen. Diese peinlichen Verhältnisse sind wohl hinreichend, um Oscars wechselnde Laune, seinen immer mehr hervortretenden Trübsinn zu entschuldigen; je älter er wird, desto mehr fühlt er die Abhängigkeit, das Drückende seiner Lage."

„Ich kann diese Lage nicht drückend nennen," sprach Marguerite warm, „wer unter edlen, guten Menschen als Glied der Familie aufgenommen ist, kann, darf sich ja nicht mehr als ein Fremder unter Fremden fühlen."

„Er mag besorgen, Dir zur Last zu fallen," fuhr Horst fort, „und dieser Gedanke ist es gewiß, der ihn so zurückhaltend gegen Dich macht unter ihn noch mehr verdüstert; ich hoffe, Deinem Zartsinn wird es gelingen, das Eis zu schmelzen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Londoner Markt für Menschenhaar.

(Aus der „Reform.")

„Das Angebot von menschlichem Haar war heute ziemlich gering. Norddeutsches Hellroth und Flachsfarben wurde am meisten begehrt, eine kleine Quantität reines Grau holte volle Preise, aber für ordinäres geschecktes Grau war die Nachfrage matt. Langes italienisches Blauschwarzes konnte gut begeben werden; einige Ballen aus Rumänien fanden gleichfalls

Nehmer. Japanesisches Haar flau. Für todtes Haar haben die Preise etwas angezogen."

So ungefähr wird vielleicht nach einigen Jahren der Artikel Menschenhaar im Londoner Waaren-Preiscourant notirt werden, wenn die noch immer herrschende Manie der Damen, dicke Haarwülste auf dem Kopf zu tragen, andauert. Jetzt schon ist der Bedarf Londons für diese seltsame Weise so groß, daß sich die jährliche Einfuhr nach tausenden von Centnern beziffert — eine Thatsache, die sich schwer begreifen läßt, selbst wenn man sich in einem Menschenhaar-Lager der englischen Hauptstadt befindet, mitten unter gewaltigen Massen von pferdeschweifartig zusammengebundenen Strähnen Haar, von allen erdenklichen Farben.

Solches Lager hatten wir kürzlich Gelegenheit zu besuchen, und zwar war es dasjenige einer Firma, die in diesem Artikel das Hauptgeschäft macht. Leider fiel unser Besuch gerade in eine Zeit, zu welcher der Vorrath nicht eben sehr groß war — indessen befanden wir uns immerhin noch zwischen langen, bis an die Decke reichenden Riolen, von denen Hunderte und aber Hunderte der erwähnten „Schweife" herabhingen, während eine Menge Ballen umherlagen, zum Theil von riesiger Größe, aus denen der Lageraufseher mit seinen derben nackten Armen Massen von fest zusammengepackten Haaren holte und sie auf Brettern sortirte.

Wie unendlich viel mag über menschliches Haar geschrieben sein, besonders von Liebhabern und Dichtern, die über eine einzige liebliche Flechte Bogen füllen können; wer indessen so ein Londoner Haarlager besucht, dem wird durchaus nicht poetisch zu Muth, so prachtvoll zum Theil auch die hier lagernden Haare sind. Drei bis vier Fuß lang, weich wie Seide, die seltensten Farbenschattirungen, als da sind reines Kastanienbraun, licht Aschfarben, Flachsweiß, glänzendes Gold — aber alle diese Strähne gerade in demselben Zustande, wie sie die erbarmungslose Scheere vom weiblichen Kopfe trennte, das verdarb die Romantik. Puuh! Man hört wohl manchmal von den widerlichsten Substanzen, aus denen die das Niedrigste zum Edelsten verklärende Chemie die köstlichen Parfüms zu bereiten weiß — aber Rosen und Lilien gleich erscheinen jene Substanzen gegenüber dem Rohmaterial, aus welchem die prächtigen Kopfzierden unserer Damen fabricirt werden. Erspare man uns weitere Andeutungen!

Das Ansehen erregte Grausen, uns überlief eine Gänsehaut; der freundliche Inhaber des Magazins erklärte jedoch, unsere Empfindungen falsch auslegend, daß die hübschen deutschen Mädchen, denen die Hauptzierden ursprünglich gehört hätten, keineswegs ihr gesammtes Haar verkauft hätten. „Gewöhnlich", sagte er, „verhandeln sie nur ihre Zöpfe, aber das Haar am Vorderkopf bleibt unberührt." Tröstliche Mittheilung! Jetzt konnten wir aber den Gedanken nicht unterdrücken, daß viele der Mädchen aus Reinlichkeitsrücksichten besser gethan hätten, gleich ihr ganzes Haar rattenkahl abschneiden zu lassen und gewisse Salben zu brauchen.

„Ist alles Haar in ähnlichem Zustand, wenn Sie es empfangen?" fragten wir.

„So ziemlich Alles," war die aufrichtige Antwort.

Uebrigens wird das Haar von den größeren Friseuren mittelst besonderer Maschinen einer so gründlichen Reinigung unterworfen, daß auch nicht der Schatten seiner dereinstigen Bevölkerung zurückbleibt.

Deutsches Haar ist in letzter Zeit bedeutend im Preise gestiegen, denn blond ist „Modefarbe" für Chignons und Touren geworden. Mit dem Aufkaufen befassen sich wandernde Händler, die übrigens selten gegen baar kaufen. Talmi-vergoldete Schmucksachen, bunte Bänder, Schuhschnallen und dergleichen Tand sind die Gegenstände, für welche die Hausirer die schönen Zöpfe einzutauschen suchen. Die Mädchen machen sich gewöhnlich so wenig daraus, ihr Haar loszuschlagen, als ihre selbstgewebten Spitzen zu verkaufen. Von den Hausirern kaufen wiederum die Exporteurs in den größeren Städten, erst diese schicken die Waaren nach London, wo sich der Hauptmarkt namentlich für den überseeischen Export befindet.

Neben Süddeutschland liefert Italien den größten Theil der nach London kommenden Haare, und kürzlich ist auch Rumänien auf dem Markt vertreten gewesen. Man hat Versuche gemacht, in Japan eine Bezugsquelle für den Artikel zu eröffnen, und die Japanesinnen wären gar nicht abgeneigt, ihre Flechten den „weißen Barbaren" gegen ziemlich niedrige Preise zu überlassen, aber das Material ist, wenn auch von beträchtlicher Länge, doch für die europäischen Friseure kaum brauchbar, da es beinahe so dick wie Pferdehaar zu sein pflegt.

Haar von allen nur auf menschlichen Köpfen gefundenen Farben lag vor uns und hing von den Wänden herunter — selbst graues! Eine Quantität von dieser Farbe holte der Lageraufseher aus der Mitte des soeben geöffneten Ballens heraus. Wir glaubten nicht anders, als daß hier ein Versehen stattfinden müsse, vielleicht Schwindel eines schlauen Hausirers, der diese werthlose Waare mitten zwischen die guten Sorten gepackt hätte. Als wir unsere Zweifel diesbezüglich äußerten, lächelte der Inhaber des Magazins ob solcher Unwissenheit.

„Graues Haar", belehrte er uns, „ist gerade eine der seltensten und theuersten Sorten; auch ältere Damen wollen ihren Chignon tragen."

O weibliche Eitelkeit! Man bewundert das ehrwürdige Aussehen einer bejahrten Matrone, deren Haar „in Ehren grau geworden" und trotz der Jahre Last „nichts von seiner Fülle verloren hat" — alles Schwindel! Der „Schnee des Alters" ist beim Friseur gekauft, die Lady würde weit lieber eine schwarze, blonde oder braune Tour tragen, aber solche paßt nicht zu ihren Runzeln, und seufzend bezahlt sie den höheren Preis für die „seltene Couleur", welche Kinder und Enkel mit besonderem Respect erfüllt.

Noch waren wir aber nicht in die absonderlichste Branche dieses seltsamen Geschäfts eingeführt worden; alles Haar, was wir bis jetzt besichtigt hatten, stammt von Frauen und Mädchen, die sich zur Zeit des Schnittes ihres Lebens freuten. Schließlich zeigte uns jedoch der Magazin-Inhaber einen mächtigen Ballen „todtes Haar".

Unwillkürlich traten wir einen Schritt von dem Loch in der Leinewand des Ballens zurück: „Also das ist todtes Haar — Haar, das bereits . . . ."

„Beerdigt und wieder ausgegraben ist? Nicht doch", lachte der Magazin-Inhaber. „Der Artikel wird nur deshalb todtes Haar genannt, weil er nicht abgeschnitten, sondern mit den Wurzeln ausgerissen wird."

„Nicht möglich!"

„In allem Ernst. Sehen Sie, oben an jedem einzelnen Haar finden Sie noch die Reste der Wurzel, der Haarzwiebel. All' dieses Haar stammt aus Italien und ist solches, das beim Frisiren ausgeht. Die Lumpensammler achten beim Durchwühlen von Kehrichthaufen sorgfältig auf solche Büschel Haare, wie sie beim Reinigen der Kämme und Bürsten in den Schmutz geworfen sind; dies Material wird aus der Gosse gezogen, oberflächlich gewaschen, vorsichtig entwirrt, sortirt und dann gründlich gereinigt."

„Und solche mühevolle Arbeit kann lohnend sein?

„Bedenken Sie die Armuth der untersten Volksclassen in Italien; zudem ist die Arbeit freilich schmutzig, aber durchaus nicht anstrengend, gerade wie sie der Italiener am liebsten verrichtet. Solches Haar ist um ein Drittel billiger, als das abgeschnittene."

Wir hatten jetzt so ziemlich „genug des grausamen Spiels". Also die schönen Chignons haben zum Theil ihren Weg erst durch die Rinnsteine einer italienischen Stadt nehmen müssen, ehe sie auf die Köpfe der fashionabelen Ladies des West-Ends gelangten? Shocking!

„Kommt auch Haar von gestorbenen Personen, nach dem Tode abgeschnitten, auf den Markt?" fragten wir schließlich.

„Nein. Todtes Haar dieser Art ist für den Friseur ganz unbrauchbar, es läßt sich nicht verarbeiten und ist beim Anfühlen sofort zu erkennen.“

Nun, das war doch wenigstens ein Trost. Wir schieden von unserem freundlichen Führer mit dem herzlichsten Danke für seine Bemühungen, aber mit innerlichem Entsetzen und Grauen. „Man soll vor dem Essen in keine Küche gucken“, lautet ein altes Sprichwort; wir sind überzeugt, daß manche Damen, wenn sie ein Haarlager en gros besucht hätten, der Mode trotzen und sich mit ihrem eigenen Haar begnügen würden. Manche Damen, sagen wir, und fügen zum Trost für die Friseure hinzu, gewiß nicht Alle. Weibliche Eitelkeit ist gewöhnlich stärker als ästhetische Gefühle, und seit der Zeit, da die Patricierinnen des alten Rom sich mit den goldenen Flechten der germanischen Weiber schmückten, wird falsches Haar von der Damenwelt getragen, und so wird es bleiben „bis an's Ende aller Dinge.“

Mannichfaltiges.

s Technisches. Der Pariser „Verein zur Förderung der National-Industrie“ hat kurz vor Ausbruch des Krieges Erfindungsprämien im Betrage von 260,000 Frcs. für die nächsten 5 Jahre ausgesetzt. Die Preisaufgaben sind zweckmäßig gewählt, die meisten derselben chemischer Natur. Wenn auch deutscherseits eine Concurrenz nicht stattfinden kann, so ist es immerhin interessant, die Wünsche, welche sich in der Industrie geltend gemacht haben, näher kennen zu lernen. Für mechanisch-technische Gegenstände sind u. a. folgende Preise ausgesetzt: 6000 Frcs. für eine calorische Betriebsmaschine (Dampf-, Luftmaschine ꝛc.) von 25 bis 100 Pferdestärken, welche beim regelmäßigen Betrieb höchstens 0,7 Kilogr. guter Steinkohlen pro Stunde und effectiver Pferdsstärke verbraucht, und pro Pferdsstärke weniger als 300 Kilogr. wiegt, sowie nicht über 400 Frcs. kostet. — 1000 Frcs. für eine kleine Betriebsmaschine mit rotirender Welle, welche eine Arbeit von ca. 1/12 bis 1/4 Pferdsstärke billig liefert, und zwar so, daß bei veränderlicher Leistung der Wirkungsgrad nicht allzustark variirt, auch die Geschwindigkeit den verschiedenen Bedürfnissen der Hausindustrie angepaßt werden kann. — 3000 Frcs. für eine Feilenhaumaschine. Die Herstellung einer solchen ist bis hierher noch nicht befriedigend gelungen, obgleich schon seit langer Zeit dahinzielende Anstrengungen gemacht worden sind. Leonardo da Vinci hat sich (vor ca. 400 Jahren) schon damit befaßt. Der Hauptgrund, daß das Problem noch nicht gelöst worden ist, scheint darin zu liegen, daß man allein die Nachahmung der Handarbeit anstrebte, und die Erzielung des Productes auf einem anderen, der Maschine angemesseneren Wege wohl noch kaum in's Auge gefaßt hat. Die als preiswürdig anzuerkennende Maschine muß Feilen aller Art und von allen Dimensionen, von gleich guter Beschaffenheit, wie die besten von Hand erzeugten, und wesentlich billiger als diese liefern, auch wenigstens 1/4 Jahr in regelmäßigem Betrieb gewesen sein. Das Werkzeug soll eine unveränderliche mathematische Form (?) haben, ohne Stoß arbeiten, und darf keinen abnormen Reparaturen ausgesetzt sein. Um die Bedeutung des Gegenstandes darzuthun, ist erwähnt, daß Frankreich für ca. 10 Millionen Frcs. Feilen verbraucht. — Die Fabrikanten der Champagner Mühlsteine in Ferté sous Jouarre haben einen Preis von 5000 Frcs., sammt Zinsen vom 1. Jan. 1867 an, ausgesetzt für ein praktisches und billiges Verfahren der Bearbeitung der Mühlsteine, welches die gesundheitsschädlichen Einwirkungen der jetzigen Methoden beseitigt. Diese Mühlsteine sind bekanntlich aus Stücken Feuerstein zusammengesetzt, welche in Kreidefelsen eingesprengt von gerundeter Form vorkommen, und deren Zurichtung und Zusammenfügung eine sehr mühsame Arbeit erfordert. — Für Verbesserungen in der mechanischen Hanf- und Flachsspinnerei sind 4000 Frcs. ausgesetzt. Es ist verlangt, daß Flachsgarn von über 100,000 Mtr. Länge per Kilogr. oder Hanfgarn von über 15,000 Mtr. Länge per Kilogr. mit Maschinen erzeugt werde, welche zudem 15 Proc. gegen die bisherigen Maschinen an Betriebskraft ersparen, und wobei die Temperatur des Wassers, wenn dessen Anwendung nicht zu vermeiden ist, mindestens so gering sein soll, daß kein Dunst mehr entsteht. Von solchem Garn muß der Preisbewerber wenigstens für 20,000 Frcs. schon verkauft haben. — In der Baumwollspinnerei glaubt man durch Einführung des Kämmprocesses statt des Krempelns einen Fortschritt zu erzielen; deswegen sind für eine zweckmäßige Baumwollkämmmaschine 2000 Frs. Prämie bestimmt. Dieselbe soll so einfach zu warten und zu unterhalten sein wie eine gewöhnliche Krempelmaschine, sowie auch die Arbeitskosten nicht erhöhen. Solche Preisausschreibungen sind sicher ein ganz geeignetes Mittel zur Förderung der Industrie. Eine Einigung der technischen Vereine zu derartigem gemeinsamem Vorgehen ist nun auch in Deutschland Bedürfniß, und wird nicht ausbleiben.

(Der schwimmende Circus) bei Mainz von Herrn Lent, dessen Erbauung durch den Krieg lange Verzögerung erlitten, ist, wie bekannt, am Himmelfahrtstage mit zwei Vorstellungen eröffnet worden. Die schwimmende „Arche Noah“ ist ein wahrer Wasserpalast von riesigen Dimensionen. Das Schiff hat 87 Meter Länge und 28 Meter Breite. Bei einer Belastung von 50,000 Centnern nur 10 Zoll Tiefgang. Es ist seinem Zwecke entsprechend eingerichtet, und der Circus selbst mit Luxus und Comfort, ja bis in alle Einzelheiten mit bestem Geschmacke ausgestattet. Das Schiff hat seine eigene Gasfabrik, Buchdruckerei, Schmiede, Stallungen, Schlafcabinete für das Personal und zwei große Restaurationen. Der Zuschauerraum mit großer Fürstenloge faßt 2000 Zuschauer auf Sitzplätzen. Was die Leistungen der Gesellschaft betrifft, so sind sie, wie das seltsame Schiff selbst, sehenswerth und Vieles sogar meisterhaft. Die Pferde sind schön, die Costüme brillant, die Restaurationen verdienen volle Anerkennung. Der schwimmende Circus wird in Mainz noch einige Vorstellungen geben und dann rheinabwärts an allen größeren Städten landen.

(Ein großartiges Project) ist das zur Verbindung von Konstantinopel mit der asiatischen Küste durch einen Bosporus-Tunnel, zu dessen Ausführung sich eine englisch-türkische Compagnie gebildet hat. Die technische Seite dieses neuen Riesenwerkes ist sehr interessant. Es soll nämlich etwa 36 Fuß unter dem Wasserspiegel, so daß der Verkehr der Schiffe nicht behindert ist, ein Rohr von 10 Fuß Durchmesser im Lichten gelegt werden, das aus zwei concentrischen, 8 Zoll von einander abstehenden Röhren von viertelzölligem Kesselblech besteht und eine Länge von etwa 1200 Fuß haben würde. Die beiden Röhre sollen entweder nur von einander abgesteift oder der Raum zwischen ihnen mit Holz ausgefüllt werden. Das Gewicht des Rohres würde ungefähr 12,000 Ctr., das des Futters und der Ausfüllung auf der Sohle etwa 34,000 Ctr., das größte Gewicht eines hindurchgehenden Eisenbahnzuges 8000 Ctr., der Auftrieb aber 54,000 Ctr. betragen. Da demnach das Gesammtgewicht des unbelasteten Tunnels geringer ist als der Auftrieb, so müßte das Rohr durch eine Anzahl im Meeresgrunde festgeankerter Ketten niedergehalten werden, während auch durch die höchste zulässige Belastung keinerlei Senkung hervorgebracht wird.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.
Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 61. Vierter Jahrgang 1871.

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Fortsetzung.)

„Warum nimmst Du die Einladung zu Deiner Freundin nach Nußdorf nicht an?" sprach Tags darauf Oscar zu Thekla.

„Ist Dir meine Gegenwart so lästig?" antwortete das Mädchen.

Ein leichtes Erröthen flog über des Jünglings Züge. „Soll ich dem Schwesterchen Complimente sagen?"

„Das freilich fordere ich nicht von Dir, aber wissen möchte ich, warum Du in neuerer Zeit mir so häufig den Vorschlag machst, vom Hause wegzugehen."

„Weil ich — weil ich Dich nicht gern in Gesellschaft jener Frau sehe."

„Du meinst die Stiefmutter?" fragte Thekla betroffen.

„Ja, die Gattin Deines Vaters."

„Was hast Du nur gegen sie? Behandelt sie nicht Dich und mich mit liebevoller Aufmerksamkeit?"

„Das thut sie, aber ich will nicht, daß Du ihre Freundin seist."

„Du willst es nicht?"

„Ich weiß, daß ich Dir nichts zu verbieten habe, aber ein älterer Bruder darf sich wohl manchmal ein Recht heraus nehmen, wenn es ihm auch nicht gebührt."

„Und die jüngere Schwester gehorcht, wenn sie auch nicht dazu verpflichtet ist," sprach Thekla. „That ich das nicht oft?"

„Bisweilen," lachte Oscar, indem sich seine Züge erhellten.

„In diesem Falle muß ich aber ungehorsam sein," fuhr das Mädchen fort, „und ich begreife nicht, wie Du mich verleiten magst, der Stiefmutter freundliches Entgegenkommen schroff abzuweisen. Warst nicht Du Derjenige, der immer zum Frieden rieth, der mir vorwarf, ich sei kein gutes Kind?"

„Das Alles that ich, bevor ich sie kannte," sprach Oscar, indem der heitere Schimmer von seinen Zügen schwand und seine Stirn sich umdüsterte.

„Aber was weißt Du von ihr, was kannst Du gegen sie vorbringen?"

„Sie ist mir unsympathisch," sagte der junge Mann.

„Ist das Alles?"

„Ganz ungewöhnlich unsympathisch."

„Das bemerke ich, Du kannst Dich kaum überwinden, ihr gegenüber die nothwendigsten Höflichkeitsformen zu beobachten."

„Wahrhaftig."

„Der Vater hat schon manchmal sich mißbilligend gegen Dich darüber geäußert."

„Seine Verweise sind nicht geeignet, mich günstiger für sie zu stimmen."

„Du wirst ihn, der Dich so liebt, ernstlich dadurch erzürnen."

„Ich beleidige sie nicht, thue Alles, was er mir befiehlt!"

„Und willst mich doch überreden, die Einladung Adolphinen's anzunehmen und nicht, wie er wünschte, mit der Mutter zur Gemälde-Ausstellung nach der Residenz zu fahren."

„Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du nicht mit ihr führest und statt dessen Deine Freundin besuchtest. Zieht es Dein Vater auch vor, daß Du seine Frau begleitest, hat er doch kein Veto gegen Deinen Ausflug nach Nußdorf eingelegt."

„Fast möchte ich glauben, Du wollest mich länger von hier entfernt wissen."

Oscar schwieg. Peinliche Unruhe sprach aus seinen Zügen.

In Thekla's Augen traten Thränen. „Da Du mich gehen heißest, gehe ich," sprach sie, „ich werde mich bei der Mutter entschuldigen, leb' wohl!"

„Leb' wohl!"

Sie reichten sich die Hände und schieden.

* * *

Fast schon beim Bahnhof angelangt, bemerkte Thekla, daß sie den Sonnenschirm vergessen. Sie pochte an das Wagenfenster und gebot dem Kutscher umzukehren. Die Verzögerung war ihr lästig, wohl hatte es nichts auf sich, wenn sie erst mit dem nächsten Train die kleine Reise antrat, aber, nicht wußte sie warum, ein banges Gefühl beschlich sie plötzlich, schon wollte sie dem Rosselenker Gegenbefehl ertheilen und ohne Sonnenschirm sich in's Freie wagen, Eitelkeit und Furcht vor Kopfschmerz siegten aber über das halb unbewußte Bangen.

Zu Hause angelangt, eilte sie mit leichten Schritten die Treppe hinan und tief nach dem Zimmer, in welchem man das Frühstück eingenommen, dort hatte sie, wie sie sich gut erinnern konnte, den Schirm in eine Ecke gestellt. Als sie sich der Schwelle näherte, drangen Stimmen ihr aus dem Gemach entgegen, leise flüsternde Stimmen. Sie blieb betroffen stehen.

„Sei ruhig, weine nicht mehr, ich werde Dich nie verlassen," hörte sie Oscar sagen.

„Dank Dir für dieses liebe Wort, aber kann es mich vollends trösten, wird das Furchtbare nicht über mich h reinbrechen, unser Geheimniß nicht verrathen werden? Er ist fähig, schonungslos zu handeln — wird Julius aufsuchen, ihm enthüllen —"

Die Stimme versagte Marguerite, denn sie war es, die mit dem Jünglinge sprach.

Starr vor Schreck und Ueberraschung stand Thekla, ihre Glieder waren wie gelähmt.

„Verlieren wir keine Zeit," fuhr Horst's Gattin fort, „welch' Glück im Unglück, daß sie nach Nußdorf fuhr, daß Julius seine Krankenbesuche macht und vor Abend kaum nach Hause kommt! Sollte er dennoch früher als wir eintreffen, laß uns ihm sagen, daß Du mich nach der Gemälde-Ausstellung begleitest, er wird kein Arg darin finden, wird sich freuen, daß Du Dich einmal der Stiefmutter gefällig gezeigt."

„Ihn zu betrügen, ist mir bitterer als der Tod," sprach Oscar, „aber komm', die Zeit drängt."

Der Gedanke, den Beiden jetzt vor Augen zu treten,

war entsetzlich, er beflügelte Thekla's Schritte. Wie ein gescheuchtes Reh floh sie hinter die Thür.

Im Spiegel sah sie sie vorübergehen, sah, wie Oscar die Zitternde stützte, die Frau ihres Vaters liebkoste, indem er die Hand über ihr goldblondes Haar gleiten ließ.

Kaum hatten sie das Zimmer verlassen, als Thekla hervortrat. Sie war bleich wie Schnee und schrack zusammen, als sie ihr schmerzentstelltes Gesicht im Glase erblickte. Sie strich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie einen Traum verscheuchen, der ihre Seele ängstigte, sie fühlte ihre Hände, ihre Arme gewaltsam an, als wolle sie sich aus dem Schlafe erwecken. Sie wünschte, die Erde möchte sich aufthun vor ihr und sie verschlingen. Auf wen konnte sie vertrauen, wen achten, lieben, wenn Oscar den Mann verrathen konnte, der Vaterstelle an ihm vertreten!

„Empörend, empörend!“ rief sie aus dem lethargischen Zustand erwachend, in welchen der erste Schreck sie versetzt. „Giebt es eine Strafe, die einen solchen Frevel sühnen könnte?“

In dieser Gemüthsstimmung war es Thekla nicht möglich, ihre Freundin zu besuchen. Nicht wußte sie, was beginnen, wohin sich wenden, eine furchtbare Unruhe kam über sie. Sie schritt in der leeren Wohnung auf und nieder, rastlos ohne einen Gedanken fassen und festhalten zu können; im Zimmer schien ihr die Luft so dumpf, so schwül, und doch waren die Fenster geöffnet. Sie ging die Treppe hinab in den Garten; wie häßlich, wie traurig fand sie ihn, der sonst ihr Lieblingsaufenthalt war, wie quälend berührte sie nun nicht alles, was sie sah; an jedes Plätzchen, jedes Blumenbeet, jeden Baum und Strauch knüpfte sich eine Erinnerung an Oscar, ihren lieben Bruder, wie sie ihn so gerne genannt. Ueber jenen sandigen Weg hatte er, als sie noch ein kleines Mädchen war, sie im Wägelchen geführt, unter jenem Baum ihr Lesen und Schreiben gelehrt, auf jene Rabatte Blumen für sie gepflanzt und mit ihr auf der Wiese muntere Spiele gespielt — und seit sie erwachsen war, las er ihr hübsche Gedichte vor oder er begleitete ihren Gesang mit seiner Stimme, leistete ihr thätige Hilfe bei der Gartenarbeit und beim Einsammeln der Obsternte; oft zankte er wohl mit ihr und verwies ihr ihre Fehler, die, wie er sich halb zornig, halb scherzend ausdrückte, „zahllos wie der Sand am Meere wären“, dann aber war er wieder so gut und lieb, daß sie zeitlebens hätte bei dem Bruder bleiben und jedem Freier der sich gemeldet, die Thür weisen wollen.

An alles dies dachte sie, und es wurde ihr so schrecklich, so tieftraurig zu Sinn, daß sie hätte laut weinen mögen; aber sie that es nicht, die schwermüthige Stimmung, die ihre Augen erst mit Thränen geschwellt, wich von Neuem dem Gefühle des Zornes und der Empörung.

Da hörte sie die Schritte ihres Vaters — sie näherten sich ihr. Siedend heiß stieg das Blut ihr zur Schläfe, was sollte sie thun? An ihrem Pflegebruder zur Verrätherin werden, ihre Stiefmutter entlarven, des geliebten, theueren Vaters Wahn vernichten, sein Glück für immer zerstören, vor ihn hintreten und sagen: „Der Knabe, den Du großgezogen, den Du mit Liebe und Aufopferung einem Sohn gleich gehalten, er hat das Herz Deines Weibes gestohlen, mit schwarzem Undank Deine Großmuth gelohnt. Jene, welche Du aus den Armen des Todes befreit, welche Du mehr als Deine Tochter geliebt, welcher Du Deinen Namen geschenkt, ihr die Stelle Deiner Gattin eingeräumt, sie ist eine Buhlerin, und während sie Dir von Deiner Liebe spricht, trägt sie den Verräther in Sinn und Herzen.“

„Was Tausend! Du noch hier, Kleine?“ ertönte des Vaters Stimme. „Meinte ich doch, Du seiest über alle Berge, entweder die Meisterwerke alter und neuer Künstler bewundernd oder bei der sanften Adolphine im romantischen Nußdorf. Eine recht liebe Ueberraschung, daß ich Dich treffe, kannst Deinem Vater die Zeit vertreiben, hole Dein Federhütchen und laß uns den Weg nach der Meierei antreten.“

So arglos, so heiter war der Vater, daß Thekla den Muth verlor, mit ihrer niederschmetternden Kunde den Frieden seines Gemüthes zu vernichten. Jetzt nicht, jetzt noch nicht sollte ihm die schreckliche Wahrheit enthüllt werden. Machte sie sich nicht durch ihr Schweigen zum Hehler des Stehlers? — — nein, nein, sie konnte nicht anders, es war ihr unmöglich, den sonnigen Tag in finstere Nacht, trostlose Nacht zu verwandeln. Mit Oscar wollte sie sprechen, er sollte ihr Rede stehen und dann — dem Hause den Rücken kehren, das er durch seine Gegenwart entweiht. Dieser Entschluß entsprang mit einem Mal in ihr, während sie ging den runden Hut zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ordensgratulanten.*)

Ja, ja, so geht's Einem, wenn man in der großen Stadt Paris lebt und heute nicht weiß, womit man morgen den betreffenden Magen zur Ruhe verweisen soll, kein Handwerk gelernt, und von einer classischen Erziehung nur das in Erfahrung gebracht hat, daß sie viel Geld kostet, und einem armen Plebejer fast noch höhnischer ein Schnippchen schlägt als nicht selten der unentbehrliche, zur materiellen Existenz erforderliche Brodkorb: man sinnt nach, geräth, gleich dem grübelnden Erfinder und Gelehrten, auf manch seltsamen, nicht immer praktischen Gedanken und entdeckt doch schließlich, nach mancher denklichen Kreuz- und Querfahrt, etwas Rechtes, das anschlagen und nicht nur dem leidigen Hunger den Garous machen, sondern auch auf einige Stündchen oder Tägelchen die entsetzliche Langeweile aus dem Felde bannen kann. Für heute zu diesem Satze von hundert nur einen kleinen Beleg, der in der Welt des Pariser Industrieritterthums erst unlängst ins Dasein getreten und wie es scheint, noch immer im besten Aufblühen und Sprossentreiben begriffen ist.

Jedermann weiß, mit welcher Beharrlichkeit — in Neugallien wie anderwärts — ein Sterblicher, der, vom Himmel mit Glücksgütern gesegnet, fortan die Fahne des Ehrgeizes, oder wohl gar der Ehrsucht, wehen läßt, ein Ziel verfolgen kann, das, so unbedeutend es scheint, durch seinen bescheidenen Glanz mehr als alles Andere dem großen Haufen imponirt, seinem Träger die interessantesten Kundgebungen von Paul und Hans einbringt und ihn zu einem Manne macht, vor dem der auf Wache stehende Soldat selbst das Gewehr präsentirt, und Jedermann erräth, daß wir mit diesen Andeutungen das Jagen und Rennen nach einem — Orden meinen.

Also Herr Goldmann freut sich, wenn er quasi eine edle That verrichtet, wenn es ihm nach langwierigem Ringen und Streben, Hinwegräumen von Hindernissen aller Art, nach einigen Sätzchen und Sprüngelchen, Kratzfüßlein und Reverenzlein vielleicht auch, gelungen, die Aufmerksamkeit eines Mitsterblichen auf sich zu ziehen, den ein räthselhaftes Geschick, der

---

*) Aus: „Genrebilder aus dem modernen Babel“ von Friedrich Carl Peterssen. Stuttgart. Verlag von A. Kröner. 1870.

Zufall, social weit über ihn gestellt, und bei dem es steht, ihm und anderen verwandten Geistern die Freuden des siebenten Himmels zu kosten zu geben; was thut er nun aber nicht, um nach dem Erreichen dieses ersten Freudentreppen-Absatzes noch höher zu steigen, und mit einer Ordensverleihung in optima forma vom Manna des Glückes und des gerechten (!!) Stolzes zu genießen!! Und wie groß, wie riesig ist Herrn Gold-, Herrn Stolzmanns Freude, hält er das ersehnte Object endlich in Händen, liest er, lesen Hunderttausende mit ihm im landesväterlichen Organe schwarz auf weiß seine so gerechter (!!) Weise erfolgte Ernennung zum Ritter, kann er ein leeres Knopfloch an seinem Rocke mit dem weithin leuchtenden, schimmernden Bändchen der Ehre schmücken und noch einmal so würdevoll wie bisher, weil mit einem Crachat (Piepvogel) an der Brust, sein körperliches Ich über die Straße führen! „Seid umschlungen, Millionen!“ möchte auch er im ersten Glückstaumel singen, und wie sie nun Alle kommen zu frohem Schmause, Verwandte und Bekannte, Angehörige und Freunde, und ihm die Hand drücken und ihm ihre Glückwünsche darbringen — ja, wer schilderte die Seligkeit eines solchen Tages! — —

Nun sehen Sie mir das kleine Individuum dort am Ende der Rue Soufflot, vor dem groß und breit an die Frontseite der Mairie geklebten Morgenmoniteur einmal an! Finden Sie nicht mit uns, daß es mit dem knochenstarken Sträflingsantlitz, dem stark verschleierten Augenpaar, der Kalmückennase, dem breiten Lippenverschlusse und dem mehr als voluminösen Kinn das Glück eines gesichtsstudienbeflissenen Lavater begründet und ausgemacht hätte? Meinen Sie nicht, daß diese Gaminmütze auf dem wirr um die Schläfe herabwuchernden Haupthaar, dieses nachlässig um den schamvoll — seine ursprüngliche Weiße verbergenden Hemdkragen geschlungene Halstuch, diese aus der Façon gerathene baumwollene Blouse, dieses classische Beinkleid und diese zerfetzten Sandalenschuhe einem Eugene Sue zur Ausstaffirung eines seiner Mysterienhelden gelegen gekommen wären? Und meinen Sie nicht auch, daß der eingangs von uns aufgestellte Satz in seiner Bedeutung diesem Straßen-Abonnenten des „Moniteur“ sich anpassen ließe? Je nun, was treibt denn der Bursch? Er liest die Zeitung. Und wozu? Das ist es ja eben: er liest die Namen Derer, die den Tag vorher vom Landesvater mit einem Orden bedacht worden, und ich wette, die Gedanken, die dabei über seiner Kalmückennase sich entspinnen, haben eine entfernte Aehnlichkeit mit den Betrachtungen, die wir soeben im zweiten und dritten Paragraphen dieser Skizze dem Leser vorgeführt haben.

Plötzlich wendet er sich an seinen Begleiter, ebenfalls mit Struwwelpetertendenz „Etienne“, hören wir ihn singen; „il me vient une idée.“ (Steffen, mir fällt etwas ein.)

„Und das wäre?“

„Der brave Magister Bonus hat einen Orden bekommen.“

„Um so schlimmer für ihn.“

„Wir sind ohne Arbeit, und in unseren Portemonnaies ist Ebbe.“

„Ohne Arbeit?! Hm, hm! Aber man ist so müde, man ist so matt!! Freilich, die Geldebbe ist da; aber was hat das mit dem Orden des Magisters Bonus zu thun?“

„Wir gehen hin und gratuliren ihm.“

„Dir hat die Hitze den Kopf verrückt.“

„Nein, ganz und gar nicht. Höre nur! Ich ziehe meinen alten Bratenrock an. Du thust desgleichen; Vater Martial rasirt und frisirt uns auf Credit; wir schießen ein Capital von zehn Sous zusammen, kaufen einen prächtigen Blumenstrauß dafür, und Du sollst sehen, wir verleben heute „zur Alten Eiche“ *) einen Abend wie lange nicht.“

„Also ein Bouquet Blumen?! Hm ja, das sieht freilich nach Etwas aus! Der gute Magister muß vergnügt sein, und — wer weiß! — Allons, versuchen wir es, und — — weißt Du was?“

„Nun?“

*) Oeffentlicher Tanzsaal in der Rue Mouffetard.

„Wenn der Spaß gelingt und der Alte aus Freude über seinen Orden etwas zum Besten giebt, so setzen wir anderswo die Comödie fort.“

„Steffen, Du hast mir aus der Seele gesprochen.“

— — — — Dort in dem kleinen Eßsaal mit dem dunkelen Getäfel sitzt eine muntere Gesellschaft an reichbesetzter Tafel. Man ist just beim Nachtisch angelangt, und in den hohen Spitzgläsern perlt ein köstlicher goldener Wein. „Dem neuen Ordensritter, unserem lieben Freunde und Wirthe, dies volle Glas!“ ertönt aus männlicher Kehle das Signal zu universellem Geklirr, und die ganze Gesellschaft erhebt sich, um anzustoßen mit dem Manne, dem zu Ehren dies Freundes- und Familienfest statt hat. Professor Bonus — wir sind in seiner Wohnung — ist froh und seelenvergnügt; nie durch seine lange Magister-Laufbahn hat er einen schöneren Tag verlebt. Längst hat er sein Schäfchen im Trockenen, seine Familie ist für alle Zukunft geborgen, nun sieht er auch sein Verdienst gekrönt, er ist der glücklichste der Sterblichen. Da ertönt — heute zum fünfzigsten Male — die Glocke an der Eingangsthür. „Geschwind, Johann, laß herein!“ Und Johann, der getreue Famulus, ist schon draußen und öffnet. „Der Herr Professor?“ erkundigen sich, die Mütze lüftend, unsere Ordensgratulanten. „Einen Augenblick!“ meint Johann bei dem Anblick der Individuen mit dem Blumenstrauß verblüfft, und er verschwindet hinter der Thür zum Speisesaal. „Nur in den Saal mit ihnen!“ flüstert gnädig Professor Bonus, als Johann ihm rapportirt; „Sie entschuldigen, meine Freunde!“ —, und schon eilt er auf Umwegen den die Salonschwelle Ueberschreitenden entgegen.

„Herr Professor!“ nimmt der Finder der Idee das Wort.

„Meine Herren!“

„Wollen Sie uns eine große Gnade erweisen?“

„Ich eine Gnade?“

„Und zu Ihrem heutigen Ehrentage unsere Beglückwünschung sowie aus unseren unwürdigen Händen diese Blumenspende entgegennehmen?“

„Mein Gott, ich kenne Sie ja aber gar nicht!“

„Wir sind Proletarier, Herr Professor!“

„Proletarier! Aber, meine Freunde, wie kommen Sie dazu, Geld für einen Blumenstrauß auszugeben?“

„Ja, sehen Sie, Herr Professor, wir hätten es auch wohl nicht gethan; aber einem Manne von Ihrem Verdienst gegenüber — Sie verstehen.“

Der gute Professor traut kaum seinen Ohren: er ermißt, daß die Blumen dem nobelen Proletarierpaar vielleicht 30, 40 Sous, ein ganzes Capital, gekostet haben; auch ist er freudig bewegt, bei gehobener Stimmung, die Leute können es ja auch im Grunde mit ihrer Beglückwünschung ehrlich meinen, ist er nicht eine bekannte Persönlichkeit? — Fort drum mit der kaltherzigen Berechnung! — Und, schier ehe er es sich versieht, hält er in der Hand den Strauß, wandert dafür ein funkelndes Goldstück in die Linke des Ueberreichers, und die beiden Freunde entfernen sich dankend unter tiefen Bücklingen durch die von Johann im Voraus weitgeöffnete Thür.

Das Geschichtchen ist kurz darauf in Paris ruchbar geworden; seit der Zeit besteht daselbst aber auch thatsächlich die Industrie der Ordensgratulanten.

Mannichfaltiges.

(Reliefkarten.) Das „Milit.-Wochenbl.“ schreibt: „Wir haben in diesen Blättern schon zu wiederholten Malen auf die verdienstlichen Arbeiten des Bildhauers H. Walger in der Herstellung von Reliefkarten der Schlachtfelder empfehlend hingewiesen und können nunmehr mittheilen, daß auch die Reliefkarte von Sedan-Beaumont vollendet ist und ausgegeben wird. Dieselbe, im Maßstabe von 1 : 80,000 (im Höhenmaß 1 : 8000), 41 zu 51 Centimeter groß, umfaßt ein Gebiet von 20 Quadratmeilen. Nördlich reicht sie bis eine

Meile von Sedan mit einem Theile des belgischen Gebietes und einem Stück des Flusses Semoy, südlich bis Beaufort, Pierremont, Brieulles, westlich bis Bindresse und Nauvion, östlich bis Stenay, Olizy und Fontenville. Das ganze Terrain zum Studium des Gefechtes bei Beaumont und der Schlacht bei Sedan ist daher auf der Karte detaillirt enthalten, und gestattet dieselbe auch die unmittelbar vorangegangenen Märsche und Operationen in anschaulichster Weise zu verfolgen. Gegenwärtig arbeitet der unermüdliche und in dem Fache der Reliefkarten bisher wohl noch unübertroffene Bildhauer Walger an der Reliefkarte von Paris mit dem ganzen Cernirungskreis, gleichfalls in dem Maßstabe von 1: 80,000 und hofft, dieselbe binnen Kurzem herstellen zu können. Diese Karte wird mit der von Sedan ganz gleiche Größe haben. Die früher herausgegebene Reliefkarte von Metz und den umliegenden Schlachtfeldern ist in Höhe und Breite um 4 resp. 5 Centimeter kleiner, als die von Sedan und Paris, aber von gleichem Maßstabe."

(Maikäfer in der Acht.) Nach Pierer's Lexikon wurden die Larven der Maikäfer resp. Engerlinge ihrer Gemeinschädlichkeit wegen 1479 vor das geistliche Gericht nach Lausanne beschieden, ihnen zwar ein Defensor zugestanden, sie jedoch in Bann gethan.

(Krieg im Kleinen.) Vor der Berliner Börse kam es vor einigen Tagen wieder zwischen zwei Speculanten zu einer kleinen Auseinandersetzung mittelst der Regenschirme. Zwei Dienstmänner aus der großen Schaar, die das Vestibul zu belagern pflegt, traten als Friedensstifter dazwischen. Als die Feindseligkeiten eingestellt waren, holte der eine der Dienstmänner sein Buch aus der Tasche und überreichte mit amtlicher Miene jedem der Kämpfenden eine Fünfsilbergroschen-Marke; der andere folgte diesem Beispiele und die auf den Friedensfuß gesetzten Kämpfer machten unter hellem Gelächter der Umstehenden gute Miene zum bösen Spiel und zahlten, selbst lachend, die Kriegskosten.

Vom Büchertisch.

Europäischer Geschichtskalender von H. Schultheß, Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung.

* Von diesem rühmlichst bekannten Buche, dessen elfter Jahrgang (1870) soeben — frühzeitiger als bisher — erschien, ist zum erstenmale ein Auszug für das große Publicum zu dem billigen Preise von 36 kr. erschienen. Der Auszug bietet eine sorgfältig bearbeitete allgemeine Chronik (von H. Schultheß), in der kein wirklich bedeutendes Ereigniß fehlt, und eine erzählende Uebersicht (von Professor W. Oncken), welche die Ereignisse des großen Jahres und deren Resultate geistvoll und prägnant hervorhebt. Es wird damit zugleich die erste Geschichte des Jahres 1870 im Zusammenhange geboten, welche den weitesten Kreisen zur Orientirung warm empfohlen werden kann.

Gedichte von Gustav Gerstel. Berlin 1871. Verlag von Franz Lipperheide.

* Die vorliegende Gesammtausgabe von Gerstel's Gedichten wird von dem „H. Tagbl." mit folgenden Worten, denen wir vollständig zustimmen können, empfohlen: „Wir hatten es nach genauer Durchsicht des Werkes für eine Pflicht, die wir gegen den Dichter wie gegen das Publicum erfüllen, wenn wir auf diesen reichen Liederkranz dringend aufmerksam machen. Man fühlt es beim Klange dieser Lieder, daß sie aus voller, unentweihter Dichterbrust gesungen wurden, man erkennt, daß hinter der Glätte der Form, die alle Schöpfungen Gerstel's auszeichnet sich weder der Mangel an Ideen, noch an frischem, lebendigem Gefühle verbirgt. Das ist wahl tiefe, echte Frömmigkeit, aber kein heuchlerisches Frommthun; da ist kein sentimentales, mondscheinfarbenes Getändel, sondern rascher Mannesmuth und flammender Manneszorn. Verweilen möchten wir noch besonders auf die zahlreichen Liebeslieder, die fast alle wunderbar tief empfunden und von herrlichem Wohllaute sind. Bei der Jugend des Dichters und seiner eminenten Productionsfähigkeit ist zu erwarten, daß wir von ihm noch manchen Edelstein, manche frische Blüthe empfangen werden. Von ganzem Herzen wünschen wir, daß auch der äußere Erfolg die ferneren Leistungen dieses seltenen Talentes begleite und daß ihm der geborene Beruf des Dichters mehr „Lorbeern als Dornen bringe!"

Gedenkbüchlein, der Landauer Jugend gewidmet zur Erinnerung an den Friedensfesttag Sonntag, 5. März 1871.

p. Es ist ein wahrer Genuß, neben so vielen verfehlten Versuchen, die gewaltigen Ereignisse der letzten Monate darzustellen, eine so werthvolle Arbeit zu finden, wie die vorliegende. Eigentlich hat Herr Professor Krück die Schrift zunächst für die Landauer Jugend geschrieben und zwar im Auftrage des Festausschusses für die Friedensfeier, aber auch dem Erwachsenen dürfte sie eine willkommene Lectüre sein. Ein schöner blühender Styl, die Sprache elegant und fließend, die Darstellung klar und lichtvoll wie selten bei einer Erstlingsschrift. Ganz nach den Principien Buckle's, des anerkannt besten unter den neueren Geschichtschreibern entwickelt der vielversprechende Verfasser auf geistvolle Weise die Entstehungsgründe des Krieges und schildert dann zuerst den Kampf mit dem Kaiserreiche, dann mit der Republik. Es folgt dann die Schilderung des Festes und 3 und 4 bringen die zwei Ansprachen an die Jugend, die der Herr Verfasser selbst, zugleich ein gewandter Redner, am Festtage gehalten und die mit so großem Beifalle aufgenommen wurden. In der Form vollendet sind dieselben geistreich und von patriotischer Wärme. Indem wir die gediegene Schrift bestens empfehlen, bemerken wir, daß, so weit der Vorrath reicht, Exemplare in der Druckerei des Herrn Georges in Landau zu haben sind.

Deutschlands Grenzen. Von Ph. Schneider. Mit einer Sprachkarte von Deutschland. Mannheim, 1871. In Commission bei J. Schneider.

* Den Lesern dieses Blattes ist der Inhalt der vorstehenden Brochüre aus dem vorigen Jahrgang (Nr. 137 bis 140) wohl noch erinnerlich. Der Verfasser hat auf mehrfachen Wunsch von dem Aufsatz besondere Abdrücke machen lassen, und diese in den Buchhandel gegeben. Die Sprachkarte hat durch Farbendruck an Deutlichkeit bedeutend gewonnen.

Anagramm.

Mit O bin ich der Anfang und das Ende,
Bin Stadt und Dorf, bin jedes Stückchen Land,
Bin Schloß und Haus, bin Garten und Gelände,
Bin Werkzeug auch, Hans Sachsen wohl bekannt.

Mit A bin ich Natur und Eigenschaft,
Bin Gattung und Beschaffenheit der Dinge.
Bei den Germanen bin ich Muth und Kraft,
Drum wehe dem, der glaubt, daß er sie zwinge.

Δ

Auflösung des Anagramms in Nr. 58:
Omen — Amen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Kreuz — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 62. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Fortsetzung.)

Die Kutsche, welche Marguerite und Oscar führte, barg zwei schweigsame Passagiere in ihrem Inneren. Nur wenige Worte miteinander wechselnd, saßen sie nebeneinander, beide todtenbleich, zwei Verbrechern ähnlich, die man zur Richtstätte schleppt. Ein angstvoller, besorgter Blick aus Oscar's Augen traf manchmal die junge Frau, welche erschöpft und sichtlich leidend in den Kissen des Wagens lehnte.

Sie sah diesen Blick und zog den dichten Schleier über ihr Gesicht. That sie dies, um ihrem Begleiter den peinlichen Anblick ihres Schmerzes zu ersparen, aber wollte sie, ungesehen und unbeobachtet von ihm, ihren düsteren Gedanken nachhängen?

Sie fuhren weiter und weiter durch entlegene Vorstädte, hinaus vor die Linie, einem kleinen Städtchen zu. Dort wurde Jahrmarkt gehalten, das bewiesen die zahlreichen Buden, welche auf dem Hauptplatze rings um den Röhrbrunnen aufgerichtet waren. Schuhe, Spielsachen, Küchengeräthe, Glas- und Porzellanwaaren, Besen und Bürsten fanden sich dort aufgestapelt. Weiße und farbige Schärpen wehten von den, an die Buden befestigten Querstangen und süßer Duft lockte die Jugend zu den Breterhütten, in welchen zahlreiche, aus Pfefferkuchen geformte Reiter und Wickelkinder paradirten. Ein reges Treiben gab sich in dem Städtchen kund, das zu jeder anderen Jahreszeit ein gar stilles, einförmiges Bild bot.

Marguerite und Oscar hatten die Kutsche verlassen und wanderten über den Marktplatz, er hatte ihr den Arm geboten, sie bedurfte dieser Stütze, denn ihre Kniee wankten, während sie an seiner Seite schritt. Der dichte blaue Schleier verhüllte ihr Gesicht und verwehrte ihr, die Gegenstände um sie her zu erkennen. Sie kümmerten sich nicht um das Wogen der Menge, die sich um die Buden drängte; gleichgiltig gingen sie daran vorüber der Gasse zu, die hinaus vor's alte Stadtthor in's Freie führte, nach der Promenade, deren Ziel die auf einer kleinen Anhöhe befindliche Schießstätte war.

Von wilder Romantik oder auch von lieblicher Naturschönheit war hier nichts zu finden. Die sogenannte Promenade bestand aus einer langen, mit Kirschbäumen bepflanzten Allee, neben welcher sich rechts Gerstenfelder hinzogen, während links eine unbebaute Fläche sich dem Blicke darbot. Ein Theil dieser Fläche war jetzt von ungebleichtem Linnen umspannt und diente, wie es das riesige, grell bemalte Bild auf der Fronte anzeigte, einer Kunstreitergesellschaft als Circus. Neben diesem lustigen Gebäude stand ein kleines Haus, das ein grüner, an einer Stange befestigter Büschel Reisig als Schenke bezeichnete.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, und die Städter wagten sich um diese Stunde nicht vor das Thor hinaus in die Gluthhitze.

Ein wandernder Handwerksbursche und ein Junge, der eine Herde Lämmer durch die staubige Allee trieb, waren die einzigen Passanten, welche Marguerite und Oscar begegneten. Die Kirschbäume, ihres dunkelen Früchteschmuckes schon lange beraubt, boten, halb entblättert, von Raupen und Sturm arg mitgenommen, wenig Schatten. Oscar blickte um sich, ein Plätzchen zu entdecken, das Marguerite einen Ruhepunkt gewähren konnte, denn nicht länger vermochten sie ihre Füße zu tragen. In einiger Entfernung von dem Circus stand ein Bänkchen; dorthin geleitete Oscar die junge Frau und ließ sie dann allein. Mit raschen Schritten näherte er sich dem niederen Gebäude, vor welchem die Stange mit dem halbverdorrten Büschel hing, und trat in die Schenke.

Lange harrte Marguerite auf seine Rückkunft, die Minuten schienen sich zu Stunden auszudehnen, die Sonne brannte, das dünne Blätterdach vermochte ihre Strahlen nicht abzuhalten und der kleine Schirm gewährte wenig Schutz. Einen schattigeren Platz zu suchen, erhob sich die junge Frau, aber die Füße versagten ihr den Dienst, sie mußte bleiben, wo sie war, und ließ den Blick voll ängstlicher Spannung nach der Schenke schweifen, aus welcher sie Oscar zurückerwartete.

Aber noch immer kam er nicht. Der Mann, den er dort suchte, hatte die Stunde des Zusammentreffens genau bestimmt; unmöglich konnte ihn Oscar verfehlt haben. Was hatten sie so lange miteinander zu sprechen, konnten sie nicht handelseinig werden? Sollte man ihrer Gegenwart bedürfen, um die Angelegenheit zu schlichten, Schweigen zu erkaufen? Sollte sie vor Jenen hintreten, der sie verderben konnte, ihn selbst um Schonung anflehen?

Plötzlich überkam sie unendliche Angst, die Sorge für Oscar verlieh ihr Kraft, so schnell sie es vermochte, schleppte sie sich die Allee hinab gegen die Schenke hin.

* * *

Vater und Tochter waren von der Meierei in ihre Wohnung zurückgekehrt, es dämmerte bereits, und Thekla eilte, die Lampe anzuzünden. Dr. Horst's Heiterkeit hatte im Verlaufe des Spazierganges abgenommen. Auf Alles, was er sprach, bekam er kurze Antwort, und es verstimmte ihn zuletzt, daß sich Thekla so wenig bemühte, ihn zu unterhalten. Auf seine Frage nach Gattin und Sohn berichtete das Stubenmädchen, die gnädige Frau sei mit dem jungen Herrn nach der Residenz zur Gemälde-Ausstellung gefahren und habe gemeint, bereits um sieben Uhr heimzukommen.

Die siebente Stunde war aber lange vorüber, und acht dumpfe Glockenschläge drangen vom Kirchthurme her. Das Aveläuten tönte, ein Gruß des Engels, mit feierlich süßem Wohllaut durch die Luft. Tiefer sanken die Schatten des Abends nieder, und einzelne Sterne tauchten schon am mattblauen Horizonte auf.

Unruhe beschlich des Doctors Herz. Die Ausstellung wurde täglich um 6 Uhr geschlossen; selbst im Falle, daß seine Gattin den Besuch der Residenz noch zu einigen Einkäufen benützt hätte, mußte sie doch schon zurückgekehrt sein, wenn nicht ein besonderes Hinderniß, ein widriger Zufall eingetreten war.

„Es tröstet mich, daß Oscar sie begleitete", sagte er zu Thekla, die blaß und traurig ihm gegenüber saß. „Wäre ihr irgend etwas zugestoßen, würde er doch leichter Rath und Hilfe wissen als Du."

Das Mädchen nickte.

„Sollten sie aber vielleicht Bekannten begegnet sein und sich verleiten haben lassen, mit ihnen den Abend zuzubringen, dann wehe den Beiden; sie würden eine Strafpredigt bekommen, die sie zeitlebens nicht vergessen könnten."

Der sanguinische Doctor gratulirte sich, daß ihm diese wahrscheinliche Lösung des räthselhaften Ausbleibens zu Sinn gekommen war, und je mehr er sich mit jener Idee befreundete, desto mehr erheiterte sich sein Gemüth. Er kämpfte das Bangen nieder, das ihn noch bisweilen befallen wollte, nahm eine Zeitung zur Hand und las.

Nun hatte Thekla Muße, ihren quälenden Gedanken nachzuhängen. Ihr Geist hatte sich nicht mit all' den Möglichkeiten, dem Umwerfen des Wagens, dem Scheuwerden der Pferde oder einem plötzlichen Erkranken beschäftigt, was wäre selbst das Schrecklichste dieser Ereignisse gegen die ihr am wahrscheinlichsten dünkende Lösung des Räthsels. Sicher hatten die Beiden jene Person, welche um ihr verbrecherisches Geheimniß wußte, nicht zum Schweigen bewegen können und ihr Heil in der Flucht gesucht. Hatte doch Oscar versprochen, Marguerite nie zu verlassen.

Drückend lastete dieses Versprechen auf's Thekla's Herz; dem leichtfertigen, pflichtvergessenen Weibe, das er erst seit einigen Wochen kannte, für das er keine Achtung fühlen konnte, gelobte er, treu zur Seite zu stehen, während ihm die Gefährtin seiner Kinderjahre, die liebevolle Schwester, nichts mehr galt.

Seine Schwester — war sie das? — Nein, sie war es nicht! Thekla's Wangen färbten sich mit dunkeler Gluth. Was sie sich lange nicht hatte gestehen wollen, war ihr mit einem Male klar geworden, daß, halb unbewußt, ein anderes Gefühl als Schwesterliebe für Oscar in ihrem Herzen lebte. Nun vermochte sie sich den Schmerz zu deuten, den wilden Schmerz der Eifersucht, der sie durchwühlte und sich mit ihrem tiefen Mitgefühl für den verrathenen Vater mischte.

Sie preßte die Hand an die Augen und heiße Thränen zitterten von ihren Wimpern auf die Wangen nieder.

„Aengstigst Du Dich der Mutter wegen, mein Herz?" sprach liebreich der Doctor Horst, von seinem Blatt aufsehend.

„Ich habe nicht an sie gedacht," antwortete Thekla leise.

„Also an Oscar," fuhr der Vater freundlich fort, „dagegen wende ich nichts ein; aber weinen mußt Du nicht; es wird weder ihr, noch ihm ein Leid widerfahren sein. Schelten will ich die Treulosen, tüchtig schelten, daß sie uns Sorge gemacht und uns gezwungen haben, mit dem Thee zu warten."

Er sprach in scherzendem Ton, aber Thekla erkannte, daß er heftige Unruhe empfand. Sie vermochte ihren Thränen nicht zu gebieten.

„Thöricht ängstlich bist Du, thöricht ängstlich," sagte Doctor Horst, legte das Blatt aus der Hand, warf einen Blick auf die Uhr und schritt im Zimmer auf und ab. „Was sollte geschehen sein?" fuhr er fort. „Nichts, gar nichts, Du wirst sehen, dies ganze Räthsel wird sich einfach lösen — es müßten nur die Beiden miteinander in die weite Welt gegangen sein."

Er lachte, lachte gezwungen, denn sein Herz war von Unruhe erfüllt; er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß seine geliebte Marguerite oder Oscar ein Unglück getroffen. Schon dachte er daran, den Weg nach der Residenz anzutreten und Erkundigungen einzuziehen, aber er wollte Thekla nicht noch mehr ängstigen und begann von Neuem nach allen nur erdenklichen Trostgründen zu suchen. Er ahnte nicht, daß alles, was er vorbrachte, der Tochter keinen Trost zu geben im Stande war.

Das langsame Rollen eines Wagens ließ sich vernehmen. Horst's Miene erhellte sich, er trat zum Fenster.

Thekla blieb am Tische sitzen, sie glaubte nicht an der Beiden Rückkunft. Mit starrer Ruhe sah sie, nun ihre Thränen versiegt waren, dem Augenblick entgegen, der die Schreckensnachricht bringen sollte. Müde war sie von Allem, was sie heute gelitten, kaum fähig mehr zu denken und zu fühlen.

Die Kutsche hielt vor dem Thore.

„Siehst Du, sie sind es," sagte Doctor Horst triumphirend, „es ist schon einmal Frauenart, sich immer Sorge und Angst um nichts zu machen."

„Sind sie gekommen?" sprach Thekla, ohne ihre Stellung zu verändern. Mehr vermochte sie nicht über die Lippen zu bringen, vermochte es nicht, Freude zu heucheln. Worüber hätte sie Freude fühlen sollen? Daß die Beiden zurückgekehrt, um ihre nichtswürdige Intrigue unter ihres Vaters Dach fortzuspinnen — verachtenswerther waren sie noch dann, als wenn sie, der Leidenschaft folgend, in der Flucht ihr Heil gesucht hätten.

Schritte erklangen im Vorzimmer, die Thür flog auf und Oscar trat über die Schwelle. Sein Aussehen war bleich und verstört, als er sich zu Horst wandte.

„Erschrick nicht zu sehr," sagte er mit leise vibrirender Stimme. „Die Mutter ist unten im Wagen, sie fühlt sich schon besser. Der Anfall von Bluthusten scheint nicht so bedeutend als der frühere gewesen zu sein, sie gab mir diese Versicherung."

Dr. Horst erwiderte nichts, auch er war todtenblaß geworden; mit wankenden Knieen näherte er sich der Thür. Oscar eilte auf ihn zu. „Stütze Dich auf mich", sagte er.

Mit einem lauten Schrei sprang Thekla empor und warf sich zwischen Beide. „Thu's nicht!" rief sie dem Vater zu und schlang die Arme wie schützend um ihn. „Ich werde Dich zur Kranken führen," setzte sie, plötzlich sich besinnend, hinzu, als sie Horst's Blick voll Staunen auf sich gerichtet sah. Aber der Doctor war zu sehr mit seinem Schmerz beschäftigt, um über Thekla's sonderbares Wesen nachzudenken oder zu bemerken, daß sie, von Marguerite sprechend, nicht die Mutter, sondern die Kranke gesagt.

Desto tiefer schien Oscar von des Mädchens Thun und Worten befremdet. „Konnte Thekla ahnen? — unmöglich, ganz unmöglich," dachte er, „weshalb aber denn ihr seltsames Gebahren?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Tuilerieen.

(Aus der „Berliner Börsen-Ztg.")

Die Tuilerieen liegen in Asche — diese fünf Worte bergen eine Welt von Schmach für diejenigen, welche in unerhört ruchloser Weise einen Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet, vernichtet haben. Der Grundstein zu dem Schlosse

wurde von Katharina von Medici, der Blutgenossin König Karls IX., gelegt. Von dem alten Gebäude, welches sie von Philibert Delorme und Jean Bullant auf dem Platze la Sablonnière, wo später Ziegeleien (tuileries) betrieben wurden, beginnen ließ, war freilich in unseren Tagen nicht viel mehr zu bemerken; Veränderungen und Anbau mögen schon in früherer Zeit den ursprünglichen Plan, der der Neuzeit nicht erhalten worden, vielfach umgestaltet haben. Im Jahr 1564 wurde der Bau in Angriff genommen, aber schon 1572, einer Unglück verkündenden Weissagung wegen, eingestellt. Verschiedene Architekten und mehrere Jahrhunderte waren nöthig, das Werk zu vollenden, das erst 1856 vollkommen abgeschlossen dastand.

Nicht von jeher war der Tuilerieenpalast eine Residenz der Herrscher von Frankreich; Ludwig XV. war der erste, der während seiner Minderjährigkeit darin wohnte, und Ludwig XVI. bezog ihn erst vom 6. October 1789 an, als das Volk ihm in Versailles den verhängnißvollen Besuch machte. Von diesem Zeitpunkte an werden die Tuilerieen nicht nur für die Geschicke Frankreichs, sondern der ganzen Welt von Bedeutung. Am 20. Juni 1792 mußte Ludwig XVI. zum ersten Male in den Tuilerieen offen anerkennen, daß seine königliche Macht zu Ende sei. Von dem Sturze des „Ludwig Capet" an blieben die Tuilerieen sieben Jahre unbewohnt; sie wurden, da nebenan im Pavillon Marsan der Convent seinen Sitz aufschlug, der Centralpunkt aller jener Stürme von 1794 bis 1796. Am 19. Febr. 1800 bezog der erste Consul die Räume, und von diesem Tage an blieben sie die ständige Residenz der Herrscher Frankreichs. Hier feierte Napoleon I. seine Hochzeit mit Marie Louise, hier wurde ihm der König von Rom geboren und von hier aus empfing Europa die Gesetze des Corsen.

Die Bourbonen waren nicht lange Bewohner des Palastes. Am 29. Juli 1830 brach ihre Macht zusammen, und wenige Tage später stimmte der Bürgerkönig Louis Philipp vom Gartenbalcon herab die Marseillaise an; achtzehn Jahre darauf mußte auch er vor dem „souverainen Volke" entfliehen, und dieses hauste gar arg in dem alten Schlosse. Die provisorische Regierung der zweiten Republik decretirte, daß dasselbe in ein Asyl für arbeitsunfähige Arbeiter umgewandelt werden sollte, aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung, und das Gebäude diente mehrere Monate als Lazareth für die in den Straßenkämpfen Verwundeten. Der zweite December führte Louis Bonaparte an die Spitze Frankreichs und bald in die Tuilerieen; und an die Stelle der steifen Herzoginnen und gichtbrüchigen Marquis des ancien régime traten die Demimonde und die Glücksritter des zweiten Kaiserreichs, das im September vorigen Jahres vor den wilden Volkshaufen auseinander stob. Die Tuilerieen wurden abermals zum Lazareth, theilweise auch der Sitz von Beamten der republikanischen Regierung — seit dem 24. Mai 1871 endlich sind sie ein Schutthaufen.

Denken wir, der Prachtpalast stände noch wie zur Zeit seiner höchsten Vollendung und schauen wir uns ein wenig in ihm um. Wir betreten das Schloß durch den mittelsten Pavillon de l'Horloge und sehen links vom Eintritt im Erdgeschoß die für die kaiserliche Familie bestimmten Gemächer (die Kaiserin wohnte im oberen Stockwerk), rechts die Schloßwache und einen Saal, der früher zu Conferenzen des Staatsrathes diente, dahinter den Schauspiel-Saal. Die durch den ersten Napoleon errichtete Capelle nimmt die Höhe von zwei Etagen ein; das Hauptplafond-Bild stellt den Einzug Heinrich's IV. in Paris dar. Der Schauspiel-Saal, von ovaler Form, hat Raum für 600 Zuschauer und ist mit jonischen Säulen verziert. In den vier Saalecken schauen wir die Büsten von Corneille, Racine, Molière und Voltaire. Die Capelle, der Schauspiel-Saal und der Saal des Staatsrathes bildeten früher zusammen die grande salle des machines, in welcher Voltaire nach der dritten Aufführung seiner „Irene" von der enthusiastischen Menge gekrönt und Ludwig XVI. zum Tode verurtheilt wurde.

Im mittleren Pavillon de l'Horloge besuchen wir die Salle des maréchaux, in welcher am 28. Januar 1853 die Civilehe Louis Napoleons mit Eugenie vollzogen wurde. Mehr als die lebensgroßen Portraits der Marschälle von Frankreich und die Waffentrophäen interessirt uns die schöne Aussicht auf den Tuilerieengarten. Im Salon de la paix, der als Ballsaal benutzt wurde, sehen wir ein Gemälde von Nic. Loir, Apollo als Gott des Tages; im Thronsaal Flamael's „Religion, welche Frankreich beschirmt", und den berühmten Kronleuchter. Die Salle de Conseil, welche wir alsdann betrachten, ist ganz im Geschmacke Ludwig's XIV. decorirt, die Galerie de Diane bietet uns Gobelinstapeten mit Darstellungen aus den Leben Ludwigs XIV. und XVI. Unter den Appartements particuliers ist uns besonders das Cabinet des Kaisers interessant, das gleiche, in welchem Louis Philipp seine Abdankung unterzeichnete. Im Bibliothekzimmer erließ Karl X. die verhängnißvollen Juliordonnanzen.

Durch die Vereinigung des Louvre mit den Tuilerieen entstand ein großer, umschlossener Raum, die heutige Place du Carousset, auf welcher seinerseits Louis XVI. das berühmte Ringelstechen und Reitspiel aufführen ließ. Napoleon I. ließ als Consul den den Tuilerieen zunächst gelegenen Theil des Platzes von den im Laufe der Zeit entstandenen Gebäuden räumen und durch ein Eisengeländer absperren, das bis heute bestand. Dicht vor diesem Geländer steht der Arc de Triomphe du Carrousset, eine Nachbildung des arcus Severi in Rom. Die vier Facaden sind mit Marmorreliefs geschmückt, welche Siegesmomente aus dem Feldzuge von 1805 darstellen. Früher stand auf der Plattform eine Quadriga aus Bronze, die der erste Napoleon dem Marcusplatze in Venedig „entliehen" hatte, die aber 1814 wieder zurückgegeben wurde und jetzt durch ein anderes Viergespann ersetzt ist.

Westlich von den Tuilerieen dehnt sich der Jardin des Tuileries aus, in einer Größe von 702 Meter Länge und 317 Meter Breite. Er wurde 1665 von Le Notre angelegt, erfuhr aber mehrfache Umgestaltungen, die letzte 1858. Vom Place de la Concorde aus ist der Haupteingang, dessen Pforten mit geflügelten Pferden geschmückt sind, auf denen Mercur und Fama sitzen. Der Garten zerfällt in drei Partieen: Die obere, dem Schlosse zunächst gelegene, hat den französischen Gartencharakter, ist frei und reich mit Statuen und Springbrunnen geziert. Diese Partie ist durch ein hohes Gitter in zwei Theile getheilt, von denen der dem Schlosse zunächst liegende während der Anwesenheit der kaiserlichen Familie dem Publicum nicht zugänglich war. Längs des Gitters ist eine Reihe prachtvoller Sculpturwerke aufgestellt, meist Nachbildungen berühmter Antiken, in Bronze und Marmor, darunter ein Perikles, Themistokles, Theseus, Spartacus, Laokoon u. s. w. — Im reservirten Garten befindet sich gleichfalls eine Anzahl kostbarer Kunstwerke, u. A. zwei marmorne Sphinxe, eine Beule von Sebastopol, Bronzenachbildungen der mediceischen Venus, des Apollo von Belvedere und der Diana, Aeneas, den Anchises tragend, Lucretia, Collatinus, u. s. w.

Alle drei Partieen des Gartens werden auf den beiden ganzen Längsseiten von zwei Terrassen flankirt; auf der nördlichen stand früher ein Benedictinerkloster, in welchem 1791 die gemäßigten Republikaner ihre Clubsitzungen hielten. Später wurde dasselbe abgebrochen und durch ein Ballspielhaus für den kaiserlichen Prinzen ersetzt. Die südliche Terrasse (du bort de l'eau) war einst der Spielplatz des Königs von Rom, dann des Grafen Chambord und später des Grafen von Paris; am Ende derselben erhebt sich ein Orangeriegebäude und in diesem eine Hercules- und Meleager Statue.

Die zweite Partie des Gartens bildet ein überaus lieblicher Hain von Kastanien und Linden; mitten hindurch führt eine breite Avenue, durch welche man vom Concordeplatze auf das Tuilerieenschloß sehen kann. Unter den Bäumen bemerkt man zwei halbrunde Steinbänke, die nach Zeichnungen von

Robespierre gefertigt sind und bei den Blumenspielen der Jugend den Alten als Censorensitze dienen sollten. Die dritte Partie endlich ist die am Ende des Haines, in dessen Mitte sich das große Bassin (300 Schritte Umfang) befindet. Vier große Marmorgruppen umstehen das Wasserbecken, Flüsse repräsentirend; der Tiber, nach einem antiken Original; die Rhone und Saone; der Rhein und die Mosel; der Nil, die bekannte Gruppe mit den 16 um ihn her spielenden Kindern.

Mannichfaltiges.

(Schule im Lazareth.) Der Mittheilung eines Arztes verdankt die „N. A. Z." folgende hübsche Geschichte. In einem Lazareth befanden sich nebeneinander ein Ingenieurunterofficier mit einem ungefährlichen Schuß in der Brust, der jedoch langwierige Heilung erheischte, und ein Gemeiner, der am Fuße amputirt war. Der Unterofficier war ein gebildeter Mann, der Gemeine war kaum über die allerersten Anfänge des Schulunterrichtes hinausgekommen. Beide waren Schlesier und hatten viel Langweile. Den Unterofficier härmte die Unwissenheit seines Landmannes, und er begann deshalb mit ihm einen ganz systematischen Schulunterricht. Da er an seinem Schüler einen offenen Kopf entdeckte, so machte dieser im Lesen, Schreiben und Rechnen solche Fortschritte, daß er die Aufmerksamkeit des Arztes erregte, der insofern den Unterricht unterstützte, als er die nöthigen Hilfs- und Normalschreibebücher lieferte. Als die beiden Landsleute sich trennten, konnte der gelehrige Schüler sich einer kalligraphisch schönen und ganz orthographischen Handschrift, Kenntniß der Decimalbrüche und tüchtiger Belesenheit erfreuen; gewiß ein schönes Geschenk eines Kameraden.

(Ein Wort Bismarck's.) Fürst Bismarck war bei seinem letzten Frankfurter Besuch im Civilanzuge. Der Oberkellner im „Schwan", an den gelben Kragen der Kürassier-Interims-Uniform gewöhnt, konnte es nicht lassen, seiner Verwunderung Ausdruck zu geben. „Beinahe hätten wir Durchlaucht nicht erkannt." — „Da wäre es Ihnen wie den Franzosen ergangen", antwortete der Kanzler lachend, „die erkannten uns auch nicht eher, als bis wir die Uniform angelegt hatten."

(Passionsspiel in Oberammergau.) Die „Fränk. Ztg." beginnt in einer ihrer letzten Nummern mit „Skizzen von Oberammergau", welche der Verfasser mit folgenden Worten einleitet: „Im vorigen Sommer hatte ich begonnen, in diesen Blättern Fingerzeige für Oberammergau und sein Passionsspiel zu geben. Aber die kaum erhobene Feder mußte allzu rasch niedergelegt werden. Die Weltgeschichte wollte ein Drama anderer Art für Viele, für Viele auch eine Passion, in Scene setzen: das in den stillen Bergen gespielte mußte stille stehen. Am ersten Sonntag im Juli war ich zum zweiten Mal in Oberammergau; von Woche zu Woche hatte sich seit dem ersten Spieltag der Fremdenzudrang gehäuft; aus immer weiterer Ferne waren sie herangekommen aber hatten sie ihr Kommen angezeigt. So war es auch an jenem Sonntag übervoll in den Räumen des großen „Theaters"; an fürstlichen Personen, an in der Kunst und Wissenschaft berühmten Namen fehlte es auch diesmal nicht. Unfern von mir saß der Kronprinz von Sachsen mit seiner Gemahlin; wer's ihm damals gesagt hätte, daß er wenige Wochen später ein deutsches Armeecorps gegen Frankreich führen würde! Am 17. Juli spielten sie zum letzten Mal in Oberammergau, schon vor einem sehr zusammengeschmolzenen Zuhörerkreise, an einem trüben regnerischen Tage, so daß die Kleider vom Regen durchnetzt und, wie mir von Ammergau geschrieben wurde, „die Augen von Thränen feucht" waren. Kurz darauf zogen auch die Ammergauer „actores" zum Kriege aus, der Herr Christus voran, in friedlicher Waffengemeinschaft mit ihm der Hohepriester Kaiphas, Simon von Cyrene und noch der wackeren Mannen manche. Mit dem Frieden sind auch sie in ihr stilles Dörfchen heimgekehrt, aber nicht alle. Der dem Herrn das Kreuz nachtrug, schläft mit sechs anderen seiner Waffengefährten, die im vorigen Sommer noch als blühende, kräftige Gestalten vor uns auf jener Bühne standen, in französischer Erde. Die Hauptdarsteller sind unversehrt geblieben, und so haben sie in Ammergau daran gedacht, das so jäh unterbrochene Spiel in diesem Sommer wieder aufzunehmen." Dieses Jahr ist es das erste Mal, daß die Ammergauer von der Jahrhunderte alten Tradition, dem Gelübde, „alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen", abweichen. Man wird diese Ausnahme gerechtfertigt finden, wenn man erwägt, daß im vorigen Jahre die Ammergauer durch die wenigen Aufführungen kaum die Kosten decken konnten und Tausende, welche erst im späteren Sommer oder Herbst das Passionsspiel sehen wollten, um dasselbe kamen.

(Friedenseiche.) Am künftigen Frohnleichnamstage wird auf dem Donon, dem höchsten Berge der Vogesen, ungefähr 1030 Fuß über dem Meeresspiegel, auf der Scheidegrenze zwischen Frankreich und Deutschland, unter entsprechenden Feierlichkeiten eine Friedenseiche gepflanzt werden. Diesem Acte wird eine große Anzahl von Beamten aus Elsaß und Lothringen beiwohnen.

(Karl Müller), der im Rothschild'schen Comptoir in Frankfurt eine Bombe explodiren ließ, machte am 25. Mai beim Untersuchungsrichter einen Selbstmordversuch. Er rannte sich nämlich den Kopf mit solcher Wucht gegen eine messingene Ofenschraube, daß dieselbe ziemlich tief eindrang. Er wurde nach starkem Blutverlust leidend in's Spital, und da er dort hartnäckig die Annahme von Speise verweigerte, darauf in's Irrenhaus gebracht.

(Englisch.) Als Beweis für die Leistungsfähigkeit des Telegraphen, wie als Zeichen von der Theilnahme, mit welcher der Brite, auch noch so fern vom Heimathlande, den großen Ereignissen des Sport folgt, erwähnt die „Engl. Corr.", daß mittelst des indo-europäischen Telegraphen am Mittwoch um 3 Uhr 44 Minuten das Ergebniß des Derby-Rennens von London nach den Hauptstationen in Indien über Teheran befördert wurde, und daß die Depesche in 3 Minuten Kurratschi, in 4 Minuten Bombay, in 5 Minuten Calcutta erreichte.

(Erziehung für den Galgen.) Ein eigenthümlicher Rechtsfall beschäftigt augenblicklich die Aufmerksamkeit der Circuit Court in Ulster County, New-York. Vor etwa einem Jahre ermordete ein Neger, Namens Levi Bodini, seinen Brodherrn, Daniel Hasbronck, einen reichen Pächter, und wurde verhaftet. Es waltet kein Zweifel über die verbrecherische That ob, und man hätte glauben sollen, daß kurzer Proceß mit dem Mörder gemacht werden würde. Aber zufälligerweise ist Levi Bodim taubstumm. Dazu kommt, daß er nie das Taubstummen-Alphabet gelernt hat, somit seinen Vertheidiger nicht verstehen kann. Sollte er des Mordes angeklagt werden, so würde er keine Gelegenheit haben, sich vertheidigen zu können, und der Richter bekennt eine natürliche Abneigung, ihn ungehört henken zu lassen. Einmal war Hoffnung vorhanden, daß er als wahnsinnig erklärt werden sollte, aber er scheint im Gegentheile ungewöhnlich intelligent zu sein. Es entstand nun die Frage, was mit ihm geschehen sollte. Nach langer Ueberlegung hat der Gerichtshof, um seine Scrupel zu beschwichtigen, vorgeschlagen, ihn speciell zu dem Behufe, daß er mit Anstand gehenkt werden könne, in einer Taubstummenanstalt erziehen zu lassen und den Proceß gegen ihn einstweilen zu vertagen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Kraus — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 63. Vierter Jahrgang. 1871.

* Gebet.

Schöpfer aller Welten, aller Zeiten,
Ewig reicher Quell von Seligkeiten,
Du erhab'ne wunderbare Kraft!
Du enthüllest Dich zuerst den Blicken
Des Gefühls; mit ahnendem Entzücken
Ehrt es dankbar diese Wissenschaft.

Auf den Fluthen, über lichte Höhen,
Wo die Sterne sich in Tänzen drehen,
Ist Dein weiter Tempel — die Natur.
Vorzeit — Zukunft — sind nur Menschenträume;
Fessellos erfüllst Du alle Räume,
Und allein Du selbst begreifst Dich nur.

Urquell aller Formen, aller Kräfte,
Alles trinkt Bewußtsein, Lebenssäfte,
Aus den Strahlen Deiner Göttlichkeit!
Von der Sinne gröber'm Zwang befreiet,
Blühen, wo man Dir Altäre weihet,
Die Moral und Sittenreinigkeit.

Ihre Kränkung, Deinen Ruhm zu rächen,
Eine scharfe Geißel für Verbrechen,
Huldin jedem, der ihr Treue schwor,
Ging, aus Einem göttlichen Gedanken
Mit dem Plan des Ganzen, sie der kranken
Menschheit Trost, die Freiheit stolz hervor.

Sie versöhnte die Beleidigungen,
Aus der Menschheit trübem Wahn entsprungen,
Läuterte den tief verkehrten Sinn
Mit des Selbstgefühls erhabnem Feuer,
Lüftete des Vorurtheiles Schleier,
Trieb zu Dir, Erhabner, wieder hin!

Wie ein Götterstrahl, dem Nichts entflogen,
Ging die Sonne einst am Himmelsbogen,
Ewiger! auf Deinen Wink hervor.
O, laß auch des Geistes Nacht entfliehen,
Deiner Weisheit Strahlen in uns glühen;
Heb' zu Deiner Liebe uns empor.

Gieb Erhabner! der Natur uns wieder,
Mach' uns wahr, gerecht, duldsam und bieder;
Allerkannt sei Deine Göttlichkeit!
Deine heiligen Gesetze athmen
Jesu Geist; und doch so Viele finden
Ihre Seligkeit — die armen Blinden! —
Nur im Dogma der Unfehlbarkeit.

Dürkheim. A.

---

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Fortsetzung.)

Trübselig sah es in dem, gestern noch so fröhlichen Hause aus. Marguerite war zu Bette gebracht, ihr Gatte saß im Lehnstuhl an ihrer Seite, beobachtete ihren Puls und reichte ihr kühlende Getränke. Thekla war beschäftigt, der Kranken durch Eiscompressen Erleichterung zu bringen, und unweit von ihr lehnte Oscar müßig im Sopha zurück und starrte düster vor sich hin. Die Lampe war mit einem dichten Schirm bedeckt, so daß der, sonst so freundliche Raum in Halbdunkel gehüllt, einen melancholischen Eindruck bot.

Endlich entfernte sich Horst, um ein Recept, das er geschrieben, nach der Apotheke zu schicken. Die Pflegegeschwister waren allein bei der Kranken.

„Erlaube, daß ich Dich ablöse," sagte Oscar, sich dem Tischchen nähernd, an welchem Thekla stand; „Deine Hände müssen fast starr vor Kälte sein."

„Bleibe auf Deinem Sopha, ich bedarf Deiner Hilfe nicht."

„Du darfst mir doch die Fähigkeit zutrauen, Eiscompressen auf der Mutter Kopf zu legen."

„Ich hatte Dich zu Vielem fähig," antwortete das Mädchen, „aber ich wiederhole Dir: ich bedarf Deiner Hilfe nicht."

Das waren nicht solche kleine Launen, wie sie Thekla öfter zeigte, tiefe Abneigung, fast Verachtung gegen Oscar gab sich in jedem ihrer Worte kund.

War es die Anwesenheit der Leidenden, war es das Schuldbewußtsein, was ihn hinderte, sie um die Ursache der auffallenden Veränderung in ihrem Wesen zu fragen? Er kehrte auf seinen früheren Platz zurück und vergrub den blonden Kopf in die Sophakissen.

Der Vater trat ins Zimmer, warf einen Blick nach der Kranken, die in leisem Schlummer dahinlag, und setzte sich neben Oscar.

„Jetzt sage mir, wie alles gekommen," sprach er flüsternd und legte sachte die Hand auf seine Schulter.

Der junge Mann zuckte zusammen, erhob das Haupt und sah dem Pflegevater verstört in's Auge.

„Ihr habt die Gemäldesammlung besucht?" sprach Doctor Horst.

Oscar antwortete nicht.

„Ihr habt die Gemäldeausstellung besucht?" wiederholte der Arzt.

„Ja, Vater."

Trotz der matten Beleuchtung konnte Thekla unterscheiden, daß Purpurgluth über des Jünglings Züge jagte. Es schien noch nicht alles Ehrgefühl in ihm erstorben, da ihn die Lüge erröthen machte.

„War die Mutter schon damals unwohl?"

„Gleich anfangs," antwortete Oscar, „aber sie äußerte nichts darüber — erst später —"

Die Kranke regte sich und Horst trat zu dem Bette.

Marguerítens Zustand nahm seine Aufmerksamkeit und Sorge so sehr in Anspruch, daß er für heute nicht mehr Zeit fand, nähere Erkundigungen bei dem Pflegesohn einzuziehen. Oscar theilte ihm nur in Kürze mit, daß plötzlich ein heftiger Bluthusten sie erfaßt, daß er mit ihr in einem Hause Zuflucht gefunden, daß sie dort einige Zeit verweilt hatten und dann im Schritt nach Hause gefahren waren.

* * *

Am anderen Morgen traf sich die Familie beim Frühstück.

„Die Nacht ist ziemlich ruhig für die Mutter verflossen," berichtete Horst seinem Pflegesohn, der mit sichtlichem Zagen sich nach der Kranken erkundigte. „Thekla hat abwechselnd mit mir gewacht," fuhr der Doctor fort, „und sieht, wie Du bemerken wirst, sehr angegriffen aus. Sie bedarf der Erholung, Bewegung im Freien wird ihr wohlthun; geht in den Garten, Kinder, und macht Euch dort etwas zu schaffen, ich bleibe indeß bei Marguerite."

Die Pflegegeschwister begaben sich nach dem Gärtchen, Oscar nahm den Spaten zur Hand und grub ein Beet um. Thekla band Bohnen an den Stäben auf. Obwohl sie sich sehr nahe standen und bei solch' gemeinsamer Arbeit ihr Verkehr sonst meist sehr lebhaft war, schien es, als hätten heute Beide die Sprache verloren.

Unmöglich wäre es jetzt Thekla gewesen, nachdem sie ihres Herzens Geheimniß entdeckt, sowie sie anfangs gewollt, Oscar zur Rede zu stellen und ihm zu bekennen, daß sie seine Unterredung mit der Stiefmutter belauscht. Kein Wort, das auf jene unselige Entdeckung hindeutete, sollte von ihren Lippen kommen. Sie beschloß, wenn Marguerite wieder genesen sein würde, mit dieser zu sprechen. Dies erschien ihr der einzige Ausweg aus dem Labyrinth, die einzige Möglichkeit, Oscar zum Scheiden aus dem Hause zu vermögen und das verbrecherische Band zu lösen.

Wie schuldbewußt mußte der Jüngling sich nicht fühlen, da er mit keiner Sylbe der Veränderung erwähnte, die sich in seiner Pflegeschwester Benehmen gegen ihn kund gab!

* *
*

Tief verstört trat Dr. Horst eines Morgens in seiner Tochter Zimmer.

„Es geht mit rapiden Schritten abwärts," sagte er und warf sich auf einen Stuhl. „Marguerite's Kräfte schwinden mit jedem Tage, das Fieber ist nicht zu bannen."

„Sie schien mir heute nicht so leidend," sprach Thekla.

„Als sie erwachte, fühlte sie sich etwas besser," erwiderte der Arzt, „aber jetzt, jetzt — ihre Wangen glühen, ihre Pulse fliegen, ihre Augen leuchten in unnatürlichem Glanze — o meine Rita, mußte ich Dich kennen lernen, um Dich zu verlieren!"

In des Mädchens Busen wogte es ungestüm; wessen Verlust beklagte der verblendete unglückliche Mann, der, ein Bild des Schmerzes, vor ihr saß und das Gesicht mit den Händen verhüllte!

„Sie ist mir so theuer, so unsäglich werth," fuhr Horst fort, „ich betrachtete sie, seit es mir gelungen, sie aus den Armen des Todes zu retten, wie mein Geschöpf. Meine Tage hätten sich an ihrer Seite so schön, so froh gestaltet, Ihr hattet Euch lieb gewonnen; Alles vereinte sich, den Herbst meines Lebens auszuschmücken, und jetzt, jetzt — daß ich sie dahinwelken, sterben sehen muß und nicht ein zweites Mal der Zerstörung Einhalt zu gebieten vermag! Wer wagt zu sagen, Wissenschaft sei Macht — Ohnmacht ist sie, nichts als Ohnmacht, wenn ein höherer Wille entscheidet."

Er sprang empor und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Nie noch hatte Thekla ihren Vater in solcher Erregung gesehen.

„Suche Dich zu fassen, Dich in das Unvermeidliche zu fügen," sprach sie.

„Das vermagst Du — ich nicht," rief Horst, „jetzt noch nicht. Du kannst den alternden Mann nicht begreifen, der noch so heiß empfindet, schiltst ihn im Stillen thöricht und beklagst seine Schwäche. Es ist aber keine Schwäche, die mich so fühlen läßt. Nicht Marguerite's Schönheit ist es, die mich so mächtig an sie fesselt, ihr reines, edles, sanftes Gemüth, ihre fleckenlose Seele —"

„Armer Vater!"

Rasch waren diese Worte Thekla's Lippen entglitten. Er faßte sie nicht in dem Sinne auf, in welchem sie gesprochen waren.

„Ich konnte es nicht aushalten drüben," fuhr er fort, „ich mußte sie verlassen."

„Und ist sie alleine?"

„Nein, Oscar weilt bei ihr."

Thekla erbleichte.

„Er kam mir entgegen, sah meinen Schmerz und erbot sich, bei ihr zu bleiben, bis ich wieder mehr Fassung gewonnen. Der gute Junge, so wenig geneigt er ihr anfangs schien, so tief betrübt ihn jetzt ihr Leiden."

„Armer, unglücklicher Vater," rief Thekla, „verdient sie diese Thränen, verdient er diese Liebe?"

Horst starrte sie an.

„Was sagst Du?" sprach er fast tonlos.

„Nichts, Vater, nichts, ich bin selbst wie verwirrt, weiß kaum, was ich rede."

„Was meintest Du?" fuhr er fort. „Ist es Eifersucht, die aus Dir spricht?"

Betroffen wandte sich Thekla's Blick nach ihm.

„Hätte ich Dich je gekränkt?" sprach Horst, „Marguerite's oder Oscar's wegen Dich zurückgesetzt, wäre ich Dir nicht ein liebevoller, zärtlicher Vater gewesen?"

„Das warst Du immer," antwortete Thekla tiefaufathmend, ihr unvorsichtig anklagendes Wort war anders gedeutet worden. Sie war sich bewußt, daß keine unedle Regung sie vermocht es auszusprechen; im Gefühl gerechter Empörung war es ihren Lippen entschlüpft. Eifersucht empfand sie nicht mehr, seit ihr Oscar in seiner Falschheit verächtlich erschien. Nur wo Achtung, kann jene Liebe grünen, die das Herz zu allem Schönen begeistert.

„Meine Unruhe treibt mich wieder fort zu ihr," sprach Horst. „Ich kann nicht hier verweilen. Oscar rieth mir, ein wenig Luft zu schöpfen, in's Freie zu gehen — ich kann es nicht." Er küßte die Tochter und kehrte zu seiner kranken Gattin zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eröffnungsfeier der Rigi-Eisenbahn.

(Aus der „N. Freien Presse.")

Seit Jahren beschäftigten sich die schweizerischen Ingenieure mit der Aufgabe, die Ueberschienung der Alpenpässe möglich zu machen. Der geniale Werkführer der Schweizerischen Centralbahn, Hr. R. Riggenbach, schlug zu diesem Zwecke eine Zahnstange mit entsprechendem Zahnrade an der Locomotive und den Eisenbahnwagen vor. Die Idee fand in Nordamerika am Mount Washington in einer Berg-Eisenbahn gelungene Ausführung. Nun vereinigte sich Herr Riggenbach mit den beiden schweizerischen Ingenieuren Herrn Oberst Stöff von St. Gallen und Herrn Olivier Zschokke in

Aarau, um im Bereiche der Weltstraße von Basel nach Italien über den Gotthard, gleichsam als Vorstudie größerer Unternehmungen, auf den König der Berge, den weltberühmten Rigi, nach Riggenbach's Modell eine Berg-Eisenbahn zu erbauen. Sie hatten zu diesem Zwecke den Berg von allen Seiten vermessen und fanden endlich, daß das bisher so abgelegene Dörfchen Vitznau der günstigste Punkt sei, um das kühne Werk in Angriff zu nehmen. Am 18. April 1869 erschienen sie im Arbeitszimmer des Regierungsrathes Jost Weber in Luzern, des Vorstandes des Bauwesens, und erklärten: „Wir wollen eine Eisenbahn auf die Rigi bauen." Herr Weber sah die Männer verwundert an und glaubte anfänglich, sie seien nicht recht bei Trost. Sie erklärten ihm jedoch ruhig den Plan des Unternehmens und sprachen sich dahin aus, daß sie sich die Ausführung desselben zur Lebensaufgabe gemacht hätten. Durch die Erklärung von der Ausführbarkeit desselben überzeugt, sagte Herr Weber freudig den drei kühnen Männern seine Unterstützung zu, und hat sein Wort gehalten. Innerhalb weniger Wochen erfolgte die Ertheilung der Concession von Seite der kantonalen und Bundesbehörden, und im September war durch thatkräftiges Zusammenwirken der Finanzmänner von Basel und der Bank von Luzern das Unternehmen finanziell gesichert. Im Herbste noch geschah der erste Spatenstich. Rastlos wurde den ganzen Winter über gearbeitet. Der Bau hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dieselben bestanden besonders in den Felsen-Einschnitten und Steindämmen oberhalb dem Dorfe Vitznau, in dem zweihundert Fuß langen Tunnel vor dem Schnurtobel, in der Eisenbrücke über dasselbe und in dem tiefen Einschnitte bei Eichberg. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland verhinderte die Vollendung des Baues im Jahre 1870, indem die Abfuhr der letzten Laufschienen aus den Werken von Ars-sur-Moselle durch die Kriegführenden verhindert wurde. Erst am 21. Januar 1871 konnten dieselben mit großen Kosten herbeigeschafft werden. Genau am Jahrestage der ersten Probefahrt auf kurzer Bahnstrecke, am 21. Mai 1871, am 54. Geburtstage des Erfinders des genialen, kühnen Werkes, konnte die Inauguration desselben vorgenommen werden.

Die Bahn führt vom Ufer des Vierwaldstädtersees einstweilen bis an die Schwyzer Grenze zum sogenannten „Gätterli" auf der Staffelhöhe hinan. Die Linie derselben bewegt sich möglichst direct zwischen diesen zwei gegebenen Punkten. Sie hat eine Länge von 17,140 Schweizer Fuß oder $5_{,14}$ Kilometer. Der verticale Abstand zwischen der Station Vitznau und der Station Staffelhöhe beträgt 3710 Schweizer Fuß oder 1118 Meter. Außer einer Horizontalen von 150 Fuß Länge in der Station Vitznau und einer solchen von 130 Fuß auf der Staffelhöhe liegt die Bahn fortwährend in Steigungen, deren Maximum 25 pCt., deren Minimum $6_{,8}$ pCt. beträgt. Die durchschnittliche Steigung ist 22 pCt.

Die Bahn hat einen Schienenstrang mit der allgemein bei Thalbahnen angewendeten Spurweite. In der Mitte zwischen den beiden gewöhnlichen Schienen ist auf den Querschwellen eine dritte Schiene oder eine Zahnstange angebracht. Diese ist bestimmt, das Zahn- oder Triebrad der Locomotive, sowie die Eisenbahnwagen aufzunehmen, denselben die beständig sicheren Stützpunkte zu bieten, um sich bergwärts emporzuarbeiten oder auf der Thalfahrt mit mäßiger Geschwindigkeit den Zug hinabzuleiten.

Die Locomotive hat einen aufrechtstehenden, nach vorne geneigten Kessel, damit bei dem starken Gefäll der Bahn die Abweichung des Wasserstandes möglichst beschränkt werde. Das Zahnrad der Treibachse, welches der Zahnstange entspricht, ist aus Gußstahl. Seine Zähne greifen mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes in die Zahnstange ein, und durch die Dampfkraft in Bewegung gesetzt, bringen sie in der Geschwindigkeit einer Zeitstunde trotz eines Aufenthaltes von 10 Minuten in Freiberg zur Speisung des Dampfkessels den Lastzug auf der Berg- und Thalfahrt von einer Endstation zur anderen. Eine weitere Vorrichtung, um bei der Thalfahrt durch im Cylinder comprimirte Luft die Bewegung zu reguliren, gestattet zugleich durch gänzlichen Luftabschluß, den Zug in jeder Steigung zum Halten bringen zu können. Außerdem hat die zweite Locomotiv-Achse Bremsrollen und gezahnte Räder, vermittelst deren allein schon das sofortige Stillstehen der Locomotive bewirkt werden kann. Eine entsprechende Vorrichtung, welche mit Klammern unter der Zahnschiene durchgreift, macht das Entgleisen der Locomotive unmöglich. Dieselbe wiegt im betriebsfähigen Stande 140 Centner und hat 120 Pferdekräfte. Sie arbeitet immer hinter dem Zuge her, mit dem sie nicht zusammengekoppelt, sondern nur mit Puffern verbunden ist. Sie ist im Stande, zwei kleine oder einen großen, mit 54 Personen besetzten Wagen berg- und thalwärts zu befördern. Die Personenwagen sind sehr leicht und geschmackvoll gefertigt. Die kleineren fassen nur 30 Personen. Jeder hat seine Bremsen und sein Zahnrad, zufolge dessen es möglich ist, denselben unabhängig von der Locomotive zu Thal zu führen und selbstständig jeden Augenblick die Bewegung zu hemmen. Güterwagen dienen zum Befördern von Baumaterialien und Gepäck. Die Fortsetzung der Bahn bis auf die Kulm ist nur eine Frage der Zeit. Die Concession von Seite der Regierung des Kantons Schwyz muß ertheilt werden, sei es an eine inzwischen im Kanton Schwyz gebildete Actien-Gesellschaft, die von Arth oder Goldau aus eine zweite Berg-Eisenbahn herstellen will, oder dann auf Zwangsweg durch die schon bestehende Baugesellschaft.

Zur feierlichen Einweihung der Rigi-Eisenbahn hatte der Verwaltungsrath derselben den Bundesrath, die abtretende und neugewählte Regierung des Kantons Luzern, die Vorstände der schweizerischen Eisenbahnen und mehrerer mit dem Unternehmen in Beziehung stehende Corporationen eingeladen, und mehr als hundert Gäste hatten sich trotz des umwölkten Himmels eingefunden. Zwei mit den Wappen der 22 Kantone, der eidgenössischen und Luzerner Fahne geschmückte Dampfschiffe, auf einem derselben die treffliche Capelle Bär von Zürich, brachten die Festtheilnehmer nach dem idyllischen, in lieblicher Rigibucht gelegenen Dörfchen Vitznau, das sein schönstes Festkleid angezogen hatte. Die Gäste mußten auf zwei Züge vertheilt werden. Bald fanden sie sich in den bequemen Wagen zurecht. Die Sitze sind amphitheatralisch gebaut und haben bei einer 25procentigen Steigung eine horizontale Lage. Sie gewähren, rückwärts gerichtet, bei der Thal- wie Bergfahrt in ungestörtem Behagen den Hochgenuß der sich immer anders gestaltenden herrlichen Aussicht auf das fruchtbare Umgelände, den See und die Hochalpen, die sich von Stufe zu Stufe dem entzückten Blick erschließt. Es ist dieses ein Hochgenuß, der über jede Beschreibung erhaben ist. Erst wendet sich die Bahn steil ansteigend vom Dörfchen Vitznau westwärts am Fuß der jähstolzigen Rothen Wand nach Westen, nachher in gerader Linie wie durch eine Leiter hinauf, durch grüne Kastanien- und Buchenwälder zu dem durch Nagelfluhstein getriebenen, 200 Fuß langen Tunnel zum wildromantischen Schnurtobel, über dessen 150 Fuß tiefen Abgrund die leichte, steil ansteigende, reichgeschmückte Eisenbahnbrücke sicher hinaufführt. Hier feiert die Bergromantik ihren höchsten Triumph. Ostwärts stürzen Wasserfälle über himmelhohe Felsen in die schauerliche Tiefe; westwärts öffnet sich der Blick auf das schöne Gelände am See, den Kreuzrichter, den Pilatus und die Berner Alpen. Bei der Wasserstation Freiberg befindet sich eine sehr sinnreiche Ausweichstelle für auf- und absteigende Bahnzüge. Unterhalb des festlich geschmückten, weltberühmten Curhauses „Rigi-Kaltbad" bot sich bei der Auffahrt ein schreiender Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit dar. Zwei schlanke Töchter Albions, mühsam sich vor- und rückwärts neigend, ritten mühselig, aber in streng hergebrachter Uebung den holprigen alten Rigi-Weg hinan. Der vordere Pferdeführer hielt sein keuchendes Thier an dem Zaum, der zweite, hintere, faul wie ein italienischer Lazzarone, hatte sich an den

Schwanz des zweiten gehängt und ließ sich nachschleppen. Bald hatte der Eisenbahnzug die Reitergruppe überholt und weit hinter sich zurückgelassen. Dem fremden Reisenden bietet sich auf der Staffelhöhe plötzlich, wenige Schritte vom dortigen Restaurations-Gebäude weg, ein überraschender Ausblick dar. Rechts oben auf der Höhe Staffel und Kulm, unten im Thal Küßnacht und der Zugersee, das weite schöne Schweizer Land bis hin zum blauen Jura.

Im Kaltbad erwartete die Gäste ein treffliches Mal, welches Musik und hochbegeisterter Redefluß würzten. In beflügelten Worten wurde das Geburtsfest eines Weltbürgers gefeiert. Bei herrlicher Abendbeleuchtung und in gehobener Feststimmung geschah ebenso glücklich und angenehm wie die Auf- nun die Thalfahrt.

Die Luzerner Regierung hatte die Gäste zu einem Abendbankett in den „Schweizerhof" geladen, dem der größere Theil derselben Folge leistete. Bei denselben öffneten sich nach guter alter Schweizer Sitte wieder die Schleußen der Beredtsamkeit auf's neue. Der 21. Mai 1871 ist ein bedeutungsvoller Meilenstein in der Culturgeschichte der Schweiz, denn mit ihm ist eine folgenwichtige Frage für Ueberschienung der Alpenpässe in gelungener Weise gelöst, daher das freudige Hochgefühl, das alle Festgenossen wie das ganze Schweizer Volk bei der Feier durchdrungen.

Mannichfaltiges.

8 Technisches. Die „D. Ind.-Ztg." vom 11. Mai enthält einen höchst interessanten Aufsatz über das Löthen mit Gas, von Dr. Clemens Winkler. In zwei ziemlich extremen Fällen ist es nämlich gelungen, die Verbindung zweier gleichartiger Metallstücke ohne Anwendung eines Lothes, d. i. eines leichtflüssigeren Metalles, also durch eine vollkommene Verschmelzung vermittelst des Gasgebläses zu bewerkstelligen. Dieses Verfahren findet bereits ausgedehnte Anwendung bei der Herstellung der Bleikammern für die Schwefelsäurefabrikation. Hier werden die Ränder der Bleibleche mit Hilfe einer durch einen Luftstrom zur Stichflamme angefachten Flamme von Wasserstoffgas verschmolzen. Zur Verstärkung der Verbindung wird häufig ein Bleiblechstreifen zwischen die Bleche eingeschmolzen. Ein geschickter Bleilöther weiß die Stichflamme so zu handhaben, daß die Verschmelzung eine ganz dichte und compacte Vermeidung jedes Abtropfens des flüssig gewoedenen Metalles ergiebt. Die Anwendung von Flußmitteln oder desoxydirender Stoffe bleibt dabei gänzlich ausgeschlossen. Anderseits bedient man sich der Knallgasflamme in ähnlicher Weise wie bei dem leichtflüssigen Blei zum Löthen des äußerst schwer schmelzbaren Platins. Diese Methode findet seit etwa 10 Jahren in der Platinwaarenfabrik von Johnson, Matthey und Comp. in London mit vollkommenstem Erfolg Benützung. Zur Erzeugung der höchst gesteigerten Hitze genügt aber nicht die Verbrennung des Wasserstoffgases unter Luftzuführung. Behufs des Gusses wird Leuchtgas, welches an der Entzündungsstelle mit Sauerstoffgas gemischt wird, verwendet, und wahrscheinlich dient dasselbe Gasgemeng auch zum Löthen des Platins mit reinem Platin. In Frankreich löthet man das Platin zur Zeit noch mit Feingold, welches Verfahren theuer ist, und wenige haltbare und schöne Producte liefert. Dr. Winkler meint nun, daß das Lothen mit Gas alle anderen weit unvollkommeneren Löthmethoden ersetzen dürfte, und daß es gelingen möchte, jedes Metall und jede Legirung mit sich selbst zu löthen, also Zinn mit Zinn, Kupfer mit Kupfer, Messing mit Messing, Silber mit Silbee, vielleicht sogar Eisen mit Eisen, grade so, wie man jetzt schon Blei mit Blei und Platin mit Platin löthet. Der günstige Erfolg wird hauptsächlich abhängen 1) von der Wahl der Gase, — Leuchtgas und Luft, Wasserstoff und Luft, Leuchtgas und Sauerstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, — 2) von dem Mengenverhältniß der angewandten Gase und 3) besonders auch von der Pressung, welche man denselben giebt. Man hat es gänzlich in der Hand, die Hitze der Flamme bis zu einem Temperaturgrade zu steigern, dem kein Metall widersteht, sowie durch Stellung der Hahnen nach Bedarf eine oxydirende oder reducirende Wirkung zu erzeugen. Die Darstellung des Wasserstoffgases durch Auflösen von Zink in verdünnter Schwefelsäuere ist bekanntlich einfach und wohlfeil, aber auch Sauerstoffgas läßt sich nach neueren Methoden wohlfeil gewinnen, nach Tessie du Mothey's Verfahren kostet der Kubikmeter circa 7 Sgr., und diese Materialien dürften Handelsartikel werden, sobald sich ein regelmäßiger Bedarf derselben zeigt. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen hat einen Preis für Auffindung eines gelben Lothes, von den Eigenschaften eines gewöhnlichen Zinnlothes, ausgeschrieben. Diese Aufgabe wird mit den bekannten Metallen schwerlich zu lösen sein, wogegen das Problem, die Metalle mit sich selbst zu löthen, wohl einer allgemeineren Lösung fähig scheint.

(Für das freundliche Einvernehmen), in welchem die deutsche Einquartierung mit den französischen Quartiergebern lebt, giebt einen frischen Beweis der Feldpostbrief eines Freiwilligen bei der um Paris herum stehenden Garde. Es heißt in diesem Schreiben: „Meine Wirthsleute sahen mich wirklich ungern fortmarschiren; sie rüsteten mich noch reichlich mit Lebensmitteln, mit Eiern, Schinken u. s. w. aus, daß ich Mühe hatte, all' den Proviant unterzubringen. Ja, die alte Dame B. weinte ihre hellen Thränen, als ich ihr und ihrem würdigen Gatten Adieu sagte; es war ein Haus, wo sich stets die beste Seite des französischen Volkscharakters gegen mich herausgekehrt hatte. Als ich ging, drängte mir die herzensgute Alte zum Andenken noch ein zierliches Liqueurgläschen von geschliffenem Glase auf: daraus möge ich in Deutschland auf das Wohl des unglücklichen Feankreichs trinken!"

(Passirschein ins Himmelreich.) In einem Dorfe des Tolnaer Comitats, so erzählt die Wiener „Presse", der wir die Verantwortung für die Mittheilung überlassen müssen, starb unlängst der beurlaubte Soldat F. Da nun sein Uelaubsschein nicht, wie es Vorschrift, der Militärbehörde mitgetheilt worden war, zog diese den Ortsrichter deshalb zur Verantwortung, der dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerieth, denn man hatte dem Soldaten seinen Urlaubsschein in den Sarg mitgegeben, „wenn er ihn vielleicht doch brauchen sollte." Es blieb also nichts übrig, als die Gemeinde zusammenzuberufen und unter ihrem Siegel ein amtliches Zeugniß darüber auszustellen, daß der Urlaubsschein dem Verstorbenen wirklich als Todtenpaß mitgegeben worden sei.

Anagramm.

Mit O. ist es wohl manche Stadt;
Oft ist's das Haus, das Zimmer;
Das Herz, das einen Vertrauten hat,
Ist's ohne Rückhalt immer.
Mit Burg und Bach und Au genannt
Sind Städte wir, und ein Musikant.

Mit A. sind wir allweltbekannt,
Weil viel gezeigt im Leben;
Wir haben — wie Andre — kein Vaterland,
Wofür wir wirken und streben;
Doch weisen wir hin auf ein Thal wie wenige:
Da herrschet Einer der rothen Könige.

Auflösung des Anagramms in Nr. 63:
Ort — Art.
— Δ —

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 64. Vierter Jahrgang 1871.

* Zum Frieden.

Warum doch kann Natur den Frieden halten,
Den liebend ihr der Schöpfer zugewandt?
Im Menschen blos bekämpfen sich Gewalten
Und Kampfeslust sä't seine schwache Hand.

Zum Frieden mag das Leben sich gestalten
Nicht dort erst im verheiß'nen Geisterland,
Schon hier will wahre Liebe sich entfalten,
Wenn frei die Brust von jedem Erdentand.

Kurz ist das Leben, drückend die Beschwerde;
Beschwört nicht Tage voller Gram und Zittern,
Die Gott verlieh uns hier auf seiner Erde.

Des Bruders Seele soll kein Weh zerknittern,
Reich' ihr mit holder, freundlicher Geberde
Den süßen Labetrank, und nicht den bittern!

Johannes Hüll.

---

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Fortsetzung.)

Um Rita nicht zu wecken, im Falle sie schliefe, ging Doctor Horst so leise es ihm möglich war nach ihrem Zimmer. Sie schien wirklich zu schlafen, er hörte nicht die Stimme seines Pflegesohnes ihr vorlesen. Sachte, sachte näherte er sich der halbgeöffneten Thür und that einen Blick in das Gemach.

Wie zu Stein geworden, blieb er stehen, keines Lautes, keiner Regung fähig.

Oscar stand über die Stiefmutter gebeugt, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und flüsterte: „Mein Gretchen, mein armes Gretchen, verzeih' mir!"

Nur einen Augenblick verharrte Horst in seiner Stellung, schon wollte er hervorstürzen, aber mit eiserner Gewalt dämmte er die Fluth seines Zornes; als Christ und als Arzt mußte er die Schwererkrankte schonen. Lautlos, wie er gekommen, entwich er und kehrte auf sein Zimmer zurück. Die Andeutung seiner Tochter hatte einen Commentar an dem, was er gesehen und gehört, gefunden.

Einige Stunden waren verstrichen.

Tieftraurig, die Augen von Thränen umflort, saß Oscar bei seinem Schreibtisch, beschäftigt einen Auftrag seines Pflegevaters in Ausführung zu bringen. Während der Arbeit hatte er wieder mehr Ruhe genommen. Nun war seine Aufgabe vollendet, nun lehnte er müssig im Armstuhl und die düsteren Gedanken, welche die Beschäftigung verscheucht, kamen als ungebetene Gäste zurück.

Leise wurde an die Thür gepocht. Das Dienstmädchen trat herein und reichte ihm einen Brief. „Der Herr Doctor schickt Ihnen das," sagte sie und entfernte sich.

Er warf einen flüchtigen Blick auf die Adresse, sie war an ihn gerichtet und von des Pflegevaters Hand geschrieben.

Im höchsten Grade befremdet, schnitt Oscar die Enveloppe auf und zog das Blatt hervor.

Folgende Zeilen sahen ihm entgegen: „Kein Gedanke wäre mir ferner gelegen als jener, Dir zu mißtrauen, Oscar; ich habe mich in Dir getäuscht und kann nur Gott preisen, daß er Deinen Vater von der Welt abrief, bevor dieser noch erfahren, daß seine beiden Kinder entartet sind. Für die Schande, welche Deine Schwester seinem Namen gebracht, bin ich nicht verantwortlich; mir wurde die Sorge für sie nicht anvertraut, ich kannte sie nicht einmal; aber daß Du, den ich mit solcher Treue gewartet, gepflegt und erzogen, den ich mit wahrhaft väterlicher Liebe umfaßt — daß Du mich betrügen konntest, darauf war ich nicht vorbereitet, das hätte ich für ganz unmöglich gehalten. — Und doch war es möglich! Ich brauche Dir nicht zu sagen, was ich meine, will auch keine Entschuldigung von Dir hören — für Dein Vergehen giebt es keine Entschuldigung. Ich fahre vom Hause fort und komme erst gegen Abend wieder; ich zähle darauf, Dich nicht mehr zu treffen. Mündlich Dir zu sagen, was ich erfahren, vermag ich nicht; ich bin ein Mensch und könnte mich vergessen. Schreibe mir nicht, suche Dein Betragen nicht zu beschönigen, ich würde jeden Brief uneröffnet zurückschicken, und dieser Beschämung wirst Du Dich nicht aussetzen wollen. Auch Thekla weiß um Alles. Sie empfindet wie ich und das Gefühl, welches uns gegen Euch beseelt — heißt Empörung. Um Deine Mitschuldige kannst Du jedoch außer Sorge sein, sie ist krank. Du kennst mich und weißt, daß ich sie mit Schonung behandeln werde. Packe Deinen Koffer und verlasse in der nächsten Stunde das Haus, in dem Du ein falsches Spiel gespielt. Deine Ferienzeit ist bald vorüber, vollende Deine Studien in D., wo Du vor ein paar Jahren die Universität besuchtest. Ich werde Dir einen Kostort anweisen; als Dein Vormund, als Freund Deines Vaters werde ich meine Pflicht gegen Dich erfüllen und für Deinen Unterhalt sorgen; empfehlen kann ich Dich aber nirgends, das wirst Du begreifen. Mit diesen Zeilen nehme ich Abschied von Dir, komme mir nie mehr vor Augen; ich hoffe Dir im Leben nicht wieder zu begegnen." Ein trauriges Ende des innigsten Seelenbandes — Gott verzeihe Dir!"

* * *

Der Brief war gelesen, mit zitternden Händen faltete ihn Oscar zusammen — dann erhob er sich rasch, zündete eine Kerze an und verbrannte das leichte Blättchen. Starr blickte sein Auge darauf hin, als es nach kurzem Kampf mit der Flamme zur Asche wurde und zerstob.

Die altmodische Uhr auf dem Schrank hob zu schlagen an, er zuckte zusammen und preßte die Hand auf das Herz. Hierauf zog er einen Ring vom Finger, ein Andenken, welches er von Thekla an seinem jüngsten Namensfeste erhalten, und legte die Uhr sammt Kette, ein Geschenk seines Pflegevaters, dazu in den Schrank, rollte einige Stücke Wäsche in seinen Plaid und hing ihn am Riemen über die Schulter. Einen Blick warf er noch ringsumher in dem trauten Stüb-

chen, das mit einer kurzen Unterbrechung seit zwölf Jahren seine Heimath gewesen.

Seine Lippen zuckten, seine Augen trübten sich. Gewaltsam drängte er die Bewegung zurück, die ihn zu übermannen drohte, darauf wandte er sich zum Gehen und schritt, ohne mehr einen Blick zurückzuwerfen, die Treppe hinab.

Am Eingange des Gartens stand Thekla. Erstaunt wandte sich ihr Auge Oscar zu, als sie den zusammengerollten Plaid, den er um seine Schulter gehängt, bemerkte.

„Wo gehst Du hin?“ sprach sie, von einer Ahnung ergriffen.

„Fort,“ antwortete er und zog grüßend die Mütze vom blonden Haupt.

„Das sehe ich — aber wohin gehst Du?“

„Ganz fort, in die weite Welt.“

Thekla's Herz begann heftig zu pochen. „Weiß der Vater darum?“ fragte sie beklommen.

„Er ist es, der mich gehen heißt,“ erwiderte Oscar.

Kaum ihrer Sinne mächtig, stand die Pflegeschwester vor ihm, ihre zitternde Hand suchte eine Stütze an der Gartenthür; warum zitterte sie? Wußte sie ja doch, daß der Scheidende sich unwürdig gemacht, im Hause ihres Vaters zu verweilen, hatte sie doch selbst ein Gespräch belauscht, das deutlich seine und Margueritens Schuld bekundete! Es erfaßte sie plötzlich ein tiefes, furchtbares Weh, als sie ihn zum letzten Mal zu sehen meinte, als er, Abschied nehmend, vor ihr stand, er, dessen Bild sie so lange im Herzen getragen, der ihr Freund und Bruder gewesen.

Hatte das anklagende Wort, das ihr im Augenblick der Erregung entschlüpft, den Vater zur Erkenntniß gebracht, hatte sie dadurch veranlaßt, daß Oscar verstoßen in die Fremde ziehen mußte? Tiefes Mitgefühl ergriff plötzlich ihr Herz, die Erinnerung an frühere Tage brach sich Bahn.

„Oscar, leb' wohl,“ sagte sie kaum hörbar und streckte ihm die Hand entgegen.

„Sei glücklich, Thekla, werde glücklich,“ sprach er; „mein schönster Traum ist zerstört.“

Er preßte ihre Hand an sein Herz, sein thränenvoller Blick senkte sich tief in ihre Seele, dann riß er sich los und stürzte fort.

Ueberrascht, verwirrt starrte Thekla dem Enteilenden nach, was hatten seine Worte, sein Blick gemeint, der leidenschaftliche Druck seiner Hand, die Thränen, die seine Augen umnachteten?

* * *

Eine Stunde später saß Thekla im Krankenzimmer, die Stiefmutter schlummerte, der Vater war noch nicht heimgekehrt. Bleifarbene Wolken umspannten das Himmelszelt und wehrten der Sonne. Keine Gewitterwolken waren es, die, nachdem sie sich entladen, hellem Blau weichen sollten, nichts als einförmiges, trauriges, hoffnungsloses Grau.

So traurig, so hoffnungslos erschien auch jetzt Thekla ihr eigenes Dasein. Der Sonne Bild war getrübt — erloschen, und fahle Dämmerung hüllte sie ein. Lichtfunken regten sich nach in der Asche ihres Herzens, als sie der Worte, des Blickes, des Händedrucks gedachte, die Oscar scheidend, ihr geweiht, aber sie starben dahin, diese schwachen, kleinen Fünkchen, denn ein Blick auf Marguerite weckte sie aus dem Traum.

Heiße Kämpfe kostete es Thekla, den Groll zu besiegen, ihr Herz weicheren Empfindungen, den Gefühlen des Mitleids für die Verirrte zu öffnen. War diese nicht unglücklich genug durch die Schuld, die auf ihrem Gewissen lastete? und dieses Gewissen schien zu sprechen, sie schien auf dessen Laut zu horchen, der herannahende Tod zeigte ihr des Lebens Nichtigkeit. Sie sollte aber nicht ahnen, daß ihr Gatte, daß Thekla um ihr Vergehen wußten, so hatte es Horst beschlossen, um ihr jede Gemüthserschütterung fern zu halten.

Als der Doctor heimkam fragte er leise seine Tochter: „Ist Oscar fort?“

Sie nickte — zu sprechen vermochte sie nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Aquarium des Krystall-Palastes.

Seit dem Jahre 1853 besitzt London im zoologischen Garten des Regents-Parks ein Aquarium, welches im Mai des folgenden Jahres dem Publicum geöffnet worden ist. Es besteht noch in seinem ursprünglichen Zustande und ist der Vorläufer aller ähnlichen Anstalten, die in Paris, Havre, Brüssel, Dublin, Hannover, Köln, Hamburg, Berlin, New-York und Boston in's Leben getreten sind. Wie sehr diese Aquarien zu unserer Kenntniß der Wasserthiere beigetragen haben, brauchen wir nicht noch einmal auseinander zu setzen. Sie erfreuen sich der entschiedensten Gunst des Publicums, und kein zoologischer Garten gilt mehr für vollständig, wenn er seinen Säugethieren, Vögeln und Kriechthieren nicht die Bewohner des Wassers zugesellt.

Die Erfahrung, daß Seewasserthiere in Aquarien erhalten werden können, hat eine Dame zuerst gemacht. Mistreß Thynne machte 1846 in London einen Versuch mit der Pflege von Seekorallen und überzeugte sich, daß die Thiere am Leben bleiben, so lange die in demselben Gefäß gezogenen Meerpflanzen sich erhielten. Sie brauchte nicht einmal das Wasser zu erneuern. R. Warington machte, ohne von jener Dame zu wissen, 1849 mit Glück denselben Versuch, und in noch größerer Ausdehnung arbeitete gleichzeitig und unabhängig von ihm Gosse. In Berlin, mitten im Binnenlande, erhält man Seewasserthiere bei Leben und Gesundheit. Eben jetzt hat Brehm eine große Anzahl solcher Thiere von Triest herbeigeschafft, welche die lange Reise sehr gut vertragen haben.

Mehrere der Aquarien auf dem Festlande machen gute Geschäfte, und dies ist die Veranlassung geworden, daß eine englische Gesellschaft achtzigtausend Thaler zusammengeschossen hat, um am nördlichen Ende des Krystall-Palastes, das 1868 niedergebrannt ist, ein Aquarium zu bauen. Dasselbe ist beinahe vollendet und wird demnächst dem Besuch eröffnet werden. Es hat einen bedeutenden Umfang und steht durch Treppen mit dem Krystallpalast in Verbindung. Seine Höhe beträgt zwanzig, seine Länge dreihundertzwölf, seine wechselnde Breite mindestens fünfunddreißig und höchstens dreiundfünfzig Fuß. Dieser Raum ist in einen sehr großen, hundertvierunddreißig Fuß langen und sechzehn Fuß breiten Behälter und in zwei kleinere eingetheilt.

Man braucht hundertfünfzigtausend Gallonen Seewasser, die siebenhundert Tonnen wiegen. Zwanzigtausend Gallonen braucht man für die Seethiere, die sich in sechzig kleineren Abtheilungen befinden, das übrige Wasser wird unter dem größten Behälter aufbewahrt. Jene kleineren Abtheilungen wechseln zwischen fünfundsiebzig und viertausend Gallonen und sind von sechs Zoll bis zu sechs Fuß tief, so daß sie einer großen Mannichfaltigkeit von Geschöpfen, von Schwämmen bis zu Fischen, die erforderlichen Lebensbedingungen bieten. Das Seewasser wird aus dem Sammelbecken unter dem großen Behälter in die Abtheilungen gehoben, fließt durch sie hindurch, fällt stufenweise herab und erreicht endlich das Sammelbecken

wieder. Tag und Nacht dauert dieser Umlauf fort und es werden stündlich fünftausend Gallonen heraufgepumpt. Durch diese fortwährende Bewegung und durch die Meerpflanzen, die man in den Behältern zieht, erreicht man die große Ersparung, daß man mit dem ursprünglichen Seewasser, das man von Brighton herbeischafft, ein für alle Male auskommt. Was durch Verdunstung an frischem Wasser verloren geht, wird durch destillirtes Wasser ersetzt.

Von den kleineren Behältern stehen nicht mehr als achtunddreißig dem Publicum offen. In den übrigen zieht man die Thiere, die den Abgang zu ersetzen bestimmt sind. Ihre Fische, Muscheln rc. bezieht die Gesellschaft von Weymouth, Teignmouth, Ilfracombe, Menai und Tenby; in Southend und Plymouth hat sie Niederlagen. Die genannten Orte liegen sämmtliche in England oder Wales, das Ausland und selbst Irland und Schottland finden zunächst keine Berücksichtigung. Allerdings ist die Fauna des englischen Meeres eine so außerordentlich reiche, daß sie allein schon der Schaulust und dem Wissensdrang volle Befriedigung gewährt. An ein Süßwasser-Aquarium denkt die Gesellschaft vorläufig nicht, obgleich sie sich einen angrenzenden Platz zur Anlage eines solchen vorbehalten hat.

Felsen wird man nur in so weit anbringen, als gewisse Seethiere sie für ihre Existenz brauchen. Ein Grottenbau also, wie er in Berlin so schön und so lehrreich ausgeführt worden ist, wird nicht beabsichtigt. Die Presse rechnet es der Gesellschaft gewissermaßen zum Verdienst an, daß sie den Beschauer nicht in die Täuschung, daß er sich in Grotten auf dem Grunde des Meeres befände, zu versetzen suche. In Wahrheit hat man ökonomische Gründe und will ersparen, um möglichst hohe Dividenden vertheilen zu können. Das Aquarium des Krystallpalastes wird einen sehr nüchternen Eindruck machen und auch die geologische Belehrung, die dem Besucher des Berliner Aquariums zu Theil wird, nicht bieten.

Mannichfaltiges.

(Die Gründung einer Dürer-Stiftung) wurde in Nürnberg bei Gelegenheit des Albrecht Dürer-Festes beschlossen. Hauptzweck derselben ist Wiederherstellung des Wohnhauses des Meisters im Style seiner Zeit, in welchem eine möglichst vollständige Sammlung der Werke Albrecht Dürers in Originalien oder Copien gesammelt werden soll. Mitglied der Stiftung kann jeder Verein und jede Person werden, welche sich zu einem Jahresbeitrage von einem Gulden verpflichtet. Etwaige Ueberschüsse des Vereinsvermögens sollen zur Unterstützung deutscher Künstler verwendet werden.

(In München) wurde auf dem großen schönen Universitätsplatze mit seinen zwei herrlichen Fontainen mit der Herstellung der Anlagen begonnen, welche die Stadtgemeinde als Ehrengeschenk zu der im kommenden Jahre stattfindenden 400jährigen Säcularfeier der Ludovico Maximiliana widmen wird und wofür sie 6000 fl. im Budget ausgeworfen hat. Eine große Anzahl Arbeiter sind bereits mit den Ausgrabungen für die Beete beschäftigt. Eine schöne Zierde hat der Marstallplatz, welcher bekanntlich auf Befehl und Kosten des Königs mit schönen Anlagen geschmückt wird, durch eine seit dem 23. Mai eröffnete Fontaine gewonnen.

(Siegesdenkmal.) Im Lesezimmer des Reichstags zu Berlin ist die sehr sauber ausgeführte Zeichnung des Siegesdenkmals ausgestellt, welches auf jener historisch merkwürdigen Stelle, wo der Rhein sich mit dem Main verbindet, errichtet werden soll. Der Entwurf beruht auf dem Gedanken, den Sieg nicht blos allegorisch andeuten zu wollen, sondern die für das deutsche Volk wesentlichen Resultate des gewaltigen Nationalkampfes gewissermaßen praktisch und materiell zu symbolisiren. Mitten im Strome soll ein ungeheurer runder, circa 60 Fuß hoher Unterbau sich erheben, auf den von Castel aus eine mächtige Pfeilerbrücke hinführt, während eine gleiche Brückenanlage von ihm aus nach Südosten in der Richtung von Darmstadt ausgeht, und eine dritte endlich, von demselben Centrum aus, den Rhein überspannend, das linke Ufer etwas südlich von Mainz erreicht. Im Centrum soll sich das Denkmal für den Sieg erheben, der diese Verbindung nach schwerem Kampfe errungen. Auf dem runden Unterbau von 300 Fuß Durchmesser, welcher als Vereinigungspunkt der drei Brücken dient, erhebt sich, von drei Stufen getragen, ein viereckiges Piedestal, dessen Seiten reichlichen und angemessenen Platz zu Reliefdarstellungen bieten, und deshalb sollen hier auch in Bronze Darstellungen gemacht werden von 25 Hauptschlachten des letzten für die deutschen Waffen so siegreichen Krieges. Dies Viereck wird dann durch die Vermittelung von vier kolossalen Bronze-Löwen ins Achteck übergeführt. Die Löwen bezeichnen in würdiger Ruhe die Kraft der deutschen Heere, das Siegesglück nach jeder Himmelsgegend hin festhaltend. Auf dem Achteck erhebt sich dann der von dreißig Fuß hohen bronzenen Reiterstatuen umgebene Michaelsthurm. Die Statuen repräsentiren den Kaiser, den Kronprinzen und die anderen deutschen Fürsten und obersten Führer der deutschen Heere. Der 191 Fuß hohe Säulenschaft, welcher sich aus ihrer Mitte erhebt, besteht aus wechselnden Horizontalschichten von weißgrauem Kalk- und rothem Sandstein, um den sich ein breites die Namen der Schlachten (von Weißenburg bis Paris) tragendes Bronzeband schlingt. Ueber das gleichfalls eherne german-romanische Capital erhebt sich dann endlich das oberste Piedestal mit der Kugel, die das ungeheuere 58 Fuß hohe vergoldete Standbild des Erzengels Michael, das Flammenschwert emporhaltend, trägt. Die Totalhöhe des Monuments stellt sich auf 400 Fuß über dem Grundbau oder 454 Fuß über dem Wasserspiegel.

(Auch ein Gebetbuch.) In einem öfter aufgelegten und noch im vorigen Jahrhundert viel benutzten christlichen Gebetbuch finden sich unter anderen Gebete mit folgenden Ueberschriften: Gebet um glücklichen Fortgang einer festgesetzten Rache. Demüthige Seufzer an den heiligen Christoph um einen Beutel mit Geld. Stoßgebet einer bedrängten wollüstigen Person um eine Terne in der Lotterie. Ein Psalmengebet, um sich für Schuß und Stich in Sicherheit zu setzen. Ein anderes ditto, um Jemand in kurzer Zeit sicher zu Tode zu beten. — Es giebt in der That nichts so Widersinniges, der Menschheit Unwürdiges, wofür nicht ein religiöser Deckmantel gesucht worden wäre.

(Eine böse Persiflage.) Ein französischer Patriot, Hr. Cisson in Rio Janeiro, hatte es nicht unterlassen wollen, an die in der brasilianischen Reichs-Hauptstadt lebenden Elsaß-Lothringer einen Aufruf zur Unterzeichnung einer Protest-Adresse gegen die Abtretung ihrer heimathlichen Departements an Deutschland zu richten. Der Aufruf war nicht an taube Ohren ergangen. Schon am nächsten Tage nach seinem Erscheinen brachte das „Journal do Commercio" folgendes Inserat: „Monsieur Cisson. Mer habe gelese mit Plaesier eire patriotik Proclamation an Alsacien und Lorrain se bleibe français. Se habe ganz recht, mer wolte nix sein deitsch, compatriot von die preisische Kaschorr, mer wolte sein compatriot von die brave Monsieur Cisson. Nehme se unsere Name for ze protestire gegen die deitsche Kaschorr, wo unser schenes Strassburg gebombardert habe. Soltat kriegen de Krach. Joseph Baer. Moritz Guttmann. Jacob Goldmacher. Veit Edelmann. Samuel Jeitteles. Simon Wolf. Ananias Rosenau. Isaac Adler."

(Das Louvre) ist, wie ein Correspondent der „Indep. Belge" aus Versailles, 27. Mai, schreibt, definitiv gerettet, alle seine Sammlungen sind unversehrt. Aber der Gegenstand aller ernstlichen Befürchtungen war die Venus von Milo. Diese Statue war, in eine Kiste verpackt, während der Belagerung von Paris in die Keller der Polizeipräfectur ge-

bracht worden. Aber die Polizeipräfectur ist im Feuer aufgegangen und heute nur noch ein Trümmerhaufen; die Venus liegt also unter den Ruinen begraben. Glücklicherweise sind die Keller tief und mit sehr dicken und starken Mauern ausgebaut, und nach den Nachforschungen einiger Künstler, die damit beauftragt waren, ist zu hoffen, daß dieser Verlust, der unersetzlich wäre, uns erspart sein wird.

(Die größten Fässer) der Welt befinden sich in London. Die „Schles. Ztg." schreibt hierüber: „Um einen Streit zu schlichten, der sich darüber entsponnen hatte, ob das Heidelberger Faß das größte sei oder die Fässer der berühmten Londoner Brauerei Barklay, Perkins und Co., schrieb ich aus Schlesien direct an die genannte englische Brauerei und erhielt baldigst eine Antwort, aus welcher sich die interessante Thatsache ergiebt, daß dieses Haus 6 Fässer hat, die mehr als noch einmal so groß, und 17 Fässer, die mehr als die Hälfte, und 37, die beinahe eben so groß als das berühmte Heidelberger Faß sind."

(Der Nutzen der Pacific-Eisenbahn) Californien fängt nun zu erfahren an, welche große Wohlthat für es die Pacific-Eisenbahn ist. Denn bevor diese Handels- und Verkehrsstraße geöffnet war, häufte sich alles Volk an der Küste des stillen Meeres an, und concentrirte sich in Unzahl zu San Francisco, um in Land zu speculiren. Denn die Baustellen dieser Stadt erreichten eine unglaubliche Höhe des Preises, während, mit Ausnahme der Ortschaften längs der Flüsse oder in der Nähe ergiebiger Gruben, das ganze übrige Land unangebaut blieb, und die Leute Anstand nahmen, sich im Inneren desselben niederzulassen. Der Bau der erwähnten Eisenbahn hat diese Verhältnisse alle nun durch und durch verändert. Vor allem sank der Werth des Grundeigenthums von San Francisco auf ein billiges Werthmaß herunter, und das Innere des Landes längs der Eisenbahn wird allmählich mehr bevölkert und Handel und Wandel belebt sich. Auch die Bevölkerung ist nunmehr zu reger Thätigkeit angespornt, weil sie nun einen besseren Markt für ihre Erzeugnisse findet, als ihr bisher San Francisco bieten konnte. Was steht Californien für eine Zukunft bevor, und wem hat sie es zu verdanken als den Eisenbahnen, welche auch die Vereinigten Staaten bevölkert, so reich und mächtig gemacht haben.

Vom Büchertisch.

Freiheit und Kirchenregiment. Meinungsstreit zwischen Bischof v. Kettler in Mainz und Geheimrath Bluntschli in Heidelberg. Verlag von Fr. Bassermann. 1871.

S. Wer irgend den Verhandlungen des ersten Deutschen Reichstags mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird sich an dessen Debatten über die Redaction der Reichsverfassung erinnern. Dabei stellte die sog. Centrumspartei durch die Gebrüder Reichensperger und Genossen den für diese Seite des Hauses merkwürdigen Antrag auf Einführung gewisser Grundrechte, als Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit, religiöse Bekenntnißfreiheit und Selbstständigkeit der Kirchen. Nach beiderseits erschöpfender Discussion wurde der geradezu hinterlistige Antrag am 4. April d. J. mit 223 gegen 59 Stimmen abgelehnt. Fast nur die Mitglieder der katholisch-ultramontanen Partei stimmten für ihn. Auch der Abgeordnete für Tauberbischofsheim-Walldüen, Bischof v. Ketteler, nahm Theil an der Debatte, um für die — Freiheit einzutreten und, neben der allgemeinen Verdächtigung der liberalen Partei, besonders dem abwesenden Professor Bluntschli etwas abzugeben, der, nach Ketteler, mit einer Rede im Berliner Unionsverein für das landesherrliche Kirchenregiment eingetreten sein soll, von welchem alle Reformen, wie die Kirchengeschichte lehre, ausgegangen wären. Hiergegen antwortete Bluntschli öffentlich und berichtigend unter'm 8. April und stellte dabei Sinn und Wortlaut seiner angegriffenen Aeußerung in das rechte Licht. Er schloß sein Schreiben, wie folgt: Wenn Sie meine Meinung als Rückschritt bezeichnen und die Radicalen Ihnen hierin zustimmen, so ist mir das gleichgiltig. Wenn ein Fortschritt in den Abgrund führt, in welchem die Netze der römischen Hierarchie ausgespannt sind, so ziehe ich den Rückschritt der zu einer zeitgemäßen Reform, d. h. zu einem wahren Fortschritt führt, einem solchen Fortschritt in's Mittelalter zurück weit vor.

Doch der streitlustige, jesuitisch geschulte Bischof konnte nicht schweigen und brachte eine öffentliche Erwiderung am 15. April. Darin umgeht er den Streitpunkt und tummelt sein in der römischen Kirche gefüttertes Freiheitsroß weiter. Natürlich schlägt sich der bischöfliche Kämpe auch hier mit seinem gewohnten Phantom, mit dem s. g. maurerischen Liberalismus wacker herum. Der Staatslehrer bleibt ihm aber die Antwort nicht schuldig und läßt sie jetzt in der obigen Schrift erscheinen, in welcher die früheren Schreiben und die Rede von Kettelers vorgedruckt sind. Diese zweite Antwort ist kernig. Hier behandelt der Präsident des deutschen Protestantenvereins den Bischof von Mainz so, wie er es seit Langem verdient hat. Das Publicum wird über die Verschiedenheit der beiden Richtungen einmal richtig und gründlich aufgeklärt. Bluntschli schreibt dem Bischof: „Auf Eines war ich gespannt, als ich Ihre Erwiderung zur Hand nahm: Wie werden Sie das Räthsel jenes Widerspruchs lösen, in dem Sie mit sich selber gerathen sind, indem Sie als Abgeordneter die Proclamation genau der Freiheiten (Preßfreiheit, Vereinsfreiheit, religiöse Bekenntniß- und Cultusfreiheit) fordern, welche Sie als Bischof mit dem Papst Pius IX. verdammen? Es lag in Ihrem Interesse, das Räthsel zu lösen. Denn Viele wissen nicht, ob sie eher dem Abgeordneten oder dem Bischof v. Ketteler glauben und vertrauen sollen, da der Abgeordnete v. Ketteler dasselbe verlangt, was der Bischof v. Ketteler verwirft. Diese Alle sind ohne Erklärung geblieben. Sie weichen aus mit der Entschuldigung, das gehöre nicht zur Sache. Mir scheint, der Sinn und die Ehrlichkeit Ihrer Freiheitsforderung gehören zum Kern der Sache, und eben diese sind durch jenen Widerspruch in Frage gestellt. — Sie hatten eine prächtige Gelegenheit, die wahre deutsche Freiheit, die Geistesfreiheit zu schützen in dem Kampfe gegen den anmaßendsten Absolutismus, welchen es giebt, gegen den Absolutismus des Papstthums und des Jesuitenordens. Es ist die göttliche Bestimmung der Deutschen, die Welt von dieser schlimmsten Tyrannei über die Geister zu befreien. Sie haben diese Gelegenheit nicht ergriffen. Sie haben vielmehr Ihre Kniee vor Rom gebeugt. Sein Sie versichert: das deutsche Volk erwartet seine wahre Freiheit von keinem Knechte Roms. Wer sich dem Absolutismus des „unfehlbaren" Papstes unterwirft, der muß in Deutschland beschämt zurückstehen, wenn die deutsche Freiheit ihre Freunde sammelt. Sie sehen, wie recht ich hatte, zu behaupten: die religiöse Freiheit nach dem Herzen der Ultramontanen bedeute Herrschaft des Klerus über die Laien, Herrschaft der Bischöfe über die Pfarrer, Herrschaft des Papstes über die Bischöfe, Herrschaft der Kirche über den Staat." An diesen wenigen Sätzen der umfassenden Antwort des staatsmännischen deutschen Gelehrten ist die Wucht und Schärfe seiner zweiten Erwiderung zu erkennen. Möchten recht viele unserer Landsleute diesen „Meinungsstreit sich genau ansehen und beherzigen. In ihm sind die Grundlagen der größten geistigen Bewegung der näheren Zukunft unserer Nation offen gelegt; hier gilt es ein strenges und gebieterisches: Entweder — Oder, ein schwaches Vermitteln ist hier nicht zulässig, vielmehr geradezu selbstmörderisch.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 65. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Fortsetzung.)

„Was macht Oscar? Er läßt sich gar nicht sehen," fragte an einem der nächstfolgenden Tage, Marguerite, als ihr Gatte zu ihr in's Zimmer trat.

Dunkele Gluth bedeckte Horst's Gesicht. Wie konnte sie wagen, eine solche Unbefangenheit zu heucheln?

Schon schwebte eine vernichtende Antwort auf seinen Lippen, aber ein Blick auf der Kranken leidenvolle Züge machte ihm Schonung zur Pflicht.

„Warum kommt Oscar nicht, mir vorzulesen?" fragte nochmals Marguerite.

„Er ist verreist," entgegnete ihr Gatte.

Sie starrte ihn an. „Jetzt verreist — ohne sich zu beurlauben," sprach sie mit matter Stimme; „jetzt, wo ich so krank bin; das war nicht freundlich." Sie schloß die Augen, Zwischen den Wimpern hervor glitten perlende Tropfen auf die Wangen nieder. Sie erschrack, daß ihre Bewegung sie verrathen. „Wenn man schwach und leidend ist, wie ich," sagte sie, sich gleichsam entschuldigend, „kann die geringfügigste Vernachlässigung empfindlich schmerzen."

Niemand antwortete. Die Kranke ahnte nicht, welche Qualen ihr Gatte empfand, als er, an ihrem Bette stehend, den Puls prüfte und sie ermahnte, sich nicht aufzuregen. Sie ahnte nicht, daß Gefühle des Zornes, der Verachtung in Thekla's Herz wogten.

Die tiefe Stille, welche ringsum herrschte, wurde plötzlich durch einen Lärm, der von der Straße kam, unterbrochen. Wirre Stimmen, rasche Schritte und lauter Trommelwirbel ließen sich von unten her vernehmen.

Heftiges Zittern erschütterte Marguerites Körper.

„Es ist nichts, sei ruhig," sprach Doctor Horst, „nichts als eine Gauklerbande, die vorüberzieht, um zu ihren Vorstellungen einzuladen; ich werde sogleich veranlassen, daß sie einen anderen Weg einschlägt." Mit einer raschen Bewegung richtete sich Marguerite empor und faßte ihres Gatten Arm. „Laß das," sagte sie schnell, mit keuchendem Athem, „laß das, ich bitte Dich!"

Horst wandte sein Auge betroffen nach ihr, sie war wieder in die Bettkissen zurückgesunken und krampfhaftes Schluchzen durchbebte sie. „Was hast Du, Marguerite?" rief er, und des Mitleids Stimme regte sich in seinem Herzen.

Sie erhob den Blick zu ihm. „Du bist Arzt und ein geschickter Arzt, wie ich es selbst erprobt," sprach sie leise. „Sei aufrichtig, sei wahr mit mir. Wie lange meinst Du, daß ich noch leben kann?"

„Ich hoffe, Dich herzustellen," sagte er.

„Du hoffst es nicht," gab sie zur Antwort, „das sehe ich aus Deinem Blick, das höre ich aus Deinen Worten herausklingen, und wenn Du aufgehört zu hoffen, ist alles verloren. Ich fühle, daß ich sterben muß; sage mir, um Himmelswillen, sage mir, meinst Du, daß ich noch zwei Tage leben kann?"

„Sprich nicht so; wenn Du Dich ruhig hältst, wenn Du vermeidest, Dich aufzuregen, können wir noch hoffen."

Marguerite rang die schmalen Hände. „Das wäre furchtbar," stöhnte sie.

„Ist Dir das Leben eine Last?" sprach Horst.

„Jetzt eine schwere Last," antwortete sie und schloß ermüdet die Augen.

Ein banger Abend folgte dem traurigen Tag. Tiefe Dämmerung herrschte in dem Krankenzimmer. Doctor Horst lehnte im Sopha zurück, ihm zur Seite saß seine Tochter, er hielt sie sanft umfaßt, sie hatte den Kopf an seine Brust gestützt. Nicht die Sorge um Marguerite war es, die sie drängte, sich inniger aneinander zuschließen. Gemeinsames Leid, ein Leid, dem Keines Worte lieh, ließ sie Trost in diesem Anschluß finden.

Seit heute Morgen hatte sich der Kranken Zustand sehr verschlimmert. War es der Gedanke, von Oscar verlassen zu sein, war es, daß trotz ihres Gatten Bemühen, ihr seine Gefühle zu verbergen, sie doch bemerkte, daß er verändert sei, oder hatte der Lärm auf der Straße übel auf sie eingewirkt, das Fieber stellte sich heftiger ein als je.

Ein lautes Tönen der Klingel schreckte Marguerite aus ihrem Halbschlummer auf. „Wer kommt?" sprach sie erregt.

„Du wirst von Niemand belästigt werden," antwortete Horst. „Soll ich Deinen Kopf nicht etwas höher betten?"

„Bitte, lieber Julius," antwortete sie, und ein dankbarer Blick aus ihren Augen traf den Gatten.

Das Dienstmädchen erschien an der Schwelle.

„Wer ist gekommen?" fragte Thekla.

„Der Director der Kunstreitergesellschaft," erwiderte sie.

„Was macht er hier? Weisen Sie ihn ab."

„Er läßt sich nicht abweisen, Herr Doctor."

„Ich weiß, es ist auf meine Kasse abgesehen," sprach Horst und bettete Marguerite in die Kissen zurück. „Ist Dir plötzlich unwohl?" unterbrach er sich und sah nach einem Glas Wasser aus.

„Es geht gleich vorüber," entgegnete die Kranke.

„Sagen Sie dem Mann, ich sei nicht zu sprechen," fuhr Horst, zu dem Mädchen gewendet fort.

Die Zofe entfernte sich, kam aber gleich wieder mit dem Bescheide, Herr Alfons Rosier lasse dringend um eine Unterredung mit dem Herrn des Hauses bitten, er habe etwas Wichtiges zu melden.

Ein Gedanke durchkreuzte Horst's Gehirn. War seinem Pflegesohn ein Unfall begegnet, hatte sich der Verstoßene in der Verzweiflung ein Leid angethan, und wußte zufällig jener Mann etwas davon, oder war er von ihm als Bote benutzt worden?

„Führen Sie den fremden Herrn in das Wartezimmer, ich werde gleich hinüberkommen," sagte er.

Schon wollte Horst, von Unruhe getrieben, dem Mädchen folgen, als Marguerite von Neuem seine Hand faßte.

Betroffen blickte er sie an; ihre Wangen waren hoch geröthet, ihre Augen leuchteten in wunderbarem Glanze. Heftiges Zittern durchbebte ihre Gestalt. „Ehe Du ihn hörst, höre mich,“ sprach sie. „Sende Deine Tochter aus dem Zimmer, ich habe Dir viel zu sagen.“

Bevor der Arzt sich zu Thekla wandte, hatte diese schon das Gemach verlassen.

Ein ähnlicher Gedanke, wie jener, der ihrem Vater durch den Sinn gefahren, war in ihr aufgetaucht; sollte der Fremde böse Kunde von Oscar bringen?

Nach den letzten Worten der Stiefmutter zu schließen, hatte Alfons Rosier eine Rolle in der Intrigue gespielt, war wohl Derjenige, dessen Aussage man fürchtete. Verachtung gegen Oscar stritt mit dem Gefühl der Unruhe, die sie um den Gefährten ihrer Kindheit empfand. Mit einem raschen Entschlusse trat sie in des Vaters Wartezimmer.

Ein auffallend schöner Mann mit langem, dunkelem Haar und Bart stand, in einen schwarzen Sammetrock gekleidet, vor einer Etagère, auf der sich unter Glas und Rahmen Margueriten's Bild befand. Bei dem Kommen des Mädchens blickte er in die Höhe, verbeugte sich mit vielem Anstande und und fragte im reinsten Französisch, ob er die Ehre habe, die Tochter Dr. Horst's vor sich zu sehen.

Thekla bejahte. Eine Frage nach Oscar schwebte auf ihren Lippen, aber es befiel sie plötzlich ein Zagen, das sie zu sprechen hinderte.

Der Ausdruck in des Fremden Zügen war so ruhig, jeder Gemüthsbewegung bar, daß er unmöglich der Ueberbringer einer Trauerbotschaft sein konnte. Der gefühlloseste Mensch wird ein leises Bangen, eine gewisse Erregung empfinden, wenn er im Begriffe steht, durch eine böse Kunde Schreck und Schmerz zu verbreiten.

„Ihr Herr Vater wird beschäftigt sein,“ sagte Alfons Rosier leichthin und schritt im Zimmer auf und nieder.

Thekla bat ihn, sich zu gedulden und indessen Platz zu nehmen. Darauf wandte sie sich der Thür zu. Der Kunstreiter leistete ihrer Aufforderung Folge und griff nach einer der illustrirten Zeitschriften, die verstreut auf dem Tische lagen.

Trotz der Unruhe, welche Thekla fühlte, trotz all' der peinlichen Gedanken, die sie bestürmten, war es ihr auffallend erschienen, in dem Director einer herumziehenden Gauklerbande einen Mann von Welt zu finden. Die Art, wie er sich ausdrückte, sich bewegte und benahm, ließ mindestens auf oberflächliche Bildung schließen.

Alfons Rosier hatte eine geraume Zeit in den Journalen geblättert, ungeduldig wandte sich, während er dies that, sein Auge bisweilen dem Eingange zu — endlich öffnete sich die Thür, und Dr. Horst trat herein.

Die Todtenblässe, die sein Gesicht bedeckte, der strenge finstere Ausdruck seiner sonst so milden Züge, ließen auf schwere Seelenkämpfe, die er gestritten, schließen. Ohne den Gruß Rosiers zu erwidern, forderte er ihn auf, ihm in das anstoßende Zimmer zu folgen.

„Ich weiß, wer Sie sind und was Sie hierhergeführt,“ begann der Arzt, „ich weiß dies Alles und kenne auch die Mittel, Sie unschädlich zu machen. Meine Gattin hat mir die traurige Geschichte ihrer Verirrung, in welcher Sie eine so unrühmliche Rolle spielten, bekannt. Sie kamen in der Absicht, Geld von mir zu erpressen, nachdem Marguerite nicht mehr in der Lage war, Ihre Verschwiegenheit zu erkaufen. Sie werden diese Absicht erreichen, da der Ruf meiner Frau mir heilig ist. Hier haben Sie die Summe, welche sie von ihr begehrten, und welche sie nicht aufzutreiben fähig war. Entfernen Sie sich jetzt und hüten Sie sich, je mehr unsere Ruhe zu stören; auch ich weiß etwas von Ihnen, was das Licht der Oeffentlichkeit nicht verträgt.“ Mit diesen Worten reichte Horst dem Abenteuerer ein Päckchen Banknoten und wies mit der Hand nach dem Ausgang.

Im nächsten Augenblick war er allein.

Nun brach plötzlich seine mühsam bewahrte Fassung zusammen, die Hände vor's Gesicht schlagend, sank er in einen Stuhl.

Nach einigen Minuten trat er, ermüdet, als habe er einen weiten Weg gethan, als habe er schwere Arbeit verrichtet, in Thekla's Zimmer. Schwermuth, aber keine Bitterkeit sprach aus seinen bleichen Zügen.

Thekla's Augen wandten sich forschend ihm zu. Sollte ihr ein Geheimniß bleiben, was mit dem Fremden verhandelt worden; sollte sie auch nicht erfahren was zwischen Vater und Stiefmutter vorgefallen, oder war Horst gekommen ihr eine Mittheilung zu machen?

„Ich muß Dich bitten, statt mir einen Brief zu schreiben, Thekla,“ sagte er, „da man mich wieder zu Marguerite gerufen.“

„An wen und was soll ich schreiben?“ fragte das Mädchen beklommen.

„An Oscar. Ich hatte ihm D. zu seinem Aufenthalt bestimmt, laß' ihn wissen, er möge zu uns zurückkehren, zu seiner kranken Schwester, seinem armen Gretchen kommen.“

Zu seiner Schwester! Goldener Strahl, der aus den nächtigen Wolken hervorbrach, Licht wurde es, Licht und die Schatten schwanden!

Ueberwältigt von ihren Gefühlen, ließ Thekla den Thränen freien Lauf, die ihren Augen entstürzten. Oscar's Bild stand rein und fleckenlos vor ihr, sie sollte ihn wiedersehen, durfte, konnte ihn wieder lieben.

Ihr Vater vermochte nicht, sich der Freude hinzugeben, die sie beseelte. Von seinem Herzen war die Last nicht genommen, wenn er auch Trost darin fand, daß Oscar seine Liebe nicht mit schwarzem Undank gelohnt, daß Margueriten's Schuld der Vergangenheit angehörte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Paris.

Wir entnehmen der „Independance belge“ folgende genaue Zusammenstellung Alles dessen, was durch den Brand und während des Straßenkampfes in Paris seinen Untergang gefunden hat. Der Berichterstatter des belgischen Blattes schreibt:

„Als die Föderirten nach und nach ihre furchtbaren Positionen auf dem Concordienplatze und in der Rue Royale aufgeben mußten, entzündeten sich nach einander die ersten Feuersbrünste, deren Werk zur Stunde vollendet ist. Das, was ehedem das Finanzministerium war, existirt nicht mehr. Die Fußböden und Dachsparren sind völlig eingestürzt und das Gebäude besteht heute nur noch aus einer Reihe gleichlaufender Mauern, in denen weit klaffende unförmliche Oeffnungen zu Tage treten. Das Feuer ist ganz erloschen, da ihm jede weitere Nahrung fehlt. Das Finanz-

ministerium ist ein nie wieder aufzurichtender Trümmerhaufen. Die Granaten haben zahlreiche Spuren ihrer Gegenwart an den zimmetfarbigen Säulen und den corinthischen Capitälern der Madelaine hinterlassen, die nach der Rue Royale gehen. Vom Faubourg St. Honore bis zum Madelaineplatz hat das Feuer Alles verheert. Die Pompiers sind zur Stunde noch damit beschäftigt, mittels Minen ganze Mauerstücke zu sprengen, die inmitten der zerstückelten Trümmer den Einsturz drohen.

Der Carousselplatz bietet einen schrecklichen Anblick. Auf seiner Ostseite lagen vordem die Tuilerieen. Es sind heute nur noch Mauerüberreste, durch die allerorten das Tageslicht eindringt; der Dom, der sie ehedem krönte, ist eingestürzt, trotzdem aber tragen sie noch diese ebenso schlanken wie kühnen Kamine, die zu wanken scheinen, und jeden Augenblick in den unter ihnen klaffenden Abgrund, den die Wuth des Feuers ausgehöhlt hat, niederzustürzen drohen. Nur noch leichte Rauchwirbel entsteigen dem Innern der Tuilerieen, wo noch die letzte Flamme auch das letzte Andenken an den schönen Palast verzehren zu wollen scheint.

Im Louvre ist wie bekannt die Bibliothek, welche mehr als 100,000 Bände zählte, darunter zahlreiche werthvolle Manuscripte, seltene und sehr alte Bücher, für immer für die Menschheit verloren. Die äußere Facade der Galerie des Antiques ist zwar auch gehörig von den Granaten und Flintenkugeln mitgenommen worden, aber glücklicherweise ist dieser Schaden leicht wieder gut zu machen; die Colonnade von Perault hat dagegen nicht im mindesten gelitten und mit einer wahren Genugthuung haftet der Blick an diesem Wunder, das noch aufrecht und unberührt mitten unter so vielen beinahe ganz verschwundenen Geschichtsdenkmälern dasteht.

Das Palais-Royal, das Werk Jacques Lemerciers, der Gegenstand der höchsten Bewunderung Corneilles, ist nur noch ein wüstes Wirrwarr ausgebrannter Mauern und verkohlter Balken, das zwar noch immer seine äußere architektonische Form, durch die leeren Fenster aber die innere Oede und Verwüstung aufweist. Nur hie und da trifft der Blick auf eine mitten unter den Trümmern erhaltene Statue, wie z. B. die Statue der Frau Loth's.

Das Entsetzen kann keine weitere Steigerung finden, und selbst die grauenhafteste Phantasie vermag nicht Schrecklicheres sich auszumalen, als das Bild, welches die Rue Rivoli gewährt: ein Blick auf das Haus Botot, vor wenigen Tagen noch ein Palast, heute beinahe völlig der Erde gleich gemacht, ein anderer auf die Häuser, welche die Straße zwischen dem erhalten gebliebenen Thurme Saint Jacques und dem Stadthause bildeten und ein anderer auf das Stadthaus selbst, dessen durch die Flammen entfleischtes Skelett allein noch gen Himmel ragt. Das Alles bildet ein einziges entsetzliches Trümmerfeld mit abgebrochenen Balconen, eingestürzten Kaminen und anderen Kaminen, deren einzelne Steine sich nur wie durch ein Wunder auf die Mauern stützen, die jeden Augenblick ihrem Gewichte nachzugeben drohen.

Das Stadthaus hatten die Aufrührer der Fronde geachtet, hatte der niederschmetternde, aber auch furchtbare Sturm von 93 nicht berührt, hatten die Februar- und Junitage verschont gelassen, den infamen Brandstiftern war es vorbehalten, Hand an dasselbe zu legen und es in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, für den keine Sprache, wie von jenen Ueberresten, von denen Bossuet spricht, einen Namen besitzt. Nur ein Theil des mittleren Pavillons steht erhalten und über der Uhr Andre Lapaute's sieht man gleichsam als einen Protest gegen die unerhörten Handlungen dieser wahnwitzigen Demagogen die republikanische Aufschrift erhalten, zwar ganz mit schwarzer Kruste überzogen, aber doch nicht von dem Brande ausgelöscht. Das Feuer hat das Stadthaus schneller und besser entkleidet, als es 10 Jahrhunderte konnten.

Von der Arcolebrücke aus hatte man ehedem den schönsten Blick auf jenes harmonische Ensemble von Prachtgebäuden, welche der Fleiß vergangener Generationen der Bewunderung der Nachwelt hinterlassen hat. Wohin man heute auch den Blick wendet, überall tritt in häßlichster Weise der Krieg zu Tage, den diese verbrecherischen Irrhäusler gegen die Civilisation geführt haben; heute sind alle diese Wunder von dem Siegel der Verwüstung und Zerstörung berührt. Diese elenden Einsiedler, indem sie mehr noch hofften dadurch ihre Vergangenheit als diejenige Frankreichs vernichten zu können, haben mit entzündetem Petroleum den Justizpalast übergossen, von dem glücklicherweise zwei werthvolle Stücke gerettet sind: die Sainte-Chapelle, deren Thurmspitze allein vom Feuer berührt ist, und der Glockenthurm, an den sich so viele Sagen knüpfen. Das, was der Brand vom Jahre 1618 verschonte, ist jetzt größtentheils untergegangen. Hier wie im Louvre ist die Bibliothek verbrannt.

Etwas weiter auf dem linken Ufer zeigen sich ähnliche Trümmer von der Rue du Bac bis über die Rue Bellechasse hinaus. Den Brandstiftern ist es hier gelungen, den Anblick all' dieser schrecklichen Verheerungen einförmig zu machen. Das Kanzlergebäude der Ehrenlegion, das schöne Bauwerk des Meisters Rousseau, das Staatsrathsgebäude, der Rechnungshof und die Caserne weisen nur noch leere Mauern auf, aus denen man Abends noch vom Quai d'Orsay aus an verschiedenen Stellen die Flammen emporzüngeln sieht. Die Depots- und Rentenkasse hat ihre äußere Mauernfronte vollständig erhalten, aber dahinter ist Alles eingestürzt und so sieht die schöne hohle Front des Gebäudes dem Prospect eines Theaters gleich, welcher sich vor einem offenen Hintergrunde erhebt. Die Hotels, die Privathäuser, die Waarenlager von der Rue du Bac bis zur Rue Verneuil, die ganze Rue de Lille hinter den soeben erwähnten Gebäuden haben in ihren Trümmern das Verbrechen büßen müssen, daß sie an öffentliche Gebäude angrenzen. Das Alles ist heute nur noch ein einziges Rauchmeer und die Pompiers begießen die aufflammenden Trümmer.

Nichts kann trauriger sein, als in diesem von dem Vulcan der Commune verwüsteten Pompeji sich zu ergehen, wo man nur auf einzelne Neugierige stößt, oder unter ihren Hausthüren einige Gruppen von Leuten stehen, die eher Todten als lebenden Wesen gleichen. Aber noch besser läßt sich die Wuth dieses entsetzlichen Endes der Commune, ihre Bestialität in der Zerstörung erkennen, in dem in demselben Quartier gelegenen Kreuzwege von Croix-Rouge. Hier stand auch nicht ein einziges Kunstwerk oder ein Denkmal der Civilisation, das man hätte vernichten wollen, nicht einmal größere Privathäuser befinden sich in dieser Straße. Man hoffte nur, daß, wenn sich das flüssige Petroleum von diesem Knotenpunkte aller von hier ausgehenden Straßen aus verbreiten würde, diese Straße der Centralherd des Feuers im ganzen Faubourg St. Germain werden würde. Es war die Vertilgung im Großen, der Brand ohne Phrasen, von ganz Paris, des aristokratischsten und friedlichsten Theiles der Stadt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

s (Technisches.) Zur Gewinnung von Roheis ist in Berlin ein großartiges Unternehmen nach amerikanischem Muster in's Werk gesetzt werden, welches jetzt schon im Stande ist, die Hälfte des gesammten Bedarfes der Reichshauptstadt zu decken. Das Eis wird dem sogenannten Rummelsburger See, zu welchem sich die Oberspree bei Treptow ausbuchtet, entnommen, und die Gebäude, in denen dasselbe aufgespeichert wird, befinden sich nahe dabei, so daß der Transport nach Berlin nach Maßgabe des täglichen Verbrauches der Brauereien, Krankenhäuser rc., sowie auch der Haushaltungen, welche das Kühlmaterial in jedem gewünschten Quantum beziehen können, stattfindet. Sobald das Eis die Stärke von etwa 2 Fuß erlangt hat, wird die für die Abfuhr be-

stimmte Fläche zunächst vermittelst des Eispfluges in regelmäßig viereckige 2—3 Fuß breite und 8—10 Fuß lange Quadern abgetheilt. Der Zahn des von einem Pferde gezogenen Eispfluges schneidet circa 2 Zoll tiefe Furchen ein. Die vollständige Abtrennung der Quader wird durch Arbeiter mit etwa 6 Fuß langen Sägen bewerkstelligt. Bis zu den Uferplätzen der Eishäuser werden nun die Eisstücke schwimmend transportirt, wozu eigene Zweigcanäle angelegt sind. Neun aneinanderstoßende große, aus Holz erbaute Schuppen sind mit der einen Giebelfront gegen das Ufer, mit der anderen gegen die Straße gerichtet. Die hohen Dächer sind mit Schilfrohr eingedeckt. Vom Ufer aus stellen schiefe Ebenen, ebenfalls aus Holz erbaut, die Verbindung mit den Giebeln her. Durch eine Dampfmaschine werden 6 Paternosterwerke betrieben, deren Ketten längs der schiefen Ebenen laufen, und das Eis, welches zuvor mit Eisenstangen in kleinere Quader von circa 2½ Centner Gewicht abgetheilt worden, continuirlich emporziehen. Oben in den Schuppen angelangt, rutschen die Schollen auf schiefen Ebenen abwärts, und werden durch Arbeiter in horizontalen Schichten aneinander gefügt. So folgt Schicht auf Schicht bis zu 30 Fuß Höhe. Die Dampfmaschine vermag per Tag 96,000 Ctr. Eis zu fördern, zu welchem Productionsquantum außerdem 300 Arbeiter erforderlich sind. Die Gesammtproduction kann bei der gegenwärtigen Einrichtung auf nahezu 2½ Millionen Centner Eis gebracht werden.

Nach Dr. Wiederhold's Bericht über die Kasseler Industrieausstellung haben die *phosphorfreien Zündhölzchen* von Kallivoda u. Comp. in Ortenburg (Baden) Aussicht, die bisher benutzten Feuerzeuge nach und nach zu verdrängen. Dieselben entzünden sich auf jeder rauhen Fläche leicht und sicher, und genügen allen billigen Anforderungen. Es ist also nicht allein die Zündmasse phosphorfrei, sondern auch die Reibfläche bedarf keines Phosphors. Die wesentlichsten Bestandtheile der Zündmasse sind chlorsaures Kali und unterschweflig saures Bleioxyd. Die Brauchbarkeit einer Mischung dieser beiden Salze für den bezeichneten Zweck ist zwar schon länger bekannt, Kallivoda's Verdienst ist aber eine praktische Methode der fabrikmäßigen Darstellung von Zündhölzchen mit dieser Masse, namentlich eine geeignete Leimung ausfindig gemacht zu haben. Besonders bemerkenswerth ist, daß der Preis dieser phosphorfreien Zündhölzchen jetzt schon etwas niederer als derjenige der gewöhnlichen Phosphorhölzchen notirt wird, z. B. 1 Mille 400er in Spanschachteln 19 fl. Die Hauptsache bleibt aber, daß jene Salze gegenüber dem heftig giftigen Phosphor als unschädlich anzusehen sind.

(*Die elektrischen Uhren*), welche gegenwärtig nicht blos in großen industriellen Etablissements und auf Bahnhöfen, sondern auch in zahlreichen Städten für öffentliche Uhren auf Kirchthürmen, an Straßenecken &c. praktische Verwendung finden, haben trotzdem einen bedeutenden Mangel: sie können, wenn sie durch magneto-elektrische Batterieen in Bewegung gesetzt werden, nach längerem Gebrauche leicht den Dienst versagen, indem die Spitzen, an welchen sich der Contact vollzieht, durch das beständige Ueberspringen der Funken unwirksam werden, und die Batterieen selbst einer häufigen Erneuerung bedürfen. Um diesen Störungen zu begegnen, hat Sir Charles Wheatstone, wie einer Mittheilung in Chamber's Journal zu entnehmen ist, seine magnetischen Uhren so verbessert, daß sie allen Anforderungen eines Zeitmessers völlig entsprechen; sie werden ohne jede Batterie im Gange erhalten, und eine Uhr kann deren 50—60 in verschiedenen Theilen eines Gebäudes bewegen. Zugleich ist der Preis derselben in Folge des Ersatzes des früher großen durch einen kleinen Magnet bedeutend erniedrigt. Ein von Wheatstone nach demselben Princip construirter automatischer Telegraph soll 95 Worte in der Minute gleichzeitig durch fünf Drähte versenden und bereits im Postamte in London eingebürgert sein.

(*Der größte Magnet*), welcher je producirt worden, ist gegenwärtig in den Collingridge-Werken zu Westminster in Arbeit. Derselbe wird (vollendet) ein Gewicht von nahezu zwei Tonnen und einen Werth von ca. 3500 Thalern repräsentiren.

(*Eine Prophezeiung.*) Französische Blätter machen auf folgenden Brief Heinrich Heine's aufmerksam, der sich in den Sämmtlichen Werken Band X., Lutetia (Französische Zustände), 2. Theil, XXXVI. findet: „Paris, 19. December 1841. Der eigentliche Rival des Obelisken von Luxor ist noch immer die Colonne Vendôme. Steht sie sicher? Ich weiß nicht, aber sie steht auf ihrem rechten Platze, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wurzelt treu im nationalen Boden, und wer sich daran hält, hat eine feste Stütze. Eine ganze feste? Nein, hier in Frankreich steht nichts ganz fest. Schon einmal hat der Sturm das Capital, den eisernen Capitalsmann, von der Spitze der Vendôme-Säule herabgerissen, und im Falle die Communisten an's Regiment kämen, dürfte wohl zum zweiten Male dasselbe sich ereignen, wenn nicht gar die radicale Gleichheitsraserei die Säule selbst zu Boden reißt, damit auch dieses Denkmal und Sinnbild der Ruhmsucht von der Erde schwinde; kein Mensch und kein Menschenwerk soll über ein bestimmtes Communalmaß hervorragen, und der Baukunst eben so gut wie der epischen Poesie droht der Untergang. „Wozu noch ein Monument für ehrgeizige Völkermörder?" hörte ich jüngst ausrufen bei Gelegenheit des Modellconcurses für das Mausoleum des Kaisers, „das kostet das Geld des darbenden Volkes, und wir werden es ja doch zerschlagen, wenn der Tag kommt!" Ja, der todte Held hätte in Sanct Helena bleiben sollen und ich will ihm nicht dafür stehen, daß ihm einst sein Grabmal zertrümmert und seine Leiche in den schönen Fluß geschmissen wird, an dessen Ufern er so sentimental ruhen sollte, nämlich in die Seine! Thiers hat ihm als Minister vielleicht keinen großen Dienst geleistet."

(*Edle That eines französischen Gefangenen.*) Die deutsche Presse, die während aller Phasen der beendigten denkwürdigen Kämpfe in so achtungswerther Weise bemüht gewesen ist, alles dasjenige mit Vorliebe hervorzuheben, was geeignet sein konnte, auch unter den ungünstigsten Umständen gegenseitige Achtung und Wohlwollen der feindlichen Nationen zu fördern, hat vor einiger Zeit mit Vergnügen die Thatsache verbreitet, daß ein deutscher Gefangener in Nantes mit großer eigener Gefahr eine Lebensrettung vollbracht und die entsprechende Anerkennung erhalten habe. Heute haben wir das Gegenstück hierzu zu berichten: Philipp Taillade, Soldat im 69. französischen Infanterie-Regiment aus dem Departement du Gard, sah am 29. März d. J. zu Colberg ein Frauenzimmer dicht oberhalb der Mühlen in die Persante fallen. Während zwei seiner Gefährten, die mit ihm in den Fluß gesprungen waren, umkehrten, als sie keinen Grund mehr hatten, setzte der nur 4 Fuß 10 Zoll große Taillade schwimmend seine Bemühungen fort und bewirkte mit großer Hingebung trotz der starken Strömung die Rettung. Die Geldbelohnung, die bei solchem Anlaß geboten zu werden pflegt, schlug er aus und äußerte dabei: „100 Thaler würden mir nicht so lieb sein, als die preußische Rettungsmedaille." Diese letztere ist ihm soeben laut Allerhöchster Cabinets-Ordre zu Theil geworden. Das Ehrenzeichen wurde demselben auf der Heimfahrt in Coblenz eingehändigt.

(*Ein interessanter Fund*) wurde vor einigen Tagen bei Holler, Großherzogthum Luxemburg, gemacht. Nicht weniger als 378 Römermünzen wurden von einem Arbeiter aus Holler, nebst einigen Urnen unweit vom Dorfe, einige Fuß unter der Oberfläche der Erde gefunden. Unter den Münzen befinden sich solche von Vespasian, Domitian, Nerva, Trajan, Hadrian, Antonius Aurelius, Commodus, Divus Verus, Diocletian, Diva Faustina, Chrispina Augusta &c.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 66. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Fortsetzung.)

Während Horst mit dem Fremden sprach, während er sich seinem Schmerz überließ, während er sich zu Thekla begab, lag die Kranke, von Qualen gefoltert, in ihrem Bette. Bittere, schreckliche Erinnerungen tauchten vor ihr auf. Die Geschichte ihres jungen Lebens trat vor ihre Seele — Verirrung, Jammer, Reue waren ihr Inhalt gewesen.

Von Vater und Bruderchen getrennt, der Obhut einer leichtsinnigen Mutter überlassen, war Margarethe herangewachsen. Verhätschelt und verwöhnt, nur den Augenblick genießend, dem Ernste des Lebens fremd, verträumte und vertändelte sie ihre Tage. Frau Hell hatte nie daran gedacht, für eine gründliche Ausbildung ihrer Tochter Sorge zu tragen, sie zu befähigen, ihren Unterhalt zu erwerben. Im rastlosen Jagen nach Vergnügungen häufte sie Schulden auf Schulden, und als sie starb, war Gretchen dem Elende preisgegeben. Eine alte Muhme nahm sich des verwaisten Mädchens an, aber das strenge Regiment, welchem das verhätschelte Kind jetzt unterstand, behagte der an Freiheit und Nichtsthun gewöhnten Margarethe nicht. Sie begann ihre Wohlthäterin zu hassen, die sie zur Arbeit anhielt und das geringste Versehen mit unnachsichtlicher Härte rügte. Theater und Unterhaltungen waren verpönt und jede Stunde des Tages dem Unterricht und stetiger Beschäftigung gewidmet.

Des Mädchens außergewöhnliche Schönheit hatte früh einen Bewunderer angezogen. Ein junger Mann — ein Künstler, wie er sich nannte — war Margarethen öfter begegnet, als sie zur Nähschule ging. Es war ihm leicht geworden, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Das unerfahrene Gretchen fühlte sich von dem einschmeichelnden Wesen des modernen Faust bezaubert. Ein längeres Unwohlsein der Muhme machte es ihr möglich, deren Wachsamkeit zu täuschen und insgeheim den Erwählten ihres Herzens zu sehen. Eines Tages hatte aber das alte Fräulein von diesen Zusammenkünften erfahren, und nun brach ein furchtbarer Sturm über das Mädchen los. Margarethe hatte keinen frohen Augenblick mehr. Ihre Wohlthäterin verschmähte es, durch milde Vorstellungen auf das junge Wesen einzuwirken; durch unbeugsame Strenge meinte sie die Verirrte auf den rechten Weg zurückzuführen, und jagte sie damit ihrem Verderben in die Arme!

Von der schimpflichen Behandlung empört, von Liebe für den jungen Künstler, der ihr Briefe um Briefe durch eine vertraute Botin sandte, umstrickt, verließ Margarethe eines Morgens das Haus ihrer grausamen Wohlthäterin und entfloh mit dem Geliebten, den ein Engagement nach dem Nachbarlande rief.

Immer noch meinte sie damals, jener Mann, dem sie gefolgt, sei ein Künstler ersten Ranges, ein berühmter Sänger, der zu Gastrollen auf einer Hofbühne geladen war. Schnell aber schwand dieser Wahn, die Hofbühne, von der er prahlend gesprochen, war der — Circus, seine künstlerische Leistung die eines Jongleur, der, auf ungesatteltem Pferde stehend, rothe und gelbe Kugeln, Messer und Gabeln in die Höhe warf und sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit wieder auffing.

Das Erwachen aus dem Traum war ein furchtbares, noch furchtbarer, als Margarethe erkannte, daß nicht nur der Beruf des Mannes, dem sie gefolgt, ein unwürdiger, daß auch sein Lebenswandel verwerflich war, daß er sie verleiten wollte, den Weg des Lasters einzuschlagen. Während ihrer Wanderungen durch die Städte, welche er, damals noch einer Kunstreiter-Gesellschaft ersten Ranges angehörend, mit der Truppe bereiste, hatte Margarethe zweimal versucht, sich durch Flucht vor dem Manne, den sie jetzt aus voller Seele verachtete, zu retten. Beide Male war aber ihr Vorhaben vereitelt worden.

Eines Tages war die Gesellschaft auf der Durchreise in dem Universitätsstädtchen D. angelangt und beschloß, dort einige Vorstellungen zu geben. Die Studentenschaft kam angerückt, Karten für den Abend zu lösen. Margarethe war von dem Director mit dem Verkauf derselben betraut worden, und die wunderbar schöne Frau eignete sich wohl, das Publicum durch den Zauber ihrer Erscheinung anzulocken. Mancher löste eine Karte, nur um einige Worte mit der reizenden Dame an der Kasse wechseln oder sie näher betrachten zu können.

Unter den Studenten gab es aber auch Manche, welche sich nicht im mindesten um Margarethen's Schönheit kümmerten, welche nur die kühnen Reiterkünste in den Circus riefen. Einer von jenen war auch Oscar, der ein Jahr hindurch auf der Universität zu D. studirte. Er kam des Weges daher und stellte sich bei der Kasse auf, geduldig wartend, bis die Reihe an ihn kommen werde. Endlich konnte er bis zu Margarethe vordringen, er zog sein Portemonnaie hervor und faßte sie gar nicht in's Auge, sah nicht, daß ihre Blicke prüfend auf sein Gesicht gerichtet waren, daß eine plötzliche Bewegung über des Mädchens Züge glitt.

Als er aber das Geld auf den Tisch legte und die Augen zu ihr erhob, als er ihren Blick starr auf sich geheftet sah, tauchte eine vage Erinnerung in ihm auf. Als wolle er sich besinnen, an wen ihn die Frau an der Kasse mahne, fuhr er mit der Hand über die Stirn und strich das lange dunkelblonde Haar zurück.

Plötzlich fühlte er seinen Arm gefaßt, erstaunt wandte sich sein Auge Margarethen zu.

„Oscar, kennst Du Deine Schwester, Dein Gretchen nicht mehr?" tönte es flüsternd und traurig zu ihm.

Wie vom Blitz getroffen, stand der Jüngling und starrte die aufgeputzte Dirne an. Er meinte, vor Scham in die Erde sinken zu müssen. „Du? hier —?" sprach er mit fast versagender Stimme.

„Ich habe Dich an der Narbe auf der Stirn erkannt," erwiderte sie, „jetzt fehlt mir Zeit, mit Dir zu sprechen — wann kann ich Dich sehen — allein — ungestört?"

Der Student zog rasch eine Karte aus der Brieftasche, schrieb mit dem Bleistift einige Worte darauf und reichte sie

ihr. „Ich erwarte Dich," flüsterte er. „Kannst Du kommen, morgen um acht Uhr?"

Margaretha nickte und reichte ihm das Eintrittsbillet.

„So jung und schon so verdorben," dachte eine alte Frau, welche eben hinzutrat und, ihre Enkel zu erfreuen, Karten löste. Sie hatte nur die letzten Worte, die Oscar gesprochen, vernommen und sich, wie so Manche die nur halb hören und halb verstehen, ein rasches Urtheil gebildet.

Der Jüngling hatte alle Lust verloren, die Vorstellung zu besuchen, er warf die Karte von sich und kehrte in seine Wohnung zurück.

Am anderen Morgen erschien Oscar an dem bestimmten Ort des Stelldichein, aber Margaretha kam nicht. Er wartete vergebens eine volle Stunde. Sehr erregt lenkte er seine Schritte dem Circus zu. Außer einigen Stallburschen war Niemand dort anwesend. Er begab sich nach dem Gasthause, wo die Kunstreitertruppe Unterkunft gefunden, und fragte nach jener Frau, die gestern Abend an der Kasse gesessen.

„Die ist sammt ihrem Liebhaber auf und davon," sagte ein bleicher, hohläugiger Junge, dessen etwas fremdartiger Anzug bewies, daß er zur Gesellschaft gehörte. „Mit der Kasse soll's nicht recht richtig sein, und da sind sie miteinander heute Nachts durchgebrannt; der Himmel weiß wohin."

Wie vernichtet kehrte Oscar in seine Wohnung zurück. Seine Schwester, die Geliebte eines Kunstreiters, des Diebstahls verdächtig zu wissen, war mehr, als er ertragen konnte. Er erkrankte schwer, und sein Pflegevater kam und brachte ihn, sobald er sich etwas erholt hatte, in sein Haus zurück.

Der Jüngling war nicht fähig, dem Mann, den er so sehr liebte und verehrte, von seiner Begegnung mit Margarethe zu sprechen. Hatte Horst wohl auch Kenntniß von ihrer Flucht, so sollte er doch nicht von ihrer tiefen Erniedrigung erfahren.

Margarethe war fast mit Gewalt von ihrem Verderber aus dem Städtchen, in dem ihr Bruder weilte, entfernt worden, er hatte einen Theil der in der Kasse befindlichen Summe veruntreut und sich in die Residenz geflüchtet; dort nahm er einen anderen Namen an und hielt sich einige Zeit hindurch verborgen. Endlich gelang es Oscars Schwester, ihren lange gehegten Plan, den Abenteurer heimlich zu verlassen, in's Werk zu setzen. Der Umstand, daß er, der von der Polizei verfolgt wurde, es nicht wagen durfte, nach ihr zu forschen, begünstigte ihre Flucht. In ihrer Noth wandte sie sich an eine Schulfreundin, die in einem Landstädtchen lebte und unlängst zur Wittwe geworden war. Sie fand dort freundliche Aufnahme — aber nicht lange sollte sie in dem stillen Asyle bleiben. Die Wittwe starb plötzlich, und Margarethe stand wieder schutzlos in der Welt. Die Verstorbene hatte keinen Verwandten hinterlassen. Ihre Papiere kamen in der Freundin Besitz, und der Gedanke durchzuckte Margarethe, daß sie dieselben leicht benutzen konnte, ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden.

Die Wittwe Schulz hatte ebenfalls Margarethe geheißen, und Oscars Schwester meinte, unter dem erborgten Namen der Verstorbenen sicher vor den Nachstellungen des Kunstreiters zu sein.

Sie verließ das Städtchen und kehrte in die Residenz zurück, wo der Abenteurer nicht mehr verweilte. Es gelang ihr, die Stelle einer Gesellschafterin bei einer kränklichen russischen Dame zu erhalten und sie trat mit ihr die Reise nach dem Curort N. an.

Während eines Spazierganges, den sie mit mehreren Badegästen unternommen, wurde Margarethe von einem heftigen Bluthusten befallen. Doctor Horst, der sich bei der Gesellschaft befand, leistete ihr rasche Hilfe und ließ sie in ein naheliegendes Bauernhaus bringen. Seinem Bemühen gelang es, die Gefahr abzuwenden und der Schwererkrankten das Leben zu retten. Die russische Dame, welche Marguerite, so nannte sie Margarethe, sehr liebgewonnen hatte, forderte den Arzt nach Herstellung ihrer jungen Freundin auf, ihr Haus oft zu besuchen.

(Schluß folgt.)

Die Ruinen von Paris.

(Schluß.)

Die Bannmeile des linken Seine-Ufers ist verhältnißmäßig verschont geblieben, überall findet man zwar Spuren der Geschosse, aber nirgends eingefallene Häuser oder Brandstätten. Die niedliche Kirche von Montrouge ist von einigen 20 Kugeln getroffen, ohne daß diese viel Schaden angerichtet hätten. Nur in der Gobelinfabrik treffen wir wieder auf die Wuth dieses Vandalismus mit seinem ganzen bornirten Schrecken: 80 Meter des Gebäudes sind vollständig niedergebrannt; eine Sammlung merkwürdiger Tapetenmuster, einzig in ihrer Art, alle von der Gründung der Fabrik an in ihr verfertigten Muster enthaltend, ist zu Grunde gegangen, ihr Werth läßt sich nicht einmal annähernd abschätzen. Die Zeichnungen und Modelle, Meisterwerke der Kunst, sind vernichtet.

Passirt man die Seine an der Austerlitzbrücke, so sieht man wieder nichts als Trümmer vor sich. Die Häuser längs des Quais de la Rapee, am Boulevard Contrescarpe und in der Rue Lacure sind verbrannt. Niedergebrannt sind weiter die Kornspeicher und das Arsenal; sie bilden mit einigen eingestürzten Häusern einen ungeheueren Feuerherd, der heute noch längs des ganzen Boulevard Bourdon, einen Raum von mehr als einem Kilometer umfassend, in Rauch eingehüllt ist. Die hundertjährigen Lindenbäume, welche diesem Boulevard vormals das Siegel einer von lange her überkommenen Größe aufdrückten, existiren nicht mehr.

Der Bahnhof von Lyon ist nicht niedergebrannt, wie man anfangs gesagt hat. Nur das Dach und der oberste Stock der Einsteighalle sind nicht mehr vorhanden.

Die Linie der eigentlichen Boulevards hat nur wenig gelitten, mit leider jedoch nur zu zahlreichen Ausnahmen. Das neue Operngebäude ist unversehrt, bis auf die Gruppe, welche die linke Seite der Facade krönt. Diese Gruppe, welche aus den Ateliers des Hauses Christophle hervorgegangen ist, wird ohne Schwierigkeit auf dem galvanoplastischen Wege wieder hergestellt werden können. Die Porte St. Denis weist unzählige Spuren des Kampfes auf. Der „Rheinstatue" von Girardon sind die beiden Füße abgeschlagen. Auch der Triumphbogen an der Porte St. Martin hat gleichfalls sehr gelitten. Im Theater der Porte St. Martin ist der Saal völlig niedergebrannt. Eine einzige Mauer, welche von der Höhe des Bauwerkes ausgeht und in der Mitte einen weiten offenen Raum läßt, zeigt die Stelle an, wo vordem die Bühne stand. Auf dem Platze des Chateau d'Eau, wo die Luft und das Sonnenlicht sich vordem ein glänzendes Stelldichein zu geben pflegten, wurden die herrlichen Gebäude von den Kugeln zersetzt, worauf das Petroleum das Werk der Zerstörung vollendete. Der Eingang nach dem Boulevard Magenta, sowie

nach dem Boulevard Voltaire gewähren einen niederschmetternden Anblick. Hier haben jedoch die vereinigten Magazine und die Caserne Prinz Eugen nur wenige und leicht wieder gut zu machende Schäden genommen. Rings um den Brunnen, dessen schöne Einfassung die Mitte des Platzes einnimmt, und dessen Löwenfiguren von den Kugeln vielfach verletzt wurden, muß ein entsetzlicher Kampf Mann gegen Mann ausgefochten worden sein. Auf dem dicken rothgefärbten Wasser des Brunnenbassins schwammen noch zwei Tage nach Aufhören des Kampfes unförmige Fetzen, die bedeckt mit Lumpen und anderen Stoffen, einen pestilenzialischen Geruch verbreiten.

Wir verlassen den Ort des Schreckens und betreten den Boulevard Voltaire, welchen die Insurgenten durch ein Dutzend Barricaden zu schützen gesucht hatten. Ueberall dieselben Spuren eines blutigen unversöhnlichen Kampfes; die Balcone sind niedergebrochen, die Facaden der Häuser zersetzt, der Kalk von den Wänden gelöst. Ganze Reihen der Laternenpfähle liegen an der Erde, von den Kugeln niedergestreckt. Das Theater des Delassements comiques, während der Periode der Commune der Schauplatz galanter heimlicher Sitzungen Raoul Rigaults, hat die Commune nicht überlebt. Von den Flammen sind ferner zerstört: das Magazin aux tauriers du Prince Eugene, ein Theil der Mairie des 11. Arrondissements und die Häuser am Platz Voltaire. Die Statue Voltaire's, eine Copie der Marmorstatue von Houdon, wurde von einer Granate getroffen, welche auf der Rückseite des Stuhles eindrang und bei ihrem Ausgange einen Fuß und einen Zipfel des Mantels hinwegriß.

Es ist fast unnöthig zu erwähnen, daß die Rue de la Roquette aufs grausamste mitgenommen wurde. Ueberall an den Mauern hat der Sturm die Zeichen seiner Gegenwart hinterlassen. Die Flamme, welche unter der Asche fortglimmt, wird die Häuser, welche nach dem Bastilleplatz führen, noch vollständig verzehren. Von Zeit zu Zeit hört man einen schrecklichen Krach, es sind einstürzende Mauern, die unterminiert sind. Diesen Morgen stürzte das Haus zusammen, welches das Boulevard Beaumarchais abschließt und dessen Brand anfangs die Meinung hervorrief, die Thürme der Bastille ständen in Flammen; diese sind, obgleich sie schwer gelitten haben, dennoch glücklich erhalten.

Die Julisäule war wie alle anderen Monumente der Gegenstand der Wuth dieser Elenden, welche Alles niederwarfen, Revolution oder Reaction, Republik oder Monarchie. Fünf mit Petroleum gefüllte Schiffe hatte man unter die Säule gebracht, die wie bekannt, auf einer Ueberwölbung des Canals errichtet ist. Die furchtbare Gluth des plötzlich entzündeten Brennstoffes brachte die Ueberwölbungsmauern an verschiedenen Stellen zum Bruche, so daß die Flammen durchschlugen, ins Innere der Säule eindrangen und dieselbe gleichsam in einen weiten Rauchfang verwandelten. Die Kugeln hatten schon vorher vielfach die Säule durchbrochen und die Flammen schlugen nun durch diese Oeffnungen heraus, so daß die Säule von der Ferne wie eine feuerspeiende Garbe aussah. Die Feuersbrunst ließ trotz des heftigen Regens nicht eher nach, als bis alles Brennbare in Feuer aufgegangen war. Der steinerne Unterbau der Säule ist zwar an verschiedenen Stellen geborsten, hat aber doch dieser schrecklichen Prüfung im Allgemeinen sehr gut widerstanden und der Genius der Freiheit, welcher die Spitze der Säule ziert, glänzt heute heller als je im lichten Sonnenschein. Diese Statue wurde nämlich nicht, wie man sagte, von einer Granate heruntergeschmettert; sie ist vielmehr gänzlich unberührt geblieben. Augenblicklich hat man dieselbe mit Immortellenkränzen geschmückt und ihr eine Tricolore in die Arme gelegt.

Die verbrannt angesagten Gebäulichkeiten des Leihhauses und der Blancs-Manteaux sind nicht ein Raub des Feuers geworden. Die föderirten Artilleristen haben zwar von ihrer Batterie auf dem Kirchhof Pere-Lachaise aus dieses Gebäude heftig beschossen, aber sie zeigten sich in diesem ihrem Wuthausbruche ebenso ungeschickt wie erbittert, und die wohlthätigen Anstalten zeigen nur wenige Spuren dieses Attentates. Dagegen haben die Nachbarhäuser des Leihhauses unter dem Kugelregen schwer gelitten. Die Archive sind gerettet. Auch die Rue Rambuteau weist viele Zeichen des Kampfes auf, doch haben dieselben wenig Schaden angerichtet. Ebenso ging es in den Hallen, wo der Kampf Mann gegen Mann so furchtbar getobt hatte. Der Glockenthurm der Eustach-Kirche, den die Insurgenten mit Petroleum angezündet hatten, ist eingestürzt; die Kirche selbst ist ziemlich gut davon gekommen.

Ist das Alles? Ich wage es kaum zu hoffen; denn ich habe noch so Manches vergessen; da fehlen in dieser Todtengeschichte der Denkmäler von Paris eine Menge eingestürzter Häuser, das Theater lyrique, das vollständig niedergebrannt ist, einige Statuen, unter anderen die der Stadt Lille auf dem Concordienplatze, u. s. w. Aber im Allgemeinen ist hiermit doch eine ziemlich vollständige Pathologie all' der schrecklichen Wunden, all' der vatermörderischen Attentate gegeben, welche gegen Paris — gegen ganz Frankreich von diesem Fouquier-Tinville-Herostratus, von diesen der schwarzen Bande eingereihten Leboeufs und Heberts gerichtet worden sind.

Mannichfaltiges.

(Ornithologisches Curiosum.) In ein Vorzimmer der Wohnung des Directors der ölenyer Herrschaft in Ungarn, Herrn Johann Vasvary, kam häufig eine Schwalbe durch das Fenster geflogen, und da sie gesehen, daß ihr nichts zu Leide geschah, brachte sie auch die Genossin mit. Beide setzten sich nun auf das Fenstergesims und fingen an, den Hausbewohnern zu Ehren ihre schönsten Duette aufzuführen. Das wiederholte sich durch einige Tage, bis endlich das Männchen auf den Bücherschrank hinaufflog, wo es sein Schwalbenlied fortsetzte. Am anderen Tage gesellte sich auch das Weibchen zu ihm und beide concertirten nun vom Bücherschranke herab. Am dritten Tage machte das Schwalbenpaar sich daran, in einer Zimmerecke nahe am Plafond ein Nest zu bauen. Dies wollte man ihnen jedoch nicht gestatten, und der Hausherr sann sich daher Folgendes aus: Er befestigte nämlich mit Bindfaden ein viereckiges Bretstück an einem an den Plafond eingeschlagenen Nagel, so daß es horizontal einen halben Schuh unter der Zimmerdecke in der Luft schwebte. Dann nahm er die Rudimente des Nestbaues vorsichtig von ihrem Platze und legte sie auf das Bret. Die Schwalben sahen vom Fenster aus dieser Operation zu, und als der Hausherr sich zurückgezogen hatte, flogen sie auf das Bret und unterhielten dort eine längere zwitschernde Zwiesprache. Endlich flog das Männchen zum Fenster hinaus, kehrte aber bald mit einem Stückchen Koth zurück. Dasselbe that nach ihm das Weibchen, kurz, sie begannen den Wiederaufbau des Nestes, verließen jedoch, nachdem die Arbeit schon einiger Maßen vorgeschritten war, wieder das Bret, setzten sich auf's Fenster und schienen dort abwarten zu wollen, was weiter geschehen werde. Der Hausherr besichtigte nun vor ihren Augen das begonnene Werk und ließ es unberührt. Da gingen nun die Schwalben mit voller Energie an die Fortsetzung des Baues, und jetzt hängt dort schon das mit Flaumfedern wohl ausgepolsterte Nest, aus dem vier Jungen ihre gelben Schnäbelchen herausstecken. Papa und Mama sitzen über dem Neste und sehen ruhig allem zu, was um sie vorgeht. Die Hausleute gehen ab und zu, lärmen, musiciren, ohne daß die Schwalbenfamilie sich dadurch stören läßt. Im Fenster hat man ihnen eine Oeffnung gelassen und durch diese fliegen sie aus und ein.

(Die neu eröffnete Rigibahn) befahren nun täglich drei regelmäßige Züge von Vitznau nach Staffel, und

zwei regelmäßige Züge von Staffel nach Vitznau. Jede Fahrt auf- oder abwärts dauert 1 Stunde 15 Min. Extrazüge werden gegeben, wenn eine Gesellschaft die entsprechenden Kosten trägt. Am Pfingst-Samstag wurden 300 Personen befördert und mit den bisherigen Einnahmen (6677 Fr.) ist man zufrieden.

(Schneefall.) Nach dem „Fr. Rhätier“ hat es in den letzten Tagen im Engadin 2 Fuß, in Churwalden ½ Fuß und in Chur sogar bis an die Halde herunter Schnee gelegt. In Appenzell hat es bis in die Niederungen geschneit.

(Die Springprocession) in Echternach, auch procession dansante genannt, gewiß die absonderlichste Art von Andachtsübungen in der ganzen Christenheit, hat vor einigen Tagen unter Betheiligung von 8262 Personen, darunter 27 Geistliche, wie alljährlich stattgefunden.

(Schätze im Meere.) Als im Jahre 1815 der spanische General Morillo den letzten Versuch, die südamerikanischen Republiken zu unterwerfen, aufgeben mußte, wurden von ihm sämmtliche Anhänger des Königthums eingeladen, nach Spanien mitzugehen und sich auf dem Flaggenschiffe „San Pedro de Alcantara“ einzuschiffen. Viele flüchteten ihre Schätze auf das in der Cumana-Bai liegende Schiff, das aber vor der Abfahrt in Brand gerieth und in Folge einer Explosion der Pulverkammer untersank. Seither wurden vier Versuche gemacht, den versunkenen Schatz zu heben, und es wurden auch bereits Silbermünzen im Werthe von 300,000 Dollars heraufgeholt. Noch immer aber liegen Gold, Silber und Juwelen, deren Werth auf 5—7 Millionen Dollars angegeben wird, auf dem Meeresgrunde. Die amerikanische Submarin Company, unter dem Präsidium des bekannten Generals Burnside, hat nun mit der Regierung von Venezuela ein Uebereinkommen zur Hebung dieser Schätze abgeschlossen. Zu dem Ende wird demnächst das Schiff „Nellie Gay“, mit vorzüglicher Hebemaschine und Taucher-Apparaten versehen, von Newyork nach der Cumana-Bai abgehen. Ein Viertel der gehobenen Schätze muß der Regierung von Venezuela abgeliefert werden.

(Eine Tagesfrage). Zu den Tagesfragen in Paris gehört die Glas-Frage; wie während der Belagerungen Alles auf Kartoffeln Jagd machte, so jetzt auf Fensterscheiben; nun sind aber die Glaser aus Paris fast ganz verschwunden, und daß das Glas rar geworden, wird bei dem rauhen Juniwetter so empfindlich gefühlt, daß die Blätter sich der Glas-Frage bemächtigt haben.

Vom Büchertisch.

Leopold Schmid's Leben und Denken von Dr. Schröder in Worms und Dr. Schwarz von Heidelberg, mit einem Vorworte von Professor Nippold (Verlag von Brockhaus in Leipzig.)

= Unter den Schriften, welche die Bewegung der religiösen Frage auf dem katholischen Confessionsgebiete beschäftigt, darf obige kürzlich erschienene Brochüre bei der Wichtigkeit, welche diese Frage in der Gegenwart hat, nicht von dem denkenden Publicum übersehen werden. Es nimmt die geistvolle und geistreich abgefaßte Schrift die Beachtung aber um so mehr in Anspruch, als sie das Lebensbild eines wissenschaftlich hochstehenden Mannes von lauterem, unverfälschtem, nach Einigkeit im Geiste des reinen Christenthums ringendem, entschiedenem Charakter bringt. Dieser Mann ist nämlich jener Professor der Landesuniversität Gießen, der im Februar 1849 auf den Mainzer Bischofsstuhl vollgiltig gewählt, vom Papste aber, in Folge ultramontaner Einwirkung und jesuitisch geübter Ehrlichkeit, als kanonisch untauglich verworfen worden ist; dieser Mann ist jener Gießener Professor Schmid, der Ende 1866 die religiöse Grundfrage Deutschlands und der Christenheit unter dem Titel: „Ultramontan oder katholisch?“ öffentlich rein und lauter beantwortet und durch seine eigene Haltung im Leben und Wirken erwiesen hat, daß, in voller Uebereinstimmung mit seiner Erklärung und seinem Auftreten, sein Gott suchendes Gewissen ihm den Weg gezeigt, „auf dem sich fürderhin weder starres Gesetz, noch Werkheiligkeit noch todter, gebundener Glaube zwischen ihn, seinen Gott und Jesum Christum drängen konnten.“ Er sprach damit nur seinerseits das Wort aus, welches heut Tausende von Christen unter allen Culturvölkern theils ahnend, theils wissend für das Wahre erkennen.“ Doch ein weiteres Eingehen auf den reichen Inhalt des Buches soll an dem geeigneten Orte seine Erledigung finden, und mögen hier nur noch einige Worte aus dem Werkchen selbst, die das deutsche, mit dem deutschen Nationalgefühl zusammenhängende Element in „Schmid's Denken“ betreffen, eine Stelle finden. Sie lauten: „Die römisch-katholische Kirche ist so sehr von ihrem deutschen, die ganze Christenheit beglückenden Berufe abgefallen, daß sie sich dem undeutschen Ultramontanismus verkauft hat, welcher durch seine Organe länger als ein halbes Menschenalter hindurch mit offener und geheimer Anstrengung diejenige Gestaltung Deutschlands verhinderte, welche von den edelsten, autoritätliebendsten Deutschen seit neunzehn Jahren als das dringendste Bedürfniß unserer Nation erkannt und mit den besten Mitteln auf friedlichem Wege angestrebt wurde, deren Grundlegung jetzt gewaltsam und mit mancherlei, bei den obwaltenden Umständen kaum vermeidlichen Unzukömmlichkeiten erfolgt ist. Derselbe Ultramontanismus ist es auch, welcher jetzt mit jesuitischer Ehrlichkeit, weil es seine Zwecke besser zu fördern scheint, in umgekehrter Gesinnung wirkt. So lange darum die kleine Partei der Ultramontanen den zu dem höchsten Berufe bestimmten Katholicismus, nämlich die Wiedergeburt der Christenheit in versöhnendem Geiste zu vollziehen, vergiftet; so lange mithin der gegenwärtige, specifisch römische Katholicismus den eigenthümlichen Werth des Evangeliums der Protestanten ignorirt, ja beschimpft: so lange kann ein deutscher Mann, der die brennende religiöse Aufgabe der Nation vor sich sieht, nicht anders handeln, als sich aus Schuldigkeit gegen das Christenthum und aus Liebe zu seinem deutschen Volke von diesem Getriebe loszusagen.

Dies that auch wirklich der Mann, dessen Philosophie, Religion und Patriotismus wesentlich ethisch war, am 18. März 1867!

Sylbenräthsel.

1.

Ich bin Gewicht; verhelfe Dir zum Recht,
Und zur Befestigung getrennter Theile.

2. und 3.

Mit uns umgeben siehst Du manch' Geflecht;
Manch' Hinderniß bekämpf' ich, Dir zum Heile.

Das Ganze:

Oft in zehn Jahren nicht so viel genannt,
Wie in zehn Monden, eben abgelaufen.
Als ein geraubtes Kind war ich bekannt,
Zurück mit Blut und Eisen nur zu kaufen.

△

Auflösung des Anagramms in Nr. 63:
Offen (Offenburg, Offenbach, Offenau) — Affen (Affenthal, Affenthaler).

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 67. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bruder und Schwester.

Novelle von Henriette Franz.

(Schluß.)

Bis zu dem Zeitpunkte, da Doctor Horst seine Besuche in dem Hause der russischen Dame begann, hatte sich Oscars Schwester sehr unglücklich gefühlt; nun aber schien ein Wendepunkt in ihrem Schicksal einzutreten. Warme innige Neigung zu dem Arzt, der sie mit liebevoller Theilnahme behandelte, keimte in ihrem Herzen empor. Ein theils peinliches, theils freudiges Erschrecken hatte sie gleich anfangs ergriffen, als sie seinen Namen erfuhr. Ihres Bruders Pflegevater war derjenige, dem sie ihre Rettung vor dem Tode verdankte. Vor ihm zu verbergen, wer sie sei, war ihr heißestes Streben, sie meinte seine Verachtung nicht ertragen zu können. Als sie aber entdeckte, daß ihre Gefühle Erwiderung fanden, als Dr. Horst's Bewerbung immer deutlicher hervortrat, da fehlte ihr der Muth, einem Glück zu entsagen, welches sie nicht verdiente.

Von ihrem Bruder hoffte sie wohl Verschwiegenheit, doch suchte sie ihn, da sie ihrer Sache nicht völlig sicher war, unter Vorwänden von der Trauungsceremonie fernzuhalten. Erst nachdem diese vorüber, sollte Oscar in seiner Pflegemutter seine Schwester erkennen. Dann hatte sie nichts mehr zu fürchten, unnütze Grausamkeit wäre es gewesen, wenn er das Geheimniß verrathen.

Es kam, wie sie gedacht. Oscar hatte nach hartem Kampfe mit sich selbst beschlossen, seiner Schwester zu schonen, ihr Glück und das Glück ihres Gatten ungetrübt zu lassen, aber er verachtete Margarethe, und der Gedanke quälte ihn, daß Thekla in beständiger Gesellschaft der Verirrten war, daß deren Einfluß auf die Seelenreinheit des heranblühenden Mädchens ungünstig wirken könnte.

Er untersagte seiner Schwester, sich inniger an Thekla zu schließen. Er rieth der Letzteren, sich fern von der Stiefmutter zu halten.

Da kam, gleich einem Blitz aus heiterem Himmel, ein Brief von des Kunstreiters Hand an Margarethe, in welchem er ihr seine bevorstehende Ankunft und den Entschluß anzeigte, Doctor Horst die Geschichte ihrer Vergangenheit zu enthüllen, wenn sie sich weigern würde, eine von Alfons genannte Summe in dessen Hände abzuliefern.

Von Verzweiflung erfaßt, wandte sich Margarethe an ihren Bruder. Sein Herz wurde durch ihren Jammer gerührt, er beschloß, sich mit ihr auf den Weg zu machen, den Abenteurer aufzusuchen, um ihn zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen, und ihm die Gefahr vors Auge zu führen, der er sich selbst aussetzte, wenn seine Veruntreuung bekannt würde.

Alfons lachte und meinte, er werde sich schon sicher zu stellen wissen, sei doch nicht ihm, sondern seiner Geliebten die Kasse anvertraut worden. Er gab indeß Bedenkzeit, steckte das Geldgeschenk, das ihm die Geschwister brachten, zu sich und versprach, vorläufig zu schweigen.

Die heftige Gemüthsbewegung, der längere Spaziergang in der Glühhitze mochten das plötzliche Erkranken Margarethens verursacht haben. Der Verzweiflung nahe, kehrte die Unglückliche von ihrem Bruder geleitet, in Horsts Haus zurück.

Und nun war jede Hoffnung entschwunden. Horst wußte um ihre Schuld, sie selbst hatte sie ihm nothgedrungen bekannt.

Wohl war dem tiefgekränkten Gatten kein Wort entschlüpft, welches die Gewalt seines Zornes hätte verrathen können; wohl hatte er, als Arzt den Zustand seiner Kranken berücksichtigend, mit Ruhe ihr Geständniß aufgenommen; aber sie fühlte, daß sie seine Liebe, seine Achtung für immer verloren hatte.

Daß er bereits Verdacht gegen sie gefaßt, daß er sie eines Liebesverhältnisses mit seinem Pflegesohn im Stillen beschuldigt, das ahnte sie nicht, das sollte weder sie noch Oscar je erfahren.

* * *

Es war schon völlig Dämmerung im Zimmer, Dr. Horst trat über die Schwelle und näherte sich rasch dem Bette.

„Als ich zuletzt mit Dir sprach, waren mir die Sinne fast entschwunden," flüsterte Margarethe, „ich weiß nicht, welch ein Urtheil Du gefällt. Verachtest Du mich völlig?"

„Ich beklage Dich," antwortete er und ließ seinen Blick lange auf ihr ruhen. Die Dämmerung verhinderte, daß sie erkannte, was in diesem Blicke lag. Die Liebe war todt, nur Mitleid für die Kranke lebte noch in seinem Herzen.

Zwei Tage später saßen Vater und Tochter beisammen in Margarethens Schlafgemach. Die Leidende schlummerte und das leise Geflüster der Beiden konnte nicht ihre Ruhe stören.

„Er ist nicht in D.?" sprach Dr. Horst.

„Nein, Vater! Mein Brief kam uneröffnet zurück, der Herr, bei dem er wohnen sollte, schrieb mir, Oscar sei nicht angekommen, im ganzen Städtchen nicht zu finden."

Der Doctor wurde blaß. „Die Thorheit eines alternden Mannes hat viel verschuldet," sprach er leise vor sich hin und verließ rasch das Zimmer.

Es war zur Dämmerstunde, daß Thekla, einer Schildwache gleich, im Garten auf und niederwandelte. Ihr richtiges Gefühl sagte ihr, daß es Oscar, wenn er sich auch von ihrem Vater fern hielt, doch drängen werde, Nachricht von der kranken Schwester zu erfahren. Sie forschte bei dem Dienstmädchen nach, wer von den Bekannten allen sich nach der Stiefmutter Befinden erkundigt. Geduldig hörte sie die Liste der Befreundeten aufzählen.

„Und sonst hat Niemand nach ihr gefragt?" sprach sie, nachdem das Mädchen den Bericht geschlossen.

„Als es schon dunkel wurde, kam gestern und vorgestern ein Mann, um Nachricht von der Kranken einzuholen," lautete die Antwort; „er sagte aber nicht, von wem er geschickt worden."

Thekla wußte genug, um Hoffnung zu schöpfen. Ehe der der Vater bei der Polizei seine Schritte machte, nach ihm zu forschen, dachte sie den Flüchtigen zurückzubringen.

Die Gestalt eines Mannes zeigte sich jetzt, während sie an der Gartenthür auf und niederwandelte, ihren Blicken. Der Unbekannte wandte sich mit der Frage nach der Doctorin Befinden an die Magd. Nach erhaltener Antwort ging er, Thekla nicht beachtend, wieder zum Thor hinaus.

Sachte folgte das junge Mädchen seinen Schritten. Er schritt die Straße hinab und machte endlich Halt vor einem schmalen Pförtchen, das zu einem, ebenfalls schmalen, fast thurmhohen Hause führte. Er stieg langsam die Treppe hinan bis zum höchsten Gipfel, da kam er an eine niedere Thür und zog an der Klingel.

Während diese Thür sich öffnete, ertönte von innen eine Stimme. Ein Strahl der Freude flog über Thekla's Züge, es war eine wohlbekannte, eine geliebte Stimme, die an ihr Ohr drang.

„Sind sonst Alle wohl im Hause des Doctors?" fuhr Oscar fort, nachdem er den Bericht des Mannes vernommen.

Der Bote bejahte, empfing die kleine Gabe und polterte an dem Mädchen vorüber, die Treppe hinab.

Ihr Pflegebruder schloß die Thür und kehrte tiefaufseufzend in seine Wohnung zurück.

Mit hochklopfenden Herzen blieb Thekla auf dem Treppenabsatz stehen. Ihr Gefühl trieb sie, hinaufzueilen, an der Glocke zu ziehen und Oscar selbst zu sagen, wie sehr ihr Vater seine Härte bereue, ihn im Triumph in des Doctors Haus zurückzuführen, das wieder ein Vaterhaus für ihn sein sollte; aber mädchenhafte Scheu hielt sie zurück. Ja, wenn sie wirklich seine Schwester, wenn sie sich nicht bewußt gewesen wäre, welche Gefühle für ihn in ihrem Herzen lebten, wenn nicht beim Abschied seine Worte und sein Blick ihr verrathen hätten, was in seiner Seele vorging! Schon wollte sie wieder die Treppe hinabsteigen, es dem Vater überlassen, Oscar zu besuchen und sich mit ihm zu versöhnen; aber sie dachte an des Jünglings Stolz, der sich wohl sträuben mochte, der ersten Aufforderung seines Wohlthäters Folge zu leisten, sie dachte an den Schmerz des Jünglings, der seine Heimath verloren.

Mit einem raschen Entschluß trat sie gegen die Thür und ließ die Klingel ertönen.

Kaum hatte sie dies gethan, als sie an schleunigen Rückzug dachte, dies war aber zu spät, denn ein kleiner Bursche in Hemdärmeln öffnete die Thür.

„Was wünschen Sie?" fragte der Junge und sah die elegante Dame mit großen erstaunten Augen an.

Mit leise zitternder Stimme fragte Thekla um Oscar Hell.

„Ich weiß nicht, wie er heißt, aber es wohnt hier ein Herr, erst seit einigen Tagen —." Mit diesen Worten öffnete er den Eingang in ein schmales häßliches Dachzimmer, in welchem zwei Männer, mit Buchbinderarbeit beschäftigt, saßen; etwas abseits von ihnen lag ein lahmer Knabe auf einem abgenützten Sopha und empfing den ersten Unterricht im Lesen.

Der Lehrer war eben über ihn gebeugt; als er das Haupt emporrichtete, übergoß plötzlich Purpurgluth sein Gesicht. Thekla stand vor ihm. Theils beschämt, theils von Freude überwältigt, fand Oscar keine Worte.

Der Buchbinder und sein Geselle blickten erstaunt auf das Fräulein hin und der kleine, lahme Bube hörte zu buchstabiren auf.

„Bruder, ich habe mit Dir zu sprechen," begann Thekla mit zitternder Stimme.

Oscar näherte sich ihr und bat sie, in die anstoßende Kammer zu treten, die ihm und dem Gesellen als Wohnung diente.

„Der Vater sendet mich zu Dir," sprach das Mädchen tief bewegt, „er will Dich sehen, er bittet Dich ihm zu verzeihen, komm, lieber Bruder, komm mit mir und zeige ein versöhnliches Herz."

Wäre sein Herz so hart wie Stein gewesen, doch das war es eben nicht, so hätten die Worte aus Thekla's Munde und mehr noch die Art und Weise, wie sie gesprochen wurden, es erweichen müssen.

„Gute, gute Schwester, hat es Dir leid um den Verstoßenen gethan?" sagte er und wollte einen Kuß auf ihre Stirn drücken.

Erglühend trat sie einen Schritt zurück.

Sein Auge wandte sich befremdet, fast zürnend ihr zu, plötzlich verklärte ein Strahl der Freude seine Züge, er mochte an den Traum der Zukunft denken, den er zerstört gewähnt. „Ich werde kommen, Thekla, heute noch kommen," sagte er und zog ihre Hand an seine Lippen.

Verwirrt, bestürzt, ohne Abschied von ihm zu nehmen, eilte das Mädchen durch das Zimmer des Buchbinders dem Ausgange zu. In wenigen Augenblicken war sie unten auf der Straße.

* * *

Drei Jahre waren vorüber gezogen.

Margarethe hatte einige Tage nach der Enthüllung ihrer Schuld ihre Seele ausgehaucht. Versöhnt mit Gott, mit ihrem Gatten war sie aus dem Leben geschieden.

Der Sturm, der Horst's eheliches Glück vernichtet, hatte den alternden Mann zum alten Mann gemacht. Er sucht fortan nur Trost in Erfüllung seines Berufes, in dem Wohl seiner Kinder, und diese Kinder lieben sich so innig als zuvor, so innig als sie sich von frühester Zeit her geliebt, nur sagen sie nicht mehr Bruder und Schwester zu einander, denn in wenigen Monaten werden Oscar und Thekla als Braut und Bräutigam zum Altar treten.

Barbarossa's Erlösung.*)

Von Eduard Rickles.

„Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit."
Fr. Rückert.

Der Frühling weckt nun wieder mit seinem Lebensstrahl,
Im schönen Land Thuringa vom Schlummer Berg und Thal;
Schon prangt auch der Kyffhäuser, befreit vom Winterdruck,
Mit seinem wald'gen Gipfel in frischem, jungem Blätterschmuck.

Doch tief in seinem Schooße, im Stuhl von Elfenbein,
Das Haupt herabgesunken zum Tisch von Marmelstein,
Im Dunkel, das noch selten des Tages Schimmer traf,
Da schläft der alte Rothbart noch immer seinen Zauberschlaf.

---

*) Dieses Festgedicht wurde bei der am 15. Mai 1871 von dem Cäcilien-Verein zu Karlsruhe unter Leitung des Hofkirchenmusik-Directors Hrn. H. Giehne gegebenen Sieges- und Friedensfeier von der Großherzogl. Hofschauspielerin Frau Lange gesprochen.

Er träumt von einem Weibe, wie keines minnewerth,
Zu deren Dienst der Kämpe einst ging mit Schild und Schwert,
Und die, als nun hinunter er stieg in's Felsengrab,
Ihm eine gold'ne Krone zum Sold der Rittertreue gab.

In Bildern vielgestaltig ist schon die edle Frau
Emporgetaucht dem Recken aus nebelhaftem Grau,
Wann je nach Zeitenräumen aus seines Schlummers Nacht.
Sein schweres Heldenauge zum hellern Blick des Traums erwacht.

Zuletzt, mit güld'nem Apfel und Stab in müder Hand,
Sah er auf morschem Throne sie noch am Donaustrand;
Längst riß ein frecher Hahn ihr vom Purpur Stück um Stück —
Es wies zu ihren Füßen der Doppelaar ihn nicht zurück.

Und wieder nun erscheint sie ihm dort am grünen Rhein:
Sie blickt, auf's Schwert sich stützend, in's wälsche Land hinein;
Zerstückelt ist der Lorbeer, der reich ihr Haupt gekränzt,
Und an der stolzen Wimper des Unmuths bitt're Thräne glänzt.

Dann schaut er sie am Maine, von teck verweg'nem Schwarm
Auf einen Schild gehoben mit thatenraschem Arm;
Es flattert schwarz-roth-golden um sie die Fahne wild —
Geschrei erstickt das Jauchzen — sie bebt und schwankt und stürzt vom Schild.

Doch jetzt, auf blut'ger Stätte am fernen Seine-Saum,
Da trägt — es bebt vor Freuden der Held im schönen Traum —
Geeint aus allen Stämmen, der deutsche Heeresbann
Sie auf den Siegeswagen, vor dem schon knirscht das Zwiegespann.

Und sieh't — es hebt sich Wagen und Roß in's Wolkenreich,
Und durch die Lüfte sauset sie hin walkyrengleich,
Und vor dem Berge läßt sie hernieder sich im Nu
Und springt herab und schreitet der dornumrankten Pforte zu.

Die wunderthät'ge Blume, die nur im Felde blaut,
Das alte deutsche Völker mit ihrem Blut bethaut —
Sie zieht sie rasch vom Busen, sie hält sie hoch empor,
Sie rührt damit die Steinwand: und donnernd thut sich auf ihr Thor.

Der Tisch ist jach geborsten, durch den im Zeitenlauf
Des Träumers Bart gewachsen; es reckt sich auf der Stauf:
Und von des Tages Helle beleuchtet, steht nun da
Vor seinen wachen Augen sein Traumesbild — Germania. — —

Stumm deutet sie hinunter in's üpp'ge Wiesenthal,
Das lachend hin sich dehnet im Lenzessonnenstrahl:
So wohlverdient den Namen der gold'nen Au' es trug —
Das Thal der Helme hieß es doch heute noch mit sond'rem Fug.

Denn seit des Finkler's Klinge, wie wen'ge derb und scharf,
Zurück aus diesen Gauen der Ungarn Horden warf,
Erblickten rings die Hügel, mit Helm und Schwert und Speer,
Zu Fuß und Roß und Wagen, nicht wieder solch gewaltig Heer.

Dieselben Schaaren sind es, die er im Kampfe steh'n
Dort vor Lutetia's Wällen im holden Traum geseh'n,
Und die zu einem Volke, wie keines stark und stolz,
Des Krieges Feueresse für ew'ge Zeit zusammenschmolz.

Nun kehren sie als Sieger aus opferschwerem Streit
Zur Heimath, die sie mannlich von Fahr und Noth befreit:
Und Eltern steh'n und Kinder, vereint zum Festempfang,
Und Frau'n zumal und Bräute — und freudig tönet Wechselsang.

Dann folgt in langer Reihe, geschmückt mit Eichenlaub,
Gewaffen jeder Gattung — der reiche Siegesraub,
Vorauf die Wappenschilder des theu'ren Doppellands
Elsaß und Lotharingen, das fast vergaß des alten Bands.

Doch jetzt — wer ist der Reiter im silbergrauen Bart?
Ein Degen ist's gewißlich von selt'ner Eigenart:
Wie rings umher so feurig sein blaues Auge blitzt!
Wie hochgestalt zu Rosse der jugendliche Greis noch sitzt!

Das ist des Heeres Herzog, und um ihn, groß an Zahl,
Des deutschen Reiches Fürsten — Vasallen freier Wahl;
Und Glockenläuten schallet empor zum Himmelsdom
Und drein Geschützeskrachen — und brausend schwillt des Jubels Strom.

Da weiß der Stauf: der ist es, der gottgesandte Mann,
Der endlich von ihm nehme den langen, langen Bann;
Und von der Stirne löst er der Krone gold'nen Reif —
Wie schwer sie dort gelastet, das zeugt ein tiefer Pupurstreif.

Germania, die von Wonne verklärt, noch bei ihm stand,
Ihr legt der Recke schweigend das Kleinod in die Hand;
Und unter Donner schließt sich des Zauberberges Schlund —
Der Schall erstiebt im Lärme des Volksgewühls im Thalesgrund.

Doch sieh't — dem dunkten Forste, der schlank die Wipfel reckt
Und grün das Steingetrümmer der Felsenkuppe deckt,
Entsteigt mit breiten Schwingen ein prächt'ger Königsaar,
Daß krächzend ringshin stiebet der alten Raben schwarze Schaar.

In Sonnenhöhen folgt er, mit majestät'schem Flug,
Des niedern Schwarms nicht achtend, der Krieger frohem Zug.
Und sternenähnlich leuchtet — ein Zeichen hehr und hold —
In seinen starken Fängen der Kaiserkrone funkelnd Gold.

Eine kühne Siegesfeier.

In den Blättern ist seiner Zeit das kühne Wagniß erwähnt, welches am 2. Februar die Bergführer Stanzl und Hölzl aus Berchtesgaden unternahmen, indem sie auf der breisten Spitze des Watzmanns eine Deutsche Fahne aufsteckten und ein Freudenfeuer anzündeten. In der Zeitschrift „Alpenfreund" finden wir eine Schilderung des Abenteuers, die von der Hand des Bergführers Stanzl selbst herrührt. Wir geben den Hauptinhalt der schlichten Darstellung in Folgendem wörtlich wieder:

„Da von der Besteigung des Watzmann, welche ich am 2. Februar 1871 unter Begleitung des wackern Bergführers Hölzl unternommen hatte, mir verschiedenes Gerede zu Ohren kommt und einige es für eine Unmöglichkeit halten und meinen, das Feuer, welches wir Abends auf der 9000 Fuß hoh n Spitze anzündeten, sei uns vom Himmel gefahren, einige glauben, ich sei von den Preußisch Gesinnten aufgehetzt worden, wieder andere, ich habe ja und so viel Geld verlangt aber bekommen, so sehe ich mich veranlaßt, dem verehrten Publicum und Freunden des Bergbesteigens der Wahrheit gemäß folgenden Thatbestand zu erklären. Vor zwei Jahren war ich mit zwei Herren aus dem Wiener Alpenclubverein auf dem Watzmann; sie würden so um Weihnachten, sagten sie, zu mir kommen, und da müßte ich mit ihnen den Watzmann besteigen, sind aber nicht gekommen, aber der Wunsch blieb in meinem Herzen, bei besanderer Gelegenheit möchte ich ihn auch im Winter ein Mal besteigen. Und richtig, die passendste Gelegenheit war jetzt gekommen; jedes deutsche Herz muß staunen und bewundern die herrlichen Siege unserer tapferen Armee, muß sich erfreuen, ein Mal ein einiges Deutschland zu erhalten, das Herz muß sich zu allerhand Unternehmungen begeistern, wenn es bedenkt, die fast von allen fünf Welttheilen gefürchtete Nation ist zu Boden geworfen, auf den Wällen weht die deutsche Fahne, die Aussicht auf einen ehrenvollen Frieden ist vorhanden. Einzig und allein diese Begeisterung hat auch mich dazu veranlaßt, eine deutsche Fahne auf die eisige Spitze des Watzmann aufzustecken und ein Sieges- und Freudenfeuer anzuzünden!

„Ich brach früh Morgens um 8 Uhr nach dem Gottesdienste auf, mit Brennmaterial versehen, welches meistens aus Pech bestand, an der Seile mein getreuer Begleiter, und wir erreichten Abends 5 Uhr die Spitze, um halb 6 Uhr loderte zur Freude aller Bewohner Berchtesgadens der goldene

Schimmer der Feuerflamme hoch empor; gleich darauf wurde der Rückweg angetreten und um halb 10 Uhr Nachts sind wird wieder in Berchtesgaden angekommen. Am beschwerlichsten zu besteigen war er von der Stubenalpe bis zur Gugelalpe; die Entfernung dieser zwei Alpen beträgt im Sommer $1^1/_2$ Stunden; der Schnee war zwischen 3 und 4 Fuß tief, aber leicht zum Waten, jeder Schritt ging auf den Boden, bei dieser Strecke brauchten wir $3^1/_2$ Stunden. Von dort aus ging es besser, auf den Felsen war alles abgeweht und der Wind ging auch selben Tag so heftig, daß wir uns die Hüte auf den Kopf anbinden mußten. Im Hinaufsteigen einer Höhe von 4- oder 5000 Fuß sahen wir einige Gemsen und Hirsche, welche in dem Schnee mit ihren Füßen arbeiteten, um auf die Alpenrosengesträuche zu gelangen und ihren Hunger zu stillen; beiläufig so 6000 Fuß sahen wir noch die Spuren von Hasen und höher die letzten Pfade von Mäusen. Daraus wird doch jeder erkennen, daß es für geübte Bergsteiger keine Unmöglichkeit ist, wenn man ein wenig Anstrengung nicht scheut. Auch allem anderen kann ich widersprechen, daß ich weder aufgehetzt, noch so und so viel Geld dafür verlangt habe. Wir sind auf anderer Seite dafür belohnt worden, es war für uns schon eine große Freude, und sind unserem lieben Gott dafür dankbar, daß wir so vergnügt und so glücklich zurückgekommen sind; dann sind wir dankbar für den Empfang bei unserer Ankunft, wo Jung und Alt, Arm und Reich uns mit Freuden begrüßte; für die liebevolle Bewirthung der Frau Posthalterin Anna Schwarzenbeck, Herrn Gastgeber Köberl und Herrn Sägmüller, sowie allen denen, welche uns mit einem kleinen Trinkgeld beehrten, besonders Herrn Baumeister Lorenz herzlichen Dank. Und zur größten Freude erfahren wir gleich am Tage, daß von Ihrer Majestät der Königin-Mutter ein Danktelegramm dafür an die treuen Berchtesgadener eingetroffen ist. Schließlich bitte ich alle um Verzeihen für mein simples, bauernartiges Benehmen, und lasset uns alle Gott befohlen sein, damit wir noch lange gesund sind und bleiben, und die Segnungen des so heiß ersehnten Friedens und die Früchte des neu aufblühenden Deutschlands genießen können. Mit aller Hochachtung empfehlen sich der Bergführer Stanzl und Bergführer Hölzl."

Mannichfaltiges.

(Deutsche Tracht.) Den 60 Ehrenjungfrauen, welche den Kaiser und die Truppen beim Einzuge in Berlin empfangen, sollen neben der deutschen Kleidung auch die deutsche Haartour mit herabhängenden echten Flechten oder netzförmig um den Hinterkopf gewundener, insbesondere Vermeidung französischer Haarfrisur vorgeschrieben worden sein.

(Selbstverbrennung.) Als ein an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters erinnerndes Beispiel religiösen Wahnsinns theilt die russische „St. Petersb. Ztg." folgendes Ereigniß aus dem Gouvernement Mohilew mit: „In der Nähe von Dowsk hat sich eine verheirathete Bäuerin, die Tochter eines wohlhabenden Bauern aus dem Dorfe Swonez, mit ihrer siebenjährigen Tochter auf einem 200 bis 300 Schritt von der Chaussee errichteten Scheiterhaufen freiwillig verbrannt. Wie erzählt wird, war sie kurz vor ihrem Tode tiefsinnig geworden und mehrfach mit zwei aus dem Dorfe stammenden Frauenzimmern, die sich mit Bettelei und Wallfahrten beschäftigten, zusammengekommen. In Gesellschaft dieser Weiber verließ sie Swonez und gab an, daß sie nach dem benachbarten Dorfe gehe. Nachdem diese Personen sich aber ungefähr drei Werst von ihrem Dorfe entfernt hatten, machten sie eine Grube und schichteten darin einen Scheiterhaufen auf, zu welcher Arbeit sie drei Tage gebrauchten. Dann entkleidete die Frau mit Hilfe der Bettlerinnen sich und das Kind, zog sich und dem Kinde reine Hemden an, warf dann das Kind und stürzte zuletzt sich selbst in das Feuer des angezündeten Scheiterhaufens. Bei dieser entsetzlichen Ceremonie hielten das Opfer und die beiden Pilgerinnen Wachskerzen in den Händen, und letztere sprachen verschiedene Gebete. Nachdem Alles beendigt war, kehrten die beiden Weiber nach Swonez zurück, überbrachten dem Vater den Gruß der Verstorbenen und erzählten das Vorgefallene, ohne eine Ahnung von der Gesetzwidrigkeit ihrer Handlung zu haben, den Bauern und später dem Untersuchungsrichter, welcher die Voruntersuchung führte." Das Petersburger Blatt bemerkt dazu: „Die hier mitgetheilte Nachricht ist allerdings im höchsten Grade merkwürdig, weil sie, da hier offenbar religiöse Schwärmerei zu Grunde lag, das Fortbestehen der für erloschen gehaltenen Secte der Selbstverbrenner vermuthen läßt. Diese Sectirer hatten sich aus den priesterlosen Philipponen abgezweigt. Ihre Lehren sind wenig bekannt; nur so viel ist gewiß, daß sie kein ausgebildetes System hatten, sondern nur von einzelnen Ideen, die das Gemüth wie Wahnsinn ergriffen, beherrscht und durch sie zum wildesten Fanatismus geführt wurden. Ab und zu kam in früheren Zeiten aus Sibirien oder den östlichen Gouvernements des europäischen Rußlands die schauerliche Kunde, daß Fanatiker dieser Secte sich massenhaft, zuweilen zu Hunderten, unter Absingung ihrer Hymnen, dem Feuertode übergeben hatten. Zum letzten Male wurde ein solches Ereigniß im Jahre 1849 aus dem Gouvernement Perm gemeldet, wo sich 18 Menschen freiwillig verbrannt hatten."

(Originelles Heirathsgesuch.) Im „Fränk. Kurier" vom 11. Juni ist zu lesen:

Junge Wittwen giebt es viele,
Jungfrau'n eine große Zahl,
Die mit weiblichem Gefühle
In sich tragen jene Qual,
Wie die rechten Wege finden,
Wie die Männer zu ergründen,
Männer, so nach ihrer Art,
Welche auf der Lebens-Reise
Sie begleiten fromm und weise.

Aber auch dem Manne fehlet
Oefters die Gelegenheit,
Daß ein braves Weib er wählet,
Manchmal auch ist's Schüchternheit.
Ungestillt bleibt sein Verlangen,
Nach dem Ziele zu gelangen,
Wo in frommer Häuslichkeit
Erdenfreuden, Erdenplagen
Hilft ein treues Weib ihm tragen.

Nun, so unter Ihnen eine,
Lust und Lieb zum Manne hat,
Der es ehrlich mit ihr meine,
Der mit Liebe, Rath und That
Sie durch dieses Leben führe.
Nun, so komm' sie und genire
Sich durchaus nicht, ihm zu schreiben,
Es soll sein verschwiegen bleiben.

Mittheilungen unter B. B. B. 1001 werden von der Exp. d. Bl. entgegen genommen.

(Komet.) Eine glänzende Kometen-Erscheinung steht uns bevor, ein Bote des Friedens nach dem harten Kampfe. Winnecke in Karlsruhe hat einen Kometen entdeckt, welcher sich rasch der Sonne nähert und gegen Mitte Juni seinen größten Glanz erreichen wird. Dann wird er jedenfalls dem bloßen Auge sichtbar sein. Er bewegt sich von dem hellsten Sterne im Perseus und Andromeda gegen den Orion und befindet sich vom 12. Mai bis 25. August zwischen Capella im Sternbilde Fuhrmann und Aldebaran im Stier (am nordwestlichen Himmel).

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Kenz.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 68. Vierter Jahrgang **1871.**

* Ferne Stimmen.

Von Dietrich von Bern.

(Jeder unbefugte Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.)

> Que la royale sonne,
> C'est un dix-cors!
> Que l'hallali résonne,
> Le cerf est mort! — *)

Wo heut' zu Tage das Schloß von Versailles seine Riesenfaçade hinstreckt, stand zu Zeiten Ludwig des Dreizehnten nichts als ein baufälliges, tief im Forst verstecktes Jägerhaus, in das sich jener gekrönte Nimrod flüchtete, wenn ihn bei seinem Waidwerk die Nacht oder der Regen überraschten und es ihm unmöglich machten, nach Paris oder Saint-Germain zurückzukehren. Wie alle Jäger von echtem Schrot und Korn, hielt der Sohn des großen Bearner's sehr wenig auf Bequemlichkeit; jener Jagdpavillon war so klein und so schlecht eingerichtet, daß nicht einmal das Gefolge des Monarchen darin Raum fand, sondern zur einen Hälfte in einer nahen Fuhrmanuskneipe und zum anderen Theil in einer dabeiliegenden Windmühle untergebracht werden mußte.

Ludwig der Vierzehnte, ungleich weichlicher als sein Vater, mied noch viel sorgfältiger jenes traurige Absteige-Quartier und hätt' es höchst wahrscheinlich zur Ruine werden lassen, wenn es im Rathe der Götter nicht anders beschlossen gewesen wäre.

Das kam aber so:

Es war ein sonniger Morgen des Jahres 1661, als Ludwig der Vierzehnte zu Pferde stieg, um, von seinem ganzen Hofstaat begleitet, im Wildpark von Versailles den Hirsch zu jagen. Der junge, erst dreiundzwanzigjährige König von Frankreich und Navarra hatte an jenem Morgen seiner persönlichen Erscheinung eine besonders glanzvolle Folie gegeben: er trug einen großen, schwarzen Filzhut mit goldenen Tressen und wallenden Reiherfedern, seinen Hals umschlang ein zierlicher Spitzenkragen, dessen ausgezackte Lineamente sich coquett abzeichneten auf dem knapp anliegenden, hellblauen Jagdrock, mit einer goldenen zwischen zwei silbernen Litzen auf allen Nähten. Die kräftigen Formen seines Beines traten unter einer scharlachrothen Reithose hervor, die sich in gelben Corduanstiefeln vertief, an deren Absätzen goldene Sporen klirrten. Zum Schutz gegen Wind und Sonne trug der königliche Waidmann goldgestickte, wildlederne Handschuhe, über die aus den weiten Aermeln des Jagdrockes eine wahre Fluth von venetianer Spitzen herabquoll und fast die halbe, aristokratisch kleine Hand bedeckte. Es konnte nichts Blendenderes geben, als diese phantastische Kleidung, denn die Hutschnalle, die Knöpfe des Rockes, die Spangen des Wehrgehänges, der goldene Griff des Jagdmessers und seine blaue Sammetscheide — all' das funkelte von Rubinen und Diamanten, die im fluthenden Licht der Morgensonne tausend Blitze schossen.

Was aber nicht minder unvergleichlich schien, das war die Formenpracht des Thieres, das an jenem Tag den jungen König von Frankreich und Navarra trug. Der edle Hengst, ein echter Sohn der afrikanischen Wüste, hieß Hassan und war eine Ehrengabe des Bey von Tunis. Von den Ohren bis zu den kleinen Hufen von blendender Weiße, in der die Sonne sich spiegelte wie in einem Atlasstoff, waren nur die weitgespaltenen Nüstern und die Ränder um die großen, glänzenden Augen von einem dunkelen Blaugrau und zeichneten in diesem Farbenspiel wundersam den kleinen, kühnen Kopf voll Feuer und Adel, der sich stolz auf dem schlanken, aberreichen Hals wiegte. Nichts graziöser, als das tändelnde Paradiren dieses herrlichen Thieres, das, wie seiner Schönheit bewußt, coquett den Schwanennacken bog und seine mit Scharlachbändern durchflochtene Silbermähne schüttelte, während es den schneeweißen Schweif, dessen Spitzen nach arabischem Brauch etwa sechs Zoll hoch purpurroth gefärbt waren, im spielenden Morgenwind, stolz wie eine orientalische Fahne flattern ließ. Nichts löwentrotziger zugleich, als der verhaltene Zorn dieses heißblütigen Afrikaners, der knirschend in seine goldenen Zügel schäumte und, wie in einem Fieberkrampf bebend und zusammenschauernd, nur mühsam die Sprungkraft seiner Hanken unterdrückte, um sich dem tactmäßigen Gang zu unterziehen, zu dem sein königlicher Reiter ihn zwang.

So zog der Sohn der schönen Anna von Oesterreich dem ritterlichen Waidwerk entgegen, während sein Gefolge hinter ihm drein wogte, wie eine wandelnde Wolke: ein buntfarbiges Durcheinander von Cavalieren und Damen zu Roß und zu Wagen, von Pagen und Musketieren, von Büchsenspannern und Piqueuren — ein wildes, ungestümes Drängen und Zerren von wiehernden Pferden und bellenden Rüden....

In dieser glänzenden Cavalcade, die den jungen König von Frankreich und Navarra diensteifrig umdrängte — „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt" — befand sich auch ein gewisses Fräulein Louise Franziska von La Vallière de la Baume le Blanc. Dem großen Titel entsprachen übrigens keineswegs die Mittel, denn die Familie Louise Franziska's war blutarm, und die fünfzehnjährige Tochter dieses altadeligen Hauses durfte froh sein, ihr Unterkommen gefunden zu haben als Ehrenfräulein der Herzogin Henriette von Orléans. Das scharfe Auge Ludwig des Vierzehnten hatte mitten im Schwarm der Hofschönheiten dieses bescheidene Veilchen aus der Touraine, dem „Garten von Frankreich", entdeckt und der jugendliche König war von dessen sanftem Duft berauscht worden. Er liebte seit einiger Zeit das Edelfräulein leidenschaftlich, und diese Liebe war bei ihm um so glühender, als er sie vor aller Welt geheim zu halten suchte. Scheinbar der Fährte des Hirsches folgend, hatte er in Wirklichkeit nur Auge für Louise Franziska, die mit den übrigen jungen Hofdamen hoch zu Roß im Jagdzug ritt. Beim Waidwerk haben die Stunden Flügel, und eh' man sich versah, war es Mittag

*) Der Jagdgesang erschalle:
Es ist ein Zehner!
Das Hallali wiederhalle:
Der Hirsch ist todt! —

geworden. Ein einfaches Mahl, von den Piqueuren servirt und unter Lachen und Scherzen im Gras eingenommen, erquickte die hungerige und durstige Gesellschaft, dann wurden nach kurzer Rast die Pferde gewechselt und von Neuem tobte die wilde Hetze durch den weiten, grünen Wald.

Die jüngere Damenwelt, die den Cavalieren an Ausdauer und Kühnheit nicht nachstehen wollte, hatte sich gleichfalls wieder in den Sattel heben lassen, das ruhigere Alter aber folgte im bequemen Wagen, indem es unter Leitung einiger Forstmeister von Kreuzweg zu Kreuzweg fuhr, um den verfolgten „Freiherrn der Wälder" über die Gehäge und durch die Alleen fliegen zu sehen. Mitten im wogenden Getümmel der Jagd umzieht sich auf Einmal der Himmel mit dunkelem Gewölke, schwere Tropfen fallen klatschend auf die Blätter, und plötzlich, eh' es nur die von ihrer Lust hingerissene Gesellschaft recht merkt, bricht ein schreckliches Gewitter los; in das Krachen des Donners, in das Aufflammen des Blitzes mischt sich das Niederprasseln eines Regens, als solle die ganze Schöpfung in einer zweiten Sündfluth untergehen.

Der reisige Troß stiebt auseinander, Jeder denkt nur an sich und überläßt die Anderen ihrem Schicksal. Im nächsten Augenblicke sieht sich Mademoiselle von La Vallière einsam und verlassen. Jeglichen Weges unkundig, übergiebt sie sich dem Instinkt ihres Zelters: da bricht es jäh auf schnaubendem Rappen durch die Büsche, eine Hand greift nach dem Zügel des irrenden Damenpferdes und Louise Franziska sieht sich fortgerissen, als gelt' es einen Ritt auf Tod und Leben. Vor dem Pavillon angekommen sprang ihr Führer und Begleiter aus dem Sattel und hob sie vom Pferd herunter; dann bot er ihr seinen Arm und geleitete sie in das Innere des unwirthlichen Nothhafens, während zwei riesenhafte, in Scharlach gekleidete Mohren, die in respektvoller Entfernung dem Cavalier gefolgt waren, die dampfenden Rosse in Obhut nahmen und sich zugleich als Schildwachen vor der Eingangsthür des Pavillons aufpflanzten.

Der Griffel der Geschichte hat dieses an und für sich unbedeutende Ereigniß mit fast pedantischer Genauigkeit verzeichnet; so wissen wir denn auch, was sich damals im Forsthause von Versailles des weiteren zugetragen hat.

Der Sturm draußen in der Natur wuchs immer höher und höher: der Donner, vom Echo weitergetragen, rollte durch die nachtschwarzen Wolken und flammende Blitze züngelten am düstern Horizont hin; es war, als tobe die wilde Jagd durch die rauschenden Wälder, kreischend drehten sich auf dem Dach die eingerosteten Wetterfahnen, und um das baufällige Haus heulte der Wind, wie ein Wolf, der hungrig die Hürden umkreist. Draußen in der Natur Sturm — — drinnen im Haus ein unheimlich stiller Ringkampf der Begehrlichkeit mit der Scham.

„O, lassen Sie mich wenigstens noch an eine reine Liebe glauben!" flüsterte in Todesangst Louise Franziska, indem sie ihre großen, thränenverschleierten Augen flehend zu dem Mann erhob, der sie krampfig in seine Arme preßte und mit glühenden Küssen ihr schier den Athem raubte.

„Sire, haben Sie mit meiner Schwäche Erbarmen, ich bin noch so jung, so jung!" murmelte nochmals eine ersterbende Stimme und — — Ludwig der Vierzehnte durfte einen neuen Sieg in die Chronik seiner Liebschaften einregistriren.

Gleich als seien die empörten Elemente durch den Fall einer jungfräulichen Unschuld versöhnt worden, so verzog sich jetzt das Unwetter allgemach. Das Paar brach auf. Der König ritt dicht neben dem Edelfräulein, sein Arm hielt die liebliche Blume umschlungen, die er mit kecker Hand gepflückt hatte, bevor der Lenz sechzehnmal an ihr vorübergeschwebt war.

Der Mond trat aus den schwarzen, nachtwärts treibenden Wolken und übergoß die erschöpfte Natur mit seinem melancholischen Licht; sein Strahl brach sich zitternd in den großen Thränen, die heiß und schwer über die bleichen Wangen Louise Franziska's rieselten. Rückwärts thürmten sich die finsteren, unregelmäßigen Massen des Waldes; nur von Zeit zu Zeit bewegte ein leises Lüftchen leicht die Wipfel der hundertjährigen Eichen, sobald sich aber dieses geisterhafte Geflüster legte, versank Alles wieder in ein todtstilles Schweigen. Keines von Beiden sprach ein Wort; man hörte nichts als den gedämpften Hufschlag der Rosse und von Zeit zu Zeit einen leis gemurmelten Fluch des Königs, wenn eines oder das andere der müden Thiere über eine Baumwurzel stolperte. Die zwei Mohren, die im Hintergrund ritten, konnten der Phantasie erscheinen wie ein paar der Hölle entstiegene Dämone, die eine ihnen verfallene Beute lauernd umkreisen. Erst spät in der Nacht kam das Paar nach Vincennes, wo gerade damals der Hof verweilte. — — —

Seelisch und körperlich gebrochen, hatte sich Louise Franziska noch ihrem Zimmer geflüchtet und war vor dem Crucifix niedergesunken, das über ihrem Betpult hing. Drunten schritt ein Piqueur über den Hof, er sang halblaut vor sich hin:

> Que la royale sonne,
> C'est un dix-cors!
> Que l'hallali résonne,
> Le cerf est mort!

Ja, der Hirsch war todt! —

Krampfhaft schluchzend vergrub Louise Franziska ihre Gesicht in die Kissen ihres Lagers . . . . Sie war noch so jung! ach — so jung!

(Fortsetzung folgt.)

Fahrende Künstler.

Es giebt eine Classe von Umherstreifern, Sängern und Schauspielern, von deren Leben und Abenteuern man niemals etwas hört, obgleich sie eigenthümlich und interessant genug sind. Man begegnet diesen Künstlern aller Orten, wo Englisch in der Welt gesprochen wird. Von den großen Sternen, die zuerst in Europa geglänzt haben und dann in der westlichen Halbkugel ihr Licht verbreiten, wollen wir nicht sprechen. Auch die neue Welt lassen wir bei Seite, um von den ältesten Theilen der Welt zu reden, die vor zwanzig Jahren kaum von darstellenden Künstlern besucht wurden und jetzt an Primadonnen wie an Hunde- und Affencomödien Ueberfluß haben. Vor nicht langer Zeit pflegten Leute, die um das Cap segeln wollten, öffentliche Vergnügungen aller Art zu besuchen, um sich vor ihrer Abreise noch einmal zu sättigen. Jetzt brauchen sie sich diese unterhaltende Arbeit nicht mehr zu machen, da sie aus dem Bereich der Theater und Concerte nie herauskommen.

Das australische Gold mußte entdeckt werden, ehe namhafte Künstler es der Mühe werth hielten, ihr Licht bei den Gegenfüßlern leuchten zu lassen. Vor jener Entdeckung waren einzelne in Californien aufgetreten, aber vom Sacramentothal nach Botany-Bay zu gehen, war nie einem eingefallen. Als aber drei Jahre nach den californischen Entdeckungen die Nachricht nach San Francisco kam, daß auch in Neusüdwales das kostbare Metall gefunden worden sei, eilten Tausende von

Australiern in ihre Heimath zurück. Nun kam für kleine Künstler eine große Zeit, denn die Goldgräber wollten alle möglichen Unterhaltungen haben. Die Eltern junger Mädchen, die sich bisher mit Mützenmachen nützlich beschäftigt hatten, entdeckten plötzlich, daß ihre Töchter schöne Stimmen hatten. Ruhige Victualienhändler, die Angehörigen ehrbarer Familien, spürten eine Anlage zum komischen Gesang in sich, und manche wandernde Schauspielerin verließ England, um sich in Australien als Primadonna zu entpuppen. Eintrittsgelder wurden in den Localen, wo diese neuen Sänger auftraten, nicht erhoben, denn die Goldgräber und ihre Freunde tranken so entsetzlich viel und bezahlten so gut, daß die Schenkwirthe ihren darstellenden Kräften große Gehalte geben konnten. Nach und nach kamen auch wirkliche Kräfte nach Australien, und endlich hatte ein Director die glückliche Idee, in Europa eine ganze Truppe anzuwerben und auch das eiserne Theater, in dem sie auftreten sollten, mitzunehmen. Seit dieser Zeit ist Australien ein fruchtbares Feld für solche Leute geworden, und nun bezieht der Osten hauptsächlich von jenem Continent, nicht von Europa, seinen Bedarf an musikalischen und dramatischen Kräften.

Was aus diesen Künstlern schließlich wird, ist schwer zu sagen. Einige leben an andere Orte oder in eine andere Welt. Immerfort lösen sich Gesellschaften auf und treten wieder zusammen. Wenige glückliche Herren und Damen ziehen mit Geld und Lorbeeren zurück. Andere suchen Europa wieder auf und spielen ihre alten und untergeordneten Rollen, wieder Andere haben gesehen, daß beim Verkaufen etwas zu verdienen ist, und werden Agenten oder Kleinhändler. Charakteristisch für die ganze Classe ist, daß sie sich nicht an die großen Heerstraßen des Verkehrs hält, sondern Nebenwege einschlägt, als wenn sie zum Vergnügen reiste. Man findet sie nicht blos am Meere und in den Häfen, sondern tief im Inneren und an Plätzen, wo selbst ein Vergnügungsreisender selten hinkommt.

Für ein ungefährliches aber immer angenehmes Leben darf man ihre Existenz nicht halten. Diese Diener der Unterhaltung haben manche schlimme Tage, manche unnütze Reise, manche schwere Täuschung und selbst manche Gefahr zu bestehen. Vor mehreren Jahren sprach ein Declamator in Shanghai während der Cholerazeit dicht neben dem Kirchhofe vor Zuhörern, von denen einige am nächsten Morgen schon todt waren. Etwa um dieselbe Zeit war es in Nagasaki so unsicher, daß Niemand zu Bett gehen konnte, ohne befürchten zu müssen, daß er nicht wieder aufstehen werde. Alle europäischen Damen hatten sich geflüchtet, nur eine einzige, eine Sängerin, war geblieben. Vor zwei Jahren ertranken zwei Brüder, die am Cap Vorstellungen gaben, in einem der zahlreichen Flüsse jener Colonie, über die keine Brücke führt. Damals entging im Orangen Freistaat eine englische Concertgesellschaft mit genauer Noth der Gefahr, von den Kaffern ermordet zu werden. Bei dem letzten Aufstande in Birma mußten alle Engländer schleunigst das Feld räumen, aber ein Schauspieler blieb bei den Rebellen zurück. Bald darauf stand derselbe Mann in Bombay vor den Geschworenen, weil er einen Eingeborenen, den er bei seiner Frau traf, erschlagen hatte. Er wurde freigesprochen und spielte an demselben Abend vor einem brechend vollen Hause. Als die verbündete Flotte unter Admiral Kuper Kagosima erstürmt hatte und nach Yokohama zurückkehrte, lief eine Stunde später ein Schiff mit einer wandernden Capelle ein, das mit einem der fürchterlichen Teifuns jener Meere einen schrecklichen Kampf gehabt hatte.

Bloße Ungesundheit des Klimas kommt bei den fahrenden Künstlern nicht in Betracht. In einem ungesunden Lande wird das meiste Geld verdient. Für Theaterdirectoren entstehen durch Berücksichtigung des Klimas Mehrausgaben, wie sie die folgende kleine Geschichte beweist. Ein französischer Impresario, der eine Gesellschaft für New-Orleans anwarb, war das Versprechen eingegangen, blos einen ersten Tenor anzustellen. In den ersten Tagen der Seefahrt litt die ganze Gesellschaft an der Seekrankheit, welche die Männer so zu schwächen pflegt, daß die meisten Genesenen eine Zeit lang heiser bleiben. Sobald die Mitglieder aufs Verdeck kriechen konnten, probirten sie ihre Stimmen, und so that auch der erste Tenor, der zu diesem Behuf auf die Brücke des Dampfers stieg. Wie groß war seine Ueberraschung, als er ein Echo seiner Stimme, noch einen ersten Tenor, hörte! Sein Erstaunen wurde zum Unwillen, als ein dritter, ein vierter, ein fünfter Tenor Scala zu singen anfing. Er blickte vor sich und sah zwei Herren, die ihn und sich gegenseitig mit funkelnden Augen betrachteten, er blickte hinter sich und sah wieder zwei Herren, eben so beschäftigt. Gleichzeitig stürzten alle fünf Tenore in die Kaje des Directors und jeder richtete die Frage an ihn, ob er ihm nicht versprochen habe, daß er sein einziger erster Tenor sein solle. „Gewiß, gewiß," antwortete der Director, „und ich halte auch mein Wort. Sehen Sie, keiner von Ihnen ist je in New-Orleans gewesen, sonst würden Sie mich verstehen. Wenn wir dort ankommen, so herrscht gewiß das gelbe Fieber, und da Sie frisch aus Europa eintreffen, so sterben zwei von Ihnen vor der Landung und zwei während der Proben. Einer bleibt wahrscheinlich am Leben und der wird mein erster und einziger Tenor sein."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Eine schreckliche Scene) spielte sich kürzlich im Pester Thiergarten ab, wo eine Gymnastiker-Gesellschaft sich producirte. Die letzte Programmnummer war eine Velocipedefahrt auf einem 50 Fuß hoch zwischen zwei Holzstangen ausgespannten Drahtseile. Das Rad des bei dieser Production angewandten Velocipedes hat eine Rille, in die sich das Drahtseil legt; die durch die Nabe laufende Achse verlängert sich rechts und links und bildet die obere schmale Seite eines langen Rechtecks, an dessen unterer Querstange ein Gymnastiker Trapezkünste zum Besten giebt, während ein zweiter auf dem Velocipede sitzt. Das Seil ist durch diese Vorrichtung wie durch einen großen Rahmen gezogen und das Velocipede kann wohl umkippen, aber nicht hinunterfallen. Im strömenden Regen erkletterten die Gymnastiker die hohe Stange, der Eine setzte sich auf's Velocipede, der Andere hängte sich an die Querstange des Trapezes, um auf diese Weise den Gefährten zu contrebalanciren und den Fall zu erschweren. In raschem Laufe ging es einmal über das Drahtseil, dann rücklings wieder zurück. Das spärliche Publicum klatschte Beifall und hatte genug, nicht so die Gymnastiker. Noch einmal gingen sie vor; allein als sie die Mitte der Bahn erreicht hatten, begann das Velocipede sich auf die Seite zu legen, der Daraufsitzende warf sich mit dem Oberleib auf die andere Seite — es war zu spät, das Fahrzeug fiel und der ganze Rahmen hing umgekehrt am Seile, das Velocipede unten, die untere Trapez-Querstange oben. Das Publicum brach in einen Schrei des Entsetzens aus, allein die Gymnastiker verloren die Kaltblütigkeit nicht. Der Velocipedist hatte im Sturze sein Fahrzeug eben so wenig losgelassen, als sein Genosse das Trapez. Nun hingen sie dort in der schwindelnden Höhe, anfangs mit dem Kopfe nach abwärts, arbeiteten sich mühsam in sitzend-hängende Stelle empor und begannen sich ruhig mit einander zu berathen, was nun zu thun sei. Das Ergebniß war, daß der Trapezkünstler das Seil erfaßte und sich an demselben bis zur Stange entlang zog, an der er dann natürlich hinabstieg. Der Andere hatte ruhig ausgeharrt, bis das Seil frei war, und erst als dieses nicht schwankte, machte er das in den Speichen des Velocipedes verwickelte Bein los, kletterte gleichfalls bis zum Seile empor und brachte sich auf demselben Wege wie sein muthiger Gefährte nach der anderen Seite in Sicherheit. Das Ganze mochte wohl an die fünf Minuten gewährt haben.

(Auf der Rigibahn) soll, dem „Volksfr." zufolge ein gräßliches Unglück am 7. Juni nur durch einen glücklichen Zufall verhindert worden sein. Ein Personenzug, welcher von der Locomotive bergaufwärts gestoßen wurde, fing plötzlich an langsamer zu gehen, dann ging der Locomotive der Athem ganz aus und endlich stellte es sich heraus, daß der Zug trotz allen Bremsens anfing, wenn auch langsam, rückwärts zu gehen. Es zeigte sich, daß die Führer den Zug nicht mehr in ihrer Gewalt hatten, und wenn auch die Abwärtsbewegung noch langsam vor sich ging, so war doch der Augenblick zu erwarten, wo der Zug entgleisen und mit rasender Schnelligkeit den Berg hinabjagen und unten zerschellen würde. Die im Zuge Befindlichen schlossen denn auch ihre Rechnung mit der Welt ab. Zum Glück kam unmittelbar hinter dem Personenzug ein Zug mit Mobilien, Bettwerk u. s. w. für eines der Rigihotels, und diesem war es möglich, den noch langsam heruntergleitenden Zug aufzuhalten.

(Eine seltene Operation) wurde vor einigen Tagen in Glasgow vollzogen. Manders Menagerie, eine von den großen umherziehenden Thierkaravanen Englands, war in die Stadt eingerückt mit einem sonst stattlichen Löwen, der an starken Zahnschmerzen in einem Grade litt, daß er nicht fressen mochte und sehr elend auszusehen begann. Nicht als ob das mächtige Thier sich erkältet oder an sonstigen Civilisationsschmerzen gelitten hätte, im Gegentheil, seine robuste Natur und ein etwas störrischer Sinn hatten zwischen ihm und seinem Wärter Uneinigkeit verursacht, so daß der letztere nichts Anderes zu thun wußte, als ihm mit einer Eisenstange über den Rachen zu fahren, wobei einer von den Zähnen zerschlagen wurde. Es galt nun, den losen Zahn, der Herrn Nobel viel Beschwerde machte, zu entfernen, und ein Arzt aus Glasgow unternahm es, ihn davon zu befreien. Mit einiger Mühe gelang es, die beiden Vordertatzen und den Kopf an das Gitter festzubinden, und der Zahnarzt bestieg darauf einen großen Bottich, um in die Nähe des Zahnes zu gelangen. Durch ein vorgehaltenes Stück Holz gereizt, öffnete der Löwe seinen Rachen, worauf man eine Mistgabel in denselben hineinsteckte und ihn dadurch verhinderte, zuzuklappen. Der Arzt versicherte sich seines Zahnes und nach bedeutenden Anstrengungen — der Löwe sträubte sich furchtbar — wurde die Operation glücklich vollbracht und das Zahnfleisch ausgeschnitten, wobei man entdeckte, daß der Knochen etwas verletzt gewesen war. Der Patient geht mit einer Krankendiät von Fleischbrühe und Bordeaux der Genesung entgegen.

(In Paris) sind während der letzten Belagerung oder durch Zerstörung Seitens der Insurgenten ungefähr 2000 Häuser niedergebrannt oder so zugerichtet worden, daß sie wieder neu aufgebaut werden müssen. Von den 144 Häusern, die Baron v. Rothschild in der Stadt besitzt, ist auch nicht ein einziges beschädigt worden, nicht einmal eine Fensterscheibe ist zerbrochen. Ein Glück für den armen Mann!

(Eine zahlreiche Familie.) Die in Rio-Janeiro in Brasilien erscheinende katholische „Tribune" bringt aus Pasca-Curru, nach der Pfarrmatrikel, folgendes Curiosum: Es lebt dort eine physisch und geistig wohlerhaltene 121 Jahre alte Matrone, welche zweimal verheirathet war. Aus der ersten Ehe hatte sie 10 Kinder, theils Knaben, theils Mädchen. Aus der zweiten Ehe erhielt sie eine Tochter. Von diesen 11 Kindern stammen jetzt noch lebende 117 Enkel, welche 400 Urenkel erzeugten; diese Urenkel haben bereits 300 Kinder und diese Letzteren (sechste Generation) besitzen schon wieder 80 Nachkommen. Die Familie dieser ehrwürdigen Matrone besteht mithin aus 908 Personen, und da unter den Frauen wieder 135 in guter Hoffnung lebten, so dürfte in diesem Augenblicke die Nachkommenschaft 1043 Individuen beiderlei Geschlechts ausweisen. An dem Geburtsfeste dieser alten Frau pflegen sich alle ihre Lieben um sie zu versammeln. In manchen Gegenden müßten sie das nach dem Vereinsrechte wohl erst bei der Polizei anmelden.

(Die Bahn auf den Washington.) Die höchste bisher bekannte Durchschnittssteigung einer Bahn nämlich 1:4,5 hat die Eisenbahn, welche in Amerika auf den Mount Washington in New-Hampshire hinaufführt. Eine mit mächtigen Zähnen versehene Mittelschiene, in welche ein Zahnrad eingreift, das eigentliche durch Dampf in Bewegung gesetzte Triebrad, sodann ein senkrecht stehender Kessel in der Maschine, besondere Vorrichtungen, um das Entgleisen zu verhüten, endlich ein eigenthümliches Bremssystem, Erfindung des Ingenieurs Marsh, ermöglichen den Betrieb dieser auf drei englischen Meilen 3596 Fuß ansteigenden Bahn. Jeder Zug besteht immer nur aus einem vierzig Personen fassenden Wagen, welcher bei der Berg- wie bei der Thalfahrt der Maschine voranläuft. Ein solcher Zug geht zweimal täglich auf- und zweimal abwärts.

(Die Folgen der Ketzerei) schildert das ultramontane Münchener „Vaterland" wörtlich folgendermaßen: „Schon wieder ist einer der Beförderer der Museums-Ketzeradresse daran, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen. Es waltet ein eigenes Verhängniß über diesen Leuten. Es ist bereits einer an den Blattern gestorben, ein anderer mußte den Bankerott erklären, ein vierter ist in eine sehr zuwidere Untersuchung verwickelt, ein fünfter von einem schweren Familienunglück betroffen worden."

Meteorologische Station Dürkheim a. H.

Witterungsbericht über die Monate April und Mai 1870.

April. Bei vorherrschendem Südwestwinde und verhältnißmäßig niedrigem Barometerstande war dieser Monat reich an Niederschlägen. Es regnete an 16 Tagen und die gesammte Regenmenge betrug 30.4 Pariser Linien. Der mittlere Luftdruck war 331‴.62, der höchste am 11. Abends 334‴.77 und der niedrigste am 17. Mittags 327‴.54. Die Temperatur war namentlich in der ersten Hälfte des Monats sehr niedrig, so daß das Thermometer an drei Tagen unter den Gefrierpunkt fiel. Die mittlere Wärme des Monats betrug 7°.84, die höchste war am 19. Mittags 16°.9 und die niedrigste am 7. Morgens — 1°.4. Mittlerer Dunstdruck 2‴.79, relat. Feuchtigkeit in Procenten 70.25. Nur an einem Tage (7.) war vollständig wolkenfreier Himmel. Am 9. in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr zeigte sich ein prächtiges Nordlicht, und am 29. Nachmittags kam von Westen her ein Gewitter.

Mai. Kühl und trocken. Bei constant hohem Barometerstande und vorherrschendem Nordwestwinde betrug der Regen, der an fünf Tagen fiel, nur 8.2 Pariser Linien. Der mittlere Luftdruck des Monats war 333‴.02, der höchste am 22. Morgens 335‴.78 und der niedrigste am 14. Abends 328‴.31. Das Thermometer war mit Ausnahme der letzten Woche, wo es zweimal (26. und 29.) auf 24°.2 stieg, constant niedrig, so daß die mittlere Monatstemperatur sich auf 9°.72 belauft. Der niedrigste Thermometerstand war am 18. Morgens 2°.3. An 5 Tagen (12., 14., 23., 24. und 25.) vollkommen wolkenfreier Himmel, am 1. und 20. Gewitter. Der mittlere Dunstdruck betrug 2‴.78, die relat. Feuchtigkeit in Procenten 60.11.

Im Namen des Ausschusses der „Pollichia":
F. Beck.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 69. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ferne Stimmen.

Von Dietrich von Bern.

(Fortsetzung.)

Schon am anderen Morgen berief der König den Architekten Leveau und den Garteninspector Le Nôtre zu sich.

„Entwerfen Sie mir die Pläne zu einem Schloß und einem Park, wovon die ganze Welt reden soll!“ rief er ihnen entgegen.

„Sire, das wird viel, viel Geld kosten!“ bemerkten Beide wie mit Eine Stimme.

„Denken Sie an nichts als an Ihre Pläne,“ beruhigte sie der junge Monarch. „Die Unkosten übernehme Ich.“

Und so geschah es. Leveau zeichnete den Plan zum Schloß, das wie ein strahlender Phönix über den Trümmern des schlichten Forsthauses erstehen sollte, Le Nôtre tracerte den Park und Ludwig der Vierzehnte übernahm, wie er es versprochen hatte, die Unkosten, die sich, um es gleich zu bemerken, auf die Kleinigkeit von vierhundert Millionen Francs beliefen . . . .

Unsereiner kann den Tag, wo ein Weib mit Leib und Seele sein Eigen wird, höchstens mit einem rothen Strich im Taschenkalender notiren; der König von Frankreich und Navorra wollte einen solideren mnemonischen Haltpunkt haben: er wölbte über die gefallene Unschuld Louise Franziska's von La Vallière ein Siegesdenkmal, welches die „große Nation“ vierhundert Millionen gekostet hat. Vive le Roi!

Der Besitz Louise Franziska's schien Ludwig zum Glücklichsten aller Sterblichen gemacht zu haben, und Jeder glaubte den flatterhaften Monarchen für immer gebunden. Er hatte nur Aug' und Ohr für den Gegenstand seiner Liebe, es schien ihm ein Schmerz zu sein, wenn er sich nur auf die kürzeste Zeit von Louise Franziska trennen mußte, er überschüttete sie, trotz ihrem Sträuben, mit den kostbarsten Geschenken*), er veranstaltete für sie die glänzendsten Festlichkeiten und wollte sie dabei geehrt wissen, als sei sie seine rechtmäßige Gemahlin.

Ihr Geburtstag wurde im Park von Fontainebleau durch eine sogenannte „italienische Nacht“ gefeiert. Mit Einbruch der Dämmerung erstrahlte plötzlich wie auf einen Zauberschlag der ganze Wald im blendenden Licht von tausend und abermals tausend Girandolen und chinesischen Laternen, die buntfarbig zwischen den Blättern hervorglühten wie gaukelnde Leuchtkäfer. Die männliche und weibliche Dienerschaft des Schlosses war verkleidet als Faune, Sylvane, Nymphen und Hamadryaden und servirte in künstlich angelegten Lauben und Grotten die köstlichsten Leckerbissen und die feinsten Weine. Die Musikchöre der Garderegimenter spielten dazu die lieblichsten Weisen, abwechselnd bliesen die Piqueure der königlichen Cabinetjägerei auf ihren Hörnern schmetternde Fanfaren, die das wachgerufene Echo in der Nacht verklingen ließ wie Geistergruß und Wellengeflüster. Sämmtliche Cavaliere und Damen des Hofstaates waren anwesend; man lustwandelte durch den zum Tag erhellten Park, man aß, man trank, man scherzte, man verirrte und fand sich wieder. Wer zählt die Abenteuer jener italienischen Nacht!

Ein ziemlich langer und breiter Canal durchschneidet den Park von Fontainebleau; zu seinen beiden Ufern waren die Musketiere des Königs aufgestellt mit Pechfackeln und Windlichtern; auf der glitzernden Spiegelfläche des Canals schwamm in langsamem Tactschlag von 24 Rudern eine stattliche, über und über vergoldete Barke: Guirlanden von buntfarbigen Laternen schlangen sich rings um die Galerie und stiegen von da empor bis zur Mastspitze des Schiffleins. Auf dem Verdeck war ein Zelt errichtet von dunkelrothem Damast, in den die goldenen Lilien Frankreichs gewirkt waren, über dem Zelt schwebte eine funkelnde Krone. Die Vorhänge waren bei Seite geschlagen: an einem Tisch saßen der König und Louise Franziska von La Vallière — seit heute durch ein Cabinetspatent Herzogin von Vaujéjour und Baronesse von Saint-Christophle. Der Herzog von Beaufort, erster Maitre d'hôtel, servirte in eigener Person das Souper; als dienstbare Geister fungirten unter diesem seltsamen Oberkellner sechs Pagen, die Söhne der ältesten und stolzesten Adelsgeschlechter des Landes. Der Barke voraus schwamm eine kleinere, die die Gestalt einer Muschel hatte; in der Muschel saßen zwölf Schülerinnen der königlichen Musikschule, in der Gewandung griechischer Nymphen: die sangen mit melodischer Stimme Hymnen zu Ehr' und Preis der allbezwingenden Liebe.

Ein brillantes Feuerwerk beschloß jenes in die Wirklichkeit übertragene Märchen aus Tausend und Eine Nacht, und als hoch am tiefblauen Sonnenhimmel inmitten eines sprühenden Funkenregens die Namenschiffre Louise Franziska's strahlte, als sämmtliche Musikchöre das Phänomen mit einem rauschenden Tonsatz begrüßten und als der König von Frankreich und Navara vor Der, der alles dies galt, sich tief verneigte — da durfte wohl auch die sonst so bescheidene La Vallière in einen Rausch der Verzückung versinken und in seliger Extase die Siegesworte flüstern:

> Alle Liebesgötter jauchzen
> Mir im Herzen; und Fanfare
> Blasen sie und rufen: Heil!
> Heil der Königin Pomare! —

* * *

Inzwischen betrieb Ludwig der Vierzehnte mit einem fieberhaften Eifer die Bauten zu Versailles. Fast täglich kam er, um sich von dem Fortschritt derselben zu überzeugen; gleichwie vierzig Jahre später Peter der Große, so durchwandelte Ludwig die Reihen seiner Werkleute, mit scharfem Auge Alles musternd, hier lobend, dort tadelnd, überall aber anspornend zu rastloser Arbeit. Wo sein Wort kein Gehör fand, da half

*) Bontems, der erste Kammerdiener und Postillon d'amour des Königs, überbrachte ihr eines Tages eine Uhr, eine Gürtelschnalle und ein paar Ohrringe, die derart mit den köstlichsten Edelsteinen incrustirt und von solch' herrlicher Arbeit waren, daß man den Gesammtwerth dieses wahrhaft königlichen Geschenkes auf Fünfmalhunderttausend Francs schätzte.

sein spanisches Rohr nach und sauste auf Rücken und Schultern des als täßig Befundenen. Sparte er die guten Worte und Schläge nicht, so knauserte er ebenso wenig mit dem Geld; gleichmüthig sah er seine Kassen leer werden, wenn nur sein Bauwerk immer höher und stolzer gegen die Wolken strebte. Man hatte mit der hartnäckigsten Ungunst der Natur zu kämpfen.

In dem mageren Sandboden fanden die jungen Baumpflanzungen keine Nahrung und starben ab; ebenso hatte man kein Wasser, um die Springbrunnen zu speisen. Der Wille des Königs aber blieb ungebeugt.

„Fort mit den abgestorbenen Bäumen und setzt andere hin!“ befahl er den Gärtnern.

„Schafft Wasser her, einerlei von wo und um welchen Preis!“ gebot er den Ingenieuren.

Die setzen sich hin und entwerfen ihren Plan. Bei Pirardon soll ein Berg durchbrochen und das Wasser der Eure mittelst eines zweihundert Fuß hohen Aquäducts über den Thalgrund von Berchères bis nach Pantgouin geleitet werden; hier will man noch einen Bach, den Gaillardon, aufnehmen und diese vereinte Wassermasse soll dann in einem Canal von fünfzigtausend Meter Länge von Pontgouin aus in die Reservoirs von Versailles gebracht werden. Auf dem Papier ist der Plan fertig, wo aber sind die Hände die ihn ausführen?

Der König winkt, und aus den verschiedenen Garnisonen Frankreichs brechen zwanzigtausend Mann Infanterie in Eilmärschen auf und beziehen ein Zeltlager zwischen Chartres und Maintenon; man giebt ihnen Spaten, Hacken und Brecheisen, die Officiere verwandeln sich in Bauaufseher, dann beginnt das Werk. Der Sommer dieses Jahres war ungewöhnlich heiß, das Lager stand auf einem sumpfigen Boden, der den durstigen Leuten ein ganz abscheuliches Trinkwasser spendete; die Soldaten — oder besser gesagt die Frohnknechte — der harten Arbeit ungewohnt und von Verzweiflung ergriffen, nach damaligen Brauch von ihren Officieren mißhandelt und hundsschlecht verpflegt, fielen um wie die Mücken; fast jede Nacht wurden ganze Karren voll Kranke und Todte heimlich fortgeschafft, den Uebrigen aber drohte man mit den strengsten Strafen, wenn sie sich versucht fühlen sollten, den „Civilisten“ die schauerlichen Geheimnisse des Lagers zu enthüllen.

Zuletzt nahm jedoch das Siechthum und die Sterblichkeit derart zu, daß sich der Truppencommandant genöthigt sah, beim Kriegsministerium um Ersatzmannschaften zu bitten. Louvois macht nochmals einige Brigaden mobil, und wie er den Marschbefehl unterzeichnet, sagt er gleichmüthig zu seinem Secretär: „Ob diese Kerle in den Laufgräben crepiren oder in den Sümpfen, das ist ganz einerlei, denn Beides geschieht im Dienst unseres allergnädigsten Herrn und Königs.“

War Ludwig der Vierzehnte draußen in Versailles, so verließ er erst mit einbrechender Dämmerung den Bauplatz und flog dann im schärfsten Galop nach Paris oder nach Saint-Germain zurück. Dort erwarteten ihn zu nach dem heißen Tagewerke zwei weiche Arme, in denen er ruhen und träumen konnte von Sieg, von Ruhm und neuen, hochfliegenden Planen.

Zuvor aber erstattete er Bericht über die Arbeiten des Tages und wollte wissen, ob man mit seinen Anordnungen zufrieden sei. Der Tag hatte ihn vielleicht um eine Million ärmer gemacht; wenn ihm aber Louise Franziska sanft lächelnd den Mund zum Kuß entgegenhielt und mit den kleinen, weißen Händen ihm den Schweiß von der heißen Stirn wischte, so war damit dem königlichen Bauherrn die verausgabte Million zehn- und hundertfach zurückerstattet.

So waren, ohne daß die Beiden es merkten, die wonnigen Stunden gekommen und enteilt wie flüchtige Wandervögel und hatten sich aneinander gereiht zu Tagen und Monden.

Eines December-Nachmittags war der König wieder nach Versailles hinausgefahren, um nach dem Stand der Gewächshäuser zu sehen. Es ging schon gegen Abend, der König durchschritt eben mit dem Garten-Inspector die Orangerie, als schweiß- und kothbedeckt ein Ordonnanz-Officier vor ihn trat und mit gedämpfter Stimme eine Meldung machte. Der König erbleichte, dann aber herrschte er: „Meinen Wagen vor!“ In wenig Minuten stand die Carosse bereit, der König stieg ein, die Postillons hieben auf ihre Gäule ein, und donnernd rollte das schwere Fuhrwerk aus dem Schloßhof und die große Ulmen-Allee hinab. Wie Gespenster tanzten die entlaubten Bäume an der Kutsche vorüber; voraus galopirten zwei Piqueure mit Windlichtern, hintendrein flog die königliche Carosse, fortgerissen von sechs keuchenden, dampfenden Rappen und umrasselt von einer Escorte von Gardes du Corps.

Der Bauer, der von seiner Hütte aus diesen Zug von Roß und Reiter an sich vorüberbrausen sah, mochte wohl im Aberglauben seiner Zeit an die wilde Jagd denken und sich schaudernd bekreuzigen.

Zu Paris vor dem Hôtel Biron hielten die gehetzten Thiere; der König sprang aus dem Wagen und stürzte die Treppe hinauf.... Die Gesellschaftsdame Louise Franziska's, Frau van Montausier, kam dem König entgegen — in ihren Armen ruhte zwischen Eiderdunenkissen ein neugeborenes Knäblein: jenes Wildreis, das bei der Taufe unter dem Namen Louis de Bourbon auf den königlichen Stamm des Bearner's gepfropft worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrende Künstler.

(Fortsetzung.)

Das seltsamste Schicksal, das vielleicht je eine Gesellschaft gehabt hat, traf eine kleine französische Truppe von einem Schauspieler, zwei Schauspielerinnen und einer Tänzerin, die im Winter des Jahres 1863 von Californien nach Shanghai kam. Die eine der Schauspielerinnen starb in Shanghai an der Cholera, die zweite in Rangun in dem Wagen, der sie zum Krankenhause schaffen sollte. Der Schauspieler trat in Amoy zu den Taiping-Rebellen über und wurde von ihnen hingerichtet, weil sie ihn für einen Verräther hielten. Die „kleine Cerito“, wie man die Tänzerin nannte, hatte vielleicht das schlimmste Schicksal von allen: sie wurde in Maulmein in ein Kloster gesteckt.

Die guten Einnahmen, um deren willen man solche Gefahren auf sich nimmt, werden meistens wohl gemacht werden. Fehlt es an Erfolg, so liegt die Schuld daran, daß dem Publicum nicht geboten wird, wonach es verlangt. Mancher erfahrene Theaterdirector hat eine sogenannte gemischte Gesellschaft gebildet, um Jedem etwas bieten zu können. Ich erinnere mich, einmal einer „musikalischen und magischen“ Truppe begegnet zu sein. Die Mitglieder waren gut, aber die Sache ging trotzdem schief, weil der Zauberer mit seinen Kunststücken fertig war, ehe die Musiker ihr halbes Programm

heruntergespielt hatten. Ein Circus ist eine gute Speculation, denn sind die Reise- und Unterhaltungskosten auch sehr bedeutend, so hat der Unternehmer dafür großen Zulauf, da die Eingeborenen sich einstellen, die sonst wegzubleiben pflegen. Am sichersten ist die Bildung einer Gesellschaft von Musikern. Die Musik gefällt Leuten von der verschiedensten Bildung, und zu einem Concert braucht man kein Theater, das in den meisten Orten fehlt, so daß eine Schauspielergesellschaft oft in große Verlegenheit kommt. Ich habe Concerte gehört in einem Gerichtssaale, in einem Schulzimmer, in einem Kloster, in einer Caserne, in einem Kaffeehause, auf offenem Markte und am Bord eines Schiffes.

Vorlesungen sind durchaus nicht beliebt. Tüchtige Schauspieler haben zu ihrem Schaden erfahren, daß man im Osten nicht blos hören, sondern auch sehen will. Vor sechs Jahren gab eine junge englische Sängerin in Shanghai ein Abschiedsconcert. Um der europäischen Colonie, bei der sie allgemein beliebt gewesen war, etwas Ungewöhnliches zu bieten, ließ sie einen tüchtigen Schauspieler zwischen den beiden Theilen des Concerts eine Vorlesung halten. Dieser hatte „Richelieu" gewählt und begann mit allgemeinen Bemerkungen über Frankreich unter Ludwig XIII. Die ganze Zuhörerschaft gähnte und verschwand sehr bald ins Trinkzimmer. Schlimmeres begegnete einem Vorleser in Hongkong. Er kam nicht über die Anfangsworte hinaus, welche so lauteten: „Meine Damen und Herren! Die Erde hat vier Welttheile: Europa, Afrika, Asien und Amerika." Die überraschende Neuigkeit dieser Mittheilung hatte den Effect, daß Alles in ein schallendes Gelächter ausbrach und im nächsten Augenblicke zur Thür stürzte.

Der Musiker ist besser daran. Vor etwa zwanzig Jahren brauchte „ein Zögling des unsterblichen Paganini" mit seiner Geige nur nach Indien zu gehen und sich bekannt zu machen, um ein heidenmäßiges Geld zu verdienen. Man richtete ihm Concerte ein, bei denen die sämmtlichen Herren und Damen der Station erschienen, und ließ ihn keine Kosten tragen. Nach einigen Abenden verließ der Künstler, der die Monotonie des alltäglichen Lebens angenehm unterbrochen hatte, mit hunderten von Goldrupien den Ort. Die Zeiten ändern sich freilich. Eisenbahnen verbinden die alten und neuen Städte Ostindiens, die englische Gesellschaft hat aufgehört, exclusiv zu sein, und die Frauen der Offiziere und Beamten brauchen auf keinen reisenden Fiedler mehr zu warten, wenn sie ihre Stimmen vor einer gemischten Zuhörerschaft hören lassen wollen. Man begegnet übrigens einzelnen Musikern noch immer. Vor nicht langer Zeit hörte ich in Peschaver, sechzehnhundert (englische) Meilen hinter Calcutta, einen Oboespieler.

In China begegnete ich einem fahrenden Künstler, der weder ein Oboe noch ein anderes Instrument bei sich trug. Sein ganzes Arbeitszeug bestand in einer rauhen Baßstimme, einer großen Sicherheit und einer Anzahl von Hilfsmitteln, durch die er den Glauben zu erwecken verstand, daß er eine schöne Stimme habe und zu singen verstehe. Ein zweites Mal mochte ihn kein Mensch hören, aber auch gegen diesen Uebelstand war er gewappnet. Er kündigte eine Reihe von vier Concerten an, bot ein Billet auf alle vier zu halbem Preise an und setzte eine Menge ab. Erschienen beim zweiten Concert drei, höchstens vier Bummler, die den Abend absolut nicht anders hinbringen konnten, so trat er vor, klagte über den Ungeschmack des Publicums und ersuchte die Herren, eine Cigarre mit ihm zu rauchen. Bei'm dritten Concert kam nie Jemand, nicht einmal der Bassist selbst.

Wer als einzelner Musiker sein Glück machen will, muß zahlreiche Empfehlungsbriefe haben. Ohne die Beihilfe von Dilettanten kann er kein Concert geben, und diese wird ihm nicht zu Theil, bevor er zu mehr „Abendgesellschaften mit ein bischen Musik" eingeladen worden ist, als ihm nützlich oder angenehm ist. Vielleicht vergeht bis zum ersten Concert ein Monat und bis zu dieser Zeit ist die Hotelrechnung des Künstlers stark angeschwollen. Zu den Eigenschaften, auf die man in Ostindien Werth legt, gehört in erster Reihe Jugend. Auf den großen europäischen Bühnen kann eine gut geschminkte Dame von sechzig Jahren vielleicht für dreißig gelten, in Ostindien befinden sich die Sänger und Zuhörer oft so nahe bei einander, daß sie sich über das Orchester weg die Hand zu reichen vermögen. Selbst eine Dame in mittleren Jahren wird kalt lassen, während junge Sängerinnen mit offenen Armen aufgenommen werden. Ich weiß von keiner Gesellschaft, die in Ostindien Glück gemacht hätte, wenn nicht eine oder zwei junge Damen bei ihr gewesen wären. Wir dürfen darüber nicht staunen. Selbst in Europa, wo die Frauen zahlreicher als die Männer sind, macht eine schöne Schauspielerin oder Sängerin die Männer halb verrückt. Wie muß es nun erst im Osten sein, wo die Damen etwa acht bis zehn Procent der Gesellschaft ausmachen! In den besten Tagen Shanghais lebten dort nicht mehr als ein Dutzend Frauen. Die Folge war, daß die ersten Künstlerinnen, welche auftraten, die Königinnen von Gesellschaften und Bällen spielten, mit kostbaren Geschenken beladen wurden und bei ihrem Benefiz Einnahmen von fünfzehnhundert Dollars und mehr hatten. Ein Kunstreiter könnte ebenso gut ohne Pferde wie ohne Damen auftreten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

§ (Technisches.) In Wien sind im vorigen Jahre umfassende Versuche über Holzimprägnirung angestellt worden. Hauptsächlich erstreckten sich diese auf die in den Vereinigten Staaten von mehreren Gesellschaften benützte Robbins'sche Methode, welche auf einer Durchdringung der Hölzer mit Theerdämpfern beruht. Diese Versuche boten in ihrem Verlauf so viel neue Erfahrungen und führten zu so zahlreichen wesentlichen Abänderungen in der Manipulation und Einrichtung der Apparate, daß das schließlich beibehaltene Verfahren nur noch das Princip mit dem Robbins'schen gemein hat, nämlich die Anwendung von Kreosot und Carbolsäure enthaltenden Destillationsproducten, und zwar in Dampfform. Die erprobte Methode ist dem Obersten L. v. Paradis für Oesterreich patentirt worden, auch wurde dem Genannten bei der letzten Ausstellung zu Graz die Staatspreismedaille ertheilt. Die Imprägnirung ist eine ebenso vollständige, wie die nach dem ursprünglichen Robbins'schen Verfahren erzielte, sie kommt jedoch weit weniger theuer als diese zu stehen. Wo Steinkohlentheer von Gasanstalten zu haben ist, bietet derselbe ein ganz geeignetes Material. Soll hingegen die Imprägnirung in abgelegenen Wäldern betrieben werden, so liefern die Stöcke, Aeste &c. der gefällten Bäume und das sonstige Abfallholz zunächst das Material zur Darstellung von Holztheer, welcher wegen seines starken Kreosotgehaltes dem Steinkohlentheer noch vorzuziehen ist. Mit dem Imprägniren nach jener Methode, über deren Details nähere Mittheilungen leider noch fehlen, ist ein theilweises oder auch vollständiges Trocknen der Hölzer verbunden, wodurch dieselben 10 bis 30 Procent ihres Gewichtes verlieren. Da man die verschiedensten Grade von Imprägnirung und Trocknung beliebig erzeugen kann, so dient das Verfahren insbesondere auch zur Zubereitung von Werthölzern aller Gattung auf kürzestem Wege. Während z. B. Bahnschwellen, Pfähle und dergl. starke Imprägnirung und geringe Trocknung erfordern, bedürfen Hölzer für Tischlerei, Wagenbau &c. nur schwacher Imprägnirung und vollkommener Trocknung, um in wenigen Tagen aus grünem Holz zu vorzüglichem Arbeitsmaterial umgewandelt zu sein. Anstatt durch die Schnelligkeit des Processes beschädigt zu werden, gewinnen solche Hölzer bedeutend an Festigkeit. Die ordinärsten Holzsorten erlangen hierbei überdies durch Veränderung der Färbung eine Verbesserung ihres Aussehens, überständiges und

verspartes Holz, wie auch der Splint, wird dichter, und die Imprägnirung zerstört alle fremdartigen Organismen, sowie dieselbe auch gegen zukünftige Infusarien- und Pilzbildung schützt. — Im „Scientific American“ findet sich eine Anweisung zum Schweißen von Gußstahl, die gerade nicht neu, aber doch nicht jedem Interessenten genau genug bekannt ist. Zuerst müssen die beiden zu verbindenden Stangenenden beträchtlich dicker gestaucht werden, als das Stück nach der Schweißung werden soll. Dann wird das eine etwas tiefer ausgeschrotet, als die Stange dick ist. Die beiden Lappen werden bis zur Schärfe ausgeschmiedet. Dem anderen Stangenende giebt man eine stumpfe Keilform und haut die Kanten mit dem Meißel ein, so daß Widerhaken entstehen. Hierauf werden die beiden Enden kirschrothglühend gemacht, mit Borax bestreut und durch Gegeneinandertreiben der Länge nach, sowie Ueberhämmer der beiden Lappen aneinander befestigt. Darnach wird viel Borax aufgebracht und im Holzkohlenfeuer nur wenig über Kirschrothgluth erhitzt. Bei dieser Hitze und gehöriger schneller Bearbeitung mit dem Hammer erhält man eine so vollkommene Schweißung wie sonst bei Eisen unter starker Weißgluth (Schweißhitze), welche den Gußst hl bekanntlich verdirbt.

(Zum Einzug der Truppen) in Berlin ist die Via triumphalis auf das prächtigste geschmückt und geben wir in Nachstehendem eine gedrängte Beschreibung des bei der diesjährigen Feier ungewöhnlich ausgedehnten Weges über welchen der Zug sich bewegt. An dem vormals Halle'schen Thore erhebt sich die Berolina von Enke, am Ascanischen Platze eine Gruppe von Trophäen, die auf Weißenburg und Wörth Bezug haben, auf dem Potsdamer Platze eine riesige, 70 Fuß hohe Siegesgöttin auf einer Terrasse von eroberten Geschützen, zu beiden Seiten derselben erblicken wir zwei sitzende Kolossalstatuen von Reinhold Begas: Straßburg und Metz, während vom Halle'schen bis zum Brandenburger Thore ein Wald von Waffen aufgerichtet wird. Am Brandenburger Thore erheben sich mächtige Trophäen für die Hauptschlachten und stimmen mit dem plastischen Schmucke und der Decorirung des Thores selbst zusammen. Die am Pariser Platze amphitheatralisch aufgebauten Tribünen tragen die Banner sämmtlicher deutschen Staaten, und hier, wo eigene Plätze für die verwundeten Offici re sind, erfolgt des Kaisers Empfang durch die Ehrenjungfrauen, wie durch die Vertreter der Stadt. Letztere haben ihre Aufstellung am Eingange der Linden auf zwei Tribünen, die unter einem rothsammtnen Baldachine angebracht sind, welcher auf vier 45 Fuß hohen Säulen mit 8 Fuß hohen Victorien und den Eisernen Kreuzen von 1813 und 1870 ruht. Zu beiden Seiten der Linden, dicht am Gitter außerhalb, befinden sich auf Podien Sitzbänke mit Lehnen für etwa 6000 Verwundete mit ihren Pflegern und Pflegerinnen. Innerhalb wird die Lindenpromenade mit Candelabern verziert, die Feuerbecken tragen und mit vergoldeten Dreifüßen auf dreiseitigen, plastisch decorirten Vasen abwechseln an welchen die 191 amtlichen Depeschen vom Kriegsschauplatze zu lesen sind. Dann wird quer vor jeder Abtheilung der Lindenpromenade zwischen zwei 40 Fuß hohen Säulen, die von Victorien gekrönt werden, je eine Velarie, also 5, befestigt; sie sind 15 Fuß hoch, 20 Fuß breit und unten mit vergoldeten Quasten gesäumt, mit roth goldverziertem Stoff gefüttert. Auf diesen Velarien werden in Wachsfarbe die politischen Erfolge des Krieges dargestellt in fünf großen Bildern von v. Werner, A. v. Heyden, Knille, Ewald, Schaller; diese Bilder knüpfen an Aussprüche des Kaisers an. Der Inhalt erscheint in Goldschrift versificirt auf der Rückseite. Aehnliche Sprüche liest man an den Postamenten der Säulen und auch an den Säulen des vorerwähnten Baldachins. Diese sämmtlichen Verse, wie überhaupt die Inschriften, sind von Friedrich Eggers. Am Anfang und Ende jedes der fünf Abschnitte sind außer den Decorationsgegenständen zwei Trophäen mit Sinnbildern der Feldeisenbahn, Feldpost, Feldtelegraphie, Krankenpflege, Liebesgaben u. s. w., welche ebenfalls durch Sprüche an Postamenten erläutert werden. Zwischen allen Decorationsgegenständen werden sich 678 eroberte Geschütze befinden. Vor dem Schlosse prangt die 40 Fuß hohe Germania (sitzend) mit Elsaß und Lothringen zur Seite auf einem runden Postamente von 60 Fuß Umfang, um welches ein Relief von über 30 lebensgroßen Figuren, das deutsche Volk in seiner Wehrhaftigkeit darstellend. Der unterste Sockel wird von den lebensgroßen Gestalten der 8 deutschen Hauptflüsse umgeben. Der erste Entwurf ist von Martin Gropius, die plastische Skizze der Germania mit beiden Nebenfiguren von Albert Wolff, der große Fries von Siemering und die Flüsse von Walsleben. Das Gebäude der Akademie der Künste (unter den Linden) wird in wahrhaft großartiger Weise, der ganzen Länge nach, mit reichem malerischem Schmucke versehen, wie ihn nur der schöne Verein so bedeutender Kräfte in der ungewöhnlich kurzen Zeit herzustellen vermag. So wird A. Menzel die Kolossalbildnisse des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke, Richter das Bild des Prinzen Friedrich Karl, Becker das des Kronprinzen von Sachsen, Oskar Begas des Kronprinzen des Deutschen Reichs, Friedr. Kaulbach des Großherzogs von Schwerin malen; außerdem werden noch in Standbildern 16 Generale auf Goldgrund und die charakteristischen Vertreter des deutschen Heeres nach Bleibtreu, Bürger, Hallatz, Otto Heyden, Spangenberg und Steffeck dargestellt. Im Uebrigen wird die Decoration des Gebäudes farbig durchgeführt; der Mittelbau erhält über der Thür einen mächtigen rundbogig geschlossenen Baldachin, den eine von dem preußischen Adler zusammengefaßte mächtige Fahnentrophäe krönt. In derselben prangt die Kolossalbüste des Kaisers, unter derselben die Büsten der Germania und Borussia.

(Das Gluck-Denkmal), welches dem deutschen Tondichter Christoph v. Gluck in seinem Geburtsort Weidenwang in der Oberpfalz errichtet w rde, wird am 4. Juli, Nachmittags 2 Uhr, enthüllt werden. Die Büste Gluck's, modellirt von Prof. Konrad Knol, in Erz gegossen in der königlichen Erzgießerei, ist zur Zeit noch in der Lokal-Kunstausstellung in München zu sehen.

(Der Komet), über welchen in Nr. 67 sich eine Notiz befindet, ist neueren Nachrichten zufolge, die von Seiten der k. Sternwarte in Berlin veröffentlicht werden, gar nicht in unserer Gegend sichtbar. Derselbe war den nördlicheren Gegenden der Erde bereits entschwunden, bevor er dem bloßen Auge sichtbar wurde, und ist gegenwärtig nur noch in südlicheren Zonen zu sehen.

(Neuer Erwerbszweig.) Welche Zukunftsgeneration in Paris heranwächst, davon gt „Figaro“ folgendes Beispiel: Auf der Place Clich hat gestern ein Junge nicht wie bisher Bombensplitter, so rn „Insurgentenzähne“ feil, welche er den füsilirten Insu genten ausgezogen haben wollte.

(Reicher Segen.) Wie der logauer „Stadt- und Landbote“ meldet, ist die Ehefrau de Müllermeisters Preuß in Bleichau von vier gesunden Kindern, drei Töchtern und einem Knaben, glücklich entbunden. Mutter und Kinder befinden sich wohl.

Berichtigung.

Im Sylbenräthsel der Nr. 66 muß es in zweiter Zeile statt Beseitigung, heißen: Befestigung. Die Auflösung folgt daher erst in acht Tagen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 70. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ferne Stimmen.

Von Dietrich von Bern.

(Fortsetzung.)

Arme Königin des Spottes!

Für Louise Franziska von La Vallière sollte Alles nur ein flüchtiger Traum sein. Gestern noch ein armes Edelfräulein — heute schon die Geliebte eines Königs und Herzogin von Vaux-Séjour; heute noch umringt von Schmeichlern — morgen schon verdrängt durch eine Andere, verlassen von dem Mörder ihrer Unschuld und ihres Seelenfriedens, zuerst bespöttelt, dann vergessen von aller Welt! — —

Es gab im Jahr 1663 zu Paris eine junge, kaum verheirathete Frau, Namens Athenaïs, Marquise von Mortemart-Montespan.

Man hatte sie oftmals sagen hören: „Wenn ich die Rolle der La Vallière spielen müßte, so würd' ich mich vor Scham in die Erde verkriechen."

Dieser Schrei sittlicher Entrüstung gelangte durch Ohrenbläser zur Kenntniß des Königs, und er äußerte lachend den Wunsch, dieses seltene Tugendexemplar von Angesicht zu Angesicht schauen zu wollen. Die Wünsche der Könige waren von jeher Befehle: schon wenige Tage darauf wurde Athenaïs von Montespan unter irgend einem schicklichen Vorwand dem Monarchen zu Versailles vorgestellt. Eine junge Frau von erst zweiundzwanzig Jahren — ganz der Typus jener Weiber, die mehr dazu geschaffen sind, uns sinnlich zu erregen, als uns seelisch zu befriedigen.

Wundervolle Augen, aus denen Muthwillen und Lüsternheit hervorblitzten, Augen von jenem dunklen Meerblau, das bei gewissen Strahlenbrechungen zuweilen regenbogenfarbig erscheint; blutstrotzende Lippen, frisch und feucht wie die bethaute Mairose, und Zähne, klein, weiß und scharf wie die einer wilden Katze. Arme, Hände und Füße von plastischer Vollkommenheit: das Ganze ein Bild von Jugend, Kraft und Schönheit.

Dazu kamen noch die klangreichste Stimme, die ihr euch denken könnt, ein sprudelnder, nie versiechender Humor und eine Geistesgegenwart in Red' und Antwort, die ihres Gleichen suchte und Athenaïs bald zum Schrecken ihrer Umgebung machte. Niemals hat vielleicht eine Frau besser verstanden, mit Einem Wort, mit Einer Geberde den kampfgeübtesten Gegner so zu verblüffen, zu zermalmen, als eben sie.

Der junge König empfing die junge Frau in jener Galerie, die nach ihm den Namen „Galerie de Louis-Quatorze" führte. Diese den westlichen Schloßflügel begrenzende, elliptisch gewölbte Riesenhalle von zweihundert Fuß Länge, dreißig Fuß Breite und vierzig Fuß Höhe, erhellt durch siebzehn kolossale Rundbogenfenster und getragen von achtundvierzig Marmorsäulen, war vorzugsweise der Stolz und die Augenweide des königlichen Bauherrn. Le Brun, der erste Maler der damaligen französischen Schule, hatte die decorative Ausschmückung der Galerie übernommen und die minutiöse Sorgfalt des Monarchen war so weit gegangen, daß jener geniale Meister sogar eigenhändig die Zeichnungen zu dem Getäfel und den Thürschlössern entwerfen mußte.

Zu jener Zeit (1663) war die innere Ornamentik dieser Prunkhalle zwar nicht vollendet, aber selbst in ihrem unfertigen Zustande bot sie schon einen Anblick von grandioser und überwältigender Majestät.

Hier nun empfing Ludwig der Vierzehnte stehenden Fußes und, nach dem Gesetz der damaligen Hofetiquette, bedeckten Hauptes die Marquise.

Athenaïs trug an diesem Tag ein Kleid von himmelblauem Sammet mit silbernen Bandschleifen und weißen Atlaspuffen, mit denen der blendende Schnee ihrer Alabasterschultern wetteiferte. Auf dem röthlich schillernden, à la hurluberlu frisirten Haar coquettirte ein kleines Barett mit weißen Reiherfedern. Die wohleingeschulten Schranzen hatten sich in den Hintergrund zurückgezogen, so daß sich der König ungestört und ungehört mit der Marquise unterhalten konnte. Das Gespräch schien ziemlich lebhaft zu sein; um Ludwigs Mund spielte ein heiteres Lächeln, die Antworten der Dame waren allem Anschein nach ungezwungen und witzig. Nachdem die Unterhaltung etwa zehn Minuten gewährt haben mochte, bot der König der Montespan seinen Arm; ungenirt, als habe sie nichts Anderes erwartet, nahm die junge Frau die Huldigung entgegen und schritt an der Seite des Königs von Frankreich und Navarra die Galerie hinab. Der Troß der Höflinge folgte in gebührendem Abstand nach. Man stieg die Treppe hinunter zum sogenannten Parterre du Midi und trat auf die große Terrasse — jene selbe Terrasse, auf der, hundert Jahre später, Marie Antoinette ihre üppigen Nachtfeste feierte, so daß man glauben konnte, Venus Aphrodite sei wiedererstanden und habe sich den Park von Versailles zu ihrem neuen Cythere erkoren.

Der König hatte unterwegs den Cicerone gemacht und seiner Begleiterin die innere Einrichtung des Schlosses erklärt, sie auch im Vorüberkommen auf einzelne Bilder und Statuen aufmerksam gemacht; auf der Terrasse blieb er stehen und machte Frau von Montespan mit dem Grundriß des Parkes bekannt. Unweit davon senkt sich die breite Orangerietreppe zum Bassin der Latona hinab: Athenaïs äußerte den leisen Wunsch, die Orangenbäume, die zu beiden Seiten der Treppe aufgestellt sind, in der Nähe betrachten zu dürfen, und für den galanten König war diese schüchterne Bitte ein Befehl. Er geleitete die junge Frau an die Treppe und einen blühenden Orangenzweig abbrechend, überreichte er ihr denselben als eine „kleine Erinnerung an Versailles und seine Bewohner."

Weder der König noch die Marquise hatten während ihres Ganges durch den Garten jenes todtenbleiche Gesicht bemerkt, das von einem Fenster der Galerie aus all' ihren Bewegungen gefolgt war: die Stirne an die Scheiben gedrückt, glich die Frauengestalt dort oben in ihrer starren Regungslosigkeit eher einer Leiche als einem belebten Wesen.

Nur als der König den Orangenzweig brach und seiner Begleiterin überreichte, da zuckte die Andere dort droben zusammen und preßte beide Hände auf ihr Herz, als empfinde sie einen tödtlichen Schmerz; dann wankte sie rückwärts und verschwand wie eine gespenstige Vision. Wem soll ich wohl sagen müssen, wer das bleiche Frauenbild dort droben gewesen war?!

Eine Viertelstunde später stieg Athenaïs in ihre Kutsche, um wieder nach Paris zurückzukehren. Der König gab ihr bis zum Schloßportal das Geleite und drückte zum Abschied einen Kuß auf ihre kleine, weiße Hand.

Drunten am Gitterthor bog Athenaïs nochmals ihren schönen Kopf aus der Kutsche — ihre feurigen Augen schienen etwas zu suchen: der König, der in tiefem Sinnen dem fortrollenden Wagen nachgeblickt hatte, lüftete seinen Hut, dann stieg er schweigsam die Marmortreppe hinan und trat in sein Cabinet, mit dem Befehl, Niemanden bei ihm einzulassen. Die klugen Schranzen aber steckten in dem Vorzimmer die Köpfe zusammen und tatten zu flüstern und zu kichern, und als im Laufe des Tages die La Vallière mit rothgeweinten Augen an ihnen vorüberkam, da grüßten sie nur noch kalt und nachlässig, denn die feinnasigen Spürhunde hatten ja bereits gerochen, daß das Reich der Herzogin von Vaujéjour seinem raschen Ende entgegen gehe und daß von nun an die Losung sei: Hie Athenaïs von Montespan!

* *
*

Unterdessen war Ludwig der Vierzehnte langsam in seinem Cabinet auf und niedergeschritten. Er konnte an nichts denken als an die junge Frau, die ihn so eben verlassen hatte; er glaubte immer noch ihre geschmeidige Gestalt zu erblicken, ihre melodische Stimme, ihr neckisches Lachen zu hören. Seine Phantasie berauschte sich in der Betrachtung dieses farbenglühenden Frauenbildes, dann aber begann er Vergleiche anzustellen.

Hier die in Schönheit strahlende Montespan — dort die an Reizen unendlich ärmere La Vallière. Louise Franziska war niemals Das gewesen, was im Salon und Boudoir schön heißt; ihr, der schlanken, bleichen Lilie, war nur ein milder Liebeszauber eigen, der aber eben darum den derbsinnlichen König auch nur flüchtig hatte fesseln und befriedigen können. Die zarte, sanftmelancholische La Vallière war eine ungeheuchelt fromme und dabei durch und durch schwärmerische Natur; sie betete viel und konnte bei jedem Anlaß weinen, als woll' ihr das Herz brechen. All' dem hielt jetzt Ludwig der Vierzehnte die geradezu diametralen Eigenschaften der Montespan entgegen: auf welche Seite bei diesem Vergleich die Wagschaale sich neigen mußte, wird zu bemerken kaum nöthig sein.

Bei der Wahl Louise Franziska's war der lascive König einer bloßen Laune gefolgt; bei Athenaïs aber begegneten ihm die Ergänzung seines ureigensten Wesens und die Verkörperung seiner innersten Wünsche und Ideale. Er fühlte, wie in seiner Seele ein tödtlicher Haß gegen die La Vallière aufstieg, zugleich drängte es ihn, diesen Haß zum Ausbruch kommen zu lassen. Seinen Hut tief in die Stirne drückend, wandte er seine Schritte gegen die Zimmer, welche Louise Franziska im Schloß zu Versailles bewohnte. Er fand sie in Gesellschaft ihrer Freundin, des Fräuleins von Artigny.

Und nun begann der „große“ und „allerchristlichste“ König ein Spiel, das eines Buben und zugleich eines Teufels würdig gewesen wäre: er schilderte der unglücklichen La Vallière den Empfang der Marquise von Montespan in all seinen Einzelheiten und malte ihr die körperlichen Reize dieser Frau mit all' jenen Farben aus, die ihm seine Sinnlichkeit und seine Bosheit darreichten. „Bei dem kostbaren Blut unseres Erlösers!“ wandte sich der königliche Henker an sein wehrloses Opfer: „welche Hand, welchen Busen, welchen Gang einer Göttin!“ Mit einem diabolischen Lächeln verließ er endlich das Zimmer.

„Aber dieser Mann ist ein Teufel!“ rief Fräulein von Artigny in höchster Empörung. Die Herzogin war wie leblos in den Sessel zurückgesunken; ihre Hände lagen gefaltet auf ihrer Brust, aus den geschlossenen Augen rieselten einzelne Thränen langsam und schwer über ihre bleichen Wangen.

„Er ist ein Satan in Menschengestalt!“ wiederholte die heißblütige Artigny.

Louise Franziska schlug die müden Augen auf: „Er ist der Vater meines Kindes!“ flüsterte sie mit ihrer leisen, weichen Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Siegeseinzug in Berlin.

Hoch flatternde Fahnen, kranzspendende Victorien, eine jubelnde, unabsehbare Menschenmenge, die vom Halle'schen Thor bis zu der Schloßbrücke die Straßen, die Tribünen erfüllt, jeden Zaun, jedes Gitter, Dach und Baum benutzt, um zu sehen; lustig und toll in den scheinbar unmöglichsten Stellungen sich wiegend; darüber der schönste blaue Junihimmel, eine strahlende Sonne, die freilich oft unbequem genug wird, dafür aber auch Alles in doppelt glänzenden und leuchtenden Farben erscheinen läßt: so war der äußere Anblick der Stadt Berlin seit den ersten Morgenstunden des 16. Juni. Mit festlicher Musik zogen die Gewerke unter ihren stattlichen Bannern durch die Straßen auf die ihnen bestimmten Plätze; vom Kreuzberg bis zum Halle'schen Thor standen unter einer großen Anzahl von Fahnen die Maschinenbauer; darauf durch die Königgrätzer Straße zum Brandenburger Thor und die Nordseite der Linden bis zur Akademie entlang 58 Gewerke, während die Südseite der Linden von dem Palais des Königs bis zum Pariser Platz von Schützen- und anderen Vereinen eingenommen war. Sie bildeten zugleich zu beiden Seiten der Siegesstraße eine Kette gegen den Andrang des Publicums. Die Ausschmückung der Plätze und der Straßen hatte bei diesem Licht, in der Belebung durch diesen gewaltigen auf- und abwogenden Menschenstrom etwas unbeschreiblich Großartiges und Zauberhaftes. Gegen die bunten Wappenschilder und die purpurnen Banner mit den Namen der Schlachten stachen die meisten allegorischen Gestalten ebenso schön wie ergreifend ab. Der farbige Bildschmuck der Linden und der Akademie, die sich in eine großartige Heldenwalhalla verwandelt, fand den wirksamsten Gegensatz in der Germania-Statue vor dem Schlosse, die mit dem Rundrelief Siemering's nicht nur die ungetheilte Bewunderung der Kunstverständigen, sondern den lauten Zuruf und Beifall des Volkes erweckt. Und dieser ganze Festesglanz schimmerte und leuchtete in der froh bewegten, von fern und nah zusammengeströmten Menge gleichsam wieder, alle Augen glänzten, alle Herzen waren weit — den Siegern geöffnet, wie die Thore der Stadt. Hier galt es keinen Cäsar und seine Legionen zu feiern, hier begrüßte ein treues wehrhaftes Volk seinen König und Herrn, seine Söhne und Brüder: im vollsten Einklang fühlten sich Volk und Heer.

Von 8½ Uhr begannen die einzelnen Truppenkörper auf dem Tempelhofer Felde die ihnen angewiesene Stellung einzunehmen und zwar die 1. Garde-Infanterie-Division mit allen Waffen im ersten, die 2. Garde-Infanterie-Division

mit allen Waffen im zweiten, die Garde-Cavalerie-Division und Corps-Artillerie im dritten Treffen, das aus der ganzen deutschen Armee combinirte Bataillon auf dem linken Flügel der 1., das Bataillon des Königs-Grenadier-Regiments Nr. 7 auf dem linken Flügel der 4. Garde-Infanterie-Brigade, die combinirte Escadron links von der Cavalerie der 1. Garde-Infanterie-Division, die combinirte Batterie links von der Artillerie der 2. Garde-Infanterie-Division.

Eine unabsehbare Menge hatte alle Straßen und Zugänge besetzt, welche zu dem Tempelhofer Felde führen. Ein Zug Ulanen besorgte anstatt der sonst üblichen Schutzmannschaft das etwas unliebsame Geschäft, die Heerstraße frei zu halten. mit derjenigen Coulanz, welche dieser Waffe schon im Feldzuge die Anerkennung der großen Nation und eine europäische Berühmtheit eingebracht hat. Die einzelnen Regimenter zogen zum Theil mit Musik auf, die Gardes du Corps mit dem Pariser Einzugsmarsch, den ein begeisterter Applaus des Publicums begleitete. Um $10\frac{1}{4}$ Uhr ritt der Reichskanzler, Fürst Bismarck ein, in Generalsuniform und von einem wahrhaft betäubenden Beifallssturm begrüßt, den eine halbe Stunde später Graf Moltke mit ihm theilte, während in der Zwischenzeit auch Feldmarschall van Wrangel Gelegenheit gefunden hatte, sich zu vergewissern, daß ihm die Berliner Jugend noch immer ungetheilt ihre Sympathieen zuwendet.

Var der Ankunft des Kaisers und Königs wurde noch ein großer Act militärischer Beförderungen vollzogen, durch den Graf Moltke zum Feldmarschall und der Kriegsminister von Roon zum Grafen erhoben wurde. Der Kaiser erschien wie immer pünktlich und traf mit dem Glockenschlage 11 an der Kreuzung ein, welche die Tempelhofer Allee mit dem nach der Britzer Straße führenden Wege bildet. In der glänzenden Suite, die ihn begleitete befanden sich mit den Prinzen-Feldmarschallen die sämmtlichen Heerführer, die sich in dem letzten Feldzuge einen unsterblichen Namen gemacht haben. Einen Augenblick hielt der glänzende Reiterzug, dem Anschein nach, um auf die folgenden Hofequipagen zu warten, in denen die Kaiserin und die Prinzessinnen der Parade beiwohnten, dann brach ein unverwüstlicher Jubel los, der immer van Neuem wieder aufgenommen wurde, bis das erste Hurrah der Garde, dessen erschütternde Wirkung die Franzosen bekanntlich dem Effect ihres „Elan" gleichstellten, durch die Luft dröhnte. Die Equipagen der Kaiserin, der Prinzessinnen rc. hatten zunächst an der Straße nach der Britzer Chaussee gehalten, dann fuhren sie, dem Kaiser und der glänzenden Suite folgend, an den Fronten der einzelnen Truppen entlang. Die Infanterie schwenkte zunächst nach der Tempelhofer Chaussee ab und um $11\frac{1}{2}$ Uhr war das ganze Carps bereit, den Siegeszug anzutreten. Die hohen Gäste, die General-Gouverneure und die zur Feier commandirten Generale und General-Inspecteure ritten darauf nach der Chaussee; dann folgten die Equipagen der Kaiserin, der Kronprinzessin, der Prinzessin Friedrich Karl, der Großherzogin von Mecklenburg und der übrigen, der Feier beiwohnenden hohen Herrschaften.

Am Steuergebäude auf der Tempelhofer Chaussee hatte sich die Infanterie der ersten Garde-Divisian in Sectionen formirt und in Bewegung gesetzt, um sich dem stolzen Reiterzuge anzuschließen, mit dem die berühmten Heerführer des letzten Feldzugs und die eingeladenen hohen Gäste den Zug eröffneten. Voran ritt Feldmarschall v. Wrangel, dem die Generale v. Blumenthal, v. Podbielski, v. Stosch und v. Stiehle folgten. Nach einer zahlreichen Suite erschienen die General-Gouverneure, Feldmarschall Herwarth v. Bittenfeld, Generale Vogel v. Falkenstein, v. Bonin, v. Rosenberg-Gruszczynski, v. Fabrice, denen sich Prinz Georg von Sachsen und die Generale v. Hindersin, v. Alvensleben, v. Voigts-Rh-tz, v. Tümpling, v. Zastrow, v. Manstein, v. Hartmann, von der Tann, v. Fransecky, v. Kirchbach, v. Werder und v. Kamecke anschlossen.

Die verschiedenen Abtheilungen folgten sich in Abständen von zehn Schritten. In gleicher Art führten die hier anwesenden Oberbefehlshaber, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Kronprinz von Sachsen, der Feldmarschall v. Steinmetz und der General v. Manteuffel den Siegeszug.

Unmittelbar vor dem Kaiser ritten, wie schon beim Einzuge von 1866, der Reichskanzler Fürst Bismarck, der Feldmarschall Graf Moltke und der Kriegsminister v. Roon, das Dreigestirn, das in der diplomatischen und strategischen Führung, wie in der Schaffung des Armeematerials die Garantie für die große Wendung der Geschicke Preußens und Deutschlands boten. Zunächst hinter dem Kaiser aber führten der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl die wuchtigen Massen der Garden, die in Geschwindschritt den abschüssigen Weg hinabeilten, vor sich die h-rrlichen Trophäen, 81 Fahnen und Adler, deren Gold weithin in der Sonne leuchtete.

Das erste Garderegiment, in dem die sämmtlichen Prinzen des kaiserlichen Hauses dienten, hat stets den Vorrang; nach ihm folgte das 3. Garderegiment, das Garde-Jägerbataillon und das combinirte Bataillon; dann das 2. Garderegiment, das Garde-Füsilier-Regiment, das 4. Garde-Regiment, die erste und dritte Gardepioniercompagnie, das Sanitätsdetachement Nr. 1, das Gardehusaren-Regiment, die combinirte Escadron und die 1. Fußabtheilung; weiter das Alexander-Regiment, das Regiment Elisabeth, das Garde-Schützen-Bataillon, das Franz-Regiment, Regiment Königin, Bataillon Königs-Grenadiere, 2. Garde-Pionier-Compagnie, Sanitäts-Detachement Nr. 2, 2. Garde-Ulanen-Regiment, 3. Fußabtheilung, combinirte Batterie, endlich die Gardes du Corps, das Garde-Kürassier-Regiment, das 1. und 3. Garde-Ulanen-, das 1. und 2. Garde-Dragoner-Regiment, die 2. Fußabtheilung, die reitende Abtheilung, die Deputation der Munitions- und Pontons-Colonne, der Train, bei dem sich unter den Proviant-Colonnen auch verschiedene französische Beutewagen befanden. Um drei Viertel auf ein Uhr hatte der festliche Zug das Brandenburger Thor erreicht. Hier war der Raum innerhalb des Thores bis zu dem mittleren Eingang der Linden, wo unter einem Baldachin der Magistrat und die Stadtverordneten den Kaiser erwarteten, in eine Art Festsaal verwandelt. Ein unermeßlicher Jubel begrüßte den einziehenden Kaiser. Von den fünf und siebzig, sämmtlich in weißen Casimir mit tiefem viereckigem Ausschnitt, altdeutscher Tunica, blauem Besatz und blauem Kopfschmuck gekleideten Ehrenjungfrauen trat eine Deputation vor und Frl. Jeanne Blaeser, eine schöne und anmuthige Erscheinung, sprach mit erhobener und muthiger Stimme folgendes Gedicht von dem älteren Scherenberg.

Heil Kaiser Wilhelm Dir im Siegeskranze!
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt.
Heimführst Du Deutschlands Heer vom Waffentanze,
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem deutschen Reich geraubt.
Durch Dich geführt errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Söhne.

Nun grüßt der Jubel Dich von Millionen
Aus deutscher Brust in Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimathspulse fort.
Und mit den unwelkbaren Lorbeerkronen
Bringst Du die Palme uns, als Friedenshort,
O, daß ihr Schatten Dich noch lange labe,
Dein Sämanns-Mühen reiche Ernte habe!

Freundlich lächelnd nahm der Kaiser aus ihren Händen einen Lorbeerkranz entgegen, richtete einige huldvolle Worte an sie und die anderen jungen Mädchen, ritt dann zu den verwundeten Officieren, sprach mit einigen von ihnen und wandte sich darauf dem Eingang der Linden zu. Hier trat ihm eine aus dem Bürgermeister, vier Stadträthen, dem Vorsteher der Stadtverordneten und vier Stadtverordneten bestehende Deputation an dem großen Stadtbanner entgegen, der vor dem Pavillon aufgerichtet war, und der Bürgermeister begrüßte ihn mit einer längeren Anrede, welche vam Kaiser dankend erwidert wurde.

Von den einziehenden Generalen waren es besonders Moltke, Blumenthal und Roon, die auf dem ganzen Wege über den Platz mit den lebhaftesten und wärmsten Sympathieen begrüßt wurden; Fürst Bismarck erregte, — er ist nicht umsonst der populärste Mann der Welt — selbstverständlich einen gewaltigen Jubel. Herzerhebend und zugleich erschütternd war der Anblick der 51 eroberten französischen Adler. Ein Sturmruf ging bei ihrem Erscheinen durch die Menge, wie er auf diesem Platze nie gehört wurde. Die „Gloire" des eitelsten Volkes der Welt wurde vor uns dahergetragen, nicht in denen ihrer Zeichen, sondern in einer überwältigenden Fülle. Die Gewaltigkeit des errungenen Sieges schlug bei diesem Anblick wie ein feuriger Funke in Aller Herzen.

Unter stets sich wiederholenden Zurufen, die besonders dem ersten Garderegiment, den Garde-Füsilieren (den s. g. Maikäfer) und allen combinirten, aus Süd- und Norddeutschen gebildeten Truppentheilen zu Theil wurden, setzte sich der Zug durch die Linden in Bewegung.

Der Durchzug durch die Triumphstraße, Unter den Linden, erinnerte wohl an den gleichen Zug am 20. September 1866, hatte aber doch größere und überraschendere Momente. Die Häuser waren dicht mit Guirlanden bekränzt, unter den schattigen Lindenbäumen prangten die französischen Kanonen und Mitrailleusen im Laubschmuck zwischen den beredten Zungen der deutschen Siege, den 191 telegraphischen Depeschen. Ein Gang durch den Mittelweg der Linden lohnte sich in Wahrheit vor dem Einzuge der Truppen, denn hier war einstweilen die Staffage die Hauptsache, und wie aus allen Fenstern bis hoch unter das Dach, wie längs der beiden Straßen Kopf an Kopf gedrängt stand, wie hoch in den Zweigen der Bäume der Berliner Straßenjunge seelenvergnügt saß und auf das Gewirre unter ihm herab sah, wie die Gewerke mit wehenden Fahnen und schallender Musik sich ihren Weg bahnten, die verwundeten Soldaten ihre Plätze behaglich einnahmen, — Alles das gestaltete sich zu einem lebensvollen Bilde, das sich der Erinnerung Jedes, der es gesehen hat, dauernd einprägen wird.

Mit Jubel, mit sich stetig fortpflanzendem Hurrah wurde der Durchzug durch diese grünumlaubte via triumphalis begleitet, und das Publicum nahm jede Gelegenheit wahr, im Fluge wenigstens in persönlichen Verkehr mit den heimziehenden Siegern zu treten. Als die Spitze des Zuges die Linden verließ, ritt der Kaiser mit seiner Suite an das Blücherdenkmal. Hierauf erfolgte der Vorbeimarsch der Truppen, der fast drei Stunden währte. Jedes einzelne Regiment wurde jubelnd begrüßt, die Fahnen salutirt, die kleineren Zwischenfälle, die bei jeder Parade vorkommen, mit dem herzlichsten Interesse aufgenommen. Als der Kaiser bei'm Vorbeimarsch des Königsgrenadierregiments Nr. 7 sich an die Spitze desselben stellte (ein Gleiches geschah bei'm Defiliren des Regiments Königin Augusta, welches der Kaiser seiner Gemahlin vorführte und des Regiments Garde du Corps) brach von allen Seiten ein Sturm der Begeisterung aus, welcher die geschichtliche Bedeutung dieser Ehrenbezeugung kennzeichnete. Der greise kaiserliche Held hielt auch hier in der glühenden Sonne Allen ein Vorbild Stand, in der glänzenden fürstlichen Umgebung der Erste von Allen an Alter, Kraft und männlicher Größe.

Das Publicum wetteiferte in den jubelnden Begrüßungen seiner Lieblinge, waren es jetzt Garde-Schützen, so beglückwünschte man gleich darauf die Grenadiere von Franz und Alexander, die Artillerie wurde nicht minder enthusiastisch empfangen, als die vom Feinde mit märchenhaftem Nimbus umgebenen Ulanen, die stattlichen Garde-Dragoner und die in der Junisonne glänzenden Kürassiere.

Gegen ½4 Uhr war der Vorbeimarsch beendet, die meisten Truppen hatten sofort abgeschwenkt, um in ihre Quartiere zu gehen, nur einige von ihnen, Cavalerie und Infanterie marschirten in den Lustgarten und stellten sich dort in weitem Quarré um das verhüllte Denkmal auf. Als diese Aufstellung geschehen war, erschien der Kaiser an der Spitze seiner Suite zu Pferde auf dem Platze, begrüßte die Truppen und nahm zur Rechten des in der Nähe der Fontaine aufgestellten eisernen Pavillons seinen Platz. Bald darauf erschienen die Kaiserin, die Prinzessinnen und die fremden fürstlichen Damen im Pavillon und der Kaiser gab das Zeichen zum Beginne. Die Tambours schlugen zum Gebet und alle Anwesenden entblößten das Haupt. Auf den Stufen der Estrade zum Denkmal waren die eroberten französischen Fahnen und Standarten niedergelegt, Deputationen der Ministerien, der Geistlichkeit, der Stadtbehörden hatten sich davor aufgestellt, hinter dem Denkmal der Domchor, der beim Herannahen des Kaisers einen Choral intonirte. Der Feldpropst der Armee Thielen hielt hierauf folgende Ansprache: „Gott segne Deutschland, das nunmehr wiederhergestellt und unter den Staaten Europas den ihm gebührenden Rang eingenommen hat. Deß zum Zeugniß soll dies Standbild enthüllt werden, das der Kaiser zum Zeichen der Liebe und Verehrung Königs Friedrich Wilhelm III. errichten ließ, des Königs, der die Resultate, vor denen wir heute stehen, angebahnt und die Wege zu ihnen geebnet hat." An diese Worte schloß sich ein Gebet, und als der Kaiser den Wink zur Enthüllung gab, fiel der Vorhang und die Wolf'sche Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III. zeigte sich den gerührten Blicken seiner Familie und seines Volkes. Die Truppen präsentirten und riefen Hurrah, die Musik fiel ein, vom Dom ertönten die Glocken und am Kupfergraben wurden Kanonen gelöst. Der Kaiser reichte nach der Enthüllung dem Prinzen Karl und der Fürstin Liegnitz die Hand, ritt an das Denkmal heran und rief die früheren Flügeladjutanten Friedrich Wilhelms III., v. Reitzenstein und v. Bonin, zu sich heran. An den ehemaligen Cabinetssecretär seines königlichen Vaters, Staatsminister Uhden, richtete der Kaiser etwa folgende Worte: „Was im Frieden ersonnen ist, das ist am Schlusse eines blutigen Krieges geworden. Daß dieser Friede ein dauernder sein möge, und daß diese Saate, welche gesäet, nun aufgehe, dazu gebe Gott seinen Segen!"

Um halb fünf Uhr war die Feierlichkeit beendet, die „Siegesstraße" wurde allmählich passirbar, der Empfang der Truppen im Einzelnen verbreitete sich über die ganze, weit ausgedehnte Stadt, überall Scenen hervorrufend, welche der Ausdruck des herzlichsten Entgegenkommens Seitens der Bürgerschaft waren. (Nach der „Nat.-Ztg.")

Mannichfaltiges.

(In Berlin) ist bei Gelegenheit der Illumination des Rathhauses eine Erleuchtung der Uhr-Zifferblätter mit Gaslicht versucht worden. Dieser Versuch hat insofern ein besonders günstiges Resultat ergeben, als sich dabei herausstellte, daß zu dieser Beleuchtung nicht, wie früher angenommen, zwölf, sondern schon vier Argandbrenner genügend sind, um den Stand der Zeiger noch in großer Entfernung deutlich erkennen zu lassen. Der Magistrat hat deshalb der Stadtverordnetenversammlung eine Vorlage, betreffend die dauernde Erleuchtung der Uhr-Zifferblätter am Rathhausthurm zur Nachtzeit, unterbreitet, nach welcher die jährlichen Kosten (ohne die bereits feststehenden Einrichtungskosten) sich auf etwa 600 Thaler belaufen. Das Anzünden der Flammen soll durch den Haustechniker oder Heizer besorgt werden, während das Auslöschen durch das Uhrwerk selbst bewirkt werden wird.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 71. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ferne Stimmen.

Von Dietrich von Bern.

(Fortsetzung.)

Auf den Schwingen der rastlos eilenden Zeit war das Jahr 1668 herbeigekommen. Die Höflinge hatten damals nur allzugut die Lunte gerochen: das Verhältniß Ludwig des Vierzehnten zu Athenaïs von Montespan war jetzt zu einer Europa bekannten Thatsache geworden.

Dieselbe Frau, die vormals versichert hatte, sie würde vor Scham sterben, wenn sie die Rolle der La Vallière spielen müsse — ganz dieselbe Frau spielte jetzt diese Rolle, und weit davon entfernt, vor Scham zu sterben, schien sie vielmehr mit ihrem Leben höchst zufrieden zu sein. In Unverschämtheit mit ihrem königlichen Gönner wetteifernd, saß sie neben ihm in der offenen Carosse, und selbst als die Folgen ihres Umgangs mit dem Enkel des heiligen Ludwig für das blödeste Auge sichtbar wurden, da hauberte sie, unbekümmert ihre Schande zur Schau tragend, mit ihrem Sultan nach wie vor im Land herum. Ihr Herr und Gemahl, der Marquis von Montespan, ein hitziger und witziger Gascogner, war nicht Höfling genug gewesen, um zum bösen Spiel eine gute Miene machen zu können, und Das sollte sein Unglück sein. Im wunderlichsten Auf- und Anzug erschien er eines Tages zu Versailles: seine Kutsche war rings mit schwarzem Flor behängt, auf dem Dach derselben war ein riesiges Hirschgeweih angebracht. Kutscher und Pferde trugen ebenfalls die Attribute der tiefsten Trauer; der Marquis selber war herausgeputzt, als komme er direct vom Kirchhof, und machte ein Gesicht wie ein Mann, dem Niemand mehr helfen kann. Der seltsame Anblick lockte natürlich den ganzen Hof an die Fenster.

„Marquis, um Wen trauern Sie denn?" rief der König dem Mann entgegen, den er zum Hahnrei gemacht hatte.

„Sire, um meine Frau!" antwortete der Gascogner, feierlich wie ein Geist in einem zehnactigen Melodrama.

Die Hofdamen licherten, der König von Frankreich und Navarra aber biß sich auf die Lippen und wandte sich rasch ab. Noch am selben Abend erhielt der trauernde Wittwer den Cabinetsbefehl zugestellt, nie wieder an Hof zu erscheinen und sich augenblicklich auf seine Güter an der spanischen Grenze zu begeben. Der König aber, wie um den ewigen Gesetzen der Menschheit zu trotzen, warf nun vallends die Maske ab und nahm seine Maitresse vor den Augen van ganz Europa frank und frei zu sich. *)

*) Ludwig mochte übrigens schon längere Zeit zuvor eine unliebsame Intervention Montespan's gefürchtet haben, denn bereits am 15. Juni 1668 hatte er zu Saint-Germain en Laye an seinen Minister Colbert geschrieben: „Ich höre, daß Montespan sich unbescheidene Aeußerungen erlaubt. Er ist ein Narr, welchen genau zu beobachten Sie mir das Vergnügen machen werden. Ich weiß, daß dieser verrückte Mensch gedroht hat, seine Frau sehen zu wollen, und da er dessen fähig ist, die Folgen aber zu fürchten wären, so sorgen sie hauptsächlich dafür, daß er Paris so bald als möglich verlasse."

Noch bewohnte Louise Franziska von La Vallière das Schloß van Versailles — jenes Siegesdenkmal, das sich der Lüstling von Gottes Gnaden über ihrer geraubten Unschuld erbaut hatte.

Was alles war nicht während dieser Zeit über sie hingegangen!

Ludwig der Vierzehnte schien sie jetzt als todt zu betrachten; nicht einmal ihren Namen nannte er mehr. Ihre früheren Prunkgemächer hatte sie längst schon verlassen, sie bewohnte jetzt im äußersten Flügel der Königsburg ein paar kleine Kammern, die sie den Tag mit keinem Schritt verließ. Dort konnte das unglückliche Weib ungestört träumen und weinen, während ihr Kind, jener Louis de Vaurban, jetzt freilich geächtet wie seine Mutter, zu ihren Füßen spielte und mit seinem hellen, sorglosen Lachen ihr blutendes Herz nur nach mehr zerriß. War aber Louise Franziska von La Vallière für Ludwig den Vierzehnten todt und vergessen, so bewahrte ihr Athenaïs von Montespan ein desto treueres Gedächtniß. Die neue Odaliske konnte es ihrer Vorgängerin nicht verzeihen, daß diese vor ihr von dem Sultan geliebt worden war; sie richtete den ganzen giftigen Spott, der ihr so reichlich zu Gebot stand, gegen das wehrlose Opferlamm, und die Bosheit sorgte dann schon dafür, daß die Epigramme und Wortspiele der Favoritin ihren sicheren Weg in das Ohr der La Vallière fanden. Von ihrem Fenster aus sah Louise Franziska fast täglich den König und ihre siegreiche Nebenbuhlerin im Parke lustwandeln oder Ausflüge dahin und dorthin machen. Und die Hofleute hatten jetzt für die Nachfolgerin ganz dieselbe Unterwürfigkeit und ganz dieselbe Speichelleckerei, wie vormals für die Herzogin von Vausejaur und Baraueffe van Saint-Christophle . . . .

In stillen Sommernächten, wenn Alles im Schlosse schlief, da nahm die Dulderin ihren Mantel, band eine schwarze Sammtmaske vor ihr Gesicht und schlich auf Nebentreppen hinunter in den Park. Seitwärts von der Orangerie, versteckt zwischen düsteren Taxuswänden, ist bis zum heutigen Tag der sogenannte Spiegelbrunnen. Eine marmorne Säulenrotunde umschließt einen Springquell; zwischen den vierundzwanzig Arcaden sprudeln eben so viele kleinere Fontainen: in die Nischen waren Spiegel eingelassen, die das Bild dieser rauschenden und perlenden Wasser auffingen und in anmuthiger Vervielfältigung zurückwarfen. Darum hieß das Ganze der Spiegelbrunnen. Die Spiegel hat seitdem die Faust des Sanscülotten zerschlagen; doch heute noch rieseln zwischen den Arcaden die vierundzwanzig Brünnlein und murmeln ihr monotones Einerlei, das nur Sinn hat für Den, der die räthselhaften Stimmen der Natur zu deuten versteht.

Hierher lenkte Louise Franziska von La Vallière ihre heimlichen Schritte. Alles war still! nur zeitweise klangen der Rundruf und das Sporenklirren der Schildwachen durch die schweigsame Nacht. Dort droben lag die Königsburg wie ein versteinertes Riesenphantom.

Der Mond übergoß den massigen Bau mit seinem melancholisch geisterhaften Licht und brach sich zitternd in den hohen

Bogenfenstern der endlosen Façade. Das Auge der La Vallière irrte von Fenster zu Fenster, bis es zuletzt bei Einem stillhielt: vergleichbar einem müden Wanderer, der sich auf den Baden hinstreckt, um seine entkräfteten Glieder auszuruhen.

O, die einsame Nachtwandlerin kannte dieses Fenster!

Und die Phantasie der Frau, die da drunten am Spiegelbrunnen saß, schuf sich eine düstere Vision: sie sah hinter jenem Fenster ein üppiges Lager — darauf ein schönes Weib und zu dessen Seite ein Mann.

Das lauschende Ohr der Nachtwandlerin hörte das Geflüster zärtlicher Liebesworte, den Austausch glühender Küsse und — — Louise Franziska von La Vallière vergaß ihrer Resignation, verhüllte das Antlitz in die Falten ihres Mantels und schluchzte, als wollt' ihr das arme Herz brechen.

Da begann wohl im Syringenbusch die Nachtigall ihr zauberisches Lied und der einsamliche Vogel sang der Dulderin Trost und Gottergebung in die kranke Seele, daß sie ihr Weh weitertragen könne, fort bis zum Ende!"

* * *

Und abermals waren sechs Jahre hinabgerollt in den bodenlosen Schacht der Ewigkeit.

Dort droben in jenen abgelegenen Kammern des Schlosses verzehrte sich ein gebrochenes Frauenherz in seinem brennenden Leid; unten aber in glänzenden Prunkgemächern praßte und und schwelgte der Zertrümmerer dieses Herzens und in den Armen seiner neuen Odaliske hob der Sultan, wie jener König Belsazar, den schäumenden Becher empor und sprach in trotzigem Uebermuth:

> Jehovah, Dir künd' ich auf ewig Hohn,
> Ich bin der König von Babylon!

Ludwig der Vierzehnte war jetzt ein Mann von sechsunddreißig Jahren. Die unvergleichliche Schönheit seines Gesichtes und die unaussprechliche Majestät seines Wuchses werden — Dank dem Signalement, das byzantinische Hofchronologen der Nachwelt hinterlassen haben — heut' zu Tage als solch' anerkannte und unbestreitbare Thatsachen betrachtet, daß es den kritisirenden Schriftsteller Mühe kostet, das Bild dieses Halbgottes mitten in seinem Weihrauchgewölk einigermaßen zu vermenschlichen. Zergliedern wir einmal mit strenger und unbestechlicher Hand den „großen" und „allerchristlichsten" König!

Sein Gesicht, von den Blattern leicht mitgenommen, hat viel Farbe, die braunen Augen sind groß und schön geschnitten, aber übermäßig vorstehend, was dem Blick einen starren und matten Ausdruck giebt; die Stirne — noble et élevé, nach der Beschreibung der Lobhudler des Oeil-de-Boeuf — ist in Wirklichkeit sehr unedel geformt, denn sie ist niedrig und eingedrückt, dagegen hat die scharf und kühn vorspringende Nase einen gefälligen Schnitt. Die Wangen sind rund und voll — sagen wir lieber: zu voll. Der kleine Mund, von der Nase durch einen ungewöhnlich breiten Zwischenraum getrennt, ist allerdings mit hübschen, weißen Zähnen möblirt und von frischen, purpurrothen Lippen eingesäumt, aber er hat jene herz- oder lebkuchenförmige Modellirung, die dem Gesicht ein so eigenthümliches Gepräge von fader und arroganter Geckenhaftigkeit ausdrückt. Was abwärts vom Mund des vierzehnten Ludwigs kommt, ist entschieden unschön zu nennen und hier drängt sich all' das Grobsinnliche zusammen, das im Naturell dieses Fürsten so ungestüm und so unköniglich vorgewaltet hat.

Betrachten wir einmal genau diese Kinnladen, fast breit und schwerfällig wie die Kiefer einer Bulldogge! Ich weiß nun nicht, ob in der enormen Entwickelung dieser Kauwerkzeuge die Ursache oder die Wirkung zu suchen ist: soviel bleibt aber gewiß, daß Ludwig der Vierzehnte einer der stärksten Esser in ganz Frankreich gewesen ist. Louis de Rouvroi, Herzog von Saint-Simon, ein ebenso aufmerksamer als unparteiischer Beobachter des damaligen Hoflebens, erzählt uns in seinen flott und keck geschriebenen Memoiren: „Seine Majestät aßen Morgens, Mittags und Abends so gewaltig viel und dabei so gefräßig (vorace), daß man sich nicht daran gewöhnen konnte, es mitanzusehen." — Ferner Band 13, Seite 137: „Nach seinem Tod fand man bei dem König Magen und Eingeweide doppelt so groß, als gewöhnlich bei Menschen seines Wuchses, was sehr merkwürdig ist und auch seinen so monströsen Appetit erklärt."

Von dem dreifach gestuften Kinn, dessen Fettlast auf einem kurzen, fleischigen Hals ruht, wenden wir uns jetzt zu der unaussprechlichen Majestät seines Wuchses, und auch hier entdeckt bei näherer Prüfung das ungetrübte Auge, daß eine schamlose Schmeichelei offenbar die Perrücke und den Charakter, die Schuhabsätze und das Verdienst miteinander vermischt hat, um aus dem Schmelztiegel einen nicht nur großen, sondern auch noch hohen Monarchen hervorgehen zu lassen. Es ist wahr: Ludwig der Vierzehnte hatte kräftige Schultern und eine breite, gewölbte Brust; das Bein war sogar in seiner Plastik geradezu bewunderungswürdig, und wenn der Enkel des heiligen Ludwig einer der ersten Fresser im Lande war, so soll andererseits auch nicht verschwiegen bleiben, daß er zugleich einer der elegantesten Tänzer im pirouettirenden Frankreich gewesen ist und noch als sechzigjähriger Mann im Ballsaal seinen Entrechat geschlagen hat, trotz einem jungen Ziegenböcklein.

Dies Alles aber ist noch lange keine unaussprechliche Majestät des Wuchses, vielmehr wenn wir dem „großen" König die ungeheuere, drei Zoll hohe Allongeperrücke vom Kopf wegnehmen und ihm die Schuhe mit den, nach damaliger Mode ebenfalls fast dreizölligen Absätzen ausziehen, so bleibt ein Männchen übrig, das gerade das Maß zu einem Tambour hatte, denn der grand Louis war in Wirklichkeit nur fünf Fuß hoch.

Der Leser verzeihe diesen langen und vielleicht auch langweiligen Sectionsbericht, aber ich muß gestehen, es war mir eine Art von boshafter Freude, ein paar Flämmlein ausblasen zu können an jener Strahlenkrone, die von der hündischsten Speichelleckerei auf den Kopf eines Mannes gesetzt worden ist, der blos darum groß war, weil die Anderen um ihn her sich winzig klein gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Fahrende Künstler.

(Schluß aus Nr. 69.)

Damen zu gewinnen, ist leichter, als sie zu behalten. Ein Director kann mit einer vollzähligen Gesellschaft aufbrechen, aber drüben im ersten Hafen seine Primadonna verlieren, weil sie einen Anbeter findet und heirathet. Deshalb stellt man Ehepaare an, läßt aber die Frau auf dem Zettel als Miß oder Mademoiselle figuriren, weil das mehr „zieht". Ist der Director nun vor einer Veränderung seiner Gesellschaft gesichert, so setzt er sich dafür einer Vermehrung aus,

die fast ebenso störend ist. Damen unterliegen auch den klimatischen Einflüssen mehr als Männer. Selbst auf leblose Dinge erstrecken sich die schädlichen Einwirkungen. Auf Ceylon, der lieblichen Insel, steht jeder Fuß eines Piano in einem Napfe mit Wasser... Man will dadurch die weißen Ameisen vom Instrument abhalten. Ein noch schlimmerer Uebelstand ist die außerordentliche Feuchtigkeit der Luft. Hat man Tasten angeschlagen, so bleiben sie unten und geben keinen Ton. Um einen solchen Unfall zu verhüten, nimmt man die Claviatur vor einem Concert heraus und läßt sie an der Sonne trocknen. Trotz dieser Vorsicht versagt diese und jene Taste, was bei einem glänzenden Solovortrage einen komischen Eindruck macht.

Saiteninstrumente leiden durch ein feuchtes Klima am meisten. Sie fallen buchstäblich in Stücken, da der gewöhnliche europäische Leim seine Zähigkeit verliert. Manches Concert hat aus diesem Grunde verschoben werden müssen, denn ein ausgezeichneter Geiger spielt nur auf seinem eigenen Instrument, das immer eine große Geldsumme gekostet hat und eine höchst romantische Geschichte hat. Seine Violine muß also wieder zusammengesetzt werden, und da es in diesen Ländern keine tüchtigen Instrumentenmacher giebt, so wird sie häufig verdorben. Um diesem Schaden zu entgehen, schickt mancher Geiger, der eine lange Reise vor sich hat, seine Violine zur Ausbesserung in die Heimath zurück und behilft sich inzwischen mit einem anderen Instrument.

Ein Director machte in Tasmanien folgendes Geschäft. Als er von Hobart-Town nach Launceston fuhr, hörte er, daß die Post in Wheatslands anhalte und daß dort recht nette Leute wohnten, die insgesammt in's Theater gehen würden, wenn er über Nacht bleibe. Er schickte also die Anzeige voraus, daß er eine Vorstellung geben werde, und theilte seine Gesellschaft bei seiner Ankunft in zwei Theile. Es gab nämlich zwei Hotels und in jedes begaben sich Schauspieler, damit jeder Wirth seine Gäste habe. So verfährt man im Osten immer, weil ein übergangener Wirth intriguiren könnte. Der Director besichtigte sein Theater, das Gerichtshaus, und sah, daß es nur einige achtzig Zuschauer fasse. Der Gerichtsschreiber versicherte dem Director, daß er ihm jeden Dienst erweisen werde und keine Gefälligkeit beanspruche. „Erlauben Sie mir nur," sagte er, „von meinem Amtszimmer aus mit meiner Familie zuzuhören. Was aber die Herren Richter, von denen übrigens nur drei in der Stadt sind, und den Herrn Hilfsrichter betrifft, so möchten Sie denen wohl Familienbillets schicken." Der Director brauchte das Amtszimmer des Schreibers als Garderobe und mußte auch diesen gefälligen Mann mit einem Familienbillet abfinden. In Europa rechnet man auf eine Familie fünf Köpfe, in Tasmanien acht. Der Director hatte somit vierzig Freibillets zu vergeben und verfügte blos noch über die Hälfte der Plätze.

Ein Piano konnte nicht entbehrt werden. Gleich eine Thür weiter wohnte eine Dame, die ihr Instrument zur Verfügung stellte und mit der üblichen Vergütung zufrieden sein wollte. Sie verstand darunter ein Familienbillet, und da gerade eine Freundin zu Besuch bei ihr war, so mußte der Director wieder neue Plätze hergeben. Bänke und Stühle gab es im Saale nicht, aber es existirten zwei Schulen, eine für Knaben, eine für Mädchen, und dort fehlte es an solchen Artikeln nicht. Beide Directoren waren die Gefälligkeit selbst und baten nur um Freiplätze für ihre ältesten Schüler und Schülerinnen, je zwölf an Zahl. Wieder gingen vierundzwanzig Plätze verloren und mit den neunundvierzig bereits vergebenen war jetzt über dreiundsiebzig verfügt worden.

Der Director berechnete, wie viel Einnahme ihm bleiben werde, als ein schwarz gekleideter Herr zu ihm trat. Er staune, sagte der würdige Geistliche, daß kein Vortrag auf dem Harmonium angekündigt sei, und doch befinde sich unter der Gesellschaft ein ausgezeichneter Harmoniumspieler. Er habe sich auf den Abend gefreut, wenn freilich nicht Harmonium gespielt werde. — Ob sich denn ein Harmonium im Orte befinde? fragte der Director. „Ich selbst besitze eines," antwortete der Geistliche, „und sorge für Träger. Schicken Sie mir Billets für mich und die lieben Meinigen, morgen berechnen wir uns." Der erfahrene Director wußte, was es mit der Berechnung auf sich haben werde, und fragte nach der Kopfzahl der Familie. „Zehn Personen." Jetzt ging mit seinem Gesicht eine Veränderung vor und er rechnete nicht länger. Ein volles Haus war ihm gewiß und Billeteinnehmer brauchte er nicht anzustellen. Eines hatte er vergessen — Lichter. Ueber diesen letzten Punkt wurde er beruhigt, denn der Obergensdarm erbot sich, für Lichter und Leuchter zu sorgen, doch bitte er für sich und seine Gensdarmen um Freiplätze. „Bringen Sie die ganze Polizei mit und Ihre Gefangenen dazu," sagte der Director. Das Haus war zum Brechen voll und Alles drang in ihn, noch einen so reizenden Abend zu veranstalten. „Das thue ich gewiß," antwortete er — „wenn ich noch einmal wieder komme."

In Ostindien hätte der arme Director für Stühle keine Freibillets zu geben brauchen. Jede Familie, die Abends das Theater zu besuchen gedenkt, schickt Morgens ihre Diener mit Stühlen. An der Zahl der Bedienten, die mit Stühlen auf den Köpfen durch die Straßen gehen, hat der Director einen Maßstab, wie stark der Besuch sein wird, und nach der Beendigung der Vorstellung weiß er auch, wie der nächste Abend ausfallen wird, denn die Familien, die sich gut unterhalten haben, lassen ihre Stühle zurück.

Auf Sittlichkeit wird jenseits des Caps sehr gesehen. Lola Montez machte glänzende Geschäfte, Katharine Hayes setzte ihr Geld zu. In Calcutta hatte eine deutsche Tänzerin vor nicht langer Zeit an einem Abend ihre Antritts- und Abschiedsvorstellung. Die Polizei verbot ihr das Wiederauftreten, obgleich sie noch einmal so viele Kleider trug, als in Europa beim Ballet gebräuchlich sind. In Bombay brachte eine italienische Operngesellschaft kein Abonnement zu Stande, weil sie ausgesprochen hatte, daß Damen in Männerkleidung auftreten würden.

Der Schauplatz des Siegeseinzugs in Berlin am 16. Juni.

Dem „Reichsanzeiger" entnehmen wir folgende, nach vor dem Einzuge gegebene, ausführliche Beschreibung der festlich geschmückten Straßen Berlins, durch welche am 16. Juni die Truppen zogen:

Bei dem Steuergebäude am Tempelhofer Felde betreten die siegreichen Truppen das Weichbild unter einem Siegesbogen. Die Belle-Alliancestraße ist von den Besitzern der Häuser festlich mit Fahnen, Kränzen und zahlreichen Tribünen geschmückt.

Die Siegesstraße beginnt am Halle'schen Thore. Sie ist durch den Ascanischen, den Potsdamer Platz und das Brandenburger Thor in vier Abschnitte gegliedert: demgemäß zerlegt sich auch die symbolische Ausschmückung in vier verschiedene, den Hauptmomenten des siegreichen Kriegs entsprechende Gruppen.

Am Halle'schen Thore empfängt die Berolina, über deren Haupt die Victoria auf dem Belle-Alliance-Platz, das Wahrzeichen der Siege der Väter, den heimkehrenden Kriegern den Lorbeerkranz darbietet, unter dem Jubel der auf zahlreichen Tribünen versammelten Bevölkerung die Sieger und ladet sie zum Einzug ein. Der erste Abschnitt der Siegesstraße schließt auf dem Ascanischen Platz mit der Erinnerung an die ersten großen Siege des deutschen Heeres bei Weißenburg, Wörth und Spicheren. Die Decorirung des Potsdamer Platzes bilden Symbole der Siege bei Metz, Straßburg, Sedan u. s. w. und der Erfolge, welche die deutschen Waffen in dem ersten Abschnitt des Krieges errungen haben. Vor dem Brandenburger Thore sind die späteren Waffenthaten verherrlicht, die

den Krieg so glorreich beendeten: die Siege bei und über Paris, die blutigen Kämpfe bei Orleans, le Mans, Amiens und an der Schweizer Grenze. Den vierten Abschnitt der Siegesstraße bildet die Lindenpromenade, die via triumphalis im engeren Sinne, welche die siegreichen Krieger, nachdem sie den Dank der Stadt empfangen, durch die Trophäen ihrer Siege hindurch dem Preis derselben entgegenführt, der im Lustgarten durch die Germania, Elsaß und Lothringen an ihrer Seite, dargestellt ist. Hier erhebt sich an der Siegesstraße auch das Denkmal König Friedrich Wilhelm III., durch dessen Enthüllung der festliche Tag noch eine besondere Weihe erhalten soll.

Vor dem ehemaligen Halle'schen Thor erhebt sich 65 Fuß hoch von der Erde bis zur goldenen Mauerkrone auf ihrem Scheitel, auf mächtigem Postament, 30 Fuß hoch, die Statue der Stadtgöttin, der Berolina, von Professor Lucae angegeben, von Encke, dem Autor des Jahn-Denkmals, aus Gyps und gegypster Leinwand über ein Gerippe von Stroh und Holz modellirt. Sie neigt das Haupt und streckt die Rechte zugleich segnend und nach der Siegesstraße weisend, über die Nahenden aus, für welche ihre Linke den Lorbeerkranz bereit hält. Die Gestalt ruht auf dem linken Bein. Ein Mantel ist von der rechten Schulter über Brust und Rücken zur linken Seite niederwallend, geworfen. Von goldgeschmücktem Gürtel, der die Hüften umfaßt, fließt vielfältig das Gewand zu den Füßen. Vier Bären, Berlins Wappenthiere, von Wilhelm Wolff modellirt, durch Gehänge frischen Laubes verbunden, halten Wacht auf den vier Ecken des Postoments, dessen Front das farbig ausgeführte Wappen Berlin's schmückt. Rechts und links von der Berolina sind reich geschmückte, roth drapirte Tribünen errichtet, die ebenfalls mit Bärenwappen verziert sind.

Von hier aus, die Königgrätzer Straße entlang bis zum Askanischen Platz, bezeichnet die lange Reihe der Flaggenmasten in den Farben der Stadt Berlin, weiß und roth, den Weg der Sieger. In ihrer mittleren Höhe sind die Masten mit Wappenschilden und Fahnen in den Farben aller deutschen Staaten und der Stadt Berlin geschmückt, während im weißen Grunde der von den Spitzen wehenden Fahnen der preußische Adler erscheint. Den Anfang machen zwei Hauptmasten in reicherer Ausschmückung als die übrigen; an dem zur Rechten befindet sich der Name Ems und der Hohenzollern Wappen, links Saarbrücken und der preußische Adler. Der freibleibende Theil der Straße ist den Innungen und Vereinen mit ihren Fahnen und Emblemen reservirt. Zu beiden Seiten dieser Mastenreihe erheben sich die vielfach geschmückten, meist von Privatunternehmern auf unbebauten Grundstücken über Hof- und Gartenmauern construirten hölzernen Tribünen. Man hat für viele derselben historisch geweihte Namen gewählt; Tribune Weißenburg, Tribune Wilhelm, Tribüne Kaiser, Metz, Mont Valerien.

Auf dem Askanischen Platze erhebt sich eine große Tribüne für 3500 Schulkinder, vor welcher auf zwei Podien Musikcorps ihre Aufstellung finden. In der Mitte der Tribüne ragt auf hohem Unterbau eine Trophäen-Gruppe, der Schlacht bei Wörth gewidmet, hervor, aus welcher ein Mast bis zu einer Höhe von 60 Fuß emporsteigt, oben mit dem Wappenadler im grünen Kranze geziert. Auf dem Platze selbst links und rechts sind freistehend zwei große reichgeschmückte Trophäen-Gruppen angebracht, die mit der Tribüne durch Flaggenmasten zu einem Bilde vereinigt werden. Die Trophäen-Gruppe links zunächst dem Einmarsch der Truppen feiert die Schlacht von Weißenburg, diejenige rechts die Schlacht von Spicheren. Zwei Hauptmasten mit den Schlachtennamen Noisseville und Woippy schließen zur Rechten die Umrahmung des Platzes und bezeichnen den Beginn einer neuen Mastenreihe bis zum Potsdamer Platz.

Auf dieser Strecke sind die Namen folgender Schlachten, Gefechte und eroberten Festungen an den Masten in runde, umkränzte Schilde eingezeichnet: Marsal, Voncq, Mars-la-Tour, Nouart, Laon, Peltre, Mercy-le-Haut und Ars-le-Quenez, Champenay, Pacy und Toury, Etival, Etampes, Artenay, Soissons, Chateaudun, Besancon, Schlettstadt.

Die Schmückung des Platzes vor dem Potsdamer Thor leitete der Professor Lucae. Eine grandiose monumentale, plastisch-architektonische Gruppe zeigt sich dort hoch aufragend an der Stelle zwischen den und vor den beiden von Schinkel erbauten Thorwachthäusern am Ende der Leipzigerstraße. Sie gilt der Verherrlichung der größten, bis zum Fall von Metz erreichten Resultate der ersten Hälfte des Krieges. Auf einem mit zwei Kränzen, von eroberten Geschützen besetzten, in zwei Terassen aufsteigenden (cylindrischen) Hügel erhebt sich ein schlankerer, reich und prächtig mit französischen Adlern, Fahnen, Laubgewinden, Bändern decorirter Sockel. Er trägt auf seiner Höhe die von Moritz Schultz in gleichem vergänglichem Material, wie jene Berolina, aber mit großer Meisterschaft und schöner künstlerischer Wirkung modellirte Victoria. Die Spitzen ihrer aufgerichteten mächtigen Schwingen sind 60 Fuß über den Boden entfernt. In ihren erhobenen und vorgestreckten Händen hält sie in der rechten den Siegerkranz, in der linken den Palmenzweig. Rückwallend umflattert ihre edle Gestalt das Gewand. Der glorreiche Name: Sedan prangt über dem preußischen Adlerschilde an der Front ihres Sockels. Vor jenem Kanonenhügel haben neun Riesengeschütze ihre Aufstellung gefunden: der Vierundzwanzigpfünder le Ravissant und die acht Sechzehnpfünder Molino-del-rey, la Galatee, le Viomenil, Hyposeus, Folgora, Ganymede, Gamelins und Meleagre. Diese Aufstellung bildet nur den Mittelpunkt der gesammten Gruppe. Zur Rechten der Victoria für den Beschauer sieht man die 27 Fuß hohe sitzende Kolossalstatue der Festung Metz, auf der linken Seite die ähnliche von Straßburg auf ihren ebenfalls mit Adlern, Fruchtgehängen und Wappenschildern geschmückten Postamenten, beide von Reinhold Begas in der schon geschilderten Weise ausgeführt. Bei der erstgenannten Statue deutet der unter der Mauerkrone den Rücken niederwärts wallende Schleier auf die „jungfräuliche Festung“. Sie ist im Uebrigen als ein mächtiges Weib von kolossalen Formen und heroischer Attitüde selbst in der sitzenden Stellung gebildet, die rechte Hand ist in die Seite, die linke auf den Rand des Felsensitzes gestemmt, der sie trägt. In verwandtem, diesem Meister charakteristischem Styl ist Straßburg veranschaulicht. Die rechte Hand faßt auf der Brust in die Falten des über die Schulter geschlagenen Mantels, die linke starr niedergestreckt zur Seite hält die Fackel gegen den Boden gerichtet, welche auf den Brand der im Feuer wiedergewonnenen deutschen Stadt gedeutet werden mag. Hohe bronzirte candelabergleiche Masten tragen an ihrer Spitze vergoldete Kränze mit dem Bilde des eisernen Kreuzes darin. Auf großen Bannern liest man die Namen der Schlachten von Colombay, Gravelotte, St. Privat, Vionville und Beaumont. Gegenüber vor dem Thoreingang zum ehemaligen Potsdamer Bahnhof ist eine prächtige Tribüne construirt. Große Gestalten von Berliner Bären halten Wacht davor. Aus der mittleren Höhe ragt die Kolossalbüste des Kaisers, an der Rückwand hoch über der letzten Bankreihe zahlreiche Flaggen-, Kranz- und Trophäensäulen mit Flaggen-, Schild-, Kreuzes- und Lorbeerschmuck an ihrer Spitze.

Von hier bis zum Brandenburger Thor erinnern die Aufschriften auf den Schildern an den Flaggenmasten an die zweite Periode des Krieges. Man liest dort die Schlachtennamen: Beaune la Rolande, Loigny, Pouprey, Beaugency, Marchenoirs, Vendome &c. Eroberte Geschütze sind zu beiden Seiten der Siegesstraße aufgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 72. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ferne Stimmen.

Von Dietrich von Bern.

(Fortsetzung.)

O, amare, o ire!	O, Liebe — du Girren,
O, sibi perire!	Du Wirren und Schwirren:
O, ad Deum pervenire!	Zu Gott führt dein Irren!

Das Jahr 1674 war also herbeigekommen.

Die gramgebrochene Tochter der sonnigen Touraine hatte jetzt endlich die trügerische Hoffnung aufgegeben, die ihr bisher immer noch vorspiegelte, der verlorene Geliebte werde eines Tages reuig in ihre Arme zurückkehren. Mit der erstorbenen Hoffnung war aber auch zugleich ein Entschluß in ihr erwacht.

Wie mochte Ludwig der Vierzehnte staunen, als ihn eines Morgens Louise Franziska, Herzogin von Vausêjour und Baronesse von Saint-Christophle um eine Audienz ersuchen ließ!

Er bewilligte ihre Bitte — wohl mehr aus Neugierde, als aus sonst einem edleren Beweggrund: er wollte vielleicht einmal sehen, was ein jahrelang getragener Schmerz aus einer Frau machen kann, die man betrogen und gebrochen hat.

Er erwartete sie in jener theatralischen Stellung, die für alle Potentaten, wenn sie in ihrem Cabinet die Huldigung ihrer „Unterthanen" entgegennehmen, eine stereotype geworden ist. Der König von Frankreich und Navarra stand neben einem Pfeilertischchen, auf das er seine linke Hand stützte, während seine Rechte mit dem himmelblauen Band des heiligen Geistordens spielte, das breit über seine Brust hing. Als Hintergrund diente ihm ein dunkelrother, mit goldenen Lilien durchwirkter Damastvorhang, der, halb zur Seite geschlagen, in schwerem Faltenwurf zu Boden fiel. Zu Füßen des Königs, auf einem prachtvollen persischen Teppich lagen seine vierfüßigen Favoritinnen: drei spanische Wachtelhündinnen mit klugen, glänzenden Augen und weiß- und gelbgeflecktem Seidenhaar.

Ludwig der Vierzehnte trug an diesem Tage ein Costüm von schwarzem Venetianersammet mit großen goldenen Knöpfen, dazu ein reichgesticktes Gilet von scharlachrothem Atlas; auf dem Haupt wie gewöhnlich einen großen schwarzen Filzhut mit goldenen Tressen besetzt und von einer weißen Feder umschlungen. Bekanntlich hat man an den Fingern des sonst so eitelen Königs niemals einen Ring gesehen; desto mehr Aufmerksamkeit wandte er dafür seinen Schuhschnallen und Kniebändern zu, denn diese Toilettestücke waren stets mit den kostbarsten Edelsteinen garnirt.

Schwarzgekleidet von Kopf bis zu Füßen, trat zur bewilligten Stunde Louise Franziska vor den Mörder ihrer Unschuld; unter der Thür blieb sie stehen — ein nervöses Zittern durchflog ihren entkräfteten Körper, ihre Hand suchte eine Stütze.

„Treten Sie näher, Frau Herzogin!" sprach der König mit eisiger Stimme.

Louise Franziska schwankte durch das Cabinet, dann sank sie vor Ludwig auf die Kniee.

Er blickte schweigend auf die zusammengesunkene Frauengestalt herab: vor seinem Auge dämmerten halbverblichene Bilder, durch seine Erinnerung wirbelten längst verwelkte Gedenkblätter, wie wenn im Herbst das dürre Laub der Trauerweiden auf die Gräber der halbvergessenen Todten herabfällt. Seit Jahr und Tag hatte der König die La Vallière mit keinem Auge mehr gesehen. . . . Nun lag sie auf einmal zu seinen Füßen — krank und gebrochen.

Damals und Jetzt!

Damals jener Tag im Forsthaus, wo er wildstürmisch und erbarmungslos den Farbenschmelz von den Flügeln des Schmetterlings gestreift hatte! Jetzt lag der Schmetterling flügellahm und farbendunkel vor seinen Füßen und schien nichts mehr begehren zu wollen, als ein ruhiges Plätzchen zum Sterben. . . . Dem König gegenüber hing ein großer Spiegel; das Glas strahlte ihm sein eigenes Bild zurück — ein Bild der Gesundheit, der Kraft, der erbärmlichen, nur an sich allein denkenden Selbstsucht. Feiste Wangen, ein dreifach gestuftes Kinn, ein runder Wanst.

Er blickte auf die zu seinen Füßen liegende Frau herunter, und der stumpfe Egoist mußte schaudern! „Erheben Sie sich, Madame," sprach er und griff sie bei der Hand.

Und Louise Franziska von La Vallière erhob sich langsam, wie ein dem Grab entsteigender Geist. „Sire," begann sie mit tonloser Stimme, „ich bin gekommen, um Ihnen mein letztes Lebewohl zu sagen."

„Wie, Madame!" heuchelte der vierzehnte Ludwig. „Sie wollen Unseren Hof verlassen und sich für immer auf Ihr Gut Vausêjour zurückziehen?"

„Nein, Sire, ich gehe nicht nach Vausêjour; ich gehorche einer anderen Stimme."

„O, o, Madame!" machte der König ziemlich einfältig.

„Ja, Sire," wiederholte Louise Franziska und ihr sanfter Ton klang unbewußt stärker; „ich gehorche einer Stimme, die da mächtiger ist, als die der Könige dieser Erde: ich gehorche der Stimme des Himmels. . . . In drei Tagen werde ich das Gewand der Carmeliterinnen tragen."

Der König antwortete nichts und blickte starr vor sich hin; endlich brach er das tiefe Schweigen: „Aber, Madame, wenn Sie durchaus in's Kloster wollen, warum wählen Sie sich gerade einen Orden mit so strengen Regeln?"

„Sire, sie können mir nicht streng erscheinen, denn ich werde dabei an das denken, was ich in dieser Welt erlitten habe."

Ludwig der Vierzehnte zuckte zusammen. „Madame, haben Sie noch irgend einen Wunsch?" sprang er über.

„Sire, ich empfehle Ihnen mein Kind," antwortete Louise Franziska, und ein schamhaftes Roth stieg dabei in ihre sonst farblosen Wangen.

„Madame, ich werde für Louis de Bourbon sorgen," versicherte der König, indem er seine Vaterschaft hinter diesem umschreibenden, officiellen Titel zu verstecken suchte.

Die Mutter seines Sohnes trat langsam zurück, aus ihren Augen rieselten schwere Thränen. „Sire, ich danke für

alles Gute und Freundliche, was sie mir jemals erwiesen haben; leben Sie wohl — leben Sie wohl!"

„Herzogin, beten Sie manchmal für Mich!" Seine harte Stimme zitterte, er ergriff ihre magere, fast durchsichtige Hand. Der „allerchristlichste" König fühlte vielleicht in diesem Augenblick zum ersten und letzten Mal als Mensch mit dem Menschen.

Louise Franziska stand schon unter der Thür. Noch Einmal heftete sie ihre großen, thränendunkelen Augen fest auf den König; es war, als wolle sie noch Einmal zurückschauen in die gewesenen Zeiten, bevor sie mit jeder Erinnerung brechen müsse für Jetzt und Immer. Denn die Ordensregel der Carmeliterinnen, eisern wie keine andere mehr, erlaubte kein Gedenken an die Vergangenheit; sie kannte nur eine Buße der Gegenwart und eine Hoffnung der Zukunft.

Die Herzogin von Bauséjour hatte das Cabinet verlassen — — die schwere Portière war hinter ihr zusammengerauscht, als eine schwarze Kluft, die fortan auf Ewig Das scheiden sollte, was einmal im gemeinschaftlichen Genuß eines flüchtigen Glückes verbunden gewesen war . . . . .

* * *

Die Trennung der Mutter von ihrem Kinde war eine herzzerreißende.

Immer und immer wieder drückte sie es an ihre Brust, als könne und könne sie nicht von ihm lassen. Die frühere Gesellschafterin Louise Franziska's, Madame von Montausier, sollte dem noch bei Lebzeiten seiner Eltern schon verwaisten Knab:n Mutter und Erzieherin werden. Mit Gewalt mußte sie ihre ehemalige Gebieterin von dem Kinde losmachen und sie zu dem Wagen hinabgeleiten, der die einstige Geliebte eines Königs und gewesene Herzogin von Bauséjour nach Paris in das Klaster der Carmeliterinnen verbringen sollte.

Der Wagen war längst schon aus dem Schloßhof gerollt und in der Ulmen-Allee verschwunden, derselben Ulmen-Allee, die vor Jahren Ludwig der Vierzehnte auf den Flügeln des Sturmwindes durchbraust hatte, um aus den Händen der jungen Mutter jenes Kind zu empfangen, das jetzt als Louis de Bourbon einer nachtesdunkelen Zukunft entgegenging.

Der Wagen war verschwunden!

Der König von Frankreich und Navarra aber stand in seinem Cabinet noch immer unbeweglich auf demselben Fleck und starrte wie in einem Traum nach der Thür, als erwarte er nur noch Einmal jene schwarze, kranke Frau mit dem schmerzlichen Lächeln und der leisen, so unendlich traurigen Stimme . . . .

Das war der Abschied gewesen zwischen einem König und seiner alten Liebe!

* * *

Zu Paris, in der Vorstadt Sanct Jacobus stand zu jener Zeit ein düsteres, schwerfälliges Gebäude, das von den meisten Fremden wohl für ein Gefängniß gehalten worden wäre. Hohe Mauern, kaum hie und da einen schmalen Riß offen lassend für den Zutritt von Luft und Licht; vergitterte Fenster und eine eisenbeschlagene, stets verschlossene Thür. Diese Pforte war hoch und breit, fast wie ein Festungsthor. Kunstreiche Holzschnitzereien liefen von oben bis nach unten: zwischen kühn verschlungenen Arabesken und Blumenguirlanden lugten pausbäckige, krausthaarige Engelsköpfe hervor; die Schnitzereien der mittleren Felder veranschaulichten einzelne Episoden aus der Legende der Heiligen und Märtyrer. Ein Denker hätte vielleicht stundenlang vor dieser Thür stehen können, um in jenen Engelsköpfen und Märtyrergestalten den Schlüssel zu Gott weiß welchen Räthseln und Geheimnissen zu suchen.

Niemals sah man hinter den vergitterten Fenstern ein Gesicht. Das ganze Gebäude schien todt und ausgestorben; eine uralte Linde, die hoch über die schwarzgraue Umfassungsmauer hinwegragte, war das einzige Bild eines noch vorhandenen und schaffenden Lebens. Im Frühjahr wurde die Linde grün, im Sommer trieb sie ihre duftigen Blüthen, im Herbst schüttelte sie ihre welken Blätter ab und im Winter wiegte sie ihre kahlen Aeste im Nordsturm hin und her, daß die entlaubten Zweige aussahen wie knochendürre, entfleischte Gespensterarme, die verzweifelnd nach dem Himmel greifen.

Mit dem Gewand wechselte die Linde auch ihre Bewohnerschaft. Im ersten Quatember tummelte sich das Spatzenvolk auf und in ihr herum; im zweiten baute sich der Fink sein Nest in ihre Krone und brütete seine Jungen aus. Im Herbst flog der Rothschwanz auf die Linde und zirpte sein monotones Abendlied; in den Winternächten aber schwirrte das Käuzchen, auch der Todtenvogel genannt, um den einsamlichen Baum und krächzte seinen unheimlichen Lockton, daß rings in der Nachbarschaft die Pfahlbürger der guten Stadt Paris schwitzend und zähneklappernd unter ihre Bettdecken krochen und unter Bekreuzigungen das Stoßgebebet plapperten:

Alle guten Geister loben den Herrn!

Aber nein! ich hatte vergessen, daß das stille Haus, außer der Linde, noch andere Lebenszeichen von sich gab. Zu verschiedenen, aber regelmäßigen Stunden erklang nämlich das helle Geläute eines Glöckleins; das Brausen einer Orgel drang dumpf aus den Mauern und in das Spiel der Orgel mischte sich der ernste Chorgesang von Frauenstimmen. Auch in der Nacht läutete das Glöcklein; dann huschten hinter den vergitterten Feustern Lichter hin und her und malten die dunkelen Schatten van Frauengestalten an die weißen Wände der Corridore. Es lag vielleicht an der Nacht, daß Einem alsdann das Orgelspiel nud der Chorgesang unendlich trauriger und schwermüthiger vorkamen als bei Tag. Man hätte sich zu Tod weinen können, ahne doch eigentlich zu wissen warum.

Das Haus aber in der Vorstadt Sanct Jacobus war das Kloster der Carmeliterinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schauplatz des Siegeseinzugs in Berlin am 16. Juni.

(Fortsetzung.)

Der Platz vor dem Brandenburger Thore ist durch starke 60 Fuß hohe Siegessäulen, welche untereinander durch vielfache Laubgewinde verbunden sind, umschlossen. Ein jeder Mast zeigt auf seiner Spitze einen großen preußischen heraldischen Adler in goldenem Lorbeerkranze; auf hohem Sockel umgeben ihn vier Bären als Wappenschildhalter, reiche Fahnen und Banner bilden darüber eine wirksame Decoration. Die sechs Masten sind den Siegen der deutschen Heere über die Armeen der französischen Republik gewidmet, und zwar, von der Siegesstraße eintretend in den also gebildeten Kreis, rechts der erste Mast den Schlachten von Amiens und St. Quentin, sowie den Gefechten und Kämpfen von Bapaume, Peronne, Robert le Diable, An der Hallue; zur Linken weiter gehend, der

zweite Mast den Schlachten von Orleans und le Mans, sowie denen von Loigny und Pouprn, Beaugency, Marchenoir und Azay; der dritte Mast: Pontartier und Chateau de Jour, Montbeliard, Frahier und Pasques; der vierte Mast: Belfort und Alençon, Dole, Dijon, An der Lisaine. Der fünfte und sechste Mast beziehen sich auf die Kämpfe vor Paris und seinen Forts. Es finden sich daran noch folgende Namen: am fünften: Petit-Bicetre, Meudon, Chatillon, Chevilly, Brie-Champigny-Villiers, Mont Avron; am sechsten: le Bourget, Stains, Epinai, Mant Valerien, Malmaison, St. Cloud.

Zwischen beiden Masten hängt ein großes rothes Banner herab, auf dem mit goldenen Lettern Versailles und Paris weithin erkennbar verzeichnet stehen.

Durch das, reich mit Festons, Guirlanden und Kränzen geschmückte Brandenburger Thor hindurch führt die Siegesstraße auf den Pariser Platz, von hier ab bis zu ihrem Ende im Lustgarten entworfen und ausgeführt vom Professor Gropius.

Zu beiden Seiten des geräumigen Platzes erheben sich Tribünen, deren Grundriß eine halbe, der Länge nach durchschnittene Ellipse ist. Dadurch, daß man die oberen Reihen der nach der Peripherie aufsteigenden Sitzbänke noch einmal durch eine sich scharf absetzende Erhöhung von den mittleren und unteren abgelöst hat, gewinnt das Ganze die architektonisch gegliederte Gestalt eines offenen Amphitheaters. Der gesammte in Roth und Weiß drapirte Bau wird rings von zahlreichen Masten mit Fahnengruppen zusammengehalten und von Silberschilden mit dem schwarzen Adler und dem Bären überragt. Etwas weiter vorgeschoben, mehr nach der Mitte des Platzes zu, befindet sich das Podium für die Ehrenjungfrauen und am Eingange in die Linden erhebt sich unter einem säulengetragenen Baldachin die Bühne für Magistrat und Stadtverordnete, deren Hauptdecoration das eiserne Kreuz bildet.

Die Linden entlang sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit Reihen von eroberten Kanonen und Mitrailleusen geschmückt.

Wo die Wilhelmsstraße, die Schadow-, Neustadtische Kirch-, Friedrich- und Charlottenstraße die letzteren durchschneiden, sind Triumphthore eigenthümlicher Art errichtet. Je zwei solcher von Victoriengestalten gekrönter hoher Säulen, wie sie den Baldachin über der Tribüne der städtischen Behörden am Beginn der Linden tragen, bilden jedes dieser Thore. Zwischen ihnen ist je ein 20 Fuß breites, 15 Fuß hohes, auf Segeltuch ausgeführtes decoratives Gemälde befestigt. Diese Bilder versinnlichen in großen symbolischen Zügen die Hauptmomente jener durch den Krieg Deutschlands gegen Frankreich herbeigeführten glorreichen jüngsten Entwickelung des deutschen Vaterlandes. Den Stoff, welcher in ihnen künstlerisch gestaltet wurde, gaben einzelne vom Kaiser und Könige bei verschiedenen Anlässen während jenes Krieges ausgesprochene Worte.

Für das erste Bild (an der Wilhelmsstraße), welches von Otto Knille ausgeführt wurde, holen jene das Motiv, die sich in der königlichen Verordnung vom 20. Juli 1870 bezüglich des Bettages am 27. Juli finden. „Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu Mir stehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater gestanden.“ Das Bild, in Form eines Teppichs gedacht, dessen in Gold ornamentirter Fond zu beiden Seiten der figürlichen Darstellung erscheint, zeigt zur Linken vor düsterem, von Blitzen durchzucktem Gewitterhimmel neben der Eiche die hehre blonde Gestalt der goldgerüsteten Germania, das gezückte Schwert in der Hand. Vor ihr die Vertreter des gewaffneten Volkes, Greise, Männer, Jünglinge und Knaben in malerischer, mittelalterlicher oder phantastischer Rüstung und Tracht, die Hände begeistert zum Schwur erhoben.

Dem zweiten Bild, von Schaller gemalt, sind die Kaiserlichen Worte zu Grunde gelegt: „Ganz Deutschland steht einig zusammen, wie nie zuvor, 20. Juli 1870.“ Es schildert allegorisch in idealistischer Form die Ueberbrückung des Mains, also die Verbindung Nord- und Süddeutschlands. Beide sind in mächtigen Frauengestalten versinnlicht. Jenes eine blondere, dieses eine bräunlichere, durch Attribute und Wappenthiere und die Producte, hier des Landbaues, dort des Meeres, charakterisirt. Geniengestalten schlagen die verbindende Brücke über den trennenden Strom, der Bayer und der Preuße schließen sich auf derselben in herzlicher bundestreuer Liebe in die Arme.

Anton v. Werner malte das dritte Bild zu den in Versailles am 18. Januar 1871 gesprochenen Kaiserworten: „Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht.“ Der Inhalt aber der mächtig bewegten symbolischen Composition ist der Kampf und Sieg Deutschlands. Hoch auf goldenem Streitwagen in goldener Rüstung, den goldenen Flügelhelm auf den leuchtenden, wallenden Locken stürmt Germania daher, gezogen von weißen Rossen, Jünglinge, goldene Flammenschwerter schwingend, auf deren Rücken, neben dem Wagen schweben gerüstet walkürenähnlich die Württemberger und Bayern versinnlichenden heroischen Frauengestalten heran. Ueber den im Sturz zusammengebrochenen Feind am Boden geht es unaufhaltsam dahin. Auf schwarzem feurigem Roß eine hohe, königliche, blondbärtige Reitergestalt mit dem Eisenkreuz auf dem Rundschild weist rückblickend mit dem Schwert dorthin, wo in flammengerötheter, qualmiger Luft der Kaiseradler dem Königsadler im Kampfe unterliegt. Neben dem Reiter stürmen unaufhaltsam die vereinigten deutschen Krieger vor, den afrikanisch-fränkischen Gegner blutend zur Erde streckend, seine Speere zersplitternd, seine Banner ihm entwinden.

Ernst Ewald malte das vierte Bild am Uebergang der Friedrichsstraße. Es trägt über und neben der Darstellung selbst auf goldenem Grund die Kaiserlichen Worte der Proclamation vom 18. Januar 1871 an das deutsche Volk. „Allzeit Mehrer des Reichs, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.“ Die jungfräulicher Anmuthvolle und doch ernst erhabene Gestalt Germania steht, des Deutschen Reiches Krone in der rechten Hand, auf einem Postament, das auf zwei gewaltigen goldenen Löwen ruht. Die Ruhmesgöttin schwebt über ihr und eine Gruppe voll bewegter Gestalten, mit Posaunenschall des Reiches Glanz und Wiederaufrichtung verkündend, umgiebt sie.

A. v. Heydens Verherrlichung des Friedens schließt an der Charlottenstraße diese Bilderfolge. „Möge dem Deutschen Reichskriege, den wir so ruhmvoll geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen! 21. März 1871“. Die schöne Erfüllung des Wunsches, welchem diese Worte Sr. Majestät Ausdruck gaben, ist hier versinnlicht durch Gruppen bezeichnender, die Thätigkeiten des Friedens repräsentirender Gestalten des Berg- und des Landbaues, der Schifffahrt, des Handels, der Kunst und des Gewerbes theils mehr idealen, theils mehr realistischen Charakters, welche die in ihrer Mitte thronende Germania umgeben.

Damit endet der bildliche Schmuck der Lindenpromenade selbst. Aber unmittelbar danach nimmt ihn die Front des Akademiegebäudes zu ihrer Seite auf. Mitglieder der Akademie, von Kunstgenossen mit willigem Eifer unterstützt, haben die malerische und plastische Decoration der ganzen Façade dieses Bauwerks ausgeführt.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Durch die vom Bundesrathe des Deutschen Reichs erlassenen Bestimmungen über die Anlegung von Dampfkesseln werden mehrere der bisher in Bayern geltend gewesenen Vorschriften wesentlich modificirt. In einigen Punkten sind die Anforderungen strenger als bisher; es ist aber anzuerkennen, daß den neueren Erfahrungen und dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft Rechnung getragen ist. Im Nachfolgenden mögen einige Ab-

weichungen von der bisherigen bayer. Verordnung namhaft gemacht werden. „Die um oder durch einen Dampfkessel gehenden Feuerzüge müssen an ihrer höchsten Stelle in einem Abstand von mindestens 10 Centimeter unter dem festgesetzten niedrigsten Wasserspiegel des Kessels liegen.“ Diese Dimension ist der bisherigen von 4 Zoll gleich zu achten, jedoch galt diese Bestimmung für den mittleren Wasserstand, und für die kleineren Kessel waren nur 2 Zoll Abstand vorgeschrieben. Neu ist die Vorschrift: „An jedem Dampfkessel muß ein Speiseventil angebracht sein, welches bei Abstellung der Speisevorrichtung durch den Druck des Kesselwassers geschlossen wird.“ Ebenso auch die Vorschrift: „Jeder Kessel muß mit zwei zuverlässigen Vorrichtungen zur Speisung versehen sein, welche nicht von derselben Betriebsvorrichtung abhängig sind, und von denen jede für sich im Stande ist, dem Kessel die zur Speisung erforderliche Wassermenge zuzuführen.“ Wie bisher soll jeder Kessel mit einem Wasserstandsglas und einer zweiten geeigneten Vorrichtung zur Erkennung des Wasserstandes versehen sein. „Jede dieser Vorrichtungen muß aber eine gesonderte Verbindung mit dem Inneren des Kessels haben, es sei denn, daß die gemeinsame Verbindung durch ein Rohr von mindestens 60 Quadratcentimeter lichtem Querschnitt (ca. 9 Centimeter Durchmesser) hergestellt ist.“ Etwa angebrachte „Probirhähne müssen so eingerichtet sein, daß man behufs Entfernung von Kesselstein in gerader Richtung durchstoßen kann.“ Sicherheitsventile werden gegenwärtig nur noch als Anzeigevorrichtungen für die eingetretene Maximal-Dampfspannung angesehen; Vorschriften für die Größe derselben, welche seither bestanden, sind demnach zwecklos. Auch ist bezüglich der Anzahl der Ventile nur gefordert: „Jeder Dampfkessel muß mit wenigstens Einem zuverlässigen Sicherheitsventil versehen sein. Wenn mehrere Kessel einen gemeinsamen Dampfsammler haben, von welchem sie nicht einzeln abgesperrt werden können, so genügen für dieselben zwei Sicherheitsventile. Dampfschiffs-, Locomobil- und Locomotivkessel müssen immer wenigstens zwei Sicherheitsventile haben. Die Sicherheitsventile müssen jederzeit gelüftet werden können. Sie sind höchstens so zu belasten, daß sie bei Eintritt der für den Kessel festgesetzten Dampfspannung den Dampf entweichen lassen.“ Nach der letzteren Bestimmung ist also die zulässige Ventilbelastung durch den Versuch, nicht durch die Rechnung allein zu ermitteln. „An jedem Dampfkessel muß ein zuverlässiges Manometer angebracht sein, an welchem die festgesetzte höchste Dampfspannung durch eine in die Augen fallende Marke zu bezeichnen ist. An Dampfschiffkesseln müssen zwei dergleichen Manometer angebracht werden &c.“ Für die Gattung der Manometer besteht keine Vorschrift. Folgende Bestimmung war bisher schon in Geltung, ist aber nicht immer genau beachtet worden. „An jedem Dampfkessel muß die festgesetzte höchste Dampfspannung, der Name des Fabrikanten, die laufende Fabriknummer und das Jahr der Anfertigung in leicht erkennbarer und dauerhafter Weise angegeben sein.“ Neu und von Belang sind einige Bestimmungen bezüglich der amtlichen Prüfung der Kessel. Hierbei wird „unter Atmosphärendruck ein Druck von 1 Kilogramm auf den Quadratcentimeter verstanden“; bisher $1^{1}/_{30}$ Kilogramm. „Die Prüfung erfolgt bei Kesseln, welche für eine Dampfspannung von nicht mehr als 5 Atmosphären Ueberdruck bestimmt sind, mit dem zweifachen Betrage des beabsichtigten Ueberdruckes, bei allen übrigen Dampfkesseln mit einem Drucke, welcher den beabsichtigten Ueberdruck um 5 Atmosphären übersteigt. Z. B. bei Locomotiven für 7 Atmosphären Ueberdruck mit 12 Atmosphären Ueberdruck. Die Kessel sind als undicht und demnach unzulässig zu erachten, „wenn das Wasser bei dem höchsten Druck in anderer Form als der von Nebel oder feinen Perlen durch die Fugen dringt.“

(Vom Siegesfest.) Unsere Leser, und mehr noch unsere Leserinnen wird, obgleich wir bereits in Nr. 70 ds. Bls. an der bezüglichen Stelle hierüber kurze Mittheilung gemacht haben, eine detaillirte Beschreibung des Costüms interessiren, in welchem die Ehrenjungfrauen in Berlin erschienen. Man kann, schreibt der Festberichterstatter der „Voss. Ztg.“, dem Jungfrauen-Wahlcollegium unserer Stadt die Anerkennung nicht versagen, es hat sein Amt mit hoher Weisheit und echtem Sachverstande geübt. Kaum ein halb Dutzend darunter, welche nicht in der seltenen Lieblichkeit oder dem reinen Adel des Gesichtsschnitts, nicht in der Tadellosigkeit des Wuchses, nicht in der Ortsangehörigkeit eines reichen Locken- oder Flechtenschmucks sein volles Anrecht auf diese schmeichelhafte Mädchenwürde erwiese. Diese Gretchenuniform steht dabei den Meisten nicht so übel, wie ich gefürchtet hatte. Weißes Cochenirkleidchen mit viereckigem, blaugesäumtem Ausschnitt, und, was der etwa freiläßt, von duftigem Tüll bedeckt, kurzer Schoß, Aermel mit zwei Puffen, durch lichtblaue Streifen abgetheilt, mit großen blauen Schleifen an der linken Schulter, der enge Unterärmel mit acht blauen Knöpfen garnirt, blau gesäumter Doppelrock; der obere durch ein zur Seite niedergehendes blaues Gurtband aufgenommen, das statt der „Gretchentasche“ eine große blaue Schleife hält, die Schleppe des unteren nicht eben lang. Das Ganze sieht zart und jugendlich aus und bringt ohne Coquetterie die gesunde Anmuth der Jugend wohl zu Geltung. Die Damen trugen einfache Blumenbouquets. Fräul. J. Bläser, die Sprecherin, auf weißem, mit Goldschnur gesäumtem und leicht bemaltem Kissen den mit weißer Atlasschleife gebundenen Lorbeerkranz. Die Ehrenmütter erschienen in perlgrauer oder licht-malvenfarbiger Seide.

Die Fahnenstange des 1. Bataillons 1. Garde-Regiments, bei St. Privat zerschossen, war bei dem Einzuge in der Mitte zusammengebunden, die Fahne des Füsilier-Bataillons des Königs-Grenadier-Regiments hatte nur noch eine halbe Stange, die andere Hälfte blieb mit drei Trägern der Fahne bei Weißenburg. Die Fahne, welche hinter dem Kaiser bei der Proclamirung der Kaiserwürde am 18. Januar zu Versailles gestanden, wurde während des Vorübermarsches vom Fahnenträger wiederholt in die Höhe gehalten und vom Publicum jubelnd begrüßt.

(Eine Lustreise nach Spitzbergen) von der norwegischen Stadt Tromsö will man in diesem Sommer veranstalten, welche, sofern sich eine hinlängliche Anzahl von Passagieren anmeldet, spätestens im Juli oder Anfangs August abgehen und nicht länger als 14 Tage dauern soll. Die Passagierabgabe soll, wie man glaubt, 30, und der Unterhalt 10 Speciedaler (à $1^{1}/_{2}$ Thaler preußisch) betragen. Man hat gedacht, daß die Reise ohne Ausländer zu Stande kommen muß, und daß solche nur im Nothfalle mitgenommen werden sollen. Etwa 70 Theilnehmer sind erforderlich und zehn derselben wird Tromsö hergeben.

Sylbenräthsel.

Drei Sylben treten kraftvoll Dir entgegen,
Lebhaft und ernst, und feierlich zugleich;
Auch in des Momus und des Komus Reich
Zuweilen auf gar lächerlichen Wegen.

Zu Himmelssiegen steh'n die ersten beiden
In einem geistigen Verwandschaftsbund.
Und endlich meldet ein metallner Mund,
Der letzten Sylbe heiß ersehnte Freuden.

Δ

Auflösung des Sylbenräthsels in No. 66.
Loth — Ringen — Lothringen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 73. Vierter Jahrgang. 1871.

Der heimkehrenden deutschen Heere Einzug in Berlin.

Am 16. Juni 1871.

(Unlieb verspätet.)

Willkommen theure Väter, Söhne, Brüder!
Es grüßet Euch der Greis im Silberhaar;
Es grüßet Euch manch' glücklich Elternpaar;
Es grüßt die Braut, sie hat den Freund nun wieder.

Doch manches Auge senkt bethaut sich nieder,
Manch' Herz, es möchte brechen ganz und gar:
Birgt ihn denn nicht die lange Siegerschaar,
Den Freund und Bruder, lieb und treu und bieder?

Er starb für's Vaterland den Heldentod.
Doch die geschmückt mit Eichenlaub nun nahen,
Laßt sie mit einem Jubelchor empfahen:

Hoch! dreimal hoch das deutsche Schwarz, Weiß, Roth!
Hoch! dreimal hoch, die Ihr den Feind bezwungen
Und Sieg und goldnen Frieden uns errungen!

So ziehet ein, Ihr sieggekrönte Heere,
Zu Eures Vaterlandes Capitol!
Flog Euer Heldenruhm von Pol zu Pol,
Hellstrahlend über Länder fern und Meere;

So ist es eine Bürgschaft uns und Lehre:
In Einigkeit ruht Kraft und Volkeswohl.
Der Feinde Drohungen sind kernlos, hohl,
Wenn sich das Volk in Waffen stellt zur Wehre.

Und Schlachtenlenker Du, Gott Zebaoth!
Dein Geist beseelte die, die Führer waren,
Dein starker Arm war mit des Heeres Schaaren:

So wendete des Vaterlandes Noth.
Euch Helden lasset uns willkommen heißen
Und Gott im Himmel danken, loben, preisen.

Traunstein. Stammberger.

*** Ferne Stimmen.**

Von Dietrich von Bern.

(Fortsetzung.)

Es war eines Montags, im October des Jahres 1674. Freitags zuvor hatte Louise Franziska von La Vallière Ludwig dem Vierzehnten Lebewohl gesagt — heute sollte sie bei den Carmeliterinnen eingekleidet werden.

Die Kunde davon hatte natürlich ganz Paris in Aufregung versetzt. Die abgedankte Maitresse des Königs hatte man längst schon vergessen gehabt; aber die Carmeliternovize war ein neuer und piquanter Bissen, den durfte man um keinen Preis verlieren. Der ganze Hof und die gesammte haute volée von Paris wollte zugegen sein bei der Einkleidung der Schwester „Louise von der Barmherzigkeit". (Dies war der künftige Ordensnamen der einstigen Herzogin von Vausejour.)

Das Kloster schien sich an jenem Montag in ein Gasthaus umgewandelt zu haben. Die sonst so ängstlich verrammelte Pforte stand heute sperrweit offen; ein doppeltes Spalier von Kutschen und Sänften beengte die Straße, und durch die Corridore des Klosters, die sonst nur die stillen Seufzer und Gebete der Nonnen vernommen hatten, rauschten heute geputzte und gepuderte Weltdamen, lachend und schäkernd mit jungen Cavalieren und schnauzbärtigen Musketierlieutenants, die sich schier die Augen aus dem Kopf guckten, um die Schönheiten dieses heiligen Gynäceum's im Flug zu erhaschen. Doch dafür hatte die vorsichtige Aebtissin bestens gesorgt und ihre Herde hinter solch' solide Gitter und Riegel gebracht, daß selbst das hungrigste Lieutenantsauge nicht in das Innere dieses himmlischen Harém's zu dringen vermochte und sich mit dem mageren Hinblick auf das große Wandgemälde begnügen mußte, allwo der biblische Dulder und Kreuzbruder Lazarus abconterfeit war, wie ihm die Hunde seine Schwären lecken.

Die herbstliche Sonne, gedämpft durch die Glasmalereien der Fenster, fiel nur matt und bleich in die Klosterkirche und überhaupt den ganzen Raum mit dem Grundton einer mystischen Dämmerung. Das gespenstige Halbdunkel contrastirte seltsam mit den goldgestickten Uniformen der Cavaliere und den reichen Toiletten der Damen. Um 3 Uhr des Nachmittags erschien Louise Franziska und die Ceremonie nahm sofort ihren Anfang. Wie ein heiliges Tonmeer rauschte das Spiel der Orgel durch den Säulenwald der Kirche und vermählte sich mit dem Weihgesang der Nonnen zu Ehr' und Preis ihres himmlischen Bräutigams. Der Gesang der Frauen verschwebte in den gothischen Spitzbögen wie ein traumsüßes Geflüster — leiser und immer leiser — — bis es zuletzt erstarb wie ein klagendes Echo.

Vor einem Crucifix kniete die Novize. Ihr großes Auge ruhte auf dem Welterlöser, der, das schöne, todesbleiche Haupt seitwärts gebogen, auf das Geständniß der Liebe zu horchen schien, das ihm seine Braut tief in's blutende Herz hineinflüsterte.

Dreizehnmal zwölf Monde waren seit jenem Tag im Forsthaus von Versailles dahingegangen, und trotzdem war Louise Franziska von La Vallière jetzt noch keine dreißig Jahre alt. Der „allerchristlichste" König hatte damals die junge Blume gepflückt, bevor der Frühling sechzehnmal an ihr vorübergeschwebt war. Jetzt lag die Blume krank am Fuße des Kreuzes und suchte sich daran emporzuranken, als fühle sie, daß nur noch da Stütze und Genesung für ihr zertretenes Leben zu finden sei.

Es war ihr ein Kissen herbeigebracht worden, doch sie hatte es sanft bei Seite geschoben und sich auf die bloßen Steinplatte der Klosterkirche niedergekniet. Man weiß nicht: war's Zufall oder Absicht — angesichts der Novize hing, von der Meisterhand Le Brun's gemalt, eine Magdalena. Louise Franziska blickte mehrere Minuten starr nach dem Gemälde, dann nickte sie leise mit dem Haupte und strich sich über die todesbleiche Stirn ....

Die Aebtissin hatte an der Herzogin von Vausejour die Ceremonie der Einkleidung vollzogen; es blieb noch der letzte Theil des traurigen Actes übrig.

Auf den Wink der Oberin trat eine alte Ordensschwester vor; das Gesicht der greisen Carmeliterin war hart und eisig, wie man dies häufig findet bei hochbetagten Frauen, die auf ein freudenloses, leidensreiches Leben zurückblicken. In der Hand hielt sie eine scharfgeschliffene Scheere. Man will bemerkt haben, daß die Herzogin von Vaujéjour bei Annäherung der alten Ordensschwester zusammengeschauert sei, wie eine arme Sünderin, wenn der Scharfrichter kommt, um die „Toilette" zu beginnen. Die Aebtissin bog den Kopf der Herzogin sanft gegen die Brust herab, im nächsten Augenblick fiel der Novize das Haar los und ledig über Gesicht und Schultern. Von all' den sanften Reizen Louise Franziska's war nichts mehr übrig geblieben, als der Schmuck ihres Hauptes: das blonde, leichtgewellte Haar umfloß sie wie ein langer, schwerer Mantel, unter dem ihre schmächtige Gestalt fast vollständig verschwand. Beim Anblick dieses überreichen Frauenhaares krallten sich die knöchernen Finger der alten Schwester wie die Fänge eines Geirrs, der auf seine Beute niederstößt. Die Aebtissin winkte zum zweiten Male und knisternd grub sich die Scheere in das Haar, welches ehedem die Hände eines Mannes liebkosend gestreichelt und auf das die Lippen eines Königs leidenschaftliche Küsse gedrückt hatten....

Das Opfer war vollbracht! — Louise Franziska von La Vallière und Herzogin von Vaujéjour war gewesen; es gab fortan nur noch eine Schwester „Louise von der Barmherzigkeit".

Alle Anwesenden waren bis in's tiefste Herz hinein erschüttert worden. Das wahre Unglück ist noch immer bewältigend vor die Menschen getreten und hat mit seiner imposanten Tragik auch den Stumpfsten gerührt. Die leichtfertigen Weltfrauen, die in die Carmeliterkirche gekommen waren, wie um einer Comödie beizuwohnen, hatten und haben vielleicht nie wieder solch' aufrichtige Thränen geweint, als in dem Augenblick, wo mit dem Fallen ihres Haares die Herzogin von Vaujéjour ihre Lebensrechnung abschloß, um wie ein ausgebrannter Stern zu versinken in die todtstille Nacht einer Klosterzelle.

* * *

Fortan war und blieb Louise von der Barmherzigkeit verschollen.

Die Pariser hatten ganz andere Dinge zu thun, als an eine Carmeliternonne zu denken. Nur einmal noch drang ihr Namen aus den dumpfen Klostermauern und erweckte eine flüchtige Theilnahme.

Wie vorauszusehen war, hatte sie sich seit ihrem Eintritt bei den Carmeliterinnen von Sanct Jacobus die allerstrengste Buße auferlegt. Die drakonische Regel ihres Ordens genügte ihr nicht; sie ersann also für sich noch neue Qualen und Martern. So trank sie oft wochenlang keinen Tropfen Wasser und konnte mit einer finsteren Wollust empfinden, wie ein rasender Durst ihre Eingeweide verzehrte. Ihr entkräfteter Leib vermochte solche Mißhandlungen auf die Dauer nicht zu ertragen; sie bekam eine Entzündung an das Bein. Sie blieb in ihrer Zelle und wär' ohne jeden Zweifel dort verhungert, wenn nicht die Oberin sie aufgesucht hätte.

„Sind Sie krank, meine Tochter?"

„Nein, meine Mutter, ich kann blos nicht gehen."

„Was verhindert Sie daran?"

„Ein empfindlicher Schmerz an meinem linken Bein."

„Ist das Uebel bedeutend?"

„Ich weiß nicht, meine Mutter; ich habe noch gar nicht darnach gesehen."

„Meine Tochter, Sie übertreiben die Mißachtung Ihres Leibes, ihn vernachlässigen, heißt aber Gott ungehorsam sein. Der Mensch, der so seiner irdischen Auflösung entgegenarbeitet, begeht eine schwere Sünde."

„Meine Mutter, kann die Buße Gott mißfällig sein?"

„Ja, meine Tochter, wenn sie eine übertriebene ist; auch die Abtödtung des sündhaften Fleisches kann ihre Eitelkeit haben."

„Aber, meine Mutter, die Märtyrer, von denen uns die Legende erzählt!"

„Die heiligen Märtyrer, meine Tochter, litten, aber sie rühmten sich dessen nicht!" antwortete die Aebtissin mit eisiger Strenge.

Schwester Louise von der Barmherzigkeit küßte demüthig die Hand ihrer Oberin: „Meine Mutter, ich bitte, in's Krankenzimmer gebracht zu werden. Ich will nie wieder so eitel sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Schauplatz des Siegeseinzugs in Berlin am 16. Juni.

(Schluß.)

Auf dem Rande des Daches des Akademiegebäudes in seiner vollen Länge erscheint eine mit zierlich gefalteten, weißen, roth und gold gesäumten Vorhängen verkleidete Balustrade. In dem Mittelbau vor dem Fenster der normalen Uhr ist unter einem von Säulen getragenen Triumphbogen die Kolossalbüste des Kaisers (von Prof. Drake modellirt) errichtet. Unterhalb derselben an ihrem Postament reichen die Statuen der Germania und der Borussia sich die eng verbundenen Hände. Darüber aber im Frontispice des Bogens geben nach allen Seiten hin die Strahlen einer goldenen Sonne aus, über welcher wiederum das Banner mit dem Adler des Deutschen Reiches erhoben steht. „Dem Sieger Gruß und Heil" liest man auf der einen Seite dieser Front, „vom dankbaren Vaterland" auf der anderen.

Sowohl die Fenster als die Pfeiler zwischen denselben in dem ersten Stockwerk der Façade sind bedeckt, geschmückt, verkleidet, theils durch Brustbilder, theils durch ganze Figurenporträts der verdientesten Heerführer und wechselnd damit durch Darstellungen, welche die verschiedenen Truppentheile des deutschen Heeres in charakteristischen Gestalten und Situationen vergegenwärtigen. Zur Linken für den Beschauer jener mittelsten decorativen Gruppe zeigt sich der württembergische Fußsoldat, zur Rechten der bayerische, das Banner im Arm, beide nach Bleibtreu's Skizzen von Hallatz ausgeführt; neben dem ersteren auf Goldgrund gemalt, das Fenster dort deckend, die Kolossalgestalt des Kronprinzen auf des Säbels Griff gestützt (Oskar Begas), drüben neben dem Bayern die des Prinzen Friedrich Karl von Gustav Richter gemalt in rother Husarenuniform, den Marschallsstab in der Rechten, ein weiter Mantel wallt von den Schultern zum Boden nieder. Den Zwischenpfeiler neben des Kronprinzen Bild deckt eine Composition von Ludwig Burger. Der preußische Ulan reicht vom Roß herab dem sächsischen Reiter die Champagnerflasche; im Mittelgrunde Militärarzt und Sanitätscorps, die Träger der weißen Binde mit dem rothen Kreuz. Jenseits neben dem Bilde des Prinzen, G. Spangenberg's Composition: der preußische Garde-Füsilier, die eroberte feindliche Fahne schwingend, vor ihm der preußische Landwehrmann am Boden ausruhend, im Hintergrunde badische

Schützen (?). Den Fensterraum neben dem Ulanen deckt das besonders meisterhaft und wirksam auf Goldgrund gemalte Bildniß des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg in ganzer Gestalt von Friedrich Kaulbach. Er steht entblößten Hauptes, die große Ordenskette über dem einfachen Officiers-Oberrock, zu seinen Füßen sieht man Blumen und Lorbeerkränze. Drüben das Pendant dazu bildet die von Prof. C. Becker gemalte kriegerische Gestalt des Kronprinzen von Sachsen, den vom weiß und grünen Federbusch umwallten Helm auf dem Haupt, die Rechte am Griff des Schwertes, das die Linke an der Scheide gefaßt hält. Auf dieser Seite des Mittelbaus macht den Schluß der malerischen Decoration das Bild von Professor Steffeck: der preußische Kürassier auf wild vorspringendem Roß, den tödtlichen Schwertstrich gegen den französischen Bayonnettkämpfer zur Seite führend, dessen Kamerad bereits getroffen sich am Boden wälzt. Und jenseits den Abschluß zur Linken macht ein Gemälde von Professor O. Heyden, preußische Jäger und Artilleristen, jubelnd bei dem eroberten französischen Geschütz, gefallene Turcos auf dem vom Kampf zerwühlten blutigen Boden des Schlachtfeldes. Quer über dem Mittelbau, oberhalb dieser Darstellungen, liest man die Worte: „Aus frevelhaftem Angriff, des deutschen Volkes Einheit."

Die auf Goldgrund von verschiedenen Berliner Künstlern im regsten Wetteifer gemalten Medaillon-Brustbildnisse des (vom Beschauer) linken Flügels des Akademiegebäudes sind, von der Charlottenstraße beginnend, die Generale v. Voigts-Rhetz, von der Tann, v. Göben, v. Manstein, v. Werder, v. Roon, Prinz Alexander von Württemberg, v. Kirchbach; auf dem rechten Flügel v. Manteuffel, v. Fransecky, v. Alvensleben I., v. Alvensleben II., v. Bose, v. Steinmetz, v. Zastrow, v. Tümpling. Zwischen den Bildnissen des Kriegsministers und des Prinzen von Württemberg ist in ganzer Gestalt in kolossalem Maßstabe das Porträt des Reichskanzlers Fürsten Bismarck, jenseits zwischen Fransecky und v. Alvensleben I. in gleicher Weise das des Grafen Moltke, von Professor Adolf Menzel ausgeführt. Jener ist an einem mit Papieren bedeckten Tisch stehend, auf den er die Hände stützt, dargestellt; dieser im winterlichen, schneebedeckten Felde, den Helm auf, den Gummimantel übergeworfen, das Doppelglas in der Rechten haltend, die Linke auf dem Rücken, scharfen Blicks in die Ferne hinausspähend.

Die friedlichen werkthätigen Kräfte sind in der Lindenpromenade durch Ehrensäulen mit Emblemen charakterisirt. Gereimte Sinnsprüche und Citate sind ihnen beigeschrieben. Die Auswahl besorgte Eggers. Die Anordnung ist die folgende: 1) am Eingang zu den Linden: die Eisenbahn, 2) an der Wilhelmsstraße: die Eisenbahn und die Telegraphie, 3) an der Schadowstraße: die Post 4) an der Neustädtischen Kirchstraße: die Liebesgaben, die Diakonissen und die grauen Schwestern, 5) an der Friedrichsstraße: die Malteser, die Johanniter, die Felddiakonen und die Feldgeistlichkeit, 6) an der Charlottenstraße: die Aerzte, die Invaliden, 7) an der Mündung der Linden auf den Opernplatz: die sich auf Hilfe und Pflege beziehende Vereinsthätigkeit.

Der weite Platz von dem Standbild König Friedrich II. bis zur Schloßbrücke hat durch die sich auf dem Opernplatz, vor der Universität, dem Zeughause u. s. w. erhebenden Tribünen, sowie durch das prachtvoll decorirte kronprinzliche Palais eine wahrhaft festliche Ausschmückung erhalten.

Ueber die mit Schiffen, zahlreichen Flaggen und Laubgewinden reich verzierte Schloßbrücke gelangen die Sieger nach ihrem Ziele, dem Lustgarten.

Vor dem Hauptportal des Königsschlosses, etwas vorgerückt gegen die Clod'schen Pferdebändiger an der Terrasse, erhebt sich das Riesenbild der Germania mit ihren beiden lang entfremdeten, nun wieder gewonnenen Kindern Elsaß und Lothringen neben sich. Ein hohes, reich geschmücktes Piedestal von cylindrischer Form trägt diese von Albert Wolff in erhabener Schönheit und monumentaler Macht ausgeführte Gruppe. Den untersten Theil des Sockels umgiebt ein vom Bildhauer Walsleben modellirtes Relief, die deutschen Flußgottheiten darstellend: Rhein und Mosel, Oder und Elbe, Weichsel und Nogat, Donau und Main. Den verjüngten Theil des Postamentes darüber deckt ein 6 Fuß hohes Relief von Siemering, dessen Länge abgewickelt 63 Fuß betragen würde. In 27 lebensgroßen Gestalten (die Thiere und Kinder nicht mitgezählt) ist die Wirkung des königlichen Aufrufs an sein Volk darin dargestellt. Den Mittelpunkt bildet an der Vorderseite der in die Kriegsposaune blasende Herold. Im Sturmschritt nahen sich von beiden Seiten die bereits fertig gerüsteten Krieger. Scenen des Abschieds von Braut, von Weib, von Kind und Eltern, Seitens der Männer und Jünglinge des verschiedensten Lebensberufs, des Studenten, des Landmanns, des Handwerkers, das Ergreifen der Waffen, das freudige Herbeieilen auf das Wort des Königs. Das Alles schildern diese Reliefs in natürlich wahren, kraftvollen Zügen. Der Umkreis der Höhe des Piedestals zeigt einen Schmuck aus abwechselnd immer wiederholten Adlern und von der Kaiserkrone überragten aufgerichteten Wappenschilden. Die Gestalt der Germania hat sitzend auf ihrem mit dem Reichsadler an seiner Rücklehne geschmückten Thronsessel bis zur Spitze der Kaiserkrone auf dem edlen Haupte eine Höhe von 19 Fuß. Sie hält in der Rechten das in einem goldenen Adler endende Reichsscepter. An ihr Knie schmiegt sich, bereits zutraulicher geworden, die stehende Figur des Elsaß (15 Fuß hoch), die Harfe in der rechten Hand haltend. Auf der anderen Seite der „großen Mutter" steht, noch etwas ferner, Lothringen, auf seinen Wappenschild gestützt. Auf dem Schooß Germanias ruht der kaiserliche Adlerschild. Diese ganze herrliche Gruppe hat trotz der Kürze der ihm dazu vergönnt gewesenen Zeit durch ihren Meister eine weit über die bei solchen Gelegenheitsarbeiten hinausgehende Durchführung in allen Theilen erhalten. Seitwärts der Germania befindet sich derselbe Pavillon, der im Jahre 1866 bei der Siegesfeier für die allerhöchsten und höchsten Herrschaften errichtet wurde. Vor demselben aber, in der Mitte des Lustgartens, erhebt sich unter der Hülle das Denkmal Königs Friedrich Wilhelm III.

Mannichfaltiges.

(Hochwasser.) Die Zeitungsnachrichten aus der Schweiz und Tyrol lauten sehr bedenklich. Der warme Regen vom 18. Juni schwellte die vom schmelzenden Schnee im Gebirge sonst schon hohen Gewässer. Der Wasserstand der Plessur hatte am 19. Juni früh die Höhe von 1861, derjenige des Inn bei Schuls im Unterengadin diejenige von 1868. — Bei Thusis hat der Rhein, durch plötzliches Schneeschmelzen geschwellt, Verheerungen angerichtet, welche ohne das Eintreten eines scharfen Nordwindes beinahe die von 1868 erreicht hätten. Die Bahn zwischen Sargans und St. Gallen ist an mehreren Stellen unfahrbar gemacht, das obere Thal des Vorderrheins von Thusis abwärts breit überschwemmt worden. Man ist bereits eifrig damit beschäftigt, die Schäden auszubessern. Auch die Tamina hat den schönen Weg zwischen Pfäffers und Ragaz auf mehrere Tage unpassirbar gemacht. Menschenleben sind nicht zu beklagen, hingegen ist der Schaden an Weideplätzen und Feldern beträchtlich und wird um so mehr empfunden, als die Futterpreise in Folge des Schnees, der jetzt noch alle Voralpen bedeckt, auf eine in der Schweiz noch nicht erhörte Höhe gestiegen sind. Statt Nutzen von ihrem Viehstand zu ziehen, müssen die Bauern weit und breit Futter aufkaufen, um ihr Vieh nur zu ernähren; die Hochalpen werden erst in 6–7 Wochen zu betreiben sein. — Der Glenner ist bei Ilanz, der Flatzbach bei Samaden ausgebrochen. Der Schaden läßt sich noch nicht übersehen; bei Finstermünz im Oesterreichischen wurden 14 Mann von einem stürzenden Felsen theils getödtet, theils verwundet. — Aus Innsbruck, 21. Juni,

wird gemeldet: Die Ueberschwemmung dauert fort. Die Brenner-Bahn ist nicht mehr passirbar; am Bahnhof Gall ist ein Bogen und ein Pfeiler der Bahnbrücke versunken. Die Züge verkehren nur zwischen St. Michel und Ala. In Vorarlberg haben Rheindurchbrüche stattgefunden; die Bahn auf schweizerischem Gebiet ist anfahrbar. — Aus Salzburg, 19. Juni, wird berichtet: Heute Vormittags ist über das Bad Gastein ein Wolkenbruch niedergegangen. Der Wasserstand der Salzach ist laut officiellen Mittheilungen bereits bis Hallein im reißenden Zunehmen begriffen. — Aus Bozen meldet man: Der Brückenkopf der über die Eisack führenden Eisenbahnbrücke wurde vom Wasser fortgeschwemmt. Die Etsch ist in San Michele ausgetreten. Die Eisack hat große Verheerungen angerichtet. Die Verbindung mit Verona ist unterbrochen. — Aus dem St. Gallischen wird gemeldet, daß es sehr schlimm stehe, wie 1868. Von Buchs bis Rüti ist der Verkehr unterbrochen. Das Baudepartement und der Oberingenieur sind nach dem Schauplatz der Rheineinbrüche abgereist. Am 19. hat es im Hochgebirge bis tief in die Berge hinab geschneit; dies ließ hoffen, daß die Wassergefahr schwinden werde.

(Theueres Wasser.) Wie theuer den New-Yorkern das Wasser kommt, mit welchem die Milchhändler ihren Artikel verdünnen, wurde unlängst vom Gesundheitsrath der Empire City erhoben. Aus dem Berichte geht hervor, daß auf drei Quart Milch nicht weniger als ein Quart Wasser zu rechnen sei, welches in jene geschüttet wird, sobald sie in die Hände der Händler gekommen ist. Schlägt man nun die jährliche Milch-Consumtion New-Yorks und seiner nächsten Umgebung an auf 120,000,000 Quart, so ergiebt sich ein Wasserzusatz von 40,000 000 Quart. Das Quart Milch kostet 10 Cents, wornach die New-Yorker jährlich nicht weniger als 4,000,000 Doll. für Wasser bezahlen müssen, das ihnen unter die Milch gemischt wird.

(In Paris) ist man seit einigen Tagen damit beschäftigt, die noch stehenden Mauerwände der Polizeipräfectur niederzureißen. Man verfährt mit großer Sorgfalt bei der Wegräumung der Trümmer, um nicht etwa die Statue der Venus von Milo zu beschädigen, die bekanntlich in den Gewölben dieses Gebäudes untergebracht wurde. In einigen Tagen hofft man, dieses Kunstwerk im Louvre wieder auf sein altes Piedestal stellen zu können. Ein Conservator des Museums ist nach Brest abgereist, um die schönsten Gemälde des Louvre u. s. w., die beim Beginn der Belagerung dahin geschafft wurden, nach Paris zurückzuholen. Die Museen des Louvre und des Luxemburg sollten am 27. Juni dem Publicum wieder eröffnet werden.

(Zur Bibliothek von Straßburg) beabsichtigt die Universität Oxford als Beisteuer Copieen aller Werke, welche in der Universitätsdruckerei erschienen und dazu geeignet scheinen, zu liefern.

(Eine Riesenhochzeit) im engsten Sinne des Wortes ist am 17. Juni unter ungeheuerem Zulauf am Trafalgar-Square in London gefeiert worden. Das Brautpaar bestand aus einem Riesen und einer Riesin. Ersterer als der „Kentucky giant", letztere als die „Nova Scotian giantess" bekannt. Der Bräutigam ist acht Fuß hoch, und die Braut überragt ihn noch an Länge. Man kann auf die Nachkommenschaft dieses „hohen" Paares gespannt sein. Trotz des vielen Geflüsters und der Unruhe in der überfüllten Kirche waren die wunderbaren Brautleute sehr andächtig und gerührt. Der Riese schrieb sich als Marten van Buren Bates, Capitän in der amerikanischen Armee, in's Trauungsregister, die Riesin bezeichnete sich als „Anna Hanen Swan, spinster". Beim Heraustreten aus der Kirche wurde das Titanen-Paar durch verschiedene donnernde „Cheers!" von der tausendköpfigen Menge bewillkommt.

(Ein weibliches Doppelgeschöpf.) In dem Willis'schen Saale in London wird gegenwärtig eine Naturerscheinung gezeigt, welche die siamesischen Zwillinge an pikanter Anziehungskraft noch übertrifft, nämlich: „the two-headed girl". Diese Benennung des Doppelwesens ist eigentlich unzutreffend denn die beiden Mädchen, Millie und Christine, in einer californischen Sclavenhütte geboren und 19 Jahre alt, haben nicht nur getrennte Köpfe und zwei wohlgeformte Büsten, sondern auch geschiedene Verdauungsorgane und je zwei Arme und Beine, nur der „Torso" bildet ein untrennbares Ganzes. Die Rückgrate sind etwas unter den Schatterblättern zu einem Knorpel verwachsen.

(Die prachtvollste Blume) befindet sich zur Zeit wohl im Besitz der königlichen Gartenbaugesellschaft in London. In der Mitte des großen von zahllosen unschätzbaren Pflanzen erfüllten Gewächshauses derselben steht ein kolossales Rhododendron, dessen Blume wohl ihres Gleichen noch nie in Europa gesehen hat. Die Krone der Pflanze oder vielmehr des Baumes — er ist 20 Fuß hoch — ist mit unzähligen Büscheln tiefrother Blüthen bedeckt. Diese prachtvolle Erscheinung erinnert unwillkürlich an die Schilderung der Abhänge des Himalayagebirges des Dr. Wallach. Nach ihm sind daselbst ganze Flächen vollständig von solchen blühenden Pflanzen bedeckt, deren eine einzige in London durch ihre jetzt in höchster Pracht stehende Blüthe im Stande ist, Tausende von Bewunderern um sich herum zu versammeln.

(Kohlenreichthum Englands.) Die vor einigen Jahren auf den Antrag Sir George Grey's ernannte Commission zur Berichterstattung über die Kohlenlager hat, der „Times" zufolge, ihre Arbeiten nunmehr nahezu vollendet. Bei Berechnung einer Steigerung des Consums mit jedem Jahre ergiebt der Bericht, daß England wenigstens noch auf 800 bis 1000 Jahre mit hinreichenden Kohlenvorräthen versehen ist, die unter profitabeleren Bedingungen ausgebeutet werden können. Wenn dem so ist, bemerkt das leitende Blatt, dann braucht weder Mr. Gladstone noch irgend ein anderer Premierminister in den nächsten Generationen darum auf Tilgung der Staatsschuld zu dringen, weil die Versiegung unserer Kohlenvorräthe vor der Thür stehe.

(Das unterseeische Kabel) von 1865 ist nunmehr wieder hergestellt, so daß jetzt alle drei Telegraphenverbindungen zwischen Europa und den Vereinigten Staaten wieder dienstaugtich sind.

(Sechs Pferde als Erben.) In Passaic (Staat New Jersey in Amerika) starb vor wenigen Wochen ein alter Junggeselle, Namens Marsh, mit einer Hinterlassenschaft von 400,000 Dollars nebst Landsitz und sechs prachtvollen Pferden. Aus dem in der „Philadelphia Commercial List" mitgetheilten Testamente ist ersichtlich, daß der Erblasser fast sein ganzes Eigenthum seinen sechs Pferden vermacht hat. Das Testament bestimmt nämlich, daß der Landsitz den sechs Pferden ausschließlich als Domaine gehört; außerdem müssen aus der Masse zum „Comfort" jedes einzelnen Pferdes noch 300 Dollars verwendet werden. Drei Knechte, welche die sechs Pferde bis zu deren Tode sorgfältig zu pflegen haben, erhalten jeder ein Jahresgehalt von 1200 Dollars. Das Gehalt ist um deswillen so hoch gegriffen, „damit — wie es in dem Testamente wörtlich heißt — „die Knechte ein Interesse daran haben, meine Erben möglichst lang am Leben zu erhalten." Dem Testamentsexecutor sind 10,000 Dollars vermacht, „falls er die nöthige Sorge trägt, daß meine Erben gut versorgt werden", wie es in dem Testament weiter heißt. Das Testament ist einregistrirt und bereits in Kraft getreten. Da Marsh keine Leibeserben hat, so fällt nach Ableben seiner Pferde das Vermögen verschiedenen mildthätigen Stiftungen anheim, die im Testamente näher bezeichnet sind.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 74. Vierter Jahrgang. 1871.

Ferne Stimmen.

Von Dietrich von Bern.

(Fortsetzung.)

Im Flug der Zeiten war das Jahr 1710 herbeigekommen.

Ein trüber, melancholischer Novemberabend hatte seine Schwingen über das Schloß von Versailles ausgebreitet. Der Regen plätscherte auf die Dächer der Königsburg und tropfte von da in monotonen Cadenzen auf die Steinplatten herunter, die rings um die Mauern liefen. Dazu heulte der Wind durch die entlaubten Alleen des Parkes und schüttelte die Bäume, als wollt' er sie mitsammt den Wurzeln aus der Erde reißen.

Die Schloßuhr hatte bereits die achte Abendstunde geschlagen. Gegen die große Terrasse hin war eine Reihe von Fenstern glänzend erhellt: die Fenster strahlten in die rabenschwarze Sturmnacht hinaus wie die freundlichen Lampen eines Leuchtthurmes. Die Gardes du Corps, die, tief in ihre weißen Reitermäntel gehüllt, auf der Terrasse hin- und herklirrten, sahen bei ihrem trostlosen Perpendikelgang sehnsüchtig zu den erhellten Scheiben hinauf, denn ihre Phantasie malte ihnen einen behaglich erwärmten Salon und ein vortreffliches Souper vor.

Mit dem Souper wär's nun nichts gewesen; es war nur ein einfacher Spieltisch, um den zu dieser Stunde drei oder vier Herren saßen.

Am oberen Ende präsidirte Ludwig der Vierzehnte. Der König von Frankreich und Navarra war jetzt ein Greis von zweiundsiebzig Jahren. Spurlos aber, wie vielleicht bei wenigen Staubgeborenen, war an ihm der Hauch der Zeit vorübergegangen. Die Gestalt war noch immer stolz und stramm; unter den — freilich schwarzgefärbten — Brauen blitzten die Augen immer noch so kalt und herrisch hervor, wie in seinen jüngsten Jahren. Nur seine frühere Beleibtheit hatte jener eingesunkenen Formenhohlheit Platz gemacht, gegen die weder die reichlichste Nahrung, noch die sorgfältigste Pflege etwas vermögen.

Der Herzog von Villeroi, fast eben so hochbetagt als sein König, hatte soeben die Karten gemischt, Ludwig der Vierzehnte so[llte] abheben — da rauschte die Portière des Salons leise auseinander und eine Dame trat ein. Wie von Springfedern gehoben, schnellten die Höflinge von ihren Sitzen empor, denn jene Dame war Niemand anders als Françoise d'Aubigné, die allmächtige Marquise von Maintenon und morganatische Gemahlin des Königs von Frankreich und Navarra.

Die Marquise war jetzt eine Frau von fünfundsiebzig Jahren, aber eine ungemein mäßige Lebensweise und der Gebrauch von allerlei Geheim- und Schönheitsmitteln hatten ihr die Elasticität des Leibes wie des Geistes in einem seltenen Grad bewahrt. Ihre hohe, den König fast um Kopfeslänge überragende Gestalt hatte noch die Geschmeidigkeit einer Mädchentaille, ihre Zähne waren noch weiß und vollständig, ihre Stirne hatte die Glätte des Marmors von Carrara. Man wollte wissen, daß die Marquise jede Nacht ihr Gesicht mit einer Teigmaske bedecke, die aus Weizenmehl und Eselsmilch geknetet sei. Gewisser ist, daß sie, nach einem Recept Martial's, des ersten Parfumeurs jener Zeit, in Handschuhen schlief, die, mit einer öligen Essenz präparirt, dazu bestimmt waren, die Weiße und Zartheit der Haut zu erhalten. In ihren lichtgrauen Augen glühte ein wahrhaft jugendliches Feuer, dessen Effect die fünfundsiebzigjährige Greisin mit Hilfe von ein paar langen, seidenreichen Wimperschnüren aber auch noch meisterlich zur Geltung zu bringen verstand.

So zeichnen uns übereinstimmend die Zeitgenossen das Bild dieser merkwürdigen Frau, die, bettelarm in einem Gefängniß geboren und in sclavischer Unterwürfigkeit erzogen, nacheinander die Krankenwärterin eines verkrüppelten Poeten, die Erzieherin königlicher Bastarde, Ehrendame der Kronprinzessin und in ihrem fünfzigsten Lebensjahr noch die Maitresse Ludwig des Vierzehnten, dadurch Beherrscherin von Frankreich und somit Tonangeberin für halb Europa, werden sollte.

Die Marquise war unterdessen an den Tisch getreten; in der Hand hielt sie einen erbrochenen Brief. „Sire," wandte sie sich an ihren Herrn und Gemahl zur linken Hand; „soeben erhalte ich diese Depesche von Paris... Die Schwester Louise von der Barmherzigkeit ist, sechsundsechzig Jahre alt, heute Nachmittag um vier Uhr nach einer sechsunddreißigjährigen Klosterpönitenz gestorben. Gott geb' ihr die ewige Ruhe!"

Der König zuckte zusammen, sein Haupt sank schwer auf die Brust herab; die scharfen Geieraugen der Höflinge bemerkten, wie seine Hand, welche die Karten hielt, zitterte.

Die Maintenon bog den Brief gegen die Lampe und las mit halblauter Stimme: „— — Kurz vor ihrem Ende kam Louis de Bourbon in das Kloster der Carmeliterinnen, um seine Mutter noch einmal zu sehen und zu sprechen; aber er wurde nicht eingelassen. „„Sagt meinem Sohn, daß ich ihn segne,"" murmelte die sterbende Frau. „„Ja,"" flüsterte sie nochmals: „„ich segne dieses Kind, das ich in Sünden empfangen und geboren hab', aber ich darf es nicht mehr sehen, denn wir gehören jetzt zwei verschiedenen Welten an..."" Ihr Haupt fiel müde in die Kissen zurück, ihre Lippen murmelten noch einige Worte. Die Schwester Krankenwärterin will verstanden haben: „„Die Ewigkeit erschließt mir ihre Pforte... Sagt meinem Sohn .... daß ich seiner gedacht habe .... bis in den Tod hinein.""

Die Maintenon faltete den Brief langsam zusammen und ging.

Der König schien ihr Verschwinden gar nicht bemerkt zu haben; unbeweglich saß er da, den Blick starr auf seine Karte gewandt, seine Finger trommelten mechanisch den Rhythmus irgend eines Marsches. Von den Höflingen wagte sich Keiner zu rühren, sie warfen sich nur bedeutsame Blicke zu. Draußen aber plätscherte der Regen fort und fort, und um die Zinnen des Schlosses heulte es wie ein von den Sturmgeistern gesungenes Requiem für eine heimgegangene Menschenseele.

Plötzlich richtete sich der alte Träumer empor; sein Auge hatte wieder den kalten, gefühllosen Ausdruck angenommen und seine Stimme klang herrisch wie immer, als er das Wort sprach: „Spielen Wir weiter, meine Herren!"

* * *

Die zehnte Abendstunde war in Wind und Wetter verklungen. Der greise König von Frankreich und Navarra hatte sich in sein Schlafcabinet zurückgezogen; Bontems, der alte Leibkammerdiener — der wie kein zweiter Leporello die Wahrheit jenes Spruches bestätigen konnte: daß es vor einem Kammerdiener keinen großen Mann giebt — Bontems hatte die Vorhänge am Bette seines königlichen Herrn zugezogen und sich auf den Zehenspitzen hinausgeschlichen.

Ludwig der Vierzehnte war allein . . . .

Ob jetzt vor seinem Auge Visionen dämmerten aus alter Zeit? ob jetzt nicht ferne, ferne Stimmen ein wildtrauriges Märchen in seine horchende Seele flüsterten?

1661 und 1710! welch' ein Meer von Erinnerungen wogte nicht zwischen den beiden Ufern dieses halben Jahrhunderts! Auf Louise Franziska von La Vallière war Athenaïs von Montespan gefolgt; dann kam Maria Angelika von Fontanges, die sonnenbraune Auvergnatin mit dem Sirenenlächeln und den sehnsüchtigen Rehaugen. Françoise von Aubigné schloß den Reigen.

Zwischen diesem großen und Hauptviereck bewegten sich dann nach nebenbei jene fast zahllosen Frauengestalten, denen es nur vergönnt gewesen war, flüchtig wie Schattenbilder vor den Sultan zu treten, um, kaum genossen, auch schon wieder verdrängt und vergessen zu werden.

Ja! Genossen und Vergessen — in diesen zwei Worten liegt die ganze unsaubere Wirthschaft des „großen" und „allerchristlichsten" Königs. Er hatte auch Louise von La Vallière genossen und die Büßerin im Carmeliterkloster zu Sanct Jacobus vergessen; über der gefallenen Unschuld des Kindes hatte er sich ein Siegesdenkmal errichtet, welches Frankreich vierhundert Millionen kostete: für den todten Leib der Schwester Louise von der Barmherzigkeit hatte aber, ein halbes Jahrhundert später, der königliche Greis nicht einmal eine Hand voll Erde . . . Er hatte während dieser langen Zeit vortrefflich gegessen und getrunken, sich in den Armen seiner jeweiligen Odaliske behaglich gedehnt, ohne jeden Scrupel, ohne alle Gewissensbisse. Und in derselben Stunde hatte vielleicht das Glöckchen der Carmeliterinnen zum nächtlichen Gottesdienst, zur Vigilie gerufen, die Lichter waren wie gespenstige Irrwische an den Fenstern vorbeigehuscht, und in der eiskalten Klosterkirche kniete dann mit nackten Füßen die einstige Herzogin von Vaujour, um mit der melancholischen Tonfluth der Orgel und dem Chorgesang der übrigen Nonnen ihre durch Kasteiung gebrochene Stimme zu vereinigen im schmerzlichen Aufschrei zu Gott . . . . .

Der „große" König hatte Louise Franziska von La Vallière genossen und vergessen; er hatte ihre Nachfolgerinnen ebenso genossen und vergessen. Er konnte sich vorkommen wie ein Metzger, der in seinem Schlachthaus Tag aus, Tag ein gewüthet hat, ohne Mitleid und Erbarmen, ungerührt von dem stillschmerzlichen Todeskampf der ihm verfallenen Opfer. Ob wohl der alte Metzger in jener stürmischen Regennacht bei Durchblätterung seines Schlachtregisters nicht ganz besonders eines jungen Lammes gedachte, mit traurig sanften Augen und leiser, weicher Stimme?

Ob ihm wohl in dieser Nacht jener Angstschrei vor fünfzig Jahren wieder an's Ohr schlug: „O, lassen Sie mich wenigstens noch an eine Liebe glauben!" Und jene rührende Bitte: „Sire, haben Sie mit meiner Schwäche Erbarmen . . . . Ich bin noch so jung! so jung!?"

Gewiß! nie wieder hatte er ein solch' reines, unschuldiges Lamm getroffen, als jenes, genannt Louise Franziska von La Vallière! Und das Lamm hatte seinen Mörder zärtlich geliebt, es hatte noch das Messer geküßt, das er ihm in's Herz stieß, es hatte ihn mit seinen brechenden Augen noch sanft lächelnd angeblickt, als er bereits ein neues Opfer auf die noch bluttriefende Schlachtbank schleppte. Pfui, dreimal Pfui, du königlicher Metzger!

(Fortsetzung folgt.)

Der Magen der Thierwelt.

(Aus der „N. Freien Presse".)

Es ist gewiß keine gewöhnliche Redensart, wenn man zu seinem Nebenmenschen: Gesegnete Mahlzeit! sagt. Ein Mensch ohne Appetit und mit gestörter Verdauung ist ein sehr bemitleidenswerthes Wesen, indem er einfach krank ist und überhaupt wenig Lebenslust zur Schau trägt. Der Kochapparat oder der Magen spielt deshalb eine große Rolle, viel größer, als es auf den ersten Anblick scheinen mag.

Wenn nun auch der Magen der Thierwelt nicht jene culturhistorischen Curiosa aufzuweisen hat, wie der menschliche — so trank ein brandenburgischer Oberkämmerer Kurt von Burgsdorf während einer Mahlzeit 18 Maaß Wein — ist es doch gewiß für den Naturfreund nicht uninteressant, den Verdauungs-Apparat der Thiere näher zu betrachten. Derselbe liegt bei den Säugethieren vorn in der Bauchhöhle unmittelbar am Zwerchfell, welches als muskulöse Wand bei allen Säugethieren die Brust vom Bauche scheidet. Seine Wandungen sind nach Giebel bald dicker, bald dünner, bisweilen drüsenreich, doch nie dick muskulös wie bei vielen, namentlich körnerfressenden Vögeln, und seine Form geht von der rundlich sackförmigen durch die gestreckte in die langgezogene darmförmige über, von der einfachen durch verschiedene Grade der Einschnürung in die völlig getheilte, zwei- bis viertheilige. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß der Magen des Thieres mit der Nahrung, welche dasselbe zu sich nimmt, im engsten Zusammenhange steht. So ist bei den fleischfressenden Thieren — welche nur von Fleisch, das sich leichter in Speisesaft umwandelt, leben — der Magen klein und der Nahrungscanal verhältnißmäßig kurz. Bei den Kräuterfressern dagegen ist der Darmcanal lang und der Magen groß, manchmal auch von sehr complicirter Einrichtung, wie z. B. bei den Wiederkäuern. Er zerfällt bei ihnen gewöhnlich in vier Säcke. Durch die Speiseröhre gelangt das nur oberflächlich zermalmte Futter in den ersten Sack, den sogenannten Pansen. Hier wird es mit flüssiger Zumischung angefeuchtet und gelangt nun in den zweiten Sack, den Netzmagen oder die Haube, der kleiner, mehr rundlich und mit vielen netzartigen Falten ausgekleidet ist; hat das Thier genug gefressen, so bringt es durch einen eigenen Würgact das Futter wieder herauf, zerkaut es nun sorgfältig und schluckt es erst dann wieder hinab. Das Zerkaute geht nun nicht mehr in den Pansen zurück, sondern an ihm vorbei in den Blättermagen (sogenannt von den blätterartigen Falten seiner Schleimhaut), und aus diesen erst in den eigentlichen Magen oder Labmagen, welcher einen großen länglichen Sack mit kleinen schiefen Längsfalten im Inneren darstellt, und durch die bei allen Säugethieren vorkommende Pförtnerklappe vom Dünndarm abgeschlossen ist. Das Wiederkäuen finden

wir noch beim Känguruh, Faulthier und bei einigen Nagern (Wühlmaus, Lemming). Die Ursache dieser verwickelten Einrichtung des Magens der Wiederkäuer liegt in der Schwierigkeit, die ganze Pflanzennahrung zu verkleinern und deren Nahrungsgehalt vollständig auszuziehen, daher dieselbe einen längeren und durchgreifenderen Proceß durchmachen muß.

Bei den Robben finden wir die Längsstellung des Magens, während bei den übrigen Säugethieren die Querstellung vorwaltet. Bei einem siebzehnjährigen Elephanten mißt der einfache Magen schon $3^1/_2$ Fuß Länge, und die kameelartigen Wiederkäuer haben blos einen dreigetheilten Magen, während der Verdauungs-Apparat der Pferde dadurch merkwürdig ist, daß sich eine eigenthümliche Klappe am Eingange der Speiseröhre in den Magen befindet, welche den Pferden das Erbrechen ganz unmöglich macht. Der Magen ist ein einfacher länglich runder Sack.

Der Verdauungs-Apparat der Vögel zeigt bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten. Sie haben keinen Gaumenvorhang, der den Mund vom Halse trennt, wie die Säugethiere. Ihre Speiseröhre buchtet sich gegen die Mitte ihrer Länge hin aus und bildet den Kropf, welcher dazu dient, die Nahrung während des Jagens und Fressens aufzusammeln und durchzuweichen. Der Kropf ist bei den Körnerfressern sehr groß und erinnert an den Pansen der Wiederkäuer. Aus dem Kropfe füttern bekanntlich die Vögel ihre Jungen, weil der schwache Magen der zarten Geschöpfe eine andere als bereits halb verdaute Nahrung nicht vertragen würde. Auf den Kropf folgt der Vormagen oder Drüsenmagen: seine Oberfläche enthält eine Menge von Drüsen, die einen reichlichen Saft absondern, Magensaft, der geeignet ist, die Speisen vollkommen durchzuweichen. Der Vormagen öffnet sich in den eigentlichen Magen, wo die Umwandlung der Nahrungsmittel in den Speisebrei vor sich geht; er ist nicht wie jener der Säugethiere getheilt und besitzt bei Fleischfressern eine sackartige Gestalt, während er bei Körnerfressern von zwei fast halbkugeligen Muskeln gebildet wird, welche als Reibplatten fungiren, indem die Innenfläche derselben mit einer hornartig festen Lage überzogen und also ganz geeignet ist, jede zwischen dieselbe gelangende Nahrung zu zerreiben. Damit aber dieser Proceß besser vor sich gehe, verschlucken die Vögel kleine Steinchen, welche also dazu dienen, die im Magen enthaltenen Körner zu mahlen, weshalb man mit vollem Recht sagen kann, daß der Körnerfresser seine Nahrung mit dem Magen kaut.

Bei den Amphibien beginnt der Verdauungscanal mit einer weiten, ziemlich muskulösen Speiseröhre, von welcher der Magen bei Schlangen und nackten Amphibien kaum mehr als durch merkliche Erweiterung abgesetzt ist, während Schildkröten und Echsen einen quer gestellten, in der Form veränderlichen Magen besitzen. Bei den Crocodilen ist der Magen doppelt; der erste rundliche ist größer und führt durch eine enge Mündung in der Mitte nach oben in den daraufsitzenden zweiten, weit kleineren.

Eine außerordentliche Verschiedenheit in Form und Länge zeigt der Bau des Magens und Darmcanals bei den Fischen. Die Lungenfische haben einen einfachen Darmcanal ohne deutlich abgesetzten Magen, bei den Cyprinoiden (Karpfen) hat der Magen keinen Blindsack, während er bei den Häringen kegelförmig gestaltet ist, mit einem aufsteigenden, oft fleischigen Aste. Die Lachse, welche eine räuberische Lebensart führen, besitzen einen weiten und muskulösen Magen, indeß der Kochapparat der Barsche langgestreckt ist und die Haifische sich durch einen weiten und langen Magen auszeichnen, welcher hinten in ein deutlich abgesetztes, bald langes, bald nur kurzes Pförtnerrohr übergeht. Bei den meisten Knorpelfischen findet sich eine sehr eigenthümliche, zusammengerollte, im Darm in vielen Blättern vorspringende Längsfalte, die sogenannte Spiralklappe, welche vom Pförtner bis zum After läuft.

Es wäre lächerlich, wenn man den Insecten einen Magen zuschreiben wollte, wie ihn die Wirbelthiere besitzen, und man kann bei ihnen nur von einem Darmcanal reden, der vom Munde entweder geradlinig oder in Windungen durch den ganzen Leib bis zum After läuft. Giebel gliedert das Darmrohr in vier Abschnitte. Der erste derselben ist die Speiseröhre (Oesophagus), mit der erweiterten Mundhöhle beginnend und als enges Rohr bis in den zweiten Körperring, bei vollkommenen Insecten auch bis zum Anfange des Hinterleibes reichend, kurz und eng bei denen, welche flüssige oder breiartige Nahrung genießen; dagegen nach hinten in einen Kropf erweitert, wenn die Nahrung fest und schwer verdaulich ist, wie bei manchen Käfern und vielen Gradflüglern. Bei vielen saugenden Insecten hängt an der Speiseröhre eine dünnwandige Saugblase oder Saugmagen, bald lang, bald nur kurz gestielt. Den Halbflüglern fehlt dieser Saugmagen als gesonderte Bildung und scheint (bei den Wanzen) durch eine oft mehrfach ausgebuchtete Erweiterung des Munddarmes vertreten zu sein. Der zweite Abschnitt, welcher mannichfaltig gestaltet ist, dient als Chylusbildner und ist, z. B. bei den Käfern, am Eingange mit Borsten und leistenartigen Vorsprüngen besetzt, bildet also hier einen besonderen Kaumagen, den man auch bei den Ameisen, Gallwespen findet, ja sogar bei Larven von Dipteren. Bei den Immen scheint der Kaumagen, da sie keine harte Nahrung genießen, einen anderen Zweck zu haben. Der dritte Abschnitt, gewöhnlich Dünndarm genannt, ist der Chymusleiter, eine enge, kurze, muskulöse Strecke, bisweilen nach hinten keulenförmig aufgetrieben oder anderenfalls etwas länger und mit einem besonderen Blindarm versehen. Der letzte Abschnitt bildet den Dickdarm und dessen Ende.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

ß Technisches. In Ergänzung unseres Auszuges aus den vom Bundesrathe des Deutschen Reiches erlassenen Bestimmungen über die Anlegung von Dampfkesseln führen wir noch folgende Punkte an: „Der bei der Prüfung ausgeübte Druck darf nur durch ein genügend hohes offenes Quecksilbermanometer oder durch das von den prüfenden Beamten geführte amtliche Manometer festgestellt werden. An jedem Dampfkessel muß sich eine Einrichtung befinden, welche dem prüfenden Beamten die Anbringung des amtlichen Manometers gestattet.“ Ein für die Prüfung brauchbares Quecksilbermanometer wird nur in seltenen Fällen vorhanden sein. Für die erwähnte Einrichtung zur Anbringung des Control-Federmanometers dürften speciellere Anordnungen noch erlassen werden, was den einzelnen Bundesstaaten überlassen sein wird. Die Vorschriften über die Aufstellungsart der Dampfkessel entsprechen weit mehr als die bisherigen den Anforderungen der Sicherheit und gleichzeitig der Toleranz. „Kessel, welche für mehr als 4 Atmosph. Ueberdruck bestimmt sind, und solche, bei welchen das Product aus der feuerberührten Fläche in Quadratmetern und der Dampfspannung in Atmosphären Ueberdruck mehr als 20 beträgt, dürfen unter Räumen, in welchen Menschen sich aufzuhalten pflegen, nicht aufgestellt werden. Innerhalb solcher Räume ist ihre Aufstellung unzulässig, wenn dieselben überwölbt oder mit fester Balkendecke versehen sind.“ Hiernach können Niederdruckkessel für 20 und mehr Pferdekräfte in Arbeitsräumen angelegt werden, während nach den bisherigen Vorschriften kaum 5 Pferdekräfte in solchen Localen zu erzielen waren. Am Schlusse ist ausgesprochen, daß die Centralbehörden der einzelnen Bundesstaaten befugt sind, in besonderen Fällen von der Beachtung der gegebenen Bestimmungen zu entbinden, — und daß für die Kessel der Eisenbahnlocomotiven die Bestimmungen des Bahnpolizei-Reglements vom 3. Juni 1870 in Geltung bleiben. Wir erfahren soeben nachträglich, daß die besprochenen Vorschriften zunächst nur für das Gebiet des Norddeutschen Bundes bestimmt waren, und nun noch nicht erlassen sind. Professor Rühlmann

wünscht, daß auch auf das im Kessel befindliche Wasserquantum (rücksichtlich neuerer fast ungefährlicher Systeme), sowie auf die Größe des Aufstellungsraumes des Kessels Bedacht genommen werde, und daß ferner diese Bestimmungen für das gesammte Deutsche Reich Giltigkeit erhalten möchten. Letzteres ist nun wohl zuversichtlich zu erwarten.

Im „Bierbrauer" Nr. 1 ds. Js. ist über die Verwendbarkeit des Tannin in der Bierbrauerei folgendes Urtheil ausgesprochen, welches auch in den nicht fachmännischen Kreisen bekannt zu werden verdient: „Das Tannin ist bekanntlich der reine Gerbstoff der Gallapfel, und besitzt alle Eigenschaften des Hopfengerbstoffes, von welchem wir wissen, daß auf seiner Anwesenheit in den Blättern der Hopfendolde wesentlich die klärenden und conservirenden Eigenschaften des Hopfens beruhen. Ein Zusatz von 15 Grammen Tannin, welches einen Werth von 1½ Sgr. besitzt, wirkt ebenso klärend und läuternd auf das Bier, wie 1 Pfd. bester Hopfen. Der Hopfen kann demzufolge in allen den Fällen, in welchen man, auf dessen Arama und Bitterstoff verzichtend, ein süßes weiniges Bier herstellen will, vollständig und mit Vortheil durch Tannin ersetzt werden, und die Anwendung dieses neuen Klärungsmittels bahnt die Fabrikation ganz neuer, hopfenfreier Biersorten an, und überhebt den Brauer der Anwendung der (ebenfalls durch ihren Gehalt an Gerbstoff wirkenden) Späne und aller sonstigen Klärmittel." Weiter ist sogar die Erwartung ausgesprochen, daß mit der Anwendung des Tannins eine zeitgemäße Reorganisation des deutschen Brauverfahrens beginnen werde.

(In Oberammergau) hat dieser Tage die Costüm- und Generalprobe des Passionsspiels stattgefunden, zu welcher sich, obwohl der Tag nicht öffentlich bekannt gemacht worden war, über 800 Zuschauer von Nah und Fern eingefunden hatten. Die Costüme sind theilweise ganz neu angeschafft. Viele der mitspielenden männlichen Personen sind noch vor wenigen Wochen in Frankreich vor dem Feinde gestanden.

(Langfinger.) Unter den vielen Gaunerstreichen, die in Berlin während der Einholungsfeierlichkeiten und des Wollmarkts verübt wurden, sind einzelne Fälle nicht ohne Komik und erinnern in mancher Beziehung an die Pitaval'schen Miscellen über Pariser und Londoner Gauner. An einen Gutsbesitzer aus der Uckermark trat auf dem Wollmarkt ein Herr, der ihm an landjunkerlicher Eleganz und Embonpoint in nichts nachstand, mit der Bitte um Cigarrenfeuer. Dabei knüpfte der Fremde ein Gespräch mit an, in dessen Verlauf er sich als Amtsrath R. vom Dominium D. in Pommern vorstellte. Nachdem man über die niedrigen Preise der Wolle, über die schlechten Zeiten &c. geklagt, lenkte der Amtsrath das Gespräch auch auf die vielen Taschendiebe, die sich auf dem Markte umhertreiben sollten, und äußerte zu dem Gutsbesitzer: „Sie sollten Ihre Brieftasche auch vorsichtiger bewahren, man sieht sie ja aus der Brusttasche hervorragen!" Als der so Gewarnte entgegnete, daß er die Augen offen habe und ihm so leicht nichts passiren könne, meinte der angebliche Amtsrath: „Sagen Sie das nicht; sehen Sie, wie leicht ist hier in dem Gedränge ein solcher Griff gethan" — und damit zog er die Brieftasche des Gutsbesitzers aus dessen Brusttasche, steckte sie ihm aber, ohne daß dieser etwas Auffälliges bemerkt hatte, sogleich wieder in die Tasche. „Danke für den Rath!" lachte der Pommer, schüttelte darauf dem Herrn Amtsrath treuherzig die Hand und beide trennten sich. Nach einiger Zeit machte der Gutsbesitzer die Entdeckung, daß seine mit circa 260 Thlrn. gespickt gewesene Brieftasche verschwunden und an deren Stelle eine dem äußeren Aussehen nach zwar ähnliche, aber ihm ganz fremde und noch dazu vollständig leere in seiner Tasche sich vorfand. Da der Name eines achtbaren Gutsbesitzers darin verzeichnet stand, so glaubte er anfangs an eine unabsichtliche Verwechselung, die er vielleicht selbst verschuldet, bis der wirkliche Eigenthümer der leeren Brieftasche ermittelt war und sich herausstellte, daß dieselbe diesem Tags zuvor mit 174 Thlrn. Inhalt von einem Taschendiebe gestohlen worden war.

(Deutsches Dichteralbum.) Die Herren Hauptzollamts-Rendant Heusing, Postsecretär Metzger, Dr. med. Münch und Dr. Schneider, Vorstand der höheren Landwirthschaftlichen Lehranstalt, in Worms haben am 18. Juni, als am Tage der glorreichen deutschen Friedensfeier den Entschluß gefaßt, die patriotischen deutschen Dichtungen aus den Jahren 1870 und 1871 zu sammeln und solche als ein Zeitgemälde zum Besten des deutschen Invalidenfonds als Dichteralbum, enthaltend diejenigen nationalen Schöpfungen, die in Folge der Begeisterung, die sie erweckten zum ruhmreichen Siege und zur Entstehung des neuen deutschen Reiches beigetragen haben, im Drucke erscheinen zu lassen. Sie haben an die gesammte öffentliche Presse Deutschlands das Ersuchen gerichtet, alle Nummern der Zeitungen, welche patriotische Dichtungen aus dem genannten Zeitraume enthalten, geneigtest einzusenden und bitten auch um Zusendung derjenigen Dichtungen, welche im Drucke erschienen sind, ohne in Zeitungen übergegangen zu sein.

(Ein seltenes Schauspiel) fand, wie die „Turkestaner Ztg." meldet, in der Stadt Urga statt; es war nämlich die Beerdigung des großen mongolichen Lama Dschebsuna-Domba-Kutuktu. Diese Person, welche eine unbegrenzte Hochachtung genoß und großen Einfluß besaß, starb im December 1868. Es waren nicht weniger als 1½ Jahre erforderlich, um den Körper des Lama zu balsamiren und durch verschiedene Salze und aromatische Kräuter vor Fäulniß zu bewahren. Die Leiche erhielt eine sitzende Stellung, und wurde so in einen reichverzierten Metallsarg gelegt, der in einen ausschließlich für diesen Zweck erbauten Tempel getragen ward. Die Mongolenfürsten aus vier Chanaten der Chalcha hatten es für ihre Pflicht gehalten, der Beerdigung und den vielen Ceremonien bei dieser Gelegenheit beizuwohnen. Die Fürsten aus den westlichen Chanaten aber hatten sich nicht zur Reise entschlossen, da sie ihre Besitzungen, die während der letzten Zeit durch den Aufstand der Dunganen so viel gelitten haben, zu verlassen Anstand nahmen, und die Rückkehr der Insurgentenbanden im Herbst fürchteten. In Folge dessen war die Feier nicht so glänzend und geräuschvoll, wie man sonst hätte erwarten können.

(Die Benutzung des Tunnels durch den Mont-Cenis) bietet, wie sich jetzt herausstellt, bedeutende Schwierigkeiten dar. Bei der ersten Probefahrt sind, wie das officielle Journal der französischen Republik meldet, von drei Maschinisten zwei erstickt. Man hat in Folge dessen daran gedacht, die Beförderung der Züge vermittelst stehender Maschinen zu bewerkstelligen, doch steht diesem Plane die große Länge des Durchstichs entgegen. Es sind nun in England Locomotiven bestellt worden, die ihren Rauch selbst verzehren, doch glaubt man nicht, daß auf diese Art alle Gefahr beseitigt sei. Man wird also zu einem tüchtigen Ventilationssystem Zuflucht nehmen müssen — ganz im Widerspruche mit der vor gänzlicher Herstellung des Durchbruchs vielfach aufgestellten Ansicht, daß eine furchtbar starke Luftströmung von der französischen nach der italienischen Seite hin stattfinden werde. Die Hitze im Inneren des Tunnels erhält sich bis zu 32 Grad R. Jedenfalls ist der schwierigere Theil des Unternehmens gelungen; die Wissenschaft wird auch die übrigen Hindernisse zu beseitigen haben.

(Elektrisches Licht.) Hr. Ayrton, der englische Minister für öffentliche Arbeiten will elektrisches Licht in der Art leuchten lassen, daß vom sogenannten Victoriathurme des Parlamentsgebäudes den schläfrigen Droschkenkutschern, Nachtwandlern und Bummlern das Zeichen werden soll, wie das britische Parlament für sie wacht.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 75. Vierter Jahrgang. 1871.

* Ferne Stimmen.

Von Dietrich von Bern.

(Fortsetzung.)

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den gold'nen Becher
Hinunter in die Fluth.

(Der König von Thule.)

Es war bestimmt in Gottes Rath, daß der vierzehnte Ludwig noch fünf Jahre hienieden zu wandeln habe, bevor er abgerufen wurde durch jene Stimme, die da — um das Wort der La Vallière zu reden — mächtiger ist, als die der Könige dieser Erde....

So war denn nach und nach das Jahr 1715 herbeigekommen und damit das siebenundsiebenzigste Lebensjahr des Herrschers von Frankreich und Navarra.

Fast drei Menschengeschlechter waren an dem königlichen Greis vorübergegangen, Alles um ihn war nach und nach weggestorben — nur Er lebte noch. Er mußte sich selber vorkommen wie ein ewiger Jude. Alles war todt! Seine rechtmäßige Gemahlin Maria Theresia, jene stolze Spanierin, die mit so eiskalter, ja echt blaublütiger Grandezza auf das Sündenleben ihres erlauchten Eheherrn herabgeblickt und in herber Resignation als gläubige Tochter Castilien's sich dem Himmel und ihrem Beichtvater zugewandt hatte, nachdem ihr auf Erden die Liebe des Gatten versagt worden war — sie, die stolze Dulderin, ruhte schon seit vielen Jahren in der königlichen Gruft van Saint-Denis. Alles war todt: die La Vallière, die Montespan, die Fontanges und all' die anderen Frauen, die er wie Orangen ausgesogen und dann weggeworfen hatte,

Und w i e waren sie gestorben und verdorben!

Arme Maria Angelika Scoraille de Roussille — als kaum achtzehnjährige Rose zerblättert von der spielenden Hand eines königlichen Lüstlings, der genug zu thun glaubte, wenn er über Deine befleckte jungfräuliche Unschuld den schneeweißen Hermelin einer Herzogin von Fontanges warf! Mit achtzehn Jahren entehrt, mit neunzehn „gnädigst entlassen", mit zwanig Mutter und Leiche!

Im Kloster Port-Royal zu Paris gab sie einem armen Wesen das Leben, ihr selber aber brachte die schwere Stunde den Tod. Als Maria Angelika ihr Ende herannahen fühlte, sandte sie einen Kurier an den König, mit der letzten Bitte, sie noch Einmal zu besuchen. Ludwig der Vierzehnte kam, und unwillkürlich prallte er zurück, als er sah, wie diese strahlende Mädchenschönheit in so kurzer Zeit zu einer gespenstigen Ruine geworden war.

Die Sterbende hatte seine Bewegung bemerkt und mit einem geisterhaften Lächeln flüsterte sie: „Sire, das Phantom, das Sie vor sich sehen, ist jene Maria Angelita, die Sie vor kaum zwei Jahren zur Herzogin von Fontanges erhoben hatten. Der flüchtige Sommernachtstraum ist dahin, und ich bitte auf dieser Erde um nichts mehr, als um ein friedliches Grab und ein stilles Angedenken!"

Der König, damals ein Mann von dreiundvierzig Jahrend, ergriff schweigend ihre mageren Hände, während in seinem Auge eine Thräne glänzte... Einige Stunden darauf war sie eine Leiche; das kleine Wesen aber, als fürchte es sich vor dem kalten erbarmungslosen Leben, folgte, kaum geboren, seiner Schmerzensmutter im Tode nach.

So lebte und liebte, litt und starb (1681) Maria Angelika, Herzogin von Fontanges, in einem Alter von kaum zwanzig Jahren, und jene flüchtige Thräne, die der Moment dem vierzehnten Ludwig in's Auge gelockt hatte, war und blieb sein ganzes Todtenopfer am Grabe jenes einst so heiteren Schmetterlings, den, wie all' die anderen, der „allerchristlichste und älteste Sohn der Kirche" gehascht hatte, um ihm den Farbenschmelz von den Schwingen zu streifen und dann den armen kleinen Sommervogel mit zerbrochenen Flügeln wieder wegzuwerfen.

Ja, so ist's: Genossen und Vergessen!

* * *

Und jene Athenaïs von Montespan — wie so erbarmungslos hat die eiserne Hand der Nemesis sie zermalmt!

Wie hätte, wenn es d.r Bewohner einer anderen und besseren Welt würdig wäre, die sanfte La Vallière ein Gefühl der Genugthuung empfinden können, als jene Frau endlich in dieselbe Grube fiel, die sie zuvor mit so emsigen Händen für Andere gegraben hatte! Welch' trauriger Abend dämmerte bei Athenaïs von Montespan nach einem Leben voll eitelem Glanz und trügerischer Herrlichkeit; welch' trostloser Katzenjammer folgte dem geilen Cancan dieser glühenden und sprühenden Bajadere! — Fast zwanzig Jahre lang hatte sie mit dem wunderbaren Zauber ihres Geistes und ihrer Schönheit den launenhaften Sultan beherrscht, und die acht Kinder, die sie ihm geboren, schienen eine Kette zu sein, die ihn nur noch fester und unauflöslicher an seine Odaliske fesseln mußte. Dies war aber einfach ein Irrthum, und um die Montespan die volle Bitterkeit des Glückwechsels kosten zu lassen, so sollte der verhängnißvolle Stoß von einer Seite kommen, woher die sonst so mißtrauische und wachsame Favoritin wohl niemals einen Ueberfall erwartet hatte. Eine armselige Poetenwittwe war's, die der allmächtigen Marquise von Montespan den Stoß in's Herz gab: eine Frau, die vielleicht verhungert wäre, wenn ihr nicht gerade diese Marquise von Montespan noch rechtzeitig eine kleine Pension beim König ausgewirkt hätte. Schützling der Maitresse, avancirte die geschmeidige Poetenwittib zur Erzieherin der königlichen Bastarde, und als solche sah der alternde Landesvater sie zum ersten Mal. Fassen wir uns kurz: jene bessere Hälfte eines armen Jambenschluckers wurde in ihrem fünfzigsten Lebensjahre die Marquise von Maintenon, die gute Freundin und bald darauf (1685) die linkshändige Gemahlin Ludwig des Vierzehnten, dadurch also — wie schon einmal bemerkt — Beherrscherin von Frankreich und somit Tonangeberin für halb Europa. Athenaïs hatte zwar um sich gebissen wie eine wilde Katze und mit dem Ingrimm der Verzweiflung und des Hasses die Bresche vertheidigt; der wilden Katze war aber eine glatte Schlange in den

Weg gekrochen und die schlitzöhrige Poetenwittib hatte, gehörig verkratzt, aber siegreich den Kampfplatz behauptet. Um dem unsauberen Ragout seine piquante Würze zu geben, so war die tugendsame Wittwe selber die Ueberbringerin der königlichen Cabinetsordre, welche Athenaïs auf Immer vom Hof verbannte ....

Junge Houri, alte Betschwester! Das bleibt ewig wahr, und die gestürzte, in ihrer Rechnung betrogene Maitresse Ludwig des Vierzehnten hat diesen Satz nicht umgestoßen. Von Kirche zu Kirche laufend, Messen stiftend, Kerzen opfernd, fastend und beichtend, Kreuze schlagend und Capuciner abfütternd — so lebte sie in ihrem unfreiwilligen Exil dahin, bis am 28. Mai 1707 in den Bädern von Bourbon der Tod die sechsundsechzigjährige Greisin ereilte und ihrer ruhelosen Seele den nie gekannten Frieden brachte....

So endigte Athenaïs von Montespan, eine Frau, überreich beschenkt mit den herrlichsten Gaben des Geistes wie des Körpers, zugleich aber ein Frau, vor deren Bild man, wie jener Grieche zu einer üppigen Statue der Aphrodite Pandämos, sagen darf: „Es ist nichts Heiliges an Dir!"

Die Todesnachricht gelangte zu dem alten König, als er gerade im Begriff war, seinen Jagdwagen zu besteigen. „So, so!" meinte er trocken und kühl, indem er den Hahn an seinem Gewehr spielen ließ; „so, so! die Marquise ist gestorben! Ich hätt' sie für robuster gehalten...." Und zu der Jagdgesellschaft gewandt: „Sind Sie bereit, meine Herren? ich glaube, daß nach dem kleinen Regen von heut' Morgen die Hunde gut der Spur folgen werden."

Das war Alles! Athenaïs von Montespan, zwanzig Jahre lang die Zeitvertreiberin des Königs von Frankreich und Navarra, wurde bei ihrem Tod nicht einmal mit einer Thräne abgelohnt.

Ja, ja, wie gesagt: Genossen und Vergessen!

*

Alles war jetzt todt seit Jahr und Tag. Nur die Maintenon existirte noch: die alte Betschwester war aus einem eben so dauerhaften Stoff gemacht wie ihr linkshändiger Herr Gemahl. Es wurde einsam um Ludwig den Vierzehnten her, er fühlte, er sprach es manchmal aus; um den alten Mann rauschte eine fremde, neue Zeit, deren Flügelschlag er nicht mehr zu deuten verstand. Er suchte jetzt in der Musik Trost und Erheiterung; er verlangte aber keine so geräuschvollen Sachen mehr wie früher, wo er nichts Anderes hatte hören wollen als das wildenergische Durcheinander von Trommeln und Trompeten: dem lärmenden Blech folgte bezeichnend genug das sanfte Saitenspiel. Das berühmte Orchester, genannt: „die vierundzwanzig Geiger des Königs", mußte jetzt täglich vor dem greisen Monarchen erscheinen. Der sogenannte Saal der Diana war den Tonkünstlern zu ihrem Spiel angewiesen, die Verbindungsthüren zwischen dem Saal und dem Cabinet des Königs wurden geöffnet, um gewissermaßen eine akustische Perspective herzustellen, dann sangen die Geisterstimmen der vierundzwanzig Geigen dem lauschenden Greis ihr Lied der Schwermuth, aus dem dann aber wieder das ferne Echo der Hoffnung flüsterte, wie wenn ein verborgener Quell durch einen Wald von Trauerweiden murmelt.

Die Stirn in die welke Hand gestützt, konnte der alte Mensch stundenlang dem Gehen und Kommen der Tonstimmen folgen, während er in seinem Lehnstuhl am Fenster saß und regungslos in den Park hinausstarrte, dessen Bäume mit ihm selber alt geworden waren. Aber mit dem Alter war auch zugleich die Kraft der Bäume gewachsen, und was lag ihnen daran, wenn der Herbst ihre Blätter gelb und roth färbte und sie in die Lüfte wirbelte wie verblichene, zerrissene Liebesbriefe! Die Bäume wußten ja, daß im kommenden Frühjahr, wenn

> mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
> wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai,

sie wieder grün würden, und daß für sie der Winter nur eine Zeit der Ruhe, nicht des Todes sei. Der alte König aber durfte auf keine irdische Verjüngung mehr hoffen! sein dürrer Leib konnte nicht mehr in den Saft schießen, wie dort die Bäume. Freilich, es giebt auch für die absterbenden Menschenpflanzen wieder einen Frühling, aber der blüht nicht mehr hier unten, sondern dort droben im Sonnenland der Liebe, und in diesem Sinne schloß auch auf dem Todesbett Michel Angelo sein letztes Gedicht mit den traurig frohen Worten:

> Die Seele heim zum ew'gen Amor schreitet,
> Der ihr vom Kreuz die Arm' entgegenbreitet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Magen der Thierwelt.

(Schluß.)

Je weiter wir uns von den Wirbelthieren entfernen, desto tiefer sinkt die Organisation des Magens. Bei den Spinnenthieren ist der Verdauungs-Apparat entweder ein einfaches Darmrohr, welches vom Munde bis zum After reicht, oder es führt von der Mundhöhle aus eine enge Speiseröhre in einen weiten, durch viele blinde Anhänge ausgezeichneten Magen, von dem ein kurzer Darm zum After läuft.

Nicht uninteressant ist die Structur des Magens der Krebsthiere. Derselbe ist innen mit einer chitinisirten Haut überkleidet, die wieder mit Leisten, Borsten, Stacheln und Zacken mannichfaltiger Art versehen ist, wie zum Beispiel beim Flußkrebs, dessen Zahngerüst aus drei gegen einander beweglichen harten Zahnleisten besteht, weshalb dieser Darmabschnitt als Kaumagen bezeichnet wurde.

Ebenso verschieden wie die Würmer selbst, ebenso verschieden ist ihr Verdauungs-Apparat, der bei einer Familie, den Eingeweide-Würmern, ganz fehlt. Die Regenwürmer haben einen muskulösen Magen, der Verdauungs-Apparat des Sandwurmes beginnt mit einem deutlichen Oesophagus und läuft als freier weiter Darm in S-förmiger Krümmung durch den Leib; bei den Plattwürmern findet sich gewöhnlich hinter dem Mundsaugnapf eine rundliche Speiseröhre oder ein Schlundkopf, der zugleich in einen zweischenkeligen, bis zum hinteren Ende verlaufenden, hier meist blind geendigten, selten zusammenfließenden Darm übergeht; die Räderthiere sind fast ohne Ausnahme mit Kauwerkzeugen versehen, und der als Magen bezeichnete Mitteldarm unterscheidet sich durch eine geringere Weite; eine Abtheilung der Strudelwürmer (die Rhabdocölen) zeigt den Darmcanal als einen nur in seinem vorderen Abschnitte deutlich gesonderten, durch den Körper sich erstreckenden einfachen Blindsackschlauch, dessen Wandungen unmittelbar mit dem Körper-Parenchym verbunden sind, während die andere Abtheilung (die Dendrocölen) sich durch einen verästelten Darm auszeichnen, der oft ein förmliches Maschenwerk bildet. Bei den Kephalopoden geht aus dem Schlundkopfe eine enge Speiseröhre hervor, die noch mit einer oft ansehnlichen kropfartigen Erweiterung versehen ist. Der Magen ist oval oder rundlich, meist von beträchtlicher Weite und besonders bei Nautilus, aber auch beim

Seepolypen mit starken Muskelwänden versehen. Der Magen der Schnecken zeigt erhebliche Verschiedenheiten. Bei einigen führen die Erweiterungen einzelner Abschnitte der Speiseröhre zur Bildung eines als Kropf fungirenden Stückes. Dieser besteht entweder aus einem spindelförmigen Abschnitte, der, wie bei den Heteropoden, eine ansehnliche Länge besitzen kann und auch bei vielen Lungenschnecken in dieser Form auftritt, oder er wird durch eine einseitige Ausbuchtung gebildet, so daß er als ein blindsackartiger Anhang erscheint. Auch Theilung in mehrere Abschnitte durch starke Einschnürungen kommt vor. Gewöhnlich liegen Ausgang und Eingang einander gegenüber, doch rücken bei einigen Schnecken beide näher aneinander, und der Magen erhält die Form eines weiten Blindsackes.

Je mehr wir herabsteigen, desto einfacher wird der Magen. Bei den Muscheln folgt auf die kurze Speiseröhre der kugelige oder eiförmige Magen, oft mit Blindsack. Am Magen kommt ein elastischer Kegel, der sogenannte Krystallstiel vor, dessen Bedeutung man nicht kennt. Die Brachiopoden (Armfüßer) haben einen Mund, der als kleiner Querschlitz vorn am Leibe zwischen den Mantellappen und Armen liegt und durch den kurzen Schlund in den erweiterten Magen führt, welcher sich in den Darm verjüngt. Tief in der Mantelhöhle versteckt liegt bei den Mantelthieren der Verdauungs-Apparat. Er beginnt mit dem Munde im Grunde der Kiemenhöhle und am Ende der Bauchrinne und führt durch einen trichterförmigen Schlund in die oft schon durch ihre Färbung ausgezeichnete Speiseröhre, welche kürzer oder länger in den Magen übergeht. Dieser nimmt die tiefste Stelle ein oder ist zur Seite gedrängt, einfach- oder zweilappig, rundlich, birnförmig langgestreckt und oft mit Drüsen bekleidet. Aus ihm tritt der Darm hervor, biegt sich gegen ihn zurück und dann auf- oder vorwärts, und mündet mit dem After in der Nähe der zweiten Mantelöffnung in die Mantelhöhle.

Der Ernährungs-Apparat der Strahlthiere hat die Form eines lang gewundenen Darmschlauches wie bei den Weichthieren. Ein blindgeschlossener Sack bleibt der Magen bei den Schlangensternen und einer Abtheilung der Seesterne, denen eine Afteröffnung fehlt. Doch zeigt er bei allen Seesternen Ausbuchtungen und vor Allem blindsackartige Anhänge, die den Schlangensternen mangeln, indem hier nur rundliche Einschnürungen vorkommen. Bei den Quallen ist er nicht als besonderes Verdauungsrohr, als eigenes Organ von der übrigen Körpermasse geschieden, sondern besteht in einer bloßen Aushöhlung dieser, ist nur eine Höhle im Körper ohne eigene Wände, die bald als weiter Sack, bald wieder klein und einfach erscheint. Häufig entspringen aus dem Grunde des Magens eine Anzahl Canäle, die gegen den Scheibenrand verlaufen, einfach sind oder sich dichotomisch verzweigen, öfters auch durch Queräste vielfach communiciren und zuletzt in ein Ringgefäß am Rande der Scheibe übergehen.

Bei den Polypen stellt der Ernährungs-Apparat einen in das Körper-Parenchym eingesenkten Hohlraum dar, der sich entweder canalartig vertheilt oder in weitere Räume übergeht. Diese verdauende Höhle mit ihren Nebenräumen ist, selbst wenn letztere fehlen, zugleich Leibeshöhle, da außer dieser keine anderen Höhlen im Körper bestehen. Wo mehrere Individuen zu Colonien — Thierstöcken — vereinigt sind, ist das von der verdauenden Höhle ausgehende Canalsystem für alle gemeinsam und setzt sich in die gemeinschaftliche Substanz des Thierstockes fort. Die Mundöffnung dient zugleich außer der Aufnahme der Nahrungsstoffe auch zur Ausscheidung des Unverdauten.

Den niedrigsten Organismen fehlen Organe zur Aufnahme und Veränderung der Nahrung. Bei den Gregarinen geschieht die Nahrungsaufnahme entweder, wie bei den Pflanzenzellen, durch endosmotische Vorgänge auf der Oberfläche des Körpers oder es besteht eine directe Nahrungsaufnahme, die an jeder Körperstelle vor sich gehen kann. So erhalten sich die Monoren, Amöben und selbst die Rhizopoden. Die Infusorien zeigen nach Professor Stein's Forschungen bestimmtere Einrichtungen, und zwar geschieht die Nahrungsaufnahme auf doppelte Art. Entweder fehlt ein Mund, und die strahligen, die Hülle des Körpers durchsetzenden Fortsätze wirken wie Saugrüssel, welche die Beute, andere Infusorien, erfassen und die Körpersubstanz derselben wie durch eine Röhre in ihren Körper überfließen lassen, oder es bestehen bestimmt organisirte Stellen zur Aufnahme der Nahrung und Ausscheidung des Unverdauten. Ein Darmrohr fehlt jedoch überall. Der Ernährungs-Apparat der Schwimmer ist insoferne zu beachten, als er auch zum Fortpflanzungsgeschäfte in näherer Beziehung steht. Es findet sich hier ein Hohlraumsystem, das an das Gastrovascular-System der Korallen erinnert und zur Ein- und Ausfuhr von Wasser und Aufnahme von Nahrungsmitteln dient.

Aus diesen allerdings nur sehr flüchtigen Strichen kann man ersehen, daß der Kochapparat der Thiere so eingerichtet ist, wie er den jeweiligen Anforderungen der Thierklasse entspricht. Der Zweck der Verdauung ist überall derselbe; beim Elephanten wie bei den nur mikroskopisch sichtbaren Infusorien, und Hunger und Durst sind die ärgsten Tyrannen, welche den Erdball beherrschen.

Mannichfaltiges.

(Der Bremer Verein für die deutsche Nordpolarfahrt), welchem der Senat Corporationsrechte verliehen hat, wächst nun zu einer wirklich nationalen Gesellschaft für die Unternehmung arktischer Expeditionen aus. Der lange Streit mit Dr. Petermann in Gotha ist durch dessen Eintritt in den Verein befriedigend erledigt, und die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin hat sich bereit erklärt, an wissenschaftlichen Vorberathungen für eine neue Nordpolfahrt, sobald bestimmte Vorschläge gemacht sind, Theil zu nehmen. Demzufolge werden ihre Vorsteher, Geh. Rath Dove und Dr. Bastian, dem Verein als Mitglieder beitreten. Eine neue Expedition, zu der sich Capitän Koldewey in seiner interimistischen Stellung an der deutschen Seewarte in Hamburg fortwährend bereit hält, wird vielleicht schon für 1872, jedenfalls für 1873 in Aussicht genommen werden. Das Dampfschiff der vorigen Expedition, die „Germania“, ist daher auch nur bis Ende dieses Jahres (zur Verstärkung des Fonds des Vereins) an ein Bremerhafener Haus zum Behuf des Thranthierfangs im Eismeer vermiethet worden. Koldewey's Obersteuermann Sengstacke ist von dem neuesten amerikanischen Nordpolfahrer, Capitän Hall, eingeladen worden, ihn als erster Officier zu begleiten; es war ihm jedoch zu lang, sich auf drei Jahre eventueller Abwesenheit binden zu sollen.

(Neue Heilquelle.) Auch auf dem Brenner ist der noch ziemlich hoch gelegene Schnee in Folge des Scirocco, der Ende der vergangenen Woche wehte, rasch geschmolzen, was eine kleine Erdabrutschung zur Folge hatte, die in der Nähe der Heilquelle niederging. Nachdem nun das Gerölle an der betreffenden Stelle abgerutscht war, zeigte sich — wie Tyroler Blätter melden — unter demselben ein sehr starker Sprudel, der noch wärmer und viel voller als die bisher benützte Quelle hervorquoll. Sein Wasser soll die ganz gleichen Bestandtheile haben, wie die Therme im Brennerbade, nur um einige Grade wärmer. Wenn der Sprudel nachhaltig fließt, was vorerst abzuwarten sein wird, wird er sicher zu den Bädern gefaßt werden, und in diesem Falle kann man mit den Wirkungen der Erdabrutschung schon zufrieden sein, denn das Bad würde dadurch bedeutend gewinnen, und die Gemeinde Sterzing, der bekanntlich die Quelle nebst Badehaus eigenthümlich gehört, hätte wenigstens auf einigen Ersatz zu hoffen für das, was sie in der Stadt selbst bei der heurigen Ueberschwemmung gelitten.

(Ein interessantes Diarium) vom Rigi-Scheideck vom 23. bis 28. Juni lautet folgendermaßen: Am 23.

… Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 80. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

2. Capitel.

Eine Bombe platzt, ohne Schaden anzurichten.

An jenem Abend hatten einige Officiere im „Weißen Roß" sich häuslich niedergelassen. Sie saßen in einem Zimmer zu ebener Erde und ließen den Rüdesheimer sich vortrefflich munden. Der Zufall wollte, daß unter diesen fünf Officieren Hauptmann, Premier- und Seconde-Lieutenant der nämlichen Compagnie sich befanden, deren Feldwebel und Unterofficiere in demselben Hause zechten.

Der Hauptmann v. Wetterau, der älteste in dieser kleinen Gesellschaft, saß am oberen Ende des Tisches, seine Kameraden hatten ihm diesen Ehrenplatz eingeräumt. Er hätte ein vortreffliches Modell zum edlen Spanier Don Quixote geliefert mit seiner großen, dürren Gestalt, den hohen Schultern, der spitzen Brust, dem hageren Antlitz und dem langen, in zwei zierliche Spitzen auslaufenden Schnurrbart, — ein Modell, wie man weit und breit kein besseres finden konnte.

Einen auffallenden Gegensatz zu dieser Hünengestalt bildete der Premier-Lieutenant Stern, der, wie der Hauptmann, bereits ziemlich bejahrt war. Er reichte mit der Spitze seines Helmes dem Vorgesetzten kaum bis zur Schulter. Trotzdem besaßen die Unterofficiere und Musketiere der achten Compagnie vor diesem kleinen, wohlbeleibten Manne mit dem brandrothen Backenbarte und den hellgrauen, listigen Fuchsaugen weit größeren Respect, als vor dem „Alten", trotzdem dieser mit Arreststrafen nicht geizte.

Der Seconde-Lieutenant Eduard v. Kloß, der zur Rechten des Premiers saß und von Zeit zu Zeit mit mädchenhafter Enthaltsamkeit an seinem Glase nippte, war der beliebteste unter diesen Dreien. So träumerisch, wie seine tiefblauen Augen in die Welt schauten, so träumerisch war sein ganzes Sein und Wesen. Nie entfuhr seinen Lippen ein Fluch oder ein hartes, verletzendes Wort, sanft, mit nachsichtsvoller Geduld, kam er den schweren Obliegenheiten seines Standes nach, und ob auch der Hauptmann oft über die tadelnswerthe Milde und Schonung seines Seconde-Lieutenants den Kopf schüttelte, er mußte doch zugeben, daß die Abtheilung, welche Jener führte und beaufsichtigte, stets bedeutende Fortschritte machte.

Die beiden übrigen Officiere waren intime Freunde des Seconde-Lieutenant, der Artillerie-Hauptmann Schmidt und der Husaren-Lieutenant v. Wedell.

Die vierte Flasche war bereits geleert, der Hauptmann entkorkte die fünfte.

„Unser Eduard scheint heute trübe gelaunt zu sein," sagte er, während er die Gläser füllte. „Wenn dieser Wein ihm nicht die Zunge löst, dann weiß ich, mit Respect zu melden, nicht, ob sie überhaupt gelöst werden kann. Na, trink', Junge, und stoße Dich nicht an die kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens! Wenn Du kein Geld hast, mach' Schulden, ich pumpe auch, mit Respect zu melden."

„Du hast Dir heute wieder die Erlaubniß genommen, faule Witze zu machen," erwiderte Eduard, ohne aufzublicken. „Ich kann mir lebhaft denken, wie schal Dir das Leben erscheinen würde, wenn Du keine Witze mehr vom Stapel lassen dürftest, darum gönne ich Dir das Vergnügen."

„Da habt Ihr's, einen guten Rath nennt er einen faulen Witz!" rief der Hauptmann. „Eduard, Du bist ein Träumer, das habe ich Dir hundertmal gesagt, schreib's in Dein Stammbuch, mit Respect zu melden, damit Du Dich später meiner Warnung erinnerst."

„Wenn er ein Stammbuch führt!" nahm der Premier-Lieutenant das Wort. „Ich glaube nicht; der feurige Wein und die schönen Mädchen lassen ihn kalt."

„Das ist ein Irrthum," sagte der Hauptmann Schmidt. „Sehen Sie nur, Ihre Behauptung hat ihm das Blut in die Wangen getrieben."

„Eine unglückliche Liebe?" fragte Wetterau. „Erzähle, Bruderherz, wir werden Dir mit Rath und That zur Seite stehen, wenn Du, mit Respect zu melden, unserer Köpfe und Degen bedarfst."

Ein ironisches Lächeln umspielte die Lippen Eduards. Er setzte das Glas an die Lippen und warf über den Rand desselben einen forschenden Blick auf das hagere Antlitz seines Vorgesetzten. „Deinen Degen?" sagte er. „Freund, Du weißt, daß ich meinen Mann stehe und mich nicht hinter Dich verstecken werde. Was Deinen Kopf betrifft, den Du so großmüthig anbietest, so verzichte ich auf das Vergnügen, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen, es würde nichts Gescheidtes dabei herauskommen."

„Das ist der erste Witz, den Eduard gemacht hat, seit ich ihn kenne," sagte der Husaren-Lieutenant, der theilnahmlos den Rauchwölkchen seiner Cigarre nachschaute.

„Laßt ihn nur warm werden, er hat deren ein ganzes Regiment in Reserve!" versetzte der Premier. „Er hat sie seinem Burschen gestohlen."

„Seinem Burschen?" fragte der Hauptmann.

„Gewiß, die Officierburschen sind in der Regel gescheidte Köpfe. Weshalb auch nicht? Wenn man täglich mit gebildeten Leuten verkehrt, muß man am Ende —"

„Und das hohe Glück genießt, ihnen die Stiefel putzen zu dürfen," fiel Eduard ein, „na ja, dann muß am Ende von der Bildung des Herrn ein geringer Theil auf den Diener übergehen."

„Ihr habt doch schauderhafte Begriffe von Geist und Bildung, auf Ehre, schauderhaft!" setzte der Husaren-Lieutenant hinzu.

„Kommen wir auf das eigentliche Thema unserer Unterhaltung zurück," nahm der Hauptmann das Wort. „Schmidt hat soeben gesagt, Eduard sei, mit Respect zu melden, verliebt."

„Laß das „mit Respect zu melden" weg, und Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen," versetzte Eduard. „Wes-

halb soll ich Thatsachen läugnen die mir nur zur Ehre gereichen?"

„Damit gesteht er, daß seine Liebe erwiedert wird!" unterbrach der Artilleriehauptmann ihn.

„Keineswegs," fuhr Eduard fort. „Jenes Geständniß soll nur beweisen, daß mein Herz für höhere Gefühle empfänglich ist. Es fragt sich, ob Ihr von Euren ausgetrockneten Häringsseelen dasselbe behaupten könnt."

„Auf Taille!" rief der Husaren-Lieutenant lachend, „Eduard macht wirklich gute Witze!"

„Wenn er sie nicht seinem Burschen gestohlen hätte, wollte ich sie, mit Respekt zu melden, passiren lassen!" versetzte der Hauptmann achselzuckend. „Jetzt bitte ich um Ruhe, damit Eduard zu-Wort kommen kann. Also, wie war's? Wann und wo lerntest Du sie kennen? Wie heißt sie?"

„Gemach!" entgegnete der Seconde-Lieutenant. „Wenn ich Euch die Geschichte erzähle, werdet Ihr mein Geheimniß bewahren?"

„Parole d'honneur!" rief der Hauptmann, „nicht ein Wort soll über unsere Lippen kommen! Dem Ersten, welcher plaudert, renne ich, mit Respekt zu melden, meinen Degen durch die Eingeweide!"

„Schauderhaft, ganz Don Quixote!" sagte der Husarenlieutenant.

Eduard blickte schweigend vor sich hin, er schien zu befürchten, daß er mit seinem Geständnisse auch den Zauber desselben verlieren werde. „Ich war ein kleiner Junge von sieben Jahren, als ich meine Geliebte kennen lernte," hob er endlich an. „Das Haus ihrer Eltern lag neben dem unserigen, die Gärten waren nur durch eine Hecke getrennt; da diese Hecke sich stets in defectem Zustande befand, so konnten wir bequem aus einem Garten in den anderen gelangen. Hulda war etwa zwei Jahre jünger."

„O, zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!" recitirte der Husaren-Lieutenant.

„Die Freundschaft der Kinder führte bald auch die Eltern einander näher; schon damals, als ich kaum acht Jahre zählte, äußerte meine Mutter scherzweise, wir seien ganz für einander geschaffen. Wir Beide griffen diesen Scherz auf und verlobten uns."

„Und züchtig mit verschämten Wangen, wie ein Gebild aus Himmelshöh'n —"

„Ich finde Deine Bemerkungen sehr überflüssig!" fiel Eduard dem Husaren-Lieutenant in's Wort. „Wenn Dich die Geschichte so wenig interessirt, so —"

„Na, er hat's so böse nicht gemeint," begütigte der Hauptmann, „fahre nur fort und achte nicht auf ihn."

„Unser Verhältniß zu einander gestaltete sich mit jedem Jahre inniger. War unsere Verlobung auch nur kindisches Spiel, tiefer Ernst lag ihm zu Grunde, ein Ernst, den wir erst dann fühlen sollten, als wir von einander scheiden mußten. Schon damals glaubte ich zu bemerken, daß der Vater Hulda's unsere innige Vertraulichkeit nicht gern sah. Ich kann's ihm nicht verdenken, er ist ein reicher Mann, und mein Vater war als Hauptmann außer Dienst auf seine geringe Pension angewiesen. Aber damals kannte ich diese Kluft noch nicht, ich achtete darum auch nicht auf die finstere Stirn des reichen Mannes, der endlich, um der ihn beunruhigenden Spielerei ein Ende zu machen, Hulda in die Pension schickte. Erlaßt mir, den Abschied zu schildern; wir schwuren einander ewige Treue und —"

„Ew'ge Treue bis zum Grabe schwör' ich Dir mit Herz und Hand!" recitirte der Husaren-Lieutenant.

„Du bist eine materielle Seele," wandte Eduard sich zu dem Störenfried; „Dich interessiren höchstens Pellkartoffeln mit Specksauce —"

„Außerdem auch Austern und Champagner," entgegnete v. Wedell.

„Bekümmere Dich nicht um den Unsinn, dann wird er bald schweigen," versetzte der Hauptmann; „also weiter!"

„So schieden wir. Ich kam ein Jahr später in's Cadettenhaus und sah seitdem Hulda nicht wieder."

„Das ist ja ein schauerliches Ende!" rief der Husaren-Lieutenant.

„Wenn ich sage: „seitdem", so heißt das, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich als Offizier hierher versetzt wurde. Dies geschah, wie Ihr Euch erinnern werdet, vor zwei Jahren. Meine Eltern waren inzwischen gestorben, der Vater Hulda's hatte B., wo wir damals wohnten, verlassen. Ich lernte manches hübsche, geistreiche Mädchen kennen, ich wohnte manchem Zechgelage meiner Kameraden bei: aber nichts konnte das Bild Hulda's aus meiner Seele verdrängen. Da begegnete ich auf dem letzten Maskenballe im Theater einer Schäferin, welche plaudernd und scherzend am Arm einer Griechin unter den Orangen und Lorbeeren lustwandelte. Ich erkannte in ihr meine Gespielin, —"

„Potz Bomben und Granaten!" rief der Artilleriehauptmann unwillkürlich. „Das nenne ich einen günstigen Zufall!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Oenologie.

(Fortsetzung.)

Die Wirkung des Pasteur'schen Verfahrens beruht bekanntlich darauf, daß gewisse im Weine enthaltene, namentlich eiweißartige Körper durch die Hitze eine Art Gerinnung erleiden und zugleich die Fermente und Hefenkeime, welche sowohl die Ursache der so lästigen Nachgährungen, als auch der meisten Weinkrankheiten sind, zerstört oder unwirksam gemacht und zur Ausscheidung gebracht werden, weshalb denn auch immer nach dem Pasteurisiren ein dichter Niederschlag im Weine entsteht und daher auch die Schönung stets eine unerläßliche Vervollständigung und Ergänzung der Weinerhitzung bildet.

Von Interesse ist, was über diesen Gegenstand ein erfahrener Weingroßhändler, Leibenfrost in Wien, mittheilt.

„Das Pasteur'sche Verfahren", schreibt derselbe, „bietet dem Weinproducenten den großen Vortheil eines raschen Fertigwerdens des Weines, sowohl in Bezug auf den Geruch, als auch auf den Geschmack und die Haltbarkeit, so daß verhältnißmäßig junge, unausgebaute Weine in kürzester Frist dem Handel übergeben werden können. Einen Beweis hierfür liefert der bedeutende Absatz, welchen der Wein nach der ersten Schönung macht, und welcher dem eines dreimal gezogenen und geklärten, nicht erwärmten Weines gleichkommt. Die Klärung, welche 8 bis 10 Tage nach dem Pasteurisiren einfach mit Hausenblase oder Gelatine, je nachdem es der Wein erfordert, zu geschehen hat, geht verhältnißmäßig viel rascher von statten, da das Depot, welches der Wein macht, specifisch schwerer ist, als bei nicht erwärmten Weinen. Wenn

die Weine den Apparat verlassen, so sind sie noch nicht flaschenreif."

Leibenfrost fand bei den circa 4000 Eimern, welche er bereits pasteurisirte, daß beinahe jeder Wein unmittelbar, wie er aus dem Kessel kam, total zusammenbrach und gleich anfing sich abzusetzen, er mochte früher noch so klar gewesen sein. Höchst wahrscheinlich ist die hohe Temperatur, welcher die Weine ausgesetzt werden, die Ursache, daß sich Theile ausscheiden, welche sich sonst nur durch jahrelanges Liegen und immerwährendes Schönen und Abziehen nach und nach langsam absetzen. Erwärmte Weine, welche nach der Schönung einen wiederholten Abstich erhielten, blieben sich ganz gleich, und haben sich noch nicht getrübt.

Leibenfrost nahm ferner von pasteurisirten Weinen Proben, zog sie auf Flaschen, ließ sie im Freien Tag und Nacht liegen, wo sie einer Sonnenhitze von beiläufig 80° R. ausgesetzt waren, gab sie dann in einen Eiskeller, ließ sie hier wiederum 8 Tage und dann wieder in der Sonnenhitze liegen, so daß die Korke durch die erhöhte Temperatur herausgetrieben wurden. Die Weine setzten wohl ein wenig ab, blieben jedoch klar.

Ein ferneres günstiges Resultat erzielte er mit kranken Weinen. Weiche Weine, welche zäh oder schwer wurden, ja selbst solche mit Beginn des Stichigwerdens, machten sich nach dem Pasteurisiren wieder ganz vorzüglich. Von einer Krankheit keine Spur, und wenn sie vor dem Erwärmen kaum rein zu bringen waren, so bekamen sie nach dem Pasteurisiren mit Leichtigkeit die nöthige Klarheit.

Ferner fand er bei vor 4 Monaten erwärmten Weinen eine unbedeutende Abnahme von Zucker und eine kleine Steigerung des Alkohols. Dies ist wohl die natürliche Folge des raschen Alt- und Fertigwerdens des Weines, und erst die Zeit wird lehren, in wie weit dies auf die Dauerhaftigkeit desselben Einfluß haben wird.

Pasteurisirte Weine bieten ferner den großen Vorzug dar, daß sie den Versandt und namentlich Seereisen sehr gut ertragen, und ist nur die Frage, ob die Bewohner südlicher Länder, welche bisher stets an den bei fast allen exportirten Weinen üblichen namhaften Zusatz von Alkohol gewöhnt waren, nun an einem weniger spirituösen Getränke Geschmack finden werden.

An das Pasteur'sche Verfahren schließt sich durch die Gleichheit des Zweckes unmittelbar die seiner Zeit auch schon in diesen Blättern von uns besprochene Lüftung des Weines an, über welche gleichfalls einige neuere Daten vorliegen. Dieselbe bezweckt bekanntlich die Beschleunigung und rasche Vollendung des Gährungsprocesses, um auf diese Weise, durch möglichst schnelle und vollständige Abscheidung der Fermentund Hefenbestandtheile ähnlich wie bei dem Pasteurisiren, die Gefahren der störenden Nachgährung sowie späterer Veränderungen und Erkrankungen zu vermeiden und den Wein zugleich möglichst bald reif und verkäuflich zu machen. So bläst man in Californien, das bekanntlich ausgezeichnete Weine liefert, mehrmals während der Gährung von unten Luft durch einige im Boden angebrachte Röhren mit seitlichen Oeffnungen in das Faß ein, und hat deshalb diese Methode auch den Namen „Californisches Gährverfahren" erhalten.

Das in Deutschland zum Lüften des Weines jetzt zumeist angewendete Instrument ist die von Babo in Freiburg construirte, sehr einfache Most- oder Weinpeitschmaschine, durch welche die Luftzufuhr in so reichlichem Maße bewirkt wird, daß der Most dadurch in förmliches Schäumen geräth. Eine eigenthümliche Erscheinung dabei besteht darin, daß der gelüftete Most bei der näheren Untersuchung eine Abnahme des specifischen Gewichtes um 2° bis 4° Oechsle zeigt, was sich vielleicht daraus erklären ließe, daß die einverleibte Luft eine Ausscheidung von vorher gelöst gewesenen Bestandtheilen bewirkt. Bei der Vergleichung gelüfteter und nicht gelüfteter junger Weine ergiebt sich stets ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, indem der gelüftete Wein, in vollkommenem Einklange mit der theoretischen Voraussicht, in der Gährung und Klärung stets ungleich weiter vorgeschritten ist, als der Nichtgelüftete, und haben wir in einem Versuche selbst Gelegenheit gehabt, einen trüben jungen Wein durch kräftiges Einblasen von Luft mittelst eines Blasebalges in verhältnißmäßig ganz kurzer Zeit zur Klärung und Abscheidung der jedenfalls durch eingetretene Nachgährung im Weine suspendirten Hefentheilchen zu bringen.

Zufolge ihrer kräftig befördernden Wirkung auf den Gährungsproceß würde sich daher die Lüftung des Mostes namentlich dann besonders empfehlen, wenn die Weinlese und daher auch die Gährung in einen bereits vorgerückten und kalten Zeitpunkt fällt, unter welchen Umständen die Gährung bekanntlich sehr langsam und unvollständig verläuft.

An vielen Orten hat man deshalb auch schon angefangen, zur Beförderung der Gährung, während letzterer die Keller mittelst Oefen zu heizen oder noch besser, den Most gleich in einen besondern Kellerraum, den sogen. Gährkeller zu bringen, worin gleichfalls durch Ofenwärme die erforderliche Temperatur unterhalten wird. Obwohl der beabsichtigte Zweck auf diesem Wege vollkommen erreicht wird, so lassen sich dennoch einige Bedenken dagegen nicht ganz unterdrücken, und wäre namentlich erst bestimmt festzustellen, ob unter dem Einflusse der höheren Temperatur, bei welcher bekanntlich alle chemischen Processe und vor Allem die Vorgänge der Zersetzung, der Oxydation, der Säuerung und speciell der Essigbildung weit leichter stattfinden, der Wein in einer oder der anderen Richtung nicht ungünstig alterirt, und insbesondere die mehr flüchtigen, das nachherige Aroma und Bouquet bildenden Bestandtheile geschädigt werden. Wenigstens ließe sich von den zwar süßen und alkoholreichen, aber plumpen und bouquetarmen südländischen Weinen, welche, abgesehen von der sonstigen Beschaffenheit des südlichen Rebensaftes, gleichfalls stets in höherer Wärme vergähren, ein gewisser Schluß in dieser Hinsicht ziehen, sowie andererseits auch die Erfahrungen bei der ungleich genauer erforschten Gährung des Bieres entschieden zu Gunsten einer niederen Gährtemperatur und folglich mehr zum Vortheile der Beförderung des Gährungsprocesses durch Einblasen von Luft sprechen.

Was sodann ferner die gleichfalls früher an dieser Stelle von uns besprochene Anwendung der Elektricität zur Verbesserung und Veredelung des Weines anbetrifft, so ist dieselbe seitdem zwar besonders in Oesterreich und Nassau der Gegenstand mehrfacher Versuche im Großen geworden; doch gehen die Angaben darüber noch zu weit auseinander, um jetzt schon ein definitives Urtheil gewinnen zu können. Auf der einen Seite will man eine entschiedene Verbesserung des Weines durch die Elektricität wahrgenommen und namentlich eine bemerkenswerthe Gleichartigkeit und frühe Reife bei jungen elektrisirten Weinen gefunden haben, in anderen Versuchen schien dagegen die günstige Wirkung des elektrischen Stromes mindestens sehr zweifelhaft. Bei fast allen elektrisirten Weinen wurde aber wenigstens insofern ein verbessernder Einfluß constatirt, als dieselben milder und aromatischer erschienen. Nur hatte dieses Aroma meistens etwas Bitterliches und Unnatürliches, das die betreffenden Weine vielen Personen unangenehm machte. Jedenfalls ist die Frage der Weinelektrisirung heute noch nicht spruchreif, und sind deshalb erst noch weitere Beobachtungen abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

§ Technisches. A. Patera in Wien bespricht in einer eigenen Brochüre verschiedene Flammenschutzmittel, und empfiehlt hauptsächlich zwei von ihm erfundene und erprobte Mischungen für die Anwendung auf Zeuge, wie Kleiderstoffe, Vorhänge u. dergl. 1) Man giebt auf 20 Loth Wasser 3 Loth Borax und 2¼ Loth Bittersalz. Die Men-

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 82. Vierter Jahrgang 1871.

* Zum Einzug in München.

Windet den Lorbeer zum Kranze der Sieger,
Flechtet die Blätter der grünenden Eich'!
Heute ja kehren des Vaterlands Krieger
Wieder zurück in's geeinigte Reich.

Heute erschalle in jubelnden Klängen
Festlich geschmückter Jungfrauen Chor;
Heute auch steige in Freudengesängen
Dank zu dem Vater im Himmel empor.

Denn wie so herrlich hat er uns geleitet
In den verderblichen Wogen des Kriegs!
Treulich die Söhne des Landes begleitet,
Ihnen verliehen die Palme des Siegs.

Fest wie die Eiche in tosenden Stürmen
Standet ihr, Bayern, im Wogen der Schlacht.
Mochten die Leichen der Brüder sich thürmen,
Dranget ihr vorwärts in siegender Macht.

Ewige Siege habt ihr euch erfochten,
Köstliche Perlen in's Stirndiadem
Unserer Mutter Germania geflochten;
Leuchtend erglänzt es wie ehedem.

Und von den Galliern sind nun gereinigt
Schmählich entrissene Gauen Teutschlands,
Nun von der Mosel zur Memel geeinigt
Blühe Du, Deutschland, in ewigem Glanz!

Schwinge, o Adler in feurigem Zuge
Auf zu der Sonne dich mächtig und hehr!
Mächtig erhebe dich, segnend im Fluge,
Freiheit des Geistes, vom Felsen zum Meer!

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

3. Capitel.

Ein poetischer Unterofficier.

Als Matthias und Theodor am Morgen des nächsten Tages inmitten ihrer Schicksalsgenossen in der Stube des Feldwebels standen, um ihre Namen in die Compagniebücher einschreiben zu lassen, ahnten sie nicht, daß die Mutter der Compagnie sich vorgenommen hatte, ihnen eine Rabenmutter zu sein.

Der Feldwebel calculirte richtig. Hätte Theodor die königliche Uniform, Matthias die Nationalhymne nicht profanirt, würde der Hauptmann nicht daran gedacht haben, die Thür des Gesellschaftszimmers zu öffnen. Somit trugen diese Beiden allein Schuld an jenem Vorfall, der für den Feldwebel und die betreffenden Unterofficier böse Folgen haben konnte. Dafür sollten sie büßen. Absichtlich ließ der Feldwebel die Beiden warten, bis alle übrigen Recruten abgefertigt und in die ihnen angewiesenen Stuben abmarschirt waren.

„So," sagte er, als der letzte das Zimmer verlassen hatte, „jetzt wären wir an der Reihe." Er wandte sich um und winkte dem Sohne des ehemaligen Friseurs, näher zu treten. „Wie heißt Er?"

Theodor schwieg, er konnte nicht glauben, daß diese Frage ihm galt.

Noch einmal wiederholte der Feldwebel diese Frage, aber auch diesmal erfolgte keine Antwort. Da legte der Gestrenge die Feder nieder, und seine kleinen, grauen Augen hefteten sich mit dem Ausdruck gelinden Zornes auf die beiden Recruten. „Wir sind hier nicht in der Kneipe, sondern in meiner Stube," sagte er, „das bitte ich vor allen Dingen in's Auge zu fassen. Beim heiligen Georg, ich werde Euch zeigen, was dazu gehört, ein ordentlicher Soldat zu sein."

Den Zorn des kleinen, dicken Mannes, der sich mehr und mehr ereiferte, fand Theodor so ergötzlich, daß er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, während Matthias, vollständig eingeschüchtert, die Unterlippe hangen ließ.

„Das Lachen wird Ihm vergehen!" fuhr der Feldwebel fort. „Ich hege die Zuversicht, daß Er ein anderer Mensch sein wird, wenn Er den bunten Rock wieder auszieht, nicht so ein lustiger, windiger Schneidergesell, der den Kopf voll Allotria und Dummheiten hat. — Heiliges Sauerkraut, wenn ich Sein Vater wäre, ich hätte ihm eine andere Erziehung gegeben."

Theodor fand keinen Grund, von seinen Lippen das Lächeln zu verbannen. „Herr Feldwebel, ich erlaube mir die unschuldige Bemerkung, daß Sie im nächsten Jahre Präsident der „Patria" sein werden," sagte er.

Das war zu viel, die Insubordination dieses Recruten überstieg jedes Maß. „Herrrr, ich rathe Ihm, das Maul zu halten!" rief der Feldwebel, dessen Nase kreidegeweiß wurde, während die Wangen Purpurröthe übergoß. „Außer Dienst sind wir Freunde," fuhr er fort, „ich habe es Eueren Eltern gelobt und will mein Versprechen halten, aber im Dienst bin ich Euer Feldwebel, und dem Ersten, der es wagt, Subordination und schuldige Achtung zu verletzen, verhelfe ich so sicher zu einigen Tagen Arrest, wie ich hier vor Euch sitze, das merkt Euch! Jetzt zur Sache! Wie heißt Er?"

Der Feldwebel hatte so d utlich gesprochen, daß Theodor es für rathsam hielt, gegen die Titulatur, die ihn in jedem anderen Augenblicke empört haben würde, keinen Protest einzulegen. Er nannte Namen, Stand und Alter und stellte sich geduldig unter das Maß, welches der Feldwebel ihm ziemlich unsanft auf den Kopf fallen ließ. Als auch Matthias diesen ersten Verpflichtungen eines Recruten nachgekommen war, stand der Feldwebel von seinem Sitz auf.

„Ihr werdet in Stube Nr. 3 einquartiert," sagte er, „meldet Euch bei Euerem Stubenältesten, dem Unterofficier Löffel, und richtet Euch streng nach den bestehenden Vorschriften, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. Heute Abend wird der Herr Compagniechef die Recruten zum Appell antreten lassen, um den Sitz der Waffenröcke nachzusehen. Ich hoffe, daß Ihr bis dahin Zeit gefunden habt, die Haare vorschriftsgemäß schnei-

den zu lassen, die Stiefel zu putzen, überhaupt als propre Soldaten zu erscheinen.

Matthias seufzte tief auf, als die Beiden eine Treppe höher stiegen, um das ihnen angewiesene Zimmer zu suchen. Aber dieser Seufzer fand in der Brust Theodor's kein Echo, im Gegentheil, Theodor lachte so hell und lustig, daß der alte, lahme Casernenwärter, welcher die Laternen auf dem Corridor mit Oel versah, sich verdutzt umblickte, und so wenig er diese ausgelassene Lustigkeit eines Recruten begreifen konnte, ebenso wenig fand Matthias einen Grund für dieselbe.

„Dir scheint die Geschichte sehr spaßhaft zu sein," sagte er mit einem Blick des Unmuths. „Was mich betrifft, so möchte ich jetzt lieber Steine klopfen."

„Bah, wer wird gleich so verzagt sein!" entgegnete Theodor gelassen. „Man muß Allem die komische Seite abzugewinnen suchen, und bei Gott, an unserem Feldwebel kann man deren genug finden! Den Kopf in die Höhe und Muth gefaßt, Matthias, mit Löffel und Lippe werden wir schon fertig werden."

„Aber der Hauptmann – "

„Thu' Deine Schuldigkeit, so lange Du im Dienst bist; außer Dienst kannst Du thun, was Du willst, wenn Du Dich nur nicht fischen lässest. Das ist das erste Gesetz, und beim heiligen Georg, wie der dicke Feldwebel sagt, ich werde mich nach diesem Gesetz richten. Ich will Dir einen guten Rath geben," fuhr er fort, während er seinen Freund in eine Fensternische zog, „wenn Dir der Dienst zu sauer wird, so bleibt Dir immer noch ein Trost, das Lazareth."

„Nur, wenn ich krank bin!"

Ein spöttisches Lächeln glitt über die Lippen Theodors. „Krank?" erwiderte er. „Erinnerst Du Dich nicht mehr der vier Wochen, welche wir, statt in der Schule, draußen im Glacis und auf dem Manöverplatz zugebracht haben? Kein Hahn hat darnach gekräht, als wir unseren Lehrern die selbstgeschriebenen Entschuldigungszettel brachten. Kommt Zeit, kommt Rath, laß mich nur sorgen."

Nach diesen Worten öffnete er die Thür der Stube Nr. 3.

Der Unterofficier Löffel, wenn er auch außer Dienst für einen Träumer galt, war in Dienstangelegenheiten ein Kleinigkeitskrämer. Er empfing seine neuen Recruten mit Geringschätzung, während die älteren Musketiere, welche bereits ein oder mehrere Jahre gedient hatten, die beiden Stubengenossen mit prüfenden Blicken musterten. Man hatte es den Beiden gleich abgeschossen, daß sie vermögend waren, das entschuldigte in den Augen der Musketiere die Dummheit des Einen, wie die Keckheit und Zuversichtlichkeit des Anderen, welche im entgegengesetzten Falle sofort zu Reibungen Veranlassung gegeben haben würden.

Löffel wies ihnen ihre Schränke und Betten an, erklärte die Bedeutung eines jeden Nagels unter ihrem Brodspinde und schickte sie darauf in Begleitung zweier Musketiere zum Capitain d'armes.

Der Sergeant Kühne, welcher die Geschäfte des Capitain d'armes versah, derselbe, den die beiden Freunde am Abend vorher bewirthet hatten, befand sich in keineswegs rosenfarbener Stimmung. Umringt von dem ganzen Recrutentrupp, mit Austheilung der königl. Montirungsstücke beschäftigt, wurden seiner ohnedies schwachen Geduld so oft die Daumschrauben angesetzt, bis sie sich gegen die ihr zugemuthete Folter empörte. Von diesem Augenblick an schlug der Sergeant jedem Recruten, welcher sich über das zerrissene Futter in den Montirungsstücken, eine verrostete Säbelklinge oder einen anderen Schaden an den ihm zugetheilten Sachen beschwerte, eine alte Hose so lange um den Kopf, bis der Beschwerdeführer einsah, daß er ganz und gar im Unrecht war.

Matthias empfand keine Lust, sich ebenfalls auf diesem kurzen Wege von der Haltlosigkeit einer Beschwerde überzeugen zu lassen. Er nahm die ihm hingeworfenen Kleidungsstücke schweigend in Empfang und paßte sie seinem Körper an, so gut es ging, um den Zorn des gestrengen Vorgesetzten, dessen Blick von Zeit zu Zeit ihn streifte, nicht zu wecken.

Theodor dagegen konnte den ihm angeborenen Oppositionsgeist nicht hinter die Schranken der Klugheit bannen. In dem guten Glauben, daß er als königlicher Musketier berechtigt sei, seiner Unzufriedenheit in einem „siedenden Donnerwetter" Luft zu machen, ließ er ohne Bedenken einen kräftigen Soldatenfluch vom Stapel, als er mit dem Fuß in dem Futter der Hosen stecken blieb. Dies zog ihm von Seiten des Capitain d'armes einen Verweis zu. Theodor, der in solchen Dingen unerfahren, nicht wußte, wie behutsam man Montirungsstücke behandeln muß, die ihre gesetzliche Tragezeit längst hinter sich haben, arbeitete kräftig durch und brachte es mit einiger Anstrengung so weit, daß er den gesammten Futterrest mit einem einzigen Ruck von dem groben, mannichfach gelappten Commißtuche trennte. Der Sergeant, dem dieser mehrfach geflickte, gestopfte und zerrissene Fetzen vor die Füße fiel, sah eine Weile sprachlos vor Erstaunen den Verwegenen an, welcher sich beim Anblick dieser Lumpen eines Lächelns nicht enthalten konnte. In der nächsten Secunde schwirrte die alte Hose auch um den Kopf Theodor's, der, einsehend, daß hier Gewalt vor Recht ging, die freundschaftlichen Kopfnüsse schweigend einsteckte, seine Sachen zusammenraffte und eilig die Montirungskammer verließ.

Ein halbes Quart Branntwein genügte, einige Musketiere zur Instandsetzung der bestaubten Kleidungsstücke und verrosteten Waffen zu bewegen. Als die Recruten auf den Casernenplatz traten, um sich durch den Hauptmann besichtigen zu lassen, fand der Feldwebel an den beiden „Studenten", wie er Theodor und Matthias nannte, nichts auszusetzen.

Der Hauptmann v. Wetterau aber blieb, als er auf seinem Besichtigungsgange bei Matthias anlangte, mit lebhaften Zeichen der Ueberraschung vor diesem stehen. „Heiliges Gewitter," rief er, „ist dieser nicht, mit Respect zu melden, derselbe Kerl, welcher gestern im „Weißen Roß" — — — Na, warte Er," unterbrach er sich, während er mit Zeigefinger und Daumen der Rechten zierlich die Enden seines Schnurrbarts drehte, „ich werde Ihm den Gesang nicht vergessen. Ihm soll das Rummidibum noch im Kopfe umherfahren wie ein Mühlenrad!"

Matthias begnügte sich damit, dem Hauptmann einen Blick zuzuwerfen, in welchem die unterthänigste Bitte um Verzeihung sich spiegelte.

„Der Kerl sieht mich an, als wenn eine Katze in's Gewitter glotzt!" fuhr der Hauptmann, sich zum Feldwebel wendend fort. „Wie heißt der hoffnungsvolle Jüngling?"

„Matthias Rebe, Herr Hauptmann."

„Ah — hm — der Sohn des Kupferschmieds?"

„Zu Befehl!"

„Na, Rebe, nehmt Euch zusammen, wenn wir gute Freunde bleiben sollen."

Der gestrenge Herr schritt nach diesen, in milderem Tone gesprochenen Worten weiter und blieb vor Theodor wieder stehen. „Der Kerl steckt in der Halsbinde, wie die Wurst im Sauerkraut," wandte er sich zu dem ihn begleitenden Feldwebel, indem er die dürren Finger zwischen Hals und Binde des Musketiers steckte. „Ein ganzes Commißbrod fände hier Platz. Capitain d'armes!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Oenologie.

(Schluß.)

An die erwähnten Weinvermehrungsmethoden reiht sich in der allerjüngsten Zeit noch ein weiteres, ganz neues Verfahren an, das von dem Chemiker A. Markl herrührt, und dessen Beschreibung (im Württemb. Gewerbeblatte) wir schon deshalb hier, nur mit einigen Kürzungen, wiedergeben, weil wir der Neuheit der Sache, sowie mangelnder Erfahrungen wegen, uns noch jeden Urtheiles darüber enthalten möchten.

Bekanntlich enthält der Saft der Trauben außer Wasser, Zucker, freien Säuren, Gerbstoff und Proteinsubstanzen noch verschiedene andere Stoffe in außergewöhnlich geringer Menge, von denen man nicht weiß, welchen Zweck sie haben, da im fertigen, vollommen abgelagerten Wein kaum noch Spuren davon zu finden sind. Dennoch spielen die letzterwähnten Stoffe eine wesentliche Rolle in der Weinbereitung, indem ein weinsaures Zuckerwasser, durch Hefe in Gährung versetzt, wohl einige geistige, berauschende Flüssigkeit, aber keinen Wein liefert. Diese Stoffe sind es, welche durch ihre blose Gegenwart im gährenden Most dem werdenden Wein jenen eigenthümlichen Wohlgeschmack verleihen, der diesen vom blosen gegohrenen, weinsauren Zuckerwasser unterscheidet.

Da in den Trestern noch eine große Menge solcher weinbildenden Stoffe enthalten ist, so verwendet Petiot dieselben zur Weinvermehrung. A. Markl benützt dagegen bei seinem neuen Verfahren die nach der Weingährung sich absetzende Hefe, also merkwürdiger Weise ein Ausscheidungsproduct des Weines, das gleichfalls weinbildende Stoffe in bedeutender Menge und außerdem mehr als die Hälfte fertigen Weines enthält. Daß dem wirklich so sei, erhellt aus der Thatsache, daß man in einigen Gegenden Drusen (Weinhefe) zur Erzeugung des sogen. Hefen- oder Drusenbranntweins, welcher ein eigenthümliches Weinaroma besitzt, dann zur Darstellung des Drusen- oder Weinöles verwendet. Die Weinhefe, welche in vielen Orten weggeworfen wird, bildet demnach nach Markl ein ausgiebiges Material zur Weinerzeugung. Dieses Verfahren, welches zum Unterschiede von den bereits bekannten und üblichen Methoden als Marklisiren bezeichnet wird, gestattet wenigstens eine doppelte Weinvermehrung. Das aus Weinhefe und Zucker hergestellte Gemisch müßte also wiederum die Gährung durchmachen. Daß daraus ein unschädliches und erfrischendes Getränk entstehen kann, bemerkt die Redaction des Württembergischen Gewerbeblattes, ist nicht zu bestreiten und die Sache deshalb wohl des Versuches werth.

Auch in mechanischer Beziehung sind schließlich noch sehr bemerkenswerthe und erfolgreiche Bestrebungen in fortschrittlichem Sinne zu registrieen, indem auch die Weinindustrie immer mehr die reichen Hilfsmittel der modernen Mechanik in den Kreis ihrer Benutzung zieht. Neben vielfachen neuen Constructionen vervollkommneter und leistungsfähigerer Keltern, ist hier vor Allem als Ersatz der Weinpresse die Anwendung der sog. Centrifugal- oder Schleudermaschinen hervorzuheben, wie dieselben z. B. auch in der Zeug- und Garnindustrie zum Trocknen der gewaschenen Waaren dienen. Für diejenigen, welche mechanischen Dingen ferner stehen, sei nur kurz bemerkt, daß die Centrifugalmaschine einfach aus einem aufrechten Cylinder, ähnlich einer Trommel, besteht, der sich um eine senkrechte Achse dreht, und dessen Wände gitterartig durchbrochen sind. Beim Gebrauche wird sodann der Cylinder mit den zu centrifugirenden Stoffen, wie nassem Garn, Zuckerrübenbrei &c. angefüllt und durch ein entsprechendes Räderwerk mit Dampf-, Pferde- oder Menschenkraft in äußerst rasche Umdrehung versetzt, wobei der flüssige Inhalt, vermöge der Centrifugalkraft mit großer Gewalt herausgeschleudert und von einem umgebenden Mantel aufgefangen wird, während alle festen Stoffe in dem Cylinder zurückbleiben. Schon im Jahre 1863 wurde in Stuttgart die Anwendung solcher Centrifugalmaschinen auch für den Traubenmost, an Stelle des Auspressens, mit dem besten Erfolge versucht und seitdem auch anderwärts, namentlich in Frankreich, so günstige Resultate damit erzielt, daß das Centrifugiren des Mostes, wenigstens im Großbetriebe, mehr und mehr Eingang finden dürfte. Dasselbe liefert vor Allem eine wesentlich höhere Ausbeute an Traubensaft und bewirkt sonach eine vollständigere Auspressung oder vielmehr Ausschleuderung der Treber, indem mittelst der Centrifugalmaschine von 100 Pfund Traubenmost durchschnittlich 5 Pfund Wein mehr erhalten werden, als bei den gewöhnlichen Keltern. Das Ausschleudern des Mostes findet dabei mit solcher Kraft statt, daß die Trester fast so hart wie Ziegelsteine in dem Cylinder zurückbleiben.

Ein weiterer beachtenswerther Vorzug besteht ferner darin, daß sich der centrifugirte Most unter diesen Umständen mit reichlicheren Mengen Luft sättigt und hierdurch nebenbei zugleich eine förmliche Lüftung und raschere Gährung des Weines bewirkt wird, während andererseits viele, die Klärung hindernde Fäserchen und consistentere Schleimtheilchen in den Trestern zurückgehalten weeden. Der mittelst Centrifuge gewonnene Wein wurde stets rasch glanzhell, und die Bereitung von Nachwein, durch Zusatz von Wasser zu den Trestern und darauffolgendes abermaliges Centrifugiren, ging mit großer Leichtigkeit von Statten.

Außeedem wird durch die Weincentrifuge eine bedeutende Ersparniß an Zeit und Arbeitskräften, sowie, bei größerem Weinbergbesitz, auch an den nöthigen Gefäßen und Bütten zum vorläufigen Aufbewahren des geherbsteten Mostes ermöglicht, und es dürfte daher vielleicht die Zeit nicht so sehr ferne sein, wo die Centrifugalmaschine den Kelteen einen beträchtlichen Theil ihrer drückenden Arbeit abgenommen und der geschleuderte Wein dem gekelterten den Rang abgelaufen haben wird.

Wie man aus den voranstehenden Mittheilungen ersteht, so herrscht auf önologischem Gebiete, namentlich Seitens der Wissenschaft, eine unermüdliche Thätigkeit, und es ist nur zu wünschen, daß auch die intelligenten Praktiker ihrerseits mehr und mehr durch eigene Versuche und Erfahrungen zu dem gemeinsamen Werke der Vervollkommnung beitragen werden.

Berichtigung. In der letzten Nummer sind in dem vorstehenden Artikel einige störende Fehler unterlaufen, welche in folgender Weise zu berichtigen sind:

Auf Seite 323, Spalte 1, Zeile 28 von oben: „präcisiren" statt „prätifiren"; in der gleichen Spalte, Zeile 28 von unten: „einfällt" statt „einhüllt"; und ebendaselbst Zeile 25 von unten: „Faßboden" statt „Fußboden".

Der Einzug der Truppen in München am 16. Juli.

H. C. Erschienen ist endlich der lang ersehnte Tag, an welchem auch Bayerns Hauptstadt die heimkehrenden Tapferen festlich begrüßen kann, der Tag, auf den sich München schon die ganze letzte Woche hindurch und theilweise noch länger gerichtet hatte, um der Freude des Wiedersehens und dem Dank für die Großthaten unserer Krieger einen würdigen

Ausdruck zu geben. Und sie haben wahrlich nicht gegeizt, die Münchener; Private wie Gemeinde und Staatsbehörden haben gleichmäßig gewetteifert, die Stadt in einen Festschmuck zu kleiden, wie sie ihn wohl noch nie zuvor gesehen hatte. Auch nach Sedan, auch nach dem Fall von Paris warf sich München in's Festgewand, aber so glänzend es war, doch blieb, was der Stolz damals that, weit zurück, hinter dem, was heute Dankbarkeit und Freude bieten.

Vom Siegesthor an, das in grüne Gewinde und Gruppen von Waffen gehüllt ist und von dessen Höhe Fahnen in den Reichs- und den bayerischen Farben wehen, gewährte den einziehenden Truppen die vor ihren Augen in imposanter Perspective sich öffnende Ludwigsstraße einen ebenso prachtvollen allen malerischen Anblick: in ihrer ganzen Länge rechts und links durch ein Spalier von etwa 200 Masten eingefaßt, die, unter sich durch gewaltige Kränze aus Fichtenzweigen verbunden, an der Spitze abwechselnd Wimpel in den Reichs- und bayerischen Farben, in der Mitte ihrer Höhe aber mächtige Medaillons tragen, auf denen von Lorbeer umgeben die Namen der von den Deutschen gewonnenen Schlachten und Gefechte, der genommenen Festungen, der siegreichen Heerführer, die Embleme der in diesem Krieg vertheilten Orden verzeichnet sind, ferner kernige Sprüche. z. B.: „Hieltet Ihr den Feind nicht drauß', Wie säh es heut' in München aus!" Dann: „Prinz Friedrich Karl und Kronprinz Fritz, Fahren in den Feind wie Donner und Blitz." — Auch auf den Tribünen am Universitätsplatz ist manch netter Spruch angebracht, von denen beispielsweise einer hier Platz finden mag; er lautet: „Im europäischen Karpfenteich, Der Hecht nun hat den Todesstreich" rc.

Unmittelbar am Siegesthor beginnen die Tribünen, die mit Zuschauern Kopf an Kopf besetzt, an sich schon eine reiche, lebensvolle Decoration gewährten. Unter ihnen ragen die vier auf dem Universitätsplatz errichteten hervor, deren je zwei rechts und links von der Straße durch Arcaden im Halbkreis verbunden, ein architektonisch schönes Bild bieten, dessen wohlthuender Eindruck noch erhöht wird durch die hoch oben angebrachten Flaggen in den Farben aller deutschen Länder, durch die Guirlanden, Rüstungen und Waffen aus der Ritterzeit, durch sinnige Inschriften und vier zwischen je zwei Flaggenbäumen angebrachte allegorische Gemälde, eines von Professor Ramberg gemalt, „die Mäßigung", das zweite von Professor v. Thiersch, „die Weisheit", das dritte von Maler Schwoiser, „die Stärke", und das vierte, von Maler Lindenschmitt, „die Gerechtigkeit" darstellend; inmitten der beiden Halbkreise aber unmittelbar vor den großen Brunnen treten dem überraschten Auge die von Professor Zumbusch in Gyps modellirten Kolossalbüsten des Kaisers Wilhelm und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm entgegen.

Gehen wir weiter hinauf vorbei an der Ludwigskirche, unter deren Arcaden die Tribünen für Schulkinder errichtet und von deren Thürmen riesige deutsche und bayerische Flaggen wehen, an dem mit Waffen aller Art ebenso geschmackvoll wie charakteristisch decorirten Hause des Kriegsministers Freiherrn v. Pranckh, an der Staatsbibliothek, zu deren Füßen sich wieder eine lange Tribüne ausdehnt, und deren Front im freundlichen Schmuck der bayerischen und deutschen Wappen und Farben glänzt, so fallen unter der Menge der reichgezierten Gebäude ganz besonders zwei in die Augen, die sich vor allen anderen auszeichnen: das Kriegsministerium und das Palais des Herzogs Max. Letzteres trägt ein riesiges bayerisches Wappen, darunter vielfach wechselnd deutsche und bayerische Wappenschilde und die Wappen der bayerischen Kreishauptstädte; ersteres bietet im Schmuck der zierlichen grünen Gewinde, deren Anordnung sich dem Styl des Baues verständnißvoll anfügt, einen so lieblichen Anblick, daß man von Ferne hier am allerwenigsten das Haus vermuthet, aus dessen Räumen die Vorbereitungen zu so erfolgreichen Schlachten ergingen. Erst wenn man näher tritt, sieht man, daß einen wesentlichen Theil der Decoration, von friedlichem Grün umgeben, die den Franzosen abgenommenen Waffen bilden: an den oberen Stockwerken Gruppen von Gewehren, Helmen, Tornistern, von Fähnchen in den Reichsfarben umgeben, dann Bayonnette, Säbel und Yatagans zu Strahlenkränzen geformt, aus deren Mitte in weißer Schrift auf blauem Grund die Namen der Orte hervorleuchten, wo die Bayern siegten, am Fuß des Gebäudes endlich mächtige Trophäen von kreuzweis übereinander geschichteten Kanonenröhren und aufgethürmten Kürassen, und inmitten derselben ein gewaltiges, vom Alter mit Grünspan dicht überzogenes Festungsgeschütz, dessen schwarzer Schlund, gestützt von einigen ebenso gewaltigen Collegen, drohend unter dem Hauptportal hervorgähnt.

Doch zu lange schon haben wir hier verweilt, rasch darum weiter durch die obere Hälfte der Ludwigsstraße zum Odeonsplatz, wo sich wieder Tribüne an Tribüne reiht; von den zweien zu beiden Seiten des König-Ludwig-Monuments nahm eine die Königin-Mutter, die Prinzessinen sowie deren Gefolge, dann die Mitglieder des Frauenvereins und Frauen der Officiere auf, die andere das diplomatische Corps, die Kron- und obersten Hof- und Staatsbeamten, während auf der langen Tribüne gegenüber am Bazar die Verwundeten Platz genommen haben. Aber auch aller übrige Raum, der zum Schauen Gelegenheit gibt, und nicht für die Truppen freigehalten wird, ist hier sorgfältig ausgewählt, und selbst auf dem Dach des Bazar erheben sich einige mit Zuschauern trotz der schwindelnden Höhe dicht besetzte Tribünen.

Es ist aber auch ein herrlicher Anblick, der gerade an dieser Stelle sich dem Auge bietet: das Prinz-Luitpold-Palais, das Odeon, der Bazar und die anderen großen Gebäude des Platzes mit Fahnen, Teppichen, Kränzen, Wappenschildern auf's reichste, bunteste geschmückt, selbst die k. Residenz ausnahmsweise diesmal mit Guirlanden geziert, hoch auf dem nördlichen Pavillon die kgl. Hausfahne stolz flatternd, während das Dach des südlichen Baues Orangenbäume trägt, ein Halbkreis von mächtigen bayerischen und deutschen Flaggen um die zwei Haupttribünen des Odeonsplatzes herum, auf dem Thore des Hofgartens eine mächtige Victoria in bronzirtem Zinkguß, die Feldherrenhalle in einen Garten umgewandelt, aus dessen Grün im Vordergrund eines halbgeöffneten Tempels die Kolossalbüste des Königs Ludwig sich erhebt, zu ihren Füßen Medaillons mit den Köpfen der Generale von der Tann und v. Hartmann, zu jeder Seite eine Siegesgöttin mit dem Kranz, weiter rechts und links die wettergebräunten längst hier einheimischen Bronzestatuen der Feldherren Tilly und Wrede, deren düstere Gestalten heute ein heiterer Kranz bayerischer Fahnen einschließt, ihnen zu Füßen aber, gleichsam damit wir an den Krieg erinnert werden, dem der Friede entsproß, ragen die dunkelen Läufe von Kanonen aus der Verkleidung, wie aus Schießscharten hervor. Und im weiten Halbkreis vor der Feldherrenhalle sind wieder erbeutete Geschütze aufgestellt, eines dicht am anderen, den Platz abschließend, auf dem auch noch die Leibgarde der Hartschiere in ihrem prachtvollen Anzug und das Cadettencorps Posto gefaßt haben, dann weiterhin auf dem Odeonsplatz die unberittenen, nicht eingetheilten Officiere, Militär- und mobil gewesenen Civilbeamten, die Feldgeistlichen, Deputationen des Landeshilfsvereins und der Unterstützungs-Comite's; endlich das aus den Ersatzbataillonen der Münchener Garnison combinirte Bataillon in Spalier aufgelöst vom Odeonsplatz an bis zur Residenzwache. Kein Wunder, wenn hier, wo die bunte Pracht der zahllosen Uniformen sich drängt, wo das Auge, stundenlang weilend, doch immer Neues erblickt, wenn hier die noch freien Plätze auf den Tribünen und an den Fenstern der Häuser zu enorm hohen Preisen abgingen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Bau'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 83. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Sergeant Kühne, welcher im Laufe der Besichtigung schon manchen gelinden Verweis erhalten hatte, näherte sich. Ein Blick auf das Antlitz des Betreffenden, und ein sarkastisches Lächeln glitt über seine Lippen. „Es wird eben nur daran liegen, wie der Mann die Binde umgeschnallt hat," sagte er, während er den Rock Theodors öffnete und den ledernen Riemen anzog, durch welchen die Binde befestigt wurde.

„Der Mann ist ein verzogenes Muttersöhnchen," fuhr der Capitain d'armes fort, nachdem er die Binde vorschriftsmäßig geschnallt und den Rock wieder zugeknüpft hatte. „Schon beim Empfang der Montirungsstücke hat er sich Bemerkungen erlaubt, welche nicht am Platze waren."

„Herr, das Gewitter soll Ihm auf den Kopf fahren!" brauste der Hauptmann auf. „Wenn Er glaubt, Seiner Dienstpflicht spielend genügen zu können, irrt Er gewaltig, mit Respect zu melden! Wie heißt der Mann?"

„Theodor Becker!" erwiderte der Feldwebel.

„Ah so, das ist der Zweite, — hm, ich erinnere mich, Ihr Vater hat mich gebeten, ein wachsames Auge auf Sie zu halten. Na, wird geschehen, alter Freund; wenn Sie so fortfahren, bringen Sie den größten Theil Ihrer Dienstzeit beim Vater Kneip zu."

Als der Appell beendet war, lud Theodor den Gefreiten Herz und den Unterofficier Löffel ein, einige Flaschen mit ihm zu leeren. Die Beiden nahmen die Einladung an, und Matthias erklärte sich bereit, den Freund zu begleiten.

Um die Stubengenossen, welche, der Sitte gemäß, eine solche Einladung ebenfalls erwarten durften, nicht zu erzürnen, gab ihnen Theodor einen Thaler mit der Aufforderung, denselben nach Gutdünken zu verwenden.

Eine halbe Stunde später saß das vierblätterige Kleeblatt in der Weinschenke „Zum goldenen Römer" hinter den vollen Flaschen.

„Stoßen wir an, meine Herren, — auf gute Freundschaft!" nahm der Unterofficier das Wort. „Bedenken wir stets den Spruch: Eintracht macht stark!"

„Und ich glaube, Eintracht ist in unserer Compagnie sehr nöthig," erwiderte Matthias. „Feldwebel und Hauptmann —"

„Sind nicht so schlimm, wie es im ersten Augenblick den Anschein hat," fiel Herz ihm in's Wort. „Wenn auch der Hauptmann mit dem „Gewitter" und der Feldwebel mit seinem „heiligen Sauerkraut" drein fährt, d'rum muß man sich kein graues Haar wachsen lassen."

„Aber es verletzt das Gemüth!" versetzte Löffel, welcher träumerisch in sein halb geleertes Glas schaute. „Das Zartgefühl einer poetischen Seele sträubt sich gegen solche Ausbrüche der Rohheit!"

„Einer poetischen Seele," wiederholte Matthias, „das klingt schön, sehr schön. Ich fühle in diesem Augenblick, auch ich habe eine poetische Seele."

„Seien Sie gegrüßt!" unterbrach Löffel ihn, während er ihm über den Tisch die Hand reichte und ihm, freudig erregt, in's Auge schaute. „Haben Sie Schiller, haben Sie Göthe gelesen? Haben Sie sich je in die Lage eines Dichters hineingedacht, der, statt seinen göttlichen Phantasieen nachhängen zu können, Recruten exerciren und über den Wachtdienst unterrichten muß? Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären! Hätte mein Vater mich nicht gezwungen, den Säbel umzuschnallen, hätte er meiner Neigung nachgegeben und mir erlaubt, die höhere Schule zu besuchen, dann, ja dann wäre Alles anders gekommen! Haben Sie Schiller's Wilhelm Tell gelesen? Haben Sie dieses Sehnen und Ringen eines ganzen Volkes nach Freiheit begriffen?"

Matthias schüttelte stumm den Kopf; Schiller's Wilhelm Tell war ihm ein böhmisches Dorf, welches er kaum dem Namen nach kannte.

„Ach, dann wissen Sie auch nicht, wie ich nach geistiger Freiheit, nach der Freiheit des Denkens und Dichtens mich sehne," fuhr der Unterofficier, den dieses Kopfschütteln nicht aus der Fassung brachte, fort. „Denken Sie sich hinein in die Seele eines Dichters. Es ist Morgen, die Frühlingssonne strahlt golden auf die Fluren, die Lerche trillert in den Lüften, im nahen Wald singt die Nachtigall, mit Blüthendüften fächelt der Morgenwind uns Brust und Angesicht, wir fühlen uns emporgehoben zu jenem Geist, der unsichtbar uns umschwebt und das All regiert. In unser Denken und Träumen verloren, klingen in unseren Herzen plötzlich Saiten an, welche wir früher niemals gekannt haben: die Jugendzeit, die schönsten Stunden unseres Lebens, ziehen unserem geistigen Auge vorüber; begeistert suchen wir Worte für die Gedanken, welche unseren Busen schwellen — da plötzlich reißt uns der rohe Fluch eines Vorgesetzten aus unseren Illusionen, die Traumgebilde schwinden, die nackte Wirklichkeit mit ihrer armseligen Ausstattung steht wieder vor uns — „Herr, wie können Sie sich unterstehen, mit Ihrer Patrouille über einen bebauten Acker zu laufen!" ruft der Hauptmann, „dafür spazieren Sie heute Mittag drei Tage in Arrest!" Begreifen Sie, wie unsäglich unglücklich man in solchen Augenblicken sich fühlen muß? — Ja, ja, es ist ein schöner Beruf, aber auch ein Unglück, Dichter zu sein."

„Ein Unglück?" rief Herz, der, wie die meisten Kinder Israels, für Kunst und Poesie schwärmte. „Die seltene Gottesgabe ist eine unschätzbare Perle, um die ich Jeden beneide, der sie besitzt. Wie oft habe ich gewünscht, ein Dichter zu sein! Wenn ich in meinen Knabenjahren die herrlichen Werke unserer Dichter las, habe ich mich stets darnach gesehnt, in solcher Sprache reden und schreiben zu können."

„Ein Dichter ist stets ein edler Mensch," nahm Theodor das Wort, der diese Gelegenheit benutzte, den Unterofficier für sich zu gewinnen. „Lassen Sie uns Freundschaft schließen; kann auch mein Geist den Ihrigen nicht begreifen, er kann doch

mit ihm denken und fühlen. Ich will Ihre Gedichte lesen, mit Ihnen über die Werke unserer Classiker reden —"

„Und das ist mehr, als ich verlangen kann," fiel Löffel ihm in's Wort, indem er ihm die Hand reichte. „Stoßen wir an auf dauernde Freundschaft! Und Sie, meine Herren, wollen auch Sie meine Freunde sein, so heiße ich Sie willkommen, kein Mißton soll den geheiligten Bund unserer Freundschaft entweihen!"

Hell erklangen die Gläser; die Augen des Unterofficiers leuchteten. Herz fühlte sich durch den Gedanken, mit einem Dichter Brüderschaft zu trinken, begeistert, während über die Lippen Theodors ein sarkastisches Lächeln glitt. Matthias konnte die Erregung, welche sich seiner Zechgenossen bemächtigt hatte, nicht begreifen; sein Blick war in diesem Augenblick derselbe, den der Hauptmann v. Wetterau mit dem einer Katze beim Gewitter verglich.

„Der erste Toast der Freundschaft, der zweite der Liebe!" nahm der Unterofficier das Wort, als die Gläser wieder gefüllt waren. „Stoßt an und rufet, daß es kracht: Dem holden Liebchen sei's gebracht!"

„Ein hübscher Vers!" meinte Herz, indem er das Glas an die Lippen setzte. „Weiß der Himmel, Löffel, Du hast eine Fülle von Poesie in der Seele, Du müßtest reich sein, reich und unabhängig, damit Du Dich ganz den göttlichen Gedanken hingeben könntest."

Der Unterofficier schüttelte träumerisch den Kopf. „Reich!" erwiderte er, „wozu reich? Sind unsere Dichter reich gewesen? Haben sie in Pracht und Ueberfluß gelebt? Ein bescheidenes Hüttchen, das Liebchen im Arm und ein mäßiges Einkommen, welches vor Sorgen schützt, ist der einzige Wunsch, den ich hege." Ein tiefer Seufzer begleitete die letzten Worte.

Matthias konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, daß sein neuer Freund sehr unglücklich sein müsse.

Theodor bat den unglücklichen Dichter, eins seiner Geisteskinder der kleinen Gesellschaft vorzuführen, und Löffel wartete eine Wiederholung dieser Bitte nicht ab. Er knöpfte den Waffenrock auf, zog aus der Brieftasche ein kleines, ziemlich abgenutztes Buch und blätterte einige Augenblicke in demselben.

„Sie sind alle unter Schmerzen geboren," sagte er, indem er mit stiller Andacht zur Zimmerdecke emporschaute, „alle, alle! Nur zwei will ich Euch vorlesen, zwei, in denen die ganze Tiefe meiner Seele sich offenbart, aus welchem Ihr lernen könnt, wie unglücklich man als Dichter ist.

> O, sternenbestrahlte Nacht
> In Deiner geheiligten Pracht,
> O, thränenbethaute Nacht,
> Wie hast Du mich angelacht,
> Wenn ich in Sorgen gewacht
> Und herrliche Lieder gemacht!

Und nun das andere:

> O Du, mein liebes Lieschen,
> Du bist wie ein Radieschen
> So roth, so glatt und rund!
> Du liebliche Lisette,
> Ach, wenn ich ganz Dich hätte,
> Dann würd' mein Herz gesund! —"

„Herrlich!" sagte Herz, als der Dichter schwieg. „Welche Fülle von Gedanken, welcher Reichthum an Gemüth!"

„Ja, es klingt recht schön," setzte Matthias hinzu. „Mein Vater hatte früher einen Gesellen, der reimte auch. Ich erinnere mich, daß in jedem Gedicht, wie er es nannte, Herz und Schmerz, Stern und fern, Glück und Blick, Sonne und Wonne aufeinander folgten, und das hat mir immer den meisten Spaß gemacht. Er dichtete einmal zum Geburtstag meines Vaters ein Verschen, welches den alten Mann zu Thränen gerührt hat. Ich glaube, ich kann's noch auswendig:

> Der Meister soll leben hundert Jahr;
> Er leere der Seidel noch viele;
> Im blüh' ein fröhliche Kinderschaar:
> Das sind meine Glückwunschgefühle!"

Löffel zuckte verächtlich die Achseln. „Der junge Mann hätte seine Zeit besser verwerthen sollen, als zum Reimschmieden. Es ist traurig, daß so Viele dichten wollen, welche keinen Beruf dazu haben."

„Freilich!" erwiderte Theodor. „Aus dem Liede, welches Du uns vortrugst, glaube ich errathen zu dürfen, daß unglückliche Liebe Dich zu poetischem Schwung begeistert hat."

„Glücklich oder unglücklich, wie man's nehmen will!" entgegnete Löffel wehmüthig. „Die Geliebte ist mir treu und hold, aber sie will nicht eher mir die Hand am Altare reichen, bis ich eine Civilanstellung gefunden habe."

„Also eine neue Auflage der Geschichte Jacob's und Rahel's?" bemerkte Theodor. „Nur in der Weise verbessert und vermehrt, daß Du, statt sieben, dreizehn Jahre dienen mußt, bevor Dir eine Anstellung zu Theil wird."

„Vorausgesetzt, daß ich nicht im Laufe der Zeit ein Amt erhalte, welches eine Familie ernährt," fuhr der Unterofficier fort. „Das zweite Unglück besteht darin, daß der Geheimrath Werden eine Antipathie gegen das Militär hegt. Ich darf, wenn ich meine Geliebte besuchen will, nur in Civil mich in dem Hause blicken lassen."

„Der Geheimrath Werden?" fragte Theodor erstaunt. „Er ist ja selbst ein Diener des Königs, wie darf er wagen, Haß gegen das Militär zu zeigen?"

„Ja freilich, wie darf er?" klagte Löffel. „Solche Herren dürfen Alles, es kräht weiter kein Hahn darnach."

Er warf einen Blick auf seine Uhr und leerte hastig das Glas. „Zehn Minuten vor Neun," sagte er, indem er sich erhob, „brechen wir auf, damit wir vor Zapfenstreich in der Caserne sind."

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzug der Truppen in München am 16. Juli.

(Fortsetzung.)

Werfen wir nun noch flüchtig einen Blick auf die anderen Straßen, welche die Truppen durchziehen, so finden wir überall den gleichen Wetteifer, dem Auge einen wohlthuenden Anblick zu gewähren, den Heimkehrenden ein fröhliches Willkommen auch in dem stummen und doch so sprechenden Gruß des Häuserschmuckes entgegenzurufen. Es würde uns an Platz und an Worten fehlen, wollten wir weiter versuchen, Einzelnes zu beschreiben; wir könnten nur schon Gesagtes wiederholen und würden, so wechselnd und mannichfaltig das Bild in der Wirklichkeit ist, dadurch bei der Schilderung ins Einförmige verfallen. Nur Eines wollen wir noch hervorheben, eine eben so glücklich erdachte als künstlerisch ausgeführte Gruppe vor dem Akademiegebäude: der bayerische Löwe auf einer Unter-

lage feindlicher Kanonen, Protzkästen, Gewehre und sonstiger Beutestücke mit der vorgestreckten Pranke einen goldenen französischen Adler fassend, dessen Stange umschlungen ist vom bayerischen Weißblau und dem deutschen Schwarzweißroth; dahinter auf hohem Postament Germania mit dem Lorbeerkranz.

Und auch das sei noch erwähnt, daß nicht blos etwa die Hauptstraßen den Festschmuck tragen, sondern daß bis in die entferntesten Seitenstraßen und entlegensten Theile der Stadt Alles sich bemüht hat, nach Kräften zu decoriren, damit, wenn die Krieger nach vollendetem Einmarsch sich dahin und dorthin zerstreuen, sie sich überzeugen können, daß ihnen überall bis in die niederen Hütten hinein freudige Herzen entgegenschlagen.

Auch der Bahnhof, zu dem unsere Schritte zuletzt sich lenken, hat sich prächtig herausgeputzt, und wenn wir seiner hier doch noch besonders gedenken, so mag es entschuldigt werden, weil seine schöne, in einen Wald von Fichtenbäumen gehüllte Säulenhalle mit den zahlreichen oben flatternden bayerischen und deutschen Fahnen und dem großen, prachtvoll ausgeführten bayerischen Wappen in der That einen Anblick bietet, der selbst unter dem vielen Schönen und Ausgezeichneten, was heute das Auge erblickt, noch ganz besonders anmuthend hervorsticht.

Die Decoration des Bahnhofes und der Stadt war am 15. schon der Hauptsache nach vollendet und hat auch schon denselben Abend noch ihren Dienst gethan zum Empfang des Kronprinzen von Preußen, welcher, begleitet von den ihm vom König nach Aschaffenburg entgegengeschickten Generaladjutanten Generallieutenant Grafen von Rechberg-Rothenlöwen, Flügeladjutanten Rittmeister Frhrn. v. Stauffenberg und kgl. Kämmerer Frhrn. v. Barth, Abends halb 10 Uhr hier eintraf. Im Bahnhofe wurde er von dem Könige und den Prinzen des königlichen Hauses begrüßt; auch hatten sich zu seinem Empfang der preußische Gesandte, die Minister, die Generalität, der Stadtcommandant, der Regierungspräsident, der Polizeidirector, die beiden Bürgermeister sowie Deputationen der städtischen Collegien und des Officiercorps dort eingefunden. Als Ehrenwache war eine Compagnie des 1. Infanterie-Regiments mit Fahne und Musik, sowie eine Escadron des 1. Kürassier-Regiments aufgestellt. Vor dem Bahnhof, dessen innerer Raum abgesperrt war, harrte eine unabsehbare Menschenmenge, und welch ein Jubelruf erscholl aus den Tausenden von Kehlen, als der König und der Kronprinz aus dem Bahnhofe kamen, um zur kgl. Residenz zu fahren! Die Kürassier-Escorte konnte nur im langsamsten Schritt vorwärts reiten, so groß war der Menschendrang, und fort und fort erschallten, bis die allerhöchsten Herrschaften in der Residenz angelangt waren, die begeisterten Hochrufe.

Schon von der frühesten Morgenstunde an strömten Schaaren von Schaulustigen durch die Straßen, sich den Schmuck derselben zu betrachten; von einer Stunde zur anderen wuchs ihre Zahl zusehends an, und für Feuerwehr und Turner, für die Künstler und Sänger, die Studenten, die Schützen, die Gewerbe- und anderen Vereine, welche das Spalier zu bilden übernommen hatten, war es, so leicht sich's anfangs machte, später bei zunehmendem Gedränge keine kleine Arbeit, in die ihnen angewiesenen Aufstellung vom Karlsthor an durch die Neuhausergasse und Kaufingerstraße, über den Marienplatz, dann durch die Diener-, Residenz- und Ludwigsstraße bis zum Siegesthor hin die Bahn frei zu halten für die Truppen, wie die Zugänge zu den Tribünen.

Es war fast 9 Uhr geworden, als die Gesellschaften und Vereine, welche das Spalier in der Ludwigsstraße zu bilden hatten, unter Musik und mit wehenden Fahnen in dieselbe einzogen, während gleichzeitig der König und der Kronprinz von Preußen sich von der Residenz aus auf den Kugelfang verfügten. Als die Künstler vor der Tribüne am Bazar vorbeizogen, brachten sie ein kräftiges Hoch den dort sitzenden Verwundeten aus, was jubelnd von diesen erwidert wurde, und wie nun die Polytechniker und Studenten der Universität kamen, wiederholte sich fort und fort das sympathische Hinauf- und Herabrufen zu und von dieser Tribüne.

Auf dem Kugelfang war die Aufstellung der Truppen in drei Treffen, die zum Theil aus der Entfernung von einigen Stunden hatten herbeikommen müssen, bald nach 8 Uhr vollendet; um diese Zeit kamen, vom Hurrah der Truppen begrüßt, kurz nacheinander die Generale von der Tann und v. Hartmann, sowie Prinz Luitpold, dann wieder mit Hurrah empfangen, gegen halb 10 Uhr der König mit Gefolge von der Theresienstraße und der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit Gefolge von der Dachauerstraße her, dann die Königin-Mutter, Prinz Otto, Prinz und Prinzessin Adalbert und Prinz und Prinzessin Ludwig, die Herzoge Ludwig und Karl Theodor.

Nachdem der König, gefolgt von den höchsten Herrschaften und der Suite, die Front der drei Treffen durchritten hatte, wurde die Gebethymne gespielt und der König kehrte zur Stadt zurück; der Kronprinz Friedrich Wilhelm aber verweilte noch etwas, um eine Anzahl eiserner Kreuze und Medaillons an Officiere und Soldaten persönlich zu vertheilen. Hierauf setzte sich das Truppencorps in Bewegung zum Einmarsch in die Stadt.

Dort war die Geduld der auf den Straßen und den Tribünen Harrenden mittlerweile auf eine starke Probe gestellt worden. Stunde um Stunde verging, die Sonne stieg höher und höher und wurde bei dem mäßig bewölkten Himmel immer lästiger. Den Bierfässern der unter den Tribünen angebrachten Restaurationen wurde fleißig zugesprochen, und natürliches Mitgefühl brachte einige Herren auf der Tribüne vor dem Bazar auf den Gedanken, auch den Verwundeten eine Labung zu spenden: aber was waren einige Maß für so viele Durstige? Rasch war Rath geschafft, eine Sammlung organisirt, die an die 60 fl. einbrachte, und dafür wurde nun eine Quantität Bier und Cigarren im Großen beschafft und unter die Verwundeten vertheilt. Was das für ein Jubel war, kann man sich denken.

Mittlerweile war es fast 11 Uhr geworden. Die Königin Mutter und Prinzessin Adalbert, dann Prinz und Prinzessin Ludwig kamen zu Wagen von der Revue zurück, und nahmen Platz in der Hoftribüne; Alles spähete und schaute, aber noch verging eine halbe Stunde bis der erste Kanonenschuß ertönte — das Zeichen, daß der König den Rückweg vom Kugelfang angetreten hatte. Nicht lange dauerte es, so kam er auch von tausendstimmigen Hochrufen begleitet, im Trab die Ludwigsstraße herauf und nahm Stellung vor dem Denkmal seines Großvaters, hinter ihm sein Gefolge und die Kürassier-Escorte im Halbkreis sich ordnend.

Jetzt begannen auch die Glocken zu läuten, und weit unten am Siegesthor wurden die weißblauen Fähnchen der Ulanen (½ Escadron des 1. Regiments) sichtbar, welche den Zug eröffneten, und welche die Erstlinge empfingen von den Kränzen und dem Blumenregen und dem nimmer enden wollenden jubelnden Zurufen, womit die tapferen Krieger auf der ganzen Länge ihres Weges überschüttet wurden. Nach ihnen kam der Feldzeugmeister und Generalinspector der Armee Prinz Luitpold von Bayern, gefolgt von seinen Adjutanten und jenen mobil gewesenen berittenen Stabs- und Oberofficieren und Militärbeamten im Stabsofficiersrang, welche nicht im Verbande der dritten Armee gestanden waren. Ihnen folgte die eigentliche Vortruppe des einmarschirenden Corps, gebildet von einer Abtheilung des 2. Jäger-Bataillons, nach diesen der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit dem ihm während seines Aufenthalts dahier zugetheilten Generaladjutanten, Generallieutenant Grafen v. Rechberg und Rothenlöwen, dem Chef des Generalstabs der dritten Armee Generallieutenant v. Blumenthal, dem Generalquartiermeister Grafen v. Bothmer dann den hier anwesenden Stabs- und Oberofficieren des vormaligen Obercommando's der dritten Armee, unter denen in-

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 85. Vierter Jahrgan 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

5. Capitel.

In der Küche.

Theodor hatte nicht versäumt, in engere Verbindung mit dem poetischen Unterofficier zu treten. Es fiel ihm nicht schwer, die Freundschaft dieses Mannes sich zu erwerben, denn Löffel war auf sein Talent stolz, es bedurfte nur einiger Schmeicheleien, um sein Herz zu gewinnen.

Matthias war zu träge, dem Beispiele Theodor's zu folgen. Aber die Freundschaft Löffel's trug sich bald auch auf den Freund Theodor's über, der dadurch ebenfalls von manchen Unannehmlichkeiten verschont blieb, denen die Stubengenossen täglich ausgesetzt waren. Eine der mächtigsten Triebfedern, welche die Handlungen des Menschen bestimmen, ist die Eitelkeit. Der Unterofficier Löffel in seinem ganzen Sein und Wesen lieferte für die Wahrheit dieses Satzes einen glänzenden Beweis. Alle die, welche sein Talent respectirten, welche entweder die poetischen Schöpfungen des Dichters Löffel priesen oder scheu und ehrfurchtsvoll zur Seite traten, wenn der große Dichter nahte, erfreuten sich seines besonderen Wohlwollens, und Viele zogen aus dieser Schwäche Vortheil. Wehe Denen, welche ihn ignorirten oder spöttisch die Achseln über ihn zuckten! Ein Rostfleck auf dem Gewehr, ein fehlender Nagel im Stiefel brachte sie in Arrest, denn Löffel hatte für diese unwissenden Barbaren Argusaugen und benutzte jede Gelegenheit, auf indirectem Wege ihnen zu zeigen, wie sehr ihr Wissen Stückwerk war und wie unklug sie thaten, sich mit einem Dichter zu verfeinden. Welche Macht aber ein Unterofficier besaß, das zu erfahren, fanden Theodor und Matthias schon in den ersten Tagen ihrer Dienstzeit Gelegenheit. Der Hauptmann hatte die Recruten in drei Abtheilungen eingetheilt, der Sergeant Kühne und die Unterofficiere Hartmann und Löffel sollten diese Abtheilungen ausbilden. Nun wollte es ein unglücklicher Zufall, daß Theodor und Matthias sich in der Abtheilung befanden, welche unter Aufsicht des Sergeanten Kühne die Grundregeln der in Friedenszeiten so äußerst wichtigen Exercierkunst erlernen sollte. Der Sergeant hatte den Auftritt mit Theodor in der Montirungskammer nicht vergessen, das erfuhr der junge Mann schon am ersten Tage. Aber er ertrug die kleinen Leiden und Strapazen, welche der Sergeant durch verschiedene Kunstgriffe zu erschweren wußte, mit Geduld und munterte den Matthias auf, den Kopf nicht hängen zu lassen, denn nach diesen Tagen würden andere kommen, und er sei überzeugt, daß einst die Stunde schlage, in welcher der Sergeant bitter bereue, gebildete Leute mit ungebildeten Töpeln in eine Kategorie zu stellen.

Löffel ließ es an allgemein gehaltenen Trostsprüchen, als: „jeder Anfang ist schwer," „die Recrutenzeit sei die schlimmste" und „jeder Tag zähle von der Dienstzeit ab," nicht fehlen, und diese Trostgründe, so allgemein und nichtssagend sie auch waren, übten auf das beklommene Herz des Matthias größere Wirkung, als die Aussicht auf Rache, welche Theodor zu Hülfe rief, wenn Unmuth und Aerger ihn übermannen wollten. Es gab mancherlei Unannehmlichkeiten in der Caserne, in welche die Beiden sich schwer zu finden vermochten. Die harten Schlafsäcke, das stereotype Erbsengericht und die strenge Stubenordnung gaben oft zu heimlichen Klagen und halb unterdrückten Stoßseufzern Veranlassung. Aber der Mensch gewöhnt sich an Alles. Ehe vier Wochen vergingen, aß Theodor mit der Ruhe eines Philosophen die Erbsen aus dem steinerne Napfe, ohne sich um ihre Beschaffenheit sonderlich zu kümmern, schlief er auf dem bevölkerten Strohsacke so fest und süß wie ehemals daheim in seinem Federbette, und fegte er die Stube so rein und gründlich, daß selbst der Feldwebel, welcher in dieser Beziehung einen geübten Scharfblick besaß, nichts zu tadeln fand. Matthias war seinem Freunde schon vierzehn Tage früher mit gutem Beispiele vorangegangen. Die beiden Freunde besuchten die Sitzungen der Gesellschaft „Patria" nicht mehr, es fehlte ihnen dazu an Zeit und Lust. Den Abend verbrachten sie in Regel in Gesellschaft des poetischen Unterofficiers.

Theodor hatte schon oft den Dichter gebeten, ihn bei seiner Braut einzuführen, ohne jedoch auf Erfüllung dieser Bitte, der nur eine Schmeichelei zu Grunde lag, zu bestehen. Um so mehr überraschte es ihn, als Löffel eines Tages ihm mittheilte, er sei gesonnen, heute Abend der Bitte seines Freundes nachzugeben, müsse aber zur Bedingung machen, daß Theodor seine Uniform gegen Civilkleidung vertausche, weil der Geheimrath Werden keine Soldatenuniform in seinem Hause dulde. Theodor sagte zu und versprach, punkt sieben Uhr auf dem Marktplatze den Unterofficier zu erwarten.

Die Braut des Dichters öffnete eigenhändig die Thür und führte die Gäste in die Gesindestube, welche hinter der Küche lag. Eine angenehme Wärme strömte den Eintretenden entgegen, mehr aber als diese erquickte der weiß gedeckte, mit Flaschen, Gläsern und Tellern besetzte Tisch das nach materiellen Genüssen sich sehnende Herz des Musketiers. Er wurde durch seinen poetischen Freund der „Küchenverwalterin" Lisette Wink in geziemender Weise vorgestellt und von der Braut des freudestrahlenden Dichters huldvoll empfangen. Theodor mußte im Stillen über sich selbst lächeln. Vor einem Vierteljahre, als noch kein messingenes Säbelgefäß ihm die Hüfte wund gerieben hatte, würde er sich in einer Gesindestube nicht heimisch gefühlt haben; seine Stellung als zweiter Buchhalter eines bedeutenden Bankhauses und das Vermögen seines Vaters öffneten ihm jede Thür, eine Gesindestube und deren Insassen betrachtete er als nothwendiges Uebel jedes anständigen Bürgerhauses, er betrat einen solchen Ort nur dann, wenn die bestaubten Stiefel oder der triefende Regenschirm ihn dazu zwangen. Heute saß er ganz gemüthlich neben der schmucken Köchin an dem tannenen Tische, und nie hatte ihm ein Butterbrod mit kaltem Braten so vortrefflich gemundet wie eben jetzt, wo sein Fuß nicht auf weichen Teppichen ruhte,

und er sich nicht in die elastischen Kissen eines Sophas behaglich zurücklehnen konnte.

„Die Herren konnten zu keiner gelegeneren Stunde kommen," nahm Lisette das Wort, während sie die Gläser füllte. „Der Geheimrath ist in der Gesellschaft, und unsere Damen haben Besuch, wir sind ganz ungestört."

„Und die Bedienten?" fragte Theodor, der über das Ungestörtsein gern beruhigende Gewißheit haben wollte.

Die hübsche Köchin zuckte gleichgiltig die Achseln. „Wir halten an dem Grundsatz fest: Leben und leben laß! Empfangen sie Besuch, so bleibe ich fern, halte ich Gesellschaft, so schicke ich ihnen das Essen in's Kutscherzimmer."

„Du hältst Gesellschaft?" fragte Löffel, welcher den materiellen Genüssen augenblicklich größere Aufmerksamkeit schenkte als seiner Braut. „Ich hoffe, Dein Umgang wird sich nur auf Deine Collegimnen in diesem Hause beschränken."

„Warum nicht gar?" versetzte Lisette, die hübsche Oberlippe trotzig aufwerfend. „Mit Stuben- und Küchenmädchen kann ich nicht Freundschaft schließen, sie stehen zu tief unter mir. Ich würde meiner Würde zu viel vergeben, wenn ich mit ihnen auf vertrautem Fuße leben wollte. Wir haben ein kleines Kaffeekränzchen; die Köchin aus dem Hause des Banquiers Rosenstein, die Gouvernante und die Haushälterin bei dem Herrn v. Seelaß und ich, wir kommen wöchentlich einmal zusammen, bald bei mir, bald bei Rasenstein's —"

„Na, ich möchte nicht verurtheilt sein, Eueren Sitzungen beiwohnen zu müssen," fiel Löffel ihr in's Wort.

„Glaubst Du, wir führten eine so uninteressante Unterhaltung? O nein, sie ist sogar oft sehr interessant."

Der poetische Unterofficier lächelte. „Ich glaube es gern," versetzte er, „bedauere aber die armen Herrschaften, welche den Stoff zu dieser Unterhaltung liefern müssen."

„Müssen? Wer sagt Dir, daß sie müssen? Wenn sie bedenken wollten, daß auch wir Menschen sind, daß auch wir Anspruch auf Menschenrecht und Menschenwürde haben, wenn sie's bedenken und sich darnach richten wollten, dann —"

„Allerdings, dann würdet Ihr mit mehr Liebe und Schonung ihre Fehler kritisiren und vielleicht manches Anekdötchen aus der Chronique scandaleuse mit dem Schleier christlicher Barmherzigkeit zudecken," unterbrach Löffel sie mit unverkennbarer Ironie.

Die schmucke Köchin wurde ob dieser Bemerkung bitterböse. „Du kannst darüber nicht urtheilen," sagte sie schmollend. „Ihr Männer habt keinen Verstand in dergleichen Dingen."

„Dem Dichter ist Alles offenbar," fuhr Löffel, den dieser Vorwurf kränkte, fort, „er steht auf dem höchsten Standpunkte des Lebens und schaut hinunter in das wirre Treiben zu seinen Füßen; seinem Auge bleibt nichts verborgen."

Wieder verzogen die Lippen der Köchin sich zu einem spöttischen Lächeln. „Dein Dichtertalent hat auch seine Grenzen —"

„Gewiß, wie Alles in der Welt seine Grenzen hat, nur das Unendliche ist unbegrenzt!" fiel Löffel ihr in's Wort. „Mögen die Gelehrten und Philosophen sagen, der Geist kenne keine Grenzen, er schweife hinaus in's Unendliche, ohne an Schranken und Grenzen sich zu binden, ich weiß es besser. Gar manchmal, wenn ich einen poetischen Gedanken so recht tief erfassen will, wenn ich meinen Geist hinauswandern lasse in den unbegrenzten Raum, dann ist mir oft, als müsse ich mit meiner ganzen physischen Macht meinem Geiste zu Hilfe kommen."

„Das heißt mit anderen Worten: Du kannst den Reim nicht finden," entgegnete Theodor. „Ich hatte einmal einen Schulkameraden, Gott habe ihn selig, er ist früh gestorben, der dichtete auch. Wenn er eine Strophe fertig gebracht hatte, war er im Schweiß gebadet, er klagte oft, daß es ihm manchmal unsägliche Anstrengung koste, einen Reim zu finden."

„Dasselbe scheint auch bei Dir der Fall zu sein," nahm Lisette das Wort. „Das Gedicht, welches Du mir zu meinem Geburtstag gemacht hast, gefällt unserem Fräulein auch nicht. Sie meinte, der Reim wäre hart und trocken und der, ich glaube, sie nannte es „Kandis", könnte reiner sein."

„Skandirung, wolltest Du sagen," erwiderte Löffel, den dieser Tadel nicht aus der Fassung brachte. „Das Fräulein kann über mein Lied kein Urtheil fällen. Es war nicht schön von Dir, daß Du ihr meine innersten Gedanken offenbartest; wenn ein fremdes Auge in die Seele des Dichters schaut, ist der Altar, auf welchem die reine, göttliche Flamme der Poesie lodert, entheiligt!"

„Du kannst Deiner Braut nicht zürnen, wenn sie, stolz auf Dein Talent, zeigen will, daß ihr Bräutigam ein Dichter von Gottes Gnaden ist," versetzte Theodor. „Und mußt Du nicht Jedem, dem reichen Banquier, wie dem niedrigsten Karrenschieber, das Recht zugestehen, über Dein Talent ein Urthil zu fällen?"

„Allerdings, aber —"

„Hier gilt kein „aber". Entweder Du verschließest das Heilithum in Deine Brust und erfreust Dich im Stillen an ihm, oder Du trittst in die Oeffentlichket und übergiebst Dich auf Gnade und Ungnade dem vielköpfigen Ungeheuer, genannt Pubkum."

Löffel sah, in träumerisches Schweigen versunken, vor sich hin. „Glaubst Du, ich habe nicht den Muth, das Letztere zu thun" fragte er. „Die Engherzigkeit der Verleger und Redacteure hat mich bis heute noch zurückgehalten, aber die Stunde wird kommen, in der ich die Anerkennung finde, die mir gebührt."

„Die Engherzigkeit der Redacteure?" fragte Theodor. „Wie verstehe ich das?"

„Je nun, diese Herren nehmen nur Erzeugnisse solcher Dichter, welche sich bereits einen Namen, einen Leserkreis erworben haben," fuhr der Poet fort. „Ich habe manchen Groschen für Porto ausgelegt, meine Gedichte weit und breit ausgeboten, aber nicht einem dieser Geisteskinder wollten die Herren ihre Journale öffnen, trotz meines poetischen Dichternamens."

„Davon hast Du mir bis heute noch kein Wörtchen gesagt," nahm Lisette das Wort. „Darf ich fragen, welchen Dichternamen Du gewählt hast?"

Der Unterofficier seufzte tief auf und leerte hastig sein Glas. „Löffel von Löffelhausen," erwiderte er. „Klingt das nicht schön?"

Theodor nickte, es kostete ihm Mühe, seine Lachlust zu bewältigen. „Sehr schön," sagte er, „obschon ich glaube, daß Du ihn noch poetischer hättest wählen können. So z. B.: „Löffel zum Erbsenberg" oder „Löffel von Zinnburg."

Die Erwiderung, welche der Unterofficier geben wollte, wurde durch den schrillen Ton der Hausglocke abgebrochen.

Lisette erschrack, ihre Wangen erblaßten. „Der Herr! flusterte sie. „Zum Glück ist Besuch oben."

Sie erhob sich und ging hinaus um die Hausthür zu öffnen.

Theodor sah auf seine Uhr. „Mir ist es gleichgiltig, ob der Geheimrath nach Hause kommt oder nicht," sagte er gelassen. „Wir können noch eine halbe Stunde hier bleiben, wenn ich nicht irre, erblicke ich hinter dem Schranke noch volle Flaschen, die nur darauf warten, uns vorgefahren zu werden."

Der Unterofficier leerte, als einzige Erwiderung auf diese Bemerkung den Rest der Flasche in die Gläser.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzug der Truppen in München am 16. Juli.

(Schluß.)

Es wae schan nahezu 9 Uhr, als die Festvorstellung ihr Ende gefunden hatte, und die aus dem Theater Heraustretenden begrüßte die Illumination fast schon in vollster Pracht. Diese Beleuchtung gestaltete sich zu dem Glänzendsten und Schönsten, was in München wohl noch je gesehen worden ist. Bei einer Beschreibung derselben in Details einzugehen, ist unmöglich, da man wirklich nicht wüßte, wo anfangen und wo enden! Es war auch im Graßen und Ganzen mehr das Ensemble, welches eine wahrhaft märchenhafte Wirkung hervorbrachte, als die einzelnen beleuchteten Gebäude, welche übrigens nebeneinander wieder die größte Mannichfaltigkeit zeigten. Am großartigsten und geschmackvallsten war die Feldherrnhalle mit der Büste des Königs beleuchtet, vor der auch bis tief in die Nacht ununterbrochen eine dichtgedrängte Menschenmasse stand. In Flammenschrift prangte über derselben: „Heil dem König und seinem tapferen Heere", und aus dieser Schrift stiegen von Zeit zu Zeit dicke Raketengarben, die in hohen Bögen in die Luft schossen und knatternd nach allen Seiten hin zerstoben. Das Kriegsministerium, das Palais des Herzogs Max, des Grafen Arco Valley, des Baron Lotzbeck in der Briennerstraße, das Haus des Kaufmanns Angelo Knarr in der Neuhausergasse, das Hotel Oberpollinger, die Hypotheken- und Wechselbank, das Postgebäude wären etwa noch als besonders prächtig illuminirt zu nennen. Doch hatte auch der Aermste das Seinige im vollsten Maße gethan, der Siegess- und Friedensfreude Ausdruck zu verleihen und bis in die entlegensten Vorstädte, bis in die höchsten Stockwerke und Dachstuben war Alles, Alles beleuchtet bis in die späte Nacht.

Eine ungeheuere Menschenmenge bewegte sich in vollständiger Ruhe und Ordnung durch die Straßen, Alles ging, dem Rath der an den Straßenecken angebrachten transparenten Inschriften 'olgend, auf der rechten Seite der Straßen und so entstand weder ein Gedränge noch sonst irgend eine Unordnung.

Nach 10 Uhr kamen aus dem Hofgartenthor vom Festsaalbau der Residenz her vier Hofwagen mit Vorreitern gefahren, von tausendstimmigem Jubel der Volksmenge begrüßt. Im ersten Wagen saß die Königin-Mutter mit der Gemahlin des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Therese (Tochter des Prinzen Luitpold), dann faigte im zweiten Wagen der König in Generalsuniform mit Schirmmütze, zu seiner Rechten der Kronprinz, im dritten Wagen saßen die Prinzen Otto und Ludwig, ersterer in der Oberstenuniform seines Chevauxlegers-, letzterer in der Oberstenuniform seines Infanterie-Regiments, und General v. Blumenthal; den letzten Wagen nahmen preußische und bayerische Generalstabsofficiere und Adjutanten ein.

Dieerrschaften fuhren zuerst die Ludwigsstraße hinab; als sie aie Ludwigskirche kamen, stiegen von den beiden Thürmentrselben riesige Feuergarben in die Höhe, die oben in einen mpösen Feuerregen auseinander stoben und einen Augenbliang die ganze Ludwigsstraße mit einer magischen Beleuchtu übergossen. Vom Ende der Ludwigsstraße aus bogen diechen Herrschaften in die Türkenstraße, fuhren bei dee kriegech geschmückten Caserne varbei, überall von ungeheuerem ibel begrüßt, in die Briennerstraße über den Dultplatz, demit seinen fast durchgäng g gleichmäßig gebauten und gesti auch gleichmäßig beleuchteten Häusern wieder einen gareigenthümlichen Anblick bot — dann durch die Neuhause, Kaufinger- und Dienersgasse in die Residenz zurück.

Da erloschen auch allmählich die Lichter, die Menschenmengen eliesen sich nach und nach — glücklich der, welcher hatte, wer für die Nacht sein Haupt hinlegen konnte. Die Bänke i englischen Garten und in den sonstigen Promenaden waren ch Mitternacht gesuchte und Manchem sehr willkommenNachtquartiere.

AmNachmittag des 17. Juli von 4 Uhr an spielten in der Ludigsstraße abwechselnd vier verschiedene Musikcorps und hiern die vereinigten Sängergesellschaften Gesangsvortuäge a einer Tribüne des Odeonsplatzes, was nicht verfehlte, n zahlreiches Publicum dort zu versammeln. Später zigen e Gewerbe-Vereine mit ihren Fahnen und Abzeichen vm Segesthor herauf zur Residenz; der Zweck aber, dem König Ludwig und dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm ihre Huldigung darzubringen, wurde verfehlt, da die hohen Herrsaftei Nachmittags sämmtlich einen Ausflug nach Schloß erg gemacht hatten.

Das Festbanquett, welches Abends die Stadt München n Officieren der Einzugstruppen im Glaspalaste gab, beschloß zugleich die officiellen Festlichkeiten. Das Innere des Gaspalastes war zu einem prächtigen Festsaale umgeschaffen, i welchem für 1800 Personen gedeckt war. Die innere Ausschmückung und das ganze Arrangement waren ebenso kunstai geschmackvoll und bot in der Beleuchtung von Tausenden vn Glasflammen einen wundervollen Anblick. Nach 8 Uhr vsammelten sich die Geladenen, die Officiere in Galauniform, di Civilisten im Festanzug, und Alles nahm seine Plätze nch Belieben.

Gegen 9 Uhr erschien Prinz Adalbert und kurz darauf de Kronprinz des Deutschen Reichs in Begleitung der Prinzen Luitpold und Ludwig. Die höchsten Herrschaften nahmen an de quer über gestellten Tafel, gegenübee den beiden Bürgermeistern der Stadt Platz; in der Mitte der Kronprinz, rechts vo ihm Prinz Luitpold, links Prinz Adalbert.

Nach dem dritten Gange der aufgetragenen kalten Collation erlob sich der erste Bürgermeister Dr. Erhardt, um den Toast au Se. Majestät den König, welcher zu lebhaftem Bedauern Aller nicht anwesend war, auszubringen. Der Redner betonte, wie anders es wahl heute hier in München aussehen würde, wenn nicht der rasche und hochherzige Entschluß unseres Königs vor einem Jahre um diese Zeit das entscheidende Wort i die Waagschale des damals beginnenden Krieges gelegt hätte. In das ausgebrachte Hoch stimmte die Versammlung dreimal stürmisch ein.

Kurz darauf brachte der Hr. Bürgermeister Dr. Wiedenmayer den zweiten Toast aus. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß dieser eben so blutige als für unsere Waffen glorreiche Krieg als schönste Frucht uns zugleich mit dem Kaiserreich den Frieden bringen möge. „Unser Kaiserreich, das deutsche Kaiserreich — das ist, das sei in Wahrheit der Friede!" Sichere Bürgschaft für diese Hoffnung seien uns der deutsche Kaiser und der deutsche Kronprinz, an deren Seite wir der Zukunft voll Vertrauen in die Augen sehen können.

Mit ungeheuerem Jubel stimmte die Versammlung in das nach obigen Worten dem Kaiser und Kronprinzen ausgebrachte Hoch. Das Rufen wollte gar kein Ende nehmen,

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 88. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Sergeant hatte den schweren Krug bereits ergriffen, der Musketier blieb nichts destoweniger ruhig vor dem erbosten L[illegible]anne stehen.

„Ihre Vermuthungen sind falsch,“ entgegnete er. „Nur die Freundschaft bewegt mich, für den Musketier Becker die Strafe abzubüßen. Er hat mich in früheren Jahren vor dem Spott unserer Schulkameraden geschützt, er hat mir das Leben gerettet, und bis heute fand ich noch keine Gelegenheit, ihm zu zeigen, wie wahr und aufrichtig meine Freundschaft für ihn ist. Deshalb bitte ich Sie nochmals, erzeigen Sie mir den G[illegible]fallen, Herr Sergeant, Niemand wird die Verwechselung be[illegible]. Sobald Theodor eingesperrt ist, lassen Sie mich zu ihm, wir wechseln die Kleider, und er geht ruhig nach Hause, um dort die Feiertage zuzubringen.“

„Und Er?“ fragte der Sergeant. „Wird man Ihn nicht vermissen?“

„Ich habe für die Tage Urlaub, mein Vater ist der Kupferschmied Rebe.“

Der Sergeant zuckte die Achseln. Er würde über diesen originellen Vorschlag gelacht haben, wenn nicht die Hartnäckigkeit des Bittenden ihn gereizt hätte.

„Ich weiß, daß Sie es gerne sehen, wenn die Arrestanten Ihnen den Rest ihres Commißbrodes überlassen,“ fügte Matthias, welcher aus dem Schweigen des Inspectors auf Erhörung seiner Bitten schloß, nach einer Pause hinzu. „Ich will Ihnen —“

„Wer hat Ihm das gesagt?“ fiel der Sergeant ihm rasch ins Wort. „Woher weiß Er das?“

„Jeder Musketier weiß es,“ fuhr Matthias fort, „Ihre Hühner, für welche Sie das Brod verwenden, sind die schönsten in der Stadt, deshalb nennt man Sie ja auch den Hühnerfürsten.“

Dieser Spottname, dessen Entstehung Matthias falsch aufgefaßt hatte, trieb dem Sergeanten die Galle in's Blut. „Kerl, wie heißt Er?“ donnerte er den erschreckt zurückfahrenden Musketier an.

„Matthias Rebe.“

„Bei welcher Compagnie steht Er?“

„Bei der achten.“

Der Sergeant hatte sich erhoben, seine Augen sprühten Feuer die lange, hagere Gestalt bebte vor Aufregung. „Ihn soll das Donnerwetter regieren!“ fuhr er nach einem kurzen Augenblick des Schweigens, den er zur Fassung nothwendig bedurfte, fort. „Er wagt es, bei mir einen Bestechungsversuch zu machen? Für Seinen Freund kann Er nicht sitzen, aber Er soll ihm Gesellschaft leisten, so wahr ich der Inspector Kneip bin. Er Millionenhund!“

Matthias dachte nicht im entferntesten daran, daß der Sergeant seine Drohung wahr machen werde. Betrübt darüber, daß er seinen Zweck nicht erreicht hatte, verließ er das Arresthaus, um in die Caserne zurückzukehren.

Kaum sah der Sergeant sich allein, als er die Schublade des Tisches, vor welchem er saß, öffnete, Schreibzeug, Papier und eine Brille herausnahm, letztere auf die Nase setzte und dann mit ziemlich unsicherer Hand einige Zeilen niederschrieb. Nachdem er diese Arbeit im Schweiße seines Angesichts vollendet und den Zettel zur demnächstigen Besorgung vor sich hingelegt hatte, zündete er die Pfeife wieder an, um seine Siesta fortzusetzen. — Eine Viertelstunde später trat Theodor ein.

„Wen bringen wir da?“ fragte der Gefängniß-Inspector, während er den Zettel, welchen der Unterofficier ihm überreichte, entfaltete. „Musketier Becker, wegen vorschriftswidrigen Anzuges, drei Tage Mittelarrest. — Bon, — tritt näher, mein Söhnchen! Wir sind wohl der vielgeprie[illegible]ene Theodor Becker, für den ein gewisser Matthias Rebe vor einigen Minuten Bestechungsversuche machte, he? Na, sehe Er mich nur nicht an, wie der Ochse das neue Thor! Er hat die Suppe eingebrockt, und Sein Freund muß sie auslöffeln, das ist gegen die Ordnung. — Sie haben wohl die Güte, im Vorbeigehen diesen Zettel im Bureau der Commandantur abzugeben,“ wandte er sich nach diesen Worten zu dem Unterofficier, indem er ihm das Papier überreichte, „mit dem Bürschchen werde ich hier allein fertig.“

Der Unterofficier steckte den Zettel ein und entfernte sich. „Na, jetzt tritt einen Achtel Zoll näher,“ fuhr der Sergeant, sich zu Theodor wendend, fort, welcher, über den thörichten Schritt seines Freundes bestürzt, auf Mittel sann, den Folgen desselben vorzubeugen.

„Herr Inspector,“ redete Theodor den Sergeant an, „wenn mein Freund Matthias Rebe den Versuch gemacht hat, die Strafe für mich abzubüßen, so bitte ich Sie, ihm dies nicht anzurechnen, es ist nicht immer bei ihm, wie es sein sollte.“

Er deutete mit dem Zeigefinger auf seine Stirn, ein Zeichen, dessen Sinn der Sergeant verstand.

„Oho!“ fuhr der Vater Kneip auf. „Glaubt er, Se. Majestät der König habe unter seinen Soldaten Narren? Ich will nicht untersuchen, ob Er mit Seinem Freunde unter einer Decke gesteckt hat, aber rathen möchte ich Ihm, sich auf das Verhör, welches die Commandantur anstellen wird, vorzubereiten. Der Bestechungsversuch ist gemeldet, und der Wunsch Seines Freundes, die Feiertage in meiner Menagerie zuzubringen, wird in Erfüllung gehen. Na, jetzt krame Er aus, was führt Er außer diesem Commißbrode bei sich?“

„Ein Taschentuch, eine Schnupftabaksdose, ein Feuerzeug und ein Messer,“ erwiderte Theodor, während er die genannten Gegenstände einzeln aus der Tasche nahm und auf den Tisch legte.

Die langen, mageren Hände des Inspectors fielen, gleich den Krallen eines Raubthiers, über Feuerzeug und Messer her.

„Zu welchem Zweck hat Er diese Instrumente mitgebracht?“ fragte der Hühnerfürst barsch. „Etwa, um mir die

Bude über dem Kopfe anzuzünden oder die Wände zu verkratzen? Er ist ja auf dem besten Wege, ein Mordbrenner zu werden! Ich möchte darauf wetten, daß Er auch in den Stiefeln Contrebande mit sich führt."

Von den Lippen Theodor's verschwand das Lächeln.

Es bedurfte nur eines einzigen kunstgeübten Griffs, um dem Sergeanten den Beweis zu liefern, daß seine Vermuthung richtig war. Theodor mußte den Stiefel ausziehen, Vater Kneip steckte die hageren Hände hinein und zog sie in Begleitung einer gefüllten Schnapsflasche und eines Bündels Cigarren wieder heraus. „Ha, da haben wir's, sagte ich's nicht, der Bursche sei mit allen Hunden gehetzt?" frohlockte der Sergeant, indem er Flasche und Cigarren dem bestürzten Musketier vor die Augen hielt. „Wenn ich Ihn der Commandantur meldete, würde er ohne Gnade und Barmherzigkeit drei oder vier Tage Zulage erhalten! In Anbetracht aber, daß er heute zum ersten Male die Schwelle meines Hauses überschreitet, will ich Gnade für Recht ergehen und Ihn mit dem Schrecken davonkommen lassen. Er wird jetzt einsehen, daß man mich nicht betrügen kann, und in Zukunft nicht wieder versuchen, zu schmuggeln. Jetzt komme Er mit, damit ich Ihm das möblirte Zimmer anweise, auf welches Er laut dieses Zettels Anspruch machen darf." Der Sergeant nahm einen Schlüsselring vom Haken, gab Brod, Taschentuch und Schnupftabaksdose dem Arrestanten zurück und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Bevor er hinausging, steckte er die Branntweinflasche seines Arrestanten in die Rocktasche. Theodor hatte dies bemerkt; während er hinter dem Sergeanten durch die dunkelen Gänge schritt, ließ er Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand sachte in die Tasche des Hühnerfürsten gleiten und es gelang ihm, sich seines Eigenthums wieder zu bemächtigen.

Der Sergeant schritt an der Seufzertreppe, welche in den oberen Stock führte, vorbei und blieb vor einer eisernen Thür, der letzten des Corridors, stehen.

„Die oberen Gemächer sind alle bewohnt," sagte er, „bis auf eins, welches ich für Seinen Freund reserviren will. Da oben hört er die Engel im Himmel musiciren, da hat er doch wenigstens Zeitvertreib."

„Es ist also wahr, daß Sie ihn gemeldet haben?" fragte Theodor.

„Natürlich. Glaubt Er, ich habe Lust, mit ihm zu spaßen? Na, trete Er ein und mache Er sich's bequem. Er findet eine gute Pritsche und einen Wasserkrug; Tische, Sopha's und Stühle sind hier Luxus-Artikel. Wenn das Lager Ihm zu hart ist, lege er seine Mütze unter den Rücken, und wenn ihn friert, kann Er sich mit seiner Halsbinde zudecken, — nutzt es nichts, schadet's auch nichts, — basta! Und jetzt noch Eins! Hüte Er sich, die Wände zu verkratzen, ich würde Ihm für jeden Kratzfuß drei Tage Arrest verschaffen." Theodor warf das Brod auf die Pritsche und sah sich in der finsteren Zelle um. „Ich denke, die Bemerkung ist überflüssig," erwiderte er, „die Wände sind bereits so sehr verkratzt —"

„Er will noch räsonniren?" fuhr der Sergeant auf. „Alter Freund, nehm' Er sich zusammen, Er ist jetzt in meiner Gewalt, ein Wort von mir genügt —"

„Ich weiß es", versetzte Theodor ungeduldig, „schafft mir frisches Wasser, und dann laßt mich ungeschoren!"

Der Sergeant murmelte einige Worte in den Bart, nahm den Krug und verließ dann die Zelle, deren Thür er geräuschvoll hinter sich schloß.

Kaum war er hinaus, als der Musketier die Branntweinflasche unter die Pritsche legte. Er hatte sie mitgebracht, um durch ihren Inhalt sich zu betäuben, wena der Schlaf ihn floh. Er setzte sich auf die Pritsche, stützte den Kopf in die Hand und dachte seinen Erlebnissea in den jüngsten Tagen nach. Damals, als die Commissian ihn zum Militärdienst tauglich erklärte und er durch Fürsprache seines Vaters einem Regimente einverleibt wurde, welches in seiner Vaterstadt in Garnison lag, damals hatte er gehofft, die Jahre der Dienstzeit zu den schönsten seines Lebens zählen zu können. Wie sehr sah er sich schon jetzt, nach den ersten drei Monaten, in dieser Hoffnung getäuscht! Aber nein, es kommt ja nur auf den Menschen selbst an, ob das Leben ihm den geforderten Genuß bietet oder nicht. Muth und List, diese beiden Cardinaltugenden, mußte Der besitzen, welcher unter dem Druck dieses Joches frohe Stunden erleben wollte.

Er erhob sich und trat an's Fenster. Dieses Fenster war durch ein dichtes Drahtnetz vergittert, es führte auf einen kleinen mit einer niedrigen Mauer eingefaßten Hof und lag kaum vier Fuß über der Erde. Theodor untersuchte das Netz; an dem unteren Ende gab es sein m Drucke nach. Gelang es ihm, einige dünne Stäbe zu lösen, so konnte er bequem durchschlüpfen. Der Sprung auf den Hof und die Uebersteigung der Mauer war für ihn, den geübten Turner, ein Leichtes.

Theodor erschrak. An einen Fluchtversuch hatte er nicht im entferntesten gedacht. Aber je länger er den Schwierigkeiten nachsann, welche zu überwinden waren, desto leichter schien es ihm, sie zu besiegen. Der einzige Posten, welchen die Arresthauswache ausstellte, stand vor der Hausthür, sintemal und alldieweil ein Arresthaus doch auch in seinem Aeußeren als ein solches sich ankündigen muß. Dieser Posten sah stets, wenn ein Officier vorbeikam, vor welchem er seine Honneurs machen mußte; er zog die Hausglocke, sobald der Officier du jour sich in der Straße blicken ließ, welcher täglich einmal kam, um die Wache zu revidiren; aber wenn ein Arrestant sich über die Hofmauer schwang, wenn in den Zellen der Schließer insultirt wurde, davon sah und hörte er nichts. Wozu auch? Es genügte ja, wenn der Posten den Officier du jour dem Wachthabenden rechtzeitig anmeldete; was drinnen im Hause vorging, war nach der Ansicht der Commandantur Sache des Schließers. Somit hatte Theodor kaum eine Entdeckung zu befürchten, vorausgesetzt, daß nicht ein Vorgesetzter in dem Augenblick an der Mauer vorbeikam, in welchem Theodor sich hinüberschwang.

Der Sergeant fand sich bei einbrechender Dämmerung wieder ein, um dem Arrestanten frisches Wasser zu bringen.

„Na, Sein Freund ist soeben eingetroffen," sagte er, indem er den Krug hinstellte, „der Herr Commandant hat ihm drei Tage strengen Arrest dictirt. Er sitzt oben unter dem Dache und hört den Engelein zu, welche in der heiligen Nacht gar herrlich musiciren sollen."

„Ich an Euerer Stelle würde in dieser Nacht nicht ruhig schlafen," versetzte Theodor, den die Kaltblütigkeit dieses Mannes erbitterte. „Hättet Ihr ein Auge zugedrückt und die Dummheit des Musketiers berücksichtigt, würde kein Hahn danach gekräht haben."

„Söhnchen, das kannst Du nicht," erwiderte der Hühner-

fürst, dessen Lippen ein ironisches Lächeln umspielte. „Recht muß sein, und das Recht kann man nur durch Strafe aufrecht halten. Na, mach' Dir's bequem und träume etwas Süßes," fuhr er spottend fort, indem er auf die Pritsche zeigte. „Morgen früh bescheert Dir das Christkindlein einen Besen, damit Du Deine Stube reinigen kannst. Reinlichkeit ist die erste Bedingung zu einem glücklichen Leben."

Theodor horchte einen Augenblick auf den Schall der schwerfälligen Tritte, welche in dem langen, engen Gange dumpf wiederhallten. Jetzt knarrte die Seufzertreppe, der Sergeant verfügte sich in die oberen Stockwerke. Der Arrestant öffnete das Fenster. Mit dem Vorsatz, sich beim Morgengrauen wieder in seiner Zelle einzufinden, zwängte er sich durch das Drahtnetz. nach Ablauf von kaum zehn Minuten befand er sich auf der Straße, welche an der Hofmauer des Arresthauses vorbeiführte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gef:ngenen in Versailles.

(Schluß.)

Von den Gefangenen in der Orangerie nimmt die Hälfte die Attitude von politischen Märtyrern an. Es wird sich bald zeigen, ob sie dieselbe vor dem Gerichtshofe beibehalten. Es wird wohl abhängen von der Haltung der Häupter. Wenn diese sich feige benehmen, dann wird die Masse ebenfalls zu feigen Ausflüchten ihre Zuflucht nehmen. Aber es hat bis jetzt durchaus nicht den Anschein, daß es so kommen werde. Die Mehrzahl der Gefangenen hat bis heute eine ernste, entschlossene oder entschlossen gleichgiltige Haltung sich bewahrt. Wirkliche Entmuthigung kann man nur höchst selten wahrnehmen, dafür aber zuweilen bei Einzelnen eine eigene schweigsame Unterwürfigkeit gegen die Militärautoritäten, die häufig die Orangerie besuchen. Wenn ein solcher Herr sich einer Gruppe von etwa 50 Communisten nähert, dann ist es oft nur Einer der letzteren, der die Mütze abzieht. Die Anderen behalten ihre reservirte Haltung. Bei solchen Zeichen der Unterwürfigkeit geht der Franzose doch nie so weit wie die Leute in anderen Ländern, wie etwa in Deutschland. Derjenige, der die Mütze abnimmt, widmet dem „Herrn" zu gleicher Zeit ein besonderes Lächeln, das andeuten soll: „Monsieur, ich bin von Ihrer Partei." Die Anderen tauschen alsdann ernste Blicke, welche besagen: „Der feige Kerl gehört allerdings nicht zu uns." Dabei wäre es indessen äußerst difficil, die Vermuthung zu fixiren, ob unter dieser Menge von Männern aus den verschiedensten Quartieren von Paris, unter diesen verschiedenen Handwerkern und Leute, die sich im Leben niemals gekannt haben, unter diesen ein gewisses, geheimes politisches Band bestehe. Die Zurückhaltung der Meisten den Soldaten gegenüber kann einfach auf persönlichem Selbstgefühl beruhen, welches in der That beim französischen Ouvrier sehr entwickelt ist. Ein Austausch von geheimen Beziehungen kann nur zwischen ganz genauen Bekannten statthaben; denn jeder dritte Mann könnte ein Verräther werben und er könnte sogar direct von den „Versaillern" in die Orangerie gesetzt worden sein, um die Gefangenen „auszuholen". Selbst jene, welche der Nationalgarde angehörten und auf dem „Felde der Schlacht" gefangen genommen wurden, müssen immer noch gegeneinander Vorsicht gebrauchen.

Die Zahl der Gefangenen beträgt in diesen letzten Tagen vor Beginn der Kriegsgerichtsverhandlungen etwa 2000. Es wird unter denselben fortwährend fleißig gesichtet und täglich werden welche freigelassen. Dagegen nimmt man andere, welche für die ersten Sitzungen bestimmt sind, heraus. Selbst fahnenflüchtige Soldaten befinden sich in der Masse. Die Zahl jener, welche wirklich die Waffen getragen haben, ist übrigens kaum überwiegend. Es sind da eine Menge alter Leute, auch Schwächlinge und Krüppel, die niemals marschiren konnten. Der Beschäftigung nach überwiegen die Handwerker, doch sind so ziemlich alle Stände vertreten. Elegante Erscheinungen fehlen nicht neben abgerissenen Gestalten. Ihrem politischen Charakter nach sind sie in drei Abtheilungen gebracht, die übrigens keine scharfe Abgrenzungen haben. Es sind zuerst die Häupter und Führer der Commune, die Commandanten der Nationalgarde und Jene, welche Militär- und Civilchargen bekleideten. Die Zahl der „Angestellten" unter der Commune war sehr groß und hier ist sie entsprechend angewachsen. Die zweite Abtheilung umschließt die „Compromittirten", die einfachen Nationalgardisten und Jene, die bekannt wurden als eifrige Zuhalter der Commune. Die Zahl derselben ist die größte. Eine dritte Abtheilung besteht unter der Bezeichnung „les Intéressants"; es sind jene Communisten, welche den höheren Ständen angehören (auch Studenten), die etwa durch unüberlegte Passion oder aus Gedankenlosigkeit oder harmlosem Ehrgeiz zur Commune gekommen sind. Diese Abtheilung ist die am wenigsten zahlreiche und aus einer gewissen Bevorzugung, welche ihr zu Theil wird und ihren häufigen Rapporten mit den Militärbehörden will man schließen, daß man von dieser Seite die bedeutsamsten „Aufklärungen" über die Insurrection und ihr Verhältniß zur „Internationale" zu erhalten hofft. Viele dieser jungen Leute mit den dunkelen, ungeklärten und ungekämmten Köpfen erhalten häufige Visiten von ihren Verwandten, welche ebenfalls geeignet sein mögen, ihre Gemüther weicher zu stimmen. Die gefangenen Communisten, denen auch in dieser Situation ein gewisser derber Humor, der ihr ganzes Regime kennzeichnete, nicht abhanden gekommen ist, haben der ersten Abtheilung die Bezeichnung „die Löwengrube" (fosse aux lions) beigelegt.

Jeder Internirte, der einem ersten Verhöre unterworfen wurde, wird von den anderen sorgfältig getrennt, so daß man in der Orangeele nicht genug separirte Käfige einrichten kann. Zweimal im Tage machen sie einen Spaziergang durch den Garten, wobei es ihnen gestattet ist, zu rauchen. Sie wandern dann in lang'n Linien zu 6 und 6 zwischen den Orangenbäumen hin, während die Wachen unter Gewehr stehen und ihre B'wegungen scharf beobachten. Bei Allem, wenn man die Lieblichkeit des südlichen Gartens, die Heiterkeit der Umgebung und im Allgemeinen auch die Nachsicht der Wächter noch so sehr in Rechnung bringt, macht das Ganze doch den Eindruck einer großen Menagerie. Dazu tragen die Galerieen der Terrasse und der breiten Treppe und das Gitter, welches den Garten umschließt, das Ihrige bei. Auf der Terrasse sammeln sich zu jeder Zeit die Neugierigen und an das Gitter drängen sich die Angehörigen, die ein Wort mit den Gefangenen zu wechseln, oder aus ihren Bewegungen zu folgern wünschen. An Sonntagen, wenn oben die be:ühmten Wasser im Angesichte des Schlosses spielen, drängt sich das Publicum in Massen zu der Menagerie der Communisten. Die Deputirten, im schwarzen Anzuge, die steif, würdig und stillvergnügt die breiten Marmortreppen hinabsteigen, werfen nur einen ernsten, strafenden Blick in die Löwengrube hinab. Schöne Domen in reicher Toilette schweben auf der Terrasse hin und lorgnettiren mit dem Schein eines ängstlichen Interesses hinab, als wenn ihnen das Ganze ein Räthsel wäre. Die Franzosen lieben es, in Allem Comödie zu spielen, und wenn das „offene Gefängniß" in Versailles auf eine Zeit bestehen bleibt, dann wird es nicht ausbleiben, daß man mit diesem und mit Einigem, was drum und dran hängt, Comödie spielt....

Mannichfaltiges.

(Strike.) Am 21. Juli Abends, erzählt die Berliner „Post", fand in einem Budikerkeller der neuen Friedrichsstraße in Berlin eine höchst komische Scene statt. Mehrere in dem

Locale anwesende Dienstmänner thaten sich bene bei einer „Weißen“ nebst dem unvermeidlichen Kümmel, eiferten dabei in etwas derben Ausdrücken gegen die eben wieder in Scene gesetzte Arbeitseinstellung der Maurer und gingen einem gleichzeitig anwesenden Schustergesellen, der sich als Apostel der Striketheorie zu erkennen gab, stark zu Leibe. Der Wirth betheiligte sich mit Feuer an dem Gespräch und sagte, zu dem Schuster gewendet: „Die janze Strickerei is 'ne Dummheit! Wenn nu All' und Jeder uff sein Bestes stricken wollte, wat möcht' denn da rauskommen? Wenn jetzt mit eenmal die janzen Docter un Apotheker un Krankenwärter un Hebammen zu stricken anfangen dähten, wat sollten denn die janzen armen Pocken- und andere Kranken machen?“ — „Ja, det is wat Anders!“ entgegnete der Schuster. — „Det is jar nischt Anders,“ meint der Wirth, „Sie oller bebetter Quasselkopp!“ — In diesem Augenblick stolpert unter lauter Demonstration ein ziemlich angesäuselter Trupp strikender Maurer in das Local und verlangt stürmisch ein Quart Kümmel und verschiedene „Weißen“. — „Ick stricke!“ sagte der Wirth und rührt sich nicht. — „Na, man keene faulen Witze nich jemacht, oller Kronsohn!“ entgegnete der Wortführer der Maurer. — „Ei wat, Kronsohn! Der Deibel ist Ihr Kronsohn! Ick habe meine Arbeet injestellt! verstehn Sie mir nu, Sie aller Strickstrumpf!“ Bei diesen Worten war der Budiker dicht vor den Sprecher getreten und fuhr dann fort: „Sie setzen Ihren Meester den Stuhl vor die Thüre, und ick setze Ihnen an die Luft. Is det noch nischt?“ Da drängt sich der Schuster vor, spricht von Mißverständnissen und will die Parteien versöhnen. Die Geduld des stämmigen und strikefeindlichen Wirthes aber war zu Ende. Er faßt den Schuster mit der rechten und den das Wort führenden Maurer mit der linken Hand am Kragen und reibt die Nasen Beider einige Male gegen einander, dann wirft er mit kräftigem Ruck die geistverwandten Brüder zum Budikertempel hinaus; und ehe die anderen Strike-Collegen sich noch recht besinnen konnten, hatten die Dienstmänner Partei genommen für ihren Gesinnungsgenossen den Wirth, und thaten mit den übrigen Maurern ein Gleiches. Als auf diese Weise das Local gesäubert war, da lachten sich die Sieger in's Fäustchen; der Wirth aber meinte vergnügt: „Die Stricker wären wir los, nu wollen wir zu arbeiten anfangen!“ und gab ein Halbes zum Besten.

(Das Modell zu einem Werder-Denkmal) ist seit dem 23. Juli in der Karlsruher Kunsthalle, in Gyps ausgeführt, ausgestellt, wie es die Herren Otto Lessing und Karl Steinhäuser entworfen haben. Dasselbe stellt weniger eine Verherrlichung des Helden von Mömpelgard dar, die von dem bescheidenen General auch gar nicht gewünscht würde, als es vielmehr eine sinnbildliche Darstellung der Ruhmesthaten des deutschen Heeres und speciell des 14. Armeecorps ist. Als Symbol des deutschen Volkes in Waffen sind zwei männliche Figuren dargestellt; die eine Norddeutschland repräsentirend — ernst, selbstbewußt, trotzig dem Feind in's Angesicht blickend; die andere, eine idealische Jünglingsgestalt, stellt Süddeutschland dar. Mit der linken Hand die des Bruders umfaßt haltend, schwingt der zum Kampfe vorschreitende junge Held in der Rechten das rächende Schwert. Der Sockel des Monumentes ist an den vier Ecken von vier Frauengestalten umgeben, zu deren Füßen die Wappen und Namen von Straßburg, Belfort, Nuits und Dijon angebracht sind. Die Figuren sind von Charakter, Leben und Ausdruck. Es sind nicht die Städte selbst, welche der Künstler darstellt, sondern die Kriegsthaten und Ereignisse, die sich an ihre Namen knüpfen. Straßburg, die wiederbefreite, schaut ernstsinnend, aber hoffnungsvoll. Belfort, in dichten Wintermantel gehüllt, sitzt wachthaltend auf einem Kanonenlauf. Nuits trauert bei allem Siegesbewußtsein um die vielen im Heldenkampfe Gefallenen. Dijon, auf vorgeschobenem Posten ausschauend, späht scharf in Feindesland hinein. Die Fülle und Mannichfaltigkeit des Lebens, das sich im Ganzen ausspricht, der patriotische Hauch, der darüber ausgegossen, lassen sich nicht skizziren.

(Die Sammlungen für die Straßburger Bibliothek) machen in London gute Fortschritte, und bisher hat das betreffende Comite von größeren Schenkungen erhalten: Vom Ministerium des Auswärtigen eine vollständige Sammlung der britischen und ausländischen Staatspapiere nebst mehreren anderen Werken; vom Colonialministerium die sämmtlichen Blaubücher der Colonieen aus den letzten zehn Jahren; vom Ministerium für Indien eine Auswahl der auf Kosten desselben veröffentlichten Documente; von der Universität Oxford eine vollständige Serie der Veröffentlichungen der Clarendon Preß u. s. w. Außerdem haben acht Verlagsfirmen, darunter Trübner und Macmillan, der neuen Universität von jedem der bei ihnen erschienenen Werke, welches die Behörden der Bibliothek wünschen, ein Exemplar zur Verfügung gestellt.

(Bodenlose Frechheit.) Unter dieser Ueberschrift erzählt das Wiener „Tagblatt“: In unserem Samstags-Abendblatte brachten wir eine Notiz, überschrieben: „An den redlichen Finder“, des Inhaltes, daß der Dienstmann Nr. 217, Alois Butzal, ein Vater von vier Kindern, den Betrag von 64 fl. sammt seiner Legitimationskarte und dem Tarifarife verloren habe. Nunmehr wurden letztere zwei Documente in einem (mit dem Poststempel Neubau bezeichneten) Briefe zurückgestellt, in welchem der Absender (unter offenbar verstellter Schrift) in schamlosester Weise erklärt, daß die Mittheilung: Butzal habe das Geld verloren, unwahr sei, denn der Uebersender dieses (der Documente) habe es ihm aus der Tasche gezogen. Der freche Schreiber schließt mit den Worten: „Hier sind die Documente zurück, das Geld habe ich selbst gebraucht.“ Gewiß ein rarer Schuft!

(Die englischen Wirthshausgesetze) sind bekanntlich ziemlich streng, und mehrere Versuche speculativer Kneipenwirthe, die Bestimmungen dadurch zu umgehen, daß sie ihr Local nominell in einen Club verwandelten und so von den Accisebehörden unabhängig werden, haben in letzter Zeit Anlaß zu polizeilichem Einschreiten geliefert. Ein Gleiches passirte auch einem sogenannten „deutschen Club“ in London, dessen Mitglieder vor wenigen Tagen unerwarteter Weise vor eine geschlossene Thür liefen. Es stellte sich nämlich heraus, daß der erwähnte „Club“ früher nichts mehr und nichts weniger war als eine deutsche Kneipe, der jedoch die Concession vor Kurzem entzogen worden, weil die Hausuhr niemals rechtzeitig die Polizeistunde anzeigte. Der Wirth, der doch leben mußte, bildete nun einen Club, das heißt er machte sich zum Secretär und strich von seinen Gästen außer den Preisen für Speisen und Getränke auch noch monatlich je einen Shilling als Beitrag ein. Dieser Sündenshilling wurde gern bezahlt, da ja fernerhin auch die Beschränkung der Polizeistunde wegfiel. So weit ging Alles gut; aber das Schicksal wollte es, daß auch zwei Geheimpolizisten sich in die Mitgliedliste einschrieben, und daß der Wirth ihnen auf ihre Frage scherzweise erwiderte, er mit seinen Schenkmädchen bilde das Club-Comite. Alles dies wurde natürlich vor Gericht ausgesagt, und der Wirth wurde um so unbarmherziger zu 120 Pfd. Sterl. verurtheilt, als er bei den Verhandlungen nicht sichtbar wurde.

(Aus Moskau) wird gemeldet, daß die dort ansässigen Deutschen ein prächtiges Dreigespann von Silberschimmeln für den Preis von 4000 Silberrubel gekauft, um es dem Fürsten Bismarck zum Geschenk zu machen. Dieses Dreigespann stammt aus dem Marstall des bekannten Moskauer Fabrikanten Surikow, desselben, der vor zwei Jahren ein ähnliches Dreigespann dem Kaiser Napoleon geschenkt hat, was damals in Rußland so große Sensation erregte.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 89. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

8. Capitel.

Ein Abenteuer in der Christnacht.

Der ehemalige Friseur Ernst Becker war ein wohlhabender Mann. Er hatte vor drei Jahren sein Geschäft einem jungen Anfänger übertragen und ein hübsches, kleines Haus gekauft, dessen Räume er mit dem Luxus, aber auch der Geschmacklosigkeit eines Emporkömmlings ausstattete. Von der Hausthür bis unter das Dach führten durch alle Zimmer, über alle Gänge und Treppen Teppiche; Orangen- und Lorbeerbäume verwandelten den Hausflur in einen immergrünen Garten, Schellenzüge waren aus jedem Zimmer in die Küche und Gesindestube geleitet.

„Wir haben uns so manches Jahr geplagt, jetzt wollen wir den Rest unseres Lebens genießen," pflegte Becker zu sagen, wenn seine Freunde den Glanz dieser Einrichtung bewunderten, um den eitelen Friseur zu bewegen, einige Flaschen seines feinen Weines vorzusetzen. — Die Mutter Theodor's war mit diesem Wahlspruche ganz einverstanden. Wie ihr Gatte durch die Einrichtung seines Hauses, so suchte sie durch ihre Garderobe alle Welt zu überzeugen, daß der ehemalige Friseur jetzt ein vermögender Capitalist war, der sein Schäfchen bei Zeiten in's Trockene gebracht hatte. Abgesehen von dieser Schwäche, für welche weibliche Eitelkeit ein genügender Entschuldigungsgrund sein konnte, war sie eine herzensgute, aufrichtige Frau. Weit entfernt, den bornirten Geldstolz der meisten Emporkömmlinge zur Schau zu tragen, fiel es ihr nicht in den Sinn, sich von dem Umgange mit ihren früheren Freundinnen loszusagen, wenn diese auch sich zu der Classe ehrsamer Handwerksfrauen zählten. Sie erwiederte, wenn sie über den Markt ging, jeden Gruß, und dasselbe vertrauliche Kopfnicken, von einem herzgewinnenden Lächeln begleitet, welches vor wenigen Secunden der Frau Inspectorin oder der Frau Consistorialräthin galt, begrüßte auch die Gemüsehändlerin und das arme Fischermädchen. — Theodor war der einzige Sohn des würdigen Ehepaares, kein Wunder, daß die Mutter ihn verhätschelte und der nachsichtige Vater Manches ungestraft durchgehen ließ. — —

Am Weihnachtsabend saßen die beiden Gatten in ihrer Wohnstube, sie erwarteten mit Ungeduld die Rückkehr des Boten, welchen sie in die Caserne geschickt hatten, um zu erforschen, weshalb Theodor sie so lange auf sich warten lasse. Die Flügelthür, welche aus dieser Stube in das Besuchzimmer führte, stand offen, der Blick fiel durch sie auf einen reich geschmückten Christbaum, welcher nur auf die Ankunft Theodor's wartete, um im Glanze seiner Lichter zu strahlen.

„Ich begreife nicht, wo der Junge so lange steckt," nahm Becker nach einer peinlichen Pause das Wort, „er weiß doch, daß wir punkt sechs Uhr bescheeren und daß ohne ihn auch für uns das Fest nur ein halbes ist."

„Er versprach mir gestern, daß er gleich nach Appell hier sein wolle," versetzte die Mutter, „deshalb vermuthe ich fast, daß ihm ein Unglück begegnet ist."

Der Hausherr erhob sich und durchschritt ungeduldig das Zimmer. „Was wird ihm begegnet sein?" erwiderte er, indem er am Fenster stehen blieb und auf die Straße hinausschaute. „Wäre er krank gewesen, so würde er uns davon benachrichtigt haben; entweder sitzt er im Arrest oder im Kreise seiner Kameraden."

„Wenn Du nur meinen Rath befolgt und den Oberst gebeten hättest, er möge unserem Sohne erlauben, daß er im Hause seiner Eltern wohnen dürfe!" nahm die Mutter das Wort. „Für uns und Theodor wäre dies beruhigender."

„Wenn, und immer wenn!" eiferte Becker. „Der Oberst giebt die Erlaubniß nicht, das haben mir schon mehrere Officiere gesagt, auch der Hauptmann v. Wetterau rieth mir davon ab. Theodor muß sich in das Casernenleben finden, ich kann ihm nicht helfen. Wo der Junge nur stecken mag! Ich kann mir sein Ausbleiben um so weniger erklären, als er sich doch selbst auf seine Geschenke freuen muß. Er wollte den Unterofficier Löffel mitbringen; ich habe fünf Thaler geopfert, um für den Unterofficier eine Cigarrenspitze von Meerschaum zu kaufen, sechzig Thaler haben die Geschenke für Theodor gekostet, und jetzt soll all' das Geld ohne Zweck verausgabt sein? Ich wollte, der Junge säße auf dem Blocksberg und der Unteroffizier Löffel neben ihm!"

„So ereifere Dich doch nicht!" begütigte die Hausfrau. „Ach, es wäre schrecklich, wenn unser einziges Kind die Christnacht im Gefängnisse zubringen sollte!"

„Warten wir vorerst die Rückkunft des Boten ab, zum Denken bleibt immer Zeit genug. Sitzt er beim Vater Kneip, so hat er's wahrscheinlich auch verdient, und wir können nichts daran ändern."

„Wie Du das so kalt und gelassen sagst," zürnte die Mutter, „man sollte oft glauben, Du habest kein Herz für Dein Kind."

„Ich kein Herz für meinen Theodor?" erwiderte Becker entrüstet, indem er sich umwandte und die Hand auf die Brust legte. „Wer mir das sagen kann, der weiß die Summe nicht zu berechnen, die der Schlingel mich gekostet hat."

Jetzt wurde die Hausglocke gezogen, die beiden Gatten richteten erwartungsvoll den Blick auf die Thür, aber statt des Sohnes trat der Unteroffizier Löffel ein.

„Sie haben zu mir gesandt", wandte er sich zu Becker, „ich glaube den Grund errathen zu können. Leider bringe ich Ihnen eine Hiobspost: unser Compagnie-Chef hat Ihren Sohn in Arrest geschickt."

„Weshalb?" fragte Becker kurz, während die Hausfrau einen schmerzlichen Blick zur Zimmerdecke emporwarf.

Löffel zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, ob er Ihnen sein Zusammentreffen mit dem Hauptmann im Hause des Geheimraths Werder berichtet hat."

„Allerdings, damals dictirte der Hauptmann ihm Arrest, aber er erließ ihm die Strafe."

„Keineswegs," fuhr der Unterofficier fort, er wartete nur einen günstigeren Zeitpunkt ab. Während der beiden Feiertage versäumt Theodor nichts, er wird am dritten Tage in aller Frühe aus dem Arrest entlassen und kann dann den Kuhfuß gleich wieder in die Hand nehmen."

„O, Du gerechter Himmel, — welche —"

„Ruhig!" unterbrach Becker den Stoßseufzer seiner Gattin, indem er den brokatseidenen Schlafrock fester um seine Hüften zog. „Jetzt ist die Geschichte abgemacht, der männliche Standpunkt muß behauptet werden. Wir werden die Feiertage ohne Theodor verbringen," fuhr er fort. „Es ist freilich das erste Mal, seitdem er uns geboren wurde, aber der Mensch muß sich in Alles finden können. Geh meine Gute, und zünde den Baum an, geschehene Dinge sind nicht zu ändern."

Die Hausfrau erhob sich und ging in's Nebenzimmer.

„Sie sind heute Abend mein Gast," wandte Becker sich zu dem Unterofficier, „wenn ich nicht irre, hatte Theodor Sie bereits eingeladen."

„Zu viel Güte," fiel Löffel ihm in's Wort, indem er sich leicht verbeugte. „Ich wollte gerne auf diese Ehre und Freude verzichten, wenn ich dadurch Ihnen den Sohn —"

„Reden wir nicht mehr darüber," fuhr der ehemalige Friseur fort. „Ich hoffe, Theodor wird die Muskete nicht lange mehr tragen."

Löffel blickte erstaunt auf. Becker bot ihm eine Cigarre an und lud ihn ein, sich in's Sopha zu setzen.

„Die Sache verhält sich so," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „schon seit seiner frühesten Kindheit hat Theodor einen Fehler, der in den Augen eines jeden Arztes hinreicht, ihn zum Militärdienst untauglich zu erklären. Der Stabsarzt, der meinen Sohn untersuchte, konnte ihn nicht finden und berücksichtigte ihn deshalb nicht, aber ich, der ich auch etwas von der Heilkunst verstehe, behaupte fest, daß Theodor entlassen wird, wenn er sich dazu bequemen will, für einige Wochen ins Lazareth zu gehen."

„Und dieser Fehler?" fragte Löffel.

„Herzklopfen!" antwortete Becker gelassen. „Hätte Theodor darauf bestanden, gründlich untersucht zu werden, wäre er nicht genommen worden, aber er wollte den bunten Rock anziehen, weil er glaubte, in den Dienstjahren das Leben genießen zu können."

„Ach, Du guter Himmel!" seufzte Löffel wehmüthig, wenn ich einen solchen Fehler hätte, oder, besser gesagt, wenn ich so vermögend wäre, daß ich ein kleines Geschäft gründen könnte, dann würde ich schon morgen mein Bündel schnüren und den Waffenrock an den Nagel hängen."

Becker blies mit sichtlichem Wohlbehagen die blauen Rauchwolken seiner Cigarre vor sich hin. „Sie sollten Friseur werden," sagte er, „das Geschäft hat einen goldenen Boden. Wenig Auslagen, hübsches Verdienst, dabei einen kleinen Handel mit Seife und Parfümerieen, ich sage Ihnen, wenn man eine gute Kundschaft hat und sich auf das Geschäft versteht, kann man ein reicher Mann werden."

Löffel strich mit wehmüthigem Kopfschütteln die Asche von seiner Cigarre. „Ich kann diese Beschäftigung mit meinem Dichtergemüth nicht vereinen," sagte er. „Dieses ewige, rastlose Hin- und Herrennen, abgesehen von der höchst prosaischen Beschäftigung —"

„Bah, ich will lieber Steine klopfen und mein Brod im Schweiße meines Angesichts erwerben, denn als Dichter hungern," fiel Becker ihm in's Wort. „Was habe ich von der Kunst, Reime zu schmieden, wenn sie mir nichts einbringt? Solche brodlose Künste —"

„Mein Herr, schmähen Sie nicht die Göttin Poesie!" unterbrach der Unterofficier ihn barsch. „Sie kennen das erhebende Gefühl nicht, welches den Dichter im Augenblick des Schaffens begeistert, Sie wissen nicht, welches beseligende Glück in der Brust des Dichters ruht!"

Ein Lächeln des Spotts glitt über die Züge Beckers. „Ich kann freilich darüber nicht urtheilen," entgegnete er, „aber sehr groß muß dieses Glück nicht sein. Ich entnehme dies daraus, daß Sie sich in Ihrer gegenwärtigen Stellung nicht glücklich fühlen. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: entschließen Sie sich, Friseur zu werden, und ich strecke Ihnen ein kleines Capital vor."

„Ach, Du gerechter Himmel, ich kann ja weder rasiren noch frisiren, weder eine Perrücke anfertigen noch kunstgerecht die Haare schneiden."

„Thut Alles nichts zur Sache, Liebwerthester, ich lehre Sie die ersten Kunstgriffe. Meine Frau schellt, kommen Sie. In den nächsten Tagen können Sie meinen Vorschlag überlegen und mir seiner Zeit Ihren Entschluß mittheilen."

(Fortsetzung folgt.)

Wie Elsaß und Lothringen dem Deutschen Reiche geraubt wurden.

E. H. Elsaß und Lothringen, diese schönen Perlen in der deutschen Kaiserkrone, sind durch das deutsche Schwert, durch deutsche Kraft und deutschen Heldenmuth uns wieder erworben, und das neue Deutsche Kaiserreich wird sie sich nicht wieder nehmen lassen, was fränkische Tücke auch darob beginnen möge. In Nachstehendem soll in kurzen Zügen vor Augen geführt werden, wie diese Länder mit List und Gewalt einst durch Frankreich vom Deutschen Reiche losgetrennt worden sind.

Schon oft hatten die französischen Könige versucht, Elsaß und Lothringen ihrem Reiche einzuverleiben. Zu verschiedenen Malen ließen sie ihre Soldkrieger in die unglücklichen Provinzen eindringen. So drachen schon im Jahre 1365 fünfzigtausend solcher Räuber („Schinder" wurden sie von den Deutschen genannt) im Elsaß ein, angeführt von dem „Erzpriester von Vern", der den Wahlspruch im Munde führte: „Gottes Freund und aller Menschen Feind!" Nach diesem Wahlspruche verfuhr er denn auch mit seinen „Schindern"; Rauben und Plündern war ihre Losung. Was nicht gestohlen werden konnte, wurde niedergebrannt, zerstört und verwüstet. Zehn Jahre später erfolgte ein zweiter Einfall unter einem wilden Abenteuerer, de Coury, ebenso im Jahre 1439, diesmal hervorgerufen durch den fehdelustigen Bischof von Straßburg.

Hunderte von Ortschaften wurden durch diese Raubzüge verwüstet, die Bewohner auf grausame Weise ermordet oder — besonders Frauen und Mädchen — geraubt und gefangen fortgeführt, ohne daß der Schirmherr des „heiligen römischen Reiches" seinen bedrängten Unterthanen zu Hilfe kam. Diese mußten sich selbst helfen; in Verbindung mit den tapferen Schweizern trieben sie mehrmals die Räuber zum Lande hinaus. Nicht nur, daß die deutschen Kaiser nichts thaten, solchem Raubwesen der französischen Söldner zu steuern, nein, sie benutzten sogar theilweise die Raublust derselben zur Förderung ihrer eigenen selbstsüchtigen Zwecke, so z. B. Friedrich III., der von 1440 bis 1493 in Deutschland regierte, aber sich um seine Blumen, um Sterndeuterei, Wortspiele u. dergl. mehr bekümmerte, als um die Regierung seines Reiches; der zwar seine eigene Hausmacht mit allen nur möglichen Mitteln

zu vergrößern suchte, aber die Schwächung des Reiches ruhig mit ansehen konnte.

Dieser schwache Fürst entblödete sich nicht, die „Schinder" aus Frankreich als Hilfstruppen gegen die Schweizer zu gebrauchen. 15,000 Mann derselben erbat er sich von König Karl VII. von Frankreich, um mit ihrer Hilfe alle Freiheitsregungen der Schweizer zu unterdrücken. Karl VII. haßte die Schweizer „Bauern"; er sandte nicht 15,000, sondern 60,000 Armagnaken (so genannt nach ihrem Anführer, dem französischen Grafen Armagnac). Deutlich trat bei dieser Gelegenheit die Absicht des französischen Königs hervor, die Grenzen seines Reiches bis an den Rhein auszudehnen. In großen Heeressäulen rückten die französischen Krieger in das deutsche Gebiet und überschwemmten bald das ganze Elsaß und Lothringen auf ihrem Zuge nach der Schweiz. Durch Verrath der Adeligen fielen ihnen die festen Plätze in die Hände. Straßburg, Basel und die großen Schweizerstädte rüsteten sich zur Abwehr. Bei St. Jacob kam es zur Schlacht. Die Franzosen siegten, doch kostete sie der Sieg über 6000 Todte. Sie zogen sich zurück, blieben jedoch im Elsaß liegen und hausten hier auf die schauderhafteste Weise. Nichts wurde verschont, Reiche und Arme rein ausgeplündert und Frauen und Mädchen auf die brutalste Weise mißhandelt.

Ein Wuthschrei erscholl durch ganz Deutschland, als die Kunde solcher Gräuel sich verbreitete. Auf dem Reichstage zu Nürnberg forderten die Städte eine allgemeine Erhebung gegen die verhaßten Feinde. Der Kaiser mochte in seiner Machtlosigkeit und Trägheit Winkelzüge und suchte durch Lügen und allerhand listige Ränke die Schuld von sich abzuwälzen. Die deutschen Fürsten konnten in ihrer Uneinigkeit sich nicht zu einem Bündnisse ermannen, und so geschah es, daß die Erbfeinde des Deutschen Reiches ungehindert in dessen schönsten Provinzen ihre Winterquartiere beziehen konnten.

Das Volk, von Kaiser und Reich verlassen, mußte sich selbst helfen. Bauern und Städter thaten sich zusammen; die Sturmglocken ertönten, und eine blutige Jagd auf die französischen Bluthunde begann. Nachdem das Land vollends zur Wüste geworden, zogen dieselben ab; doch waren Tausende von ihnen zuvor der Rache zum Opfer gefallen.

Jetzt war die Gefahr beseitigt; doch auf wie lange?! — Was den Franzosen durch offene Gewalt nicht gelungen, das vollbrachten sie später durch List und Tücke, wobei sie durch offenen und heimlichen Verrath deutscher Fürsten und Reichsglieder unterstützt wurden.

Traurig ist es, daß gerade die Fürsten, die sich um Wiederherstellung der Freiheit in religiöser Beziehung großes Verdienst erworben haben, zum Verräther des Deutschen Reiches wurden. Karl V., ein schlauer und selbstsüchtiger Fürst, trat als Freund des Papstes mit aller Strenge gegen die Reformation in Deutschland auf. Die evangelischen Fürsten, an ihrer Spitze Moritz von Sachsen, die nach ihren eigenen Worten „das geliebte Vaterland, die deutsche Nation" gegen den Kaiser schützen, „die alte Freiheit" wieder herstellen wollten, traten in ein Bündniß mit dem gewissenlosen Heinrich II. von Frankreich. Dieser, der in seinem eigenen Lande die Evangelischen zu Tausenden hinrichten ließ, geberdete sich als Beschützer der religiösen Freiheit Deutschlands, um seine Raubgelüste ausführen zu können. Während Moritz von Sachsen, der zuerst seinen Vetter an den Kaiser verrathen, um sich in Besitz seines Landes und seiner Würde zu setzen, noch mit dem Kaiser verbündet war und in dessen Auftrage die Stadt Magdeburg belagerte, ging er heimlich jenes Bündniß mit Heinrich II. ein, dem sich die anderen evangelischen Fürsten Deutschlands anschlossen.

In ihrem Vertrage nennen die deutschen Fürsten den König Heinrich II. „ihren werthen Herrn und Freund"; sie verpflichteten sich, ohne Willen und Wissen des Königs von Frankreich keinen Frieden zu schließen. Der Franzose gewährte eine wesentliche Beihilfe zu den Kriegskosten, setzte sich dafür aber in Besitz von Metz, Toul, Verdun und von anderen deutschen Städten. Deutsche Fürsten gelobten den Franzosen Treue und Gehorsam, wenn er das Amt eines Beschützers der deutschen Nation übernehmen wolle; „sie trügen gegen ihn lieber Gefallen, als gegen jeden anderen."

(Schluß folgt.)

Ein neuartiges Kriegsschiff.

Seit wenigen Tagen besitzt England das schwerste, furchtbarste und häßlichste Kriegsschiff, das jemals auf dem Wasser schwamm. War schon bisher die Schönheit der Schiffslinien, durch die sich die altmodischen hölzernen Fregatten und Corvetten auszeichneten, geopfert worden den Anforderungen der neumodischen schweren Bepanzerung, so waren die Thurmschiffe doch mit Masten und Segeln ausgestattet, waren des sichtbaren Rumpfes nicht gänzlich bar und erinnerten zum mindesten an die älteren graziösen Schiffsformen, wogegen der eben vom Stapel gelassene Kriegsdampfer neuester Bauart, „The Devastation", kaum über den Wasserspiegel hervorragt, mit Ausnahme zweier Signalstangen nichts Mastartiges auf dem Deck zeigt, überaus grimmig und häßlich aussieht und den Namen einer schwimmenden Batterie weit eher als den eines Fahrzeuges verdient.

Da die englische Admiralität jedoch gerade diesem Modelle unter unzähligen anderen den Vorzug gab und Fachmänner sich viel von ihm versprechen, so ist es von Wichtigkeit, die Aufmerksamkeit der auswärtigen Techniker darauf zu lenken. Dieses Fahrzeug besitzt keine Masten, ist somit gänzlich auf seine Dampfmaschinen angewiesen. Die Nachtheile dieser Einrichtung liegen auf der Hand, insofern das Fahrzeug hilflos Wind und Wogen preisgegeben wäre, wenn erst sein Kohlenvorrath das Ende erreicht hätte. Es besitzt dagegen den Vortheil, daß es durch eine böse See nicht zum Ueberschlagen gebracht werden kann. Und außerdem überragt es sämmtliche bisher gebauten Kriegsschiffe durch die Wucht seiner Panzerung, das heißt durch seine Widerstandskraft gegen die moderne Artillerie, durch seine ungeheuere Offensivkraft und durch seine Fähigkeit, gewaltige Kohlenmengen mit sich zu führen. Es kann von diesen nicht weniger denn 36,000 Ctr. an Bord nehmen, die zu einer fünfundzwanzigtägigen Expedition hinreichen würden, selbst wenn seine Dampfmaschinen ununterbrochen arbeiten müßten und es Tag und Nacht je 11 Knoten per Stunde zurückzulegen hätte. Solche Resultate wurden bisher bei keinem anderen Kriegsschiffe angestrebt und setzen dieses neue eiserne Mordinstrument in den Stand, nicht blos zur Hafen- und Küstenvertheidigung verwendet zu werden, sondern auch den Gegner auf offener See aufzusuchen, wofern er sich nicht gar auf entlegenen Punkten befände. Ein österreichisches Kriegsschiff dieser Gattung könnte z. B. das ganze adriatische Meer wiederholt durchkreuzen, um es von feindlichen Fahrzeugen zu säubern, ohne frische Kohlen einzunehmen und sich allzusehr um Wind und Wetter zu kümmern. Hilflos wie ein Floß wäre es allerdings, wenn seiner Maschine Menschliches passirte; doch dem ist dadurch vorgebeugt, daß der ganze Rumpf mit den stärksten Eisenplatten bepanzert und mit zwei besonderen Maschinen ausgestattet wurde, durch welche zwei von einander vollständig unabhängige Schrauben in Bewegung gesetzt und erhalten werden können. Beide Maschinen arbeiten zusammen mit 5600 Pferdekraft, und die Panzerung ist an ihren stärksten Stellen volle 14 Zoll dick. Weitere Details wären hier nicht am rechten Platze. Deshalb sei nur noch bemerkt, daß der Marineminister Göschen bei'm Stapellauf anwesend war und das Schiff mit dem sonderbar klingenden Zuruf: „Success to the Devastation", auf deutsch: „Gut Glück der Verwüstung", dem flüssigen Elemente übergab.

Mannichfaltiges.

(Der schon erwähnte Wechsel) über 1,200,000 Thaler auf G. Müller in Berlin ist keineswegs das größte Appoint, welches zur Begleichung der ersten halben Milliarde der von Frankreich zu leistenden Kriegskosten-Entschädigung in Zahlung gegeben wurde. Unter den neuerdings eingegangenen Wechseln befinden sich u. a. einer von Rothschild auf Rothschild in London über 1,279,000 Pfd. Sterl., einer auf ein belgisches Haus über 14,000,000 Fr. und einer auf ein Amsterdamer Haus über 8,000,000 fl. Diese Wechsel müssen an die betreffenden Häuser geschickt werden, um dann in kleinere Stücke zerlegt zu werden, da sie in dieser Größe gar nicht umzusetzen sind, und es versteht sich, das dadurch bedeutende Spesen entstehen, welche, wie aus einer neulich im „Staatsanzeiger“ enthaltenen Bemerkung hervorgeht, noch der französischen Regierung in Rechnung gestellt werden. Hr. Pouyer-Quertier wird bei diesem Verfahren freilich der Nothwendigkeit überhoben sein, seinen Namen 3000 Mal unterschreiben zu müssen. In der That soll von der deutschen Regierung die eigenhändige Unterzeichnung gefordert worden sein.

(Ein eigenthümliches Naturereigniß) setzt die Bevölkerung Ohrdruss (bei Gotha) in nicht geringe Aufregung. Auf der Wiese gegenüber dem an der Straße nach Gotha gelegenen Gasthaus zum „Coburger Hof“ hat sich ein Erdfall gebildet; derselbe zeigte sich anfangs als kreisrundes Loch von einem Fuß Durchmesser, nahm jedoch im Laufe der Nacht und des nachfolgenden Tages einen Durchmesser von 12—15 Fuß an. Die Wände fallen senkrecht circa 30 Fuß ab. Aus denselben quillt Wasser, welches immer mehr Erd- und Steinmassen ablöst, den Boden bedeckt Wasser, dessen Tiefe nicht gut zu bestimmen ist. Einige hundert Schritte davon zeigt sich eine Quelle.

(Die Thierwelt des Zoologischen Gartens) in Hamburg ist kürzlich durch einen Elephanten vermehrt worden, dessen Ueberführung vom Schiff nach dem Garten nicht ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte. Das Thier hatte sich während der Reise im Allgemeinen recht verträglich und gehorsam gezeigt, von den Seeleuten allerlei Künste gelernt, so daß man erwarten durfte, es würde sich auch gutwillig nach dem Zoologischen Garten führen lassen. Da man ihm die Unbequemlichkeiten, selbst Gefahren des Auf- und Abladens auf eine Schute (in einer Kiste oder mit Hilfe eines Gurtes) zu ersparen gedachte, so wurde das Schiff an die Landungsbrücke in St. Pauli gelegt und das Thier hätte es ja nun so bequem als nur irgend möglich haben können. Aber es sei, daß ihm irgend welche Quergedanken in seinen dicken Schädel kamen, oder daß das Neue und Ungewöhnliche das Thier allzu sehr erregte, — nachdem es sich mit großer Mühe vom Schiff auf die Brücke hatte bringen lassen, setzte es allen weiteren, eine ganze Stunde lang in Güte angestellten Bemühungen passiven Widerstand entgegen und wich und wankte nicht von der Stelle. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, hatte sich natürlich eine ansehnliche Menschenmenge so dicht umher versammelt, daß der nächste Weg vor ihm nur durch Polizeibeamte offen gehalten werden konnte. Da sich dann alles Gütliche als vergebens erwies, so mußte endlich zur Gewalt geschritten werden. Die ihn haltenden Stricke wurden sicher gefaßt und derbe Hiebe regneten beiderseits auf den breiten Hinterkörper. Ihre Wirkung bestand darin, daß an Stelle des vorherigen Nichtweiterwollens jetzt ein rasender Trab, noch beschleunigt und angefeuert durch ein tausendstimmiges Hurrah der Umstehenden, begann, der von denen, welche das sehr kräftige Thier zu führen hatten, kaum gezügelt werden konnte. Ein Glück war es, daß der Dickhäuter die richtige Bahn einschlug und innehielt und daß der Tag nicht gar zu heiß war, sonst wären die Beschwerden der dabei Betheiligten kaum zu ertragen gewesen.

(Das deutsche National-Denkmal auf dem Hohenstaufen.) Eine Anzahl patriotischer Männer in Göppingen, am Fuße des Hohenstaufen, hat sich vereinigt, den kahlen Gipfel desselben, auf welchem sich nur mehr ein winziges Mäuerchen von dem alten Kaiserbau erhalten hatte, das unter den Händen der Reliquien-Räuber täglich kleiner wurde, in würdiger Weise zu krönen. Der Plan besteht darin, eine Halle mit den Bildern der Hohenstaufen-Kaiser zu bauen, und daran anstoßend einen Wartthurm mit Plattform, Orientirungsscheibe und Tubus, das Ganze in einfachem aber monumentalem Style gehalten und umschlossen von einer Ringmauer mit einem Thorthurm, an welchen die Fremdwirthschaft sich anlehnen soll. Zu gleicher Zeit wird die Barbarossa-Capelle im Dorfe Hohenstaufen, welche über dem schlichten Pförtchen die stolze Inschrift trägt: „Hic transibat Caesar“, in würdiger Weise wiederhergestellt und zur Aufbewahrung hohenstaufischer Alterthümer und Denkwürdigkeiten eingerichtet werden. Der deutsche Kaiser und der König von Württemberg haben, als Erben und Nachfolger des hohenstaufischen Geschlechtes, ihre Mitwirkung zur Ausführung dieses Planes zugesichert.

(Die Rigibahn) leidet, schreibt man dem „Fr. J.“ aus Luzern, 28. Juli, noch an allerlei kleinen Unregelmäßigkeiten. Ich hatte dieser Tage das Vergnügen, eine solche mit zu erleben, und will Ihnen genau darüber referiren, schon um etwaigen entstellenden Darstellungen des Vorfalles vorzubeugen. Unbegreiflich ist es zwar, aber Thatsache, daß die kleine, so ingeniös von Naeff und Riggenbach ausgedachte Locomotive auch aus Mangel an Kohlen stecken bleiben kann. So war es am 25. Juli Mittags. Der Zug (wenn man diese Beförderunganstalt „Zug“ nennen darf, die nur aus Einem Waggon besteht) ging pünktlich zur festgesetzten Zeit von der Station Vitznau unten am See ab; er war, wie fast alle Züge in den letzten Wochen, gedrängt voll, man hatte sich vorher um den Vortritt an der Ausgangsthür des Wartesalons fast geschlagen. Es werden nämlich der Sicherheit halber von Rechtswegen nur 54 Plätze für jede Fahrt vergeben; deshalb müssen fast bei jedem Dampfer, der von Luzern &c. in Vitznau ankommt, Leute zurückbleiben, ohne befördert werden zu können. Man drängt und stößt sich nun an der Kasse; schließlich werden gewöhnlich noch drei oder vier Personen aus Gnade untergebracht und entweder in die sechssitzigen Bänke eingepreßt, oder auch auf die Maschine genommen. So ging der Zug, ohne übermäßig beladen zu sein, auch diesmal ab und gelangte durch den kleinen Tunnel und den zierlichen, absolut sicheren Viaduct bis etwas unterhalb Rigi-Kaltbad. Die Reisenden waren, wie immer, anfangs zwar etwas ängstlich an den steilen Abgründen des Weges, aber durch die Exactheit, mit der die Zahnräder in die complicirte Mittelschiene einsetzten, bald völlig beruhigt und bewunderten nur noch die pittoreske Schönheit der Landschaft und die pompösen Blicke über den Vierwaldstädter See. Bewunderungswerth ist namentlich das momentane Stillstehen der Maschine auf der steilsten Neigungsebene. Unterhalb Kaltbad ist eine Wasserstation für die Maschine. Hier war schon etwas langer Aufenthalt; später hielt man abermals, und nun hieß es, die Kohlen wollten nicht brennen. Bald erfuhr man von dem Zugpersonal in sehr gemüthlicher Weise, daß zu wenig Kohlen an Bord seien; aber es wurde versichert, man könne ruhig bleiben, in einer halben Stunde gehe es weiter. Als die halbe Stunde verlaufen war, sagte man dann, es gebe überhaupt nicht mehr, und ließ die Reisenden aussteigen. Die meisten gingen zu Fuß auf der Bahn herauf bis Station Staffelhöhe. Wenige blieben, und mit diesen machte man dann noch einen Versuch, weiter zu kommen. Die ganze Affaire verlief durchaus harmlos und nur etwas zu gemüthlich.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 90. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

In dem Augenblick, in welchem Becker seinem Gast in's Nebenzimmer folgen wollte, trat Theodor ein. Die beiden alten Leute eilten freudig dem Sohne entgegen, dessen Anwesenheit allein ihrer Weihnachtsfreude die nöthige Weihe gab. Löffel wußte nicht, was er zu dieser beispiellosen Milde seines strengen Hauptmanns sagen sollte. Theodor, von seinen Eltern darum befragt, erklärte nämlich, der Hauptmann habe ihn vorläufig seines Arrestes enthoben, jedoch unter der Bedingung, daß er sich am nächsten Morgen wieder bei dem Schließer melden müsse.

„Schick' dem Hauptmann v. Wetterau zwei oder drei Flaschen Madeira und einen Weihnachtskuchen," wandte Becker sich zu seiner Gattin. „Er soll sehen, daß er seine Gnade an keinen Undankbaren verschwendet hat."

„Nimm mir nicht übel, ich glaube Deinen Worten nicht," flüsterte Löffel seinem Freunde zu. „Einem Civilisten gegenüber kannst Du allenfalls einen so unmilitärischen Befehl unseres Hauptmanns vertheidigen, was mich betrifft, so habe ich zu lange gedient —"

„So schweige doch," fiel Theodor leise ihm in's Wort. „Ich bin aus dem Mauseloch entwischt; um meinen Alten keine Angst einzujagen, habe ich diese Begnadigung erfunden."

Der Unterofficier wurde kreideweiß. Nicht allein die verwegene That seines Freundes trieb ihm das Blut aus den Wangen, er zitterte auch bei dem Gedanken, daß man die Flucht des Arrestanten entdecken, ihn im Hause seiner Eltern suchen und dann auch den Unterofficier Löffel, einen Mann, der bis heute noch keine Strafe erlitten hatte, in Gesellschaft des Flüchtlings finden könne. Dies genügte, auch auf ihn einen Schein von Schuld zu werfen, man klagte ihn eines Complotts mit dem Flüchtlinge an, er wurde arretirt, verhört, degradirt, — das war für das zarte Ehrgefühl des lyrischen Dichters zu viel!

„Jetzt bitte ich einzutreten," nahm die Hausfrau das Wort, „die Lichter brennen schon seit einer Viertelstunde."

„Ja, ja, sehen wir, was das Christkindchen uns bescheert hat," sagte Becker, „nachher wollen wir an den Hauptmann eine kleine Sendung abrichten."

„Ich denke, es ist am besten, ich selbst bringe dem Hauptmann das Geschenk," versetzte Theodor. „Ich muß ohnedies gleich nach neun Uhr aufbrechen, weil ich diese Nacht in der Caserne zubringen will, um morgen zur rechten Zeit mich bei dem Hühnerfürsten melden zu können. Treffe ich alsdann den Hauptmann zu Hause, so läßt sich vielleicht ein Wörtchen an die Sendung anknüpfen."

„Theodor hat recht," erwiderte Becker. „Wenn der Hauptmann gut gelaunt ist, erläßt er ihm vielleicht den Arrest. Hier sind deine Geschenke; Ihnen, Herr Unterofficiere, erlaube ich mir, diese Meerschaumpfeife anzubieten, als ein schwaches Zeichen meiner Hochachtung und Dankbarkeit."

Zu jeder anderen Zeit würde der Unterofficier sich über dieses willkommene Geschenk gefreut haben. Der Gedanke an die Flucht Theodor's und die Folgen, welche diese Flucht haben konnte, verbitterte ihm die Freude. Dem Musketier entging dies nicht.

„Sei unbesorgt," flüsterte er ihm zu, „meine Flucht wird Niemand bemerken. Ich wartete ab, bis der Vater Kneip seinen letzten Besuch gemacht hat, und werde vor Mitternacht wieder in meiner Zelle sein."

Trotz dieser Versicherung konnte der Unterofficier sich nicht beruhigen. Der Weihnachtskuchen und die feinen Weine wollten ihm nicht munden, auf die Fragen des Rentners gab er nur halbe Antworten, man konnte deutlich erkennen, daß er mit Ungeduld auf den Augenblick wartete, in welchem er sich entfernen durfte. Er sah zu wiederholten Malen auf seine Uhr und erhob sich, sobald der Zeiger auf ein Viertel vor Neun stand.

„Mach', um Himmelswillen keine dummen Geschichten," flüsterte er seinem Freunde zu, welchem die Angst des poetischen Unterofficiers nur ein Lächeln entlocken konnte. „Laß Dich nicht fischen, Du weißt nicht, wie streng das Kriegsgericht solche Vergehen bestraft."

Vergebens redete Becker seinem Gast zu, er möge nur noch ein Stündchen weilen. Löffel schützte vor, daß er punkt neun Uhr in der Caserne sein müsse.

Die ernste Warnung des Unterofficiers verfehlte ihren Eindruck auf Theodor nicht. Er mußte sich gestehen, daß er einen Weg betreten hatte, der an Abgründen vorbeiführte; ein Fehltritt, und er lag in der gähnenden Tiefe. Mit anderen Worten, wenn man ihn ertappte und er vor ein Kriegsgericht gestellt würde, so konnte er sich auf vier Wochen Arrest, vielleicht auf Festungsstrafe gefaßt machen. Der Gedanke an die nahe liegende Möglichkeit dieses Falles erfüllte ihn mit banger Besorgniß. Dem Vater wollte er sich nicht entdecken, tief das Wagniß gut ab, so setzte er die Eltern unnöthig in Angst und Besorgniß.

Er steckte kurz nach neun Uhr zwei Flaschen Madeira in die Rocktaschen, nahm den Weihnachtskuchen unter den Arm und verließ die elterliche Wohnung, um in die Menagerie des Hühnerfürsten zurückzukehren.

Auf den Straßen war es, Dank dem stürmischen Schneewetter, still und einsam. Die wenigen Bürger, welche dem Musketier begegneten, kümmerten sich nicht um ihn, sie waren gezwungen, ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Regenschirm zu lenken, welchen der Sturm ihnen zu entreißen drohte.

Auf dem Marktplatz blieb Theodor stehen. Er sah hinauf zu den hell beleuchteten Fenstern des Geheimraths Werden und dachte unwillkürlich an die warme Wohnstube seiner Eltern, an den geputzten Christbaum, an die vollen Flaschen auf des Vaters Tisch, den süßen Kuchen und seine finstere Arrestzelle mit ihrem Wasserkrug und ihren Mäusen. Ein Seufzer entfuhr seiner beklommenen Brust. Und doch

wäre er froh gewesen, wenn er nur erst wieder in dieser Zelle auf der harten Pritsche gesessen hätte!

Da hörte er plötzlich hinter sich Schritte. Er wandte sich um und erblickte den Rondeofficier, der, mit Helm und Schärpe bekleidet, geraden Weges auf ihn zusteuerte. Er hätte in den Erdboden sinken mögen. Was sollte er dem Officier antworten, wenn dieser ihm die Urlaubskarte abforderte? Eine solche Karte, welche ihm das Recht gab, den Zapfenstreich zu ignoriren, konnte er nicht vorzeigen, die unausbleibliche Folge war, daß der Officier ihn zur Hauptwache führte, und hier mußte es sich herausstellen, welches Verbrechen er begangen hatte. Hätte er gewußt, daß der Lieutenant v. Kloß zur Ronde commandirt war, würde er trotz der Nähe des Officiers einen Fluchtversuch gemacht haben.

„Na, wo wandert Er denn noch herum? Warum ist Er nicht in der Caserne?“

Theodor faßte sich rasch, nur Geistesgegenwart konnte ihn retten.

„Hat Er eine Urlaubskarte?“ fuhr der Officier fort.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ erwiderte Theodor, indem er den Waffenrock offen knüpfte. „Eine Urlaubskarte bis elf Uhr.“

„Laß Er sie nur stecken! Weiß Er, wo ich wohne?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Dann thue Er mir den Gefallen und verfüge Er sich in meine Wohnung, mein Bursche wird hoffentlich noch nicht zu Bett sein. Sage Er ihm, daß er mir einen Civilanzug bringen soll, aber rasch, ich werde hier auf dem Platze warten.“

Theodor machte „Kehrt“, die rasche Wendung brachte seine schweren Rockschöße in Schwingung, eine der beiden Flaschen schlug an einen Baumstamm und zerbrach. Theodor achtete nicht darauf; froh, der Gefahr entronnen zu sein, eilte er der Wohnung des Lieutenants zu. Was nun? Der Officier hatte ihn nicht erkannt, sollte er den Auftrag ausführen oder in das Arresthaus zurückkehren und sich nicht weiter um den harrenden Secondelieutenant kümmern? Er griff in die Tasche und zog behutsam den Boden der Flasche heraus. Sie war in der Mitte zerbrochen, in der unteren Hälfte befand sich noch ein Rest Madeira, welchen Theodor zur Erwärmung seines inneren Menschen verwendete. Der glückliche Ausgang seiner Begegnung mit dem Rondeofficier hatte ihm neuen Muth gegeben, er dachte nur noch an die Schwierigkeiten, welche er, um in seine Zelle zurückzugelangen, beseitigen mußte.

Der Bursche schlief schon, als Theodor in der Wohnung des Lieutenants anlangte. Unwillig über die Störung händigte er dem Musketier den Anzug seines Herrn ein, mit der Bemerkung, es sei ihm einerlei, wer dem Herrn Lieutenant die Kleider auf den Markt bringe, er habe keine Lust dazu.

Im Vertrauen darauf, daß der Officier ihn nicht beachten werde, unternahm Theodor diese Sendung, nachdem er vorher seinen Weihnachtskuchen in die durchnäßte, noch Madeira duftende Rocktasche gezwängt hatte.

Der Lieutenant ging mit großen Schritten unter den Bäumen auf und ab. Als er den Musketier erblickte, näherte er sich der Thür des Werden'schen Hauses.

„Komme Er mit,“ befahl er, als die Köchin die Thür geöffnet hatte. „Weshalb ist mein Bursche nicht gekommen?“

Theodor gab keine Antwort. Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn, als er jetzt in dem hell erleuchteten Hausflur dem Officier gegenüberstand.

„Ich meine, das Gesicht sollte ich kennen,“ fuhr der Lieutenant nach einer kurzen Pause fort. „Ist er nicht ein Mann von meiner Compagnie?“

„Nein, Herr Lieutenant!“

„Na, dann muß ich Ihm bei irgend einer Gelegenheit einmal begegnet sein. Warte Er hier, bis ich wiederkomme.“

Er nahm die Kleider und ging in die Gesindestube. Theodor stand wie auf glühenden Kohlen; glücklicherweise hatte die Köchin ihn nicht beachtet. Nach Ablauf einiger Minuten trat der Officier wieder auf den Hausflur.

„Er kann sich die Zeit vertreiben, wie und wo Er will, im Wirthshause oder hier in der Küche, mir ist's gleichgiltig,“ wandte er sich zu dem Musketier, „aber punkt ein Uhr schickt Er mir den Bedienten herauf, versteht Er?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Vergesse Er's nicht. Er sieht, daß ich die Ronde habe, um ein Uhr will ich die Wachen revidiren.“

Der Lieutenant stieg nach diesen Worten die Treppe hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Elsaß und Lothringen dem Deutschen Reiche geraubt wurden.

(Schluß.)

Heinrich begann sein Beschützungswerk damit, daß er zunächst Lothringen ganz in seinen Besitz brachte.

Die Magistratsmitglieder in Metz, die treu zum Deutschen Reiche hielten, wurden überfallen und ermordet. Das mächtige Bollwerk Straßburg ließ sich jetzt noch nicht von den schlauen Franzosen ködern; erst später sollte seine Stunde schlagen.

Als Moritz von Sachsen dem Könige von Frankreich anzeigte, Kaiser Karl sei zum Frieden geneigt, kehrte sich der treulose Franzose nicht daran sondern hielt seinen Raub fest. Vergeblich waren alle Bemühungen Karls V., die geraubten lothringischen Bisthümer wieder für Deutschland zu gewinnen. In Folge der Uneinigkeit und Eifersucht deutscher Fürsten konnte er nicht einmal die Stadt Metz dem Franzmann wieder entreißen und legte deshalb voller Mißmuth die Regierung nieder.

Bis zur Regierung Ludwigs XIV. behielten die geraubten Theile noch einen Rest ihrer alten Freiheit, indem die französischen Könige nur die sog. Schutzherrschaft über sie ausübten. Mit dem Regierungsantritt dieses beutegierigen Fürsten änderte sich aber die Sachlage. Sein allmächtiger Cardinal Mazarin befahl den Abgeordneten der geraubten Städte, seinem Könige den Eid der Treue zu leisten. Die Städte fügten sich, denn Ludwig hatte die Macht. Ludwig ging noch weiter. Im westphälischen Frieden, in welchem Frankreich und Schweden die deutschen Angelegenheiten regelten, ließ er sich das Elsaß, soweit es Oesterreich gehörte die Festung Breisach und den Sundgau abtreten, wozu noch im Frieden zu Nymwegen die wichtige deutsche Festung Freiburg im Breisgau kam.

Ein förmliches Raubsystem wurde nun eingerichtet. Der Parlamentsrath Reveaux in Metz brachte Ludwig auf die Idee, alle Besitzungen, die früher einmal zu den schon geraubten Ländern gehört hatten, für sich zu beanspruchen. In Metz, Breisach und Besançon wurden sogenannte Reunionskammern eingesetzt, welche feststellen sollten, was als Beigaben zu Elsaß und den lothringischen Städten Frankreich etwa noch fordern könne. Vor diesen Kammern war Ludwig nun Kläger, Zeuge

und Richter in einer Person. Die Besitzer größerer Landstriche wurden vor die Reunionskammer geladen, um dem Könige von Frankreich den Vasalleneid zu leisten. Wer nicht erschien, dem wurden die betreffenden Landestheile sofort abgesprochen und Ludwig schickte seine Mordbrenner aus, sie für Frankreich in Besitz zu nehmen.

Der deutsche Kaiser Leopold I. hatte weder die Kraft noch das Geschick, dem Räuber das Handwerk zu legen. Auch war er von Verräthern umgeben. Sein erster Minister Fürst Lobkowitz, war durch französisches Geld bestochen und redete deshalb zu Gunsten Frankreichs. „Durch goldene Ketten ist bei den Ministern in Wien Alles zu haben,“ sagte Ludwig XIV. und darauf hin riß er ein Stück nach dem anderen vom Deutschen Reiche los. Die deutschen Fürsten konnten sich infolge ihrer kleinlichen Eifersucht und Zwietracht zu keinem einmüthigem Handeln vereinigen.

Vergeblich mahnte **Friedrich Wilhelm**, der große Kurfürst, den Krieg gegen Frankreich energischer zu führen. Seine Stimme verhallte unbeachtet. Unbeachtet nämlich von den deutschen Fürsten — Ludwig XIV. achtete wohl darauf, und weil er wußte, daß er in ganz Deutschland den Brandenburger allein zu fürchten habe, erweckte er demselben im Rücken einen Feind, und wußte ihn dadurch für sich unschädlich zu machen. Von den anderen deutschen Fürsten hatte er nichts zu besorgen und konnte deshalb ungestört sein Raubsystem verfolgen.

Den Schluß der ganzen Räuberei bildete die Wegnahme Straßburgs. Entschieden hatten sich die Straßburger dem Begehren Ludwig's, ihm wegen einiger Besitzungen den Eid der Treue zu leisten, widersetzt. Nur Verrath konnte den Franzosen die „wunderschöne“ Stadt überliefern.

Die Rheingegenden, Pfalz und Elsaß wurden von den französischen Raubhorden verwüstet, Städte und Dörfer eingeäschert, so daß in Elsaß wohl kein Ort sich findet, der nicht von den Gräueln dieser Zeit erzählen könnte. Zwei Jahre nach dem schmählichen Frieden zu Nymwegen (5. Februar 1679) fiel denn auch Straßburg in die Hand des Räubers. Durch gewaltsamen Ueberfall mitten im Frieden wurde die Stadt mit Hilfe erbärmlicher Verräther genommen.

An der Spitze derselben stehen die drei Brüder Wilhelm, Hermann und Egon von **Fürstenberg**. Der letztere war Bischof von Straßburg, wohnte aber nicht in der protestantischen Stadt, sondern in Zabern. Er und seine Brüder, von welchen der eine Oberhofmeister des Kurfürsten von Bayern, der andere Geheimrath des Kurfürsten von Köln war, hatten schon seit Jahren als bestochene Söldner in Ludwig's Interesse gearbeitet. Auch im Inneren der Stadt fand Ludwig willige Werkzeuge. Der Stadtrichter Georg von Zedlitz, der Stadtschreiber Günzer und die Senatoren Obrecht und Stößer wurden durch Ludwig's Creaturen gewonnen.

Diese öffneten am 30. September 1681 den Franzosen die Thore, so daß sie ohne Schwertstreich in die Stadt einziehen konnten. Der Stadtschreiber Günzer wurde Syndicus der Stadt und erhielt außerdem noch 300,000 Thaler und zwei goldene Ketten zur Belohnung. Als bald darauf Ludwig XIV. selbst in die verrathene Stadt einzog, um sich huldigen zu lassen, wurde er von dem Bischof Egon, der mit seiner ganzen Klerisei schon von der Münsterkirche Besitz genommen hatte, in einer feierlichen Rede empfangen. Zum Schlusse seiner Rede sprach der alte, grauköpfige Schurke: „Ich kann jetzt mit dem alten Simeon sprechen: Herr nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“

Wohl knirschten die Bürger Straßburgs mit den Zähnen, aber sie mußten sich der Gewalt fügen; die französischen Schergen unterdrückten gewaltsam alle Freiheitsregungen. Vergebens setzten sie ihre Hoffnung auf die Hilfe Deutschlands; denn zu einem Reichskriege gegen Frankreich kam es erst im Jahre 1688, und dieser fiel kläglich genug aus. Nachdem der Krieg zuerst mit vieler Anstrengung und französischerseits mit großer Rohheit und Unmenschlichkeit geführt worden war, gelang es auch diesmal Ludwig, seine Gegner zu trennen.

Im Frieden zu Ryswick (20. September 1697) mußte Ludwig zwar verschiedene geraubte Festungen wieder herausgeben (Philippsburg, Kehl, Freiburg, Breisach 2c.). **Straßburg aber wurde definitiv an Frankreich abgetreten.**

Jetzt, nach bald 200 Jahren haben unsere Brüder die Schmach ausgetilgt und jene Provinzen zurückerobert. Danken wir Gott, daß wir endlich ein einiges und durch die Einigkeit starkes Vaterland haben, das aller Hinterlist und aller Macht Frankreichs, wie jedes anderen Landes, gewappnet gegenübersteht!

Bismarck vor der öffentlichen Meinung.

G. Wohl selten dürfte ein Sterblicher einen so vollständigen Umschwung der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten erfahren haben, als unser Reichskanzler Fürst Bismarck. Bis zum Jahre 1866 (und stellenweise auch noch später) wäre es bekanntlich ein fast lebensgefährliches Unterfangen gewesen, dem preußischen Premier das Wort zu reden. Erst nach Sadowa begann in den intelligenteren Volkskreisen sich allmählich ein Verständniß für die echt deutsche, wenn auch etwas kühne Politik des eisernen Grafen Bahn zu brechen, bis endlich die gewaltigen Erfolge des verwichenen Jahres auch dem blödesten Verstande die hohen Verdienste des Fürsten um Deutschlands Einigung klar machten.

Gegenüber dieser langjährigen und fast allg meinen Verkennung des vielgeschmähten Staatsmannes möchte es nicht ohne Interesse sein, ein Urtheil zu vernehmen, das schon beim Beginn der diplomatischen Laufbahn Bismarck's — vor 2. Decennien — dessen künftige Größe prognosticirte.

Die Leipziger „**Illustrirte Zeitung**“ vom 24. Juli 1852 brachte nämlich ein Portrait des damaligen Bundestagsgesandten Otto (hier irrthümlich Karl) v. Bismarck-Schönhausen (mit Vollbart und etwas kräftigerem Haarwuchs, als den drei historischen Haaren), dem eine kurze Notiz über Bismarck's Leben und diplomatisches Wirken beigefügt ist, die zwar im neuen Gesandten einen Junker vom reinsten Wasser erblickt, übrigens mit folgendem bemerkenswerthen Ausspruche schließt: „**Bismarck scheint noch eine bedeutende Zukunft vor sich zu haben.**“

Während wir in vorstehendem Urtheile eine immerhin merkwürdige Divinationsgabe bewundern müssen, klingt dagegen eine Bemerkung der „**Gartenlaube**“ bezüglich Bismarck's vom Jahre 1863 heute geradezu lächerlich. Dieselbe schildert nämlich in Nr. 12 besagten Jahrganges unter der Ueberschrift: „Ein Volksschwur“ die Einsegnung resp. Bildung des Lützow'schen Freicorps im Jahre 1813 und erwähnt hierbei eines Rittmeisters v. Bismarck aus der Altmark, der jenem berühmten Corps eine zweite Husaren Escadron zuführte. Der Name Bismarck veranlaßte nun die „Gartenlaube“ in einer eigenen Anmerkung folgende zum Theil schwer zu beantwortende Fragen aufzuwerfen: „Sollte der jetzige Ministerpräsident Preußens ein Nachkomme dieses Rittmeisters v. Bismarck sein? Welche Empfindungen würden den Mitkämpfer Lützow's dann erfüllen, wenn er jetzt seinen Nachkommen schauen könnte? Wohl ihm, daß sein Auge längst geschlossen ist!“ Nun, wir hoffen, daß der edle Vorfahr unseres Reichskanzlers über dessen spätere Aufführung sich nachträglich droben eben so beruhigt haben wird, wie hienieden die „Gartenlaube“ und — wir Alle.

Mannichfaltiges.

(**Am 6. August**) gerade werden es hundert Jahre, daß Göthe von der Straßburger Facultät zum Magister juris

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 92. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

9. Capitel.

Unterredungen unter vier Augen.

An den Empfangssaal des Geheimraths stieß ein kleines Cabinet, welches durch eine Flügelthür mit jenem in Verbindung stand.

In diesem Cabinet saßen in dem Augenblick, in welchem der Hauptmann in den Salon trat, Hulda und deren Tante, während Eduard mit dem Geheimrath Schach spielte.

„Du wirst sehen, Dein Vater verweigert seine Einwilligung," sagte Tante Bertha achselzuckend, während sie eine blühende Camelie vom Stamme pflückte und gedankenvoll betrachtete. „Seine Abneigung gegen die Officiere ist zu hartnäckig, als daß es uns gelingen könnte, dieselbe zu beseitigen."

Hulda warf schmollend das hübsche Köpfchen zurück. „Er muß," erwiderte sie, indem sie mit dem kleinen Füßchen, wie um ihre Worte zu bekräftigen, heftig auf den weichen Teppich trat, „ich sage, er muß! Glaubst Du, einer so albernen Antipathie wollte ich mein Lebensglück opfern? Eduard ist der einzige Mann, den ich lieben kann —"

„Kind, er ist Deine erste Liebe, ich finde es begreiflich, daß Du dieser alltäglichen Redensart Dich bedienst, um mich die Nothwendigkeit Deiner Consequenz einsehen zu lassen", unterbrach die Tante das zürnende Mädchen. „Du weißt, wie gerne ich Dir in Allem mit Rath und That beistehe, Du wirst das Vertrauen hegen, daß ich auch in dieser Angelegenheit —"

„Ich will die ganze Angelegenheit selbst erledigen, indem ich dem Vater erkläre, daß ich keinen anderen Mann als Eduard zum Gatten nehme."

„Nichts," entgegnete Tante Bertha rasch, „solche Erklärungen führen zu heftigen Auftritten, bei denen manches Wort fällt, welches man später gerne zurücknehmen möchte. Du weißt, Dein Vater ist heftig, man muß Alles vermeiden, was ihn erregen könnte. Ich kann Dir keinen besseren Rath geben, als den: Eduard mag mit ihm reden, um Deine Hand bitten und dabei den Entschluß äußern, daß er den Degen an den Nagel hängen und Oekonom werden wolle. Dein Vater wird seine Einwilligung verweigern; gut, jetzt handeln wir. Eduard nimmt seinen Abschied und entführt Dich, wir aber suchen Deinen Vater zu besänftigen; gelingt es uns, dann kehrt Ihr zurück, gelingt es uns nicht, so heirathet Ihr in Paris oder Bremen und wartet das Weitere ab."

Tante Bertha sagte dies mit so gelassener Ruhe, daß Hulda sich eisig berührt fühlte. Ehe sie eine Erwiderung geben konnte, trat der Hauptmann in das Cabinet. Hulda entfernte sich. Sie hatte längst bemerkt, daß die Tante den Hauptmann gern kommen sah; wie alle Mädchen ihres Alters empfand sie Vergnügen daran, die Beiden einander näher zu bringen.

„Wir haben lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie bei uns zu sehen," nahm Tante Bertha das Wort, nachdem der Hauptmann sich in den Sessel gesetzt hatte, der neben dem Sopha stand. „Mein Schwager hat Sie dringend eingeladen, wir hofften von Tag zu Tag, Sie würden dieser Einladung Folge leisten."

„Mein Fräulein, wenn ich gewußt hätte, daß mein Besuch so willkommen war, würde ich nicht gezögert haben, von der gütigen Erlaubniß des Herrn Geheimraths Gebrauch zu machen," erwiderte der Hauptmann, sich verbeugend.

„Ach, Sie glauben, weil Werden Abneigung gegen jede Uniform hegt, wäre seine Einladung nicht —"

„Allerdings!" ergänzte der Hauptmann. „Ich muß gestehen, daß diese Abneigung mich sehr in Erstaunen setzt, der Herr Geheimrath ist ebenso gut ein Diener des Königs —"

„Lassen Sie ihm diese unschuldige Marotte," unterbrach Tante Bertha ihn, deren Lippen ein freundliches Lächeln umspielte. „Seitdem Sie ihm als Vorsitzender der Einquartierungs-Commission den kleinen Dienst geleistet haben, erwähnt er sie nie mehr, ein Beweis, daß Sie bei ihm eine Ausnahme machen. Wenn nur —"

„Wenn?" fragte der Hauptmann, als die Dame zögerte.

„Warum soll ich's Ihnen verschweigen? Der Herr Lieutenant v. Kloß ist entschlossen, heute Abend um die Hand meiner Nichte anzuhalten."

Das hagere Gesicht des Hauptmanns verlängerte sich um mehrere Zoll. „Na, den Entschluß, mit Respect zu melden, muß ich loben," versetzte er nach einer ziemlich langen Pause. „Unter uns gesagt, begreife ich nicht, woher Eduard den Muth dazu nimmt. Aber wir sind bei Ihrem „Wenn" stehen geblieben, mein Fräulein. Knüpfen an den Entschluß Eduard's vielleicht Befürchtungen sich, welche —"

„Ganz gewiß, ich bin sogar überzeugt, daß Werden seine Einwilligung verweigern wird, und dann —"

Ein tiefer Seufzer, welcher dem Hauptmann viel und doch auch wieder wenig zu rathen gab, beendete den Satz.

„Sie glauben, er würde uns sein Haus verbieten? Ah, das wäre eine Grobheit, welche der fein gebildete Weltmann sich nicht zu Schulden kommen läßt."

Tante Bertha sah schweigend auf die Camelie, welche auf ihrem Schooße lag; auch der Hauptmann blickte schweigend vor sich hin. Dann und wann zuckte es um seine Lippen, selbst der unbefangenste Beobachter würde daran erkannt haben, daß dieser Mann mit einem Entschluß kämpfte.

„Nein, nein," fuhr er fort, „das kann, das darf nicht geschehen. Wenn ich Sie, meine Theuere, nicht mehr sehen sollte, dann, mit Respect zu melden — — Doch lassen Sie mich schweigen, der alte Hauptmann kann Ihnen ja kein Interesse einflößen."

Er sah auf und blickte in das hochrothe Antlitz der Dame, welche, die Augen sittsam niedergeschlagen, den wehmüthigen Worten des Hauptmanns mit stillem Entzücken lauschte. Und diese Röthe war die Verrätherin, welche dem Hauptmann einen Blick in die schwachen Vertheidigungswerke

der Festung werfen ließ, von deren Belagerung er schon abstehen wollte. Dies änderte die Sache.

Der Hauptmann drehte krampfhaft an den Spitzen seines Schnurrbarts und ergriff dann die Hand der Dame, welche ihm nicht entzogen wurde.

„Ich bin über die Jugend hin," fuhr er fort, „aber hier drinnen in meinem Herzen grünt und blüht noch ein Frühling, der nur des Sonnenscheins Ihrer schönen Augen bedarf, um seine Blätter und Blüthen zu treiben. Das wußte ich schon, als ich Sie zum ersten Male sah, als ich zum ersten Male in Ihre schönen Augen blickte. Ein Wort von Ihnen kann diesen Frühling vernichten, ein Wort von Ihnen kann mein Herz in einen Feengarten verwandeln. O, sprechen Sie dieses Wörtchen, Geliebte! Lassen Sie mich knieen zu Ihren Füßen und dieses Wörtchen von Ihren Lippen hören, welches mich, mit Respect zu melden, zum Glücklichsten aller Sterblichen macht."

Der Hauptmann ließ sich sachte vom Sessel gleiten; ehe Tante Bertha es verhindern konnte, lag er vor ihr auf den Knieen. Der Schweiß der Aufregung stand ihm auf der Stirn. Er hatte noch nie in so gewählten Ausdrücken gesprochen.

„Ich bitte Sie, stehen Sie auf," flüsterte Tante Bertha. „Wenn man uns in dieser Situation überraschte."

„Nicht eher, bis Sie jenes Wörtchen gesprochen haben, welches mir den Himmel erschließen soll!" erwiderte der Hauptmann leidenschaftlich.

Aber Tante Bertha war nicht geneigt, dem edlen Ritter den Sieg so leicht zu machen, wenn sie auch mit ihrem Herzen sich über die Antwort, welche sie dem feurigen Bewerber zu geben gedachte, bereits geeinigt hatte.

„Ich bitte Sie nochmals, stehen Sie auf," sagte sie. „Mein Schwager und Herr v. Kloß haben ihre Partie beendet, sie erheben sich, — in der nächsten Minute werden sie hier sein."

Der Hauptmann erhob sich. „Ich wußte, daß ich nicht hoffen durfte," sagte er wehmüthig.

Tante Bertha war ebenfalls von ihrem Sitz aufgestanden. „Am Sylvesterabend will ich Ihnen die Antwort geben," flüsterte sie dem Glücklichen im Vorbeigehen zu. „Gönnen Sie mir die kurze Frist, um einen Entschluß zu fassen, der für mein ganzes Leben entscheidend ist."

Sie verließ nach diesen Worten das Cabinet. Der Hauptmann wollte ihr folgen, Eduard hielt ihn zurück. „Deute ich den Purpur auf den Wangen der Tante recht, so —"

„Still," fiel der Hauptmann ihm in's Wort, „noch darfst Du mir nicht Glück wünschen, sie hat sich bis zum Sylvesterabend Bedenkzeit erbeten. Aber veni, vidi, vici, mit Respect zu melden, das, mein Freund, darf ich Dir heute schon sagen."

Der junge Mann setzte sich in's Sopha und seufzte tief auf. „Sie ist unabhängig," sagte er, „sie darf ihre Hand vergeben, ohne dazu die Einwilligung eines eigensinnigen Vaters einholen zu müssen. Ich beneide Dich um dieses Glück."

„Hoffen wir das Beste!" erwiderte der Hauptmann. „Höre ich wohl, so willst Du heute —"

„Ich bitte Dich, erinnere mich nicht daran," flüsterte Eduard, „mir graut vor dem Augenblick. Ich habe nie als Bittender Jemanden gegenüber gestanden —"

„Bah!" fiel der Hauptmann ihm in's Wort, während er die Spitzen seines Schnurrbarts aus der wagerechten in die senkrechte Lage brachte, so daß sie mit ihren äußersten Enden fast die Augenwinkel berührten. „Man muß jede Sache im vortheilhaftesten Lichte betrachten. Du fragst den Geheimrath einfach, ob er Dir seine Tochter geben will; er kann im schlimmsten Falle nur „Nein" antworten. Thut er das, forderst Du Gründe für seine Weigerung. Sind Sie derart, daß ein vernünftiger Mann sie gelten lassen kann, so machst Du Kehrt und entführst die Geliebte, mit Respect zu melden."

Eduard schüttelte den Kopf, er konnte sich mit dieser Ansicht nicht einverstanden erklären. Der Eintritt des Geheimraths, welcher die Herren zur Tafel bat, brach die Unterredung der Beiden ab.

Der Geheimrath war heute bei sehr guter Laune, er würzte seinen Gästen das Mahl durch lustige Anekdoten und piquante Geschichten aus der Chronique scandaleuse. Mitternacht war vorüber. Eduard erhob sich und bat seinen Wirth, ihm eine kurze Unterredung unter vier Augen zu gewähren.

Die Stirn des Geheimraths legte sich in Falten, er dachte an die kleine Gage und die großen Bedürfnisse der Herren Officiere. Mit sauersüßem Lächeln stand er von seinem Sessel auf, um den Lieutenant in's Cabinet zu führen.

Der Hauptmann warf seinem Freunde einen bedeutsamen Blick zu, welchen Eduard durch ein gezwungenes Lächeln beantwortete.

In dem Augenblicke, in welchem der Lieutenant dem Hausherrn folgen wollte, meldete der Diener des Geheimraths, ein Soldat der Hauptwache wünsche mit dem Herrn Lieutenant v. Kloß zu sprechen. Eduard biß auf die Lippe und sah auf die Uhr. Dem Dienste mußten Privatangelegenheiten nachstehen, aber der Schritt, den er jetzt thun wollte, war für seine Zukunft von solcher Wichtigkeit, daß er sich versucht fühlte, heute einmal den Dienst in den Hintergrund treten zu lassen. Schon wollte er dem Diener die Weisung ertheilen, daß er innerhalb einer halben Stunde auf der Hauptwache sein werde, als der Geheimrath, dem diese Unterbrechung erwünscht war, bemerkte, er bedauere, daß er auf die Unterredung verzichten müsse, aber unter den obwaltenden Umständen thue man am besten, sie bis zum nächsten Tage aufzuschieben.

Diese Bemerkung brachte den Lieutenant in Verwirrung. Er verabschiedete sich und ging hinunter mit dem Vorsatz die Schale seines Zornes über den allzu pünktlichen Musketier auszugießen, der die halbe Stunde bis ein Uhr hätte abwarten können. Aber er kam nicht dazu, diesen Vorsatz auszuführen. Als er in die Gesindestube trat, sah er statt des Musketiers, den er beauftragt hatte, ihn an seine Pflicht zu erinnern, einen Mann der Hauptwache im Wachtanzuge vor sich. Dieser meldete, daß ein Musketier in dem Augenblicke, in welchem derselbe die Hofmauer des Arrestgebäudes übersteigen wollte, verhaftet worden sei. Der Unterofficier der Wache lasse den Herrn Lieutenant bitten, das Verhör anzuordnen, da er Grund zu der Vermuthung habe, der Arrestant sei kurz vor seiner Verhaftung aus dem Arresthause entwichen.

Eduard machte seinem Unmuth in einigen Bemerkungen über die unfehlbare Weisheit des wachthabenden Unterofficiers

Luft und legte, nachdem er den Soldaten zur Hauptwache zurückgeschickt hatte, seine Uniform an, um statt der wichtigen, für seine Zukunft entscheidenden Unterredung mit dem Geheimrath ein minder wichtiges Gespräch mit dem verhafteten Musketier zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

* Friedrich Hahn, ein Pfälzer Dichter.

(Fortsetzung.)

Als Ewald Göttingen verließ, trat die Richtung des Bundes recht grell hervor. Voß schreibt am 26. October 1772 darüber: „Einige Tage vor seiner Abreise nöthigte Ewald den ganzen Parnaß, auch Bürger von Gellienhausen, zum Abschiedsschmaus. Das war eine Dichtergesellschaft, und wir zechten alle wie Anakreon und Flaccus; Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's! Nicht so feierlich; Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uzen's, Weiße's u. s. w.; nun mein Brückner mit seiner Doris. Ein heiliger Schauer muß Sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, Hahn, die Miller mit ihrer männlichen deutschen Kehle, Boie und Bürger mit Silberstimmen und wir Andere das feuerige „Lebe!" ausriefen. Jemand nannte Wieland, mich däucht Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf und — „Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire!" u. s. w.

Im Herbste des letztgenannten Jahres kamen auch die beiden Grafen Stolberg, Christian and Friedrich Leopold, nach Göttingen, um da ihre Studien fortzusetzen. Beide wurden nun auf ihre Bitte ebenfalls in den Bund aufgenommen. „Im Feuer, wie ich bin," schrieb Voß den folgenden Tag an Brückner, „darf ich wohl ein Bischen stolz sein. Ohne mich wäre der Bund nicht entstanden. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmack war zu einseitig und zu weichlich. Hahn wurde nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und selbst Boie's Geschmack war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste Freundschaft geknüpft. Der feuerige Hahn darf frei singen, Hölty auch, und Boie ist so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann. Gleim spricht mit Enthusiasmus von uns, Claudius auch, und Klopstock hat gesagt, daß Göttingen voll junger Patrioten wäre."

Wie die jungen Männer es weiter trieben, davon giebt folgende Stelle aus Vossen's Briefen Auskunft. „Ich ging nach meiner Stube," schreibt derselbe, „fühlte aber Begeisterung und wollte anfangen zu schreiben, als Hahn hereintrat. Er fühlte auch so etwas, und wir entschlossen uns, Hölty abzufordern und wieder zu Dorf zu gehen, um die Nacht hindurch Verse zu machen. Und so wanderten wir bei Mondschein und dichteten um die Wette. Gefällt Ihnen die Methode? Ich denke, sie soll in unseren Lebensbeschreibungen noch mal erzählt worden." Es vergegenwärtigt auch den forcirten Enthusiasmus der jungen Dichter, wenn Voß den 16. Juni 1773 an seine künftige Frau (Ernestine Boie, des Dichters Schwester) schreibt: „Wir drei (Voß, Stolberg und Hahn) gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten und der Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnehin schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblicke ich weiß nicht zu welcher großen Handlung fähig gewesen wären."

Wie sehr man für Klopstock begeistert war, zeigten auch folgende Stellen aus Vossen's Briefen: „Den zweiten Juli ist Klopstock neun und vierzig Jahre alt. Diesen Tag feiern die Hannoveraner sonst nicht, weil die Marienfeste abgeschafft sind. Aber der Bund wird ihn mit der größten Feierlichkeit begehen. Ich lasse mir ein neu Kleid machen, das ich nicht eher anziehen will als bis auf diesen Tag." Dann die Beschreibung des Festes: „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahn's Stube, die die größte ist (es regnete den ganzen Tag)*), zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkojen bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wieland's Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche sich auf Deutschland beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee. Die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Boie, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, dann Ebert's, Göthe's, Herder's, und Klopstock's Ode „Der Rheinwein" wurde vorgelesen und noch einige andere. Nun wurde das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopfe, von Deutschland, von Tugendgesang, und Du kannst denken wie. Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wieland's Idris und Bildniß. Klopstock, er mag's gehört oder vermuthet haben, hat geschrieben, wir sollten ihm eine Beschreibung des Tages schicken." 1774 wiederholte sich diese Geburtstagsfeier im Freien, und nach des Bundesmitglieds Fr. Hahn, des Excentrischen. **) Mittheilung wurde an der Bundeseiche drei Mal der Vater Klopstock angerufen, „und plötzlich rauschte es hoch die Eiche herunter, daß die niederschwankenden Aeste unsere Häupter verhüllten."

Welcherlei Scenen bei solchen Festlichkeiten vorfielen, kann man aus folgendem Briefe Hahn's an Klopstock schließen: „Ach mit lauten Herzschlägen sein Sie uns Allen gegrüßt, gesegnet, geküßt, o unser Vater Klopstock!... Mitten unter uns Allen Klopstock! Unter uns Allen? O unsere Stolberge fehlten! Wahrlich dieses Mal wünsche ich sie vergessen zu können, um ganz, ganz Freude zu sein, wenn nun aber der Stuhl nicht mehr leer steht***) und ach, die Eiche des Bundes nun über Seinem, über Klopstock's Haupte rauscht! O nicht umsonst rauschte sie stolz, als wir neulich in der Mitternacht ausgingen, zum Feste des zweiten Julius Zweige zu brechen. Es war in diesem Jahre das erste Mal, daß wir sie besuchten. Gerade über ihr stand ein funkelnder Stern. Wir kündigten ihr uns von fern als den Bund für's Vaterland an, liefen und riefen ihr Wodan's Gesang entgegen, traten hierauf still und langsam näher hinzu, faßten Aeste, brachen Zweige und riefen laut: Unserem Vater Klopstock!.... Die Eiche hat nur noch einen so schönen Zweig, wie der war, den wir flochten und Ihnen zusenden wollten. Dieser mag nun verdorren, aber Sie schlagen uns es doch nicht ab, sich mit jenem unter der Eiche selbst bekränzen zu lassen? Wir thatenlose, aber thatendürstende Jugend dürfen zur Zeit nur noch Büsche tragen" zc.****)

Als die Nachricht kam, daß Klopstock durch Göttingen reisen würde, geriethen die Freunde in Entzücken. Selbst der ruhige Hölty, der sonst nur schwer aus dem Gleichgewichte zu bringen war, wurde erregt. Er war mit einigen Freunden gerade bei Hahn, als die erwähnte Nachricht eintraf. Hatte er sich bisher ganz ruhig mit dem Butterbrode in der Hand auf seinem Stuhle gewiegt, so stand er jetzt mit einem Male auf und bewegte sich langsam und stolpernd, wie er denn etwas

*) Bei guter Witterung wäre das Fest wohl im Freien, etwa unter einer Eiche gehalten worden.

**) So „Deutsche Dichter" zc. von H. Kurz und Dr. Fr. Paldamus, Thl. II, S. 112. — Das Epitheton „excentrisch" kam eigentlich allen Bundesmitgliedern mehr oder weniger zu.

***) Man erwartete nämlich 1774 Klopstock in Göttingen.

****) Auswahl aus Klopstock's Nachlaß von Clodius I, 284.

unbeholfen war, auf der linken Ferse herum. „Was machst Du da, Hölty?“ fragte ihn Einer. „Ich freue mich,“ antwortete er lächelnd. Es sei bei der Gelegenheit angemerkt, daß Hahn von Hölty, der verschiedenen Bundesgliedern Unterricht in fremden Sprachen ertheilte, Unterweisung im Griechischen erhielt.

Die Tyrannenfresserei, der Mondschein-, Eichen- und Klopstockcultus, das Bardenwesen, das man nachahmte, überhaupt der forcirte Patriotismus der jungen Schwärmer griff allerdings nicht in's Leben ein. Indeß mochte dabei immerhin ihre eigene Vaterlandsliebe und Sittlichkeit gekräftigt werden. Besonders aber blieb ihre poetische Thätigkeit nicht ohne nachhaltige Wirkung. Der Inhalt ihrer Arbeiten sollte ja mehr und mehr sich in den Dienst der Freiheit stellen. Cramer wollte einen Brutus, Voß vaterländische Idyllen, Hahn einen Hermann dichten. Aber der Bund, dessen Glieder doch wohl Studiums halber nach Göttingen gekommen waren, wenn auch manche, wie Hahn, über den poetischen Bestrebungen das Brodstudium aufgegeben hatten, konnte nicht lange in dieser Stärke beisammen bleiben und sich gegenseitig begeistern, weshalb manches schöne Vorhaben unausgeführt blieb.

Die Stolberg verließen die Musenstadt schon im Herbste 1773, welches Jahr übrigens als der Culminationspunkt des Bundes gilt. Bei ihrer Abschiedsfeier, die wieder im herkömmlichen sentimentalen Styl gehalten wurde, waren v. Closen und Hahn auch gegenwärtig. Miller und Hahn fanden in dem Gemisch von Freude und Trauer, das sich in der Gesellschaft kund gab, etwas Komisches, so daß man mit Thränen in den Augen lachte. Unter den noch in Göttingen Bleibenden war auch Hahn, der im Frühling 1774 mit Anderen Klopstock besucht zu haben scheint. Das Reisegeld war theilweise durch literarische Arbeiten aufgebracht worden, wie aus folgender Stelle ersichtlich: „Wir haben zusammen zwei Bogen Neujahrswünsche gemacht und uns zwei Ducaten damit verdient. Nun wollen wir übersetzen und für das Geld zu Klopstock reisen. Ich will ein spanisches Buch übersetzen, Hölty Italienisch, Miller Englisch, Hahn auch und der junge Miller Französisch. Das soll gehen.“ Von Klopstock ging's nach Flensburg, wo Voß bei seiner Braut Ernestine Boie krank lag. Am 26. Mai reisten sie mit einander ab, verweilten in Lübeck einen Tag bei Gerstenberg, der für seine Freunde immer zwölf Pfeifen gestopft hielt, und waren am 29. Mai wieder in Hamburg, wo sie Fr. Stolberg, Cramer, Schönborn, den Musiker Reichart und Ebert mit seiner jungen Frau aus Wolfenbüttel antrafen. Mit Klopstock's Zustimmung traten sie alle in den Freimaurerorden.

Die Freunde gingen zwar wieder nach Göttingen zurück; aber die Collegien wurden nicht besucht. Die Professoren sahen nicht zum Besten dazu und verbreiteten üble Gerüchte vom Bund: „von Eichenkränzen, die wir beständig trügen, von einem Ochsenberge, wo wir nach Art der Hexen nächtliche Zusammenkünfte halten sollten, 400 an der Zahl, alle in Ziegenfelle gekleidet und mit großen Krügen versehen, woraus wir Bier tränken.“

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Aus den Friedens-Unterhandlungen) theilt man noch folgende Anekdote mit: Als Bismarck und Jules Favre die Kriegsentschädigung besprachen, war bekanntlich der Banquier Bleichröder als Sachverständiger zugegen. Favre war außer sich über die Forderung von 5 Milliarden und meinte, um seinem Gegner das Uebertriebene derselben einleuchtend zu machen: selbst wenn man von Christi Zeiten bis auf diese Stunde zählen wollte, so würde man mit einer solch' ungeheuren Summe nicht zu Stande kommen. — „O,“ erwiderte Bismarck, „seien Sie außer Sorgen. Dafür habe ich diesen Herrn mitgebracht“ — er deutete dabei auf Bleichröder — „der zählt von Erschaffung der Welt an.“

(Auch eine Landpartie!) Der leidenschaftliche Hang der Großstädter zu Landpartieen dürfte wohl durch kein Beispiel besser illustrirt werden, als durch folgenden Fall, den die Berliner „Staatsbg. Ztg.“ erzählt. Von den Stammgästen einer Berliner Brauerei wurde mit Weib und Kind am vergangenen Montag eine solche Partie unternommen. In drei gewaltigen Kremsern und 48 Köpfe stark zogen sie aus, aber als sie heimkehrten, waren es ihrer 49; — einer der Biederen war unterwegs zum glücklichen Vater gemacht worden! — „Ein solcher Zufall kann Jedem passiren!“ wird Mancher denken, aber für den jungen Vater und seine stramme Ehehälfte war es eben kein Zufall mehr, sondern sie waren vollkommen auf diesen Himmelssegen vorbereitet, denn — wörtlich wahr — sie hatten vorsorglich die Hebamme nebst einem großen Waschkorb mit Betten mitgenommen, um auf alle Fälle gerüstet zu sein! und als der erwartete Fall nun wirklich eintrat und ein abgelegenes Landwirthshaus die Geburtsstätte des kleinen Berliners wurde, da ließ sich die Gesellschaft nicht in ihrem Vergnügen stören, und als sie mit einbrechender Dunkelheit, den Vater an der Spitze und Mutter und Kind gut in Betten gepackt, heimkutschirten, war sicher kein Vergnügungszug lustiger, als unsere Kindbettfahrer. Das heißt doch in der That mit Tapferkeit und Todesverachtung in das Vergnügen ziehen.

(Ueber eine gefährliche Gletscherpartie) wird aus Glarus berichtet: „Vor einigen Tagen begaben sich zwei Touristen mit den Führern Albrecht und Joachim Zweifel auf's Grünhorn, um bei dem voraussichtlich schönen Wetter am Sonntag den Tödi zu besteigen. Diesen schlossen sich junge Burschen von Linthal an, um in dieser Gesellschaft dem Bergkoloß einen Besuch abzustatten. Am Sonntag Morgen trat aber früh starker Nebel ein, welcher die Bergsteiger ob der sogenannten Schneerunse zum Rückzuge zwang. In der Nähe von Grünhorn führt der Weg an einer tiefen Gletscherspalte vorbei, welche gegenwärtig nur noch theilweise mit einer brückenförmigen Schneeschichte bedeckt ist. Da machte es zwei jungen Leuten Vergnügen, auf die Schneeschicht zu steigen, um mit den Stöcken deren Dicke zu messen. Aber als sie darauf traten, gab der aufgeweichte Schnee nach, und beide verschwanden zum Schrecken der Anderen in dem gähnenden Gletscherschlund. Da galt nun kein Zaudern; sofort wurde der Führer Albrecht Zweifel an zwei zusammengebundenen Seilen 120 Fuß in die Tiefe gelassen, bis er die Gestürzten erreichte. Beide befanden sich, abgesehen von einigen Schürfungen im Gesichte, ohne erhebliche Verletzungen und wurden glücklich an die Oberfläche gezogen.“

(Ein neues Material für Papier.) Das britische General-Consulat in Havana bemerkt in seinem Jahresbericht für 1870/71, daß es sich der Mühe lohnen würde, wenn die englischen Papierfabrikanten den in Cuba im Ueberfluß vorhandenen faserigen Pflanzen und Bäumen ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Von dortigen Fabrikanten seien erfolgreiche Experimente mit den Fasern des Bambusrohres und einiger der einheimischen Parasitpflanzen Cuba's gemacht worden. Das Consulat will wissen, daß man sich in Jamaica bereits mit der Zubereitung der Faser des Bambusrohres zur Papierfabrikation in Amerika beschäftigt. Diese schöne Pflanze, oder besser gesagt, dieser Baum wächst in Cuba so reichlich, daß der Ankauf und die Zubereitung höchst billig zu stehen käme. Die Bambusrohr-Faser übertrifft, wie man sagt, jede andere Faser, die in der Neuzeit zur Papierfabrikation benutzt worden.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 93. Vierter Jahrgang. 1871.

* Die Trinklehre.

Seit Noah in den Becher goß
Der Traube trinkbares Blut,
Trinkt jeder ehrliche Tischgenoß;
Doch Keiner weiß, was er thut,
Man trinkt, wie man existirt!
Als wenn sich van selbst sa verstünde, was Trinken und Dasein heißt!
Des Trinkers Geist
Hat Keiner noch deducirt.

Die Dichter sangen zwar weit und breit:
„Ich klinge, du klingest, er klingt!"
Und ahneten etwas aon Göttlichkeit
Im „Trinkt, ihr Brüderchea! trinkt!"
Sie gaben dem Denkee den Wink.
Doch Keiner benützt' ihn, um's Eine, was noth ist, zu finden drin,
Den graßen Sinn
Im „Trinkt, ihr Brüderchen! trinkt!"

Ich hab' ihn ereungen den hahen Geist,
Erfaßt den göttlichen Sinn,
Ich weiß nun, ihr Trinker, was trinken heißt,
Seitdem ich ein Hiesiger bin.
Merkt auf! und trinket hernach;
Damit nach Principien ordentlich auch in dem Trinken sei Philosophei,
Habt Acht nun, was ich euch sag'!

Ich setze mich hier an den Tisch voll Wein;
Ihr andern setzt euch herum!
Natürlich muß jeder Selbsttrinter sein,
Sanst purzelt am Ende ee um.
So sind wir denn alle gesetzt!
Nun setz' ich mir richtig Gesetztem entgegen das volle Glas;
Thut ihr auch das!
Jetzt kömmt das Beste zuletzt.

Das blase Setzen ist Theorie,
Man duestet immer dabei;
Die Praxis ist eben die wahre Sophie,
Gleich wie der Dotter im Ei.
Und nun, wie machen wir das?
Ich schlürf' aus dem Glase den drin mir entgegengesetzten Wein
In mich hinein.
Ein Jeder leere sein Glas.

Ihe merkt nun, Freunde, beim ersten Trunk
Die Lehee führet zu was;
Ich philosophire nicht blos zum Prunk,
Docire nicht blos zum Spaß!
Zwar trunken sind wir noch nicht;
Doch führt uns allmählich das Füllen und Leeren zum höchsten Zweck,
Wenn Jeder keck
Erfüllt die zechende Pflicht.

Drum mach' ein Jedee sa oft, wie ich,
Den Wein im Glase kapott!
Am Ende fühlt er in sich, wie ich,
Den wahren erleuchtenden Gatt!
Dann ist verschlungen der Wein.
Und gleichsam ein Gott, der den Nicht-Gott verschlang, sitzt man selig da:
Halleluja!

Schenkt, Brüder, ein den goldnen Wein,
Den wahren unfehlbaren,
Gereist auf Dürkheims sonnigen Hügeln!
Doch habet Acht,
Trinkt mit Bedacht
Sein Feuergeist ist schwer zu zügeln!
Dürkheim. A.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle van Ewald August König.

(Fortsetzung.)

10. Capitel.

Eine gute Zuflucht.

Das Schicksal hatte in der Weihnachtsnacht mit Theodor so lange Fangball gespielt, bis es dieser Kurzweil müde, ihn fallen ließ. In dem Augenblick, in welchem er über die Hofmauer in seine Zelle zurückkehren wollte, sah Theodor sich plötzlich einer Patrouille gegenüber, welche einige Secunden zuvor um die nahe gelegene Ecke gebogen war und sofort den Flüchtling bemerkt hatte. Weder Protest noch Bitten fanden Berücksichtigung, Theodor wurde verhaftet. Sein letzter Trost blieb, daß der Lieutenant v. Kloß zur Ronde commandirt war, er hoffte, durch ein offenes Geständniß diesen zur Nachsicht und Milde zu bewegen. Er sollte sich in dieser Hoffnung getäuscht sehen.

Nachdem der Lieutenant die Beichte des reuigen Sünders angehört hatte, sandte er ihn mit der Bemerkung, daß der Spaß ihm theuer zu stehen kommen solle, in das Arrestzimmer der Hauptwache.

Theodor hatte diesen Ausgang seines Abenteuers nicht erwartet. Er verwünschte jetzt seine tollkühne Verwegenheit und bereute den Rath Löffel's nicht befolgt zu haben. Aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern, weder durch Reue noch durch dumpfe Verzweiflung, das wußte Theodor, deshalb überließ er sich keinem dieser beiden Extreme, welche die letzte und wenig trostreiche Zuflucht der Schwachköpfe sind. Er sann auf Mittel, entweder die Strafe zu mildern oder sich ihr zu entziehen. Schon früher hatte ihm sein Vater oft gesagt, wenn er wolle, könne er sich zum Militärdienst untauglich erklären lassen, Herzklopfen befreie von der Verpflichtung zum Dienst. Theodae entsann sich dieser Bemerkung. Damals hatte er sie nicht beachtet, weil es ihm herrlich schien, eine Waffe tragen zu dürfen. Heute war er von dieser Ansicht bereits zurückgekommen, er hätte gern die Waffe an den Nagel gehangen und den schlichten Bürgerrock wieder angezogen. Er legte die Hand auf das Herz, — wirklich, es pochte ganz gewaltig; jetzt glaubte Theodor selbst an die Behauptung seines Vaters. Früher hatte ihm dieses Herzklopfen nie Beschwerde

gemacht, jetzt schien es ihm unerträglich. Ihm war, als liege eine centnerschwere Last auf seinem Herzen, als könne er nicht mehr frei athmen. Aber weder diese Beklemmung noch die Furcht vor dem Kriegsgericht und dessen Urtheilsspruch, weder die harte Pritsche noch die Kälte, welche in dem feuchten Raume herrschte, hielten ihm den Schlaf fern, und als die müden Augen sich einmal geschlossen hatten, schlief er auch so sanft und ruhig, daß Jeder ihn um diesen Schlaf beneiden konnte.

Der Tag graute, als der wachthabende Unterofficier den Delinquenten weckte und vor den Officier der Wache führte.

Eduard hatte im Laufe der Nacht mit dem Hauptmanne, welcher auf dem Wege zu seiner Wohnung in der Wachtstube auf ein Stündchen einkehrte, Rücksprache genommen und in dem Rapport an die Commandantur nur den Grund der Verhaftung des Musketiers angegeben, ohne die Heldenthaten desselben anzuführen. Als Theodor vor ihn geführt wurde, stand er im Begriff, diesen Rapportzettel an die Commandantur abzuschicken.

„Er wird den Spaß bereuen," wandte er sich zu dem Arrestanten. „Wenn Er nach den Kriegsgesetzen bestraft werden sollte, könnte Er sich auf ein Jahr Festung gefaßt machen."

„Ich hoffe, der Herr Lieutenant werden berücksichtigen, daß ich erst seit drei Monaten diene," wagte Theodor einzuschalten.

„Ich finde hierin durchaus keine Entschuldigung," fuhr der Officier fort. „Er kennt die Kriegsgesetze, Er weiß, daß man seinen Vorgesetzten Achtung schuldig ist, daß Er die ihm dictirte Strafe ohne Widerrede abbüßen muß. Er wird jetzt zum Vater Kneip zurückgebracht, warte Er dort in Geduld ab, was der Herr Commandant über Ihn verfügt. Daß Er mit der Uniform und dem Portepee eines Rondeofficiers Mißbrauch getrieben hat, habe ich im Rapport nicht erwähnt. Sein Sündenregister ist ohnehin groß genug." Theodor drängte die Bemerkung, welche ihm auf den Lippen schwebte, zurück und ließ sich schweigend durch zwei Mann der Wache in's Arresthaus zurückführen.

Der Sergeant, welcher die Flucht des Musketiers bereits entdeckt hatte, empfing ihn mit höhnischem Grinsen.

„Er hat wohl geglaubt, ungestraft einen Spaziergang machen zu dürfen?" hob er an, als er seinen Arrestanten in einer Zelle des obersten Stockwerks untergebracht hatte. „Es ist uns wohl zu einsam geworden in dem Käfig, he? Na, gebe Er einmal acht, wie einsam es Ihm werden wird, wenn Er hier sechs Wochen strengen Arrest absitzen muß! Die bleiben ihm nicht aus, darauf kann Er sich verlassen. Sein Freund sitzt in dem Käfig nebenan, da kann Er wohl ein Loch durch die Mauer brechen und ihm einen Besuch abstatten."

„Ich verbitte mir dergleichen Bemerkungen," fiel Theodor dem Redseligen in's Wort. „Ihr Amt beschränkt sich darauf hinter dem Arrestanten die Thür zu schließen und ihn mit Wasser zu versorgen."

„Na, das soll geschehen," erwiderte der Sergeant gelassen, „Wasser sollst Du haben, mein Söhnchen, so viel Du verlangst, Wasser und trockenes Commißbrod, dabei wird Dir die Lust zu nächtlichen Spaziergängen vergehen."

Der Sergeant wandte sich um, er stand im Begriff, die Zelle zu verlassen, als Theodor ihn zurückrief. „Ich verlange, zum Arzt geführt zu werden," sagte der Musketier, „wenn dies nicht geschehen kann, soll der Arzt zu mir kommen, ich bin krank."

Den Sergeanten brachte dieses Verlangen nicht aus der Fassung. Er hatte dasselbe schon so oft gehört, daß er kein sonderliches Gewicht mehr darauf legte.

„Krank?" wiederholte er, während er eine runde hölzerne Dose aus der Tasche zog und bedächtig eine Prise nahm „Na, ja, Er sieht just so aus, als ob Er krank wäre! Lege Er sich auf die Pritsche und schlafe Er den Katzenjammer aus, dann wird Ihm bald besser sein. Glaubt Er, die Herren Doctoren hätten nichts Gescheidteres zu thun, als sich eines Galgenstriks wegen hierher zu bemühen?"

„Ich bemerke Ihnen nochmals, daß ich mir jedes Schimpfwort verbitte!" fuhr Theodor auf, der bereits entdeckt hatte, daß ein entschiedenes Auftreten auf den Sergeanten Eindruck machte. „Es ist nicht Ihre Sache, zu untersuchen, ob ich wirklich krank bin oder nicht; rufen Sie den Arzt."

„Ich glaube gar, Er will hier befehlen!" erwiderte der Hühnerfürst.

„Ich habe das Recht, dieses Verlangen zu stellen, und will mein Recht wahren."

Das energische Auftreten des Recruten raubte dem Sergeanten die Fassung. Aber er bezwang sich, er sah ein, daß er den Kürzeren zog, daß er schließlich doch dem Verlangen des Arrestanten nachgeben mußte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, durch den Arzt der Commandantur gemeldet zu werden. Er begnügte sich damit, dem jungen Manne einen Blick zuzuwerfen, der mit dem Blick eines Tigers, der im Begriff steht, sich auf sein Opfer zu stürzen, frappante Aehnlichkeit hatte, und dabei einige Worte für sich hin zu brummen, welche Theodor nicht verstand.

Zwei Stunden später trat der Arzt in die Zelle. Zum Glück für Theodor traf es sich, daß der Assistenzrath Dr. Loger an diesem Tag den Dienst in der Caserne versah. Erstens war dieser Mann ein Freund des ehemaligen Friseurs, zweitens hatte er, wie man zu sagen pflegt, das Pulver nicht erfunden. Theodor war vor dem Erscheinen des Arztes eine Stunde lang in seiner Zelle so rasch, als der beschränkte Raum dies gestattete, auf und ab geschritten, diesem Umstande verdankte er es, daß sein Herz in dem Augenblick, in welchem der Doctor die Hand auf dasselbe legte, ungewöhnlich stark und schnell pochte.

„Na, Männeken, was sagen wir nun?" hob Theodor an, als gleich nach Entfernung des Arztes der Hühnerfürst eintrat, um den Arrestanten zur Reinigung seiner Stube anzuhalten.

„Wir sagen nichts, sondern wir nehmen diesen Besen und fegen die Stube," erwiderte der Sergeant gelassen. Theodor lachte hell auf. „Das verlangen Sie von den Gesunden, nicht von den Kranken," versetzte er mit derselben Gelassenheit, „ich gehe heute Mittag in das Lazareth."

„Das ändert die Sache, dann freilich ist Er von der Arbeit befreit. Aber es wird nicht lange dauern, mein Söhnchen, nicht lange." Ein bedeutsames Kopfschütteln begleitete diese in geheimnißvollem Tone gesprochenen Worte. „Ich will Ihm etwas sagen," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „bei der vierten Form und den dazu gehörenden Mixturen wird Ihm die Lust am Lazaretheben bald vergehen, ich hoffe, Ihn in längstens acht Tagen wieder hier zu sehen, dann aber —" Er beendete den Satz nicht; der Blick, welcher

den lächelnden Musketier traf, ließ den Sinn desselben errathen.

(Fortsetzung folgt.)

* Friedrich Hahn, ein Pfälzer Dichter.

(Schluß.)

Waren schon 1773 manche der jungen Leute von Göttingen weggegangen, so zerstreuten sich 1774 die Zurückgebliebenen ebenfalls fast alle, so daß das Bundesleben nur noch schwach pulsirte. Leisewitz reiste am 2. October ohne Abschied nach Hannover, wo er Advocat wurde. Am 6. October gingen beide Miller zunächst nach Leipzig, dann der eine als Lehrer nach Ulm, der andere als Secretär nach Wetzlar. Am 1. November verließ auch Hahn Göttingen, wobei viele Thränen vergossen wurden. In seiner Heimath starb er dann bald. „Durch seinen frühen Tod haben die Musen viel verloren“, sagt Althof, „vorausgesetzt, daß nicht etwa Verkünstelung ihn auf Irrwege geleitet hätte.“

R. E. Prutz fällt in seiner Schrift: „Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur.“ Leipzig, 1841, Seite 225 und 226 über Hahn folgendes Urtheil: „Dies (nämlich die gemäßigte und verständige Ansicht) wurde anders durch Cramer und Hahn, beides ungestüme, feuerige Naturen, welche, von verschiedenen Punkten ausgehend, beide in demselben propagandistischen Enthusiasmus sich begegneten.... War somit Cramer von Klopstock aus zum Liberalismus und Deutschthum gelangt, so war wohl umgekehrt Hahn erst von diesem auf Klopstock gekommen. Hahn war vom Rhein her gebürtig; es rollte in ihm ein Tropfen jenes feuerigen, süddeutschen Blutes, das wenige Jahre später in den Stürmern und Drängern aufschäumte; seine Gedichte, Voß' Briefe über ihn und das Ende, das er nahm, nämlich ein frühzeitiger Tod in Schwermuth und Menschenhaß, bezeichnen ihn als einen Jüngling von ungemein empfindlichem, aufgeregtem und bis zum Aeußersten reizbaren Gemüth. (Voß' Br. III., 192.) Dazu wuchs er in der Nachbarschaft Frankreichs auf; das französische Wesen, damals überhaupt in Mißcredit in Deutschland, drängte sich dicht in seine Nähe, und je näher es ihm kam, je dichter es die bürgerlichen und geselligen Verhältnisse seiner Heimath wie mit einem Netz umspann, je gefährlicher es hier für Deutschland zu werden drohte, je schroffer mußte der Widerstand sein, welchen Hahn ihm entgegensetzte, je nachdrücklicher mußte er sich fühlen als Deutscher, je lauter und leidenschaftlicher seinen Haß gegen die zudringlichen Nachbarn aussprechen. In dieser Stimmung mußte er denn nothwendig auf Klopstock's urdeutsche Bardenpoesie gerathen und also hier mit Cramer zusammentreffen. Beide nun fanden in Miller und Hölty zwei weiche und leicht bestimmbare Gemüther; Voß dagegen, wenn sein, wir möchten sagen, dorisches Blut einmal Feuer gefangen, (und wie leicht mußte dies bei ihm gerade jetzt sein, wo er aus der Einsamkeit und Beschränkung ländlicher Umgebung mit einem Mal in das wetteifernde Treiben eines lebendig erregten, literarischen Kreises getreten war und von so viel neuen und ergreifenden Eindrücken gleichsam überfluthet wurde!) war nachhaltig in seiner Gluth und bildete, was Cramer und Hahn leicht und ungestüm hinwarfen, vermöge des formalen Sinnes, der ihm auch hierin eigen, und eines gewissen gildemäßigen Instinctes, den er schon auf der Schule zu Neubrandenburg bewährt hatte, zu einer festen Form im Gesetz und Bund. Fanden also Cramer und Hahn an Hölty und Miller keinen Widerstand, so war Voß sogar ihr ausführendes Werkzeug, ja sie wurden selbst überholt und verdrängt durch ihn, dem weder sie noch ein Anderer in diesem Kreise an regelndem Talent, an der Gabe zu ordnen und zu gliedern, gleich kam, weshalb, als der eigentliche Bund zu Stande gekommen war, wir die formale Herrschaft desselben hauptsächlich in Voß' Händen sehen.“ Und dann Seite 358 und 359: „Mit Hölty wurde auch Hahn von einem raschen Verhängnisse ereilt; aber darin begünstigte das Schicksal ihn weniger, daß es ihm nicht vergönnte, sich selbst durch dichterische That ein Denkmal zu errichten und seine frühe Gruft nicht, wie die seines Bundesbruders, mit einem aufkeimenden Lorbeer schmückte. Sein literarischer Nachlaß beschränkt sich ausschließlich auf die erwähnten Gedichte in den älteren Göttinger Almanachen; sein Andenken wird nur durch die Briefe und Mittheilungen seines Freundes Voß bewahrt. Diese nun lassen uns ahnen, daß Hahn diejenige Richtung, welche damals die Stürmer und Dränger in ihren dramatischen Charakteren vorzüglich darzustellen strebten, das Aufzehren nämlich des Subjects in thatenlosem Unmuth, in seinem eigenen Leben wirklich eingeschlagen: die Flamme, die einst so hell aufgelodert in ihm, sank in sich selbst zusammen, er wurde schwermüthig und apathisch. Auch äußerlich scheint er in ein wüstes Wesen verfallen zu sein; die alte innige Freundschaft mit Voß wurde mannichfach erschüttert und getrübt, bis endlich 1779 dieser an Esmarch schreibt: „Hahn ist im Mai gestorben, bis an sein Ende ein Menschenhasser. O Empfindlichkeit, Mutter der Tugenden! aber ohne Vernunft, Erzieherin von tugendlügenden Furien, gieb' mir meinen Freund wieder!“ Dazu folgende Anmerkung von Prutz: „So schreibt Voß schon im März 1776 an Miller (II., 91): „„Ueber Hahn hatte ich Closen etwas geschrieben, das er ganz mißverstanden hat. Das beste Mittel, ihm zu zeigen, daß man des Freundes Fehler sehen und doch Freund bleiben kann, wäre, wenn ich jetzt Hahn nachdrücklicher unterstützen könnte.... Freund bleiben, hab' ich gesagt; aber der Grad und die Wärme der Freundschaft wird natürlich durch die Art seiner Fehler bestimmt. Wem ich gleichgiltig bleibe, den kann ich unmöglich so lieben, als den, der meine Liebe mit eben so viel Gegenliebe vergilt. Was geht mich sein Genie und alle seine übrige Vortrefflichkeit an, wenn er seiner Trägheit auch nicht einmal die kleinste Gefälligkeit zu meinem Besten ablocken kann.““ An einer anderen Stelle (pag. 69) wird Hahn „kaltsinnig“ genannt, welche Bezeichnung nun zwar auf sein letztes Verhalten gegen Voß, aber keineswegs auf sein erregbares Wesen und seine glühende Verehrung Klopstock's paßt.

In der von Karl Geib herausgegebenen „Palatina“, Jahrgang 1840, steht Seite 125 Folgendes über unseren Hahn:

„Reliquie von Friedrich Hahn.

„In Schönenberg bei Zweibrücken fand ich ein altes Manuscript von meines Vaters erster Frau, der Friederika Hahn, einer Schwester des Dichters Friedrich Hahn, der in Göttingen unter dem Dichterbunde Bürger's, Boie's, Voß's &c. sich befand und den Voß einen „edeln, aber trübsinnigen Zweibrücker“ nannte. Darauf stand ein Lied:

Mit dir wich jede Freude;
Es nagt wilder Schmerz,
Seit du entfloh'n, o Liebe,
Aus dem gekränkten Herz.
Es quält und plagt mich immerhin,
Ich weiß vor Angst nicht mehr wohin,
Und finde nirgend Ruh'!
O Liebe, traute Liebe,
Wie froh eil' ich der Ruh'
Im stillen Grabe zu &c.

„Ein altes Lied, aber voll Zärtlichkeit und Liebesschmerz durchgeführt (nur der Accusativ von „Herz“ macht Schmerz und thut weh). Ich zeigte es meiner Mutter, der es bekannt war und die es oft selbst gesungen, als sie noch ein Mädchen gewesen. Weil Hahn nichts herausgab von seinen Werken, so konnte auch meine Mutter dies Lied nicht kennen, wenn es von Hahn selbst gedichtet wäre.

„Folgende abrupte Strophe, die einzeln dabei steht, ist gewiß von ihm:

„Nur der ist glücklich, der in der Jugend stirbt;
Er sieht die Gräber seiner Geliebten nicht.

Ihn weckt Erinnerung nicht zu neuem
Jammer und finstern Gram auf."

„Hahn war von Göttingen nach Zweibrücken zurückgekehrt, als er die Nachricht van dem nahen Tode eines seiner Freunde in Göttingen erfuhr. In seinem Schrecken machte er sich Nachts, ohne seinen Eltern etwas zu sagen, nach Göttingen auf, fand seinen Freund mit dem Tode ringend, war die wenigen Stunden noch bei ihm, legte sich die Nacht, wo er wachte, zu ihm in's Bett und reiste nach seines Freundes Leichenbestattung traurig nach Zweibrücken zurück. Aber kaum daselbst angekommen, legte er sich ebenfalls zu Bette und starb, wahrscheinlich an den Folgen des Schweißes, mit dem er van seinem auszehrenden Freunde contingirt wurde.

„Kurz vor seinem Tode bat er seine Schwester, Frau Revisor Egs, die vor einigen Jahren noch lebte, alle seine Schriften zu verbrennen. Diese that's leider, wie sie mir selbst bekannte, versprach mir aber, die Briefe von Klopstock, Lessing und mehrere Gedichte, die von ihrem Bruder zufällig noch übrig wären, zu überliefern und nicht den Flammen preiszugeben.

„Nicht lange aber vor ihrem Tode, als ich sie auf ihr Versprechen aufmerksam gemacht, erklärte sie mir, sie hätte weder Briefe noch Gedichte mehr gefunden. —r"

Mit diesen Mittheilungen möchte ich die Erinnerung an unseren jedenfalls poetisch sehr begabten und edeln Landsmann Hahn wieder aufgefrischt, wenn auch nur mit einigen Zügen ein Bild von ihm gezeichnet und ihm zugleich in diesen Blättern ein kleines Denkmal gesetzt haben. Daß er in der That diesen Beinamen verdient, das beweist der Kreis jener berühmten Männer, die ihn den Ihrigen nannten und ihn werthschätzten. Möchten diese Mittheilungen aber auch dazu beitragen, das Interesse an der Poesie, dieser schönsten Blüthe des menschlichen Geistes, in unserer so schönen Provinz immer mehr anzuregen!

Mannichfaltiges.

(Die Passionsvorstellungen in Oberammergau) finden noch am 14., 15., 20. und 27. August und am 3., 9., 10., 17. und 24. Sept. statt. Am letztgenannten Tage werden die Vorstellungen geschlossen, um bekanntlich erst im Jahre 1880 wieder aufgenommen zu werden.

(Die Fabrikation künstlicher Blumen) in Deutschland hat seit und in Folge der Einschließung von Paris und der Verhältnisse, die ihr folgten, einen großen Aufschwung erlangt und wird hauptsächlich in Berlin von geschickten Händen und mit Geschmack betrieben. Die Anwendung der Anilinfarben hat dazu beigetragen, die Erzeugnisse zu vervollkommen. Die Hauptstadt Frankreichs war für England, Belgien, Holland, Amerika bisher die einzige Bezugsquelle, während Rußland unser Fabrikat schon früher schätzen gelernt hatte. Engländer und Amerikaner, die früher kaum zu bewegen waren, die deutschen Arbeiten einer Prüfung zu würdigen, haben jetzt ihren Bedarf fast ausschließlich in Deutschland gedeckt und auf längere Zeit Bestellungen gegeben.

(Wunderthätige Leichname.) Das Journal de Bruxelles veröffentlicht ein Schreiben eines Jesuitenpaters aus Paris vom 23. Juli, welches berichtet, daß die Leichname der von den Communisten ermordeten Jesuiten-Patres Olivaint, Decondray, Caubert, Clerc und de Bengy vom Begräbnißplatze Montparnasse nach der Jesuitenkirche in der Rue de Sevres übertragen und in einem zugänglichen Grabgewölbe beigesetzt worden sind. Die Leiber dieser Märtyrer thun auch bereits Wunder. Ein junges Mädchen, an einem Beine unheilbar gelähmt, dazu von einer Unterleibsentzündung befallen und von den Aerzten aufgegeben, hat zu dem Pater Olivaint gebetet und ist dann an den Sarg dieses Paters getragen worden, bei dessen Berührung sie sofort an Bein und Bauch vollkommen geheilt und zu Fuß nach Hause gegangen ist. Dieses hat sich am 16. Juli zugetragen, seitdem betet die Geheilte täglich am Grabe des Märtyrers und zahlreiche Zeugen werden ihre Heilung schriftlich bestätigen. Der Brief berichtet in unbestimmterer Weise auch von Wundern, welche die Anrührung der Patres Decondray und Clerc bewirkt hat. Bereits kommen zahlreiche Kranke bei diesen Märtyrern Hilfe suchen, und wenn nächstens die Grabcapelle fertig gebaut ist, so wird sie ein besuchter Wallfahrtsort werden. Ein Pater des Collegiums ist beauftragt, von allen geschehenen Wundern Act zu nehmen, damit demnächst in Rom auf die Beatification der fünf Märtyrer angetragen werden kann.

(Gemüthlicher Vorschlag.) „Pall-Mall-Gazette" schlägt vor, von Zeit zu Zeit einen Apotheker zu hängen, weil durch die Unvorsichtigkeit derselben viele Leute ihr Leben verlören. Beinahe jede Woche fänden Vergiftungen durch die Fahrlässigkeit der Apotheker statt. Erst vor Kurzem wieder wurde ein Herr Wall in der Nähe van Sidmouth durch einen Apotheker vergiftet. Dieser hatte ihm statt einer Drachme Morphium über einen Scrupel Salzsäure in die Mediciln gemischt, welcher kleine Irrthum Herrn Wall das Leben kostete.

(Von den spanischen Hotelwirthen) erzählt G. Rasch in seinem neuesten Werke („Das heutige Spanien") viel Löbliches. Er schreibt: Die Kunststücke deutscher Gasthofssteuer-Einnehmer, die Reisenden nach Nationalitäten zu registriren und zu besteuern, die Rechnung mittelst „bougies", „services" und einer Reihe van dienstthuenden Personen, welche von dem Pauschquantum für die Services nichts bekommen, sondern für ihre Dienste besondere Gratificationen erwarten, hinaufzuschrauben, kennt der spanische Hotelbesitzer nicht. Er setzt dem Reisenden, ganz einerlei, ob er Engländer, Franzose, Deutscher oder Spanier ist, ob er einen Tag, eine Woche oder einen Monat bleibt, einen einmal feststehenden Preis auf die Rechnung, wafür er Alles erhält, was er an Wohnung und Leibesnahrung bedarf. Ein reiches Dejeuner und ein noch viel reicheres Diner sind in diesem Preis nebst der Wohnung eingeschlossen. Ob der Reisende viel oder wenig ißt, ob er von drei oder von zwanzig Schüsseln nimmt, ob er eine oder mehrere Flaschen „val de Penaas" trinkt — um Alles das kümmert sich Niemand. Die Rechnung bleibt immer dieselbe. Sie vertheuert sich selbstverständlich nur nach der Beschaffenheit, Größe und Zahl der Zimmer. Und wie hoch ist der Preis, den der Reisende für das Alles bezahlt? Durchschnittlich immer, sei es in Madrid, sei es in Cordoba, in Burgos, in Cadix, in Sevilla oder Barcellona, 25 bis 30, höchstens 40 Realen. Ein Real beträgt zwei Silbergroschen. Diese treffliche, reiche und billige Verpflegung wird manchem deutschen Gasthofsteuereinnehmer allerdings spanisch vorkommen, wie man in Deutschland zu sagen pflegt.

Anagramm.

Mit **A** sind wir in Gärten, Fluren, Auen,
Absonderlich im Spätjahr viel zu schauen.
Mit **O** bin in zwölf Monden ich allein,
Und nur im Frühjahr stelle ich mich ein.

△

Auflösung des Sylbenräthsels in No. 90:
Au — Stern — Austern.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 94. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

11. Capitel.

Vierte Form und Mixturen.

Kein Ort ist neben dem Gefängnisse und dem Irrenhause mehr zu Studien geeignet, als ein Militärlazareth. Der Portier, die Inspectoren, das Wärterpersonal, die Doctoren, Chirurgen und Apotheker liefern zur Charakteristik ein hübsches Contingent, ohne der Kranken zu gedenken, welche in verschiedene Classen eingetheilt werden können.

Classe eins: die wirklich Kranken; Classe zwei: diejenigen, welche simuliren, um sich vom Dienste zu befreien; Classe drei: die, welche das Lazareth als einen Ort der Erholung und des Vergnügens betrachten; Classe vier: die, welche sich gern einer Hungerkur unterwerfen, wenn sie nur ihren Zweck, nämlich die Entlassung als Halb- oder Ganz-Invalide, erreichen; endlich Classe fünf: die, welche, Sclaven ihrer Leidenschaften, durch das Lazareth der Gefahr entgehen wollen, den Rest ihrer Dienstzeit im Arrest zubringen zu müssen. Alle diese Classen sind in einem Saale jenes Instituts, dem Reconvalescenten- oder sogenannten Fiebersaale, vertreten, und der in diesen Dingen Erfahrene erkennt schon an dem Auftreten jedes Einzelnen, zu welcher Classe er zählt. In diesem Saale führt in der Regel Einer das große Wort, und es hält keineswegs schwer, sich zum Herrn der Simulanten und Reconvalescenten aufzuwerfen.

Als Theodor die Schwelle des Lazareths überschritt, geschah es mit dem festen Vorsatz, in diesem Raume einige Wochen, vielleicht auch Monate, der Ruhe zu pflegen und einzig und allein darauf hinzuarbeiten, daß er als Invalide entlassen würde.

Der Pförtner war der Erste, welcher dem Musketier begegnete. Die Erklärung Theodor's, daß er direct aus dem Arresthause komme, eine Visitation also ganz unnöthig sei, fruchtete nichts, im Gegentheil, der Pförtner untersuchte die Taschen des Musketiers nur um so genauer.

„Ich kenne meine Pappenheimer," sagte er, während er die fleischigen Hände bald in die Rocktaschen, bald über die Brust des Rekruten wandern ließ. „Er sieht mir nicht darnach aus, als ob Er von Herzen krank sei. Den Recruten sieht man Ihm an, und ein Galgengesicht hat Er, das will ich Ihm schriftlich geben. Nehme Er sich zusammen, das Reglement ist hier streng, und wenn Er dagegen fehlt, wird Er der Commandantur gemeldet. Glaube Er überhaupt nicht, daß Er sich hier drücken kann, man wird sehr bald finden, ob Er krank oder ein Simulant ist, und dann, — na, Er kennt wohl die Strafe, die auf Simulation steht."

Theodor hatte während seiner kurzen Dienstzeit schon manches „Er" einstecken müssen, von diesem Menschen aber wollte er eine solche Titulatur sich nicht gefallen lassen.

„Wer seid Ihr denn eigentlich, daß Ihr Euch anmaßt, eine solche Sprache zu führen?" entgegnete er, als der Pförtner endlich schwieg. „Geht's Euch etwas an, ob ich krank bin, oder nicht? Seid froh, daß Ihr hier das Gnadenbrod eßt, und laßt die Leute ungeschoren."

Ehe der verdutzte Pförtner eine Antwort fand, hatte Theodor ihm bereits den Rücken gewandt und den Corridor, in welchem diese Unterredung stattfand, verlassen. Herz, welcher als Gefreiter du jour den Musketier in's Lazareth brachte, sah sich, bevor er die Thüre zum Bureau öffnete, noch einmal um und erschrack, als er bemerkte, daß der Dicke mit zornglühendem Antlitz ihnen folgte.

Theodor lächelte über die Befürchtung seines Freundes. Er glaubte nicht, daß der Pförtner den Muth haben werde, ihnen in's Bureau zu folgen.

Der Inspector nahm das Abrechnungsbuch aus den Händen des Gefreiten und musterte den Kranken eine geraume Weile durch seine Brille. „Na, na," sagte er endlich mit bedeutsamem Kopfschütteln, „Er wird wohl auch nur gekommen sein, um einen Lazarethkittel zu verschleißen. Was fehlt Ihm?"

„Herzklopfen, Herr Inspector!"

Der Inspector schob die Brille auf die Stirne, ließ die unbewaffneten Augen einen kurzen Augenblick auf dem Musketier ruhen und brach dann in ein markerschütterndes Lachen aus, welches so lange anhielt, bis das ziemlich wohlgenährte Antlitz des alten Herrn im dunkelsten Carmoisin strahlte. „O, Donnerwetter," rief er endlich, während er die nassen Augen trocknete, „der Kerl leidet an Herzklopfen! Hat man je so etwas gehört?"

„Ein freches Bürschchen ist er," bekräftigte der Portier, der inzwischen eingetreten war und in das Lachen seines Vorgesetzten pflichtschuldigst eingestimmt hatte. „Wie wollte er den Standpunkt klar machen, aber —"

„Ja, ja, Ihr habt Recht," fuhr der Inspector fort, indem er mit einem höchst gnädigen und herablassenden Kopfnicken sich zu dem Pförtner wandte, „wir werden ihn schon zahm machen. Vierte Form und Douche-Bäder, das wird ihn kuriren."

Theodor biß die Unterlippe fast blutig. Wäre er nur mit dem Inspector allein gewesen, aber in Gegenwart zweier Zeugen mußte er, in Anbetracht seines ohnehin großen Sündenregisters, den Hohn dieses Mannes geduldig und schweigend einstecken. Dafür nahm der Gefreite Herz sich des Verspotteten an. „Meines Wissens liegt es nicht in der Befugniß des Lazareth-Inspectors, über die Kranken zu spotten," versetzte er ruhig. „Es ist einzig und allein Sache des Arztes, zu untersuchen, ob —"

„Herr, Er, will Er schweigen!" donnerte der Inspector. „Wie kann Er sich unterstehen, mich auf die Befugnisse meines Amtes aufmerksam zu machen? Weiß Er, wer ich bin?"

„Allerdings, Sie sind der Herr Lazareth-Inspector."

„Als Lazareth-Inspector stehe ich in Officiersrang. Er

hat den Kranken hierher zu bringen und sich um das Weitere nicht zu bekümmern. Scheere Er sich hinaus!"

„Nicht eher, bis ich mich davon überzeugt habe, daß dieser Mann in einer Krankenstube untergebracht ist," erwiderte der Gefreite gelassen.

Der Inspector nahm, ohne ein Wort zu entgegnen, die Feder.

„Wie heißt Er?" wandte er sich zu dem Gefreiten.

„Herz."

„Ich werde Ihn wegen unpassenden Benehmens gegen einen Vorgesetzten der Commandantur melden," fuhr der Inspector fort, nachdem er den Namen niedergeschrieben hatte.

„Was Ihn betrifft," wandte er sich zu Theodor, „so warne ich Ihn, mir Anlaß zu Beschwerden zu geben, ich werde Ihm nicht das Geringste durchgehen lassen."

Theodor zuckte die Achseln und verließ das Bureau, um sich in das ihm angewiesene Zimmer Nr. 14 zu begeben. — In dieser Stube standen zwölf Betten, von denen zehn belegt waren, und zwar im buchstäblichen Sinne des Worts, denn in jedem dieser Betten lag eine Gestalt, bekleidet mit einem blau und weiß gestreiften Rocke, einer ditto Hose und weißen Strümpfen. — Neun dieser Gestalten erhoben sich beim Eintritt Theodor's, die zehnte blieb liegen.

„Na, so gafft doch den neuen Zuwachs nicht an, wie der Bauer die Stadt!" brummte dieser Zehnte mit sonorer, klangvoller Baßstimme. „Jeder wird's an sich erfahren haben, wie unangenehm ein solcher Empfang ist."

„Natürlich!" erwiderte Theodor, der inzwischen sein Bündel auf ein Bett geworfen hatte. „Man geht nicht zum Vergnügen in's Lazareth."

„Ruhig, Recrut," fuhr der Besitzer der Baßstimme fort, „hier wird nicht raisonnirt! Dort das Bett in der Ecke ist vorläufig Dein Eigenthum, mach' Dir's bequem, Ihr Anderen helft Eurem Kameraden, wenn er der Hilfe bedarf."

Theodor dankte für dieses Anerbieten und erklärte, daß er zurechtkommen könne, ohne von demselben Gebrauch machen zu müssen.

„Jetzt paßt auf," nahm nach einer geraumen Weile die Baßstimme wieder das Wort, „der Hohnrath wird heute Abend den schlechtesten Anzug für unseren Recruten aussuchen, aber der Henker soll ihm das Licht halten, wenn er es thut. Wir protestiren, nutzt der Protest nicht, dann mag er seinen grauen Kopf wahren, wenn er um zehn Uhr zum letzten Male die Stuben revidirt. Sorgt nur dafür, daß dann das Licht ausgelöscht ist."

Theodor näherte sich der Ecke, in welcher der Besitzer der Baßstimme lag. Es interessirte ihn, diesen Mann, der hier allem Anscheine nach einige Autorität ausübte, kennen zu lernen. Sein Blick fiel auf eine mit blau- und weißgestreiftem Zwillig bekleidete Fettmasse, auf ein schwammiges Gesicht, aus welchem zwei kleine, dunkele Augen ihm entgegenleuchteten. Jetzt kannte er den Mann, er hieß Leidig und war durch seine Beleibtheit wie durch die Hartnäckigkeit, mit welcher die Aerzte ihn von seinem Fettüberflusse zu befreien suchten, in den militärischen Kreisen der Garnisonstadt eine Berühmtheit geworden. Freilich eine traurige Berühmtheit.

Theodor hatte eben den Versuch gemacht, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, als er durch den Eintritt des Wärters gestört wurde.

„Geh' und nimm Deine Lazarethuniform in Empfang," sagte Leidig ruhig, „nachher können wir mit einander plaudern. — Noch Eins," fuhr er fort, als Theodor im Begriff stand, der Aufforderung nachzukommen, „hast Du Geld?"

Der Musketier bejahte.

„Na, dann gib ihm einige Groschen, daß er Dir ein Brod und etwas Butter hereinschmuggelt; für die ersten Tage wirst Du einen Zuschuß von Außen nöthig haben." Er sagte dies flüsternd und deutete dabei auf die lange, hagere Figur des Wärters, welcher in kerzengerader Haltung an der Thüre stand.

Theodor dankte für den Rath und ging an sein Bett zurück.

„Hier hat Er zwei Ueberzüge für die Decke und das Kissen," hob der Wärter an, während er die Gegenstände einzeln auf das Bett warf, „ferner ein Leintuch und ein Handtuch. Nehme Er die Sachen hübsch in Acht, daß sie nicht gleich am ersten Tage aussehen, als ob er mit ihnen die Stube gefegt hätte!"

„He, ich verbitte mir dergleichen Bemerkungen!" rief Leidig aus seiner Ecke herüber. „Spart sie, bis Ihr Euch überzeugt habt, ob der Zuwachs ein reinlicher Soldat oder ein Schmutzfinke ist. Ueberhaupt steht Euch das Recht nicht zu, einen Musketier mit „Er" zu tituliren, ich habe Euch das schon einige Dutzendmal gesagt und werde mich, wenn Ihr Euch nicht darnach richtet, beim Herrn Inspector beschweren. Habt Ihr verstanden, Hohnrath? Bei dem Herrn Inspector, mit dem Ihr ohnehin nicht auf gutem Fuße steht!"

Der Wärter zuckte schweigend die Achseln und begnügte sich damit, einen Basiliskenblick in die Ecke zu werfen, aus der diese Weisung ihm zugekommen war. „Ferner übergebe ich Euch hier einen Staubmantel, eine Reithose, ein Paar Paradestrümpfe und ein Paar Tanzschuhe," wandte er sich wieder zu Theodor. „Auch diese Stücke seien Eurer Fürsorge bestens empfohlen."

Jetzt richtete die Fettmasse sich mühsam in die Höhe; die kleinen, funkelnden Augen ruhten unverwandt auf dem weiß und blau gestreiften Anzuge, welcher Theodor aus den Händen des Wärters empfing.

Hierher, Recrut!" commandirte er. „Bring' mir den Kittel her, der alten Hopfenstange muß man auf die Finger sehen."

Wieder traf aus den Augen des Wärters der Blick eines Basilisken die Ecke. „Ich verbitte mir jeden Schimpfnamen, das merkt Euch, Leidig!"

„Still, altes Kameel!" erwiderte der Beleibte gelassen. „Für die Groschen, die Du uns aus der Tasche lockst, kannst Du schon ein Wörtchen einstecken. Seht Ihr's?" fuhr er fort, indem er den Lazarethkittel triumphirend emporhob, „den schlechtesten Rock hat er unserm Kameraden zugetheilt, verschossen und verschlissen, geflickt und zerrissen ist dieser Fetzen! Der wird nicht acceptirt!"

„Nimmermehr!" erwiderte eine Stimme. Leidig rollte den Kittel zusammen. Schon wollte er das Paquet dem zornrothen Wärter an den Kopf werfen, als einer der Kranken die Bemerkung fallen ließ, er höre den Tritt des Inspectors auf dem Corridor.

Leidig gab das Kleidungsstück dem Musketier zurück. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" flüsterte er. „Wir müssen jetzt das Maul halten."

Ueber die markirten Züge des Wärters glitt ein höhnen-

des Lächeln. Er forderte den Musketier auf, das Bett zu überziehen und sich umzukleiden, und ging dann hinaus. Gleich darauf trat ein Lazarethgehilfe ein, um an der Stange, welche am Kopfende des Bettes befestigt war, ein schwarzes Täfelchen aufzuhängen, auf welches in zierlich geschnörkelter Schrift Name, Charge und Krankheit Theodor's verzeichnet standen. Etwas später fand auch der Assistenzarzt sich ein. Er verordnete dem Patienten die vierte Form und ein blutreinigendes Mittel.

(Fortsetzung folgt.)

Bismarck's Geheimniß.

Von Berliner Correspondenten wurde vor einigen Tagen einer curiosen Brochüre über Bismarck's Kraft und Genie erwähnt, die in Dänemark das Licht der Welt erblickte. Herr v. Lagrelé heißt der Mann, der hinter das Geheimniß gekommen. Er will von Bismarck's Kammerdiener das folgende Geschichtchen erfahren haben:

Vor längeren Jahren hielt sich Bismarck in dem Badeorte Hamburg auf. Er litt damals an Reizbarkeit. Einst kam er auf einem seiner Abendspaziergänge an einem kleinen Gartenhause vorüber. Sein Blick fiel auf ein erleuchtetes Fenster. Was besonders seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war, daß sich hinter den Fensterscheiben eine seltsame Gestalt bewegte, die sich mit einem dem Grafen durchaus unbegreiflichen Etwas beschäftigte. Es war ein Mann von ungefähr 50 Jahren mit langen rabenschwarzen Haaren, dunkelen, blitzenden Augen, dunkelbrauner Gesichtsfarbe und gekleidet in eine phantastische, halb morgenländische Tracht. Er war damit beschäftigt, Buchstaben oder Zeichen zu lesen, welche von Gold oder einem ähnlichen Metall verfertigt und auf einer silberartigen Platte angebracht waren. Das Ganze stand auf einem kleinen merkwürdig plumpen Schreibtische mit ausgeschnitzten Figuren, welche wunderlichen Thier- oder Götterbildern glichen. Ueber diesen Buchstaben schwebte ein Ring, der an einer grünen Schnur hing, die ihrerseits um das oberste Glied des Daumens und Zeigefingers einer Figur geschlungen war, welche aussah, als ob sie von rothem Leder oder Saffian gemacht wäre. Die Figur trug zum Theil Kleidungsstücke, die von Katzenfell zu sein schienen.

Bismarck starrte zuerst erstaunt auf diese Scene; er konnte nicht fassen, weshalb der Mann mit so großer Aufmerksamkeit die Schwingungen des Ringes betrachtete und immer hastig die Buchstaben aufschrieb, über denen er anhielt. Als gebildeter Mann hatte er natürlich vom Odometer sprechen gehört — einem Apparat, der, je nach der Beschaffenheit des Metalls, welches man unter ihm anbringt, kürzere oder längere Schwingungen vornimmt; dagegen hatte er nichts davon gehört, daß man unter einem solchen Apparat Buchstaben anbringen und Fragen an ihn richten könne, die dieser mit Schwingungen des Ringes über den Buchstaben beantwortete. Im Geiste sah er sich bereits als Eigenthümer des Apparats vor ihm sitzen und eine Frage über die Zukunft an ihn richten. Er mußte Alles aufbieten, ihn an sich zu bringen.

Aufgeregt kehrte Bismarck nach Hause zurück und befahl dem Kammerdiener, bei Zeiten am nächsten Morgen sich zu erkundigen, wer der seltsame Fremde sei. Darauf leerte der Graf eine halbe Flasche Cognac mit Einem Zuge und legte sich zur Ruhe.

Am nächsten Vormittage meldet der Kammerdiener, das Haus würde von einem englischen Lord bewohnt, der einen indischen Diener hätte, welchen er selbst aus diesem Lande mitgebracht und dem er sehr gewogen sei, weil er ihm einst das Leben gerettet. Des Indiers einziges Vergnügen bestände darin, daß er seine freie Zeit dazu benützte, sich in den Schmuck und die Tracht seiner Väter zu kleiden und sich mit einigen goldglänzenden Buchstaben und einer Figur zu beschäftigen, die in seinem Zimmer aufgestellt seien. Aber was das zu bedeuten hätte, wüßte Niemand. Die allgemeine Ansicht ginge dahin, daß er halb verrückt wäre.

Als der Abend kam, legte Bismarck Lakaienkleider an, ging nach dem geheimnißvollen Hause, klopfte an die Thür des Zimmers, wo der Indier wohnte, und wurde nach langem Warten eingelassen. Er gab sich für den Diener eines sehr reichen Herrn aus, der von diesem den Auftrag erhalten, ihm den Apparat abzukaufen, zu dem er schon längst Lust gehabt hätte.

Der alte Diener geberdete sich wie ein Rasender, er gesticulirte mit Armen und Beinen und stieß nach einiger Zeit folgende Worte wie im Fieber heraus: „Meine Väter, von denen ich diesen unschätzbaren Apparat geerbt habe, geboten mir bei der Strafe ihres Fluches und ihrer Götter Ungnade, mich niemals von ihm zu trennen, sondern ihn nach meinem Tode meinen Nachkommen zu hinterlassen. Denn mit seiner Hilfe kann man die Zukunft lesen, und es wird mit ihm einmal dahin kommen, daß er mit seinen Voraussagungen Bestürzung in allen Welttheilen erwecken wird."

Bismarck versuchte nun, den Indier zu bewegen, daß er mit dem Apparat operire, was ihm auch gelang. Er sah, wie der Ring, der an dem Faden hing, über den verschiedenen Buchstaben verweilte, welche der Indier schnell niederschrieb. Als diese zusammengesetzt wurden, las der Indier deutlich auf Englisch: „Ja, ich werde einmal Bestürzung in allen Welttheilen erwecken."

Bismarck bemühte sich nun noch mehrmals, den Indier dahin zu bringen, daß er ihm den Apparat gegen eine bedeutende Geldsumme abtrete; aber umsonst. Endlich kam er auf einen Plan, wie er ihn durch List in seine Gewalt bekommen könne, was Jener nicht gutwillig herausgeben wollte.

Er bewog einen seiner Freunde, einen Gutbesitzer einige Meilen von da, den englischen Lord zu einem großen abendlichen Feste einzuladen, und benützte die Abwesenheit des Lords und seines Dieners, sich Zugang zu dem Zimmer des Letzteren zu verschaffen, wo er dann dem Apparat die Frage vorlegte: „Was soll ich thun, um dich zum Eigenthum zu erhalten?" Nachdem er einige Mühe gehabt hatte, sich die Schwingungen des Apparates über den Buchstaben zu deuten, las er ungefähr folgende Antwort heraus: „Leg' etwas falsches Geld in seine Schublade und drohe ihm mit einer Anklage wegen Falschmünzerei, so wirst du ihn in deine Gewalt bekommen und mich erhalten."

Bismarck verschaffte sich rasch einige Goldstücke, legte sie in die Schublade des Indiers und verließ das geheimnißvolle Haus. Der Graf ließ nun den Indier durch seinen Kammerdiener als Falschmünzer anzeigen. Man schritt sofort zu einer Hausdurchsuchung, fand das falsche Geld und nahm den alten Diener in Haft.

Im Gefängniß besuchte dann Bismarck den unglücklichen alten Diener, der sehr niedergeschlagen war und ohne langes Bedenken auf den Vorschlag des Grafen einging, der dahin ging, er, Bismarck, wolle ihm seine Freiheit auswirken, wenn er, der Indier, ihm für eine gewisse Summe den Apparat verkaufen wolle.

So kam Bismarck in den Besitz desselben, während der Indier frei wurde. Anfangs verstand er jedoch noch nicht den richtigen Gebrauch des Apparates, er lernte denselben erst späterhin; aber da begann er ihn auch sehr bald zu anderen Dingen als zu unbedeutenden Kleinigkeiten anzuwenden. Er warf sich nämlich auf die Politik, und seine erste Arbeit am Morgen war, daß er den Ring und die Buchstaben in dieser Beziehung fragte und deren Antwort las. Auch jetzt noch hat er nie den Muth, zu handeln, bevor er seinen Apparat befragt hat.

Mannichfaltiges.

(Ueber das Wildbad Adelholzen) wird uns aus Traunstein geschrieben: Wenn uns der Siegesjubel der vereinigten deutschen Heere auf den ewigdenkwürdigen Schlachtfeldern des bezwungenen Frankreichs; — wenn uns die, an Pracht und Herzlichkeit beispiellosen Einzugsfestlichkeiten, womit die Heimkehr unserer ruhmbedeckten Helden allenthalben, besonders in den Hauptstädten des großen geemanischen Reiches gefeiert wurden; — wenn uns seit einem Jahre nicht jeder Tag bestätigt hätte, daß wir nunmehr „Ein einzig Volk von Brüdern" seien; — so würden wir in unserem herrlichen Vorgebirge der süddeutschen Hochalpen noch durch eine weitere höchst erfreuliche Thatsache zu der Gewißheit von der wirklichen und festen Ueberbrückung des Maines gelangen, indem wir einen — in solcher Größe noch nie dagewesenen Besuch unserer Curorte von Tausenden lieber Gäste aus allen Gauen, namentlich auch aus den nördlichen Marken des Gesammtvaterlandes in's Auge fassen. Die Segnungen des glorreich erkämpften Friedens zeigen auch hier sich, und es kann dem Dankgefühle gegen den Lenker der Geschicke nicht oft genug Ausdruck verliehen werden. Heute stellen wir uns die Aufgabe dem tieblichen Bade Adelholzen einige Zeilen zu widmen, einmal, weil wir durch vorliegende, verlässige Angaben, die uns bereitwilligst zugestellt wurden, dann aber durch die Absicht veranlaßt sind, Denjenigen einen feeundlichen Dienst zu erweisen, die mit einem Ausflug in die Berge, zugleich Waldesfrische und Badgenuß verbinden wollen. Diese Freunde schöner Natur seien hiermit auf das herrtiche Fleckchen Erde „Adelholzen" aufmerksam gemacht. — Dasselbe liegt zwei kleine Stunden von Traunstein; eine halbe Stunde von der Eisenbahnstation Bergen, am südwestlichen Abhange eines, mit duftigem Laubholz- und Tannenwald bedeckten Hügels, gegenüber den Chiemgauwächtern Hochgern und Hochfelln und dem Kirchlein Mariaeck. Seit Wochen sind im genannten gemüthlichen Badeort nicht nur alle Zimmer des Hauptgebäudes, sondern auch alle übrigen, zum Wohnen eingerichteten, Gebäulichkeiten bis auf die kleinsten Räume besetzt, und läßt sich von dieser ungewöhnlichen Anzahl werther Gäste auf die Zufriedenheit derselben sowohl, als auch auf die ausgezeichneten Erfolge schtießen, welche dem Gebrauche der verschiedenen Sool-, Moor- und anderen Bäder, dem Genusse des sehr anerkannten Mineralwassers und besonders dem azurnen Aether der unvergleichlichen Gebirgsluft zu danken sind. Die Zohl der Anwesenden bewegt sich stets zwischen 150 bis 180 und werden noch den bisherigen Wahrnehmungen bis zum Schlusse der diesjährigen Curzeit 6000 bis 8000 Bäder gegeben, beziehungsweise genommen werden. Im raschen Aufsteigen ist des Oeles guter Stern begriffen, und so rufen wir ihm ein freundliches „Glück auf!" entgegen.

— Δ —

(Das Theater in Straßburg) liegt noch immer in Ruinen. „Paris-Journal" und „Gaulois" vom 5. August bringen aber folgende Windbeulelei: „Am vorigen Donnerstag fand in Straßburg die Wiedereeöffnung des großeu Theaters statt. Man gab „Karl VI." und Herr v. Bismarck-Bohlen, der Neffe (!) des Reichskanzlers und Gouverneur des Elsaß, wohnte nebst einer großen Anzahl von Officieren und hohen Beamten der Aufführung bei. Alles ging gut bis zum 3. Acte. Als aber der berühmte patriotische Chor „guerre aux tyrans" angestimmt wurde, erhob sich die gesammte französische Zuhörerschaft wie ein Mann und setzte das Lied mit der Variante fort: „jamais Bismarck ne régnera". Die Herren Deutschen räumten schleunigst den Saal unter dem lauten Klatschen unserer Landsleute. Das Stück wurde ruhig zu Ende gespielt, aber gegen 50 Persauen wurden beim Herausgehen verhaftet. Selbstverständlich verschwand die Oper sofort von der Affiche." Wenn ein Blatt so frech lügt, müssen seine gläubigen Leser wirklich Dummköpfe sein.

(Der Räuber Gasparoni) schreibt man aus Rom, ist der Held des Tages. Dieser berühmte Räuber, der von Alexander Dumas und Garibaldi in ihren Romanen geschildert worden und der so lange der Schrecken der Umgegend von Rom war, ist nun nach langer Gefongenschaft von der italienischen Regierung sammt seinen Komeraden in Freiheit gesetzt worden und langte vor einigen Tagen hier an, wo er allgemeine Neugierde erregte. Das Leben des kühnen Räubers klingt wie ein Roman. Geboren im Jahre 1794, beging er mit seiner Bande von wilden Scheusalen alle möglichen Unthaten und es gelang der päpstlichen Regierung nie, seiner habhaft zu werden, obgteich sie alle Mittet aufbot, ihre Soldaten nach ihm ausschickte und Geld mit vollen Händen ausstreute, um ihn sich ausliefern zu lassen. Im Jahre 1825 beschloß die päpstliche Regierung, da sie mit Gewalt seinem Unwesen kein Ende zu machen vermochte, sich durch Hinterlist, die ohnehin die Hauptstärke ihrer Diplomatie war, seiner zu bemächtigen. Sie wählte zu diesem Amt einen Priester, den sie als Abgesandten in das Lager schickte, wo Gasparoni mit 22 anderen Räubern hauste. Der Ueberredungskunst des Priesters getang es, Gasparoni zu einer Capitulation zu veranlassen. Man schtoß einen Vertrag; Gasparoni stellte die folgenden Bedingungen: daß ihm und seinen Gefährten das Leben geschenkt, ihr Besitzthum unangetastet bleibe, daß man ihnen sicheres Geleit gebe und sie mit bewaffneter Escorte nach dem Hafen führe, wo sie sich einschiffen wollen, unter dem Versprechen, niemals, weder todt noch lebendig, in die päpstlichen Staaten zurückzukehren. Man unterzeichnete die Friedens-Präliminarien. Aber als die Bande die Waffen niedergelegt hatte, legte man ihr Ketten an und führte sie unter starker Bedeckung ab. Gasparoni und die Seinigen wurden auf die Gateeren geschickt. Zuerst behandette man sie außerordentlich streng, ja grausam; erst in den tetzten Jahren wurde etwas mehr Milde gegen sie geübt. Sie ihrerseits gewöhnten sich an die Galeeren; hatten sie doch stets ein rauhes Leben geführt, und besonders Gasparoni kam sich zuletzt auf den Goleeren wie zu Hause vor. Nur gegen den fatschen Pfaffen, der mit frommer Miene und heuchlerischer Freundlichkeit sie belogen und betrogen hatte, trugen sie den stärksten Haß. Von den 22 Gefongenen sind unterdessen 15 gestorben; nur noch sieben sind atso gegenwärtig am Leben, und die italienische Regierung hat den Befehl zu ihrer Freilassung gegeben, einmal, weil ihnen nie der Proceß gemacht worden, und zweitens, weit am Ende 46 Jahre Gateerenstrafe manche Verbrechen sühnen. Von diesen Sieben sind jetzt Fünf in einem Spital untergebracht worden, während zwei zu ihren Familien zurückgekehrt sind. Als man ihnen ihre Freiheit ankündigte, zeigten sie keine begeisterte Feeude; das Gefängnißleben war ihnen zur Gewohnheit geworden, das Alter hatte sie gebändigt. Nur Einer von ihnen fragte sagteich, ob der Pfoffe noch tebe. In der That soll dieser noch leben, aber auch er ist alt und gebrechlich geworden. Gasparoni ist in das Spital aufgenommen. Er ist kahl und trägt einen langen, majestätischen Bart. Er ist nach wunderbar kräftig, gesund und stark, mit 77 Jahren eine imponirende Erscheinung. Seine Augen leuchten, sein Blick ist fest und energisch. Sein Gedächtniß und seine Geisteskräfte haben nicht im mindesten getitten, und er besitzt eine große Rednergabe. Bei anderer Erziehung und anderen Lebensbedingungen hätte er vielleicht seine Goben, die er zum Bösen anwendete, zum Guten ausbilden können.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 95. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

12. Capitel.

Die schwache Seite des Hühnerfürsten.

Matthias saß am heiligen Weihnachtsmorgen in seiner Zelle, ohne von den Ereignissen der verwichenen Nacht, bei denen sein Freund eine so große Rolle gespielt hatte, eine Ahnung zu haben. Als kurz vor Mitternacht die Thür seines Käfigs geöffnet wurde und er beim trüben Schein einer Kerze den Rondeofficier vor sich sah, glaubte er freilich in dem Antlitze dieses Officiers Züge zu entdecken, welche ihn lebhaft an Den erinnerten, für welchen er seine Freiheit und seine Weihnachtsfreuden geopfert hatte. Aber er war weit entfernt zu vermuthen, daß der vor ihm stehende, mit Helm und Schärpe geschmückte Lieutenant eine und dieselbe Person sein könnten. Er hatte eine schlaflose Nacht verbracht. Nicht bekannt mit den Schlaf bewirkenden Mitteln, welche die Arrestanten anzuwenden pflegen, auch nicht kühn und verschlagen genug, das strenge Arresthausgesetz zu umgehen, war es ihm nicht in den Sinn gekommen, Spirituosen zu schmuggeln.

Wasser und trockenes Brod aber besitzen nicht die Eigenschaft, die Gedanken zu betäuben und die Sinne abzustumpfen. Und es ist unbedingt erforderlich, daß die Gedanken ruhen und die Sinne abgestumpft sind, wenn der eines solchen Lagers ungewohnte Körper auf hartem Holze Ruhe und Schlaf finden soll.

„Wünsche wohl geruht zu haben!" sagte der Sergeant, als er am nächsten Morgen in die Zelle des Musketiers trat. „Nanu, wie finden wir das Logis bei uns? Ein bischen unbequem, he?"

„Sehr!" erwiderte Matthias, in dem guten Glauben, der Sergeant hege die Absicht, eine freundschaftliche Unterredung mit ihm anzuknüpfen.

„Na, ich will's Ihm etwas bequemer machen," fuhr der Sergeant fort. „Ich werde Ihm Gelegenheit zu einer gesunden Leibesbewegung geben, das macht Ihn warm, befördert den Appetit und versüßt die Ruhe. Er wird die wohlthätigen Folgen bald empfinden."

„Lieber wäre es mir, Sie verschafften mir ein warmes Mittagessen und eine Kanne Bier," meinte Matthias. „Das trockene Brod und das schmutzige Wasser —"

„Herrr, in des Kuckucks Namen, Er wagt es, auf das Wasser zu schimpfen?" fiel der Sergeant ihm in's Wort. „Suche Er in der ganzen Stadt besseres Wasser, wenn Er auch nur einen Tropfen findet, will ich ein Esel sein. — Er denkt wohl, ich sei das auch ohnedies?" fuhr er fort, indem er sich dem erschreckt zurücktretenden Musketier näherte und ihn mit einem drohenden Blicke musterte. „Herr, denkt Er's?"

„Nein!" erwiderte Matthias schüchtern.

„Na, Er kann denken, was Er will, aber hüte Er sich, Seine Gedanken laut werden zu lassen. Was das Wasser betrifft, so sei Er überhaupt froh, daß sein Krug täglich drei Mal gefüllt wird."

Der Sergeant ging nach diesen Worten hinaus.

Matthias trat an das vergitterte Fenster. Ihm war, als habe die Anwesenheit dieses Mannes die Luft in der Stube verpestet, er öffnete das Fenster und blickte eine Weile in den kalten Wintermorgen hinaus. Da fiel sein Blick auf das kleine Fenster einer Dachkammer, welches dem seinigen gegenüber lag. Eine kleine, zarte Hand schob die weißen Gardinen zurück, das rosige Antlitz eines jungen Mädchens schaute durch die Scheiben zu dem Gefangenen hinüber. Matthias hatte nie ein so schönes Antlitz gesehen. Die feuerigen, schwarzen Augen, das dunkele, lockige Haar, welches die schneeweiße Stirne und die rosigen Wangen umrahmte, die feingeschnittenen Lippen, das niedliche Näschen und das runde Kinn, vor Allem aber das schelmische Lächeln, welches diese Züge umspielte, fesselten ihn dergestalt, daß er den Eintritt des Sergeanten überhörte. Er konnte sich nicht enthalten, freundlich hinüber zu grüßen, und fühlte sich glücklich, als ihm dafür von Seiten der Schönen ein Gegengruß wurde.

„Ah, sieh' Einer den Racker! Liebäugelt der Kerl durch die Fenster!" rief der Sergeant, der leise hinter den Musketier geschlichen war.

Matthias fuhr erschreckt zusammen.

„Glaubt Er, dafür wäre das Arresthaus gebaut worden? Hier werden keine Allotria's getrieben, guter Freund, am wenigsten Liebeshändel, das merke Er sich!"

„Ich glaube nicht, daß Sie mir wehren dürfen, an's Fenster zu treten, um frische Luft zu schöpfen," erwiderte Matthias gereizt. „Beliebt es mir, eine Dame zu grüßen, so thue ich's, ohne Sie darum zu fragen. Aber weshalb ereifern wir uns einer solchen Kleinigkeit wegen," fuhr er, ohne dem Sergeanten zu einer Erwiderung Zeit zu lassen, fort, „halten wir gute Freundschaft, Herr Inspector, das ist besser, als Zänkerei, bei der nichts herauskommt."

„Na, Er sieht mir auch darnach aus, als ob ich durch Seine Freundschaft Nutzen haben könne," erwiderte der Sergeant, dessen Lippen ein sarkastisches Lächeln umspielte. „Ich will gerne glauben, daß Er ein gottloser Schlingel ist, der es darauf abgesehen hat, drei Viertel seiner Dienstzeit in meiner Menagerie zuzubringen, und daß Er deshalb ein Freundschaftsbündniß mit mir zu schließen wünscht, aus welchem Er doppelten und dreifachen Vortheil zu ziehen hofft, aber daraus wird nichts. Lege Er nur den Gedanken daran ad acta. Hier, nehme Er den Besen und fege Er Seinen Käfig, binnen einer Viertelstunde muß Er damit fertig sein. Nutze Er aber den Besen nicht ab, wenn er nicht das Geld zu einem neuen zahlen will."

Matthias setzte sich auf die Pritsche, ohne den Besen, welchen der Sergeant ihm überreichen wollte, zu beachten. „Ihre Vermuthung ist falsch," entgegnete er. „Ich will lieber in der bittersten Kälte von Reveille bis Zapfenstreich exerciren, als in diesem Hundeloch sitzen, nichtsdestoweniger wünsche ich

auf freundschaftlichem Fuße mit Ihnen zu stehen. Wie wäre es, wenn ich Ihnen mein Kommißbrod überließe und —“

„Bestechungsversuche?“ donnerte der Sergeant. „Herr, Er weiß, daß ich —“

„Ruhig, ganz ruhig,“ fuhr Matthias, ihn unterbrechend, fort, „wir können das in aller Ruhe abmachen. Ich verlange nur den Namen und die Familienverhältnisse jenes Mädchens von Ihnen zu erfahren. Ich glaube, das verträgt sich mit Ihren Amtspflichten; von einem Bestechungsversuch kann also nicht die Rede sein. Sie können das mit wenigen Worten abmachen, ich gebe Ihnen dafür einen Bon auf meinen Vater, den Kupferschmied Rebe.“

„Einen Bon?“ fragte der Vater Kneip. „Na, lasse Er hören, Männeken, worauf soll dieser Bon lauten?“

„Auf einen Anker Bier und einen halben Schinken!“

„Und dafür verlangt Er weiter nichts —“

„Als daß Sie den Namen jenes Mädchens nennen und mir eine möglichst erschöpfende Auskunft über sie geben.“

„Na, den Gefallen kann ich Ihm erzeigen,“ meinte der Sergeant, „aber schreibe Er zuerst den Bon.“

„Sobald Sie mir Papier, Feder und Dinte bringen.“

„Na, ich werde ihn schreiben, dann kann Er nachher Seinen Namen darunter setzen. Das Mädchen ist die Nichte einer alten Jungfer, der Büglerin Katharina Pieper. Die Nichte heißt Therese Pieper, sie ist jetzt neunzehn Jahre alt und eine Waise. Wenn Er sie kennen lernen will, darf Er sich nur in's Lazareth legen, das Mädchen kommt fast täglich hin, um bei der Inspectorin zu bügeln. Geld hat sie nicht, aber sie ist brav und solid. Das ist Alles, was ich weiß; will Er mehr wissen, muß Er Seine eigenen Augen zu Rathe ziehen. Was die Reinigung betrifft, so will ich Ihn in Anbetracht des hohen Feiertags davon dispensiren,“ fuhr er fort, „und wenn Ihm die Zeit lang wird, so kann Er sich an's Fenster stellen und hinüberschielen.“

Matthias befolgte diesen Rath, sobald der Sergeant die Thüre geschlossen hatte.

Was war's doch, was ihn mit gewaltigem Sehnen hinüberzog zu dem schönen Mädchen? Er wußte es nicht, hätte er sich diese Frage gestellt, er würde keine Antwort darauf gefunden haben. Das Bild Theodor's trat bereits in den Hintergrund, es mußte einem anderen Bilde weichen.

Therese ließ sich erst am Nachmittag wieder am Fenster blicken, und auch jetzt nur für einen kurzen Augenblick. Aber dieser Augenblick genügte, das Bild des hübschen Mädchens dem Herzen des Musketiers einzuprägen. Kurz vorher hatte der Sergeant ihm mitgetheilt, daß Theodor in's Lazareth abgeführt worden sei. Diese Nachricht brachte in der Seele des Musketiers einen Entschluß zur Reise, an den er unter anderen Umständen niemals gedacht haben würde.

Der einzige Freund, an welchem er in Lust und Leid eine Stütze fand, lag krank im Lazareth, dies allein würde ihm genügt haben, ebenfalls sein Quartier im Lazareth aufzuschlagen. Jetzt kam aber noch hinzu, daß er auch Therese an jenem Orte sah, ja, vielleicht dort sich ihr nähern konnte. Entschlossen, nach seiner Entlassung aus dem Arrest sich unverzüglich krank zu melden, warf er sich am Abend auf die Pritsche, und Gott Morpheus hatte diesmal Mitleid mit dem geplagten Sohne des Mars, er nahm ihn in seine Arme und trug ihn hinüber in die kleine Dachkammer, hinter das Fenster mit den weißen Gardinen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kriegswesens in Deutschland.*)

Von Theodor Winkler.

1.

Wollte man der Prophezeiung pessimistischer Anthropologen glauben, so wäre der Krieg ein unausrottbares Uebel, das in der Welt so lange bestehen werde, als es verschiedene Völker und verschiedene Menschen gäbe. So lange man aber die Aufgabe des Menschen in einer unaufhaltsam fortschreitenden geistigen Vervollkommnung und seelischen Veredelung, in einer von Generation zu Generation wachsenden Gesittung sucht, so lange man eine das ganze Weltall umfassende Ordnung der Dinge und ein höheres Walten über die Natur anerkennt, so lange muß eine Annahme, wie die obige, als ein in sich selbst zerfallender Widerspruch verworfen werden. Mag auch jener Culminationspunkt der Cultur, aus dem ein ewiger Frieden entsprießt, noch in weite Ferne gerückt sein, mag auch jetzt noch angesichts der Mangelhaftigkeit unserer socialen und politischen Zustände die Gelegenheit eines wiederkehrenden Zwiespaltes der neben einander hausenden Völkerschaften als unvermeidlich erscheinen, so ist doch für die Zukunft eine Verallgemeinerung der Bildung und ein vom Abscheu vor allen Gewaltthaten durchdrungener Menschenschlag zu erwarten, der alle etwa ausbrechenden Streitigkeiten auszugleichen weiß ohne jene blutigen Kämpfe, denen tausende von theueren Menschenleben zum Opfer fallen.

Zu dieser zuversichtlichen Erwartung berechtigt schon die Geschichte des Kriegswesens selbst, wenn auch dem oberflächlichen Beobachter die zunehmende Raffinerie in der Anfertigung von verheerenden Mordwaffen und Kriegsmaschinen, der herrschende Wettstreit im Ausklügeln neuer Vernichtungssysteme und die immer wiederkehrende Leichtfertigkeit in der Anzettelung von Kriegen eher das Gegentheil andeuten möchte. Die Verwerflichkeit der Idee des Krieges ist doch längst von allen Culturvölkern erkannt und anerkannt und die Humanität in den kriegsrechtlichen Bestimmungen immer mehr zum leitenden Princip geworden. Ist auch die Sache selbst noch geblieben, so hat sich doch ihr Wesen durch die fortschreitende Cultur gemildert, sowohl an und für sich, als auch in der Anschauung der Völker. Wenn erst die Zeit gekommen sein wird, in welcher die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht mehr dem Willen eines Einzelnen anheim gegeben bleibt, sondern die Gesammtheit der Bürger eines Staates beschlußfähig geworden ist, dann wird auch der scheußlichen Furie des Krieges der Lebensodem allmählich ausgehen.

In den nachfolgenden Streifzügen durch die Geschichte des deutschen Kriegswesens wird uns die tröstliche Erfahrung fort und fort vor Augen treten, daß der barbarische Charakter des Krieges im Laufe der Jahrhunderte ein wesentlich milderer geworden ist, und daß wir ein Recht zu der Hoffnung haben, ihn dereinst ganz von der Liste der Weltbegebenheiten streichen zu können.

Seine Existenz geht bekanntlich bis in die frühesten Zeiten der Menschheit zurück. In den alttestamentlichen Büchern wetteifern seine Schrecken bereits mit den Plagen des Himmels; von den Schriften, welche uns Rom und Griechenland hinterlassen haben, beschäftigt sich der größte Theil damit, und unsere germanischen Vorfahren fanden in ihm ihre Haupt-

*) Aus den „Blättern für den häuslichen Kreis“, einer Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung, welche bei H. Schönlein in Stuttgart erscheint und unseren Lesern hiermit bestens empfohlen sein mag.

beschäftigung. Er steigert sich später zum förmlichen Handwerk und zieht sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert in wechselnder Gestalt bis auf die jüngsten Tage.

Wie bei den Römern so bildete auch bei den altgermanischen Völkerschaften das Kriegswesen den Mittelpunkt ihrer Verfassung, in ihm gipfelte sich ihre Cultur, mit ihm standen alle Einrichtungen, Gesetze und Gewohnheiten im engsten Zusammenhange. Jeder Mann war geborener Krieger. Schon die Knaben wurden zum Dienst der Waffen erzogen und mußten Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Gefahren und Beschwerden aller Art ertragen lernen. Mit dem Augenblicke, da dem Jünglinge im Beisein des ganzen Volkes unter feierlichen Ceremonieen die Waffen überreicht wurden, galt er für einen Mann und Mitglied des Staates und gehörte nicht mehr seiner Familie, sondern dem Gemeinwesen an. Mann und Speer war ein Begriff und wurde durch ein und dasselbe Wort bezeichnet; Waffen begleiteten den germanischen Mann zu allen seinen Beschäftigungen und Waffengeklirr galt für das ehrenvollste Zeichen des Beifalls. Höher als das Leben stand den alten Deutschen die nationale Freiheit. Aus diesem Hange zum Kriege entwickelte sich auch das Recht der stärkeren Faust: wer der Stärkste, der Tapferste war, dem gehörte die Herrschaft. Der Kriegsruhm des Vaters vererbte sich auch auf den Sohn und gab Veranlassung zur Auszeichnung gewisser Familien. So bildeten sich allmählich besondere Stände mit besonderen Rechten und Pflichten. Es entstanden Adelige, Freie, Vasallen, Dienstmannen oder Ministerialen, Halbfreie (Hörige) und Unfreie. Es entstanden vor Allem Könige und Heerführer. Jeder Kriegsmann war verpflichtet, unter Umständen Leib und Leben für seinen Herrn und dessen Sache zu opfern. Der Nächste um den Anführer zu sein, war die größte Ehre, ihn zu schützen und den Ruhm eigener Thaten auf ihn zu übertragen, die höchste Pflicht; ihn im Treffen verlassen zu haben, die größte Schande. Trotzdem war seine Gewalt nicht ohne Grenzen, seine Macht nicht unerschütterlich; seine Persönlichkeit, seine Haltung und Tüchtigkeit allein vermochte ihm Ansehen und Würde zu bewahren.

Schon aus diesen Einrichtungen erkennt man die strenge Mannszucht, welche in den germanischen Heeren waltete. Diese und ihre große Tapferkeit erwarb ihnen Ruhm und Achtung bei allen Völkern, mit denen sie in Berührung kamen. Die Römer z. B. suchten nicht allein eine Menge Deutsche in ihre Heere aufzunehmen, sie vertrauten ihnen sogar die Oberleitung über dieselben im Kriege an, und als es ihnen gelungen war, die Germanen zu besiegen, so schätzten sie dies als eine ihrer bedeutendsten Errungenschaften, feierten großartige Siegesfeste und ließen zur Erinnerung an diese Zeit besondere Denkmünzen prägen.

Die meisten Volksstämme der Deutschen stritten zu Fuß und zu Pferde; einige Völkerschaften bildeten nur Eine Waffengattung aus. So hielten es z. B. die Alanen für verächtlich, zu Fuße zu streiten, während die Katten ihre Hauptstärke im Fußvolk besaßen. Die gewöhnlichen Streifzüge mit Gefolgschaften wurden stets der Schnelligkeit wegen zu Pferde unternommen. Die Tactik war sehr wenig ausgebildet und erst durch die Bekanntschaft mit den Römern kam mehr Ordnung in ihre Heeresaufstellung. Keilförmig formirt und nach Familien zusammengestellt, drangen sie auf den Feind ein und verließen sich ganz auf ihre persönliche Tapferkeit und Gewandtheit. Die Cimbern und Teutonen faßten sich gegenseitig am Arm, um so ihren Schlachtenreihen größere Widerstandsfähigkeit zu geben. Manche Stämme zogen nackt in's Feld, nur mit einem Gürtel ausgerüstet, worin sie das Schwert trugen, selten einen Helm auf dem Haupte. Ihre Schilde hatten die Größe eines Mannes und waren ziemlich schmal und unpraktisch. Die übrigen Waffen bestanden in Lanzen, Streitäxten, Stoßlanzen und Keulen. Letzteres war namentlich eine Hauptwaffe der Kelten.

Mit der Zeit und durch die häufige Berührung mit den Römern nahmen sie viele Sitten und Gewohnheiten von denselben an. So legten sie bald die Thierfelle ab, womit sie anfangs bekleidet waren und gewöhnten sich an eherne Panzer.

Das Heer war eingetheilt in Tausendschaften, Fünfhundertschaften, Fünfzigschaften und Zehentschaften, deren jede ihre besonderen Anführer hatten. Der oberste Heerführer, welcher vor dem Heere „her zog", hieß „Herzog", eine Würde, die später erblich wurde und den Fürsten der größeren Stämme bezeichnete. (In noch späterer Zeit bezeichnete man damit den erblichen Oberstatthalter des Königs in einzelnen Reichsprovinzen.) Es war eine Sitte, die sich ziemlich lange erhielt, daß der erwählte König oder Fürst von seinen Mannen auf den Schild gehoben und im Lager herumgetragen wurde. Noch heutigen Tages ist die Redensart „Jemanden auf den Schild heben" davon übrig geblieben. Die Könige saßen im Kriege stets zu Pferde, theils der bequemeren Uebersicht über die Truppen halber, theils zur Repräsentation ihrer Würde. Das Heer zog unter kriegerischen Zeichen mit mancherlei Sinnbildern in's Treffen. Während desselben erschienen nicht selten die Frauen und Töchter der Kämpfer und feuerten zur Tapferkeit an, und die römischen Historiker, welche dieser Sitte Erwähnung thun, fügen hinzu, daß häufig durch den ermunternden Zuspruch der Weiber Schlachtenreihen, die bereits im Zurückweichen begriffen gewesen, wieder zum Stehen gebracht worden seien.

Gab der Einfall eines fremden Volkes den Anlaß zum Kriege, so wurde das Heer durch einen allgemeinen Aufruf in der Volksversammlung zusammenberufen, galt es hingegen, selbst einen Angriff (Heerfahrt) zu machen, so sammelten sich die Mannschaften nach einem Uebereinkommen mit dem Anführer. Bewundernswerth ist die strenge Disciplin, welche trotz der rohen Sitten in den germanischen Heeren gehandhabt wurde. Hier nur einige Züge: Wer im Heere einen Tumult anstiftete, wobei es Todte und Verwundete gab, wurde z. B. bei den Alemannen mit dem Tode, mit Verbannung und Güterconfiscation bestraft. Diebstahl zog, wenn der König im Heere anwesend war, eine Geldbuße im 81fachen, in Gegenwart des Herzogs den 27fachen Werth des gestohlenen Gegenstandes nach sich. In den frühesten Zeiten, als das Geld bei den alten Deutschen noch gar nicht bekannt war, mochte die Strafe noch härter sein. Untreue gegen Waffengefährten und Vaterland wurden mit dem Verlust der bürgerlichen Ehre, ja nach Umständen mit dem Tode geahndet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Den Ehrenjungfrauen,) welche den Kaiser am Tage seines feierlichen Einzuges begrüßten, wurden werthvolle Broches überwiesen. Ebenso haben die Sprecherin Fräulein Blaeser und ihre acht Begleiterinnen prachtvolle Medaillons erhalten. Das Medaillon von mattem Golde trägt auf einer Seite das Portrait des Kaisers, umgeben von einem Lorbeerkranz, auf der anderen das Datum und die Jahreszahl des Einzugstages, und über dem Medaillon befindet sich eine freistehende Kaiserkrone. — Die Broches, ebenfalls aus mattem Golde, haben die Form einer Schleife, deren Knoten die Initiale W. mit der Königskrone in schwarzer Emaille trägt und auf deren Enden das Datum und die Jahreszahl in erhabener Schrift verzeichnet steht.

(Weltausstellung 1873 in Wien.) Der Entwurf des Programmes sowie das Classificationssystem ist unter Hinzuziehung hervorragender Männer der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie, des Ackerbaues und der übrigen Zweige wirthschaftlicher Thätigkeit von der Leitung der Ausstellung bereits ausgearbeitet. Die Leitung hat selbstverständlich ihr Augenmerk auf die Erweckung einer großen Betheiligung des Auslandes gerichtet. Der Orient wird schon in

Folge der für die Beschickung günstigeren geographischen Lage Wien's stärker als auf den früheren Ausstellungen vertreten sein. Auch in Rußland regt sich bereits das Interesse für das Unternehmen. Man wird übrigens bei der Weltausstellung von 1873 bemüht sein, aus dem ausgefahrenen Geleise heraustretend, dem Ausstellungswesen durch neue fruchtbringende Ideen auch neue Seiten abzugewinnen. Um nur Eines zu erwähnen, soll — was auf den früheren Ausstellungen nicht der Fall war — auch der Welthandel durch ein Gesammtbild veranschaulicht werden, welches durch Proben und Muster der einzelnen Handelsartikel, Rohstoffe, Halbfabrikate und Producte der verschiedenen Länder, durch Darstellung der Ein- und Ausfuhrverhältnisse der großen Handelsplätze, der Bezugs- und Absatzgebiete u. s. f. die Gesammtbewegung des Welthandels illustriren wird. Die großen Transportanstalten Oesterreichs fassen schon jetzt den gesteigerten Verkehr während der Ausstellung in's Auge. Die Staatsbahn ist mit gutem Beispiele vorangegangen, indem sie sofort 220 neue Personenwagen bestellt hat.

(Unglücksfall) Der „Schles. Ztg." wird aus Cudowa unter'm 10. August geschrieben: „Freitag Nachmittag, als das Concert unter der Leitung des Capellmeisters Löwentheil beginnen sollte, fiel der große Kronleuchter, dessen Lampen soeben angesteckt wurden, inmitten des Saales zu Boden. Das aus den Lampen auf den Boden sich ergießende Petroleum entzündete sich im Augenblick, so daß sich die Curgäste schleunigst zurückziehen mußten; das Feuer griff schnell um sich, doch gelang es, desselben Herr zu werden. Der Castellan erlitt bei den Löschversuchen nicht unbedeutende Verletzungen. Sonst kam Niemand zu Schaden."

(Eine improvisirte Trauerfeierlichkeit) schreibt man aus Burgdorf (Kanton Bern) unter'm 10. Aug., fand gestern Nachmittag an dem Grabe des Dichters der Wacht am Rhein, Max Schneckenburger, statt, indem die 30 Mann starke Capelle des in Mülhausen garnisonirenden 4. westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 17, welche gegenwärtig eine Erholungsreise durch die Schweiz macht, dem Dichter eine Huldigung darbrachte. Die Capelle (in Uniform) spielte den Choral „Nun danket alle Gott", hierauf gediegene Ansprache des hiesigen Geistlichen an die Deutschen, die gekommen, ihrem Landsmanne, der durch sein Lied so manches deutsche Herz entflammt, eine Ehre zu erweisen. Und endlich zur größten unverhohlenen Freude der in ungeheuerer Menge zugeströmten Bevölkerung die Schöpfung Schneckenburger's, sein Lied „Die Wacht am Rhein".

(Geschenk für Thiers.) Ein amerikanischer Geistlicher ist auf den Einfall gekommen, dem Herrn Thiers einen Ziegelstein zum Geschenke zu machen, und zwar mit einer Predigt obendrein. Die „Unabhängigkeitshalle" in Philadelphia nämlich ist reparirt worden, und diese Gelegenheit hat Mgr. Hartley wahrgenommen, um dem Präsidenten der französischen Republik einen von den ursprünglichen Ziegelsteinen des Gebäudes zu dediciren. „Ein anspruchsloser Ziegelstein, gehörig attestirt, welcher unlängst von den Stufen genommen wurde, auf welchen am 4. Juli Anno 1776 die amerikanische Unabhängigkeit öffentlich proclamirt wurde." In dem Begleitschreiben sagt der geistliche Herr, es sei sein ernstliches Flehen, daß die Gesetzgeber des schönen Frankreichs von diesem Ziegelsteine die nöthige Inspiration erhalten, um eine Republik zu errichten, deren Würde, Gerechtigkeit und Lauterkeit die Bewunderung unseres Zeitalters und anderen Nationen ein Muster für die Wahrung der Rechte und Privilegien des Volkes seien.

(Der Stellenkauf in der englischen Armee.) Jetzt, wo ein so altehrwürdiger Brauch, wie es der Stellenkauf lange Jahre im englischen Heere war, zu Grabe getragen werden soll, dürfte es nicht ganz ohne Interesse sein, zu hören, wie hoch die verschiedenen Officierspatente ihren Besitzern zu stehen kamen. Bei der Leibgarde (life-gards) kostete die Oberstlieutenants-Charge 8250 Pfd. St., der Major bezahlte 5350, der Capitän 3500, der Lieutenant 1600, der Cornet oder Fähnrich 1200 Pfd. St.; bei der Infanterie kam dem Capitän mit dem Range eines Oberstlieutenants sein Patent auf 4800 Pfd. St. zu stehen, der Lieutenant mit Capitänsrang entrichtete 2050 und der Fähnrich mit Lieutenantsrang 1200 Pfd. St. für dasselbe. Bei der Linien-Cavalerie und Infanterie endlich bezahlten der Oberstlieutenant 4900, der Major 3200, der Capitän 1800, der Lieutenant 700 und der Cornet 150 Pfd. St. für ihre Charge.

(In Greenwich,) dem schmutzigen Flecken, der die Ehre genießt, den ersten Meridian anzugeben und den ersten Minister Englands für sich im Parlamente sitzen zu haben, werden Vorbereitungen getroffen, um eine hohe Dame bei ihrer Durchreise gebührend zu empfangen. Welchen Umfang diese Vorbereitungen haben, geht daraus hervor, daß der Besuch erst im Jahre 1874 erwartet wird. Es handelt sich nämlich um den Durchgang der Venus, für welchen eine Reihe von Sternwarten und Instrumenten aufgestellt wird.

(Erdbeben.) Aus Athen, 5. Aug. wird berichtet: In Amphissa und der Umgebung erneuern sich seit einiger Zeit die Erdstöße mit zunehmender Kraft. Die Einwohner jener Gegenden wohnen seit vorigem Jahre in niedrigen Breterhütten, wo sie im Winter der Kälte und dem Regen und jetzt im Sommer der erdrückenden Hitze ausgesetzt sind. Es ist auch für sie jetzt keine Aussicht vorhanden, daß sich dieser elende Zustand je ändern wird; denn den Erdstößen kann kein steinernes Haus widerstehen. — Hier in Athen ist es seit zwei Wochen furchtbar heiß. Wem es nur irgend möglich war, der hat sich nach kühlen Orten geflüchtet; die Uebriggebliebenen suchen Kühlung in den Seebädern von Piräeus und Phaleros oder in den kühlen Gärten am Ilyssos, wo jetzt alle Abende deutsche Lieder an den klassischen Orten erschallen, indem zwei deutsche Musikergesellschaften sich dort eingenistet haben.

(Raupen.) Aus Riga 7. Aug. wird geschrieben: Eine bisher in unsern Provinzen nie gekannte Raupe ist seit drei Wochen in den Flachsfeldern in solch ungeheuren Massen erschienen, daß man die größten Befürchtungen für die ganze Ernte hat. Die Raupe ist ungemein gefräßig, verzehrte erst die Blätter der Flachspflanze, dann die Samenkapseln, und frißt jetzt auch den Stengel an, so daß darüber eine allgemeine Beunruhigung herrscht. Die Felder sehen aus wie gemähte Getreidefelder.

(Granit-Export.) Ein Artikel, von welchem Schweden unerschöpfliche Quantitäten und die besten Qualitäten besitzt, ist der Granit in verarbeitetem Zustande. Es werden in diesem Jahre bedeutende Quantitäten von Karlskrona geliefert, davon sind bereits 15 Schiffsladungen in Lübeck angekommen und es werden noch etwa 20 erwartet. Es ist ein Contract über 60,000 Kubikfuß zu einem Brückenbau über die Elbe bei Dömitz abgeschlossen. Die Steine werden schon in Karlskrona so behauen, daß sie bei der Ankunft eingefügt werden können. Seit dem vorigen Jahre werden zu dem Brückenbau über die Weichsel bei Thorn die erforderlichen Steine, im Ganzen 170,000 Kubikfuß, geliefert. Die Ueberwachung der Bearbeitung dieser Steine in den Steinbrüchen bei Karlskrona durch deutsche, bei den Eisenbahnbauten angestellte Ingenieure gab ultraskandinavischen schwedischen Blättern Anlaß, auf spionirende preußische Ingenieur-Officiere aufmerksam zu machen, welche sich in ihren Freistunden gelegentlich mit der Erforschung und Mappirung der Skären in Bletinge beschäftigten.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 96. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

13. Capitel.

Ein Mentor der Kranken.

Nachdem Theodor den ihm zugetheilten Schoppen Haferschleim mit dem Heißhunger eines Wolfes verschlungen hatte, setzte er sich an das Bett des Dicken, dessen Zutrauen und Freundschaft zu erwerben ihm bereits gelungen war. Von Leidiß dazu aufgefordert, berichtete er diesem sein Abenteuer in der Christnacht, überzeugt, daß ihm dasselbe in den Augen seines Freundes ein gewisses Ansehen geben werde. Er hatte sich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht, Leidiß konnte sich nicht enthalten, seine Bewunderung über die Kühnheit des jungen Recruten auszusprechen.

„Du hast recht gethan, Dich in's Lazareth zu legen," sagte er, „um so mehr, wenn Du einen Fehler aufweisen kannst, der hinreicht, Dir das Invaliden-Attest zu verschaffen. Freilich wird's noch sauere Tage kosten, ehe Du es so weit gebracht hast, denn Dein Leiden ist ein inneres, und unsere Herren Doctoren glauben nicht an innere Krankheiten. Sie werden allerlei Curen mit Dir durchmachen, ich rathe Dir, sei standhaft. Ich will damit nicht sagen, daß auch ich nicht an Deine Krankheit glaube, aber Vorsicht ist die Mutter des Porzellanhandels, deshalb sieh' Dich vor und wende dann und wann ein Mittelchen an, welches Deiner Krankheit etwas nachhilft. Ich werde dafür sorgen, daß Du jeden Morgen einen starken Kaffee bekommst, auch kann es nicht schaden, wenn Du kurz vor dem Besuch des Stabsarztes draußen auf dem Corridor einige Turn- und Marschübungen hältst, sie bringen das Blut in Wallung und beschleunigen den Pulsschlag. Vierte Form, Douche-Bäder und blutreinigende Medicamente, die Dir Tag und Nacht keine Ruhe lassen, sind Dir unausbleiblich; auch dafür muß man Rath wissen. Die vierte Form besteht in drei Schoppen dünner Suppe und einem Semmel täglich; ich gebe zu, daß diese Portion zu klein ist, um davon leben zu können, aber man stirbt nicht so bald, wenn man Geld in der Tasche hat. Du sagst, Dein Vater sei vermögend, wohlan, so wird er auch dafür sorgen, daß es Dir an den nöthigen Moneten nicht fehlt. Honrath thut für Geld Alles, und ich biete Dir den Platz zwischen Strohsack und Matratze in meinem Bette als Versteck für Deine Victualien an. Niemandem fällt es ein, mein Bett zu durchsuchen, während das Deinige sehr oft Gegenstand der eifrigsten Nachforschungen unserer Aerzte sein wird. In Bezug auf die Douche-Bäder habe ich die Erfahrung gemacht, daß dieselben zwar nicht angenehm, aber doch gesund sind, besonders dann, wenn man nach einem solchen Bade ein Glas Bordeaux trinkt und sich in's Bett legt. Bordeaux aber befördert auch das Herzklopfen, Du wirst wohl thun, ein kleines Lager davon unter meiner Matratze zu halten. Die letzte Unannehmlichkeit, die Medicamente, ist rasch beseitigt, man schüttet die Mixturen heimlich aus und simulirt die Wirkung, welche sie hervorbringen sollen."

„Das Alles ist rasch gesagt —"

„Und ebenso rasch gethan," fuhr Leidiß mit unerschütterlicher Ruhe fort. „Ich habe freilich nicht nöthig gehabt, in solcher Weise den Aerzten entgegenzuarbeiten, es wäre mir erwünscht gewesen, wenn die Herren Doctoren mich von meiner Fettmasse befreit hätten, aber den Rummel kenne ich doch. Ich habe schon Manchem geholfen, der sich in ähnlicher Lage befand, und seit den fünfzehn Monaten, welche ich auf dieser Matratze verstreichen sah, manche Erfahrung gemacht."

„Fünfzehn Monate?" wiederholte Theodor erstaunt.

„Allerdings! Höre zu, wie unverantwortlich man an mir gehandelt hat. Als ich im ersten Jahre vor die Militärcommission trat, war ich noch nicht so dick, wie jetzt, aber doch schon eine ziemlich ansehnliche Masse. Man stellte mich vorläufig für's nächste Jahr zurück, und ich sowohl wie mein Vater hegten die Ueberzeugung, daß man mich im zweiten Jahre für untauglich erklären würde. Prost die Mahlzeit! Ich beging die Unklugheit, einen der Herren Officiere, welcher mich ein „Mastschwein" nannte, derb anzufahren. Ich erwiderte, wenn derartige Vergleiche erlaubt seien, habe er frappante Aehnlichkeit mit einem ausrangirten Droschkengaul. Ich wurde in's Loch gesteckt und tauglich zur Infanterie erklärt. Du lieber Gott, ich und Sandhase! Jeder, der diesen weisen Ausspruch des Stabsarztes vernahm, schüttelte den Kopf und äußerte, man werde mich nicht länger als drei Tage bei der Fahne behalten. Ich stellte den Antrag, man möge mich davon entbinden, mit dem Recruten-Transport marschiren zu müssen, ich wolle mich an dem Tage, welchen man mir bestimme, in meiner künftigen Garnisonstadt stellen, aber dieser Antrag wurde abgewiesen. Das Marschiren werde mir gut bekommen, meinte der Officier, welcher den Transport befehligte, ich solle nur recht viel Wasser trinken wenig Fleisch essen und tüchtig arbeiten. Ich mußte also marschiren. Schon am ersten Tage lief ich mir die Füße wund, ich requirirte einen Karren, er wurde mir verweigert. Da suchte ich die stärksten Recruten aus und ließ mich von diesen für eine kleine Vergütung abwechselnd tragen. So kam ich hier an. Aber, o Jemine, keine Uniform paßte mir! Der weiteste Rock wurde von der Regimentskammer geholt, ich paßte ihn an, die Knöpfe saßen mir unter den Armen, kein Helm wollte sich meinem umfangreichen Schädel anfügen, nur das Säbelkoppel war für mein stattliches Embonpoint weit genug. Aber man wußte Rath zu schaffen. Aus zwei alten Uniformen wurde eine für mich zusammengestückelt, man wollte unter allen Umständen mich in Uniform sehen. Das Vergnügen ließ ich ihnen drei Tage lang. Die Herren Officiere kamen, wenn ich exercirte, auf den Wall, um mich, das achte Weltwunder, anzustaunen. Endlich wurde ich's müde; ich meldete mich krank und ging in's Lazareth. Die Aerzte wußten nicht, was sie mit dem fetten Burschen be-

ginnen sollten. Vierte Form, Douche-Bäder, Mixturen, Schwitzcuren, Alles wurde angewendet, aber ohne Erfolg, ich blieb, der ich war und noch bin. Endlich, vor vier Wochen, hat der Stabsarzt mich untauglich zum Militärdienst erklärt; ich hoffe, die Entlassungs-Ordre wird in den nächsten Tagen eintreffen."

„Der Fall steht wirklich einzig da!" bemerkte Theodor.

„Ah bah, anfangs habe ich das auch geglaubt," erwiderte Leidig, „aber ich bin von dieser Ansicht zurückgekommen. Ein Freund von mir litt an Rheumatismus, er wurde auf den kalten Steinen der Badestube fleißig mit Douche-Bädern regalirt und verließ als Ganz-Invalide am Krückstock das Lazareth."

Theodor sah auf die Uhr und erhob sich. „Neun Uhr," sagte er, „es ist Zeit, daß wir uns zur Ruhe begeben."

„Unsinn, — jetzt fängt erst der Spaß an," erwiderte Leidig gelassen. „Warte nur, bis der Wärter hier gewesen ist, er wird sogleich erscheinen, um die Stube zu revidiren, und uns dann bis morgen früh ungeschoren lassen."

Das letzte Wort war kaum über seine Lippen, als der Wärter eintrat. Leidig zählte leise bis fünf und griff dann unter sein Kopfkissen. Im nächsten Augenblick sauste ein lederner Pantoffel am linken Ohre des nichts ahnenden Wärters vorbei.

Hohnrath wurde kreidebleich. „Ich verbitte mir derartige Flegeleien!" rief er, während er den Pantoffel aufhob. „Ich werde dem Herrn Inspector den Eigenthümer dieses Pantoffels melden."

„Belästige uns nicht länger, alte Nachteule," fiel Leidig ihm in's Wort. „Du weißt, daß uns nichts unangenehmer ist, als Deine Gegenwart, also —" Er zeigte auf die Thür, ohne den Satz zu beenden.

Der Wärter verließ nach einigen Bemerkungen den Saal, nachdem er vorher den Pantoffel in die Ecke zurückgeschleudert hatte.

„Das ist der kleine Guerilla-Krieg, den wir hier beständig führen," sagte Leidig ruhig, während er seinen Schuh wieder unter das Kopfkissen steckte.

„Aber fürchtest Du nicht, daß der Wärter Dich anzeigen wird?" fragte Theodor.

„Ah bah, der Mensch hat uns so nöthig, wie wir ihn," fuhr Leidig fort. „Früher war er ein gefährliches Subject, Niemand wagte es, ihn um etwas zu bitten, Jeder fürchtete sich vor ihm. Ich änderte dieses unangenehme Verhältniß zwischen den Kranken und ihrem Wärter. Ich verleitete den Mann zum Schmuggeln, und seit jenem Tage ist er so zahm, wie ein Schooßhund. D'rum sind ihm die alten Sünden aber nicht vergeben; hat er früher die Kranken geärgert, so ärgern wir jetzt ihn. Das ist das Recht der Vergeltung, welches nie verjährt. Freilich rächt er sich dafür, er nimmt von Allem, was er von uns schmuggelt, fünfzig Procent. Der arme Teufel, der auf sein Traclament angewiesen ist und hier wochenlang mit der vierten Form liegt, darf nicht daran denken, das Schmugglertalent dieses Mannes für seine Bedürfnisse zu benutzen."

Während Leidig sprach, hatten die übrigen Reconvalescenten die Thür geschlossen, den Waschtisch an das Bett des Dicken gerückt, das Oellämpchen aus der Laterne genommen und ein Kartenspiel herbeigeholt. Leidig forderte seinen neuen Freund auf, eine Partie Landsknecht mitzuspielen. Theodor lehnte ab, unter dem Vorwande, daß er sich zu ermüdet fühle.

Noch lange hörte er im Halbschlummer die tiefe Baßstimme des Dicken, bis er endlich sanft und ruhig einschlief. Als er am nächsten Morgen erwachte, hatte Leidig schon für den Kaffee Sorge getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kriegswesens in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Während es früher ein Ruhm gewesen war, Alles in den umliegenden Gegenden zu verwüsten und die Familienrache erlaubt und erblich war, deuten spätere Bestimmungen darauf hin, daß man dem gewerbsmäßigen Raub und Brand zu steuern und Fehden und Ueberfälle zu mindern suchte. Das eigentliche Waffenhandwerk beschränkte sich bald auf einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung.

Eine Hauptfrage für das Militärwesen unserer Zeit, die der Verpflegung des Heeres, scheint den ältesten Germanen wenig Sorge gemacht zu haben. Die Geschichtsschreiber erwähnen zwar ungeheure Wagencolonnen, welche den Truppen in's Feld folgten, doch ist es nicht erweislich, welchen Zwecken dieselben gedient haben. Noch erbärmlicher war es um die Fürsorge für die Verwundeten und Erkrankten bestellt, was bei den mangelhaften chirurgischen und medicinischen Kenntnissen unserer Vorfahren allerdings nicht Wunder nehmen kann. Allerlei Geräthschaften folgten dem Heere, besonders Waffen und Kriegswerkzeuge, welche vorzugsweise in den Klöstern angefertigt wurden, dann aber auch Lebensmittel und Feldküche für den König.

In den ältesten Zeiten der germanischen Heerverfassung galt, wie wir sahen, das allgemeine Aufgebot, das beim Ausbruch eines Krieges erlassen wurde und dem jeder waffenfähige freie Mann ohne Ansehen des Standes Folge zu leisten hatte. Später, als sich die verschiedenen deutschen Stämme zum Zwecke gemeinsamer Vertheidigung der Grenzen enger an einander anschlossen, wurden auch betreffs des Zusammenbringens der Heeresmacht andere Einrichtungen getroffen und es bildete sich allmählich das Lehenswesen aus, auf welches wir in der Folge noch zu sprechen kommen.

Karl der Große erkannte mit richtigem Blick, daß unter dem allgemeinen Aufgebote des ganzen Volkes das Gemeinwesen leiden müsse und traf daher Anordnungen, welche diese Einrichtung beschränkten. Er befahl, daß sich das Aufgebot je nach dem Grade der Gefahr richten, daß die gewöhnliche Vertheidigung der Grenzen den einzelnen Herzogen und Grafen der äußersten Provinzen überlassen bleiben und erst im Nothfalle die Heere der benachbarten Provinz den Bedrängten zu Hilfe kommen sollten.

Nichts desto weniger war auch damals Jedermann zum Kriegsdienst verpflichtet, die Geistlichen nicht ausgenommen, die überdies noch durch Steuern und Abgaben der Sache dienen mußten. Einige Specialbestimmungen dabei sind nicht ohne Interesse. Jeder Freie, der vier angebaute Hufen Land besaß, hatte sich selbst zum Feldzuge zu rüsten, besaß er zwölf Hufen, so mußte er einen Harnisch mitbringen. Dagegen stellte der Einhüfner nur dem Dreihüfner einen Gehilfen, damit dieser für ihn mit dienen könne. Weder die Kriegsobersten noch die Soldaten bekamen eine bestimmte Löhnung, sie rüsteten und gürteten sich auf eigene Kosten und theilten sich dann in die Beute und eroberten Ländereien. Was die Bewaffnung anlangt, so mußte Jeder Lanze, Schild und Bogen, zwei Sehnen und ein Dutzend Pfeile, Manche auch Brustpanzer und Helm mitbringen, auch hatte sich jeder Kriegsmann von Haus aus mit Kleidern und Lebensmitteln auf drei Monate zu versehen. Als zweckmäßige Kriegskleidung gestattete Karl der

Große eine Art viereckiger gestreifter Mäntel, die über die Schultern gezogen, vorn und hinten die Füße und an der Seite die Kniee berührten, verbot dagegen die kurzen der Friesen, weil sie zu nichts nützten. Im Bette, sagte er, kann ich mich nicht damit bedecken und zu Pferde frommen sie nichts gegen Wind und Wetter. Statt der früheren ledernen Kopfbedeckung kamen Helme mit Visir und dickvergitterte Sturmhauben auf, der Körper war mit einem Harnisch bedeckt und an die Stelle der vorher gebräuchlichen kurzen Schwerter wurden dergleichen lange und breite eingeführt. Einige Abtheilungen waren zudem mit hölzernen Keulen bewaffnet. Viel Rühmens machen die Chronisten von den Rossen der Reiterei Karls des Großen, die an Stämmigkeit und edlem Wuchs die Pferde aller übrigen Heere übertroffen haben sollen.

Erging ein Aufgebot zur Heerfahrt, so hatte jeder Waffenpflichtige sich unverzüglich unter den Befehl seines Grenzgrafen zu stellen. Besaß Jemand z. B. kaiserliche Güter und leistete dem Rufe zum Kriege nicht ungesäumt Folge, so wurde er zu eben so vielen Tagen strengen Fastens verurtheilt, als er im Verzuge war. Jeder freie Lombarde, der daheim geblieben war, zahlte nach dem fränkischen Gesetze 60 Goldgulden, für die damalige Zeit eine bedeutende Summe. Nach der Rückkehr aus einem Kriege wurde über die, welche nicht daran Theil genommen hatten, strenge Untersuchung angestellt. Die später zum Minnedienst so stark ausgebildete Hochachtung vor den Frauen zeigte sich auch schon zu dieser Zeit in mancherlei Bestimmungen. So war z. B. Jeder, der ein Weib genommen hatte, ein volles Jahr vom Tage der Hochzeit ab vom Kriegsdienste frei, auf daß er sich ungestört seiner Gattin widmen und die Gründung seines heimischen Herdes abwarten könne.

Die militärische Strafgewalt lag in den Händen des Herzogs, der bei Capitalvergehen auf Leben und Tod erkennen konnte. Bezeichnend für die damaligen Rechtsbegriffe ist es, daß der Sclave bei gleichem Vergehen immer strenger bestraft wurde als der Freie. So war es u. A. verpönt, ohne des Anführers Befehl zu rauben, zu plündern oder Häuser in Brand zu stecken. Handelte gegen dieses Gesetz ein Freier, so hatte er eine Geldbuße von 40 Schillingen und den Werthbetrag der Sache zu zahlen; der Sclave aber wurde in gleichem Falle mit dem Tode gestraft. Uebrigens existirte die mit Recht geschmähte Prügelstrafe auch schon unter Karl dem Großen. Sie wurde muthmaßlich mit dem Lanzenschaft executirt und stand namentlich auf Widerspänstigkeit oder Ungehorsam gegen den Befehl des Anführers. Streng verboten war es außerdem, sich an Kirchen, Friedhöfen, Priesterwohnungen, Schulen, Mühlen und an solchen Häusern zu vergreifen, in welchen Frauen, Wöchnerinnen, Kranke und Gebrechliche sich befanden.

Persönliche Tapferkeit fand dagegen unter Karl dem Großen so große Anerkennung und Belohnung, daß nicht selten gemeine Soldaten, wenn sie sich in einem Treffen hervorgethan hatten, geadelt wurden. Auch von der Sorge für die Hinterlassenen gefallener Soldaten ist schon in den Satzungen Karl's die Rede. Er verordnete, daß die Herzoge die Rechte der Hinterbliebenen beim Erbschaftsantritte zu schützen hätten.

Vor jeder Heerfahrt mußte das gesammte Volk oder Heer, denn beides war damals gleichbedeutend, zu einer allgemeinen Musterung auf dem Marsfelde erscheinen, wo man auch die nöthigen Berathungen über den Krieg pflog.

So ansehnlich nun die Nationalmacht in damaliger Zeit war, so gab es doch noch keine eigentlich stehenden Heere, nur an den Grenzen standen permanente Besatzungen und diese erbauten sich an geeigneten Punkten Festungen, wie z. B. in Mörsburg (Merseburg) und Starkenburg (Magdeburg). Die Befehlshaber, welche die Grenzmarken vor feindlichen Einfallen zu bewahren hatten, hießen Markgrafen.

Wie erschwert übrigens die Kriegführung und mit ihr das Loos des einzelnen Soldaten war, das kann man sich vorstellen, wenn man das damals noch höchst unvollkommene Verkehrswesen, den Mangel an bequemen Heerstraßen, die Unzulänglichkeit der Verpflegung und die stellenweise gänzlich culturlose Beschaffenheit des Bodens bedenkt. Ueberreste römischer Heerstraßen gab es noch in den Rheingegenden und südlich von der Donau, auch wurde auf beiden Flüssen lebhafte Schifffahrt betrieben, im Uebrigen aber waren der gebahnten Wege, welche zum Marsch der Truppen tauglich gewesen wären, sehr wenige.

Während in der Zeit Karl Martell's jedes Herzogthum und jede Provinz ein doppeltes Kriegsheer besaß, das eine aus den freien Gaubewohnern zusammengesetzt und von Grafen befehligt, das andere aus dem angesessenen Adel nebst Dienstgefolge und Vasallen bestehend, finden sich gleichzeitig schon damals Spuren von Söldnerschaaren, die aus dem Reichsschatze ihre Löhnung erhielten; es zeigen sich ferner bereits die Anfänge des **Lehenswesens**, das dann mit Ausgang des Mittelalters wieder in Verfall gerieth und durch die stehenden Heere verdrängt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(**Der Gesammtausschuß der deutschen Turnerschaft**) hat in voriger Woche in Würzburg getagt. Erschienen waren 13 Mitglieder, am Kommen verhindert die Vertreter Oesterreichs und sieben andere. Aus den Verhandlungen ist Folgendes hervorzuheben: Die anwesenden Kreisvertreter erstatteten eingehenden Bericht über den Stand der Turnsache in ihren Kreisen. Ueberall haben während des Krieges die Turner besonders auch durch freiwillige Hilfsleistungen treu ihre Pflicht erfüllt, und nach dem Frieden blüht allenthalben die Thätigkeit in den Vereinen wieder auf. Aus den Berichten der süddeutschen Vertreter ging hervor, daß für die Ausbreitung des deutschen Turnens in Elsaß und Lothringen zunächst die Aussichten nicht günstig sind. Der Geschäftsführer berichtete über den Stand der Arbeiten am Jahn-Denkmale in Berlin: die bronzene Statue ist fertig, und der Unterbau wird bis nächsten Sommer vollendet sein. Im Anschluß an diesen Bericht gelangte der Ausschuß zu dem Beschlusse, mit der im Sommer 1872 bevorstehenden Einweihung des Jahn-Denkmals in Berlin ein deutsches Turnfest nicht zu verbinden, ein solches jedoch in einfachster Weise im Sommer 1872 im Süden des Vaterlandes abzuhalten, als Festort in erster Linie Würzburg in's Auge zu fassen und bei etwaiger Ablehnung eine Stadt am Rhein oder Pforzheim in Aussicht zu nehmen. Ferner kamen noch die Mittel, die der Schule erwachsene Jugend zum Turnen heranzuziehen, zur Sprache, wobei die Forderung turnerischer Ausbildung als einer Bedingung der Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst sowie der Einfluß turnerischer Tüchtigkeit auf die Verkürzung der Dienstzeit allgemein als sehr wünschenswerth bezeichnet wurde. An die deutschen Turner wurde folgender Aufruf erlassen: „Der Friede ist dem Vaterlande wiedergegeben. Dazu haben die deutschen Turner im siegreichen Kampfe ihr redliches Theil beigetragen. Der große Einfluß des deutschen Turnens auf die Entwickelung der gesunden Wehrkraft des Volkes ist allseitig anerkannt; das Turnen hat sich seine Stelle in der Reihe der deutschen Volkserziehungsmittel endgiltig errungen. Der zum ersten Male seit dem Kriege versammelte Gesammtausschuß der deutschen Turnerschaft gedenkt vor Allem der zahlreichen Opfer des Kampfes; die deutsche Turnerschaft wird ihre Todten nicht vergessen, und als deren Vermächtniß lebe in der Gesammtheit und in jedem einzelnen Turner fort und fort treue Liebe und Hingebung zum Gesammtvaterlande, fester Mannesmuth und in den Vereinen der durch unermüdete Turnarbeit gefestete Sinn für Zucht und Ordnung! Es gilt nun, diese alte Turnarbeit mit voller Kraft wieder aufzu-

nehmen. Noch ist das Turnen nicht Gemeingut aller Kreise des Volkes geworden, noch turnen bei Weitem nicht alle Schulen, noch halten sich Tausende und aber Tausende von Jünglingen den Turnstätten fern, noch kennen viele Männer nicht den Segen unserer Arbeit für Erhaltung einer frischen, fröhlichen Lebenskraft, noch hat, zumal in Oesterreich, die Turnsache die Aufgabe zu erfüllen, das Deutschthum im Kampfe für seine naturgemäße freie Entwickelung unter schwierigen Verhältnissen zu unterstützen. Also treu an das Werk, so weit deutsche Männer wohnen! Die Arbeit liegt weit und groß vor uns, aber beizutragen zur Wahrung deutscher Kraft und Sitte, ist der treuesten Ausdauer werth."

(Ueber unbestellte Briefe) hat der Pastor emerit. Hr. Hermann Hüser in Alexisbad nachstehenden Aufsatz veröffentlicht: Es ist für das gesammte Publicum von großer Wichtigkeit, daß die Briefe, welche auf die Post gegeben werden, an ihren Bestimmungsort und den Adressaten richtig ankommen. Das geschieht aber nicht immer und zwar deshalb nicht, weil die Adresse fehlerhaft geschrieben und namentlich, weil der Bestimmungsort nicht genau bezeichnet ist. Wenn man nun aber weiß, daß in Deutschland eine große Menge Ortschaften ein und denselben Namen führen, so wird man gewiß den Bestimmungsort auf der Adresse so genau und vollständig bezeichnen, daß ein Irrthum nicht wohl möglich und die Post nicht veranlaßt wird, den Brief als unbestellbar bei Seite zu legen. — Um das Vorstehende recht deutlich zu machen, habe ich mir die Mühe gegeben, aus dem sechs dicke Bände starken telegraphisch-statistisch-historischen Amts-, Post-, Reise- und Zeitungs-Lexicon von Deutschland von Dr. Eugen Huhn, welches Werk ich besitze, einige Auszüge zu machen von einzelnen Ortschaften, welche einen und denselben Namen führen. Nach Angabe dieses Lexicons sind in Deutschland vorhanden von den Ortschaften, die den Namen führen: Mühlhausen 37, Mühlheim 18, Moos 142, Mühlbach 58, Mühlberg 48, Neudorf 339, Neuendorf 96, Berg 256, Burg 91, Friedrichsdorf 30, Friedrichsthal 43, Himmelreich 20, Himmel 2, Hölle 18, Höllengrund 4, Neuenkirchen 25, Oberhausen 26, Oberhof 52, Waldhausen 24, Tiefenbach 52, Tiefenthal 22, Waldenburg 7, Steinhausen 19, Stadel 50, Ullersdorf 28, Viehhausen 27, Weißenbach 45, Reit 60, Rheit 86, Rabenstein 22, Rohrbach 25, Roth 53, Fischbach 58, Freiberg 18, Freiburg 5, Sophienhof 47, Holzhausen 90, Hoest 89, Johannisberg 23 2c. 2c. Will man also seine Briefe sicher zu den Adressaten gelangen lassen und den Postanstalten nicht unnütze Mühe, Last und Arbeit machen, so muß man den Bestimmungsort sehr genau bezeichnen, doch nicht blos das Land oder die Provinz dabei schreiben, sondern die nächste Stadt oder den nächsten Postort. Zugleich muß aber auch die Schrift selbst deutlich, richtig und leicht leserlich geschrieben sein. Ein einziger ausgelassener oder falscher Buchstabe ist sehr oft die einzige Ursache, daß der Brief schlechterdings nicht bestellt werden kann. Es giebt z. B., wie oben schon bemerkt, 60 Ortschaften mit dem Namen Reit, und 86, die Rheit geschrieben werden; wird das h hinweggelassen, wo es stehen muß, oder aber wird es hinzugeschrieben, wo es nicht stehen darf, so kommt der Brief in alle Ewigkeit nicht an dem Orte an, den der Briefschreiber im Sinne hat. — Da nun aber diese Mittheilung nicht blos von feingebildeten, gelehrten und grundgescheiten Leuten gelesen wird, die das alles schon längst wissen, was wir hier sagen wollen — sondern auch von vielen solchen Personen, die das nicht wissen, so wollen wir besonders darauf hinweisen, daß doch Jeder, der schreiben gelernt hat, sich befleißigen sollte, wenigstens die Namen und vor Allem seinen eigenen Namen so deutlich zu schreiben, daß man ihn lesen kann. Aber wie jammervoll es gerade in dieser Beziehung nicht blos auf zahllosen Adressen der Briefe aussieht, sondern auch bei den hochgebildeten, studirten und gelehrten Männern Deutschlands, das beweisen unzählige Unterschriften auf zahllosen Documenten, Rescripten, Protocollen, Verfügungen, Erlassen, Urtheilen und wie die Schriftstücke alle heißen mögen. Da thut es Noth, daß man Schriftgelehrte und Sprachkundige zu Hilfe nehme, welche uns die Hieroglyphen entzifferten, in welche so mancher vornehme gelehrte Herr seinen lieben Namen eingehüllt hat. Wie soll denn nun der arme Briefträger solchen Namen herausbringen? Das ist denn das Ende vom Liede: „Unbestellbar!" oder „Adressat nicht aufzufinden."

(Druckfehler.) Die „Hess. Volksbl." bringen ein sehr nett geschriebenes Artikelchen über einen gewissen Jakob Mader, der in der Gemeinde Bonsweiher zum Bürgermeister und Polizeidiener ernannt worden sei. Und bereits erfolgen in mehreren Blättern mehr oder weniger geharnischte Erklärungen der zuständigen Behörde, wonach das Ungewöhnliche dieser Mittheilung auf — einem Druckfehler beruhe. Die betr. Bekanntmachung lautete nämlich ursprünglich: „Der pp. Mader ist zum Bürgermeisterei- und Polizeidiener ernannt worden." Der Setzer hat lediglich den Schluß „ei" beim Worte Bürgermeister weggelassen und hiermit die ganze Confusion angerichtet, die gewiß noch tagelang in den deutschen Blättern nachzittern wird.

(Aus Kiel) wird unter'm 11. ds. geschrieben: Soeben ist an Bord des Dampfkanonenboots „Cyclop" der wachthabende Offizier, Unterlieutenant v. Buchholtz, von dem dienstthuenden Feuerwerker des Kanonenboots 2. Classe Roggisch, auf dem Quarterdeck des Fahrzeuges mittelst eines Revolvers erschossen worden. Nach der That entleibte sich der Mörder mit derselben Waffe. Motive bis jetzt noch unbekannt. Die Flaggen sämmtlicher Schiffe im Hafen wehen halbstocks.

(Ein Dampfgarten) von zwei Ackern Größe, wurde, wie die nordwestliche Acker- und Gartenbau-Zeitung in Milwaukee meldet, in der Nähe von Chicago angelegt. Unter den Beeten breitet sich ein Netzwerk von Röhren aus, welche durch eine mächtige Maschine und Kessel mit Dampf versehen werden, um Wärme und Feuchtigkeit zu liefern.

(Drei Dampfer) der westindischen Linie des Nordd. Lloyd lagen dieser Tage in Southampton bei einander. „König Wilhelm I." und „Graf Bismarck" waren, der eine auf der Aus- und der andere auf der Heimreise, dort gleichzeitig eingelaufen, der „Kronprinz" lag dort, eine Beschädigung von seiner letzten Fahrt ausbessernd. Der deutsche Kronprinz und seine Gemahlin, die von Osborne kamen, schenkten den Schiffen ihre besondere Aufmerksamkeit.

Anagramm.

Mit A.

Am Baume bin ich dutzendmal
Gereckt nach jeder Himmelsgegend.
Oft spend' ich Früchte ohne Zahl,
Bei Sturmes-Schaukeln mich bewegend.

Mit O.

Vier Herrscher theilen unter sich
Die ganze Welt zu gleichen Theilen.
Wenn Du sie kennst, so wirst Du mich
Als Ersten zu begrüßen eilen.

— Δ —

Auflösung des Anagramms in Nr. 93:
Astern — Ostern.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 97. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

14. Capitel.

In der Sylvesternacht.

Es ist eine alte und gewiß schöne Sitte, daß man im Kreise seiner Familie oder seiner Freunde den ersten Stundenschlag des beginnenden Jahres erwartet. Wie manche Stunde des Glücks, wie mancher Tag der Trauer und Sorge zieht in jener Nacht unserem Geiste vorüber! Die Zeit, diese barmherzige Trösterin, hat mit milder Hand die Wunden geheilt, welche das Schicksal uns schlug, nur eine Zähre der Wehmuth tritt uns in's Auge, wenn wir still ihrer gedenken.

Ein volles Glas all' den Stunden des Glücks und der Freude, ein volles Glas auch den Lieben, welche wir im vergangenen Jahr zu Grabe trugen! Manches Herz ist in dem kurzen Zeitraume gebrochen, manches Luftschloß in Trümmer gefallen, manche Hoffnung, an die wir uns klammerten, täuschte, aber auch mancher neue Stern ist uns aufgegangen, manches neue Herz wurde uns zu eigen gegeben! So hart ist das Schicksal nicht, daß es uns für Verlorenes keinen Ersatz böte, wenn wir nur still halten und auf die Zukunft unser Vertrauen setzen wollen!

Fürwahr, es ist eine schöne Sitte, den Sylvesterabend im Kreise seiner Lieben zu verbringen!

In dem Hause des Geheimraths war der Sylvesterabend noch nie so still und ernst begangen worden, wie in diesem Jahre. Die Ursache wird der geneigte Leser bald erfahren. Wir führen ihn zu diesem Zweck in das Gasthaus zum „Weißen Roß". Nicht in das Gesellschaftszimmer der „Patria", in welchem heute nur wenige Mitglieder versammelt sind, weil die Mehrzahl vorzieht, diese ernste Feier im Kreise der Familie zu begehen, sondern in eine kleine gemüthliche Stube des Erdgeschosses. Wir finden auch hier alte Bekannte, die eine zwar kleine, aber gemüthliche Gesellschaft bilden, die Hauptleute v. Wetterau und Schmidt und die Secondelieutenants v. Kloß und v. Wedell.

Der Wirth setzte eben die dampfende Punschbowle auf den Tisch, deren Inhalt den Herren die Zeit bis Mitternacht verkürzen sollte. Der Hauptmann v. Wetterau bemächtigte sich des Punschlöffels und rührte, in Gedanken versunken, eine geraume Zeit in dem edlen Naß, auf welches die Blicke aller Anwesenden gerichtet waren.

„Also abgewiesen!" sagte der Hauptmann endlich träumerisch, während er das erste Glas füllte. „Armer Eduard! Ja, ja, die Zeiten haben sich geändert; mit Respect zu melden, man thut heute, als ob wir ganz überflüssig seien! Wenn ein so hochgestellter Mann, wie der Geheimrath, mit Geringschätzung, ja Verachtung auf uns, die Elite des Heeres, hinabsehen darf, ohne deshalb zur Untersuchung gezogen zu werden, na, dann kann man's dem Pöbel wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn er sagt, es sei besser, wir zögen die Uniform aus und griffen zu Hacke und Spaten. Zu meiner Zeit, das heißt, als ich noch Fähnrich war, hatten die Herren vom Civil nicht so viel zu sagen, wie heutzutage. Damals galt die Uniform mehr, als der besternte Frack eines Geheimraths; wenn die Sporen klirrten, die Säbel rasselten und die Epauletten blitzten, mußten diese Herren bescheiden zurücktreten."

„'s ist nichts so schlimm, als man wohl denkt, wenn man's nur recht erfaßt und lenkt", trällerte der Husarenlieutenant. „Kennt Ihr die Arie? Ah, die ist famos, göttlich, — ich glaube — richtig, aus „Stradella". Auf Ehre, ganz schauderhaft superb!"

„Bomben und Granaten, wenn mir der Spaß begegnet wäre, ich hätte dem Geheimrath ein Duell auf Pistolen, drei Schritt Barriere, angeboten," nahm der Hauptmann Schmidt das Wort, indem er, um seinen Worten Nachdruck zu geben, kräftig mit dem Säbel aufstieß. „Donner und Doria, das einem Officiere zu bieten!"

„Mit der ganzen Schwadron wäre ich ihm auf den Leib gerückt," setzte der Husarenlieutenant hinzu. „Zur Attaque, Escadron trrrraaab!"

Eduard fuhr aus seinem Sinnen auf. „Unsinn," sagte er ärgerlich. „Ihr schwätzt, wie Ihr's auf dem Exerzierplatz und in der Caserne gewohnt seid. Ein Salon ist keine Reitbahn und ein Geheimrath kein Rekrut, den man mit militärischen Redensarten in die Enge treiben kann. Was nutzen mir all' diese Worte, diese „Wenn" und „Aber", rathet mir lieber, welchen Weg ich jetzt einschlagen soll."

„Bruderherz, ich will Dir den besten Rath geben, der überhaupt in dieser Angelegenheit gegeben werden kann," erwiderte der Hauptmann. „Entführe das Mädchen."

Eduard zuckte die Achseln. „Leicht gesagt," versetzte er, „aber —"

„Na, wer nichts wagt, gewinnt nichts," fuhr der Hauptmann fort. „Wenn Du warten willst, bis der Herr Geheimrath seine Antipathie gegen uns überwunden hat, dann —"

„Donner und Doria, wenn Du das thust, bist Du nicht werth, das Portepee zu tragen!" fiel der Husarenlieutenant dem Hauptmann in's Wort. „Entweder renne dem Alten im Duell den Degen durch den Leib oder unternimm mit der Tochter eine kleine Vergnügungsreise, von der Ihr als Eheleute zurückkehrt, einen Mittelweg zwischen diesen beiden giebts nicht."

„Bevor ich Dir in der Sache rathen kann, möchte ich den Inhalt Deiner Unterredung mit dem Geheimrath noch einmal hören," nahm der Artilleriehauptmann das Wort. „Man kann rasch etwas über's Knie brechen, aber ehe man sich dazu entschließt, soll man vernünftig überlegen, ob nicht ein anderer Weg zum Ziele führt."

Eduard leerte sein Glas und zündete eine Cigarre an.

„Ich theile Deine Ansicht," erwiderte er, „das äußerste Mittel muß immer das letzte sein. Schwerlich aber wirst Du in meiner Unterredung mit dem Geheimrath, oder vielmehr in der Antwort, welche er mir gab, einen Punkt entdecken, der zu einer friedlichen Lösung des Conflicts Hoffnung geben

könnte. Du weißt, daß ich schon am Weihnachtsabend entschlossen war, bei dem Geheimrath um die Hand seiner Tochter zu werben, in der Ausführung dieses Vorhabens aber gestört wurde. Ich wollte an einem der beiden Feiertage das Versäumte nachholen, aber mir fehlte der Muth. So verschob ich's von einem Tage zum anderen, bis ich endlich heute mir ein Herz faßte und hinging."

„Notabene, im feinsten Civilanzuge, vom ersten Schneider der Garnison angefertigt," schallete der Hauptmann ein.

„Der Geheimrath, mochte er den Zweck meines Besuchs ahnen, oder trugen Unannehmlichkeiten in der Familie Schuld daran, war verstimmt. Er erwiderte meinen Gruß kalt und gemessen und ersuchte mich, ihm zu sagen, womit er mir dienen könne."

„Dienen könne!" wiederholte der Husaren-Lieutenant. „Schauderhaft prosaisch!"

„Ich trug ihm meine Bitte ohne Umschweife vor und bat ihn, mir eine unverhohlene Antwort zu geben. „„Die sollen Sie haben,"" erwiderte er gelassen. „„Für's Erste besitzen Sie kein Vermögen. Dieser Grund allein würde hinreichen, Ihnen die Hand meiner Tochter zu verweigern. Für's Zweite tragen Sie Uniform, und drittens sind Sie nur ein Seconde-Lieutenant. Bis Sie es einmal zum Hauptmann gebracht haben, können, für den Fall Sie heute heirathen, Ihre Söhne schon in der Cadettenanstalt sein.""

„Schauderhaft geistreich für einen Geheimrath!" bemerkte der Husarenlieutenant.

„Ich entgegnete ihm darauf, daß seine Antipathie gegen den Officierstand unbegründet sei und hart an die Grenze des Lächerlichen streife, daß aber, wenn er dies zur Bedingung mache, ich nicht abgeneigt sei, die Uniform an den Nagel zu hängen und mich der Oekonomie zu widmen, in welchem Fache ich Erfahrungen und Kenntnisse besitze. Was das Vermögen betreffe, so werde er wissen, daß nicht die Mitgift, sondern der Charakter der Brautleute die Glückseligkeit in der Ehe bedinge, und in dieser Beziehung glaube ich, ihn beruhigen zu dürfen. Zudem möge er bedenken, daß seine Einwilligung Hulda glücklich mache, während auf der anderen Seite das Lebensglück seiner Tochter vielleicht für immer verloren gehe. „„Ich habe Ihnen meine Antwort bereits gegeben und bleibe dabei,"" erwiderte der alte Herr. „„Wenn Sie ein Ehrenmann sind, so brechen Sie nach dieser Erklärung das Verhältniß mit meiner Tochter ab. Ich rechne darauf. Was Ihren Freund, den Herrn Hauptmann, betrifft, so sagen Sie ihm, meine Schwägerin Bertha habe zwar das Jawort ihm gegeben, aber ich würde alle Hebel in Bewegung setzen, die bereits ziemlich bejahrte Dulcinea aus dessen Gewalt zu befreien.""

„Hagel und Kartätschen!" fuhr der Artilleriehauptmann auf. „Der Schimpf fordert Genugthuung!"

„Infam, auf Ehre, infam!" bekräftigte der Husarenlieutenant, indem er eine dichte Rauchwolke vor sich hinblies. „Den Mann würde ich sofort zu Boden gestreckt haben!"

„Ruhe!" versetzte der Hauptmann v. Welterau. „Was die Leute im Aerger sagen, muß man ihnen nicht so hoch anrechnen. Wenn wir jedes Wort auf die Wagschale legen wollten, könnten wir täglich den Degen zum Duell ziehen."

„Ich würde es nicht so geduldig einstecken!" meinte der Artilleriehauptmann, bedenklich den Kopf schüttelnd.

„Habt Ihr die Ballettänzerin gesehen?" fragte der Husarenlieutenant, der, seit einigen Minuten in träumerisches Sinnen versunken, vor sich hinschaute. „Nicht? Sie tanzt ganz famos! Ganz Pepita! Sie tanzt zum Entzücken, auf Taille!"

„Ich begreife nicht, wie Du so plötzlich vom Pferd auf den Esel kommen kannst!" sagte Eduard. „Was hat die Ballettänzerin mit meiner Angelegenheit zu schaffen?"

„Nichts, wenn Du sie nicht als Kammerzofe für Deine Zukünftige ebenfalls zu entführen gedenkst," entgegnete der Husarenlieutenant gelassen. „Aber ich dachte, es könne nicht schaden, wenn wir einmal ein anderes Thema wählten."

„Erledigen wir zuerst das alte," bemerkte der Artilleriehauptmann. „Wenn Dich dasselbe nicht interessirt, so magst Du Dich mit Deinen geistreichen Gedanken beschäftigen, nur bitte ich Dich, nicht mit unpassenden Fragen und Bemerkungen uns lästig zu fallen. Ich glaube jetzt auch, daß Dir kein anderer Weg übrig bleibt, als die Entführung," wandte er sich nach diesen Worten zu Eduard. „Der Alte wird seine barocke Ansicht nicht eher ändern, bis ihm die Daumschrauben angelegt werden und er notens volens Ja sagen muß."

„Meine Braut, die Freundin Deiner Geliebten ist ganz derselben Ansicht," bemerkte der Hauptmann. „Auf ihren Beistand darfst Du im entscheidenden Augenblick zählen. Ich habe bereits das Nöthige mit ihr abgesprochen."

Eduard sah erstaunt auf. „Du hast das gethan, ehe Du wußtest —"

„Ob Du mit meiner Ansicht einverstanden warst? Allerdings, mit Respect zu melden. Wir Beide sahen voraus, daß der Geheimrath Dir die Antwort geben würde, welche Du erhalten hast; wir wußten, daß nach dieser Antwort Dir sowohl wie mir das Haus verboten war, deshalb trafen wir, um nicht die kostbaren Augenblicke zu verlieren, die nöthigen Verabredungen. Meine Braut will Hulda in den Plan einweihen, sie zweifelt nicht, daß es ihr gelingen werde, die Zustimmung Deiner Geliebten zu erhalten. Die Eltern werden nicht gefragt, die Mutter billigt im Stillen den Plan, wenn sie auch davon abräth. Also gieb acht. In ungefähr acht Wochen haben wir Fastnacht. An jenem Tage findet, wie früher, so auch in diesem Jahre im Theater ein Maskenball statt. Hulda und Bertha werden auf demselben erscheinen, und zwar, mit Respect zu melden, in orientalischem Costüm. Wir Beide und einige unserer Freunde, welche im entscheidenden Moment den Vater beschäftigen müssen, gehen in schwarzen Domina's hin. Punkt halb Elf triffst Du Deine Braut in der Garderobe, ich werde mit ihrer Freundin folgen. Die beiden Damen werfen dort ihre Mäntel über, steigen in den Wagen, welcher vor dem Portale hält und fahren in Deiner Begleitung zum Bahnhofe. Der Zug nach Paris fährt um elf Uhr ab, für die Pässe mußt Du sorgen, die Reisekosten bestreitet meine Braut. Ich kehre nicht wieder in den Saal zurück, unsere Freunde werden nach Deiner Abreise ebenfalls verschwinden, damit der Geheimrath nicht sobald auf die richtige Spur gebracht wird. Am nächsten Morgen empfängt er ein anonymes Schreiben, in welchem man ihn auffordert, wegen des Schicksales seiner Tochter außer Sorge zu sein. Das Weitere wird sich später finden."

„Famos, auf Ehre, — ganz Mittelalter!" bemerkte der Husaren-Lieutenant. „Ein Ritter entführt das schöne Töchterlein des Schloßherrn, die Jagd geht über Stock und Stein, schließlich wird der Vater niedergestochen, und der Ritter zieht

mit seiner Dame siegreich in das Schlaß ein, wo er herrlich und in Freuden lebt.

„Die Folgen dieser Entführung tassen sich voraussehen,“ nahm Eduard das Wart; „der Geheimrath wird beim Regiment eine Beschwerde einreichen und —“

„Bah, wenn Du den Goldfisch im Netze hast, wirst Du wohl auf das Portepee verzichten!“ versetzte der Artillerie-Hauptmann.

„Unter allen Umständen mußt Du um Deinen Abschied einkommen,“ sagte v. Wetterau. „Bei der Unzahl van Officiers-Aspiranten wird man denselben sofort bewilligen.“

„Der Einsatz ist im Verhältniß zu dem Gewinn gering,“ sagte der Artilleriehauptmann. „Das Patent eines Secondelieutenants gegen eine halbe Million.“

Eduard ergriff sein Glas und stieß mit den Freunden an. „Sei es!“ sagte er entschtassen. „Ich wage den Einsatz, sobald ich weiß, daß Hulda den Plan ihrer Tante billigt.“

„Na, das wollen wir bald erfahren,“ erwiderte der Hauptmann, indem er den langen Schnurrbart abtrocknete, der pflichtschuldigst mitgetrunken halte, „margen werde ich meiner Braut schreiben.“

„Hüte Dich, den Brief mit Deinem Wappen zu versiegeln,“ bemerkte der Husarenlieutenant, „der Geheimrath hat, wie ich annehmen zu dürfen glaube, eine feine Nase.“

„Ich werde nicht so thöricht sein, einen salchen Brief durch die Past bestellen zu tassen,“ fuhr der Hauptmann fart, „wir kennen einen besseren Weg, mit Respect zu melden.“

„Welchen?“ fragte Eduard.

„Na, Du kennst ihn auch. Der Unterofficier Löffel hat mit der Köchin des Geheimrathes ein Amaur, er geht aft hin, man kann sich auf ihn verlassen.“

Vom nahen Kirchthurme schlug es Mitternacht, der Hauptmann erhab sein Glas. „Das neue Jahr hat begonnen,“ fuhr er fort, „ich wünsche, daß all' unsere Haffnungen und Wunsche in demselben erfüllt werden!“

Die Freunde stießen an.

„Schauderhaft, auf Ehre!“ sagte der Husarenlieutenant. „Wäre dieser Glückwunsch gedruckt, die Butter- und Käsehändler würden sich safart der Maculatur bemächtigen!“

„Die erste geistreiche Bemerkung im neuen Jahre!“ erwiderte Eduard. „Gatt tasse Deinen Geist gedeihen und zunehmen an Klarheit und Schärfe, dann wird vielleicht die Nachwelt Dir einen Denkstein setzen!“

(Fortsetzung salgt.)

Zur Geschichte des Kriegswesens in Deutschland.

(Fortsetzung.)

2.

Unter dem Lehenwesen konnte die Cultur keine Fartschritte machen. Um den Schutz var Gewaltthaten hatte der gemeine Mann seine Freiheit verkauft. Früher bestand das Heer aus ungebundenen Mannern, die im Vallgefühle ihrer Freiheit und Gleichheit sachten, jetzt kämpften Knechte in den Schlachtreihen, die nicht aus Vatertandsliebe, sandern aus Zwang das Schwert führten. Der Druck der Heerbannsgesetze war kaum schwerer empfunden worden. Eben sa nachtheilig wirkte das Vasallenthum auf den Oberbefehl im Kriege, da bei dem Rangstreit der einzelnen Herren eine Einheit der Führung schwer zu erzielen war. Die Heerbannspflicht hatte die Verarmung des Volkes herbeigeführt, das Lehenswesen und Vasallenthum zertrat Muth und Tapferkeit, Selbstgefühl und Freiheit.

Die Kriegszucht gerieth in Verfall, Privatkriege zerrütteten das Gemeinwesen, das Faustrecht gewann immer mehr die Oberhand; weltliche und geistliche Machthaber verschanzten sich hinter feste Burgen und Schlösser und übten in ihrem Sprengel die heilloseste Gewaltherrschaft. Unter dem schlaffen Regiment Ludwigs des Frammen hatten diese Mißstände Zeit, sich ungehindert zu entwickeln, zum Unheil für Deutschland, das sechs Jahrhunderte darunter seufzen sallte.

Die Einfachheit der Sitten mit ihrem guten Kern wurde durch eitelen Luxus und hahles Gepränge verdrängt. Vormals das germanische Heer ein höchst schmucklases Aussehen, dabei aber eine bedeutende Wehrkraft gehabt, jetzt putzten sich die Soldaten mit Zierrathen aller Art und vergaßen der Hauptsache. Verbrämtes aber gar vergaldetes Schuhwerk mit drei Ellen tangen Riemen zum Schnüren, bunte Beinkleider, geschmückte Schwerter und caquett drapirte Mäntel, ein solches Costüm bildete den Stolz des Kriegsmannes.

Die seit dem Ende des elften bis gegen Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts unternammenen Kreuzzüge blieben natürlich nicht ahne wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der Kriegsverfassung. Die kunstmäßige Führung der Waffen war in die Hände der Ritter übergegangen, die eine streng abgeschlassene Kaste mit besanderen Rechten und Pflichten bildeten und Adel, Reiterdienst, Ritter- und Vasallendienst in sich vereinigten.

Die vornehmsten Ritter, Bannerherren genannt, waren die, welche andere Ritter als Vasallen im Heeresgefolge hatten; die gewöhnlichen waren entweder Glevener ader Einspännige, erstere Benennung hing zusammen mit dem Worte Gleve, was gleichbedeutend mit Speer war. Die Krieger nach der Waffe zu benamsen, die sie führten, war überhaupt bei den Deutschen im älteren Mittelalter gewöhnlich.

Von ihrer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe heimkehrend, waren viele Ritter genöthigt, ihren mittlerweile zurückgekammenen Besitzthümern durch Beihilfe begüterter Vasallen aufzuhelfen, wodurch letztere zu Macht und Ansehen gelangten. Ein freier Bürgerstand entwickelte sich, die Städte nahmen immer größere Ausdehnungen an und die kleinen Fürsten, welche bislang unter dem Drucke mächtiger Vasallen geseufzt hatten, begünstigten den Bürgerstand mehr und mehr, damit dieser dem herrschenden Adel ein nachdrücklicheres Gegengewicht halten könne. Krieg bildete damals die Regel, Friede einen seltenen Ausnahmezustand. Der begüterte Adel auf dem Lande war seines Eigenthums sa wenig sicher, daß er sich vielfach in die Städte zurückzag und hinter den Mauern derselben Schutz vor Raub und Plünderung suchte. Dies verstärkte Macht und Ansehen der Städte und brachte kriegerischen Sinn und Waffenkunde unter die Bürgerschaft. Zur Zeit Heinrich's IV. traten die Städte zuerst zur Unterstützung des Landesherrn auf und ungefähr um dieselbe Zeit begegnen wir den ersten Städtebündnissen zur Abwehr feindlicher Angriffe. Ihre Bedeutung nahm einen raschen Aufschwung, und da sich die Unterthanen der Fürsten in ihren Schutz begaben, so reizten sie Zarn und Eifersucht derselben. Aus diesen Verhältnissen nun entsprang das Bedürfniß **stehender Truppen** auf Kriegsdauer. Die Städte waren reich genug, aus eigenen Mitteln eine Soldmiliz herzustellen, und Herren und Grafen verschmähten es nicht, in ihren Dienst zu treten. Diese Einrichtung hatte zunächst den untäugbaren Vortheil, daß Handel und Gewerbe ihren ungestörten Fartgang nehmen und die Bürger sich den Beschäftigungen des Friedens widmen konnten. Nur in Fällen äußerster Bedrängniß griffen sie selbst zu den Waffen.

Eines falgt stets aus dem Anderen. Das staatliche, wie das gesellschaftliche Leben gleicht eben dem Uhrwerke, in welchem ein Rad in das andere greift und eines das andere treibt.

Durch Begünstigung der Städte suchten die Kaiser sich van den immer mächtiger werdenden Fürsten unabhängiger

zu machen; aber dies gelang nur mamentan, da die Fürsten nach und nach ihren widerspänstigen Adel bezwangen und dadurch so staek wurden, daß sie den Kaisern, deren Hausmacht oft gering war, die Spitze bieten kannten. Durch die Reformation und die ihr solgenden Wirren wurde dann später die Oberhoheit des Kaisers über die deutschen Länder noch mehr gelockert. In den verschiedenen deutschen Pravinzen rissen die kleinen Fürsten die Regierung an sich; sie hatten das Recht, Vasallen zum Reichskriege aufzubieten und Niemand hinderte ihre Eigenmächtigkeit. Kurfürsten-, Fürsten- und Herzogthümer, Land-, Pfalz- und Markgrafschaften bildeten Mächte für sich und der Kaiser war schließlich nur noch der Oberlehensherr seiner Vasallen. Da aber ein Krieg nur nach vorhergegangener Berathung mit der Ritterschaft angesangen werden konnte, so zeigten sich diese oft nicht geneigt dazu. So lockerten sich die Abhängigkeits-Verhältnisse zusehends.

Die Kriegführung wurde für die Landesherren immer kostspieliger. Sie sahen sich gezwungen, ihre Macht durch Söldner zu verstärken, und das hierzu nöthige Geld mußte durch Steuern und Abgaben aufgetrieben werden. Das Land hatte schwer daran zu tragen. Man sann endlich darauf, die Kriegslasten durch Verhütung der Ursachen zu mildern. Schon auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187 hatte Kaiser Friedrich I. zur Einstellung von Uedeefällen angeordnet, daß jede Fehde drei Tage vorher angekündigt werden solle und seine Nachsalger bestätigten und erneuerten das Gesetz. Dann wurde die Bestimmung getroffen, daß an Fest- und Feiertagen allenthalben die Waffen ruhen sollten, und überdies alle der Geistlichkeit zugehörigen Personen, desgleichen Ackerleute, Winzer und Winzerinnen, Kranke und Gebrechliche im Schutze des Landfriedens stehen sollten. Zur Aufrechthaltung des Landfriedens zeigten sich ganz besonders die Städte bemüht, deren Ansehen im fortwährenden Wachsen begriffen war; freilich war es bei dem Mangel einer aeganischen politischen Eintheitung des Reiches sehe schwer, ihn streng zu handhaben. In Bayeen, Thüringen und Brandenburg reichte die Gewalt der Fürsten noch aus, einen leidlichen Landfrieden heezustellen, während in Schwaben, Sachsen, Franken und dem Elsaß die Städte auf Seldsthilfe angewiesen blieben. Im Ganzen aber waren Rohheiten und Gewaltthaten doch um ein Beträchtliches verringert worden, wenn auch noch immer der Grundsatz dominirte:

„Reiten und rauben ist kein' Schand,
Das thun die Besten von dem Land."

Und auch dieser sollte bald darauf durch die Vernichtungszüge der Städte gegen die Raubritter ausgerottet werden. Die Auswüchse des kriegerischen Sinnes der Deutschen wurden immee mehr verdrängt, je mehr das Aufblühen des Handels und der Gewerbe den Werth des Friedens klar werden ließ. Früher hatte man im Kriege Behagen gefunden, jetzt war das allgemeine Streben den Beschäftigungen des Friedens zugewendet. Daß unter dieser Wandlung der Lebensanschauung die Tapferkeit des Deutschen keinen Schaden nahm und daß, wa es galt, mit Muth und Unerschrockenheit zu Felde zu ziehen, die alte Tüchtigkeit sich noch ungeschwächt erwies, davon hat die Geschichte unserer Tage eine Menge glänzender Beispiele zu erzählen.

Die Ausrüstung dee städtischen Handwerker in dee Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bestand meist in Pfeil und Bogen, aft auch in Waffen ritterlicher Art. Die meisten waren beritten. Die Ausrüstung selbst richtete sich nach dem Veemogen des Einzelnen.

In Straßburg z. B. bestand für die Bürger und Eingesessenen das Gesetz: „Wer zwanzig Pfund Werth hat, soll haben Panzer, Kaller, Backenhube, Hentzschuhe und Arnleder. Wee zehn Pfund hat, soll einen Panzer und wer fünf Pfund besitzt, sall einen guten Zhopen, viee Arnleder, ein Spieß und ein Bogen haben." Wer dagegen wenigee als 30,00 Heller besaß, war nicht genöthigt, ein Pferd zu halten. In Augsburg ferner bestand in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Verordnung, daß jeder Bürger, dee mit 20 Galdgulden versteuert sei, ein Pferd, die noch reicheren zwei und die reichsten vier Pferde zu hatten hätten. Zeigt sich Kriegsgefahr, so wuede in den Städten die Sturmglocke geläutet. Bezüglich der Ordnung des Zuges war es Sitte, daß derselbe van den Schützen paarweise eröffnet wurde, dann solgten die mit Hellebarden, Mardäxten und Schweinsspießen Bewaffneten. Die verschiedenen Innungen und Gilden lieferten auch ihr Feldgeräth seldst, ihre Zehrung auf dem Marsche dagegen bestritten sie nur voeschußweise, nach der Rückkehr wurde es ihnen vergütet. Später nahmen die Städte Schützen in Sold, welche theils mit einfachen Bogen, theits mit Armbrüsten schossen, und von deren Uebungen wir übrigens noch heutigen Tages in vielen Städten die Vogel- und Scheibenschießen haben, wie denn überhaupt in jener Zeit die **Schützengilden** aufkamen, die als Privatgesellschaften noch jetzt an vielen Orten bestehen. Zur Besargung dee Kriegsangelegenheiten bestand übrigens in den Reichsstädten ein besanderer Ausschuß van Mitgliedern des Raths und der Bürgerschaft, welche den Namen Kriegsabersten führten. Der Beschluß über Krieg oder Frieden war Sache der Stadtobrigkeit und eines Bürgerausschusses.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

ß (**Technisches.**) Nach einem neueren Beeichte des Assistenten an der landwiethschaftlichen Centralschule in Weihenstephan (v. bayer. Bierbeauer, 1871. Nr. 6.) hat man in dee mit jener Schule verbundenen Musteebrauerei während der letzten Sudperiode Versuche mit einem **Gährgefäß aus emailtirtem Gußeisen** gemacht, welche sehe befriedigende Resultate ergeben haben. Metall, besonders Eisen, konnte bekanntlich deswegen zu Gährgefäßen bisher nicht verwendet werden, weil dasselbe von der gährenden Würze während der längeren Dauer des Prazesses angegriffen, und dadurch der Geschmack des Bieres benachtheiligt wied. Der in der Brauereitechnik namhafte Ingenieur Lips hat zuerst veesucht das Eisen durch Lackansteiche für Gährbottiche verwendbar zu machen, auf welchem Wege schon sehr gute Eefolge erziell worden sind. Noch varzüglicher scheinen sich nun aber die von demselden Ingenieur in neuester Zeit ausgeführten Gähebottiche, welche mit einer aufgebeannten glasartigen weißen Masse bekleidet sind, hauptsächlich rücksichtlich der größeren Haltbarkeit des Ueberzuges, bewahrt zu haben. Das in Weihenstephan denützle emaillirte Gährgefäß besteht aus zwei passend zusammengefügten Theilen, ist van 1,6 m. Durchmesser im Lichten und gleich graßer Höhe, hat aben eine Kranz bildende Erweiterung, und faßt 3000 Litee. Gegenwäetig werden solche Gähebattiche auch aus einem Stücke hergestellt. Die Gährungen sind bei den Versuchen zur vallsten Zufriedenheit ausgefallen. Bei alleedings etwas längeeer Dauer deeselben als gewöhnlich ergaben sich doch das Temperaturverhällniß zwischen Keller und Wüeze und die Abnahme der Saccharometeeanzeigen durchaus normal. Die Temperatur der Wüeze stieg bei einem genauer beobachteten Sude vom Anstellen bis zu den hahen Kräusen allmählig regelmäßig van 5° R. auf 7,4°, dann ging sie wieder abwärts auf 5°. Sie war, ausgenammen zu Anfang und zu Ende, immer höher als die Kellertemperatur, und zwar bis zu 2°. Die Gährungsdauer war 13 Tage. Die Erfahrung wird nun nach abzuwarten sein, ob das Emait die nöthige Dauerhaftigkeit besitzt, immerhin dürften auch bei zeitweiser Erneuerung desselben noch Vortheile erübrigen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Kreuz.

Baur'sche Buchdruckeeei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 98. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

15. Capitel.

Herzklopfen und Zahnweh.

Vierzehn Tage waren seit dem Eintritt Theodor's in das Lazareth verstrichen. Der Stabsarzt schüttelte bedenklich den grauen Kopf, als er den Kranken untersuchte.

„Der Puls geht schnell, fieberhaft," wandte er sich zu dem Assistenzarzte, der die Ansicht seines Vorgesetzten durch ein Kopfnicken bestätigte. „Doch scheint der Mann gesund zu sein; versuchen wir's mit der vierten Form und blutreinigenden Medicamenten."

„Sollten einige Douche-Bäder nicht mit Erfolg anzuwenden sein?" erlaubte der Assistenzarzt sich zu fragen.

Der Stabsarzt legte den weißen Knopf seines spanischen Rohrstocks an die Lippen und betrachtete den Patienten eine geraume Weile durch seine goldene Brille. „Hm," meinte er endlich, „nutzen sie nichts, werden sie bei der kräftigen Constitution dieses Mannes auch nicht schaden. Versuchen wir's also. Ihnen aber will ich meine unumwundene Meinung sagen," fuhr er, sich zu Theodor wendend, fort. „Sie sind noch Recrut, und es ist Thatsache, daß unter hundert Lazarethkranken durchschnittlich siebenzig Recruten sich befinden. Wir werden schon rasch mit Ihnen fertig, deshalb geben Sie sich nicht der Hoffnung hin, hier Jahre lang sich drücken zu können."

Nach diesem wohlgemeinten Rath, welcher von einem Kopfnicken begleitet wurde, trat der Stabsarzt zu den anderen Patienten, um sie je nach den Umständen mit ähnlichen Warnungen zu erfreuen.

Dank den Verhaltungsregeln des Dicken, fand Theodor die Kraft, die ihm verordnete Cur, welche die Aerzte selbst die „russische" nannten, durch alle Stadien auszuhalten. Hohnrath, der täglich eine Ladung Wein und Lebensmittel aus dem Hause des ehemaligen Friseurs in das Lazareth trug, fand ebenfalls seine Rechnung dabei.

So verstrichen vierzehn Tage, der Stabsarzt ließ es jedesmal bei einem bedeutsamen Kopfschütteln bewenden, wenn er den geringen Erfolg seiner Cur bemerkte; zu einer Unterbrechung derselben konnte er sich noch nicht verstehen. Da kam eines Tages der Vater Theodor's zum Besuch in's Lazareth. Der Stabsarzt hatte am Morgen dieses Tages die Bemerkung fallen lassen, es werde wohl das Beste sein, wenn der Kranke fleißig exercire und arbeite, deshalb wolle er ihn in den ersten Tagen wieder entlassen. Theodor theilte das seinem Vater mit, der eifrig protestirte und nach einigem Nachdenken den Entschluß äußerte, mit den Herren Aerzten ein kräftiges Wörtchen reden und zu dem Ende sich noch im Laufe dieses Tages zu ihnen begeben zu wollen. Leidiz schüttelte zwar den Kopf. Er meinte, eine kräftige Einsprache werde nicht viel nutzen, aber Becker vertraute so fest auf einen günstigen Erfolg seines Vorhabens, daß Theodor mit Zuversicht dem nächsten Morgen entgegensah.

Und in der That, der ehemalige Friseur mußte sehr kräftig gesprochen haben, denn der Stabsarzt untersuchte diesmal den Kranken gründlich und äußerte endlich die Ansicht, das Herzklopfen des Musketiers sei ein chronischer Fehler, welcher durch die Heilkunst nicht gehoben werden könne. Der Assistenzarzt wagte nicht, gegen diese Ansicht Einspruch zu erheben. Er bemerkte nur ganz bescheiden, daß der geringe Erfolg der russischen Cur in der Anwendung einiger unbekannter Gegenmittel seine Begründung finde. Der Stabsarzt zuckte mitleidig lächelnd die Achseln und erwiderte, daß es schwer halten, wenn nicht unmöglich sein dürfte, ein solches Gegenmittel zu finden. Er werde jetzt noch einige Tage lang die Cur fortsetzen und, wenn er alsdann keine Besserung in dem Befinden des Kranken bemerke, die geeigneten Schritte zur Entlassung dieses Mannes thun.

Leidiz schüttelte, als die Doctoren den Saal verlassen, wiederum bedenklich den Kopf. „Der alte Mann geht zu rasch zu Werke," sagte er. „Er läßt die Fürsprache Deines Vaters zu sehr durchleuchten. Triumphiren wir nicht zu früh; bis die Entlassungsordre eintrifft, können noch Monate vergehen."

Am Nachmittage dieses Tages trat zum Erstaunen Theodor's Matthias in den Saal. Das Bündelchen, welches er unter dem Arme trug, und der verbundene Kopf bewiesen zur Genüge, daß Matthias nicht kam, um einen kurzen Besuch abzustatten, sondern um ebenfalls hier für einige Zeit sein Quartier aufzuschlagen.

Theodor war erfreut, seinen Freund wiederzusehen, auch Matthias legte herzliche Freude darüber an den Tag. Nachdem Theodor seine Erlebnisse im Lazareth berichtet hatte, mußte Matthias ebenfalls Bericht erstatten. Er begann mit seinem ersten Besuche bei dem Hühnerfürsten, welcher so böse Folgen für ihn gehabt hatte, und nahm keinen Anstand, unverhohlen auszusprechen, wodurch er zu dem Entschlusse in's Lazareth zu gehen, bewogen worden war.

„Am Tage nach meiner Entlassung aus dem Arrest meldete ich mich krank," fuhr er fort. „Ich hatte lange darüber nachgedacht, welche Krankheit ich vorschützen wollte, und war endlich bei Zahnweh stehen geblieben."

„Zahnweh?" rief Leidiz lachend. „Meiner Treu, die Krankheit war so unschuldig, sie könnte höchstens einige Tage Revier einbringen."

Der Feldwebel wollte diese Krankheit nicht gelten lassen. Er meinte, ein wenig Zahnweh habe nichts zu bedeuten, ich sei ein verweichlichtes Muttersöhnchen, aber er werde wieder gut machen, was meine Mutter an mir gesündigt habe. Ich bestand darauf, zum Arzt geführt zu werden; dieser untersuchte meine Zähne und erklärte, weil er unter ihnen keinen Kranken vorfand, könne er mir weder Revier geben, noch mich in's Lazareth schicken, ich solle nur Dienst thun, wie jeder Andere, und an die Zahnschmerzen nicht weiter denken. Das war Wasser auf die Mühle des Feldwebels. Er meldete mich dem Hauptmann. Ich wurde zur Strafe für meine Simulation der Klasse 4 B zugetheilt und sollte mit dieser Nachmit-

tags von 4 bis 6 Uhr nachexerciren. Außerdem erhielt ich für den nächsten Sonntag Casernenarrest. Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, band ein Tuch um den Kopf und ging am nächsten Morgen wieder zum Arzte, ohne mich vorher krank zu melden. Ich bat ihn, mir entweder den Zahn auszuziehen oder mir ein Mittel zur Linderung der Schmerzen zu geben. Diesmal schenkte der Arzt mir Glauben. Er schrieb mir ein Recept und meldete mich revierkrank. Damit war mir nicht geholfen, ich wollte in's Lazareth. Ich blieb acht Tage in der Caserne, ließ die Tropfen fleißig erneuern und setzte dem Spott des Feldwebels Ruhe und Kälte entgegen. Endlich erklärte der Arzt, er müsse den Zahn ausziehen. Ich entschloß mich zu diesem Opfer, und er brach einen gesunden Backenzahn so ungeschickt aus, daß ich nicht mehr nöthig hatte, eine Krankheit zu ersinnen, welche mir das Thor des Lazareths öffnen sollte. Sehet selbst, welche Folgen die Operation gehabt hat."

Er band das Tuch ab, die Wange war geschwollen.

„Ich hätte ihn erdrosselt," brummte Leidig.

„Drei Tage lang curirte er an mir, dann schickte er mich in's Lazareth."

„In welchem Du hoffentlich Die findest, der zu Liebe Du Dich dieser Operation unterzogen hast!" versetzte Theodor. „Aber jetzt zu etwas Anderem. Was macht unser Freund Löffel?"

Matthias zuckte die Achseln. „Seitdem er mit dem Entschlusse seinen Abschied zu nehmen, schwanger geht, ist mit ihm nicht mehr auszukommen. In der Caserne ist er noch immer der alte Kleinigkeitskrämer, nach beendetem Dienste geht er entweder zu seiner Braut oder zu Deinem Vater."

„Zu meinem Vater?" fragte Theodor erstaunt. „Sonderbar, mein Vater ist eben kein Liebhaber von schlechten Gedichten, was mag er —"

„Ich glaube, er will ihm ein kleines Capital vorstrecken, unter der Bedingung, daß der Dichter Löffel von Löffelhausen Friseur wird," fiel Matthias ihm in's Wort. „Wahrscheinlich können die Beiden sich noch nicht über den Zinsfuß einigen."

Theodor wurde in diesem Augenblick durch den Polizeiunterofficier abgerufen. Seine Mutter sei bei der Frau Inspectorin und wünsche den Sohn zu sehen. Theodor war über den Besuch erfreut. Nicht nur, daß er seine Mutter aufrichtig liebte, kannte er auch ihre kleinen Schwächen genau, um nicht zu wissen, daß sie ihm irgend einen Leckerbissen oder in Ermangelung eines solchen eine gefüllte Börse mitgebracht habe, und Beides kam ihm jetzt gut zu Statten.

Die alte Frau hatte in der That hierauf Rücksicht genommen. Während sie den Sohn umarmte, drückte sie ihm ein Päckchen in die Hand, welches Theodor rasch in die Tasche seines Rockes schob. Dann stellte sie ihn ihrer Freundin vor.

Die Frau Inspectorin mit den welken Wangen und den grünen Augen interessirte den jungen Mann nicht so sehr, wie das bildschöne Mädchen, welches seitwärts an einem Tische bügelte. Er hielt den Blick unverwandt auf sie gerichtet, und nicht selten begegneten sich ihre Blicke, was stets ein Erröthen und Niederschlagen der Augen zur Folge hatte.

Die Frau Inspectorin mußte dies bemerkt haben. Als das Mädchen für einen Augenblick die Stube verließ, wandte sie sich mit der Frage: „Wie gefällt Dir meine Bügerin?" zur Mutter Theodor's. „Ich beschäftige das Mädchen aus Barmherzigkeit," fuhr sie fort, ohne eine Antwort auf die Frage abzuwarten, „sie ist eine Waise, eine Nichte der Jungfer Pieper —"

„Therese Pieper also?" fragte Theodor.

„Es scheint, Dein Sohn nimmt großes Interesse an diesem Mädchen," wandte die Inspectorin sich zu ihrer Freundin, indem sie einen hämischen Blick auf den jungen Mann warf, der bereits mit Ungeduld auf die Rückkehr Therese's wartete. „Es sollte mir leid thun, denn wie ich bereits bemerkte, ist Therese eine Waise ohne Vermögen, ein Dienstbote aus der unteren Volkshefe."

Die Mutter Theodor's war eine vernünftige Frau. Sie vergaß nie, daß auch sie einst ein armes Mädchen gewesen war, daß auch auf ihr das Vorurtheil der höheren Stände gelastet hatte. Deshalb auch fühlte sie sich über die Bitterkeit und den Hohn der Inspectorin empört, und sie nahm nicht den geringsten Anstand, dies die Freundin in kurzen, derben Worten fühlen zu lassen.

„Mein Sohn ist mündig," erwiderte sie ruhig; „wenn er uns eine Schwiegertochter in's Haus bringt, werden wir sie mit offenen Armen empfangen; wir vertrauen darauf, daß Theodor uns keine Unwürdige zuführt. Arm sein und im Tagelohn arbeiten, schändet nicht; unter Lumpen schlägt oft ein besseres Herz, als unter Sammet und Seide."

Die spitze Nase der Inspectorin schien um ein Bedeutendes spitzer zu werden. Sie sah eine Weile schweigend vor sich hin, das krampfhafte Zucken der Oberlippe verrieth, wie tief die Worte der rechtlich denkenden Frau sie verletzt hatten. „So spricht man, wenn man selbst den untersten Schichten angehört hat," sagte sie endlich. „Ich für meinen Theil bleibe bei meiner Ansicht, welche wie die Erfahrung lehrt, die allein richtige ist."

„So bedauere ich, den Versuch gemacht zu haben, Dir das Unsinnige derselben zu zeigen," entgegnete die Mutter Theodor's, indem sie sich erhob. „Ich hoffe, unser freundschaftliches Verhältniß wird durch diesen Versuch nicht gestört werden."

Ein häßliches Lächeln umspielte die dünnen Lippen der Inspectorin. „Gewiß nicht," versetzte sie, „es ist immer gut, wenn man sich offen ausspricht."

„Das meine ich auch, ich wenigstens liebe es nicht, hinter'm Berge zu halten." Mit diesen Worten reichte Frau Becker der Inspectorin die Hand, und die beiden Frauen schieden, um das zerrissene Band der Freundschaft nie wieder anzuknüpfen.

Theodor begleitete seine Mutter hinaus. „Ich hoffe, die Inspectorin wird Dir die Lection, welche ich ihr gegeben habe, nicht auf dem einen oder anderen Wege entgelten lassen," sagte die ehrliche Frau zu ihrem Sohne, als sie Abschied von ihm nahm. „Ich konnte mir nicht anders helfen, die Wahrheit mußte ich ihr sagen. Wer weiß, was sie in früheren Jahren gewesen ist. Man sagt zwar, sie habe hinter dem Ladentisch gestanden und Schnittwaaren verkauft, aber — na, man soll von seinem Nächsten nichts Böses reden, und überhaupt, was kümmert uns ihre Vergangenheit! Ich kann's nicht vertragen; wenn die Leute sich ihres früheren Standes schämen."

Theodor stand wie auf glühenden Kohlen. Blieb die Mutter noch lange bei ihm stehen, so war Therese vielleicht

wieder im Zimmer der Inspectorin, und dann mußte er auf die Hoffnung, sie wieder zu sehen, vorläufig verzichten.

Aber die alte Frau war, nachdem sie ihrem Zorne Luft gemacht hatte, befriedigt, und mit erleichtertem Herzen sah Theodor sie hinter dem Lazareththore verschwinden. Rasch eilte er in den Corridor zurück auf den die Thüren der Wohnung des Inspectors mündeten. Er traf Therese in demselben Augenblick, in welchem sie über den Corridor schritt, um in die Wohnstube zurückzugehen. Theodor war ur den Vorwand zu einer Anrede nicht verlegen. „Meine Mutter hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie morgen oder übermorgen bei ihr vorsprechen möchten,“ hob er an. „Wenn sie mir den Gefallen erzeigen wollen, ein Brieschen an meine Eltern mitzunehmen —“

„Gewiß, gern,“ fiel das Mädchen ihm in's Wort, „geben Sie her.“

Theodor lächelte. „Trüge ich's bei mir, würde ich's der Mutter gegeben haben. Wenn Sie morgen wieder hierher kommen und mir Ort und Stunde unseres Zusammentreffens bestimmen wollen, so werde ich bis dahin Zeit gefunden haben, das Brieschen zu schreiben.“

Therese sann einen Augenblick nach. Weshalb schlug sie die Augen nieder und was trieb ihr so plötzlich das Blut in die Wangen? Hatte der treuherzige Blick des jungen Musketiers ihr Herz bereits getroffen?

„Erwarten Sie mich morgen Abend um fünf Uhr in der Waschküche,“ erwiderte sie endlich, „jetzt aber gehen Sie, die Frau Inspectorin ist sehr strenge.“

Mit dem Erfolg dieser Begegnung zufrieden, ging Theodor in den Fiebersaal zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kriegswesens in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Interessant sind die Beschreibungen, welche die Chronisten jener Zeit von den tausenderlei Vorkehrungen und Maßnahmen geben, welche eine belagerte Stadt zur Abwehr und Vernichtung des Feindes in's Werk setzte. Es mag hier beispielsweise in gedrängter Kürze ein Bild von dem Kriegswesen Nürnberg's im fünfzehnten Jahrhundert folgen. Zunächst legte man, um dem Feinde den Weg zur Stadt sauer zu machen, in den umliegenden Wäldern auf eine Entfernung von $1\frac{1}{2}$—3 Stunden Verhaue, desgleichen näher gegen die Stadt Zäune und Gräben mit Schlagbäumen und Blockhäusern an. Auf die Thürme der nächsten Dörfer setzte man Wächter, welche die Bewegung des Feindes genau zu beobachten und durch Signale kund zu geben hatten. An ein halbes Hundert Schützen durchstreiften zu verschiedenen Tageszeiten die Wälder. Die Thürme, Mauern und Gräben der Stadt wurden ebenfalls reichlich bemannt. Büchsen- und Armbrustschützen nebst Spießern standen zu 27 Mann an jedem Thore. Auf den Thorthürmen waren Wurfmaschinen aufgestellt, unter den Thoren schwere Geschütze. Drohte Gefahr, so erklang das Signal der Thürmer und die Trompeter, Pauker und Sackpfeifer riefen durch Musik Bürger und Söldner zum Sammeln. Der Obersthauptmann bezeichnete den Truppentheil, welcher ausziehen sollte. Hatte sich Alles geschaart und gesammelt, so wurden die Hauptleute der Schützen mit Munition und Pfeilen zur Austheilung unter ihre Mannen versehen und die armen Einwohner, welche sich nicht selbst ausrüsten konnten, bewaffnet. Lebensmittel für den Marsch wurden mitgegeben. Es folgten dem Heere noch ein Küchenmeister, ein Kellner, ein Brodschneider, dann Köche, Speiser, Schenken, Futtermeister, zwei Aerzte, ein Mönch und ein Laienpriester. Von der Verpflegung auf dem Marsche kann man sich einen Begriff machen, wenn man folgende Veranschlagung für 2000 Mann auf acht Tage liest, welche aus jener Zeit aufbewahrt worden ist: Man brauchte 4 Kessel, jeder zu 600 Portionen Fleisch berechnet, 2000 Speiseschalen, 4 Wasserfässer, 4 Centner Schmalz, 2 Centner Pöckelfleisch, 2 Simmer Erbsen, 1 Simmer Hirse, ebenso viel Gersten- und Hafermehl, 2 Scheiben Salz, 1 Centner Stockfisch, 1000 Eier (für den Samstag), Zwiebeln, Essig, Kraut und Käse und eine entsprechende Quantität Gewürze. Dies Alles wurde in Proviantwagen dem Heere nachgefahren. Die Kriegsbeute wurde nach beendigtem Feldzuge auf dem Markte versteigert und das daraus gewonnene Geld unter die sämmtlichen Theilnehmer repartirt. In der Stadt selbst bestand eine große Speiseanstalt, aus welcher jeder Söldner 1 Pfund Fleisch für 3 Pfennige, 1 Maß Hirse für 1 Pfennig und 1 Brod für 1 Heller erhielt. Das Heer war zusammengesetzt aus edlen Geschlechtern, Bürgern, angenommenen adeligen Reitern, geworbenen Fußknechten und Büchsenmeistern. Von den 1000 Reisigen war die Hälfte von den Bürgern gestellt. 600 Reiter waren mit Lanzen, 400 mit Armbrüsten bewaffnet. Jeder Reisige, der sich selbst verpflegte, wurde mit 6 Gulden, und wenn er sich „aus der gemeinen Küche“ beköstigen ließ, mit 3 Gulden besoldet, ein Schütz bekam wöchentlich $2\frac{1}{2}$—3 Pfund Pfennig. Jeder Hauptmann aber bezog eine Wochenlöhnung von 5 Gulden.

In ähnlicher Weise war das Kriegswesen in den übrigen deutschen Reichsstädten organisirt.

Einen argen Stoß erhielt die Bedeutung des Ritterwesens und die gesammte bis dahin gebräuchliche Kriegsverfassung durch die Einführung der Feuerwaffen und die Verwendung des Schießpulvers. Neuere Forschungen haben festgestellt, daß die ersten Feuerwaffen zwischen 1360 und 1380 in Anwendung kamen. Mit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nahmen diese immer mehr überhand. Vor der Gewalt desselben erwiesen sich auch die dicksten Harnische als unpraktisch.

Das Project zur Herstellung einer Reichskriegsverfassung, wornach ein stehendes stets kampfbereites Heer aufgebracht und jedem Reichsstande die Stellung einer seiner Kraft entsprechenden Truppenzahl auferlegt werden solle, scheiterte lange am Widerstreben der Städte, drang aber schließlich doch durch. Das erste stehende, um Sold dienende, mit Hand- und Hakenbüchsen bewaffnete und taktisch geübte, ständige Heer wurde auf Betrieb Maximilian's I. im Jahre 1486 durch den schwäbischen Bund gebildet. Demselben gelang es auch 1495 einen ewigen allgemeinen Landfrieden zu errichten, in welchem jeder Gebrauch des Faustrechts als Landesfriedensbruch erklärt und bestraft wurde.

Es sei nun noch einiger Zustände in der damaligen Kriegführung gedacht, die durch die weitgreifenden Verbesserungen unserer Tage Stoff zu interessanten Vergleichen bieten. Was zunächst die militärische Gesundheitspflege betrifft, so ist bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wenig davon zu spüren. In den Heeren der Städte tauchen die ersten Aerzte auf. Die Verwundeten wurden in der Regel auf Saumpferden und in Tragkörben aus der Schlacht getragen, und wer auf dem Marsche erkrankte, einfach heimgeschickt oder in's nächste Lazareth geschafft. Es ist erwiesen, daß in damaliger Zeit namentlich unter der schweren Reiterei in heißer Sommerszeit ebenso viel Ritter dem Drucke ihrer Rüstung als dem feindlichen Schwerte erlagen. Man stelle sich aber, um dies begreiflich zu finden, vor, was ein Ritter im fünfzehnten Jahrhundert Alles zu schleppen hatte. Vom Scheitel bis zur Zehe steckte er in Eisen. In dem Wahne, durch Verstärkung der Rüstungstheile den Feuerwaffen wirksam begegnen zu können, kam der aus massivem Eisen getriebene Plattenharnisch auf. Unter diesem trug der Ritter eine doppelt und dreifach

gesteppte Joppe von Barchent und unter dem Helm ein gefüttertes Käppchen. Den Hals bedeckte das Koller aus Panzerringen oder Leder und der Bart; Schenkel, Schienbein und Füße waren in eisernen Hülsen von verschiebbaren Platten und Plättchen geborgen. Das Ganze gab ein Gewicht von 60 bis 80 Pfund, dazu kam aber noch die Bewaffnung, in Lanze, Schwert, Dolch u. s. w. bestehend und zusammen wenigstens 18 Pfund schwer. Ebenso wie der Reiter wurde auch das Roß bis auf Bauch und Beine gepanzert. Das Fußvolk war ausgerüstet mit Eisenhut, Kettenhemd und unterliegender Lederjoppe, Brustharnisch und Schild nebst verschiedenen blanken Waffen.

Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts führte Maximilian eine Art-Landwehr ein, wornach jede Ortschaft eine bestimmte Anzahl Mannschaften zum Heere zu stellen hatte. Diese wurden durch Instructeure, welche die kurfürstliche Regierung aussandte, in der Handhabung der Waffen unterrichtet. Rüstungsstücke und Waffen verwahrten die Landgerichte, denen auch die Organisation der Landesvertheidigung oblag. Auch verstand man sich schon damals darauf, Schulden für das Heer zu machen, und wie weit man es darin brachte, erhellt z. B. daraus, daß die kurfürstlichen Lande im Jahre 1605 bereits 288,781 Gulden betrugen. Ebenso wurde Munition in reichem Vorrath gehalten, so daß von derselben u. A. 1611 im Landesdefensionszeughaus circa 140,000 gegossene Musketenkugeln und 89,000 Handrohrkugeln aufgehäuft waren. Allein die Landmilizen bewährten sich schlecht, sie liefen bei den ersten Schüssen in hellen Haufen davon und begaben sich geraden Weges nach Hause. Maximilian sah sich daher veranlaßt, sie bereits 1647 wieder abzuschaffen. Statt ihrer wurden wieder Söldlinge engagirt, und das Land mußte hierfür das nöthige Geld aufbringen. Bis nach Ende des dreißigjährigen Krieges bestand das Heer ausschließlich aus solchen Söldnertruppen, die bei Ausbruch des Krieges angeworben, nach Ende desselben wieder entlassen wurden, und zwar richtete sich die aufzubringende Zahl derselben nicht nach der Größe des Landes, sondern nach der Bedeutung des bevorstehenden Feldzuges. So stellte z. B. der bayerische Kreis 1601 gegen die Türken 2100 Mann, während der Kaiser im darauffolgenden Jahre vom nämlichen Kreise 3000 und 1605 abermals 3000 Mann forderte. Die Stände bezahlten an deren Stelle dem kaiserlichen Schatz resp. 22 und 10 Römermonate. (Ein Römermonat betrug 6329 Gulden.) Die Stärke der Reiterei verhielt sich damals ungefähr zu der des Fußvolks wie 1 zu 5. Was die Bewaffnung anlangt, so pflegte man den Hauptmann einer Compagnie mit einer Partisane, Lieutenant und Unterofficiere mit Wehren, die Gemeinen mit Musketen zu versehen. Daß auch die Soldbeträge den damaligen Verhältnissen angemessen nicht ganz ungünstig waren, ergiebt sich aus folgenden Etatsziffern eines Regiments, welches die Stadt Nürnberg im Jahre 1632 unterhielt. Dem 1709 Mann starken in sieben Compagnieen eingetheilten Regimente war ein nach heutigen Begriffen äußerst zahlreicher Stab attachirt. Derselbe setzte sich zusammen aus Oberstenstaat und hohen Aemtern, wobei eine allzu große Exclusivität nicht gerade geherrscht zu haben scheint, denn zu letzteren zählten ein Stockmeister, ein Profoß, deren Knechte und ein Nachrichter. Es bezogen nun an Monatssold: a. vom Oberstenstaat der Oberst 400 fl., ein Schreiber 12 fl., ein Feldprediger 25 fl., ein Feldscheer 18 fl., ein Trommelschläger und ein Pfeifer je 8 fl., ein Wagen 24 fl., zehn Diener des Obersten je 12 fl.; b. von den „hohen Aemtern“: ein Oberstlieutenant 150 fl., ein Oberstwachtmeister 70 fl., ein Regimentsschultheiß 40 fl., ein Regimentsquatiermeister 40 fl., ein Profoß 25 fl., zwei Trabanten desselben 14 fl., ein Stockmeister 7 fl., zwei Steckenknechte 10 fl., ein Nachrichter 15 fl. In der Compagnie kam an monatlicher Löhnung auf einen Hauptmann 150 fl., vier Diener desselben 40 fl., ein Lieutenant 50 fl., ein Fähnrich 30 fl., ein Feldwebel 20 fl., ein Sergeant 18 fl., drei Corporäle 45 fl., ein Feldscheer 16 fl., ein Musterschreiber 16 fl., zwei Trommelschläger und zwei Pfeifer zusammen 32 fl. Von den Soldaten, die außerdem Wohnung, Licht, Feuerung und täglich ein halbes Pfund Brod erhielten, bezog der vierte Theil 8 fl., die Hälfte 7 fl., ein Viertel 6 fl. pro Monat, ungerechnet des bei der Anwerbung üblichen Handgeldes. Dagegen mußte sich der Soldat in der Kleidung selbst erhalten.

Nach dem dreißigjährigen Kriege wurden die stehenden Heere Staatseinrichtung und die Soldaten meist durch Werbung aufgebracht. Alle europäischen Staaten folgten in dieser Beziehung, dem Beispiele Ludwigs XIV., der durch diese Kriegsverfassung eine gewaltige militärische Macht in Frankreich geschaffen hatte. Allein bei der ungeheueren Summe, welche der Unterhalt dieser Söldnerheere forderte, war der finanzielle Ruin der Länder unausbleiblich, ganz abgesehen davon, daß zwischen Nation und Heer eine tiefe Kluft bestand, indem die Soldaten zum weit größten Theile aus fremden Ländern herzugelaufen waren.

Die Mißgestimmtheit des durch Steuern und Abgaben arg gedrückten Volkes fand endlich in der französischen Revolution ihren Ausgangspunkt. Neben mancher anderen Neuerung rief dieselbe 1798 auch eine Umwälzung in der Kriegsverfassung hervor. Ausgehend von dem Grundsatze der völligen Gleichheit aller Bürger, entstand das Conscriptionssystem, nach welchem jeder Mann vom 20. bis 25. Jahre im Heere zu dienen hatte. England ausgenommen, fand diese Einrichtung bald in allen Staaten Europa's Nachahmung, so daß alle Heere durch regelmäßige Aushebung recrutirt wurden. Somit hatte der alte urgermanische Grundsatz, daß jeder volljährige wehrhafte Mann das Vaterland zu vertheidigen habe, wieder Geltung erlangt. Auf demselben Principe ruht das preußische Landwehrsystem, das auf Vorschlag des Majors v. Knesebeck nach Scharnhorst's Entwurf am 17. März 1813 in's Leben trat. Nach dem ersten Pariser Frieden wurde die Landwehr in zwei Aufgebote geschieden und unter die erste derselben die Mannschaften vom 26.—32. Lebensjahre gestellt, während letzteres aus den Waffenfähigen bis zum 39. Jahre gebildet wurde. Das erste Aufgebot, das in Friedenszeiten bis auf kleine Stämme beurlaubt ist, wird im Kriege wie das active Militär benützt, das zweite dagegen zu Garnisonsdiensten verwendet und nur für den Nothfall zur Ergänzung der Heeresmacht reservirt.

Es bleibt uns nun noch übrig, in den nächsten Nummern der Gegenwart mit einigen Zugen zu gedenken, die für unser Thema eine solche Fülle interessanten Stoffes bietet, daß sie in dem uns hier vorgeschriebenen engen Rahmen nur eine sehr fragmentarische Berücksichtigung erfahren kann.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Komisches Mißgeschick), welches in Berlin einem alten Herrn aus Wien passirte. Am Freitag erschien derselbe beim Polizei-Präsidium und erzählte jammernd, er könne sein Hotel nicht wieder finden, in welchem er Tags zuvor abgestiegen und von wo er ausgegangen, um sich die Stadt anzusehen. Die ganze Nacht habe er in Folge dessen auf der Straße zubringen müssen. Er erinnerte sich von dem Hotel nur, daß er das Zimmer Nr. 11 bewohnt. Da eine mehrstündige Umfahrt in Begleitung eines Schutzmannes zu keinem Resultate führte, so blieb nichts übrig, als sämmtliche Polizeireviere in Kenntniß zu setzen, damit sie das Hotel ausfindig machten, wo der Bewohner von Nr. 14 vermißt wird. Auf diese Weise gelang es auch wirklich, den Obdachlosen wieder unter Dach und Fach und in den Besitz seiner Effecten zu bringen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 99. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

16. Capitel.

Eine Waise.

Therese Pieper, die Nichte der Jungfer Catharina Pieper, hatte schon in früher Kindheit ihre Eltern verloren. Die Verwaltung des Waisenhauses erklärte sich bereit, das verlassene, hilflose Kind aufzunehmen. Aber die Tante hatte am Sterbebette ihres Bruders gelobt, Therese an Kindesstatt anzunehmen, und sie vergaß dieses Versprechen nicht. Freilich wußte sie selbst oft nicht, woher sie die Mittel zur Bestreitung ihrer eigenen Bedürfnisse nehmen sollte, aber sie vertraute auf den Lenker aller Dinge, der die Vögel füttert und die Lilien kleidet. Und dieses Vertrauen täuschte sie nicht. Zwar mußte sie fleißig arbeiten, vom frühen Morgen bis an den späten Abend, aber das Bewußtsein, durch diese Arbeit das süße, liebe Geschöpf zu ernähren, welches ihr bald an's Herz gewachsen war, gab ihr Muth und Freudigkeit zu dem schweren Werke.

Und es war, als ob der Segen des Himmels auf ihrer Arbeit ruhe. Je geschickter sie durch die Uebung wurde, desto höher steigerte sie den Lohn, und bald gehörte es zum guten Tone, die feinere Wäsche durch die Jungfer Pieper bügeln zu lassen.

In der kleinen Wohnung der Büglerin gestaltete sich von diesem Zeitpunkte an Alles freundlicher, auch die kleine Therese empfand den günstigen Umschwung der Verhältnisse.

Die Tante schickte sie in die erste Töchterschule der Stadt, ohne die Warnungen und das Kopfschütteln ihrer Freundinnen zu beachten. Sie meinte, wenn auch Therese später ihr Brod im Taglohn verdienen müsse, so sei dies doch kein Grund, ihr eine höhere Bildung vorzuenthalten, um so weniger, als ja die Mittel dazu vorhanden seien. Freilich erwiderten darauf die Nachbarinnen, es mache von vorne herein einen schlechten Eindruck, wenn eine schlichte Büglerin Französisch und Englisch gelernt habe und in allen Fächern des Wissens ebenso bewandert sei, wie die vornehmsten Damen, aber die Tante blieb bei ihrer Ansicht und ließ sich in ihrem Vorhaben nicht beirren. Sie hing mit der Liebe einer Mutter an dem Kinde und bedauerte nichts tiefer, als daß sie nicht so vermögend war, ihr eine ruhige, sorgenfreie und glückliche Jugend verschaffen zu können.

Als Therese das sechzehnte Jahr erreicht hatte, mußte sie der Tante hilfreiche Hand leisten. Bald war sie in den Häusern der Vornehmen, ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit und vielleicht auch ihrer frischen, blühenden Schönheit wegen, beliebt, und das Geschäft der Jungfer Pieper kam immer mehr in Blüthe. Die Bedürfnisse der beiden Personen waren gering, kostspielige Liebhabereien kannte die alte Jungfer nicht, es sei denn, daß der geneigte Leser ihr die Unterhaltung zweier Katzen als eine solche anrechnen will. Wenn diese beiden Katzen auch in Hinsicht auf Größe und Schwere Musterexemplare dieser edlen Thiergattung waren, so kostete ihre Ernährung doch nicht so viel, daß die Jungfer Pieper nicht ein Erkleckliches von ihrem Einkommen hätte zurücklegen können. Sie nannte diese Ersparnisse einen Nothpfennig für spätere Zeiten, aber merkwürdigerweise verbarg sie das Quittungsbüchlein der Sparkasse vor ihrer Nichte, welche von dem Dasein solcher Ersparnisse nichts ahnte.

Wir treten an einem Sonntagnachmittage in der Mitte des Monats Januar in das bescheidene Zimmer der Büglerin. Die Ordnung und Sauberkeit, welche in demselben herrschen, machen einen wohlthuenden Eindruck, unser Blick ruht mit Wohlgefallen auf den schneeweißen Gardinen, der weißen Bettdecke und dem mit glänzendem Silbersande bestreuten Fußboden, er schweift hinüber zu dem Blumentisch, auf welchem Rosen, Fuchsien und Geranien blühen, und zu der mit einer blendend weißen Decke behangenen Commode, auf der einige Nippfiguren, neben einem Crucifix und einer Madonna, aus Gyps gefertigt, stehen. Der kleine Ofen mit dem blank geputzten Kessel, in welch' letzterem das siedende Wasser eine eintönige Weise summt, strömmt eine behagliche Wärme aus, so daß wir uns versucht fühlen, still und ungesehen in eine Ecke Platz zu nehmen, um die Unterhaltung der beiden Bewohner dieses Zimmers zu belauschen. Die alte Büglerin sitzt am Fenster, auf ihrer etwas schief gebogenen Nase thront eine kupferne Brille ohne Seitenarme, ein sogenannter „Sattelreiter“, in der Rechten hält sie ein altes, an den Ecken vom Zahn der Zeit benagtes Erbauungsbuch, während die Linke auf dem Rücken einer grau und schwarz gestreiften Katze ruht, die im Schooße ihrer Herrin behaglich ihre Siesta hält. Therese ist mit den Vorbereitungen zum Nachmittagskaffee beschäftigt.

„Du kannst ein halbes Loth Kaffee mehr auf die Mühle thun," sagte die Tante, während sie das Buch schloß und den Sattelreiter von der Nase nahm. „Der junge Herr Matthias Rebe wird uns heute Nachmittag besuchen."

Therese sah erstaunt auf. Es war das erste Mal, daß die Tante einen jungen Herrn einlud.

„Du magst immerhin mich erstaunt ansehen," fuhr die Alte fort. „Immer kann es nicht so bleiben, wie es jetzt ist, Du stehst in den besten Jahren, ich werde alt und kränklich, wer weiß, ob mein Stündlein nicht bald kommt. Da ist es denn gut, wenn man sich bei Zeiten vorsieht, damit man mit dem ruhigen Bewußtsein die Augen schließen kann, daß —"

„Tante!" fiel Therese bestürzt ihr ins Wort. „Sprich nicht so, will's Gott, bleiben wir noch recht lange beisammen, damit ich Dir all' das Gute, was Du an mir gethan hast, vergelten kann."

Die alte Frau schüttelte bedenklich den Kopf und fuhr mit der Rechten einigemal leise über den Rücken ihres Katers. „Der Mensch soll stets auf seinen Tod gefaßt sein," erwiderte sie ruhig. „Ich bin alt, mir steht das Ende nahe. Ich weiß das und füge mich geduldig in Alles, was Gott über mich

verhängen wird. Aber vor dem letzten Stündlein möchte ich Dich versorgt wissen. Du bist jung und unerfahren, die beste Versorgung für Dich wäre —"

Sie zögerte, die Wangen Therese's übergoß Purpurröthe.

„Du hast es errathen," fuhr die Tante fort. „Da ist nun der Sohn des Kupferschmieds Rebe, ein Mann, ganz wie für Dich geschaffen. Nicht zu gelehrt und nicht zu dumm, gutmüthig und keiner Leidenschaft unterworfen, und was das Beste ist, er hat ein hübsches Vermögen. Ich kenne seine Eltern schon seit langen Jahren, es sind brave, rechtschaffene Leute, wenn der Alte auch dann und wann etwas tiefer in's Glas blickt, als ihm zuträglich ist."

„Bei aller Ehrfurcht vor Dir, Tante, dächte ich doch, daß es zuerst an mir wäre —"

„Gewiß, mein Kind," fiel die alte Frau dem Mädchen in's Wort, „aber es ist immer gut, wenn wir Alten den ersten Impuls dazu geben und mit unserem Rathe Euch zur Seite stehen. Es ist, und besonders jetzt, sehr schwierig, für ein junges Mädchen ohne Vermögen zur Heirath zu kommen."

Therese warf trotzig die Oberlippe auf. „Muß denn überhaupt jedes Mädchen heirathen? Ich finde Geschmack an der Lebensweise, wie wir sie führen, und es scheint mir nicht so schrecklich, in den Stand der alten Jungfern hinüberzugehen."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust der alten Frau. Ob sie zurückdachte an die Zeit, in der auch sie einmal jung gewesen war, an die Tage, in denen auch sie, im Trotz darüber, daß die Freier ausblieben, so gesprochen hatte?

„Kind, Du weißt nicht, was Du sagst," entgegnete sie nach einer Weile, „Du hast die Erfahrungen nicht gemacht, welche hinter mir liegen, Du weißt nicht, wie manche gramvolle Stunde — doch brechen wir davon ab. Du begreifst dieses schmerzliche Sehnen nicht, weil Du nie allein gestanden hast. Heute Morgen in der Kirche mußte ich über meine Vergangenheit nachdenken. Dem Himmel sei Dank, er hat Alles zu meinem Besten geordnet und mich bis hierher gnädiglich behütet. Aber der Gedanke an Dich und Deine Zukunft —"

„Ich bitte Dich, Tante," unterbrach Therese die alte Frau, „weshalb willst Du schon jetzt Dir darüber Unruhe machen? Ich bin noch jung, kaum neunzehn Jahre alt."

„Das ist das beste Alter. Wenn die jungen Männer nicht zwischen neunzehn und einundzwanzig anbeißen, nachher fällt's schwer, sie in's Netz zu locken. Daran dachte ich heute Morgen auch, und deshalb bat ich die heilige Therese, Deine Schutzpatronin, daß sie Dir einen braven, rechtschaffenen Mann geben möge. Wie ich nun auf dem Heimwege war, redete mich ein Soldat an. Ich erkannte in ihm den Sohn des Kupferschmieds Rebe. Er erkundigte sich nach Dir, und sagte, er habe Dich im Lazareth einigemal gesehen, wenn es mir recht sei, wolle er so frei sein, Dich einmal zu besuchen. Halt, dachte ich, den schickt Dir die heilige Therese, welche Dein Gebet erhört hat, was gilt's, Du ladest ihn ein, und Therese ist für ihr ganzes Leben versorgt."

„Aber Tante —"

„Unterbrich mich nicht, ich habe nur Dein Bestes im Auge gehabt. Ich lud den jungen Herrn ein, heute Nachmittag den Kaffee bei uns zu trinken, und er versprach, zu kommen."

Therese nahm gedankenvoll eine dritte Tasse aus dem kleinen Wandschranke und setzte sie auf den Tisch, ihre Wangen glühten, in ihren Augen glänzte eine Thräne.

„Tante," sagte sie nach einer langen Pause, während sie sich der alten Frau näherte, welche sinnend vor sich hinschaute, „für die Fürsorge danke ich Dir, aber den jungen Herrn Rebe, — den —"

„Den? —" fragte die Tante erstaunt.

„Zürne mir nicht, aber ich kann ihn nicht heirathen."

Ein bedeutsames Lächeln umspielte die Lippen der alten Frau.

„Ich weiß, daß ich unrecht that, Dir mein Geheimniß bis heute zu verschweigen," fuhr das Mädchen fort, „aber noch fand ich nicht den Muth, Dir Alles zu sagen."

Die Tante sah bestürzt in das hochrothe Antlitz der Nichte. „Kind, Kind," sagte sie, „ich will nicht hoffen, daß gar der Feldwebel Lippe —"

Therese lachte hell und lustig auf. „Nein, nein, der alte Feldwebel, hat auch nicht so viel Platz in meinem Herzen gefunden." Sie zeigte auf den Nagel ihres kleinen Fingers.

Bei dieser Versicherung durfte die Tante sich beruhigen, aber sie schüttelte nichtsdestoweniger den Kopf. „So ist es ein Anderer," meinte sie.

„Errathen!" erwiderte Therese, welche inzwischen der Tante zur Seite auf einem Fußbänkchen Platz genommen hatte und jetzt treuherzig ihr in's Auge blickte. „Vor ungefähr acht Tagen bügelte ich bei der Frau Lazareth-Inspectorin. Sie hatte Besuch, eine Dame, deren Sohn sich im Lazareth befindet, saß bei ihr in derselben Stube, in welcher ich beschäftigt war. Diese Dame ließ ihren Sohn rufen, er kam, sah und — siegte. Kennst Du die Bedeutung dieser Worte? Höre also weiter," fuhr sie fort, nachdem die Tante bejaht hatte. „Die Dame empfahl sich, ich war inzwischen hinausgegangen, um in der Küche einen neuen Botzen zu holen. Als ich in das Wohnzimmer zurückkehren wollte, sah ich mich dem Sohne jener Dame plötzlich gegenüber. Seine Mutter hatte ihn beauftragt, mir zu sagen, daß ich an einem der nächsten Tage zu ihr kommen solle, er bat mich, bei dieser Gelegenheit ein Briefchen an seine Eltern mitzunehmen. Ich durfte diese Bitte nicht abschlagen, er war ein Kranker und fand vielleicht keine Gelegenheit, auf einem anderen Wege seine Wünsche an die Eltern gelangen zu lassen. Aber er wollte jenen Brief erst schreiben, deshalb mußte ich ihm versprechen, am Abend des nächsten Tages in der Waschküche auf ihn zu warten, dort wollte er mir den Brief geben. Anstatt mir diesen Brief einzuhändigen, machte er mir einen Heirathsantrag."

„Gerechter Himmel!" rief die Tante. „Welche Antwort gabst Du ihm?"

„Ich sagte Dir ja, er kam, sah und siegte, das heißt, er hatte schon bei unserer ersten Begegnung mein Herz gefangen. Aber ich bat mir Bedenkzeit aus. Er sagte, er heiße Theodor Becker, sei der einzige Sohn eines Rentners und entschlossen, entweder mich oder nie zu heirathen."

Von der Stirne der alten Frau waren die Falten geschwunden. „Der Rentner Becker ist ein reicher und geachteter Mann," sagte sie. „Du batest Dir also Bedenkzeit aus. Wann ist die abgelaufen?"

„Heute, liebe Tante. Lies diesen Brief und sage mir, ob ich ihn abschicken darf."

Die Alte setzte den Sattelreiter wieder auf die Nase und und entfaltete das Billet, welches Therese ihr überreichte.

„Warum nicht?“ erwiderte sie. „Du vergiebst Dir nichts in dem Briefe, laß ihn getrost abgehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kriegswesens in Deutschland.

(Fortsetzung.)

3.

Wir würden unseren Lesern zu nahe treten, wenn wir die Ausrüstung, Bewaffnung und Eintheilung der unter dem Deutschen Kaiser vereinigten Armee ausführlich schildern wollten, da seit Einführung des preußischen Wehrsystems wohl schon jeder Knabe im Wesentlichen über die militärischen Einrichtungen des Vaterlandes genau unterrichtet ist. Wir berühren daher nur kurz, worin sich das deutsche Heer ganz besonders von allen übrigen in Europa unterscheidet, nämlich die außerordentliche Schnelligkeit, womit Deutschlands Militärmacht vom Friedens- auf den Kriegsfuß überzugehen vermag. In 11 Tagen stellt Deutschland 1,200,000 Soldaten auf, sobald der Telegraph den Mobilisirungsbefehl durch die Gauen sendet. Die Dampfschiffe und Eisenbahnen führen von allen Richtungen die Truppen mitsammt den erforderlichen Vorräthen und Hilfsmitteln an Ort und Stelle. Zeit ist Sieg! heißt hier die Losung. Diejenige der Parteien, die zuerst mit voller Kraft auf dem Kampfplatze steht, hat schon zur Hälfte gewonnen. Es kommt hinzu die genaue Kenntniß des Kriegsschauplatzes, die schleunige Concipirung eines kunstgerechten Schlachtplanes und die strengste Discretion über die Anstalten zur Aufstellung und Ausrüstung der Armee.

Man war gewohnt, die französische Armee als ein Muster von Tapferkeit und zäher Ausdauer hinzustellen, und es konnte dies auch bisher im Allgemeinen zugegeben werden. Allein der gegenwärtige Krieg hat dafür keinen neuen Beweis geliefert. Wenn eine Nation ein Berufsheer von 600,000 Mann in's Feld schickt und diese sich so vor einer offenen Feldschlacht scheuen, wie es in diesem Kriege der Fall, wenn sich die Heerführer so ängstlich an die Festungen klammern, so ist dies ein schlimmes Zeichen für das Selbstvertrauen der Soldaten und ihrer Anführer, und man hat, ganz abgesehen von der erlittenen Niederlage, ein Recht, von einem militärischen Verfall Frankreichs zu reden. Es kommt hinzu der Mangel der Disciplin, der sich an vielen Punkten darthat, und die fortwährenden Klagen über Verrath, wie diese bei der Uebergabe von Sedan, Metz und Straßburg auftauchten.

Daß die beispiellos glänzenden Erfolge der deutschen Truppen zum guten Theile die Folge ihrer tüchtigen Bildung und Leitung sind, darüber herrscht nur Eine Stimme. Nebenher aber wolle man nicht übersehen, daß auch die klügste Leitung und die trefflichste Disciplin nicht so erstaunliche Leistungen vollbracht haben würden, wenn nicht ein tieferer Kern der ganzen Sache Geist und Leben verliehen hätte. Und dies ist Hochbegeisterung, mit welcher der deutsche Soldat in den Kampf zog.

Wir halten es für bezeichnend, was ein Correspondent der „Independance Belge“ bei Gelegenheit einer Schilderung des deutsch-französischen Krieges über die Haltung der deutschen Soldaten im Felde geurtheilt hat. Er schreibt: „In der Nähe von La Chapelle sahen wir die preußischen Truppen. Ueber die Ebene und einen waldgekrönten Hügel breiteten sich die Menschen, die Pferde, die zusammengestellten Waffen, die Bagagewagen aus: Alles, was das vielgestaltige Ding einer Armee im Felde ausmacht. Uebrigens war keine Spur von dem furchtbaren Kampfe zu bemerken, den diese Armee eben bestanden hatte. Soldaten liefen zu dem nahen Bache, um Wasser für ihre Pferde zu schöpfen; Feuer waren angezündet, auf denen schon die Suppe kochte. Ruhige Gruppen standen hier und da, und man sah, wie Soldaten ihre Uniformen bürsteten oder flickten und Knöpfe wieder ansetzten. Es ist bewundernswerth. Diese stille Sorge um Regelmäßigkeit und Reinlichkeit, dieses häusliche Wesen am Tage nach einem blutigen Drama, diese bürgerliche Ordnung nach der Entfesselung einer mörderischen Schlacht, dieses harmlose Familiendasein unmittelbar nach den gewaltigen Schlägen des Krieges, dieser schroffe Gegensatz ergriff uns tief. Das ist aber der Charakter und das Temperament der Preußen. Diese Leute sind Helden, das ist sicher; aber sie haben nicht die Einbildung und das Gefühl ihres Heldenthums. Sie sind stark und werden sehr gut geleitet. Sie sind ebenso muthig als verständig. Wohl geordnet und methodisch gegliedert, besorgen sie ihre Geschäfte mit Umsicht, nachdem sie ihr Leben mit Kaltblütigkeit in die Schanze geschlagen haben. Sie vergessen niemals ihre Mannszucht, und bis zu den Pferden scheint Alles die Regel zu kennen und zu beobachten. Ja selbst die Pferde halten Ordnung und zeigen keine unnütze Hitze. Wir sahen lange Reihen von Pferden in Freiheit, sie waren gut gerichtet und hielten regelmäßigen Abstand auf der Weide und beim Futter. Es ist offenbar, daß die Vollkommenheit des Mechanismus nicht weiter gehen kann. Die preußische Armee ist die furchtbarste Zermalmungsmaschine, die jemals bestanden hat. Sie zermalmt ruhig mit einem Räderwerk, das niemals in Unordnung kommt. Sie bewegt sich wie eine Uhr. Alle Werkzeuge der Vernichtung sind darin, und man hat selbst einen patriarchalischen Kukuk, der die Zeit zum Aufstehen, zum Essen, zum Schlafengehen und zu allen Verrichtungen des Tages ruft. Vielleicht hätten sie lieber etwas mehr Unordnung, etwas mehr malerische Gruppirung. Leonidas im Ueberrock und mit der Brille, das ist einigermaßen die preußische Armee. Die Bildhauerkunst kann wenig damit anfangen. Allein die Deutschen streben nur nach der Einheit und Größe ihres Vaterlandes, und es ist ihnen nicht daran gelegen, griechische Gruppen zu bilden. „Diese Menschen“, sagte uns ein französischer Officier, „haben eine Ruhe und eine Zuversicht, die durch nichts erschüttert wird. Man möchte sagen, sie halten sich für die Vollmachtträger der Vorsehung.“ Das Wort verdient behalten zu werden. Derselbe Officier sagte uns: „Von solchen Leuten besiegt zu werden, ist keine Demüthigung.“

Im gegenwärtigen Kriege war die Kampfweise ein eigenthümliches Gemisch von Feuer- und Stoßtaktik. Während nach dem italienischen Feldzuge im Jahre 1859 in Folge der Vortheile, welche sich die Franzosen durch ihre heftigen Angriffe mit dem Bayonnet errangen, das Augenmerk vorzugsweise auf diese Waffe fiel und fast ganz Europa die Infanterie auf Bayonnetgefechte einübte, wurde dieser Glaube 1866 durch die erstaunlichen Erfolge der Preußen mit ihrem Schnellfeuer wieder zu nichte, man vernachlässigte das Bayonnet und setzte sein ganzes Vertrauen auf Hinterlader und Chassepot. Mit diesen meinten die Franzosen Alles ausrichten zu können. Die Deutschen dagegen ließen dem Kolben und Bayonnet ihre Bedeutung und wie sie beides wechselsweise mit der Schießwaffe in Anwendung zu bringen wußten, davon konnte man in den Schlachtberichten lesen. „Wenn die deutschen Regimenter eine Zeit lang im Feuer gestanden haben, werden sie der einförmigen Knallerei überdrüssig. Plötzlich ertönt der Ruf: „Heran Jungens, druff!“ Bayonnet, Hirschfänger oder Yatagan an die Büchse und mit einem lauten Hurrah auf die Feinde. Diese staunen über die deutsche Verwegenheit, knallen den Anstürmenden noch einmal entgegen und laufen davon, um ein anderes Versteck zu finden, aus welchem hervor sie ihr Chassepotgewehr wieder in größerer Sicherheit gebrauchen können, bis sie auch hier wieder weiter gejagt werden. Wollen die Franzosen auch einmal ihr Glück mit einem Bayonnetangriff probiren, so erwarten unsere Regimenter dieselben ruhig und stehenden Fußes, geben auf 150 bis 100 Schritt ein oder zwei Salven und gehen dann ihrer-

seits mit dem Bayonnet oder Kolben drauf. Das ist so im Allgemeinen das neueste Kampfsystem der deutschen Regimenter, wie sie im gegenwärtigen Kriege beobachtet wurde.“ Welche Bedeutung die Reiterei im preußischen Heere und namentlich im deutsch-französischen Kriege hatte, das dürfte aus nachfolgender Bemerkung Napoleons erhellen, die er einem Gerücht zufolge bei Sedan gegen Bismarck gemacht haben soll mit den Worten: „Votre cavalerie formait autour de votre armée un rideau impénétrable.“ (Ihre Reiterei bildete um Ihr Heer einen undurchdringlichen Vorhang.)

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Wort gehalten!) Aus Münster wird geschrieben: Der in dem hiesigen neuen Zuchthause zur Abbüßung einer 15jährigen Strafe inhaftirte münster'sche Rinaldini, der 28-jährige Chef einer hier vor Jahren ihr Unwesen treibenden Diebsbande Namens Schawinski, hat in der vorigen Nacht sein bei seiner Verurtheilung abgegebenes Versprechen, vor Ablauf der Strafzeit durchzubrennen, eingelöst. Aus dem zweiten Stock des Hauses ist derselbe, nachdem er die eisernen Gitterstäbe seiner Zelle durchgefeilt und sich an der hohen Mauer mittelst aus Betttüchern gefertigten Riemen hinabgelassen, auch die haushohe Umfassungsmauer des Platzes überstiegen, zum Erstaunen seiner Wärter und ganz Münsters entflohen. Seine Zuchthauskleidung fand man auf einem Laternenpfahl, in der Tasche einen Zettel, worin er kurz mittheilt, daß er sich auf eine kleine Badereise begeben habe. Ganz unbegreiflich ist es, wie der rc. Schawinski bei dem Fluchtversuch hat unentdeckt bleiben können, da ganz in der Nähe derjenigen Stelle, wo er zur Erde gekommen sein muß, ein Wachtposten steht. Dieser ist denn auch bereits eingezogen und in Untersuchung; der verwegene Dieb aber ist bis jetzt spurlos verschwunden.

(Folgen einer Wette.) In der „Kronstädter Zeitung“ liest man: „Zwei Bauerssöhne aus Kirchseld in Siebenbürgen, Namens Franz und Mathias Kitterer, deren Vater eine große Bauern-Wirthschaft daselbst besitzt, hatten mit mehreren anderen Burschen um die Summe von 100 fl. gewettet, daß sie mit einem zweispännigen Steirerwagen über den sehr steilen Abhang des Riegelberges im größten Galopp hinabfahren und am Fuße desselben plötzlich stehen bleiben werden, ohne daß eines ihrer gut dressirten Pferde stürzen dürfe. Die Wette wurde angenommen, und am 9. d. M. Nachmittags hatten beide Obgenannten ihre halsbrecherische Fahrt begonnen. Als dieselben in gestrecktem Galopp zur Hälfte des Weges, wo die Straße eine Biegung hat und an deren Rande sich der 74 Fuß tiefe Riegelgraben befindet, daher gebraust kamen, stürzte der Wagen um, schlug das morsche Geländer entzwei, und Pferde und Wagen verschwanden in dem Abgrunde. Eine Stunde später wurden die Bauerssöhne sammt Pferden mit zerschmetterten Köpfen und furchtbar verstümmelten Gliedmaßen als Leichen aus dem Steingerölle und Gestrüppe hervorgezogen.“

(Unglücksfall.) Aus Thun schreibt man dem „Bund“: Letzten Sonntag hat sich beim Besteigen des Stockhorns ein schwerer Unglücksfall zugetragen. Samstag Abends um 7 Uhr machten sich die beiden in Thun in Condition stehenden Pharmaceuten Franz Vervier aus Gmünd, Mittelfranken, Königreich Bayern, und A. Schwab aus Württemberg auf den Weg, um die höchste Spitze des genannten Stockes zu erklimmen. Trotz vorher erhaltener Warnung unterließen sie es einen Führer mit sich zu nehmen. Sie mußten ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Sonntag Morgens traf in Thun telegraphisch die Kunde ein, daß Beide als Leichen aufgefunden worden seien. Diese Nachricht hat sich leider bestätigt. Beide Verunglückte befinden sich erst Anfangs der 20er Jahre.

(Ein großer Waldbrand) wird aus Nischnei-Nowgorod gemeldet: „Rings um unsere Stadt lagern Rauchwolken in Folge desselben, der sich zu beiden Seiten der Eisenbahn von Nischnei-Nowgorod fast bis Moskau hinzieht. An einigen Stellen brennt der Wald in einer Entfernung von 2 bis 3 Werst von dem Eisenbahndamm.“

(Correspondenz junger Damen.) Es ist bekannt, mit welcher Indiscretion in Amerika oft diplomatische Actenstücke von größter Wichtigkeit den profanen Augen der Welt preisgegeben werden. Was wird man aber erst dazu sagen, wenn Privat-Correspondenzen zwischen zwei jungen Damen von acht Jahren durch irgend einen Bruch der Verschwiegenheit an die Oeffentlichkeit gelangen und die Runde durch die Blätter machen? Folgendes ist die Correspondenz zweier Backfischlein, welche ihr beiderseitiges Alter zusammengezählt und richtig ausgerechnet haben, daß es 16 Jahre ausmacht! „Fräulein Minnie Smith sendet dem Fräulein Maggie Jones ihr Compliment und wünscht das Vergnügen ihrer Gesellschaft für den heutigen Abend. Erfrischungen werden um 11 Uhr gereicht.“ Darauf erfolgte die Antwort: „Fräulein Maggie Jones entsendet dem Fräulein Minnie Smith ihr Compliment, mit dem Bedauern, durch frühere Engagements verhindert zu sein, deren Einladung anzunehmen. Dieselbe erhält um 7 Uhr eine Tracht Prügel und wird um 8 Uhr ohne Abendbrod zu Bette geschickt.“

(Ein reicher Amerikaner), Harras Posler, soll an den Chef der Executive den Antrag gerichtet haben, unter folgenden Bedingungen die Tuillerien auf seine eigenen Kosten wieder herstellen zu dürfen: 1) daß einer der Flügel desselben seinen Namen trage, und 2) daß ihm Zeit seines Lebens eine nach den Gärten zu gelegene Wohnung und eine Einladung zu allen Festen und Ceremonieen garantirt werde, welche dort von allen möglicher Weise aufeinander folgenden Regierungen veranstaltet würden. Nach den Plänen, die der reiche Kauz sich von mehreren Baumeistern hat entwerfen lassen, betragen die Kosten 7,747,000 Francs.

(An der Spitze der Civilisation marschirt) jetzt ohne Zweifel die amerikanische Stadt Omaha. Dieselbe zündet ihre Gaslaternen durch einen berittenen Lampenanzünder an. Gewiß ein Fortschritt.

Charade.

Zwei Silben sind's, an Größe gleich.
Im Sinne grundverschieden;
Sie stehen gegenüber Euch
Gleichwie Gewinn und Nieten.
Die Eine streb' wo immerhin
Fährt ihr die And're durch den Sinn
Und ist mit nichts zufrieden.

Zusammen aber bilden sie
Die Bahn zu uns zu kommen;
Ja ohne sie, es könnte nie
Dein Streben etwas frommen:
Doch wenn Du sie betrittst mit Ernst
Und nimmer Dich von ihr entfernst:
Sei herzlich uns willkommen!

Δ

Auflösung des Anagramms in Nr. 96:
Ast — Ost.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 100. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er in den Augenblicken des Glücks wie der Trauer gerne an das ihm befreundete Herz sinkt, welches Lust und Leid mit ihm zu theilen bereit ist. So sank auch jetzt Therese an die Brust der alten Frau, und eine geraume Weile hielten Tante und Nichte sich umschlungen.

„Du sahest ihn seitdem nicht wieder?“ fragte die Alte endlich.

„Nein, ich kam seit jenem Tage nicht mehr in's Lazareth. Die Frau Inspectorin —“

„Ich weiß, sie hat eine andere Büglerin genommen,“ fiel die Tante ihr in's Wort. „Ich trete sie gerne der Wittwe Schmuck ab, die ja auch leben will. Aber wissen möchte ich doch, weshalb sie uns so plötzlich, und ohne Gründe dafür zu nennen, den Stuhl vor die Thür gesetzt hat.“

„Ich will Dir's sagen, Tante, ich selbst habe ihr dazu gerathen.“

„Du?“

„Ja, ich war's meiner Ehre schuldig. An jenem Abend, als ich in die Waschküche ging, um dort auf Theodor zu warten, schlich sie mir leise nach. Ich ahnte es nicht, sonst würde ich diese Begleitung mir verbeten haben. Ich muß annehmen, daß sie unsere Unterhaltung gehört hat, denn als ich die Waschküche verließ, sah ich sie plötzlich vor mir. Sie nannte mich eine zucht- und ehrvergessene Dirne und drohte, sie wolle Dir Alles entdecken und dafür sorgen, daß meine Schande bei allen Leuten bekannt werde.“

„Das war zu stark!“ rief die Tante entrüstet. „Hätte ich in jenem Augenblicke neben Dir gestanden, ich würde der Xantippe heimgeleuchtet haben, daß sie Zeit ihres Lebens daran denken sollte. Was bildet sie sich ein? Sie war noch nicht achtzehn Jahre alt, als sie bereits drei Unterofficiere am Seile führte; — — doch was kümmert's Dich! Du hast ihr doch geantwortet?“

„Gewiß,“ entgegnete Therese, der die Erinnerung an die Kränkung das Blut in die Wangen trieb.

Ein leises Pochen an der Thür brach die Unterhaltung ab. Die Tante erhob sich und ging dem Musketier entgegen.

Matthias war befangen, er hatte sich noch nie in der Gesellschaft eines jungen Mädchens befunden, und die Kunst, eine interessante Unterhaltung zu führen, durch fein angebrachte Complimente sich den Damen zu verbinden oder durch Humor und Witz zu glänzen, war ihm gänzlich fremd. Er nahm auf dem ihm angebotenen Stuhle Platz und drehte so lange verlegen seine Mütze in den Händen, bis Therese ihn von diesem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit durch die Bemerkung, sie wolle die Mütze an den Nagel hängen, befreite.

Matthias fühlte, daß es an ihm war, eine Unterhaltung anzuknüpfen, und dieses Gefühl drückte ihn so sehr, daß der helle Schweiß ihm auf die Stirn trat. Da fiel sein Blick auf die Katze, welche auf dem Schooß der Tante ruhte; das Thema war gefunden.

„Sie lieben diese Thiere?“ fragte er die Büglerin. „Meine Mutter hatte in früheren Jahren auch einmal Spaß an den Katzen, aber mein Vater machte sie nicht leiden. Er sagte immer, man solle lieber einer armen Familie das Geld geben, welches die Fütterung dieser Bestien kostete, die es Einem ja doch nicht Dank wüßten, daß man sie ernähre.“

Therese mußte ihre Lachlust gewaltsam unterdrücken. Sie bemerkte, daß die Stirn der Tante bereits Falten zeigte, und versuchte deshalb, die Unterhaltung auf ein anderes Feld zu lenken. „Wenn ich nicht irre, sah ich Sie vor acht Tagen im Lazareth,“ wandte sie sich zu dem Musketier, den der Glaube, etwas Geistreiches gesagt zu haben, ganz glücklich machte. „Sie begegneten mir auf dem Corridor des Herrn Inspectors.“

„Ganz recht,“ erwiderte Matthias, „ich erinnere mich dieser Begegnung.“

„Sie waren krank?“ fragte die Tante theilnehmend.

Der Musketier zuckte lächelnd die Achseln. „Je nun,“ meinte er, „krank gerade nicht, ich litt an einem Zahngeschwür. Ich hätte mich gerne noch einige Tage im Lazareth gepflegt, aber der Stabsarzt entließ mich vorgestern.“

Therese hatte den Kaffee eingeschenkt, sie rückte Stühle an den Tisch und forderte den jungen Mann auf, sich zu setzen. „Dient der Musketier Theodor Becker bei derselben Compagnie, bei welcher Sie stehen?“ fragte Therese nach einer Weile.

Matthias sah ob dieser unerwarteten Frage dem erröthenden Mädchen ins Antlitz. „Allerdings, augenblicklich befindet er sich im Lazareth.“

„Ich weiß es,“ fuhr Therese ruhig fort. „Würden Sie vielleicht die Güte haben, ein Briefchen an ihn zu besorgen?“

Das Erstaunen des Musketiers wuchs, es grenzte bereits an Bestürzung. Der Gedanke, daß Theodor ihm zuvorgekommen war, tauchte mit Blitzesschnelle in seiner Seele auf. Aber nein, der Freund würde es ihm ja gesagt haben. Daß Theodor durch die Mittheilungen seines Freundes aufmerksam geworden war, daß er hinter dem Rücken seines Jugendgespielen dem Mädchen sich genähert hatte, ahnte Matthias nicht.

„Ein Briefchen?“ fragte er. „Darf ich wissen, was es enthält?“

Um die Lippen Therese's zuckte ein vielsagendes Lächeln, sie hatte diese Frage erwartet. „Man muß nie ein Briefgeheimniß zu entschleiern suchen,“ sagte sie, „in der Regel findet man dabei nur Aerger. Wollen Sie mir den Gefallen erzeigen? Er muß aber noch heute an seine Adresse befördert werden.“

Matthias steckte gedankenvoll den Brief in die Tasche und versprach, denselben noch im Laufe des Nachmittags abzugeben.

Therese hatte eben ihren Dank für die freundliche Bereitwilligkeit des jungen Mannes abgestattet, als sehr vernehmlich angepocht wurde. In der nächsten Secunde trat der Feldwebel Lippe in die Stube. Das Antlitz des gestrengen Herrn zog sich, als sein Blick auf den Musketier fiel, um ein Bedeutendes in die Länge. „Na, was thut Er hier?“ fuhr er den bestürzten Untergebenen an. „Er brächte besser die Sonntagnachmittage im elterlichen Hause zu.“

Der Musketier war, der Dienstvorschrift gemäß, aufgestanden. Lippe ließ ihn stehen. So lange er nicht die Erlaubniß dazu gab, durfte Matthias nicht wieder Platz nehmen.

Therese war über das Benehmen des Feldwebels entrüstet. „Ich bitte Sie, Herr Rebe, nehmen Sie Platz,“ sagte sie, „der Herr Feldwebel hat wahrscheinlich übersehen, Sie dazu aufzufordern.“

„Na, am besten thäte Er, wenn Er sich verfügte!“ brummte der Feldwebel. „Der schuldige Respect vor dem Vorgesetzten sollte Ihm das schon sagen.“

„Herr Rebe ist von meiner Tante eingeladen,“ erwiderte Therese. „Er ist unser Gast, Sie sind ungeladen gekommen, ich glaube, diese Bemerkung genügt, Sie einsehen zu lassen, wer von Ihnen das größere Recht hat, hier zu bleiben.“

„Na, meinetwegen!“ versetzte der Feldwebel, indem er den Musketier mit einem Seitenblick beehrte, der nichts weniger als Wohlwollen verrieth. „Mir kann's einerlei sein, aber beim heiligen Georg, säße ich in einer Stube und ein Officier träte ein, ich würde mich sofort respectvoll entfernen.“

Trotz dieser wiederholten, indirecten Aufforderung, das Zimmer zu verlassen, setzte Matthias sich wieder hin. Die Gnade des Feldwebels schätzte er nicht so sehr, daß er ihr das Vergnügen, in die dunklen Augen Therese's schauen zu dürfen, geopfert hätte.

Die Tante holte eine vierte Tasse und ließ die Bemerkung fallen, die beiden Herren würden sich wohl verstehen, man müsse außer Dienst vernünftig sein, im Dienst sei der Soldat ja genug geplagt. Dem Feldwebel schien diese Ansicht nicht einzuleuchten. Er schüttelte den Kopf und ließ seinen Blick prüfend und durchbohrend auf dem Anzuge des Musketiers ruhen.

„Er hat wieder Seine eigne Halsbinde umgeschnallt,“ hob er an, „und doch weiß Er, daß der Hauptmann das Tragen eigener Bekleidungsgegenstände streng verboten hat. Nehme Er sich in Acht, wenn der Hauptmann Ihn sieht, kann Er wieder zum Vater Kneip spazieren. Wie die Knöpfe an Seiner Uniform aussehen! Hat Er sie heute Mittag, bevor Er die Caserne verließ, geputzt?“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

„Na, dann ist Er eine Schmutzfinke, beim heiligen Georg, nehme Er's mir nicht übel!“

„Ich wünsche sehr, daß dieses Thema abgebrochen wird,“ sagte Therese.

Der Feldwebel verbeugte sich. „Wie Sie befehlen, mein Fräulein! Ich wollte den Musketier nur darauf aufmerksam machen, daß er Gefahr läuft, in Arrest geschickt zu werden, wenn er in diesem Anzuge dem Hauptmanne begegnet.“

Ueberhaupt möchte ich Sie im Interesse Ihrer Untergebenen bitten, das Rauhe nicht so sehr herauszukehren,“ fuhr Therese fort. „Mit Milde und Nachsicht werden Sie Ihren Zweck eher erreichen, als wenn —“

„Um Vergebung, mein Fräulein, Milde und Nachsicht vertragen sich nicht mit meiner Stellung,“ fiel der Feldwebel ihr in's Wort. „Trotzdem würde ich mich befleißen, diese Tugenden zu üben, wenn Sie, Fräulein Therese, meine Lehrmeisterin sein wollten.“

Matthias war betroffen, die Worte des Feldwebels klangen ihm wie eine Brautwerbung im besten Sinne des Worts.

„Ich muß zu meinem Bedauern auf dieses Amt verzichten,“ erwiderte Therese, während ein schalkhaftes Lächeln ihre feinen Lippen umspielte, „mein Bräutigam würde wahrscheinlich nicht zugeben —“

„Wie, mein Fräulein, Sie sind verlobt?“ unterbrach der Feldwebel sie. „Und das erfahre ich erst heute?“ Er war von seinem Sitze aufgesprungen. In seinem erdfahlen Antlitze spiegelten sich Bestürzung und Haß, während die stechenden Augen unstät durch das Zimmer schweiften, als suchten sie einen Gegenstand, an welchem der auflodernde Haß sich austoben konnte.

Matthias war auf dieses Geständniß, welches nichtsdestoweniger ihn beruhigte, gefaßt, er ahnte es schon in dem Augenblicke, in welchem Therese ihm das Billet für Theodor übergab.

„Wenn ich erst heute Ihnen diese Anzeige mache, so liegt der Grund darin, daß ich erst heute mich verlobt habe,“ versetzte das Mädchen ruhig. „Ich finde in diesem Geständnisse nichts, was Ihr Erstaunen rechtfertigen könnte. Oder haben Sie vielleicht geglaubt, ich würde in die Fußstapfen der lieben, alten Tante treten und zeitlebens ledig bleiben?“

Der Feldwebel biß auf die Lippen. Er hatte, ohne es zu wollen und dazu in Gegenwart eines Untergebenen, sich eine empfindliche Blöße gegeben. „Sie glauben, ich sei über diese Nachricht sehr erstaunt?“ erwiderte er, indem er wieder Platz nahm. „Je nun, beim heiligen Georg, wenn man an einer jungen Dame Interesse nimmt, so —“

„Ich danke für das Compliment,“ sagte Therese mit einer schalkhaften Verbeugung. „Aber nicht wahr, Sie sehen jetzt ein, daß es mir unmöglich wäre, Sie in die Schule zu nehmen? Abgesehen hiervon, befürchte ich auch, daß Sie mir nicht Ordre pariren würden!“

Die Augen des Feldwebels hatten endlich den Gegenstand, welchen sie suchten, gefunden, und zwar in der Person des Musketiers, welcher schweigend und so stier in die leere Kaffeetasse blickte, als wolle er in den Linien des Kaffeesatzes seine Zukunft ergründen.

„Er thut gut, wenn Er in die Caserne geht und das Futter seiner Montirung flickt,“ herrschte der gestrenge Herr den ob dieser plötzlichen Anrede bestürzt auffahrenden Musketier an. „Morgen früh wird der Hauptmann in allen Stuben große Parade abhalten, und wehe Dem, in dessen Stiefel ein Nagel fehlt! Hat Er verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

Die alte Tante schüttelte den Kopf, Therese lächelte still vor sich hin — Matthias traf noch immer keine Anstalten, das Zimmer zu verlassen.

„Wenn Er ein reines Gewissen hat und überzeugt ist, daß Seine Sachen sämmtlich sich in vorschriftsmäßigem Zustande befinden, dann allerdings kann Er meine Warnung in den Wind schlagen!“ fuhr der Feldwebel nach einer kurzen Pause fort. „Aber ich rathe Ihm, noch einmal nachzusehen, der Herr Hauptmann läßt nichts durchgehen.“

Matthias hielt es jetzt für das Beste, sich zu entfernen

Therese begleitete ihn bis zur Treppe. „Ich bedauere, daß dieser Mensch Ihnen den Nachmittag verdorben hat," sagte sie beim Abschiede zu ihm, „aber verlassen Sie sich darauf, ich will ihm die Hölle so heiß machen, daß er das Wiederkommen vergessen wird. Und nicht wahr, Sie besuchen uns recht bald wieder? Mein Bräutigam ist Ihr bester Freund, er wird es gerne sehen, wenn Sie recht oft zu mir kommen."

Matthias sah dem Mädchen, welches nach diesen Worten in die Stube zurückging, eine geraume Weile nach, oder richtiger gesagt, er blickte auf die Thüre, hinter welcher Therese verschwunden war, dann stieg er tief aufseufzend die Treppe hinunter. Als er vor dem Hause auf der Straße stand, tauchte ein Zweifel in seiner Seele auf, ein Zweifel darüber, ob er das Billet abgeben solle. Aber zur Ehre des jungen Mannes sei es bemerkt, dieser Zweifel währte nur wenige Secunden, das Rechtlichkeitsgefühl behielt in dem kurzen Kampfe den Sieg.

Mit blutendem Herzen trat Matthias den Weg zum Lazareth an; — noch nie war ihm ein Gang so schwer geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kriegswesens in Deutschland.

(Schluß.)

Betreffs der tödtlichen Wirkung der Schießwaffen ist übrigens der positive Gesammterfolg gegenüber der aufgebotenen Kunst eine auffallend geringe. Man hat berechnet, daß, um einen Mann in der Schlacht zu tödten, es eines Gewichtes an Blei bedürfe, das dem Gewichte des Mannes gleichkomme. Nach der französischen medicinischen Zeitschrift ist diese Annahme z. B. durch die Schlacht bei Solferino bestätigt, in welcher die Oesterreicher 8,400,000 Gewehrschüsse abfeuerten, allein nicht mehr als 2000 Franzosen und Piemontesen tödteten und nur 10,000 verwundeten. Es kam also ein getroffener Soldat auf 700 Schüsse und erst auf 4200 Schüsse ein Todter. Da nun eine Kugel wenigstens eine Unze (2 Loth) schwer ist, so muß man annehmen, daß durchschnittlich 272 Pfund Blei nothwendig sind, um einen Mann zu tödten.

Man sollte meinen, die außerordentlichen Vervollkommnungen, welche die Neuzeit in der Construction der Schießwaffen angebracht hat, müßten auch im Ganzen ein ungleich stärkeres Resultat gegen früher erzielen, und in der That lassen die hohen Ziffern der Verlustlisten im gegenwärtigen Kriege diesen Schluß richtig erscheinen. Allein dennoch ist es statistisch erweislich, daß die Verluste von heute nicht die der früheren Kriege übersteigen. Werfen wir z. B. einen Blick auf den siebenjährigen Krieg: In dem blutigen Kampfe bei Prag (6. Mai 1757) verlor Friedrich der Große von einer Truppenmasse von 64,000 Mann nicht weniger als 16,000 (Todte und Verwundete), also mehr als den vierten Mann. Noch beträchtlicher waren die Verluste in den unglücklichen Schlachten bei Kunersdorf und Kollin. Bei Leuthen fielen von 32,000 Mann Preußen 5000, in der Schlacht bei Torgau bemaß sich der Verlust auf 5510 Mann bei einer Heeresmacht von 44,000, also fast der neunte Mann; in dem furchtbaren Gemetzel bei Zorndorf, wo die preußische Armee nur 32,000 Mann stark war, auf 11,000 Mann, also mehr als der dritte Mann. Nicht besser ergiebt sich das Verhältniß in den Freiheitskriegen. In der Schlacht bei Leipzig kämpften gegen Napoleon 300,000 Verbündete (darunter 56,000 Mann Reiterei) mit 1384 Geschützen, während der Feind 171,000 Mann (wovon 24,000 Reiter) mit 700 Geschützen zur Verfügung hatte. Bereits am ersten Tage (16. October) ging über die Hälfte der Mannschaft verloren und fast alle Geschütze wurden unbrauchbar geschossen. Das 7. schlesische Landwehrregiment z. B., 1800 Mann stark, wurde dabei bis auf 160 Mann aufgerieben. In dem blutigen Kampfe bei Möckern büßte am nämlichen Tage das aus 21,429 Mann bestehende York'sche Corps, obschon es den Sieg davon trug, doch 172 Officiere und 5508 schwerverwundete Soldaten ein. In den drei darauffolgenden Tagen, während der eigentlichen Leipziger Völkerschlacht, fielen nicht weniger als 85,000 Mann. Die Franzosen hatten 15,000 Todte und eben so viel Verwundete und mußten noch außerdem in den Lazarethen von Leipzig 23,000 Mann, darunter 3000 Officiere und 27 Generale zurücklassen. Bei den Verbündeten schwand die Streitkraft nicht minder. Sie verloren 1761 Officiere und 45,775 Unterofficiere und Gemeine.

Diese Beispiele mögen genügen, um unsere Behauptung zu beweisen.

Wenn aber die Kriege der Neuzeit relativ unblutiger sind als die früherer Perioden, so wird man zum Theil die stattgehabte Besserung in dieser Beziehung nicht mit Unrecht der unablässigen Vervollkommung des trefflich organisirten Militärsanitätswesens zuzuschreiben haben. Auch nach dieser Richtung hin dürften die preußischen resp. norddeutschen Institutionen gegenwärtig den ersten Platz behaupten, und daher eine kurze Skizzirung derselben hier wohl am Platze sein. Die sanitätlichen Einrichtungen der oben erwähnten Armee bestehen zuerst in je drei Sanitätsdetachements, die jedem Armeecorps beigegeben sind. An der Spitze eines jeden steht ein Oberstabsarzt, welchem eine Anzahl Aerzte, ein Apotheker, 124 Krankenträger 2c. beigegeben sind. Die Führung des Detachements, das mit Wagen und allen Lazareth-Utensilien versehen ist, liegt einem Rittmeister nebst zwei Officieren ob. Die Detachements sind in zwei Sectionen eingetheilt, damit sie nöthigen Falles getrennt operiren können. Ihre Aufgabe besteht darin, dem Heerkörper auf allen seinen Wegen zu folgen und im Feuer die Verwundeten zusammenzutragen, denen dann auf einer, zum Verbandplatz geeigneten Stelle oder in schnell aufgeschlagenen Zelten der erste Verband angelegt wird. Aus diesem provisorischen oder Feldlazareth werden dann die Verwundeten sofort nach Beendigung der Schlacht in die schweren Feldlazarethe übergeführt, denn die Sanitätsdetachements müssen am nächsten Morgen so gut marschfähig sein, wie die Combattanten selbst. Die schweren Feldlazarethe, denen Hilfsmittel aller Art in weitreichendem Maße zur Verfügung stehen, etabliren sich in Spitälern, öffentlichen Gebäuden, und, wenn nöthig, in Privathäusern der am Nächsten liegenden oder sonst zu diesem Zwecke geeigneten Ortschaften. Hier werden die nöthigen Amputationen und überhaupt die meisten Operationen vorgenommen. Nach Befriedigung der dringendsten Anforderungen muß das Feldlazareth sein Augenmerk auf schleunigste Entleerung — Evacuirung — in die rückwärts gelegenen großen Städte, beziehentlich die Heimath der Betreffenden richten. Zuerst werden die transportabelen Leichtverwundeten fortgeschafft, und nach Verlauf von etwa vier Wochen sind in der Regel auch alle Schwerverwundete ohne Gefahr für ihre Gesundheit transportfähig. Die Aufsicht über die Feldlazarethe fällt dem Generalarzt zu, dem nach je zehn Tagen ein Rapport über den Präsenzstand, die Heilungserfolge bei den Verwundeten 2c. einzureichen ist. Die Verpflegung besorgt die Intendantur und im gegenwärtigen Kriege zum großen Theil die Privatwohlthätigkeit. Hätten aber die Militärärzte nur für die Verwundeten zu sorgen, ihre Aufgabe wäre leicht zu nennen, trotz aller Anstrengungen. Allein schlimmer als das Blei wüthen Krankheiten unter der Armee, die im Kriege leider nur zu oft einen seuchenartigen Charakter annehmen. Bei längerer Kriegsdauer fallen ihnen eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Menschen zum Opfer, dergestalt, daß auf einen, durch die Waffe getödteten Krieger, drei, fünf, in einzelnen Fällen sogar zehn an Krankheiten gestorbene kommen. Im österreichischen

Feldzuge z. B. büßte die preußische Armee 4450 Mann an erhaltenen Wunden, 6427 Mann aber an Typhus und Cholera ein. Von ungeheuerem Einfluß auf den Gesundheitszustand der Armee sind dabei die Gemüthsbewegungen der Soldaten, so daß eine siegreiche Armee immer relativ weniger Kranke aufweisen wird, als eine geschlagene. Wir sehen dies neuerdings an unseren braven Truppen vor Metz, denen in der Meinung, daß ihre übermenschlichen Anstrengungen, weil gar so lange dauernd, erfolglos sein könnten, die gute Laune schließlich verloren ging und die mit aus diesem Grunde massenhaft erkrankten. Einen weiteren Beleg für obige Anschauung liefert der Krimkrieg, während welchem Frankreich von 300,000 Mann 95,615, darunter 75,000 an Cholera ꝛc. verlor, während die Russen gar 550,000 Mann durch Krankheit, 30,000 aber nur durch's Schwert einbüßten. Den Erkrankungen würde eine wasserdichte wollene Decke, wie sie der amerikanische Soldat trägt, wesentlich vorbeugen, insofern als sich mit ihrer Hülfe im Bivouac auf durchweichtem Boden wenigstens ein trockenes Lager herstellen läßt. Eben so sollten Zelte und warme Unterkleider für die Mannschaften in jeder Armee etatsmäßig sein, besonders wenn dieselbe, wie die deutsche, die Söhne des ganzen Volkes in sich vereinigt.

Mannichfaltiges.

(Neue Concurrenz.) In S., einem Orte im Taunus, sollte die Schafhut auf's Neue vergeben werden. Der seitherige Schäfer verlangte 500 fl. für die Weiterversehung des Dienstes. Der anwesende Lehrer, dessen Besoldung diese Höhe nicht erreicht, erbot sich, es für 400 fl. zu übernehmen. Da aber die Väter der Gemeinde fürchteten, die Constitution des Lehrers möge den Einflüssen der Witterung nicht trotzen und ihre Schafherde könnte zuweilen ohne Aufsicht sein, so übertrugen sie die Huth dem alten Hirten wieder. So unterrichtet und erzieht nun der Lehrer die Kinder für 350 fl. und der Schäfer hütet für 400 fl. die lieben Schäflein des Dorfes. — In K. war die Stelle eines Nachtwächters vacant geworden. Der dortige Lehrer, welcher mit seiner geringen Besoldung unmöglich auskommen konnte, ließ verlauten, er habe Lust, den Nachtwächterdienst noch zu übernehmen, um seine finanzielle Lage etwas zu verbessern. Dessen schämte sich jedoch der Gemeinde-Vorstand und gab dem im Dienste braven Lehrer eine Gehaltszulage. Die beiden angeführten Fälle sind Thatsachen, die in hiesiger Gegend sich ereigneten.

(Pulver-Explosion.) In Elbingerode im Harz ist am 21. August ein Gebäude der zwischen diesem Ort und Rübeland liegenden Pulverfabrik, dasjenige, in welchem sich die Stampfwerke befinden, in die Luft geflogen. Von den vielen Arbeitern waren im Augenblick der Katastrophe drei in dem betreffenden Gebäude anwesend, einer fand auf der Stelle seinen Tod, die beiden anderen liegen schrecklich verbrannt und verstümmelt. Nur einem, der sich im Ausgange befand, gelang es, der Gefahr zu entrinnen.

Vom Büchertisch.

8. Vor uns liegt der unlängst erschienene 28. und 29. Jahresbericht der Pollichia des naturwissenschaftlichen Vereins der Rheinpfalz. Dürkheim 1871. Waren wir bisher gewohnt, stets etwas Tüchtiges zu erwarten, so ist diesmal unsere Erwartung weit übertroffen, denn der vorliegende Doppelbericht ist weitaus der reichste von allen seit dem Bestehen des Vereines erschienenen. An die Geschichte des Vereines, welche eine eingehende Darstellung der seit über zwei Jahren eingeführten Wanderversammlungen und einen Beweis von der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung giebt, schließt sich ein Anhang von fünf Abhandlungen: 1) Ueber Individualität im Thierreich von Prof. Dr. Pagenstecher in Heidelberg; 2) Mittheilungen über einige der interessanteren Insekten unserer Gegenden von Dr. Ludwig Glaser in Worms; 3) Ueber die Bedeutung des Waldes im Haushalte der Natur, von kgl. Forstgehilfen Ney; 4) der Rhein vor und nach seiner Regulirung auf der Strecke von der französisch-bayerischen Grenze bis Germersheim von H. Grebenau, kgl. bayer. Bauinspector in Germersheim; 5) Der Meteorit in Krähenberg von Dr. G. Neumayer. Sämmtliche Abhandlungen sind höchst interessant und belehrend, die Palme aber müssen wir den Herren Ney und Grebenau zuerkennen. Ersterer stellte in seinem auf der Versammlung zu Neustadt gehaltenen Vortrage über die Bedeutung des Waldes, den man einen volksthümlichen Auszug aus seinem größeren, fast zu sagen klassischen Werke nennen kann, diesen wichtigen Theil des Volkshaushaltes in das rechte Licht und bewies unwidersprechlich, wie selbstmörderisch diejenigen handeln, die um eines Haufens Streuwerks willen an der Zerstörung der Waldungen arbeiten und dadurch zu Verräther an der eigenen Nachkommenschaft werden. Es würde zu weit führen, wollte man die Hauptpunkte der meisterhaften, eben so sehr den Gelehrten wie den Menschenfreund kennzeichnenden Rede auch nur andeuten; aber den Wunsch können wir nicht unterdrücken, Hr. Ney möge sein Werk in volksthümlicher Sprache bearbeiten und dadurch dem Bürger- und Bauernstande zugänglich machen, um endlich die Streuwerkfrage auch für diesen endgiltig zu lösen. Er wird dadurch zugleich Gelegenheit haben, die Wichtigkeit der künstlichen Düngerarten hervorzuheben und ein gegen dieselben bei den kleinen Landwirthen noch immer bestehendes Vorurtheil zu bekämpfen.

Von gleich hohem Interesse ist die Abhandlung des Hrn. Bauinspectors Grebenau. Nicht blos für den Fachmann, sondern für den Gebildeten überhaupt hat derselbe hier eine Arbeit geliefert, die eben so belehrend als unterhaltend ist. Man sollte kaum glauben, daß man einem anscheinend nur für den Gelehrten zugänglichen Gegenstand eine solche Menge interessanter Beobachtungen abgewinnen könnte. Die Abhandlung gewinnt durch den ihr beigegebenen Plan des corrigirten Rheines von Lauterburg bis Germersheim, ein wahres Meisterstück in Zeichnung und Ausführung, sowie durch eine zweite Kupfertafel, erhöhtes Interesse. (Nebenbei sei bemerkt, daß Hr. Grebenau während des letzten Krieges die Arbeiten zur Ableitung der Ill in den Rhein oberhalb Straßburg zu leiten hatte.

Auch die Abhandlung des Hrn. Dr. Neumayer über den Meteoriten von Krähenberg, mit verschiedenen Abbildungen, wird man mit großem Interesse lesen.

An die Abhandlungen schließen sich einige Höhenbestimmungen in der Pfalz von Dr. G. Neumayer, sowie die Tabellen der meteorologischen Station zu Dürkheim an, beides wichtig für jeden gebildeten Pfälzer.

Seit der Neugestaltung des Vereins haben neben den Hauptversammlungen sechs Wanderversammlungen stattgefunden und zwar zum großen Vortheil der betreffenden Städte, dagegen mit eben so großer Aufopferung der Männer, die als Leiter an der Spitze stehen und denen die pfälzischen Verehrer der Naturwissenschaft zu um so größerem Danke verpflichtet sind. Neben dem ersten Vorstand, unserem berühmten Dr. Neumayer, ist es der Stellvertreter desselben, Hr. Subrector Spannagel in Dürkheim, der sich um den Verein die größten Verdienste erwirbt.

Möge der Verein, die Schöpfung des edlen Dr. Karl Heinrich Schultz-Bipontinus, immer herrlicher erblühen in der Sonne Neudeutschlands. Die nächste voraussichtlich interessante Hauptversammlung wird am 16. Sept. nächsthin zu Dürkheim stattfinden.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 101. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

17. Capitel.

Dichter und Friseur.

An demselben Nachmittage, an welchem Matthias zum ersten und letzten Male seine Füße unter den Tisch der Jungfer Pieper streckte, empfing Theodor zu seiner nicht geringen Freude den Besuch Löffel's. Er hatte sich, so oft ein Kamerad von seiner Compagnie in's Lazareth kam, stets nach seinem poetischen Freunde erkundigt und immer die Antwort erhalten, Löffel gedenke seinen Abschied zu nehmen.

Die erste Frage, welche Theodor an den poetischen Unterofficier richtete, betraf dieses Gerücht.

Löffel schüttelte wehmüthig das Haupt und erwiderte, daß dasselbe leider auf Wahrheit beruhe.

„Leider?" fragte Theodor, über den sonderbaren Ton, welchen Löffel anschlug, betroffen. „Es ist doch Deinem freien Willen anheimgegeben, ob Du bleiben oder abgehen willst."

„Ja, was man so freien Willen nennt!" versetzte der Unterofficier, der inzwischen am Bette seines Freundes Platz genommen hatte. „Ich weiß nicht, ob Dein Vater Dir mitgetheilt hat, daß er mir ein kleines Capital vorstrecken will, unter der Bedingung —"

„Unter der Bedingung, daß Du Dich als Friseur etabliren sollst?" fiel Theodor ihm in's Wort. „Allerdings, und ich bin überzeugt, daß er Wort halten wird."

„Na, ich zweifle nicht daran," fuhr Löffel fort. „Er ist auch Einer von Denen, welche die Geistesthätigkeit des Menschen für verlorene Arbeit halten und ein gutes Werk zu thun glauben, wenn sie den aufwärts strebenden Geist gewaltsam in die prosaische Region des alltäglichen Treibens zurückdrängen. Der Mensch ist zum Leiden geboren, mein Freund, den Einen drückt's hier, den Anderen dort, Niemand kann behaupten, so glücklich zu sein, daß ihm nichts zu wünschen bliebe. Ich habe ein Gedicht gemacht, Theodor, ein Gedicht, welches diesen Gedanken in vierundzwanzig sechzehnzeiligen Strophen behandelt, es wäre würdig, in die Werke Göthe's und Schiller's aufgenommen zu werden."

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, nur jetzt nicht!" sagte Theodor, mit einem ängstlichen Seitenblick auf die Hand des Unterofficiers, welche bereits in die Rocktasche fuhr. „Du siehst ja, wir sind nicht allein, vielleicht findet ein andermal sich Gelegenheit."

„Nun, wie Du willst," fuhr Löffel, die Hand zurückziehend, fort, „ich hätte Dir's gerne vorgelesen, um Dein Urtheil zu hören. Vielleicht finden wir später einen ruhigen Augenblick; ich muß gestehen, Theodor, wenn ich einmal Friseur bin, das fühle ich, dann ist's mit der Poesie zu Ende."

„Du bist also entschlossen?" fragte Theodor.

Der unglückliche Dichter seufzte tief auf. „Natürlich bin ich's, was blieb mir übrig? Als Dein Vater mir das Anerbieten machte, bat ich mir Bedenkzeit aus, und schon war ich entschlossen, lieber den Musen bei Commißbrod und Erbsen treu zu bleiben, als in der Scheerstube eines Friseurs bei nüchterner Prosa Braten und junge Gemüse zu essen, als der Teufel eines Morgens den Hauptmann in meine Stube führte. Nun weißt Du, ich habe immer Pech gehabt, es muß wohl jedem Dichter ankleben, daß er sich über das Niveau des Alltäglichen nur für kurze Augenblicke erheben darf, daß er immer und immer wieder in das Chaos des Gewöhnlichen hinabgezogen wird. Der Hauptmann hielt Lumpenparade ab. Ich denke, der Schlag rührt mich; seitdem ich die Corporalschaft führe, ist dem Hauptmann noch nie eingefallen, meine Stube zu revidiren; und der Gefreite Herz, Du weißt es ja, denkt niemals daran, das Futter in seiner Hose zu flicken, meine Warnungen schlug er immer in den Wind. So weit ging Alles gut, bis der Hauptmann an den Schrank des Gefreiten trat. Herz stand gleich einer Bildsäule vor dem Gestrengen, der zuerst die Waffen revidirte und dann zu den Bekleidungsstücken überging. Richtig, wie der Herz die Hose umdrehte, da, ich hätte in die Erde sinken mögen, kam ein Futter zum Vorschein, in welchem sieben Katzen keine Maus hätten fangen können. Der Hauptmann lobte und fluchte, der Feldwebel lächelte, — Du kennst ja das das Lächeln des Feldwebels. Herz erhielt drei Tage Arrest, ich sollte ihn auf achtundvierzig Stunden begleiten. Da faßte ich mir denn ein Herz und ging vor der Parade zum Hauptmann, um ihm zu sagen, daß ich noch nie bestraft worden sei und daß ich mit Ehren abzugehen wünsche, er möge mir die Schande nicht anthun und die Strafe gnädiglich streichen. Der gestrenge Herr befand sich bei guter Laune. Er schalt meine Nachlässigkeit und meinte, ich sei — doch erlasse mir, diese Schimpfworte zu wiederholen, es würde mir Schamröthe in die Wangen treiben. Das Ende vom Liede war, daß er mir den Arrest erließ und ich um meinen Abschied einkam."

„Also in optima forma gezwungen?" fragte Theodor.

„Wenn man so will, ja, und, im Grunde genommen, ist es mir lieb, daß das Schicksal mich gewaltsam auf die neue Bahn geschleudert; was daraus entstehen mag, ihm allein bürde ich die Verantwortung auf."

„Wann gedenkst Du die Uniform abzulegen?"

„Wann?" fuhr Löffel traurig fort. „Sieh' ich habe nie viel auf den bunten Rock gehalten und noch weniger auf den Parademarsch und den theoretischen Unterricht, aber wenn ich so im Manöver manchmal auf Vorposten oder als Führer einer Patrouille am Saume eines Gehölzes stand, allein, ganz allein, über mir der blaue Himmel, rings um mich Felder, Wiesen und Wälder, ich sage, wenn ich so dastand, das geladene Gewehr im Arm, den Säbel an der Seite, dann war ich stolz auf meinen Stand und mit einer gewissen Genugthuung konnte ich auf die Krämerseelen herabblicken, die um uns herumschleichen und nicht wissen, ob sie uns als ihnen ebenbürtige Menschen oder als ein nothwendiges Uebel

betrachten sollen. Da dachte ich denn oft, jetzt müßte es einmal losgehen! Die Feinde rücken an, piff, paff, knallen die Gewehre, die Hörner schmettern, die Trommeln wirbeln, die Kanonen blitzen und donnern, und die schwere Cavalerie rasselt daher wie ein Gewitter. Ich aber liege hinter einem Busche, das Gewehr im Anschlag, und dichte meine schönsten Vaterlandslieder, derweil ich hie und da einen General oder einen Obersten niederschieße. O Theodor, es ist eine herrliche Gabe, dichten zu können, wenn sie nur nicht so vieles Pech und Ungemach im Gefolge hätte! Da habe ich meinen Abschied geschrieben, das heißt, ich habe ein Gedicht gemacht von vierzehn achtzeiligen Strophen, in welchem ich von all' meinen Waffen und Montirungsstücken Abschied nehme, das mußt Du hören, ich glaube nicht, daß die deutsche Literatur ein ähnlich Meisterwerk aufzuweisen hat! Du kennst doch die Gaselen des unsterblichen Platen?"

„Ich bitte Dich," wehrte Theodor ab, der zu seinem Schrecken bemerkte, daß die Hand des Dichters abermals in die Rocktasche fuhr.

„Nein, ich will's Dir auch nicht vorlesen," fuhr Löffel fort. „Es ist ein Gedicht, welches man still für sich lesen und dabei nachdenken muß, um seine Schönheiten recht zu empfinden. Ich wollte Dir nur sagen, daß ich in diesem Gedicht die Gaselenform zum ersten Male in ganz künstlerischer Verschlingung angewendet habe. Nur eine Strophe sollst Du hören, den Abschied von meinem Brodbeutel, es ist die zwölfte Strophe; — gieb Acht!

Was siehst Du mich so traurig an,
Brodbeutel, lebe wohl!
Auch ich sah oft Dich traurig an,
Brodbeutel, lebe wohl!
Wie ließ es oft sich traurig an,
Brodbeutel, war die Flasche leer,
Jetzt seh'n Dich And're traurig an,
Brodbeutel, aber ich nicht mehr!"

Löffel hielt inne und warf einen forschenden Blick auf das Antlitz seines Freundes, der seine Lachlust gewaltsam unterdrücken mußte. „Findest Du das nicht tief poetisch und künstlerisch?" fragte er endlich.

„Ich kann mir denken, daß Dir die Durchführung dieser Reimverschlingung manchen Schweißtropfen gekostet hat," erwiderte Theodor.

„Und ob!" bekräftigte der Dichter, indem er das Buch wieder in die Tasche schob. „Aber dieses Gedicht wird mir eine theuere Erinnerung an meine Dienstzeit sein."

„Du hast mir auf meine Frage noch nicht geantwortet. Wann gedenkst Du die Uniform an den Nagel zu hängen?"

„Nach Fastnacht. Dein Vater hat bereits ein Häuschen für mich gemiethet, die Seifen und Oele, die Perrücken und Gott weiß, welch' andere Geschichten sind schon bestellt."

„Und was sagt Deine Braut zu dem Vorhaben?"

Der poetische Unterofficier zuckte die Achseln. „Die Frauen schwärmen stets für das Reale; ein kleines Geschäft, welches täglich baares Geld einbringt, geht ihnen über Ruhm und Ehre. Lisette denkt mit Entzücken an den Augenblick, in welchem sie vor dem eigenen Kochtopfe stehen wird. So oft ich sie besuche, muß ich ihre prosaischen Hoffnungen und Wünsche anhören, und das, guter Freund, ist nicht geeignet, mich zu poetischem Aufschwung zu begeistern. Bald zeigt sie mir, wie sie mit den Herren liebäugeln wolle, welche in den Laden treten, um ein Stück Seife zu kaufen; bald macht sie mir den Vorschlag, ob sie nicht auch die Kunst des Frisirens erlernen solle, und so fort. Ich weiß oft nicht mehr, wo mein armer Kopf steht, und kann mir schon jetzt lebhaft vorstellen, wie es später darin aussehen wird. Wenn ich einmal mit Scheere und Messer in meiner Bude wirthschafte, dann — ach ja, dann darf ich an alles Edle und Schöne nicht mehr denken, dann muß ich auch mit ganzer Seele Friseur sein. O Gott, Friseur!"

Er versank einen Augenblick in tiefes Nachdenken. „Apropos," fuhr er endlich fort. „Du hast vier Wochen Mittelarrest erhalten, das standrechtliche Erkenntniß ist heute Mittag publicirt worden."

„Vier Wochen?" fragte Theodor, der mit Entsetzen an diesen langen Aufenthalte im Gefängniß dachte.

„Ja, und Du kannst froh sein, daß es so gnädig abgelaufen ist. Nach der Ansicht des Hauptmanns und des Feldwebels hättest Du Festungsstrafe erhalten müssen."

„Ihre Ansichten kümmern mich wenig!" erwiderte Theodor gereizt.

„Man sagt, Du sollest als untauglich entlassen werden? Dein Vater rechnet mit Sicherheit darauf."

„Weiß er schon um das Urtheil des Kriegsgerichts?" fragte Theodor.

„Nein, er hat aber erfahren, daß Dir ein solches in Aussicht steht; um ihn nicht länger in Ungewißheit zu lassen, will ich ihm heute Abend das Erkenntniß mittheilen."

Theodor gab seine Zustimmung zu diesem Vorhaben durch ein Kopfnicken zu erkennen.

Löffel erhob sich. „Ich muß Abschied nehmen," sagte er, „so gerne ich auch noch einige Zeit hier bliebe; meine Braut und Dein Vater erwarten mich. Wir finden ja später noch Zeit genug, über Dies oder Jenes mit einander zu plaudern; — später, wenn ich einmal Friseur bin," setzte er mit unverkennbarer Bitterkeit hinzu.

„Noch Eins," versetzte Theodor. „Wie steht es mit der „Patria"? Gehst Du noch fleißig hin?"

„Sie hat sich in Wohlgefallen aufgelöst," entgegnete der Unterofficier. „Ich sah es voraus, aber Niemand wollte meine Warnung beachten. Jetzt bereuen sie's, jetzt, nachdem es zu spät ist."

„Was war die Veranlassung?"

„Man war in der Aufnahme neuer Mitglieder nicht vorsichtig genug. Da wurde vor ungefähr vierzehn Tagen ein Metzger aufgenommen, der verstand keinen Spaß. Am ersten Abend bequemte er sich dazu, die Lieblingsarie der „Patria" zu singen, und sein „Rummidibum" klang so urkräftig, daß die Mitglieder ganz entzückt waren von seiner herrlichen Baßstimme. Man wollte sie am nächsten Abend wieder hören, aber dem Metzger riß die Geduld. Er schlug ein Bierglas auf dem Kopfe des Kupferschmieds Rebe entzwei, ohne indeß dem harten Schädel sonderlichen Schaden zuzufügen, und die Folge davon war eine Schlägerei, welche größere Dimensionen annahm, als man Anfangs vermuthete. Der Metzger wurde an die Luft gesetzt und kam gleich darauf mit einigen Freunden zurück, welche uns nöthigten, das Feld zu räumen. Die Polizei war aufmerksam geworden, sie mengte sich hinein, wurde von beiden Parteien nicht sehr glimpflich behandelt und fand sich in Folge dessen veranlaßt, die Gesellschaft aufzu-

lösen. Dies ist der Hergang der Sache; Dein Vater geht mit dem Plan um, eine neue Gesellschaft zu stiften."

Er reichte nach diesen Worten dem Musketier die Hand und nahm Abschied von ihm. Theodor begleitete ihn bis zur Treppe und kehrte dann in den Saal zurück, um das Erkenntniß des Kriegsgerichts seinem Freunde Leidig mitzutheilen. Er hatte eben an dem Bette des Dicken Platz genommen, als Matthias eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

Fledermäuse.

Die Fledermaus setzte die Naturforscher der alten Zeiten in große Verlegenheit. Ob das Geschöpf zu den Vögeln oder zu den Säugethieren gerechnet werden sollte, war eine Frage, die sich nicht leicht entscheiden ließ. Der große jüdische Gesetzgeber zählt die Fledermaus unter den Vögeln auf, die unrein sind: „Und dies sollt ihr scheuen unter den Vögeln, daß ihr's nicht esset: den Adler, den Habicht, den Fischaar, den Geier, den Weihe und was seiner Art ist, und alle Raben mit ihrer Art, den Strauß, die Nachteule, den Kukuk, den Sperber mit seiner Art, das Käuzlein, den Schwan, den Uhu, die Fledermaus, die Rohrdommel, den Storch, den Reiher, den Heher mit seiner Art, den Wiedehopf und die Schwalbe." Plinius umgeht eine Entscheidung, denn indem er der Fledermaus einen Platz unter den Säugethieren verweigert und sie nach den Vögeln bespricht, widmet er ihr doch ein eigenes Capitel, obgleich er nicht mehr als das Folgende von ihr zu sagen weiß: „Die Fledermaus ist das einzige geflügelte Thier, welches lebendige Junge zur Welt bringt, das einzige, welches häutige Flügel besitzt, das einzige, welches seine Jungen mit Milch aus seiner Brust ernährt. Die Mutter drückt beim Fliegen die Jungen an sich und trägt sie auf diese Weise fort."

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts führte ein französischer Jesuit die Fledermaus noch mit den Worten ein: „Dieser Vogel". Linné rechnete das Thier zu den „Primaten", an deren Spitze er den Menschen stellt. Das Volk hatte schon lange vorher das Richtige getroffen, wie der Name Fledermaus sagt. Von den hundertdreißig Fledermaus-Arten kannte Ray blos eine. Pennant äußerte die Vermuthung, daß in England vier Arten leben könnten, während es thatsächlich einige zwanzig giebt. Diese Zahl würde sich am Ende noch vermehren, wenn man bessere Gelegenheiten zu Beobachtungen hätte. Leider läßt sich schwer etwas über Geschöpfe erfahren, die an einem Aufenthalt oben im Dach, in kleinen Höhlen und hohlen Bäumen Gefallen finden und in der Regel blos in der Dämmerung umherfliegen. Wie große Schwierigkeiten dem Naturforscher durch die Lebensweise der Fledermaus erwachsen, ergiebt sich aus der Thatsache, daß ein so sorgfältiger Beobachter wie White von Selborne nur zwei englische Fledermäuse kannte, bis er zufällig entdeckte, daß die große Fledermaus (V. noctula) England mit ihrer Gegenwart beehre. In einem alte Gebäude an der Themse überraschte er eine im Winterschlafe, und nun wurden bald mehrere bemerkt. Vor einigen Sommern nahmen zwölf in den Gärten von Hampton Court Besitz von einem Baume. Als man sie störte, flogen sie im hellen Sonnenschein hoch durch die Luft.

In einer englischen Zeitung von 1751 liest man einen Bericht über das Aufstören einer Colonie von Fledermäusen, die ungeschwänzt gewesen sein und ein Maul wie der Blutegel oder die Lamprete gehabt hätten. „Einige Dragoner-Officiere besuchten im Winter 1748 eine Höhle in der Nähe von Wells. Als sie in die warmen unterirdischen Räume eintraten, bemerkten sie über ihren Köpfen viele Fledermäuse, die an ihren Klauen hingen, so daß man sie mehrere Secunden hin und her schwingen konnte, ehe sie abfielen. Einige hingen an Stellen, wo die Höhle so niedrig ist, daß man auf Händen und Füßen kriechen muß, und wurden deshalb abgestreift. Andere hatten ihre Winterlager über dem tiefen Loch gewählt, in das die Leute Steine zu werfen pflegen, um zu hören, wie lange sie fallen. Hier hingen die Thiere dicht bei einander und bildeten einen Klumpen, genau so groß wie das tiefe Loch unter ihnen, so daß man sie nicht mit den Händen fassen konnte." Der Bericht setzt hinzu, daß die englischen Fledermäuse völlig harmlos seien und hauptsächlich von Motten und Fliegen lebten. Sie suchen ihre Beute an Flüssen und Bächen auf, wo sie zugleich ihren Durst befriedigen, indem sie wie Schwalben im Fluge trinken und sich durch das Eintauchen der Brust in's Wasser erquicken.

Die Gefangenschaft ist ihnen so zuwider, daß sie sterben. Fünf Fledermäuse wurden von Hrn. Daniell in einen Käfig gesetzt und mit Fliegen gefüttert. Sie verriethen einen merkwürdigen Hunger und waren so gierig, daß sie nach einander schnappten und sich bissen. Gekochte Speisen wiesen sie zurück, rohes Rindfleisch war mehr nach ihrem Geschmack. Für ihren Wärter war das ein großer Vortheil, denn er brauchte nun keine Fliegen zu fangen, hing ihnen ein Stück Fleisch in den Käfig und konnte beobachten, wie sie auf die Jagd gingen. Das Fleisch lockte nämlich viele Schmeißfliegen an und zwar zur größten Genugthuung der Gefangenen, die mit diesen Gästen rasch fertig zu werden verstanden. Kaum war eine harmlose Fliege in ihr Bereich gekommen, so wurde sie von einem Fledermausflügel niedergeschlagen. Die Fledermaus warf sich nun sofort mit ausgebreiteten Flughäuten auf ihr Opfer, klappte die Flügel zusammen und verschlang die arme Fliege mit Haut und Haaren. Das rohe Fleisch fraßen die Gefangenen blos dann, wenn der Hunger ihnen wehe that, aber zu Fliegen hatten sie immer Appetit, so viele deren auch kommen mochten. Sie schienen sich in ihrem Gefängnisse sehr wohl zu befinden, wurden am Abend äußerst lebhaft und ergötzten dann die Ohren ihres Eigenthümers durch einen Gesang, der sich mehr durch Eigenthümlichkeit als durch Wohllaut auszeichnete. In neunzehn Tagen waren sie aber sämmtlich todt und eine zweite Gesellschaft lebte ebenfalls nicht länger. White besaß einmal eine zahme Fledermaus, die ihm die Fliegen aus der Hand nahm. Wie lange sie gelebt hat, sagt er nicht, widerlegt aber den allgemeinen Irrthum, daß eine Fledermaus vom flachen Boden nicht auffliegen könne. Seine zahme Fledermaus flog mit Leichtigkeit vom Fußboden des Zimmers auf und lief auch mit höchst komischen Bewegungen und großer Schnelligkeit hin und her.

Die Redensart: „blind wie eine Fledermaus" beruht auf keiner Thatsache. Allerdings gehören die Augen des Thieres nicht zu den größten, aber sie entsprechen ihrem Zweck vollkommen. Uebrigens kann dasselbe auch ohne sie seinen Weg finden. Spallanzani überzeugte sich durch eine Reihe grausamer Versuche, daß geblendete Fledermäuse die Runde im Zimmer machten und aus der Thür flogen, ohne mit einem Gegenstande in Berührung zu kommen. Ohne anzustoßen bewegten sie sich zwischen Drähten hindurch, deren Weite nur eben genügte, ihren ausgebreiteten Flügeln Raum zu lassen. Cuvier erklärt dies dadurch, daß die ganze Oberfläche der Flughäute mit einer so außerordentlichen Empfindlichkeit ausgestattet sei, daß sie für ein fortlaufendes Gefühlsorgan gelten können. Corwith machte mit Fledermäusen im Winterschlafe merkwürdige Versuche. Ein an den Körper eines solchen Thieres gebrachter Thermometer zeigte auf sechsunddreißig Grad Fahrenheit, während das Herz genau einmal in der Secunde schlug. Als es aufgeweckt wurde, so daß es etwas umher zu fliegen im Stande war, stiegen die Herzschläge auf hundert in der Minute, während die Körperwärme blos um zwei Grad zunahm. In ihrem erstarrten Zustande verlieren die Fledermäuse an Gewicht und lassen sich nicht transportiren. Von einem Dutzend, die man aus Devonshire nach London schickte, überlebte nicht eine einzige die Reise, obgleich sie nicht die geringste Veränderung verriethen, so daß der große Anatom John Hunter sie lange Zeit liegen ließ, bis er endlich die

Ueberzeugung gewann, daß sie wirklich todt seien. Daß Fledermäuse im Zustand der Erstarrung lange leben, ist gewiß. Als 1806 in Norwich ein Grabgewölbe geöffnet wurde, das zweiunddreißig Jahre geschlossen gewesen war, fand man eine lebende graue Fledermaus in erstarrtem Zustande. Indessen ist der Schlaf der Fledermaus nicht so tief, wie der anderer Thiere, die gleich ihr im Winter erstarren. Die geringste Erhöhung der Temperatur, wie sie an einem milden Wintertage eintritt, weckt sie auf und lockt sie in's Freie. Allerdings wird sie in ihrer Aussicht auf eine gute Vespermahlzeit stets getäuscht, denn die Insecten ahmen ihr Beispiel nicht nach und bleiben in ihren Winterquartieren.

Wenn man das abschreckende Aeußere und die seltsamen Gewohnheiten der Fledermaus betrachtet, so muß man sich wundern, daß sie nicht zu mehr volksthümlichen Phantasieen und Vorurtheilen Anlaß gegeben hat. Plinius berichtet, daß die angeblichen Zauberer den Aberglauben verbreiteten, trage man eine lebende Fledermaus dreimal um's Haus und nagele sie dann mit dem Kopfe nach unten an die Außenwand, so verschaffe sich der Hausbesitzer den sichersten Gegenzauber gegen Hexenmittel. Wollte man Schafe gegen Schaden bewahren, so mußte man eine Fledermaus dreimal um die Herde tragen und dann über der Stallthür aufhängen. Blut von Fledermäusen, mit zerhackten Disteln vermischt, galt für ein sicheres Mittel gegen Schlangenbisse. Ben Johnson erzählt, daß die Schlange, wenn sie sich in einen Drachen verwandeln wolle, Fledermäuse fresse. In der Zeit der Falkenjagd wurden Falken, die an der fallenden Sucht litten, mit Fledermäusen gefüttert. Shakespeare nennt „Fledermaus-Wolle" unter den Bestandtheilen des schauderhaften Gerichts, das in Hekate's Kessel gekocht werde, und läßt Caliban gegen Prospero den Fluch ausstoßen, daß Kröten, Käfer und Fledermäuse ihn angreifen sollen. Daß das Erscheinen einer Fledermaus zu ungewohnter Zeit für eine übele Vorbedeutung gehalten wurde, ergiebt sich aus der folgenden Erzählung eines Buches, in dem ein Nonconformist seine frommen Leser über die Zeichen und Wunder der Zeit unterrichtet: „Am 2. Februar 1661 hielt Dr. Belk, einer der Prälaten von Canterbury, in der dortigen Kathedrale eine Predigt. Als er mitten in seiner Rede war, kam eine Fledermaus hervor und flog mehrere Male in der Kirche umher. Als er feurig wurde, schlug sie öfters mit den Flügeln nach ihm, zum großen Entsetzen des Volks, weil ein solches Thier zu kalter Winterzeit und bei Tage sich nicht zu zeigen pflegt, wie auch wegen der großen Beschimpfung, die es dem Prediger auf der Kanzel anthat." Offenbar wollte die Fledermaus ihre Feindschaft gegen die bischöfliche Kirche an den Tag legen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Eine mysteriöse Geschichte) erzählt der „New-Orleans Picayune" in seiner Nummer vom 16. Juli c. „Nur wenige der Bewohner des unteren Theiles von New-Orleans — schreibt das Blatt — werden sich noch einer seltsamen Erscheinung erinnern, welche sich gewöhnlich im Zwielicht auf dem Trottoire der Music-Street sehen ließ. Es war dies ein alter Mann mit langen grauen Haaren und einem altmodischen Anzuge, der wohl vor mehr denn einem halben Jahrhundert Mode gewesen sein mußte. Der Mann war groß, und hätte ihn eine Krümmung des Rückens nicht niedergebeugt, so würde man ihn eine Riesenfigur haben nennen können. Er sprach nie Jemanden an und sah stets zu Boden; in sich gekehrt, promenirte er so bis in die tiefe Nacht hinein. Der Greis machte so Jahre und Jahre lang seine Nachtpaziergänge; mancher, der ihn in der Kindheit so gesehen, sah als Erwachsener den einsamen Wanderer immer noch in der alt hergebrachten Weise seine Abendpromenade machen. Der Alte war vor etwa 40 Jahren nach New-Orleans gekommen. Woher? das wußte Niemand. Er bewohnte in der Music-Street ein kleines, aus Backsteinen erbautes Hinterhaus, das dicht von wilden Weinreben umrankt war; im Sommer zierten die herrlichsten Blumen seine Fenster, und man sah ihn oft hinter diesen Blumen mit nach dem Himmel aufgeschlagenem Blicke sitzen. Er nahm nie Besuche an und seinen Haushalt führte er selbst. Vor einiger Zeit sah man den alten Mann nicht mehr; im Anfang fiel das nicht auf; nachdem aber eine Woche darüber verflossen war, dachten die Nachbarn, welche die seltsamen Gewohnheiten des Alten kannten, daß doch etwas passirt sein müsse, und sie beschlossen, einen Versuch zu machen, in das Haus zu dringen. Sie schellten: nichts rührte sich; sie klopften an die Thür, — es hatte dies denselben Erfolg. Da öffneten sie mit Gewalt die Hausthür und dann die Thür zu seinem Schlafzimmer. Was man erwartet hatte, traf zu: der alte Mann lag todt in seinem Bette. Zuerst waren Aller Augen auf die Leiche gerichtet; aber bald wendeten sich die Blicke einem neben dem Bette stehenden, aus Perlmutter und Gold gefertigten Kästchen zu, auf welchem in Diamanten die „Lilien Frankreichs" angebracht waren. Man öffnete das Kästchen und fand ein prachtvolles Diadem darin und bei demselben einen Zettel liegen, auf welchen der alte verstorbene Mann Folgendes geschrieben hatte: „Ich bin der General Charette. Marie von Savoyen sollte mein Weib werden; man hat sie mir entrissen und dem Grafen von Artois (Karl X., König von Frankreich. D. R.) gegeben. Ich rächte mich dafür und arbeitete an seinem Sturze und lebte zufrieden, als ich wußte, daß er im Exil gestorben war." — Man glaubt, daß der bei dem Verstorbenen gefundene Schmuck nichts Geringeres ist, als das Diadem, das bekanntlich in der Nacht vom 16. August 1830, als Karl X. von Frankreich abdankte, aus dem Kronschatze gestohlen wurde." Soweit die „New-Orleans Picayune". Was Wahres an der Sache ist, wird wohl bald aufgeklärt werden.

(Tod durch Bienenstich.) In Hundsangen, im ehem. Herzogthum Nassau, kam am 20. August der älteste Mann der dortigen Gemeinde, er war 84 Jahre alt, auf eine höchst tragische Weise um sein Leben. Noch am vorhergehenden Morgen war er bis vor 10 Uhr im Garten mit Häckeln beschäftigt, als er plötzlich von Bienen belästigt wurde. Der Bienenschwarm wurde immer größer; aus den naheſtehenden vier Bienenstöcken kamen bald sämmtliche Bienen herzugeflogen, bis der Mann auf dem zufällig entblößten kahlen Haupte, an Gesicht, Hals und Händen wahrhaft pelzartig dicht mit Bienen bedeckt war. Der von den fürchterlichsten Bienenstichen ganz entsetzlich gequälte Greis schrie laut um Hilfe. Die Nachbarn eilten herzu, schürten mit bedeckten Händen und verhülltem Gesichte die Bienen haufenweise herunter, während sich immer wieder neue Schwärme heranbrängten. Man wusch und übergoß den Wehrlosen dann mit Wasser, bis man unter den größten Bemühungen endlich den armen Gequälten den wahrhaft wüthenden Insecten entreißen konnte. Er blutete ganz fürchterlich und starb am folgenden Morgen gegen 8 Uhr unter den entsetzlichsten Schmerzen. Der Leichnam ist namentlich an den unbedeckt gewesenen Stellen aufgeschwollen und ganz schwarz. Die Bienen waren zu diesem Ausbruche ihrer Wuth keineswegs gereizt worden.

(Tyrol.) Die „Tyroler Stimmen" vermelden, daß am 14. Aug. sich in der „Gnadencapelle" zu Strengen im Stanzerthal ein „neues Wunder" ereignet habe, indem eine Person, „welche seit 14 Jahren nie in die Kirche kam", zu der „Gnadencapelle" getragen und in wenigen Minuten vollständig geheilt wurde.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 102. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

18. Capitel.

Ein Abschiedsfest und seine Folgen.

Das Erkenntniß des Kriegsgerichts, die Leiden des poetischen Unterofficiers, die gewaltsame Auflösung der „Patria", Alles war vergessen, als Theodor den Brief gelesen hatte, welchen Matthias seinem Freunde mit einem tiefen Seufzer überreichte. Er befand sich in einer Stimmung, daß er die ganze Welt hätte umarmen mögen, und doch, als er in die Augen des vor ihm sitzenden Freundes blickte, schmeckte er einen bitteren Wermuthstropfen in dem Kelch seiner Freude. Kein Vorwurf spiegelte sich in seinen Augen, aber durfte Theodor die Hand auf's Herz legen und sagen, daß er frei sei von jeglichem Vorwurf, daß er dem Freunde gegenüber gehandelt habe wie ein treuer, ehrlicher Freund? Hatte er nicht die Mittheilungen desselben benutzt, um sich dem Mädchen zu nähern, dem Mädchen, welches Matthias vielleicht mit der ganzen Kraft seiner Seele liebte? Und war dies nicht Alles hinter dem Rücken des vertrauenden, nichts ahnenden Freundes geschehen? Und — Theodor erschrack, als er diese Frage an sich stellte — tiebte er selbst Therese so innig, so wahr, wie er ihr und sich selbst vorspiegelte? Er hatte sie ja nur einmal gesehen, nur einmal mit ihr gesprochen und — aber nein, giebt es nicht eine Seelensympathie, welche zwei Herzen plötzlich unauflöslich aneinander kettet? Eine Sympathie, die nur eines Blickes bedarf, um den Zauberkreis zu ziehen, in welchen zwei Herzen gebannt werden, die, seit jener Blick sie traf, nie wieder von einander lassen können?

Theodor reichte dem Freunde die Hand. „Du weißt, was der Brief enthält, ich lese es auf Deiner Stirn," sagte er. „Du zürnst mir nicht?"

„Weshalb?" erwiderte Matthias verwirrt, der auf diese Frage nicht vorbereitet war. „Wenn Du Therese liebst, wenn sie Dich wieder liebt, darf ich Dir deshalb zürnen?"

„Aber Du liebst sie auch!" entgegnete Theodor.

Matthias sah eine Weile still vor sich hin und schüttelte dann traurig den Kopf. „Das ist vorbei," sagte er leise, „seitdem Therese für mich verloren ist, muß ich meiner Hoffnung entsagen, sollte mir auch das Herz darüber brechen. Wie ich sie geliebt habe, das weiß Gott allein. Sie war nicht für mich bestimmt, das Schicksal wollte es anders. Aber um Eins möchte ich Dich bitten, Theodor, daß Du Therese recht lieb haben und sie auf den Händen tragen mögest."

Gerührt reichte Theodor dem Freunde die Hand. „Ich verspreche es Dir," erwiderte er, „Du sollst Zeuge sein, daß ich dieses Versprechen halte."

Matthias erhob sich, Theodor hielt ihn zurück. „Du bist heute Abend mein Gast," fuhr er fort, „Du darfst so bald noch nicht fortgehen."

„Glaubst Du wirklich, daß ich mich in der Stimmung befinden könne —"

„Wer wird sich so sehr von seinem Trübsinn beherrschen lassen! Zeige dem Schicksale eine heitere Stirn, und seine Macht ist gebrochen, empfange es mit Murren oder finsterem Schweigen, und Du fühlst seine Schläge doppelt. Also sei kein Narr, schüttele den Kummer ab und denke, man lebt nur einmal, was nachher kommt, — na, meine Philosophie läßt mich im Stich, und im Grunde ist's auch einerlei, ob ich sie vor Dir auskrame, Du verstehst sie doch nicht."

Matthias setzte sich wieder. „Ein halbes Stündchen will ich Dir zu Liebe noch bleiben, aber ich bitte Dich, mich dann nicht länger aufzuhalten. Wenn ich auch, wie ich Dir bereits sagte, mich in den Verlust meiner Hoffnung gefunden habe, so bin ich doch nicht in der Stimmung, Deine Pläne für die Zukunft anzuhören. Nur zu Einem hätte ich in diesem Augenblick Lust," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „zu Einem, den Du mir hier nicht bieten kannst."

„Das ist?" fragte Theodor.

„Mir einen Stiefel anzutrinken, so einen recht kernfesten Rausch. Ich glaube, das wäre das beste Mittel, mich meinen Verlust rasch vergessen zu lassen. Wenn's auch nur für wenige Stunden wäre, der erste Augenblick ist ja der schlimmste, vielleicht kann ich morgen schon ruhiger über die Mißgunst des Geschicks nachdenken."

„Einen Rausch?" erwiderte Theodor, dessen Lippen ein bedeutsames Lächeln umspielte. „Matthias, ich hielt Dich für vernünftiger, ich hoffe, Du wirst einer solchen Lappalie wegen Dich nicht zum Thiere herunter würdigen. Sage doch selbst, kannst Du behaupten, daß Dir das Schicksal etwas genommen hat? War Therese Dein? Sie kannte Dich nicht, Du kanntest sie nicht, hast sie nur einmal und auch dann nur in der Ferne gesehen, also —"

„Ich bitte Dich, laß dieses Thema fallen," unterbrach Matthias ihn. „Was mir das Schicksal nahm, welche süße Hoffnung es mir raubte, kannst Du nicht ermessen, denn Du bist glücklich, und der Glückliche, so habe ich einmal in einem Buche gelesen, kann das Unglück eines Anderen nie so mit empfinden, daß er den Schmerz desselben zu würdigen versteht. Befürchte nicht, daß ich die Achtung vergessen werde, die ich mir selbst schuldig bin."

„Nun wohl, so bleibe heute Abend hier und beweise es; Leidig giebt heute seinen Abschied, die Entlassungsordre ist eingetroffen, morgen verläßt er das Lazareth. Wir werden in der Gehülfenstube ein kleines Zechgelage halten; Leidig hat eine Ohm Bier, einen halben Schinken, Käse und einige Brode bestellt, ich verspreche Dir einen sehr vergnügten Abend."

„Du weißt, daß ich um neun Uhr in der Caserne sein muß," wandte Matthias zögernd ein.

„Glaubst Du, wir gedächten bis Mitternacht zu sitzen? Sogleich wird's losgeh'n, wir warten nur darauf, bis der Assistenzarzt das Lazareth verläßt; sobald er fort ist, kann der Tanz beginnen."

Matthias fand keine Zeit, weitere Einwendungen zu machen; ehe er dazu kommen konnte, trat ein Lazarethgehilfe ein, welcher den mit Ungeduld harrenden Patienten anzeigte, daß die Luft rein sei.

„He, vier Mann vor!“ rief Leidiß, welcher bei der Meldung des Gehilfen sich erhob. „Am vernünftigsten wäre es gewesen, wir hätten das Fäßchen hier auffahren lassen, aber die Pflasterkasten wollen auch ihr Theil haben, da muß man sich wohl zu der saueren Wanderung bequemen.“

Die zwei stärksten Patienten hoben den Dicken aus dem Belte, er stützte sich auf ihre Schultern, die übrigen schlossen sich dem Zuge an, auch Matthias folgte, von Leidiß dazu aufgefordert.

Es war eine sauere Arbeit, den Dicken, dessen ganzes Gewicht auf Beiden ruhte, zu führen. Leidiß selbst schien hiervon keine Ahnung zu haben, er lächelte still vor sich hin.

In der Gehilfenstube war bereits Alles vorbereitet. Das Faß lag auf dem Tische, in Ermangelung der Gläser stand vor jedem Stuhl ein Zinnbecher, ein halber Holländer Käse thronte auf dem Fasse, und die Brode nebst den entsprechenden Messern lagen zwischen den Bechern. Theodor übernahm das Schenkamt, die ersten Becher wurden rasch geleert. Der Dicke schnalzte mit der Zunge und meinte, einen so kühlen und kräftigen Zug habe er lange nicht gethan, aber er wolle das Versäumte nachholen, sobald er wieder in seines Vaters Stube sitze.

Die Dämmerung war bereits angebrochen, einer der Gehilfen zündete Licht an.

„Jungens!“ rief Theodor, der, in Anbetracht, daß er bei guter Führung Aussicht hatle, ebenfalls entlassen zu werden, mit Schrecken an den möglichen Fall dachte, daß der Inspector plötzlich eintreten und die Gesellschaft der Commandantur melden könne, „Jungens, gehen wir vorsichtig zu Werke. Wenn man sich am sichersten fühlt, spielt der Böse Einem in der Regel einen Schabernack. Denken wir daran, daß der Inspector, der Polizei-Unterofficier oder ein sonstiges uns unangenehmes Individuum hier eintreten könnte — was dann?“

„Wir rennen den Kerl über den Haufen!“ rief Leidiß, den die Entlassungsordre tollkühn machte. „Wir sind unserer Zwölf, und wenn auf meine Hilfe auch nicht zu zählen ist, so denke ich doch, daß wir einen Einzelnen überwältigen können.“

„Ich mache einen Vorschlag,“ versetzte Theodor. „Hülle Jeder seinen Kopf in eine Lazarethbinde, dergestalt, daß nur das Gesicht frei ist, dann mag kommen, wer will, Niemand kann uns erkennen, und wir gewinnen Zeit, unsere Betten zu erreichen, ehe man an Verfolgung denkt.“

„Der Recrut hat einen guten Einfall,“ meinte Leidiß, „aber was nützt es mir? Ich habe nun einmal den unglückseligen Umfang, mich erkennt man auf dreihundert Schritt, selbst wenn ich meinen Kopf in einen hohlen Kürbis steckte. Aber das darf Euch nicht abhalten, die vorgeschlagene Vorsichtsmaßregel zu beobachten, und ich rathe Euch, den Vorschlag zu berücksichtigen, denn Vorsicht ist besser, wie Nachsicht.“

Die Lazarethgehilfen weigerten sich anfangs, die verlangten Binden herzugeben, aber der Dicke wußte alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Selbst Matthias mußte die Binde benutzen, und es nahm sich gar possirlich aus, die mit den blau und weiß gestreiften Bandagen verbundenen Köpfe um das Faß versammelt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Fledermäuse.

(Schluß.)

Bei den Chinesen ist die Fledermaus ein Symbol des Glücks und wird von den Mandarinen deshalb gehegt. Während des letzten Krieges kam es jeden Tag vor, daß die englischen Soldaten, wenn sie in Häuser eindrangen, die Ruhe der verehrten Geschöpfe störten. Das Schloß des Tataren-Generals und das Schatzhaus in Peking zeichneten sich in dieser Beziehung besonders aus, namentlich war das Dach des letzteren Gebäudes so dicht besetzt, daß man fast keinen Ziegelstein umwenden kannte, ohne eine Fledermaus herunterzustoßen. Die ägyptischen Gräber und Tempel wimmeln von solchen Thieren, welche den Besuchern äußerst lästig fallen, indem sie ihnen die Lichter auslöschen und sich in ihre Haare und Kleider setzen. Heiße Gegenden liebt die Fledermaus besonders und erreicht in ihnen eine Größe, die in nördlicheren Breiten nicht vorkommen kann. Als Capitain Burton nach Dahomey reiste, sah er oft Schwärme von ihnen in der Luft, und mancher Baum war von den Fledermäusen, die sich an ihn gehängt hatten, ganz schwarz. Auf Borneo soll die Luft durch dichte Flüge von Fledermäusen zuweilen zwei Stunden lang verdunkelt sein. Auch in Ceylon ist die Fledermaus überaus häufig. Die Tunnel der Eisenbahnen, die bedeckten Wege der Festungen, die Dächer der Häuler und die Ruinen der Tempel wimmeln von ihnen. Jede Höhle und jeder unterirdische Gang bietet den das Dunkel liebenden Thieren ein willkammenes Daheim. Sie verlassen dasselbe, sawie die Sonne untergegangen ist, und wissen so genau, wie wenig sie vom Menschen zu fürchten haben, daß sie kühn in die Speisesäle eindringen und die um die Lampen schwärmenden Insecten wegfangen. Ceylon besitzt nicht weniger als sechzehn Arten, von denen zwei blos auf der Insel vorkommen. Die eine ist ein zwerghaftes Geschöpf, nicht viel größer als eine Hummel und von glänzend schwarzer Farbe, die andere mißt van einer Flügelspitze zur anderen drei bis vier Fuß. Die letztere ist der fliegende Fuchs, der wegen seiner Varliebe für Feigen, Bananen. Rosenäpfel, Guaves und die Blüthenknaspen des Baumwollenbaumes bekannt ist. Die letzteren liebt der fliegende Fuchs am meisten und macht den Baum den ganzen Tag über zu seiner Heimath, indem er sich mit den Hinterklauen an die höchsten Zweige hängt, die Kinnbacke gegen die Brust drückt und die Flügelhäute, die an seinen Vorderbeinen befestigt sind, wie einen Mantel um den Kopf schlägt. Bei Sonnenuntergang wacht er auf und geht seiner Nahrung nach. Der Palmenwein mundet ihm ebenso sehr wie den Cimpansen, und häufig betrinkt er sich bei seinen Besuchen der Palmen, aus deren Saft eben Wein bereitet wird. Von Siam sagt Turpin, daß es dort mehr Fledermäuse und Spielarten derselben gebe, als in irgend einem anderen Lande der Welt. Ihre Zufluchtsorte befinden sich in der Nähe der Tempel und Klöster der Talapoinen, wo die Bäume mit solchen unermeßlichen Mengen von Fledermäusen bedeckt sind, daß sie zu schwarzen Massen dieser Thiere werden. Würde sich Jemand die Freiheit erlauben, sie durch Feuer oder Steine aufzuscheuchen, so zöge er sich gewiß die Talapoinen auf den Hals, denen es für ein unverzeihliches Verbrechen gilt, die Ruhe irgend eines Thieres zu storen, welches in der Nähe von heiligen Plätzen Zuflucht gesucht hat. Die siamesischen Gärtner sind nicht so rucksichtsvoll und fangen und braten die Fledermäuse, die sich von ihren Früchten anlocken lassen.

Die Siamesen sind nicht die einzigen Fledermausesser der Welt. Purchas erzählt von den Einwohnern von Mandura, daß sie Fledermause so groß wie Hühner essen, und der Ritter Antonio Pigafetta will uns glauben machen, daß er

auf der Insel Gatigam in der Nähe von Ceylon Fledermäuse so groß wie Adler und so feinschmeckend wie Fasanen verspeist habe. Die Cingalesen essen den fliegenden Fuchs und vergleichen seinen Geschmack mit dem des Hasen. Auch auf Madagascar und Mauritius wird die Fledermaus zu den eßbaren Thieren gerechnet. „Nicht ohne bedeutenden Widerwillen," sagt der Abbé Rochu, „aß ich auf Madagascar die erste Fledermaus, die wie ein fricassirtes Huhn zubereitet war. Diese Thiere sind so häßlich, daß selbst Matrosen vor ihrem Anblick zurückschrecken, aber hat man den Ekel überwunden, so findet man das Fleisch so schmackhaft, wie das des besten Huhnes." Ein anderer französischer Priester spricht sich eben so günstig über die Fledermaus von Mauritius aus, von der er sagt, daß an ihr nichts Schlechtes sei, als ihr Ansehen. Derjenige fliegende Fuchs, welcher speciell der eßbare genannt wird, hat eine schwärzliche Farbe und ist im Körper sechzehn Zoll lang, während seine ausgebreiteten Flügel fünf Fuß messen. Man hält ihn für identisch mit dem Kalong von Java, einer geselligen Fledermaus, die in einigen Theilen der Insel außerordentlich häufig ist. Sie hängt in Schwärmen von Hunderten an nackten Baumzweigen, so daß man irgend eine seltsame Frucht zu sehen glaubt, stört man aber ihren Schlummer, so erfährt man durch ein scharfes und durchdringendes Geschrei, daß man es mit lebenden Wesen zu thun hat. Sobald das Sonnenlicht aufhört, erwachen die Kalongs und machen sich in Reihen mit einem langsamen und stetigen Fluge zu den Wäldern und Pflanzungen auf den Weg. Sie verschlingen jede Frucht, welche sie finden, sowohl die Cocosnuß der Bauern, als das feinere Obst der Häuptlinge, und verstehen sich durch das Netzwerk von Bambus, welches die Gärten der Vornehmen umgiebt, einen Weg zu bahnen. Ueberhaupt wissen die Fledermäuse sehr wohl, was gut schmeckt, und die westindischen verstehen nicht blos das Zuckerrohr auszusaugen, sondern auch die grünen Erbsen aus ihren Schoten hervorzuholen, indem sie über jedem Kern ein Loch in die Schale beißen.

Alte Schriftsteller erzählen entsetzliche Dinge von den blutsaugenden Fledermäusen und schildern, wie die Ebenen Paraguay's von ungeheueren Geschöpfen heimgesucht werden, welche das Federvieh, die Rinder, Maulthiere und Pferde angreifen. Sie sitzen auf dem Rücken ihrer Opfer und fächeln diese mit den Flügeln, so daß das angegriffene Thier nichts fühlt. Hat die Fledermaus ihren schrecklichen Durst gestillt, so bleiben in der Haut Löcher zurück, in welche die Insecten ihre Eier legen. Auf diese Weise soll das von den ersten europäischen Ansiedlern eingeführte Schlachtvieh vollständig vernichtet worden sein. Ulloa sagt von Carthagena, daß die Straßen nach Sonnenuntergang sich mit Wolken dieser listigen Blutsauger bedecken. Aggera giebt ihnen das Zeugniß, daß sie Insectennahrung vorziehen, wenn sie solche bekommen können, aber er machte zugleich die persönliche Erfahrung, daß sie Menschenblut nicht verschmähen, denn vier Mal fand er an seinen Fußspitzen kleine runde Wunden und wußte nun, daß die Fledermäuse sein Lager besucht und ihn im Schlafe geschröpft hatten. Capitain Stedman berichtet ausführlicher über die Erfahrungen, die er in der Beziehung machte. „Die Fledermaus weiß aus Instinct, daß derjenige, welchen sie angreifen will, in einem gesunden Schlummer liegt. Gewöhnlich setzt sich sich neben die Füße und beißt dem Schläfer, indem sie ihn mit ihren ungeheueren Flügeln fächelt, aus der großen Zehe ein Stück Fleisch heraus, welches aber so klein ist, daß man kaum einen Nadelkopf in die Wunde bringen kann. Durch diese kleine Oeffnung, deren Entstehung man gar nicht fühlt, saugt die Fledermaus Blut heraus, bis sie sich übergiebt, fängt dann wieder an und fährt mit Saugen und Uebergeben so lange fort, bis sie kaum noch fliegen kann. Man weiß von Schläfern, die erst in der Ewigkeit wieder erwacht sind." Der Capitain rieb seine Wunde mit Tabaksasche ein und nachdem er seinen Körper und die Hängematte gereinigt hatte, fand er auch rings um den Platz, wo er gelegen hatte, kleine Lachen geronnenen Blutes, bei deren Untersuchung er mit dem Arzte zu der Ueberzeugung kam, daß er in der Nacht zwölf bis vierzehn Unzen Blut verloren habe. Einige Amerikaner, die den Amazonas hinaufgingen und an Vampyre nicht glaubten, bekamen in einer der ersten Nächte den Beweis von der Existenz derselben. Am nächsten Morgen war einer von ihnen blaß wie eine Leiche und seine Hängematte, wie der Fußboden darunter, war mit Blut überschwemmt. Nur mit der größten Schwierigkeit ließ sich die Blutung stillen, und dies ist der Grund, weshalb man die Vampyre so fürchtet, denn die Menge Blut, welches sie trinken, ist trotz Stedman's entgegengesetzter Behauptung eine sehr geringe. Zum Glück lassen sich diese Geschöpfe durch das einfache Mittel fern halten, das Licht nicht auszulöschen. Viele Personen brauchen diese Vorsicht nicht anzuwenden, da sie aus irgend einem unerklärlichen Grunde von Vampyren niemals angegriffen werden.

Während eines elfjährigen Aufenthaltes in Brasilien wurde Bates nur ein einziges Mal von Fledermäusen angegriffen. Sein Schlafzimmer in Caripi war lange unbenutzt gewesen und hatte ein sehr schadhaftes Dach. In der zweiten Nacht seines Aufenthaltes wurde er durch ein Geräusch geweckt, welches durch Schwärme umherfliegender Fledermäuse entstand. Sie hatten die Lampe ausgelöscht, und als er wieder Licht machte, sah er, daß Alles von ihnen schwarz war. Er vertrieb sie mit dem Stock, aber sie kehrten zurück und löschten das Licht wieder aus, worauf der tapfere Naturforscher den philosophischen Entschluß faßte, sie nicht zu beachten und weiter zu schlafen. Dadurch ermuthigt, machten sie ihm in der folgenden Nacht einen zweiten Besuch und krochen sogar in seine Hängematte. Als er aus dem Schlafe auffuhr, hatte er eine Wunde in der Hüfte, und doch gehörten die Fledermäuse, von denen er belästigt wurde, nicht zu der Art, welche man als Blutsauger kennt.

Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß selbst ein so unliebenswürdiges Geschöpf, wie die Fledermaus, einen anhänglichen Freund besitzt, wenn dieser Freund auch nichts Besseres ist, als ein kleiner schmarotzender Seiltänzer, der sich des stolzen Namens Nyoteritia erfreut. Dieses außerordentliche Geschöpf scheint weder einen Kopf, noch Fühlhörner, noch Augen, noch ein Maul zu besitzen, aber diese Mängel sind blos scheinbare. Man täuscht sich deshalb, weil das Thier die Gewohnheit hat, mit der unrechten Seite nach oben zu schlafen und den Kopf zurückzuwerfen und zwischen die Schultern zu klemmen, so daß man ihn da nicht findet, wo man ihn sucht. Es hat wirklich ein Maul, Fühlhörner und vier Augen, zwei auf jeder Seite, die durch einen plötzlichen Ruck des biegsamen und lederartigen Nackens in die richtige Stellung gebracht werden. Für die Zwecke der Bewegung besitzt der Schmarotzer drei Paar Beine, bewaffnet mit Haken, welche so gleichmäßig über die Vorderseite und Rückseite des Insects vertheilt sind, daß dasselbe von den Bewegungen der Fledermaus völlig unabhängig ist und sich durch die Haare derselben mit unbegreiflicher Geschwindigkeit wie ein Rad fortwälzen kann. (Nach „Chambers Journal".)

Mannichfaltiges.

(Der deutschen Marine) steht, wie der „Bromb. Ztg." aus Danzig geschrieben wird, demnächst eine interessante Vermehrung bevor. Es handelt sich um drei auf der Devrient'schen Schiffswerfte erbaute Boote, die den Zweck haben, im Seekrieg unter die feindlichen Schiffe Torpedos zu bringen und sie so in die Luft zu sprengen. Die Boote sind ganz aus Eisen gebaut, kaum ein Kubikzoll Holz befindet sich in den Fahrzeugen; sie haben eine längliche Form, sind etwa 60 Fuß lang und 6—7 Fuß breit. Das Ganze sieht wie ein Fisch aus. Das Deck ist nicht glatt, sondern rund, um für feindliche Kugeln keinen Zielpunkt zu gewähren. Gesteuert wird, abweichend von jedem anderen Fahrzeug, ganz vorn,

und über dem Steuer befindet sich am Deck eine kleine Erhöhung, um dem Steuermanne das Stehen möglich zu machen, und gleichzeitig in dieser Erhöhung eine zollgroße Oeffnung, die dem Steuernden als Ausguck dient. Diese kleinsten „Schraubendampfer" unserer Marine (sogenannte Dampfbarkassen) werden mit Petroleum geheizt. Im Hintertheil der Barkassen, deren Schornstein übrigens so klein ist, daß auch er keinen Zielpunkt abgiebt, befinden sich eiserne Vorrathsfässer, sogenannte „Bunkers", die zur Aufnahme des Petroleums bestimmt und durch die Dicke des Eisens genügend gegen Kugeln geschützt sind. Um das Fahrzeug läuft eine kleine, etwa fußbreite Galerie, von einem Geländer, das aus einer eisernen Kette gebildet wird, umgeben. Der Raum zur Aufnahme der Torpedos liegt in der Mitte; in ihm müssen sich die wenigen Leute, die sich an Bord befinden, ebenfalls aufhalten.

(Sonnenfinsterniß.) Bezüglich der nächsten Sonnenfinsterniß macht das englische Fachblatt „Nature" die folgende Mittheilung: „Wir freuen uns, mittheilen zu können, daß die britische Regierung das Ansuchen des britischen Naturforscherverbandes betreffs der angeregten Expedition zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß gewährt hat. Wir dürfen deshalb auch eine sehr wichtige Reihe von Beobachtungen erhoffen längs einer Linie von den Neilgherry Gebirgen in Indien bis zum Cap York in Australien. Mit der Beobachtung in Indien werden Mr. Pogson, Oberst Tornant und Capitain Herschel betraut werden. Mr. Sochyer wird in Ceylon beobachten. Die Stationen in Java werden von der holländischen Regierung occupirt werden, und außerdem möglicher Weise noch von Mr. Janssen, während von Sidney und Melbourne aus eine starke Expedition ausrücken wird. Mit der nächsten Post schon werden die nöthigen Instrumente nach Australien geschickt werden und die für Indien sollen bald nachfolgen. Wie zuvor, hilft die Regierung nicht nur durch Geld, sondern auch durch Transportmittel, Lagergeräth und dergl..... Wir können hinzufügen, daß die Regierung gleichfalls beschlossen hat, photographische Beobachtungen des herannahenden Durchganges des Venus anzustellen."

(Sonst und Jetzt.) Unter diesem Titel geht der „N. A. Z." nachstehende hübsche Reminiscenz zu: Die National-Zeitung der Deutschen vom Jahre 1807 (sie erschien in der Becker'schen Buchhandlung zu Gotha) leitet in der Nummer vom 1. Januar den neuen Jahrgang mit folgenden Wünschen ein: „Zuerst also dem großen Kaiser Napoleon viel Heil und Segen zu seinem Vorhaben! Er hat es laut und wiederholt gesagt: er will Europa einen dauerhaften Frieden erkämpfen. Möge dieser edle Vorsatz zur That werden! Möge er diese schönste Frucht des Sieges ohne ferneres Blutvergießen ernten! Dann ihm und seinen tapferen Heeren eine baldige und frohe Wiederkehr in's Vaterland und auf den erworbenen reichen Lorbeeren eine lange, süße Ruhe! Der unglücklichen Borussia einen Trunk aus Lethe's Quelle, zum Vergessen der erlittenen Schmach und des erkünstelten Phantoms von Macht und Größe, wozu ihr die Natur die Kräfte nicht verliehen, dann ein Jahrhundert Frieden, um ihre schweren Wunden zu vernarben!"

(Verreckte Katzen sind zollfrei.) Dieser Tage reiste der Friseur A. aus Basel mit einem Retourbillet nach Mühlhausen. Dort angekommen, fragte ihn der deutsche Zollbeamte ganz höflich, ob er vielleicht etwas zu verzollen habe. „Ja," antwortete unser Friseur, „e verreckte Katz!" Da der dieser Rohheit gegenüber mit Geistesgegenwart handelnde Beamte im Augenblick nicht zu wissen vorgab, welcher Zollsatz auf verreckte Katzen angesetzt sei, so lud er unseren Friseur ein, sich in das anstoßende Zimmer zu begeben. Er ging und — der Beamte drehte den Schlüssel um, und unser Brüderchen war gefangen. Erst des Abends spät öffnete der Beamte wieder die Thür und berichtete dem Arrestanten, daß er (der Beamte) sich alle Mühe gegeben habe, den Zollsatz der verreckten Katzen aufzufinden, und daß es ihm aber nicht gelungen sei. In seiner Verlegenheit habe er alsdann nach Berlin telegraphirt, um daselbst anzufragen. Soeben sei nun die Rückantwort eingelaufen, daß verreckte Katzen zollfrei seien; der Herr Friseur könne nun unbehelligt weiter gehen. Nun war aber das Vergnügen in Mühlhausen vorüber; der letzte Zug nach Basel war schon abgefahren, und so blieb unserem wackeren Friseur keine andere Wahl, als in Mühlhausen zu übernachten und des anderen Morgens in der Frühe der Heimath zuzueilen. Retourbillet war natürlich verfallen. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge soll unser Friseur den Entschluß gefaßt haben, bei seinen Reisen nach Deutschland nie mehr „verreckte Katzen" mit sich zu führen. Denn, wenn sie auch, wie nun amtlich festgestellt ist, zollfrei sind, so möchte er doch sich nicht wieder der Verlegenheit aussetzen, einen Tag lang eingesperrt zu werden, und sogar ohne Wasser und Brod.

(Eine Omnibuslotterie.) In Wien ist die Omnibusgesellschaft auf die sublime Idee gekommen, mit den Fahrbillets eine Lotterie zu verbinden, so daß jeder Fahrgast mit der Contremarke zugleich die Anwartschaft auf einen Treffer erhalten würde. Nächst der Hebung des Verkehrs beabsichtigte die Omnibus-Gesellschaft mit diesem Plane auch eine Verbesserung der Controle, die bisher von sehr primitiver Natur gewesen, indem selbst den gebildeten Klassen angehörende Leute Controlmarken wegwerfen, so daß sie der Conducteur aufheben und noch einmal ausgeben konnte, oder indem sie dieselben dem Conducteur direct als Trinkgeld schenkten und ihr Gewissen damit beruhigten, daß dieser ein armer Teufel sei und am Ende nur die Actionäre hierdurch zu Schaden kämen. Diesem Uebelstande wollte die Gesellschaft durch die Einführung einer Lotterie abhelfen, denn mit Loosen, dachte sie, werde das Publicum nicht so leichtsinnig umgehen. Leider gab die Statthalterei zu der für die Gesellschaft gewiß sehr lucrativen Einrichtung ihre Genehmigung nicht.

(Paul de Kock) ist in Paris in seinem 75zigsten Lebensjahr gestorben.

(Entsetzlich!) Wie der Telegraphendraht im ganzen Bereiche der Vereinigten Staaten bekannt gemacht, hat Rabbi Herzmann in Chicago das schreckliche Verbrechen begangen, am Trauertage der Zerstörung Jerusalems Gefrorenes zu essen. Seine Synagogengemeinde, entrüstet darüber, daß der Rabbi kein besseres Mittel gefunden, seine heißen Trauer-Erinnerungen zu kühlen, setzte ihm den Stuhl vor die Thür.

Logogryph.

Ein Wörtchen ist's von nur drei Zeichen,
Das oft vor andern Wörtern steht,
Es will gar nimmer von Dir weichen,
Und mit ihm Altes zu Dir geht.

Läßt Du sein Zweites doppelt tönen,
So ist es unermeßlich groß.
Heil Vaterland! Heil deinen Söhnen,
Sie sind vereint in seinem Schooß.

Nimmst endlich zweimal Du das Dritte,
Dem Diener gegenüber gegenüber steht.
Was nach der guten deutschen Sitte
Voran dem Mannesnamen geht.

△

Auflösung der Charade in Nr. 99:
her — weg — Herweg.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 103. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Nun traf es sich, daß in einem Seitenflügel des Lazarethgebäudes ein Sterbender lag. Der Stabsarzt aber war in seiner Berufstreue eher peinlich, als lässig, das Lob mußte man ihm zollen. Einen schwer und gefährlich erkrankten Patienten besuchte er drei-, auch viermal im Laufe des Tages, ja oft durchwachte er die Nächte am Bette desselben, ohne daß der Assistenzarzt oder die Lazarethgehilfen dies erfuhren. Auch heute Abend führte ihn die Berufstreue in's Lazareth.

Es hatte eben acht Uhr geschlagen, der klare, gestirnte Himmel verhieß eine bitter kalte Nacht. Als der Doctor über den Hof schritt, warf er einen Blick auf die Fenster der Gehilfenstube, deren ungewöhnliche Helle ihm auffiel. Auch glaubte er den Schatten eines sonderbar geformten Kopfes hinter der Scheibe zu entdecken, aber er achtete jetzt nicht weiter darauf. Erst als er das Zimmer seines Patienten verließ, entsann er sich jenes Schattens wieder. Eine kleine Dosis Neugierde hatte der Stabsarzt von der Stammmutter Eva geerbt; in Dingen, die ihn oder sein Amt speciell betrafen, wollte er stets klar sehen. Dies veranlaßte ihn, das Recept, statt in die Apotheke, in die Gehilfenstube zu bringen.

Aber welcher Anblick wurde ihm, als er die Thür dieser Stube öffnete! So etwas hatte er in den vierundzwanzig Jahren seiner Praxis als Stabsarzt noch nicht erlebt!

Auf dem Tische in der Mitte des Zimmers stand ein Faß, an dem Tische zwölf Gestalten in blau und weiß gestreiften Lazarethbinden, so daß nur Augen, Nase und Mund frei waren, — oben auf dem Fasse der dicke Leidiß, den Zinnbecher in der Rechten, mitten zwischen den vermummten Gestalten ein halbes Dutzend Lazarethgehilfen und die ganze Gesellschaft in jenem Stadium, in welchem der Mensch eine Oellaterne für einen Kronleuchter zu halten geneigt ist!

Das war dem Lazarethreglement mit etwas zu starker Frechheit Hohn gesprochen!

Mit einem Satze war der Stabsarzt in der Stube, mitten zwischen den erschreckt auffahrenden Zechern. Ihm nach sprangen der Lazareth-Inspector und der Polizei-Unterofficier in's Zimmer, welche ebenfalls durch den ungewöhnlichen Lichtschimmer aufmerksam geworden waren.

„Welche Heidenwirthschaft!“ Das waren die ersten Worte, welche der entrüstete Stabsarzt über die Lippen bringen konnte.

„Ist dies hier die Gehilfenstube eines königlichen Lazareths? Sind diese Leute Kranke, welche der Pflege bedürfen? Herr Inspector, schreiben Sie die Namen sämmtlicher anwesenden Patienten auf, ich werde sie der Commandantur zur Bestrafung melden. In's Loch müssen sie Alle, Kranke und Gehilfen; ich werde außerdem dafür sorgen, daß die Letzteren in ihre Compagnieen zurücktreten.“

Der Inspector zog ein ziemlich umfangreiches Portefeuille aus der Tasche, während der Polizei-Unterofficier sich an die Thür stellte.

„Sehen die Kerle nicht aus, wie die“ — der Stabsarzt hielt in seinem Redeflusse inne, er konnte das bezeichnende Worte nicht finden.

„Wie die Kümmeltürken?“ ergänzte der Inspector.

„Wie die Kümmeltürken!“ fuhr der Doctor fort. „Wie die Heiducken und Panduren! Aber wartet, Euch soll die Maskerade noch lange in den Knochen sitzen, dafür bürge ich Euch. Und der da oben, das dicke Monstrum, wie mag er nur glücklich hinaufgekommen sein? Bequeme Er sich herunter, Er Waschbär, oder ich hole Ihn!“

„Herr Stabsarzt, ich bin nicht mehr in Dienst,“ erlaubte Leidiß sich zu bemerken.

„Setzen Sie hinter den Namen dieses Mannes ein Kreuzchen,“ wandte der Doctor sich zum Inspector. „Ich werde mich morgen Mittag auf der Parade seiner Bemerkung erinnern.“

„Die Binden ab!“ commandirte jetzt der Inspector.

„Die Binden ab!“ wiederholte der Stabsarzt. „Die Impertinenz, sich königlicher Bandagen zu einer Maskerade zu bedienen, übersteigt doch alle Grenzen.“

Leidiß stieg vom Fasse herunter, die Lazarethgehilfen sprangen auf den Tisch und leisteten ihm den nöthigen Beistand.

Der Stabsarzt lächelte. Sein Zorn war verraucht, er wußte, das Keiner der verdienten Strafe entrinnen konnte. Aber sein Lächeln sollte nicht lange währen.

War es Zufall oder Absicht, Leidiß warf, während er vom Fasse herunterstieg, die beiden Kerzen, welche auf dem Tische standen, um, und es währte einige Minuten, bevor diese wieder angezündet werden konnten.

Der Stabsarzt wüthete, der Inspector fluchte, der Polizei-Unterofficier drückte seinen breiten Rücken fest an die Thür, damit keiner ihm entwischen solle. Aber als das Licht wieder angezündet war und die jugendlichen Verbrecher gezählt wurden, fehlte einer. Eine Binde und ein Lazarethkittel lagen auf dem Boden, der Mann selbst war verschwunden.

Das geöffnete Fenster ließ den Weg errathen, welchen der Flüchtling gewählt hatte; der Stabsarzt schaute in den Garten, auf welchen dieses Fenster führte.

„Sechs Fuß hoch,“ sagte er, „na, sonderlichen Schaden wird er nicht genommen haben. Aber entwischen kann er uns nicht, ich werde die Säle revidiren, Sie, Herr Inspector, begleiten mich, wir wollen schon herausfinden, wer fehlt. Ah, sieh' da, auch der Freund Herzklopfer,“ fuhr er sich umdrehend fort, indem er Theodor vom Scheitel bis zur Sohle musterte. „Na, Freundchen, nach dieser Extravaganz kann ich Euch nicht länger im Lazareth zurückhalten. Ihr werdet morgen entlassen, so gut, wie alle Anderen, welche an dieser Schlemmerei sich betheiligt haben.“

„Na, das Herzklopfen wird sich gelegt haben, wenn Er einmal Seine vier Wochen abgesessen hat,“ meinte der Inspec-

tor mit höhnendem Lächeln. „Es giebt kein besseres Mittel für Blutwallungen, als magere Kost, und die wird Ihm beim Vater Kneip werden."

Theodor hielt es unter seiner Würde, auf diese Bemerkung etwas zu erwidern, er warf die Binde, welche ihm so schlechte Dienste geleistet hatte, auf den Tisch und ging in den Fiebersaal.

Als wenige Minuten später der Stabsarzt, begleitet von dem Lazarethinspector, erschienen, um die Zahl der Kranken zu controliren und dadurch den Namen des Entflohenen zu ermitteln, konnte Theodor sich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten. Er wußte, wer der Flüchtling war und daß die genaueste Controle des Inspectors denselben nicht ermitteln konnte.

Matthias sah sich nach seinem Sprunge in einem großen, rings mit einer mindestens zehn Fuß hohen Mauer umgebenen Garten. Wie sollte er aus demselben entkommen, ohne entdeckt zu werden? Er eilte rathlos an der Mauer entlang, nirgends fand sich ein Spalier, nirgends eine schadhafte Stelle, welche ihm das Hinaufklettern ermöglichte.

Der Garten gehörte nicht zum Lazareth, sondern zu dem nebenan liegenden Hause, der Wohnung des Regiments-Commandeurs. Durch das Lazareth konnte Matthias nicht zurück, das Fenster der Gehilfenstube lag zu hoch, zudem durfte er diesen Weg nicht wählen, weil er befürchten mußte, daß der Inspector denselben beobachten ließ. So blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Ausgang durch das Haus des Obersten zu suchen. Die Hofthür war verschlossen, die halberleuchteten Fenster des ersten Stockwerks ließen vermuthen, daß der Oberst ein Essen gab. Was nun? Vorhin in der dumpfen, schwülen Zimmerluft hatte Matthias geschwitzt, jetzt überlief es ihn eiskalt. Er fühlte, wie die Feuchtigkeit des Schnee's durch seine dünnen Stiefel drang, wie die Glieder in der eisigen Kälte allmählich erstarrten. Dazu war er ohne Kopfbedeckung; die Mütze lag in der Gehilfenstube. Er trat zum zweiten Male an die Hofthür und horchte.

Da vernahm er plötzlich Schritte, welche sich der Thür näherten. Sie wurde geöffnet, ehe der Musketier zurücktreten konnte. Matthias sah sich dem Regimentsadjutanten gegenüber.

„Herrrr!" fuhr der erschreckt zurücktretende Officier auf. „Was macht Er hier? Wie kommt Er hierher?"

Der Musketier sah ein, daß nur Dreistigkeit ihn retten konnte. „Man hat aus Versehen die Thür hinter mir geschlossen," erwiderte er.

Der Adjutant befand sich bei guter Laune, er hatte der Flasche fleißig zugesprochen, seine hochrothen Wangen bewiesen das. „Ah, Er hat wohl mit dem Küchenmädchen des Herrn Obersten —"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Na, dann mach' Er, daß Er in's Haus kommt."

Matthias wartete, bis der Officier auf den Hof getreten war, dann eilte er über den Hausflur auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Centralamerika.

Von Dr. Fr. Ellendorf.*)

1. Der Alligator.

Es giebt der Plagen viele unter dem blauen Tropenhimmel, mag man in seiner luftigen Wohnung sich in einer Hängematte schaukeln oder im schattigen Urwalde wandern. Bald sind es Mosquito's, Ameisen, Scorpionen, Eidechsen, Schlangen, Tausendfüße, Niguars, bald hinwieder Jaguars, Alligatoren u. A. Sie alle sind dem Menschen mehr oder minder gefährlich; aber wohl keines giebt es unter denselben, das ihm beim plötzlichen Begegnen mehr Furcht und Abscheu verursacht, als der Alligator. Auf meinen Reisen im Inneren Centralamerika's war ich solchen häufig begegnet, wenn sie durch die Flüsse am Nachen vorbeiruderten oder in träger Ruhe am Ufer auf einer Sandbank lagen, von der wir sie oft genug durch unsere Büchsenkugeln herunterjagten, wenn wir gegen Abend einen solchen Platz zu unserem Nachtlager auserkoren. Aber niemals war ich, ohne es zu ahnen, so ganz unverhofft in die unmittelbarste Nähe dieser Bestien gekommen.

Auf einer Fahrt nach Westindien stieg ich einst in dem Hafen San Juan del Norte aus und mußte dort acht Tage lang auf den englischen Dampfer warten, mit dem ich weiter fahren wollte.

Eines Morgens sah ich von meiner Wohnung aus jenseits des Stromes einer Menge weißer Reiher am Strande des Meeres waten und in den benachbarten Bäumen sitzen. Diese Thiere tragen die herrlichen Federn, welche den Damen als Schmuck dienen, und das reizte mich, die Jagd zu versuchen. Ich bestellte mir einen Negerjungen mit einem Nachen zum anderen Morgen und fuhr, mit einer Doppelflinte bewaffnet, gegen 6 Uhr, als eben der Tag graute, hinüber. Nach einer halben Stunde landete ich und sah die Reiher schaarenweise auf zwei Bäumen. Ich wollte sie beschleichen und ging deshalb eine Strecke am Meeresstrande hinunter, immer das Auge auf die Vögel gerichtet. Ich hatte das Gewehr schußfertig im Arme und machte so vielleicht dreihundert Schritte gewandert sein, als sie plötzlich aufflogen.

Ich blieb stehen, murmelte einen leisen Fluch in mich hinein und schaute ihnen verblüfft nach. Als ich sah, daß sie über den Fluß flogen und für mich die Hoffnung auf Erfolg vergeblich war, setzte ich die Hähne in Ruh, warf das Gewehr nachlässig über die Schulter, wendete mich langsam um und wollte zum Nachen zurückkehren.

Eben hob ich den rechten Fuß zum ersten Schritt in die Höhe; aber wie der Hund, der einen Hasen steht, hielt ich den Fuß einen Augenblick in dieser Stellung und ließ ihn dann ganz leise auf den Boden sinken. Wie angewurzelt stand ich da. Die Augen weit aufgerissen, nur nach Einem Punkte stierend, nahm ich leise das Gewehr von der Schulter. Ohne daß ich hinsah, glitt die rechte Hand nach dem Schlosse, der Daumen zog leise die Hähne über, so leise, daß ich selbst kaum das Knacken der Federn hörte, der Kolben glitt an die rechte Lende und nun sah ich ohne Aufregung meinem Feinde ruhig in's Gesicht.

Neben mir in einer Entfernung von zehn Fuß lag ein mächtiger Alligator von vierzehn Fuß Länge auf dem Strande, das Gesicht mir zugekehrt. Er schlief; denn die Augen waren geschlossen, und deshalb nahm ich mir die Zeit zum Ueberlegen, was zu thun.

Wie ein Blitz ging mir die Sage durch's Gehirn, daß man dem Unhold durch eine Zickzackbewegung entlaufen könne, weil der Alligator, um dieser zu folgen, jedes Mal eine Kehrtwendung machen muß. Ich ließ den Blick umherschweifen und fand den flachen Strand groß genug, um dieses Manöver nöthigenfalls wagen zu können. Aber sicher hätte ich diesen Wettlauf nicht lange ausgehalten; denn der ganze Strand be-

*) Der Wiederabdruck ist nicht gestattet. D. Verf.

stand aus grobem Sande, und dieser war durch die täglich wiederkehrende Fluth eine lange Strecke hinauf tief eingeweicht, und oben war er von der brennenden Sonne fußtief ausgetrocknet. Da, wo ich stand, war ich in kurzer Zeit bereits bis über die Knöchel eingesunken. Diesen Plan mußte ich also aufgeben.

Wollte ich mich fortschleichen, so war zu befürchten, daß ich ihn durch das Geräusch und die Erschütterung des Bodens aufweckte, und dann hätte ich den Wettlauf versuchen müssen.

Meine Lage war kritisch; denn ich hatte nur feinen Schrot geladen, und damit konnte ich dem Unthier nichts anhaben, selbst wenn es von mir abgewandt lag, so, daß ich ihm hätte unter dem linken Auge nach dem Herzen zielen können — nur dort und im Auge ist der Alligator mit einer Kugel verwundbar.

Die einzige Wahrscheinlichkeit für mich, aus der Klemme zu kommen, war also, das Scheusal plötzlich zu erschrecken, entweder dadurch, daß ich ihm den Kolben vor die Stirn schlug oder ihm beide Läufe auf die Schnauze brannte. Das Erstere hätte mich sicher ein Gewehr gekostet; denn ich würde zu einem Schlage ausgeholt haben wie die preußische Landwehr an der Katzbach. Deshalb zog ich das Letztere vor.

Langsam hob ich das Gewehr an die Backe, legte beide Finger zugleich an die Drücker, zielte auf die Schnauze, und mit Einem Knall entluden sich beide Läufe.

Niemals war wohl das Ungethüm so unsanft aus dem Schlafe aufgeweckt worden. Es bäumte sich vorn auf, machte dabei eine halbe Wendung links und überschlug sich. Aber im Nu war es wieder auf den Beinen, und mit einem Satze sprang es in's Meer, daß die Wogen über ihm zusammenschlugen.

Erleichterten Herzens blieb ich stehen und ließ das Auge über das Wasser schweifen; denn ich wußte, daß das Thier bald auftauchen würde. Kaum eine Minute dauerte es, und vielleicht zweihundert Schritte von mir, sah ich die Schnauze und die Zacken des Rückens über dem Wasser.

Beruhigt stieg ich in den Nachen, in welchem mein Neger ausgestreckt in der brennenden Sonne schlief.

„Haben Sie was getödtet, Don Francisco?"

„Na. Die Reiher flogen fort."

„Ich meinte aber doch vorhin einen Schuß gehört zu haben."

„Da hast Du recht" — und ich erzählte ihm mein Abenteuer.

„Por Dios!" rief er. „Sie müssen einen guten Schutzpatron haben, sonst hätte ich hier bis an den jüngsten Tag auf Sie lauern können. Die Bestie muß sehr fest geschlafen haben, daß sie durch Ihre Schritte nicht wach geworden; wäre sie es, dann säßen Sie jetzt auf dem Grunde des Meeres in ihrem Rachen wie angenagelt — denn sicher hätte das Thier Ihren Fuß geschnappt und Sie in's Meer gezogen. Es wohnt hier ein Franzose, Don Pedro Meßnier; der ist vor einem Jahre von der Bestie angegriffen worden und wie durch ein Wunder mit dem Verluste des Beines davon gekommen ..."

Die Sache interessirte mich und deshalb suchte ich den Herrn auf. Er erzählte mir Folgendes:

„Einige Meilen von San Juan hinauf habe ich eine Besitzung, und dort war ich mit einem halben Dutzend Indianer und Neger gewesen und hatte Holz gefällt. Sie kennen den Fluß und wissen, daß er häufig das Fahrwasser wechselt, so daß man plötzlich mit dem Nachen im Sande sitzt, aussteigen muß und das Fahrzeug bis zur nächsten Tiefe fortschiebt. Dies hatten wir eben gethan, die Leute waren bereits im Nachen, ich stand am Hintertheile bis an die Lenden im Wasser, gab dem Nachen noch einen Stoß und schwang mich hinein. Ich saß bereits auf dem Brete, hatte aber den linken Fuß noch über Bord hängen. Eben wollte ich den Fuß nachziehen, als ich mich vom Alligator gerade unter dem Knie gefaßt fühlte. Ein entsetzlicher Schrei der Angst und des Schmerzes entfuhr mir. Das Thier versuchte, mich in's Wasser zu zerren; glücklicherweise saßen die beiden Ruderer mir gegenüber: sie sprangen auf, ergriffen mich und suchten das Gleichgewicht zu halten. Ohne Zweifel hätte dies nichts nütz'n können; wenn der Kampf noch einen Augenblick dauerte, so hätten sie mich fahren lassen müssen. Da ließ Einer mich los, ergriff ein Beil und führte damit einen verzweifelten Hieb nach dem Kopfe des Thieres; leider aber hieb er mir dabei in's Knie, bis mitten in's Gelenk hinein. Die Bestie ließ los, und ohnmächtig wurde ich in den Nachen gezerrt. Ich schwamm in meinem Blute; außer der Wunde im Knie, hatte mir das Thier die ganze Wade zerrissen. Freilich bin ich geheilt worden; aber ich habe, wie Sie sehen, ein verkrüppeltes Bein behalten, so daß ich mich einer Krücke bedienen muß."

Und damit, freundliche Leserin, genug von den Scheusalen jener einzig schönen Gegenden; nächstens einmal zeige ich Dir lieblichere Bilder — das Frauenleben z. B. daselbst.

Mannichfaltiges.

Z Technisches. Ingenieur Meißner in Zittau beschreibt im 2. Junihefte von Dingler's „Polytechn. Journal" eine von ihm erprobte Methode zum Copiren von Zeichnungen auf photographischem Wege, welche nach seiner Versicherung durchaus verläßlich, ohne besondere Uebung leicht und in kurzer Zeit auszuführen ist, und nur solche Stoffe benützt, die einfach zu behandeln, sowie auch dem Verderben nicht ausgesetzt sind. Die Beschreibung des für allerlei technische Zeichnungen besonders geeigneten Verfahrens setzt voraus, daß der Leser mit den photographischen Stoffen und Manipulationen nicht bekannt sei, und ist demnach so vollständig, daß Jedermann nach derselben arbeiten kann. Die Herstellung der Copieen geschieht auf folgende Weise: 1) Man läßt gewöhnliches Eiweißpapier (Albuminpapier) von der Größe des zu copirenden Bildes, das bei jedem Photographen zu kaufen aber auch aus der Fabrik, z. B. van Kleffel in Berlin, zu beziehen ist, etwa 1½ bis 2 Minuten auf einer Lösung von 2 Unzen salpetersaurem Silberoxyd in 12 bis 30 Unzen Wasser mit der präparirten Seite schwimmen, nimmt es dann sachte heraus, und legt es zum Trocknen in einen dunkeln Raum, z. B. eine gewöhnliche Tischschublade. 2) Nach dem Trocknen legt man das Papier mit der präparirten Fläche, welche nun am Tageslicht schwarz werden würde, auf die Bildfläche des zu copirenden Originales, bedeckt es noch mit einigen Bogen Fließpapier und ferner einem glattgehobelten Bretchen, und kehrt das Ganze um. Damit das zuoberst befindliche Original genau auf dem präparirten Papier aufliegt, legt man eine Glasplatte darauf. So setzt man nun die Rückseite des Originales dem Tageslichte aber am besten der Sonne aus. 3) Nachdem die Belichtung einige Zeit angedauert hat, wird die nun fertige Copie herausgenommen und einige Minuten in eine Lösung von 8 Unzen unterschwefligsauerem Natron in 4 bis 6 Pfund Wasser gelegt, dann herausgenommen, mit Wasser gut abgespült, und getrocknet. Die so erhaltenen Copieen sind negativ, nämlich weiß auf schwarzem Grunde und rechts nach links gekehrt. Copirt man ein solches Negativ, was beliebig oft geschehen kann, so erhält man positive dem Originale gleiche Bilder. Das Präpariren des Papieres mit dem Silbersalz darf am hellen Tageslicht geschehen, nur muß im Dunkelen getrocknet werden. Das Einlegen zum Copiren unter das Glas kann ebenfalls bei Tageslicht vorgenommen werden, desgleichen das Herausnehmen der Copie und das Einlegen in das Natronbad, nur soll man die Vorkehrung zum Copiren etwas rasch ausführen; die Zubereitung des Papieres unmittelbar vor dem Copiren oder auch am Abend zuvor. Die Silberlösung muß sich in einem flachen Glasgefäß befinden, welches größer ist als das Papier. Die Tiefe der Flüssigkeit braucht höchstens ¼ Zoll

zu betragen. Je concentrirter die Silberlösung, um so schneller geht das Copiren, und um so kräftiger fallen die Bilder aus. Statt gläserner Schalen kann man auch hölzerne, mit Wachstuch ausgefüttert, benützen. Es ist darauf zu achten, daß das Papier vollständig benetzt werde. Luftblasen sind mit einem Holzstäbchen wegzustreichen. Man läßt das Papier 1 bis 1½ Minuten auf der Silberlösung von stärkerer Concentration schwimmen, etwas länger auf der schwächeren Lösung. Das Papier der zu copirenden Zeichnung transparent zu machen, wie es andere Methoden verlangen, ist unnöthig, jedoch können mit dem gleichen Verfahren auch Zeichnungen auf Pauspapier copirt werden. Die Anwendung eines Copirrahmens, wie ihn die Photographen benützen, dient zu größerer Bequemlichkeit. Das Fixiren mit der Natronlösung geschieht in ähnlichen flachen Gefäßen, wie die zum Präpariren des Papieres anzuwendenden. Die Kosten von 25 Copieen auf feinstem Albuminpapier von mittlerem Zeichenbogenformat berechnen sich zu 7 Thlr. 5 Sgr.

Hr. Baubeamte Grebenau empfiehlt in der „Zeitschrift des bayer. Archit.- und Ingen.-Ver." Heft 1, statt der bisher nicht genau normirt gewesenen „Kubel" und „Kasten" metrische Mörtelmaße, als eine mit der allgemeineren Einführung des Metermaßes zweckmäßig erscheinende Reform beim Bauwesen. Mißt man eine Anzahl der gewöhnlich benützten Mörtelkübel nach, so ergiebt sich, daß sie alle sehr nahe 10 Liter Inhalt haben. Man solle daher dieses Maß ein für allemal für diese Kübel festsetzen. Passende Dimensionen sind dann 30 Centimeter Durchmesser und 14½ Centimeter Höhe. Ebenso enthalten die Mörtelkasten, in welche die Kubel ausgeleert werden, durchschnittlich 50 Liter. Als passende mittlere Längen-, Breiten- und Höhen-Abmessungen empfehlen sich für die Mörtelkasten beispielsweise folgende: 76, 33 und 20 Centimeter. Beide Dimensionsangaben ergeben ein kleines Uebermaß, welches jedoch rücksichtlich der Unmöglichkeit, die Gefäße ganz genau zu füllen, gerechtfertigt erscheint. G. macht den Vorschlag, daß die technischen Behörden in Zukunft die Verwendung solcher Mörtelgefäße in den Bedingungen vorschreiben sollen.

(Eine Hochzeit in einem Kloster) ist sicherlich ein höchst seltenes, in Berlin noch nicht dagewesenes Ereigniß, das registrirt zu werden verdient. Und es war ein glückliches Paar, das sich verband, ein fröhliches Hochzeitsmahl, das dieserhalb in den Räumen des ehrwürdigen Klosters der Ursulinerinnen, Lindenstraße 48, am Abend des 28. August stattfand. Die junge Braut war in dem Waisenhause des Klosters erzogen worden, hatte Dienste in Haus und Hof, Wirthschaft und Küche geleistet und endlich ihr Herz, trotz der Abgeschlossenheit innerhalb der Klostermauern, von einem Ritter aus Landsberg erobern lassen. Da die Braut vater- und mutterlos, so trat die Oberin des Klosters an die Stelle der Eltern und sorgte für Alles, selbst für einen gemüthlichen Polterabend, der am Abend des 27. August stattfand. In der Kirche des Klosters war am 28. August die Trauung und nicht nur die Geistlichkeit von St. Hedwig und St. Michael, auch die „Schwestern" waren aus ihrer Clausur herausgetreten, um an dem Feste Theil zu nehmen.

(Eine Leichenverbrennung im Hochgebirge.) Man schreibt der „N. Fr. Presse" aus Liezen: Wenn man vom Auslaufspunkte der Rudolphbahn im Nordwesten der Steyermark, von Rottenmann in das Salzkammergut wandert, drängen sich bei der Ausmündung des Paltenthales in das Ennsthal gegen Norden die Kämme zweier riesiger Hochgebirge den Blicken auf, welche in fast senkrechter Wand gegen das Ennsthal zu abfallen. Die gegen Nordwesten aufgethürmte Wand heißt die Weißenbacher Mauer, die gegen Nordosten in einer Ausdehnung von nahezu zwei Stunden sich hinziehende riesige Mauer heißt die Angerer Höhe. Gegen Westen fällt eine Koppe derselben unter dem Namen „Lurg" mehr als 1000 Fuß senkrecht ab, und deren Fortsetzung ist die Weißenbacher Mauer; die Hochebene, die sich von hier aus gegen Norden hinzieht, heißt die Brunner Alpe. Am 22. August d. J. kletterte ein Alpenhirte, nach Edelweiß suchend, an dem Abhange von der Weißenbacher Mauer unter dem Lurg hinüber und fand dort zu seinem Entsetzen eine weibliche Leiche im höchsten Stadium der Verwesung; neben der Leiche lag ein kleiner Bündel mit Mehl und Schmalz. Durch den Schafhirten von dieser Entdeckung in Kenntniß gesetzt, erstattete der Gemeindevorstand von Weißenbach die amtliche Anzeige. Doch wie die gerichtliche Obduction vornehmen? Ein gewöhnliches Menschenkind vermag dorthin nicht zu gelangen; nur sehr geübte Steiger bringen das fertig. Eine Uebertragung der Leiche erschien aber wegen des fortgeschrittenen Zustandes der Verwesung als unthunlich. Da alle Umstände dafür sprachen, daß eine Gewaltthat nicht vorliege, eine Beerdigung der Leiche aber an der Felsenwand wegen Mangels an Erde als unmöglich sich herausstellte, so wurde von der gewöhnlichen gerichtlichen Beschau und Obduction Umgang genommen und von Seite der Behörde mit der Gemeindevorstehung von Weißenbach die Vereinbarung getroffen, daß ein Paar geübte Steiger an die betreffende Stelle Holz hinschleppen und sodann die Leiche verbrennen, und so fand denn am 25. August die Verbrennung der Leiche statt. Wahrscheinlich hatte die Arme im Herbste vorigen Jahres bei den Sennhütten in Angern und Brunn um Schmalz gebettelt und durch den Nebel, der auf diesen Höhen oft plötzlich und so dicht einfällt, daß man kaum auf zehn Schritte aus sehen kann, die Richtung des Weges zu den Hütten in Lampolden verloren und vor Ermattung oben verschmachten müssen.

(Vom Fuße des Rigi) schreibt man der „Karlsr. Ztg.": Bei der gegenwärtigen herrlichen Witterung ist der Zufluß der Reisenden hierher ein außerordentlicher. Die den Vierwaldstädter See befahrenden Dampfboote sind überfüllt mit Fremden wie Einheimischen, welche, bei Station Vitznau aussteigend, den Wunderbau, die Rigibahn, sehen und vermittelst derselben auf die Höhe des weltberühmten Berges gelangen wollen. Die Fahrt an sich ist aber auch eine in der That höchst interessante, genußreiche und ganz und gar sichere. Auf dem Rigi selbst sind alle Gasthöfe übervölkert. Trotzdem darf sich Niemand abhalten lassen, die Reise hierher zu machen, da in den ausgedehnten Räumlichkeiten, welche die vorhandenen Gasthöfe bieten, immer noch ein Unterkommen gefunden wird, die Bedienung eine sehr befriedigende und die Aussicht vom Berg aus seit mehreren Tagen eine über alle Beschreibung prächtige ist.

(Die etwas veränderte Richtung des Golfstromes), schreibt ein schwedisches Blatt, ist wahrscheinlich durch die unter dem Aequator und auf der südlichen Halbkugel stattgefundenen starken Erderschütterungen in Brasilien, China, auf den Südsee-Inseln und anderen Stellen entstanden. Es sind nun fast drei Jahre her, seitdem dieses Phänomen größere Dimensionen anzunehmen begann, wodurch der Golfstrom eine schnellere Bewegung nach dem Polarmeere hin erhielt und eine größere Feuchtigkeit der Luft mit sich führte, welche letztere in Schweden und Norwegen von günstigster Einwirkung auf das Wachsthum aller Pflanzen gewesen ist.

(Der Vesuv) wirft gegenwärtig beständig Lava aus und bietet Abends ein großartiges Schauspiel dar. Viele Fremde, die in Neapel verweilen, begaben sich nach dem Observatorium, wo sie sowohl die flüssigen Lavamassen sehen können, die schlangenartig vom Gipfel in die Tiefe gleiten, als auch jene anderen Lavamassen, die wie ein ungeheueres Steinkohlenfeuer in einem Kamin aussehen, und bis in die Ferne eine unheimliche Gluth verbreiten.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 104. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

19. Capitel.

Vorbereitungen zum Theaterballe.

Sechs Wochen waren seit jenem Tage verstrichen. Der von der Familie des Geheimraths und gewiß auch von tausend Anderen so sehnlichst erwartete Fastnacht-Dienstag war erschienen. Ungefähr eine Stunde vor Eröffnung des Theaterballes saßen Hulda und deren Tante noch in dem kleinen Wohnzimmer, trotzdem der Geheimrath, welcher bereits in seinem Schlafgemache sich mit dem reichen Costüme eines türkischen Pascha's schmückte, schon einige Mal durch den Diener die Damen bitten ließ, sie möchten an ihre Toilette denken, damit man nicht zu spät zur Polonaise komme.

„Das Herz ist mir so schwer," sagte Hulda, welche die Hand der Tante gefaßt hielt und dieser wehmüthig ernst in's Auge schaute, „der Gedanke, für immer aus dem Vaterhause scheiden zu sollen, nein, nein, dringe nicht weiter in mich, ich kann nicht!"

„Thörichtes Kind, wer sagt Dir denn, daß Du für immer aus diesem Hause scheiden sollst?" entgegnete die Tante.

Hulda seufzte tief auf. „Das Kind soll den Eltern gehorsam sein," sagte sie leise. „Stehe ich nicht im Begriff, gegen dieses erste Gebot Gottes zu sündigen?"

„Auch der Gehorsam hat seine Grenzen, wenn der Eigensinn der Eltern das Lebensglück des Kindes zu zerstören droht. Was hast Du, wenn Du hier bleibst? Jahre des Grams und der Sorge, die rauhen Herbststürme im Frühling Deines Lebens. Du suchst und findest Dein Glück nur in der Vereinigung mit Eduard; wie Du ihn liebst, so heiß und glühend liebt er Dich. Dein Vater versagt seine Einwilligung. Weshalb? Weil Eduard arm, weil er Officier ist. Sind diese Gründe vernunftgemäß, verrathen sie etwa die Liebe und Sorge eines Vaters für seine Tochter? Nein, sie zeigen nur von der eigensinnigen Laune eines mit Vorurtheilen behafteten Vaters. Und diesen Vorurtheilen sollst Du Dein Glück opfern?"

Hulda blickte sinnend vor sich hin. „Ja, ja, Du hast recht," sagte sie, „seine Einwendungen sind thöricht und ungerecht, aber er ist mein Vater, er muß es verantworten können, ich darf —"

„Du darfst nicht ungehorsam sein?" fiel die Tante ihr in's Wort. „Kind, das kannst Du so leicht, so gedankenlos sagen? Du hast dem Geliebten zu folgen versprochen, er hat seinen Abschied genommen, jetzt willst Du Dein Versprechen zurücknehmen? Weißt Du, was daraus entsteht?

„Nein, nein, ich bitte Dich, foltere mich nicht!" rief ängstlich das Mädchen. „Es ist wahr, ich habe es ihm versprochen," fuhr sie nach einer Pause fort, „aber mein Entschluß war ein übereilter, ich wurde gedrängt zu dem Versprechen, gedrängt von Dir und ihm."

„Dein Entschluß war ein freier, Niemand drängte Dich dazu. Du hattest Dir Zeit genug erbeten, ihn zu überlegen, und Du mußtest bedenken, daß, wenn er gefaßt war, Du nicht zurücktreten durftest. Ueberhaupt, Hulda, was wagst Du? Deine Mutter ist mit der Flucht einverstanden, ich begleite Dich, Dein Vater wird und muß nachgeben."

Hulda hatte sich erhoben; sie stand am Fenster und sah auf die dunkele Straße hinaus. Eine Thräne glänzte in ihren Augen. „Darum wird das Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen," flüsterte sie leise für sich hin.

„Der Herr Geheimrath lassen nochmals bitten!" unterbrach ein Diener die Unterredung; „es sei bereits ein Viertel über acht, punkt neun Uhr beginnt der Ball."

„So sei es denn," sagte Hulda, indem sie der Tante die Hand reichte. „Gott möge mir verzeihen, wenn ich unrecht thue."

Die Tante schloß das Mädchen in ihre Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Ich bleibe bei Dir," versetzte sie. „Würde ich es thun, würde ich Dich zur Flucht auffordern, wenn Du dadurch Dich einer Sünde schuldig machtest?"

Die Damen verließen das Zimmer, um ihre Costüme anzulegen.

Eine halbe Stunde später trat der Geheimrath in der reich mit Gold gestickten Kleidung eines türkischen Pascha's ein. Er hielt den Turban noch in der Hand, wahrscheinlich wollte er die Spitze seines Haarfaldo's, welche so kühn und verwegen über der Stirne emporragte, nicht eher niederdrücken, bis er dazu genöthigt war. Er warf im Vorbeigehen einen Blick stolzen Wohlgefallens in den Spiegel und trat dann an den Ofen. Sich in's Sopha niederzulassen, wagte er nicht, aus Furcht, seinen kostbaren Anzug zu derangiren.

Bald nach ihm trat auch seine Gattin in's Zimmer, sie trug das Costüm einer Perserin. Der Geheimrath blickte mit Verwunderung in das noch immer hübsche Antlitz seiner besseren Hälfte. Vielleicht gedachte er der Zeit, in der sie als seine Braut vor ihm stand. „Wir werden Aufsehen machen," nahm er nach einer Weile das Wort, „unsere Perlen und Brillanten sind echt, die Agraffe meines Turbans ist allein fünfhundert Thaler werth. Aber was fehlt Dir? Du siehst so ernst, so — ich möchte fast behaupten, gedrückt aus. Ich bitte Dich, Kind, wenn Jemand Dir in's Gesicht sieht und diese düsteren Falten auf Deiner Stirne bemerkt, muß er glauben, der Ball koste uns schwere Opfer. Und doch ist dem nicht so! Wenn ich berechne, daß ich für die Costüme, welche uns etwas über zweihundert Thaler kosten, achtzig bis neunzig Thaler zurückerhalte, vorausgesetzt, daß ich dieselben wieder verkaufen will, so —

„Ich bitte Dich, rede jetzt nicht von diesen Kleinigkeiten," fiel die Geheimräthin ihm ernst in's Wort. „Mich beschäftigen ganz andere Dinge."

„Darf ich sie wissen?" erlaubte der Geheimrath sich zu fragen.

Die Geheimräthin durchschritt einige Mal das Zimmer. In der Seele fand ein schwerer, ein bitterer Kampf statt; man las dies in den Zügen der Dame, welche Angst und Unruhe verriethen. „Gieb unsere Tochter dem Lieutenant," sagte sie endlich, vor dem Gatten stehen bleibend. „Die jungen Leute lieben sich, wie dürfen ihrem Glücke nicht in den Weg treten."

Der Geheimrath fuhr mit der Hand von hinten nach vorne über seinen Schädel und drehte die Spitze des Saldo's noch etwas spitzer.

„Wenn es Das ist, was Dich bedrückt, dann bedauere ich, den Druck nicht von Deinem Herzen nehmen zu können," entgegnete er ruhig. „Du kennst meine Ansicht über diesen Punkt, der Lieutenant ist arm und trägt Uniform, zwei Gründe, welche für mich hinreichen, ihm die Hand meiner Tochter zu verweigern. Hulda ist ein vernünftiges Mädchen, sie wird einsehen, daß ich in ihrem Interesse handele und wenn sie dies einsieht, den Herrn bald vergessen. Die erste Liebe hält ohnehin nie Stand, das habe ich an mir selbst erfahren."

„Einer dieser Gründe ist bereits gefallen," sagte die Geheimräthin. „Herr v. Kloß hat seinen Abschied genommen."

„So, so," versetzte Werden achselzuckend. „Was will er denn nun werden? Etwa Canzleisecretair?"

„Nein, Oekonom."

„Oekonom?" Der Geheimrath wiederholte das Wort in beißend ironischem Tone. „Verwalter wahrscheinlich? Um ein Gut zu kaufen, mangelt's ihm an Vermögen."

„Haben wir's denn nicht?" erwiderte die Geheimräthin vorwurfsvoll. „Wir sind reich, mit einem Viertel unseres Vermögens können wir unser Kind glücklich machen; weshalb weigerst Du Dich?"

„Ich begreife nicht, weshalb Du mir so zureden willst," sagte der alte Herr ungeduldig. „Wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe, bringt nichts mich davon zurück."

„Das ist eben das Unglück! Dein eigensinniger Kopf hat schon manches Unheil gestiftet. Ich bitte Dich noch einmal, gieb in Güte nach, laß es nicht zum Aeußersten kommen."

Der Geheimrath stutzte, das Lächeln verschwand von seinen Lippen. „Zum Aeußersten? Ich verstehe Dich nicht, sei so gut und sprich deutlicher."

„Nun wohl, ich will's Dir sagen, Du kannst ja doch nichts daran ändern. Wenn Du auch heute Deine Vorsichtsmaßregeln triffst, morgen oder übermorgen kannst Du es nicht. Man will unser Kind entführen."

Der alte Herr sah sprachlos vor Bestürzung seiner Gattin in's Antlitz, aber er hatte sich rasch wieder gefaßt. „Wer will Hulda entführen?" fragte er endlich.

„Eduard v. Kloß."

„Wann?"

„Heute Nacht."

„Woher weißt Du das?"

„Ich habe es aus Andeutungen meiner Schwester errathen."

„Pah, Schreckschüsse!" versetzte der Geheimrath, verächtlich die Achseln zuckend. „Man hat Dich in Angst setzen wollen."

„Glaubst Du das auch dann noch, wenn ich Dir sage, daß Hulda mit ihrem Geliebten einverstanden ist? Daß Beide heute Abend um 11 Uhr mit dem letzten Eisenbahnzuge abzufahren gedenken?"

„Gut, wir werden hier bleiben," sagte der Geheimrath, indem er sich der Thür näherte. „Jacob soll die Pferde ausspannen lassen." Er blieb stehen. „Nein, es geht nicht," fuhr er fort, „ich habe versprochen, hinzukommen. Aber Polizei wird dort sein, ich engagire einige Gensdarmen und lasse die Thüren bewachen."

„Um morgen der ganzen Stadt Stoff zur Unterhaltung zu geben," setzte die Geheimräthin hinzu. „Du kannst freilich heute die Entführung verhindern, aber die jungen Leute werden dadurch nicht von ihrem Entschlusse lassen, deshalb —"

„Deshalb?" fragte der alte Herr, der jetzt unzählige Male an dem Spiegel vorbeischritt, ohne hineinzuschauen.

„Deshalb kannst Du nichts Besseres thun, als Deine Einwilligung geben. Bertha heirathet den Hauptmann v. Wetterau."

Der Geheimrath blieb stehen. „Herr meines Lebens, die alte Sch — — — — —, die alte Jungfer wollte ich sagen, denn alt ist sie, das wirst Du zugeben müssen. Was sie an diesen Mann gefesselt hat, begreife ich nicht."

„Der Geschmack ist verschieden," schaltete die Geheimräthin ein. „Als ich Dich nahm, konnte man meinen Geschmack auch nicht begreifen."

Jetzt warf der Geheimrath einen Blick in den Spiegel, vielleicht unwillkürlich, vielleicht auch absichtlich. „Du wirst mich doch nicht mit Jenem vergleichen wollen?

„Nicht im entferntesten, aber ein Adonis warst Du auch nicht, und Vermögen hattest Du ebenfalls nicht."

„Aber ich durfte auf eine glänzende Carrière rechnen."

„In der Du es nur bis zum Geheimrath brachtest," erlaubte die Dame sich zu bemerken.

Jetzt riß dem alten Herrn die Geduld. „Wer trägt die Schuld, daß ich beim Geheimrath stehen blieb? Ich oder die Verhältnisse? Wer kann, wer darf mir deshalb einen Vorwurf machen? Ich hab's weit genug gebracht; hätte ich krumme Wege gehen wollen, würde ich's noch weiter gebracht haben."

Eine peinliche Pause trat ein, der Geheimrath war in Nachdenken versunken. Er konnte nicht sagen, daß er gegen den Lieutenant persönlich Abneigung fühlte, im Gegentheil, Eduard v. Kloß war ihm stets ein angenehmer Gesellschafter gewesen, er hatte in ihm einen gebildeten, feinfühlenden und gutherzigen Mann kennen gelernt. Aber Eduard besaß kein Vermögen! Freilich, er hatte damals, als er seine Gattin zum Altare führte, auch kein Vermögen aufzuweisen, aber er war doch im Besitze eines einträglichen Amtes, welches ihm Aussicht auf die höchsten Ehrenstellen eröffnete. Auf der anderen Seite, wenn er bei seiner Weigerung beharrte, welche Folgen konnten daraus entstehen? Entweder Hulda fügte sich dem Willen ihres Vaters und verzichtete auf ihr Lebensglück, oder sie gehorchte nicht und — — Weiter wagte der Geheimrath nicht zu denken. Er liebte sein Kind, der Gedanke, daß dasselbe auf und davon gehen könne, um nie in das Vaterhaus zurückzukehren, war ihm schrecklich.

„Nun, wozu hast Du Dich entschlossen?" brach die Geheimräthin endlich das Schweigen. „Bedenke die Verantwortlichkeit, welche wir uns aufladen, wenn —"

„Reden wir jetzt nicht weiter darüber," fiel der alte Herr ihr in's Wort, „ich höre die Beiden kommen. Was ich aber

auch thun werde, sei versichert, daß ich den Gedanken an jene Verantwortlichkeit stets vor Augen habe."

Die beiden Damen traten ein, sie trugen ebenfalls persische Costüme. Die weißen Perlen in den dunkelen Locken Hulda's ließen die bleichen Wangen noch blasser erscheinen. Die Geheimräthin warf ihrem Gatten einen bedeutungsvollen Blick zu, der alte Herr verstand ihn, er nickte gedankenvoll mit dem Kopfe.

„Muth!" flüsterte Tante Bertha der Nichte zu. „Du wirst bald in diese Räume zurückkehren."

Der Geheimrath setzte den Turban auf sein gedankenschweres Haupt, ohne die Spitze des Saldo's zu berücksichtigen, und zog die Handschuhe an. „Gehen wir," sagte er, „wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Entstehung, Verbreitung und Verhütung von Cholera. *)

Von Professor Aug. Hirsch.

Schon vor mehreren Monaten drangen beunruhigende Nachrichten über die Fortschritte, welche die Cholera in neuester Zeit auf russischem Gebiete gemacht hatte, nach den westlichen Gegenden Europas herüber, und seit einigen Wochen haben die hieran für Deutschland geknüpften Befürchtungen sich leider erfüllt: die Cholera hat in unseren östlichen Provinzen bereits festen Fuß gefaßt und alle früher gemachten Erfahrungen rechtfertigen nur zu sehr die Besorgniß, daß die Krankheit nicht hier ihre Grenzen finden, sondern in gewohnter Weise ihren verheerenden Zug in westlicher Richtung weiter fortsetzen wird. Diesem drohenden Ereignisse gegenüber dürfte es nicht unangemessen sein, einige der allgemeinen Aufmerksamkeit würdige Punkte aus der Geschichte der Cholera einer kurzen Erörterung zu unterwerfen und das Verständniß des größeren Publicums über eine Reihe von Fragen aufzuklären, welche die Entstehung und Verbreitung der gefürchteten Krankheit, sowie die zur Verhütung oder doch räumlichen Beschränkung der Seuche gemachten Vorschläge betreffen, insofern eine Durchführung eben dieser nicht blos von dem Eifer der Sanitätsbehörden, sondern auch sehr wesentlich von der richtigen Einsicht und dem daraus resultirenden Interesse des größeren Publicums abhängig ist. Ich will es in den folgenden Zeilen versuchen, ein solches Verständniß herbeizuführen, und ich glaube um so mehr ein williges Ohr zu finden, wenn ich meine Ueberzeugung von vornherein dahin ausspreche, daß es einer wohlgeleiteten, mit der privaten Hygieine Hand in Hand gehenden öffentlichen Sanitätspflege wohl gelingen dürfte, die Seuche, wenn auch nicht zu vertilgen, so doch in ihrer räumlichen Verbreitung auf ein gewisses Maß zu beschränken.

Die Cholera gehört zur Gruppe derjenigen Krankheiten, welche, wie Blattern, Scharlach, Masern u. a., der Einwirkung einer bestimmten, specifischen Ursache auf den menschlichen Organismus ihre Entstehung verdanken, einer Ursache, welche sich in ihrer Wirkungsweise auf den menschlichen Körper den eigentlichen Giften so ähnlich verhält, daß sie mit dem Namen eines „Krankheitsgiftes" belegt worden ist. Trotz der sorglichsten Untersuchungen sind diese Krankheitsgifte selbst, ihrem Ursprunge und ihrer Natur nach, bisher unbekannt geblieben, bei einzelnen derselben kennt man nur das Vehikel, an welches sie gebunden sind (bei den Blattern der in den Blatterpusteln enthaltene Eiter, bei der Cholera höchst wahrscheinlich die durch den Krankheitsproceß hervorgerufenen Darmausscheidungen), man ist aber nur durch die specifische Wirkung, welche jedes dieser Krankheitsgifte auf den Organismus äußert, berechtigt und gezwungen, ihre Realität und specifische Verschiedenartigkeit zu suppeditiren und bezüglich ihrer Natur mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen, daß sie nicht luftförmige (gasige), sondern flüssige oder feste und organische, vielleicht selbst organisirte Körper, resp. animalische oder vegetabilische Organismen von minimaler Größe darstellen.

Die Identificirung der eigentlich sogenannten Gifte und der Krankheitsgifte erscheint aber nicht nur mit Rücksicht auf die Aehnlichkeit der durch beide Kategorieen von Krankheitsursachen herborgerufenen Krankheitsformen, sondern auch bezüglich des Verhaltens gerechtfertigt, welches die einzelnen Individuen beiden Gruppen von Schädlichkeiten gegenüber erkennen lassen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein und dasselbe Gift in gleicher Quantität auf verschiedene Individuen verschieden heftige, unter Umständen nur sehr geringfügige oder auch wohl gar keine Wirkungen äußert; der Grund hierfür ist offenbar in dem verschiedenen körperlichen Verhalten, in der verschiedenen physiologischen „Stimmung" einzelner Individuen zu suchen, und zwar erscheint dieselbe von Alters- und Geschlechtsverhältnissen, von dem Kräftezustande des Organismus im Allgemeinen, von gewissen Schwächezuständen oder Erkrankungen einzelner Organe ꝛc., zum Theil auch von der Gewöhnung abhängig, eine Thatsache, für welche die tägliche Erfahrung in der Wirkung von Opium, Tabak, Alkohol, selbst Arsenik und anderen Giften zahlreiche Beweise liefert, und welche sich in gleicher Weise auch in dem Verhalten der einzelnen Individuen den einzelnen Krankheitsgiften gegenüber bemerklich macht. Wir sehen, wie ein und dasselbe Krankheitsgift, auf eine Gruppe von Individuen einwirkend, bei einzelnen derselben schwere, bei anderen leichtere, bei dem Reste gar keine Krankheitserscheinungen hervorruft, und auch hierfür ist der Grund unzweifelhaft in dem Umstande zu suchen, daß den einzelnen Individuen, je nach ihrem körperlichen Verhalten, eine mehr oder weniger große, resp. eine ganz mangelnde Geneigtheit, Prädisposition, von dem Krankheitsgifte afficirt zu werden, zukommt.

Eine Vergleichung des Wirkungsvermögens und der Verbreitungsweise der einzelnen Krankheitsgifte ergiebt wesentliche Verschiedenheiten, deren Kenntniß für das Verständniß der vorliegenden Frage durchaus geboten erscheint. Einige Krankheitsgifte (so namentlich das den sogenannten Wechsel- oder Malariafiebern zu Grunde liegende Gift) erschöpfen sich mit ihrer einmaligen Einwirkung auf den Organismus und vermögen daher von diesem aus nicht mehr inficirend auf andere Individuen einzuwirken, andere (wie das Blattern-, Scharlach-, Masern-, Choleragift u. a.) reproduciren sich innerhalb des Organismus, in welchem sie ihre vergiftende Wirkung entfaltet haben, und können somit, vom erkrankten Organismus ausgeschieden und auf andere, gesunde Individuen übertragen, fortdauernd krankheitzeugend wirken; eben die aus diesen Krankheitsgiften hervorgehenden Krankheiten hat man bisher gewöhnlich mit dem Namen der contagiösen oder ansteckenden bezeichnet. Fortgesetzte Beobachtungen aber haben weiter den Beweis geliefert, daß diese im Organismus reproducirten, von Individuum zu Individuum übertragbaren Krankheitsgifte sich in Bezug auf ihre Wirkungsfähigkeit verschieden verhalten, daß einzelne derselben, wie beispielsweise Blatterngift, schon im Organismus zu ihrer vollen Entwickelung gelangen und sich daher schon unmittelbar nach ihrer Ausscheidung aus demselben wirksam zeigen, andere dagegen, wie speciell das Cholera-Gift, nach ihrer Abscheidung aus dem Körper erst einer gewissen Veränderung, einer Metamorphose — einer Keimung oder Reifung — bedürfen, um wirksam zu werden. Diese Metamorphose des Krankheitsgiftes ist von gewissen, in der Atmosphäre, im Boden, sowie überhaupt in der ganzen, den Menschen umgebenden Außenwelt gelegenen Einflüssen abhängig, und so lange diese äußeren Bedingungen für ihre Metamorphose fehlen, bleibt das Krankheitsgift un-

*) Aus der „Nat.-Ztg."

wirksam; während demnach die der ersten Gruppe angehörigen Krankheiten Behufs ihrer Entstehung und Fortpflanzung nur der Gegenwart des Krankheitsgiftes und der für dasselbe empfänglichen Individuen bedürfen, ist die Verbreitung der zur zweiten Gruppe zählenden Krankheitsformen noch von gewissen in der äußeren Natur gegebenen, gleichzeitig wirksamen Momenten abhängig, welche sich übrigens, wie es scheint, bei den verschiedenen Krankheitsgiften verschieden verhalten.

Diese hier in kurzen Zügen entwickelte Lehre von der Natur und Verbreitungsweise der sogenannten Krankheitsgifte gehört der neuesten Zeit an, und wenn dieselbe in Folge der für die Forschung unendlich großen, vor Allem aus der absoluten Unbekanntschaft mit den Krankheitsgiften selbst hervorgehenden Schwierigkeiten vorläufig zum großen Theile nur noch hypothetischer Natur geblieben ist, so hat sie immerhin doch schon manche werthvolle Aufschlüsse über den Verbreitungsmodus der einzelnen hierher gehörigen Krankheiten, und damit bestimmte Gesichtspunkte für eine wirksame Bekämpfung resp. Verhütung derselben geboten, und die folgenden Zeilen sollen eben zeigen, welche Resultate die Forschung in Bezug auf die vorliegenden Fragen für Cholera ergeben hat.

Die Heimath, d. h. der ursprüngliche Herd des Choleragiftes ist Indien, und das Auftreten der Krankheit außerhalb dieses Gebietes ist stets und unter allen Umständen an eine Verschleppung des Krankheitskeimes durch den menschlichen Verkehr von Ort zu Ort bedingt; es liegt keine sicher constatirte Beobachtung vor, welche die Annahme einer autochthonen Entstehung der Cholera außerhalb ihrer Heimath rechtfertigte, und wenn es auch nicht in allen Fällen gelungen ist, diesen Verbreitungsmodus durch Verschleppung des Choleragiftes durch den persönlichen oder sachlichen Verkehr zu voller Evidenz nachzuweisen, so liegt der Grund hierfür lediglich in der oft großen Schwierigkeit, die tausendfachen, eng verschlungenen Verkehrsfäden mit Sicherheit zu verfolgen, vor Allem darin, daß das Krankheitsgift nicht nur in den zur vollen Entwickelung gelangten Krankheitsfällen, sondern auch in den leichteren, unter den Namen der Cholera-Diarrhoe oder Cholerine bekannten Krankheitsformen vom Organismus ausgeschieden wird, und daß eben diese Fälle sich der öffentlichen Aufmerksamkeit am allerleichtesten zu entziehen vermögen.

So unzweifelhaft demnach die Verbreitung der Cholera zunächst lediglich von einer Verschleppung des Krankheitsgiftes abhängt, so sicher ist, den zuvor entwickelten Thatsachen gemäß, die Empfänglichkeit für dasselbe an gewisse körperliche Zustände des Individuums geknüpft. Die Erfahrung lehrt eben, daß von einer Gruppe von Individuen, auf welche das Choleragift einwirkt, nur in einem Theile derselben — und zwar in dem für die Erkrankung prädisponirten — das Gift seine Wirkung entfaltet und der Ausbruch der Krankheit erfolgt, und wenn man auch keineswegs in allen Fällen die jene Prädisposition bedingenden körperlichen Zustände nachzuweisen vermag, so kann man im Allgemeinen doch so viel mit Sicherheit aussagen, daß Alles, was das Gleichgewicht der organischen Functionen stört und damit die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen die auf ihn einwirkenden Schädlichkeiten herabsetzt, die Empfänglichkeit für das Gift steigert, daß namentlich krankhafte Zustände desjenigen Organes, in welchem das Choleragift seine erste Wirkung äußert (des Darmcanales), dem Gifte selbst gewissermaßen einen für seine Einwirkung besonders geeigneten Boden schaffen, und daß diese Momente daher für das Individuum die Gefahr, von der Krankheit ergriffen zu werden, erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Aus Metz,) 29. August, schreibt man der Berliner „Germania“: „In der Umgebung von Metz fangen die Spuren der letzten Ereignisse an, allmählich zu verschwinden. Das gänzlich eingeäscherte große Dorf Peltre ist zur größeren Hälfte schon wieder aufgebaut. Metz hat schon begonnen, seinen alten Charakter zu ändern. Etwa acht bis neun Tausend Franzosen sind ausgewandert, darunter fast die Hälfte Beamte, Officiere und andere Familien. Der deutsche Zuzug übersteigt wohl schon fünf Tausend und besteht, außer Beamten und Officiersfamilien, meist aus Geschäftsleuten, namentlich Tabakshändlern und Bier- und Gastwirthen nebst dem entsprechenden Personale. Fast alle Gasthöfe und Kaffeehäuser haben nur noch deutsche Kellner und eben solche sonstige Bedienstete. Eine Menge deutscher Bier- und Gastwirthschaften sind schon in allen Theilen der Stadt im Betrieb. Außer der starken Besatzung, welche eine Zulage erhält, bilden die äußerst zahlreichen Reisenden den Hauptheil ihrer Kundschaft. Auch das einheimische deutsche Element hat sich verstärkt. Metz zählt stets mehrere Tausend deutschredende Lothringer in seinen Mauern. Seit einigen Monaten hat sich deren Zahl namentlich durch die Festungsarbeiten wohl um die Hälfte vermehrt.“ — Von ebendort schreibt man der „Karlsr. Ztg.“: „Am 7. Sept. findet die Einweihung des von der Stadt Metz den während des jüngst vergangenen Krieges hier beerdigten französischen Soldaten gewidmeten Denkmales auf dem Kirchhofe Chambière statt. Dieses Denkmal — ein kolossales Mausoleum — erhebt sich in der Mitte der drei langgezogenen Reihen von Gräbern, welche die gemeinschaftliche Ruhestätte von 8400 theils an Wunden, theils an Krankheiten hier verstorbenen Soldaten bilden.“

(Eine eigenthümliche Demonstration) hat die Gesellschaft der heiligen Cäcilia von Metz veranstaltet. Sie sandte eine Deputation nach Nanzig, um die Ehrenmedaillen, welche sie im Wettsingen errungen, dem Maire von Nanzig zu übergeben, welcher dieselben bis auf „bessere Zeit“ bewahren soll. Die Deputation, welcher sich auch Delegirte von Thionville angeschlossen hatten, wurde auf dem Bahnhofe von Nanzig feierlich empfangen und alsdann nach dem dortigen Stadthause geleitet. Hier erfolgte unter verschiedenen Ansprachen und allgemeiner Rührung die Uebergabe der Medaillen. Der Sprecher der Deputation hob hervor, wie man die Ehrenzeichen der heiligen Cäcilia nicht in der Gewalt des „Fremden“ habe lassen wollen, und der Maire von Nanzig versprach, die „kostbaren Unterpfänder“ treu zu bewahren.

(Eine Botschaft aus dem Meere.) In New-Bedford, Massachusetts, wurde unlängst, wie die New-Yorker „Times“ vom 18. August meldet, eine Flasche mit einer „Botschaft aus dem Meere“ aufgefischt, die von dem lange verschollenen Postdampfer „City of Boston“ herrührt. Der Zettel in der Flasche war ohne Datum oder Namen und in deutscher Sprache wie folgt beschrieben: „Derjenige, welcher diese Flasche findet, falls sie ihren Weg an's Land macht, wolle sie gefälligst der Admiralität in einem englischen Hafen übersenden. Ich habe ähnliche in's Meer geworfen, welche Nachrichten in verschiedenen Sprachen enthalten. Sie kommen von dem sinkenden Schiffe „City of Boston“. Wir geriethen unglücklicher Weise zwischen das — (wahrscheinlich Eis) aus dem Niemand entrinnen kann.“

(Das Telegraphennetz rings um die Erde) ist nahezu vollendet. Während des Monats August wird Shanghai in China mit Japan und der nördlichen Station in Sibirien in Verbindung gebracht sein; im November wird sodann das Kabel zwischen Singapore und Australien gelegt werden, und es fehlt dann noch das Schlußglied von Japan nach Californien, um das Netz zu vervollständigen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 103. Vierter Jahrgang. 1871.

* Das schönste Ordensband.

Da tragen sie hinaus zum Grabe
Ein Weib, deß Herz in Treue schlug,
Dem Sarge, weinend, folgt ein Knabe
Und dann ein kleiner Leichenzug.
Nun ruht nach Sorgen, Müh' und Plagen
Das edle Samariterherz,
Das gern des Lebens Last getragen,
Als jüngst erklang des Krieges Erz.

Es hielten Rast der Kämpfer viele
In ihrer Hütte, arm und klein,
Indeß sie schlief auf harter Diele
Vergnügt in Gottes Namen ein.
Sie darbte ja so seelengerne
Ob unsres Vaterlandes Noth
Und theilte freudig, nah und ferne,
Dem Hunger oft das letzte Brod.

Sie hat nicht schlau darnach getrachtet,
Daß ihre Hütte ein Spital,
Darin ein wunder Krieger schmachtet
Als einz'ger Gast für allemal.
Und als der Mangel gar in Kürze
Um Einlaß bat, zu ihrem Graus,
Da schlich, gehüllt in grober Schürze,
Sie nach des Jammers Klagehaus.

Doch kühlte sie der Krieger Wunden
Und reichte dar den Labemus,
Sie hat getröstet und verbunden,
Gebetet manchen Scheidegruß.
Es galt Erbarmen hier zu üben,
Das Noth mit hohem Ernst gebot,
Bis daß die Augen ihr, die trüben,
Geschlossen jüngst der starke Tod.

O gutes Herz, ja, dein Begehren
Stand nie nach Ruhm und Ordensstern,
Du wolltest jenen Schatz nur mehren,
Von dem die Motte bleibet fern.
Furcht war Dir fremd, wie jedes Hoffen,
Nur Deiner Pflicht warst Du bewußt,
Für Nächstenliebe bliebst Du offen,
Und Wohlzuthun war Deine Lust.

Wohl hat von Vielen, die da kamen,
Verstanden sie die Bruderpflicht,
Und doch, bei so viel stolzen Namen
Sah jüngst ich den der Wittwe — nicht.
Gott lohn' es Dir! Ein süßer Friede
Erwartet Dich im bessern Land,
Und gerne schmückt Dich hier im Liede
Der Sänger mit dem Ordensband.

Johannes Hüll.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

20. Capitel.

Weitere Vorbereitungen zum Maskenballe.

In dem Hause des ehemaligen Friseurs fanden an diesem Abende ähnliche Vorbereitungen zum Theaterballe statt. Theodor saß im Costüme eines neapolitanischen Fischers neben seiner Mutter auf dem Sopha. Ein schwarzer Domino, welcher auf dem Tische lag, ließ vermuthen, daß die alte Dame diese einfache Maske einem Charaktercostüme vorzog. Der Rentner stand im Nebenzimmer vor dem Spiegel, die Frisur, welche für einen Hofcavalier aus der Zeit Ludwig des Vierzehnten tadellos sein mußte, machte ihm viel zu schaffen. Die Thür war geöffnet, der alte Herr nahm an der Unterhaltung seiner Angehörigen den lebhaftesten Antheil.

„Ein dummer Streich war es doch!“ sagte er, während er einige Schönheitspflästerchen auf die Wangen klebte. „Wenn Du noch die Entlassungsordre in der Tasche gehabt hättest! Jetzt kannst Du von vorne wieder anfangen. Ich habe mit dem Stabsarzt noch einmal kräftig gesprochen; er glaubt auch, daß Dein Herzklopfen ein chronisches Uebel ist, aber er theilt ganz entschieden meine Ansicht. Er sagt ebenfalls, es wäre besser gewesen, wenn Du von jenem Saufgelage Dich fern gehalten hättest! Was hast Du nun gehabt für die paar Glas Bier?“

„Drei Tage Arrest!“ entgegnete Theodor gelassen. „Ob ich vier Wochen beim Hühnerfürsten zubrachte oder drei Tage länger bei ihm blieb, das machte wenig aus.“

„Armes Kind!“ sagte die Mutter seufzend. „Was wirst Du in jener Zeit gelitten haben!“

„Na, mager ist er nicht geworden,“ meinte der Rentner.

„Das verdanke ich Euerer Fürsorge,“ fuhr Theodor fort. „Gott weiß, wie es Euch gelungen ist, mir den Wein und den Braten hinein zu schmuggeln; damals habe ich darüber nicht gegrübelt, ich war froh, daß —“

„Daß Du Dich an ihnen laben konntest,“ unterbrach der Vater ihn, der still für sich hin lächelte. „Ja, ich will's glauben, aber die Langeweile, he? die hat Dir zugesetzt?“

„In den ersten acht Tagen, ja, aber nachher ging's besser, ich konnte ja lesen.“

„Ja, ja, der Hühnerfürst hat Dir seine alten Scharteken geliehen,“ versetzte Becker. „Na, der muß auch schönes Zeug in seiner Bibliothek haben.“

Theodor zuckte die Achseln. „Ueber das Niveau der Ritter- und Spuckgeschichten ragte keines seiner Bücher hinaus, aber, und das war die Hauptsache, sie vertrieben mir die Zeit. Einmal hatte unser Freund Löffel die Wache im Arresthause, ein anderes Mal der Gefreite Herz, sie besuchten mich, sobald der Hühnerfürst zu Bett gegangen war, da haben wir gezecht und uns ganz angenehm unterhalten.“

„Aber die harte Pritsche,“ meinte die Mutter.

„Je nun, man gewöhnt sich endlich an Alles,“ fuhr Theodor fort. „Nur an die Mäuse konnte ich mich nicht gewöhnen, sie liefen Nachts über mein Gesicht; oft, wenn ich wach wurde, hörte ich sie quiken. In der Regel lag am Morgen eine dieser Bestien im Wasserkrug.“

„Brr,“ machte der Rentner; auch die Mutter schüttelte sich.

Theodor lachte hell auf. „Glaubt Ihr, deshalb habe mir das Wasser weniger gut geschmeckt? Bah, eine Maus ist ein reinliches Geschöpf, ich kann nicht begreifen, weshalb so viele Leute Abscheu vor ihr hegen.“

Der Rentner war jetzt mit seiner Toilette fertig, er trat in die Wohnstube und schloß die Thür hinter sich zu. „Der Feldwebel war gewiß erfreut, Dich wieder zu sehen?“ fragte er.

„Natürlich, er versprach mir, daß ich bald wieder zum Hühnerfürsten zurückkehren solle. Seitdem er erfahren, daß ich der Bräutigam Therese's bin, läßt er mir keine Ruhe mehr.“

„So, so, also hat er sich auch um Therese beworben?“ fragte Becker.

„Das glaube ich, das hübsche, gute Mädchen!“ schaltete die Mutter ein. „Ich weiß nicht, was der alte Mann sich eingebildet hat, daß er seine Augen auf das junge Ding warf. Wäre ich an ihrer Stelle gewesen, ich hätte ihm ganz anders heimgeleuchtet.“

„Sie ist zu sanft, um Jemandem ein hartes Wort sagen zu können,“ bemerkte Theodor.

„Ja, sie ist ein liebes, herzensgutes Kind,“ fuhr die Mutter fort, „häuslich, gutherzig, gebildet, kurz, eine Schwiegertochter, wie ich sie mir nur wünschen mag. Deshalb diente ich auch der Inspectorin so entschieden auf die hämischen Bemerkungen.“

„Na, ein Denkmal hast Du Dir dadurch auch nicht verdient,“ meinte der Rentner.

„Sie hat gesprochen, wie eine brave vernünftige Frau sprechen soll, wenn man in ihrer Gegenwart über seine Mitmenschen hämisch und verächtlich loszieht,“ versetzte Theodor; „davor muß Jeder Respect haben.“

„Na ja, meinetwegen,“ entgegnete Becker, der jetzt an seinen Secretär trat und eine Schublade öffnete, „ich will Deiner Mutter nicht unrecht geben, durchaus nicht, der Standpunkt muß behauptet werden.“

„Verdient Therese vielleicht diese Vertheidigung nicht?“ fragte die Hausfrau etwas spitz. „Du warst doch mit der Wahl Theodor's ganz einverstanden.“

„Ja freilich, Therese ist ein recht hübsches, wohlerzogenes und edeldenkendes Mädchen, nur schade, daß sie keine Groschen mitbringt.“

„Ich glaube, die Alte hat ein kleines Capital erspart,“ bemerkte Theodor.

Der Rentner zuckte die Achseln. „Wenn's auch ein paar hundert Thaler sind,“ erwiderte er, „dafür müssen wir die Alte in den Kauf nehmen. Aber gleichviel,“ fuhr er fort, nachdem er einige Billets eingesteckt hatte, „wir haben, Gott sei Dank, genug, um der Jungfer Pieper ein sorgenfreies Alter bereiten zu können. Wenn sie sich in Ruhe setzen will, mag sie nur zu uns kommen. Es wäre mir übrigens lieb, wenn Deine Braut mit dem Wagen bald käme, der Ball beginnt um neun Uhr.“

Theodor sah auf die Uhr. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, überdies beginnt die Polonaise so pünktlich nicht.“

„D'rum könnte die kleine Fischerin doch kommen,“ sagte die Mutter. „Bis wir fertig und eingestiegen sind, ist eine halbe Stunde verstrichen.“

Ein Wagen rollte in diesem Augenblick über das Pflaster, er hielt vor dem Hause.

„Da ist sie! rief Theodor.

Einen Augenblick später trat Therese ein, die hübsche Tracht einer neapolitanischen Fischerin kleidete sie allerliebst. Theodor und dessen Mutter umarmten das Mädchen, auch der Vater konnte sich nicht enthalten, einen Kuß auf die weiße, schöne Stirn zu drücken. Er schien über dem Liebreiz der blühenden Braut vergessen zu haben, daß sie keine Groschen mitbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Entstehung, Verbreitung und Verhütung von Cholera.

Von Professor Aug. Hirsch.

(Fortsetzung.)

Eine höchst auffallende Erscheinung in der Geschichte der Cholera, welche die Aufmerksamkeit der Beobachter von jeher in hohem Grade gefesselt und gerade vorzugsweise zu den sich widersprechenden Ansichten derselben über die Uebertragbarkeit und den Verbreitungsmodus der Krankheit beigetragen hat, bildet der Umstand, daß trotz nachgewiesener, zuweilen selbst massenhafter Einschleppung des Krankheitsgiftes durch Cholerakranke an bestimmte Orte die Seuche daselbst keine weitere, zum wenigsten keine epidemische Verbreitung erlangt, sondern sich auf eben jene vereinzelten Fälle beschränkt hat und sodann erloschen ist. Es ist das große Verdienst des um die Bearbeitung der Lehre von der Choleraverbreitung überhaupt hochverdienten Prof. Pettenkofer, in diese Cardinalfrage Licht gebracht und nachgewiesen zu haben, daß das Choleragift zu denjenigen Krankheitsgiften gehört, denen, wie zuvor gezeigt, nicht eine absolute, sondern nur bedingte Wirkungsfähigkeit zukommt, welche eben von dem Einflusse gewisser äußerer Agentien und einer durch dieselben herbeigeführten Metamorphose des Giftes abhängig erscheint.

Am ausgesprochensten macht sich in dieser Beziehung der Einfluß der T e m p e r a t u r geltend; in ihrer Heimath wie außerhalb derselben kommt Cholera epidemisch, d. h. in allgemeiner Verbreitung, fast nur in der wärmeren Jahreszeit vor und erlischt fast immer mit Eintritt kalten Wetters; sehr selten haben Cholera-Epidemieen den Winter überdauert, und in diesen seltenen Fällen waren die Winter zumeist durch besondere Milde ausgezeichnet, die Epidemieen aber in ihrer Extensität immer sehr beschränkt. — Ein zweites, hier in Frage kommendes Moment bildet der B o d e n; zu allen Zeiten und an allen Orten ist die Cholera in ihrem epidemischen Vorherrschen vorwiegend an einen porösen, durchlässigen, d. h. dem Zutritte von Feuchtigkeit und Luft zugängigen Boden gebunden gewesen und hat, wie es scheint, unter diesen Umständen an solchen Orten eine besonders starke Verbreitung erlangt, wo der Boden reich an organischem Detritus, besonders animalischen excrementionellen Auswurfsstoffen ist und diese, unter dem Einflusse von Feuchtigkeit und Wärme, sich in einem Zustande lebhafter Zersetzung befunden — Verhältnisse, welche übrigens keineswegs als s p e c i f i s c h e Förderungsmittel der Cholera-Genese angesehen werden dürfen, sondern, wie es scheint, die Wirksamkeit a l l e r jener Krankheitsgifte wesentlich bedingen und fördern, deren Wirkungsfähigkeit von gewissen Metamorphosen abhängt, die sie erfahren müssen, um überhaupt inficirend zu wirken, wie die Geschichte der sogenannten typhösen Fieber, des Gelbfiebers und anderer lehrt. Eine Erklärung des Wirkungsmodus der hier genannten Potenzen auf das

Krankheitsgift liegt, meiner Ansicht nach, sehr nahe; es macht sich hier das allgemeine Gesetz geltend, daß ein in Zersetzung (Gährung oder Fäulniß) begriffener organischer Stoff diesen Zersetzungsproceß anderen organischen Stoffen, welche mit ihm in dauernden Contact kommen, mittheilt, und daraus eben erklärt sich der Umstand, daß alle jene Krankheitsgifte, und mit ihnen das Choleragift, auch unabhängig von den genannten Badenverhältnissen überall da die für die Erlangung ihrer Wirkungsfähigkeit nothwendige Metamorphose erfahren, wo durch anderweitige Zersetzungsvorgänge derselbe Proceß in ihnen angeregt wird. — Eine von der Wissenschaft bis jetzt noch nicht überwundene Schwierigkeit für die Erklärung bieten jene Fälle, in welchen trotz Gegenwart des Krankheitsgiftes und der für die Entwickelung desselben nothwendigen Bedingungen die Krankheit dennoch nicht zu einer epidemischen Verbreitung gelangt; wahrscheinlich spielt in vielen derartigen Vorkommnissen der Zufall die Hauptrolle, während in anderen Fällen im Boden oder in anderen Umständen begründete, bisher unbekannt gebliebene Einflüsse die Entwickelung des Choleragiftes hindern oder dasselbe von vornherein unwirksam machen mögen. Es fehlt selbstverständlich nicht an Theorieen, welche auch über diese eines exacten Nachweises bedürftige Erscheinung Aufklärung zu geben geeignet sein sollen, und am bekanntesten unter denselben ist die von Pettenkofer in ingeniöser Weise entwickelte, sogenannte Grundwassertheorie, der zufolge Cholera sich epidemisch nur auf einem durchlässigen Boden zu entwickeln vermag, der durch das aufsteigende Grundwasser oder (wie Pettenkofer später zugegeben hat) durch atmosphärische Niederschläge zuvor vollkommen durchfeuchtet und alsdann nach Sinken des Wassers, resp. Abnahme der Bodenfeuchtigkeit, der Einwirkung der Luft wieder zugängig geworden ist; eine unbefangene Beurtheilung der Thatsachen aber lehrt die Unhaltbarkeit dieser, wie aller anderen bisher aufgestellten Theorieen, und es erscheint daher, wo es praktische Bedürfnisse gilt, gerathen, den Maßstab für das Handeln nicht in derartigen Theorieen, sondern in constatirten Facten zu suchen.

An diese den Ursprung und die Entwickelung des Choleragiftes betreffenden Untersuchungen reiht sich naturgemäß die Frage, in welcher Weise, resp. auf welchen Wegen das wirksam gewordene Krankheitsgift verbreitet und auf den menschlichen Organismus übertragen wird. Nach Allem, was über den Krankheitsverlauf bekannt geworden ist, unterliegt es wohl kaum noch einem Zweifel, daß das Choleragift seine erste, primäre Wirkung auf die Schleimhaut des Darmcanals entwickelt, mag es unmittelbar vom Munde aus durch Hinabschlucken oder, was weniger wahrscheinlich, durch die Athmungs- und Circulationsorgane dahin gelangen; jedenfalls muß das Gift denjenigen Stoffen beigemengt sein, welche der Mensch durch den Mund aufnimmt, also der atmosphärischen Luft oder den Speisen und Getränken; die Erfahrung spricht dafür, daß bald diese, bald jene den Träger des Choleragiftes abgeben und somit die Einführung desselben in den Organismus bedingen. Das in den Cholera-Dejectionen enthaltene Krankheitsgift gelangt mit denselben in die Closets, an die Wände der Ableitungsröhren derselben und in die Senkgruben, von diesen aus oder auch direct in den Boden, oder in die von den Cholerakranken benutzte Leib- und Bettwäsche; unter dem Einflusse der zuvor besprochenen Potenzen erfährt das Gift an der einen oder anderen der hier genannten Oertlichkeiten, und zwar, wie es scheint, innerhalb zwei bis drei Tagen diejenigen Veränderungen, welche seine Wirkungsfähigkeit bedingen und kommt so mit dem aufsteigenden Luftstrome in die Atmosphäre, und alsdann direct bei der Aufnahme von Luft durch Mund und Nase oder, nachdem es sich zuvor auf Speisen oder Getränke niedergeschlagen, mit diesen in den Organismus. Eine sehr mächtige, in weitem Umfange wirksame Quelle für die Choleravergiftung bildet aber das aus inficirten Flüssen, Quellen oder Brunnen gewonnene Trinkwasser, indem das Gift entweder durch directes Hineinschütten von Choleradejection in Flüsse oder Bäche gelangt, aus welchen das Wasser für culinarische Zwecke unmittelbar genommen oder durch Wasserleitungen fortgeführt wird, oder indem es vom Baden her in die Brunnenkessel dringt; hieraus erklärt sich die Gefahr, welche aus einer Anlage der Brunnenkessel in der unmittelbaren Nähe von Senkgruben bei durchlässigem Boden resultirt, indem unter diesen Umständen mit dem flüssigen Inhalte der Senkgruben die das Gift enthaltenden Choleradejectionen aus den Reservoirs in den Boden und von hier aus in den Brunnenkessel gelangen können; andererseits aber läßt sich recht wohl begreifen, wie die Schwankungen in der Bodenfeuchtigkeit resp. im Grundwasserstande eine solche Aussaugung des mit Choleradejectionen durchtränkten Bodens fördern und bei der Abhängigkeit, in welcher die Füllung der Brunnenkessel vom Grundwasserstande steht, unter gewissen Umständen ein schnelles Abfließen des Grundwassers gegen die Brunnen begünstigen und damit zu einer um so intensiveren Vergiftung des Brunnenwassers Veranlassung geben können. Die ausgezeichneten Arbeiten englischer Aerzte und Ingenieure über die Choleraepidemieen der Jahre 1854 und 1866 in London geben über die durch Beimischung von Choleradejectionen herbeigeführte Vergiftung des Trinkwassers und des davon abhängigen Auftretens der Krankheit in den von einzelnen Wassercompagnieen versorgten Stadttheilen, Straßen, Häusern und selbst einzelnen Wohngelegenheiten höchst werthvolle Aufschlüsse, und auch anderweitige in Deutschland, Frankreich u. a. gemachte Beobachtungen liefern zu dieser Lehre von der Verbreitung der Cholera durch Trinkwasser wichtige Beiträge.

Ich habe mich bemüht, in den vorhergehenden Zeilen die wichtigsten Gesichtspunkte über den Ursprung, die Entwickelung und Verbreitung der Cholera in gedrängter Kürze zusammenzustellen; auf eine weitere, namentlich durch Thatsachen belegte Ausführung derselben mußte ich und konnte ich um so eher verzichten, als es mir wesentlich darauf ankommt, zu zeigen, welche Angriffspunkte die Cholera in ihrer Entstehungs- und Verbreitungsweise der öffentlichen und privaten Hygieine für eine Bekämpfung der Seuche bietet, und in welcher Weise die hieraus abstrahirten Maßregeln gegen die Krankheitsverbreitung am wirksamsten in's Werk gesetzt werden können.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Das bayerische Nationalmuseum), schreibt man der „A. Z.“, wurde in jüngster Zeit durch zwei Musik-Instrumente bereichert, die ihrer Entstehung und der daran haftenden nationalen Erinnerung wegen allgemeines Interesse beanspruchen dürften. Zwei Soldaten vom kgl. bayerischen Infanterieregiment Kronprinz, 8. Compagnie, erheiterten während der Belagerung von Paris ihre Kameraden durch ein improvisirtes Duo auf der Guitarre und Geige, die der eine der Concertanten mit eigener Hand aus Cigarren-Schachteln mittelst Taschenmesser, Glasscherben und Leim gefertigt hatte. Eine auf den Instrumenten angebrachte Photographie stellt beide Krieger in dieser Unterhaltung dar. Sobald die ausgewählten Waffenstücke als Zeugen dieses großen Krieges durch Vermittelung des k. Kriegsministeriums angekommen und mit der chronologisch geordneten, nunmehr bald vollendeten Sammlung von Waffen in dem genannten Museum vereinigt sein werden, wird dieses friedliche Bildchen, welches diese zwei Instrumente gewähren, neben dem furchtbaren Ernst und der gewaltigen Größe erst die rechte Wirkung erlangen.

(Aus München) wird der „A. Abdztg.“ geschrieben: „Zur Erinnerang an den am 10. Mai in Frankfurt abgeschlossenen Frieden war schon früher an maßgebender Stelle beschlossen worden, eine auf dieses denkwürdige Ereigniß passende Münze prägen zu lassen, und hierzu ist der Vereinsthaler als „Friedensthaler“ bestimmt. Nachdem die ersten Zeichnungen nicht

nach Wunsch ausgefallen waren, mußten diese in anderer Weise hergestellt werden und haben nunmehr die königliche Genehmigung erhalten. Die Münze wird die Form und den Werth eines Vereinsthalers haben, auf der Aversseite das Brustbild Sr. Majestät des Königs Ludwig II. und auf der Reversseite eine den Frieden vorstellende, einen Kranz haltende allegorische Figur zeigen, zu deren Füßen die Segnungen des Friedens angedeutet sind. Die Umschrift lautet: „Durch Kampf zum Sieg und Frieden. Frankfurt, 10. Mai 1871." Die Zeichnungen zu diesem in 20,000 Stück zu prägenden „Friedensthaler" sind von Voigt in Rom, dessen Name auf dem größten Theile der neueren bayerischen gröberen Münzsorten steht. Wie ich höre, wird die königl. Cabinetskasse den Originalstempel auf eigene Kosten herstellen lassen."

(Selbstwirkende Bremsen bei Eisenbahnwaggons.) Man schreibt der „Prager Ztg." aus Pilsen: „Die jüngsten Eisenbahnunfälle bei Hostiwitz und Frohnhofen zeigten wieder einmal, wie noth es thut, auf Mittel zu sinnen, um in's Selbstrollen gebrachte Eisenbahnwaggons in kürzester Zeit zum Stehen zu bringen. Bekanntlich erreicht der Lauf der auf einem Bahngefälle von selbst in Bewegung gesetzten Wagen in ganz kurzer Zeit eine so rasende Schnelligkeit, daß selbe die Fahrgeschwindigkeit eines Kurierzuges oft um das Drei-, ja Vierfache übersteigt. Selbstverständlich kann an ein Aufhalten dieser Wagen innerhalb einer kurzen Distanz nicht gedacht werden, da selbst bei augenblicklicher Signalisirung in so kurzer Zeit nicht geeignete Vorkehrungen getroffen werden können, um die Wagen zum Stillstehen zu bringen, und gelingt dies auch noch rechtzeitig, so geschieht dies meist mit größerer oder geringerer Beschädigung der Wagen selbst. Hr. Schalander in Pilsen hat nun eine Erfindung gemacht, welche ganz geeignet erscheint, in dieser Beziehung eine Abhilfe zu schaffen. Die Erfindung besteht aus einer Vorrichtung, mittelst welcher der Wagen, sobald er eine gewisse, die Fahrzeit der Personen- oder Lastzüge übersteigende Schnelligkeit erreicht, durch eine selbstwirkende Bremse zum Stehen gebracht oder im Laufe doch soweit gehemmt wird, daß dessen Aufhalten keine Schwierigkeiten mehr verursacht. Der einfache Mechanismus ist folgender: Durch den Waggonboden geht bis an die Achse eine Eisenstange, welche an den beiden Enden mit einer archimedischen Schraube versehen ist und durch ein an der Achse angebrachtes konisches Zahnrad gedreht wird. An ihrem oberen Ende theilt sie nun durch Eingreifen in die Zähne eines zweiten konischen Rades die Bewegung einer Vorrichtung mit Kugeln (ähnlich dem Regulator von Watt) mit. Indem die Centrifugalkraft diese Kugeln in dem Maße auseinandertreibt, als die Schnelligkeit des Wagens zunimmt, wird ein im Mittelpunkte der Kugelvorrichtung befindlicher Stab herabgedrückt. Wenn die Schnelligkeit die vorschriftsmäßige Schranke überschreitet, erreicht der herabgedrückte Stab durch die Oeffnung des Bodens eine einfache, aber stark wirkende Feder, welche hierdurch ausgelöst wird und ein neben dem Tragbaume des Waggons befindliches Bremsholz gegen die Radtyres drückt. Das Ganze ist mit einer Blechumhüllung verschlossen, um die Lager und Verzahnungen vor Verstaubung und Verschmutzung zu schützen."

(Die Annonce in London) Wie anderwärts, nimmt auch in London die Annoncenwuth immer mehr zu. Die Zeitungen dagegen, die Placate an den Straßenecken, die Männer, welche mit einer Annoncentafel auf der Brust und einer anderen auf dem Rücken längs der Straßenrinnen einherspazieren und jedem Vorübergehenden einen Zettel anbieten: alles dieses reicht nicht mehr aus. Wenn der strebsame Bürger des Morgens zu seinem Tagwerke nach der City steigt und sinnenden Gemüthes auf nichts Anderes achtet als die Trottoirplatten, findet er auf diesen, vor seiner eigenen Hausthür, die Vorzüge von Thee oder Pickles angezeigt, und hätte er Nachts zwischen zwei und drei Uhr an seinem Fenster gestanden, so hätte er sehen können, wie ein Individuum mit Farbtopf und Schablone herangeschlichen kam, sich über die Abwesenheit der Polizei vergewisserte, und dann innerhalb einer halben Minute die Annonce auf den Stein zauberte. Dieser Modus der Reclame ist jetzt schon etwas veraltet; aber immer neue Mittel, die Aufmerksamkeit des Publicums zu erzwingen, werden gefunden. Ein Vorschlag, welcher die Regierung, oder genauer gesagt, das Postamt als Mittel zur Reclame benützen wollte, ist zwar von der betreffenden Behörde abgewiesen worden, kennzeichnet jedoch den Zustand der Dinge zu genau, als daß daß er unerwähnt bleiben sollte. Ein unternehmungslustiger Annoncen-Agent hat dem Postamte 5000 Pfund Sterling angeboten, wenn ihm auf ein Jahr das ausschließliche Privilegium zugestanden würde, jeden Brief, welcher durch das Londoner Hauptpostamt geht, mit einer Annonce von wenigen Worten zu bedrucken. Diese Annonce sollte einen Kranz von einem halben Zoll Weite um den Stempel des Datums bilden und gleichzeitig mit dem letzteren aufgedrückt werden. Wie gesagt, die Ober-Postbehörde hat diesen verlockenden Nebenverdienst abgelehnt, und wir müssen eben unsere Briefe ohne die uns zugedachte werthvolle Annoncen-Zugabe in Empfang nehmen; dagegen aber lockt jetzt im Strand eine Neuigkeit auf diesem Gebiete jeden Abend eine ziemlich dichte Menschenmenge an, so daß die Polizei ihre liebe Noth hat, einer Hemmung des Verkehrs vorzubeugen und dem sprudelnden Uebermuth der Straßenjugend Einhalt zu thun. Das Geheimniß dieser neuen „patentirten Annoncen-Compagnie" besteht ganz einfach in einer magischen Laterne von einem etwas größeren Umfange, als sie in den Kinderstuben gebraucht wird. Ueber einem Schuhmacherladen ist vor einiger Zeit eine große dunkele Kammer gebaut worden. Die Glasthüren, welche diese anstatt des Giebels gegen die Straße hin abschließen, öffnen sich des Abends, ein Rahmen mit Leinwand bespannt wird vorgeschoben und gehörig durchnäßt, so daß die Wand vollständig durchscheinend wird und alsbald spazieren die Annoncen, eine nach der anderen, und mit komischen Bildern untermischt an der großen weißen Fläche vorbei. Große und kleine Kinder bleiben stehen, um dem Schauspiel zuzusehen, und erst um Mitternacht schließt sich der Guckkasten und zerstreut sich die Menge.

(Italienisches Einheitsdenkmal.) Der Gemeinderath von Rom trifft bereits Einleitungen zur Ausführung seines Beschlusses, ein kolossales Denkmal, welches die Herstellung der Einheit Italiens verherrliche, zu errichten. Er selbst hat für diesen Zweck eine Summe von 100,000 Lire bewilligt, und nun hat er durch ein Circular alle italienischen Städte eingeladen, sich durch Beiträge an diesem nationalen Werke zu betheiligen. Es wird eine allgemeine Concurrenz für Einreichung von Plänen für dieses Denkmal ausgeschrieben und dem besten Plane ein hoher Preis zugetheilt werden.

(Eine eigenthümliche traurige Geschichte) entnehmen wir der „Malta Times." Ein junges Pärchen machte auf dem griechischen Dampfer „Eunomia" seine Brautreise. Das Schiff gerieth in Brand; der Bräutigam voller Verzweiflung stürzt in die Kajüte, packt seine Frau auf und stürzt sich mit ihr in's Wasser; nach Ueberstehung der größten Todesangst wird das Paar in ein Boot gerettet, aber mit Grausen sieht der Bräutigam, daß er — einer Fremden das Leben gerettet hat. Er war in die falsche Kajüte gegangen. Sofort kehrt er auf dem Dampfer zurück, aber nur um zu finden, daß seine Frau ein Opfer der Flammen geworden war. Die aus Versehen Gerettete war eine junge Dame aus Athen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 106. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

21. Capitel.

Ein Theaterball.

Die Polonaise hatte begonnen. Der Geheimrath führte seine Gattin, zwei schwarze Dominos Hulda und deren Tante. Ein aufmerksamer Beobachter würde bemerkt haben, daß die feine, kleine Hand des schlanken Persermädchens merklich zitterte, als die Paare die Arme erhoben, um die Tete durchschlüpfen zu lassen. Aber wer achtete darauf? Wohl Niemand, denn nur Wenige blieben, ohne sich an der Polonaise zu betheiligen, als müßige Zuschauer im Saale stehen. Nur Der, welcher diese Hand hielt, fühlte es, und ihm schien es so natürlich, daß er es kaum beachtete.

„Muth!" flüsterte er dem Mädchen zu, als der Knäuel sich entwickelt hatte und der Tanzmeister die lange, glänzende Reihe in künstlicher Verschlingung durch den Saal führte, „es gilt ja nur eine kurze Trennung."

„Glaubst Du's wirklich, Eduard?" fragte Hulda leise. „Du kennst meinen Vater nicht, weißt nicht, wie eigensinnig er bei seinen Vorurtheilen beharrt."

„Ich glaube es," entgegnete der junge Mann ruhig, „aber sein Kind wird er deshalb nicht verstoßen."

Die Musik schwieg; Eduard führte die Geliebte zu ihren Eltern zurück. „Wir erwarten Dich und die Tante am Büffet," flüsterte er ihr zu. „Sobald Ihr könnt, sucht uns dort auf, wir werden im Garderobezimmer das Weitere besprechen."

Hulda nickte und trat in die Loge, welche der Geheimrath für den Abend gewählt hatte.

So wenig auch der alte Herr seine Damen zu beobachten schien, so sehr er sich auch den Anschein gab, als sei seine Seele nur mit den Anzügen der verschiedenen Masken, die im bunten Gewühl auf und ab wogten, beschäftigt, entging ihm doch nichts, was mit der beabsichtigten Entführung seiner Tochter in irgend einer Beziehung stehen konnte. Er hatte in den beiden Dominos den Hauptmann und den ehemaligen Lieutenant erkannt, den Ersteren an der auffallenden Größe, den Letzteren am Gange. Wenn ihm hierüber noch ein Zweifel geblieben wäre, das heimliche Flüstern der Beiden mit den Damen würde ihn gelöst haben. Die Geheimräthin warf dann und wann einen besorgten Blick auf den Gatten, aber die Halbmaske verbarg ihr seine Züge, sie konnte also nicht lesen, was in seiner Seele vorging. Nur einmal, als sie ihre Unruhe nicht mehr bemeistern konnte, wagte sie es, ihn zu fragen, ob und welchen Entschluß er gefaßt habe. Seine kurze Antwort, daß sie dies frühzeitig genug erfahren werde, war nicht geeignet, sie zu beruhigen. An weiteren Fragen hinderte sie der Eintritt Hulda's.

Tante Bertha hatte die Frage ihrer Schwester wie die Antwort darauf gehört, sie vermuthete sofort, daß Beide sich auf die Flucht Hulda's bezogen.

Eine halbe Stunde später verließ Tante Bertha in Begleitung ihrer Nichte die Loge, um die beiden Dominos aufzusuchen.

Der Geheimrath sah ihnen nach, bis sie im Gewühl seinen Blicken entschwunden waren, dann verließ auch er die Loge. Er wußte, daß die beiden Damen vor der Flucht sich in der Garderobe umkleiden sollten. Unmittelbar an das Garderobezimmer stießen mehrere kleine Stuben, welche für den Ballabend als Speisezimmer benutzt wurden.

Der alte Herr ging, ohne den Saal zu berühren, in die Garderobe. Er kannte die Frau des Portiers, welche hier die Aufsicht führte, sie hatte in früheren Jahren bei ihm in Dienst gestanden.

„Sind wir allein?" fragte er, als er der Frau gegenüber stand. „Kann Niemand uns belauschen?"

„Nein, Herr Geheimrath."

Der alte Herr zog seine Börse und drückte der Erstaunten ein Goldstück in die Hand. „Eine Frage," fuhr er fort, „ist eins von diesen Zimmern reservirt?" Er zeigte auf die Thüren, welche in die Nebenstuben führten.

Die Frau sann einen Augenblick nach. „Nur eins," erwiderte sie.

„Wer reservirte es?"

„Zwei Herren in schwarzem Domino."

Der Geheimrath lächelte. Er hatte die Maske abgenommen, bevor er in die Garderobe trat. „War einer dieser Herren eine große, hagere Gestalt, mageres Gesicht, langer, brauner Schnurrbart?"

„Das Gesicht konnte ich nicht sehen, er trug eine Maske, aber groß war er."

„Wo sind die Herren?"

„Ich weiß es nicht, sie wollen punkt zehn Uhr sich einfinden mit zwei Damen."

„Wollen Sie mich in das Zimmer führen?"

Die Frau öffnete eine Thür, der Geheimrath blickte in ein kleines, elegant eingerichtetes Cabinet. „Teufel," sagte er unwillkürlich, „das Zimmer bietet kein Versteck."

Jetzt erst ging der Frau des Portiers in Bezug auf das erhaltene Goldstück ein Licht auf. „Es interessirt Sie, die Herren zu belauschen?" fragte sie.

Der alte Herr sah die Fragende überrascht an.

„Wenn ich dies wollte, könnten Sie mir zur Erreichung meines Zweckes behülflich sein?"

Ein verschmitztes Lächeln glitt über die Züge der Frau.

Der Geheimrath zog zum zweiten Male seine Börse. Es war freilich nur ein beschnittener Ducaten, welchen er ihr gab, aber es war doch ein Goldstück, und dem Golde können nur wenige widerstehen.

Die Frau ging schweigend in die Stube und blieb dicht neben dem Sopha stehen. „Bemerken Sie in dieser Wand eine Thür?" fragte sie.

Der alte Herr sah scharf auf die bezeichnete Stelle.

„Das Dessin der Tapete ist zu reich," erwiderte er, „ich finde keinen Einschnitt."

Die Frau zog mit selbstzufriedenem Lächeln einen Schlüssel aus der Tasche. „Das hat der Herr Theaterdirector so angeordnet," sagte sie, indem sie eine Tapetenthür öffnete. „Jetzt hat er's freilich nicht mehr nöthig, aber damals, als das Geschäft so schlecht ging, mußte er einen Schlupfwinkel haben, wenn die Künstler und Künstlerinnen in sein Arbeitscabinet eindrangen, um ihre Gage zu fordern. Dann sprang er in den Schrank und Niemanden konnte es einfallen, ihn hier zu suchen, weil außer ihm und mir Niemand das Versteck kennt. Steigen Sie nur hinein, Herr Geheimrath, Sie können bequem in dem Kasten stehen, wollen Sie wieder hinaus, so drücken Sie nur auf den Knopf an der inneren Seite der Thür."

Der alte Herr war der Aufforderung bereits nachgekommen. Die Portiersfrau schloß die Thür hinter ihm zu und ging in das Garderobezimmer zurück.

Dem Geheimrath sollte die Zeit in seinem Versteck nicht lang werden. Er befand sich kaum fünf Minuten in demselben, als er die Thür des Cabinets öffnen und zwei Herren eintreten hörte.

Der kluge Theaterdirector hatte, als er das Versteck anfertigen ließ, auf Alles Bedacht genommen, auch darauf, beobachten zu können, ohne gesehen zu werden. In der Tapetenthür befand sich ein ziemlich großes Loch, groß genug, um durch dasselbe das ganze Zimmer übersehen zu können. Der Boden des Schrankes lag ungefähr ein und einen halben Fuß höher wie der Fußboden des Cabinets, man konnte also von Außen dieses Loch, welches sich zudem in der dunkelsten Stelle der Tapete befand, nur dann bemerken, wenn man es suchte.

Der Geheimrath blickte hindurch, er sah sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht. Hulda saß neben dem ehemaligen Lieutenant auf dem Sopha, Tante Bertha und der Hauptmann hatten ihnen gegenüber Platz genommen. Die Frau des Portiers brachte einen Korb in's Zimmer, der Hauptmann öffnete ihn und stellte drei Flaschen Champagner und vier Kelchgläser auf den Tisch.

„Leeren wir das erste Glas auf eine glückliche Reise," sagte er, indem er eine Flasche entkorkte, „das zweite auf die Versöhnung mit dem eigensinnigen Alten. Na, es soll mir lieb sein, wenn sie recht bald erfolgt, denn so ganz alleine halte ich's nicht lange aus, mit Respect zu melden. Bis die Versöhnung erfolgt ist, wird meine Compagnie unter meinem Unmuth leiden müssen."

„Sie war stets der Blitzableiter, wenn ein Gewitter in der Luft schwebte," versetzte Eduard, „ich habe es oft genug erfahren."

Der Hauptmann füllte lächelnd die Gläser. „Ich weiß schon im Voraus, morgen wird meine Compagnie Dauerlauf machen müssen, bis sie dampft," nahm er nach einer Pause wieder das Wort. „Aber es hat nichts zu bedeuten, die Bewegung reizt den Appetit und bekommt den Leuten sehr gut."

„Wann soll die Abfahrt stattfinden?" fragte Tante Bertha.

Eduard sah auf die Uhr. „Um halb elf," erwiderte er, „wir haben noch eine halbe Stunde Zeit."

„Wir müssen sie verschieben," fuhr die Tante fort. „Ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß mein Schwager unser Vorhaben ahnt. Eine Aeußerung, welche ihm vorhin entschlüpfte, bringt mich auf diese Vermuthung."

Purpurgluth übergoß die bleichen Wangen Hulda's, die beiden Herren sahen bestürzt auf.

„Nimmermehr!" rief Eduard. „Von Aufschub kann nicht die Rede sein."

„Geduld!" unterbrach Tante Bertha ihn. „Ich verstehe darunter nur einen Aufschub von einigen Stunden. Ist meine Vermuthung richtig, so wird mein Schwager uns beobachten; entfernen wir uns, so können wir gewiß sein, daß er uns folgt; verliert er uns aus den Augen, so eilt er ohne Zweifel zum Bahnhofe, und eine telegraphische Depesche überholt uns, ehe wir die nächste Station erreicht haben."

„Das läßt sich unter den angedeuteten Umständen allerdings mit Sicherheit voraussehen," bemerkte der Hauptmann, der gedankenvoll an den Spitzen seines Schnurrbarts drehte. „Was aber wird durch den Aufschub gewonnen?"

„Viel! Machen wir keine Miene, die Loge zu verlassen, außer, wenn mein Schwager uns begleitet; kümmern wir uns überhaupt nicht um die beiden Dominos, welche er beim ersten Blick erkennen muß, so wiegen wir ihn dadurch in Sicherheit. Wir warten ruhig den Augenblick des Aufbruchs ab. Mein Schwager und meine Schwester werden in ihren Wagen steigen, wir machen uns in der Garderobe noch zu schaffen. Freilich, an Umkleiden dürfen wir nicht denken, wir müssen uns damit begnügen, die Mäntel umzuwerfen und das Koffer mit unseren Kleidungsstücken mitzunehmen. Wir steigen in den Wagen des Herrn v. Kloß und fahren davon, so rasch die Pferde laufen können."

„Wohin?" erlaubte Eduard sich zu fragen.

„Nach D.", fuhr Tante Bertha ruhig fort. „Dort übernachten wir, dort wird Niemand uns suchen. Wir können, wenn wir dies vorziehen, einige Tage dort bleiben und dann unseren Weg fortsetzen, ohne uns der Eisenbahn zu bedienen."

„D. liegt fünf Stunden von hier entfernt," bemerkte der Hauptmann.

„In drei kann es der Kutscher erreichen," setzte Eduard hinzu. „Aber was dann, wenn der Geheimrath Sie nicht aus den Augen läßt?"

„Wir werden uns seiner Aufsicht für die wenigen Minuten zu entziehen wissen," erwiderte die Tante. „Er wird freilich nicht eher abfahren wollen, bis wir eingestiegen sind, aber ich hoffe, daß er eine Viertelstunde geduldig auf uns wartet, bis dahin können wir die Stadt hinter uns haben."

„Ganz gut," sagte der Hauptmann. „Aber wird er Sie nicht vermissen? Wird er nicht nachforschen, durch welches Thor ein Wagen gefahren ist?"

„Auch daran habe ich gedacht. Wir müssen bis dahin einen zweiten Wagen miethen und diesen ein anderes Thor passiren lassen. Du, lieber Hauptmann, übernimmst es, in diesem Wagen eine kleine Spazierfahrt zu machen."

„So wenig mir auch der Plan gefällt, ich finde augenblicklich keinen besseren," sagte Eduard, „genehmigen wir ihn."

Der Hauptmann leerte hastig sein Glas. „Vertraut auf das Glück, welches ja den Liebenden immer günstig sein soll," versetzte er. „Glück müßt Ihr haben, wenn Ihr auf diesem Wege durchkommen wollt."

„Ich schlage noch einmal vor, bleiben wir hier," nahm Hulda das Wort, welche bis jetzt geschwiegen hatte. „Der Vater wird doch nachgeben, sein gutes Herz —"

„Verlieren wir darüber keine Worte mehr," fiel Tante Bertha ihr in die Rede; „Muth, Kind, durch Deine Furcht verdirbst Du Alles."

Eduard ergriff das Glas. „Stoßen wir an auf eine rasche und glückliche Lösung des Knotens."

Die vier Gläser wurden geleert, der Hauptmann schüttete den Rest der Flasche in sein Glas und setzte es an die Lippen. Dann packte er die beiden vollen Flaschen und die Gläser wieder ein und stellte den Korb neben das Sopha.

„Gehen wir jetzt in den Saal zurück," sagte Tante Bertha, „doch bitte ich die Herren, uns nicht zu begleiten, mein Schwager könnte uns begegnen. Es bleibt also bei der Absprache; sobald Sie bemerken, daß wir aufbrechen, eilen Sie Herr v. Kloß, in den Wagen, um uns dort zu erwarten."

„Merken Sie sich die Chiffre dieses Wagens," versetzte Eduard. „Ein großes L. auf der Thür."

Hulda warf sich an die Brust des jungen Mannes. „Eduard, ich folge Dir," rief sie mit der Gluth der Leidenschaft, „ich fühle, daß ich von Dir nicht lassen kann!"

„Sei ruhig, mein süßes Mädchen, wir werden bald hierher zurückkehren."

Hulda schüttelte wehmüthig das schöne, mit Perlen und Brillanten geschmückte Köpfchen und folgte der Tante, welche bereits das Cabinet verlassen hatte.

Eduard trat in die Vorhalle. Dort standen die Kutscher, welche auf ihre Herrschaften warteten. Der junge Mann gab einem einen Wink.

„Wir werden erst gegen ein Uhr, vielleicht auch nach später abfahren," sagte er. „Gebt also wohl acht, so bald ich die Wagenthür von Innen zuschlage, fahrt Ihr im schärfsten Trabe ab, und zwar nach D. Um jeden Aufenthalt zu vermeiden, fahrt Ihr durch das Flußthor, welches während der Nacht offen bleibt. Habt Ihr verstanden?"

Der Kutscher nickte.

„Ich habe den Wagen für die ganze Nacht gemiethet, also kann Euer Herr nichts gegen die Fahrt haben. Ihr erhaltet das doppelte Trinkgeld. Und nun noch Eins. Die Dame, welche mich begleitet, könnte während der Fahrt sich eines anderen besinnen und umkehren wollen. Achtet deshalb auf nichts, hört Ihr? Man mag an die Wagenfenster klopfen oder Euch zurufen, Ihr fahrt durch, verstanden?"

Der Kutscher nickte nochmals, er war eine phlegmatische Natur, das konnte man in seinem Gesichte lesen.

Nachdem Eduard diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, ging er in den Saal zurück. Der Hauptmann war inzwischen um einen Wagen bemüht gewesen; es gelang ihm, eine Droschke für die nächtliche Spazierfahrt zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Entstehung, Verbreitung und Verhütung von Cholera.

Von Professor Aug. Hirsch.

(Schluß.)

Behufs einer wirksamen individuellen allgemeinen Prophylaxe gegen Cholera kommen, den zuvor entwickelten Thatsachen entsprechend, folgende Gesichtspunkte in Betracht: 1) Verhütung der Verschleppung des Krankheitsgiftes; 2) Beseitigung einer etwa bestehenden individuellen Prädisposition und vorsichtige Lebensweise zur Verhütung der Ausbildung einer solchen; 3) Zerstörung des Krankheitsgiftes und möglichste Beseitigung derjenigen Momente, welche die weitere Entwickelung der Metamorphose desselben fördern; 4) Verhütung der Infection des Trinkwassers mit dem Choleragifte und Abschluß suspecter Räume, Brunnen und Wasserleitung; endlich 5) Vorsicht in der Behandlung der mit Choleradejectionen besudelten Gegenstände, sowie der von Cholerakranken gebrauchten Leib- und Bettwäsche. — Es kann selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, hier des weiteren alle diejenigen Maßregeln ausführlich zu besprechen, welche geeignet erscheinen, den aus den genannten Gesichtspunkten hervorgehenden Folgerungen zu genügen; ich muß mich darauf beschränken, einzelne Momente hervorzuheben, um bestehende Mißverständnisse zu beseitigen oder solchen, die aus den vorliegenden Mittheilungen etwa entstehen könnten, vorzubeugen.

Die wirksamste, eine wahrhaft radicale Maßregel gegen die Verbreitung der Cholera wäre die Verhütung der Einschleppung des Krankheitsgiftes durch Cholerakranke, wie eine solche denn auch in der That durch die Anlage von Sperren und Quarantainen in Vorschlag gebracht und hie und da versucht worden ist. Soviel sich von einem idealen Standpunkte für die Maßregel sagen läßt, so wenig spricht die Erfahrung für die Wirksamkeit der Sperre und Quarantaine, soweit dieselben eben ausführbar sind, ohne dem allgemeinen Verkehre unheilbare Wunden zu schlagen; ein absoluter Schutz durch Sperren wäre allenfalls nur für kleine Inseln mit wenigen Häfen und anderweitig schwer zugängige Küsten denkbar; schon die Einführung einer Quarantaine in einem großen Hafen dürfte, angesichts der unendlich schwierigen Controle der leichteren und leichtesten Cholerafälle bei Ankunft zahlreicher suspecter Schiffe, in ihrer Wirksamkeit sehr problematisch sein, und vollkommen illusorisch werden diese Maßregeln da, wo der Verkehr nicht blos zu Schiffe, sondern auch und wesentlich zu Lande und namentlich auf Schienenwegen besteht; hier hört jede Controle, jede Möglichkeit einer Absperrung oder der Anlage von Quarantainen auf, die an Stelle dieser von einzelnen Staaten oder Städten eingeführte Durchräucherung der aus Choleragegenden zugereisten Fremden oder zugeführten Effecten ist eben so barbarisch als albern, und so müssen wir uns, bezüglich des zuerst genannten Punktes, vorläufig mit dem Wunsche begnügen, daß durch die auf die Verhütung von Verschleppung der Cholera gerichteten Anstrengungen von Seiten der Engländer in Indien nicht sowohl eine Verhütung der Einschleppung der Krankheit von Indien nach anderen Gegenden der Erdoberfläche, als als vielmehr, was jedenfalls leichter ausführbar, eine Ausschleppung der giftigen Seuche aus ihrer Heimath angestrebt werde.

Bezüglich des zweiten Punktes, Berücksichtigung der individuellen Prädisposition, will ich nur auf das allgemein verbreitete Mißverständniß hindeuten, welches das Auftreten von Cholera in Individuen an Erkältungen, Magenüberladungen, den Genuß gewisser auf die Verdauungsorgane besonders intensiv wirkender Nahrungs- und Genußmittel und an ähnliche Schädlichkeiten knüpft; alle diese Einflüsse können mannichfache Krankheiten erzeugen, niemals werden sie zum Ausbruche von Cholera Veranlassung geben, wenn das betreffende Individuum nicht gleichzeitig vom Choleragift inficirt wird, aber sie steigern die Prädisposition desselben für die Erkrankung in der oben angedeuteten Weise und erhöhen damit die Gefahr der Erkrankung an Cholera zur Zeit einer Epidemie.

Besonders wichtig ist das richtige Verständniß dessen, was in Bezug auf den dritten Gesichtspunkt für eine wirksame Prophylaxe gegen Cholera gefordert werden muß und erreicht werden kann; es handelt sich dabei einmal um Beseitigung derjenigen Momente, welche das Gedeihen oder die weitere Entwickelung des Krankheitsgiftes fördern, und sodann um eine Zerstörung dieses Giftes selbst. Gegen die in erster Be-

ziehung wirksamen Einflüsse der Temperatur, der Bodendurchfeuchtung, des Standes und der Schwankungen des Grundwassers, des Gehaltes des Bodens an Faulstoffen, und andere ähnliche, hierbei in Betracht kommende Momente sind wir absolut machtlos, nur nach **einer** Richtung hin vermögen wir eine wirksame Thätigkeit auszuüben: wir können der Anhäufung thierischer Abfallstoffe, besonders excrementieller Natur entgegentreten und die Zersetzung dieser da, wo sie bestehen, unterbrechen oder doch beschränken. Ob es gerathen ist, zur Zeit des Vorherrschens von Cholera, oder selbst zur Zeit eines drohenden Ausbruches derselben an die Räumung von Senkgruben und ähnlicher Reservoirs zu gehen, ist eine Frage, welche, meiner Ansicht nach, mit der äußersten Vorsicht behandelt werden muß; jedenfalls erscheint es geboten, derartige Maßregeln so frühzeitig als möglich vorzunehmen, damit bei Ausbruch der Seuche die mit jener Umwühlung der Faulstoffe unvermeidlich verbundene Steigerung der in denselben vor sich gehenden Zersetzungsprocesse sich bei weiterer Verbreitung der Cholera nicht mehr fühlbar machen. Unter allen Umständen, mag eine derartige Räumung vorgenommen oder unterlassen sein, gebietet es die Vorsicht, die in jenen Reservoirs stattfindenden Zersetzungsvorgänge durch solche Mittel zu beschränken oder auch wohl ganz zu unterdrücken, welche erfahrungsgemäß Gährungs- und Fäulnißprocesse aufheben, also durch sogenannte desinficirende Mittel (Chlorkalk, Carbolsäure, hypermangansaure Salze &c.), und die Anwendung dieser Mittel ist um so bestimmter geboten, als sie gleichzeitig dazu dienen, der zweiten Aufgabe zu genügen, d. h. auf die in die Senkgruben &c. kommenden Dejectionen selbst in der Weise zu wirken, daß eine weitere Metamorphose des in diesen enthaltenen Choleragiftes hintangehalten, also die Entwickelung des eigentlichen Krankheitsgiftes verhindert wird. Gerade diese Rücksicht bildet, meiner Ansicht nach, einen der Kernpunkte der ganzen Cholera-Prophylaxe, gerade in dieser Beziehung ist die Aufmerksamkeit des großen Publicums vorzugsweise wachzurufen und demselben auf's dringendste zu empfehlen, in allen, den leichtesten wie den schwersten Fällen von Cholera nicht blos die von den Kranken abgeschiedenen Dejectionen auf's gründlichste zu desinficiren, sondern in den zur Aufnahme derselben bestimmten Gefäßen stets ein Desinfectionsmittel bereit zu halten, in derselben Weise die mit den Dejectionen beschmutzten Gegenstände (besonders Wäsche) einer strengen desinficirenden Reinigung zu unterwerfen und dieselbe Vorsicht bei der Reinigung von Choleraleichen zu beobachten.

Bezüglich des vierten Punktes endlich bedarf es kaum der Erwähnung, daß die öffentlichen Behörden die Wasserversorgung einer Stadt oder Ortschaft zur Zeit des Vorherrschens von Cholera schon in benachbarten Orten, und noch mehr nach Ausbruch der Krankheit am Orte selbst mit der ängstlichsten Umsicht zu überwachen, suspecte Brunnen oder Quellen geradezu zu schließen und für gutes Trinkwasser zu sorgen haben; der privaten Hygieine ist es dringend zu empfehlen, den Gebrauch des Wassers aus solchen Brunnen zu meiden, welche in durchlässigem Boden in der Nähe von Senkgruben angelegt sind, vor Allem natürlich dann, wenn in die betreffenden Gruben Cholera-Dejectionen geschüttet sind; man lasse sich durch die anscheinende Reinheit und Frische solchen Brunnenwassers nicht täuschen und gebe sich nicht jenem allgemein verbreiteten Irrthume hin, der nur aus dem Geruche und Geschmacke seine Schlüsse auf die Qualität des Trinkwassers zieht.

Schließlich erlaube ich mir im Interesse des größeren Publicums auf einen zur Frage über Luftinfection gehörigen Umstand hinzuweisen, der zu wichtig erscheint, als daß man ihn, mit Rücksicht auf die etwas delicate Natur des Gegenstandes, mit Stillschweigen übergehen dürfte, ich meine den Gebrauch solcher Closets, in deren Ableitungsröhren selbst Cholera-Dejectionen geschüttet, oder die in Senkgruben einmünden, in welche die genannten Stoffe gelangt sind; wiederholt ist bei dem epidemischen Auftreten der Cholera in einzelnen Häusern, besonders größeren, von einer zahlreichen Bevölkerung bewohnten Räumlichkeiten (Gefängnissen, Arbeitshäusern, Hospitälern u. a.) die Krankheit lediglich auf diejenigen Individuen beschränkt geblieben, welche sich den Emanationen eines bestimmten Closets ausgesetzt hatten, in welches nachweisbar Cholera-Dejectionen geschüttet worden waren, während der übrige Theil der Bevölkerung, der denselben Grund und Boden bewohnte, sich jedoch anderer Closets bediente, verschont blieb.

Es dürfte aus dieser flüchtigen Skizze über die prophylaktischen Maßregeln gegen Choleraverbreitung ersichtlich sein, eine wie rege Theilnahme des ganzen Publicums an den von den Sanitätsbehörden getroffenen hygieinischen Maßregeln vorausgesetzt wird, wenn eben diese diejenige Wirksamkeit äußern sollen, welche man von ihnen erwarten darf; eben diese Betheiligung ist aber um so sicherer zu erwarten, je mehr das Publicum weiß, um was es sich dabei handelt, wenn es die Ueberzeugung gewinnt, daß es, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, Herr über sein eigenes Wohl und Wehe ist, und es würde mir einen hohen Grad von Genugthuung gewähren, wenn es mir gelungen sein sollte, die über Choleragift, Choleraverbreitung, Ansteckung &c. verbreiteten unklaren Begriffe einigermaßen gelichtet und ein Verständniß darüber herbeigeführt zu haben, **wie viel** man sich von prophylaktischen Maßregeln für die Beschränkung von Cholera-Epidemieen versprechen darf.

Mannichfaltiges.

(**Das neueste englische Gaunerstückchen**) ist folgendes: In einer Zeitung steht eine Annonce: „Gesucht auf drei Monate ein Darlehen von 30 L., wofür 10 Procent Interessen und eine Prämie von 5 L. gezahlt werden. Werthvolles Eigenthum, mehr als drei Mal so viel werth als die verlangte Summe, soll bei dem Leiher deponirt werden. Adresse A. Z. u. s. w." Beißt Jemand auf diesen Köder an, so wird eine Zusammenkunft veranstaltet. A. Z. deponirt bei dem Leiher Silbergeschirr im Werthe von ungefähr 100 L. und dieser geht, vergnügt über das Geschäftchen, nach Hause. Ein paar Tage darauf jedoch bekommt er Besuch von einem Herrn, welcher ihn fragt, ob er eine Concession als Pfandverleiher besitze. Da er diese natürlich nicht hat, wird ihm mitgetheilt, daß er sich einer Geldbuße von 100 L. ausgesetzt hat, weil er Geld gegen Versatz von Werthsachen auslieh. „Aber," so fährt der Fremde fort, „die Sachen stehen eigentlich so: Das Silbergeschirr gehört mir und war bei dem Manne, der es bei Ihnen verpfändet hat, nur zur Aufbewahrung hinterlegt. Es fällt mir nicht ein 30 L. einzubüßen. Entweder Sie geben mir das Silbergeschirr heraus, oder das Gesetz muß seinen Lauf nehmen." Selbstverständlich rückt der Mann lieber mit dem Silberzeug heraus, als sich einer Geldbuße von 100 L. auszusetzen, und der Fremde verabschiedet sich auf die höflichste Weise.

(**Riesenfische.**) Die im Laufe dieses Vorsommers von verschiedenen Blättern gebrachte Nachricht von der Existenz ungeheuerer Fische im Wollensee ist, wie die „Alpenpost" meldet, nach den Aussagen von Augenzeugen Wahrheit. Es ist ein Riesen-Exemplar von der Größe eines starken Mannes beobachtet worden und die Bevölkerung der Uferdörfer ist der Meinung, daß das räthselhafte Ertrinken und Verschwinden dort Badender mit der Gefräßigkeit dieser See-Ungeheuer im Zusammenhange stehe. Welcher Art diese Riesen seien konnte nicht ausgemittelt werden. Einige glauben, es seien Welse.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 107. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

22. Capitel.

Der Geheimrath faßt einen Entschluß.

Der Geheimrath war froh, als er sein freiwilliges Gefängniß verlassen durfte. Es war ihm nachgerade warm in dem engen Kasten geworden, und das, was er aus seinem Verstecke sah und hörte, konnte seine Transpiration nur befördern. Er schüttelte mit bedenklicher Miene das Haupt, als er in dem Cabinet stand, dann setzte er sich in's Sopha, wo er einige Minuten, in Gedanken versunken, sitzen blieb. Das Einfachste wäre gewesen, er hätte den Wagen, welcher die Flüchtlinge nach D. bringen sollte, nach Hause geschickt oder einen verschwiegenen Polizeibeamten neben denselben gestellt. Aber er that das nicht, er dachte nicht einmal daran, die Flucht zu verhindern. Er erhob sich endlich und ging in die Garderobe.

„Meine Damen haben hier einen Koffer stehen," wandte er sich zu der Portiersfrau, „wollen Sie mir denselben zeigen? — Alle Tausend!" fuhr er fort, als er seinen eigenen, großen Reisekoffer erblickte, „die haben's gut vor!" Er mußte unwillkürlich lächeln, es war das erste Mal seit seiner Unterredung mit der Gattin. Er ging in den Saal zurück.

Die beiden Damen saßen in eifrigem Gespräch mit der Geheimräthin, als der alte Herr in die Loge trat; bei seinem Eintritt brachen sie sofort ab. In jedem anderen Augenblicke würde der Geheimrath nach dem Grunde dieses plötzlichen und auffallenden Verstummens gefragt haben, diesmal that er es nicht; es schien fast, als wolle er die Entführung begünstigen.

Die beiden Dominos ließen sich nicht mehr blicken, aber das scharfe Auge des Geheimraths entdeckte sie bald. Sie standen im Hintergrund der Bühne und beobachteten unausgesetzt die Loge.

Der Geheimrath ließ den Damen Erfrischungen reichen. Er selbst leerte am Büffet eine halbe Flasche Champagner mit der Ruhe eines Mannes, der eine Verdunkelung seines Glückssterns für unmöglich hält. Der feurige Wein der Champagne schien ihm Muth gemacht zu haben. Er ging nicht in seine Loge zurück; sich durch das Maskengewühl eine Bahn brechend, schritt er dreist auf die Bühne zu. Die beiden Dominos erschraken, als sie den Geheimrath näher kommen sahen.

„Wir sind verrathen," flüsterte Eduard dem Hauptmann zu.

„Bah," erwiderte dieser, „warten wir ab, ob der Geheimrath uns anspricht. Er hat so gut, wie jeder Andere, das Recht, hier umherzuspazieren.

Der Hauptmann sollte hierüber bald Gewißheit erhalten. „Folgen Sie mir, meine Herren," wandte der Geheimrath sich in kurzem, festem Tone zu den beiden Dominos, „ich habe nothwendig einige Worte mit Ihnen zu reden."

Eduard zögerte. „Folgen wir ihm," flüsterte der Hauptmann, „aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Der Geheimrath führte die beiden Herren durch den Saal zurück in das Garderobezimmer. Hier öffnete er die Thür zu demselben Cabinet, in welchem kurz vorher die Unterredung stattgefunden hatte.

Jetzt wurde auch der Hauptmann bestürzt. Seine Bestürzung wuchs, als der Geheimrath die Maske ablegte und auf den Korb zeigte, welcher neben dem Sopha stand. „Hätten Sie wohl die Güte, eine dieser Flaschen zu entkorken?" fragte der alte Herr seinen künftigen Schwager. „Bei einem Glase Champagner sitzt es sich gemüthlicher."

Ohne ein Wort zu erwidern, packte der Hauptmann den Korb aus. „Firma Mumm und Compagnie, mit Respect zu melden!" sagte er, als der alte Herr einen Blick auf die Etiquette warf.

Der Geheimrath lächelte und stieß mit den beiden Herren an. „Setzen wir uns, unsere Unterredung wird eine halbe Stunde in Anspruch nehmen. — Ich habe vernommen, Sie wollen Ihrer bisherigen Laufbahn entsagen," fuhr er fort, indem er sich zu Eduard wandte, „welchen Plan haben Sie für die Zukunft entworfen?"

„Bevor ich Ihnen antworte, bitte ich Sie, mir den Grund zu nennen, der Sie zu dieser Frage bewegt," erwiderte der junge Mann.

Ein sarkastisches Lächeln glitt über die Lippen des Geheimraths. „Den Grund? Ich glaube, er ist nicht schwer zu errathen. Sie wollen meine Tochter entführen, Hulda ist mit Ihnen einverstanden, selbst die Tante begünstigt den Plan. Was bleibt mir übrig, als daß ich einen anderen Weg suche, auf welchem Sie Ihr Ziel erreichen können? Entführen Sie Hulda, so weiß es morgen die ganze Stadt, und daß die Entführung meiner Tochter durch einen ehemaligen Secondelieutenant Eclat machen wird, müssen Sie selbst zugeben."

Die beiden Herren hatten sich von ihrer Bestürzung erholt. Kannte der Geheimrath den ganzen Plan, so half es wenig oder nichts, denselben abzuläugnen, jedenfalls war's unter diesen Umständen das rathsamste, ihn mit freier Stirne einzugestehen und die Vorschläge des alten Herrn anzuhören.

„Ich will nicht fragen, wer Ihnen unser Geheimniß verrathen hat," entgegnete der Hauptmann. „Kennen Sie dasselbe, nun wohl, zeigen Sie uns einen Weg, den Sie für besser halten."

„Was Sie betrifft, mein Herr, so betrachte ich Sie in dieser Angelegenheit nur als eine Nebenperson, der ich das Recht der Vermittelung nicht zugestehen kann," versetzte der Geheimrath. „Hier handelt es sich nicht um meine Schwägerin, sondern um meine Tochter, also —"

„Bon!" sagte der Hauptmann. „Ich werde mich Ihrem Wunsche fügen und schweigen."

„Ich wiederhole meine Frage," fuhr der alte Herr fort. „Welchen Plan haben Sie für Ihre Zukunft entworfen?

haben Sie darauf gerechnet, daß Hulda Ihnen eine Mitgift zubringen werde, welche Sie in den Stand setzen dürfte, von den Zinsen dieses Capitals zu leben?"

Purpurgluth übergoß das Antlitz des jungen Mannes. „Mein Herr!" fuhr er auf. „Wer giebt Ihnen das Recht mich zu beleidigen? Es ist wahr, daß ich Ihre Tochter liebe; es ist wahr, daß ich Sie entführen wollte; wenn Sie aber glauben, daß ich dabei nur Ihr Vermögen im Auge gehabt habe —"

„Nur Ruhe," fiel der Geheimrath ihm in's Wort, „ereifern wir uns nicht. Sagen Sie offen und ehrlich: was wollen Sie ergreifen?"

„Ich habe vor, ein kleines Gut zu kaufen und es zu bewirthschaften. die Oekonomie ist von jeher mein Steckenpferd gewesen."

Der Geheimrath setzte das Glas an die Lippen und blickte über den Rand desselben dem jungen Manne so fest und prüfend in's Antlitz, als wolle er in den innersten Tiefen der Seele desselben lesen.

„Gut," sagte er, „ich habe dagegen nichts einzuwenden. Der Stand eines Landwirths ist ein Ehrenstand, und ich würde mich nicht bedenken, die Hand meiner Tochter einem tüchtigen Oekonomen zu geben. Aber haben Sie die Mittel, ein Gut zu kaufen?"

Wieder rötheten die Wangen Eduard's sich, diesmal war es nicht die Röthe des Zorns, sondern die der Verwirrung und Verlegenheit.

„Nur heraus mit der Sprache!" sagte der Hauptmann. „Eine Schande ist's nicht, wenn man eine Anleihe in der Familie macht. Sie kennen mein Verhältniß zu der Schwester Ihrer Frau Gemahlin," wandte er sich zu dem Geheimrath, „sie will meinem Freunde die nöthige Summe vorstrecken."

„Ah so," erwiderte der Geheimrath, „jetzt wird mir's klar. Meine Schwägerin war also der Banquier? Ja, ja, die Freude der alten Sch — — —, der alten Dame über ihre Verlobung wird so groß gewesen sein, daß sie das Herz dieses edlen Fräuleins —"

„Mein Herr, keine Beleidigung!" fiel der Hauptmann ihm barsch in's Wort. „Es sollte mir, mit Respect zu melden, leid thun, wenn ich den Schwager meiner Braut zum Duell zwingen müßte!"

„Ah, ich hatte diese Sprache erwartet," spottete der Geheimrath.

Eduard ergriff die Hand des Freundes und bat ihn ruhig zu bleiben. „Sie vergessen, daß Sie Officieren gegenüberstehen, Herr Geheimrath," sagte der junge Mann gelassen. „Kommen wir jetzt zu Ihrem Vorschlage. Wenn ich nicht irre, wollten Sie einen solchen machen?

„In der That, ich ließ mich durch die Erinnerung an den Geniestreich meiner guten, liebenswürdigen Schwägerin etwas zu sehr hinreißen," fuhr der alte Herr fort. „Mein Vorschlag lautet: Ich zahle Ihnen morgen fünfzigtausend Thaler, oder wenn Sie dies lieber wollen, ich kaufe selbst das Gut, welches ich meiner Tochter als Mitgift zu geben gedenke, und überlasse Ihnen die Leitung der Oekonomie. Nach Ablauf eines halben Jahres, vorausgesetzt, daß ich bis dahin mit Ihnen zufrieden bin, gebe ich die Einwilligung zur Verlobung, und wenn am Schlusse des Jahres Ihre Abrechnung über die Verwaltung des Gutes meinen Anforderungen entspricht, so feiern wir die Hochzeit. Soll's gelten, so schlagen Sie ein."

Er hatte sich erhoben, Eduard schlug freudig in die dargebotene Hand ein.

Der Hauptmann hatte seinen Groll vergessen, „Na, Sie sind doch ein Ehrenmann," sagte er, indem er die Hand des Geheimraths drückte, „ich hoffe, wir werden gute Freunde bleiben."

Arm in Arm mit seinem künftigen Schwiegersohn kehrte der Geheimrath in seine Loge zurück. Er hatte die Maske nicht wieder vorgebunden, Alle sollten in seinen Zügen lesen, daß unter der reichen, kostbaren Kleidung ein zufriedenes und heiteres Herz schlug.

Die Damen erschraken, als sie die beiden Dominos so plötzlich in ihre Loge treten sahen. Aber das heitere, selbstzufriedene Lächeln, welches die Lippen des alten Herrn umspielte, verscheuchte ihre Besorgnisse.

„Hier bring' ich Dir Deinen Entführer," sagte der Geheimrath, „erziehe ihn zum einem tüchtigen Oekonomen und hilf ihm, daß er mit seiner Jahresrechnung über die Verwaltung des Gutes bei mir besteht, dann ist die beabsichtigte Entführung überflüssig."

Hulda wollte im Uebermaße ihres Glücks sich an die Brust des Vaters werfen, der alte Herr entzog sich ihrem Danke, der jedenfalls in den Seitenlogen Aufsehen erregt haben würde, dadurch, daß er sich rasch entfernte. Die beiden Dominos aber blieben bis spät nach Mitternacht bei den Damen, ohne sich um ihre Wagen, welche vor dem Portale hielten, weiter zu bekümmern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bier als Ehestifter.*)

Eine Scene aus dem Münchener Volksleben von Rob. Pfeil.

Es ist schon viel über das Bier und seinen Cultus geschrieben worden. Nun hatte ich zwar das Thema um so weniger für erschöpft, als das braune Naß in immer gewaltigeren Strömen die bewohnte Erde zu überfluthen beginnt. Aber ich bin „hall", wie der Münchener sagt, zu gelehrten Abhandlungen nicht geschaffen, und wenn ich mich einmal dazu fortreißen lasse, so passirt es mir sehr oft, wie den guten Münchenern, daß ich meine Definitionen mit „Wo" und „Wenn" beginne, so z. B.: „Was ist eine Kanone?" — „Wo man Pulver und Kanonenkugeln hineinthut und wenn's dann recht stark kracht."

Ich überlasse es daher dem Commissionsrath Hoff in Berlin, die Vorzüge des Gersten- und Malzextracts nicht blos in seiner segenbringenden Einwirkung auf das Individuum, sondern auch als staatenbildende Kraft mit seiner von jedem Starkdenkenden nicht zu täugnenden Wichtigkeit für Gegenwart und Zukunft in nationalökonomischer, politischer und socialer Beziehung darzuthun, als auch nachzuweisen, wie sehr der Mangel ähnlicher Präparate auf die Entwickelung der Völker der Vergangenheit hindernd eingewirkt habe. Auch lasse ich unentschieden, ob Dreher oder Pschorr der Gerstenkranz dafür gebühre, die Menschheit ihren leuchtenden Zielen um einige tausend Faßlängen näher gerückt zu haben, und möchte nur das edle Gebräu Gambrini der dankbaren Mitwelt von einer neuen liebenswürdigen Seite zeigen, als Concurrenten der Frau Directorin Schwarz in London, Inhaberin des „international

*) Aus der Wochenschrift „Daheim".

office of marriages“ — **nämlich das Bier als Ehestifter.**

Diese neuentdeckte Mission des Bieres mag einigermaßen dafür trösten, daß ihm von einem unserer größten Chemiker der Nahrungsstoff abgesprochen wird.

„Keinen Nahrungsstoff!“ rief Schuhmachermeister Absatz, als ihm diese merkwürdige Kunde zu Ohren kam, welche einige Tage lang ganz München auf's tiefste erschütterte, und schielte mißtrauisch abwärts auf die ansehnliche Rundung seines mittleren Körpers, ob dieselbe nicht am Ende von einer verborgenen Krankheit herrühre. „Keinen Nahrungsstoff!“ murmelte er und ging kopfschüttelnd an seine Arbeit.

Absatz war sechsunddreißig Jahre alt und nun so seine sechs Jahre Meister. Er hätte es schon länger sein können, denn er war einer der geschicktesten Arbeiter, wenn ihm der Magistrat eine Concession bewilligt hätte, statt ihn immer abzuweisen und ihn die Taxen dafür bezahlen zu lassen. Da kam die Gewerbefreiheit, er borgte sich einige hundert Gulden und begann nun auf eigene Faust Ahle und Hammer zu führen. Sein Körperumfang hatte erst zugenommen, als er **Meister** geworden war, denn bei einem Gesellen hätte der hochlöbliche Magistrat ein solches Zeichen des Wohllebens sehr übel vermerkt und sein Gesuch jedenfalls erst recht abgewiesen.

Meister Absatz war ein hübscher stattlicher Mann, er mußte es bei aller Bescheidenheit sich selber gestehen, wenn er so von der Seite in den mit „Palmkätzeln“, den Erinnerungszeichen an den Palmsonntag, verzierten Spiegel schaute. Ich möchte nun Meister Absatz nicht in den Verdacht bringen, als ob er eitel gewesen wäre, im Gegentheil, er rasirte sich meistens sogar im Wiederschein eines offenen Fensters, weil er das von seiner Gesellenzeit her so gewohnt war.

Meister Absatz schaute durch den Spiegel in die gegenüberliegende Küche, um unbemerkt zu sehen, ob die Pepi noch nicht bald fertig sei mit ihren Arbeiten. Pepi — ein schöner Name! Es ist jammerschade, daß er nicht im Kalender steht. Im Kalender steht Josephine. Pepi ist nämlich das abgekürzte Josephine. Wie der Sprachgebrauch das nun fertig bekommen hat, daß aus Josephine schließlich „Pepi“ wurde, ist, selbst die allerzärtlichsten Abbreviaturen angenommen, schwer zu erklären — Auskunft allein kann möglicherweise jener Philologe geben, dem wir die reizende etymologische Klimax: Alopex, pix, pax, Fuchs verdanken.

Also Meister Absatz schaute durch den Spiegel, um Pepi in der Küche zu beobachten. Warum sah er nicht direct nach ihr? Zur erschöpfenden Beantwortung dieser Frage muß ich etwas zurückgreifen. Pepi, welche damals bei einem seiner früheren Meister diente, war das Ideal seiner heiß und stürmisch wogenden Gesellenbrust gewesen. Wie oft hatte er sich erboten, sie zu Tanz und Festlichkeiten zu führen — sie hatte es abgeschlagen; als der Magistrat einmal seine Eingabe ungewöhnlich lange behielt, gab er sich der Hoffnung hin, sie sei bewilligt und machte ihr in aller Form einen Heirathsantrag. Die Pepi war aber eine solide vorsichtige Person, und wollte von einem Verhältniß vor der Hochzeit nichts wissen. Geselle Absatz war darüber sehr erzürnt gewesen, und hatte beschlossen, ihr den Rücken zu wenden, aber als er ruhiger war, mußte er doch das Mädchen bewundern, das so viel Charakter habe; denn daß sie keinen Anderen bevorzugte, und ihn in's Herz geschlossen hatte, trotzdem sie jede Annäherung zurückwies, das wußte er.

Die Pepi müßte eine gute Meisterin sein, hatte er eines Tages gedacht, als der Lehrjunge aus dem Wirthshause sehr schlechtes Mittagessen gebracht hatte. Aber ob sie sich wirklich nicht verstellt hat, blos um einen Mann zu kriegen? Meister Absatz war nicht mehr so leichtfertig mit seiner Hand, als es der Geselle gewesen. Er hatte jetzt zu wählen sogar unter Meisterstöchtern, und Pepi war zwar das hübscheste Mädchen des ganzen Stadtviertels und hatte ein paar schwarze Augen im Kopf, die einen durch und durch schauen konnten, aber sie war „halt“ doch nur ein armer Dienstbot'! Jedenfalls mußte sie zuerst geprüft werden. Er ging zu seinem früheren Meister, der ihn mit der Verachtung empfing, mit der alle Besitzer von Realrechten auf die Parvenü's der Gewerbefreiheit herabsehen, und ihm so grob als möglich mittheilte, daß die Pepi ausgestanden sei, daß heißt den Dienst verlassen habe. Endlich fand er sie in der Mägde-Herberge. Die Pepi betrachtete ihn etwas mißtrauisch, als er ihr anbot, in seinen Dienst zu treten als Wirthschafterin, da er aber sehr kurz und schnurrig sprach, so willigte sie ein.

Pepi war nun vier Wochen bei Absatz im Hause und ein Segen für die Wirthschaft, aber dem Meister wich sie aus, wo sie nur konnte, und er himwiederum war sehr kurz angebunden, ja barsch mit ihr. Das focht sie jedoch nicht an, sie that ihre Arbeiten auf's gewissenhafteste und sorgte für Alles, wie es eine Frau mit zwei Mägden nicht besser thun könnten.

Wenn sie es nicht bemerkte, oder durch den Spiegel, da sah ihr Meister Absatz manchmal zu, stundenlang, wie sie hantierte, und sein rothes Gesicht strahlte immer röther von dem Abglanz des geträumten künftigen Glückes. Nur etwas wurmte ihn. Da drüben, gerade gegenüber, war die Brauerei. Von der Fensterecke, wo er gewöhnlich arbeitete, konnte er gerade in den Thorweg sehen und an das Schenkfester. Der Schenkkellner machte der Pepi in der auffallendsten Weise den Hof. Wenn die Leute nicht so dicht standen vor dem Fenster, und er entdeckte Pepi im Hintergrunde, so wurde sie zuerst bedient. War sie dagegen allein dort, so brauchte er so lange, bis er sie abgefertigt hatte, daß der geschickte Meister Absatz einmal vor Zorn und Zerstreuung einen lackirten Ballschuh voller Nägel schlug, als ob sie zur Ersteigung der Zugspitze dienen sollten.

Pepi jedoch hatte keinen Blick für die zarten Aufmerksamkeiten des Bierspenders. Sie war ernst und bescheiden gegen den Kellner, ermunterte ihn nicht im geringsten, blieb nicht länger als sie mußte, und lachte nicht bei seinen Späßen. Aber Meister Absatz war damit nicht beruhigt. Pepi war ein gescheidtes Mädel, sie konnte nachdenken. So ein Schenkkellner war keine zu verachtende Partie. Er hatte von jedem Faß, das er ausschenkte, sein Gewisses und was noch nebenbei abfiel. Der da drüben, ein ansehnlicher Vierziger, war seit einigen Jahren Wittwer und galt für einen reichen Mann. Man sprach sogar davon, daß er in kurzer Zeit selber ein Bierhaus aufmachen wolle. Und ein Herr Wirth konnte es mit dem Schuster recht wohl aufnehmen. Auch der Versuch, Pepi nicht mehr in die Nähe des gefährlichen Menschen zu lassen, mißglückte. Denn als er behauptete, das Bier von da drüben sei miserabel geworden, antwortete sie, es sei bekanntermaßen das beste in der ganzen Stadt, und gerade die letzten Tage ausgezeichnet gewesen. Und dabei kam es ihm vor, als ob sie lachte, als sie in die Küche ging. „Was hat sie zu lachen, wenn sie ehrlich ist!“ dachte Meister Absatz. „Gewiß hat sie es heimlich mit dem Schenkkellner schon abgekartet.“ Das mußte ein Ende nehmen. Heute noch wollte er sie beobachten, wenn sie sich dann dem Kellner gegenüber gut benahm, dann .... der Meister wurde roth bis hinter die Ohren und rief aus Zerstreuung in den Spiegel hinein: „Pepi!“

Ein paar Teller klapperten, eine Ofenthür rasselte, und in der ganzen Glorie der Arbeit, mit aufgeschürzten Aermeln und hochgeröthetem Antlitz erschien Pepi, um den Meister zu fragen, was er wolle.

„Ein Maß Bier!“ sagte dieser barsch und schaute auf seinen Stiefel, und schlug einen Nagel schief.

„Wieder vom Bräu?“ fragte Pepi, und in ihrer Stimme lag allerdings einige Schelmerei.

„Ja, aber rasch!“ sagte der Meister grob und schlug einen zweiten Nagel krumm.

„Halt,“ sagte er dann plötzlich, als Pepi schon an der Thür war, „zwei Maß!“

Pepi schaute verwundert um, aber der Meister schlug schon wieder wie wüthend auf seinen Stiefel los. Sie ging also.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als auch der Meister seinen Stiefel fallen ließ und nur mehr Augen hatte für das, was unter dem Thorweg des Bräus am Schenkfenster vorging.

Eben war dort das Zwillingskind des Schneiders mit einem Krug, fast größer als es selbst, und mühte sich lange Zeit vergeblich, zu dem mit einem Strick verlängerten Glockenzug hinaufzugelangen. Hinter dem geschlossenen Schubfenster sah man den Kellner, der das Kind schon längst gesehen haben mußte, aber mit Herrscherlaune es sich abmuhen ließ, bis es das Ende des Glockenstrangs erreicht hatte, und ihm so das officielle Signal gab, welches ihn zum Oeffnen des Schubfensters verpflichtete.

Da kam Pepi über die Straße. Das Schubfenster flog auf, der Schneiderzwilling war im Nu abgefertigt, und mit freundlichem Lächeln wurden die Krüge in Empfang genammen und gefüllt. Dann erschien der Schenkkellner wieder am Fenster mit den beiden Maßkrügen und einem Halbeglas. Es war ganz frisch angestochen, und milchweißer Schaum floß von den grauen Steinkrügen. „Was nur das Halbeglas zu bedeuten hat?“ fragte sich unruhevoll der Meister Absatz, und setzte sich auf seine Ahle, daß er erschreckt wieder emporsprang. Ja, so war es! Der schnöde Schenkkellner mißbrauchte die Vortheile seiner Stellung so sehr, daß er Pepi eine Halbe schenkte! Wenn sie es nahm — dann waren sie geschiedene Leute, der Meister Absatz und die Pepi. Er schaute starr hinüber, sein Herz pochte gewaltig. Die Pepi lehnte am Fenster und verzog keine Miene zu dem Lächeln und den Späßen des Herrn Kellners. „Der Kerl hat auch sein Schulgeld umsonst bezahlt,“ brummte Meister Absatz, als der Kellner gar nicht fertig werden wollte mit dem Zählen der vierzehn Kreuzer, die ihm Pepi auf das Bret gelegt hatte. Offenbar sagte er dabei etwas und das Geldzählen war nur für die Augen der Nachbarschaft bestimmt. Pepi giebt keine Antwort und sieht theilnahmlos vor sich nieder, dann faßt sie ihre beiden Krüge und geht, der Schuster springt jubelnd auf — die geschenkte „Halbe“ hat sie stehen gelassen, und der Kellner schaut ihr verblüfft nach, wie ihre kräftig-schöne Gestalt mit raschen Schritten über die Straße eilt. Dann schneidet er ein grimmiges Gesicht, nimmt seine verschmähte Halbe herein, und wirft das Schubfenster klirrend herab.

Pepi war nicht wenig erstaunt über das feierlich gerührte Aussehen des Meisters Absatz, als sie mit den beiden Krügen eintrat und dieselben auf den Tisch stellte. Sie wurde unruhig und wollte sich wieder entfernen, aber der Meister griff sie bei der Hand: „Pepi, Du hast die Probe bestanden! Ich auch. Ich hab' Dich als Meister net vergesse, Du hast meinetweg'n sogar einen künftigen Wirth an Korb 'geb'n. Pepi, Du hast mi vorhin verwundert ang'schaut, weil D' net g'wußt hast, für wen die zweite Maß Bier g'hört. Pepi, wenn D' mich so gern hast, als ich Dich, und wenn D' magst — so nimm die Maß und stoß mit mir an. Die Maß g'hört der Frau Meisterin Absatz.“

Der Meister Absatz mußte sich die Augen wischen, ehe er trank, und auch seine Rede war zuletzt fast unverständlich geworden durch Schluchzen.

Pepi jedoch verstand sie, aber auch sie behielt den Krug in der einen Hand, und in der anderen hatte sie den Schürzenzipfel und wischte sich die hübschen Augen, und dann setzten sie beide die Krüge auf den Tisch und fielen sich schluchzend um den Hals . . . und als man endlich daran dachte, zu trinken, mußte frisches Bier geholt werden, denn das andere war matt und warm geworden. Desto besser schmeckte es Abends.

Mannichfaltiges.

(Schmieren der Erdachse.) Einem amerikanischen Journal zufolge befand sich unter den vielen Geschenken, die dem Capitain Hall kurz vor dem Antritt seiner Nordpol-Expedition am Bord der „Polaris“ gemacht wurden, auch eine sorgfältig verschlossene Zinnbüchse mit der Aufschrift: „Nicht früher zu öffnen, als bis die „Polaris“ das Eismeer erreicht hat.“ Durch einen bei der Einschiffung dem geheimnißvollen Gefäße zugestoßenen Unfall kam das Geheimniß jedoch früher als beabsichtigt an's Tageslicht. Es war eine Büchse patentirter Achsenschmiere mit dem dringenden Ersuchen an Capitain Hall oder dessen Ueberlebende, damit die Achse dieser trägen Welt, wenn solche am Pole gefunden werden sollte, zu schmieren.

(Nur Deutsch!) Ein bekannter Berliner Restaurateur, welcher auf seine Eigenschaft, Bürger der Vereinigten Staaten zu sein, ein gewisses Gewicht legt, empfahl dieser Tage in der „Vossischen Ztg.“: „cold and warm Lunch“. Hierauf wird ihm in der folgenden Nummer des genannten Blattes die zarte Antwort: Quatschkopp! Man sagt hier in der Hauptstadt Deutschlands nicht „cold and warm Lunch“, sondern „k. u. w. Frühstück,“ nicht „Menu“, sondern „Speisekarte“ u. s. w.

Pfälzisches.

* Aus Bad Gleisweiler wird uns geschrieben: Unser reizender Curort, dessen wundervolle Lage und Umgebung mit dem Blicke auf unsere schönsten deutschen Dome — auch der ferne Münster erfreut uns ja jetzt als deutscher Tempel — und auf unsere herrliche wein- und früchtereife Pfalz Körper und Seele durch den höchsten Naturgenuß zu stärken vermag, bietet seit mehreren Tagen seinen Gästen einen neuen seltenen Genuß durch die Anwesenheit einer Persönlichkeit, welche, in allen Gauen Deutschlands und weit darüber hinaus gekannt und verehrt, die Freude und der Mittelpunkt aller Gesellschaftskreise des Bades ist, belebend, verschönernd und veredelnd auf unser geselliges Leben wirkt. Schon eine Woche weilt hier der geistreiche Compositeur unseres herrlichen deutschen Vaterlandsliedes, Herr Musikdirector Gustav Reichardt aus Berlin, und beabsichtigt zu unserer Freude noch einige Zeit hier Erholung von den Anstrengungen seiner rastlosen musikalischen Thätigkeit zu suchen. Ein seelenvoller Freund der Natur schwelgt er vom frühesten Morgen bis zum Abend in den hier so reichlich gebotenen Reizen und schöpft aus denselben unausgesetzt neue Nahrung für seine musikalische und dichterische Schöpfungskraft, an deren Erzeugnissen er in herzlichster Weise, bei der gewinnendsten Anspruchlosigkeit, gerne die zahlreichen Freunde der Dichtung und Musik theilnehmen läßt. Der kleinste anscheinend unbedeutendste Vorgang in der Natur oder im geselligen Leben bietet dem kindlich heiteren humoristischen Dichter und Compositeur Stoff zu den nettesten Gelegenheitsgedichten und Liedern, mit welchen er dann die sich um den allverehrten Greis Drängenden überrascht und erfreut, so daß wir in unserer balsamischen Luft hier ein köstlich erfrischendes und erquickendes Natur- und Kunst-Leben führen dürfen, und nur zu beklagen haben, daß wir nicht im Stande sind, den liebenswürdigen Mittelpunkt unseres geselligen Kreises so lange in unserer Mitte festzuhalten, als wir es wünschen möchten. Wer sich also gerne durch Dichtung und Musik in der herrlichen Natur aus der Alltäglichkeit des Lebens erheben und sich Kraft für die nahenden öden Tage des Winters holen will, der eile hierher, helfe uns den lebensfrohen, berühmten Deutschen hier festhalten und theile unsere reinen erquickenden Freuden, die nun noch überdies durch den Genuß der frischgepflückten saftigen Traube erhöht werden.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 108. Vierter Jahrgang. 1871.

Gruß und Huldigung dem Deutschen Kaiser Wilhelm. *)

Von G. F. Stammberger in Traunstein.

Sei uns gegrüßt! hier an der Alpen Fuß,
Du Hocherhab'ner! Unser Herr und Kaiser!
Wilhelm Du Siegreicher! Mächt'ger! Weiser!
Dir gilt aus frohem Herzen unser Gruß.
Du hast das Reich des starken Volks der Eichen
Zu Ruhm und Ehr' erhoben: sondergleichen.

Heil Dir o Held! Du hast den frevlen Feind,
Den Erb- und Todfeind in dem Augenblicke,
Als er mit Macht, mit arger List und Tücke,
Ja mit der schwarzen Hölle selbst vereint —
Sich gierig stürzen wollt' auf uns're Gauen:
Du hast den wüth'gen Drachen wundgehauen.

So ward das Vaterland vor Schimpf und Schmach
Und zweifellosem Untergang gerettet, —
Es war Triumph an jeden Kampf gekettet,
Zahllosen Siegen flog der Friede nach!
Und Reich und Kaiser stehen heute höher,
Als jemals er gehofft, der kühnste Seher.

Heil Deiner hehren Bund'sgenossenschaft,
Den treuen Fürsten, die zu Dir gestanden,
Den weisen Räthen, den mit Ruhm genannten,
Dem Heere, das mit kolossaler Kraft
Zerschmetterte den Feind und seine Besten:
Sie Alle zählen zu des Volkes Besten.

Nimm diese Huldigung in Gnaden an,
Sie kommt aus deutscher Brust, der ewigtreuen.
Und möge es Dein Heldenherz erfreuen,
Wenn wir — im tiefen Süden — jubelnd nah'n:
Hoch dreimal hoch! Siegreicher Feindbezwinger!
Gott schütze Dich! Glorreicher Friedenbringer!

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

23. Capitel.

Eine nächtliche Spazierfahrt.

Der Rentner Becker und dessen bessere Hälfte hatten sich ebenfalls in eine Loge niedergelassen. Theodor und Therese durchwanderten den Saal, um die verschiedenen Costüme in der Nähe zu betrachten und Bekannte aufzusuchen, welche sie zum Mittelpunkt einer kleinen Maskenintrigue machen konnten.

*) Obenstehendes Gedicht wurde dem Kaiser am Bahnhof Traunstein — wo er mit großem Jubel empfangen wurde — von einem Töchterchen des Verfassers überreicht und äußerst huldvoll entgegen genommen.

Die Stunden bis Mitternacht waren rasch verstrichen, der Sitte gemäß mußten die Anwesenden sich demaskiren. Die Gattin des ehemaligen Friseurs hatte dies bereits längst gethan; wäre sie nicht durch ihren Herrn und Meister davon zurückgehalten worden, würde sie auch den dünnen Mantel abgeworfen haben. Becker ärgerte dies, denn seine Gattin war bekannt; sah man ihn neben ihr, wußte man gleich, wer in dem Costüme des Hofcavaliers steckte. Er hatte freilich nicht nöthig, sich seines ehelichen Gesichts zu schämen, auch konnte Niemand ihm wegen seiner Anwesenheit auf dem Theaterballe Hochmuth und Eigendünkel vorwerfen, denn er besaß ja die Mittel, ebenso gut ein öffentliches Fest mitzufeiern, wie jeder Andere, der an Rang vielleicht bedeutend über ihm stand. Aber er wollte dennoch unbekannt bleiben, weil er in diesen Kreisen sich beengt fühlte.

„Es sind zu viele hier, die ich in früheren Jahren rasirt und frisirt habe," sagte er, als seine Gattin den Grund wissen wollte, weshalb sie diesen „Schwitzapparat" wieder umbinden sollte. „Solche Herren pflegen auf uns über die Schulter hinabzusehen."

Die ehrliche Frau wollte diesen Grund nicht gelten lassen. Sie meinte, wenn man Geld habe, könne man in früheren Jahren Sackträger gewesen sein, d'rum werde man nicht weniger geachtet und geehrt.

Diese Ansicht leuchtete denn auch endlich dem Rentner ein, aber mit der Demaskirung seines mit Schönheitspflästerchen beklebten Gesichts wartete er noch bis Mitternacht. Er wollte wenigstens der Sitte nicht vorgreifen.

Theodor stand in dem Augenblick, in welchem er die Maske abnahm, einer Parterreloge gegenüber. Sein Blick fiel auf eine lange, schwarze Gestalt, auf eine hagere, mit einem schweren Siegelringe geschmückte Hand, welche jetzt ebenfalls die Halbmaske lüftete. In banger Ahnung heftete er seine Augen stier auf die Maske, sie fiel. „Herr Gott, der Hauptmann!" flüsterte er bestürzt, „das wird eine schöne Geschichte geben."

„Weshalb?" fragte Therese. „Du hast doch Urlaub? Er kann Dir nicht verbieten, den Theaterball zu besuchen."

„Komm', Kind," drängte Theodor, „wenn er mich sieht, sitze ich morgen Mittag wieder beim Vater Kneip."

Der Rentner war bestürzt, als Theodor ihm erklärte, daß er unverzüglich den Ball verlassen müsse.

„Aber Du hast mir doch gesagt, Du habest Urlaub für die Nacht," versetzte er, als Theodor ihm die Gründe mitgetheilt hatte.

„Ja, freilich habe ich's gesagt," erwiderte der junge Mann verlegen, „aber —"

„Nun? Aber?"

„Na, was kann das Lügen helfen, ich habe gar nicht um Urlaub nachgesucht, weil ich voraussetzen mußte, daß der Hauptmann dieses Gesuch nicht bewilligen würde."

Der Rentner warf einen wehmüthigen Blick auf die Champagnerflasche, welche vor ihm stand, sie war noch nicht entkorkt. „Ich gestehe offen, daß mir dieser Zwischenfall sehr

ungelegen kommt," sagte er wehmüthig; „jetzt fängt es an, gemüthlich zu werden, und nun müssen wir fort."

Auch die Mutter warf einen Blick auf die Flasche, aber in diesem Blick spiegelte sich eher Genugthuung, denn Bedauern. „Mir ist es recht," setzte sie hinzu, „fahren wir ab. Hier ist Alles brandtheuer, und Vergnügen hat man bei der Hitze und dem Staube doch nicht."

Therese pflichtete der alten Frau bei.

„Aber man hat Dich in der Caserne bereits vermißt, Du bist dem Feldwebel gemeldet und —"

„Dafür sorgt der Unterofficier Löffel," fiel Theodor dem Vater in's Wort. „Er hat versprochen, mich zu Hause zu melden, unter der Bedingung, daß ich vor Reveille in der Caserne sei."

„Na, dann in Gottes Namen!" fuhr Becker fort. „Aber schenken wollen wir dem Wirth nichts. Nimm die Flasche unter den Arm, Theodor, sie ist bezahlt, wir können sie zu Hause leeren."

Theodor hielt es für rathsam, die Maske wieder vorzubinden. Er warf die Flasche in sein Fischernetz und athmete frei auf, als er draußen in der Vorhalle stand.

„Sehen wir uns jetzt nach unserem Wagen um," sagte der Rentner, während er hinaustrat. „Wir können ihn leicht finden, auf der Thür steht die Chiffre des Lohnkutschers Lux, ein großes L. Du hast schärfere Augen, Theodor, hilf mir den Kasten suchen."

Die kleine Gesellschaft wanderte langsam an der Wagenreihe entlang, endlich blieb der Rentner stehen. Er öffnete den Schlag, ließ die Damen einsteigen und befahl dem Kutscher, der auf dem Bock saß und um die Einsteigenden sich nicht kümmerte, abzufahren.

„Gott sei Dank!" sagte Theodor. „Aber was ist das? der Kerl fährt ja mit einer rasenden Eile."

„Er fährt allerdings sehr rasch," meinte der Rentner. „Die Pferde haben lange gestanden, der Kutscher wird wohl einige Glas über den Durst getrunken haben."

Therese und die alte Frau zeigten keine Furcht, sie äußerten nur die Ansicht, es sei nicht erlaubt, daß man unzuverlässigen Leuten die Leitung der Pferde anvertraue, im Uebrigen werde man wohl die kleine Strecke ohne Unfall zurücklegen.

Der Rentner erwiderte nichts, er blickte durch das Wagenfenster in die stille, menschenleere Straße hinaus. Plötzlich fuhr er von seinem Sitze auf.

„Der Kutscher fährt einen ganz entgegengesetzten Weg!" rief er. „Was soll das bedeuten? He — Kutscher! Kutscher!"

Aber der Kutscher hörte nicht, er trieb die Pferde nur noch mehr an.

„Wahrhaftig, wir sind bereits am Flußthore," sagte Theodor.

„Herr meines Lebens, wenn der Mensch die Absicht hat, uns in den Fluß zu fahren!" rief die Mutter.

„Bah, welchen Zweck könnte er dabei haben? erwiderte der Rentner. „Der Kerl ist betrunken, das ist die ganze Sache."

„Er fährt den Fluß entlang," bemerkte Therese. „Theodor, ruf' ihn noch einmal an, auf dem Kies macht der Wagen weniger Geräusch, er muß Dich hören."

Theodor ließ das Fenster hinunter und rief dem Kutscher zu, er solle halten oder umkehren.

Der Kutscher antwortete durch einige Peitschenhiebe, die Pferde liefen noch rascher.

„Jetzt seht Ihr, daß der Mensch Böses im Schilde führt," bemerkte die alte Frau. „Er will nicht hören, Niemand ist in der Nähe, der uns Beistand leisten kann. Was nun?"

Der Rentner lehnte sich in die Wagenkissen zurück. „Fügen wir uns in Geduld," erwiderte er. „Zur Noth sind wir Beide stark genug, diesen betrunkenen Kerl zu überwältigen."

„Man hat Beispiele, daß solche Leute plötzlich wahnsinnig geworden sind," schaltete die Mutter ein.

Theodor schlang den Arm um die bebende Braut und drückte sie fest an sich. „Einmal muß der Kerl halten," versetzte er. „Wahnsinnig scheint er nicht zu sein, er würde die Wege nicht so genau kennen."

„Wie gesagt, fassen wir uns in Geduld!" wiederholte der Rentner. „Auf unseren Zuruf hört er nicht, auf Hilfe dürfen wir nicht rechnen, mithin können wir nichts Besseres thun."

Die Geduld des alten Herrn sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Der Kutscher fuhr ohne Unterbrechung in rasender Eile, wenn die Pferde erlahmten, peitschte er sie unbarmherzig. Er hörte nicht auf das Rufen und Schelten seiner Passagiere. Selbst als Theodor ein Fenster zertrümmerte, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerksamkeit des Kutschers zu wecken, sah Jener sich nicht einmal um.

Endlich nach dreistündiger Fahrt, fuhr der Wagen in eine kleine Stadt. Er hielt vor einem großen Hause, über dessen Thür man in ziemlich großen Buchstaben das Wort „Hotel" las.

„Endlich!" sagte der Rentner, der unverzüglich die Thür geöffnet hatte und jetzt ausstieg.

Die Uhr eines nahen Kirchthurms schlug drei, der letzte Schlag war kaum verklungen, als ein Glockenspiel sich vernehmen ließ.

„Na, das ist doch zu bunt!" fuhr Becker fort, welcher in seinem Cavaliercostüm in der stillen, öden Straße sich gar sonderlich ausnahm. „Der Kerl hat uns nach D. spedirt. Was nun?"

„Kehren wir um!" sagte Theodor entschlossen, der mit Schrecken daran dachte, daß er vor Reveille in der Caserne sein müßte.

„Um Gottes willen nicht!" erwiderte die Mutter. „Diesem Manne vertraue ich mein Leben nicht noch mal an. Steigen wir aus."

„Wohin hat Er uns gebracht?" donnerte der Rentner den Kutscher an, der jetzt, als er seine Passagiere betrachtete, in Verwirrung gerieth. Wäre der Rentner kaltblütig gewesen, so hätte der Kutscher keine Zeit gefunden, seine Fassung zu gewinnen, aber Becker besaß ein heißblütiges, auffahrendes Temperament, ganz im Gegensatz zu seinen ehemaligen Collegen, welche in der Regel sich eines unerschütterlichen Phlegmas erfreuen. Sein Schelten und Toben ließ den Kutscher Zeit zur Ueberlegung gewinnen, und Zeit war in diesem Augenblick die Hauptsache.

„Herr, wie konnten Sie sich unterstehen, sich in diesen Wagen zu setzen?" fuhr er, als Erwiderung auf die Frage, den Rentner an. „Der Wagen war gemiethet —"

„Na, Männeken, machen Sie keine Flausen!" fiel Becker ihm in's Wort, dem die drohende Haltung und die Peitsche

des erbosten Mannes Respect einflößten. „Wir haben Euch oft genug zugerufen, Ihr hörtet nicht darauf. Jetzt fahrt uns in die Stadt zurück.“

„Vor acht Uhr nicht,“ erwiderte der Kutscher gelassen. „Meine Pferde wollen ausruhen. Zudem werden wir vorher Abrechnung halten. Sie haben den Wagen für die Nacht benutzt, kostet acht Thaler, eine Scheibe eingeschlagen, macht fünfzehn Groschen, Trinkgeld für mich ein Thaler, Summa neun Thaler fünfzehn Groschen. Ich bitte mir das Geld aus.“

Der ehemalige Friseur wollte vor Aerger aus der Haut fahren, eine solche Unverschämtheit war ihm noch nicht vorgekommen. „Darüber sprechen wir später,“ sagte er, sich mühsam bezwingend, „eine Polizei wird's hier wohl geben.“

„Natürlich,“ höhnte der Kutscher. „Bevor Sie aber den Herrn Commissär kommen lassen, ziehen Sie einen anderen Rock an, er könnte Sie für einen durchgebrannten Schauspieler oder Seiltänzer halten.“

Diese Bemerkung erinnerte die Damen daran, daß sie sich noch im Maskencostüm befanden.

„Gieb dem Unverschämten das Geld,“ sagte die bessere Hälfte des Rentners. „In diesem Anzuge dürfen wir uns ja vor keinem Menschen sehen lassen; bedenke nur, wir haben schon Aschermittwoch.“

„Wären wir nur wieder in C.!“ seufzte Therese. „Was wird meine Tante denken!“

„Das macht mir die geringste Sorge,“ versetzte Theodor „aber die drei Tage Mittelarrest, die mir bevorstehen!“

„Darüber reden wir noch ein Näheres,“ erwiderte Becker. „Ich denke, wir machen kurzen Proceß und gehen in den Gasthof, auf der Straße können wir nicht übernachten. Zahle ich dem Kerl das Geld, muß er uns auch zurückfahren, denn der Wagen ist alsdann gemiethet; bricht er um acht Uhr auf, so sind wir vor Mittag wieder in C.“

„Die Leute auf der Straße werden stehen bleiben, wenn sie uns in diesen Kleidern sehen,“ klagte Therese.

„Auch dafür kann Rath geschafft werden,“ fuhr der Rentner fort. „Die Wirthin wird Euch wohl Mäntel und Capuzen leihen können, uns Beiden müssen die Kellner aushelfen. So, denke ich, wird's gehen, der männliche Standpunkt muß behauptet werden. Theodor, zieh' die Glocke! Ihr werdet Euer Geld erhalten,“ wandte er sich zu dem Kutscher, „spannt so bald wie möglich wieder an, damit wir nach C. zurückkommen. Je eher Ihr abfahrt, desto besser soll das Trinkgeld ausfallen.“

Ein pfiffiges Lächeln glitt über die Züge des Kutschers. „Na, sehen Sie, es ist immer besser, wenn man sich auf freundschaftlichem Wege einigt,“ erwiderte er. „Wenn's Ihnen recht ist, fahren wir um sechs Uhr wieder ab.“

Ein schlaftrunkener Kellner hatte inzwischen die Thür geöffnet. Er wollte im ersten Augenblick die sonderbar gekleidete Gesellschaft nicht einlassen, aber wenige Worte genügten, ihn über Das, was ihn so sehr befremdete, aufzuklären.

(Fortsetzung folgt.)

* Erinnerungen aus Centralamerika.

Von Dr. Fr. Ellendorf.

(Fortsetzung von Nr. 103 d. Bl.)

2. Frauenleben.

Wenn das Weib seinen edlen Zweck, eine gute Hausfrau und Mutter zu werden, erfüllen soll, dann muß schon in zarter Jugend der Keim hierzu gelegt und sorgfältig gepflegt werden.

Die Mutter soll den Säugling nicht wie einen Findling oder Eindringling betrachten, ihn nicht ausschließlich einer Wärterin oder Amme übergeben und sich ihn dann vielleicht täglich ein Mal zeigen lassen, sondern sie soll ihn als ein anvertrautes theueres Pfand betrachten, für dessen Wohl und Wehe sie verantwortlich ist, und darum soll sie ihn namentlich selbst nähren und unter ihren Augen heranwachsen lassen; denn schon im zarten Alter zeigen sich im Thun und Treiben der Kinder der Charakter, das Gemüth und die geistigen Anlagen, und von deren Regelung und Ausbildung hängt das Glück und die Zufriedenheit der Jungfrau und Hausfrau ab, bei Reichen und Armen, Hohen und Niederen.

In Deutschland bedingt schon das kältere Klima das Wohnen in geschlossenen Häusern und hierdurch ein innigeres Zusammenleben der Familie. Dadurch ist schon von selbst mehr Gelegenheit gegeben, auf die Erziehung der Kinder zu achten. Mit dieser durch den Zufall gebotenen Gelegenheit ist es aber noch lange nicht genug, sondern die Mutter muß eine wirkliche Erziehung der Kinder nach Kräften anstreben; hierzu zwingt die gesellschaftliche Stellung und die spätere Bestimmung das Mädchen als Hausfrau und Mutter.

In den Tropen fällt dies alles fort. Leicht und sorglos fließt dort dem Sterblichen das Leben dahin in der ewig jungen Natur, unter dem lichten blauen Himmel, ohne irgend einen anderen Zweck, als daß Jedes sich durch Nichtsthun das Leben so angenehm macht wie möglich — sofern dies, von unserem Standpunkte aus betrachtet, bei einem denkenden Menschen auf die Dauer überhaupt möglich ist. Nahrung spendet Allen die Natur.

Der Säugling wächst dort heran wie ein junger Hund. So lange er von seinen Geh- und Greifwerkzeugen keinen Gebrauch machen kann, liegt er Tag und Nacht nackt in einer kleinen Hängematte, meist in einer netzförmig gestrickten, damit das, was ihm allenfalls unbequem sein könnte, durch die Maschen hinausfalle. Kann er erst aufrecht sitzen, dann wird er nackt auf eine Decke gesetzt in der Sala oder unter der Veranda in den reicheren Familien, die ihm dann wohl einen schwarzen oder braunen Sprößling der Köchin beigesellen als Zeitvertreib, sonst vor der Thür in den Sand, und hier kriecht und tummelt er sich herum unter Schweinen, Hunden und Hühnern, und es scheint ihm dort eben so behaglich zu sein wie diesen, denen er denn auch in Beziehung auf Schmutz vollständig gleicht. Bis zum vierten oder fünften Jahre läuft er immer nackt umher und wird dann mit einem Hemdchen bekleidet, das nun seine einzige Bekleidung bleibt bis zum achten Jahre. Dann tritt zu dem Hemdchen ein Röckchen oder ein Höschen, je nach dem Geschlechte. Wer nun den öffentlichen Unterricht benützen will, der thut es; auf dem Lande jedoch kümmert man sich selten darum. Die Kinder der besseren Familien lernen nothdürftig lesen und schreiben, und das Mädchen ist mit dem dreizehnten Jahr eine Dame, welche von jetzt an mit der Mutter das Leben in der Sala vertrödelt; als fernere Ausbildung lernt sie nur noch rauchen und Cigaretto's machen. Stricken, Sticken, Nähen, Kochen, Braten, Lesen und Schreiben, das ist in den Tropen keine Beschäftigung für Damen, sondern mit der eben geschilderten Ausrüstung wird das Mädchen Braut und Frau.

Wenn in die jugendliche Brust die erste Liebe eingezogen und jener Zustand eintritt, von dem der Dichter sagt: „Das Auge sieht den Himmel offen,“ dann wird, wie auch anderswo, geliebäugelt, liebgehändelt, auch wohl ein Küßchen gestohlen — warum nicht? Haben sich aber endlich die Herzen wirklich gefunden, dann tritt, mit Erlaubniß der Eltern, jene noch glücklichere Periode ein, die man den Brautstand nennt. Es ist die Idylle zu dem späteren Drama, dem Ehestande, und deßhalb um so glücklicher. Was bisher unter der heißen Asche geglüht und nur verstohlen gespielt hat, das darf nun in lichten Flammen zu Tage treten. Man geht Arm in Arm, sitzt Hand in Hand, sieht Aug' in Auge und küßt Mund auf Mund,

ohne daß Jemand dies alles unanständig fände. Langweilig erscheint es wohl Solchen, die's noch zu erwarten haben und denen zu viel Wasser im Munde zusammenläuft, oder auch den bereits Geheiratheten, die sich jener glücklichen Zeit noch wehmüthig erinnern und sich seufzend sagen: „Die schönen Tage von Aranjuez sind längst vorüber — der Krieg ist schon übersiebenjährig!"

Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, Engländer, Franzosen, Russen oder Chinesen in dem glücklichen Brautstande zu beobachten; allein ich glaube, daß sie es alle so machen wie wir, obschon man uns Deutsche vorzugsweise Gefühlsmenschen nennt. Aber ein Volk habe ich kennen gelernt, welches hiervon eine Ausnahme macht, und dies ist der Stamm der Spanier in den Tropen. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die Freiereien in den besseren Familien zu beobachten und will deshalb eine erzählen, an der auch ein junger Deutscher theilnahm, der zwar schließlich den Sieg davontrug, den aber sein überschwängliches Liebesgefühl beim Acte der Verlobung in eine sehr tragikomische Lage brachte.

In der betreffenden spanischen Familie hatte ich eine chronische Krankheit zu behandeln, die mich lange Zeit hindurch täglich dorthin rief. In dem Hause war ein bildschönes Mädchen, Namens Mercedita. Man nannte sie allgemein la rosa de Castilla. Die Familie rühmte sich, ihr castilianisches Blut rein erhalten zu haben vom Indianer- und Negerblute, und darauf war sie stolzer als unser Adel auf seine 32 Ahnen.

Das Mädchen war schlank wie eine Palme, von den üppigsten Formen und blendend weißem Teint; die Stirn hoch, von dickem schwarzem Seidenhaar umschattet; über die tiefbraunen Augen zogen sich feingeschnittene, schwarze Brauen im leichten Bogen hin; die Nase war etwas gebogen, die Nasenflügel etwas aufgezogen; die Lippen voll und roth, die Oberlippe etwas aufgeworfen, so daß man das untere Segment der blendend weißen Zähne sehen konnte. Die Wangen zeigten einen Anflug von Röthe; liebliche Grübchen lachten auf den Gelenken der kleinen Hände, deren spitz zulaufende Finger rosenrothe Nägel trugen. Klein und schmal waren auch die Füße, dazu mit hoher Spanne, wie sie der spanischen Race eigen ist.

So glich das Mädchen, wenn es ruhig dasaß, einer Statue der Diana.

Zu jeder Tageszeit traf ich in dem Hause junge Leute, die den Damen Gesellschaft leisteten. Sie alle hatten ein gutes Auge auf die Schönheit, aber Niemand wußte, wer der Bevorzugte sei; denn es ist nicht schicklich, daß das Mädchen durch irgend eine Miene oder Geberde einem jungen Manne zeigt, daß sie ihn gern habe. Das Mädchen wird, wie das der Brauch, täglich besucht, oft von allen Anbetern gleichzeitig. Endlich wagt einer, bei den Eltern den Antrag zu machen, ohne daß er jemals Gelegenheit gehabt hätte, ein Wort über dieses Thema mit dem Mädchen zu wechseln; denn es verläßt nur das Haus, um zu Verwandten oder zur Kirche zu gehen und zwar immer in Begleitung der Mutter. Nun spricht die Mutter mit der Tochter; wird der junge Mann erhört, so geht er hin, küßt der Braut die Hand — und die Verlobung ist fertig. Er setzt seine Besuche fort wie früher, vielleicht etwas häufiger; aber sonst zeigt sich durchaus keine Veränderung. Freundlich tritt er ein mit dem Gruße: Beso sus pies, Senoras (Ich küsse Ihnen die Füße, meine Damen), küßt dann der Braut die Hand, setzt sich den Damen gegenüber, plaudert und verabschiedet sich endlich mit dem Handkusse, den er nun wohl mit den süßen Schmeichelnamen: (A Dios) mi alma mi querida mi corazon begleitet.

In dieses Haus zog zur Miethe ein junger Deutscher von 21 Jahren, der mit seinem 17. Jahre bereits als Supercargo eines Schiffes die Häfen der Westküste besucht hatte und endlich in Costa Rica hängen blieb. Man darf wohl vermuthen, daß ein 21jähriger Deutscher bereits zu liebeln versteht. Es dauerte nicht lange, und er war bis über die Ohren in Mercedita verliebt. Er war ein schmucker, gewandter und in guten Verhältnissen lebender Junge, dazu ein Deutscher, der dort sehr geachtet ist, und so hatte denn auch das Mädchen ihn lieb gewonnen.

Eines Tags nun wagte er, bei den Eltern um Mercedita's Hand anzuhalten. Die Mutter will sogleich mit der Tochter reden. Erwartungsvoll legte er sich in die Hängematte und harrt klopfenden Herzens der Antwort. Nicht lange währt es, und die Mutter kommt mit dem Jawort zurück. Im Rausche der Freude springt er auf, fällt der Mutter um den Hals und küßt sie, daß es knallt. Diese hat nicht einmal Zeit, sich zu wehren, sondern nur Besinnung genug, um einen Angstschrei auszustoßen.

Er stürzt in die Sala, die Mutter ihm auf den Fersen nach, Mercedita erhebt sich mit ernster Miene vom Stuhle: er auf sie los, was das Zeug nur halten will.

Im selben Augenblick hört er hinter sich schreien: Jesus, Maria, Josey todos los Santos! Don Guilelmo! Don Guilelmo! (Jesus, Maria, Joseph und alle Heiligen! Herr Wilhelm! Herr Wilhelm!), fühlt sich von hinten am Kragen gepackt und, da er beim Ueberwallen der Gefühle das Mädchen nicht losläßt, sammt dieser bis mitten in die Sala gezerrt.

Während dieser Zeit schrie Mercedita aus voller Kehle: Madre mia, madre mia! a socorro! a socorro! (Mutter, zu Hilfe!) Im inneren Hofe unter der Veranda war der Papa mit dem ältesten Sohne beim Kaffee beschäftigt; sie hörten das Angstgeschrei und stürzten auch in die Sala. Don Guilelmo hatte unterdessen seine Beute fahren lassen und stand nun verblüfft und verlegen da. Das Mädchen weinte, die Mutter rang die Hände und erzählte endlich dem Papa, was vorgefallen. Alle glaubten, Don Guilelmo sei wahnsinnig geworden. Endlich kam er zu Expectorationen, und da wurde dem stürmischen Geliebten denn bedeutet, daß er sich sehr unanständig betragen habe; der erste Kuß werde nach der Trauung gegeben, und bis dahin müßte er sich gedulden.

Er war wie aus den Wolken gefallen und hatte genug zu thun, die Sache wieder in's Geleise zu bringen, hatte aber Mutter und Tochter so scheu gemacht, daß er vor der Heirath nie wieder Gelegenheit fand, auch nur einen Augenblick mit Mercedita allein zu sein.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Theodor Körner's Statue,) welche am 23. Sept., als an dessen 80. Geburtstag, in Dresden aufgestellt werden soll, ist in der Erzgießerei der Gebrüder Lenz und Heroldt in Nürnberg nach einem Modell des Dresdener Professor Hähnel gegossen.

(Von ärztlicher Seite) wurde in einer Berliner Versammlung als ein unfehlbares und leicht zu beschaffendes Mittel, die Luft in den Wohnungen rein und gesund zu erhalten, die Aufstellung von Schalen mit aufgelöstem Kochsalz empfohlen.

Palindrom.

Lies mich von vorne oder von hinten,
So wirst Du immer dasselbe finden.
Ich bin fortwährend zu jeder Zeit,
Ununterbrochen, in Ewigkeit.

Δ

Auflösung des Logogryphs in Nr. 102:
Her — Heer — Herr.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 109. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

24. Capitel.

Die Folgen eines Abschiedsfestes.

Der wenn auch nur kurze Aufenthalt im Garten des Regimentscommandeurs hatte für Matthias traurige Folgen.

Er kam aus der schwülen, dumpfen Luft der Gehilfenstube unmittelbar in die eisige Kälte. Ohne Kopfbedeckung mußte er eine geraume Weile im Schnee stehen, und als er den Weg zur Flucht gefunden und die Caserne noch vor Zapfenstreich erreicht hatte, war er über den glücklichen Ausgang seines Abenteuers so erfreut, daß er nicht daran dachte, den Folgen vorzubeugen, die jener Aufenthalt im Garten für ihn haben konnte. Es drängte ihn, seinen Freunden Herz und Löffel das bestandene Abenteuer mitzutheilen.

Einige Stubengenossen, welche solche Gelegenheiten zu benutzen wußten, forderten ihn auf, einige Maas Bier vorfahren zu lassen, und Matthias kam dieser Aufforderung ungesäumt nach.

So fand das Zechgelage für ihn in der Caserne eine Fortsetzung, welche erst spät nach Mitternacht ihr Ende erreichte.

Bereits am nächsten Morgen fühlte Matthias sich unwohl, ein heftiger Schnupfen, mit Kopfweh verbunden, stellte sich ein, einige Tage später gesellten Halsentzündung und Husten sich hinzu. Matthias glaubte die leichte Erkältung nicht beachten zu müssen, und der anstrengende Dienst, wie der stete Aufenthalt in der rauhen Winterluft, verschlimmerten das Uebel. Er meldete sich krank. Der Assistenzarzt verordnete eine unschuldige Medicin und gab dem Kranken Revier, mit der Bemerkung, in wenigen Tagen werde sich die Erkältung gehoben haben.

Der Feldwebel, welcher dem Revierkranken nicht hold war, dessen Wahlspruch: „Entweder in's Lazareth oder zum Dienst" lautete, versäumte nicht, sich täglich einigemale in der Stube des jungen Mannes einzufinden, um mit hämischen Bemerkungen sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.

Matthias war dieser Bemerkungen, welche ihm die Galle in's Blut trieben, endlich müde, er meldete sich gesund, trotzdem Löffel ihm unverhohlen sagte, daß er dadurch sein Leben leichtsinnig auf's Spiel setze.

Löffel hatte recht. Den Keim jener räthselhaften Krankheit, welche so manches blühende Leben bricht, so manchen Lebensfrühling vernichtet, trug Matthias im Körper, ohne daß er's ahnte.

Um den Eltern keine Sorge zu machen, verschwieg er ihnen, daß er krank gewesen sei, aber das scharfe Auge der Mutter konnte er nicht täuschen.

Der Kupferschmied achtete nicht auf die Bedenken seiner Gattin. Er meinte, der Dienst kräftige die Gesundheit, sei auch der Junge etwas mager geworden, gebe dies doch keinen Anlaß zur Besorgniß. Seiner Gleichgültigkeit sollte bittere Reue folgen.

Als Matthias sich am Tage vor Fastnacht matt und elend in die Wohnung seiner Eltern schleppte, um ihnen zu sagen, daß der Arzt ihn in's Lazareth schickte, da erschrak auch der Vater vor der Jammergestalt seines einzigen Kindes. Aber auch jetzt noch hielt er die Krankheit nicht für gefährlich, trotzdem die matten, tiefliegenden Augen, die bleichen, welken Lippen und die hohlen, eingefallenen Wangen schon jenen untrüglichen Stempel trugen, welchen der Engel des Todes seinem Opfer aufzudrücken pflegt.

„Geh' in's Lazareth," sagte er, „pflege Dich und sieh' zu, ob es Dir gelingt, als untauglich entlassen zu werden. Ich werde mit dem Stabsarzt sprechen und dafür sorgen, daß Dir die beste Pflege zu Theil wird."

Das beklommene Herz der Mutter konnte sich durch diese Worte nicht beruhigt fühlen.

„Wäre es nicht besser, Du gingst zum Regimentscommandeur und wirktest die Erlaubniß aus, daß wir unser Kind hier pflegen dürfen?" fragte sie. „Den Doctoren und Wärtern im Lazareth ist er ein Fremder, hier wacht eine Mutter an seinem Lager."

„Diese Erlaubniß wird schwer zu erhalten sein," erwiderte der Kupferschmied achselzuckend. „Im Grunde ist es auch besser, wenn Matthias in's Lazareth geht. Die Pflege findet er dort vielleicht noch besser, wie hier, und wenn die Militärärzte ihn behandeln, so haben wir desto eher Hoffnung, das Untauglichkeitsattest zu erhalten."

Matthias gab dem Vater recht. Vielleicht bewog ihn die Hoffnung auf jenes Attest dazu, vielleicht befürchtete er, den Eltern zur Last zu fallen; er wußte ja nicht, welcher Aufopferung das Mutterherz fähig ist und mit welcher freudigen Liebe es jeder Arbeit sich unterzieht. Er wußte nicht, wie krank er war; er ahnte nicht, daß jener Keim sich schon so rasch entwickelt hatte, daß ein junges, blühendes Leben dem Tode bereits verfallen war. Erst als er am folgenden Tage das bedenkliche Kopfschütteln des Stabsarztes sah, als er bemerkte, wie dieser sich mit den ihn begleitenden Assistenzärzten länger denn eine halbe Stunde leise und angelegentlich unterhielt, als er sogar das Wort „hoffnungslos" vernahm, glaubte er doch, Befürchtungen Raum geben zu müssen, an welche er bis jetzt nicht gedacht hatte. Schon der Umstand, daß man ihm das Bett in einem Zimmer anwies, in welchem ein Wächter Tag und Nacht wachte, in welches der Stabsarzt täglich zwei Mal kam, während er die Patienten im Hauptsaal nur ein Mal besuchte, mußte ihn aus seiner Sicherheit aufschrecken und ihm beweisen, daß seine Krankheit gefährlicher war, wie er glaubte. Schon am Tage nach Fastnacht fühlte er sich so matt, daß er im Bette bleiben mußte, aber gerade jetzt hoffte er stärker, denn zuvor, wieder zu genesen.

Jene Krankheit, für welche die Wissenschaft noch kein Heilmittel gefunden hat, ist in ihrem ganzen Verlauf ein Räthsel, ein dunkeles, entsetzliches Räthsel. Sie zaubert die

Rosen der Jugend auf die Wangen ihres Opfers, sie läßt ihm den Stern der Genesung selbst noch in dem Augenblicke leuchten, in welchem der Todesengel die Sense hebt, um den Lebensfaden abzuschneiden.

Am Abend desselben Tages trat Theodor in die Stube, in welcher Matthias lag. Er befand sich im Lazarethanzuge, ein Zeichen, daß er seine Wohnung wieder im Lazareth aufgeschlagen hatte. Er erschrak nicht, als er in das fahle, hohle Antlitz des Jugendgespielen schaute. Schon seit einigen Wochen war es ihm klar geworden, daß Matthias nicht mehr genesen konnte. Er rückte einen Stuhl an das Bett des Kranken und setzte sich.

„Du hast Dich also auch wieder eingefunden?" fragte Matthias.

„Wie Du siehst," erwiderte Theodor, „ich werde mich diesmal hüten, wieder aus der Rolle zu fallen. Leidig ist nicht mehr da, der alte, griesgrämige Hohnrath führt jetzt wieder das Commando, da wird es mir leicht werden, meiner Krankenrolle einige Monate treu zu bleiben."

„Du leidest wieder am Herzklopfen?" fragte Matthias.

„Freilich, und der Stabsarzt glaubt jetzt daran, daß das Uebel ein chronisches, also ein unheilbares, ist. Im Grunde verdanke ich es einer nächtlichen Spazierfahrt, daß ich heute wieder hier bin," fuhr er fort, „einer Spazierfahrt, an die ich Zeit meines Lebens gedenken werde."

Matthias bat den Freund, ihm das Abenteuer zu erzählen. Theodor kam der Bitte bereitwillig nach.

„Während der Rückfahrt äußerte ich die Besorgniß, unser Hauptmann werde mich jedenfalls zum Vater Kneip schicken," fuhr er fort, „mein Vater aber meinte, er habe bereits einen Ausweg gefunden, der mich jeder Besorgniß überhebe. Sobald wir heute Morgen hier ankamen, ließ mein Vater unseren Hausarzt bitten, im Laufe des Vormittags vorzusprechen, er selbst ging inzwischen zum Stabsarzt. Als der Doctor kam, erklärte mein Vater, ich sei gestern Abend von meinem alten Uebel befallen worden und nicht im Stande gewesen, in die Caserne zurückzukehren, er möge die Güte haben und mir ein Attest ausstellen, welches mich vor Bestrafung wegen Ausbleibens über Zapfenstreich sicher stelle. Der Doctor machte keine Schwierigkeiten, der Stabsarzt besuchte mich ebenfalls und schickte mich in's Lazareth. Aber reden wir jetzt von Dir. Fühlst Du Dich besser?"

Ueber das bleiche Antlitz des Kranken glitt ein mattes, trübes Lächeln. „Ich bin todtmüde," sagte er, „die Brust schmerzt mich, mir ist oft, als ob ich ersticken müßte, als ob die Lunge den Dienst versagte."

„Was sagt der Stabsarzt zu Deiner Krankheit?"

„Er schüttelt den Kopf," fuhr Matthias wehmüthig fort, „das will mir nicht gefallen. Oft glaube ich selbst, daß es bald mit mir am Ende sein wird, dann muß ich stets an meine armen Eltern denken." Er richtete sich im Bette auf und ergriff die Hand Theodors, welche auf der Decke lag. „Nicht war, Du wirst Therese recht, recht lieb haben, Du wirst sie auf den Händen tragen und ihr das Leben so angenehm machen, wie es in Deinen Kräften steht?"

„Gewiß, welche Frage, Matthias?"

„Verzeih' mir, ich zweifle ja nicht daran, daß Du es thun wirst, aber Du weißt nicht, wie unsäglich lieb ich das Mädchen gehabt habe, wie heiß ich es noch liebe. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß Therese mein wurde, sie war Dir bestimmt, und es ist auch besser so; Du bist gescheidt und gebildet und passest besser zu dem herzigen Kinde als ich."

„Ich bitte Dich, sprich nicht so," fiel Theodor ihm in's Wort. „Hätte ich gewußt, wie innig und tief Du Therese liebtest — aber nein, Du hast recht, das Schicksal hat es so gewollt, und seinem Willen muß der Mensch sich fügen. Sei überzeugt, daß ich Therese achte und liebe, daß ich —"

„Ich glaube Dir, in Deinen Augen lese ich, was Du sagen willst," unterbrach Matthias ihn. „Wenn ich sterben muß, so kann ich es nun mit dem ruhigen Bewußtsein, daß Die, welche ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebte, eine lachende Zukunft vor sich sieht. Hätte ein Anderer um sie gefreit, ich würde mit ihm um den Besitz dieses Mädchens gekämpft haben; Du bist der Einzige, dem ich Therese gönne."

Die Uhr schlug in diesem Augenblick sechs, Theodor mußte in den Fiebersaal zurückkehren. Mit dem Versprechen, am nächsten Tage wieder zu kommen, nahm er von dem Freunde Abschied, dessen Grabhügel schon der nächste Frühling mit seinen Blüthen schmücken sollte.

(Fortsetzung folgt.)

* Erinnerungen aus Centralamerika.

Von Dr. Fr. Ellendorf.

2. Frauenleben.

(Schluß.)

Die Vorbereitungen zur Hochzeit sind bald gemacht, denn die Aussteuer besteht in baarem Gelde oder in einer Kaffeeplantage. Es wird ein Brautkleid genäht, einige Möbel gekauft, dazu ein bischen Hausgeräthe, Bettstelle und Hängematte, und die Sache ist abgemacht. Da ist kein Stolz und kein Verlangen, Koffer und Kisten voll Wäsche und Leinenzeug zu haben; das Nothdürftigste ist da, und ist es zerrissen, so wird es fortgeworfen und Neues gekauft.

Eine Hochzeit in Deutschland ist ein Familienfest, wird froh begrüßt und lustig gefeiert. Der Gebrauch, die Trauung des Morgens zu vollziehen und beim frohen Mahle unter Toasten und heiteren Scherzen sich bis spät Abends die Zeit zu vertreiben, während das junge Paar sich fortstiehlt, hat etwas sehr Angenehmes. Dort versammelt sich am Abende vor der Trauung die Familie im Hause der Braut, ißt und trinkt im Stillen fort bis Morgens 4 Uhr und dann geht's zur Trauung in die Kirche. Nach derselben wird vor der Kirche beglückwünscht, und das junge Paar sucht still den eigenen Herd auf.

Arm an Geist und Gemüth kann nun die Frau dem Manne nichts Anderes sein als die Ernährerin seiner Kinder, und das kann nur dem Einheimischen genügen.

Wenn unsere Damen auch nicht alle wissenschaftlich gebildet sind, was auch nicht nöthig ist, so lesen sie doch und sind empfänglich für Vergnügungen, für Kunst, Wissenschaft und Literatur. Die Weiber dort aber sind so stupide, daß es ihnen nicht einmal möglich ist, über irgend etwas zu staunen, was ihnen wie ein Wunder erscheinen muß; ja, sie sind sogar zu faul, sich die wunderbarsten Sachen anzusehen, wenn ihnen einmal Gelegenheit dazu geboten wird. Sie sind in dieser Hinsicht noch schlimmer als die Rothhaut des Urwaldes. Auch diese wundert sich über nichts, so lange das überlegene Blaßgesicht in der Nähe ist; aber bei ihr liegt ein gewisser Stolz zu Grunde, denn sobald sie sich wieder unter den Ihrigen befindet, erzählt und beschreibt sie alles genau, was sie gesehen hat.

Nach drei Jahren ging Don Guilelmo mit seiner schönen Frau, der Schwiegermutter, zwei Kinderchen und Dienerschaft nach Deutschland, um den Seinigen einen Besuch zu machen.

Er hielt sich in London, Paris, Hamburg und Hannover auf. Wieviel Tausende und abermals Tausende von Gegenständen gab es da nicht zu sehen, von denen die Weiber nicht die leiseste Ahnung halten, und die, sollte man glauben, die Neugierde des gewöhnlichsten Menschen reizen. Nach sechs Monaten kamen sie zurück, und stolz auf mein Vaterland, eilte ich gleich zu ihnen, um zu erfahren, wie es ihnen in Deutschland gefallen habe. Die einzige Antwort, welche ich auf meine Frage erhielt, war: „Es muy bonita! Que hermosas peras y cerezas hai aia!“ (Es ist sehr schön! Welch' schöne Birnen und Kirschen ißt man dort!) Niemals, so oft ich auch später die Rede auf die Reise brachte, habe ich ein Wort des Staunens oder der Verwunderung gehört. Es ist kaum glaublich, aber wahr: sie hatten nichts gesehen. Drei Jahre später besuchte ich den Vater des jungen Mannes, und der erzählte mir, die Frauen hätten fast zwei Monate in seiner Familie gewohnt, aber wären nur ein einziges Mal zu bewegen gewesen, das Haus zu verlassen, um in's Theater zu fahren. Mit seidenen Kleidern angethan, die natürlich niemals hinten zugehakt waren, hätten sie den ganzen Tag in der Stube gesessen oder an der Thür gestanden und geraucht. Er bedauerte seinen Sohn.

Ist die junge deutsche Hausfrau von der Brautreise zurückgekehrt, dann legt sie freudig die Hand an, um alle die schönen und nützlichen Sachen der Aussteuer und die Geschenke der Freundinnen zu ordnen in der freundlichen Wohnung, nach ihrem Geschmack und ihrer Bequemlichkeit. Sie kümmert sich um Küche und Keller, näht, strickt, stickt, liest, musicirt, geht freudestrahlenden Angesichts, stolz auf ihre neue Würde, am Arm des Mannes spazieren. Sie ist in ein neues, schönes Leben getreten, und man sieht es ihr an in ihrem ganzen Thun und Treiben, wenigstens in der ersten Zeit, wie glücklich sie sich fühlt in dem neuen Stande.

In jenen Ländern tritt durchaus keine Veränderung ein mit der jungen Frau, außer daß sie das Nichtsthun, welches sie früher mit der Mutter zusammen trieb, nun den größten Theil des Tages allein treibt.

Wir wollen sie einmal einen ganzen Tag hindurch begleiten, vorher aber das Haus und dessen innere Einrichtung uns ansehen.

Das Haus ist von an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen gebaut, den adobes, hat ein Pfannendach und ist, oder war einmal, weiß getüncht. Die Hausthür, im verwitterten Naturkleide, ist ohne Schloß mit einfacher Klinke; denn es giebt dort nichts zu stehlen, und es wird auch nicht gestohlen, weil Jeder zu leben hat. Statt unserer freundlichen Fenster, verschließen Stäbe von Eisen oder Holz eine Oeffnung, durch welche man von außen in das magische Dunkel der Zimmer blickt.

So sieht das Haus einer verfallenen Hütte ähnlich.

Von der Hausthür tritt man unmittelbar in die Sala, das Familienzimmer. Es hat in der Regel keine Decke; der Blick verliert sich im Dunkel des Dachfirstes, der den Fledermäusen und Vampyren zum Aufenthalte dient. Hat es eine Decke, so ist sie von grauem oder weißem Shieting, in welchem der Wind spielt, und der durch seine klatschenden Töne in die stille Häuslichkeit etwas Leben bringt. Die Wände sind weiß getüncht, mit schwarzen züngelnden Flammen, gleich dem Hermelinmantel eines Fürsten; denn der Bequemlichkeit wegen steckt man das Talglicht nicht in einen Leuchter, sondern drückt es an die Wand. Der Boden ist die nackte aber auch mit Ziegelsteinen gepflasterte Erde. An den Wänden laufen hölzerne Bänke herum, und ein Tisch im Naturkleide steht verschämt in der Ecke. Quer durch die Sala hängt die Hängematte.

Neben der Sala ist das Schlafgemach. Es gleicht im Aeußeren der Sala. Das Bett besteht in einer hölzernen Bettstelle, mit Vorhängen und ohne solche, zwei wollenen Decken und einem mit Wolle gestopften Kopfkissen. An der Wand hängt ein kleiner Spiegel, und hinter diesem neugierig hervorlugend ein feiner und ein grober Kamm, je nach Bedürfniß und zum beliebigen Gebrauche für die ganze Familie. In einer Ecke ein Kasten zum Aufbewahren der schmutzigen und reinen Wäsche und Kleidungsstücke, selten eine Commode oder ein Kleiderriegel. Auf der Fensterbank steht ein irdenes oder hölzernes Gefäß zum Waschen, und neben diesem liegt einsam und verlassen ein Stückchen gelber Seife.

Aus der Schlafstube führt eine Thür noch in eine Rumpelkammer oder direct in den inneren Hof unter die Veranda, wo die Kampfhähne, Maulthiere, Affen und Papageien hausen, und die schmutzige Köchin mit ihrer jungen und alten vaterlosen Brut. Sie wohnt nicht im Hause der Herrschaft.

Es ist 8 Uhr Morgens, und die junge Frau erhebt sich vom harten Lager. Der Mann ist bereits eine Stunde mit den Kampfhähnen beschäftigt. Sie greift in die Ecke neben dem Kopfkissen, holt eine Cigarette und die Mecha hervor, schlägt Feuer und zündet an. Langsam erhebt sie sich, holt die Kämme, setzt sich auf den Rand der Bettstelle und fängt an, das Haar zu machen. Jetzt wirft sie das Kleid über, zieht aber das Leibchen nicht an, sondern knotet die beiden Aermel nach hinten um die Taille. Dann tritt sie mit bloßen Füßen in ein Paar Morgenschuhe und geht in die Sala das Frühstück nehmen, Chocolade nebst Tortillas. Ist sie damit fertig, so geht's an die Arbeit, das heißt: sie nimmt einen Napf mit gehacktem Tabak auf den Schooß und macht Cigarretto's, raucht und spuckt in die Stube. Ueber dieser Beschäftigung wird es Mittag. In der Küche ist die junge Frau noch nicht gewesen; denn dort hat sie nichts zu befehlen, weil dieses Departement der Köchin ganz allein gehört. Vielleicht ist die Mutter auf einige Augenblicke dagewesen und hat sich nach dem Befinden der Tochter erkundigt, als einzige Abwechselung in diesem eintönigen Leben. Nun bringt die Köchin das Essen, stellt es auf den Tisch, einen Berg von Tortillas dazu, und die Familie stillt den Appetit, Jedes nach Belieben aus der Suppe fischend, was ihm mundet, und geht ihrer Wege: der Mann einige Stunden in die Hängematte, um seine Siesta zu halten, die Frau zurück in die Sala zum Rauchen und Cigarettimachen. Um 6 Uhr taucht die Sonne in den stillen Ocean unter. Zu dieser Zeit wird ein Talglicht angezündet und an die Wand gedrückt oder auch wohl in eine Bomba gesteckt. Dann kommt vielleicht auch wohl eine Freundin. Um 7 Uhr wird Chocolade getrunken, und um 8 Uhr sucht die Frau, müde von Langweile, wieder das Lager auf.

Unterdessen sitzt der Mann beim Hazardspiele oder bei seiner Nina; denn seine frühere Geliebte giebt er nicht auf, trotzdem daß er geheirathet.

So war das Leben Anfangs der fünfziger Jahre, und obgleich der Verkehr mit Fremden auf Luxus und Bequemlichkeit in dem Bau und der inneren Einrichtung großen Einfluß geübt hat, so sind doch die Frauen unberührt geblieben von dem Einflusse der Civilisation, mit der einzigen Ausnahme, daß sie sich wenigstens Sonntags nach europäischer Mode kleiden.

Niemals habe ich ein weibliches Wesen beschäftigt gesehen mit Handarbeit oder Lesen, und in den vielen Jahren, die ich dort weilte, ist es mir nur ein Mal gelungen, ein anderes als ein Gebetbuch zu Gesicht zu bekommen, und das war die „Geschichte Peru's“ von Inca Vega. Als ich um das Buch bat und die Aeußerung fallen ließ, es müsse wohl sehr hübsch sein, erhielt ich die stereotype Antwort: Quien sabe! (Wer weiß!) — Es hatte also noch Niemand hineingesehen.

Generalversammlung der Pollichia.

†* Am 15. September fand auf dem Stadthause zu Dürkheim die diesjährige Generalversammlung der „Pollichia“, des naturwissenschaftlichen Vereins der Pfalz, statt. Nach einigen Worten der Begrüßung durch den Vorsitzenden, Hrn. Subrector Spannagel, verlas derselbe ein Schreiben des

gegenwärtig in Hamburg befindlichen Vorstandes des Vereines, Hrn. Dr. Gg. Neumayer, dessen Hauptinhalt wir kurz andeuten wollen. Herr Dr. Neumayer ruft der Versammlung ein freudiges Willkommen zu, weil seit der letzten Versammlung ein Stück Weltgeschichte sich abgespielt, in welchem unserem Volke die Hauptrolle zufiel, indem es sich zu der ihm gebührenden Stellung aufgeschwungen hat. „Das große, die Gemüther der besten Vaterlandsfreunde häufig entzweiende Problem über die Wege zur staatlichen Wiedergeburt unseres Vaterlandes ist gelöst, Nord und Süd sind zum gemeinsamen Streben geeint, das Deutsche Reich ist neu erstanden. Seit mehr als einem halben Jahrhundert rang unser Volk nach diesem erhabenen Ziele; es mußte bei scheinbarer Erfolglosigkeit seines Strebens die ganze logische Kraft seines Geistes einsetzen und, die Fahne hoch haltend, vorwärts streben. Große Opfer mußten während des langjährigen Ringens gebracht werden. Als die Besten des Volkes erstrebten, was heute erreicht ist, mußten sie mit ihrem Leben und Lebensglück dafür büßen oder, fern vom geliebten Vaterlande, als Geächtete umherirren. Doch diese Opfer sind nicht umsonst gebracht, wir können getrösteten Sinnes die Hekatomben unserer Theueren mit dem Eichenkranze schmücken. In die Zukunft richtet sich jetzt unser Blick; wir müssen, wie einst zur Zeit der Zerfallenheit, des Sturmes und Dranges, jetzt in der Einheit und Größe die höchsten Güter unserer Nation, deutsche Gesittung, deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft treulich bewahren. In der Zeit politischer Ohnmacht und Schmach, wo uns die zweifelhafte Ehre geworden, ein Volk der Denker genannt zu werden, da war das Schaffen im Dienste der Wissenschaft und Kunst noch hart. Auch nach den Befreiungskriegen war es noch schwer, der freien Forschung zu dienen; aber heute, nach dem glorreich beendigten Kriege, beginnt der geistige Ringkampf um die Freiheit wieder auf der ganzen Linie. Die neuen staatlichen Verhältnisse können nicht ohne fördernden Einfluß auf die Wissenschaft bleiben. Mußten die Leistungen der deutschen Wissenschaft mit den geringsten Mitteln ohne Unterstützung errungen worden, — liebte und pflegte der deutsche Gelehrte, unbekümmert um äußeren Erfolg, die Wissenschaft um ihrer selbst willen: so tritt er heute, gestählt durch schwere Arbeit, erprobt in tausend Widerwärtigkeiten, in die günstigeren Verhältnisse ein. Der Arbeit für tüchtige Kräfte ist übergenug da.“ Nun bespricht das Schreiben die Schaffung einer deutschen Marine und weist nach, daß nicht sowohl die Anschaffung vieler und großer Schiffe, als die Heranbildung tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Seeoffiziere das erste Erforderniß, daß Ersteres rasch zu erwirken, Letzteres die Arbeit lange Jahre sei. Daß der Beruf des Seeofficiers ein doppelter, nämlich Dienst der Wissenschaft und der Schifffahrt sei; beweisen u. a. die großartigen Arbeiten der hydrographischen Anstalten aller seefahrenden Nationen, die vortrefflichen Küsten- und Seekarten über alle Theile der Erde. Seetüchtigkeit eines Volkes sei durch wissenschaftliche Bildung der Seeofficiere bedingt. So in Holland durch Tasman und Van Noort, De Ruyter und Van Tromp, in England durch Franz Drake und Walter Raleigh. Nordamerika habe denselben Weg betreten, und Deutschlands Aufgabe sei es, ebenbürtig nachzufolgen. Das Schreiben erwähnt nun einer vor mehreren Jahren von Dr. Neumayer auf dem Geographen-Congresse zu Frankfurt gehaltenen Rede, die denselben Gedanken behandelte, und stellt die Forderung tüchtiger Seemannsschulen, wozu die Reichsregierung der Wissenschaft die Hand zu bieten habe. — Eine zweite Frage, den Venusdurchgang im Jahre 1874 betreffend, theilt das Schreiben mit, daß deutsche Astronomen sich im März zu Berlin über einen darauf bezüglichen Plan geeinigt hätten und daß man sich der Hoffnung hingeben dürfe, daß die Leiter des deutschen Seewesens das Unternehmen unterstützen und den Männern der Wissenschaft deutsche Kriegsschiffe zur Verfügung stellen werden. Hr. Dr. Neumayer weist sodann darauf hin, wie wichtig und nothwendig es sei, in den wiedergewonnenen deutschen Ländern Elsaß und Lothringen den Sinn für deutsche Sprache und Wissenschaft zu wecken, zu nähren und zu pflegen, und wie dies besonders unsere, der nächsten Nachbarn, Aufgabe sei. Die Vorstandschaft der Pollichia auch in der Folge übernehmen zu wollen erklärt sich Hr. Dr. Neumayer trotz mancherlei Bedenken bereit, fordert zu fleißigem Streben und festem Zusammenhalten auf, verspricht zu dem hohen Zwecke seine ganze Kraft einzusetzen und schließt seinen begeisterten Gruß mit dem Rufe: Gott segne das Deutsche Reich!

Nun folgte der Vortrag des Herrn Inspector Dr. Leyser aus Neustadt: „Ueber Göthe's Farbenlehre in ihrem Verhältniß zu Newton's Farbentheorie“, in welchem derselbe den Beweis lieferte, daß man einer durch die heutige Wissenschaft überholten Theorie doch eine interessante, nach verschiedenen Richtungen hin belehrende und unterhaltende Seite abgewinnen könne, indem man namentlich die scharfe Beobachtung und Auffindung der Erscheinungen in das anziehende Gewand einer meisterhaften Darstellung kleide. Göthe's Untersuchungen sind auch heute noch für den Forscher von hohem Werth.

Herr Professor Leonhard aus Heidelberg sprach sodann unter Vorzeigung vieler Exemplare „Ueber Krystalleinschlüsse“ und führte den Beweis, daß solche, seien sie gleicher oder ungleicher Art, nur auf wässerigem — hydrochemischem — Wege, keineswegs aber durch Feuer, langsam gebildet worden sein können. Die meisten dieser Einschlüsse kommen im Bergkrystall vor, in dem sich auch Hohlräume von regelmäßiger Form, ja selbst Wassertropfen finden. Herr Prof. Leonhard zeigte ein Exemplar letzterer Art vor, mit dem Bemerken, daß Untersuchungen über das Wesen dieser Tropfen erst seit 1870 stattgefunden hatten, und daß Professor Vogelsang in Bonn mit Hilfe der Spectralanalyse in einem Falle die Flüssigkeit als Kohlensäure erkannt habe. Der Vortrag des Herrn Professor Leonhard fand allgemeinen Beifall.

Damit durch strengwissenschaftliche Dinge die Spannung der Zuhörer nicht in Ermüdung übergehe, behandelte Herr Dr. Medicus aus Kaiserslautern „Das Charakterbild des Hasen“ in seiner eigenen humoristischen Weise und zeigte in einer Menge von Beispielen den großen Reichthum und die Bildsamkeit unserer Sprache.

Leider war unterdessen die Zeit so vorgerückt, daß wir auf ein hohen wissenschaftlichen Genuß verzichten mußten. Herr Professor Delffs aus Heidelberg, der alte treue Freund unserer Pollichia, hatte nämlich beabsichtigt, eine neue von ihm erfundene Methode, das Morphin bei gerichtlichen Versuchen nachzuweisen, zur Anschauung zu bringen. Dieselbe beruht auf der mikroskopischen Beobachtung des Zusammentreffens von Morphin und Jodsäure, wobei eine höchst eigenthümliche Molecularbewegung eintritt, die eine Bildung einer Menge von Krystallen zur Folge hat. Herr Professor Delffs hat auf einer Naturforscherversammlung in Edinburg die Entdeckung bereits an die Oeffentlichkeit gebracht.

Schließlich wurde unter Bestätigung der bisherigen Leitung des Vereins festgesetzt, daß für die Folge neben der Hauptversammlung zwei Wanderversammlungen stattfinden sollen, weil diese Einrichtung sich als zweckmäßig bewährt habe. Zum Denkmale unseres heimgegangenen genialen Schwerd leistet die Pollichia einen Beitrag von 20 Thalern. Mehr erlauben die Verhältnisse nicht.

Daß ein gemeinschaftliches Festessen, gewürzt mit den entsprechenden Toasten, das gemüthliche Fest abschloß, versteht sich von selbst. Herr Schick war diesmal der Wirth.

Möge unsere Pollichia in der Sonne der wiedergefundenen deutschen Einheit immer schöner erblühen!

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 110. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

25. Capitel.

Dichter und Friseur.

Am Marktplatze, in der Nähe der Wohnung des Geheimraths, lag ein hübsches kleines Häuschen. Hinter den drei Fenstern des Erdgeschosses standen zierlich frisirte Wachsbüsten, umgeben von Perrücken, Essenzen und Toilette-Bedürfnissen.

In dieses Haus trat an einem hellen Märztage ein ziemlich hagerer, bleicher Mann, der in der linken ein Bündelchen, in der Rechten einen Ziegenhainer trug. Aus der Tasche seines altmodischen Bratenrocks, der früher einmal grün gewesen sein mochte, jetzt aber eine fuchsig gelbe Farbe zeigte, lugten die abgerissenen Ecken eines Buches. Dieser Mann, der heute ohne Sang und Klang in sein neues Haus einzog, war der Unterofficier a. D. Johann Gottlieb Löffel oder, wie er sich zu nennen pflegte, der Dichter Löffel von Löffelhausen. Er hatte vor einer Stunde die königliche Uniform für immer ausgezogen und dafür den alten Bratenrock angelegt, den er damals als Recrut mitbrachte und der in früheren Jahren für seinen Vater angefertigt worden war. Wollte er offenherzig sein, so betrat er mit schwerem Herzen das Haus, in welchem er künftig Bartmesser und Scheere führen sollte, und doch mußte er sich sagen, daß er sich Glück wünschen dürfte, so rasch eine neue Laufbahn gefunden zu haben, auf der er voraussichtlich das Ziel seiner Wünsche, einen eigenen Herd, rasch erreichen konnte. Aber der Poesie mußte er entsagen, sie vertrug sich mit dem Gewerbe eines Friseurs nicht, das sah er ein, und deshalb entfuhr ihm ein tiefer Seufzer, als er die Schwelle seiner neuen Wohnung überschritt.

Seine düstere Stirn heiterte sich wieder auf, als er in der Wohnstube den Rentner Becker bemerkte, welcher seinen Schüler bereits erwartete.

Der alte Herr führte den ehemaligen Unterofficier durch alle Räume des kleinen, bescheidenen Häuschens. Er zeigte ihm die Küche, das Schlafgemach, die Wohnstuben, die Dachkammern, den Frisirsalon und den Verkaufsladen, und das Alles war so hübsch und zweckmäßig eingerichtet, daß Löffel für den Augenblick die Poesie ganz vergaß.

„Bis auf Ihre Garderobe und Wäsche finden sie Alles in diesem Hause, was Sie bedürfen," sagte Becker, als die Beiden in das Wohnzimmer zurückgekehrt waren. „Für eine gute Kundschaft und einen tüchtigen Gehülfen, der geringe Ansprüche macht, habe ich ebenfalls Sorge getragen, es kann Ihnen also nicht fehlen, wenn Sie den guten Willen haben, vorwärts zu kommen. Ich wollte anfangs selbst Ihnen Unterricht ertheilen, aber es schickt sich nicht für mich, Sie zu frisiren und zu rasiren oder zur Probe mich von Ihnen frisiren zu lassen, und bei aller Lernbegierde würden Sie doch einige Wochen, wenn nicht Monate, bedürfen, die Geschicklichkeit zu erlangen, welche Ihre Kunden erwarten und verlangen dürfen. Deshalb habe ich den Gehilfen für Sie engagirt. Er ist ein kleiner, unansehnlicher Kerl, aber äußerst geschickt, leistet im Essen Unglaubliches, macht dagegen auch nur geringe Ansprüche. Sie finden hinreichend Gelegenheit, sich von ihm unterrichten zu lassen. Ueberlassen Sie ihm die feinen Herren, die Bauern und Spießbürger können Sie übernehmen, denn Denen hält es nicht so genau."

Das Cabinet lag unmittelbar neben der Wohnstube. Löffel schob den Vorhang, welcher vor der Glasthür hing, zurück und warf einen Blick auf den Schauplatz seiner künftigen Thaten. Er sah seinen Gehilfen bereits in voller Thätigkeit. Das gefiel ihm, aber die Behendigkeit und Gewandtheit dieses jungen Mannes entlockte ihm einen Seufzer.

„Herr, mein Gott, werde ich es jemals dahin bringen, daß ich mit meinen steifen Beinen so flink umherspringe, wie Jener?" seufzte er.

„Lassen Sie sich deshalb kein graues Haar wachsen," versetzte Becker. „Die Gewandtheit findet sich, wenn einmal zehn bis fünfzehn Kunden ungeduldig auf Bedienung warten. Nur Muth, wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; das ist ein wahres Wort. Die ganze Geschichte, Haus, Einrichtung und Laden, hat Summa Summarum Dreitausend Thaler gekostet, zu vier Procent macht das jährlich hundert und zwanzig Thaler Zinsen. Das Capital können Sie abtragen, wie und wann Sie wollen, ich überlasse das Ihnen."

„Herr Gott, hundert und zwanzig Thaler!" wiederholte Löffel bestürzt. „Mehr, als mein Sold betrug; woher soll ich das nehmen?"

„Na, darüber werden wir später weiter reden," fuhr der Rentner fort. „Ich denke, über vier Wochen werden Sie schon ein hübsches Sümmchen erspart haben und diese Frage dann nicht mehr aufwerfen. Die Preise der verschiedenen Artikel finden Sie auf jeder Schachtel verzeichnet; ich werde von Zeit zu Zeit vorsprechen, um nachzusehen, ob Dies oder Jenes nachbestellt werden muß, im Uebrigen wird Ihr Gehilfe Ihnen mit Rath und That zur Seite stehen. Nun noch Eins, Herr Löffel. Sie müssen heirathen und zwar recht bald; Ihre Braut ist hübsch, und eine hübsche Frau sehen die Kunden gern. Wenn Sie sich dann nach einigen Witz anschaffen und sich mit den Tagesereignissen stets auf dem Laufenden halten, so dürfen Sie auf zahlreichen Zuspruch rechnen."

„Bei Apollo und allen neun Musen, ich soll meine Frau und die Poesie als Aushängeschild benutzen, um die Kunden anzulocken?" rief Löffel entrüstet. „Niemals!"

„Die Poesie hängen Sie an den Nagel, Witz ist keine Poesie und Poesie kein Witz, und zum Friseur paßt der Dichter nicht. Jeder bleibe bei seinem Leisten! Wenn Hans Sachs seiner Zeit Verse geschrieben hat, na, so waren sie auch danach, und ein Schuster der nicht weiter zu denken hat, als sein Pechdraht reicht, darf sich das schon erlauben. Aber ein Friseur, ein Künstler, muß sein Denken ganz dem Ge-

schäfte widmen, wenn er vorwärts kommen will. Der männliche Standpunkt muß immer behauptet werden, Herr Löffel! Wenn Sie es nicht lassen können, wenn Sie Verse schreiben müssen, dann dichten Sie Nachts oder Sonntags. Was Ihre Frau betrifft, so habe ich nicht gesagt, daß Sie das hübsche Weibchen an die Hausthür stellen sollen. Sie kann in der Küche oder Wohnstube bleiben, es genügt, wenn sie sich dann und wann einmal im Laden blicken läßt. Meine Frau war nicht so schön, aber damals doch ein frisches, dralles Ding, und das lieben die meisten jungen Herren. Ich sage Ihnen: Ihr habe ich manchen blanken Thaler zu verdanken. Freilich so weit, wie ich, werden Sie's schwerlich bringen, denn drei Viertel meines Vermögens habe ich vor Jahren von einem alten Onkel geerbt, aber zum wohlhabenden Bürger können Sie sich emporarbeiten."

Die Gründe des Rentners schienen dem ehemaligen Unterofficier einzuleuchten. Er sah eine Weile sinnend vor sich hin und kaute dabei eifrig an den Fingernägeln, ein untrügliches Zeichen, daß sein Geist beschäftigt war. „Ja freilich, freilich, ich möchte es gerne so weit bringen," sagte er endlich. „Aber erstens, woher nehme ich die Mittel zur Hochzeit, und zweitens, wird der Geheimrath Werden Lisette ziehen lassen? Bis zum Herbst ist sie contractlich gebunden."

„Freundchen, der Geheimrath läßt ein Wort mit sich reden, gehen Sie einmal zu ihm," unterbrach Becker ihn. „Was die Mittel zur Hochzeit betrifft, so macht es mir Freude, die Sorge für dieses Fest zu übernehmen, und die Ausstattung kann Ihre Braut meiner Frau überlassen. Fassen Sie sich ein Herz, und gehen Sie zum Geheimrath. Will er Ihnen den Gefallen nicht erzeigen, so sagen Sie's mir, ich werde dann mit ihm reden. Also auf Wiedersehen, mein Freund, behaupten Sie nur den männlichen Standpunkt, und sorgen Sie dafür, daß Sie stets einige witzige Anekdoten in petto haben, das Uebrige wird sich finden."

Nach diesen Worten verließ Becker das Haus.

Der ehemalige Unterofficier sann eine geraume Weile den Ermahnungen und Rathschlägen seines Mentors nach. Ein Entschluß stand in seiner Seele fest; ein Entschluß, der ihm manche schlaflose Nacht, manchen Kummer bereitet hatte; er wollte der Poesie ganz und für immer entsagen, um sich der neuen Laufbahn widmen zu können. Er zog das Buch aus der Tasche und drückte es mit einem tiefen Seufzer an die Lippen. „Du sollst Zeuge sein des bitteren Kampfes, den die Musen mit dem Gott Mercur in meinem Busen kämpfen werden," flüsterte er, „Du sollst mir bleiben als eine süße Erinnerung an die Vergangenheit." Er legte das Buch in einen Wandschrank, schloß diesen zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann warf er nochmals einen Blick durch die Glasthür. Der letzte Kunde verließ soeben das Cabinet.

„Ein guter Anfang!" meinte der Gehilfe, der jetzt in's Wohnzimmer trat, um sich seinem neuen Herrn vorzustellen. „Vier Köpfe geschoren, zwei Bauern rasirt und einen Juden frisirt, macht in Summa sieben und zwanzig und einen halben Groschen. Da ist das Geld. Ich denke, wir machen Feierabend, heute ist der erste Tag, da dürfen wir's so genau nicht nehmen."

„Potz Mohren und Granaten, berücksichtige Er Seine Stellung!" fuhr Löffel auf, der ganz zu vergessen schien, daß er nicht mehr im Unterofficierrock steckte. „Ich bin hier der Herr, und Er ist der Gehilfe; ich befehle, und Er gehorcht, verstanden?"

Ueber das mit Sommersprossen gesegnete Gesicht des kleinen, rothhaarigen Gehilfen glitt ein sarkastisches Lächeln. „Na, hören Sie, Männeken, wir sind hier nicht in der Caserne," erwiderte er gelassen. „Sehen Sie sich vor, daß ich nicht eines frühen Morgens mein Bündel schnüre und davongehe, dann können Sie die Bude schließen."

Der ehemalige Unterofficier sah ein, daß er alten Gewohnheiten entsagen und sein Benehmen um ein bedeutendes mildern mußte, aber auch, daß sein Gehilfe ein „geriebener Bursche" war, der nicht mit sich spaßen ließ. Diese Entdeckung ließ ihn erkennen, daß seinem Geschäfte eine Frau unentbehrlich war, und er beschloß, noch am Abend desselben Tages mit seiner Braut über den Punkt der Hochzeit zu berathen.

„Nehmen Sie mir nicht gleich das erste Wort übel," erwiderte er nach einer Pause. „Sie wissen, ich —"

„Na ja, ich weiß, daß Sie gestern noch die Tressen getragen haben," fiel der Gehilfe ihm in's Wort, der inzwischen einen Kessel mit Wasser auf den Ofen gesetzt und Kaffee gemahlen hatte, „wir werden uns schon verständigen. Es ist immer besser, wenn man in Frieden und Eintracht mit einander lebt," fuhr er fort, während er geschäftig aus einem Schranke, Butter, Brod und Tassen herbeiholte. „Hader und Zwietracht machen nicht fett, das ist eine alte Geschichte."

Löffel unterhielt sich mit seinem Gehilfen bis zur Dämmerung, gab diesem dann Erlaubniß, den Laden zu schließen, und eilte in das Haus des Geheimraths, um mit seiner Braut über den Vorschlag Becker's Rücksprache zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Waffen und Werkzeuge der Kaffernstämme und der Buschmänner Südafrika's.

(Aus „Journal of the Anthropological Institute.")

Die verschiedenen Stämme, welche Ostafrika bewohnen, gebrauchen Waffen und Werkzeuge aus Eisen, welche sie selbst verfertigen; dabei legen sie bisweilen beträchtliche Geschicklichkeit im Schmelzen und Bearbeiten des Metalles an den Tag. Unter den Kaffernstämmen giebt es viele einheimische Schmiede, ihre metallurgischen Kenntnisse aber sind sehr urthümlicher Art. Zwei runde Grünstein-Rollstücke dienen als Amboß, auf denen das rothglühende Eisen mit einem rohen Hammer geschlagen wird, während ein anderer Kaffer das Holzkohlenfeuer unterhält, das sich stets in einem kleinen Loch im Boden befindet. Zwei Ziegenfelle werden sorgfältig zusammen genäht und vereinigen sich in einem ausgehöhlten Ochsenhorn, dessen eines Ende dem Feuer zugekehrt ist. Indem man nun das eine Ziegenfell abwärts drückt und das andere aufwärts stößt, dringt die Luft kräftig unter die Kohlen ein, und es wird auf diese Art eine genügende Hitze für die Arbeit entwickelt. Solche ursprüngliche Werkstätten finden sich in ganz Kaffraria, in Natal und im Zulu-Lande, und eben so haben die Kaffern am Zambesi, obgleich sie seit drei Jahrhunderten mit den Portugiesen in Berührung sind, dort nie die europäische Methode der Bearbeitung der Metalle angenommen.

Sämmtliche Assagaien der Kaffern und die Pfeilspitzen der nördlichen Stämme werden von einheimischen Schmieden verfertigt, und zwar die meisten derselben dadurch, daß man das Eisen unmittelbar aus dem Erze schmilzt. Auch auf Herstellung des Drahtes verstehen sich die Eingeborenen: zu diesem Zweck gebrauchen sie kleine Eisenplatten, in welche sie Löcher

bohren. Einige der nördlichen Stämme, die Amaswazi und Amandebeli, kennen die Kunst Metalle zu mischen, so daß sie eine Art Bronze oder Messing erzeugen. In gewissen Gegenden sind sie auch mit dem Zinn bekannt.

Die Buschmänner gebrauchen noch immer Waffen aus geschärften Knochen, und verwenden nur selten eiserne Pfeilspitzen; sie verfertigen diese aber nie selbst, sondern erhalten sie von benachbarten Stämmen. An der Seeküste von Natal und im Delta des Zambesi hat man steinerne Pfeifspitzen gefunden, wahrscheinlich Ueberreste eines früheren Volksstammes. Ein eigenthümlich gestaltetes Werkzeug wird von den Buschmännern benützt: es besteht aus einem abgerundeten Stein, welcher durchbohrt ist, um einen Stock hindurchschieben zu können. Man gebraucht es zum Ausgraben von Wurzeln, theilweise auch als Waffe.

Die Töpferwaaren Südafrika's werden stets nur mit der Hand verfertigt, und gemeiniglich aus dem Thon gebildet, den man in der Nähe der Ameisen-Hügel findet. Andere Gefäße werden aus Kalebassen gemacht. Hübsch ausgeschnitzte hölzerne Löffel sind ebenfalls im Gebrauch. Ein kleiner, aber gut geschnittener Eisenbeinlöffel, der Aehnlichkeit mit einem Eßlöffel hat, wird im Haar getragen und von den Zulu's zum Schnupftabaknehmen gebraucht; auch tragen sie ein kleines nadelartiges Elfenbeinwerkzeug, das sie hauptsächlich zum Ordnen ihres wolligen Haares, sowie zu anderen Toilettezwecken gebrauchen.

Ein beständiger Artikel Zulu'scher Hausgeräthe ist ein eigens zugerichtetes Stück Holz, welches als ein Kissen dient, und oft sehr verziert und geschnitzt ist; der obere Theil zeigt die Gestalt zweier Halbmonde.

Das Getreide wird stets zwischen zwei Steinen gemahlen, von welchen der eine zur Aufnahme des Kornes ausgehöhlt ist. Solche Steine werden von den Buschmännern nie gebraucht, da sie den Ackerbau nicht kennen. Einige der nördlichen Stämme, welche vorgeschrittener sind als die Zulu's, zermalmen ihr Korn in hölzernen Mörsern.

Die sämmtlichen Feldarbeiten verrichtet man mit einer Art kreisrunder Spitzart, die an eine hölzerne Handhabe mittelst eines Stückes befestigt wird, das durch einen Knoten im Holze getrieben ist. Das einzige Werkzeug der Buschmänner scheint der Stock mit seinem Steingewicht am Ende zu sein. Die von den Zulu's getragenen Knorrenstöcke sind diesen Stöcken analog, werden aber nicht auf dieselbe Weise gebraucht, und scheinen in der That mehr zur Zierde zu dienen, als nützlich zu sein.

Musik-Instrumente sind sehr spärlich in Südafrika vorhanden, und nur selten findet man sie unter den Kaffern, in gewöhnlicherem Gebrauch aber sind sie bei den nördlichen Stämmen, was vermuthen läßt, daß sie wahrscheinlich von den Arabern, die häufig dorthin kommen, herrühren. Die Zulu's gebrauchen ein Instrument, das aus einem Bogen mit einer Saite besteht, an welche eine kleine offene Kalebasse befestigt, um als Resonanzboden zu dienen. Wo die Kaffern mit den Arabern in Berührung kommen, findet man Trommeln und Tamburine, desgleichen ein aus einer halben Kalebasse, über welche drei oder vier Saiten gespannt sind, gebildetes Instrument, das man wie eine Guitarre spielt.

Die Stämme am Zambesi besitzen auch ein mit der Cymbel, oder dem Schallbecken, verwandtes Instrument, mit einem aus kleinen Kalebassen verfertigten Resonanzboden. Dieses Instrument wird dadurch gespielt, daß man mehr oder weniger Wasser in diese Kalebassen thut. Allem Anschein nach sind bei den Buschmännern oder Hottentotten niemals Musik-Instrumente irgend einer Art im Gebrauch gewesen.

Mannichfaltiges.

(Technisches. In dem neuerrichteten Gebäude für Telegraphenbureaux zu München haben u. a. die Abtrittgruben eine besonders zweckmäßige Einrichtung erhalten. Dieselben nehmen ihren Inhalt keineswegs direct auf, sondern hierzu dienen hermetisch verschließbare Fässer, deren drei in einer Grube untergebracht sind, jedoch nur jeweils eines benützt wird, und dem entsprechend unter dem Abfallrohre seinen Platz erhält. Zur Dislocation der Fässer sind eigene mechanische Vorrichtungen hergestellt. Den größeren Theil der Bodenfläche der Grube nimmt eine eiserne Drehscheibe ein, welche drei kurze Schienenbahnen enthält. Auf jeder dieser Bahnen steht eines der mit Rollen versehenen Fässer, so daß dasselbe in radialer Richtung verschoben werden kann. Außerhalb der Drehscheibe befindet sich in einer Grubenecke ein correspondirendes festes Schienenpaar. Vermittelst dieser Einrichtung können die Fässer in der stets rein bleibenden Grube mit geringer Kraftanstrengung sowohl an den Ort ihrer Benützung gebracht, als auch seitlich abgestellt werden. Sobald ein Faß voll ist, wird es mit einem genau schließenden Deckel geschlossen, und sobald zwei derselben gefüllt sind, werden sie zur Entleerung abgefahren. Zum Ausheben der Fässer aus der Grube und zum Aufladen dient ein an der Mauer des Gebäudes eigens angebrachter leichter eiserner Drehkrahn. Die Ansammlung der Auswurfsstoffe in Fässern von mäßigem Inhalte und namentlich geringer Ausdehnung der freien Oberfläche gestattet besonders auch wirksame Anwendung von Desinfectionsmitteln. — Dr. Zinreck in Berlin fand bei Desinfectionsversuchen mit menschlichen Auswurfstoffen und dem Inhalte von Hof- und Straßengossen, die mit Chlorkalk, Uebermangansäure, Carbolsäure, Eisenvitriol, Kalk, Gyps und Kohle ausgeführt wurden, und bei welchen besonderer Werth darauf gelegt wurde, klare filtrirbare Lösungen resp. leicht trennbare feste Stoffe als Rückstand zu erhalten, und nicht blos die momentanen Erfolge der Desinfectionsmittel, sondern hauptsächlich deren Nachhaltigkeit zu constatiren, daß keines der vorgenannten Mittel die absolute Verhinderung der Entstehung von Fäulnißprocessen und von gesundheitsschädlichen Producten derselben bewirkt. Nach seinem Urtheile lassen sich jedoch in sanitätspolizeilicher Hinsicht immerhin zufriedenstellende Zustände des Inhaltes der Sammelgruben mit jenen Mitteln erzielen, wenn die Construction dieser letzteren eine zweckmäßige ist. In dieser Beziehung verlangt Dr. Z. eine Einrichtung der Gruben, wobei eine vollkommene Ausscheidung der flüssigen und festen Stoffe stattfindet. Eine derartige praktikabele Construction ist uns wenigstens nicht bekannt, wir halten demnach das oben beschriebene Grubensystem für ganz empfehlenswerth und glauben, daß es etwas modificirt, sich ganz vorzüglich auch für gewöhnliche Wohnhäuser eignen werde. Für diese genügen etwa zwei Fässer mit Rollen, Drehscheibe und Bahnen können entbehrt werden, und statt des Hebkrahnens kann ein wohlfeil zu beschaffender Differentialflaschenzug recht wohl dienen, der beim Gebrauch an einem Consol mit Haken anzubringen wäre.

(Das Maximilianeum in München), dieser vom verstorbenen König Max II. gegründete Riesenbau, naht sich seiner baldigen Vollendung; es steht zu erwarten, daß es, noch ehe der Winter die Bauzeit abschließt, völlig fertig seinen Zwecken übergeben werden kann. Die dreißig großen Bilder, welche das Innere schmücken, sind bis auf eines vollendet; die Stiege, vielleicht die schönste, welche München in diesem Style aufweisen kann, ist eingefügt, einzelne Statuen krönen bereits die hohen Zinnen des Bauwerkes, und schon beginnt man damit, das Gerüste abzubrechen, welches die Front zum Theil verdeckte.

(Gummiboote.) Aus Wiesbaden, 14. Sept., wird erzählt: Die Herren Bäumcher und Comp. lassen soeben auf dem Cursaalweiher eines ihrer Gummibootchen schwimmen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man dieses Schiff näher betrachtet. Man stelle sich einmal recht lebhaft einen Familienvater vor, der mit seiner besseren Hälfte und seinem jüngsten Sprossen, unter'm Arm ein unscheinbar schwarzes Paquet, nach dem Cursaal wandert; daselbst angekommen, entnimmt

er dem Paquet einen schwarzen Gegenstand, der Stammhalter, dem diese Manipulation nichts Fremdes ist, nimmt einen Blasebalg und bläst diesen schwarzen Sack zu einem schiffsähnlichen Koloß auf; währenddem der Vater beschäftigt ist, die Riegen zusammen zu schrauben, befestigt die Mutter die Sitzbänke. Ist Alles fertig, was beiläufig gesagt, einen Zeitraum von fünf Minuten beansprucht, so setzt sich Vater, Mutter und Sohn hinein und fort geht's in das Wasser, nicht befürchtend, unterzusinken. Ist man wieder am Lande angelangt, entfernt man durch einen Druck die Luft aus der Gandel, packt es zusammen, nimmt's unter'n Arm und geht in's Concert. Na, mehr kann man nicht verlangen. Das Boot ist 8 Fuß lang und 4 Fuß breit.

(Kurz entschlossen.) Das Stuttgarter „Neue Tagblatt" schreibt: „In glühender Sonnenhitze war soeben ein Zug Bayern auf einem Bahnhofe eingefahren, als ein seine Pferde bewachender Mann einen in der Nähe stehenden Knaben herbeirief und ihm den Auftrag ertheilte, eine halbe Maas Bier in der Restauration zu holen. Der Knabe beeilte sich, den Durstigen zu laben; als er aber über die Schienen gehen wollte, wurde er von einem Bediensteten übel angelassen, und nachdem der Knabe auseinandergesetzt hatte, warum er sich beeile, ergriff der Eisenbahnbedienstete das Bierglas und leerte den Inhalt auf den kiesigen Schienenweg. Der getäuschte Mann machte große Augen, stieg aber gelassen vom Wagen und versetzte dem betreffenden Bediensteten einige Ohrfeigen, ohne ein Wort zu sprechen. Der Bahnbedienstete berichtete den Vorfall unter Erzählung des Herganges dem zuständigen Officier, der ihm aber die kurze Antwort ertheilte: „Wollen's noch ane?"

(Denkmal an das Jahr 1870.) In der Nähe der Spicherer Höhen, auf dem höchsten Berge der Gegend, dem Winterberge, ein der großen Zeit würdiges Denkmal zu setzen, haben Bürger von Saarbrücken sich zu einem Comite verbunden und schon begonnen, die ersten Fundamente zu legen. Durch einen „Aufruf" bitten sie alle deutschen Brüder, sich daran zu betheiligen. Auf einen 10 Fuß hohen, künstlich herzustellenden Erdhügel soll eine zehnseitige, in Spitzbogen überwölbte Halle, 15 Fuß hoch, aufgeführt werden und aus deren Mitte ein 60 Fuß hoher, 18 Fuß im Durchmesser haltender Thurm sich erheben. Die letzteren ringförmig umgebende Plattform der Halle würde eine Breite von 14 Fuß erhalten und als ein ringsum eine freie Aussicht gestattendes Belvedere dienen. Der mit einem Zinnenkranze zu bekrönende Thurm soll mit einem steinernen Helme der Art gedeckt werden, daß zwischen Helm und Zinnen noch ein freier Umgang verbleibt, von welchem aus sich eine weite Aussicht bis zu der Kette der Vogesen hin eröffnet. Den Thurm soll, 14 Fuß hoch, über der Plattform, ein Band umgürten, in welches die Namen der Regimenter eingetragen werden, die in den Tagen vom 15. Juli bis 6. August zum Schutze der Grenze herbeigeeilt sind, mit Angabe der Anzahl ihrer in diesen Tagen erlittenen Verluste an Todten und Verwundeten. Ueber diesem Bande soll auf der einen Seite der deutsche Reichsadler, auf der anderen Seite die Widmungsschrift in 6 Fuß hohen Wappenschildern angebracht werden. Alle seit Anfang des Krieges bekannt gewordenen wichtigen Punkte der Umgegend von Saarbrücken und St. Johann werden von dieser Höhe gesehen. Die Schlachtfelder vom 2. und 6. August kann das Auge in ihrer ganzen Ausdehnung, von Styringen bis nach dem Forsthause bei St. Arnual, umfassen. Der Blick ruht nach Süden hin auf den Spicherer Bergen und den daselbst errichteten Denkmälern des 74., 39. und 40. Regiments. Man sieht auf die Gräber der tapferen Söhne des Rheinlandes, Westphalens, Hannovers und der Mark Brandenburg, weiterhin auf den stillen Krieger-Friedhof Saarbrückens, das Ehrenthal, wie auf der entgegengesetzten Seite auf den mit einem Ehrendenkmale geschmückten Friedhof von St. Johann.

(O, wir sind klug und weise.) Wie der „Bote aus dem Riesengebirge" berichtet, haben die Gemeindedeputirten von Warmbrunn in einer vom Ortsrichter Kölling abgehaltenen Conferenz beschlossen: eine sorgfältige Desinfection sämmtlicher Aborte nicht zu unternehmen, um nicht dadurch die Curgäste zu beunruhigen und zu dem Glauben an den wahren Ausbruch der Cholera und dadurch zur Abreise zu verleiten.

(Zunahme des deutschen Gebiets.) Es dürfte von Interesse sein, genau zu wissen, welche Flächenausdehnung und Bevölkerungsmenge nach dem Rückerwerb von Elsaß-Lothringen unser Vaterland hat. Nach Petermann's Berechnungen in seinen geographischen Mittheilungen haben wir durch den Friedensschluß mit Frankreich erhalten: 1,449,800 Hectaren oder, die deutsche Quadratmeile zu 6525 Hectaren gerechnet, $275_{,84}$ Quadratmeilen mit 1,597,765 Einwohnern. Dies hinzugerechnet zu den $9626_{,21}$ Quadratmeilen, welche das Deutsche Reich nach Behm's geographischen Jahrbüchern III. von 1870 vor dem Franzosenkriege hatte, würde der Flächeninhalt betragen: $9901_{,05}$ Quadratmeilen mit 40,107,428 Einwohnern. Frankreich, das vor dem Kriege auf 9853 Quadratmeilen festländischen Gebietes eine Bevölkerung von 37,472,732 Einwohnern zählte, wird nach dem Kriege noch haben circa 9596 Quadratmeilen festländischen Besitzes und 35,874,968, mit den Colonieen (Algerien u. s. w.) aber circa 17,950 Quadratmeilen mit circa 39,900,000 Einwohnern. An großen Städten gewinnen wir in Elsaß-Lothringen Straßburg mit 84,000, Mühlhausen mit 58,000, Metz mit 56,000 und Colmar mit 23,000 Einwohnern.

Meteorologische Station Dürkheim a. H.

Witterungsbericht über die Monate Juli und August 1871.

Juli. Warm und feucht. Der Himmel war im Allgemeinen um die Hälfte bedeckt, vollständig nur an einem Tage (1.), aber auch nur an einem Tage (22.) vollständig wolkenleer. Der Regen, den der vorherrschende Südwestwind brachte und der an 12 Tagen fiel, erreichte die Höhe von 21.1 par. Linien. Der mittlere Luftdruck betrug 332‴.77, die beiden Extreme waren 336‴.88 (6.) und 327‴.41 (27.). Die Wärme nahm gegen die Mitte des Monats zu und erreichte am 18. Mittags bei Ostwind ihr Maximum mit $27^{\circ}.4$, nahm alsdann wieder ab und fiel am 22. auf ihr Minimum $9^{\circ}.4$. Die mittlere Monatswärme betrug $15^{\circ}.84$. Der mittlere Dunstdruck war 4‴.98, die relative Feuchtigkeit in Procenten 66.82. Gewitter wurden 6 verzeichnet, am 1., 3., 10., 11., 19. und 29.

August. Auch dieser Monat brachte bei vorherrschendem Südwestwinde warme und feuchte Tage. Die gesammte Regenhöhe betrug 33.8 par. Linien, wovon fast die Hälfte (16‴.5) am 31. verzeichnet wurde, in Folge einiger schwerer Gewitter, die sich in der Zeit von 5½ bis 10½ Uhr Morgens dahier entluden und starke Ueberflößungen verursachten. Der Barometerstand war beständig hoch, der mittlere betrug 339‴.88, der höchste war am 28. 337‴.64 und der niedrigste am 18. 330‴.34. Die mittlere Monatswärme war etwas geringer als im vorhergehenden Monate, sie betrug $15^{\circ}.30$ und schwankte zwischen den Extremen $26^{\circ}.0$ (13.) und $6^{\circ}.8$ (29.). Der mittlere Dunstdruck war 5‴.17, die relative Feuchtigkeit in Proc. 72.71. Nur an 2 Tagen (12. und 30.) vollständig wolkenfreier Himmel.

Im Namen des Ausschusses der Pollichia:
F. Beck.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 111. Vierter Jahrgang. 1871.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Wie sich voraussehen ließ, gab Lisette ohne langes Besinnen Löffels Vorschlag ihre Zustimmung, und der glückliche Bräutigam eilte, ohne zu berücksichtigen, daß der Augenblick schlecht gewählt war, unverzüglich hinauf, um den Geheimrath zu bitten, den Contract, welcher Lisette bis zum Herbst band, jetzt schon aufzulösen. Als er in das Wohnzimmer des Geheimraths trat, fiel sein erster Blick auf den Hauptmann v. Wetterau und einige Damen, welche eine lebhafte Unterhaltung miteinander führten. Der Geheimrath stand, im Begriff, auszugehen, mit Hut und Stock vor dem Spiegel.

Anfangs wollte Löffel respectvoll zurücktreten, aber bald entsann er sich, daß der Hauptmann nicht mehr sein Vorgesetzter war.

Der Geheimrath erstaunte, als er die hagere Gestalt mit dem grünen, altmodischen Rock und den weiten Pumphosen so plötzlich eintreten sah. Aber er hörte dennoch die Bitte des ehemaligen Unterofficiers ohne Unterbrechung an.

„Na, Mohrenelement! Sie wollen heirathen?" fragte der Hauptmann, als Löffel schwieg. „Das ist, mit Respect zu melden, ein ganz gescheidter Einfall. Unter uns gesagt, lieber Löffel, Sie hätten nichts Besseres thun können, als ein Handwerk zu ergreifen, welches seinen Mann ernährt. Beim Militär konnten Sie es doch nie zu etwas Besonderem bringen, weil Sie, mit Respect zu melden, ein zu großer Dichter waren, um auch als Unterofficier groß sein können. Sie werden mich verstehen."

„Freilich, freilich," entgegnete Löffel, der diese in sarkastischem Tone hingeworfenen Worte für eine ehrenvolle und schmeichelhafte Anerkennung seines Talents hielt. „Weil ich dies einsah, entsagte ich einem Stande, welcher —"

„Sie sind Dichter?" fiel der Geheimrath ihm in's Wort.

Löffel verbeugte sich. „Wenn Sie befehlen, ja! Ich bin ein deutscher Dichter, bekannt im ganzen Land —"

„Schon gut," unterbrach der Hauptmann ihn, „die beiden letzten Verse erlassen wir Ihnen. Na, wegen Ihrer Braut will ich ein gutes Wort bei meinem künftigen Schwager einlegen, er wird sie schon ziehen lassen, und wenn ich Ihrem Geschäft unter die Arme greifen kann, soll es geschehen. Ich habe Sie immer gern gehabt, Löffel, das können Sie mir glauben; wenn Sie nicht stets so verdammt dummes Zeug gemacht hätten, mit Respect zu melden, wären Sie längst Feldwebel gewesen. Aber einen Feldwebel, der voraussichtlich statt der Parole-Befehle Gedichte in sein Portefeuille schreibt, kann man bei unserem wohlorganisirten Heere nicht gebrauchen."

Purpurröthe übergoß das Antlitz des ehemaligen Unterofficiers, unwillkürlich nahm er eine militärische Haltung an.

„Wann wollen Sie heirathen?" fragte die Geheimräthin, um dieser Unterhaltung, welche dem Friseur unangenehm sein mußte, ein Ende zu machen.

„Wenn es geschehen kann, innerhalb vier Wochen, gnädige Frau," erwiderte Löffel.

„Potztausend, Sie haben's ja eilig," meinte der Hauptmann. „Na, frische Fische, gute Fische; ich werde auch nicht lange mehr warten, mein lieber Löffel, höchstens noch zwei Monate. Das verspreche ich Ihnen, Sie sollen mich an meinem Ehrentage frisiren, wie ich überhaupt Sie von heute an als meinen Barbier und Friseur engagire."

Löffel warf einen etwas zweideutigen Blick auf den ziemlich kahlen Schädel seines ehemaligen Vorgesetzten. In diesem Blick spiegelte die Frage sich, ob es überhaupt denkbar sei, daß dieser Kopf frisirt werden könne.

„Viel Mühe wird Ihnen die Arbeit nicht machen," nahm der Geheimrath das Wort, welcher jenen Blick bemerkte und verstand. „An meiner Kundschaft soll's auch nicht fehlen, ich werde ein gutes Wörtchen bei den Damen einlegen, daß sie ihre Toilette-Bedürfnisse bei Ihnen kaufen, und Sie außerdem meinen Freunden empfehlen, denn ich selbst —"

„Der Herr Geheimrath haben noch recht hübsches Haar," erlaubte sich Löffel einzuschalten.

„Ein kleiner Saldo, mein guter Freund," fuhr der alte Herr fort, „mit diesem Saldo muß ich behutsam umgehen. Jetzt gehen Sie nur hinunter zu Ihrer Braut und treffen Sie in Gottes Namen die Vorbereitungen zur Hochzeit, wir werden Lisette nicht zurückhalten."

Der Hauptmann erhob sich und reichte seinem früheren Untergebenen die Hand.

„Na, ich wünsche Ihnen Glück und Segen, mit Respect zu melden," sagte er. „Rasiren Sie, frisiren Sie, daß die Fetzen davonfliegen, und wenn die verdammte Marotte Sie wieder anwandelt, Verse schreiben zu müssen, dann binden Sie ein nasses Tuch um den Schädel, das soll gute Dienste leisten."

Löffel konnte sich nicht enthalten, während er die Treppe hinunterstieg, um seiner Braut die Einwilligung des Geheimraths mitzutheilen, über diesen Rath spöttisch die Achseln zu zucken.

26. Capitel.

Ein Grab und dessen Denkstein.

Matthias wurde mit jedem Tage schwächer und hinfälliger, er konnte das Bett nicht mehr verlassen. Die Aerzte hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben, der Kranke sah dies an dem bedenklichen Kopfschütteln des Stabsarztes und der Gleichgiltigkeit, mit welcher die Unterärzte an seinem Bette vorbeigingen. Dann und wann, wenn ein milder, sonniger Frühlingstag durch die Fenster in seine Stube schaute, tauchte wohl noch einmal die Hoffnung in seiner Seele auf, daß er vielleicht dennoch genesen könne, und diese Augenblicke waren die einzigen Lichtpunkte, welche ihm das Grabesdunkel der Zukunft erhellten.

Täglich brachte Theodor einige Stunden bei seinem Freunde zu. Er ging auf die Hoffnungen des Kranken wie

auf die Pläne, welche dieser für die Zukunft entwarf, ein und half an dem Bau der goldenen Luftschlösser, welche die nächste Minute wieder in Trümmer stürzte.

Oft äußerte Matthias den Wunsch, daß seine Eltern ihn besuchen möchten, aber der Stabsarzt rieth davon ab, er befürchtete von einer Gemüthserschütterung das Schlimmste. Endlich gab er den dringenden Bitten des Kranken nach, er versprach, selbst zum Kupferschmied hinzugehen und diesem den Wunsch des Sohnes mitzutheilen.

Gerade an diesem Tage fühlte Matthias sich so wohl und stark, daß er die feste Ueberzeugung aussprach, er werde wieder genesen, aber er müsse Geduld haben, das sehe er wohl ein.

Theodor schüttelte den Kopf und ging hinaus. Er fühlte, daß die Thränen ihm in's Auge schossen; um sie dem Freunde zu verbergen, verließ er das Zimmer.

Gegen Abend sah Matthias seine Eltern eintreten, in ihren Zügen las er, daß der Stabsarzt ihnen wenig Hoffnung auf seine Genesung gelassen hatte. Die Mutter warf sich über ihr Kind. Sie umklammerte es so fest, als wolle sie mit dem Todesengel um dies theuere, heißgeliebte Leben kämpfen, während der Kupferschmied in dumpfem Schmerz schweigend, rath- und thatlos vor sich hinblickte. In dem Herzen der Mutter kämpfte die Liebe mit der Verzweiflung, in der Brust des Vaters regte finsterer Groll sich über die Schläge des unerbittlichen Schicksals.

Nur der Kranke blieb ruhig und heiter. Er plauderte von alten Zeiten.

Als Theodor eine Stunde später eintrat, lag der Freund in den letzten Zügen. Erschüttert drückte er die Hand, welche der Sterbende ihm reichte.

„Nicht wahr, Du wirst Therese recht, recht lieb haben?" fragte Matthias matt. „Und Du, Vater, wenn Du das Andenken an mich ehren willst, dann nimm Die an Kindesstatt an, welche Dein Sohn so heiß und innig geliebt hat."

Der Kupferschmied nickte stumm mit dem Kopfe, die Zunge versagte ihm den Dienst, er konnte nicht sprechen.

„Es soll Alles geschehen, wie Du es wünschest," schluchzte die Mutter, die ihrem Schmerz nicht mehr gebieten konnte.

Eine heitere Ruhe breitete sich über die Züge des Kranken, sie war der Vorbote des Todes, der Wiederschein jenes Friedens, mit welchem der Todesengel das lebensmüde Herz segnet. Noch einen letzten Blick der Liebe und des Dankes warf der Sterbende auf die Eltern und den Freund, noch einmal drückte er ihnen die Hände, dann hauchte er seinen Geist aus. Das Leben war erloschen, wie ein Licht, dem es an Nahrung mangelt.

„Er ruht, Friede seiner Seele!" sagte der Stabsarzt, der kurz vorher eingetreten war. „Er trug den Keim dieser unheilbaren Krankheit schon längst im Körper."

Theodor führte die beiden alten Leute hinaus, er begleitete sie bis an's Thor des Lazareths. Ihnen Trost zuzusprechen, sie mit beruhigenden Worten aufzurichten, vermochte er nicht, er war ja selbst des Trostes bedürftig, auch für ihn hatten zwei treue Freundesaugen sich geschlossen.

Am nächsten Tage erhielt Theodor durch den Stabsarzt die erfreuliche Nachricht, daß seine Papiere nebst dem Untauglichkeitsatteste dem General-Commando eingeschickt seien und die Entlassungsordre innerhalb vier Wochen eintreffen könne.

Löffl erfuhr den Tod seines ehemaligen Untergebenen durch die Zeitung. Das Dichtergemüth des Friseurs fühlte sich durch diese Nachricht ergriffen. Er hatte mit Matthias Brüderschaft getrunken, dies genügte ihm, sich als den Freund des Todten zu betrachten. Er setzte sich noch an demselben Abend hin, brachte eine halbe Stunde damit zu, die Spitze seines Federhalters zu zerbeißen, schrieb dann einige Zeilen nieder, durchlief einigemal mit großen Schritten sein kleines Wohnzimmer, verbesserte, sann nach und schrieb wieder, bis er endlich mit einem tiefen Seufzer das beschriebene Blatt zusammenfaltete, versiegelte und adressirte.

Am nächsten Tage erhielt Theodor durch den Krankenwärter einen Brief. Er erbrach denselben und las: „Verehrtester Freund! Unser Freund Matthias Rebe ist eines frühen Todes verblichen. Mich hat diese Nachricht so tief erschüttert, daß ich der inneren Stimme nicht länger gebieten konnte und in gebundener Rede dem Hingeschiedenen einen Denkstein setzen mußte. Ich sende Dir das Gedicht, glaubst Du, daß dasselbe den Schmerz der Eltern mildern, sie trösten und aufrichten könne, so bitte ich Dich, es ihnen zukommen zu lassen. Dein körperlich gesunder, aber geistig unglücklicher Freund und Dichter Löffl."

Trotz der Trauer, welche er um den heimgegangenen Freund trug, mußte Theodor lächeln, als er die Verse gelesen hatte.

(Schluß folgt.)

Der Mont-Cenis-Tunnel.

* Im Nachstehenden geben wir unseren Lesern eine Uebersicht über den Bau, die dabei beschäftigten Personen und die technischen Schwierigkeiten, die bei der Herstellung des Riesenwerkes der Durchstechung des Mont-Cenis zu überwinden waren. Die Eröffnung dieses Wunders der Technik und Baukunst hat bekanntlich am 17. September stattgefunden. Wir werden dem Aufsatze sodann einen Bericht des französischen Reisenden Henry de Parville folgen lassen, der den großen Alpentunnel drei Wochen vor seiner Uebergabe an den öffentlichen Verkehr besucht hat, und mit der Beschreibung der bei der Eröffnung stattgehabten Feierlichkeiten schließen.

1.

(Berner Correspondenz der „Köln. Ztg.")

Am 25. December 1870, gerade als es am Turiner Rathhausthurm 5 Uhr schlug, langte daselbst, von Bardonnèche kommend, folgende elektrische Depesche an: „Aus der Tiefe des Tunnels. — In diesem Augenblicke, 4 Uhr 25 Minuten, drang die Sonne durch die letzte Scheidewand von vier Metern, gerade im Mittelpunkte des Tracé's. Wir sprachen mit einander durch die Oeffnung; der erste Ruf war: „Es lebe Italien!" Kommet morgen. Grattoni."

Um 5 Uhr Morgens des nächsten Tages fuhr eine Gesellschaft von ungefähr 40 Personen, aus Ingenieuren, Vertretern der italienischen Presse und dem Director der Eisenbahnen von Ober-Italien bestehend, mit der Eisenbahn nach Susa. Während des Weges gedachte man des Ingenieurs Medail aus dem Docathal gebürtig, der die Terrainverhältnisse der Gegend genau kannte und schon vor 28 Jahren den Vorschlag gemacht hatte, die Straße des Mont-Cenis aufzugeben und die Alpen in der kürzesten Strecke zu durchbohren, d. h. den zwischen Bardonnèche und Malano liegenden Frejusberg zu durchschneiden. Damals schien das Project tollkühn, denn die Anwendung von Schachten war wegen der erheblichen Tiefe (1600 Meter unter der Spitze des Berges) unmöglich und man kannte noch keine geeigneten Mittel, um einen Tunnel von seinen Endpunkten anzugreifen. Darauf kam eine

Reihe von Ingenieuren, die Herren Mauß, Cauchaux, Bourdalone de Lorenzi, le Haitre, Colladon, Bartletti u. A., die sämmtlich sich jener Idee anschlossen, von denen jedoch keiner das schwierige Problem auf befriedigende Weise löste. Endlich trat Ingenieur Sammeiller mit einer Erfindung auf, die in allen Hinsichten als die Lösung des Problems betrachtet wurde. Er erfand eine Bohrmaschine, die auf den Principien der des Herrn Bartletti ruhte, nur mit dem Unterschiede, daß erstere durch comprimirte Luft, während letztere durch Dampf in Bewegung gesetzt werden sollte. Die auf sehr hohem Druck comprimirte Luft zwingt den Bohrer der Maschine, dem Felsen Stöße zu versetzen, was mit erstaunlicher Schnelligkeit Bohrlöcher von 80 Centimeter Tiefe bewerkstelligt. Durch Freilassen der comprimirten Luft konnte man im Inneren des Tunnels in beliebigen Tiefen stets frische Luft erhalten. Der Mangel an nöthiger Lüftung war ein Uebelstand, der an allen bis dorthin erfundenen Maschinen haftete. Im Jahre 1850 theilte Herr Sammeiller den Ingenieuren Grandis und Grattoni seine Idee mit, bei einer fixen Maschine die comprimirte Luft anzuwenden, um die geneigten Ebenen von Bussalla ersteigen zu können. Beide ergriffen die neue Erfindung mit Feuereifer, und darauf entstand zwischen den drei genannten Ingenieuren eine intime Verbindung; mit einander arbeiteten sie ein Project aus, das sie der Regierung vorlegten, und welches von einer von dieser aufgestellten Commission bei Jascia, einer in der Nähe von San Pier d'Arena liegenden Localität, geprüft wurde und deren Urtheil höchst günstig ausfiel.

Der große Staatsmann Graf Cavour, der blinde Arbeitsminister Paleocapa, sowie der jetzige Finanzminister Sella und die Professoren Ignazio Giulio und Gastaldi, Mitglieder der oben genannten Commission, boten im italienischen Parlament Himmel und Hölle auf, damit dasselbe die Durchbohrung des Alpentunnels bewillige. Am 29. Juni 1857 wurde der Gesetzentwurf über die Ausführung des Werkes in der Kammer fast mit Einstimmigkeit genehmigt; decretirt wurde derselbe erst am 15. August 1857.

Alles das besprachen die Reisenden. Nach einer Stunde langten sie in Susa an, wo eine Reihe Wagen ihrer wartete. Man ließ das alte Susa zur Rechten, durchfuhr das Doràthal bis nach Oulx und langte gegen 1 Uhr in Bardonnèche an. Hier wurde die Gesellschaft von den Ingenieuren Grattani und Capello empfangen; nach einem reichlichen Mahl stiegen sie in einen großen Waggon und in Begleitung einer Musikbande fuhr man in den Schooß der Alpen. Je tiefer man eindrang, desto mehr stieg die Wärme, allein dieselbe war durch die in den Tunnel strömende Luft der Compressionsapparate ganz erträglich. Man konnte glauben, daß es ein kühler Sommertag wäre; außen eine häßliche Kälte und ein rauher Nordwind, innen eine laue Frühlingstemperatur und ein kühl wehendes Lüftchen. Ringsum standen die halbnackten Bergmänner, die in dem fahlen Lampenscheine Dämonen gleichsahen. Nachdem eine Strecke von 7077.30 Metern durchfahren worden war, langte man bei der die beiden Theile des Tunnels noch theilenden Scheidewand an; durch die darin befindliche Oeffnung konnte man den Leuten, die sich auf der anderen Seite befanden, die Hand reichen. Ein letzter Sprengschuß öffnete eine weite Bresche; die Explosion löschte alle Lichter aus; ein starker Zug trieb die Rauchmassen nach der italienischen Seite herüber und der Wind, der von Modane her blies, wirbelte den Sand vom Boden auf. In der Dunkelheit und unter allgemeinem Husten und Keuchen strömte die begeisterte Menge entgegen. Auf allen Seiten erscholl der Ruf: „Es lebe Italien!“, die Musikbanden stimmten die Nationalhymne an und die Klänge hallten durch den ganzen Tunnel.

Damals war im Tunnel nur eine Strecke von ungefähr 6000 Metern mit Mauerwerk bekleidet und doppeltem Geleise belegt. Nun ist der ganze Tunnel, sowie die Bahnstrecke, welche denselben mit dem italienischen Eisenbahnnetze verbindet, vollendet und am 17. d. M. wird die feierliche Einweihung der Italien mit Savoyen verbindenden Bahn stattfinden. Eine große Anzahl hochstehender Vertreter der Regierung, der Wissenschaft und der Presse wurde zu dieser Feierlichkeit geladen; es wird ein großes Fest sein, nur schade, daß es nicht in Gegenwart aller Hauptbeförderer des kolossalen Unternehmens stattfinden kann; allein diese sind fast alle gestorben. König Karl Albert, der an dem Project ein so warmes Interesse nahm, mußte sein Vorhaben bei Seite legen und sein Leben traurig im Exil vollenden; Professor Ignazio Giulio, der Berichterstatter der obengenannten Commission der Regierung, starb bald nach dem Anfange des Baues; dann Graf Cavour, Ingenieur Paleocapa und Hr. Sommeiller sind alle drei gestorben.

Obgleich die während des Ganges der Arbeiten stattgefundenen Verunglückungen an sich selbst sehr erheblich sind, so können dieselben in Hinsicht der langen Dauer des Werkes und der großen Anzahl von betheiligten Handwerkern gewissermaßen unbedeutend genannt werden. Auf mehr als 3000 Arbeiter hat man nur 50 Unfälle zu beklagen.

Die riesenhaften Verhältnisse des Tunnels und die Bahnstrecke, welche denselben mit der Susa'schen Eisenbahn verbindet, sind bewundernswerth. Der rechtlinige Tunnel hatte anfangs eine Länge von 12,233.55 Metern; man konnte jedoch von dieser ganzen Länge keinen Gebrauch machen, sofern derart die Locomotive auf beiden Tunnelöffnungen an steile Abhänge gelangt wäre. Andererseits mußte aber der Tunnel diese rechtlinige Richtung haben, um dieselbe von Außen gut controliren zu können. Um den Tunnel mit den Bahnstrecken zu verbinden, welche er vereinigen soll, war es nöthig, denselben in Curven zu endigen; um jedoch die erwähnte Controlirung zu bewerkstelligen, verzichtete man anfangs auf jene krummlinigen Theile und erbaute zwei falsche Tunnelköpfe, und zwar mit derselben Genauigkeit als den übrigen Theil des Tunnels. Demgemäß hat man in Bezug auf den Alpentunnel eigentlich drei verschiedene Längen: 1) die der anfänglichen rechtlinigen Galerie, welche von 12,233.55 Metern ist; 2) die des rechtlinigen benutzten Tunnels, die ungefähr 11,638.15 Meter beträgt; 3) die des Tunnels mit den beiden Curven, 12,848.92 Meter lang. Die falschen Tunnelköpfe betragen 597.40 Meter, so daß eigentlich in den 14 Jahren der Dauer der Arbeiten eine 13,446.32 Meter lange Durchbohrung bewerkstelligt wurde.

Die Natur der Felsen war vor dem Anfange des Baues von den Hrn. de Beaumont und Sismondi geprüft, und es stellte sich heraus, daß ihre Voraussetzungen ziemlich richtig waren. Von Italien nach Frankreich gehend, begegnete man im Tunnel folgendem Gestein: Zuerst kam eine Strecke von Kalkschiefer mit subkrystallinischen Abarten von Talkschiefer, Glimmerschiefer und Nestern von weißem Quarz durchzogen, in schiefliegenden Straten von 20—80 Grad nach Nordwesten, von einer Länge von ungefähr 8394 Metern; dann waren Straten von krystallinischem Krystall zu durchschneiden, die zum Theil aus Anidrit, Carneol, Chlorit und Serpentinschiefer bestanden und die Steigung der vorhergehenden hatten in einer Länge von 356 Metern; 388 Meter bestanden aus massivem Quarz, mit Nestern von Anidrit, in höchst senkrechten Schichten liegend. Der übrige Theil des Tunnels ging durch Massen von Sandstein und schwarzem Schiefer mit Spuren von Anthracit aus dem Anthracitboden von Savoyen, fast senkrecht und gewunden.

Man weiß, wie viele Einwendungen von allen Seiten in Betreff der Lüftung des Tunnels nach der Vollendung desselben aufgebracht wurden. Die sogenannten Mäßigen waren der Meinung, daß die Temperatur in Mitte des Tunnels über 200 Grad (Celsius) Wärme betragen würde; die Optimisten berechneten die Temperatur nur nach der Tiefe in verticalem Sinne (1600 Meter) und meinten, dieselbe würde nicht weniger als 40—50 Grad betragen. Ingenieur Giordana hat in verschiedenen Punkten des Tunnels Thermometer aufgestellt und die Wärme der aus den Felsen dringenden Gewässer be-

messen. Zu 600 Meter Entfernung vom Tunnel-Eingange war die Temperatur der Felsen von + 14 Grad und die der Luft von + 10.50; nach einer Strecke von 6450 Metern stieg erstere bis auf + 29½ und letztere bis auf 30.10. Die höchste natürliche Temperatur des Inneren beträgt also 29 Grad (bei der Probefahrt am 14. September hat die Temperatur nach der Durchfahrt nur 25 Grad Celsius = 20 Grad Reaumur betragen). Die auf dem Tunnel ruhende Felsenmasse hat einen Durchmesser von 1600 Metern, so daß die Temperatur für jede Tiefe von 50 Metern 1 Grad (Celsius) steigt.

Die Gesammtkosten des Baues des Tunnels kommen bis auf 75 Millionen Franken. Der Gesetzentwurf des 15. Aug. 1857, welcher der sardinischen Regierung die Erbauung des Tunnels bewilligte, hatte die Ausgaben zu 41,400,000 Frcs. berechnet, von denen 20 Millionen nach Vollendung der Arbeiten an die Victor-Emanuel-Bahn abfallen sollten. Außerdem verpflichtete sich Frankreich nach der Abtretung von Nizza und Savoyen in einer internationalen Convention, an Italien nach vollendetem Baue 19 Millionen zu zahlen und eine jährliche Prämie von 500,000 Frcs., falls die Vollendung vor 25 Jahren stattfände, unter der Bedingung, daß Italien das Werk mit seinem Baupersonal und Material bewerkstellige. Obgleich das Werk viel früher vor den 25 Jahren fertig wurde, als man zu hoffen gewagt hatte, ersieht man nach kurzer Berechnung, daß der Subventionsbeitrag Frankreichs nur ungefähr 27,000,000 Frcs. also weit weniger als die Hälfte der Gesammtkosten beträgt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Zum Annoneenwesen.) Die Lesser'sche internationale Buchhandlung in Berlin hat, wie man von dort schreibt, mit Ausnahme der königlichen Bühnen, mit allen hervorragenden Theatern Berlin's einen Vertrag geschlossen, wornach bei diesen Bühnen in den Zwischenacten ein mit Annoneen versehener Zwischenvorhang fällt. Die Unternehmer zahlen jeder Bühne dafür jährlich 500 Thaler, stellen den Vorhang auf ihre Kosten her und ziehen dafür das Erträgniß der Annoncen ein, deren Redaction sich jedoch die Theater-Directionen vorbehalten haben.

(Schach-Congreß.) Der in den Tagen vom 12. bis 15. September in den Räumlichkeiten des Cursaales zu Ems veranstaltete Schach-Congreß nahm den vorausgesetzten, durchaus befriedigenden Verlauf. Am Hauptturnier betheiligten sich die HH. Dr. S. Mieses von Breslau, Dr. Göring aus Leipzig, Tycociner aus Warschau, Reichstags-Abgeordneter Metz aus Darmstadt und A. Stern von Ludwigshafen. Es erstritt den ersten Preis Hr. Dr. S. Mieses, den zweiten Hr. A. Stern, den dritten Hr. Metz. Aus dem Nebenturnier ging als erster Sieger hervor Hr. E. Balzer von Ems, als zweiter Hr. Janik, als dritter Hr. Rector Wagner. In programmgemäßer Weise fanden Blindlingsproduction, sowie das Spielen von Consultations-Partieen statt, bei welchen Veranstaltungen sich ein großer Zuschauerkreis betheiligte, darunter auch Damen. Am 16. nahm der Congreß mit der Preisvertheilung, sowie einem darauf folgenden durch die jovialsten Reden der Theilnehmer gewürzten Festessen, sein Ende. Es hat sich bereits ein Comité gebildet, welches die Abhaltung eines internationalen Congresses für nächstes Jahr in Ems zum Zwecke nimmt und mit den nöthigen Vorbereitungen bereits jetzt beschäftigt ist.

(Mädchenhandel.) Man schreibt aus Konstantinopel, daß dort der Handel mit schönen Mädchen mehr als jemals blüht; was man aber auch sagen möge, die Zeit, da die Harems sich mit reizenden Circassierinnen versorgten, sei längst vorüber; diese Race ist nahezu aufgebracht. Gegenwärtig seien es Ungarn und auch das deutsche Oesterreich, welche den Händlerinnen in Konstantinopel aufkeimende Schönheiten liefern; dieses Geschäft wird dort für gewinnbringend und nichts weniger als unehrenhaft angesehen. Die jungen Mädchen erhalten da eine türkische Erziehung, man entwickelt ihre angenehmen Talente auf das eifrigste, und sie werden schließlich dem Padischah oder seinen hohen Würdenträgern verkauft. Man hat in Oesterreich wiederholt versucht, diesem abscheulichen Handel ein Ende zu machen, übrigens ohne entscheidenden Erfolg. Soweit der Correspondent; uns scheint diese ganze Darstellung ein nicht sehr glücklicher Versuch, die Thatsache zu entstellen, daß jährlich viele Mädchen aus Ungarn, Krain u. s. w. unter betrügerischen Vorwänden nach dem Orient gelockt werden, um dort, statt der versprochenen anständigen Beschäftigung, einen traurigen und schimpflichen Aufenthalt in öffentlichen Häusern zu finden.

(Spitznamen.) Wohl nirgends blüht das Spitznamengeben so sehr wie in den Vereinigten Staaten. Dort hat z. B. jeder Staat mit seinen Bewohnern einen besonderen „Spitz". Die Leute von Alabama heißen Eidechsen, die von Arkansas Zahnstocher, von Californien Goldjäger; von Colorado Bummler; von Connecticut hölzerne Muscatnüsse; Georgien Mäusefallen; Illinois Lecker; Kentucky Kornknacker; Louisiana Creolen; Mayne Füchse; Maryland Krähenpuffer; Michigan Vielfräße; Missouri Brechmittel; Nebraska Wanzenfresser; Nevada kluge Hennen; New-Hampshire Granitjungen; New-Jersey die Blauen oder Leimruthenjäger; New-York Knickerbockers; Nordcarolina Theerkocher und Trüffel; Ohio Rehaugen; Oregon Spinnenfüße und Hartschachteln; Pennsylvanien Pennaniten und Lederköpfe; Rhode Island Flintensteine; Südcarolina Wiesel; Tennessee junge Hunde; Texas Rindsköpfe; Vermont grüne Bergknaben; Virginien Saufnasen; Wisconsin dacksbeinige Hallunken.

(Englisch.) Am 15. September kam ein Engländer, welcher in Augsburg den Kurierzug versäumt hatte, mit einem Extrazug, der ihn 193 fl. kostete, in München an um am folgenden Tage noch rechtzeitig nach Oberammergau, wo am 17. wieder Passionsvorstellung war, zu kommen, und ist Nachts halb 12 Uhr mittelst Extrazuges von Weilheim nach München zurückgekehrt.

Sylbenräthsel.

Zuerst: Herein, mein lieber Freund!
Im Hause und im Garten
Wir Deiner längst schon warten;
Sei wie daheim, so ist's gemeint.
Das Uebrige: Es wird im Wein,
Wohl auch im Rhein zu finden sein.

Das Ganze ist ein kleiner Ort,
Und doch ein weltbekannter
Und letztlich viel genannter;
Ein Hocherhab'ner weilte dort.
Die letzte Sylb' zuerst gelesen,
Sagt Dir das Wort, was er gewesen.

Δ

Auflösung des Palindroms in Nr. 108:
Stets.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 112. Vierter Jahrgang. 1871.

* Elegie am Grabe eines Jugendfreundes.

Röthliches Abendgewölk bethaut den einsamen Rasen,
  Der unkenntlich und stumm deine Gebeine verbirgt.
Schwermuthvoll umhüllt die Dämm'rung den welkenden Rasen,
  Und das fallende Blatt seufzet vom Winde bewegt.
Tiefes Schweigen umher, ich hör' den Fußtritt des Todes
  Durch das dumpfe Geläut, das in der Ferne verhallt.
Nicht Cypresse, noch Birke, gepflanzt vom weinenden Freunde,
  Ach, nur wildes Gesträuch senket das trauernde Haupt;
Und kein liebendes Mädchen bestreut mit Blumen den Graswuchs,
  Und kein Pilger verweilt sinnenden Blicks an der Gruft.
Ach, wer gedenkt des Jünglings noch in dunkler Behausung!
  Wie Vergißmeinnicht welkt, welket Erinnerung hin.
Fünfmal sproßte der Halm an deines Grabes Erhebung
  Und in Vergessenheit schon sank dein Gedächtniß hinab.
Das ist irdische Weise! Verschollen ist sie die Kunde,
  Ehe der Hügel bewächst, eh' sich der Trauersaum schließt.
Laß die Todten, so kalt und arm, begraben die Todten;
  Heilig ruh' in der Brust, was die Geschichte nicht nennt!
Siehe, Geliebter, ich darf leidtragend nicht länger verweilen,
  Muß in's Leben hinein, rasch wie dem Manne geziemt;
Muß im Gedränge der Welt verloren, mich selber verlieren,
  Doch im Strudel der Zeit halt' ich das Ewige fest.
Wann in der Mitternacht Stunde der Rückerinnerung Spiegel
  Mir das verwischte Gemäld' grauer Vergangenheit zeigt;
Wann aus Sälen der Pracht vom fröhlich lärmenden Feste
  In den düstersten Park Unmuth und Eckel mich treibt:
Will ich gedenken der Zeit, wo wir im glücklichen Wahne
  Feigen auf Disteln gesucht, Feigen auf Disteln gepflückt;
Will gedenken der Welt voll Engel und Blumen und Frieden
  Hinter jeglichem Dorf, jeglichem Busche versteckt.
Ach, wohin doch, wohin verrauschest Du, gold'ne Minute,
  Wo wir fröhlich und frei, einzig geliebt und geliebt!
Schlummere sanft, und neben Dir ruh' in Frieden die Hoffnung,
  Wie die Braut in der Gruft neben dem Jünglinge ruht;
Mit Dir sank sie vereint hinab, die treue Gespielin,
  Nimmer erwachend, wie Du, schläft sie den ewigen Schlaf.
Meine verlor sich von mir am Scheidewege der Jugend;
  Ohne Hoffnung und Stab blieb' ich verwaiset zurück.
Und so geh' ich das Thal hinab, ein einsamer Wand'rer,
  Welkende Rosen um's Haupt, Stachel des Gram's in der Brust.

K. Aulenbach.

Lust und Leid im bunten Rock.

Humoristische Novelle von Ewald August König.

(Schluß.)

27. Capitel.

Rückerinnerungen.

Ein Jahr war verstrichen. Hell und freundlich strahlte die Frühlingssonne in die kleine, mit Kränzen und Guirlanden geschmückte Wohnstube des Friseurs Löffel, in welcher heute ein kleines Fest gefeiert wurde. An der gedeckten, reichbeladenen Tafel saß eine kleine Gesellschaft, obenan der Rentner Becker, in dessen geröthetem Antlitz stolzes Selbstbewußtsein sich spiegelte. Ihm zur Rechten saß die ehemalige Köchin, ein schmuckes, hübsches Weibchen. War sie auch nicht mehr so schlank und flink, wie damals, so blühten doch noch die Rosen auf ihren Wangen, und das schalkhafte Lächeln, welches ihre Mundwinkel umspielte, die Heiterkeit und der Frieden, die in ihren Augen sich spiegelten, bewiesen hinlänglich, daß die Gattin des poetischen Friseurs sich an ihrem Herde glücklich fühlte. Dasselbe galt von der jungen Frau Theodor's, welche sich mit der redseligen Schwiegermutter und ihrer Tante, der ehrsamen Jungfrau Pieper, unterhielt. Nur der Hausherr fehlte noch, die ungeduldigen Blicke, welche die Gäste von Zeit zu Zeit auf die Glasthür warfen, bewiesen, daß er im Cabinet beschäftigt war.

Endlich trat er ein. Es war noch ganz der Alte, ganz dieselbe hagere Figur, welche früher so oft auf dem Paradeplatz und den Wällen der Festung die Musketiere überragt hatte. Wie er damals als Zeichen seines Standes den bunten Rock und den Säbel getragen hatte, so trug er heute die Embleme des löblichen Friseurgewerbes. Ein mächtiger Frisirkamm thronte in seinen Haaren, eine Scheere und eine Haarbürste hingen am Bande gleich Orden am obersten Knopf seines Rocks, und aus der Seitentasche seiner olivenfarbigen Weste lugte die Spitze einer kleinen Scheere.

„Na, Gott sei Dank, endlich ist er fort,“ sagte Löffel, indem er Platz nahm. „Ich habe meinen Gehülfen beauftragt, die Bude zu schließen, damit ich für den Rest des Tages mich der Gesellschaft widmen kann.“

„Wer ist fort?“ fragte Theodor. „War der Kunde Dir lästig?“

„Das eben nicht,“ entgegnete Löffel, „aber ich sehe es nicht gerne, wenn ein früherer Vorgesetzter mich mit seiner Kundschaft beehrt. Den alten Respect kann ich nicht vergessen; wenn ein Officier eintritt, ist mir's immer, als müsse ich militärisch zusammenfahren und melden, mit wie viel Mann die Stube belegt ist. Wenn ich gar sehe, daß er die Mütze abnimmt, sich niederläßt und mit dem freundlichsten Gesicht mir winkt, näher zu treten, dann denke ich oft, jetzt müsse in der nächsten Secunde die Welt untergehen.“

„Guter Freund, Sie müssen jetzt an Ihre neue Stellung so gewöhnt sein, daß alte Gewohnheiten keinen Einfluß mehr auf Sie üben können,“ meinte der Rentner. „Am Ende wären Sie gar im Stande, vor dem Hauptmann v. Wetterau die Friseurbürste zu präsentiren.“

„Gott weiß, wie oft ich schon in die Versuchung gekommen!“ fuhr Löffel mit einem Anflug von Wehmuth fort. „Mir begegnet's gewiß einmal, daß ich mich vergesse. Er war vorhin wieder hier.“

„Wer? Der Hauptmann?“ fragte Theodor.

„Er selbst. Er kam, um sich frisiren zu lassen. „Recht fein, lieber Löffel“ sagte er, „denn heute hat der Herr v. Kloß Hochzeit mit der Tochter meines Schwagers. Na, Sie kennen

die Geschichte ja, haben derzeit manches Brieschen Ihres Herrn Lieutenants an das hübsche Fräulein besorgt, mit Respect zu melden. Machen Sie mir eine Frisur, wie damals an meinem Hochzeitstage. Sie wissen ja, vorne die beiden Locken und oben ein hübsches Toupe; viel ist mit meinen fünfundzwanzig Haaren nicht anzufangen."" Als ich sah, daß er so im besten Zuge war, fühlte ich ihm auf den Zahn, ob er glücklich sei im Ehestande, auf welchem Fuß er mit dem Geheimrath stehe und welche Laufbahn der Herr v. Kloß gewählt habe. Das Alles fragte ich ihn, und ich erhielt ganz befriedigende Antworten. Der Geheimrath hat seiner Antipathie gegen die Officiere entsagt, nichts destoweniger ist der Hauptmann bereits um seinen Abschied eingekommen. Er meinte, Jahre könnten darüber vergehen, ehe er Stabsofficier würde, und dann wäre er noch immer ein geplagter Mann. Zudem habe er Geld genug, um von den Zinsen seiner Capitalien leben zu können, deshalb wolle er den Degen an den Nagel hängen und sich auf ein hübsches Landgütchen zurückziehen. Der Herr v. Kloß ist jetzt ebenfalls Gutsbesitzer, er feiert heute seine Hochzeit. Der Feldwebel Lippe ist seit einigen Tagen als Portier im Lazareth angestellt."

„Da sehen Sie, welches Loos Sie gezogen haben würden, wenn Sie auf eine Civilversorgung gewartet hätten," nahm Becker das Wort. „Als Friseur und Inhaber eines Parfümerie-Geschäfts nehmen Sie eine andere Stellung ein, denn als Portier oder Kanzleidiener."

„Ja, ja, meine Frau hat mir das schon hundert Mal gesagt," versetzte Löffel kopfschüttelnd. „Aber so ganz stimmt dies Gewerbe mit meinen Wünschen dennoch nicht überein."

„Und weshalb nicht?" rief der Rentner. „Wäre ich nicht ein reicher Mann, würde ich meinem Sohne zu keinem anderen Gewerbe gerathen haben. Wenn Sie glauben, es vertrüge sich mit Ihren Ansichten und Wünschen nicht, so liegt dies einfach daran, daß Sie der Sache nicht die beste Seite abzugewinnen wissen."

„Es mag wohl sein," sagte Löffel. „Ich will nicht Ihre Ansicht bestreiten und bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, daß Sie sich meiner so freundschaftlich angenommen haben; aber wie gesagt, Dichter und Friseur paßt nicht zusammen. Ich habe freilich seit meiner Hochzeit dem geistigen Schaffen fast ganz entsagt, und manches schöne Gedicht ist dadurch ungeschrieben geblieben —"

„Und ich rathe Ihnen, es auch ferner so zu halten," fiel Becker ihm in's Wort. „Bei all' Ihrem Dichten kommt nichts heraus, bis jetzt haben Sie noch keinen Pfennig damit verdient, während das Geschäft im vergangenen Jahre Ihnen mehr eingebracht hat, als Sie zur Bestreitung Ihres Haushalts bedürfen. Sie feiern heute den Jahrestag Ihrer Hochzeit. Erinnern Sie sich noch, daß Sie an Ihrem Hochzeitstage, also heute vor einem Jahre, mir klagten, Sie sähen mit sehr geringem Vertrauen in die Zukunft? Ich antwortete Ihnen: Nur Muth, lieber Freund, und immer den männlichen Standpunkt behauptet, dann wird's schon gehen! Heute müssen Sie sagen, daß ich recht hatte und es unrecht von Ihnen war, so geringes Vertrauen in die Erfahrung eines alten Mannes zu setzen. Sie gestanden dies bereits vier Monate später, am Hochzeitstage meines Sohnes ein."

Löffel saß in Gedanken versunken. Die jüngste Vergangenheit zog seinem geistigen Auge vorüber. „Sie haben recht," erwiderte er nach einer Pause, „man kann nie zwei Herren dienen. Entweder das Eine ganz oder das Andere, ich werfe den Dichter über Bord und halte mich an den Friseur."

„Nun, es freut mich, daß Sie dies einsehen," meinte Becker, „ich hoffe, daß es Ihnen gelingen wird, diesen Entschluß auszuführen."

Löffel erhob sich. „Nun ich Abschied von dem Dichten genommen habe," sagte er, „darf ich wohl auch das letzte Gedicht vortragen, ohne deshalb einen Verweis von Seiten meines gütigen Mentors befürchten zu müssen. Es ist ein Festgedicht zu Ehren der heutigen Feier."

Becker nickte schweigend mit dem Kopfe. Theodor forderte den Freund durch einen Wink auf, zu lesen. „So ziehe denn hin, Du mein letztes Lied," fuhr Löffel pathetisch fort, indem er ein Blättchen aus der Brusttasche seines Rocks zog und es entfaltete. „Vielleicht bildest Du einst den Schluß sämmtlicher Gedichte Löffel's von Löffelhausen.

> Du, die ich liebe, die ich mir erkor,
> Der ich am Altar ew'ge Treue schwor,
> O leihe gnädig heute mir Dein Ohr,
> Ich trage Dir ein kleines Liedchen vor.
> Nicht bin ich eifersüchtig, wie der Mohr,
> Doch liebe ich Dich, wie ein alter Thor,
> Doch liebe ich Dich, wie wohl nie zuvor,
> Wenn ich seitdem auch Haar und Bärte schor
> Und d'rüber gar die Poesie verlor!

„Bon!" sagt der Rentner, dem es, wie den übrigen Zuhörern, Mühe kostete, ernst zu bleiben. „Zwei Verse fügen sie noch hinzu, lieber Löffel, nämlich:

> Doch ziehe ich ein gold'nes Handwerk Allem vor,
> Das, theure Muse, schreib' Dir hinter's Ohr!

Dadurch erhält das Gedicht einen treffenden und abgerundeten Schluß."

Der Mont-Cenis-Tunnel.

2.

Bericht des französischen Reisenden Henri de Parville.

Drei Wochen vor seiner Uebergabe an den öffentlichen Verkehr habe ich den großen Alpentunnel in seiner ganzen Ausdehnung durchstreift, und Diejenigen, welche noch immer an der endlichen Vollendung des Riesenwerkes zweifelten, mögen sich nun beruhigen.

Welcher Ingenieur hätte vor fünfzehn Jahren nicht ungläubig gelächelt bei dem Gedanken, die Alpen zu durchstechen, eine Gebirgsmasse von fast 3000 Meter Höhe und mehr als 12,000 Meter Dicke nach und nach auszuhöhlen? Was für ein Traum! Wo sollte die Luft herkommen für die 2000 Meter unter der Erde beschäftigten Arbeiter. Wie sollte es möglich sein, einen Felsen von so bedeutender Länge zu sprengen? Ein halbes Jahrhundert reichte nicht aus dazu. Und wenn die Arbeiten nun auch wirklich von beiden Seiten des Felsens begannen, wo hatte man die Gewißheit, daß sie am rechten Punkte zusammentrafen? Lag der Gedanke einer Verirrung in diesen Massen von Kalk und Quarz nicht viel näher? An Hindernissen und Einwendungen fehlte es wahrlich nicht.

Heute ist der Traum Wirklichkeit geworden, der Felsen ist durchstochen, und nur dreizehn Jahre waren nöthig zu diesem in seiner Art einzig dastehenden Werke. Der gegen das Ende des Jahres 1857 angefangene Tunnel ist vollständig fertig und kann jede Stunde dem Verkehr übergeben werden. Am 17. September soll die Einweihung stattfinden. Welche Fortschritte hat aber auch die Minirkunst in den letzten zehn Jahren gemacht! Der Ingenieur vermag heute mit der in den Alpen angewendeten Methode um das Vierfache mehr als

früher. 1868 wurden 250 Meter ausgegraben, 1870 aber 889 Meter. Das Durchstechen hoher Berge, welches sonst kaum für möglich gehalten wurde, wird auf diese Weise künftig ein Kinderspiel für den Ingenieur sein. Mit den modernen Bohrinstrumenten und geübten Arbeitern lassen sich in Kalk- oder Brecciagebirgen jährlich recht gut zwei Kilometer durchbohren, so daß es von jetzt an nur noch eine Kosten- und Zeitfrage ist, Gebirge zu durchbohren. Das technische Problem ist gelöst.

Wie eine nie zu übersteigende Barriere erhoben sich die Alpen zwischen Frankreich und Italien; auf beiden Seiten dieser natürlichen Grenze hat die Sonne der Industrie ihre eisernen Strahlen ausgehen lassen, die am Fuße der beiderseitigen Abhänge ihren Endpunkt finden.

Um die Arbeiten am Tunnel zu beobachten, nahm man sonst bis Modane die Post, die den Verkehr über den Mont-Cenis vermittelt. Je nach der Jahreszeit wurden die Wagen von zehn Pferden oder fünfzehn bis zwanzig Maulthieren gezogen und brauchten etwa zehn bis zwölf Stunden von Saint-Michel bis Susa, dem Ausgangspunkt der Eisenbahnlinie nach Turin. Seit einigen Jahren hat die sogenannte Fellbahn die Posten ersetzt, und man überschreitet nun den Mont-Cenis in sechs bis sieben Stunden. Die vier reglementsmäßigen Waggons der Fellbahn stehen in Saint-Michel, auf demselben Geleise, auf dem wir bis hierher gelangt sind; es sind vier lange Waggons nach amerikanischer Art, die man im Sturm nehmen muß, da das Gewicht des Zuges beschränkt ist; die Maschine schleppt ihre dreißig Tonnen und nicht mehr. Um so schlimmer für die Saumseligen!

Die Fellbahn, die einen englischen Namen trägt und von den Einwohnern „der Amerikaner“ genannt wird, ist eine ganz französische Erfindung. Der erste Gedanke ging 1843 von dem Baron Seguier aus und wurde vom Ingenieur Dumeril ausgeführt. In dreiviertel Stunden durchfährt diese Bahn die 18 Kilometer von Modane nach Saint-Michel, die Maschine seufzt zwar ein wenig, wenn die Böschung längs des reizenden Arcothales etwas steil wird, aber sie macht nichtsdestoweniger durchschnittlich 25—28 Kilometer in der Stunde.

Kurz vor der Ankunft auf der Station erblickt der Reisende rechter Hand an der Seite des Berges die Einfahrt zum Tunnel. Zwei Kilometer von Modane unweit Fourneaux öffnet sich der unterirdische Gang. Nach langem Forschen und der sorgfältigsten Untersuchung des Berges erkannte man, daß die genaueste und für die Durchstechung günstigste Linie von Fourneaux (Savoyen) nach Bardonneche (Italien) gehen müsse. Sie geht also über den Berg Tabor und den Paß von Frejus. Den Mont-Cenis, der viel weiter nördlich liegt, berührt sie, wie der Leser sieht, gar nicht, und die Benennung „Mont-Cenis-Tunnel“ war daher niemals ganz richtig.

Der Schienenstrang von Saint-Michel ist bis zum Tunnel verlängert worden; nach meiner Meinung kann diese Strecke jedoch nicht vor einem Monat dem Verkehr übergeben werden. Am Ufer des Flusses Arco soll das Stationsgebäude von Modane errichtet werden, und der Reisende kann minutenlang vorher den gähnenden Schlund betrachten, der ihn in die Tiefe des Berges hineinführt.

Auf der italienischen Seite sind die Arbeiten beendigt, die alte Eisenbahn von Turin nach Susa ist bis zum Eingang des Tunnels bei Bardonneche verlängert worden, vom 17. d. Mts. an geht die Reise von Turin nach Frankreich mitten durch den Berg Tabor, und was ist es für eine Reise! Mitten durch das reichste Weideland, vorbei an engen Bergschluchten, von üppigem Grün umwuchert. Ueberall längs des Weges öffnet sich die Kette der Alpen wie ein Riesengürtel; dort auf blauem Himmelsgrunde scheinen weiße Wölkchen den schneebedeckten Gipfel zu liebkosen; auf der anderen Seite wallen und weben die Nebel über den Felszacken und schmücken sie wie mit einer Spitzengarnitur. Hier und da theilen sich die Wolken, in hellem Sonnenlicht steht auf einsamer Höhe eine Sennhütte, sie scheint in dem weiten Raum zu schweben. Dort wird die Schlucht von den Ruinen eines alten Schlosses beherrscht, dem einst die Landschaft unterthänig war. Auf steiler Böschung steigt plötzlich die Veste Exilles empor und blickt finster drohend hinab; aber die alten Gebäude sind verlassen, und nur ein Paar wilde Vögel haben ihr Nest in den grauen Thürmen gebaut, die längst kein Geschütz mehr schmückt. Man hatte mir einen Dienstwagen zur Verfügung gestellt, und so konnte ich den neuen Weg ganz genau verfolgen. Er zeichnet sich durch mehrere Kunstbauten aus, wie z. B. der auf fünfzehn Bogen ruhende Viaduct bei Salbertrand; hat man aber diesen in der That seltenen Weg bewundert, so bleibt doch ein Haupteindruck, nämlich der, daß der Reisende sich vollständig irrt, wenn er glaubt, die piemontesischen Alpen ganz genau zu kennen, nachdem er den Mont-Cenis überschritten. Er hat keine Ahnung von dem reichen Panorama, welches sich seinen Blicken auf der Straße von Bardonneche nach Susa darbietet; die Fahrt mit der Post oder mit der Eisenbahn über den Mont-Cenis hält den Vergleich nicht aus.

Ehe ich in den Tunnel selbst eindrang, machte ich noch einen kleinen Ausflug, den ich allen Touristen, Poeten und Geologen empfehle. Wer eilig ist, mag mit der Fellbahn über den Mont-Cenis fahren, sonst aber ist es rathsamer, in Modane die große Route zu verlassen und auf den Paß von Rionde zu klettern, das ist der Pfad der Ziegenhirten, der Schäfermädchen und der großen gelben Rinder. Wir stehen über dem Tunnel, darunter liegt Italien! Ein hübscher Fußsteig, von Tannen und Lärchen eingefaßt, mit rosenrothen und weißen Kieselsteinchen besäet, führt den Berg hinan; trocknendes Heu und blühende Blumen duften ringsum; der Weg ist steil, aber er ermüdet nicht. Vom Felsen herunter stürzen rauschende Gießbäche, einzelne halb verwitterte Baumstämme dienen als Brücken über dieselben. So führt der Steg bis nach Notredame des Charmaix, einer kleinen hölzernen Capelle. Der Fels wird steiler, der Pfad breiter, Modane und Fourneaux liegen schon tief zu unseren Füßen, wie ein breites Band schlängelt sich der Arco durch die Landschaft, und die Menschen sind bereits so klein geworden, daß sie kaum noch zu erkennen sind.

Nach einer Viertelstunde geht es zwischen Ginstersträuchen und wilden Azaleen fort, dann entschwindet das Thal unseren Blicken vollständig; wir sind auf einem weiten Felde, wo ein Felsstück über dem anderen aufgehäuft oder gleich riesenhaften Leichensteinen ausgebreitet liegt. Rechts Berge, links Berge, vor und hinter uns Berge! Zwei unabsehbare Felsenmauern schließen uns ein, die bis dahin so milde Luft wird scharf, der Wind erhebt sich schon hörbar. Dichte Nebel ziehen längs der Berge hin, der Fels erscheint bald kahl, bald wunderlich gezackt, schwarz, grau oder im Reflex der Sonne feuerig flammend. Wir nähern uns dem Gipfel, immer spitzer starren die Zacken in den Himmel hinein, der stellenweise hoch angehäufte Schnee nimmt eine matte, metallische Färbung an, fast ist's, als lägen dort Zinn- oder Silberhügel, der Himmel wird dunkel, und die tiefste Stille herrscht ringsum.

Der höchste Grat ist erreicht, die Kälte wird schneidend, der Wind eisig, das Athmen fällt schwerer; die Sonne ist hinter der Mauer verschwunden, die den Horizont im Westen abschließt. Alle Farbentöne werden dunkeler, diese hohen Regionen sind ausschließlich das Reich der unorganischen Natur. Kein lebend Wesen wird dort geboren oder entwickelt sich, es stirbt auch keines; der unerschütterliche, harte Stein ist Alleinherrscher hier oben. Man fühlt sich dieser großartigen Unbeweglichkeit gegenüber, die den Menschen in ihre Starrheit hinein zu locken scheint, seltsam unbehaglich, man friert physisch und moralisch. Wer weiß, ob es gut wäre, diese todte Natur, die nur bei Sturm und Donner bebt, lange zu betrachten! Eilen wir uns, an der anderen Seite niederzusteigen! Auf dem Gipfel steht ein mächtiges hölzernes Kreuz, der eine Arm desselben trägt die Inschrift „Francia“, der andere „Italia“, in der That ist hier oben seit der Annexion die Grenze zwischen beiden Ländern. Zur Linken erheben sich in einzelnen

Zwischenräumen die großen Visirscheiben, welche die Richtung des Tunnels anzeigen und während der Arbeit daran dazu dienen, von Zeit zu Zeit die Messungen genauer zu bestimmen. In fünf Stunden steigt man zu Fuß oder zu Esel den bedeutend steileren französischen Abhang hinunter und erreicht dann Bardonnèche in etwa drei Stunden.

Noch zwei Monate, und dieser Weg wird, wenn nicht ganz unmöglich, doch zum mindesten gefährlich werden; denn der Schnee häuft sich zur Winterzeit in diesen Felsen zu sehr an, und es ist schwierig, sich zwischen Abgründen und Gießbächen einen Weg zu bahnen. Einzelne schwarze Kreuze am Wege erinnern den Wanderer daran, daß schon mehr als ein tollkühner Reisender in diesen hohen Regionen das Leben eingebüßt hat. Das Felsgestein selbst ist verschiedenartig; die Minirarbeiten haben in jeder Beziehung die Ansicht der Geologen über die Zusammensetzung des Gebirges bestätigt; die Genauigkeit, mit der die Wissenschaft die Stärke der einzelnen Schichten, welche die Ingenieure durchbohren mußten, bestimmt hatte, ist erstaunlich. Auf der italienischen Seite hatte man die Kalklager auf 8000 Meter abgeschätzt, und in der That fand man 8000 und einige Meter Kalkgeschiebe, man hätte die Gesteine nicht genauer bestimmen können, wenn der Berg durchsichtig gewesen wäre.

Etwas spät bemerke ich, daß ich mich bis jetzt in meinem Bericht gerade wie bei meiner Ankunft hier um den Tunnel herumgedreht habe, ohne hineinzutreten. Die Schönheit der Landschaft ließ mich den Hauptzweck meiner Reise vergessen. Die Fahrt durch den Berg in einer Länge von 3 Lieues (3 starken Stunden) hat genug des Ueberraschenden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Eine Erinnerung an den Bau der Rheinbrücke bei Ludwigshafen.) Die „Deutsche Bauztg." schreibt: Als in den jüngsten Tagen die siegreichen deutschen Truppen durch das Portal der Rheinbrücke bei Ludwigshafen nach der Heimath zogen, da trat uns wieder lebhaft ein Stück Baugeschichte dieser Brücke vor Augen, das wegen seiner frappanten Aehnlichkeit mit der sich eben vollziehenden Weltgeschichte auch anderweitig mit Interesse vernommen werden dürfte. Es war Mitte Juli 1868, als der Brückenbau sammt seinen Portalen vollendet und letztere nur noch des Figurenschmuckes entbehrten, der sie zu krönen bestimmt war. Für das linksseitige Portal, als an der Ostgrenze der bayer. Pfalz stehend, hatte man eine Gruppe gewählt, welche die Unzertrennlichkeit der Pfalz von Deutschland darstellen sollte, gegeben durch eine Germania, der die Palatia die Hand darreicht, welche von ersterer erfaßt und festgehalten wird. Am 18. Juli 1868 war nun Alles vorbereitet, um die meisterhaft und in schönem Steine ausgeführten Figuren einzeln aufzuziehen, und auf ihren Standort zu bringen. Solide Rüstung, neues Seilwerk, erprobte Krahnen, Alles versprach ein glückliches Vollbringen. Die Palatia eröffnete die Wanderung nach der Höhe und nach kaum einer Stunde saß sie wohlbehalten auf ihrem Platze. Auch ein Zwischenstück mit dem deutschen Wappen schmiegte sich bald an erstere an. Nun kam die Reihe an die stattliche Germania und auch sie stieg langsam und sicher, immer höher und höher; schon sieht sie über die Plattform des Portales hinweg in die freundliche Pfalz, sieht vor sich den Ehrenplatz, den sie einnehmen soll — da vernimmt man einen Krach in dem Krahn und Schrecken durchzuckt die Bauleute. Rasches Unterbauen der so schwebenden Figur und Versichern des durch inneren Gußfehler in einer Wange schadhaft gewordenen Krahnens machte es möglich, daß drei Stunden später auch Germania wohlbehalten den ihr zugedachten Platz einnahm. Wer denkt da nicht unwillkürlich an die Perioden der Geschichte des Deutschen Reiches, an 1866, wo ihm zwar der Weg zu seinem Ehrenplatze gebahnt, den es aber erst nach 4 Jahren langen Erwartens und nach glorreichem Kampfe mit seinem Widersacher erreichen sollte. Während dieses Kampfes aber gewannen diese Figuren in Stein ihr eigentliches Leben; harrte doch an dem fast gefährdeten Ufer des Rheins in den langen, bangen Tagen des Juli und August 1870 Palatia, die pochenden Herzen ihrer Kinder in sich vereinigend, der Hilfe von Norden her, und wie schien sie hinauszujubeln, als sie Deutschlands Söhne in langen Heersäulen, aufjauchzend beim Anblick des Rheines, unter sich vorbeiziehen sah. Und ein Jahr später, wie durchzuckte beim Anblick der siegreich heimkehrenden Krieger des nun noch enger verbundenen Paares Herz ein Hochgefühl von Stolz und Dankbarkeit. Mögen noch viele Geschlechter das edle Paar auf seinem erhabenen Sitze am deutschen Rheine schauen und keine anderen als diese Gefühle aus seinen Zügen lesen.

Vom Büchertisch.

†* Der Historische Verein der Pfalz hat eben das zweite Heft seiner Mittheilungen und damit einen rühmlichen Beweis seiner Thätigkeit veröffentlicht. Außer dem Jahresberichte enthält das Heft fünf größere Aufsätze geschichtlichen Inhalts:

1) Der ABC-Buchstreit in der ehemaligen Nassau-Weilburgischen Herrschaft Kirchheimbolanden. Von J. Leyser.
2) Ganerbenweisthum von Hanhofen. Mitgetheilt von L. Schandein.
3) Der Kriegsschaden der freien Reichsstadt Speyer im 17. und 18. Jahrhundert durch die Franzosen. Mitgetheilt von Studienlehrer Weiß in Speyer.
4) Relation über die erbärmliche Einäscherung und Verwüstung der freien Reichsstadt Speyer, von dem Hochfürstlichen Speyerischen Statthalter Heinrich Harinod v. Rollingen (späterem Fürstbischofe).
5) Beschreibung eines Friedensfestes, im Jahre 1692 auf Befehl des Pfalzgrafen Georg Wilhelm zu Trarbach abgehalten.

Sämmtliche Abhandlungen sind für den Freund der vaterländischen Geschichte sehr interessant. Aus dem Jahresberichte entnehmen wir den günstigen Stand des Vereinsvermögens: Gesammteinnahme 1229 fl., Gesammtausgabe 1070 fl. 3 kr., Ueberschuß 158 fl. 57 kr.; die Mitgliederzahl: 590 ordentliche, 4 Ehrenmitglieder; endlich die Reichhaltigkeit der Sammlungen und der Bibliothek. Der Schriftführer des Vereins, Kreisarchivvorstand L. Schandein, bringt auch hier wieder die Ortschroniken und Ortstagebücher in Erwähnung und möchte gar zu gern den Anstoß zur Gründung einer allgemeinen pfälzischen Kreisbibliothek geben. Beides ließe sich am besten machen, wenn unsere Regierung die Sache in die Hand nehmen und, wie z. B. die Regierung zu Danzig, bei den Schulvisitationen in die Protokolle die Frage einstellen wollte: ob Gemeindechronik und Ortstagebuch vorhanden? und wenn sie ferner die Gemeinden als solche zum Beitritt in den Historischen Verein einladen würde. Dadurch würden die Lehrer und Gemeindeschreiber für die Vereinsthätigkeit gewonnen und müßte bald ein lebhafter Aufschwung des Vereins wahrzunehmen sein. Im Hinblick auf die großartigen Ereignisse der letzten Zeit müßte dies bald geschehen, weil jetzt die Eindrücke noch frisch sind.

Auch an die Schaffung einer vollständigen pfälzischen Ortsgeschichte wird, wie wir hoffen, unter Mitwirkung und Leitung des Historischen Vereins bald Hand gelegt werden können.

Noch glauben wir den Besuch der reichhaltigen und wohlgeordneten Sammlungen des Historischen Vereins dringend empfehlen zu müssen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 113. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

1. Capitel.

Licht und blau wölbte sich der Frühlingshimmel des Jahres 1829 über den Garten Europa's, über das schöne, hoch gesegnete Portugal; in vollster Pracht grünte und blühte die Natur, durchstrahlt vom glühenden Sonnengold, belebt vom tausendfachen Schmettern der bunten Vögel, und Hymnen der Freude und des Dankes stiegen empor aus den Kehlen bunt gefiederter Sänger zum blauen Himmelsdom.

Der Mensch allein, das Kind der Leidenschaft, er war es abermals, der eingriff mit frevelnder Hand in den Frieden der Natur; Haß und Parteiwuth röthete blutig den grünen Rasen, purpurn färbte sich des Tajo Silberstrom, und Aechzen und Flüche und Todesröcheln mischte sich nur zu oft in den Sang der Vögel, die erschreckt in's grüne Laubgewölbe der Waldungen flüchteten. Wohl war er groß, der Preis, den die Hauptkämpfer des blutigen Dramas, welchem Portugal zur Scene diente, einzusetzen hatten: eine Krone galt es, Portugals Krone selber, und um das Unnatürliche des Ganzen zu vollenden, stritten Mann und Weib, Oheim und Nichte um den Besitz derselben.

Für Dom Miguel, den Sohn des Königs Dom Johann VI. von Portugal und Bruder des brasilianischen Kaisers Dom Pedro, welch letzterer mit Einstimmung des englischen Hofes die Legitimität der Krone für seine Tochter Donna Maria da Gloria in Anspruch nahm, hatte sich die Waage geneigt. Verrath, Eidbruch, — denn hohnlachend stieß er die mit der Regierung Englands abgeschlossene Convention um, sich mit Donna Maria, seiner Nichte, zu vermählen, — waren seine Schildknappen gewesen, die Hilfe des Pöbels und fanatischer Priester seine Stütze, und wenn auch der Kampf zwischen Legitimität und Usurpation noch nicht erloschen war, so hatte doch die Schreckensherrschaft fast ganz Portugal bis auf mehrere Plätze, zu denen besonders Oporto gehörte, unterjocht und die Basis der konstitutionellen Sache befand sich nur noch auf den Azoren, wo sich die Anhänger der jungen Königin sammelten.

In der Nähe von Coimbra erhob sich inmitten reizender Anlagen von Gärten und Wiesen eine mittelgroße Villa. Friede und stille Heiterkeit herrschten ringsum, denn noch war bis hierher nicht die Wirkung des mörderischen Bruderkampfes gedrungen. Wenn auch der Besitzer des stattlichen Landhauses, Senhor José Bastanza, im innersten Herzen ein glühender Anhänger Dom Pedro's und folglich der jungen Königin war, so besaß er doch Klugheit genug, nicht durch unvorsichtige Aeußerungen den Zorn der augenblicklich waltenden Herrschaft und sein und seiner geliebten Tochter Eigenthum und Leben zu gefährden.

Dom José, seit langen Jahren Wittwer, besaß eine Tochter, die im siebzehnten Jahre stand. Donna Maria Bastanza war das Ebenbild ihrer früh verstorbenen Mutter, die ihrem Gatten, der sich durch Handelsgeschäfte aus niederer Stellung zum Reichthum emporgeschwungen hatte, aus Deutschland in seine Heimath gefolgt war; blond, mit zart gerötheten Wangen und lichten blauen Augen, war sie der Abgott des Vaters, dessen Liebe sie mit gleicher Hingebung erwiederte, um so mehr, seit der alte Herr bei einem Spazierritt einen Schlaganfall erlitten hatte und nun an Stuhl und Haus gefesselt war. Stets hatte José von der Welt zurückgezogen gelebt, sein Leiden und die Zeitereignisse ließen ihn noch mehr vereinsamen. Sein einziger Umgang beschränkte sich auf seinen Notar, Senhor Eusebio Santigosa, der häufig nach Coimbra zum Besuch kam und dem er die Verwaltung seines beträchtlichen Vermögens anvertraut hatte, sowie auf einen Freund, mit dem er seit Jahren verbunden, den Obersten, Grafen Xaver de Montreal, dessen Besitzung einige Stunden von der seinen entlegen war. Ein noch begeisterterer Anhänger der Sache Donna Mariens als José selber, hatte dieser, obwohl schon in vorgerücktem Alter, seinen Arm dem Kampf der Legitimität geweiht, und obwohl seine Gattin, mit deren Bigotterie und Hochmuth sich sein gerader, redlicher Sinn nicht verständigen konnte, laut ihre Mißbilligung ausdrückte, war er zur Armee geeilt, die sich gegen Miguels Tyrannei gebildet hatte, und einer der thätigsten Führer derselben geworden.

Es war Abend. Erfrischend senkte sich der Thau der Nacht auf die nach Kühlung lechzenden Blumen und Pflanzen, die des Tages Sonnengluth versengte; längst bargen die Vögel ihre Häupter im grünen Gezweig. Klar, in einer Größe, in einem Glanz, den des Nordens Bewohner kaum zu ahnen vermag, waren die Sterne aufgezogen am tiefblauen Firmament, und ernst und schweigend schauten die leuchtenden Himmelsaugen hernieder auf die große Welt unter ihnen mit ihren Leidenschaften, und plauderten unter einander mitleidig lächelnd, — so hatten sie geschaut auf tausend Geschlechter, die entstanden waren und gegangen, sie aber waren geblieben unberührt und unbewegt — nur das Göttliche ist ewig.

Im einzigen Stockwerk des stattlichen Hauses waren einige Fenster erleuchtet, nur leicht verhüllt von seidenen Vorhängen, die der Abendwind hin und wieder bewegte. Hier befanden sich die Zimmer der Tochter des Hauses, der Donna Maria Bastanza. An der finnigen, geschmackvollen Ausstattung derselben erkannte man sogleich, daß eine zarte Frauenhand bei den Anordnungen gewaltet; eine ausgezeichnete Bibliothek, die neben den Classikern Deutschlands und den Dichtern ihrer Heimath manches der Wissenschaft und den Künsten geweihte Buch enthielt, verrieth den hochgebildeten Geist der Bewohnerin.

In einer Nische, aus seltenen Pflanzen gebildet, ruhte auf einem Divan von lilla Sammt Donna Maria, emsig mit Lectüre des ersten Bandes von Goethe's „Faust" beschäftigt. Ein einfaches Gewand von weißem Kaschemir, von einer seidenen Schnur gehalten, ließ die plastisch schönen Formen der hohen Gestalt des Mädchens hervortreten, das sich als Erbin mehrerer Millionen betrachten konnte.

In einiger Entfernung stand eine ältliche Dame an einem offenen Schranke, der verschiedene Schmuckkästchen und Toilettegegenstände enthielt; es war Madame Elven, die Erzieherin Mariens, die nun dem Hauswesen der kleinen Familie vorstand und als Mitglied des Hauses betrachtet wurde. Sie war es zuerst, die das Schweigen unterbrach, das bis jetzt in dem kleinen Raum geherrscht hatte.

„Sollte es nicht gerathen sein," nahm sie das Wort, „diese Kostbarkeiten einem sichereren Schutze anzuvertrauen, als ihn dieser Schrank, als dieses Haus überhaupt, Sachen von Werth zu verleihen vermag."

Maria blickte von ihrem Buch empor. „Was sollten wir zu fürchten haben, liebe Elven?" erwiderte sie. „Man weiß, daß mein Vater, ein gelähmter Greis, sich von allem politischen Treiben zurückgezogen hat, und ich zweifle, ob Dom Miguel in mir eine Feindin seiner Regierung fürchtet, von der er Rechenschaft verlangt."

„Sie kennen Dom Miguel nicht, Donna Maria. Ein Wort, ein Hauch reicht hin, seinen Argwohn zu entflammen; mein Neffe, der in seinem Dienst stand, hat mir Entsetzliches berichtet. Schon die Freundschaft Ihres Vaters mit Dom Xaver, dessen legitimistische Gesinnung nur zu bekannt —"

„Ich würde meinen theueren Vater nicht achten können," unterbrach Maria die Redende, „würde er aus politischen Gründen einer Freundschaft entsagen, die ihn länger als zwanzig Jahre beglückt. Ich verehre Dom Xaver wie auch seinen Bruder, Dom Rodrigo, aus dem Innersten meiner Seele."

„Gewiß, gewiß! Dom Xaver ist ein eben so prächtiger Herr, als im Gegensatz zu ihm seine Gemahlin, Donna Ximene hochmüthig und geizig!" rief Frau Elven. „Möchte Dom Antonio seinem Vater gleichen an Großmuth und Herzensgüte und ich einst die Gräfin von Montreal in meiner Maria begrüßen dürfen."

Maria erhob sich lebhaft. „Was meinen Sie, liebe Elven?" fragte sie aufgeregt. „Sie, die Sie mein Innerstes kennen, wie Ihr eigenes, Sie reden von einer Verbindung zwischen mir und einem Knaben? Antonio ist ein Jahr jünger, als ich; als er vor drei Jahren hier war, ehe er zur Universität abging, trieb er Schülerstreiche. Maria de Bastanza die Gattin Antonio's —" Das junge Mädchen lachte laut auf. Dann nahm sie ihr Buch von neuem zu Hand und vertiefte sich in den Genuß des Meisterwerks des unsterblichen Dichterfürsten.

Während in den oberen Zimmern auf's neue tiefes Schweigen herrschte, saß in einem der Hinterzimmer des Erdgeschosses der Besitzer der Villa, Senhor José Bastanza; obwohl erst in den fünfziger Jahren, erschien er bedeutend älter, sein Haar war bereits vollständig ergraut und seine Gestalt schwächlich und abgezehrt.

Vor ihm stand ein Tisch, mit Büchern und Schriften aller Art bedeckt, und häufig schrieb seine zitternde Hand Zahlen auf ein weißes Blatt, worauf ein halb freudiges, halb wehmüthiges Lächeln sein Antlitz überflog. „Ja, ich bin reich," sagt er leise vor sich hin, „Maria wird, wenn sie auch keinen adeligen Namen trägt, eine beneidete Erbin, und doch schutzlos, verlassen, wenn dieses Auge bricht. Nein, nein, habe ich nicht Freunde: Dom Xaver, Rodrigo, den alten Eusebio; wenn ich hoffen dürfte, daß Xavers Stolz eine Verbindung zwischen seinem altadeligen Namen und dem meinen erlaubte, wenn Maria —"

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach seinen Gedankengang; im nächsten Augenblick erschien Bastos, der Haushofmeister, im Gemach seines Herrn, dem er an Jahren überlegen war, und der, wie José selber, mit Seele und Leib der Sache Donna Maria's ergeben war.

Der Greis blickte auf. „Was bringst Du, Bastos? Du bist bleich und verstört, schlimme Nachrichten? — Sind die Truppen der Königin geschlagen? Erliegt abermals das Recht der Gewalt?"

Der Diener schüttelte das Haupt. „Allerdings haben die Unseren eine Niederlage erlitten, — aber ihr Muth ist ungebrochen. Allein dies ist nicht das schlimmste, Dom Xaver —"

Der Gelähmte machte eine heftige Bewegung auf seinem Lehnstuhl, sein Antlitz war todtenbleich. „Was sagst Du, — Dom Xaver, mein Xaver — er ist todt?"

„Um Gotteswille, nein — er lebt, — aber er ist geächtet, ein Preis ist auf seinen Kopf gesetzt — und er ist hier."

„Hier? Mensch bist Du wahnsinnig! Hier?"

„So, ist es. Vor einer Stunde klopfte er in der Verkleidung eines Bauern an mein Fenster; er befahl mir, meinen Herrn auf sein Erscheinen vorzubereiten."

„Xaver hier, Xaver unter meinem Dache und nicht in meinen Armen?" rief der Greis feurig. „Herein, augenblicklich herein, — sei verloren, was da wolle, wenn er nur geblieben."

„O meine Königin, verzeihe ihm," murmelte der Diener „aber Krankheit macht zum Egoisten."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mont-Cenis-Tunnel.

(Fortsetzung.)

Bericht des französischen Reisenden Henri de Parville.

(Schluß.)

Was das Innere des Tunnels selbst anbetrifft, so haben es, die Ingenieure ausgenommen, bis jetzt nur wenige Wißbegierige gesehen; es ist kein Vergnügen für Jedermann, besonders da die Angst vor Einsturz noch immer nicht ganz geschwunden ist; auch war längere Zeit aus verschiedenen Gründen die Besichtigung ganz verboten, und ein Posten bewachte die Eingänge. Keinenfalls wäre es gut, sich auf gut Glück in den Tunnel hinein zu wagen, denn der Weg in demselben ist noch immer nicht ungefährlich. Mir bot der Chef der französischen Arbeiten seine Führung an, die ich dankbar annahm, denn selten hat ein Ingenieur seinen Tunnel so gekannt wie Mr. Génési; er sah ihn entstehen, wachsen und kennt die Geschichte jeder einzelnen Stunde seines Baus.

An der Seite des Berges, 105 Meter über dem Dorfe Fourneaux, öffnet sich der Tunnel. Um sich von dem Bauschutt zu befreien, um das Baumaterial in eine Höhe hinaufzubringen, welche die der Thürme von Notre-Dame fast um das Doppelte übersteigt, legte man gleich zu Anfang eine schiefe Ebene an, welche die oberen und unteren Bauplätze verband. Zu beiden Seiten des schwindelnd steilen Abhanges erheben sich gußeiserne Röhren, die auf gemauerten Pfeilern ruhen. Durch diese Röhren wurden vom Ufer des Arc aus die Bohrmaschinen im Inneren des Berges vermittelst Luftdruck ventilirt und gespeist.

Noch einige Secunden herrscht eine Art Halbdunkel, ehe uns die schwarze Höhle verschlingt, die sich etliche Lieues hin-

zieht. In der Ferne zeigt sich ein matter Schein, dann blitzt irrlichtartig eine Helle in dem Gewölbe auf, — „es sind Arbeiter, die an ihr Tagewerk gehen,“ erklärte mir mein Führer.

Dreihundert Meter vom Eingange kreuzen sich die Linien des Tunnels. Die Eisenbahn von St. Michel betritt den Tunnel durch einen besonderen Gang, der sich einige Hundert Meter längs des Berges hinzieht, und vereinigt sich durch eine unbedeutende Curve mit dem eigentlichen Tunnelgeleise.

Der Weg, den wir zu Wagen zurücklegten, diente eigentlich dazu, den Schutt fortzuschaffen, zur Linken aber waren schon Schienen gelegt, und der Tunnel wird in dee That zwei Geleise haben. Auf dieser Seite ist er vollständig rund gewölbt; die Wölbung hat über den Schienen eine Höhe von 6 Meter, ist am Anfang 7 Meter und an der Basis dee Pfeiler 7 Meter 72 Centimeter breit. Auf dee italienischen Seite, in Bardonnèche, ist die Wölbung elliptisch und 0,30 höher als in Fourneaux. Die Wände des Tunnels sind überall gemauert, und die Bekleidung 0,55 bis 1 Meter stark. Die Kosten für jeden Meter betrugen, Höhlung, Mauerung u. s. w. eingeschlossen, auf der französischen Seite durchschnittlich 1300, auf der italienischen 1000 Francs. Da der Eingang zum Tunnel in Bardonnèche 1334 Meter über der Meeresfläche liegt, in Fourneaux dagegen nur 1203 Meter, so mußte dieser Unterschied durch eine beträchtlich hohe Böschung ausgeglichen werden; darnach läßt sich auch die Schnelligkeit der Züge berechnen; von Italien nach Frankreich wird die Fahrt durch den Tunnel etwa 25 Minuten, umgekehrt dagegen 40 Minuten dauern.

Fahren wir weiter in unserem dunkelen Gange; die Einfahrt ist unserem Blick längst entschwunden, die Beleuchtung spärlich, man muß sich an diese tiefe Dunkelheit erst gewöhnen. Es ist nichts zu hören als der Hufschlag der Pferde, wir vergraben uns immer tiefer in die Kalkgeschiebe. „2 Kilometer 100,“ ruft mein Führer; „2 Kilometer 650,“ heißt es gleich darauf. Wir sind vollständig in der Region des Kalks und des Dolomits.

Es ist stockfinster, aber mein Führee, der seit dreizehn Jahren diesen Weg verfolgen muß, scheint eine Art zweiten Gesichts erlangt zu haben. „Hier,“ sagt er traurig, „fand der erste Einsturz statt, bei dem wir fünf Arbeiter verloren, und doch dürfen wir uns nicht einmal zu sehe beklagen, denn mit den bei der Pulverexplosion in Fourneaux Verunglückten übersteigen unsere Verluste in diesen dreizehn Jahren nicht die Zahl 60.“

Man darf nie vergessen, daß dieses Riesenwerk hauptsächlich durch Pulver zu Stande gekommen ist. Der wohlverdiente Ruf, den die wundeebare Bohrmaschine, der Hauptförderer des Unternehmens, der Heeeen Sommeiller, Grandis und Grattoni erlangt hat, erweckte bei vielen Leuten den Glauben, als sei die Durchstechung der Alpen mit gewaltigen Werkzeugen vollbracht, die den Felsen sprengen und die Höhlungen herstellen könnten. Durchaus nicht. Wie überall, sind Minen zur Anwendung gebracht, nur mit dem Unterschiede, der allerdings einen vollständigen Umschwung in dee Minirkunst hervorgerufen hat, daß man die Höhlungen nicht mehr langsam mit der Hand ausgräbt, sondern sie durch Maschinen herstellt. Die Bohrmaschine Sammeiller's war die Seele des Ganzen, das Pulver aber der Hammer, dessen Schläge den Fels zerschmetterten und den Weg öffneten. Ist es nicht seltsam, daß Pulver und zwar Schießpulver — denn dieses giebt den wenigsten Rauch — zur Entstehung eines so ausgesprochen friedlichen Werkes dienen mußte?

Das schwarze rissige Terrain, welches sich vom dritten Kilometer bis zum italienischen Abhang hinzieht, besteht aus schieferigem Kalk und war leicht zu durchbohren. Eine halbe Stunde waren wir gefaheen und hatten eine Lieue innerhalb des Berges zurückgelegt.

„Wie hoch schätzen Sie,“ fragte ich meinen Führer, „die Baukosten des Tunnels?“ „Ungefähr auf 70 bis 75 Millionen Francs, von denen 27 Millionen auf Frankreich kommen. Die französische Regierung hatte anfänglich fünfundzwanzig Jahre bis zur Vollendung gerechnet und dann eine Prämie für jedes Jahr versprochen, das an fünfzehn fehlen würde. Sie sehen, daß wir alle Erwartungen übertroffen haben.“ Bei diesen Worten unterbrach er sich und leuchtete mit einem zufriedenen Lächeln auf eine Stelle in der Mauer. „Kilometer 5,“ bemerkte er; „wir sind genau 5153 Meter 50 Centimeter von dee Einfahrt entfernt. Hier tönte am 26. Dec. die letzte Mine, hier erklang der letzte Pickenschlag, denn hier trafen die beiden Enden des Tunnels aufeinander. Am 9. November machte ich meine gewöhnliche Inspectionsfahrt, als ich auf der Seite nach Bardonnèche hin die Explosion einer Mine zu hören glaubte. Sofort schickte ich eine Depesche ab, um mich meiner Sache zu vergewissern. Es war kein Zweifel mehr möglich, offenbar kamen wir zum Ziel, und in dee That warden die Detonationen mit jedem Tage höebarer. Anfangs December hörten wir deutlich die regelmäßigen Schläge der Bohrmaschine gegen die Felsenwand. Stimmen ließen sich vernehmen, wir kamen uns näher und näher. Aber begegneten wir uns wirklich in gleicher Höhe, auf gleicher Axe? Drei Tage und drei Nächte verließ Niemand von uns den Tunnel. Die Herren Borelli und Boni überwachten die Arbeiten in Bardonnèche, Herr Copello in Fourneaux. Wir aßen nicht und schliefen nicht, Alles war fieberhaft aufgeregt. Endlich am 26. Morgens neigte sich der Felsen, die Bresche war gemacht, wir konnten uns begrüßen und durch die Oeffnung der letzten Scheidewand die Hände reichen; am Abend vernichtete eine letzte Explosion das letzte Hinderniß, die Mauer stürzte, der Felsen wae durchbohrt. Welch' ein Freudentag für uns! Wäeet Ihr Franzosen damals nicht in Paris eingeschlossen gewesen, Ihr hättet unseeen Jubel getheilt. Der Beifall des wissenschaftlich gebildeten Europa's suchte uns in der Tiefe auf, als es den glücklichen Ausgang der Unternehmung erfuhr. Die beiden Gänge trafen aufeinander, es fand sich kaum ein Zwischenraum von 40 Centimetern zwischen beiden; das Niveau unseres Stückes war nur um 60 Centimeter zu hoch; hätte man selbst nach dreizehnjähriger Anstrengung bei Nacht und bei Tag ein solches Resultat erwarten können? Von französischer Seite sind 5153 Meter 50 Centimeter durchbohrt, von italienischer 7081 Meter 25 Centimeter. An dem Vereinigungspunkt,“ schloß mein Führer, „soll eine Marmortafel mit einee auf dies freudige Ereigniß bezüglichen Inschrift angebracht werden.“

Wir sind jetzt in der Mitte des Tunnels. Wieder zeigt sich ein undeutlicher Lichtschein unter der Wölbung, ein Geräusch wie von klirrendem Eisen, von dumpfen Tönen begleitet, wird höebar. „Sie legen Schienen,“ erklärt mein Führer.

Gerade vor uns, in anscheinend noch weiter Entfernung, geht ganz im Hintergrunde der Galerie ein Stern auf. Sein weißes helles Licht bricht sich in dem düster-rothen Schimmer der Lampen. Sein Glanz wird heller, je mehr die Pfeede vorwärts schreiten. Es sieht aus, als sei ee an der Decke aufgehängt und schwebe da unbeweglich in der Tiefe des Tunnels. Aber er wird größer und größer, ein Kilometer weiter, und die Täuschung schwindet, dieses sanfte weiße Licht ist Tageslicht, dort ist der Ausgang des Tunnels, noch einige Minuten, und die Dunkelheit ist zu Ende, der Himmel wird sichtbar, wir verlassen den Berg...

Das war eine Fahrt durch den Tunnel!

Füe alle Zeiten wird die Durchstechung dee Alpen eines der größten und ehrenvollsten Denkmäler unserer Tage sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ueber das Unglück auf dem Vierwaldstättersee), dessen bereits in der telegraphischen Rubrik der Nr. 226 des „Kurier“ erwähnt ist, wird der „N. Zürich. Ztg.“

aus Luzern vom 25. September folgendes Nähere geschrieben: Gestern Abend fuhr 6 Uhr 30 Min. der kleine Schraubendampfer „Brünig“, welcher den Curs Luzern-Küsnacht ausführte, von Luzern mit 15 Passagieren ab. Es war bereits Nacht. Als er auf die Höhe gegen Meggenhorn kam, fuhr die „Schweiz“, welche von Flüelen-Weggis kam, demselben entgegen. Schon vor der Annäherung bemerkte Capitän Küttel auf der „Schweiz“, daß der „Brünig“ seinen Curs nicht sicher innehalte, und blieb auf dem Radkasten. Einen Augenblick nachher bemerkte er, daß der „Brünig“ den Curs ganz ändere und der Längeseite nach vor der „Schweiz“ vorbeifahren wolle. Er gab sofort das Zeichen zum Halten, und fast im gleichen Augenblick hörte man ein Jammergeschrei vom „Brünig“ her, der Hinter- und Vordertheil des „Brünig“ sank, und einen Moment nachher das ganze Schiff. Alle Matrosen der „Schweiz“ stürzten sofort in's Wasser, Stricke und Bänke wurden nachgeworfen, und in kurzer Zeit waren nebst der Schiffsbemannung 14 Passagiere gerettet. Fremde befanden sich keine auf dem Schiffe, sondern nur Angehörige von den Uferstationen Meggen, Greppen und Küsnacht. Der Schiffscassier auf dem „Brünig“ kannte sämmtliche Passagiere persönlich und konnte deshalb genau angeben, daß nur eine einzige Person, eine Wittwe Sidler, geb. Scherer, von Küsnacht, vermißt sei. Der Unfall brachte die ganze Stadt in Aufregung, und man sprach anfangs allgemein von 15 Ertrunkenen, was sich indessen glücklicherweise nicht bestätigte. Eine amtliche Untersuchung wird die Thatsachen genau ermitteln. Bis jetzt wird hier die Schuld des Unglückes allgemein dem Capitän des „Brünig“, J. Hofstetter, zugeschrieben, welcher, entgegen den Dienstvorschriften statt links versuchte rechts neben dem entgegenkommenden Schiffe auszuweichen. Alle Passagiere auf der „Schweiz“ sind darüber einig, daß dem Hrn. Küttel keine Schuld beizumessen ist, und daß er und seine Mannschaft alle Vorsicht gebrauchten und sich um die Rettung der Unglücklichen außerordentlich bethätigten. Dagegen erheben sich jetzt gegen den Capitän des „Brünig“ die gröbsten Anklagen, und es wird jetzt allgemein behauptet, er sei oft, ja fast regelmäßig betrunken gewesen. Ob und wie viel an der Sache Wahres ist, weiß ich nicht. Es ist dieses das erste derartige Unglück auf dem Vierwaldstättersee seit der bald 35jährigen Dauer der Dampfschifffahrt. — Später berichtet dasselbe Blatt: Ich muß leider meinen heutigen Bericht in Folgendem ergänzen, daß beim gestrigen Unglücke statt ein, zwei Menschenleben zu bedauern sind. Nebst der Frau Sidler von Küsnacht wird noch eine Jungfer Müller ebenfalls von Küsnacht vermißt. Beide Personen befanden sich in der Kajüte und konnten deshalb nicht gerettet werden. Hr. Bernard Meyer von Luzern, während der Freischaarenzüge bekannt durch seine Mission nach Turin, behufs Versorgung von Dr. Steiger, befand sich ebenfalls in einer Kajüte des „Brünig“, konnte aber durch ein Fenster sich auf das Wasser retten und entrann auf diese Weise dem sonst sicheren Tode. Bei der Rettungsarbeit zeichneten sich namentlich einige Mitglieder des Steigercorps der Stadt Luzern, welche auf der „Schweiz“ sich befanden, vortheilhaft aus.

(Zur Nachahmung!) Aus Leipzig vom 24. Sept. schreibt das „Leipziger Tageblatt“: „Es ist im geschäftlichen Verkehre mehrfach bemerkt worden, daß einige Handelshäuser im Elsaß, nachdem sie früher in ihren nach Deutschland gerichteten Geschäftsbriefen sich stets der ihnen sehr geläufigen deutschen Sprache bedienten, neuerdings förmlich damit demonstriren, die Briefe in französischer Sprache abzufassen. So sandte ein Fabrikant in Gebweiler eine Partie Waaren mit französisch geschriebenem Briefe und Rechnung an ein sächsisches Handelshaus. Das letztere schrieb dem Fabrikanten zurück, es verlange den Brief und die Rechnung in deutscher Sprache abgefaßt; bis dahin müsse die Waare ihrem Verkäufer zur Verfügung gestellt werden. Es vergingen kaum vier Tage, so hatte der biedere Industrielle aus Gebweiler auch schon der an ihn gestellten Forderung entsprochen. Wir empfehlen dieses Beispiel vorkommenden Falles zur Nachahmung.“

(Patriotische Handlungsweise.) Aus Leipzig vom 23. Sept. schreiben die „Leipziger Nachrichten“: „Eine eben so originelle als wackere patriotische Dankesäußerung eines hiesigen Kaufmannes — keines reichen Mannes — verdient zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu werden. Demselben schuldete ein armer, rechtschaffener Handwerker, dessen Sohn als Soldat mit in Frankreich kämpfte, 300 Thlr., welche der Vater in kleinen Raten abzahlte. Bei einem der letzten Gefechte vor Paris wurde des Handwerkers Sohn erschossen. Wenige Wochen darauf erhielt der Handwerker von seinem Gläubiger eine Zuschrift, worin gesagt wurde: „Ihr Sohn ist für Deutschlands Ehre und Freiheit, für den unangetasteten Wohlstand und Fortbetrieb unseres Handels und Wandels gestorben, und so gehöre auch ich zu seinen Schuldnern. Gönnen Sie mir die Befriedigung, meinen Dank dem auf dem Felde der Ehre Gestorbenen dadurch zu bezeigen, daß ich dem Vater die mir noch zustehende Summe von 225 Thlr. erlasse, worüber die Quittung beiliegt.“

(Deutsches Münzwesen.) Die „Saturday Review“ verbreitet sich in einem eingehenden, stellenweise launigen Artikel über die ungeheuere deutsche Münzverwirrung. Es würde sich — bemerkt sie u. a. — lohnen, wenn ein Reisender von Köln nach Constanz führe und häufig an den verschiedenen Bahnhöfen aussteige und sich erfrische. Man würde dabei, abgesehen von der leiblichen Stärkung, eine sehr stattliche Münzsammlung in Kleingeld erhalten, welche werth wäre, als Muster deutscher Geschicklichkeit und Industrie bei einer internationalen Ausstellung zu figuriren. Die Verbreitung des Frankengeldes über einen großen Theil Europa's mache diese Verwirrung noch auffallender. Statt Statuen zum Andenken an den Krieg und seine Siege zu errichten, würde Deutschland besser thun, ein gleichmäßiges Münzsystem für das neugeeinigte Reich einzuführen.

(Durchgebrannt.) Aus London wird folgende komische Geschichte gemeldet: „Wir befinden uns jetzt in der Jahreszeit, wo die Straßen ausgebessert und die Häuser neu angestrichen werden. Fast ganz London wird während der Reisesaison „verschönert“. In der Nähe von Charing Croß, wo diese Verschönerungsarbeiten gleichfalls im Gange sind, und wo die Macadamisir-Arbeiten durch eine Dampfwalze geebnet werden, haben einige muthwillige Straßenbuben einen Schabernack gespielt, der mehreren Personen erhebliche Verletzungen beigebracht hat und leicht weit ernstlichere Folgen hätte haben können. Der Maschinist der Dampfwalze war zum Mittagsessen gegangen und hatte die Maschine ohne Aufsicht auf der Straße stehen lassen, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß ein Taschendieb sich nicht leicht an ihr vergreifen würde. Ein paar muthwillige Straßenbuben kletterten auf der Walze umher, drehten an allen möglichen Krahnen, bis das Ungeheuer auf einmal anfing, sich zu bewegen, anfangs langsam, dann immer schneller und schneller. Zuerst rannte es gegen eine schlechte Reiterstatue und hätte London beinahe von einer seiner Scheußlichkeiten erlöst, aber der biedere Reitersmann, George III., hielt wacker Stand, und der Maschine blieb weiter nichts übrig, als gegen ein Haus zu laufen, dasselbe arg zu beschädigen und unterwegs mehrere Personen schwer zu verletzen. Die Buben entkamen, ohne die verdiente Bekanntschaft mit der Ruthe gemacht zu haben.“

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 114. Vierter Jahrgang. 1871.

Herbstlied.

(Aus „Schwert und Harfe".)

Schon färbt sich gelb der Waldesgrund,
Dahin ist alles Prangen,
Die Vöglein trauern auch zur Stund',
Die sonst vor Freude sangen.
Zum Neste schlich die Amsel müd',
Den Kranich zog's nach fernem Süd',
Und siehst du so das Scheiden,
Mag Manches dir verleiden.
Sei ruhig, mein Herz!

Nun kommt die Zeit, wo uns der Blick
Der Sonne scheint zu hassen,
Als wenn ein Lieb bei Mißgeschick
Den treu'sten Freund verlassen.
Statt lauer Lüfte Zephirhauch
Durchzieht der Nord den Busch und Strauch,
Der Sommer ist zerronnen
Mit aller Freud' und Wonnen.
Sei ruhig, mein Herz!

So kommt die Zeit, dir Menschenkind,
Wo dich die Freunde fliehen,
Und deine Klage nur der Wind
Vernimmt, beim Weiterziehen.
Die Hoffnung welkt wie grünes Laub
Und Alles dünkt dir Erdenstaub,
Gar einsam ist's geworden
Und freudlos aller Orten.
Sei ruhig, mein Herz!

Nun kommt die Zeit, wo Reif bedeckt
Die Gräber unsrer Lieben;
O tiefes Weh, kein Klagen weckt,
Wer vor dem Feind geblieben.
Der Mutter Thräne nie versiegt
Um's Kind, das fern erschlagen liegt,
Im Grab kühl geborgen;
Doch kommt ein Ostermorgen!
Sei ruhig, mein Herz!

Halt' an, harr' aus, zum Ostertag,
Wenn's blühen wird und sprießen,
Wenn froh die Amsel lockt im Haag
Und stille Quellen fließen.
Da winkt dir Trost und Hochgewinn
Gewiß bei Lenzes Anbeginn,
Du glaubst an's Wiedersehen,
Schaust du dies Auferstehen! —
Sei ruhig, mein Herz! —

Johannes Hüll.

* Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Wenige Augenblicke, nachdem Bastos das Zimmer verlassen, öffnete sich die Thür von neuem, und ein hochgewachsener Mann mit ernstem, aber edlem Antlitz und stark ergrautem Haar erschien auf der Schwelle des Gemachs: es war Xaver de Montreal. Ihm folgte ein etwas kleinerer corpulenter Herr mit rothen gutmüthigen Zügen, gleichwie der erste in Bauerntracht. Dieser zweite war Dom Rodrigo de Montreal, der Bruder Xavers.

Die Jugendfreunde umarmten sich, — herzlich hieß José auch Dom Rodrigo willkommen.

„Was muß ich hören," nahm der Herr des Hauses das Wort, „die Sache der Unseren steht verzweifelt, Du, mein Freund bist geächtet vom Usurpator! Welches Wunder schützte Euch, daß Ihr bis hier gelangen konntet, ohne von Spionen des Tyrannen erkannt zu werden? Und selbst hier, — seid Ihr sicher? Mein Leben, mein Eigenthum gebe ich für Euere Sicherheit; aber was vermag ich, ein gelähmter Greis, gegen Gewalt!"

„Das Bewußtsein zu kämpfen für die Sache des Rechts, das uns durch Gefahren leitete, es wird uns ferner schützen," rief Dom Xaver, „nicht Deine Ruhe, Deine Sicherheit zu gefährden, war meine Absicht, — ich war auf meinem eigenen Landsitz, war mit Rodrigo auf Ferrola."

„Mein Gott, diese Kühnheit — und Donna Ximene, Deine Gattin?"

„Ich fand sie, ich fand Antonio meinen Sohn, der von der Hochschule heimgekehrt, vor. Ein unglücklicher Zufall hat hat ihn dort mit einem der Günstlinge Dom Miguels, dem Marquese de Abrantes, zusammen geführt; nicht, daß er der Sache der Legitimität untreu geworden, aber die Gluth der Begeisterung ist erloschen, und fast widerwillig gelobte er mir, morgen mit dem Frühesten sich hier einzufinden, um sich mit uns zur Armee zu begeben."

„Und um einen Kämpfer mehr für die Sache der Königin zu gewinnen, dessen Arm nicht einmal die Begeisterung stählt," rief Dom José fast unwillig, „setztet Ihr Euer Leben auf's Spiel?"

Der Graf schüttelte das Haupt. „Das ist es nicht," erwiderte er, „ein anderer, heiligerer Grund trieb mich nach Hause. Alles was ich besaß, verschrieb ich meiner Gattin Donna Ximene, ehe ich zur Armee reiste, mein Landgut Ferrola ausgenommen, das einer meiner Vorfahren einst durch königliche Gnade erhalten und das laut eines alten, von Miguel selber bestätigten Privilegiums keine Macht mir zu rauben vermag. José, ich verließ die Truppen unserer Königin von dem Nothwendigsten entblößt, — einer großen Summe bedarf es, um den Muth der Soldaten neu zu beleben. José, ich bat Ximene, meine Gattin, um Geld, Geld von meinem Eigenthum, und Ximene verweigerte mir selbst die kleinste Hilfe."

„Und Du konntest Deinen alten Freund vergessen?" rief José vorwurfsvoll, „oder ist Dom Xaver de Montreal zu stolz, von dem ehemaligen Kaufmann, dessen Vater der Verwalter des seinen war, eine Gabe auf den Altar des Vaterlandes zu heischen?"

„Sie verkennen meinen edlen Bruder," mischte sich Dom

Rodrigo in's Gespräch. „Unsere Familie, Sie wissen es selbst, besitzt außer Ferrola, dem Landgut meines Bruders, wenig mehr als den altadeligen Namen unseres Hauses. Handelte es sich für ihn selber um ein Darlehen, er hätte keinen Augenblick gezögert, sich Ihnen anzuvertrauen, aber die Summe, die die Ehre des Vaterlandes erfordert, ist bedeutend."

„Wie viel gebrauchst Du?" fragte José statt aller Antwort.

„Fünfzehntausend Thaler," antwortete der Graf fast schüchtern.

Der Greis blickte gedankenvoll. „Das ist allerdings viel," sagte er nach einer Weile, „aber soll ich eines Freundes Bitte abweisen? Ich gebe sie Dir, jedoch erst morgen Abend kann ich dieses Geld flüssig machen, so lange müßt Ihr bei mir verweilen. Ich lasse morgen mit dem Frühesten Senhor Eusebio, meinen Notar, rufen, in dessen Händen sich größere Summen befinden. Möchte es der jungen Königin, der Sache des Rechtes, Glück bringen und Gedeihen."

„Du bist ein edler Mensch, nie zweifelte ich an Dir," rief Graf Xaver feurig, „und reiche Ehre wird Dir zu Theil, trägt das Haupt Mariens da Gloria die ihr gebührende Krone unseres Portugal. Aber nicht als Schenkung betrachte ich diese Gabe. Ich verschreibe Dir für diese Summe mein Landgut Ferrola, über das nur ich allein zu verfügen habe; keine Widerrede, Freund, Du kennst mich, ich sehe mein Eigenthum lieber in Deiner Hand, wenn ich falle für die Sache des Rechts, als in dem Besitz Donna Ximenens, meiner Gattin."

„Und denkst Du nicht an Antonio, an Deinen Sohn?" fragte José vorwurfsvoll.

„Der Gedanke an ihn leitet mein Handeln," erwiderte der Graf. „José, nicht ist's Dein Reichthum, der mich blendet, Du kennst Xaver von Montreal, aber ich wünsche das traute Verhältniß, das uns, die Väter verbindet, fortleben zu sehen in unseren Kindern. Nicht schutzlos soll Deine Maria, die ich liebe wie meine eigene Tochter, dastehen, wenn der Tod unsere Augen geschlossen, wie Du oft gefürchtet. José, ich werbe für meinen Sohn Antonio um Deine Tochter, auf dem Felde der Ehre unter den Augen des Vaters, des Freundes soll er sie verdienen."

Das Antlitz José's strahlte vor Entzücken. „Ist es Deine Wahrheit?" rief er, „der geheimste Wunsch meines Herzens, der so hoch, so unerreichbar schien, daß ich ihn selbst Maria nicht zu vertrauen wagte, er sollte sich erfüllen? Meine Tochter die Gattin eines Montreal, — was brauche ich noch zu leben, wo ich diesen Tag erlebt? Doch jetzt soll Bastos Euch Euere Zimmer anweisen, während ich Marien Euere Anwesenheit verkünde, und noch diesen Abend soll Eusebio, der Notar, benachrichtigt werden."

„Er soll zugleich den Heirathscontract vollziehen," sagte der Graf. „Vermählt ziehe mein Sohn hinaus, die Liebe der Gattin wird, ein mächtiger Talisman, ihn schützen vor Gefahr; in Zeiten, wie die jetzigen, geschehe schnell, was überhaupt geschehen soll."

Kurze Zeit darauf befanden sich die Brüder Montreal in den ihnen angewiesenen Zimmern in einem Seitenflügel der Villa.

Ein reiches Abendessen stand auf dem Marmortische, aber nur Rodrigo, der jüngere, sprach den Speisen und Getränken tapfer zu, während Xaver nachsinnend, in tiefen Gedanken verloren, am Fenster stand, und in die stille Landschaft hinaus schaute.

„Bruder," nahm endlich Rodrigo das Wort, „ich glaube, es war nicht wohl gethan, — Du warst zu schnell."

Xaver wandte sich um, sein Antlitz war noch ernster als gewöhnlich, tiefe Unruhe hatte sich auf ihm gelagert. „Diese Heirath muß stattfinden, wenn Ximenens, seiner Mutter, Einfluß nicht ganz des Jünglings Herz und Ohr beherrschen soll; diese Heirath löst eine Schuld der Dankbarkeit, denn treu stand uns José Bastanza in jeder Bedrängniß zur Seite, und macht Antonio zugleich zum Gatten eines der schönsten Mädchen, zum Erben eines der größten Besitzthümer von Portugal."

„Jugend ist blind, Bruder, sie haßt den Zwang. Hast Du Antonio um seine Neigung befragt? Doch ich hoffe das Beste von Mariens Anmuth und Schönheit; für seine achtzehn Jahre sind schöne Augen das beste Zwangsmittel."

„Und doch," unterbrach ihn der Bruder, „doch ist es besser, ich sende Bastos nach Ferrola, mit geheimer Botschaft an Antonio. Ich werde ihm schreiben, was ich beschlossen und wie ich gehandelt habe; ich werde ihm schreiben, daß das Vaterland das Opfer, wenn es ein Opfer ist, von ihm erheischt, daß die Hand meines Sohnes der von mir selber gestellte Preis war, um den ich eine große Summe von José Bastanza erhielt; er gab mir sein Wort, mit dem Frühesten hierher zu kommen. Ein Montreal bricht sein Versprechen nicht."

„Und wenn er sich weigert, eine andere Autorität über seine Hand gebieten zu lassen, als sein eigenes Herz?" fragte Rodrigo fast schüchtern.

„Es wäre das erstemal, daß ein Montreal der Stimme seines Vaters widerspricht," entgegnete Dom Xaver. „Antonio wird kommen und gehorchen, Gott ist mein Zeuge, sein Glück, des geliebten Sohnes Glück, ist ja das Einzige, was mich leitet."

* * *

Die Nacht war hereingebrochen. Mit sichtbarer Ungeduld harrte Madame Elven der Wiederkehr Marien's, mit der sie allabendlich ein Stündchen zu verplaudern pflegte, ehe sich die Damen zur Ruhe begaben. Seit zwei Stunden weilte Donna Maria bei ihrem Vater, der sie ersucht hatte, sich zu ihm zu begeben.

Endlich kam sie, — die würdige Dame erschrak bei ihrem Anblick, entsetzlich hatte die kurze Spanne Zeit das Antlitz des jungen Mädchens verändert. Ihre Wangen waren todtenbleich und eine düstere gänzlich ungewohnte Gluth leuchtete in ihren Augen, als sie matt und gebrochen auf den Divan sank.

„Um Gotteswillen, Kind, — was ist geschehen?"

Gewaltsam raffte sich das junge Mädchen empor. „Was geschehen ist? Nichts von Bedeutung, ein Ehebündniß, nichts weiter, ich heirathe Dom Antonio de Montreal. Ihr Wunsch hat sich erfüllt — Maria Bastanza wird das Weib eines Knaben."

„Aber ich begreife nicht, —"

„Graf Xaver befindet sich mit seinem Bruder, Dom Rodrigo, auf der Villa. Morgen früh trifft Antonio ein, um mit ihnen zur Armee abzugehen. Vorher soll Eusebio, der Notar, den Ehecontract beglaubigen. Konnte ich mich weigern, da ich auf meinen Vater blickte, dessen Tage vielleicht gezählt sind, da ich in seinen Augen das unaussprechliche Glück las, das ihm diese Verbindung gewährt? Es war mir, als müsse ich einen Dolch in seine Brust stoßen, wollte

ich mich weigern. Nun ist es entschieden; o meine Ideale — verweht — vergilbt zu wesenlosen Schatten, die höhnend sich vor meine Seele drängen."

„Aber vergißt meine Maria, daß drei Jahre verstrichen sind, seit sie Dom Antonio gesehen? Sie waren damals beide Kinder. Zeit bildet den inneren Menschen wie den äußeren, und wenn es zum schlimmsten käme, wenn diese Ehe vollzogen würde, — Maria, gleich nach der Ceremonie geht der junge Gatte zur Armee ab, Du selber sagtest es. Noch immer rollen die blutigen Würfel des Krieges, hat man nicht mehr der Fälle gehabt, daß eine Gattin Wittwe wurde, ehe sie das Recht hatte, sich Weib zu nennen?"

„Entsetzlich," sagte Maria leise, „auf den Tod baust Du den Frieden meines Herzens!"

„Geh' zur Ruhe mein Kind," sagte Frau Elven sanft, die Hand des jungen Mädchens erfassend. „Der beste Tröster ist der Schlaf, und gar oft zeigte sich ein Traum als guter Berather. Schlafe, träume, es ist spät in der Nacht."

Schweigend folgte Maria dem Gebot der älteren mütterlichen Freundin, Frau Elven, die nicht von ihrer Seite wich, ehe sie das junge Mädchen zur Ruhe gebracht hatte. Endlich entfernte sie sich mit leisen Schritten.

Stille herrschte nun im ganzen Hause, die Augen der Bewohner hatten sich geschlossen, aber ihre Seelen wachten; nur Senhor José's Träume waren sonnenhell, und ein Lächeln des Glücks verklärte die eingefallenen Züge des Schlafenden. Finstere Bilder aber führte der Schlaf vor Xaver und Rodrigo Montreal, und die junge Morgensonne, die durch die halb geöffneten Jalousieen drang, fand das Kissen Maria Bastanzas, der jungen Braut, von Thränen benetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mont-Cenis-Tunnel.

(Fortsetzung.)

3.

Die Eröffnungsfestlichkeiten.

(Turiner Correspondenz der „Neuen Freien Presse".)

An Einladungen hat es weder die Stadt Turin, noch die technische Direction des Alpendurchstiches fehlen lassen, um die Eröffnung des Mont-Cenis-Tunnels so festlich zu gestalten, als dies durch die Anwesenheit vieler und verschiedenartiger Gäste überhaupt geschehen kann. Ueber 1200 Einladungskarten vom Grafen Rignon, dem Bürgermeister von Turin, und Herrn Grattoni, dem Leiter des Baues, unterzeichnet, wurden ausgesendet nach allen Richtungen, und fast 1000 der Geladenen folgten dem Rufe. Die größte Anzahl derselben kam natürlich aus Italien: die Minister waren gebeten worden, der ganze Senat, die ganze Nationalversammlung, die Präfecten aller Provinzen, die Bürgermeister aller nennenswerthen Städte, die Redacteure fast aller Zeitungen, dazu die Handelskammern, namhafte Schiffsrheder, Industrielle, Gelehrte — wer nicht? Neben dieser ungeheueren Mehrzahl der Italiener verschwanden selbst die Franzosen, trotzdem das Fest und dessen Gegenstand sie ebenfalls auf das nächste berührte; verbindet doch der Tunnel italienisches und französisches Gebiet und sollte doch das Fest italienische und französische Herzen verbinden. Die übrigen Theilnehmer, die aus der Schweiz, aus Oesterreich, Deutschland und England gekommen, verschwanden vollkommen in der italienischen Fluth, ja vollkommen, daß selbst die Landsleute einander gar nicht zu Gesichte bekamen, ja kaum von ihrer Anwesenheit anders als zufällig erfuhren.

Damit habe ich den wunden Punkt der Festordnung berührt. Es ist von den Veranstaltern nichts, schlechterdings nichts geschehen, um den Gästen einen geselligen Verkehr unter einander möglich zu machen. Denn daß zwei Mittagsessen, wo je tausend Menschen an endlosen Tischen neben einander sitzen, einen solchen Verkehr nicht eben befördern, wird Jeder zugeben, der eine derlei Abfütterung durchgemacht hat. Die Italiener freilich fanden sich leicht zusammen, einmal weil sie sich gar nicht erst zu suchen brauchten, dann weil sie, wo nicht schon frühere persönliche Bekanntschaft stattfand, sich alle durch das Bewußtsein einer nationalen Großthat gehoben und vereint fühlten. Sie waren zu Hause. Etwas von diesen Vortheilen kam auch den Franzosen zugute. Die übrigen Nationen aber, die eigentlichen Fremden, die großentheils von weither gekommen waren, dabei die Reise hastig und anstrengend machen mußten, da ihnen die Einladungen sehr spät zugekommen waren, diese Fremden, die ohne ein unmittelbares nationales Interesse an der Sache Zeit, Mühe und Geld nicht scheuten, um durch ihre allgemein menschliche Theilnahme an der Freude über ein gelungenes großes Werk die Freude und das Selbstbewußtsein der Italiener zu erhöhen: sie hätten wohl verdient, daß die Festgeber ihre Stellung und ihre Bedürfnisse besser berücksichtigt hätten.

Man weiß, wie in Deutschland bei derartigen Gelegenheiten für die Gäste gesorgt wird. Wohnung, Versammlungspunkte, Auskunfts-Bureaux, gemeinschaftliche Besichtigung der Sehenswürdigkeiten aus Natur und Kunst: an Alles wird gedacht, Alles vorbereitet. In Turin wurde von alledem nichts weder bedacht noch vorbereitet. Du hast deine Einladungskarten und damit genug. Nun thue Geld in deinen Beutel, setze dich auf die Eisenbahn und reise Tag und Nacht aus Leibeskräften. Kommst du in Turin an, so fahre von Gasthaus zu Gasthaus, bis du ein Zimmerchen findest, und sei mit dem schlechtesten zufrieden; willst du Dies und Jenes besehen, wende dich an den Lohnbedienten; willst du wissen, ob ein Bekannter da ist, wende dich an die Polizei; willst du irgend Auskunft über irgend eine Einzelheit der bevorstehenden Festlichkeiten, wende dich an den Kellner oder an wen du willst. Merke wohl: du bist der Gast der Stadt Turin, aber in dieser Stadt Turin giebt es nur Einen Wirth, der sich um dich gekümmert: der Besitzer deines Hotels. Die technische Direction und die Stadt Turin haben dir auf der Einladungskarte genau specificirt, wozu sie sich dir gegenüber verpflichtet: Sonntag den 17. Sept. führt die Direction dich Morgens, wenn deine Karte auf den ersten der drei Eisenbahnzüge lautet, durch, sonst nur bis vor den Tunnel; Mittags giebt sie dir zu essen und Abends führt sie dich nach Turin zurück, wo du in die Hände der Stadt geräthst, die sich dir nach am selben Abend beleuchtet darstellt und dich Montag den 18. Sept. einladet: um 12 Uhr Mittags zur Enthüllung des Denkmals für den Ingenieur Paleacapa, um 2 Uhr zur Eröffnung des neugegründeten Gewerbemuseums, um halb 7 Uhr zu Tisch und um 9 Uhr zur Soiree beim Präfecten von Turin. Dienstag den 19. kannst du dann 9—10 Stunden daran wenden, um zu ermäßigten Preisen, das heißt halb auf deine Kosten, noch einmal vor und diesmal auch durch den Tunnel zu fahren, und Abends erwarten dich Musikbanden auf allen Plätzen. Nebenbei kannst du auch ein paar Ausstellungen von Blumen, Früchten und dergleichen ansehen. Und damit Gott befohlen.

Dies haben Direction und Stadt versprochen, und dies haben sie auch erfüllt. Aber so trocken und unpersönlich wie möglich. Die Einladungskarte schien ein Wechsel, der an der Kasse ausgezahlt wurde, ohne weitere Redensarten und Artigkeiten. Kurz es ist nicht möglich, gegen geladene Gäste weniger gastfreundlich und aufmerksam zu sein, als man es in Turin gewesen ist. Ich sage das ganz offen heraus, weil sich wahrscheinlich genug Leute finden werden, welche die bei solchen Gelegenheiten hergebrachte Schönfärberei treiben werden, und dann, weil ich später an Turin und den Turinesern Eigen-

schaften hervorzuheben gedenke, gegen deren Vortrefflichkeit die Unfähigkeit, Feste zu arrangiren, zu einem sehr kleinen Fehler zusammenschrumpft.

Jetzt will ich über die Festlichkeiten berichten.

Sonntag früh gingen drei Züge ab: der erste und zweite mit den italienischen Ministern, Senatoren, Deputirten und anderen Honoratiaren; ich konnte nicht erfahren, ob beide Trains durch den Tunnel fuhren, jedenfalls aber that es der erste, welcher dann in Mondane auf französischem Boden van den französischen Autoritäten empfangen wurde und mit diesen nach Bardonneche, dem italienischen Anfangspunkte des Tunnels zurückfuhr. Wir werden sie dort wieder finden. Der dritte Zug, der mich aufgenommen hatte, verließ Turin nach 6 Uhr Morgens.

Ich kam in einen Waggon mit lauter Italienern zu sitzen: es waren Deputirte, Advocaten, Schiffsrheder. Wir waren Alle in schwarzem Frack, weißer Cravatte, lichten Handschuhen, kurz, in Balltoilette, komisch und unzweckmäßig genug für eine mehrstündige Eisenbahnfahrt mit ihrem Ruß und Kohlenstaub.

Anfangs drehte sich das Gespräch um die national-ökonomischen Folgen der neuen Bahn, dann kam es auf die Politik. Was ich schon auf der Fahrt van Verona nach Turin vereinzelt bemerkt hatte, zeigte sich hier in voller Kraft: die tiefe, leidenschaftliche, erbitterte Abneigung gegen die Franzosen. In höhnischem Tone wurden sie „la grande nazione“ und „il popolo fratello“ genannt, ihre maßlose Eitelkeit und Selbstsucht wurde hervorgehoben, ihre Unfähigkeit zur Freiheit betont, ihre jetzige Republik als eine Ausgeburt der Verlogenheit bezeichnet, neue Revolutionen wurden in Aussicht gestellt; endlich sprach man die Ueberzeugung aus, die Franzosen würden heute noch die italienische Einigkeit zerstören, wenn sie es könnten. Deutschlands wurde nur vorübergehend gedacht; aber ein Deputirtee schien die Stimmung und den Gedanken aller Anwesenden auszusprechen, als er ausrief: „Wir Italiener sollten dem Bismarck eigentlich eine Statue errichten. Er hat es wahrlich um uns verdient.“ — Kurz, der eingefleischteste deutsche Franzosenfresser hätte sich nicht ärger über Frankreich ausdrücken können, als diese Italiener, die einem Verbrüderungsfeste mit den Franzosen entgegenfuhren.

So schwanden die Stunden rasch dahin; immer höher ging's in die Berge hinauf, immer schwerer keuchte die Locomotive. Obwohl es Sonntag war, hatten sich aus den Ortschaften, an denen wir vorüberfuhren, nur wenige Leute eingefunden, den Zug kommen zu sehen; vor einer einzigen Station empfingen uns Musik und Böllerschüsse; freilich, wir waren die Serie C, und die Neugierde war schon durch die beiden ersten Züge gestillt.

In der Nähe des Städtchens oder Dorfes (ich weiß nicht, wie ich diese Häusergruppe nennen soll), wo der Tunnel beginnt und unsere Fahrt enden sollte, wurde über den Namen gestritten; Italiener sind geborene Philologen; welches war die rechte Aussprache: Bardonescia, Bardoneccia, Bardonecchia? Jede Lesart fand ihre Liebhaber, jeder Liebhaber seine Gründe; man wendete sich an die Einladungskarte als an eine Autorität in diesem Falle, und fand Bardonechia, zum großen Mißvergnügen der scianer und cianer. Aber man hatte nur die Karte des Directors angesehen; ich sah auch in die des Bürgermeisters, und da stand Bardoneccia. Daß also die Festgeber in dieser Namensfrage sich zu verschiedenen Ansichten bekennen, erregte lebhafte Heiterkeit.

Endlich waren wir in Bardonneche, wie es die Franzosen nennen: über vier Stunden hatte die Fahrt gedauert. Wir hatten mehrere lange Tunnels passiren müssen, und die unerträgliche, dampfbadartige Schwüle, welche wir dabei zu ertragen hatten, versöhnte mich sehr gründlich mit dem Gedanken, ich werde heute wenigstens auf das Vergnügen verzichten müssen, diese Schwüle drei Viertelstunden lang im Inneren des Mont-Cenis zu genießen. Wir stiegen aus, und nun ging es in langem Zuge zwischen zwei Reihen Gendarmen und gaffenden Dörflern über einen holprigen Weg, sehr zum Nachtheil unserer Glanzledernen, nach dem Tunnel-Eingang.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Frast.) Aus der Gegend van Starkenbach schreibt man dem „Pokrok“: „Am 18. Sept. fiel im Riesengebirge Schnee, der auf dem ganzen Vorgebirge liegen blieb. In der Nacht vam 18. zum 19. war in der ganzen Umgegend ein sa starker Frast, daß in den Niederungen das Wasser Eiskrusten zeigte und alle Pflanzen, namentlich das Kartaffelkraut, erfroren. Am 19. fiel in der Umgebung des Riesengebirges abermals durch mehrere Stunden Schnee. Unter dem dartigen Valke herrscht die Ansicht, daß, wenn es var Wenzeslai schneit, ein warmer Herbst zu erwarten stehe.“

(An den unrechten Ort.) Nicht übel erfunden ist nachstehende vom „Pittsburger Volksblatt“ mitgetheilte Anekdote: „Ein alter Herr geht spazieren in seinem Garten, der von einer hahen Mauer umgeben ist. Der Milchmann kommt vargefahren und schwingt seine Glocke mit Macht. Der alte Herr hört etwas; aber es geht ihm wie dem tauben Schneider, welcher, nachdem der Blitz ins Haus geschlagen und den Schornstein zertrümmert hatte, zu seiner Tochter sagte: „Christel, sieh nach — mir ist, als hätte 'was an der Thür geklopft!“ Er tritt an die Mauer, ruft: „Hier!“ und setzte das Hörrahr an's Ohr, um die Antwort zu vernehmen. Der Milchmann hält das aben gleich einem Trampetenbecher ausgeweitete Rohr für ein Milchgefäß, gießt dem tauben alten Herrn ein Quart Milch in's Ohr und fährt weiter. Die Verblüffung des Begassenen kann sich Jedermann selbst ausmalen.“

(Telegraphie in chinesischer Sprache.) Das „Weekly Bulletin“ in San Franciska schreibt: Die Beamten des submarinen chinesischen Telegraphen fanden das Prablem, in chinesischer Sprache zu telegraphiren, was ein Wunder ist, wenn es sich um eine Sprache handelt, die kein Alphabet, wohl aber ca. 50,000 verschiedene Charaktere besitzt, deren jeder ein Wort bezeichnet. Das Hinderniß schien unübersteiglich, aber A-fat in Hongkong legte den Finger an die Nase und dachte nach. Heureka! Ich hab's, und er hatte es, er unterhält sich jetzt mit A-Chum in Shanghai sa gemüthlich, wie Brown mit Jones und hat es auf die einfachste Art möglich gemacht. Er hat ca. 3000 der gewöhnlichsten Worte in Halz schneiden lassen, auf dem Revers des Halzstacks steht eine Nummer, und wenn ihm nun die betreffende Nummer telegraphirt wird, drückt er den Halzstack mit dem carrespondirenden Worte ab.

Anagramm.

Mit f gern hoch zu Pferde,
Mit t viel höher noch.
Mit b hinab zur Erde,
Mit w wie leicht ich doch?
Mit s werd' ich gefressen,
Mit m trüb' ich den Sinn.
Mit d dien' ich zum Messen,
Mit w schmück' ich das Kinn,
Des Mannes, den der Enkel Schaar
Umringt mit gold'nem Lackenhaar.

Δ —

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 111:
Gast — ein — Gastein — ein Gast.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 115. Vierter Jahrgang. 1871.

Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

2. Capitel.

Früh am nächsten Morgen traf der Notar und Freund des Hauses, Senhor Eusebio Santigosa, von Coimbra auf der Villa ein.

Ein Saal des Hauses wurde ihm und seinem mitgebrachten Schreiber zur Verfügung gestellt und die Geldangelegenheit, trotz aller Einwendungen José's, sich das Landgut des Grafen Xaver als Deckung für sein der constitionellen Regierung gemachtes Darlehen verschreiben zu lassen, erledigt. Alsdann schritten die Väter mit Hilfe des Notars zur Abfassung des Heirathcontractes zwischen Dom Antonio, Grafen von Montreal, und Maria Bastanza.

Stunde auf Stunde verfloß' und der junge Mann, der eine der Hauptbetheiligten bei der ganzen Sache, erschien nicht. Längst war der nach Ferrola gesandte Bastos heimgekehrt; er hatte Dom Antonio selber den Brief seines Vaters übergeben und war sogleich nach der Villa zurückgeritten, ohne sich weiter aufzuhalten. Er berichtete, daß Donna Ximene sich entschlossen habe, Ferrola zu verlassen und, um ihre völlige Theilnahmlosigkeit an den politischen Ansichten ihres Gemahls zu documentiren, sich zu Verwandten in eine miguelistisch gesinnte Provinz zu begeben; ferner berichtete er, daß ein heftiger Wortwechsel zwischen ihr und dem jungen Grafen stattgefunden habe; da der Sohn sich entschieden geweigert, sie zu begleiten.

Am Fenster ihres Zimmers stand Maria in einer einfachen Robe von brauner Seide, das weiche blonde Haar ohne jeglichen Schmuck. Ihr Antlitz war noch sehr bleich, aber aus ihm leuchtete die Energie eines gefaßten Entschlusses. So hatte sie lange unbeweglich gestanden und auf die Landstraße hinausgeblickt; jetzt wandte sie sich mit bitterem Lächeln an Frau Elven, die in sichtlicher Unruhe häufig von ihrer Handarbeit empor und gleichfalls durch die weit geöffneten Fenster sah.

„Er kommt nicht," sagte sie. „Gott demüthigt meinen Stolz, Maria Bastanza verschmäht ein Knabe."

„Er wird kommen, gewiß mein Kind, — wer kann Umstände berechnen," erwiderte die Dame, nicht ohne einige Besorgniß. „Wer weiß, ob ihn nicht die Ungeduld verzehrt und er sich nicht Flügel wünscht, sein glühendes Herz zu Füßen seiner Braut zu legen, und dort, — täuscht mich nicht mein Auge, dort taucht ein Reiter auf."

So war es. In weiter Ferne zeigte sich eine schlanke Gestalt zu Pferde, von einem Diener gefolgt. Rasch trat Donna Maria nun vom Fenster zurück, damit er sie nicht gewahre. Sie vermochte es über sich, ihrem Antlitz den Ausdruck der Gleichgültigkeit und der Ruhe zu verleihen, aber konnte sie dem Herzen verbieten, zu pochen und zu schlagen, wie sie es nimmer gewohnt war?

Näher und näher kam der Galop der Pferde. Ein befehlender Wink hielt Frau Elven zurück, deren Hand den rasch herabgelassenen Vorhang ein wenig erheben wollte, um die Kommenden zu sehen. Man hörte durcheinander reden. Eine kräftige, aber wohllautende Stimme, die ihr Herz sonderbar durchbebte und ihr selber unbewußt ihre Wangen erröthen ließ, drang an ihr Ohr. Dann saß sie schweigend und unbeweglich da, wie ein Opferlamm, das zur Schlachtbank geführet werden soll.

Bastos hatte den jungen Grafen und seinen Diener, dessen Pferd mit Reisegepäck belastet war, empfangen und geleitete ihn, so hatten es die Väter verabredet, sogleich in den Saal, wo Alles zur Ceremonie vorbereitet war. Zugleich wurde Donna Maria benachrichtigt, daß der Bräutigam ihrer harre.

Von Frau Elven begleitet erschien das junge Mädchen. Nie hatte Maria schöner ausgesehen als in diesem Augenblick, wo die widerstreitendsten Gefühle ihre Brust bewegten. Mit unverhohlener Bewunderung sah sich Aller Blicke auf sich gerichtet, — Einer nur, ein hochgewachsener junger Mann, in einfacher aber gewählter Kleidung, hielt sich seitwärts, und sein Auge allein ruhte mit dem Ausdruck der höchsten Gleichgiltigkeit auf ihr und ließ sie unwillkürlich die ihren senken. War es möglich, war dieser Jüngling, mit dem dunkelen reichen Haar, mit diesem milden und doch ernsten Ausdruck im schönen, männlichen Antlitz, wirklich jener Antonio, den sie als übermüthigen Schüler verlassen hatte? Und dieser Jüngling bot ihr sein Herz, bot ihr einen der edelsten Namen Portugals.

Väterlich schloß Graf Xaver sie in seine Arme. „Haben Sie Dank, mein Kind," sagte er mit bewegter Stimme. „Den jetzigen Augenblick, der mir mit Recht vergönnt, Sie meine Tochter zu nennen, zähle ich zu den schönsten meines Lebens." Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand. „Sie kennen Dom Rodrigo, meinen guten Bruder, der Sie freundlich in unserer Mitte willkommen heißt, und hier — Dom Antonio, mein Sohn."

Er trat zurück, — man sah ihn die Farbe wechseln, da er auf Antonio blickte.

Die beiden jungen Leute standen einander gegenüber. Der junge Graf verzog keine Miene, kein freundlicher Strahl leuchtete aus seinen großen dunkelen Augen. Maria erhob den gesenkten Blick, die Röthe ihrer Wangen war einer fahlen Blässe gewichen, — ruhig, fast trotzig starrte sie auf ihren Bräutigam.

„Donna Maria," nahm Antonio endlich das Wort, „ich bin hierher berufen, mich mit Ihnen zu vermählen, und dann sogleich meinen Vater und Oheim zur Armee zu begleiten; ich hoffe, Sie sind damit einverstanden?"

So kühl, so geschäftsmäßig war der Ton des jungen Mannes, daß es der Tochter José's war, als müsse sie ihr „Nein" hinausschreien in alle Welten, vor tausend und abertausend Zeugen. Sie bewegte die Lippen, um zu sprechen, aber kein Wort kam aus ihrem Munde; sie hatte auf ihren

Vater geblickt, der am anderen Ende des Saales mit der Durchsicht von Papieren beschäftigt war, und dann — was war's, das nie Erstaunte, nie Gefühlte, das sich plötzlich in ihrem Herzen regte, das Haß und Wehmuth zugleich in ihren Busen goß! Sie fühlte, daß ihre Weigerung die Absicht der Worte Antonio's war, und jetzt war sie entschlossen, sich nicht zu beugen; das deutsche Blut ihrer Mutter erwachte in ihr.

Förmlich verbeugte sie sich, ohne eine Sylbe zu erwidern, und auf Eusebio's; des alten Notars Einladung nahm sie neben Antonio Platz, während auch die Brüder und Bastos, der Haushofmeister, der als Zeuge fungirte, sich niederließen.

Gleichgiltig hörte der junge Graf die Vorlesung des Contractes an, in dem die beträchtlichen Reichthümer Senhor José's verzeichnet waren; ein höhnisches Lächeln umspielte während der Ceremonie seine Lippen, besonders als der alte Notar von der Liebe und Verehrung sprach, die der Graf Antonio de Montreal seiner jungen Gattin entgegen bringe.

Mit zitternder Hand reichte Graf Xaver dem Sohn die Feder zum Unterzeichnen, sein Blick ruhte vielsagend und befehlend auf seinem Antlitz. Antonio neigte das Haupt und mit größerer Höflichkeit als bisher bot er sie Marien.

Ruhig, ohne daß man ihrer Hand ein Leben anmerkte, unterschrieb sie den Contract, worauf auch Antonio seinen Namen darunter setzte. Ihm folgten die übrigen Anwesenden, zuletzt auch Bastos, und die bürgerlichen Formalitäten waren geschlossen.

Zum ersten Mal richtete Antonio das Wort an seine Gattin, aber das Gespräch der jungen Leute war kühl und gleichgiltig, von keinem Hauch der Liebe beseelt.

Schon nach kurzer Zeit erhob sich Maria, um sich bis zum Mittagsmahl zurückzuziehen. Keiner hielt sie zurück, — jeder, selbst der alte José, fühlte das Peinliche der Situation und war im Innersten froh, daß sie zu Ende war.

Ruhig und gemessen verließ Maria den Saal, ruhig schritt sie die Stiegen der Treppe empor, aber in ihrem Zimmer angekommen, warf sie die Maske ab; zum erstenmal offenbarte sich ihre weibliche Schwachheit, und laut weinend sank sie an die Brust der mütterlichen Freundin.

„Du bist empört," rief Frau Elven — „Du bist's mit Recht, mein Kind, wir Alle sind's — aber wer weiß, ob nicht nach Jahresfrist die jugendliche Wittwe, Gräfin de Montreal, mit einem anderen liebenden und geliebten Manne —"

„Kein Wort!" rief Maria überlaut und gebieterisch, und da Frau Elven überrascht verstummte, fuhr sie fort: „Er sterben, so viel Anmuth, so viele Manneskraft! Schwer straft mich der Himmel, ich verachtete den Bräutigam, den ich in unbeholfener Liebesgluth zu meinen Füßen wähnte, — anders kam es, Dom Antonio de Montreal verachtet mich, und ich — o meine Mutter — ich liebe ihn — liebe ihn mit der ersten Gluth eines bis dahin ungeweckten Herzens!"

* * *

Vater und Sohn waren allein in Graf Xavers Zimmer. Dom Antonio stand an einem Tische und blätterte in einem Album, während der alte Herr in sichtbarer Bewegung auf und nieder schritt.

Beide hatten noch kein Wort mit einander gewechselt, jetzt aber blieb der Graf vor Antonio stehen. „Mein Sohn," sagte er mit sanfter Stimme, „Du bist nicht zufrieden mit mir?"

„Es steht einem Montreal nicht zu, Bestimmungen seines Vaters zu tadeln," erwiderte Antonio mit sichtbarer Kälte, aber großer Höflichkeit. „Sie haben mir befohlen, hierher zu kommen und mich der Armee Donna Mariens da Gloria anzuschließen, — ich bin gekommen, — Sie verfügten über meine Hand, — ich bin vermählt."

„Nicht Deine Hand allein sollst Du der lieblichsten der Gattinnen entgegen bringen, Antonio," sagte Graf Xaver eindringlich, „auch Dein Herz. Maria bringt Dir Millionen zu und verlangt nichts als ein wenig Liebe. Antonio, mein Sohn, welcher Dämon hat Dein Auge geblendet, welcher böse Geist Dein Herz umstrickt, daß Du kalt bleiben kannst bei so vieler Anmuth?"

Antonio zuckte die Achseln. „Ich erkenne in der ganzen Sache nichts als eine gute Handelsspeculation Senhor José's, meines Schwiegervaters," setzte er spöttisch hinzu, „der vielleicht auch seine Tochter nicht fremd ist. Gräfin Montreal zu heißen, ist immerhin schon ein Capital werth. Ihre Freundschaft zu dem Alten hat Sie verblendet, wenn Sie mir das Wort erlauben wollen, mein Vater; Sie sind ein glühender Patriot, auch ich hänge der Sache der Königin an. Man verlangte mich als Preis für ein Darlehen — das Geschäft ist abgeschlossen."

„Weh Dir, Unseliger, wehe der heutigen Jugend, wenn sie sich in Deinem Denken und Empfinden offenbart," rief Dom Xaver. „Lerntest Du diese Grundsätze auf der Universität, in der Schule Deines Freundes, der unter dem Namen des Marquese de Abrantes sich rühmt, der Günstling des Tyrannen zu sein?"

„Ich bitte Sie, mein Vater, verwechseln Sie nicht Politik mit reiner Herzensangelegenheit. Was kümmern mich die politischen Grundsätze eines Mannes, der mir lieb geworden ist, erwiderte Antonio ernst. „Begnügen Sie sich mit den Erfolgen, daß ich als folgsamer Sohn Ihnen gehorchte; ich folge Ihnen zur Armee, und Antonio Montreal wird sich nicht als Feigling zeigen. Ich nenne Maria Bastanza meine Gattin, unser mittelloser Adel ist neu vergoldet durch Mesalliance."

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn wurde durch den Eintritt Dom Rodrigo's und Eusebio's unterbrochen. Bewegt eilte der Graf beiden entgegen, und ihre Hände ergreifend, sagte er: „Hört mich, Du mein Bruder und Sie, Senhor, der Sie mir oft schon treu berathend zur Seite gestanden. Mein Sohn zieht hinaus für die Sache des Vaterlandes; auch junge Leben kann eine Feindeskugel erreichen. Gebt mir das Versprechen, daß Ihr in jedem Falle der Gattin meines Sohnes, der Gräfin Maria von Montreal, helfend und rathend zur Seite stehen, und sie schützen wollt vor jeder Ungebühr."

„Ich schwöre es Dir, mein Bruder," rief der heißblütige Rodrigo. „Von dem Augenblick an, da Dein Auge nicht mehr über Marien zu wachen vermag, betrachte ich sie als meine Tochter."

„Die Person der Gräfin Montreal vermöchte ein alter Mann wie ich nicht zu vertheidigen, mit Freuden werden sich jüngere Cavaliere dazu bereit finden," sagte auch der Notar, „— aber über das Interesse der Donna Maria will ich wachen, bis zum letzten Athemzug."

Wie erleichtert, athmete der Graf auf und streckte beiden Männern seine Hände entgegen. „Ich danke Euch," sagte er tief bewegt, „und bin beruhigt."

Die Mittagstafel, bei der Bastos aufwartete, denn nur er und einige geprüfte Diener wußten um die Anwesenheit der Brüder Montreal, verstrich etwas belebter, als man hätte erwarten sollen, und wenn Dom Antonio's Unterhaltung keineswegs zärtlich wurde, so war doch der verletzende Ausdruck in Stimme und Miene verschwunden, und ein Lächeln umspielte sogar seine Lippen, als man davon sprach, sobald die Sache der Krone entschieden, in der Heimath, oder siege Dom Miguels Partei vollständig, im Ausland den fest geschlossenen Bund durch Priestersegen noch enger besiegeln zu lassen.

Man rüstete sich zum Aufbruch, der Abschied zwischen den Neuvermählten war kurz und förmlich. Mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft vermochte Maria es über sich zu gewinnen, ihrem Gatten ein kaltes, fast trotziges Antlitz zu zeigen und jede weiche Regung ihres Herzens zu unterdrücken. Mit väterlicher Liebe umarmten Dom Xaver und Rodrigo ihre neue jugendliche Verwandte, ehe sie die Villa verließen, und wie segnend legte der alte Graf seine Hand auf ihr Haupt.

„Sei stark, meine Tochter," sagte er, „wie es auch kommen möge, Gott und die Heiligen seien mit Dir. Leb wohl bis zum frohen Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Mont-Cenis-Tunnel.

(Fortsetzung.)

Der Eingang zum Tunnel ist ein kräftiger Thorbogen, aber der finstere Gang, den er öffnet, ist nicht schon im Berge selbst, sondern ist ein dicht am Fuße desselben laufender, überwölbter, mehrere hundert Fuß langer Weg, an den sich dann mit einer Biegung der eigentliche Durchstich anschließt. Vor diesem Thore nun machten wir Halt, besahen es, schauten dann zu den nächstliegenden Bergen hinauf, deren Ränder von Tausenden von Dörflern besetzt waren, die ebenso neugierig auf uns herabsahen, und fragten endlich, da das Stehen langweilig zu werden anfing, Einer den Anderen, weshalb wir denn eigentlich hier ständen und uns von der Sonne braten ließen. Da hieß es: um den Zug mit den Franzosen zu erwarten; so wie sie da wären, werde es jenen Hügel hinaufgehen zum Essen. Also um die Herren Franzosen zu empfangen, waren wir da? Das verdroß die paar Deutschen, die sich zufällig zusammengefunden; sie suchten sich ein Plätzchen, wo sie sehen und hören konnten, welcher Empfang den Franzosen werden würde, ohne an demselben betheiligt zu sein oder auch nur zu scheinen.

Endlich kam der Zug mit den Franzosen und Italienern, welche letztere Jene abgeholt hatten, gegen zwanzig Wagen. Heraus brauste er aus dem Thore; die Franzosen grüßten mit Hüten und Händen aus den Fenstern, einige klatschten in die Hände; aber die rechts und links stehende Menge blieb eisig kalt, nur wenige Hüte lüfteten sich, kein Ruf erscholl, nur die Soldaten grüßten auf Commando. Die Verblüffung der Franzosen war so groß, daß sie ihren Verdruß gar nicht verbergen konnten.

Nun ging es einen Hügel hinauf, der aus dem zermalmten Inhalt der Durchstichstrecke aufgeschüttet worden war. Oben stand der Speisesaal: ein langer Saal mit zeltartiger Bedachung aus weißroth- und orange-gestreifter Leinwand; die eine Langseite offen, die andere geschlossen, mit Leinwand überspannt, abwechselnd mit Provinzwappen und Gruppen von Werkzeugen des Bergbaues geschmückt. In Hufeisenform zog sich die gedeckte Tafel hin; an der einen schmalen Seite des Gebäudes waren die Plätze für die Minister; hinter denselben prangte an der Wand ein großes Doppelbild, Italien und Frankreich in zwei Frauengestalten darstellend. Sonderbarerweise kehrten sie einander den Rücken; überdies war das blaue Gewand der France vorn so hoch aufgeschürzt, daß sie lebhaft an die „schöne Helena" erinnerte, trotz des Lictorenbeils, das sie in der Hand, und der phrygischen rothen Mütze, die sie auf dem Kopfe hatte.

Nachdem jeder der Gäste sich einen Sitz ausgewählt hatte, wobei Landsmannschaft und Bekanntschaft natürlich entschied, und auch die Franzosen von den Italienern nicht genöthigt wurden, sich unter diese zu vertheilen, da wurden alle ihre „Hände gerne erhoben zum lecker bereiteten Mahle." Aber es hieß, man müsse noch einen Zug mit Franzosen erwarten. Die Bemerkungen, die darüber fielen, waren nicht freundlich; die Hungerigsten oder Willkürlichsten griffen nach den zu späterem Gebrauche auf die Tische gesetzten Speisen; endlich wurde in aller Form Rechtens zu serviren begonnen, obwohl von einem neuen Franzosenschub nichts zu bemerken war. Das Mahl selbst machte dem „Hotel de l'Europe" in Turin alle Ehre, sowohl durch die Zahl und Bereitung der Speisen und Getränke, als durch die Präcision und Höflichkeit der Bedienung. Es verdient dies bemerkt zu werden, weil die Aufgabe, mitten im Hochgebirge zwölfhundert Personen ein vortreffliches Diner zu geben, ohne die feinste Ausbildung des gesammten Gasthofwesens gar nicht denkbar wäre.

Nach dem Essen begannen die Reden. Zuerst erhob sich Venosta, der italienische Minister des Auswärtigen; er brachte einen kurzen, französisch gesprochenen Toast auf Frankreich; die etwas matte Stimme stand in seltsamem Gegensatze zu den ausgreifenden Geberden, welche offenbar auf die Erweckung einer Begeisterung hinarbeiteten, die der Redner selbst nicht zu fühlen schien. Das „Vive la France!", das ihm antwortete, war auch so schwach und dünn, daß es geradezu peinlich wirkte.

Nichtsdestoweniger knüpfte Lefranc, der französische Minister der Arbeiten, an diese „sympathischen Zurufe" seine lange Rede an. Er ist einäugig, um so heller glänzt das Eine Auge; vielleicht ist es diese Concentration des Ausdruckes, so wie die etwas spitze, witternd aufgerichtete Nase und das nach einer Seite hin aufgesträubte dichte graue Haar, welche ihm eine entfernte Aehnlichkeit mit Robert Macaire geben. Merkwürdig war, wie er in seinem mit kräftiger Stimme und lebhafter Geberde vorgetragenen Speech überall hintastete, wo er hoffte, eine den Italienern angenehme Saite anzuschlagen. Er war auch der Einzige, der an die Baumeister erinnerte, sowohl an Sommeiller, den verstorbenen, als an Grattoni, den lebenden und anwesenden. Diese geschickte Führung seiner Rede brachte ihm auch einige laut einstimmende Bene! ein; das Vive l'Italie! mit dem er schloß, wurde donnernd erwidert.

Nach ihm sprach de Vincenti, italienischer Minister der öffentlichen Arbeiten, aber obwohl ich mich dicht neben dem Honoratioren-Tische befand, konnte ich ihn eben so wenig verstehen, wie später den Finanzminister Sella. Es ist ein wunderliches Spiel des Zufalles, daß gerade in Italien, dem Lande der schönen und kräftigen Stimmen, die Minister so schwache Organe besitzen.

Um so kräftiger sprach Cerresole, der Repräsentant der Schweiz. Seine — wie alle früheren französisch gehaltene — Rede war dem Vortrag und dem Inhalt nach die beste. Es lag etwas so Männliches in dem festen, bestimmten Tone, in der kurzen, scharfen Bewegung des Armes, etwas so Ueberzeugtes in dem, was er sagte! Die Schweiz sei ein kleines, neutrales Land, sie wolle nicht an den blutigen und zerstörenden Kriegen, nur an den friedlichen und schaffenden Wettkämpfen der Völker theilnehmen; die Schweiz, von verschiedenen Racen bewohnt, könne kein Vorherrschen einer Race gelten lassen, sie müsse einer jeden gleiches Recht bieten, jede für gleich entwickelungsfähig halten; der Suez-Canal und der Mont-Cenis-Durchstich widerlegen die Theorie von dem Verfall der lateinischen Race. Damit schloß er und erntete endlosen Beifall.

Was später gesprochen wurde, war nur für die den Redner gerade Umgebenden hörbar; die Masse hatte sich in Be-

wegung gesetzt, ging auf und ab, sprach, lachte, schrie übermüthig mit, wenn aus der Gruppe der Hörenden ein Bravo erscholl. Auch der Wein zeigte seine Wirkungen. Ein kleines eisgraues Männlein, offenbar der Vorsteher irgend einer naheliegenden Gemeinde, ein Typus der romanisch-alpinen Race, wie sie Rudolph Töpffer mit Blei- und Schreibfeder gleich ergötzlich darzustellen weiß, setzte in seinem mir nur schwer verständlichen Dialekt seine politischen Ansichten auseinander, sie mit einem oft wiederholten autoritativen lo ve lo dico bekräftigend. Endlich brachte ihn Jemand mit der Drohung zum Schweigen, er wurde 100 Lire Strafe zahlen müssen, wenn er fortführe, die sprechenden Minister zu stören. Dies wirkte, er wurde ernst und drückte sich.

Endlich machte man sich an die Rückfahrt. Ohne sich um seine Serie zu kümmern, stieg Jeder ein, wo er Platz fand. Kein Conducteur fragte nach dem Einladungsbillet; die weiße Cravatte schien dafür zu gelten. Ich kam mit acht Italienern in einen Waggon: Deputirte, Advocaten, ein riesiger General (in Frack), ein redseliger alter Bürgermeister aus der Romagna ꝛc. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt; von den Privatscherzen kam man später auf die Politik, immer auf Kosten der Franzosen, während Deutschland hochgepriesen wurde. Den Zerfall Oesterreichs, den Anschluß seiner deutschen Provinzen an Deutschland nahmen Alle als selbstverständliche Folge der neuesten Experimente an. Von dem alten Haß gegen Oesterreich war dabei gar nichts mehr zu sehen; Oesterreich als solches besteht für die Italiener gar nicht mehr; sie lösen es in seine Nationalitäten auf. Kurz, sie treiben Hohenwart'sche Politik.

Als wir des Abends nach 9 Uhr in Turin ankamen, fanden wir die Stadt illuminirt. Es ist bekannt, wie erfinderisch die Italiener darin sind. Diesmal war das schönste gleich beim Verlassen des Eisenbahnhofes zu sehen. In dem Corso del Re, einer der breitesten und längsten Straßen einer Stadt, die fast nur lange und breite Straßen hat, war in feurigem Mauerwerk und feurigen Bogen das italienische Einfahrtsthor des Tunnels und dieser selbst nachgebildet worden. Die Wirkung war überraschend: man blickte wirklich hinein in den Tunnel; mit dem Licht wurde die Finsterniß dargestellt. Da von einer Illumination billiger Weise nichts Größeres zu erwarten ist, so begnügte ich mich, von ihren übrigen Herrlichkeiten das zu sehen, was mir mein Weg nach meinem Gasthause bot. Noch bis nach Mitternacht hörte ich das Geräusch der auf und ab wandelnden Menge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Ein grauenhaftes Ereigniß) hat sich in Orel, wie der „Russ. Ztg." geschrieben wird, am 1. Sept. in der Menagerie Heidenreichs zugetragen. Durch die Zettel war angezeigt worden, daß um 8 Uhr Abends eine große Vorstellung stattfinden werde, während welcher die Thiere gefüttert werden sollten und Hr. Heidenreich seine Kunst und Kraft als Thierbändiger zu zeigen beabsichtigte. Es hatte sich ein ziemlich zahlreiches Publicum dazu eingefunden. Schon hatte er die Schlangen gefüttert und leicht mit dem großen amerikanischen Bären gescherzt. Er näherte sich nun dem Käfige des Löwen, der eben ein ungeheueres Stück Fleisch mit Gier verschlang. Er öffnete furchtlos die Thür des Käfigs. Als er aber dem Löwen das Fleisch fortnahm, wurde derselbe wüthend, die Augen unterliefen mit Blut, mit einem furchtbaren Gebrüll stürzte er sich auf Heidenreich und schlug seine Zähne in die linke Seite des Unglücklichen, dem er mit den Kleidern auch ein Stück Fleisch heraus riß und auch den Rückgrat beschädigte. Der Gehilfe des Thierbändigers und die Diener eilten zur Hilfe herbei, es gelang auch, denselben den Klauen des wüthenden Thieres zu entreißen und bewußtlos und von Blut überströmt fortzuschaffen. Glücklicher Weise hatten die Leute unterdessen auch die Thür des Käfigs schließen und so den Löwen am Herausspringen hindern können. Die Zuschauer saßen starr vor Schrecken. Viele Damen wurden ohnmächtig. Alles stürzte zu dem einzigen Ausgange, wobei eine furchtbare Verwirrung und ein schreckliches Gedränge entstand, in welchem Einige nicht unerheblich verletzt, Andere ihrer Börsen und Uhren verlustig gingen. Hr. Heidenreich erlag am folgenden Tage bereits seinen Wunden.

(Die schönsten Kohlen.) In einem böhmischen Localblatte findet sich folgende pikante Notiz: „Bekanntlich gehören die vor Kurzem in den Besitz der Dux-Bodenbacher Bahn übergegangenen Kohlengruben der Gräfin Waldstein in Dux zu den besten des dortigen Kohlenreviers. An Kauflieb-habern für die Werke der reichen und schönen Gräfin hat es nie gefehlt; daß sie aber auch die schöpferische Einbildungskraft der Dichter entflammten, dafür giebt eine poetische Kauf-Offerte, welche seiner Zeit die Gräfin Antonie erhalten hat, einen Beweis. Sie lautet:

Du hast Meierhöfe, hast Schlösser,
Hast Alles, was Menschen Begehr,
Du hast die schönsten Kohlen —
Frau Gräfin, was willst du noch mehr?

In deine superben Kohlen
Möcht' ich ein stattliches Heer
Unerschöpflicher Schächte teufen —
Frau Gräfin, was willst du noch mehr?

Auf deine vorzüglichen Kohlen
Möcht' ich ein ganzes Meer
Vollwerthiger Actien gründen —
Frau Gräfin, was willst du noch mehr?

Für deine reizenden Kohlen,
Die mich gelocket so sehr,
Biet' eine halbe Million ich in Baarem —
Frau Gräfin, was willst du noch mehr?

Die Frau Gräfin wollte aber doch „noch mehr". Sie that auch sehr recht daran, denn sie erhielt einen bedeutend höheren Kaufpreis von der Dux-Bodenbacher Bahn gerne bewilligt."

(Praktisch.) In Ohio befindet sich ein höchst elegant eingerichtetes Privat-Krankenhaus. Der Besitzer desselben, von dem sich schwer entscheiden läßt, ob er mehr Industrieller, ob mehr Jünger des Aeskulap genannt zu werden verdient, hat in seinem Empfangszimmer einen derartig gebogenen Spiegel aufgestellt, daß darin jeder neu Eintretende unendlich hager und elend erscheint. Der geheilte Patient aber wird in einem anderen Zimmer nach vollendeter Cur verabschiedet, in welchem ein Spiegel angebracht ist, dessen Glas, in einer dem ersten entgegengesetzten Wölbung gebogen, den Glücklichen breit und fleischig erscheinen läßt. Diese empfehlenswerthe Manipulation trägt natürlich nicht wenig zur Erhöhung des Honorars bei.

(Schmetterlingswolke.) Connecticut hatte kürzlich einen poetischen Besuch in der Gestalt einer Schmetterlingswolke, welche ihre Constituenten nach Millionen zählte. „Sie kamen in endloser Menge" — erzählt die „Hartford Times" — „in einer Entfernung von 3—600 Fuß über dem Erdboden. Sie maßen mit ausgebreiteten Flügeln gegen 4 Zoll Durchmesser, und die reiche Zimmetfarbe derselben war von schwarzen Linien und Mustern durchzogen, und eine schwarze, von drei Reihen weißer Fleckchen eingerahmte Borte faßt sie ein. Die Luft schien dicht von diesen hübschen Sommervögeln angefüllt. Die, welche sich näher der Erde befanden, flogen hin und her, als wenn sie ihren Weg verloren hätten, während die oberen einen ziemlich planmäßigen Curs nach Südwesten einhielten, wie die Zugvögel."

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 116 Vierter Jahrgang 1871.

Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Am Tage, nachdem der Ehecontract unterzeichnet war, empfing die junge Gräfin von Montreal ein Schreiben von unbekannter Hand, unter der Adresse Maria Bastanza.

Mit bangem Vorgefühl erbrach sie das Siegel; der Brief war „Donna Ximene, Gräfin von Montreal“ unterzeichnet und enthielt einen Protest in den heftigsten Ausdrücken gegen den stattgefunden Act. „Nie und nimmer,“ so schloß das Schreiben, „werde ich meine Einwilligung zu dieser Vermählung geben, und wie ich Ihnen verbiete, den Namen einer Gräfin Montreal zu führen, so untersage ich Ihnen, jemals sich als meine Schwiegertochter zu betrachten.“

Nicht einmal der Frau Elven zeigte Maria das verletzende Schreiben, viel weniger ihrem Vater, der seinen höchsten Wunsch erfüllt sah und sehnlichst das Ende des Bruderzwistes herbei wünschte, um das junge Paar mit allem Glanze, den Reichthum zu gewähren vermag, zu umgeben.

Aber es schien, als ob das Unheil nur bis dahin gewartet habe, um über ihn herein zu brechen.

Wenige Tage nach jener Ceremonie fand man den alten Herrn bewußtlos im Bette; ein erneuerter Schlaganfall bedrohte sein Leben, und die herbei gerufenen Aerzte schüttelten die wohlweisen Häupter und empfahlen die höchste Schonung und Sorgfalt.

Der aufopfernden Pflege seiner Tochter gelang es, den entfliehenden Lebensfunken aufzuhalten. Tage und Nächte verstrichen ihr am Bette des Leidenden. In den Händen der Frau Elven und des treuen Bastos wußte sie die innern Angelegenheiten des Hauses wohl geborgen. Senhor José hatte eine ruhige Nacht verbracht. Wenn auch noch zu schwach zum Reden, drückte er zärtlich die Hand Mariens.

Plötzlich wurde die tiefe Stille, die nach dem Gebot der Aerzte in der ganzen Umgebung der Villa herrschen mußte, jäh unterbrochen. Man vernahm Pferdegetrappel, rauhe Stimmen, die durch einander sprachen, und dazwischen die flehenden Bitten der Frau Elven um Schonung eines Schwerkranken. Maria wollte aufspringen, sich nach dem ungewohnten Geräusch zu erkundigen, aber des Vaters Hand hielt sie angstvoll umklammert.

Jetzt tönte es sporenklirrend die Treppen empor, die Thür des Krankenzimmers wurde aufgerissen, und gefolgt von Bastos und der händeringenden Frau Elven erschien ein Officier in der Uniform der miguelistischen Armee auf der Schwelle.

„Senhor José Bastanza!“

Des Leidenden Finger glitten von Mariens Hand. Würdevoll, mit der ganzen Kraft gerechten Zorns trat Maria dem Eindringling entgegen.

„Achtung, mein Herr, Achtung vor dem Unglück!“ sagte sie mit fester Stimme. „Senhor José, mein Vater, liegt auf dem Schmerzenslager, unfähig Ihnen Rede zu stehen. In jenem Zimmer werde ich Ihr Begehr vernehmen. Ich nenne mich Gräfin von Montreal.“

„Es wäre besser, Sie trügen einen Namen, der weniger schlecht bei den Anhängern unseres königlichen Herrn, Dom Miguel, klänge,“ rief der Officier roh, „man hat erfahren, daß Dom Xaver und Rodrigo Montreal in diesem Hause verkehrten, und ich bin beauftragt, hier Haussuchung zu halten und mich der Person des Senhor José als Feind des Staates zu versichern.“

Ein dumpfes Aechzen tönte vom Bett des Leidenden her; in höchster Angst eilte Maria an sein Lager.

„Sei ruhig, mein Vater. Niemand denkt daran, Dir Leides zuzufügen.“ Und zu dem Officier gewandt, fuhr sie fort: „Ihr Verweilen an diesem Ort ist mehr als Barbarei; der Marquese de Abrantes, der Vertraute Dom Miguels, ist ein Freund meines Gatten. Wenn auch in der Politik ihre Meinungen aus einander gehen, er soll bei dem Könige anfragen, ob dieser es billigt, wenn Officiere seine Uniform durch Rohheit entehren.“

Der Name des in diesem Augenblick von Miguel geliebten Günstlings war nicht ohne Wirkung; der laute Ton des Officiers mäßigte sich, und etwas höflicher sagte er: „Ich thue nur meine Pflicht, — nichts weiter, und stehe von der Haftnahme Senhor José's zurück. Erleichtern Sie mir mein Amt durch augenblickliche Oeffnung sämmtlicher Räume dieses Hauses.“

„Ich werde Sie führen,“ sagte eine Mannesstimme vom Eingang her. „Kommen Sie, augenblicklich, jede weitere Verhandlung in diesem Zimmer wäre gleichbedeutend mit Mord.“

Es war Eusebio Santiago, der alte Notar des Hauses, der von der Expedition nach der Villa José Bastanza's vernommen hatte und von Coimbra herbei geeilt war, seinen Bewohnern schützend zur Seite zu stehen.

Ein Blick auf den bejahrten Mann genügte, um erkennen zu lassen, daß Senhor Eusebio sich in hoher Aufregung befand; sein Antlitz war sichtlich verstört und seine sonst untadelhafte Kleidung saß nachlässig, wie in der Hast übergeworfen.

Der Vater Mariens erkannte die Stimme des treuen Freundes. „Eusebio!“ klang es wie ein Geisterhauch von seinem Lager.

Der Notar eilte an das Bett, er erschrak vor dem Ausdruck der Züge José's. Der Tod war es, der bereits mit ehernem Griffel sein „Gewesen“ in das Antlitz des Freundes zeichnete.

Mit Aufbietung aller seiner Kraft, ergriff der Sterbende die Hand des Notars. „Mir ahnt Furchtbares“ — sein Flüstern war kaum vernehmbar, — „mein Auge erdunkelt, aber hell sieht meine Seele — Xaver — Xaver — die Kugel. Schützt mein Kind. — Heil Maria da Gloria — sie wird Königin. Eusebio — schütze Maria — —.“ Die letzten Worte erstarben in einem Röcheln, noch einmal, als flackere zum letzten Kampf die Lebensflamme in dem gelähmten Körper

José's auf, dehnte und streckte sich seine ganze Gestalt, — ein tiefer Seufzer, dann war Alles vorüber.

Lautlos standen die Anwesenden; — kalt und gleichgiltig mordet sich Mann gegen Mann auf dem Felde der Schlacht, in jedem Augenblick kann den Einzelnen eine Kugel, ein Schwertstoß treffen, wie sie sich eben in des Nebenmannes Brust bohren. Aber selbst dem Rohesten ist die Ruhe eines Sterbezimmers heilig, wo ein einziges Opfer mit dem Tode ringt und keine Thräne, keine Macht, keine Kunst den düsteren Engel zu verscheuchen vermag, der seine Flügel über den Sterbenden breitet.

Kein Schrei der Verzweiflung entfuhr dem Munde der jungen Gräfin; ein befehlender Wink ihrer Hand, und schweigend und ernst verließen sämmtliche Anwesenden das Sterbezimmer, selbst der Officier verneigte sich tief, fast demüthig vor der stummen und doch so beredten Trauer!

Lange weilte Maria an der Leiche ihres Vaters; jede Bitte der Frau Elven um Einlaß, selbst die Mittheilung, daß ein Priester gekommen sei, die üblichen Gebete zu sprechen, vermochten sie nicht zu bewegen, die verschlossene Thür zu öffnen. Stunden verflossen, die Dämmerung war angebrochen, als die junge Gräfin das Sterbezimmer verließ; ihre Umgebung erstaunte bei ihrem Anblick. Wohl war sie sehr bleich und ihre gerötheten Augen zeugten von vergossenen Thränen, aber eine ernste, fast feierliche Ruhe war über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet.

„Es ist vorüber," sagte sie mit fester, wenn auch schmerzbewegter Stimme. „Der Schmerzenskelch ist bis zur Neige geleert; hinfort bin ich auf Alles gerüstet. Hat jener Officier schon das Haus verlassen? Ist Senhor Eusebio noch anwesend?"

Eben öffnete sich die Thür, und der alte Notar trat ein. Sein Antlitz war noch eben so sorgenvoll als vor einigen Stunden, und selbst jetzt hellte es sich nicht auf, da Maria ihm beide Hände entgegen streckte.

„Die Feinde des Hauses sind gegangen, sein guter Engel ist geblieben."

„Doch Sie haben mir noch mehr mitzutheilen, — Eusebio," fuhr sie, in seine verstörten Züge blickend, fort. „Was es auch sei, mich erschüttert nichts mehr. Wie ein dumpfes ahnungsvolles Gefühl drang es in die Stille des Zimmers, wo ich an meines theueren Vaters Leiche, auf meinen Knieen lag in brünstigem Gebet für seine Seele, — eine Schlacht ist geschlagen — Sie senken das Haupt, o sprechen Sie — mir ahnt Furchtbares."

„Dom Xaver!"

„Mein Schwiegervater?"

Der Greis wies zum Himmel. „Droben," sagte er feierlich, „um mit Ihrem heimgegangenen Vater Glück und Segen auf Ihr Haupt zu erflehen."

Mit gewaltiger Kraft preßte die junge Frau den Aufschrei des Schmerzes in ihre Brust, sie wollte fest bleiben. „Und Dom Rodrigo, mein Oheim?"

„Dom Rodrigo lebt, — er wurde verwundet, aber es gelang ihm zu flüchten, — Gott wird ihn schützen."

Leise, fast unhörbar war die Stimme Mariens als sie flüsterte: „Und er, mit dem ich die unselige Liste hätte beginnen sollen, — wo ist Dom Antonio, mein Gemahl?"

Der Notar zögerte mit der Antwort, er sah wie die Kraft der Schwergeprüften zu erkalten drohte, wie ihre Hand krampfhaft, wie zur Stütze, die Lehne eines Sessels umklammert hielt. Aber es mußte sein; auch dieser Schlag war zu verwinden, dann war alles überstanden. „Von Dom Antonio," erwiderte er endlich zögernd „hat man nicht die geringste Nachricht; unter den Todten ist er nicht gefunden, man vermuthet, daß auch er glücklich entkommen; in jedem Falle sichert seine Freundschaft mit dem allmächtigen Günstling Miguels, dem Marquese de Abrantes, ihm Schutz seiner Person und seines Eigenthums."

Maria war in einen Sessel gesunken und verbarg ihr Antlitz in den Händen. „Erzählen Sie mir Alles, was Sie von jener entsetzlichen Katastrophe wissen," sagte sie endlich nach einer langen Pause.

„Bei Oporto fiel der letzte vernichtende Schlag," berichtete der Notar, „das letzte Bollwerk in Portugal ist für Donna Maria da Gloria verloren. Was half es, daß Männer wie Pamella, Saldanha, Villaflor und Montreal an der Spitze standen? Uneinigkeit schwächte die Junta, — die Soldaten waren von dem Nothwendigsten entblößt und die Stimmung des Landvolks schwankte zwischen Miguel und Marien, wie der Ball eines Knaben zwischen den Aesten des Baumes. Die Krönung des Regenten als König von Portugal im Palast zu Ajuda, die mit alterthümlichen Gepränge nach den Gebräuchen des Reichstags von Lamego im Jahre 1146 angeordnet wurde, verblendete die Sinne des Landvolks, das, durch fanatische Priester angeregt, nur den Gesalbten das Herrn als rechtmäßigen Herrscher anerkennt. Mit Begeisterung fochten die miguelistischen Truppen, zum größten Theil aus Negern und Mönchen zusammen gesetzt, mit lauer Theilnahme kämpfte die constitutionelle Armee. Vergebens focht Dom Xaver, wie der Gemeinsten einer, vergebens feuerte er durch Wort und That die Seinen an — erlassen Sie mir das Weitere, Gräfin, — er fiel, wie er gelebt, ein Held — Friede seiner Seele, Ehre seinem Andenken!"

„An Sie aber," fuhr er fort, noch ehe Maria zu erwidern vermochte, „an Sie tritt jetzt eine heilige Aufgabe. Sie haben sich des Namens Montreal würdig zu erweisen. Sie haben sich auf Kampf und Sturm vorzubereiten, wenn Sie nicht auf Scheidung von Ihrem Gatten antragen wollen, wozu Ihnen seine Theilnahme an dem gegen die jetzige Regierung gerichteten Bündnisse den besten Vorwand bietet."

„O niemals, niemals," — rief Maria glühend. „Der Name Montreal ist zu heilig, als daß man ihn abwerfen könnte, wie eine unnütze Last. Ich biete jedem Sturm die Stirn. Aber stehen Sie mir zur Seite, Senhor Eusebio, — seien Sie der Schutzlosen ein Beschützer, der Verwaisten ein Vater."

„Ehe Dom Xaver de Montreal am Tage Ihrer Verbindung mit seinem Sohne diese Villa verließ," sagte der Notar ernst, „gelobte ich in seine Hand mit heiligem Schwur, über Sie zu wachen. Nicht mein Arm vermag Sie zu schützen, Gräfin, — er ist der schwache Arm eines alten Mannes, — aber mein Auge und mein Geist. Sie sind reich, Donna Maria, — lassen Sie mich Ihre Interessen verwalten. Sobald Sie Ihrem Vater die letzte Ehre erwiesen haben, müssen Sie, es ist unumgänglich nöthig, die Villa Bastanza verlassen und Ihr Recht an einem Besitzthum anzutreten, welches Ihnen gehört und von dem Sie selber vielleicht keine Ahnung haben."

„Ich die Stätte meiner Jugend verlassen?" rief Maria schmerzlich; „den Ort, der meinem Herzen theuer durch lichte

und unaussprechlich wehmüthige Erinnerungen. Und wohin wollen Sie, daß ich gehen soll, Senhor Eusebio?"

„Nach Ferrola, Donna Maria, dem Gute, das der verstorbene Dom Xaver Ihrem Vater und seinen Erben, folglich Ihnen, verschrieben hat. Sie haben es für sich und Ihren Gatten in Besitz zu nehmen."

„Ich nach Ferrola?" rief Maria erschreckt, „kein Wort weiß ich von jener Verschreibung, und nimmer betritt mein Fuß eine Spanne Erde dieser Besitzung, ehe nicht mein Gatte selber mich dorthin geleitet, soll ich Antonio's Mutter von von ihrem Wittwensitz vertreiben?"

„Seit einiger Zeit lebt Donna Ximene von Ferrola entfernt," erwiderte der Notar, „und verkündet jedem, der es hören will, ihren Zorn über die von ihrem Sohne geschlossene Verbindung. Ueberdies würde, falls Sie sich weigern, Ihr, Ihnen durch unantastbare Documente rechtlich gehörendes Besitzthum anzutreten, dessen Gut als confiscirtes Besitzthum eines Rebellen von der Krone eingezogen werden. Maria Bostanza, ich spreche zu Ihnen im Namen Ihres Vaters; Gräfin Montreal, ich bitte Sie im Namen Ihres Gatten, — — gehen Sie nach Ferrola, — ich werde Sie begleiten, — Sie vor jedem ungerechten Angriff zu bewahren."

Maria erhob sich. „Sie haben recht, Sie treuer Freund," sagte sie bewegt. „Ja, ich will nach Ferrola; wo Dom Xaver gewaltet und gewirkt, wird sein Geist mir nahe sein. Ich danke Ihnen, Eusebio. Sie haben meinem armen einsamen Leben eine Aufgabe gegeben. Ist Ferrola mein, so soll durch mich Segen und Gedeihen dort verbreitet werden, und würdig will ich mich des Namens erweisen, den ich führe. Forschen Sie nach meinem Gatten, Senhor Eusebio, alle Mittel, deren Sie bedürfen, jede Summe, die er selber braucht, stehen Ihnen und ihm unumschränkt zu Gebote. Und wenn wir meinen armen Vater sonst gebettet, wo ihn nicht Leid noch Sturm berührt, — dann, Senhor Eusebio, — dann auf nach Ferrola!

(Fortsetzung folgt.)

Der Mont-Cenis-Tunnel.

(Fortsetzung.)

Einige Aeußerungen muß ich noch mittheilen, welche von einigen Festrednern in Bardonecchia gemacht und von den Hörern vielfach besprochen wurden. Zuerst die Behauptung des Ministers Lefranc, daß die Wissenschaft vom Himmel stamme. Vielleicht sind von allen Völkern Europa's die Italiener jetzt am lebhaftesten eingenommen gegen Alles, was nur im geringsten nach Kirchlichkeit schmeckt; es war daher wenigstens tactlos von Hrn. Lefranc, daß er seine Augen theologisch nach dem Himmel verdrehte bei einer Gelegenheit, welche durch nichts, auch nicht im entferntesten an denselben erinnerte, ja, welche einem gläubigen Gemüthe eigentlich als ein Frevel an ihm erscheinen muß. Wie? Gott hat die ewigen Berge aufgethürmt, so hoch, daß ihr armen Menschlein sie nur mühsam überklettern könnt, und ihr erfrecht euch, diese Berge zu durchbohren? einzudringen in die Tiefen, die euch verschlossen bleiben sollen? euere Gaslämpchen anzuzünden dort, wo das Licht der Sonne nie hineindringen kann? Von allen Naturwissenschaften ist gerade die Geologie diejenige, mit welcher die Theologie auf dem gespanntesten Fuße lebt, denn sie löst alle ihre Erdschöpfungssagen in Dunst auf. Doch ich hätte fast die Astronomie vergessen, auch gegen diese hegt die Theologie einen tiefen und noch älteren Groll, denn diese hat sich erlaubt, sogar den theologischen Himmel selber in Rauch aufgehen zu lassen. Die Wissenschaft vom Himmel ist dem Glauben an den Himmel schnurstracks entgegengesetzt, und doch konnte Hr. Lefranc nur diesen Himmel des Glaubens meinen, als er alle Wissenschaft von ihm ableitete.

Nächst dieser vielbespöttelten frommen Phrase erregten zwei Toaste, ursprünglich nur von kleinen Gruppen gehört, durch mündliche Mittheilung die allgemeine Aufmerksamkeit, freilich in sehr verschiedenem Sinn. Der eine, von Hrn. v. Lesseps ausgebracht, galt einem nicht nur commerciellen, sondern auch politischen Bündniß zwischen Italien und Frankreich; der andere, vom Finanzminister Sella vorgeschlagen, galt einer Verbindung von Italien, der Schweiz und Deutschland. Nach dem, was ich von der franzosenfeindlichen Stimmung berichtet, ist es unnöthig, zu sagen, welcher der beiden Toaste den Beifall der Italiener fand.

Die Festlichkeiten des zweiten Tages begannen mit der Einweihung der Statue Paleocapa's, eines der Minister, die den Durchstich am frühesten und nachdrücklichsten gefördert. Das Denkmal befindet sich auf der Piazza San Quintino, einem kleinen Raume, der auf drei Seiten von Häusern, auf der vierten von einem Bogengange eingeschlossen wird. Es ist aus weißem Marmor ausgeführt; Paleocapa sitzt auf einem Stuhle, in bürgerlicher Kleidung, die Beine vor sich gestreckt und übereinander geschlagen, das Haupt vorgebeugt; so mag er in seinem Lehnstuhle gesessen haben; aber diese Stellung nun auch in Marmor zu fixiren, ist doch das Aeußerste des Naturalismus. Dabei ahmt der ziemlich grobkörnige Stein die Oberfläche der Kleider in einer gewiß nicht beabsichtigten, fast komischen Weise nach; man glaubt einen rauhen Filzrock vor sich zu haben. Wäre es nicht besser gewesen, statt uns so viel ausdrucksloses Nebenwerk zu geben — Rock, Hosen, Stiefel, die Cravatte selbst, es fehlt nur noch der Hut — einen Kopf in großem Maßstabe und in idealer Behandlung hinzustellen, aus dessen Zügen dem Beschauer der Geist entgegengeleuchtet hätte, welcher die beste und einzige Berechtigung zu einem öffentlichen Denkmal bildet? Das Beste an dem errichteten Denkmal ist der niedrige Sockel. Es zeigt sich darin der einfache natürliche Sinn und Geschmack der Italiener; sie wollen, wenn sie das Bildniß eines verehrten Mannes öffentlich aufstellen, dasselbe auch wirklich und bequem sehen. Anderwärts dagegen scheint man Porträtstatuen nur deshalb zu errichten, damit sie gar nicht oder nur möglichst schwer gesehen werden. Auf thurmhohe Sockel setzt man sie, daß man von ihnen eigentlich nur ihre Schuhe oder die Hufe ihrer Rosse bequem zu sehen bekommt. Die Ceremonie der Enthüllung war die gewöhnliche: entwickelte Statue, umzäunter Platz, Zelt für die kgl. Hoheit des Prinzen von Carignan und die Honoratioren, Musik, eine Rede, Vivats 2c. Es fiel auf, daß Minister Lefranc dem Prinzen sehr spät vorgestellt wurde.

Eine Stunde später wurde das neue Gewerbe-Museum und die damit verbundene Industrie-Ausstellung eröffnet. Das Gebäude ist eines der riesigen Gebäude, wie man sie so häufig nur in Italien findet; früher ein Mönchskloster, dann Kriegsministerium, jetzt Schule der Industrie. Ist das nicht eine Weltgeschichte im Kleinen? Der Wahn, — die rohe Kraft — die friedliche Erkenntniß und Arbeit. Der ungeheuere Hof war in ein Zelt verwandelt; durch zwei Reihen von Nationalgarden gelangt man hinein und setzte sich auf einen der vielen im Halbkreise einem Thronsessel gegenüber aufgestellten Strohstühle. Die meisten Anwesenden waren in schwarzem Frack, Viele mit ihren Orden; Andere, darunter ich, in einfachem Rock; aber nirgends begegnete uns ein vorwurfsvoller Blick, nirgends eine steif ablehnende Haltung von Seite der Befrackten und Besternten, wie dies bei uns gewiß geschehen wäre. Da ich hören und sehen wollte, nahm ich meinen Platz in der zweiten Sitzreihe mitten zwischen Ministern, Senatoren und dergleichen, dem Thronsessel gerade gegenüber, ohne im geringsten aufzufallen. Ich erwähne dies, weil es die Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit der italienischen Sitten anschaulich macht. Noch deutlicher zeigten sich diese, als der Prinz

von Carignan erschien. Eine stattliche Erscheinung, wohl nicht mehr weit von den Sechzigen, mich durch Gesicht und Haltung sehr an den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den Landsknecht, erinnernd, nur noch wuchtiger in der Gestalt. Er kam im schwarzen Frack, einen goldenen Stern auf der Brust. Die Volkshymne wurde gespielt, die Nationalgarden salutirten, die Anwesenden standen von ihren Sitzen auf, der Prinz ging mit leichtem Kopfneigen auf seinen Thronsessel zu, wechselte ein paar Grüße, ein paar Händedrücke, ein paar Worte und setzte sich dann. Links und rechts von ihm saßen die Minister. Einer derselben las eine lange Denkschrift über die Bedeutung des Museums; dann that der Director des Museums dasselbe mit etwas anderen Worten, Beide mit auffallend schwacher Stimme. Ein Herr dankte mit kurzen, hell und deutlich gesprochenen Worten im Namen der italienischen Arbeiter für die Errichtung der Anstalt und lud zum Besuche der Ausstellung ein. Darauf erhob sich der Prinz, schüttelte wieder ein paar Hände und ging, die Ausstellung zu besehen. Alles dies geschah auf die einfachste und natürlichste Art; die leichte Verbeugung vor dem Prinzen, das wirkliche Händeschütteln mit demselben, der leichte Gesprächston — Alles zeigte, daß die Italiener uns unsere byzantinische Demuth, unsere gekrümmten Rücken, unsere submisseste Devotion wenigstens ebenso gerne überlassen, wie unsere Nebel und endlosen Winter. Wieder überkam mich das Gefühl, das mich zu Hause in größerer Gesellschaft, sei's auf der Straße oder im Salon, nie überkommen will: Hier bist du Mensch, hier darfst du's sein.

Die Ausstellung selbst war unbedeutend. In wenigen Zimmern waren da allerhand Producte zusammengedrängt, die wir meist ebenso gut, großentheils besser haben. Was besser war als bei uns, streifte wenigstens an das Gebiet der Kunst, zum Beispiel Filigran-Arbeiten aus Gold und Silber, Majolikaschüsseln, Medaillen. Dagegen waren einige Bildhauerwerke unbedeutend, die im zweiten Hofe des Gebäudes standen. Aber wie reizend war dieser Hof selbst! Das Hauptgebäude, von dem eine Freitreppe hinabführte, bildete die eine Seite, ebenerdige gleich hohe Gebäude die anderen, jede Seite wohl einige hundert Schuh lang. Man bedenke, was dies sagen will mitten in einer größeren Stadt. In einem Theile desselben war Wein gepflanzt. Stammte er von den Mönchen oder von den Soldaten? Ich weiß es eben so wenig, als ich ergrübeln kann, wo in einer so gesicherten und schon dadurch behaglichen Existenz, bei so prachtvoller Art zu wohnen, bei hinreichender und gesunder Nahrung, bei der Abwesenheit aller Sorge und Noth, aller Arbeit um den Erwerb, wie dies doch Alles in den Klöstern Regel ist und war, wo da eigentlich die Entsagung, die Askese steckt. Wenn ich aber manchmal im Hochgebirge in irgend einer Kluft, auf irgend einem kahlen Bergvorsprung, zwischen Felsen und Wäldern die hölzerne Hütte eines bitterarmen Häuslers fand, da wußte ich sehr wohl, was Askese sei.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Technisches. Mit Diamantspitzen armirte Steinbohrer) sind zuerst in Amerika, hauptsächlich beim californischen Bergbau mit Erfolg angewandt worden. Nach neueren Mittheilungen des Engineering finden dieselben gegenwärtig zu bergmännischen Aufschließungsarbeiten, sowie für artesische Brunnen und namentlich auch beim Tunnelbau sehr ausgedehnte Verwendung, nachdem deren außerordentliche Leistungen zu San Francisco durch Proben, welche von Severance, Holt u. Comp. im vorigen Jahre angestellt wurden, nachgewiesen worden waren. In einem Gestein, in welchem bei Handarbeit und mit gewöhnlichen Bohrern sechs Mann 20 Tage brauchten, um ein 2zölliges 20 Fuß tiefes Loch herzustellen, leistete die mit Dampfkraft betriebene Bohrmaschine mit dem Diamantbohrer, und von nur vier Mann bedient, die gleiche Leistung in 3 bis 4 Stunden. 36 Fuß Tiefe wurden in weniger als 6 Stunden erreicht. Zudem sind die mit dem Diamantbohrer abgebohrten Löcher vollkommen rund und überall gleich weit, was bei den mit Meißeln versehenen Bohrern nicht zu erzielen ist. Man hat mit bestem Erfolg in sehr hartem Gestein auch Tiefbohrungen für artesische Brunnen ausgeführt, z. B. bei San Francisco ein Bohrloch von 827 Fuß Tiefe und 3 Zoll Durchmesser; ferner bei San Rafael mehrere 2½zöllige Löcher von 100 bis 300 Fuß Tiefe in sehr wechselndem, zu Theil besonders hartem vulcanischem Gestein, wobei durchschnittlich 4 Fuß in der Stunde erbohrt wurden. Die Diamantbohrer bilden rotirende Röhren die an ihrem unteren Rand mit schwarzen Diamanten verschiedener Form besetzt sind. Demnach verbleibt beim Bohren ein cylindrischer Kern, welcher sich leicht beseitigen läßt. Dieser compacte Kern läßt bei bergmännischen Aufschließungsarbeiten die Beschaffenheit der Gesteinsschichten genau erkennen. Bohrmaschinen, welche oberirdisch aufgestellt sind, werden mit Dampfkraft betrieben, dagegen solche, welche in Tunnels und Schächten arbeiten, mit comprimirter Luft, die dann zugleich die nöthige Ventilation bewirkt. Die Compression und Zuführung der Luft erfordert selbstverständlich eine besondere, außerhalb des unterirdischen Baues befindliche Betriebsmaschine. — Dr. Th. Canisius berichtet in der „N. Fr. Presse“ über eine jüngst bei Milwaukee erprobte interessante amerikanische Erfindung eines ehemaligen Journalisten Carpenter, nämlich eine Mähmaschine mit Garbenbinder, welche vollkommen entsprochen habe, und allgemeines Aufsehen und Staunen erregt. Die Maschine arbeitet mit großer Schnelligkeit, besitzt Schneidewerkzeuge einer neuen Construction, bindet die Garben selbstthätig mit feinem Draht, und wirft dieselben dann ebenfalls selbstthätig ab. Bei den Proben wurde die Maschine von zwei Maulthieren gezogen, deren Zugkraft allein die gesammte Arbeit verrichtete. — Ueber einen neuen Mörtel, welcher sehr leicht herzustellen sei, berichten englische Blätter höchst günstig. Die Herstellung beruht auf der Zufügung einer geringen Menge schwefelsauren Kalkes (Gyps) zum gewöhnlichen Mörtel oder dessen Erzeugung durch Beimischen von etwas Schwefelsäure zum Wasser. Es wird behauptet, daß solcher Mörtel sehr schnell fest werde und eine dreimal größere Tragfähigkeit und Bindekraft erlange als gewöhnlicher Kalkmörtel.

(Das Aquarium in Berlin) ist jetzt im Besitz einer Busch- oder Vogelspinne. Ob diese Riesin Ihres Geschlechts am Leben bleiben würde, war so lange problematisch, bis sie sich zum Fressen entschlossen. Das ist nun am Dienstag Abend geschehen, und Tags darauf gegen Mittag hackte sie abermals, im Beisein vieler Besucher, einem der kleinen Frösche, die ihr als Nahrung beigegeben sind, die mächtigen Fänge in den Leib und saugte ihn aus. In seiner südamerikanischen Heimath nährt sich das behaarte Raubthier von allen andren Spinnen und Kerfen, überfällt übrigens gelegentlich auch einmal einen kleinen Vogel und frißt ihn bis auf Haut und Knochen auf, daher der Name Vogelspinne. Die Familie der Würg- oder Tapezierspinnen lebt in röhrigen Nestern zwischen losen Baumrinden oder in Erdlöchern, die sie mit dichtem Gewebe auskleiden und an dem Eingang auf ihre Beuten lauern. Ihr Biß erregt Entzündung und sie sind deshalb auch vom Menschen gefürchtet.

(Theater-Annehmlichkeiten in Amerika) Ueber dieses Thema erscheint im „New-York-Herald“ vom [illegible] September folgender Brief: „An den Redacteur! Mr. [illegible] würde dem Publicum eine große Gunst erweisen, wenn er die Decke über dem ersten Rang in seinem Theater wasserdicht machen ließe, und so verhindern würde, daß der Tabakspeichel auf das Publicum in den Vordersitzen des ersten Ranges fiele. Ihr ergebener J. D.“

Verantwortliche Redaktion: Gottfr. Krug. — Druck der Baur'schen Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 117. Vierter Jahrgang. 1871.

Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

3. Capitel.

Der Terrorismus dauerte fort. Man thäte unrecht, wenn man Dom Miguel als den selbstbewußten unmittelbaren Schöpfer desselben ansehen wollte. Der König de facto aber nicht de jure war nichts als das geeignete Werkzeug einer gewissen Partei, die alles für erlaubt ansah, was in diesem Kampf auf Tod und Leben zum Untergang der Gegenpartei beitragen konnte. Daher die furchtbaren Tribunale, unter deren Spruch die edelsten Häupter Portugals dem Henkerbeile verfielen, daher die zahlreichen Nachforschungen, von denen selbst Mitglieder der königlichen Familie nicht verschont blieben, denn auch die Großtante Dom Miguels, die 68-jährige Prinzeisin Maria Benedicta, befand sich unter der Anklage constitutioneller Neigungen in einem Lissabonner Gefängniß.

Inmitten aller Schreckensscenen und Verwüstung des unseligen Bruderzwistes blühte und grünte es in vollster Pracht auf dem Landgute des Grafen Montreal, von dem seit sechs Monaten Maria Bastanza mit dem doppelten Recht, als Erbin ihres Vaters und Gemahlin Dom Antonio's, Besitz genommen hatte; es schien, als schwebe der Geist des verstorbenen Dom Xaver segnend über diesen Ort, und unterstützt von höherem Gedeihen verbreitete die milde freigebige Hand der jungen Besitzerin Glück und Wohlstand allüberall.

Nur sie selber schien nicht glücklich; ein Schatten, düster wie das Trauerkleid, das vortheilhaft ihre Gestalt umschloß, lagerte stets auf ihrer Stirn. Einsam lebte sie von jedem Umgang zurückgezogen, ihre ganze nähere Umgebung bestand aus Frau Eloen, ihrer mütterlichen Freundin, und dem alten Eusebio, der häufig zum Besuch erschien. Ruhig und gleichmäßig, ohne Leid und ohne Freude verstrichen ihre Tage. Die äußeren Angelegenheiten ihres Hauses hatte sie in des Notars Hände gelegt, der bis jetzt alle ihre Rechte glänzend vertheidigt hatte, um so bewundernswerther, da man es zu einer Zeit, wo das öffentliche Recht so sehr gekränkt wurde, mit dem Privatrecht nicht eben zu genau nahm.

Aber einmal war sie aus ihrer Ruhe empor geschreckt, — einmal hatte sie ihr Herz heftiger pochen, ihr Blut wallen gefühlt, als ihr eines Abends ein Bote einen Brief übergab, dessen Unterschrift, nachdem sie ihn erbrochen, den Namen ihres Gemahls Dom Antonio Montreal trug. Das Schreiben meldete ihr in kurzen Worten, in kaltem geschäftsmäßigem Ton, seine glückliche Ankunft in London, den Tod Xavers und das Verschwinden seines Oheims, Dom Rodrigo, von dem sich bis jetzt keine Spur weder unter den Todten noch unter den Gefangenen gefunden habe. „Wie ich höre," schloß der Brief, „wird dieses Schreiben Sie auf Ferrola treffen, das Ihnen durch Ihres Vaters Tod als Erbpfand zugefallen ist. Ich werde mir Mühe geben, bei der Tochter des Kaufmannes José's Bastanza das Geschäft zu ihrem Vortheil zu erledigen!"

Maria hatte auf diese verletzenden Zeilen geantwortet, — unwillkürlich verrieth ihr Schreiben eine wärmere Stimmung, als sie beabsichtigt hatte. Sie berichtete, daß sie nur dem Rathe des auch von Dom Xaver hochgeschätzten Notars Senhor Eusebio gefolgt sei, da sie ihren Wohnsitz auf Ferrola genommen, übrigens nicht nur das Gut, sondern auch ihr gesammtes Vermögen zur freiesten Verfügung Dom Antonio's stelle. Eine Anweisung auf eine große Summe, bei einem Londoner Banquier zu erheben, war dem Briefe beigefügt.

Das Schreiben blieb unbeantwortet, aber die Anweisung kehrte uneingelöst in Maria's Hände zurück, ohne daß Antonio es für nöthig fand, eine Zeile darüber an seine Gattin zu richten.

Der Tag neigte sich. In dem von den Wohlgerüchen der seltensten Blumen durchdufteten Garten saß Donna Maria allein, abermals mit der Lectüre ihres Lieblingswerks, des Goethe'schen „Faust", beschäftigt. Ihre Gedanken weilten bei jenem Abend, da sie, wie heute, sich dem Genuß der erhabensten Schöpfung der Poesie hingegeben und von der Kunde ihrer Verlobung aus ihrer idealen Welt empor geschreckt wurde.

> Meine Ruh' ist hin,
> Mein Herz ist schwer, —
> Wo ich ihn nicht hab', —
> Ist die Welt ein Grab.

Wußte sie's, daß die wehmüthigen Strophen Gretchens ihrem Munde entglitten? Und wenn sie's auch wußte, hier an diesem stillen Ort belauschte sie Niemand und Blumenduft und Abendwind tragen nicht Seufzer und Gedanken hin über den fernen Ocean, nach Englands nebelumflossener Hauptstadt.

Da riß das Knarren einer eisernen Thür die junge Gräfin aus ihrem Sinnen. Erschreckt fuhr sie empor und richtete den Blick auf eine kleine, von Schlingpflanzen fast überwucherte Pforte, die in's Freie führte und seit Jahren nicht mehr benützt wurde.

Langsam, während Maria hinter ein Bosquet trat, öffnete sich jetzt der Eingang; ein gutmüthiges rothes Antlitz, freilich magerer als vor einigen Monaten, von einer Mönchscapuze halb verborgen, schaute vorsichtig prüfend umher; als die kleinen freundlichen Augen nichts Verdächtiges bemerkten, folgte der mit einem Mönchsgewande bekleidete Körper des Eindringlings nach. Jetzt war er im Garten, hinter sich hatte er die Pforte geschlossen, aber man sah ihm die Rathlosigkeit an, wohin er sich zu wenden habe.

Da tönte eine liebliche Frauenstimme an sein Ohr, eine Stimme, die sein Herz mit Entzücken erfüllte — — —

„Dom Rodrigo!"

Der Mönch eilte mit einem Freudenruf auf Maria zu, die ihr Versteck verlassen hatte und schloß sie in seine Arme. „Du bist es, mein Kind," rief er in hoher Freude. „Du

bist es, die mir den ersten Gruß in der Heimath entgegen trägt, — jetzt vertraue ich mehr als je auf Gottes Beistand."

„Um des Himmels Willen," sagte Maria angstvoll, „woher kommen Sie? Sie sind verloren, wenn man Ihre Spur entdeckt."

„Ich weiß es, ich weiß es, mein Kind," erwiderte der Bruder Dom Xavers, — „aber es litt mich nicht in der Fremde, mein Portugal, meine Heimath mußte ich wieder sehen, und sei es auch nur, um daselbst zu sterben. Fürchte nichts mein Kind, Du sollst nichts Unangenehmes durch meine Gegenwart erfahren. Nur eine Stunde Rast, nur eine Erquickung, die man keinem Pilger in meiner Kleidung versagt, und ich ziehe weiter."

Mariens Antlitz glühte vor Beschämung. „So klein denken Sie von mir," rief sie, „die gewürdigt ist, den Namen Montreal zu führen. Sie bleiben, mein Oheim, — es komme, was da wolle, — noch heute soll Senhor Eusebio benachrichtigt werden; er und unsere treue Elven und Bastos sollen uns mit Ihrem Rathe beistehen."

Es war ein glückliches Verhängniß, das noch an demselben Abend den alten Notar nach Ferrola führte. Seine Freude, Dom Rodrigo dort zu finden, überwog seinen Tadel über die Unvorsichtigkeit desselben. Eusebio Santigosa brachte eine wichtige Nachricht. Durch die Bitte seines Günstlings, des Marquese de Abrantes, der aber bereits schon die Neigung des Königs mit dem zum Baron Queluz erhobenen Barbier Pirez zu theilen begann, hatte Dom Miguel in die straffreie Rückkehr Dom Antonio's nach Portugal gewilligt, unter der Bedingung, daß, um jedem Verdacht revolutionärer Umtriebe zu entgehen, der junge Mann in Lissabon seinen Wohnsitz nehmen und sich dem königlichen Hause anschließen solle.

„Und mein Neffe vergaß die Würde seines Namens?" rief Dom Rodrigo, „mein Neffe folgte der Lockung des Usurpators?"

„Er that mehr," erwiderte der Notar traurig, „er ist bereits in Lissabon angelangt, wo auch seine Mutter, Donna Ximene, weilt. Wahrscheinlich ist er vollkommen ihrem Einfluß unterworfen, denn er hat laut erklärt, durch eine Scheidung, das wohl für einen Ehrenmann bindende, aber nicht durch Priesterhand unauflöslich gemachte Ehebündniß wieder zu trennen."

„Das wagt er?" rief Dom Rodrigo außer sich. „So streiche ich ihn aus meinem Herzen, den Schändlichen, ich sage mich los von ihm, als des Namens Montreal unwürdig, im Namen seines Vaters, der zürnend herabblickt auf ihn, verfluche —"

Besänftigend legte sich die weiße Hand Mariens auf seine Lippen. „O still, still," sagte sie, ohne die Thränen zu verbergen, die ihre Augen füllten, „keiner soll fluchen, wo ich vergebe; mag mein Gemahl das Band unserer Ehe lösen, mag Gewalt die Scheidung bewirken, ich thue keinen Schritt, dem Lauf des Verhängnisses vorzugreifen noch ihn zu hindern. Mag Dom Antonio und seine Mutter mich hassen, weil ich den Namen Montreal trage, das Glück von Dom Xaver, von Ihnen mein Oheim Tochter genannt zu sein, wiegt jede Kränkung auf. Und jetzt lassen Sie uns an Ihre Sicherheit denken, mein Onkel. Sie sind in meinem Schutz auf Ferrola, und kein Scherge Dom Miguels soll Sie von hier entreißen."

(Fortsetzung folgt)

Der Mont-Cenis-Tunnel.

(Schluß.)

Von der Ausstellung ging's nach Hause, sich umzukleiden, und dann um halb Sieben nach dem neuen Theil des Palazzo Carignano zur Mahlzeit, die der Bürgermeister von Turin uns gab. Da zeigte sich wieder die schon besprochene Unbekümmertheit gegen die werthen Gäste. Der Palazzo ist ein ungeheueres Gebäude, das ein ganzes, von vier Straßen eingerahmtes rechtwinkeliges Viereck einnimmt. Es besteht aus zwei gleich großen Hälften, die einen großen Hof einschließen. Jeder Theil hat sein Portal, sie liegen einander gegenüber, und man kann durch das eine Thor über den Hof weg und das andere Thor auf die jenseitige Straße sehen. Der Speisesaal war in der neueren Hälfte des Palastes, deren Stirnseite nach einem freien Platze sieht. Man sollte daher glauben, es verstände sich von selbst, daß die Gäste gleich durch das Portal dieses Theiles eintreten würden. Doch nein; die Verfahrt geschah vor dem alten Portale, an dem ein Paar Mann von den Guardie civiche (städtische Wachmänner) standen; dann mußte man zu Fuß über den großen, blos beschotterten Hof in den neuen Theil, an dessen geschlossenem Portalgitter sich ebenso eine neugierige Menge drängte wie vor dem alten, und dann ging's, an einem Portier und einigen Bedienten in großer Livree vorbei, die kolossale Treppe hinauf. Oben standen wieder Diener, aber keiner machte Miene, den Ankommenden den Paletot abzunehmen, den Viele der zu erwartenden Abendkühle wegen mitgenommen. Diese mußten ihn in den Saal nehmen und ihn dann auf oder unter ihrem Sitz anbringen, wie's ging.

Man betrat zuerst eine zwanzig Schuh breite und wenigstens zehnmal so lange Galerie, aus welcher Thüren in den Speisesaal führen. Er ist zwei Stock hoch, mit einer doppelten Reihe mächtiger Fenster, deren untere Reihe zugleich als Balconthüren dient. In der Hälfte seiner Höhe läuft, von prächtigen Karyatiden getragen, eine Galerie rundum, die dem Publicum geöffnet war. Der ganze Saal ist weiß, nur die riesigen Blumensträuße an den Wänden, in deren jedem ein Dutzend Kerzen stecken, hoch und dick wie Kirchenkerzen, bringen Farbe in den kalten Ton des Ganzen. Die Decke ist al fresco gemalt, aber aus der Zeit des abscheulichen Geschmackes, der sich erlaubte, in die gebaute Architektur eine gemalte hineinzuschieben, auf die wirklichen Fenster und Säulen scheinbare zu setzen und die Decke in ein Himmelsgewölbe zu verwandeln.

Fünf Reihen reich gedeckter Tische standen nach der Länge des Saales und wurden an einer der Querwände durch einen sechsten abgeschlossen, an dem die Würdenträger saßen, Graf Rignon in der Mitte. Ich hoffe, daß den Herren etwas mehr Raum zugemessen wurde als uns, denn unsere Sitzbreite erinnerte mich nur zu sehr an die Sperrsitze des Wiener Burgtheaters. Das Diner selbst war alles Lobes werth. Nach dem Dessert erhob sich Graf Rignon. Aber es ging schon lebhaft her; gleich im Anfange hatte der Saal gebraust von den Zwiegesprächen der Nachbarn, und die Zuschauer, welche die Galerie oben vollständig gefüllt hatten und nicht vom Platze wichen, mögen auch nicht geschwiegen haben. Dann kommt bei solchen Gelegenheiten immer wieder die unglaubliche Gedankenlosigkeit der Menschen zum Vorschein. Statt mit dem Schweigen bei sich anzufangen, wodurch es sehr bald stille würde, glaubt sich Jeder berufen, den Anderen Schweigen aufzuerlegen, und je mehr er sich seiner anti-lärmenden Absichten bewußt ist, desto mehr hält er sich für berechtigt, dies auf das lauteste zu äußern. Ruhe! Niedersetzen! Silenzio! Seduti! so schrie es aus fünfzig entrüsteten Kehlen und keines der zu jeder Kehle gehörigen Hirne bemerkte, wie sehr es dieses gewünschte Silenzio unmöglich machte. Endlich schrieen blos die Fanatiker der Ruhe und sie hätten sich wahrscheinlich heiser geschrieen, wenn nicht Graf Rignon, der dem Toben eine ganze Weile still lächelnd zugesehen hatte, endlich

zum dritten- und viertenmale mit starker und scharfer Stimme in langgezogenem Tone sein „Signor!“ hineingerufen hätte.

Graf Rignon ist eine sehr gewinnende Erscheinung. Mittelgroß, gut und kräftig gebaut, in der Blüthe des Mannesalters, das frisch gefärbte Gesicht (es war schon vor Tische so) von einem kurzen braunen Vollbart umrahmt, zieht er besonders an durch sein glänzendes, klares, von heiterem Verstande durchleuchtetes Auge. Er spricht wie Einer, der geübt ist, zu großen Massen zu sprechen, und seine Stimme erfüllte den weiten Saal. Er brachte in italienischer Sprache einen Toast aus auf den König Victor Emanuel, der von den Gästen und dem Publicum enthusiastisch erwidert wurde.

Nach ihm sprach Graf Remusat, der französische Minister des Auswärtigen. Er machte den Italienern das Compliment, zu bedauern, daß er nicht Italienisch sprechen könne, und trank auf die Freundschaft beider Völker, zwischen denen es jetzt keine Alpen mehr gäbe, auf die nationale Unabhängigkeit und Freiheit. Remusat ist ein alter Mann, mit großen, matten grauen Augen; er sah gelangweilt aus und sprach offenbar mit Aufgebot aller seiner Stimmmittel. Er wurde von Wenigen verstanden und sein Toast daher auch nur mäßig beantwortet. Mir that er leid; ich gedachte seiner nicht sehr tief gedachten, aber fleißig und elegant geschriebenen Bücher über Abélard und Anselm von Canterbery, Bücher, die aus seiner besten Zeit, der Zeit Louis Philipp's stammen. Nun saß er da, selber eine Ruine, bestimmt, die Ruinen seines Vaterlandes vor einem aufstrebenden Volke zu vertreten.

Minister Venosta trank auf Thiers und die unvermeidliche Phrase der Union des deux peuples. Was später gesprochen wurde, ging meist ungehört und unverstanden zum Orcus. Mit Recht, denn was ich, sehr nahe sitzend, davon hörte, war meist Wortschwall. Man brach auf und eilte zur Soiree des Statthalters.

Es war eine fettsame Soiree. Sie fand statt in einem Flügel des königlichen Palastes. Am Eingang standen die üblichen beiden militärischen Individuen, dann ging's eine Treppe aufwärts, die aber von einer einzigen Flamme ebenso schlecht beleuchtet als weit und breit war; oben angelangt, betrat man das eine Ende einer Galerie, deren zweites Ende sich in der Dämmerung verlor; sollte es da hinab gehen? Nein, hier gleich rechts ist ein ziemlich heller Vorsaal, ein paar Kammerdiener springen Einem entgegen und schnappen nach dem Ueberrock (die einzige persönliche Aufmerksamkeit, um welche zu genießen man aber einen Ueberrock mit haben mußte; mein Vertrauen auf die „milden Lüfte“ Italiens hatte mich drum gebracht); aus dem Vorsaale ging's in zwei bis drei nicht sehr große und mäßig beleuchtete Säle, an deren Wänden die hergebrachten weißen und goldenen mit rothem und gelbem Damast überzogenen Sopha's und Sessel standen, und in deren Mitte sich bereits eine mit jeder Minute wachsende Schaar von Befrackten und Besternten drängte. Von Damen waren zwei oder drei anwesend, darunter Grattoni's Frau; eine andere, sehr magere und nicht mehr junge Dame schien das Recht zu haben, die Honneurs zu machen; das Recht mehr als die Lust. Kammerdiener tiefen Einem in den Weg und boten auf ungeheueren silbernen Platten Eis an, und zu meinem Erstaunen sah ich, daß die meisten der Herren, die ja eben vom fast zweistündigen Mahle aufgestanden waren, jetzt wieder wacker zugriffen. Auf einem Balcone stand der Prinz von Carignan. Von dem weiten Platze unten scholl Gesang und Instrumentalmusik herauf; in einer Ecke war eine Tribüne errichtet, auf der die dreihundert Musiker saßen. Tausende von Zuhörern bedeckten den halben Raum, auf dem die Feuer-Girandolen von gestern wieder angezündet waren. Ich ging hinab durch eine der schnurgeraden Straßen, fast eine halbe Stunde lang, nach der Piazza dello Statuto, wo ein Volksball schon vorüber zu sein schien, obwohl noch ein paar Musikbanden spielten und es noch nicht 11 Uhr war. Die Zurückkehrenden waren mir auf dem Wege in Massen entgegengeströmt. Ich stieg in einen Wagen und fuhr nach Hause.

Die Feste, die vorzugsweise den geladenen Gästen galten, waren vorüber. Ich kann nur die Frage wiederholen, die ich schon gestellt habe: Wozu wurden wir Nichtitaliener und Nichtfranzosen geladen? Um Italienern und Franzosen als Hintergrund zu dienen? Dazu waren unserer zu wenig. Um Zeuge ihrer gegenseitigen Abneigung zu sein? Dies konnte die Absicht der Gastgeber nicht sein, denn sie hätte keinen Sinn. Um uns zwei Diners zu geben? Die hätten wir zu theuer bezahlt durch die Mühen und Kosten der Reise. Also wozu? Denn um uns den Tunnel zu zeigen, ist es nicht geschehen, da man sonst dafür gesorgt hätte, daß wir auch Alle gleich bei der Eröffnung durch ihn gefahren wären. Uns für den dritten Tag noch eine Fahrt dahin zu „ermäßigten Preisen“ freizustellen und so das Geschäft mit der Gastfreundschaft zu vereinigen, ist doch eine zu große Naivität. Es geht zwar das Gerücht, daß für den vierten Tag eine freie Tunnelfahrt für alle eingeladenen Journalisten eingerichtet worden sei; allein ich fand es weder der „Neuen Freien Presse“ würdig, noch liegt es in meinen Lebensgewohnheiten, von Pontius zu Pilatus zu laufen, um zu erfahren, ob das Gerücht wahr und ob eine Freikarte zu erschnappen sei. Diese Rücksichts- und Formlosigkeit trifft diesmal mit Ausnahme der Franzosen, die durch den Tunnel gekommen sind und durch ihn zurückkehren werden, alle anderen Nationalen, Italiener wie Nichtitaliener. Die geringste annehmbare Artigkeit wäre doch gewesen, wenn die Direction sich die Mühe gegeben hätte, die Vertreter der Presse von dieser nachträglichen Einladung zur Tunnelfahrt in Kenntniß zu setzen. Wer Gast ist, hat gewisse Rechte, und wer Wirth ist, hat gewisse Pflichten, die er nicht unerfüllt lassen darf, ohne den Gast zu beleidigen. Ich sage das Alles rund heraus, weil ich es für wahr halte und weil ich weder Lust noch Talent habe, die Dinge anders zu sagen, als wie ich sie sehe.

Mannichfaltiges.

(Ueber das Germanische Museum in Nürnberg) wird uns von dort geschrieben: Am 28. und 29. September bis spät in die Nacht tagte hier der Verwaltungsausschuß des Germanischen Museums über seine inneren Angelegenheiten. Mit wenigen Ausnahmen waren alle Mitglieder desselben entweder persönlich oder durch Stellvertretung anwesend. Es handelte sich nämlich in erster Reihe, ob die Anstalt eine deutsche Reichsanstalt werden solle, wozu die Erstehung des Deutschen Reichs zu drängen schien, oder ob sie ihren bisherigen Charakter als eine sich selbst verwaltende Stiftung der deutschen Nation beizubehalten habe. Die Versammlung beschloß beinahe mit Einmüthigkeit das letztere, und so ist der Charakter der Nationalanstalt der gleiche geblieben. Als neue Mitglieder wurden theils in den Local- theils in den Verwaltungsausschuß Director Freiherr v. Welser und Professor Waiz aus Göttingen gewählt. Die hierauf erfolgte Prüfung der Verwaltung des Museums zeigte die befriedigendsten, ja mitunter glänzende Ergebnisse. Namentlich war dieses bei den Sammlungen der Fall, die durch Abgüsse hervorragender Grabmäler, durch Webereien u. s. f., namentlich aber durch den besten Albrecht Dürer, einen Herrn v. Holzschuer — überlassen von der freiherrlichen Familie dieses Namens, und einen prachtvollen Tafelaufsatz, überlassen von einer anderen Patricierfamilie, auf's würdigste gemehrt worden sind. Es wurde daher mit vollem Rechte dem ersten Vorstand und sämmtlichen Beamten der Dank der Versammlung ausgesprochen. Als literarische Gabe hat das Museum in Vorbereitung eine Geschichte der Feuerwaffen vom ersten Vorstand Essenwein, wozu die Abbildungen dem Verwaltungsrathe vorgelegt werden konnten. Endlich hatte der Tod in den letzten Jahren beträchtliche

Lücken in den Gelehrtenausschuß gerissen, welche durch Ernennung neuer Mitglieder ergänzt wurden.

(Eine geistreiche Antwort.) Folgender höchst interessante und charakteristische Zug aus dem Leben unseres Deutschen Kaisers Wilhelm I. dürfte vielen unbekannt sein, und wir glauben mit dessen Mittheilung manchen unserer Leser zu erfreuen. Als Wilhelm I. noch Prinz von Preußen war, befand sich in seinem Gefolge ein hoher General, welcher die liebenswürdige Tochter eines reichen Berliner Kaufmanns zur Gemahlin erkoren hatte. Dieser Dame schien jedoch nicht das Glück zu Theil werden zu wollen, in den Hofzirkeln zu glänzen, wozu sie durch den Rang ihres Gemahls, wie durch ihre Schönheit und ihren Geist berechtigt war, denn was giebt es Härteres als das Herz einer stolzen Prinzessin? Nun waren aber zu jener Zeit am preußischen Hofe zwei solche, dem Rosenalter bereits entblühte hohe Damen, welche sich höchlichst indignirt fühlten, daß — eine Kaufmannstochter sie verdunkeln sollte, und darum ließen sie es nicht an Intriguen und selbst Demüthigungen aller Art fehlen, um der schönen Dame den Besuch der Hofzirkel zu verleiden. Und es gelang ihnen. Die Gemahlin des Generals zog sich in ihr Hotel zurück und ließ ihren Gemahl allein der Einladung zu den Hofzirkeln Folge leisten. Der Prinz von Preußen jedoch, von jeher ein eifriger Bewunderer des schönen Geschlechts und ein besonderer Verehrer gerade dieser Dame, vermißte ihre Abwesenheit sehr, und bei einer Parade nahm er die Gelegenheit wahr, den General über deren Ursache zu befragen. Dieser glaubte der königlichen Hoheit die ganze Wahrheit sagen zu müssen. Darüber nicht wenig entrüstet, bat der Prinz den General, beim nächsten Hofzirkel seine Gemahlin doch wieder mitzubringen, und versprach seinen Schutz vor etwaigen neuen Unbilden. So erschien denn die schöne bürgerliche Dame wieder am Hofe, doch war sie diesmal mit größerem Muthe ausgerüstet, wußte sie doch, daß das Auge eines hohen Beschützers über sie wache, und das machte sie sicher und ruhig. Kaum hatte sie jedoch im Kreise anderer Damen ihren Platz eingenommen, so segelten schon, wie zwei Schwäne mit gehobenen Flügeln, die beiden Prinzessinnen heran und begannen die Neuangekommene zu lorgnettiren. Als aber diese sich erhob und ihre tiefe Verbeugung machte, da trat ihr die eine der Prinzessinnen näher und fragte sie in impertinentem Tone: „Womit handelte Ihr Vater?" — „Mit Sinn und Verstand, Königliche Hoheit!" lautete die Antwort der Dame. Im demselben Augenblick trat auch schon der ritterliche Prinz, der Frage und Antwort vernommen hatte, zu den Damen und setzte hinzu: „Und es scheint, die Tochter führt das Geschäft ihres Vaters mit Erfolg fort!" Hierauf bot er der Gemahlin des Generals galant den Arm und führte sie, zum Aerger der verblüfften Prinzessinnen, den Saal entlang. Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß von diesem Tage an die Gemahlin des Generals, die geistreiche Kaufmannstochter, die gefeiertste Dame in Berlin wurde.

(Bismarck und Thiers.) Ein freundliches Correctionsmittel wandte Fürst Bismarck mit glücklicher Geistesgegenwart einmal während der Unterhandlungen mit Hrn. Thiers an, so einfach und doch so unwiderstehlich wirksam, daß es wohl der Erzählung werth ist. Es war während der dem Frieden vorangegangenen mündlichen Verhandlungen, die der Reichskanzler aus Höflichkeit gegen seinen Gast — Hr. Thiers war ja zu ihm gekommen! — in französischer Sprache führte, obwohl letzterer des Deutschen ziemlich mächtig ist. Dieser aber gerieth im Laufe des Gespräches in Eifer, wurde aufgeregt, heftig und ging in seiner Leidenschaft über die Grenzen der Artigkeit ein wenig hinaus, so daß bei irgend welcher Empfindlichkeit auf Seiten Fürst Bismarcks die Verhandlungen sich zerschlagen haben würden. Es war schon fast auf diesem Punkte, als der Reichskanzler, der nur die Sache, nicht die Form oder gar seine Person im Auge hatte, die ganze Situation mit dem einzigen, ruhig gesprochenen Wort änderte: „Wenn's beliebt, wollen wir jetzt die Conversation deutsch fortsetzen." Hr. Thiers, der darauf eingehen mußte, war auf einmal genöthigt, in einer ihm, wenn auch bekannten, doch von Haus aus fremden Sprache zu reden, mußte also ruhig werden, denken beim Sprechen, die Worte suchen, sich gewählt ausdrücken, wie man das eben in nur erlernter Mundart thut; die Ruhe kehrte in das Gespräch zurück, und Alles kam zum glücklichen Ende durch dies einfache, mit glücklicher Geistesgegenwart gefundene Mittel.

(Ein neues Reich.) Ganz Europa wird sich nicht wenig wundern, daß wieder ein neues Reich entstanden ist, zumal da dasselbe sich gleich in constitutioneller Form in die Gemeinschaft der Nationen einführt. Es ist auf den Fidschi-Inseln, wo ein edler Kannibalen-Häuptling, Thakambau mit Namen, sich zum Könige erhoben, einen Hrn. Charles Sydney Burt (früher Auctionator in Melbourne) zu seinem Premier ernannt und mit einer Thronrede seine Regierung angetreten hat. Der Premier, der nebenbei auch Finanzminister ist und ein vollständiges Cabinet um sich geschaart hat, spricht sich ebenfalls in einer Art Manifest aus und redet von dem „vollen Verständniß seiner großen Verantwortlichkeit". Die Constitution bestimmt eine Volksvertretung, welche aus den Wahlbezirken hervorgehen soll, und verheißt bürgerliche und religiöse Freiheiten, einfache und billige Justizverwaltung und Gleichberechtigung. Eine Landfrage existirt bereits, und auch sonst scheint der neue König mit seinen europäischen Collegen manche Sorgen gemein zu haben, denn die Inselgruppe zählt 350 Inseln und Inselchen, und die Bewohner sind bei weitem nicht Alle mit dem neuen Reiche einverstanden.

(Neuer Planet.) Professor Peters von der Litchfielder Sternwarte des Hamilton-College in New-York meldet die Entdeckung des 116. Planeten, eines Sternes der elften Größe. Er wurde zuerst um 1 Uhr Morgens am 9. September gesehen und zeigte während zweistündiger Beobachtung eine entschieden planetartige Bewegung; seine Lage war in 0 Grad 15 Minuten rechter Ascension und 3° 45' südlicher Declination.

Sylbenräthsel.

1.

Ein mächt'ger König, hochgeboren,
Beherrschet ein gar weit' Gebiet.
Ein Volk hat Treue ihm geschworen,
Und ihn besingt manch' hehres Lied.

2.

Es sind, die nie zusammen kamen,
Ungleiche Schwestern: wüst und hold.
Steinreich die Eine — sagt ihr Namen —;
Die Andre reich an fluß'gem Gold.

1 und 2.

Und in der Krone eines Königs
Wurd' ich als Perle stets genannt.
Bin oft erstanden, wie ein Phönix,
Aus Kriegsverwüstung, Mord und Brand.

— Δ —

Auflösung des Anagramms in Nr. 114:
Graf — Grat — Grab — Gran — Gras —
Gram — Grad — Grau.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 118. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Die Festsäle des Palastes Ajuda in Lissabon, desselben, wo der junge absolute König Dom Miguel die Huldigung der Cortes nach alterthümlichem Ritus erhalten hatte, strahlten in tageshellem Beleuchtung. Eine diamantenstrotzende Menge wogte bei rauschenden Harmonieen der Musik in den glänzenden Räumen auf und nieder. Hohe Spiegel in goldenen Rahmen wiederstrahlten die schönsten Frauenbilder in reicher Toilette, die dunkelen üppigen Flechten mit Blumen und Brillanten geschmückt; sie wiesen die kostbaren Uniformen der Officiere verschiedenster Truppengattungen, zwischen denen nur hin und wieder der schwarze Frack eines Civilisten sich bescheiden bewegte, wie ein vorlautes Sternlein, das Niemand kennt, inmitten seiner strahlenden Brüder.

Man sah wenig Fremde, denn die meisten hatten mit ihren Gesandten Portugal verlassen, dessen König bis jetzt nur von dem Präsidenten der amerikanischen Union anerkannt war, die sich, allein auf Handelsvortheil sehend, wenig um die innere europäische Politik kümmerte. Die gebliebenen Ausländer, größtentheils Kaufleute, die ihr Geschäft an Portugal fesselte, waren nicht hoffähig, auch war dieser Mangel an Fremden in der glänzenden Gesellschaft, die sich hier zusammen gefunden hatte, wenig sichtbar.

Der König gab ein Fest. Alles drängte sich einer Eintadung, daran theilhaftig zu werden, und keiner, der damit begnadet worden, wagte es, nicht zu erscheinen, denn Dom Miguel's Scharfblick entging keine Lücke in der Zahl seiner Gäste.

Jetzt öffnete sich eine Seitenthür, und drei Herren in reichem Hofcostüm erschienen inmitten der glänzenden Versammlung. Mit tiefem ehrfurchtsvollem Neigen begrüßten die Höflinge den einen von ihnen, der seinen Begleitern einen Schritt voraus war, aber mit sichtlichem Interesse an dem eifrigsten Gespräch theilnahm, das selbst ihr Eintritt in den Hauptsaal des Festes nicht störte.

Es war dies ein junger Mann von hoher Schönheit, Albert Marquese de Abrantes war sein Name und die ihm zugewandte Gunst des Souverains allgemein bekannt, in der er, wie früher bemerkt, seit kurzer Zeit einen Nebenbuhler in der Person eines jungen Barbiers erhalten hatte.

Die beiden anderen Herren waren Dom Antonio de Montreal, dessen schönes männliches Antlitz ernster erschien als sonst, und der Herzog von Argallar ein gemeinschaftlicher Freund der jungen Leute.

Genannter Edelmann war vollkommen das Prototyp eines Portugiesen. Von schmächtiger Figur mit gelblichem Teint und dunkelen Haaren machte seine Erscheinung keinen angenehmen Eindruck, denn ein Zug des Selbstbewußtseins und des Hochmuths lag in seinem Antlitz ausgeprägt.

Der Marquese fuhr eben in der Unterhaltung fort: „Ich meine, Du solltest, da Du einmal Gatte bist, doch erst die guten Eigenschaften der Frau näher prüfen, ehe Du durchaus auf Lösung jener Verbindung dringst. Der Graf Montreal, Dein Vater, war ein zu guter Edelmann, als daß er blindlings in eine ihm gelegte Falle gegangen sein und nicht mit eigenen Augen geprüft haben sollte."

„Mein Vater war einmal für diese Bastanza eingenommen. Ich gebe zu, daß er früher dem Alten Manches zu danken gehabt. Aber es empört mich, daß ich wie ein Schulknabe das Ehejoch anlegen mußte, weil mein Vater es befahl."

„Und warum kamen Sie dem Befehl nach?" fragte der Herzog lachend. „Fürchteten Sie die Zuchtruthe Ihres puritanischen Alten?"

Ein Blitz des Zorns leuchtete in Antonio's Auge, aber rasch faßte er sich und erwiderte: „Weit es ein unerhörter Fall gewesen wäre, einen Montreal gegen seinen Vater ungehorsam zu sehen. Ich wollte in diesem Punkt nicht der erste in den Annalen unseres Hauses sein. Uebrigens verehrte und verehre ich meinen Vater als einen der edelsten Männer Portugals und werde mit dem Schwerte jeder Verunglimpfung seines Namens zu begegnen wissen. Wäre es ihm vergönnt gewesen länger zu leben, ich hätte geduldig die Last dieses Ehebündnisses weiter getragen. Sein Tod aber ändert die Sache. Keiner wird mir Egoismus oder unedle Beweggründe zuschreiben, die mich zu meinem Handeln bestimmen, denn ich bin ohne Vermögen, und meine Gattin ist durch ihres Vaters Tod Herrin über Millionen."

„Teufel!" sagte der Herzog lachend, „das sollte mir geboten werden. Aber ich kann mir denken, wo es mangelt, nicht wahr, sie hat irgend einen körperlichen Fehler, ein Gebrechen, das sie entstellt und das sie gern mit ihren Schätzen in des Gatten Augen bedecken möchte."

„Donna Maria de Montreal ist untadelhaft von Körper wie von Geist, — ja ich glaube sogar, sie ist schön. Als Knabe war ich in sie verliebt; bei meiner kurzen Anwesenheit auf der Villa ihres Vaters an jenem Tage, da man uns verband, habe ich sie kaum angesehen."

Die jungen Leute lachten laut auf.

„Vielleicht," fuhr Antonio ernsthaft fort, „wäre es anders gekommen, vielleicht läge ich heute ein glühender Gatte und Liebender zugleich zu ihren Füßen, hätte ein Zufall uns von neuem zusammengefügt; aber der Zwang dictirt schlecht Empfindungen des Herzens."

Das Gespräch der jungen Leute wurde plötzlich unterbrochen, denn der Ruf: „Der König" ging durch die strahlende Menge, wie eine Rakete eines Feuerwerks, die eine Glorie entzündete. Und diese Glorie ließ nicht auf sich warten, unter dem Geschmetter der Trompeten öffneten sich die Flügelthüren, die nach den inneren Gemächern führten, und Dom Miguel, der absolute Herrscher Portugals, betrat den Festsaal.

Der König zählte um diese Zeit sechs und zwanzig Jahre, war von mittelgroßer Gestalt und sein Antlitz trug den Ausdruck der Gewaltthätigkeit und der sinnlichen Leidenschaften.

An seinem Arm führte er die Königin-Mutter, deren

lichtgrüne, goldgestickte Robe, die ihre hohe, gebietende Gestalt umschloß, mit Brillanten übersäet war. Obgleich die Königin Donna Carlotta, in deren Hände während einer Krankheit ihres Sohnes die Leitung der Staatsgeschäfte übergangen war, noch vor kurzem die Gelegenheit benutzt hatte, an ihre eigene Regentschaft und Erhebung ihres Sohnes Dom Sebastian auf den portugiesischen Thron zu denken, hatte die Staatsklugheit doch eine Versöhnung nach der Wiederherstellung der Gesundheit Miguels geboten. Diese Versöhnung war vorzugsweise durch die Bemühungen des greisen Ministers Grafen Bastide und des jungen Lieblings des Königs, Baron von Queluz, zu Stande gebracht worden.

Letzterer, ein junger Mann von blendender Schönheit, führte die Infantin Isabella, die Schwester Dom Miguels, und selbst kein ungeübtes Auge hätte in dem eleganten Cavalier, dessen reiche Hofkleidung mit Orden und Edelsteinen bedeckt war, den ehemaligen Barbier Pirez wieder erkannt, dessen Anmuth und frohe Laune ihn dem König unentbehrlich gemacht hatten.

Sobald der König die Damen zu ihren Plätzen geführt hatte, gab er dem Baron von Queluz einen Wink, ihn zu begleiten, und näherte sich dann der Gruppe der drei Herren, die ihn mit ehrfurchtsvoller Verbeugung begrüßten.

Sein Antlitz überflog eine Wolke, als er sich zu Antonio wandte. „Man hat mich getadelt,“ sagte er, „daß ich dem Sohne des Mannes, der mein erbittertster Feind gewesen, der selber gegen mich gefochten, straffreie Rückkehr nach Portugal bewilligte. Ich hoffe, Sie werden sich der Empfehlung des Marquese würdig erweisen.“

„Ich kann nur versprechen, Majestät, fortan blos theilnehmender Zuschauer in einem Kampf zu sein, den Schicksal oder eine höhere Macht bereits entschieden.“

„Gottes Wille, Gottes Entscheidung!“ rief der König mit lauter Stimme. „Nicht umsonst haben seine Diener an den Altären ihre Gebete für mich erhoben. Ich denke Sie an Lissabon mit engeren Banden zu fesseln,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „die Tochter des Grafen Bastide, eines meiner wärmsten Anhänger, ist Wittwe geworden. Sie ist zwar über die erste Jugendblüthe hinaus, aber sehr reich. Diese Heirath soll Ihr Glück machen, denn ich weiß, Sie sind mittellos.“

Antonio erröthete vor Unwillen. „Majestät, so lange dieser Kopf noch zu denken, diese Hand noch ein Schwert zu führen vermag, nenne ich mich nicht arm,“ sagte er stolz. „Sähe ich auf Reichthum, ich würde nicht versuchen, den Ehebund mit meiner Gattin zu lösen, die mir Millionen zu Gebote stellt; und diesen Ehebund will ich nur aus dem einzigen Grund trennen, weil es nicht ganz freie Herzensneigung war, die mich mit Maria Bastanza verband.“

„Diese Ehe werde ich durch einen einfachen Befehl lösen,“ rief der König. „Ein Decret, ein Wort an den Erzbischof von Lissabon von mir, und Sie sind frei.“

Der junge Mann verbeugte sich tief. „Ich danke Euerer Majestät für Ihre Güte,“ sagte er ehrfurchtsvoll, „aber ich ziehe den freilich langsameren Weg des Rechts und des Gesetzes vor.“

Unwillig wandte sich Dom Miguel um. „Das ist ein trotziger Geselle,“ sagte er halblaut, aber vollkommen verständlich zum Baron Queluz, „der Herr Marquese de Abrantes ist sehr unbedacht gewesen.“

Der frühere Günstling wurde unwillkürlich bleich, er kannte aus Beispielen, was es heißt, bei dem Souverain in Ungnade zu stehen. Der ehemalige Barbier lächelte, denn er sah, wie die zunächst Stehenden sich bei den Worten des Königs von Abrantes zurückzogen, als sei er plötzlich von einem ansteckenden Uebel befallen.

Der Herzog von Argalla schlug sich in's Mittel. „Vielleicht ist es mir vergönnt,“ sagte er, „den Vermitteler in dieser Sache zu spielen. Die Gräfin de Montreal ist jung, schön und reich: drei Eigenschaften, die der Herzog von Argalla wohl zu schätzen weiß. Ueberlassen Sie mir Ihre Gattin, Dom Antonio.“

„Die geschiedene Gräfin Montreal hat freie Wahl,“ erwiderte Antonio scharf. „Ob sie die Eigenschaften des Herzogs von Argalla zu schätzen weiß, wie er die ihren, bezweifle ich.“

„Was gilt die Wette,“ rief der Herzog übermüthig, „daß ich ihre Neigung schon vor der Scheidung gewinne. Geben Sie mir Einwilligung, nach Ferrota zu gehen, Graf, und ich bürge Ihnen, ich bringe die Einwilligung Ihrer Gattin zur Lösung des Ehebündnisses mit zurück.“

„Und ich wette, Sie bekommen die Gräfin de Montreal kaum zu sehen,“ erwiderte Antonio. „Uebrigens gebe ich Ihnen gern die Erlaubniß; versuchen Sie Ihr Heil.“

„So nehmen Sie die Wette an,“ rief der Herzog. „Ich bitte Se. Majestät Zeuge zu sein. Ich setze tausend Piaster.“

„Und ich halte sie,“ rief Dom Antonio. „Nur Eins bedinge ich mir aus: bedienen Sie sich jedes Vorwandes, den Sie für gut befinden, zu meiner Gattin zu gelangen, nur nicht dessen, daß Sie in meinem Namen kommen, mit einer Botschaft von mir beauftragt. Ich hoffe, Sie werden diese einzige Bedingung, die ich Ihnen stelle, nicht unbillig finden.“

„Diese Bedingung ist gerecht,“ entschied Dom Miguel. „So brechen Sie auf, Herzog, sobald als möglich; ich bin gespannt auf den Erfolg. Sobald Sie heimgekehrt, lassen Sie sich augenblicklich bei mir melden, ich werde die betheiligten Herren rufen lassen und in ihrer Gegenwart die Wette entscheiden. Glück auf den Weg.“

Mit gnädigem Gruß, an dem auch der Marquese de Abrantes theilnahm, entfernte sich Dom Miguel mit seinem Günstling. Auch der Herzog von Argalla verabschiedete sich, um seine Vorbereitungen zu treffen.

Antonio wandte sich an seinen Freund. „Ich bringe kein Glück,“ sagte er mit trüben Lächeln. „Das erste Mal, daß ich an meines Vaters Seite kämpfte, kostete ihm das Leben; mein Oheim ist spurlos verschwunden; Dir zieht meine Anwesenheit ein Unwetter seitens des Königs zu. Und doch, ich wäre nicht gekommen, hätte meine Mutter, deren harten Sinn die traurigen Ereignisse gebeugt, und die meines Beistandes bedarf, mich nicht darum beschworen. Vielleicht ist es für meine Gattin ein Glück, daß ich mein Geschick von dem ihren trenne.“

„Du bist hypochondrisch, Freund,“ sagte der Marquese lachend. „Die Wolke auf des Königs Stirn hat sich bereits zerstreut, und nicht umsonst war ich in Indien und habe gelernt, mit Tigern umzugehen. Und jetzt verbanne jeden trüben Gedanken, Portugals schönste Blumen locken hier, und wir stehen hier wie die Einsiedler.“

Er zog seinen Freund mit sich fort, — die Blicke flogen glühend hin und wieder. Portugals üppige Fluren hatte der

Bruderkrieg purpurn gefärbt, im Palaste zu Lissabon tanzte der Herrscher und die Edelsten des Landes, und funkelten die kostbarsten Weine in goldenen Pocalen.

(Fortsetzung folgt)

---

* Zur Geschichte der französischen Kriegführung im Jahre 1870.

Schon oft ist im Verlaufe und seit Beendigung des letzten, für die deutschen Waffen so glorreichen Feldzuges durch Enthüllungen mannichfacher Art auf die unbegreifliche und bodenlose Leichtfertigkeit, Kopflosigkeit und Rathlosigkeit oder, besser gesagt, vollständige Zerfahrenheit hingewiesen worden, welche französischerseits nicht nur in der ganzen Führung des Krieges selbst, sondern hauptsächlich auch in den Vorbereitungen und Zurüstungen zu demselben zu Tage tritt, und die vielleicht nur durch die frevelhafte Frivolität und Gewissenlosigkeit übertroffen wird, mit welcher der gallische Hochmuth und Chauvinismus die Brandfackel des Krieges in friedliche Gauen schleuderte. Noch nirgends ist uns jedoch das klägliche Bild jener Zerfahrenheit und Planlosigkeit in schärferen Zügen entgegengetreten, als in den Mittheilungen eines französischen Blattes, des „Courrier de la Moselle“ vom 8. Dec. 1870, das wir befreundeter Hand verdanken, und woraus wir daher im Nachstehenden zur Erbauung unserer Leser eine kleine Blumenlese in möglichst wortgetreuer Uebersetzung folgen lassen. Die in Rede stehende Sammlung amtlicher Depeschen aus der Feder des Kaisers, der verschiedenen Corpscommandanten und Beamten des Kriegsdepartements erstreckt sich bis in die Tage vor der Eröffnung der Feindseligkeiten und beginnt sogleich mit einem förmlichen telegraphischen Nothschrei des Generals de Failly, Commandanten des 5. Corps. Doch lassen wir die gewaltigen Helden der Grrrande Nation nun selbst reden:

„An das Kriegsministerium. — Bitsch, 18. Juli. Ich bin hier mit 18 Bataillonen Infanterie. Schicken Sie uns Geld, um die Truppen mit den nöthigen Lebensmitteln versehen zu können. Das Papiergeld wird nicht angenommen. Kein Geld in den öffentlichen Kassen der Umgegend, kein Geld in den Kriegskassen der Armee-Corps. de Failly.“

„Der General-Intendant an den Director des Kriegsdepartements in Paris. — Metz, 20. Juli, 9 Uhr 50 Min. Morgens. Wir haben hier weder Zucker, noch Kaffee, noch Branntwein, noch Salz, sowie wenig Speck und Zwieback. Schicken Sie schleunigst wenigstens eine Million Rationen nach Thionville.“

„General Ducrot an den Kriegsminister in Paris. — Straßburg, 20. Juli, 8 Uhr 30 Min. Abends. Morgen sind kaum 50 Mann vorhanden, um die Festung Neubreisach zu bewachen, und eben so sind Fort Mortier, Schlettstadt und Lichtenberg entblößt. Es sind dies die Folgen der Befehle, welche wir in's Werk setzen. Es wären leicht Hilfsmittel in der Mobil- und Nationalgarde zu finden, allein ich halte mich nicht für befugt, etwas zu unternehmen, da Euere Excellenz mir keine Vollmacht gegeben haben. Es scheint sicher, daß die Preußen bereits Herren der Engpässe des Schwarzwaldes sind.“ (Unvergleichlich!)

„Der Obercommandant des 2. Corps an das Kriegsministerium. — St. Avold, 21. Juli, 8 Uhr 55 Min. Morgens. Das Depot sendet große Päcke von Karten, welche für den Augenblick ganz unnütz sind. Wir haben nicht eine einzige Karte der französischen Grenzgebirte. Es wäre doch besser, uns das zu schicken, dessen wir bedürfen, und was uns vollständig abgeht.“

„General Michel an das Kriegsministerium. — Belfort, 21. Juli, 4 Uhr 50 Min. Morgens. Bin hier angekommen, habe aber weder meine Brigade, noch den Divisionsgeneral gefunden. Was soll ich thun? Ich weiß nicht, wo meine Regimenter sind.“

„Der Kriegsminister an den General de Failly in Bitsch. — Paris, 21. Juli, 4 Uhr 50 Min. Mittags. Das Geld ist in Straßburg, mit welchem Platze Sie durch eine Eisenbahn verbunden sind. Keine Revolver in den Arsenalen. Es sind den Officieren 60 Frcs. gegeben worden, damit sie sich solche selbst auf dem Wege des Handels kommen lassen. Erwarten Sie den Kaiser und fügen Sie sich den Umständen.“

„Der Obercommandant des 4. Corps an den Obergeneral in Paris. — Thionville, den 24. Juli, 9 Uhr 12 Min. Morgens. Das 4. Corps hat bis jetzt weder Lazarethe noch Sanitätsabtheilungen, noch Marketender- und Bagagewagen für die Truppen und den Stab. Es fehlt an Allem.“

„Intendant des 3. Corps an den Kriegsminister. — Metz, 24. Juli, 7 Uhr Abends. Das 3. Corps verläßt morgen Metz. Ich habe weder Krankenwärter, noch Dienstpersonal, noch Lazarethwägen, noch Feldbäckereien, noch Fuhrpark, noch Apparate zum Wiegen, und bei der 4., sowie bei der Cavalerie-Division habe ich nicht einmal einen Administrationsbeamten. Ich bitte Euere Excellenz, mich aus dieser Verlegenheit zu reißen, da das große Hauptquartier mir nicht zu Hilfe kommen kann, obwohl daselbst mehr als zehn Intendanturbeamte sind.“

„Der Unterintendant an das Kriegsministerium (Verpflegungsbureau). — Mezieres, 25. Juli, 9 Uhr 20 Min. Morgens. Hier und in Sedan ist heute weder Zwieback noch gesalzenes Fleisch vorhanden.“

„Der Oberintendant an den Kriegsminister. — Metz, 26. Juli, 8 Uhr 47 Min. Abends. In Folge des gänzlichen Mangels an Bäckern und der Unmöglichkeit, solche in der Civilbevölkerung aufzutreiben, sowie ungeachtet der abgeschlossenen Lieferungsverträge, sind die zahlreichen Truppen außerhalb Metz genöthigt, um ihr Leben zu fristen, den Zwieback zu verzehren, welcher als Proviantvorrath dienen sollte, und der übrigens auch nicht in genügender Menge anlangt. Mit den 120,000 Mann Truppen sind nur 38 neue Bäcker angekommen.“

„Der Oberst und Parkdirector des 3. Corps an den Artillerie-Director im Kriegsministerium. — Metz, 27. Juli. Die Munition und Kugeln für die Kanonen kommen immer noch nicht.“

„Der Vice-Admiral und Obercommandant an das Marineministerium. — Brest, 27. Juli. Es mangelt gänzlich an Karten der Nord- und Ostsee. Es wären deren elf Serien für das gegenwärtige Geschwader nöthig.“

„Der General der Artillerie an den Kriegsminister. — Douai, 18. Juli. Der Oberst des 1. Trainregiments theilt mir eine ernste Thatsache mit. Von 800 in der Direction von St. Omer liegenden Pferdekummeten sind 500, welche früher für die Artillerie bestimmt waren, zu eng. Was ist nun zu thun, um dieser Verlegenheit abzuhelfen? In den Magazinen von Douai befinden sich 1700 Stück dergleichen Kummete, wovon ein Drittheil in demselben Zustande ist. Der Artilleriedirector wird sich unverzüglich nach den Mitteln und Wegen umsehen, um mit Hilfe der Privatindustrie jene Pferdegeschirre erweitern zu lassen.“

„Der Marschall Canrobert an den Kriegsminister. — Lager von Chalons, 4. August. Bei den 20 Batterieen des 6. Armeecorps befindet sich nur ein Thierarzt. Bitte diese Lücke auszufüllen.“

„Der Präfect von Straßburg an das Ministerium des Inneren. — Straßburg, 7. August, 10 Uhr 15 Min. Morgens. Die Panik, welche sich gestern Abend in Folge der von Hagenau eingetroffenen schlimmen Nachrichten sowie durch die Ankunft von Nachzüglern, Flüchtlingen und Leichtverwundeten, verbreitet hatte, hat heute aufgehört. Da die Bürger nach Waffen verlangen, so habe ich versprochen, 400 bis 500 Nationalgarden zu organisiren und zu bewaffnen. Wir haben fast keine Truppen hier, etwa nur 1500 bis 2000 Mann. Wenn der Feind einen Handstreich gegen die Stadt versuchen sollte, so werden wir uns bis aufs Aeußerste vertheidigen.“

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 120. Vierter Jahrgang. 1871.

O nennst Du eine Seele Dein.

O nennst Du eine Seele Dein —
Nimm alle Deine Kraft zusammen,
Und halte von des Zornes Flammen
Dir stets des Auges Spiegel rein!

O glücklich, wer sich nie vergißt!
In Liebe nur kann Lieb' gedeihen, —
Du freust Dich erst des holden Maien,
Wenn in Dir selber Maien ist!

O nennst Du eine Seele Dein,
Die Dir die Götter liebend sandten,
So denk': man faßt den Diamanten
In Gold und keusches Silber ein.

Gustav Gerstel.

---

* Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Es war Abend, als der Herzog von Argalla von seiner mißglückten Untersuchung in die Residenz heimkehrte. Sorgfältig bemüht, sich keinem der bei der Wette Betheiligten zu zeigen, suchte er unbemerkt den königlichen Palast zu erreichen, um selber der Erste zu sein, der dem Souverain seine Niederlage verkündete.

Glücklich hatte er das Schloß erreicht. Um auch hier jede Begegnung zu vermeiden, beschritt er eine Seitentreppe, die zu den Gemächern der Infantin Donna Isabella, der Schwester Dom Miguel's, führte; durch einen Corridor waren sie mit der Wohnung des Königs verbunden; auf diesem Wege war er gewiß, keinen Bekannten zu treffen.

Glücklich war er auf dem Corridor angelangt, und im Begriff, sich zum anderen Flügel des Schlosses zu wenden, als ein lautes Geräusch sein Ohr traf. Er vernahm lauten Wortwechsel.

Plötzlich wurde eine Thür aufgerissen und in höchster Aufregung stürzte Isabella heraus, von ihrem Bruder, dem Könige, verfolgt, der eine Pistole auf sie gerichtet hielt.

Hinter Miguel, dessen Antlitz stark geröthet war und der sich sichtlich in jenem Zustand der Wuth befand, der ihn oftmals heimsuchte, erschien der Baron Queluz, sichtlich bemüht, seinen erzürnten Gebieter zu besänftigen.

Zu dem bestürzten Hofmann flog die Prinzessin und klammerte sich an ihn. „Retten Sie mich vor dem Furchtbaren, er will mich ermorden."

Zu des Königs Füßen aber lag Queluz. „Gnade, Majestät, es ist Ihre Schwester!"

„Verrätherin!" schrie Miguel, mit heiserer Stimme, — ein Blitz leuchtete auf, — ein Knall durchdröhnte das Schloß, der zitternde Herzog fühlte eine Kugel an seinem Haupte vorbeistreifen und sich in die Mauer einbohren, die Infantin lag ohnmächtig vor Angst in seinen Armen.

Des Königs Paroxismus schien gebrochen, — während man auf der Treppe neugierige Gesichter auftauchen und im nächsten Augenblick wieder verschwinden sah, führte der ehemalige Barbier Dom Miguel in seine Gemächer.

„Begleiten Sie die Infantin," rief er dem Herzog zu, „ich folge gleich nach."

Mit diesen Worten verschwand er mit dem König in dem Verbindungscorridor; Argalla führte die noch halb bewußtlose Prinzessin in ihre Zimmer, wo ihre Frauen sie sogleich in Empfang nahmen. Auf seine Erkundigung nach der Ursache der stattgefundenen Scene, erhielt er nur dunkele und ausweichende Antworten.

In einem Salon harrte er der Rückkehr des Günstlings. Der Baron Queluz ließ nicht lange auf sich warten. Er berichtete, daß der König seine Schwester im Verdacht habe, mit ihrer Nichte Donna Maria da Gloria in Verbindung zu stehen, und daß der Inhalt eines von ihr verlorenen Briefes diesen Argwohn verstärkt habe. Der Heftigkeit ihres Bruders sei die Prinzessin mit kaltem Spott entgegen getreten, der den König auf das höchste reizte und ihn jede Rücksicht vergessen ließ. Bei solchen Anlässen kannte Dom Miguel keine Mäßigung.

„Suchen wir den Souverain aus der düsteren Stimmung zu reißen, die sich seiner bemächtigt. Ihre Anwesenheit kommt mir gelegen. Nun, haben Sie die Wette gewonnen?"

Mit komischer Uebertreibung schilderte der Herzog den Mißerfolg seiner Bemühungen; aber er verschwieg dem Günstling den Verdacht, der sich auf den geheimnißvollen Bewohner des Pavillons im Park zu Ferrola bezog.

Der Baron von Queluz lachte. „Vortrefflich, — das wird Se. Majestät aufheitern; ich werde Sie ihm melden, hat er doch befohlen, daß Sie sich gleich nach Ihrer Heimkunft bei ihm einfinden sollen, und Dom Miguel liebt Gehorsam. Kommen Sie."

Argalla folgte dem Günstling durch den Verbindungscorridor zu dem Flügel, in dem die Wohnung des Fürsten belegen war.

Der junge Regent befand sich in der übelsten Stimmung, er hatte seine Tage, wo er in jedem sich ihm Nahenden einen Verräther und Mörder witterte, und wehe dem, der in solchen Zeiten seinen Zorn erregte.

„Nun?" rief er dem eintretenden Baron entgegen, „spielt das Püppchen noch immer die Ohnmächtige, weil ich ihre zarten Nerven ein wenig erschreckte. Hoffentlich wird sie genug haben und es nicht wieder wagen, verrätherische Correspondenzen mit Todfeinden ihres Bruders zu führen."

„Majestät," — wagte der Günstling schüchtern zu entgegnen, „der Schuldbeweis der Infantin ist immer noch zweifelhaft; vergessen Sie diesen Vorfall, der nicht einmal in den geheimen Annalen des Königshauses einen Platz finden möge. Verzeihen Sie Ihrer Schwester, Majestät."

„Isabella mag sich bei Dir bedanken," sagte Miguel etwas ruhiger, „ohne Dich hätte es vielleicht ein Unglück gegeben. Doch Du hast recht, ich will vergessen, — rasch, lenke meinen Sinn auf Anderes, — ich will heiter sein."

„Majestät werden sich der in Ihrem Beisein abgeschlossenen Wette zwischen dem Herzog von Argalla und dem Grafen de Montreal entsinnen. Sie selber erwiesen den Parteien die Ehre, Zeuge und Schiedsrichter zu sein. Getreu Ihrem Befehl sich gleich nach seiner Rückkehr von Ferrola bei seinem erhabenen Gebieter zu melden, harrt der Herzog, welcher soeben angelangt ist, des gnädigen Winkes Ew. Majestät."

„Er soll kommen, sogleich," befahl der König, „und während der Herzog mir seinen Erfolg berichtet, sollst Du die Theilnehmer an jener Wette, Abrantes und den Grafen Montreal, hierher bestellen."

Der Baron verabschiedete sich, nachdem er den Herzog in das königliche Zimmer geführt hatte. Mit sichtlichem Interesse hörte Dom Miguel dem Berichte des Hofmanns zu, zuletzt lachte er laut auf.

„Ja, lieber Herzog," sagte er, als Argalla geendet, „die tausend Piaster müssen Sie wohl verschmerzen und den Spott obendrein. Vielleicht hätte ein anderer Cavalier meines Hofes mehr Gnade vor den Augen der schönen Donna gefunden, die Sie ohne Zweifel von irgend einem Versteck aus beobachtete."

Des Herzogs Miene verdüsterte sich bei den spöttischen Worten des Königs. „Das glaube ich kaum, Majestät, —" erwiderte er, „wie ich die Gräfin Montreal kennen gelernt, glaube ich kaum, daß Ew. Majestät selber glücklicher gewesen wäre."

Der König fuhr von dem Ruhebett empor, auf dem er ausgestreckt lag, — das Blut schoß in sein Antlitz. „Das ist eine starke Behauptung Argalla," sagte er; „ich möchte das Wesen kennen lernen, das „Nein" zu sagen wagt, wenn Dom Miguel befiehlt."

„Und doch, Majestät," erwiderte der Herzog, „wäre vielleicht die Gräfin Montreal dies einzige Wesen, selbst einem Befehl des Königs, der sie in die Residenz beruft, zu trotzen."

Miguel sprang auf. „Ich will dieses Weib sehen," — rief er. „Noch heute rede ich mit meiner Mutter, — sie soll einen Platz im Hofstaat erhalten; kein Wort zu Antonio de Montreal darüber, Argalla — bei meinem Zorn, keine Sylbe!"

Schweigend und demüthig verneigte sich der Hofmann; in seinem Inneren aber jubelte es laut auf, sein Plan war gelungen. Nicht Dom Miguel, er selber war es, der Donna Maria de Montr al nach Lissabon berief, — so hatte er sich's gelobt.

(Fortsetzung folgt.)

Teufelsbündler.

(Fortsetzung.)

Auch der freiwillige Bund mit dem Teufel kann ursprünglich durch eine Ueberlistung des Menschen, dem der Gedanke, sich mit ihm zu verbinden, fern lag, herbeigeführt sein. Die Person, der sich in solchem Falle der Teufel nur in verführerischer Menschengestalt nähert, erfährt erst, wenn sie seiner Versuchung unterlegen ist, daß sie es mit dem Satan zu thun hatte; ist ihm aber dann ebenso verfallen, als hätte sie einen vorsätzlichen Bund mit ihm geschlossen. Es trifft sie dieses Loos insofern verdient, als sie offenbar wegen Mangels an Glauben und gläubiger Vorsicht der teuflischen Versuchung erlag. So erzählt schon der Kirchenlehrer Tertullian, daß eine Christin, die aus Neugierde in ein heidnisches Theater ging, dort von einem Teufel besessen wurde. Und der heilige Gregor der Große erzählt von einer Nonne, die, im Klostergarten spazierend, mit einem Imbiß, welchen sie dort zu sich nahm, ohne zuvor das Kreuzzeichen zu machen, einen Teufel verschluckte, mit dem sie dann fürchterliche Noth hatte. Nur dem kann kein Teufel was anhaben, der den rechten Glauben besitzt. Das beweisen alle berühmten Heiligen, denen sich der versuchende Satan in sichtbarer Gestalt, meist als schönes Weib, genähert hat, der aber stets durch ein gläubiges Kreuzzeichen oder durch einen Anruf Gottes oder Mariens verscheucht wurde. Auch von einem zum Christenthum übergetretenen Heidenmädchen, das ein Teufel zu ihrem früheren heidnischen Bräutigam zurückzulocken versuchte, das aber durch ein einfaches Zeichen des Kreuzes den Versucher in die Flucht schlug, erzählt Nicephorus.

Der eigentliche Teufelsbund, wie ihn die der Hexerei Schuldigen schließen, ist ein förmlicher Vertrag, pactum expressum, der über ein stillschweigendes Bündniß, pactum tacitum, weit hinausgeht. Dieser Vertrag wird von allen des Schreibens Kundigen schriftlich geschlossen, wobei das aus einer beigebrachten leichten Wunde fließende Blut die Stelle der Tinte zu vertreten hat, — von Schriftunkundigen mündlich. Der Vertrag wird besiegelt durch den dem Teufel geleisteten Huldigungseid (homagium), wobei vom Schwörenden ein der Rinde entledigter Weidenstab mit der rechten Hand gefaßt und zwei Finger der linken auf die Brust gelegt werden, während er die Worte spricht: „Ich fasse an diesen weißen Stock und verläugne Mariens Sohn und Gott und seine zehn Gebote." Bei Protestanten fallen die zwei Worte „Mariens Sohn" weg. Den in der Nähe des Meeres oder eines großen Flusses oder Sees Wohnenden, die den Vertrag schließen wollen, giebt der Teufel statt des Stockes Späne von Glockenmetall, welche die Schwörenden mit den Worten in's Wasser werfen: „So wenig diese Späne wieder zur Glocke kommen, ebenso wenig ich zu Gott und seinen Heiligen." Hin und wieder findet auch ein Ringwechsel zwischen dem Teufel und den mit ihm den Bund Schließenden statt. Ausnahmsweise kann der Vertrag auch schon dadurch abgeschlossen werden, daß der Teufel fragt: „Willst Du mich haben?" und der Mensch antwortet: „Ja!"

Nach entgegengenommenem Huldigungseid drückt der Teufel dem neuen Verbündeten das Drudenzeichen, stigma diabolicum, auf. Zuweilen kommt es vor, daß man dieses teuflische Erkennungsmal schon bei Kindern findet, nämlich bei solchen, die der Teufel durch einen ihm ergebenen Priester mit den Worten taufen ließ: „Ich taufe Dich nicht im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, sondern im Namen des Teufels", wornach ihnen das Mal aufgeprägt wird. Das Drudenzeichen tragen nicht Alle in gleicher Farbe und Gestalt, noch am gleichen Körpertheile. „Es sind Etliche," sagt Bodinus, „die tragen das Zeichen oder Mal zwischen den Lippen, Etliche unter den Augenbrauen, Andere sonst an wüsten und geheimen Orten, wenn sie besorgen, daß sie möchten offenbar werden." Dem großen Hexenmeister Trois-Echelles schenkte Karl IX. das Leben gegen Angabe seiner Hexengefährten — eine Schonung, die, nach Behauptung der von römisch-christlicher Liebe Besessenen, dem Könige zur Strafe frühen Tod zuzog, wie einst dem jüdischen Könige Achab, der sterben mußte, weil er einem Verbrecher verziehen. Die vom Hexenmeister als Mitschuldige Angegebenen und unter Heinrich III. Verbrannten waren nach Versicherung der Inquisitoren „alle wie eine Herde Viehs und als mit einem Hasentäplein gezeichnet". Der Lothringer Inquisitor Nikolaus Remigius zählt in seinem Werke Daemonolatreiae libri tres eine Menge Weiber auf, die er selbst hinrichten ließ, und die alle das Drudenzeichen trugen, die Eine auf der Brust, die Andere auf der Stirn, die Dritte auf dem Scheitel, die Vierte auf dem Arm, die Fünfte auf dem Schenkel ꝛc. Diese und Jene behauptete zwar, sie habe das schon von der Geburt oder von einem Falle, einem Steinwurf oder dergleichen, aber nachdem sie gehörig

gefoltert wurde (sed postmodum tormentis admota), gestand Jede, es sei ein Teufelsmal.

Dieses Teufelsmal zeigt sich in der Regel hart und unempfindlich gegen Nadelstiche, „also daß die Zauberinnen keinen Stich empfinden, wenn man sie an dem Gemärk schon bis auf's Bein stechen soll.“ (Solche Unempfindlichkeit dürfte bei Jenen vorgekommen sein, die durch vorhergegangene Folterqualen in Apathie versunken waren.) Zeigt sich aber das Mal gegen Stiche empfindlich, so ist dies kein Unschuldszeichen, sondern es geschieht dies nur durch List des Teufels zur Täuschung des Untersuchenden. Das Mal blutet auch in der Regel nicht. Blutet es aber, so ist dies wieder kein Unschuldszeichen, sondern das Werk von List und Trug des Teufels. Das Vorhandensein des Males ist stets ein höchst gravirendes Indicium. Der Mangel desselben ist aber wieder kein Unschuldszeichen, sondern nur Beweis für die List des Teufels, der es zur Irreführung des Richters vor der Untersuchung plötzlich vom Körper seiner Verbündeten vertilgt.

In den Verträgen, welche die Teufelsbündler abschließen, bedingen sie sich für Hingabe ihrer Seele und Seligkeit Gegenleistungen des Satans, die je nach den Lebensgewohnheiten, Bedürfnissen und Verhältnissen der sich dem Teufel Ergebenden sehr verschieden sind. Ganz vorsichtige und rechtskundige Personen befleißen sich bei Verfassung ihres Vertrages mit dem Teufel der größten Genauigkeit und Klarheit, um von diesem nicht hintennach, was sehr häufig geschieht, übervortheilt zu werden. So hatte der Teufel Lucifer sich dem als Hexenmeister unter Ludwig XIII. hingerichteten Priester Louis Gaufridy für Ergebung von Leib und Seele verpflichtet, ihn zu einem der vornehmsten Geistlichen des Landes zu machen, ihm die Liebe und Hingaben aller Damen, nach denen ihn gelüste, zu erwirken und ihn dieses Leben vierunddreißig Jahre lang ohne Krankheit und Unglück führen zu lassen. Der Teufel aber betrog Gaufridy beim Vertragsabschlusse, indem er statt vierunddreißig Jahre vierzehn Jahre setzte und dem Priester die Augen verblendete, daß er die gefälschte Ziffer nicht merkte.

Nach jedem Vertragsabschlusse fand die Umarmung des Teufels als Hexenbräutigams (bei Männern als Braut) statt. Sowohl in allen gelehrten Abhandlungen als in allen Processen namentlich junger und hübscher Hexen spielen diese Umarmungen die Hauptrolle und begreiflicherweise das Lieblingsthema der Hexenrichter. Die erste Umarmung wiederholt sich später sehr häufig; der Teufel stellt sich bei der Erkorenen als Fliege, Maus oder Krähe ein, wandelt sich aber dann in einen schönen, stattlichen, federngeschmückten Jüngling, nur durch seinen Pferde- oder Gänsefuß an die höllische Abkunft erinnernd. Für die Umgebung der von ihm Besuchten macht er sich meist unsichtbar.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(**Komische Anzeigen u. dgl.**) Die Jacobson'schen „Industrieblätter“ warnen in jetziger Cholerazeit vor dem Genusse von namentlich drei „Schnäpsen“, nämlich von Daubitz'schem Kräuter-Liqueur, Boonekamp of Maag-Bitter und Hoff's Malzbier. Daß Malzbier zu den Schnäpsen gezählt wird, ist jedenfalls erst neueren Datums der Fall. — In dem G. Karpeles'schen Werke „Unter Palmen“ findet sich folgende interessante Beschreibung einer unmöglichen Situation: „Eines Tages schlenderte (Heinrich) Heine in gewohnter träumerisch sinnender Nachlässigkeit, die Hände in den Taschen, den Rock aufgeknöpft, mit dem zierlichen Spazierstöckchen in der Luft fuchtelnd.“ (Entweder waren die Taschen ungeheuer zerrissen, oder es war nicht Heinrich Heine, sondern Bosco, welcher fuchtelte!) — Die „Voss. Ztg.“ vom 13. Juli enthält folgendes Inserat: Mehrere Ladungen Mauersteine, welche schwimmen, sind gegen Cassa zu verkaufen. Adresse unter V. 199 im Intell. Compt., Kurstraße 14. — In den „Hamburger Nachrichten“, Juli 1871, heißt es in einer polizeilichen Bekanntmachung: „Es wurden eingeliefert: zwei alte kupferne Badewannen, unter verdächtigen Umständen angehalten.“

(**Neues Arretirsystem.**) In einem Berliner großen Bankinstitut sind von den Telegraphen-Fabrikanten Töpffer und Schädel Vorrichtungen gemacht, um den Kassirern die Möglichkeit zu geben, im Falle Präsentation falscher Wechsel oder Werthpapiere sofort die Ausgänge fest zu schließen. Ein beim Pult ganz versteckt angebrachter Knopf bedarf eines leisen Drucks, um die Thüren mit schweren Riegeln festzuhalten, und können dieselben nur von den damit Vertrauten wieder abgestellt werden.

(**Anmuthig.**) In Hamburg ist am vergangenen Samstag unter dem Titel: „Abbrecher“ eine Zeitung „für Arbeiter“ erschienen. Der Inhalt dieses Blattes ist sehr heiterer Art; in dem überaus komischen Leitartikel, welcher den schönen Titel: „Das Mutterschwein“ führt, wird die heutige Gesellschaft als unablässig trächtige Sau und der „Militarismus“, die „Polizeiwirthschaft“ ꝛc. als erstes, zweites Ferkel ꝛc. bezeichnet. Zum Schlusse kommt die herrliche Phrase: „Was hilft es, die einzelnen Ferkel zu verfolgen, so lange das große Mutterschwein immer neue Junge wirft? Die General-Sau muß abgeschlachtet werden, und dann kann es der übrigen Schweinebrut an den Hals gehen. So lange die große General-Sau lebt, bleibt die allgemeine Schweinerei.“ Die übrigen Artikel des Blattes reihen sich würdig dem Leitartikel an. Schließlich kommt die übliche Aufforderung zu Geldbeiträgen für die „große Sache“ und der Nachweis, wo die „Partei-Opfer“ entgegengenommen werden.

(**Eine kleine aber bizarre Auction**) fand am 30. September im Hotel Drouot zu Paris statt; es kamen nämlich 24 Stück leere Austernschalen zur Versteigerung, welche von dem einzigen Dutzend Austern stammten, das während der Belagerung in die Stadt gelangen konnte und von einem Restaurant mit 100 Frcs. bezahlt wurde. Wer diese zwölf Stück Austern, und zu welchem Preise verzehrte, ist nicht bekannt geworden, aber die leeren Schalen, von denen jede mit einer Erinnerungs-Etiquette versehen war, erstand ein reicher Amerikaner, Mr. Harry Stuart, zum Preise von 32 Frcs. pro Stück.

(**Feuerbrunst in Chicago.**) Die letzten Kabel-Nachrichten aus New-York zeigen, daß die ersten Telegramme über die furchtbare Feuersbrunst in Chicago keineswegs übertrieben waren. Bei starkem Südwind brach das Feuer im südlichen Stadttheile aus und verbreitete sich meilenweit über die eigentlichen Geschäftsviertel. Tausende von Gebäuden sind zerstört, darunter sämmtliche Banken, das Gerichtshaus, die Wasserwerke und die größten Waarenhäuser und Hotels. Beinahe die halbe Stadt liegt in Asche, und lange Zeit suchte man vergeblich des Feuers Herr zu werden. Man griff zu den verzweifelten Mitteln und suchte die Flammen dadurch zu isoliren, daß man ganze Gebäude durch Pulver in die Luft sprengte. Viele Personen wurden getödtet, doch läßt sich die genaue Zahl noch nicht feststellen; 100,000 Menschen sind obdachlos, und der Schaden wird auf etwa 500,000,000 Dollars angesehen. Von allen Seiten geht Hilfe an Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Geld ein. In New-York fielen in Folge dieses Unglücks die Actien aller Bahnen, welche Chicago berühren, und die Lebensmittel stiegen im Preise. Ueber die Stadt selbst sind folgende Angaben von Interesse: Im Jahr 1830 war Chicago noch nicht vorhanden, und bis 1833 bestand daselbst nur ein Fort. Doch schon 1840 hatte die Stadt 12,000, bei der Zählung von 1850 bereits 29,963, Ende 1864 sogar 169,352 Einwohner, welche Zahl sich bei der rapid zunehmenden Entwickelung des Handels und Verkehrs in den letzten sieben Jahren leicht auf die runde Summe von 200,000 Einwohnern vermehrt haben dürfte. 1849 betrug der Werth des Grundbesitzes 7 Millionen, 1850 war er schon auf 10 Millionen

und 1857 auf 29,307,628 Dollars gestiegen. Binnen wenigen Jahren ist Chicago, wie gesagt, die bedeutendste Stadt in Illinois, ja des Nordwestens überhaupt, geworden. Die Amerikaner nennen sie Garden City, die Gartenstadt, und wirklich schien sie, von einer Anhöhe überblickt, fast in einem Gehölz mitten in der Prairie zu liegen. Als bloße Handels- und Geschäftsstadt hatte Chicago viel mehr freundliche Elemente in sich als manche alte Handelsstadt in Europa. Der Exporthandel von Chicago besteht vorzugsweise in Landwirthschaftsproducten, Getreide, Holz, Schlachtvieh, Schweinen 2c. und wird an Werthbetrag den Importhandel übersteigen, der 1869 mit 415,662,000 Dollars gegen 397,55[illegible],000 Dollars declarirt war. Es hat eine sehr günstige Lage am See, steht durch Dampfschifflinien und Eisenbahnen mit der ganzen Union und allen Landungsplätzen an den Seen in Verbindung und ist durch einen Canal mit dem Illinois-Flusse, somit in ununterbrochener Wasserstraße mit St. Louis und New-Orleans, verbunden. Mit Milwaukee und Wisconsin verbindet es gleichfalls eine Eisenbahn und die Dampfschifffahrt über die Seen. Täglich gehen über 100 Eisenbahnzüge von dort ab. Ueber ein Viertel der Einwohner sind Deutsche. (Das Feuer soll dadurch entstanden sein, daß ein Knabe mit einer Lampe in einen Stall ging um die Kuh zu melken, die Kuh stieß die Lampe um und sofort stand der Stall in Flammen, die dann mit unerhörter Schnelligkeit um sich griffen.)

(Als mustergiltige Eisenbahn) kann man die New-Jersey-Eisenbahn bezeichnen, denn auf derselben sind während der 37 Jahre ihres Bestehens an 70 Millionen Menschen befördert worden, ohne daß ein Einziger zu Schaden gekommen ist.

(Araukanische Indianer und der elektrische Telegraph. Es ist nicht wenig interessant, sagt der „Independiente“ von Chile, zu erfahren, wie Telegraphendrähte und Pfosten vor Beschädigungen Seitens der Indianer gesichert worden sind, um die Verbindung zwischen den festen Plätzen der Grenze aufrecht zu erhalten. Folgendes Manöver wurde angewandt. Als die Pfosten aufgesetzt wurden, befanden sich 40—50 gefangene Indianer im Lager der chilenischen Truppen. Der General Pinto, aus Furcht, daß dieses wichtige Werk der Civilisation vernichtet werden könnte, rief sie zusammen und brachte sie zu einer elektrischen Batterie. „Seht ihr den Draht der hier ausgespannt ist?“ „Ja, General.“ „Gut, ich habe dies machen lassen, damit Ihr weder ihn berührt, noch darunter hinweglauft, denn wenn Ihr es thut, werden Euere Hände daran hängen bleiben.“ Die Indianer lächelten mit ungläubigen Blicken. Der General rief Einen nach dem Anderen, ließ ihre Hände die Enden der Drähte der Batterie anfassen und brachte sie in Thätigkeit. „Laßt den Draht los, ich befehle es!“ „Ich kann nicht, Herr, meine Hände sind erstarrt.“ Bei Unterbrechung des Stromes ließen sie natürlich den Draht los. Jeder Indianer mußte es selbst versuchen. Bevor der General sie entließ, empfahl er ihnen, das Geheimniß zu bewahren und nicht ihren Landsleuten zu erzählen. Natürlich thaten sie ganz das Gegentheil und sagten jedem Indianer, was sie gesehen und was ihnen widerfahren sei. Seitdem ist kein Draht beschädigt worden, denn alle glauben jetzt, daß, wenn sie Drähte berührten, sie festgehalten werden würden, bis die Truppen sie zu Gefangenen machen könnten.

Musikalisches.

Ueber die Aufführung des Bühnenfestspiels: „Der Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner.

(Siehe Nr. 75 d. Bl.)

W. Das große, nationale Unternehmen Richard Wagner's, die Aufführung des Bühnenfestspiels „Der Ring des Nibelungen“ in Bayreuth, ist gesichert! Mit Bezug auf dieses Unternehmen wurde in Mannheim der Wagnerverein am 1. Juni d. J. gegründet, welcher seitdem in mehreren Städten Nachahmung gefunden. Zur Theilnahme an den Nibelungenaufführungen, deren bekanntlich drei, in Bayreuth im Jahre 1873, stattfinden sollen, berechtigt die Uebernahme eines Patronatscheines. Diese Patronatscheine werden zur Deckung der Kosten zum Betrage von 300 Thlr. ausgegeben. Ein Drittelschein, der zur Theilnahme an einer vollständigen Aufführung (die vier Abende dauert) berechtigt, kostet 100 Thaler. Die Wagnervereine haben ihre Thätigkeit darauf gerichtet, diese zur Anwohnung an den Aufführungen berechtigenden Scheine dem sich für die Sache interessirenden Publicum leichter zugänglich zu machen. Das geschieht durch Ausgabe von Loosen, die im Laufe der drei Jahre bis 1873 von den Mitgliedern bezogen werden, deren jedes (im Mannheimer Verein) per Jahr fl. 5 kostet und auf welche als Gewinne die aus den obigen Beträgen angeschafften Drittels-Patronatscheine entfallen. Die Chancen der Mitglieder werden noch erhöht, da der Verein Concerte veranstalten wird, deren Ertrag ebenfalls zum Ankauf und Verloosung von Patronatscheinen verwendet wird. Zu dem ersten dieser Concerte hat Herr Richard Wagner seine persönliche Leitung zugesagt.*) Es entstanden nach dem Vorbilde des Mannheimer Vereins bis jetzt solche in Leipzig, Berlin, Wien, München, Dresden, Weimar und deren gesammte Thätigkeit ist eine so erfolgreiche, daß das Zustandekommen jener Aufführungen, die in unserer Kunstgeschichte einzig dastehen werden, nunmehr vollkommen gesichert ist, und beweist dies, welche Anerkennung Richard Wagner's Kunstschaffen allenthalben gefunden. Ende October soll die Grundsteinlegung zum „deutschen Nationaltheater“ in Bayreuth stattfinden. Alle Freunde des Wagner'schen Unternehmens haben Gelegenheit, sich entweder an die schon bestehenden, ihnen zunächst gelegenen Vereine anzuschließen oder sich wegen Gründung neuer Vereine an dieselben zu wenden, von welchen ihnen (in Mannheim durch Herrn Emil Heckel) gern die gewünschte Auskunft ertheilt wird. Die oberste Leitung der Angelegenheiten ist dem Freiherrn v. Loën, Generalintendanten des Hoftheaters in Weimar, übertragen, welcher ebenfalls zur Ertheilung jeder gewünschten Auskunft bereit ist.

Anagramm und Palindrom.

Mit d bin ich den Frauen hold
Und eng damit verbunden.
Rückwärts gelesen: treu wie Gold
Soll stets ich werden befunden.

Mit n bin ich zu keiner Zeit:
Nicht sonst, nicht jetzt, nicht künftig.
Rückwärts gelesen: stets bereit
Mit den Artikeln zünftig.

Mit f von Lieb' und Anmuth voll:
Wer möcht' sich mit mir nicht verbinden!
Rückwärts gelesen: Trotz und Groll
Dem Flüssigen, Lauen, Geiinden.

Δ

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 117:
Rhein — Pfalz — Rheinpfalz.

*) Vormerkungen auf feste Plätze zu diesem Concert werden schon jetzt in der Musikalienhandlung des Herrn Heckel in Mannheim entgegen genommen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.
Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 121. Vierter Jahrgang. **1871.**

* Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

5. Capitel.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft traf Maria die Aufforderung der Königin Mutter, Donna Carlotta, zur Uebernahme einer Hofcharge sich in der Residenz einzufinden.

Lange hatte sie mit ihren Getreuen, dem redlichen Notar und Dom Rodrigo, Rath gepflogen, aber beide stimmten, ihrer eigenen Ansicht entgegen, darin überein, daß es unerläßlich sei, selbst wenn sie die ehrenvolle Aufforderung abzulehnen beabsichtigte, sich in die Residenz zu begeben und der Königin Mutter selber ihre Gründe der Weigerung darzulegen.

„Miguels eiserner Arm ist der herrschende im Lande," sagte Dom Rodrigo. „Hat er nicht das Recht, so hat er doch die Gewalt; es könnte ein Tag kommen, an dem Du es bitter bereuen müßtest, seinen Befehl mißachtet zu haben."

Und Maria Gräfin von Montreal ging, von dem treuen Bastos begleitet, während Frau Elven, die sich etwas leidend fühlte, auf Ferrola zurück blieb.

Im Hause einer alten Dame von Adel, der Marquese de Lanos, die ihrem verstorbenen Vater manche Verpflichtung schuldete und die schon zu wiederholtenmalen seine Erbin zu einem Besuch in der Residenz eingeladen, nahm Maria ihren Wohnsitz. Die Marquese de Lanos war es auch, die es übernahm, sie bei Hofe einzuführen und der Königin Mutter vorzustellen.

Bereits am Tage nach ihrer Ankunft fand die Ceremonie ihrer Präsentation statt. Maria trug eine kostbare, aber einfache Robe von schwerer, blaßvioletter Seide; als einziger Schmuck zierte ihren schön geformten Hals eine Schnur Perlen von hohem Werthe, und lächelnd wies sie die Bitte der alten Dame zurück, die in sie drang, eine größere Pracht zu entfalten. Ohne eine höhere Aufregung zu verrathen, legte sie in der Equipage der Marquese den Weg nach dem königlichen Palaste zurück; ihr Herz schlug nicht im mindesten bewegter, da sie die Marmortreppe emporstieg, und nun die hohen vergoldeten Flügelthüren öffnen sah, die sie der ersten Frau des Landes gegenüber führen sollten.

Donna Carlotta war allein in einem prächtig ausgeschmückten Salon; sie begrüßte die junge Frau und ihre Begleiterin auf das leutseligste. Niemand ahnte, daß die stolze Frau, strahlend von Brillanten, vor der sich Alles beugte, nur einen Befehl ihres Sohnes erfüllte, indem sie die Gräfin Montreal empfing.

Einige Minuten waren verstrichen, noch hatte die Königin mit keiner Sylbe der Marien zugedachten Stellung erwähnt, als sich eine Seitenthüre öffnete und ein Page mit lauter Stimme verkündete: „Se. Majestät der König!"

Selbst Donna Carlotta erhob sich, als Dom Miguel, von dem Herzog von Argalla und seinem Liebling, dem baronisirten Barbier, begleitet, den Salon seiner königlichen Mutter betrat.

Die beiden Damen verbeugten sich, die Marquese weit tiefer als Maria de Montreal, die in vollkommener Ruhe den prüfenden Blicken des Herrschers über Portugal begegnete.

Der Monarch war offenbar in guter Laune, denn sein sonst so düsteres Antlitz war heute faltenlos und ausnahmsweise freundlich.

Aber wie ein Stich des Unwillens fuhr es durch das Herz der jungen Gräfin, als sie die Blicke des Herzogs von Argalla auf sich gerichtet sah. Die Erscheinung Mariens hatte seine leicht erregten Sinne entflammt, und eine Gluth strahlte aus seinen Augen, die die Gattin Dom Antonio's beleidigte, und schamvoll die ihren zu Boden senken ließ.

„Eine neue Blume in den Garten unseres Hofes?" fragte der König seine Mutter, nachdem Donna Carlotta ihm die Dame vorgestellt. „Ich denke, Sie werden ihm eine Zierde sein, schöne Donna."

Maria verneigte sich. „Majestät," erwiderte sie mit fester, ruhiger Stimme, „ein gütiger Gärtner leidet nicht, daß eine Blume an einen Ort versetzt werde, wo ihr Licht und Wärme mangelt, — in der Einsamkeit bin ich aufgewachsen, in der Einsamkeit verstrich bisher mein Leben, reißen Sie mich nicht von dem Boden, wo ich nur allein mich wohl zu fühlen vermag."

Nichts kam der Königin Mutter gelegener, als diese Weigerung, hatte sie doch der Bürgerlichen von Geburt nur auf ihres Sohnes Geheiß die Ehrenstellung angetragen. Sie lächelte mild, als sie erwiderte: „Ihre Bitte zu verweigern, mein Kind, wäre grausam. Bleiben Sie, wo Sie Ihr Glück finden. Weder Dom Miguel, noch Donna Carlotta zwingen, wenn ihnen eine Bitte abgeschlagen wird. Ueberdies, mein Kind," fügte sie gütig hinzu, „kann ich mir denken, daß ein dauernder Aufenthalt in der Residenz der Gräfin nicht angenehm sein kann, ehe eine gewisse zarte Angelegenheit erledigt ist, und ich bereue fast, daß man mich veranlaßte, Donna Maria de Montreal hierher zu bemühen." Der Blick, den sie bei diesen Worten auf ihren Sohn warf, war nicht zu verkennen.

„Diese Rücksicht ist überflüssig," rief der König ungestüm. „Donna Maria de Montreal mag sich von einem Manne trennen, der so viel Anmuth und Schönheit nicht zu würdigen weiß; sie wähle einen anderen. Hier der Herzog von Argalla, der wie ein schmachtender Troubadour seine Lieder unter Ihren verschlossenen Fenstern singt, würde es sich zur hohen Ehre rechnen, sich öffentlich des Grafen de Montreal Nachfolger nennen zu dürfen."

„Sie waren sehr grausam gegen mich, Donna," nahm der Herzog das Wort, indem er seinen düsteren Blick auf Maria heftete; „doch hoffe ich, daß nun das Fürwort eines Königs und die grenzenloseste Hingebung eines Mannes in meiner Stellung —"

Hier richtete sich Maria empor; ihr Auge flammte. „Genug, mein Herr," sagte sie. „Noch betrachte ich mich als Gattin Dom Antonio's, und nie werde ich einen ungeziemlichen Antrag dulden, der seinen Namen zu beleidigen ver-

mag, komme er von den Lippen eines Hofmanns oder — eines Königs."

Eine Todtenstille entstand nach diesen Worten. So hatte noch Niemand in der Gegenwart des Herrschers zu sprechen gewagt, dessen eiserner Scepter selbst die Gedanken zu unterjochen sich vermaß.

Unwillkürlich war Jedermann bleich geworden und blickte gespannt auf Dom Miguel, wie auf Maria, die in bescheidener, aber ungebeugter Haltung vor dem Könige stand.

Miguel war einen Schritt zurückgetreten. Einen Augenblick schien es, als wolle sich die ganze Wuth seines Zornes auf jene zarte Frau ergießen, die ihm geradezu einen Verweis gab; aber im nächsten Moment hellte sich sein Antlitz auf, ja ein Lächeln erschien auf demselben, und heiter sagte er zu Donna Maria, während die Anwesenden, wie von einer drohenden Gefahr befreit aufathmeten: „Sie verdienten Königin von Portugal zu sein, an Dom Miguels Seite. Aber da Sie so großen Werth auf den Namen Montreal zu legen scheinen, so wäre es am besten; Sie brauchten sich desselben gar nicht zu entledigen. Wollen Sie nicht sich wieder mit Ihrem Gatten vereinen?"

„Majestät, nicht ich bin's, die unsere Ehe lösen will. Aber eher würde ich fliehen, arm und mittelos, so weit mich meine Füße tragen, wüßte ich, daß der kleinste Zwang meinen Gatten zu einem Schritt der Annahme beeinflußte."

„Sie sind beide unbeugsam wie Eisen und Stahl," sagte der König sichtlich gut gelaunt. „Hören Sie jetzt meinen Willen. Diesen Abend werden Sie mit der Marquese de Lanos auf dem Hoffeste erscheinen, das meine Mutter giebt. Ich ernenne den Herzog von Argalla zu Ihrem Ehrencavalier und werde dafür sorgen, daß bis dahin Niemand etwas von Ihrer Anwesenheit erfahre. Kein Widerrede, Donna," sagte er heftig, als Maria im Begriff war, ablehnend zu antworten; „ich werde Sie sehen, — ich wünsche es!"

So drohend war des Königs Blick, daß Maria nicht unnöthig den Zorn des Gefürchteten zu erregen wagte. Tief verbeugte sie sich. „Majestät, ich werde erscheinen."

Die Königin-Mutter gab ein Zeichen, die Audienz war beendet. Mit ihrer Beschützerin zog sich die Gräfin Montreal zurück, triumphirend eilte der Herzog von Argalla nach seiner Wohnung, alle Toilettenkünste aufzubieten, sich der ihm für den Abend zugedachten Ehre würdig zu erweisen.

* * *

Und der Abend brach an. Abermals strahlten im Palast Ajuda die Säle im Glanz der Kerzen von Kronleuchtern und Candelabern auf die geschmückte Menge, abermals durchduftete der Wohlgeruch seltener Blumen, abermals durchtönten rauschende Melodieen die kostbar ausgestatteten Räume. Das alte Uhrwerk war einmal wieder aufgezogen, die Lippen und Augen lächelten einander zu, wenn auch die meisten Herzen sich gegenseitig verwünschten. Worte der Bewunderung und gesuchte Complimente glitten über die Zunge, während Neid und Haß die Brust verzehrte.

Zur festgesetzten Stunde hielt eine Equipage des Herzogs von Argalla vor dem Palaste der Marquese de Lanos, und der Edelmann, dessen ohnehin unschönes Aeußere die reiche Hoftracht nur noch mehr hervortreten ließ, eilte in's Haus, die Damen abzuholen.

Er fand beide bereit. Mit kühlem Gruße empfing ihn Maria. Nur ein Einfältiger vermochte in Ton und Miene die Abneigung zu verkennen, mit der die Gräfin den ihr aufgedrungenen Cavalier behandelte.

Der Herzog von Argalla fühlte sehr wohl die Stimmung der Gattin Dom Antonio's gegen sich, aber eben ihre Kälte erhöhte den Reiz, den sie auf ihn ausübte, und düstere Pläne und Gedanken, die er unter gleißnerischem Lächeln verbarg, reiften in seiner Seele.

Ein Murmeln der Bewunderung ging durch die Reihen der Hofleute, als die Damen mit ihrem Begleiter in den Festsälen erschienen. Einfach wie immer, hatte Donna Maria eine Robe von weißer Seide gewählt, deren reicher Spitzenüberwurf von einigen Granatblüthen gehalten wurde; halb versteckt schmückten einige gleiche Blüthen ihr reiches Haar. Nur um den Hals funkelte eine Reihe kostbarer Brillanten vom reinsten Wasser, die ebenso viel Aufsehen, als Neid erregten.

Wie ein Lauffeuer flog der Name der schönen Unbekannten von Mund zu Mund, und jedes Auge suchte Dom Antonio, um in seinem Antlitz die Wirkung zu lesen, die das Erscheinen seiner Gattin zu Lissabon in den Sälen des Königs auch auf ihn hervorbringen mußte. Selbst Mariens Blicke schweiften hin und wieder verstohlen über die Menge, um den zu erspähen, dem sie ihr Herz und ihre Treue bewahrte und der sie verachtete, obwohl sie sich keiner Schuld bewußt war.

Aber Antonio säumte. Auf des Königs Befehl hatte der Baron von Queluz ihn zu einer Reitpartie beredet, von der sie erst spät heimkehrten.

Die Gäste waren bereits vollständig versammelt, selbst der König, der wie seine Mutter die junge Gräfin auf das leutseligste empfangen hatte, war bereits anwesend, als die beiden jungen Leute durch eine Seitenthür, um ihr Zuspätkommen nicht auffällig zu machen, den Hauptsaal betraten.

Antonio's etwas kurzsichtiger Blick fiel auf den Herzog von Argalla, der eben seiner Dame den Arm reichte, um sie zu der Marquese zu führen, die am anderen Ende des Saales Platz genommen hatte.

„Sehen Sie doch, Baron, den herrlichen Wuchs jener Dame, die Argalla führt," sagte Antonio. „Ich wette darauf, es ist eine Fremde, — wie der Geck wohl zu dieser Begleitung kommt?"

„Wahrscheinlich um die Scharte auszuwetzen, die er sich neulich von Ihrer Frau geholt hat," meinte Queluz sarkastisch.

„Wahrhaftig, ich fange an, Respect vor der Gräfin de Montreal zu bekommen," meinte Antonio lachend. „Doch lassen Sie uns die unbekannte Donna etwas näher in Augenschein nehmen. Kommen Sie."

„Er eilte dem Günstling voran, um in die Nähe des Herzogs und seiner Dame zu gelangen. In diesem Augenblick wandte Maria sich um, ihr Auge fiel prüfend und voll auf den Neugierigen, sie war darauf vorbereitet, ihn zu treffen; keine Wimper zuckte.

„Meine Frau!"

Wäre seines Vaters Geist plötzlich vor ihm aufgestiegen, Antonio Montreals Bestürzung hätte nicht größer sein können, als sie es in diesem Augenblicke war. Und dennoch nahm er sich, nachdem die erste Ueberraschung verwunden, zusammen; er fühlte, daß man ihn beobachtete, und nachdem er der Dame eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht, die Donna Maria

eben so ceremoniell erwiederte, blieb er ruhig auf seinem eingenommenen Platze stehen und begann ein unbefangenes Gespräch mit dem ihm zunächst befindlichen Hofmann.

Aber wieder und wieder flogen unwillkürlich seine Blicke zu jener Frau, die er kalt und herzlos von sich gewiesen und deren Schönheit, deren Anmuth er im Uebermaß des Grolls, den ihm die Heirath auf Wunsch seines Vaters auferlegte, durchaus nicht beobachtet hatte. Was war es, das plötzlich durch seine Brust zog, was seine Seele mit süßen und bitteren Gefühlen zugleich erfüllte?

Sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, suchte er seinen Freund, den Marquese de Abrantes auf. „Wie kommt meine Gattin nach Lissabon, wie hierher, am Arm des Herzogs von Argalla, des größten Gecken Portugals?“

„Ich habe bereits versucht, mich nach Allem zu erkundigen,“ versetzte der Marquese. „Donna Maria de Montreal kam nach Lissabon, die Güte der Königin-Mutter abzulehnen, die ihr eine Hofstelle angeboten. Auf Befehl des Königs, der ihrer Audienz bei Donna Carlotta beiwohnte, ist sie bei dem heutigen Feste anwesend. Der König selbst war es, der ihr den Herzog von Argalla zum Cavalier bestimmte.“

Der junge Graf lachte bitter. „Wahrscheinlich mein Nachfolger,“ sagte er. „Von der Kaufmannstochter zur Gräfin, von der Gräfin zur Herzogin, — das nennt man Carriere machen.“

„Antonio, Du bist ungerecht,“ rief der Marquese. „Ich habe mich Deiner Frau zu nähern gesucht, habe mit ihr gesprochen, — sie würde einen Fürstenthron zieren. Sie wahrt die Ehre Deines Namens würdiger als Du, — selbst dem Könige hat sie kühn geantwortet, wie noch Niemand es wagte.“ Und dem aufhorchenden Grafen erzählte er nun den Verlauf der Audienz, wie er ihn kurz vorher aus Miguels eigenem Munde vernommen hatte.

Montreal wurde nachdenklich; immer und immer wieder kehrten seine Blicke zu Marien zurück. Zu ihren Füßen hätte er eilen mögen, sich den unwürdigsten der Menschen nennen, wäre sie nicht eben seine Gattin gewesen und hätte er nicht gefürchtet, durch Zurücknahme des Scheideantrags sich der Inconsequenz zeihen zu lassen oder dem Fluch der Lächerlichkeit preisgeben zu müssen.

Jetzt faßte der Marquese seinen Arm und zog ihn in ein Cabinet, wo sie ungestört waren.

„Und nun, höre mich an, Freund,“ sagte er, „ich rede zu Dir im Namen des Königs, im Namen eigener Freundschaft: Vereinige Dich auf's neue mit Deiner Gattin. Hätte Priesterhand Euere Ehe geheiligt, das Sacrament wäre unverletzlich. Antonio, — Dein Vater handelte weise, da er Dich mit Maria Bastanza verband; sie ist des Namens Montreal werth.“

„Man überrascht, man bedrängt mich, — ich darf, will nichts überstürzen,“ erwiderte Antonio ausweichend. „Bin ich ein Knabe, der Entwürfe und Vorsätze faßt, die der nächste Windhauch verweht? Dringe nicht in mich, Alberto, — lasse mir Zeit zu überlegen, ehe ich handeln soll. Ich will mich zurückziehen,“ fuhr er hastig fort, „keiner wird es mir verdenken, in drei Tagen will ich Euch meinen Entschluß mittheilen, — bis dahin will ich Niemand sehen, mich von keinem Einfluß leiten lassen. Dies sage dem König. Lebe wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

Teufelsbündler.

(Schluß.)

Obgleich das schöne Geschlecht das größte Contingent für die Teufelsbündnisse lieferte — besonders Frauen mit schönem Haar besitzen große Anziehungskraft für den Teufel —, so waren doch auch die Fälle von männlichem Verlangen nach teuflischen Umarmungen nicht selten. So führt der gelehrte Bodinus einen Priester an, der mehr als dreißig Jahre, und einen anderen, der über fünfzig Jahre mit einer Teufelin zärtlichen Umgang pflog; beide wurden lebendig verbrannt. Auch das Alpdrücken galt dem Bodinus und allen theologischen Gelehrten, die ja stets vernünftige Erklärungen so viel wie möglich als irreligiöse Gräuel verabscheuten, als Beweis für die Gemeinschaft mit dem Teufel.

Wie der Christ seine wahre Gottergebenheit erst dadurch bethätigt, daß er seinen Glauben öffentlich bekennt, so obliegt auch dem Teufelsbündler das öffentliche Bekenntniß seines Bundes. Dies geschieht bei feierlichen Versammlungen, Hexensabbathe genannt, welche auf einem höher gelegenen Platze, als Bockwiese bezeichnet, deren jedes Land seine bestimmten, Deutschland vorzüglich den Blocksberg hat, in der Walpurgisnacht stattfinden.

Außer in dieser Nacht fanden auch in den Nächten vor allen hohen christlichen Festtagen, zur Verhöhnung des christlichen Gotteskultus, Hexensabbathe statt. Außerordentliche oder kleinere Hexenversammlungen banden sich weder an bestimmte Orte, noch Nächte. Verborgene Waldwiesen, Höhlen, verfallene Schlösser, Hochgerichte, Schindanger, Kreuzwege, auch Weinkeller, selbst Friedhöfe und Kirchen dienten als Plätze für solche Zusammenkünfte.

Um an die zum Hexensabbathe bestimmte Stätte zu gelangen haben sich die Teufelsbündler mit der Hexensalbe Füße und Achseln zu beschmieren. Diese Salbe wird bereitet aus Beinmark und Fett noch ungetaufter ermordeter Kinder und aus Schlangen, Kröten, Eppich, Wolfswurzel, Mönchskappen, Ruß und dergleichen.

Zum lustigen Sabbathritte bedienen sich die Hexen einer Ofen- oder Heugabel, eines Besenstiels (daher Gabel- oder Besenreiterin für Hexe), eines Rechens, einer Bohnenstange, eines Spinnrockens, eines Kochlöffels oder eines Strohwisches; — manchmal segeln sie auf einem Mantel; — Vornehme fahren wohl auch mit einem aus der Erde kommenden Pferdegespann über Berg und Thal durch die Lüfte; häufig holt der Teufel selbst die Hexe ab, und es sitzen beide, er vorn, am Reitzeuge, oder er trägt als Bock sie von dannen. Verheirathete Hexen bestreichen vor der Abfahrt, die meist durch den Schornstein statt hat, die Ohrläppchen ihrer Männer, um sie in festem Schlafe zu erhalten, mit Hexensalbe, und legen einen Besen an ihre Seite ins Bett. Einige Ehemänner, die sich schlafend stellten, um ihren Weibern die Benutzung der Hexensalbe abzulauschen, und dann nach Beschmierung mit ihr den lieben Ehehälften nachfuhren, hatten dies bitter zu bereuen; bei ihrer Ankunft beim Hexensabbath entrang ihnen der Schrecken einen frommen Ausruf, und sogleich war der ganze Spuck verschwunden und sie sahen sich beim Taggrauen in einer völlig fremden Gegend hunderte Meilen von Haus.

Beim Hexensabbathe wird jede Hexe von ihrem Buhlteufel eingeführt; vornehme dürfen, da Rangunterschied auch unter den Hexen gelten muß, verlarvt und vermummt erscheinen. Der Oberste der Teufel sitzt in Bocksgestalt mit menschlichem Antlitz auf einem hohen steinernen Stuhl oder Tisch, oder auch in Gestalt eines finsteren, häßlichen Mannes auf einem goldverzierten Throne von Ebenholz; ein aus seiner Stirnmitte ragendes Horn erleuchtet den Versammlungsplatz, heller als der Mond, doch nicht so hell als die Sonne, seine Augen sind groß, rund, von furchtbarem Glanze. Alle versammelten Hexen bringen ihm ihre Huldigung durch Niederknieen und dann durch Küssen seines linken Fußes dar, und die von jeder Hexe schon ihrem Buhlteufel gegenüber geleistete Abschwörung Gottes wird nun von allen gemeinschaftlich

wiederholt. Jetzt beginnt die Teufelsmesse, während welcher die Hexen ihre Sünden, nämlich Besuch von Kirchen, Beobachtung der kirchlichen Fasten, anderer Kirchengebote u. s. w. reumüthig bekennen und die Verübung größerer Missethaten in Zukunft versprechen, worauf ihnen, nach angemessener Strafe durch Vorwürfe, Geißel- und Dornenhiebe, die Absolution unter Darreichung von schwarzen, Schuhsohlen ähnlichen Hostien und einem ekelerregenden Kelchtranke ertheilt und die Zusicherung auf bessere Freuden als die paradiesischen gemacht wird.

Nach so vom großen Teufel im vollsten Priesterornate begangener Messe, wählt er die ihm zusagendste Hexe zur Hexenkönigin, und es wird zum Gastmahl geschritten. Schwarze Fackeln beleuchten den Platz. Als Speise dienen: vom Schindanger aufgelesenes Fleisch, Butter, Käse, Brod, Gemüse, Alles ungesalzen; nur das Brod, das Sonntags, also den Tag des Herrn entheiligend, gebacken wurde, darf gesalzen sein. Der Wein wird von den Hexen aus Kuhklauen, von den Hexern oder Hexenmeistern aus Pferdeköpfen, von der Hexenkönigin aus silberner Schale getrunken. Essen und Trinken nährt und labt nicht. Während des Essens dürfen nur Schandthaten erzählt werden. Nach dem Mahle beginnt der Hexentanz, wobei die Tanzpaare sich nicht die Gesichter, sondern Rücken zukehren; ein Teufel als Spielmann streicht statt der Geige einen Pferdekopf, ein zweiter bläst statt in die Pfeife in einen hohlen Katzenschwanz. Nach jedem Reigen prügeln die Hexen einander mit Schwingeln und Mangenhölzern. Die zum ersten Male dem Hexensabbathe Beiwohnenden haben während des Mahles und Tanzes im äußeren Kreise zu stehen und mit weißen Stäben Kröten zu hüten.

Hierauf werden die zum ersten Male erschienenen Hexen in den Bund aufgenommen, sie schwören noch einmal die christliche Religion ab und versprechen dem Teufel Treue, der nun jeder neu Aufgenommenen in den Stern des linken Auges die Figur einer winzigen Kröte zeichnet und einen mächtigen bösen Geist in Gestalt einer Kröte schenkt, die jedoch der bei Aufnahme als Pathe gestandene Teufel zur Aufbewahrung erhält, bis die Hexe sich als ganz teufelswürdig bewährt hat. Diese Kröte giebt einen zur Luftfahrt befähigenden grünen Saft von sich, der die Hexensalbe entbehrlich macht.

Der große Teufel ermahnt nun noch einmal Alle, so viel als möglich Böses zu thun; fleißig Kindern Blut auszusaugen und ihm zum nächsten Sabbath recht viele Hirnschalen und andere Hautknochen von Christenleichen, sein Lieblingsgericht, zu bringen. Schließlich fallen wieder Alle vor ihm auf die Kniee und küssen ihn. Damit ist das mit Einbruch der Nacht begonnene Fest beendet, was stets vor dem ersten Hahnenruf der Fall sein muß, damit die Hexen noch vor Beginn des Morgengrußläutens in ihren Betten einlangen, wohin die Rückfahrt auf dieselbe Weise wie die Hinfahrt stattfindet.

Alle diese Angaben beruhen auf Geständnissen, welche Tausenden von Hexen durch die Folter erpreßt und von den hochwürdigen und hochgelehrten Hexenmeistern als wahrheitsgetreu befunden werden.

Es giebt kein Verbrechen und keine Schandthat, deren die Hexen nicht beschuldigt wurden; der Teufel galt als Stifter aller möglichen Uebel. Das Verfahren gegen Diejenigen, welche eines Bundes mit demselben beschuldigt wurden, war über die Maßen grausam und fürchterlich. Die Geschichte der menschlichen Verirrungen weist neben den Ketzerverfolgungen kein blutigeres Blatt auf, als die Hexenprocesse. Auf einfache Denunciation hin erfolgte die Verhaftung der Angeschuldigten, und zwar so heimlich und rasch als möglich, damit die Inquisiten keine Zeit hatten, sich durch Zauberkünste zu sichern oder doch vorzubereiten. Einem peinlichen Verhör durch die verschiedensten Foltergrade folgte in der Regel Verurtheilung zum Scheiterhaufen. Man kann die Zahl der dem furchtbaren Teufelswahne Geopferten nach Hunderttausenden, ja nach Millionen bemessen.

Mannichfaltiges.

(Das deutsche Kaiserwappen.) Nach den in Baden-Baden festgestellten Bestimmungen über die Reichs-Insignien giebt es ein größeres, mittleres und kleineres Kaiserwappen. Von letzterem giebt die „N. A. Z." folgende Beschreibung: In einem goldenen Schilde erscheint der Reichsadler, nämlich: ein schwarzer mit rothem Schnabel, rother Zunge und rothen Klauen versehener Adler, auf dessen Brust der königlich preußische Wappenschild liegt. Derselbe ist silbern, der Adler darin schwarz mit goldenem Schnabel, goldenen Klauen, rother Zunge, auf den Flügeln mit goldenen Kleestängeln besteckt, mit der Königskrone gekrönt und in den Klauen rechts den goldenen Königsscepter, links den blauen, goldbereiften und bekreuzten Reichsapfel haltend. Die Brust dieses preußischen Königsadlers ist belegt mit dem von Silber und Schwarz gevierten Hohenzollern'schen Stammschilde. Auf dem Goldschilde mit dem Reichsadler ruht die Reichskrone — ein goldener Stirnreif, der aus vier größeren und vier kleineren, abwechselnd neben einander gestellten Schildchen gebildet ist. In den größeren Schildchen erscheint ein gerades Kreuz, in den kleineren der Reichsadler. Diese Krone ist mit vier Bügeln geschlossen, welche im Scheitelpunkte, wo sie zusammentreffen, einen Reichsapfel tragen. Eine Mütze, von Goldstoff überzogen, ragt innerhalb bis zur halben Höhe der Bügel hervor. Um den Goldschild schlingt sich die Kette des Schwarzen Adler-Ordens. Der Reichsadler, wie er im Erlasse vom 3. August c. beschrieben worden, ist ohne Schild, wahrscheinlich zum ausschließlichen Gebrauch in den Siegeln der Reichsbehörden. Im Kaiserwappen steht derselbe immer im goldenen Schilde; dann hängt auch die Ordenskette um letzteren, während im anderen Falle, wenn der Reichsadler ohne Schild erscheint, die Kette sich um den königlich preußischen (silbernen) Wappenschild auf der Brust des Reichsadlers schlingt. Ebenso ist ein Unterschied bei Anwendung der Reichskrone; sie schwebt nämlich über dem Haupte des Reichsadlers, sobald er ohne Schild erscheint, während sie im entgegengesetzten Falle auf dem oberen Rande des Goldschildes steht.

Vom Büchertisch.

Simion's Deutscher Reichskalender für das Jahr 1872. Verlag von L. Simion in Berlin.

* Das kleine Werk bietet für den äußerst mäßigen Preis von 5 Silbergroschen eine Fülle der gediegensten literarischen und künstlerischen Arbeiten. Eine Reihe sehr hübsch gezeichneter, auf Kupferdruckpapier gedruckter Illustrationen, eine Kriegsgeschichte in Bildern darstellend, eröffnet den Reigen. Ad. Streckfuß hat eine höchst spannende Erzählung aus dem Schmugglerleben, Ernst Wichert eine gleiche aus seiner Criminalpraxis beigesteuert. Der Humor findet eine reiche Vertretung durch Otto Girndt's: Französische Patrioten, durch die Humoreske: Doch der Rechte! von E. F. Liebetreu, endlich durch die Zeichnungen mit entsprechenden Verschen: Der Wurstdieb von W. Busch, der durch seine humoristischen Illustrationen in den Fliegenden Blättern überall bekannt und beliebt ist. Was den neuen Kalender besonders vor den vielen ähnlichen Unternehmungen auszeichnet, das ist die Abwesenheit des trockenen, doctrinären Tones. Die Form der Abhandlung ist gänzlich vermieden, und selbst da, wo der Belehrung ein Spielraum gelassen ist, wurde das Kleid der spannenden Erzählung beibehalten. In dieser Form findet der Leser eine sehr geschickt geschriebene Novelle aus dem Leben der Consumvereine, Erzählungen, welche die Hausapotheke, die neuen Maße und Gewichte rc. zum Gegenstande haben. Auch eine humoristisch gefärbte politische Rundschau fehlt nicht. Wir können den Simion'schen Reichs-Kalender unseren Lesern auf das wärmste empfehlen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Kraus.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 122. Vierter Jahrgang. 1871.

Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

6. Capitel.

In seinem Zimmer ging der Herzog von Argalla auf und nieder, düstere Gedanken und mächtige Leidenschaften stürmten durch seine Seele. Je kälter und verächtlicher Maria de Montreal ihn behandelte, um so mehr fühlte er seine Seele für sie entflammt, und der Gedanke an eine Wiedervereinigung der jungen Frau mit ihrem Gatten, die nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, stachelte ihn zu raschem, energischem Handeln auf. Sein mußte nicht nur das schöne Weib, sein mußte auch das fürstliche Vermögen werden, das ihre Hand ihm eintrug.

Lange sann er hin und wieder, endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Er klingelte, ein Diener erschien.

„Jean soll kommen, augenblicklich."

Jean war der Kammerdiener des Herzogs, ein verschmitzter Franzose, zu allen Ränken, zu allen Intriguen seine Hand gegen gute Bezahlung zu bieten, gern bereit.

„So muß es gehen, List und Gewalt sollen helfen," redete er vor sich hin, während der Kammerdiener gerufen wurde. „Würde ich Dom Antonio die Augen über den geheimnißvollen Bewohner des Gartenpavillons auf Ferrota öffnen, so wäre jene Furcht beseitigt, aber nie könnte ich selber daran denken, Maria's Hand zu erstreben. Nein, jenes Mittel sei die letzte Zuflucht, wenn mein Plan mißlingen sollte. Ist sie erst in meiner Gewalt, will ich schon dafür sorgen, daß sie erklären soll, sie reiche mir freiwillig ihre Hand."

Jean erschien. Lange dauerte das Gespräch zwischen Argalla und seinem Vertrauten, ein Lauscher würde den Klang von Goldstücken vernommen haben, die aus des Herzogs Börse in des Kammerdieners Tasche wanderten.

Endlich war die Conferenz beendet, Jean verließ das Cabinet seines Herrn und befahl mit lauter Stimme, der Wagen des Herzogs solle vorfahren. „Zur Marquese de Lanos!" rief er dem Kutscher zu.

Eine Stunde später hielt seine Equipage vor dem Hause der alten Dame. Er fand diese allein, Donna Maria war ausgefahren, einige Besuche abzustatten, da sie beabsichtigte, in den nächsten Tagen die Residenz wieder zu verlassen.

„So ist es höchste Zeit zum Handeln," fuhr es durch Argalla's Seele. „Es ist mir lieb, daß ich Sie allein treffe, Frau Marquese," sagte er nach einer Weile, „im anderen Fall hätte ich eine Unterredung unter vier Augen von Ihnen erbeten. Ich sage, verstehen Sie mich wohl, nicht zu Ihnen: ich komme im Namen des Königs, aber Sie kennen Dom Miguel, Sie wissen, daß er seine Winke für Befehle angesehen haben will."

Die alte Dame verneigte sich tief, als ob der Souverain selber zu ihr rede.

„Sie besuchen heute Abend mit der Gräfin de Montreal eine Gesellschaft, die der Baron von Queluz in seiner Villa giebt."

„So ist es, Herzog. Auf meine dringenden Vorstellungen, willigte Donna Maria ein."

„Genug," unterbrach sie Argalla. „Sie werden diesem Feste nicht beiwohnen; Sie werden im letzten Augenblick Kopfschmerzen vorschützen und diesen Abend das Haus nicht verlassen. Eine Ihrer Gesellschaftsdamen wird Donna Maria hinbegleiten und ihr versprechen, sie in der Equipage der Marquese de Lanos gegen den Schluß des Festes zu erwarten. Verstehen Sie?"

„Vollkommen Ihre Worte, Herzog, aber die Deutung derselben —"

„Wird Ihnen klar, wenn ich Ihnen sage, daß ich für die Heimkehr der Gräfin de Montreal selber Sorge tragen werde, — ich, der Herzog von Argalla, ein Cavalier."

Die alte Dame fuhr empor. „Aber, Herr Herzog, das ist ein Attentat, ja, ja, — und dazu soll ich meine Hand bieten?"

Argalla blieb unbewegt. „Sie haben einen Enkel, Frau Marquese?" sagte er ruhig. „Der junge Mensch ist Officier, seine ganze Hoffnung liegt in seinem Säbel. Der Herzog von Argalla könnte ihm leicht doppelten Sold und Hauptmannsrang verschaffen, oder in anderem Falle: Der Eltern Sünde ist oft der Kinder Fluch!"

Die alte Dame rang die Hände. Aus Allem, was Argalla redete, schien der Wille des Königs zu leuchten, und nur zu wohl kannte sie die Rachsucht Dom Miguels, wagte man es, einen seiner Befehle zu mißachten. „Sei es," sagte sie nach einer Weile gefaßt, „ich gehorche."

Das Auge des Hofmannes strahlte. „Daß Sie verschwiegen gegen Jedermann sein müssen, brauche ich Ihnen nicht einzuschärfen," sagte er eindringlich. „Erscheint die Gräfin Montreal auf dem heutigen Feste nicht, so wissen wir, wer die Schuld davon trägt."

Der Herzog verabschiedete sich von der alten Dame, die, auf das höchste bestürzt, zurück blieb; sie hatte nicht eine Verstellung nöthig, als sie am Abend erklärte, sie sei völlig krank und unfähig, Maria zu begleiten.

Die junge Gräfin, die nur widerstrebend sich zum Feste angekleidet hatte, war sogleich bereit demselben zu entsagen. Aber die Marquese bat so dringend, Mariens Entschluß schien sie so fieberhaft aufzuregen, daß sie sich entschloß, in Begleitung eines Gesellschaftsfräuleins allein nach dem Palast Queluz zu fahren.

Zu früher Stunde beorderte sie, dort angekommen, Wagen und Dame wieder, aber länger, als sie beabsichtigt hatte, hielt die Gesellschaft sie gefesselt, und es war Nacht geworden, als der Laquai unter der Einfahrt mit lauter Stimme rief: „Der Wagen der Frau Gräfin de Montreal."

Eine einfache Equipage ohne Wappen, ohne Verzierung fuhr vor; der Diener öffnete den Schlag, der Herzog von Argalla, der sich abermals, freilich ohne Erfolg, bemüht hatte,

Mariens Gunst zu gewinnen, war ihr beim Einsteigen behilflich, — und fort ging es in schnellstem Galop.

Verwundert blickte Maria sich im Wagen um, eine völlige Dunkelheit umgab sie; in demselben Augenblick, da Argalla den Schlag zugeworfen, war durch einen Mechanismus eine Holzwand empor gestiegen und hatte die Fenster dicht verschlossen. Eine ungewisse Angst befiel ihr Herz; sie rief den Namen der Gesellschaftsdame, — alles blieb stumm; sie wollte an's Fenster klopfen, dem Kutscher „Halt“ gebieten, allein kein Fenster war zu entdecken, die Thüren des Wagens von innen zu öffnen unmöglich. Sie wollte rufen, aber ihre Stimme verhallte unter dem donnernden Galop der Pferde, und pfeilgeschwind flog das Fuhrwerk mit ihr, der Schutzlosen, Verrathenen dahin.

Wie eine Ohnmacht kam es über sie. Aber nein, sie durfte sich keiner Schwäche hingeben. Daß man eine Intrigue gegen sie beabsichtige, das war ihr klar, und sie hatte ihre ganze Kraft nöthig, um sich aus der Gefahr zu retten, die sie bedrohte.

Immer weiter, immer weiter ging es — verzweiflungsvoll tasteten ihre Hände in der Dunkelheit umher, es mußte eine Oeffnung geben, eine Oeffnung, sei sie noch so klein, durch die sie erspähen konnte, wo sie sich befand, und die ihr vielleicht zur Rettung dienen konnte.

Nichts, nichts vermochte sie zu entdecken, und doch, was war's, als sie sich zu der Hinterseite des Wagens wandte, was ihre Finger betasteten? Ein Fensterchen, in der Rückwand angebracht, so klein, daß man es zu verschließen völlig übersehen hatte. Mit einem Ruck stieß sie das Glas ein; die Scherben verletzten ihre Finger, daß sie bluteten; allein sie achtete dessen nicht, sondern blickte hinaus in's Freie. Die Gegend war einsam; aus weiter Ferne leuchtete der Häuserglanz der Stadt, kein Mensch weit und breit, nur Wiesen und Bäume. Der Mond, der still herniederschaute, und das Heer der Sterne, die ihr so oft Trost und Frieden zugeleuchtet in ihrer Einsamkeit auf Ferrola, waren allein Zeuge ihrer Angst und Verzweiflung.

Aber es mußte gewagt werden, je weiter man sie von der Stadt entfernte, desto mehr schwand ihre Hoffnung. Sie lehnte sich dicht an das Fenster, und mit aller Kraft, die nur Verzweiflung zu verleihen vermag, rief sie in die Nacht hinaus: „Zu Hilfe — Rettung, zu Hülfe!“

Von dem unerwarteten Ruf bestürzt, hielt der Führer des Wagens an, während der bei ihm sitzende Laquai, der kein anderer war, als Jean, des Herzogs von Argalla Kammerdiener, vom Bocke sprang und sich dem Schlage näherte.

„Die Hexe wird uns noch verrathen,“ murmelte er fast laut vor sich hin, „ich muß dem Geschrei ein Ende machen.“

Aber noch ehe er die Thür zu öffnen vermochte, trat eine hohe Mannesgestalt, die plötzlich zwischen den Bäumen aus dem Wäldchen hervor kam, ihm entgegen.

„Halt!“ sagte er mit lauter Stimme. „Was geht hier vor, eine weibliche Stimme rief um Hilfe. Wer befindet sich in diesem Wagen?“

„Was kümmert es Sie,“ antwortete Jean grob. „Mischen Sie sich nicht in fremde Angelegenheiten.“

„Das werde ich, Bursche, wenn ich es für recht finde,“ sagte der Fremde ruhig. „Wer ist in dem Wagen, öffne augenblicklich!“

„Diese Unverschämtheit kann Ihnen theuer zu stehen kommen,“ rief Jean. „Mein Herr ist ein Mächtiger am Hofe, der dem König sehr nahe steht, — ein Wort zu Dom Miguel und Euer Hals könnte leicht mit dem Strick nähere Bekanntschaft machen, als ihm lieb wäre. Geht Euerer Wege.“

Der Fremde schlug ruhig den Mantel zurück, und zog eine Pistole aus der Brusttasche. „Wirst Du öffnen, Bursche?“

Der Franzose wurde leichenblaß vor Angst. „Mein Herr,“ stammelte er, „dieses junge Mädchen, das ihren Eltern Kummer und Schande bereitet, ist der väterlichen Obhut meines Herrn anvertraut und —“

„Er lügt!“ tönte Mariens Stimme in höchster Angst, daß der Fremde sich durch ein Märchen täuschen lasse. „O retten Sie mich vor Verrath und Schande.“

„Du hörst, wie das Mädchen die väterliche Obhut Deines Herrn zu lohnen weiß,“ sagte der Fremde heftig. „Doch ehe Du öffnest, will ich sehen, ob ich nicht den Vogel an seinen Federn zu erkennen vermag.“

Mit kräftiger Hand zog er den Widerstrebenden zu sich heran und sah ihm scharf in's Antlitz. „Ich weiß genug. Du bist des Herzogs von Argalla Kammerdiener, — fort mit Dir!“

Er gab Jean einen Stoß, daß der schmächtige Franzose vorwärts flog, dann öffnete er selber den Wagenschlag.

„Steigen Sie aus, Madame oder Mademoiselle,“ sagte er mit höflichem Ton. „Sie sind aus jeder Gefahr erlöst und im Schutze eines Cavaliers.“

Beide Hände streckte ihm die Gerettete entgegen. „O Dank, tausend Dank, daß Sie sich einer Schutzlosen, Verfolgten angenommen,“ sagte sie. „Wer Sie auch seien, ich betrachte Sie als meinen guten Engel, den mir die Vorsehung sendet.“

Mit diesen Worten stieg sie, auf des Fremden Arm gestützt, aus dem Inneren des Wagens. Jean wagte keine Einwendung zu erheben. Aber sobald er Maria befreit sah, schwang er sich auf den Kutscherfitz, und nachdem er dem Führer der Equipage einige Worte zugeherrscht hatte, flog der Wagen davon, Schützer und Beschützte unter freiem Himmel allein lassend.

Jetzt, da sie sich in Sicherheit und die Gefahr von sich abgewendet wußte, forderte die immerhin zarte weibliche Natur ihr Recht, die Nerven der jungen Frau waren durch die Angst zu straff angespannt, als daß nicht jetzt eine Reaktion eintreten sollte.

„Ich fühle mich schwach,“ sagte sie, sich unwillkürlich fester an ihren Retter lehnend. „Bitte, führen Sie mich zu jener Bank, die ich dort am Wege stehen sehe; die Aufregung, — die Angst —“

Sie vollendete nicht, — denn eine leichte Ohnmacht, der sie umsonst zu widerstreben versuchte, bemächtigte sich ihres Körpers wie ihrer Seele.

Sorgsam leitete Sie ihr Cavalier zur bezeichneten Stelle; zum erstenmal hatte er Gelegenheit, das Antlitz der Geretteten zu erblicken, das lieblich und bleich vom Mondlicht übergossen an seiner Schulter lag. Aber als ob ein Schlag ihn berührte, fuhr er zurück.

„Allmächtiger Gott, — es ist Maria, meine Gattin!“

Ein eigenthümliches Gefühl drang ihm durch Herz und Seele, wie ein süßer berauschender Duft durchzog es ihn, als er die regungslose Gestalt, von seinem Arm umschlossen auf der Bank ruhen sah. Zum erstenmal zog der Liebe heiliger

Strahl mit unwiderstehlicher Allmacht durch sein Herz, und leise, leise beugte er sich nieder zu ihr und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß auf ihre weiße Hand, ehe er ein Flacon, das er bei sich führte, hervorzog und ihr die Stirn mit einer Essenz befeuchtete.

Maria kam langsam zu sich, und sobald der junge Mann ihre erste Bewegung gewahrte, zog er den Mantel höher, der wie der breitkrämpige Hut sein Antlitz verbarg.

„Ich mache Ihnen viele Mühe, Senhor," sagte Maria nun mit kräftiger Stimme. „Die Gräfin de Montreal wird Ihre Güte nicht vergessen, ich wohne im Hause der Marquese de Lanos, — aber vor der Hand wünsche ich nicht dort hin zurück zu kehren. Ich will in einem angesehenen Hotel Lissabons die Nacht abwarten und morgen in der Frühe nach Ferrola, meinem Landsitze, abreisen."

Der Fremde verbeugte sich. „Ihr Name, Donna," sagte er, und der Ton seiner Stimme klang gedämpft, als hatte er ihn zurück. „Ihr Name ist mir nicht fremd, ich stehe zu den Kreisen des Hofes in einiger Beziehung. Und indem Sie sich mir nennen, glaube ich zugleich, den Urheber des schändlichen Attentats zu errathen. Lassen Sie mich aufrichtig sein, Donna. Sollte ein Mann, der elend genug ist, aus Stolz und Hochmuth sein Eheband mit der reinsten, der lieblichsten der Gattinnen lösen zu wollen, nicht fähig sein, durch Gewalt und Zwang —"

Maria erhob sich lebhaft. „Niemals, mein Herr, ist ein Montreal zu solchem Bubenstück fähig; mein Gemahl, Dom Antonio, mag hochmüthig, verblendet sein, eine Schlechtigkeit begeht er nimmer."

Es war zu viel wozu noch Verstellung, wozu noch Bedenken; ein einziger Hauch aus dem Innersten des Herzens, und alle Eisberge, die Stolz und Convenienz darum gelagert, schmolzen wie der gefrorene See beim ersten Sonnenstrahl.

„Nein, Maria," rief er, und feierlich schallte es durch die stille Nacht, „nein, Antonio Montreal ist kein schlechter Mensch. Maria! Eine Beute wilder Zweifel, suchte ich die entlegensten Gegenden auf, Licht und Frieden in meinem Herzen zu finden; mich floh der Schlaf, mich floh die Ruhe, denn mächtig war mit einem Schlag die Zaubermacht der Liebe über mich gekommen, aber sie rang noch mit meinem Stolze. Gott selber sprach das entscheidende Wort zwischen uns: Vergieb mir, mein Weib. Nicht unter Fremden, Verfolgungen und Intriguen ausgesetzt, —' in den Armen, am Herzen des Gatten, der seines Vaters Andenken segnet, der Dich ihm auserkoren hat, sei fortan der Platz, der Maria von Montreal gebührt."

Er warf den Mantel zurück, — hell beleuchtete das Mondlicht seine schönen männlichen Züge; Mariens Herz schwoll vor süßer Wehmuth und Entzücken.

Eine Thräne fiel aus ihren Augen auf den Mann zu ihren Füßen nieder, eine Thräne des heißen Dankes, und der Ewige sah sie. Es dünkte Maria, als ob die Sterne heller strahlten in diesem Augenblick, und als ob ein Sternlein sich aus der bunten Reihe loslöste und herniederschwebe zur Erde gerade über ihr, als wolle es ihr Grüße bringen und Segen aus den Wohnungen der Verklärten.

Nacht war es ringsum, aber taghell glänzte es im Herzen der neu Verbundenen. Die Liebe hatte ja die reinste der Sonnen darin entzündet, — Vergessen bedeckte das Vergangene.

(Fortsetzung folgt.)

In Straßburg, ein Jahr nach der Capitulation.*)

Von Julius Rodenberg.

Es ist ein Jahr vergangen seit jenem Tage, wo ich auf einem Bauernwagen von Wendenheim her mich den Wällen Straßburg's näherte. Mühsam und traurig war der Weg; die helle Sonne schien auf rauchende Trümmer, auf Ruinen, die den Einsturz drohten, auf abgehärmte, bleiche Gesichter. Wir fuhren durch Straßen, in denen kaum ein Haus unbeschädigt geblieben, und kamen durch andere, die gänzlich in einen Aschenhaufen verwandelt worden. Ueberall waren die Dächer zerschossen, die Stockwerke durchgeschlagen; vor den Eingängen zu den Kellern lagen die Düngerhaufen, die Hausthüren waren mit Dielen geblendet und die Fenster mit Strohsäcken oder Matratzen verstopft. In einer unregelmäßigen Linie hingen an den Hausfronten, hier ganz hoch, dort ganz niedrig, die Laternen, welche während der Nacht der unglückseligen Stadt, ihren Bränden und namenlosen Prüfungen geleuchtet. Ein Verwesungsgeruch wehte dem Eintretenden aus diesen Straßen entgegen; ein dumpfer Schrecken bemächtigte sich seiner, wenn er die Zerstörungen rings umher sah; ein ungeheueres Bangen ergriff ihn, wenn er bedachte, was hier bis vor wenigen Stunden seine Mitmenschen Unsägliches gelitten. Der Gasthof, in dem wir damals einkehrten, war halb zertrümmert; eine Granate von mehr als 100 Pfund Gewicht war durch das Dach gefahren und hatte durch alle Stockwerke bis in das Erdgeschoß gewaltige Löcher gerissen, die kostbaren Möbel, die vergoldeten Spiegel, die Trumeaux, die Geschirre, Porzellan und Glas zersplitternd und die Treppen, die Corridore, die Fußböden mit Scherben und Fetzen und Mauerschutt bedeckend. Eine zweite Bombe hatte die Vorderwand eingeschlagen, und so saß man in diesem Hotel eigentlich im Freien und legte, wenn man schlafen wollte, sein Haupt buchstäblich auf Asche.

Viel hat sich seitdem geändert und gebessert. Die Sonne dieses Herbstes, die noch einmal freundlich und milde aus dem stürmischen Aequinoctial-Gewölk herausgetreten ist, leuchtet wieder auf ein neu geregeltes Leben herab, und der blaue Himmel umspannt manch' ehrwürdiges und manch' ein malerisches Bild in dieser alten, dieser „wunderschönen" Stadt. Straßburg kehrt allmählich zu sich selbst zurück, und wir, die wir ihm so wehe gethan, verfolgen mit angehaltenem Athem fast, wie bei einem Kranken, jedes Symptom der Erleichterung, der Annäherung, und uns wird wohl dabei. Neues Leben blüht aus den Ruinen. Wir sehen die Schutthaufen rings um uns verschwinden, überall wird aufgeräumt, wird gehämmert, geklopft, gebaut. Manch' ein schönes und stattliches Haus steht wieder fertig da; Gerüste sind um andere gezimmert, die noch im Bau begriffen. Die Café's am Broglieplatz sind längst wieder geöffnet. Die Tassen klappern, die Gäste rufen, und die Garçons in ihren langen weißen Schürzen antworten, als ob nichts geschehen und diese luftigen Pavillons aus Glas und Eisen noch vor zwölf Monaten nicht eine traurige, rauchgeschwärzte Brandstätte gewesen wären. Das Hotel de Ville hat seine Löcher und Lücken wieder ausgebessert; die Präfectur wird gebaut. Da, wo vor einem Jahre das arme, alte Frauchen in der Steingasse ihr Haus suchte und der preußische Landwehrmann, der dort auf Wache stand, mit Thränen im Auge und mit einer Handbewegung nach dem rauchenden Trümmerfeld, ihr sagte: „Ja, Mütterchen, Wohnungen sind hier nich mehr" — da ist jetzt Hammer und Kelle unausgesetzt thätig, die Omnibusse nach Schittigheim und Bischheim rollen vorbei, die Marktwagen kommen, die Bauern sitzen in provisorisch errichteten Holzbaracken, bis ihre altgewohnten Stammkneipen, die dahinter errichtet werden, fertig geworden — und so wie es in dieser

*) Aus der „N. Freien Presse".

arg heimgesuchten Vorstadt ist, so ist es in der Kronenburger, in der des Weißen Thurmes überall. Alles trägt einen frischeren, hoffnungsvolleren Anblick; man sieht, daß das Werk fortschreitet.

Allein wir wollen uns darum keiner Täuschung hingeben. Wenn alle Häuser und Paläste, die wir niedergeschossen, zertrümmert und verbrannt haben, längst wieder aufgerichtet sein werden, schöner, herrlicher als zuvor, so wird das Gefühl der Abneigung, der Demüthigung, der Erniedrigung noch fortdauern, welches die Herzen unserer elsässischen Brüder von den unseren trennt. Von Haß zu sprechen, wäre zu viel; aber ein dumpfer Druck lastet auf den Gemüthern, ohne Hoffnung sieht das gegenwärtig lebende Geschlecht der Zukunft entgegen, und unwillig folgt es den Nothwendigkeiten des Augenblickes. Von einer vollständigen Aussöhnung kann meines Erachtens die Rede nicht sein; die Zeit wird viel thun, um die Gegensätze zu mildern, allein erst unsere Kinder werden den Segen des Geschehenen vollauf begreifen und sich seiner ungetrübt erfreuen können. Für jetzt noch steht zwischen uns die Bitterkeit, die den Besiegten im Angesichte seines Siegers bedrückt. Erniedrigt kommen sich die Straßburger vor. Seit zweihundert Jahren unaufhörlich hat man ihnen gesagt, daß die französische „die große Nation" sei; wir dürfen ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie es geglaubt, denn wir selber trugen das meiste dazu bei, diesen Glauben zu verbreiten. Wir dürfen ihnen nicht zürnen, wir am allerwenigsten, daß sie stolz darauf waren, zu Frankreich zu gehören, denn wir haben sie in der Stunde der Noth verlassen. Armes Straßburg! Armes Elsaß! Welches ungerechte Verhängniß ersah dich, gerade dich, du herrliches Land, du schöne Stadt, zu diesem doppelt gehäuften Maß des Elendes und der Marter? Was hast du gesündigt, was war dein Verbrechen, um solches leiden zu müssen? Vor zweihundert Jahren mit Gewalt, mit List, blutenden Herzens von Deutschland losgerissen zu werden, damit wir dich nach zweihundert Jahren mit Feuer und Schwert wiedergewinnen könnten, ein Schlachtfeld voller Leichen und eine Brandstatt voller Ruinen! Wenn hier von einer Schuld die Rede sein kann, so ist die Schuld u n s e r. W i r haben das Elsaß, w i r haben Straßburg im Stiche gelassen, als es um Hilfe schrie. Wir haben viel gut, viel vergessen zu machen; mit den Entschädigungsgeldern, und wären sie noch so reichlich gemessen, wird es nicht gethan sein. Wir haben mehr aufzurichten, als nur ihre Häuser; auch an ihren Herzen haben wir uns versündigt, und das ist schwerer auszugleichen.

Verzweifeln wir darum nicht. Seien wir unermüdlich in unserer Liebe und unserem guten Willen. Es ist wahr, daß wir uns nichts gefallen lassen dürfen, selbst wenn wir es möchten. Geduldig, aber nicht schwach dürfen wir uns zeigen, denn man würde der Schwäche bedenkliche Motive unterschieben. Verhehlen wir nicht, daß unsere Brüder uns bis zu einem gewissen Grade noch immer als Eindringlinge, ja als Feinde betrachten. Ihr Herz hängt an Frankreich, diesem gedemüthigten und verlorenen Frankreich, und indem sie sein Unglück als einen Theil ihres Unglückes betrachten, ziehen sie es noch immer vor, mit den Trauernden zu trauern, als in den Triumph derjenigen einzustimmen, die eine zweihundertjährige Schmach getilgt, eine zweihundertjährige Schuld gesühnt haben. Unsere Sympathie für die Straßburger wird darum nicht geringer; wir achten vielmehr diesen Zug von Anhänglichkeit und Treue und Stolz im Unglücke, der für eine ferne Zukunft auch uns das Beste verheißt. Wie niedrig und gemein müßten die Seelen derer sein, welche, gestern noch auf's innigste durch alle Fäden der materiellen noch mehr als der geistigen Existenz den Geschlagenen verbunden, heute mit den Siegern sich an die festlichen Tafeln setzen möchten! Nein, ehren wir ihren Schmerz und ihre Zurückhaltung; haben wir Achtung vor jedem schwarzen Kleide und jedem geschlossenen Hause, dem wir hier begegnen. Es würde schlimmer für Deutschland als für Straßburg sein, wenn es j e t z t schon anders wäre, jetzt, nach kaum einem Jahre.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(E i s e r n e s K r e u z a m H i m m e l.) Wie die „Berl. Montagsztg." schreibt, hat der deutsche Professor Peters den von ihm kürzlich entdeckten 125. Planeten „Eisernes Kreuz" benannt. „Der Himmel", sagt der Professor, „hat noch keines, und er hat's wahrlich auch verdient."

(A u c h f ü n f M i l l i a r d e n.) „Eine Prise gefällig, Hr. Professor?" fragt der Obervogt. „Bin so frei. Vergelt's Gott fünfmilliardenmal!" erwidert der Andere. Wie viel mag das wohl geben? Man macht sich schnell an die Rechnung und bringt 10,000 Ctr. heraus. Es erheben sich Zweifel; also wird der Apotheker beauftragt, der Sache mit seinen feinen Waagen auf den Grund zu gehen. Am anderen Abend berichtet er: sechs gewöhnliche Prisen Schnupftabak wiegen ein Gramm, also geben fünf Milliarden Prisen 16,666⅔ Ctr.

(E i n e g e w i ß s e l t e n e E h e) wird sich in den nächsten Tagen in Hamburg vollziehen. Eine „Dame", welche ohne Arme geboren wurde und sich dort in Schaubuden sehen ließ, gedenkt sich mit ihrem Geschäftsführer, einem Türken, zu verheirathen. Die Braut hat durch ihre Geschicklichkeit im Produciren von Fußkünsten ein kleines Sümmchen erspart und wird nun in den Ehestand treten. Man kann mit Recht darauf gespannt sein, wie der Pastor beim Wechseln der Ringe bei der fingerlosen Braut verfahren wird. Auf zärtliche Umarmungen wird andererseits der Bräutigam verzichten müssen.

(I n t e r e s s a n t e f o s s i l e F u n d e.) Am Süd-Abhange des Plateau der Croix-Rousse, Rue Thelopau, in Lyon ist, wie das „Journal de Lyon" meldet, bei den Canalarbeiten „eine Serie von fossilen Knochen des Ochsen, des Pferdes und des Elephanten" gefunden worden: „der Ochse scheint einer Race von starkem Wuchse anzugehören, das Pferd weicht wenig von dem jetzt lebenden ab, und der Elephant, von dem ein Backenzahn, zwei Stoßzähne, ein rechtes Schulterstück und ein linker Hüftknochen gefunden wurde, kann dem Elephanten angehören, den Hr. Jourdan intermedius genannt hat, einer Spielart des elephas primigenius. Die Fundstücke sind jetzt im naturhistorischen Museum in Lyon ausgestellt. Sie wurden im „Lesen" gefunden bei 3 Meter Tiefe. Die Umgegend von Lyon ist häufig schon wegen der vielen Funde in La Croix-Rousse, Roche-Cardon und Chautans „ein großer Elephanten-Kirchhof" genannt worden; „diese Fundstätten sind jedoch als die Anschwemmungen eines großen, von einem mächtigen Gletscher genährten Flusses zu betrachten; der Gletscher reichte von den Alpen bis Lyon während der quaternären Epoche; in Lyon finden sich auf den Hügeln von Fourvières und an den Abhängen der Croix-Rousse erratische Blöcke und Gletscherschlamm in Masse." Von den erratischen Blöcken hat die Verwaltung im alten Pflanzengarten eine Anzahl der neuerdings aufgefundenen aufstellen lassen.

(W e r t h d e r A r b e i t.) Ein Pfund Gold kostet im gediegenen, aber unverarbeiteten Zustande 300 Thaler, ein Pfund Eisen kaum 3 Pfennige; wenn man aber aus dem Eisen die feinsten Genfer Taschenuhrfedern macht, dann kostet ein Pfund Eisen in dieser Gestalt 5000 Thaler, also eine Summe, welche ein Pfund Gold, selbst wenn es zum feinsten Schmuck verarbeitet wird, nicht im entferntesten zu erreichen vermag. Ebenso verhält es sich mit vielen anderen anscheinend werthlosen Stoffen.

Verantwortliche Redaction: G o t t f r. K r u g.

B a u r'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 123. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Mit sichtbarer Unruhe ging der Herzog von Argalla in seinem Zimmer auf und ab. Bei jedem Laut, der sich in seiner Nähe vernehmen ließ, zuckte er zusammen; die Angst eines bösen Gewissens war deutlich auf seinem Antlitz zu lesen. Getreu hatte ihm Jean, sein Kammerdiener, von dem traurigen Ergebniß der letzten Nacht berichtet und jeden Augenblick erwartete der Herzog den geheimnißvollen Rettee Donna Marios bei sich erschienen zu sehen, um Rechenschaft von dem Urheber des Complots zu fordern. Gern hätte er Lissabon verlassen, aber weder seine Stellung zum Hofe, wo er eine Charge bekleidete, noch die Beschränktheit seiner Mittel erlaubten ihm die Flucht, und im Nothfall hatte er immer noch einen gewichtigen Grund seines Handelns in die Woage zu werfen, die nach seiner Ansicht die Schale schwer zu seinen Gunsten sinken lassen mußte.

Horch, — jetzt vernahm sein lauschendes Ohr Tritte und Stimmen, die Thür wurde geöffnet und mit lauter Stimme meldete ein Diener: „Der Herr Marquese de Abrantes, der Herr Graf von Montreal."

Obgleich von Natur sehr feige, raffte der Höfling seinen ganzen Muth zusammen und ging gefaßt und ungebeugt den beiden Herren entgegen, sie freundlichst begrüßend.

Hinter sich schloß Antonio die Thür, sein Antlitz war ernst und finster wie nie zuvor, und doch hin und wieder durchbrach der Sonnenschein des inneren Glücks die Wolken, welche seine Stirn umschatteten.

„Ich komme mit meinem Freunde, Senhor," nahm der Graf das Wort, „Sie von einem Ereigniß zu benachrichtigen, das Sie gewiß interessiren wird. Ich habe eingesehen, wie thöricht mein Vorurtheil gegen jene Frau war, die meinen Namen trägt; ich habe bereut, und Maria de Montreat hat mir verziehen. Morgen gedenke ich, wenn der König es vergönnt, mit ihr nach Ferrola, unserem Gute, aufzubrechen, wohin uns meine Mutter folgen soll."

Der Herzog reichte glückwünschend Dom Antonio die Hand, während Haß und Neid an seinem Herzen nagte; aber der junge Mann schien seine Bewegung völlig zu übersehen.

„Ehe ich aber scheide," fuhr Antonio nach einer Weile fort, „bat ich meinen Freund, den Marquese de Abrantes, den auch Sie als vollkommenen Cavalier anerkennen werden," — Argallo verneigte sich zustimmend, — „mich zu begleiten, Ihrer Ehrenhaftigkeit eine Frage zu unterbreiten."

„Ich stehe zu Diensten," sagte der Herzog mit kecker Stirn. „Ihr Vertrauen ehrt mich, Senhores."

„So hören Sie! Was soll ich mit dem Elenden beginnen, der feige und hinterlistig eine Dame täuschte, anstatt ihres eigenen Wagens, der sie aus einer Gesellschaft nach Hause führen sollte —"

Der Herzog lachte laut auf. „Genug, genug, meine Herren," rief er, „ersparen Sie sich und mir die Comödie. Ich kenne die ganze Geschichte, die tragische Begebenheit; nur möchte ich gern erfahren, wer der Retter der beleidigten Donna gewesen, aus dessen Munde Sie die schaurige Mär vernahmen?"

„Herzog von Argalla, erkennen Sie Gottes Fügung," sagte Antonio ernst. „Der Retter der Gräfin Donna Maria de Montreat war ich selber, ihr Gemahl."

Einen Augenblick trat der Herzog bestürzt zurück; das hatte er nicht erwartet. Dann aber faßte er sich sogleich. „Erlauben Sie mir Ihnen zwei Erklärungen statt einer zu geben, lieber Graf," sagte er humoristisch. „Sie fragten mich, was mit dem Manne zu beginnen, der eine Dame gewaltsam entführt; aber Sie wissen noch nicht, was der Entführer mit seiner Beute begonnen hätte."

Antonio's Antlitz wurde leichenblaß, unwillkürlich zuckte seine Hand nach dem Schwerte an seiner Seite. „Unverschämter, — diese Frechheit."

„Ruhig, ruhig, lieber Graf," beschwichtigte den Stürmischen der Herzog. „Nehmen wir den Fall, daß des Entführers Plan gelungen und die Donna glücklich das kleine Landhaus erreicht hätte, das er in Lissabons Umgegend besitzt. Eine Stunde später hätte er sich selber eingefunden und zu ihr folgendes gesprochen: Ich liebe Sie, Senhora! Ihr Gemahl wünschte das Band der Ehe, das Sie an ihn kettet, zu lösen. Sie sind fürstlich reich, ich bedarf des Geldes. Werden Sie mein Weib; nachdem Jean, mein Kammerdiener Ihnen den Schlag meines Wagens geöffnet, nachdem ich Zeugen zu bringen vermag, daß Sie an diesem Orte, meinem Eigenthum, geweilt, können Sie nicht anders als freiwillig meine Hand annehmen, Ihre Klage, daß List oder Zwang Sie hierher gelockt, würde nicht geglaubt werden, und Ihr Name würde zum Gerede von Stadt und Land. — Und jetzt zur Beantwortung Ihrer Frage, Graf," fuhr der Herzog ohne Unterbrechung fort. „Was Sie mit dem Entführer Ihrer Frau beginnen sollen? Danken sollen Sie ihm, daß er es versuchte, Sie gewaltsam von einem Weibe zu trennen, das unter der Maske der Tugend und der Zurückgezogenheit Sie hintergeht —"

„Bube," donnerte Antonio. „Nimm dies Wort zurück, sofort, oder ich erwürge Dich mit eigenen Händen!"

Zwischen den Wüthenden und den schreienden Hofmann warf sich der Marquese de Abrantes. „Zurück, Rasender," rief er, „ist das die Mäßigung, die Du mir versprachst?"

Der Graf ließ Argalla los; der Herzog retirirte hinter einen Stuhl, und von dort aus rief er Dom Antonio zu: „Fragen Sie doch Ihre getreue Gattin, wer der geheimnißvolle Architekt in Uniform ist, der den weißen Pavillon im Garten zu Ferrola bewohnt, und warum die Diener verlegen werden, sobald man bei ihnen nach jener Person forscht?"

Alles Blut wich aus dem noch zorngerötheten Antlitz des jungen Mannes. „Eine elende Lüge," stammelte er fast bewußtlos; „Beweise, Beweise."

„Holen Sie sich die Beweise selber," sagte der Herzog höhnisch. „Ich bin gewiß, die Gräfin de Montreal wird den

Geheimnißvollen nicht mit nach Lissabon genommen haben. Niemond könnte es unhöflich finden, würden Sie dem Bewohner auf Ihrem Eigenthum einen Besuch abstatten."

„Ja, ich will nach Ferrola," rief Antonio außer sich. „Der Marquese de Abrantes soll mich begleiten, er soll Zeuge sein und Richter zwischen uns. Bestätigt sich Ihr Verdacht, Herzog, ist die Tugend meines Weibes nichts als Maske und Heuchelei, so will ich sie dem Hohn und der Schande preisgeben. Ist sie aber rein, hat Ihre giftige Verleumdung umsonst versucht, einen Flecken auf ihre Ehre zu werfen, so sollen Sie gezüchtigt werden, wie ein bösartiger Hund. Komm', Alberto, ich habe keinen Augenblick Ruhe mehr, noch heute eilen wir nach Ferrola."

Er zog den Marquese mit sich fort; hohnlachend blickte ihm der Herzog von Argalla nach.

„Das Gewitter wäre vorläufig von meinem Haupte abgewandt," sagte er vor sich hin. „Wahrscheinlich bestätigt sich mein Verdacht, und wenn nicht — ha, ha, es genügt, dem König in einer seiner düsteren Stunden einzuflüstern, daß Graf Montreal den königlichen Namen beleidigt habe, und der „bösartige Hund," Senhor Antonia, bringt Dich als Rebellen in die Thürme von Juliao."

* * *

„Du bist bleich, Antonio, was ist Dir begegnet?" fragte Maria ihren Gatten, der in Begleitung des Marquese das Hotel betrat, wo sich die neu verbundenen Gatten eine Wohnung gemiethet hatten.

„Ja Maria, ich bin in schlechter Stimmung, weil ein unvorhergesehener Zufall mich auf kurze Zeit von Deiner Seite reißt. Eine dringende Angelegenheit, die Alberto in der Provinz zu besorgen hat, erfordert nothwendig meine Begleitung; in einer Stunde reisen wir ab."

„Der Marquese de Abrantes hat sich als ein so treuer Freund erwiesen," sagte Maria anmuthig, „daß es undankbar wäre, die Gelegenheit zu versäumen, wo Du im Stande bist, ihm einen Theil unserer Schuld abzutragen. Aber eile, sobald als möglich, hierher zurück zu kehren. Meine ganze Sehnsucht zieht mich nach Ferrola zurück — doch bevor wir reisen, möchte ich vorher noch Nachricht von unserer Rückkehr dorthin senden."

„Um jeden Ueberlästigen bei Zeiten zu entfernen," schoß es durch Antonios Seele; aber sein Mund schwieg. Nicht umsonst hatte er Hofluft geathmet, und Maria bemerkte nicht die geringste Veränderung in seinem Wesen, als er nun von ihr Abschied nahm und ihr versprach, in kürzester Zeit zurück zu kehren.

Einige Stunden später, nachdem Graf Antonio, das Herz von Zweifeln zerrissen, sich von seiner Gattin verabschiedet und in Begleitung seines Freundes Lissabon verlassen hatte, traf ein Brief für Maria ein. Hastig öffnete die junge Frau das Schreiben, in dem sie die Hand des verehrten Eusebio Santigosa erkannte; es enthielt nur wenige Zeilen, aber sie waren hinreichend, die Gräfin auf das tiefste zu erschüttern. Sie sann einen Augenblick nach, dann ließ sie Bastos zu sich bescheiden.

Der treue Diener konnte sein Erschrecken über das bleiche verstörte Aussehen seiner Herrin nicht verbergen. „Großer Gott, was ist geschehen, Donna Maria?" stammelte er hastig.

„Eine traurige Nachricht hat uns erreicht," antwortete die Gattin Antonio's. „Meine gute Elven ist, wie mir Senhor Eusebio meldet, gefährlich erkrankt, ihr Leben ist bedroht. Sie wünscht mich noch einmal zu sehen, noch einmal zu segnen. Bastos, ich muß sogleich nach Ferrola!"

„Und wenn Dom Antonio wieder kehrt?" fragte Bastos, „was soll ich ihm melden?"

„Gieb ihm den verhängnißvollen Brief Eusebio's, sagte ihm, sobald sich das Schicksal meiner guten Elven entschieden hätte, würde ich augenblicklich hierher zurückkehren, falls Antonio es nicht vorziehen sollte, mir nach Ferrola zu folgen. Und dann," fuhr sie lebhaft fort, „entdecke ihm das Geheimniß des Pavillons im Parke. Ich wollte mir eine hohe Freude bereiten, ihm den Onkel unerwartet entgegenzuführen, allein, es sollte nicht sein."

Nach dieser Unterredung mit dem treuen Bastos, wurde alles schleunigst zur Abreise der Gräfin de Montreal angeordnet; noch am selben Tage verließ denn auch die junge Frau, die erste Gelegenheit benutzend und nur mit dem Nothwendigsten versehen, die Residenz.

(Schluß folgt.)

In Straßburg, ein Jahr nach der Capitulation.

Von Julius Rodenberg.

(Schluß.)

Voll von Schwierigkeiten, reich an Entbehrungen der empfindlichsten Art ist der Posten derjenigen, die das Mutterland als Beamte oder sonstwie als Vertreter seiner Interessen hierher gesendet. Der Soldat in Feindesland ist es nicht anders gewohnt, er erwartet kein gesellschaftlich freundliches Entgegenkommen, und was er bedarf, hat er gelernt sich zu verschaffen. Aber schon der Schutzmann in seiner Pickelhaube mit dem kaiserlichen „W" und dem langen, dunkelblauen Berliner Rock ist gewissermoßen zu bedauern. „Wenn ich in Berlin einen Tag frei hatte," sagte mir Einer von ihnen, „so war es ein guter Tag für mich; hier, wenn ich in ein Bierhaus gehe, sieht man mich scheel an, rückt von allen Seiten zurück und läßt mich allein am Tische sitzen." — Wer denkt nicht an Egmont und die spanischen Soldaten in Brüssel? — Und nun gar die Civilbeamten, deren Zahl hier natürlich eine sehr beträchtliche ist! Schon der Deutsche, der hier nur zu Besuch ist, muß auf Schritt und Tritt mit einer Unfreundlichkeit, ja geradezu absichtlichen Unhöflichkeit kämpfen, die dadurch nicht annehmlicher wird, daß er sie sich psychologisch erklären kann. Man bedient ihn, aber mit Unwillen; man giebt ihm in den Läden, was er verlangt, aber man giebt er ihm mit einer Miene, die deutlich sagt, daß man es lieber nicht thäte. Hier sitze ich nun wieder in einem Hotel, wie vor einem Jahre; die Wände sind ausgebessert, die Decke hergestellt, Teppiche liegen auf dem Boden, vergoldete Spiegel hängen über der zierlichen Commode. Keine Spur mehr mahnt an das, was vor einem Jahre gewesen — die Betten sind von einem echt französischen Luxus, die Table d'hôte ist vorzüglich. Und doch erinnert mich jeder Blick des Hausknechtes, des Portiers, der Stubenmädchen und des Wirthes selber daran, daß ich nur geduldet bin. Und wenn das schon dem vorübergehend Anwesenden empfindlich ist, wie viel mehr muß derjenige, den sein Amt hier dauernd fesselt, unter einer solchen Behandlung leiden! Man würde mit den Zähnen knirschen, wenn man sich nicht immer sagte: Wir sind in Straßburg! Wir sind dazu verurtheilt, Geduld zu haben; es ist unsre Pflicht, unsere heilige Pflicht, durch diese beständige Selbstaufopferung gutzumachen, was unsere Väter an Elsaß und

an Straßburg gesündigt haben. Jeder Beamte hier darf sich als ein Missionär des deutschen Volkes, des deutschen Vaterlandes betrachten. Einzeln muß jeder Elsässer durch jeden Einzelnen gewonnen werden, es ist ein schwieriges, langsames Werk, aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht alle hiesigen deutschen Beamten ihre Aufgabe würdig begriffen hätten und mit angeborenem Pflichtgefühl zu erfüllen bereit wären. Man muß einen Blick in die neuorganisirte Post thun, um die Präcision und Ordnung dieser ungeheueren Thätigkeit ebenso zu bewundern, als die Langmuth anzuerkennen, mit welcher die Beamten sich der zuweilen allerdings unerträglichen Manier der Straßburger gegenüber benehmen. In höherem Maße gilt dies noch von den Gerichten, welche nach einem unerhörten Justiz-Stillstande von mehr als einem Jahre nunmehr am 1. October die Pflege des Rechtes wieder eröffnet haben. Und was erst werden die Professoren und Lehrer mit dieser unbändigen Schuljugend zu thun bekommen, welche tricolore Streifen an den Mützen tragen und sich ein Geschäft daraus machen, die Marseillaise zu singen, um ihren Magistern das Leben sauer zu machen! Nur diese schönste deutsche Bürgertugend, das Pflichtgefühl, wird mit solchen Schwierigkeiten fertig werden können und zum Heil des Elsasses die Eroberung und Wiedervereinigung vollenden — in wie langer oder wie kurzer Zeit — das läßt sich nicht vorhersagen.

Aber der leitende Gedanke, der in Niemandem einen wärmeren Vertreter gefunden, als in Bismarck selber, wie er uns menschlich angesprochen, noch bevor wir ihn an den hiesigen Verhältnissen prüfen konnten, scheint uns auch politisch der einzig richtige zu sein, nachdem wir in längerem Aufenthalt uns Personen und Dinge näher angesehen. Jener preußische Soldat, welcher während der Belagerung von Straßburg einen französischen Verwundeten bei der Operation halten mußte, hatte unzweifelhaft recht, als er dem Chirurgen antwortete, der ihn ermahnte, den Blessirten nicht fallen zu lassen: „Was ein Preuße einmal in die Hände bekommt, das hält er fest." Aber mit dem Festhalten allein ist es doch nicht gethan. Das hat unser großer Reichskanzler wohl eingesehen und trefflich ausgesprochen, indem er, wenn nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne nach die Parole ausgab, daß für das neue Reichsland, und wenn es selbst auf Kosten der alten Stammlande wäre, geschehen müsse, was nur irgend geschehen könne. Nach diesem Grundsatze wird hier verfahren. Der Schadenersatz wird den betroffenen Bürgern dieser Stadt nach einem wahrhaft großartigen Maßstabe gewährt. Noch lagert der Schutt des „neuen Tempels" auf der Brandstätte, über welcher ein ödes Portal mit der rußgeschwärzten Inschrift „Bibliotheca" Alles bezeichnet, was von der einstigen hochberühmten Straßburger Bibliothek übrig geblieben, und schon füllen sich in dem benachbarten kaiserlichen Schlosse die Säle mit den neuen literarischen Schätzen, die aus allen Ländern und allen Städten, und unter allen Städten im Verhältniß am reichlichsten aus Wien herbeigeströmt sind. (Eine einzige dortige Verlagsbuchhandlung, die Braumüller'sche, hat 1003 Bände gesendet!) Ganz Deutschland, und wo nur im Auslande ein deutsches Herz schlägt, hilft dieses Straßburg wieder aufbauen, welches wir Alle so sehr geliebt; eines seiner glänzendsten und dauerndsten Denkmale wird die neue deutsche Universität werden, an deren Grundlegung soeben mit allem Eifer und mit Mitteln gearbeitet wird, die der Größe der Aufgabe entsprechen. Straßburg wird wieder werden, was es einst so lange und mit Ehren gewesen: ein Hort und ein Sitz deutscher Bildung, deutscher Wissenschaft. Zahllos für den Augenblick sind die Mißvergnügten, zahllos die Auswanderer, die der alten Heimath den Rücken kehren, um das zweifelhafte Geschick Frankreichs zu theilen. Dieser Zustand jedoch kann nicht ewig dauern; die Vernunft, der gesunde Menschenverstand — und der Elsässer hat eine gute Portion davon — wird endlich zu seinem Rechte kommen. Ich hörte dieser Tage zwei Straßburger in französischer Sprache — denn sie lieben es, sich französisch zu unterhalten, „à cause des Prussiens" — über die Schwierigkeiten debattiren, mit welchen die armen Gerichtsschreiber zu kämpfen haben würden, die fortan deutsch schreiben sollten. „Man kann von ihnen nicht verlangen," rief der Eine „daß sie die Sprache des Hofes von Weimar schreiben." Worauf der Andere versetzte: „Man hat auch früher nicht von ihnen verlangt, daß sie die Sprache der französischen Akademie schrieben."

Das Geläute der Münsterglocken, welche damals während der Belagerung stumm geworden, dröhnt mit einem tiefen und wunderbaren Erzklange zu mir herüber. Welches deutsche Herz würde bei diesem Klange nicht erbeben! Alles, was schön und heilig und poetisch ist in seiner Erinnerung, ersteht lebendig vor ihm auf, wenn er diese Glocken hört. Und vor dem Hause zu stehen, an welchem jetzt eine Marmortafel verkündet: „Hier wohnte Goethe 1770—1771", durch die Krämergasse zu gehen, auf diesem Wege, den Deutschlands großer Genius gewandelt, als zuerst das Münster in seiner ganzen überwältigenden Herrlichkeit vor ihm auftauchte — hier an der Ecke das Gebäude zu betrachten, jetzt die Hirsch-Apotheke und nebenan ein Coiffeurladen, damals das Speisehaus, in welchem Goethe's berühmte Tischgesellschaft sich versammelte — oder dort oben vom Münsterthurm herabzuschauen auf die weiten deutschen Lande, wo Schwarzwald und Vogesen sich wieder geschwisterlich grüßen und mitten durch in prächtiger Breite der Rhein im Abendsonnenglanze zieht — und sich zu sagen: Das Alles ist deutsch, deutsch, deutsch! welch' ein beseligendes Gefühl! welch' ein Glück! Und wer von uns hätte geglaubt, es noch einmal zu erleben?

Mannichfaltiges.

§ Technisches. Der englische Gutsbesitzer W. A. Gibbs hat für die Erfindung eines Apparates zum künstlichen Trocknen von Heugras und Getreide von der Society of Arts in London einen Preis von 50 Guineen nebst einer goldenen Medaille erhalten. Nach einer Beschreibung im „Württemberg. Gewerbebl." bilden ein eisenblechener Trockenkasten, ein Ofen, ein Ventilator und eine Locomobile die Bestandtheile des gesammten Apparates. Der Ofen befindet sich in einer Bodenvertiefung und wird mit Coaks geheizt. Die heißen aus der Verbrennung hervorgehenden Gase werden zunächst durch eine Röhre in den Feuerraum der Locomobile geführt, wo sie deren Heizung zur Erzeugung der für den Ventilator erforderlichen Betriebskraft bewirken. Der so betriebene Ventilator saugt die heiße Luft aus der Rauchkammer der Locomobile an — zu welchem Behufe deren Kamin entfernt und die Oeffnung geschlossen ist — und treibt dieselbe in den Trockenkasten. Letzterer ist durch eine Scheidewand in zwei gleich große Kammern abgetheilt, deren eine mit dem zu trocknenden Material gefüllt ist. Durch eine Klappenvorrichtung kann die heiße Luft abwechselungsweise in die eine und die andere Kammer eingeführt werden. Der Trockenkasten enthält außerdem eine durch einen Zwischenboden gebildete Vorkammer, welche vermittelst durchlöcherter konischer Röhren mit den beiden Trockenräumen communicirt. Bei der Saugöffnung des Ventilators ist ein feines Sieb angebracht, damit die aus dem Ofen etwa fortgerissenen Funken zurückgehalten werden. Auch kann durch vorhandene Klappen die Menge der heißen Luft regulirt und kalte Luft zugelassen werden. Der Trockenkasten faßt bei 12 Fuß Breite und 12 Fuß Höhe 32 Garben, und vermag deren 3000 in 24 Stunden zu trocknen. Bei doppelter Höhe desselben wird das doppelte Quantum Garben zum Ausdreschen fertig. Für Heubereitung zieht es Gibbs vor, den durchlöcherten Zwischenboden des Trockenkastens, sowie auch die Scheidewand zu entfernen, und den ganzen Raum auf einmal zu benutzen, indem die Arbeiter, welche außerhalb der geöffneten Thür des Kastens stehen, das

Gras unmittelbar vor die Mündung der Luftröhre und nach dem Trocknen wieder heraus schaffen. Bei einem in dieser Weise vorgenommenen Versuche wurden drei Wagenladungen Gras (entsprechend 54 Ctr. trockenen Heues), welches vorher im Freien einige Zeit ausgebreitet gewesen war, in völlig durchnäßtem Zustande, in 3½ Stunden bei einem Verbrauch von 3 Ctr. Coals getrocknet, wobei jedoch die Locamobile noch Betriebskraft übrig halte. Die Gesammtkosten stellten sich einschließlich aller Löhne für 4 Männer, 3 Knaben und 2 Pferde, sowie der Zinsen des Anlagcapitales zu 3 Sh. 4 P. (= 2 fl.) per Wagenladung, während eine andere Quantität desselben Grases bei günstigem Wetter im Freien getrocknet 2 Sh. 6 P. (= 1 fl. 30 kr.) per Wagenladung Kosten verursachte. In allen Fällen empfiehlt es sich, das Gras bei jedem Wetter zuerst im Freien abwelken zu lassen, indem dasselbe in diesem Stadium durch Regen wenig beschädigt wird, während dies in hohem Maße der Fall ist, wenn es nahezu trocken dem Regenwetter ausgesetzt ist — dann sich aber des Trockenapparates zu bedienen, wenn keine Aussicht vorhanden ist, die völlige Trocknung im Freien zu bewerkstelligen. Sachverständige, welche den Versuchen beiwohnten, sollen sich sehr befriedigt über die Qualität des durch künstliche Trocknung erhaltenen Heues ausgesprochen haben; auch sei ein um 5 pCt. geringerer Feuchtigkeitsgrad gegenüber dem an der Sonne getrockneten Heu nachgewiesen worden. W. A. Gibbs, Gillwell Park, Essex liefert die verschiedenen Apparate und beabsichtigt auch, die Erfindung zur Verwerthung in anderen Staaten zu verkaufen.

(Zur Vermeidung) der vielen Zusammenstöße auf den Bahnhöfen macht in der „Independance" ein Civil-Ingenieur darauf aufmerksam, daß das gegenwärtige System, wonach jedes Geleite als frei gilt, welches durch kein Signal geschlossen ist, unpraktisch sei, da bei den Tausenden von Signalen, die täglich gegeben werden müßten, eine Unterlassung immer einmal vorkommen könnte, und schlägt dagegen vor, jedes Geleise als geschlossen zu betrachten, das nicht durch ein besonderes Signal für den betreffenden Zug als frei bezeichnet würde, so daß im Falle einer augenblicklichen Abwesenheit und Vergeßlichkeit des Bahnaufsehers das Geleise immer gesperrt und daher ein Zusammenstoß weit weniger möglich wäre.

(Ein reizender Sarg.) Ein reicher Rheder, Herr Woermann in Norwegen, hat von Sr. Majestät dem König Kambuli von Iberio, an der Westküste von Afrika, die Bestellung eines Sarges origineller Form erhalten. Die Bestellung ist nach den königlichen Angaben, die ein Neger überbrachte, effectuirt und wird demnächst abgehen. Der Sarg ist drei Meter lang und anderthalb Meter breit und hoch. Aus Balsamtannenholz gezimmert polirt und mit einem blauen Lack gefirnißt, mit goldenen Nägeln beschlagen, ist seine Form nach chinesischem Muster sehr geschmackvoll. Mit rothem Sammt gefüttert, sind schwellende Kissen gleichen Stoffes an dem Orte, wo der Kopf zu liegen hat, angebracht. Auf dem Deckel dienen sechs Oeffnungen als Fenster für das Tageslicht, und Spiegel aus Bergkrystall sind an den Wänden und an der Decke dieses düsteren Möbels placirt. Die vier Handgriffe und Füße sind, wie auch die Fensterrahmen und die Thür-Charniere, aus massivem Silber. Die Verproviantirung dieses Sarges mit Gegenständen, die offenbar zur Erheiterung der Reise bestimmt sind, ist ganz eigenthümlich und deutet an, mit welchen glaubigen Hoffnungen sich die Völkerschaften des Bestellers nähren. Der Rheder bekam den ausdrücklichen Auftrag, sechs Flaschen des besten Cognac, zwei Pfeifen und ein prächtiges Schachspiel in den Sarg zu geben. Der Sarg wird gleich nach seiner Ankunft in Afrika in den Ehrenwinkel der Residenz des Königs Kambuli gestellt und bleibt dort ein unantastbares Object, bis er sich über die afrikanische Majestät schließen wird.

(Geistreich.) Ein Feuilletonist des „Figaro", Victor Koning, der gewöhnlich über die dramatischen Novitäten schreibt, entschuldigte sich bei Alexander Dumas, daß er nicht selber über dessen „Hochzeitsbesuch" geschrieben habe. Er habe, sagte er, am nämlichen Abend bei dem Wiederauftreten der Madame Carvalho in der Komischen Oper sein müssen, und so sei es gekommen, daß Dumas durch einen anderen Kritiker zu streng beurtheilt wurde. Dumas erwiderte mit einem liebenswürdigen Lächeln, indem er Herrn Koning die Hand schüttelte: „Ich danke Ihnen, daß Sie, statt in das Gymnase zu meinem Stücke, in die Komische Oper gegangen sind; das nächstemal, wenn Sie einen Artikel im „Figaro" schreiben, werde ich den „Siècle" lesen."

(Unterseeische Photographie.) Dem Londoner „Echo" wird aus Florenz geschrieben: „Die Ruballina-Gesellschaft hat ihren Dampfer „Sardinia" Herrn Josellis für seine Meer Forschungen zur Verfügung gestellt. Herr Josellis hat einen Meer-Photographie-Apparat, verbunden mit einer Taucherglocke, erfunden, durch welchen photographische Ansichten von dem Boden des Meeres aufgenommen werden können. Die Wichtigkeit dieser Erfindung für die Naturwissenschaft ist kaum zu unterschätzen.

(In Rom) winterts früh und stark. Am Samstag der vorigen Woche (14. Oct.) fegte die Straßen eine Tramontana, wie man sie nur um die Zeit des kürzesten Tages gewohnt ist. Die sonst immer offenen Thüren der Kaffeehäuser sind ängstlich geschlossen; drinnen fordert man nicht mehr Erfrischungen, sondern was wärmt; Alles greift nach Winterkleidern. Zu Anfang der Woche hatte man noch 20 Grad Wärme gehabt

(Die große Ausdehnung des Brandes in Chicago) ist, wie ein Architekt, der sich längere Zeit daselbst aufgehalten hat, der „Spen. Ztg." mittheilt, hauptsächlich den ungeheueren Holzmassen zuzuschreiben, die bei der ganzen Anlage der Stadt zur Verwendung gelangt sind. Tannenes Holz ist Hauptbaumaterial. Die Straßendämme sind mit fünfzolligen Holzkloben, die mit Theer befestigt und verbunden werden, gepflastert; die Trottoirs bestehen aus tannenen Bohlen; in den Häusern sind nur hölzerne Treppen; die Dächer sind ohne Ausnahme fast mit hölzernen Schindeln gedeckt, wenige nur mit ebenfalls leicht brennbarem Asphalt, alle kleineren Häuser sind gänzlich aus Holz, das mit Oelfarbe gestrichen ist, erbaut. Brandmauern &c., die ein schnelles Fortschreiten des Feuers verhindern, fehlen gleichfalls, da eine gesetzliche Bauordnung nicht besteht. Die in Chicago herrschenden klimatischen Verhältnisse kommen den Verunglückten sehr wohl zu Statten; der Winter tritt daselbst erst sehr spät auf, und Regenwetter und Schnee pflegt selten vor Weihnachten einzutreten, dann allerdings geht der Schnee und der Frost vor Mai nicht wieder weg.

(Ein japanesisches Boudoir) wird von einer amerikanischen Dame folgendermaßen geschildert: „Das Gemach enthielt wenig oder gar kein Mobiliar keine Stühle, keine Bettstelle, nur Ruhematten. Ein Toilettenkasten bildet das einzige Möbelstück in dem Zimmer. In der oberen Schublade des Kastens lag ein unseren Handspiegeln ähnlicher Metallspiegel. In der zweiten Schublade verwahrte die Dame ihre Toilettengegenstände, bestehend aus Bürsten, Pomade, Schmink- und Zahnpulver. In zwei kleinen Schubkasten lagen ihr falsches Haar, diverse Haarnadeln, Goldpapier &c. Die untere Schublade barg ihr Schlummerkissen, das sie unter ihren Kopf legt, um die Haarfrisur nicht zu verwirren. Es ist aus Holz gefertigt und auf der Oberseite mit Papier beklebt. Das Schminkpulver sieht grün aus, wird aber, auf die Lippen und Wangen gebracht, roth."

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 124 Vierter Jahrgang. 1871.

* Unter der Blutherrschaft.

Original-Novelle von Hermann Hirschfeld.

(Schluß.)

7. Capitel.

Vom Schloßthurm auf Ferrota schlug es die elfte Stunde des Abends, als eine in einen Mantel gehüllte Gestalt eilig durch den Hauptweg des Parkes schritt; sie hielt sich im Schatten der Bäume, daß der Mondenschein sie nicht verrathe.

Tiefe Stille überall, nur ein Nachtvogel flieg hie und wieder über ihrem Haupte auf und barg sich in dem grünen Dickicht der Bäume.

Ein leises Pfeifen ließ den nächtlichen Wanderer aufhorchen und anhalten. Auch er zog jetzt eine kleine silberne Flöte hervor und erwiederte das Zeichen, dann schritt er der Richtung zu, aus der das Signal ertönt war. Hart an der Mauer, die den Park umschloß, in der Nähe einer kleinen Pforte stand eine zweite Gestalt, die sichtlich ungeduldig des Kommenden harrte.

„Nun," sagte er, „bist Du endlich da, Alberto. Schon seit einer Stunde harre ich Deiner; ich hatte im Dorfwirthshause keine Ruhe mehr. Hier dieser Schlüssel, den ich noch von früherer Zeit her besitze, wenn ich einmal einen nächtlichen Ausflug in's Dorf zu machen beabsichtigte, erschloß diese Pforte. Nun, was hast Du erfahren? Rasch berichte, und dann zum geheimnißvollen Bewohner des Pavillons, dessen erleuchtete Fenster bis hier herüber schimmern. O, Alberto, wenn es wahr wäre, wenn Argalla's giftiger Verdacht keine Verleumdung, ich könnte das Weib tödten! Jetzt erst, da ich fürchte, daß ich verrathen wurde, jetzt fühle ich, wie sehr ich sie liebe, wie jenes Gefühl, das mich schon als unbehaltener Knabe zu ihr zog, nie ganz erstorben, nie ganz erloschen war."

Er warf sich in die Arme des Freundes, in den Augen des sonst so stolzen jungen Grafen standen Thränen. So wechselt das Schicksal die Stimmungen des Menschen, wie die Farben des Kaleidoskops, das ein muthwilliger Knabe hin und wieder schüttelt.

„Ich war auf Ferrota," berichtete der Marquese de Abrantes, „ich gab mich für einen Herrn vom Hofe aus, der mit dem Grafen de Montreal bekannt gewesen. Im Schlosse herrscht große Verwirrung. Während der Abwesenheit der Herrin desselben, deren Lob ich aus jedem Munde vernahm, ist eine alte Dame, ihre einstige Erzieherin, lebensgefährlich erkrankt, jetzt aber ist die Gefahr überstanden."

„Was kümmert mich Frau Elvens Krankheit," rief der Graf ungeduldig. „Was erfuhrst Du über jenen Mann?" Und er wies bei diesen Worten auf den Pavillon.

Der Marquese zuckte mit den Achseln. „Die Diener auf Ferrota sind schweigsam wie das Grab; die meisten sind grau im Dienst Deines Vaters geworden, die anderen sind Deiner Frau von ihrer väterlichen Villa hierher gefolgt. Die Abwesenheit der Herrin des Schlosses, die Krankheit der Frau Elven, waren Vorwand genug, daß man mir nicht einmal Garten und Park zeigte, wo es mir eher möglich gewesen wäre, mich dem Pavillon zu nähern und nach dem geheimnißvollen Bewohner zu forschen."

„So komme denn," sagte Antonio entschlossen, „mit Güte oder Gewalt, bald wird Alles entschieden sein."

Hastig ging er vorwärts, der Marquese folgte ihm schweigend. Er sah, als der Mantel seines Freundes sich zurückschlug, Pistolenläufe darunter blinken.

Jetzt hatten sie den Pavillon erreicht; zwei Fenster des einzigen Stockwerks waren erhellt.

Antonio näherte sich der Thür, um Einlaß zu begehren, aber im nächsten Augenblick trat er wieder zurück. Er war bleich wie ein Todter. „Ich vermag's nicht, Alberto, klopfe Du."

Der Marquese pochte; laut durchtönte das Geräusch die tiefe Stille der Nacht.

Augenblicklich wurde ein Fenster geöffnet, und ein alter Diener schaute aus. Er sah nur den an der Thür Harrenden, denn Antonio hatte sich zurückgezogen.

„Das ist Perez," murmelte der junge Mann, „ein treuer Diener unseres Hauses, und ihr hilft er zu Verrath und Schande, — o Fluch, Fluch über Alle!"

„Botschaft vom Schlosse?" fragte der Diener hinunter.

„Botschaft von der Gräfin an den Herrn dieses Hauses. Es droht Gefahr; er muß Ferrota verlassen, sobald als möglich."

Der alte Mann stieß einen Schreckensruf aus und verschwand. Gleich darauf erschien er innen an der Thür, die er eilig öffnete. „Tretet näher, um Gottes Willen, der Major erwartet Euch."

Aber in demselben Augenblick drängten sich zwei Männer ihm entgegen, er sah eine Pistole in des einen Hand.

„Verrath! Ihr seid Schergen Dom Miguels! — Zurück!"

„Wir sind Rächer beleidigter Ehre!" donnerte der junge Graf. „Erkenne mich Perez! Ehrvergessener, ich bin Dein Herr, bin Antonio de Montreal. Wer ist der Bube, der sich hier verbirgt und meinen Namen schändet?"

Er stürmte die Treppe hinauf, eine Thür war hier oben nur angelehnt; diese riß er auf. Ein Mann stand mitten im Zimmer. Derselbe hielt eine Pistole in hoch erhobener Hand, ein Degen lag vor ihm auf dem Tische.

Die beiden Gegner standen sich gegenüber, Auge in Auge, Waffe gegen Waffe.

„Antonio!"

„Mein Oheim!"

Jetzt hatte auch der Marquese, gefolgt von Perez, die Treppe erstiegen.

„Antonio, — Mäßigung, ich beschwöre Dich —"

Verblüfft blieb er stehen, das Wort erstarb ihm im Munde. Am Boden lag Antonios Waffe, mit der er seine Ehre blutig rächen wollte, und seine Arme breiteten sich aus gegen den verhaßten Rivalen.

„Dom Rodrigo!"

„Dom Rodrigo," rief Antonio jubelnd, „mein Oheim! Alles wird mir klar."

„Ja, Dein Oheim," rief auch der Alte. „Aber er hat sich losgesprochen von Dir, von jener Stunde an, da Du die beste, die edelste der Gattinnen verläugnetest, da Du Dich in den Prunksälen des Usurpators zeigtest. Geh' hin, verrathe Deinen alten Oheim, der hier unter Mariens Schutz ein Asyl fand, kröne Deine That und lasse Dich von dem Tyrannen mit Titeln und Orden schmücken."

„O schweigt, mein Oheim; Euere Worte treffen mich tiefer als Ihr glaubt," sagte Antonio laut und bittend. „Ja, ich gestehe es, ich war verblendet. Aber das Licht ist mir erschienen, Gott selber führte Maria in meine Arme. Sie hat mir vergeben, wollt Ihr mir nun fluchen?"

„Was sagst Du," rief Rodrigo erstaunt.

„Maria nun mit Dir vereint? Und ich weiß davon keine Sylbe?"

„Wahrscheinlich sollte unser Wiederfinden auf Ferrola eine Ueberraschung sein, die Maria uns bereiten wollte," antwortete Antonio, „und ich Unsinniger, der ich mich von dunkeln Worten eines Buben zum Mißtrauen gegen meine Gattin verleiten ließ!"

Mit kurzen Worten berichtete er dem Oheim von der wunderbaren Weise, in der er zum Retter Mariens geworden war; er erzählte ihm auch von Argalla's boshaftem Verrath, von den qualvollen Stunden, die er verlebt, ehe die Nacht, die seine Seele bedeckte sich ihm gelichtet. „Aber jetzt," fuhr er fort, jetzt werde ich heimkehren nach Lissabon und jenen herzoglichen Schurken züchtigen, wie er es verdient. Die Pistole setze ich auf seine Brust, bis er zu Mariens Füßen sinkt und um Gnade winselt, ich werde —"

„Mein Gemahl wird Gott die Rache überlassen," tönte eine milde Frauenstimme vom Eingang her. „Eine Stunde bevor die Nachricht der Todesgefahr meiner guten Eltern mich aus Lissabon trieb, vernahm ich, daß der Baron von Ouluz gestürzt und er und der Herzog von Argalla, liberaler Neigungen und der Verbindung mit Dom Pedro angeklagt, auf Befehl des Königs als Gefangene nach St. Juliao abgeführt sind. Man will compromittirende Briefe bei beiden gefunden haben. Daß wir uns aber hier finden, Antonio," fuhr sie fort, „daß mich die Gottlob überstandene Lebensgefahr meiner mütterlichen Freundin, Dich aber ein grundloser Verdacht hierhertrieb, auch darin laß uns den Wink der Vorsehung erkennen. Dieselbe Laune Dom Miguels, die e i n e m Montreal den Aufenthalt in Portugal gestattete, wird vielleicht blutig ahnden, daß ich es gewagt, einem zweiten ein Asyl zu gewähren."

„Laßt uns Portugal verlassen, wo mit jedem Augenblick das Damoklesschwert über uns schwebt. Ruhigere, bessere Zeiten werden kommen, wo man mit frischer Hoffnung zu neuem Glück in's Vaterland zurückkehren kann. Schon morgen laß uns zur Küste eilen; man kann uns weder eines Verbrechens zeihen, noch hat man keinen anderen Grund, uns zu verfolgen, und unser Freund, der einst Deine Sache bei Dom Miguel geführt, er wird uns auch jetzt nicht verlassen."

„Sie haben recht, Donna Maria," nahm der Marquese das Wort. „Verlassen Sie mit Dom Rodrigo und Ihrem Gatten Portugal. Ich werde dem Könige mittheilen, daß ich auf die Spur eines Complotts gekommen und auf meinen Wunsch in seinem Interesse Dom Antonio nach England gegangen sei. Einige nichtssagende Andeutungen von dorther werden ihn zufrieden stellen, und er wird Deiner Mutter, Antonio, gern gestatten, ihren Kindern zu folgen. Donna Ximene steht ja ohnehin gut mit den Geistlichen, die des Königs Herz beherrschen."

„Und was, junger Mann," rief Dom Rodrigo, „was bannt Sie mit Ihren edlen Gesinnungen an Portugal und an den Hof des Tyrannen? Folgen Sie uns in's Land der Freiheit, bis das eigene Vaterland frei ist und Maria da Gloria sich Königin von Portugal nennt."

Der junge Mann schüttelte das Haupt. „Mich fesselt hier die Pflicht," sagte er ernst. „Ich habe einst Miguel Freundschaft und Treue gelobt, ich habe sie gehalten bis jetzt, denn ich schmeichele ihm nicht; wohl stehe ich auf einem Vulcan, aber bis der Boden unter meinen Füßen sinkt, harre ich aus an seiner Seite. Der Fremde soll doch e i n e n Menschen finden am Hofe zu Lissabon. Ihr aber geht, seid glücklich, und wenn die neue Zeit gekommen und Miguels Laune mir noch Leben und Freiheit gelassen hat, so vergeßt Alberto nicht, wenn Ihr dann dem Throne nahe steht und Haß und Rachsucht mich bedroht."

* *

Und neue Zeiten kamen über Portugal, unter dem Schutz der Mächte Europas, sogar mit der Hilfe jenes Englands, das einst Dom Miguel zur Erlangung der Regentschaft behilflich war, bestieg Donna Maria da Gloria den Thron, den Ströme Blutes für sie erkaufen mußten. Wohl bot sie dem jungen Träger des Namens, den sie als Schutz und Schirm ihrer Sache zu ehren gewohnt war, Rang und Würden an, Antonio aber lehnte Alles ab. In stillem häuslichem Glück lebte er zum Vaterlande heimgekehrt, auf Ferrola im Kreise der Seinen, den lieblichen Kinder verschönerten.

Nur eine Gnade erbat er sich von der jungen Königin und erhielt sie auch sogleich; seine Hand war es, die den Kerker des Marquese de Abrantes öffnete, den Dom Miguel auf bösen Verdacht hin hatte verhaften lassen, ohne sich jemals wieder um ihn zu kummern.

Auf Ferrola fand auch er ein Asyl; oft saß er hier im Kreise der Kinder seines Freundes, den Horchenden gar schaurige Geschichten erzählend aus den düsteren Tagen unter der Blutherrschaft.

Der Brand von Chicago.

Wir entnehmen folgende Skizze über den Handel und das Wachsthum Chicago's der „Saturday Review", welche damit auch eine zusammenfassende Darstellung des Brandes verbindet. Chicago, schreibt das englische Blatt, trieb einen ausgedehnten Mehlhandel und übertraf in der Versendung von Schweinefleisch noch St. Louis; ein höheres Element jedoch in seiner Geschichte und von größerer Dauer des Interesses bietet die rastlose Geschäftigkeit und entschlossene Thatkraft, mit welcher man die natürliche Gunst der Lage benutzte, wie ihre Hindernisse überwand. Noch vor vierzig Jahren war Chicago einer der kleinsten unter den kleinen indianischen Handelsposten, eine Hüttengruppe der Blaßgesichter zwischen den Wigwams der Pottawatomies.

Es war gebaut auf einen Damm mitten in den Sümpfen, wo Tausende von Stinkthieren und Bisamratten der Büchse oder Falle des Jägers zur Beute fielen, und wo, wie sich noch Lebende zu erinnern wissen, Wolf und Panther auf einander

trofen. Zehn Jahre später wor es schon zu einer holzgebauten Proiriestadt von 5000 Einwahnern herangewochsen. Seine Beoölkerung wuchs mit reißender Schnelligkeit, indem sie sich ungefähr olle vier Jahre verdoppetle, bis sie nach den neuesten Berechnungen die Höhe von nicht weniger ols 300,000 Seelen erreichte. Der größere Theit der Stadt, ein Grundgebiet von mehreren Quadratmeilen Ausdehnung, ist jetzt ein Haufen Asche, und 100,000 Menschen sind noch den Berichlen ohne Obdach und hilstas. Sanntag den 8. October Nachts ging ein Bursche in einen Stall, um eine Kuh zu melken, und nahm eine Kerosenlampe mit sich. Die Kuh stalperte über die Lampe, welche den Schuppen in Brand setzte. Die flammende Fluth strömle über das Hatzgetäfel des Bodens, tränkte die Planken mit dem entzündlichen Oel und setzle sie gleichzeitig in Flammen; die Flammen ergriffen die nächsten Häuser, und ein starker Wind, welcher sich erhob, verdreitete den Brand weiter und weiter. Den ganzen Montog über bronnte das Feuer heftig, einige Straßen riß man ouf, in der Hoffnung seinem Fartschritt ein Ziel zu steck n, aber es fuhr fort sich auszubreiten bis die heftigen Regengüsse om Morgen des 10. October anfingen es zu töschen. Zu Mittog war man seiner Herr, und noch vor Abend war es im Norden wie im Süden der Stadt in Wirklichkeit erloschen. Es ist ausgemacht, daß der größere Theil von Süd-Chicago und das gonze Nord-Chicago zerstort sind. Fünfhundert Personen sind vermuthlich zu Grunde gegangen, und den Vertust an Eigenthum schätzl mon ouf 300 Millianen Dollars. Ein allgemeiner Schrecken scheint die Stadt, welche Nachls oon den Flammen übersallen wurde, aus Rand und Band gebracht zu haben. Die Leute — so erzahlen uns die Telegramme — kamen von Sinnen var Aufregung, und viele wurden zu Tode zertreten, während andere in den Flammen umkamen. Der hungrige und obdachlase Pöbet, rein toll durch die Schrecknisse des Brandes, tieß einen Aufstand befürchten, und Leute, welche mitten in der Plünderung ergriffen worden waren, wurden auf der Stelle erschossen oder gehängt. Jetzt ist die Stodt in Belogerungszustand erklärt worden unter dem Commondo des Generals Sheridan.

Das reißende Wachsthum Chicago's giebt einen erheblichen Grund für die Schnelligleit seinee Zerstörung. Eigentlich war die Stadt eine große Gruppe von hälzernen Schuppen und, in dem Augendlick wa die Flammen dieser Herr wurden, in dem Uebergangsstadium vom Holz- zum Stein- und Ziegelbau. Sie konnte sich brüsten mit breiten Straßen, mit großen Magazinen und Wohnhäusern zu beiden Seiten, mit longen Reihen schöner Häuser in dem eleganten Viertel, das dem weiten See zugewandt ist. In den neuen Theilen der Stodt waren die riesigen Kotosse der Steingebäude ebenso glänzend und mächtig ols nur je in New-York, Paris oder London. Alle die großen öffentlichen Gebäude, die Kirchen, Theater und Halels waren oon Stein. Aber ein großer Theil der Stadt war noch aus Halz gebaut. Die steinernen Straßen — und selbst die besten unter ihnen — waren durchbrochen und untermischt mit hölzernen Hütten. Und nicht nur ein großer Theil der Häuser bestand aus brennbaren Staffen, ouch die Straßen seldst waren mit Holzblöcken gepflastert, und die Fußwege bestanden fast olle ous hölzernen Plonken. Man hat ausgerechnet, daß nicht über 60 M ilen von den ungefähr 600 Meilen Gassen mit Stein gepflastert waren. Vor wenigen Jahren waren diese hölzernen Trottoirs durch die Feuchtigkeit des Sumpfbodens aus ihrer Lage buchstöblich heeausgeschwemmt. Um einer Wiederkehr dieser Unonnehmtichkeiten vorzubeugen, wurden sie in einer beträchtlichen Höhe oberhalb des Boden-Niacou's befestigt; die Falge davon war ein starker Lufizug unter ihnen, welcher unsehlbar den Flammen Vorschub leisten und eine blasebalgartige Wirkung in der ganzen Länge der Hausfluren hervorbringen mußte. Mehr nach, in einigen Fäll n befond sich zwischen den Grundfläch n der Häuser und dem wiklichen Boden ein bedeutender Zwischenraum in Folge der künstlichen Erhebung der Gebäude, die in den letzten Jahren immer mehr Platz gegriffen hatte. Hotels und Magazine wurden unter Anwendung von Krahuen ohne die geringste Unterbrechung des gewöhnlichen Geschäftsganges oft mehrere Fuß hoch gehaben. Im Johre 1856 traf man Anordnungen, die ganze Stadt von 2 bis zu 5 Fuß höher zu heben. Diese Thotsachen erklären einigermoßen den auf den ersten Blick staunenerregenden und fast unglaublichen Umstand, daß eine Stadt; gebaut om Rand eines großen Sees und von drei Flußormen durchschnitten, gänzlich den Flammen preisgegeben werden konnte. In dem letzten Stoß von Zeilungen aus Chicago, der hier onkom, las man wiederholte Anspielungen über Wassermangel, und manche allzu eifrige Zeitungsschreiber haben sich zu dem Schluß hinreißen lassen, als habe es an Wassee gefehlt, das Feuer zu löschen. Das ist ein offenbares Mißoerständniß. Der Mangel bezieht sich allein auf das Trintwasser, welches, um frisch in die Stadt hereingepumpt zu werden, eines zwei Meilen tangen Tunnels in den See bedurfte. Es ist noch der Lage von Chicago unmöglich, daß, was die Löschung des Feuers betrifft, ein Mangel an Wasser stattgefunden hat, wenn onders Mittel und Wege vorhanden waren, es anzuwenden. Offenbar hatten es die Einwohner persäumt, genügende Varkehrungen wider das Feuer zu treffen, und die Stunde, wo der Brond begann, und die Schnelligkeit, mit welcher der Wind ihn ousbreitete, waren weitere Ungelegenheiten. Wenn mon die eigenthümtiche Bauort der Stadt und vor Allem die unterhöhlten Halzwege in Betracht zieht, so kann mon sich nur wundern, nicht, daß das Feuer so unaufhaltsam und zerstörend wirkte, sondern daß die übrigen Feuersbrünste in früheren Jahren nicht in gleicher Weise schrecklich waren.

Die Amerikoner, welche Freunde von Superlotiven sind, hoben sich gewöhnt, Chicago als eine der neuesten, größten, reichsten und losterhaftesten Städte in der Welt zu beschreiben. Es machte das größte Geschäft in Mehl, Schweinefleisch und Bauhalz, durch seine Mogazine floß ein graßer Fluß oder besser Strom von Getreide, welches die hohen Krahne von der einen Seite aus den Schiffen aus- und auf der anderen Seite in die Eisenbahnwagen seinluden. Das Schlachten und die Bereitung der Schweine für den Markt wurde von Maschinen so schnell und vollkommen besorgt, daß ein Schwein, welches quiekend zu dem einen-Ende hineingekommen war, in wenigen Minuten an dem anderen Ende geschabt und verpnckt wieder herauskam. Chicago oerdankt seine Erfatge lediglich der commerciellen Gunst seiner Lage als das Centrum einer Kette von Seen und eines Netzwerkes von Eisenbohnen. Es ist, mit Ausnahme von Muwaukee, der einzige zugängliche Hosen in einem weiten Gebiete, das mehrere tausend Quodratmeilen des reichsten Ackerbodens der Welt umfaßt. Gelegen an der Südspitze des Michigon-Sees, ist es zugleich der Knotenpunkt der Eisenbahnen von Wisconsin, Jowa, Illinois und Indiono und der nächste Punkt für den Wassertransport der Producte aus den meisten dieser Staaten. Dreißig Eisenbahnlinien loufen hier zusammen, und 250 Züge geben täglich hin und wieder; sein Handel repräsentirt eine Frocht von 400,000 Schiffstonnen. Hierher wurde zur Vertheitung noch allen Seiten dos überflüssige Getreide des Westens gebracht, das Rindoieh von den Peairieen, unzählige Schweine, von den Farmern gemästet; hierher wurden ganze Wäldee von Bauhalz geflößt. England hot ein directes und persönliches Interesse sowohl an der reißenden Entfoltung Chicagos als on der Katastrophe, die es so eben betroffen hat. Es war der englische Freihandel, der mit dozu beitrug, es zu dem zu machen, was es noch vor wenigen Tagen war, und die Wirkung des Beandes werden wir sicher im Winter an einer Steigerung der Brodpreise merken. Wahrscheinlich sind die Berichte über den Umfong der Zerstörung wie die über den Brand van Paris übertrieben, es muß indessen eine ungeheuere Menge von Getreide und onderen Waaren zu Grunde gegongen sein. Ende September lag in den Mogazinen eine graße Menge Getreide,

daß auf den Transport nach New-York und Europa wartete, während die Läden sich für den Winter mit den Waaren aus Manchester, Leeds, Birmingham und anderen englischen Städten versehen hatten. Das Feuer hat nicht nur in New-York, sondern auch in England eine große Panik verursacht. Der Verlust englischer Versicherungsanstalten soll sich auf weit über 1 Million Pfd. St. belaufen, fast die Hälfte davon kommt auf eine einzige dieser Anstalten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die glückliche Elasticität Chicagos auf lange Zeit selbst durch diese schreckliche Katastrophe herabgedrückt werde, aber der Verlust an Leben, bis jetzt nur zum Theil bekannt, ist offenbar sehr groß. In dieser Hinsicht allein ist das Unglück nicht wieder gut zu machen. Der Handel von Chicago wird sich in Gemäßheit des Einflusses der Lage gänzlich wieder heben, und die Stadt selbst, obwohl sie viele schöne Gebäude enthielt, kann bald wieder besser und schöner auferstehen. Ein Brand dieser Art muß natürlich viel Unglück im Gefolge führen, aber es ist zu glauben, daß keine andere Stadt in einem Brande ihren Vortheil so finden kann aber so fähig ist, seine Verlustr zu ersetzen, als Chicago.

Mannichfaltiges.

(Eine heitere Episode), welche sich am 19. October auf dem Telegraphenbureau in Mülhausen im Elsaß zugetragen, verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Ein hübsches dralles Bauernmädchen kommt auf das genannte Bureau und erkundigt sich nach dem Preise einer Depesche nach Basel. Als ihr derselbe genannt wird, ruft sie Ach und Weh über die Höhe desselben und fängt an, mit dem betreffenden Beamten zu feilschen. Auf dessen Antwort, der Telegraph habe feste Preise, da könne nichts abgehandelt werden, entgegnete die ländliche Unschuld: Das Bisset Tupfen mit dem Finger sei mit dem von ihr offerirten Preis ganz gewiß noch sehr gut bezahlt, und wenn die Herren nur wollten, so könnten sie's schon dafür machen. Belustigt von dieser originellen Antwort versetzt der am Schalter sitzende Beamte scherzend: „Weißt was, Mädel, gieb mir einen Kuß, da will ich Dir die Depesche für Dein Gebot expediren!" Kaum hat er ausgeredet, als die ländliche Schöne auch schon den Kopf durch's Schalter steckt und dem Beamten einen herzhaften Schmatz auf den Mund drückt. Dann zog sie triumphirend ihren Beutel, zahlte den ausbedungenen Preis und gab ihre Depesche dem verdutzt dreinschauenden Beamten, dem doch nichts übrig blieb als — unter dem schallenden Gelächter seiner Collegen — die fehlenden 40 Centimes dazu zu legen. Die speculative Depeschenaufgeberin und Kußverkäuferin aber verließ zufrieden lächelnd das Telegraphenbureau und wird daheim mit Genugthuung von dem guten Geschäfte erzählen, welches sie in der Stadt Mühlhausen gemacht hat.

(Eine eigenthümliche Naturerscheinung) wird aus Florida berichtet. Ein großer Theil von Orange County ist plötzlich zu einem See geworden. Bäume und Häuser mit ihren Bewohnern gingen unter. Ein Augenzeuge sagte, daß die Bäume, ehe sie versanken, sich im Kreise zu bewegen schienen. Dann sank das Erdreich, soweit das Auge reichte, tiefer und immer tiefer und an seine Stelle trat brausendes, zischendes und schäumendes Wasser, welches ein Geräusch wie das eines riesigen Wasserfalles hervorbrachte. Hin und wieder wurden die Wurzeln und die Kronen gewaltiger Fichten und Eichen an die Oberfläche geschleudert. Die ganze Gegend steht unter Wasser und ist zu einem großen See geworden. Der Ort Orlando soll ganz untergegangen und die Seen von Apopka bis zum Lake Conway durch eine neuentstandene gewaltige Inlandsee in unmittelbare Verbindung gebracht worden sein. Die Einwohner der Umgegend suchen, von Entsetzen erfüllt, andere Wohnorte.

(Ein schreckliches Ballon-Unglück) wird aus Paola in dem amerikanischen Staate Indiana gemeldet: „Professor Wilbur wollte daselbst eine Luftfahrt antreten, als die Stricke, die den Ballon festhielten, zu früh gelöst wurden, ehe er noch in die Gondel einsteigen konnte; der Luftschiffer hielt sich an einem der Stricke fest und fuhr etwa eine ngl. Meile hoch, als die Kräfte ihn verließen und er zur Erde fiel. Anfangs fiel er mit seinen Füßen zuerst, dann legte er sich horizontal, schlug mehrere Male um, und schoß schließlich kopfwärts zu Boden. Als er die Erde berührte, wurde sein Kopf in eine unerkennbare Masse zerquetscht, während der Körper furchtbare Beschädigungen erlitt. Der Boden wich um acht Zoll zurück und der Körper prallte vier Fuß in die Höhe. Unter den grausenerregten Zuschauern befanden sich Frau und Kind des Unglücklichen.

(Miniatur-Dampfmaschine.) Die angeblich kleinste Dampfmaschine der Welt war in der Industrie-Ausstellung zu Buffalo zu sehen. Dieselbe, von David Bell in Buffalo angefertigt, arbeitete correct und maß in der Grundfläche etwa 1 Zoll. Dem gegenüber ist zu erwähnen, daß sich nächst Mainz zu Gustavsburg in der Brückenbau-Anstalt von Klett und Comp. eine von dem dortigen Werkmeister Rieges verfertigte liegende Maschine befinde, deren Etui aus einer gewöhnlichen Baumnußschale, nach außen 38 Millimeter in der Länge und 31 Millimeter in der Breite besteht, worin sich Maschine, Kessel und Mantelplatte befindet und welche sammt Etui ein Gewicht von 20 Grammen ergiebt. Dieselbe arbeitet ebenfalls correct, und die kleinsten Details sind vorhanden. Es sind nicht weniger als 38 Gewindschrauben daran.

Vom Büchertisch.

Jahrbuch des deutschen Protestanten-Vereins. Zweiter Jahrgang. Elberfeld 1871. Verlag von R. L. Friderichs. Preis 54 kr.

S. Dem ersten Buche dieser Art, welches 1869 erschien, ist jetzt das zweite gefolgt. Es zeugt von der Lebenskraft und Wirksamkeit des deutschen Protestanten-Vereins und giebt ein Bild seiner mit dem Volksgeiste verwandten Bestrebungen. Zu bedauern ist nur, daß noch viel zu Wenige mit Ernst und mit Fleiß die Tendenzen jener freien Vereinigung unterstützen, welche darauf gerichtet ist, der deutschen Nation ihre freie Frömmigkeit und fromme Freiheit zu erhalten, die doch ihr bestes und sicherstes Gut ausmachen. Deutschlands Volk will in seiner festen und gediegenen Mehrheit weder geistig-religiösen Radicalismus noch intolerante confessionelle Orthodoxie oder römischen Absolutismus, es will Freiheit, die aber in der Religion wurzelt und in der selbstständigen Gemeindekirche ihren berechtigten Ausdruck findet.

Das vorliegende Jahrbuch ist dieser Art und bringt Aufsätze von manchem unserer besten Männer. Auf 184 Seiten finden wir dort eine treffliche, Herz und Geist stärkende kirchen politische Rundschau, eine Arbeit von Lipsius in Jena über die Grundanschauung der Urgemeinde, ein pietätsvolles Erinnerungsblatt an unseren Volksmann E. M. Arndt von Schenkel, ein kraftvolles, wahrhaftiges protestantisches Zeugniß wider das Neu-Lutherthum von Baumgarten, eine interessante Arbeit von Zittel „Der Darwinismus und die Religion", zwei Ketzerprocesse von Nippold. Diesem reichen Stoffe schließt sich der Jahresbericht über die Wirksamkeit des deutschen Protestantenvereins in 1869 und 1870 an. Darin finden wir die Beschlüsse des Berliner Protestantentags, die seitdem vom Ausschuß erlassenen Ansprachen und eine Vereinsstatistik. Hiernach zählt der Gesammtverein heute ca. 29,000 Mitglieder. Mögen recht Viele das Nähere im Buche selbst nachlesen, welches ihnen gewiß fast in allen seinen Theilen Freude machen und Erhebung bieten wird.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 125. Vierter Jahrgang. 1871.

Unsere erste Wohnung.

Eine Erzählung.

1.

„Aber, lieber Karl," sagte meine Frau mit bedenklicher Miene, „wo sollen wir eine Wohnung finden?"

Es war eine Frage, welche sich leichter thun als beantworten ließ, denn schon mehrere Monate hatte sie mich und meine arme Betty beschäftigt, ohne daß es uns gelungen war, eine geeignete Lösung zu finden. Unsere Lage war folgende:

Seit einem halben Jahre lebte ich, Karl Wilton, ein fünfundzwanzigjähriger junger Mann, ohne bestimmten Beruf, in glücklicher Ehe, denn vor genau sechs Monaten hatte ich meine liebe Betty, die jüngste Tochter des Pfarrers Dawlins in Shinglesea, aus der Kirche heimgeführt. Wir hatten die ganze Welt offen vor uns, konnten nach Belieben wählen, besaßen Jugend und Gesundheit und ein Einkommen von genau solchem Betrage, daß wir der Vermögenssteuer nicht unterlagen. Einhundert Pfund jährlich ist keine Revenue, welche einen großen Luxus gestattet. Mancher weise Kopf mag geschüttelt und manche traurige Prophezeiung laut geworden sein in Bezug auf die muthmaßlichen Folgen einer Heirath, welche allgemein für unbedacht galt. Selbst Diejenigen, welche uns aufrichtig wohl wollten und Glück wünschten, wußten nicht, von woher uns möglicher Weise Glück kommen könne. Betty's Vater, der Pfarrer Dawlins mit seinen vier Töchtern und drei Söhnen, war arm, wie es die meisten niederen Geistlichen sind, und ich befand mich in derselben Lage. Früher war es zwar anders gewesen, ich hatte die Aussicht auf den Anfall eines großen Vermögens gehabt, allein die Aussicht war geschwunden, die goldene Hoffnung war zu Wasser geworden. Meine Familie gehörte zu den ältesten in der Gegend und hatte Jahrhunderte lang ein Gut mit bedeutenden Ländereien in der Nähe von Shinglesea besessen, welches als freies, unbeschränktes Eigenthum vom Vater auf den Sohn übergegangen war. Der letzte Besitzer desselben war mein Onkel Georg gewesen.

Onkel Georg war ein Stiefbruder meines Vaters und um viele Jahre älter als derselbe. Er hatte seiner Zeit der Mode gehuldigt und war ein Lebemann gewesen. Selbst als älterer Mann pflegte er noch große Sorgfalt auf seine Perrücke und Kleidung zu verwenden, allein allmählich spendete er von Jahr zu Jahr immer weniger Zeit und Geld in London, verweilte mehr auf seinem Gute in Devonshire und wurde immer vorsichtiger bei der Verausgabung eines jeden Schillings.

Diese rückgängige Umwandelung, gleichsam vom Schmetterling zur Raupe, fand bei Onkel Georg statt, als das Leben mehr und mehr seinen Reiz für ihn verlor und er öfter an den Doctor als an den Koch zu denken begann. Ueberdies hatte nicht blos seine Gesundheit in Folge der üppigen Gastmähler und der schweren Weine gelitten, sondern auch das Landgut war vernachläßigt und nach und nach mit Schulden beladen worden. Der bescheidene Landedelmann aus dem Westen Englands hatte die Ehre, sich in den hohen aristokratischen Zirkeln bewegen und an ihren Spieltischen sitzen zu dürfen, nicht umsonst genossen, sondern nur mit großen Opfern erkauft. Allein er war so klug, sich aus diesen glänzenden Kreisen endlich zurückzuziehen, wenn auch mit stark versengten Flügeln, doch nicht ganz zu Grunde gerichtet, wurde sparsam, sogar geizig, — wie seine Nachbarn behaupteten, — befreite sich allmählich von allen Schulden und gelangte endlich wieder zu dem Rufe eines reichen Mannes.

Mein Vater galt für seinen natürlichen Erben. Er war sein einziger Bruder und daher präsumtiver Nachfolger im Grundbesitze. Allein es traten Verhältnisse ein, welche diese Wahrscheinlichkeit lange Zeit sehr in Frage stellten und sogar verschwinden ließen. Mein Vater — Capitain Wilton, wie er damals genannt wurde — wollte sich mit einer jungen Dame verbinden, deren einzige Mitgabe in einem hübschen Gesichte und einem sanften Gemüthe bestand. Hierüber gerieth Onkel Georg sehr in Zorn und gab seinem jüngeren Bruder zu verstehen, daß er entweder seine Liebe oder sein persönliches Interesse opfern müsse. Wolle er verständig sein und jene Verbindung aufgeben, so werde ihm das bisher bezogene Jahrgeld, welches er nur dem guten Willen seines Bruders zu verdanken habe, regelmäßig fortgezahlt werden, und er werde der alleinige Erbe seines Bruders werden. Ziehe er dagegen vor, bei seinem Vorhaben zu verbleiben und jene junge Dame zu heirathen, so werde in Zukunft weder ihm noch den Seinigen je ein Pfennig aus seines Bruders Vermögen zufließen.

Mein Vater beharrte bei seinem Vorsatze und bereute es niemals, seiner Jugendliebe treu geblieben zu sein. Onkel Georg aber fühlte sich durch diesen Ungehorsam des jüngeren Bruders schwer beleidigt. Wenige Wochen nach seiner Hochzeit empfing mein Vater den folgenden Brief von dem Sachwalter seines Bruders:

„Mein Herr! Ich bin von meinem geehrten Clienten, „Herrn Georg Wilton, beauftragt worden, Ihr letztes an ihn „gerichtetes Schreiben uneröffnet mit dem Bemerken an Sie „zurückzusenden, daß es sein unabänderlicher Entschluß sei, „keinen ferneren Verkehr, weder mündlichen noch schriftlichen, „mit Ihnen zu haben. Gleichzeitig soll ich Ihnen anzeigen, „daß das bisher Ihnen von ihm bereitwilligte Jahrgeld bis „zum Ende des laufenden Quartals an Ihren Agenten für „Sie gezahlt worden ist, aber von da ab aufhören wird. „Endlich habe ich noch zu erwähnen, daß Herr Georg Wilton „neuerdings ein Testament errichtet hat, in welchem er sein „gesammtes bewegliches und unbewegliches Vermögen dem „Marine-Hospital zu Greenwich vermacht, und hat er mich „angewiesen, Sie auf diesen Umstand ganz besonders aufmerksam zu machen, damit Ihnen über seine letztwilligen Verfügungen kein Zweifel bleibe. Ich verharre u. s. w. „W. Crump, Anwalt."

Die Entfremdung, welche auf diese Weise zwischen den Brüdern eingetreten war, dauerte lange Jahre, allein endlich

kam doch die Zeit der Aussöhnung. Mein Vater hatte seinen Abschied genommen, nachdem er fünfzehn Jahre in Ostindien gedient, und war nach England zurückgekehrt, — jetzt ein alter, pensionirter Major und Wittwer, dessen einziges Kind ich, damals ein vierzehnjähriger Knabe, war, der die Schule in Harrow besuchte. Auch Onkel Georg war um so viel älter geworden und bedeutend schwächer. Der heftige Zorn, den er in früheren Jahren gegen meinen Vater gehegt hatte, war wegen Mangel an Nahrung erloschen, oder es hatte sich vielleicht bei ihm einige Reue wegen der harten Behandlung seines jüngeren Bruders eingestellt. Gewiß ist, daß er den ersten Schritt zur Aussöhnung that und seinen Bruder einlud, ihn zu besuchen. Mein Vater folgte der Einladung, — ohne Zweifel mit Rücksicht auf mich, seinen Sohn, — und reichte dem Onkel die Hand. Sie entzweiten sich nie wieder, aber ich glaube auch nicht, daß große Innigkeit in ihre Herzen zurückkehrte. Das Gemüth meines Vater war gewiß nicht unversöhnlich, allein natürlich ist es wohl, daß er es nicht vergessen konnte, welchem Mangel er durch die grundlose Erbitterung seines Bruders preisgegeben worden war, wie er hatte kämpfen und sich von Regiment zu Regiment versetzen lassen müssen, um nur in Indien bleiben zu können und den höheren Sold zu beziehen, mit dem es ihm allein möglich wurde, sich und die Seinigen anständig zu erhalten, — wie er sein sanftes Weib unter dem Einflusse des unheilvollen indischen Klimas hatte welken und sterben sehen, und wie er endlich genöthigt worden war, sich auch von seinem einzigen Kinde zu trennen und es vorher nach England unter fremde Menschen zu schicken, um es in Indien nicht auch zu verlieren.

Wenn Onkel Georg dagegen an Reizbarkeit verloren hatte, so war er um so mürrischer geworden. Er dachte jetzt an nichts als an Sparen und war ein harter Gutsherr gegen seine Pächter und Arbeiter. Da jedoch auch der ärgste Geizhals keinen Theil seines Reichthums mit sich in das Jenseits nehmen kann und Freigebigkeit nach dem Tode wenig kostet, so herrschte bei allen Denen, welche mit den Verhältnissen unserer Familie bekannt waren, die Meinung, daß sein Vermögen auf meinen Vater oder mich übergehen werde. Onkel Georg war ein echter alter Junggeselle, und obgleich noch immer ein Verehrer weiblicher Reize, lag ihm die Thorheit doch fern, noch im späten Lebensalter eine unpassende Heirath zu schließen. Steif, stolz und argwöhnisch gegen Jedermann, würde er sich um keinen Preis durch eine solche Handlung lächerlich gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tagen der Kriegserklärung.*)

Am Abende des 7. Juli v. J. befand ich mich auf dem Curplatze von Wiesbaden, mitten in dem Weltgewühle aller Zungen, aller Stände, auf dem Schauplatze der wunderbarsten Romane, die sich unsichtbar für das Auge des Philisters mit großer Meisterschaft abspielen. Es ist ein Bild des schönsten Weltfriedens, des herzlichsten Einverständnisses zwischen Franzosen, Deutschen, Russen, Engländern und Amerikanern. Ein kaukasischer Fürst unterhält sich dort im reinsten Deutsch mit einer Frankfurterin, eine geborene Russin stolzirt hier als deutsche Gräfin stattlich einher; ein Invalide vom Jahr 1866 fährt im Handwagen und sein treues Weib begleitet ihn mit deutscher Zärtlichkeit. Dort bildet sich ein abgeschlossener Kreis vornehmer Herren und Damen; Gewinn und Verlust am Spieltische sind ihre Unterhaltung in verschiedenen Sprachen. Während jene russische Dame Vergnügen daran findet, ihr Geld zu verlieren, schleichen Viele herum, die den Gebrauch ihrer Glieder am Kochbrunnen wieder zu gewinnen hoffen. Glück und Unglück, Schmerz und Freude sind auf diesem Platze süß und bitter untereinander gemischt, wie in einer Arznei.

Ich finde endlich den Herzog von Aumale einsam am Teiche sitzen, eine Zeitung in der Hand, gleich mir ist er heute erst angekommen und erwartet den Prinzen von Joinville und den Herzog von Chartres. Sein Aeußeres ist schlicht und verkündet den Sohn des Bürgerkönigs Louis Philipp; in der Unterhaltung ist seine Sprache scharf betont, seine Theilnahme lebendig, seine Kenntnisse vielseitig; in dieser Anspruchslosigkeit vermuthet Niemand einen ehemaligen Divisions-General, der unter dem Marschall Bugeaud den Feldzügen in Algerien beiwohnte. Er erkundigte sich zuerst nach dem Großfürsten Konstantin, nach dem Admiral Grafen Lütke, und unser Gespräch hielt sich vorzugsweise an Rußland und den Kaiser Alexander II. Während wir auf- und abwandelten, folgte uns in ziemlicher Nähe ein Herr, der unseren Gesprächen große Aufmerksamkeit schenkte und mir der Begleiter des Herzogs zu sein schien. Als wir uns trennten, kam der Fremde auf mich zu und bat, ihn morgen oder noch heute dem Herzoge vorzustellen. „Ich bin weder im Dienste des Herzogs," entgegnete ich, „noch habe ich die Ehre, Sie zu kennen." Er begriff und sprach sich deutlicher über sein dreistes Verlangen aus. „Viele Jahre meines Lebens habe ich, ein geborener Franzose, in Brasilien verbracht, und da eine so vielfache Verwandtschaft zwischen jener Dynastie und den Orleans'schen Prinzen besteht, so dürfte meine Bekanntschaft dem Prinzen nicht gleichgiltig sein."

In den nächsten Tagen wurde meine Zeit vielfach durch alte Bekannte in Anspruch genommen, und ich verlor den Herzog von Aumale aus den Augen. Der Curplatz wurde täglich belebter und man versprach sich eine reiche Ernte in den Gasthöfen und am Spieltische. Den Herzog von Aumale fand ich einen der nächsten Tage nahe der Musik an einem Tische, wo mehrere Franzosen sich ihm selbst vorstellten. Er lud mich ein, Platz und Antheil an der Unterhaltung zu nehmen, die sich ausschließlich um Frankreich drehte. Man hörte, wie schmerzlich der Herzog sein Vaterland vermisse und wie die englische Gesellschaft bei außerordentlichen Vorzügen ihm doch die französische nicht ersetze. Die Herren ließen fühlen, daß sie dem jetzigen politischen Systeme Frankreichs nicht angehörten. Der früher genannte Franzose saß richtig wieder in der Nähe, so daß er jedes Wort deutlich verstehen konnte. Ich sprach mich denselben Abend noch über diese Dreistigkeit gegen einen alten Bekannten aus Rußland aus, und dieser meinte unumwunden, daß er ein französischer Spion sei und zwar nicht der einzige, sondern der Vielen einer, die sich hier herumtrieben. „Was kann der Herrscher Frankreichs von diesen harmlosen Orleans'schen Prinzen zu fürchten haben, er, der seit dem Plebiscit fester steht als je; der kleine Bruchtheil Republikaner wird ihm schwerlich den Schlaf rauben." „Und doch," entgegnete mein Freund, „ist in Paris, wie in dem übrigen Frankreich viel die Rede von der Eroberung des Rheins gewesen, und dieser Krieg würde viel Anklang durch alle Schichten der Gesellschaft finden." „Nach meiner Ansicht ist er zu klug, in solches Unternehmen sich einzulassen, er, der gesagt hat: prévoir c'est gouverner." Mein Freund erwiderte aber, daß die französische Gesellschaft, mit welcher er vorzugsweise umgehe, die sonderbarsten Andeutungen mache, ja daß er eine Warnung darinnen lese, bis zum 20. Juli seine Reisebündel fertig zu haben.

*) Wir entnehmen diesen Artikel den „Vaterländischen Erinnerungen und Betrachtungen" über den Krieg von 1870—1871. Von A. Th. von Grimm. Berlin, Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Am 11. Juli kam eine Gesellschaft mir befreundeter Berliner Damen aus Schlangenbad zum Besuch nach Wiesbaden und gleichzeitig auch der Großfürst Wladimir ohne alle Begleitung. Vom Kriege war keine Rede, sondern nur von der Langenweile in Schlangenbad. Die Unterhaltung des Großfürsten Wladimir war ebenso harmlos und galt ausschließlich der Musik Wagner's und dem dritten August in Berlin, wohin der russische Kaiser seinen dritten Sohn und Abtheilungen verschiedener Regimenter schicken wollte. Ich hatte keinen Glauben an den Krieg, obgleich am nächsten Tage eine Dame, Wittwe eines preußischen Obersten, mich ängstlich frug, ob es gerathen sei, länger zu bleiben; sie sei von einem früheren Minister des Exkönigs Georg gewarnt worden, länger als den 15. Juli zu bleiben. Es kam mir vor, als würden diese vortrefflichen Leute von bösen Träumen geplagt, ja es erschien mir lächerlich. Ich blieb denselben Tag lange mit dem Herzog von Aumale zusammen, der jedenfalls nicht von gleichen Ahnungen gepeinigt wurde. Denselben Abend überbrachte mir eine junge Dame aus Korfu einen Gruß von Bekannten auf jener reizenden Insel, der mich mit freudigem Stolze erfüllte, und ich suchte am nächsten Morgen den schönsten Rosenstrauß zum Gruße und Danke für dieselbe aus. Das Wetter wurde prachtvoll und die Zeit schien so friedlich wie die Rosen, die ich eben dargebracht hatte. Auf dem Curplatze bemerkte ich sogar einen recht vertrauten Freund des dritten Napoleons, einen alten häßlichen Juden mit seiner Ehehälfte, der seit dem Jahre 1850 aus Rußland entflohen war und im nächsten Jahre, wie man allgemein versicherte, dem Präsidenten sein Geld zum Staatsstreiche geliehen hatte und später oft trotz seines widerlichen Ansehens im Theater neben der kaiserlichen Familie in Paris erschien. „Dieser Mann ist ja das sicherste Friedenszeichen," sagte ich mir; freilich es giebt Freunde, von denen man sich wie von zerrissenen Kleidern sehr gern trennt. Der Tenorist Wachtel machte mich mit Offenbach bekannt, der nebst Therese und dem genannten Juden die Napoleonische Zeit besonders charakterisirt. Offenbach's Gespräch ist nicht so unterhaltend wie seine Musik; sein Aeußeres ist das eines relegirten Studenten, ein Barret im altdeutschen Sinne, dem Pariser Leben keineswegs entsprechend.

Während dieser Unterhaltung reichte mir der Zeitungsträger eine Depesche und rannte weiter. „Frankreich sieht in der spanischen Thronkandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern ein casus belli." „Lesen Sie noch einmal," sagten die ungläubigen Nachbarn, und ich konnte nach der zweiten Lesung keinen anderen Sinn finden. Selbst der polnische Jude, der Mitschöpfer des Kaiserreichs, frug neugierig, ja betroffen, ob Krieg angekündigt sei; doch drückte sein Gesicht mehr Verlegenheit und Bestürzung aus, als Hoffnung und Freude. Er nahm sein Weib unter den Arm und wurde hinfort nicht mehr gesehen. Ich begab mich mit dieser Nachricht zum Herzog von Aumale und sagte: „Es scheint, daß man in Frankreich nicht weiß, daß der Erbprinz von Hohenzollern der Familie Napoleon's weit näher verwandt ist, als der königlich preußischen." Ich fügte den Inhalt der Depesche hinzu. Das Gesicht des Herzogs drückte ein verlegenes Staunen aus und zuletzt sagte er: „O, Napoleon weiß sicher, was er will." „Glauben Sie, daß dies zum Kriege führen kann?" „Ich fürchte sehr," sprach er, „bin Ihnen aber für diese Mittheilung sehr dankbar." Auch der genannte Franzose kam, erkundigte sich nach dem Inhalt dieser Depesche und verschwand. Aufregung und Bestürzung durch die ganze Stadt! „Glauben Sie?" „Was meinen Sie?" wurde ich in einer Stunde hundertmal gefragt und meine fertige Antwort: „Ich glaube an den Frieden, es ist eine Napoleonische Drohung." Mich quälte eine andere Frage: Wenn aber doch Krieg kommt, was wird der deutsche Süden thun? Mit demselben ist Napoleon verloren, ohne denselben kann Preußen wieder 1863 schreiben.

Im Schützenhof fand ich an der Abendtafel einen Fremden, der unaufgefordert die brennende Frage mit mir aufnahm und behauptete, daß ein Krieg mit Frankreich die Einigung Deutschlands in einem Augenblicke hervorzaubern würde: „Das Volk im Süden ist grunddeutsch, aber der Einfluß der Pfaffen, besonders in Bayern, ist zu groß im Frieden; im Kriege wird das deutsche Nationalgefühl sich Luft machen, und dies ist stärker als Pfaffen und Dynastieen; ja, fügte er sehr aufgeregt hinzu, sollte einer der dortigen Herrscher den unglücklichen Gedanken haben, gegen den Strom schwimmen zu wollen, so hat er am längsten regiert."

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand des Hoftheaters zu Darmstadt.

† Darmstadt, 25. Oct. Der „Pechschulze" sollte in einer Stunde in Scene gehen, die Tänzerinnen schminkten sich und entledigten sich ihrer alltäglichen Kleider, um in den Tricot und Mousselin ihres Costüms zu schlüpfen, der berühmte Maschinenmeister Brandt sah nach den kunstvollen Vorrichtungen unter der Bühne, da scholl plötzlich der Ruf „Feuer!" Entsetzt unter Jammern und Schreien stob das Theatervölkchen auseinander und durcheinander, dichter Qualm erfüllte schnell das Haus, und ehe noch das Freie gewonnen werden konnte, züngelte schon die Flamme am schweren Vorhang hinunter, griff an die Coulissen, vereinigte sich mit den vielen Gasflammen des Orchesters, und ein Feuermeer durchschwamm die gewaltigen Räume unseres Musentempels, dessen Ruhm auch wohl bis in die Pfalz und darüber hinaus gedrungen ist. Der Maschinenmeister Herr Brandt und zwei Anzündergehilfen fuhren mit der Fahrkunst trotz Flamme, Hitze und Qualm in die Höhe, um die Krähne der Wasserreservoirs zu öffnen. Vergebens; sie gelangten nicht mehr zu dem wohlthätigen Elemente, schnell mußten sie flüchten, um ihr Leben zu retten. Einer von ihnen, Namens Mietz, dessen Unvorsichtigkeit man das ganze Unglück zuschreibt, suchte einen näheren Ausweg, traf hierbei vor eine verschlossene Thür und wurde heute nach etwa zwanzig Stunden dort verkohlt vorgefunden.

Noch stand die Sonne am Himmel, es war fünf Uhr, als eine jähe Flamme die Einwohner der Stadt, mehr noch als das Wimmern der Glocken, zur Feuerstätte eilen ließ. Die Feuerwehr, welche eine freiwillige und leider auch zugleich durchaus untaugliche ist, kam etwa 30 Minuten nach Ausbruch des Feuers mit wenig Spritzen, wenigem Wasser und noch weniger Mannschaft zur Stelle und stand rathlos vor dem gewaltigen Brande, von dem ein Ostwind die Funken unzählig hinüber jagte auf das am Anfang eines ganzen Straßenviertels stehende Zeughaus. Einige aus Neugierde herbeigeeilte Officiere erkannten die Gefahr, die darin lag, wenn dieses von einem großen Artilleriepark angefüllte Gebäude in Brand gerieth, sie sahen bereits an mehreren Stellen das Schieferdach glimmen und schafften nun schnell militärische Kräfte und Arme herbei. Während man das Theater unbeobachtet ließ, wandte man nun alle Spritzen gegen das Zeughaus. Jung und Alt, hoch und niedrig reichte die Feuereimer, arbeitete an der Pumpe und that die nothwendigen Handleistungen. Unterdessen räumten Soldaten das Zeughaus aus, der Exercierplatz füllte sich mit einer nie gesehenen Anzahl von Kanonen, Wagen, Lafetten u. drgl.

Während dem blieb man beim Theater nicht unthätig, um zu retten, was möglich war. Neben der werthvollen Garderobe, den Instrumenten, den Partituren, Manuscripten und Theaterkassen, rettete man auch viel Unnützes, dem Untergange werthes Material. Zerbrochene Bänke und wurmstichige Stühle, Töpfe aller Art, zerschlagenes und defectes Küchengeschirr lagerte bald in Massen auf der breiten Straße, am großherzoglichen Schloß und auf den Grasflächen des daranstoßenden Herrengartens.

Schauerliche Streiflichter sandte das wogende Feuer über

die versammelte Menge, erst mit dem Sonnenschein um die Herrschaft ringend, dann dem schwachen Monde zu Hilfe kommend. Prasselnd, krachend, tasend jagte das wilde Element durch das Haus, Balken und Gesteine und kolossale Eisenmassen sanken und stürzten in die Tiefe, Explosionen kleiner Natur, herrührend von zur Vorstellung bestimmten Feuerwerksstoffen zischten in dieses Gemisch aller Geräusche wie höhnend hinein und erfüllten die Herzen der Zuschauer mit Grausen. Nach wenigen Stunden sah das Theater mit hohlen Augen auf die Stadt herab; kein Dach, keine Thür, kein Fenster war mehr geblieben. Die Außenmauern, bedenklich sich krümmend, sehen hinein in ein wildes nicht zu bändigendes Feuermeer, das mit Gier den Kunstfleiß so Vieler fraß und der Kunstwelt Sachen raubte, die vielleicht nie mehr oder nur mit kolossalen Mitteln zu erneuern sind.

Von meiner Wohnung hatte ich einen schauerlich schönen Anblick, als ich durchnäßt und frostzitternd von der Spritzenarbeit eine Ruhepause eintreten ließ. Der ganze obere Bau des Theaters präsentirte sich dort in seiner Feuerumrahmung meinen Blicken und ließ mich die übereinandergethürmten brennenden Balken im dunkelrothem Erglühen sehen. Wäre der Wind der entgegengesetzte gewesen, so dürfte ich heute nicht an diesem Pulte stehen können.

Tags vorher hatte das Theater mit bedeutendem Erfolge sich ruhmreich bemüht, das schon entschlafene Opus von Mozart, den „Idomeneus“ vorzuführen, und Niemand ahnte den prophetischen Sinn des Spruches, welchen Arbaces unter dem Beifall der Versammlung sang:

„Soll's denn sein und will das Schicksal
Kreta's Fall und sein Verderben,
Nun, dann fall' es für sein Vergehen,
Doch der König — sei verschont!“

Sie werden mich verstehen, wenn ich sage, welch ein Unglück, wenn dieses Feuer eine Stunde später ausgebrochen wäre. Ueber die Höhe des Schadens ist Alles, was die auswärtige, namentlich die Frankfurter Presse schreibt, übertrieben. Der schätzbare Werth ist nicht groß, dagegen sind die Schöpfungen des Malers Schwedter und des Maschinenmeisters Brandt schwer ersetzbar.

Mannichfaltiges.

(Theodor Körner's Denkmal.) In Dresden hat am 18. October, dem Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, die feierliche Enthüllung der aus der Künstlerwerkstatt des Professors Dr. Peschel hervorgegangenen, von Lenz und Herold in Nürnberg gegossenen ehernen Körner-Statue auf dem Georgsplatze vor dem Gymnasium zum h. Kreuz stattgefunden. Die Feier, an welcher sich außer den Spitzen der Civil- und Militärbehörden, den Studirenden der Berg-Akademie, zahlreichen Vereinen und Deputationen, fast das gesammte Dresdener Publicum betheiligte, wurde durch das von den vereinigten Männergesangvereinen vorgetragene Gebet Körner's: „Hör' uns, Allmächtiger!“ eröffnet, welchem das Lied: „Vater, ich rufe Dich!“ folgte. Hiernach sprach der Oberbürgermeister Pfotenhauer die Enthüllungsrede, in der er, an einen Bericht über die Entstehungsgeschichte des Denkmals anknüpfend, mit kurzen, treffenden Worten dem Danke Ausdruck verlieh, welchen das Vaterland dem gefeierten Dichter schuldet. Nachdem die Umhüllung des Standbildes gefallen, folgte einem Festliede eine schwungvolle Ansprache des Dr. Diestel, Vorsitzenden des literarischen Vereins, die mit lautem Beifall von den Versammelten aufgenommen wurde. Den Schluß der von dem schönsten Wetter begünstigten Feier bildete der Vortrag des Körner'schen Schwertliedes.

(Kalenderstein.) Der amerikanische Gesandte in Mexico hat dem Gouverneur von Indiana das Modell des Kalendersteins der Azteken übersandt, dessen Entdeckung zeigt, wie genau diese Urbevölkerung von Mexico den Zeitlauf maß. Dieser Kalender blieb von der Zeit der Eroberung bis zu seiner zufälligen Entdeckung gegen Ende des letzten Jahrhunderts vergraben. Der Kalenderstein wurde im Jahre 1790 nicht weit vom Hauptplatze und direct vor dem Eingange zum Palast entdeckt. Sein Material ist ein überaus harter Basaltstein, der nur in großer Entfernung von Mexico gefunden wird. Mit einem Durchmesser von 11 Fuß 8 Zoll verbindet er eine Dicke von 2 Fuß 6 Zoll. Das bürgerliche Jahr der Azteken, bestand aus 18 Monaten zu je 20 Tagen; dazu kamen 5 Schalttage, die jedoch nicht als zu irgend einem Monat gehörig und von den Azteken als Unglückstage betrachtet wurden. Beim Ablauf eines jeden Cyclus von 52 Jahren wurden 12½ Tag als Ersatz für die jährlich verlorenen 6 Stunden unterschoben.

(Ein ergötzlicher Vorfall) ereignete sich unlängst im Theater zu Callao (Peru) während einer Darstellung der Tragödie „Adrienne Lecouvreur“. Im letzten Acte, wo die Vergiftung stattfindet und mehrere der darstellenden Schauspieler nach ärztlicher Hilfe rufen, erhob sich ein Individuum im Parterre in größter Aufregung und schrie mit einer Stentorstimme: „Oel! Oel! Man gebe Adrienne Oel!“ Wie man sich denken kann, endete die Tragödie unter schallendem Gelächter des Publicums.

Musikalisches

* Mannheim, 25. Oct. Wie aus den Ankündigungen in den verschiedenen Blättern ersichtlich ist, werden am nächsten Samstag unsere Akademie-Concerte beginnen. Es sollen, wie uns von unterrichteter Seite mitgetheilt wird, für die diesjährige Saison verschiedene musikalische Celebritäten zur Mitwirkung gewonnen worden sein, und wird in dem ersten Concerte, außer unserer Landsmännin, der gr. sächsischen Kammersängerin Frl. Anna Reiß, der Director der Leipziger Gewandhaus-Concerte, Herr Capellmeister Karl Reinecke, sowohl als Pianist wie als Dirigent auftreten. Derselbe, im Jahre 1824 geboren, hat seine künstlerische Ausbildung auf dem Leipziger Conservatorium erhalten, war längere Zeit Hofpianist in Kopenhagen, lebte dann in Bremen, ging 1851 nach Paris und erhielt in demselben Jahre einen Ruf an die rheinische Musikschule zu Köln. Von 1854 bis 1859 war er als Musikdirector in Barmen thätig, wurde darauf Dirigent der Singakademie und Universitäts-Musikdirector in Breslau, folgte aber schon 1861 dem Rufe als Capellmeister des Gewandhausorchesters und Lehrer des Conservatoriums nach Leipzig, in welcher Stellung er sich gegenwärtig noch befindet. Von seinen Compositionen kommen in dem ersten Akademie-Concerte zur Aufführung: Concert in Fis-moll für Pianoforte, Vorspiel zum 5. Act der Oper „König Manfred“ und Festouverture zur Friedensfeier, letztere beide unter Leitung des Componisten. Hr. Reinecke wird außer dem genannten Fis-moll-Concert folgende Clavierstücke vortragen: 1) Nocturno in Fis-dur von Chopin, 2) Marcia giocosa von Hiller, 3) „Am Springbrunnen“ von Schumann. Der gesangliche Theil, den Frl. Reiß übernommen hat, bietet eine Arie aus der Oper „Semiramis“ von Rossini und die Lieder: 1) „Träume“ (Studie zu Tristan und Isolde) von Richard Wagner, 2) „Mein“ von Franz Schubert. Das Orchester wird zu Beginn des Concerts ein sinfonisches Tongemälde „Wallenstein“ in vier Sätzen von Rheinberger in München executiren.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 126 Vierter Jahrgang. 1871.

* Unsere erste Wohnung.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Jahre verstrichen, in denen sich nichts von Bedeutung ereignete, und meiner jugendlichen Phantasie erschien es fast, als wenn Onkel Georg mit seinem gefütterten Rock, den glänzenden falschen Zähnen und der gekräuselten Perrücke unsterblich wäre. Ich sehnte zwar keineswegs seinen Tod herbei, allein es war peinlich für mich, zu einem zwecklosen Dasein verurtheilt zu sein, nur um den Launen meines reichen Oheims zu fröhnen. Das war jedoch der Fall, denn sobald ich mich einem bestimmten Berufe widmen wollte, trat Onkel Georg mit einem Verbot entgegen. Um Einwände war er nie verlegen. Wenn ich davon sprach, mich der Advocatur widmen zu wollen, fragte er mich, ob ich Lust habe, mich zehn oder zwanzig Jahre lang in den Gerichtsstuben umher zu treiben, bis es mir gelänge, eine elende Guinee zu verdienen. Die Kirche kam bei ihm nicht besser weg, und das Heer nannte er „einen rothen Rock mit leeren Taschen." Von einer Anstellung in der Verwaltung durfte bei einem jungen Manne von Geist, wie er mich nannte, gar nicht die Rede sein, und bei jeder Erwähnung der Medicin brach er in einen solchen Hohn aus, daß mein Vater nichts zu erwidern wagte. Letzterer hatte den Druck der Armuth an sich selbst kennen gelernt und fürchtete deshalb nichts mehr, als seinen Sohn in eine ähnliche Lage zu bringen; aus diesem Grunde vermied er es ängstlich, seinen Bruder durch Widerspruch irgend einer Art zu reizen, da derselbe durch einen Federstrich meine ganze Zukunft vernichten konnte.

So schlich die Zeit langsam und ungenützt dahin. Wenn ich zuweilen rückwärts blickte, sah ich die verflossenen Jahre wie Meilensteine auf der Heerstraße meines Lebens liegen und sah meine Jugend, die Saatzeit für das spätere Leben, nutzlos schwinden. Von den mannichfachen Wegen, die früher offen für mich gewesen waren, schloß sich einer nach dem anderen, indem ich zu alt für sie wurde. Während dessen gab mein Oheim nie ein bestimmtes Versprechen von sich, daß sein Besitzthum dereinst auf uns, seine nächsten Verwandten übergehen werde; nur dann und wann ließ er kurze unbestimmte Aeußerungen fallen, die wir dahin deuten konnten und deutelen, und um mir sein Wohlwollen zu erhalten, unterwarf ich mich Allem, was er von mir verlangte. Dennoch gelang es mir fast nie, ihm ein Wort des Beifalls abzugewinnen, wohl aber mußte ich oft bitteren Tadel wegen meiner Unkenntniß in landwirthschaftlichen Gegenständen hören. Er zeigte sich uns nie anderswo als in seiner Londoner Wohnung in Jermyn Street; denn obgleich er die größere Hälfte des Jahres auf seinem Gute in Devonshire zuzubringen pflegte, durften wir ihn doch nie dort besuchen. Auch erinnere ich mich nicht, jemals bei ihm einen Bissen Brod genossen zu haben, obgleich er keinen Anstand nahm, zuweilen bei uns, in unserer bescheidenen Wohnung zu Twickenham, zu Mittag zu speisen.

Endlich starb Onkel Georg. Ein plötzlicher Anfall machte seinem Leben auf dem Landgute Wilton ein Ende; und als mein Vater auf seinen Ruf zu ihm eilte, fand er ihn bereits sprachlos, aber noch im vollen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten. Er machte furchtbare Anstrengungen, um meinem Vater etwas zu sagen, etwas verständlich zu machen, doch vergebens. Ich war nicht dabei, aber die Schilderung von der gräßlichen Pein seiner letzten Lebensstunden machte auch auf mich einen tiefen Eindruck. Ich hatte von Menschen gehört, welche in den letzten Momenten unaussprechliche Qualen erlitten, weil sie ihre Brust nicht von der Last eines schrecklichen Geheimnisses zu befreien vermochten, das sie vielleicht lange Jahre im Stillen mit sich herumgetragen hatten; und ich hatte von Anderen auf dem Sterbebett gehört, deren Reue zu spät kam, weil die Zunge nicht mehr zu sprechen, die Finger nicht mehr zu schreiben vermochten, und die gern irgend ein Unrecht gesühnt hätten, aber unvermögend waren und mit ihrer Schuld in's Jenseits gingen.

Aehnlich war es mit meinem armen Onkel in seiner letzten Stunde. Der Mund war zwar stumm, doch die Augen sprachen und drückten Reue, wiedererwachende brüderliche Liebe, Angst und den fruchtlosen Drang aus, die Fessel zu brechen, die der nahende Tod um seine Zunge gelegt hatte. Mein Vater, der Arzt und die im Krankenzimmer anwesende Wärterin waren einstimmig überzeugt, daß der Sterbende gern etwas Wichtiges mittheilen wolle, sich zu sprechen bemühe und nur durch körperliche Schwäche daran verhindert werde. Sie neigten sich zu ihm nieder, um zu horchen, allein der vergebens arbeitende Mund brachte keinen verständlichen Laut hervor. Man reichte ihm Schreibmaterialien, und sein Auge leuchtete momentan freudig auf, er griff begierig danach, — doch es sollte nicht sein, die steifen machtlosen Finger versagten den Dienst und die Feder entfiel ihnen. Noch ein Blick brennender Angst im Auge des Sterbenden, dann trat Betaubung ein, das Auge erstarrte, und Onkel Georg nahm das Geheimniß mit sich fort aus dieser Welt.

Ungeachtet aller Nachforschungen war kein Testament zu finden, das heißt, kein anderes als jenes Testament, welches mein Onkel vor langen Jahren im ersten Zorne wegen der Verheirathung meines Vaters errichtet hatte. Dasselbe befand sich in der Verwahrung seines Sachwalters, des Advocaten Crump. Der Mann war genöthigt, es endlich wider Willen zu produciren, und äußerte selbst, es sei sehr zu beklagen, daß nach einer so lange vorangegangenen Aussöhnung der Brüder dieses Testament noch zur Geltung und Publication gelangen müsse. Es ließ sich jedoch nicht ändern, da keine neuere letztwillige Bestimmung, kein Codicill, selbst nicht die geringste Notiz aufgefunden werden konnte, in der er seine Absicht erklärt hatte, jenes ältere Testament zu widerrufen, welches uns vom Nachlaß ausschloß. Es wurde also eröffnet, für giltig erklärt, und das gesammte Vermögen meines Onkels ging auf das Hospital von Greenwich über.

Wir wurden allgemein bedauert, aber Niemand konnte uns helfen. Mein Vater sah sich nach einem mühseligen

langen Leben auf sein ursprüngliches dürftiges Einkommen von dreihundert Pfund beschränkt, von dem er noch einen Sohn zu erhalten hatte, und ich, der ich mich schämte, meinem armen Vater noch zur Last fallen zu müssen, sah gleichwohl keine Möglichkeit vor mir, eine Selbstständigkeit zu erringen, da alle diejenigen Wege, welche mich früher dazu hätten führen können, jetzt verschlossen waren.

Zwei Jahre später kam die glückliche Zeit, in der ich meine theuere Betty kennen lernte, um sie warb und sie heirathete. Nachdem wir eine kurze Reise gemacht und bei unseren Verwandten und Freunden Besuche abgestattet hatten, sahen wir uns beide unbedachte junge Wesen endlich genöthigt, daran zu denken, einen eigenen Hausstand zu gründen und eine bescheidene Wohnung zu suchen, welche in richtigem Verhältniß zu unserem Einkommen stand. Dasselbe betrug, wie erwähnt, einhundert Pfund jährlich und war mir von meinem Vater ausgesetzt worden, und zwar nach längeren Streitigkeiten wegen der Höhe. Er hatte mir durchaus den größeren Theil seines Einkommens überweisen wollen und behauptet, daß er als ein alter Mann ohne große Bedürfnisse recht wohl mit dem geringeren existiren könne. Allein dieser Vorschlag war von mir mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden. Ich erklärte ihm, daß ich mit meiner jungen Frau lieber nach Australien auswandern, als ihn in seinem Alter den Entbehrungen aussetzen würde, denen er sich selbst unterwerfen wollte. Jene einhundert Pfund nahm ich an. Sie rührten von einem Vermächtniß her, welches ihm nach dem Tode des Onkels aus dem Nachlasse einer Tante zugefallen war, und waren Alles, was er mir dereinst bei seinem Tode hinterlassen konnte. So fand endlich eine Einigung zwischen uns statt, und mir und meiner Frau blieb nur die Aufgabe, zu überlegen, auf welche Weise wir unser jährliches Einkommen von hundert Pfund am zweckmäßigsten anzulegen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tagen der Kriegserklärung.

(Fortsetzung.)

Am anderen Morgen flog mit Windeseile eine Friedensnachricht durch die Stadt: „Der Erbprinz von Hohenzollern verzichtet auf die spanische Krone, um sein deutsches Vaterland nicht in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln.“ Ich eilte schon früh mit dieser Zeitung zum Herzog in das Hotel der vier Jahreszeiten und erfuhr — daß alle drei Prinzen diesen Morgen sechs Uhr abgereist seien. Aber die Curgäste athmeten auf und auf allen Gesichtern glänzten Friede und Heiterkeit. Eine kurze Freude! Gegen fünf Uhr Nachmittags hieß es: „Der französische Botschafter Benedetti habe sich gegen den König Wilhelm so weit vergangen, daß ein Adjutant ihm die Thür zeigen mußte.“ Allgemeine Empörung im Volke gegen Frankreich! Die Wiesbadener sprechen von „unserem König“. Ich zweifelte an der Wahrheit dieser Nachricht deshalb, weil ich aus Benedetti's eigenem Munde wußte, daß er in Wildbad, also nicht in Ems sei. Zwei Männer brachten Aufklärung in die Sache, die vielen Anderen unverständlich vorkam. Graf zu Eulenburg, Minister des Inneren, und General v. Kessel trafen acht Uhr Abends von Ems in Wiesbaden ein und erklärten als Augenzeugen den Krieg für unvermeidlich. Ich ging denselben Abend noch durch sechs besuchte Bierkneipen und fand zu meiner Beruhigung die deutsche Entrüstung gegen Benedetti in erster Linie und gegen Napoleon und seine Helfershelfer riesengroß angewachsen. Einer erzählte, wie der König eigenhändig diesen Franzosen die Treppe heruntergeworfen und die beiden Adjutanten noch ein paar Fußtritte hinzugefügt hätten. So die Stimmung in den neupreußischen Provinzen; aber der Süden?

Den nächsten Morgen, 15. Juli, traf ich meinen russischen Freund in einem lebhaften Gespräche mit einem Franzosen, und erfuhr aus des letzteren bescheidenem Munde, daß der Napoleonstag dies Jahr am 15. August in Berlin gefeiert würde; ja, der großmüthige Sieger beklagte schon mein Geschick, ein Deutscher zu sein. Freimüthig fügte er hinzu: die spanische Krone sei nur ein geeigneter Vorwand zum Kriege gegen Preußen, der schon lange in jeder französischen Brust beschlossen sei. Alles rüstete sich ernstlich zur Abreise, denn nach dieses Franzosen untrüglicher Prophezeiung mußte Napoleon Ende dieses Monats schon in der freien Reichsstadt Frankfurt erscheinen. Ganze Schaaren drängten sich an die Eisenbahn zur Abreise. Die Anzahl der Gäste an der Wirthstafel des Schützenhofes war heute geringer, und die Anwesenden sprachen alle, wo sie morgen oder übermorgen sein würden oder müßten. Ein deutscher Kaufmann, seit Jahren in Paris ansässig, konnte sein Mittagbrod nicht eilig genug hinunterschlucken, um so bald als möglich in dem sicheren Paris anzulangen. „Sicher in Paris?“ entgegnete ein Professor aus Dorpat. „Nur in Paris, oder Frankreich überhaupt; ich kenne den Haß der Franzosen gegen Preußen und die seit vier Jahren gesteigerte Wuth der Pariser besonders gegen die Ueberhebung des Preußenkönigs und seines Ministers Bismarck. Ich reise heute, und in wenig Tagen werden Sie Alle fliehen.“

Der Deutsche, in der Fremde ansässig, wird für sein neues Vaterland schwärmerischer eingenommen, als für die ursprüngliche Heimath; der Kaufmann besonders lernt die Welt in Paris, London und Petersburg anders beurtheilen als in Waldeck und Gera. Dieser Mann täuschte sich diesmal über Paris mit ganz Deutschland zusammen; nach zwei Monaten begegnete ich ihm von Neuem in Wiesbaden, aber er war Bettler. Ich nahm an jenem Tage von vielen Officieren und Berliner Bekannten Abschied, und Manchen sollte ich nicht wiedersehen; es war das letzte Lebewohl, das ich dem Hauptmann v. Geyer, vom ersten Garderegiment zu Fuß, sagte, der letzte Gruß, den er dem Oberst v. Röder von mir überbrachte. Die Flucht der Curgäste allein verkündigte einen schweren Krieg, obgleich ich keinen Grund dazu noch sah. Es hieß, Benedetti habe sich noch nicht beim König in Ems verabschiedet, und so sei noch eine Ausgleichung möglich; thörichte Hoffnung! Ein Trost sprach mir überall entgegen: das Volk war deutsch-kriegerisch gesinnt, und ich glaubte in dem Fuhrmann, in dem Packträger, in dem Dienstmann auf der Straße die Söhne Hermanns zu erkennen. Die deutsche Gemüthlichkeit schien in Löwenmuth umgewandelt und dieser blitzte aus allen Augen.

Ich begab mich auf den Felsenkeller, jene Anhöhe, die Wiesbaden in seiner Pracht und das ferne Mainz mit seinen Thürmen zugleich zeigte. Mit nassen Augen schaute ich hinüber und frug: „Wirst du, stolze Stadt Gutenbergs, wieder durch Verrath und Feigheit, wie 1792, an Frankreich fallen?“ „Was? Mainz an Frankreich fallen?“ riefen empört Gevatter Bäcker und Sattler, die hier gemüthlich Mainzer Lagerbier tranken, „da kennen Sie unseren König Wilhelm nicht; im Gegentheil, diesmal werden die Preußen sogar Elsaß und Lothringen wieder erobern.“ „Wenn uns der Süden nicht im Stiche läßt,“ fiel ich ein, „ganz gewiß.“ „Ich glaube sicher,“ entgegnete der Bäcker, „daß sie mit uns kommen, wo nicht, so wird der Vogel von Falckenstein sie Alle im Schach halten.“ Ich fand in diesen Männern nur meine eigenen Gesinnungen und Hoffnungen wieder, plauderte gemüthlich mit ihnen weiter, als ein Männergesang uns näher und näher rückte und die Gesellschaft in das mir neue Lied mit einstimmte: „Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein!“ Es waren Studenten, die den Musen auf eine Zeitlang Lebewohl gesagt und dem Vaterland

ihren jugendlichen Muth anboten. Statt der ausgelassenen Heiterkeit ein feierlicher Ernst auf den frischen Gesichter! „Ich beneide Euch, Commilitonen, um Euere Jugend! Gern zög' ich mit Euch, aber meine Hand kann nur die Feder, nicht das Schwert mehr führen. Ihr habt heilige Pflichten freiwillig übernommen; was Euere Väter und Großväter durch den ersten Napaleon für Frevel erlitten, muß durchaus abgerechnet werden! Mir steht das Jahr 1813 noch so lebhaft vor den Augen, wie der gestrige Tag." Sie hörten mit gespannter Aufmerksamkeit meinen Erzählungen über die Gräuel, die die Franzosen in Deutschland verübt hatten, zu und zuletzt ergriff einer das Glas: „Es lebe König Wilhelm, es lebe Deutschland, pereat Napoleon." Sie gingen von da zur Nacht noch bis Biebrich und die „Wacht am Rhein" geleitete sie dahin. „Deutschland wird und muß siegen," sagte ich mir.

Allmählich wurde die Gesellschaft über Frankreichs Zumuthungen besser aufgeklärt. Plötzlich verschwand auch der letzte Zweifel über die Stellung der Südstaaten und also über die Erfolge der deutschen Waffen. Der deutsche vaterländische Geist durchdrang jetzt alle Schichten der Stadt, und die Musik auf dem Curplatze spielte zum ersten Male die „Wacht am Rhein" statt des Preußenliedes. Fremde, wie Einheimische frugen, was das für ein neues Lied sei, und ich antwortete: „Es ist das neue deutsche Labarum, die Kriegsstandarte, mit welcher wir des Sieges sicher sind. Das römisch-christliche Konstantin's des Großen erschien zuerst am Himmel und wurde von allen Soldaten gesehen; dieses unser Labarum wird von ganz Deutschland gehört und gesungen; mit diesem Liede ruft Germania alle ihre Söhne zu einem unbesiegbaren Kriegerheere zusammen und führt sie selbst unsichtbar zum Siege." Nach einer Woche erklang es aus allen Schulen, aus allen Kneipen. Das Lied schien gleich dem Koran vom Himmel herabgefallen und zwar in alle deutsche Herzen, und Niemand kannte den Verfasser der Worte, der Melodie. Den einen deckte schon lange die Nacht des Grabes und der Vergessenheit, den Componisten Wilhelm verbarg ein kleines Städtchen in Thüringen, Schmalkalden, und die hochherzige Königin Augusta hatte viele Mühe, ihn aufzufinden. Gefangene Officiere erzählten mir später in Wiesbaden, dies Lied habe die schrecklichste Wirkung gehabt, und die französischen Regimenter hielten keinen Stand, sobald sie es hörten.

Das reinste Feuer vaterländischer Begeisterung loderte schon überall zum Himmel empor, als man die Worte erfuhr, die Grammont an Benedetti telegraphirt hatte: „brusquez le roi." Der burschikose Studententon einer Herausforderung war in die hohen Kreise der französischen Minister und Botschafter gefahren; man sagte ehemals: „Geh' hin und brenne dem einen auf." Welch' ein Mißgeschick, daß Grammont nicht deutscher Student war! Dreihundert Musensöhne hätten ihn jedenfalls augenblicklich herausgefordert auf die seiner würdigste Waffe. — Benedetti hatte es übernommen, wie in einem Berliner Lustspiele ein Dienstmann es für fünf Silbergroschen übernimmt, Jemandem auf den Fuß zu treten. Noch ehe der Krieg begann, sah man an allen Schaufenstern ein Bild, wie ein Adjutant des Königs Herrn Benedetti höflichst ersucht, die Thür von draußen zuzumachen; auch Grammont war zu sehen mit einem offenen Maule, das größer war als sein leerer Kopf.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

– ß (Technisches.) Im Julihefte des bayerischen Industrie- und Gewerbeblattes giebt C. Puscher in Nürnberg ein von ihm ausfindig gemachtes Verfahren bekannt, um metallene Gegenstände mit einem schwarzglänzenden dauerhaften Ueberzuge zu versehen. Dasselbe ist höchst einfach und fast kostenlos, und eignet sich ebensowohl für grobe wie für feine Metallwaaren, z. B. für Eisengüsse, wie Oefen u. dgl. und für Drahtgegenstände, wie Haften und Schlingen ꝛc. Zur Herstellung des Ueberzugs ist ein cylindrischer gußeiserner Topf zu verwenden, dessen Größe nach derjenigen der Gegenstände zu bemessen ist. Puscher hat in einem Topfe von 18 Zoll Höhe eine große Zahl sehr verschiedenartiger Gegenstände aus Gußeisen, Draht, Messing, Zink, Bandstahl, verzinntem Blech und selbst Töpferwaaren eingesetzt, und auf allen einen gleich schönen, sehr egalen schwarzen Ueberzug erzielt. Man bedeckt den Boden des Topfes nugefähr $^1/_2$ Zoll hoch mit Steinkohlengries, legt einen Zoll höher einen Rost ein, füllt den übrigen Raum des Gefäßes mit den zu behandelnden Gegenständen aus, schließt den Topf mit einem passenden Deckel, und stellt ihn über ein mit gutem Zug brennendes Coaksfeuer. Anfangs verdunstet nur die in den Steinkohlen befindliche Feuchtigkeit, bald aber tritt Vercoakung ein, und es entweichen tiefbraune Dämpfe. Nachdem der Boden des Topfes etwa $^1/_4$ Stunde einer schwachen Rothgluth ausgesetzt war, wodurch auch die eingesetzten Gegenstände ziemlich stark erhitzt wurden, ist die Vercoakung der Kohlen größtentheils vollendet. Der Topf wird dann vom Feuer entfernt, und nach etwa zehn Minuten des Deckels entledigt. Der auf solche Weise aus Theerproducten der Steinkohle erzeugte Ueberzug ist geruchlos, läßt sich nicht abtratzen, und klebt nicht. Derselbe schützt die Metallwaaren vor Oxydation und hält auch, da er bei großer Hitze erzeugt wird, hohe Temperaturen aus; erst bei angehender Glühhitze verschwindet er. In der französischen Abtheilung der letzten Pariser Industrie-Ausstellung befanden sich Oefen und Herde mit einem ähnlichen schwarzglänzenden Ueberzuge, was P. zu seinen Versuchen veranlaßt hat. Für gewisse Artikel läßt sich das Verfahren zweckmäßig modificiren. Kleine Drahtgegenstände, wie Haften und Schlingen ꝛc. können z. B. in einer Kaffeetrommel (die wohl am geeignetsten mit doppelter Wandung zu versehen wäre, geschwärzt werden. C. Puschers Bemühungen ist es auch gelungen, durch und durch gefärbte Holzfourniere, die bisher von Paris bezogen werden mußten, in vorzüglicher Güte herzustellen. Die Aufnahme der Farben auch im Inneren läßt sich nämlich erzielen, wenn man die rohen Fourniere eine halbe Stunde lang in einer 10procentigen Aetznatronlauge kocht, sie dann in derselben noch 24 Stunden digeriren läßt, und schließlich die Lauge durch öftrers Waschen wieder entfernt. Die Fourniere erhalten durch diese Behandlung im feuchten Zustande eine lederartige Beschaffenheit, und müssen nach dem Farben zwischen Pappendeckel gepreßt und getrocknet werden. Legt man die nach obiger Angabe vorbereiteten Fourniere in eine concentrirte heiße Blauholzabkochung 24 Stunden hindurch, läßt sie hierauf etwas abtrocknen, und bringt sie dann in eine warme Eisenvitriollösung (1 Thl. Vitriol auf 30 Thl. Wasser), so erhält man nach Verlauf von 24 Stunden sehr schön schwarz durch und durch gebeizte Fourniere, die das Pariser Fabrikat an Tiefe der Farbe noch weit übertreffen.

(Neuer Kochapparat.) Von einem Berliner Mechaniker ist ein neuer durch Petroleum zu heizender, leicht transportabeler Kochapparat erfunden und der Militärbehörde zur Prüfung eingereicht worden. Die unten befindliche Petroleumlampe besteht in einem einfachen Brenner, der statt vom Cylinder von einem Blechschornstein eingefaßt ist, während der letztere wieder von einem Blechmantel umgeben wird, so daß die Hitze nicht verfliegen kann. Der Kochapparat selbst ist so eingerichtet, daß in seinem unteren Raume Gemüse mit Wasser aufgesetzt, während auf ein darüber befindliches Sieb Fleisch gelegt wird; das letztere wird durch die Dämpfe des Gemüses weich gekocht, und der Niederschlag, der sich aus dem heißen Fleische entwickelt, kommt wiederum dem Gemüse als Bouillon zu Gute. Das Pfund Fleisch wird in der Zeit von $1^1/_4$ Stunden gar und eine Mahlzeit Erbsen in 2 Stunden völlig weich gekocht. Dazu kommt, daß

der Consum an Petroleum ein sehr geringer ist, denn die Stunde absorbirt für nur 1 Pfennig dieses Materials. Die Militärbehörde hat den Apparat einem Truppentheil zur Anstellung von Versuchen überwiesen.

(In Paris) macht die Aufhebung einer Spielhölle großes Aufsehen. Dieselbe war seit längerer Zeit in einem Hause des Boulevard Rochechouart etablirt. Im Erdgeschosse war das Trink- und Rauchzimmer, im zweiten Stockwerk aber der Spielsaal. Das „Etablissement" unterhielt intime Verbindungen mit den kecksten, schönsten und gesuchtesten Damen der öffentlichen Bälle, welche die Aufgabe hatten, ihre jungen Verehrer zu einem Spielchen anzulocken. Gegen die Polizei suchte sich dieses Muster-Institut durch eigene Gegenpolizei, sowie durch mechanische Einrichtungen der Localitäten zu sichern, wie sie nur in einem Roman des verstorbenen Ponson du Terrail zu finden sind. Es gab einen geheimen Saal, den nur die Eingeweihten kannten, der aus einem inneren Hofe sein Licht empfing und durch zwei maskirte, durch verborgene Federn zu öffnende Thüren mit der Außenwelt in Verbindung stand. Im Falle eines Alarms wurde der im zweiten Stockwerk liegende Spielsaal im Augenblick wie durch Zauberei leer, indem die Spielgesellschaft sammt allen compromittirenden Geräthen in den geheimen Saal des ersten Stockwerkes hinabsank. — Trotz dieser sinnreichen Vorsichtsmaßregeln gelang es der Polizei endlich, die ganze saubere Sippschaft zu fangen. Die mit der Führung solcher Angelegenheiten vertrauten Herren: Bérillon, Polizeicommissar, und Fontaine, Friedensofficier, beide speciell mit der Aufhebung von Spielbanken beauftragt, drangen in der Nacht vom 13. zum 14. Oct., mit Verhaftsbefehlen versehen, in diese „Hölle". Die Maßregeln waren so sorgfältig getroffen und die Localität so genau erkundet worden, daß die Agenten bereits längst beide Ausgänge des geheimen Saales besetzt hatten, als die Spieler Unrath zu wittern begannen und die Lichter auslöschen wollten, wozu es indessen nicht mehr kam. Es folgte ein Augenblick unbeschreiblicher Verwirrung. Man warf sich auf die Einsätze, in denen es von 500- und 1000-Francsbillets wimmelte, und in der Hast und Angst zerriß man die Banknoten, die man sich herausretten wollte, und die Stücke derselben bedeckten den Boden. Die ganze Gesellschaft wurde verhaftet; unter ihnen gab es gerichtsbekannte Diebe. So tief insbesondere ein Subject, das als Elegant im Sommer die Badeorte auszubeuten pflegt, in das Garn; man fand bei ihm 7000 Francs. Seine Nächte brachte der Mensch in der Spielhölle, seine Tage bei Dirnen zu. Ein Anderer, ebenfalls ein repris de justice, ist in seiner Art ein zweiter Bosco oder Robert Houdin. Seine Geschicklichkeit im Kartenumschlagen (filer la carte) hatte ihm den Beinamen „Fileur", auch „Franc-Fileur" (nach der Analogie von „Franc-Tireur" gebildet) eingetragen. Nebst diesen Beiden wurden auch der Inhaber des Etablissements und eine Anzahl der schönen Werberinnen vom Arme der Gerechtigkeit ereilt, die Spielgeräthe wurden confiscirt und das Local gesperrt.

(Die französischen Geschäftsleute besinnen sich!) Ende März dieses Jahres kam in Stettin als Antwort auf eine Anfrage die Erklärung aus Bordeaux an, daß man nicht Lust habe, mit Deutschen in große Geschäftsverbindungen zu treten, da der Friede nicht von Dauer sein und Deutschland daran zu Grunde gehen werde, daß es Elsaß-Lothringen annectirt habe ꝛc. Das Alles war natürlich in schwunghaftem Französisch dargelegt. Der Empfänger wartete und meinte: „Die werden doch nicht ihren Wein alle selbst trinken wollen!" Jetzt ist von demselben Hause ein artiger Brief in deutscher Sprache angekommen, in welchem der Wein freundlichst offerirt wird, während gleich ein Dutzend Flaschen mit feiner Etiquette als Proben beifolgen.

(Ein merkwürdiger Proceß) wird vor dem Zuchtpolizeigerichte der Seine demnächst verhandelt werden. G., Photograph, Rue d'Armeille, hat eine charmante Frau, aber auch eine Schwiegermutter von 54 Jahren, die ihm das Leben verbittert. Seinerseits haßt G. diese Dame, wie man nur eine böse Schwiegermutter hassen kann. Diese erinnert sich trotz ihrer 54 Jahre, daß sie früher hübsch gewesen ist und noch ein zärtliches Herz habe, es ist ihr sogar gelungen, einen Vetter ihres Schwiegersohnes zu überzeugen, daß dies der Fall sei. Vor etwa vier Wochen promenirt sie mit dem jungen Menschen im Garten ihres Schwiegersohnes und dieser bemerkt das Paar in einem sehr compromittirenden Moment. Rasch entschlossen nimmt er den Apparat, photographirt die Beiden und das Bild figurirt seit vierzehn Tagen in den meisten Photographieläden von Paris. Die erzürnte Schwiegermutter hat eine Klage eingeleitet und verlangt 75,000 Francs für den Schaden, den ihr Ruf durch dieses Bild erlitten.

(Eine feine Gesellschaft) Vor dem Assisenhof von Potenza in der neapolitanischen Provinz Basilicata hat ein großer Räuberproceß begonnen. 41 Angeklagte sind vorhanden und die meisten von ihnen noch jung. Eine Frau und ein Mönch befinden sich auch unter ihnen. Die Vergehen, deren man sie beschuldigt, sind beinahe zahllos. Auf einem dieser Individuen lasten zum Beispiel 108 Anklagen, worunter 33 Beraubungen und 28 Mordthaten. Die wenigst Gravirten haben zehn Anklagen und so weiter hinauf zu 59, 67, 68, 69, 73, 84.

(Die Verbindung des Kaspischen mit dem Schwarzen Meere) mittels eines Canals, ein zuerst unter Peter dem Großen angeregtes Project, wurde von der russischen Regierung im Jahre 1860 wieder aufgenommen. Damals wurde eine Commission abgesandt, um die topographische Beschaffenheit des zwischen beiden Meeren gelegenen Terrains zu erforschen. Der Hauptmann vom militärischen Topographencorps, Eduard Blum, der im Jahre 1864 im Auftrage des Kriegs-Ministeriums zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere trigonometrische Vermessungen ausführte und bei dieser Gelegenheit in dem zwischen beiden Meeren sich hinziehenden Manischthale eingehende Terrainstudien vornahm, ist der Ansicht, daß das Manischthal in vorhistorischen Zeiten einen das Kaspische mit dem Schwarzen Meere verbindenden Meerbusen gebildet habe, und spricht seine gutachtliche Meinung dahin aus, daß der Umwandlung dieses Thales in einen Canal keine zu große Terrainschwierigkeiten entgegenstehen. Er empfiehlt dringend das projectirte Unternehmen sowohl aus strategischen wie aus commerciellen Gründen und veranschlagt die Kosten auf etwa 50 Millionen S.-Rb.

Anagramm.

Komm' ich mit **ei** an Dir vorbei,
War ich bei deutschen Ritterorden,
Was heute ein Bezirk geworden.
Hängt sich ein **Ast** mir an, so hast
Du unfehlbares Gleichgewicht;
Ich drücke, doch ich trüge nicht.
Und was mit **en** ich jetzo nenn',
Ist manchem Müller wohlbekannt,
Auch nahm's der Drucker sonst zur Hand.
Doch mit dem **et** ist's gar zu nett
Auf Brettern, die die Welt bedeuten,
Zu sehen von gar schmucken Leuten.
Fügt sich ein **on**, eil' ich davon
Aus diesem wüsten Erdgetümmel,
Ich schwinge auf mich zu dem Himmel.

Auflösung des Anagramms und Palindroms in Nr. 120:
Die — Eid; Nie — Ein; Sie — Eis.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 127. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unsere erste Wohnung.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Wir dachten zunächst daran, uns in London niederzulassen, allein die Wohnungen sind dort selbst in den Vorstädten so theuer, daß uns nach Abrechnung des Miethzinses für den Unterhalt fast nichts geblieben wäre. In Devonshire, damals noch nicht so, wie jetzt, von Eisenbahnen durchschnitten und von Fremden überfluthet, war es entschieden billiger. Dazu kam, daß Betty nicht gern ihre heimathliche Gegend, wo ihre ganze Familie wohnte, verlassen wollte, und daß ich selbst die schöne Gegend mit ihrer reizenden Meeresküste und der milden Luft lieb gewonnen hatte. Allein auch hier boten sich unendliche Schwierigkeiten, denn überall, wo wir auch nachfragen mochten, waren die Miethpreise viel zu hoch für unsere Verhältnisse. Meine Schwiegermutter, Mrs. Dawkins, und deren drei Töchter durchstrichen von Shinglesea aus die ganze Umgegend nach allen Richtungen, doch kein Häuschen ließ sich finden, das für uns geeignet gewesen wäre.

Ich begann mich bereits zu schämen, daß ich meinen Schwiegereltern in Shinglesea so lange zur Last blieb. Seit sechs Wochen waren wir dort und halfen die sehr mäßigen Vorräthe des Hauses verzehren. Der alte Vater hatte sein Arbeitszimmer hergeben müssen, um mir und Betty Platz zu machen, und die ganze Familie war beengt. Die guten Leute hätten gern Alles für uns gethan und hergegeben, allein ich wußte, welche schwere Opfer wir ihnen durch ein längeres Verweilen im Hause auferlegten. Doch was sollte ich thun? Sollte ich mit meiner Frau nach Art der Zigeuner auf dem Moor campiren? Oder sollte ich mir wie ein Emigrant mit eigener Hand irgendwo eine hölzerne Hütte bauen? Gern wäre ich ein Emigrant geworden und nach einem fernen Lande gezogen, wo sich uns weniger Schwierigkeiten boten, um eine heimathliche Stätte zu finden, allein meinem alten Vater wäre das Herz gebrochen, wenn ich ihn verlassen hätte. Nein, ich mußte in England bleiben, wie schwer es uns auch werden mochte, für mich und Betty ein Nest zu finden.

Endlich, als ich bereits der Verzweiflung nahe war, kam uns plötzlich Hilfe von einer Seite, von der wir sie am wenigsten erwarteten.

Das Wilton'sche Landgut gehörte jetzt, wie erwähnt, dem Marine-Hospital zu Greenwich, welches in Shinglesea einen besonderen Beamten zur Einziehung der Pachtgelder und Grundzinsen bestellt hatte. Dieser Mann, eine gutmüthige, muntere Person, Namens Hart, kam eines Morgens, angeblich in Geschäften, in das Pfarrhaus. Ich hatte ihn zwar schon gesehen, aber war ihm übrigens ganz unbekannt und deshalb erstaunt, als ich hörte, das er ein Geschäft mit mir habe.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte er, verlegen seinen Hut in der Hand drehend und mit einer Miene, als wollte er sich eine Gunst von mir erbitten, — „verzeihen Sie, — ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen ein Haus anzubieten. Es ist mir von verschiedenen Seiten gesagt worden, daß es Ihnen schwer falle, ein passendes Haus zu finden, und ich wundere mich darüber nicht, denn die Preise sind hier hoch, — die Leute wissen gar nicht, was sie fordern sollen. Nun, ich wollte nur sagen, wir — das heißt, die Hospitalverwaltung von Greenwich — haben das Wilton'sche Landgut überkommen, das von Rechtswegen Ihnen gehören sollte. Ja, es war ein harter Fall für Sie, — aber wir haben wahrlich nicht danach verlangt, wir haben ohne dies genug. Was sollten wir thun? Zurückweisen konnten wir es doch nicht, wenn es uns, so zu sagen, aufgedrungen wurde, — nicht wahr?"

„Gewiß nicht," versetzte ich lächelnd, indem der Schmerz oder Unmuth über den erlittenen Verlust sich durch die Zeit bei mir bereits gelegt und ich mich an den Gedanken gewöhnt hatte.

Nach dieser Erklärung wurde der Mann heiterer und dreister. Er freue sich, sagte er, daß ich die Sache so verständig auffasse. Als er zuerst auf den Gedanken gekommen sei, mir das Anerbieten zu machen, das ihn herführe, habe er große Bedenken wegen des Empfanges gehabt; denn es sei natürlich, daß ich den Mann, der jetzt die Pachtgelder und Grundzinsen, die eigentlich mir zukämen, für das Hospital von Greenwich einziehe, nicht mit sehr freundlichen Augen betrachten könne. Doch seine Absicht sei wohlmeinend, versicherte er und ging dann nach dieser Vorrede auf den eigentlichen Gegenstand über.

Zu dem Wilton'schen Landgute gehörte ein von Shinglesea ungefähr eine Stunde entlegenes altes Gebäude, das sogenannte „Herrenhaus", seit unvordenklichen Zeiten das Wohnhaus der Besitzer des Gutes, meiner Voreltern, das jetzt leer und öde stand. Dieses Haus wollte Mr. Hart mir für den jährlichen Miethpreis von zwanzig Pfund anbieten, da die Hospitalverwaltung durchaus keinen Gebrauch von dem Hause machen könne.

„Wir wollen es nicht gerade ein möblirtes Haus nennen," bemerkte der Einnehmer, „aber es sind viele Möbeln darin, die nur abgestäubt und ordentlich zusammengestellt werden müssen. Uebrigens ist das Haus in ziemlich gutem Zustande, und wenn irgendwo etwas fehlen sollte, nun, so wird dafür gesorgt werden. Zwanzig Pfund, Mr. Wilton, ist Alles wir jährlich dafür verlangen."

„Allein heißt es nicht," versetzte ich zögernd, — „sagt man nicht, — natürlich nur Aberglaube, — daß —"

„Daß es in dem Hause spuke, wollen Sie sagen," ergänzte er, etwas hustend. „Ja, allerdings, es heißt so, — doch ich glaube nicht daran, so wenig wie Sie selbst. Und sollten wirklich Geister darin umgehen," fügte er lachend hinzu, „so werden sie ohne Zweifel für Sie, einen Sprößling der alten Familie, einige Rücksicht haben."

Unverkennbar war das Anerbieten ein vortheilhaftes für mich, entsprang überdies aus einer wirklich wohlmeinenden Absicht auf Seiten Mr. Hart's, und durfte auf keinen Fall

unbeachtet zurückgewiesen werden. Auch Betty war der Meinung, daß ich es annehmen solle, und so entschloß ich mich dazu, das Haus als Miether zu beziehen, das meine Vorältern Jahrhunderte lang als Eigenthümer bewohnt hatten. Auch Onkel Georg war als Letzter derselben darin gestorben. Nach diesem Hause war mein Vater gerufen worden, als sein Bruder von dem Schlage getroffen worden war, der ihm die Macht geraubt hatte, seine letzten Wünsche kund zu geben. Ich selbst hatte es nie betreten, aber zuweilen aus der Entfernung seine grauen Mauern mit den schmalen Fenstern und den spitzen Dachgiebeln durch die Bäume schimmern sehen. Es lag in einer Art Höhlung und war, namentlich früher, von dichtem Gehölz umgeben, von dem jedoch in der verschwenderischen Lebensepoche meines verstorbenen Oheims der bessere Theil zur Deckung mannichfacher Schulden gefällt worden war.

Betty und ihre Schwestern, deren Abgott sie war, freuten sich darauf, daß wir in einem geheimnißvollen alten Hause mit großen altmodischen Zimmern und Möbeln wohnen sollten, in dem es sogar spuckte. Als wir zum ersten Male dahin gingen, um es in Augenschein zu nehmen, war das Wetter schön, und das alte Gebäude mit seiner malerischen Umgebung nahm sich viel freundlicher aus, als wir erwartet hatten. Es fanden sich auch so viele Mobilien darin vor, theils in Kammern und unbenutzten Gemächern, theils in den Zimmern, welche Onkel Georg zuletzt bewohnt hatte, daß wir sehr wenige Artikel anzukaufen brauchten. Nachdem sodann die nöthigen Vorbereitungen getroffen und unsere bewegliche Habe nach dem Hause geschafft worden war, fuhren wir in der Dämmerung eines Augustabends vor, um Besitz von der Wohnung zu nehmen.

Vorher war mehrere Wochen lang schönes Wetter gewesen, aber gerade an diesem Tage war die Luft schwül und der Himmel mit schweren Wolken bedeckt. Als unser Wagen langsam den Hügel zum Herrenhause hinauf fuhr, wurde es bereits dunkeler, ein kühler Wind strich vom Meere herüber, der ferne Donner begann zu rollen, einzelne Blitze zuckten durch die Luft, und plötzlich fielen schwere Regentropfen herab. Das alte Herrenhaus nahm sich in dieser trüben Beleuchtung mehr wie ein Grabgewölbe als wie eine Wohnstätte für Lebende aus. Während wir eintraten, bemerkte ich, daß Betty gerade auf der Schwelle plötzlich stutzte und wie von einem kalten Schauder überlaufen wurde.

„Ich weiß nicht, was es ist," erwiderte sie auf meinen fragenden Blick, „ein eigenthümliches Gefühl durchrieselte mich urplötzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tagen der Kriegserklärung.

(Schluß.)

Indessen war König Wilhelm durch das gluth- und wuthentbrannte Land, durch alte und neue Provinzen in seiner Hauptstadt angelangt und fand sie bereit, sich bis zum letzten Blutstropfen für König und Vaterland zu schlagen. Die Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Wilhelm's des Dritten mußte von selbst unterbleiben, wie der König es geahnt hatte, aber die Versammlung des Reichstages fiel auf den 19. Juli, den Sterbetag der unvergeßlichen Königin Louise. Wer in Deutschland wußte nicht, daß dies Ideal deutscher Frauen dem eisernen Drucke französischer Herrschaft erlegen war? Das Jahr 1810, wo die Königin starb, war der Höhepunkt des französischen Uebermuthes, ja des Napoleonischen Wahnwitzes; dieser waltete und schaltete in den Ländern deutscher Zunge wie der Wolf in der Herde willenloser Schafe, führte eine Erzherzogin als Kriegsbeute heim, vereinigte Hannover mit Westphalen, ließ Andreas Hofer erschießen, schlug das Königreich seines Bruders Louis, Holland, zu Frankreich am 9. Juli, zehn Tage vor dem Tode der Königin. Des dritten Napoleon's Macht war jetzt freilich nicht so groß, wie die des Onkels, aber seine Drohungen waren dieselben, seine Rathgeber eben so verblendet wie sein ganzes Volk. Diesmal zum Glück Deutschlands. Fünf Jahre früher, 1865, liebäugelten noch viele deutsche Fürsten mit dem Neffen, wie vor sechzig Jahren mit dem Onkel; ja, das eingeschläferte deutsche Volk konnte nicht begreifen, daß es sein höchstes Gut, seine nationale Einheit und Würde nur durch Preußens Schwert wieder erlangen könne. Aber selbst in Berlin, in der zweiten Kammer, erhoben sich ehemals Stimmen gegen den Großmachtskitzel König Wilhelm's, und die Fürsten lauerten nur auf gute Gelegenheit, um zu zeigen, daß der kleinste unter ihnen nicht um ein Haar geringer sei, als der König von Preußen (verba ipsissima eines Prinzen). In dem Jahre 1865 machte ich in Soden die Bekanntschaft des französischen Ministers Thouvenel, der Bismarck's Politik verlachte, ja verhöhnte, wenn dieselbe Preußen zu einer europäischen Großmacht zu erheben suche. Dieser sonst liebenswürdige Franzose erlag schon in demselben Jahre der Schwindsucht, wie sein großes Vaterland fünf Jahre später. Der Götzendienst Napoleons war in Deutschland einheimischer als an der Seine. Ein kurhessischer Minister strahlte vor Wonne, wenn er von dem Kaiser der Franzosen sprach. Sogar in dem erzaristokratischen Welfenreiche trank man lieber französischen als deutschen Wein. Ein Rathgeber des unglücklichen Königs Georg, vielleicht der einflußreichste von allen, lächelte immer mitleidig, wenn die Rede von Preußen war; „ich ein Schüler Heeren's," sprach er, „werde nie dulden, daß Preußen die Hegemonie in Deutschland sich anmaßt." Er hatte wirklich Heeren's Ideen gelesen.

Der Sterbetag der Königin Louise gab mir die Zuversicht, daß der Zorn Gottes und des deutschen Volkes dem König Wilhelm die Kriegserklärung an Frankreich dictiren würde. Und so geschah es. Es frug mich Jemand, ob ich in Wiesbaden zu bleiben gedenke? „Jedenfalls werden die Franzosen mich von hier nicht verjagen und die Welfenlegion läßt mich hoffentlich desgleichen in Ruhe." An jenem Tage, den 19. Juli, besuchte ich die Prinzessin Louise von Preußen, die der Kriegsschrecl von Schlangenbad verscheucht hatte; aus Wiesbaden waren in drei Tagen gegen neuntausend Curgäste abgereist. Die Tochter des Prinzen Karl empfing mich nicht mit dem Stolze einer Prinzessin, sondern mit deutscher Herzlichkeit. Sie fühlte, wie ich, das große Gewicht des Augenblickes, der für Deutschland gekommen und das niedergebeugte und zerrissene Volk erheben, einigen und erstarken müsse. Frei von allen Standesvorurtheilen hatte sie seit lange die Hindernisse erkannt, von denen das Einigungswerk des deutschen Volkes durch seine eigenen Fürsten bedroht war, da alle Zerrissenheit von denselben ausgegangen war. Sie war vom Kriegsrufe überrascht, aber nicht erschreckt. Die Flucht aus allen nassauischen Bädern war so eilig, daß sie in Wiesbaden ihr Gepäck erst abwarten mußte, ehe sie weiter reisen konnte. Sie entfernte sich eben so plötzlich denselben Tag, wie sie gekommen war.

In Wiesbaden hielt ich mich für sicher während des ganzen Krieges; aber Saarbrücken, die bayerische Pfalz, ja Baden und den Schwarzwald gaben die Gerüchte schon verloren, oder sahen darinnen die Hauptkriegsschauplätze. Eine junge Russin, die denselben Tag aus Schlangenbad kam, erzählte mir folgende unvergeßliche Geschichte. Sie mußte in Schlangenbad eine Viertelstunde die Ankunft ihres Arztes er-

warten; da trat in dieser Pause die achtjährige Tochter desselben zu ihr und sagte: „Sie wollen doch nicht abreisen, weil die dummen Franzosen unseren schönen Rhein wegnehmen wollen?" „Ganz gewiß," erwiderte die russische Dame. „Bleiben Sie ruhig hier," fuhr das Kind fort, „geben Sie acht, es wird den Franzosen schlecht bekommen." So sprach Gott durch den Mund eines Kindes. Aber noch anders und lauter sprach der deutsche Gott, der deutsche Geist am anderen Tage aus dem Munde des Volkes auf dem Markte. Dort hielt der Bürgermeister von Wiesbaden eine Versammlung ab, um die Opferwilligkeit und Einmüthigkeit des ganzen Landes für die deutsche Sache laut unter Gottes Himmel auszusprechen. Die Menge war zu groß, als daß sie jedes Wort der Reden hören konnte; aber eins verstanden und wiederhallen Alle aus voller Kehle: den Fluch des deutschen Volkes gegen Napoleon. Ich stand erschüttert da, als ich meine eigenen Gedanken von dreißigtausend Menschen verkündet hörte.

Ehe die Menge sich zerstreut hatte, zog das Musikcorps des 80. Regimentes über den Markt und die „Wacht am Rhein" ertönte aus jeder Brust begeistert; das war die Stimme des deutschen Volkes, das war Gottes Stimme.

Ausländische Curgäste waren kaum noch aufzufinden, selbst die Spieltische waren von fünf auf zwei herabgesunken, und doch sah man täglich viel Bewegung durch die Menge der Einberufenen, die, von den Ihrigen begleitet, einen herzzerreißenden Abschied nahmen. Ich schrieb einen Aufruf an das deutsche Volk in Versen und machte die traurige Erfahrung, daß selbst in dieser allgemeinen Begeisterung der deutsche Michel noch nicht todt sei. Tausend Noth hatte ich, es in dem „Rheinischen Kurier" anzubringen, wo es unter Häringsanzeigen erschien. Neben dem Knechtesinne der Einen trat auch jetzt, da der Krieg noch nicht begonnen, die Hoffnung der Particularisten, freilich schüchtern, hervor. „In vierzehn Tagen," sprach eine kurhessische Dame, „haben wir hier jedenfalls französische Küche." Am 1. Juli war das auch meine Furcht, aber jetzt der Einmüthigkeit aller deutschen Staaten und der Begeisterung des ganzen Volkes zweifelte ich, daß Wilhelmshöhe je wieder seine kurfürstlichen Gäste erblicken wird. Auf einer preußischen Kanone, die durch Bingerbrück kam, stand geschrieben: „Eilgut nach Paris", und ein Berliner hatte darunter geschrieben: „Eile mit Weile, erst jetzt es Reife!" Aber es gab auch nichtdeutsche Persönlichkeiten, die an unseren Siegen zweifelten, und im Stillen uns die größten Niederlagen gönnten. Wahre Fledermäuse! Mancher verkommene Pole sah schon sein Königreich aus allen Bruchstücken wieder ganz hergestellt, mit einem Czartoryski, ja mit einem Napoleonischen Könige an der Spitze; und so wie die Furcht Gespenster sieht, so erblickte die thörichte Hoffnung schon den großen Napoleon über zertretene deutsche Heere einherschreiten, in Berlin einziehen, Mac-Mahon im Belvedere von Warschau, ja sie sahen sogar Moskau und Petersburg bedroht.

Wiesbaden war mittlerweile sehr still geworden, denn auch das 80. Regiment war abgezogen und auf dem Curplatze spielte ein Streichorchester; die Gäste waren zu zählen, und am meisten bemerklich solche, die selbst den Winter dort zubringen. Da durchströmte aber neues Leben die Stadt; die Sachsen zogen ein mit Sang und Klang und wurden wie deutsche Brüder mit Herz und Hurrah, mit Speise und Trank empfangen. Viele dieser Männer hatten vorige Woche noch ihr friedliches Handwerk ausgeübt und trugen jetzt zum Schutze des Rheines und des deutschen Vaterlandes Waffen auf der Schulter und an der Seite. Wie wenige unter ihnen hatten den Vater Rhein gesehen, den sie jetzt überschreiten und mit ihrem Blute vertheidigen sollten! Staunen und Bewunderung, als sie von Adolphshöhe herab zum ersten Male den breiten Spiegel des alten deutschen Schutzgeistes sahen! Sie fanden Strom und Gegend ebenso schön und noch schöner als ihre sächsische Heimath, als das friedliche Dresden. Der Rhein ist nicht einmal rein deutschen Ursprunges, so wie die Donau, aber allen Deutschen an das Herz gewachsen. Warum? Hier ist der unermeßliche Schatz an Gold und Edelsteinen tief versenkt, der Nibelungen Hort, der Niemandem besonders, aber allen Deutschen angehört. Kein Gelehrter weiß, ob er bei Mainz, Worms oder Bingen versenkt wurde, im Rheingau aber glänzt er golden in dem Weine, der das Ufer schmückt. Aber nicht allein die Nibelungen, auch unsere Kaisergeschichte hat der Rhein mit den schönsten Thaten, Sagen und Märchen ausgeschmückt und die erhabensten Dome der Welt erheben sich majestätisch an seinen Ufern. Die Donau ist reich an Burgen und Schlössern, an Kirchen und Klöstern gleich dem Rhein, aber der Schatz der Nibelungen fehlt ihr.

Die „Wacht am Rhein", Monument von W. Hornberger.

(Aus dem „Berliner Fremden- und Anzeigeblatt.")

So eben ist in Berlin ein neues großartiges Werk moderner Bildhauerei im Modell fertig geworden. Künstler und Kunstfreunde, welche das Denkmal in Augenschein genommen, erklären es einstimmig für ein Werk ersten Ranges und bestimmt, die deutsche Einigkeit und die glorreichen Siege des vergangenen Jahres in volksthümlicher Gestaltung würdig zu verherrlichen. Auch der Deutsche Kaiser, welcher es vor einigen Tagen persönlich in Augenschein nahm, hat dem Künstler seinen Beifall nicht versagt.

In demselben Flügel des Lagerhauses, in welchem sich das Museum Rauchs befindet, liegt das Atelier W. Hornbergers, eines süddeutschen Meisters der Plastik, welcher hier, im Centralpunkt des gesammten Deutschthums, das, wie es scheint, zu großer Popularität berufene Werk vollendet hat. Das Thonmodell der Germania, welches in seiner gegenwärtigen Ausführung etwa 6½ Fuß Höhe mißt, wird sechs Mal vergrößert (40 Fuß Höhe), in Bronze gegossen und demnächst Ausstellung in Dürkheim, erhalten, von wo aus die modern germanische Pallas leuchtenden Auges über die weiten Fluren des Rheingaues bis in die wälschen Landes schauen wird, ein Denkmal deutscher Ehre und Tapferkeit und ein Warner dem fränkischen Uebermuthe.

Die „Wacht am Rhein" wurde vom Künstler als eine schlanke Heldengestalt der Germania gedacht, vorgebeugten Leibes, in der nervigen Rechten das hocherhobene Schwert schwingend, die Linke, gesenkt, auf der Leyer ruhend, welche letztere ihrerseits an einem von leichtgefälligem Weinlaub umrankten Stamme halb lehnt, halb auf ihm liegt. Schwert und Leyer — zum Symbol der beiden Hauptfactoren, welche die deutschen Siege gemeinsam erfochten, und das Weinlaub zum Zeichen jener gesegneten urdeutschen Gauen, welche die siegreichen Schwerter wiedererrangen. Das Haupt ist, der Bewegung des Körpers folgend, leicht nach vorn übergebeugt, das Antlitz demgemäß, nach den aus den künstlerischen Postulaten mit Rücksicht auf die Kolossalität der Formen und die Höhe der Position wie des Postamentes, etwas herabblickend. Die ganze Gestalt ist in siegreichem Vorwärtsschreiten begriffen, der rechte nackte vorgesetzte Fuß tritt auf einen vorgeschobenen Felsblock, der linke hält als Positionsfeld die mittlere Grundlinie der Basis. Das Haupt schmückt das neu erworbene Kaiserdiadem, umrahmt von einem leicht und gefällig gefügten Lorbeerkranz. Dicht hinter der Krone schürzt sich die Fülle des Haares zu einem runden, griechischen Knoten, um aufgelöst aus diesem in breitem, üppigem Strome aber frei und mit Anmuth über Nacken und Rücken, halb fliegend, herabzufließen. Die Arme sind unbekleidet, ebenso, wie schon erwähnt, die Füße abwärts vom Knöchel. Die Brust umgiebt ein beweglicher Gliederharnisch, welcher deutlich die gewölbten Formen des, wie nach einem furchtbaren Kampfe tief

Athem holenden Busens und den ganzen Athempeoceß nebst seinen Einwirkungen auf die äußere Veränderung dee Thoraxmuskulatur erkennen läßt. Zwischen den Brüsten abwärts dehnt in voller Breite der in's Hautrelief ornamentirte einköpfige Reichsadler die freien, entfesselten Schwingen. Weiter nach unten bildet die Fortsetzung des Schuppenpanzers ein Gewand, dessen Obertheil als „nasses Gewand" behandelt ist, während der untere von Hüften- und Gürtelspannung abwärts gehende Theil in einem überaus mannichfach und doch würdevollen Reichthum von Faltenmotiven prangt. Als schöner, monumental höchst wirksamer Contrast ist der halb fliegende halb, fallende Mantel behandelt. Derselbe fließt über Schulteen und den linken Oberarm bis zue Eede in geraden und schrägen Falten, während der rechte Vorschoß, ausgenommen über dem rechten vorgesetzten Knie, reichen Wechsel der Faltenmotive entwickelt. Das innere Kleid wird von einem querfallenden breiten Gürtelbande umschlungen, dessen Einfassung die Wappen der Bundesstädte zeigt und welches selbst symbolisch die Einigkeit und Einheit der deutschen Stämme versinnbildlicht. Deßgleichen zieren die Einfassung des Mantels, aus einem schmalen, bandartigen Kranze von Eichenblättern bestehend, in ihren Unterbrechungen die Anfangsbuchstaben der bei den 1871er Kämpfen betheiligten deutschen Fürsten und Könige.

Hornberger, ein Schüler des beeühmten Münchener Meisters Schwanthaler, hat es verstanden, den gewaltigen, packenden Monumentalstyl, in welchem Schwanthaler excellirte, auf das glücklichste zu treffen, ohne dabei das Detail aufzugeben oder den symbolischen Elementen einen anderen, als den ihnen zukommenden, untergeordneten, die künstlerische Idee nue ergänzenden Platz anzuweisen. Und dies war hier eine, gewiß nicht zu unteeschätzende Schwierigkeit, da eine Gestalt, wie diese, welche die Personification des einigen Deutschlands in dem Glanzpunkte seiner Kraft- und Machtentfaltung und in seinen Beziehungen zu seinem hartnäckigsten und geößten Feinde darstellt und künstleeisch abgerundet dem Volksbewußtsein nahe gerückt sein sollte, des symbolischen Apparates füglich schwer entrathen kann. Auch finden wir in glücklicher Mischung die herorteetendsten, umfassenden und charakteristischen Abstracta zu concreter Einheit veeschmolzen und duechgeistigt, belebt überdies durch einen eigenthümlichen Hauch, welcher aus dem Rauchmuseum in die Weekstatt Hornbergers hinüber geweht zu sein scheint: einen Hauch der Volksthümlichkeit und einee Kraft der Gesammtwirkung und der Einzeltheile in wohlgelungener Proportion, wie er der Ausfluß des künstlerischen Genies, abee auch der langjährigen Experimental-Erfahrung ist. Wir gönnen dem Künstler nach seiner langen Aebeit seinen Teiumph von Herzen. Denn schon 1863 war, als Antwort auf die dauernden, immer wieder eeneuten Rheingelüste Frankreichs, von Hornberger eine, mit Rücksicht auf die damalige politische Lage nicht allzu herausforderud: „Wacht am Rhein" im Entwurf fertig gestellt. Ein Holzschnitt mit dee Darstellung dieses Entwurfes erschien dazumal in der Leipziger „Illustrirten Zeitung" und trug einige prophetische Veese als Unterschrift, deren Inhalt wir auch vor dem neuen Weeke geen zustimmen:

Dort soll im Bilde sich veeklären
Das Vaterland in seiner Macht,
Dort soll, wie aus den Himmelssphären
Der Mahnruf schallen: „Halte Wacht!"

Dort soll im Bild die Sonne zünden
In jeder Brust beim Moegenglanz,
Daß weithin künft'ge Zeiten künden
Germania im Siegesglanz!

Mannichfaltiges.

(Erwischt.) Einem Herrn wurde kürzlich auf dem Frankfueter Bahnhof zu Berlin seine über tausend Thaler Papieegeld enthaltende Brieftasche entwendet. In dieser befand sich auch eine auf zweihundert Thaler lautende Anweisung auf die kgl. Bank, nach Sicht zahlbar. Vom Bahnhofe telegraphirte der Bestohlene sofort seinen Verlust der Bankdirection, und kaum war das Telegramm an Ort und Stelle, als sich ein Herr meldete und die Auszahlung unter Vorweisung der Anweisung forderte. Man hielt ihn fest, holte die Polizei und den wiekllichen Besitzer herbei, und bei Visitation des Diebes fand man auch noch den vollständigen Bestand der Brieftasche vor.

(Pariser Narrheiten.) Zu den Lächerlichkeiten, sagt die „Beel. Montagsztg.", welche der Deutschenhaß in Frankreich hervorruft, gehören unter anderen folgende: Unter den Paeiser Lebemännern floeiren nach wie voe die beeühmten Champagner-Marken Cliquot, Röderer, Moel, Bollinger, Pomery zc. Jetzt hat sich ein „Verein" gebildet, welchee zunächst die beiden Marken Röderer und Bollinger in Verruf erklärt, dieselben aus allen Kellern vertrieben, von allen Weinkaeten gestrichen wissen will, weil Rödeeee und Bollinger von Geburt Deutsche sind! — Man trinkt bekanntlich seit dee Weltausstellung in Paris sehr gern bayerisches Biee, aber ... Bayern liegt, was jetzt in Frankreich ziemlich allgemein bekannt worden ist, in Deutschland, mithin hat das Bier einen übelen Geschmack bekommen. In Folge dessen ist in einem Paeiser Restaurant die geniale Idee aufgeblitzt, das bayerische in schwedisches Bier umzutaufen und als solches anzukündigen. Und nun strömt die Pariser bierdurstige Welt dahin, wo das bayerische Bier unter dem Namen „schwedisches" wieder seinen früheeen trefflichen Geschmack gewonnen hat!

(Ein Rüstzeug der Kirche.) Vor mehreren Jahren verkaufte ein italienischer Abbe an das Cluny-Museum in Paeis ein seltsames Möbel, nämlich eine Art von Altae aus schwarzem Holze, dessen oberes Feld ein Christusbild vorstellt; wenn man eine geheime Fedee drückt, verschwindet der Cheistus und speingt ein Teufel vor, der nur bis zum Gürtel die Menschengestalt hat, sonst aber mit dem häßlichen Schweife der abeegläubischen Ammensagen ausgestattet ist, und der Flammen und Rauch ausspeit und überdies heiseres Geschrei unter Kettengeeaffel vernehmen läßt. Dieses Möbelstück rührte von einem italienischen Kloster her und hatte die Bestimmung, damit die Unglücklichen zu schrecken, um von ihnen Geständnisse zu eezwingen. Das klerikale Lagee war zur Zeit des Ankaufes in großer Aufregung über diesen Veerath seiner Geheimnisse und wußte von der Regieeung das freundliche Zugeständniß zu erwirken, daß dieser Altar dem Publicum vorenthalten wurde. Heute liegen die Veehältnisse andees, und es wäre nicht ganz unpassend, jetzt das Verbot aufzuheben und den Besuchern des Museums zu zeigen, mit welchen Mitteln der klerikale Fanatismus seine Zwecke durchsetzte.

(Ueberschwemmung in Indien.) In Jounpoee, einee indischen Stadt am Flusse Sumti, mit 9000 Häusern und über 25,000 eingeborenen Bewohnern, hat eine plötzliche Ueberschwemmung fürchterlichen Schaden angerichtet. Menschenleben gingen muthmaßlich nicht verloren, aber nach mäßiger Schätzung stürzten zwischen 2000 und 3000 Häusee zusammen und 10,000 Personen wurden obdachlos. Das Unglück brach am 15. September heein, die Ueberschwemmung dauerte mehrere Tage an, und das Wasser war noch immee im Steigen, als die letzte Post abging.

(Hohes Alter.) In Szegedin wurde dieser Tage eine Frau (die Witwe Masan) begraben, welche das seltene Alter von 110 Jahren eerreicht hatte.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 128. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unsere erste Wohnung.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

2.

Das alte Herrenhaus, dessen einzige Bewohner jetzt ich, meine Frau und unsere noch ganz junge Magd waren, konnte zu keiner Zeit ein s hr angenehmer Aufenthaltsort gewesen sein. Es war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erbaut worden, also zu einer Zeit, wo mehr an Sicherheit als an schöne Aussichten gedacht wurde. Die Fenster waren daher schmal, die Wände dick, und an beiden Flügeln des Hauses befanden sich kleine Thürmchen mit Schießscharten, die jetzt ganz mit Epheu überwachsen waren. Das Dach, ursprünglich mit Blei gedeckt, bestand jetzt aus einem Gemisch oder Flickwerk von Schiefer und Ziegeln, und das ganze Aeußere des Gebäudes war vom Wetter geschwärzt und theilweise mit Moos bewachsen. Das Innere war geräumig und in leidlich bewohnbarem Zustande, aber fast eben so finster und massiv wie sein Aeußeres. Die Treppe bestand aus so schwerem Eichenholze, als wäre sie für Riesen gebaut worden, lange und unheimliche Corridore durchliefen den inneren Raum, und zahllose Thüren schienen keinen anderen Zweck zu haben, als vom Winde heftig zugeschlagen zu werden. Es gab viele kleine Gemächer darin, die zu eng waren, um bewohnt werden zu können, und andere größere enthielten so riesige Kamine, daß sie in einer Woche mehr Holz verzehrt haben würden, als ich für meinen ganzen Winterbedarf verbrauchen durfte. Manche Theile des Hauses waren feucht, Zug herrichte fast in allen, und gleichzeitig ein unangenehmer von Holzfäulniß herrührender Geruch.

Diese Schattenseiten unserer neuen Wohnung wurden jedoch von gewissen Annehmlichkeiten derselben überwogen. Das Haus war jedenfalls billig, geräumig, hatte ein gesunde Lage und gewährte eine schöne Aussicht. Dazu kam, daß Shinglesea nur eine Stunde entfernt lag und der Weg dahin also für uns nur ein angenehmer Spaziergang war.

Aber auch noch andere Vortheile gewährte unsere Wohnung, welche Betty's weiblichem Scharfsinne nicht entgingen. Wir konnten uns dort viel sparsamer einrichten als anderswo, meinte sie und hatte recht. Hier war keine hungrige und habsüchtige Hauswirthin in unserer Nähe, wie es deren selbst in dem kleinen Shinglesea viele gab, die unsere Theerbüchse oder Speisekammer bestahl; hier konnte unsere ehrbare Jane durch keine „Bekanntschaften" zur Unehrlichkeit verleitet werden, und hier konnten wir, da nur selten Besuch zu erwarten war, viel einfacher gekleidet g hen, als in einer Stadt, namentlich in einem Badeorte wie Shinglesea.

Der erste Tag, den wir in der neuen Wohnung zubrachten, war schön, und ebenso der zweite und dritte, die wir recht angenehm verlebten. Die Eltern und Geschwister meiner Frau, sowie mehrere Freunde und Bekannte besuchten uns, es wurde viel gescherzt und gelacht, und das alte Haus wurde durchstöbert. Während wir den Thee in einer Laube des verwilderten Gartens tranken, wurde von dem übelen Rufe des Hauses viel gesprochen, aber immer nur scherzweise, und Manche meinten sogar, wir seien um diese interessante mystische Seite unseres Wohnhauses zu beneiden.

In der That gefiel es uns auch ganz wohl darin, und wir bereuten durchaus nicht, es gemiethet zu haben. Manches Unangenehme mußte zwar beseitigt werden, allein wir sahen, daß wir es uns mit der Zeit recht bequem darin machen konnten. In dem nahen Dorfe wohnte ein recht geschickter Mann, eigentlich ein Wagner, der jedoch zu Allem zu gebrauchen war. Er fütterte die schlecht schließenden Thüren mit Tuchlitzen, befestigte die Fenster, wußte das zeitweilige Rauchen der Kamine zu verhindern und überhaupt überall abzuhelfen, wo es nöthig war.

Nur einen Umstand gab es, der uns lästig war, nämlich die Neugierde der Nachbarn in Bezug darauf, ob wir nicht durch jene unsichtbaren Mitbewohner des Hauses gestört würden, welche alle früheren Miether nach kurzer Zeit vertrieben hatten. Der Wagner, während er bei seiner Arbeit pfiff nahm sich die Freiheit zu fragen, ob wir nichts Ungewöhnliches gesehen oder gehört hätten, und schüttelte ungläubig den Kopf, wenn ihm verneinend geantwortet wurde, aber wiederholte sicher die Frage am nächsten Tage mit anderen Worten und schien immer sehr bemüht, das Haus vor dem Dunkelwerden wieder verlassen zu können. Eben so machte es der Gärtner, eben so die Milchmagd und alle anderen Bewohner des Dorfes, wenn sie in Geschäften zu uns kamen. Wir lachten zwar darüber, allein es war uns dennoch höchst lästig.

Anders war es jedoch mit unserer kleinen und jungen Magd Jane. Für sie waren die abergläubischen Vorstellungen, welche sich die Bewohner der Umgegend von dem alten Herrenhause machten, kein Gegenstand des Lachens. Ihr Gesicht wurde immer ängstlicher, und es schien, als wenn sie in der fortwährenden Furcht schwebe, von irgend einem Wesen verfolgt zu werden. Unter den verschiedenartigsten Vorwänden kam sie unzählige Male des Tages in unser Vorzimmer und suchte sich dort stets so lange als möglich aufzuhalten, nur um nicht in der entlegenen und einsamen Küche allein sein zu müssen. Die verbreiteten Gerüchte über das uns bevorstehende unvermeidliche Schicksal machten augenscheinlich einen mehr oder weniger unheimlichen Eindruck auf den ganzen Haushalt.

Die vierte Nacht kam, und mit ihr trat eine Veränderung des Wetters ein. Dichte Nebelmassen sammelten sich am westlichen Horizonte um die Hügelspitzen und überzogen allmählich den ganzen Himmel, während der Wind auf entsetzliche Weise zu heulen begann und der Regen in Strömen herabgoß. Die Fenster rasselten, zahllose unbeachtete Thüren in Winkeln und entlegenen Gängen schlugen mit furchtbarer Gewalt auf und zu, der zunehmende Sturm pfiff auf die Dachgiebel und in dem nahen Gehölze, und sauste durch die einsamen und dunkelen Corridore in den unbewohnten Theilen des Hauses. In allem diesem Aufruhr lag nichts Ungewöhnliches; es war ganz natürlich, daß ein altes, baufälliges Haus unter dem

Einflusse eines so heftigen nächtlichen Sturmes seltsame Laute von sich gab. Wir konnten also vernünftiger Weise gar keine Ursache zu Befürchtungen irgend einer Art darin finden, aber dennoch gingen wir später als gewöhnlich zu Bett und in einer keineswegs frohen Stimmung.

Ich konnte auch lange Zeit nicht schlafen und wälzte mich ruhelos von einer Seite zur anderen, während meine Gedanken über die verschiedenartigsten Gegenstände schweiften. Erinnerungen an alte Schulfreunde, an Knabenspiele und Wanderungen durch entfernte Gegenden des Auslandes mischten sich seltsamer Weise mit dem Bilde von Onkel Georg's Sterbebett und seinen fruchtlosen Bemühungen, etwas sagen zu wollen. Alte, lange vergessene Geschichten fielen mir ein, grausige Schilderungen von gräßlichen Gesichtern und schrecklichen Tönen in der Stille der Nacht und an öden Oertlichkeiten. Wie der Wind heulte, bis es fast schien, als wenn es das Geheul hungriger Wölfe wäre, die sich Blut witternd nahten! Was für für ein grauenhafter Schrei war das! Und doch sagte mir die geringste Ueberlegung, daß es nur das Knarren eines halb abgebrochenen Baumzweiges war, der dicht vor unserem Fenster hing. Wie das Fenster klirrte, als ob eine starke Hand von außen gewaltsam daran rüttelte! Einige Minuten lang war der Lärm fast betäubend, doch allmählich ließ er nach, sank bis zu einem dumpfen Murmeln herab, und ich horchte und horchte, bis ich endlich — einschlief.

Aber was war das? Ein Lichtschein fiel auf mein Auge, und ich wachte plötzlich auf und sah Betty sehr bleich und mit einem Lichte in der Hand vor mir stehen. Meine Frau war durchaus nicht furchtsam von Natur, um so mehr staunte ich bei ihrem augenscheinlichen Schrecken.

„Lieber Karl, hast Du nichts gehört?“ fragte sie ängstlich.

Ich horchte und verneinte. Es war nichts zu hören als das Knarren der Bäume, das Rasseln der Fenster und das Heulen des Sturmes.

„Jetzt hat es aufgehört,“ fuhr Betty fort, „aber kurz vorher war es ganz deutlich zu hören.“

Ich horchte noch einmal, aber konnte nichts anderes vernehmen und mußte deshalb unwillkürlich gähnen. „Lege Dich nieder, liebe Betty,“ sagte ich ungläubig. „Wir werden uns mit der Zeit an das alte Haus gewöhnen und nichts mehr nach einem Sturme fragen, aber anfangs ist es freilich unangenehm. Uebrigens müssen die verwünschten Fenster morgen fester gemacht werden und —“

Wer lachte?

So konnte ich mit Recht fragen, denn die Laute, welche meine letzten Worte unterbrachen, konnten von keinem Winde erzeugt worden sein. Ein lautes Lachen war es, — und was für ein Lachen! Nicht ein heiteres Lachen, auch nicht das sinnlose Lachen des Trunkenboldes, sondern das widerliche, gräßliche Lachen einer Bande von Teufeln, die sich über eine gefallene Seele freuen! Die darauf folgende kurze Stille war fast eben so schrecklich wie die vorangegangenen Laute, die noch in meinem Ohre nachklangen. Dann ließ sich ein wimmerndes Schreien vernehmen, nach dessen Verstummen nur das unaufhörliche Klagelied des Windes hörbar war.

(Fortsetzung folgt.)

Von Froschweiler bis Sedan.

Bei den vielen Gelegenheitsschriften, die der letzte Krieg hervorgerufen hat, sind für uns die französischen von um so größerem Interesse, und dies besonders, wenn sie von einem Eingeweihten verfaßt sind, weil sie einen freien Blick hinter die Coulissen des feindlichen Heerlagers gestatten. So hat auch ein Generalstabsofficier Mac Mahons durch einen Freund — Beide nennen sich leider nicht — sein Tagebuch im November 1870 in Tours beim Buchhändler Hachette erscheinen lassen und ihm den Titel gegeben: „Von Froschweiler bis Sedan.“ Der Leser wird uns dankbar sein für die Blumenlese, die wir dieser Broschüre entnehmen. Das Buch selbst, um es handlicher und käuflicher zu machen, hat noch vom Verleger einen Anhang erhalten, der umfangreicher als das eigentliche Tagebuch ist, wie dies ja oft geschieht. Dies Anhängsel bringt noch in fünf Abschnitten den officiellen französischen und den officiellen deutschen Bericht über die Schlacht von Sedan, dann 3. eine Plauderei über die hervorragendste Persönlichkeit dieses Tages, über den General v. Wimpffen, ferner 4. mehrere Briefe von höheren Officieren Frankreichs aus der Gefangenschaft und endlich 5. eine Plauderei über die Ursache der Niederlagen Frankreichs. Damit war dann die Bogenzahl endlich gefüllt, und das eigentliche Tagebuch konnte vom Stapel laufen. Die Bekenntnisse des ungenannten jungen Officiers aus dem Stabe Mac Mahons bleiben für uns die Hauptsache. Wer mehr will, als hier in dem Referat geboten werden kann, und wem die französische Broschüre nicht zugänglich ist, der findet eine wortgetreue Uebersetzung des Tagebuches im „Soldatenfreunde“ von L. Schneider, 2. und 3. Heft 1871, Berlin, Hofbuchhandlung von A. W. Hayn.

In dem Briefe an den Freund, der als Vorwort vorgedruckt ist, heißt es: „Ich verlange, daß Du nichts änderst, auch nichts wegläßt, wenn Du meinem Tagebuche sein einziges Verdienst, das der vollsten Freimüthigkeit, bewahren willst. Sei überzeugt, daß Alles, was ich sage, wahr ist, vollkommen wahr.“

„Straßburg, 24. Juli 1870. Wir sind, wie die Seeleute sagen, so vollkommen klar zum Gefecht, und die Preußen sind es so wenig, daß diese Campagne nur ein ruhmvoller und kurzer Spaziergang sein wird. Seit vier Tagen sehe ich mich in allen meinen Träumen nur in Berlin.“

„Generalarzt des 1. Armeecorps (Mac Mahon) ist Dr. Legouest, einer der bedeutendsten Männer des Medicinalwesens und Mitglied der Akademie der Heilwissenschaften. Anstatt 4 vollständiger Divisionen Infanterie und der Cavalerie-Division mit 3 Brigaden, die das 1. Corps haben sollte, erfahre ich, daß erst einzelne Theile der Brigaden beisammen sind, daß der Sanitätsdienst noch nicht organisirt und die Artillerie noch nicht complet ist. Das sind ja recht hübsche Vorbereitungen zum Kriege!“

„Wir haben 7 Armeecorps, die vereinzelt stehen und demnach nur vereinzelt handeln können — sieben Fäden in der Hand eines einzigen Mannes, der in Italien bewiesen hat, daß er das militärische Genie seines Onkels nicht besitzt. Das ist eine sehr ernste und beunruhigende Sache.“

„Wie ich höre, werden wir am 9. August (!) früh bei Straßburg über den Rhein gehen und unseren Einfall in Baden machen.“

„Vom 25. bis zum 30. Juli. Der Generalarzt sagte mir heute Morgen, daß er sich leider gezwungen sehe, die Organisation des Sanitätsdienstes für unser 1. Corps aufzugeben, denn er habe nur einige Ober-, doch keine Unterärzte. Außerdem wären weder Fuhrwerk noch Maulthiere für die Krankensänften genug vorhanden. Wahrscheinlich werde Alles nach dem großen Hauptquartier in Metz dirigirt, wo sich der Kaiser befindet, der die Organisation der bei ihm befindlichen Truppen so viel als möglich beeilt.“

„30. Juli. Der General-Quartiermeister ist angekommen,

um sich mit dem Marschall Mac Mahon zu besprechen. Man armirt die Festung Straßburg. Ich hätte es nicht geglaubt, daß eine Festung 1. Classe, die noch obenein in erster Angriffslinie liegt, noch nicht armirt sei, und dies in einer Zeit, wo der Feind mit den jetzigen schnellen Bewegungsmitteln so überraschend schnell überall erscheinen kann."

„Vom 1. bis 3. August. Unsere Divisionen rücken ab, eine nach der anderen; die 2. unter Abel Douay ist am weitesten voraus, in Weißenburg."

„3. August. Alle Truppen des 1. Corps haben heute Straßburg verlassen, und in der Stadt befindet sich nur noch das 78. Linien-Regiment, um die Festungsgarnison zu bilden. Der Generalstab und die Reserve-Batterieen sind alle noch hier. Es heißt aber, wir würden morgen ebenfalls abrücken."

„4. August. Heute Morgen 9 Uhr hat Mac-Mahon dem Divisionsgeneral z. D. Uhrich das Commando der 6. Territorial-Division und die Commandantur der Festung Straßburg übertragen. Der Marschall hat während der Nacht vom Kaiser ein Telegramm erhalten: „„Sie werden heute oder morgen angegriffen werden."" Der Marschall muß die Sache für nicht besonders gefährlich halten, da er, anstatt sofort zu den Truppen zu gehen, heute früh noch hier ist. Uhrich bat, ihm wenigstens eine Brigade Infanterie und genügend Artillerie zurückzulassen. Der Marschall antwortete, daß Straßburg durch das 1. Corps vollkommen gedeckt sei und also eine zahlreiche Garnison unnöthig wäre."

„4. August, 6 Uhr Abends. Eben sind wir in Hagenau (3 Meilen) eingerückt. Heute früh rückte der Train aus Straßburg aus. Ich sah ihn aus dem kaiserlichen Schlosse über den Kathedralenplatz abrücken. Das war ein grauliches Gedränge! Die Intendanten blieben noch zurück und werden erst morgen nachfolgen. Ich habe mehrere Verpflegungsofficiere und mehrere Aerzte sich melden sehen, meistens Zöglinge des Hospitals Val de Grace. Die Bespannungen für die Fahrzeuge werden erst heute Abend eintreffen."

„Das ist ja eine seltsame Nachricht, die eben eintrifft. Die 2. Division Abel Douay soll überrascht, geschlagen, vernichtet worden sein, bei Weißenburg, von sehr bedeutenden Massen, von einer wirklichen Armee, und der General Douay soll gefallen sein. Wenn das wirklich wahr ist, so sind wir in der That unverbesserlich. Dann hätten wir ja genau denselben Fehler gemacht wie 1859 in Italien bei Voghera, nur scheint die arme Division Douay sich nicht mit demselben Geschick aus der Affaire gezogen zu haben, wie damals am Anfange des Feldzuges die Division Forey."

Es ist hier ein schöner Abschnitt in dem Tagebuche, das so siegesgewiß mit dem kurzen, aber ruhmreichen Spaziergang nach Berlin beginnt und hier schon, nach all den leisen Bemerkungen über seltsam mangelhafte Zustände die erste Niederlage meldet. Bei den folgenden Niederlagen wird der erst so siegesgewisse junge Pariser Officier des Generalstabs noch offenherziger, rückhaltloser in seinen Anschauungen und Bemerkungen. Wir meinen, der Leser folgt uns willig und gern, wenn wir ihm nun ein zweites Capitel aus dieser Blumenlese bieten.

Bei Eingang der Nachricht von der Niederlage bei Weißenburg fährt unser Generalstabs-Officier fort:

„Hoffentlich haben sich die Versprengten in die Vogesen zurückgezogen, wo wir ihnen zu Hilfe kommen und die Pässe vertheidigen werden. 8 Uhr Abends. Eben wird bei der Cavalerie zum Satteln geblasen. Sie soll mit uns nach Reichshofen abrücken, 1½ Meilen, am Eingange zu den Vogesenpässen. Des Kaisers Telegramm hätte den Marschall über die Lage aufklären müssen. Wären wir noch in der Nacht abmarschirt, so hätten wir die Division Douay noch unterstützen können."

Aus dem Tagebuche erhellt also zweierlei: erstens betont der französische Officier in greller Weise die Unfertigkeit des 1. Corps und schildertes uns als gar nicht kriegsbereit. Zweitens nennt er Mac Mahon saumselig und leichtfertig und bürdet ihm die Schuld für Weißenburg auf.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Technisches.) G. Winiwarter liefert in der Wochenschrift des niederösterreichischen Gewerbevereins den Nachweis, daß zu Dachrinnen und anderen äußeren Baubestandtheilen von allen zur Zeit verwendeten Blechsorten das verzinkte Eisenblech das bei weitem tauglichste Material sei, indem dasselbe allen Witterungseinflüssen, auch im unangestrichenen Zustande, vortrefflich widersteht, nur geringer Ausdehnung durch die Temperaturzunahme unterworfen ist, und im heftigsten Feuer weder schmilzt noch verbrennt. Das Kupferblech ist wegen seines hohen Preises und wegen seiner leichten Verletzlichkeit bei geringer Dicke längst außer Gebrauch. Schwarzblech und Weißblech waren längere Zeit hindurch die einzigen Ersatzmaterialien, welche jedoch zu ihrer Erhaltung einen schützenden Oelfarbanstrich zur Bedingung machen. In den dreißiger Jahren erlangten zwei neue Materialien der Bauspenglerei Verbreitung, nämlich das von Sorel erfundene verzinkte oder galvanisirte Eisenblech und das zuerst von der Bergwerksgesellschaft Vieille Montagne gelieferte dünngewalzte Zinkblech. Seitdem concurriren bei den Bauarbeiten hauptsächlich nur noch diese beiden Blechsorten nebst dem Weißblech; die Anwendung des einen oder anderen Materiales geschieht aber sehr häufig ohne alle Bedachtnahme auf ihre sehr verschiedene Dauerhaftigkeit. Unbegreiflich ist es, wie man jetzt noch unangestrichenes Weißblech zu Dachrinnen verwenden kann. Zinkblechrinnen sind zwar der Zerstörung durch die Oxydation weniger ausgesetzt, widerstehen aber bei geringer Dicke allzuwenig den mechanischen Einwirkungen, unterliegen sehr starker Ausdehnung durch die Wärme, und verbrennen im Feuer, wogegen das verzinkte Eisenblech vorzügliche Eigenschaften besitzt, welche offenbar bisher zu wenig gewürdigt worden sind. Wer sich durch einen einfachen Versuch den Unterschied der Dauerhaftigkeit von verzinntem Eisenblech anschaulich machen will, lege je einen Streifen dieser Blechsorten in ein mit gewöhnlichem Brunnenwasser gefülltes Glas. Das Weißblech wird nach wenigen Stunden schon an den Schnittkanten die Bildung von Rost wahrnehmen lassen, während das verzinkte Eisenblech selbst nach Jahr und Tag nicht die geringste Veränderung zeigt! — Ein großartiges Wasserwerk nebst Drahtseiltransmission zur Ausbeutung der Wasserkraft des Flusses Saane bei Freiburg in der Schweiz ist gegenwärtig bei J. J. Rieter und Comp. in Winterthur in Ausführung begriffen. Im Ganzen sind fünf Turbinen von je 300 Pferdekraft projectirt, von welchen zunächst zwei hergestellt werden, die eine zum Betrieb von Holzsägen bestimmt, um das der Gesellschaft durch Vertrag mit der Stadt Freiburg zufallende Holz aus den dortigen Wäldern für den Export zuzuschneiden, — die andere soll ein Pumpwerk betreiben, um die Stadt Freiburg mit Nutz- und Trinkwasser zu versorgen. Die Sägen werden in der Nähe des Bahnhofes errichtet, wozu die Kraft auf eine Entfernung von 2500 Fuß vermittelst eines Drahtseiles, durch einen Tunnel hindurch, übertragen wird. Das für die Stadt bestimmte Wasser wird in ein 150 Meter hoch gelegenes Reservoir gefördert, und soll namentlich auch zum Betrieb kleiner Turbinen für allerlei industrielle Zwecke dienen. Sowohl die Drahtseiltransmission als auch die Wasserleitung werden derartig angelegt, daß Erweiterungen des Betriebes später leicht ausgeführt werden können.

(Zum Capitel von der Eitelkeit der Künstler) liefert M. Kapp einen interessanten Beitrag aus Genf. Er schildert die dortige Aufführung von Gounod's „Faust", in

in welcher ein Fräulein Dupuy die Margarethe sang, und erzählt Folgendes: Die Stimme der Dupuy klang nicht übel, aber sie tremolirte entsetzlich, und das mag schuld gewesen sein, daß das Publicum, welches das Haus füllte, sich nicht viel um diese Marguerite kümmerte, während es Faust, Mephisto und sogar dem dicken Siebel, den Fräulein Mouret als einen jungen aufgeblasenen Pariser auffaßte, seinen Beifall schenkte. Das sollte furchtbare Folgen haben. Der zweite Act wollte lange nicht angehen, und die Unruhe des Auditoriums begann sich in echt südlicher Weise zu äußern. Da ging der Vorhang in die Höhe und zeigte einen Herrn in schwarzem Frack, der offenbar den Auftrag hatte, sich auszusprechen. Als es still wurde und man den Mann hören wollte, begann er in wohlgesetztem Französisch sein Anliegen vorzutragen. Er schien sehr schüchtern, und das, was er vorzutragen hatte, bedingte auch eine gewisse Schüchternheit. Ich sollte das Unerhörteste von Comödiantenkeckheit zu hören bekommen. Fräulein Dupuy, jenes unzarte Gretchen, findet, daß sie zu wenig Beifall habe, und „will nur unter der Bedingung weiter singen, daß sich das Publicum mehr um sie kümmere als im ersten Act.“ Nun glaubte ich, darauf hin müßte sich ein Sturm des Unwillens im Hause erheben. Keine Spur von einem Sturme, im Gegentheil, die Angelegenheit wird freundlich geordnet zu aller Parteien Zufriedenheit. Der Regisseur fragt, zu den Logen rechts gewendet, ob man die Bedingungen der so empfindlichen Sängerin eingehen wolle. Es erheben sich einige Herren und fordern, daß Fräulein Dupuy nur wieder singe, das Andere werde sich schon geben. Der Regisseur verbeugt sich und hört andere Herren an, die unbedingte Erfüllung ihrer Gesangspflichten von Marguerite verlangen. Der Regisseur verbeugt sich wieder und wendet sich nach links, um dort der öffentlichen Meinung zu horchen. Da finden sich barmherzigere Menschen, die gehen die Situation ein, und versprechen Fräulein Dupuy mehr Beifall für die Folge. Nach Beendigung dieses ganz neuartigen Theaterplebiscits entfernt sich der Regisseur und der zweite Act im Garten Gretchens beginnt. Die Dupuy erscheint und wird von einem Beifallssturm empfangen. Die Friedensbedingungen sind von Seite des Publicums glänzend eingehalten worden. Die Sängerin übermannt die Rührung und sie beginnt zu weinen. Auch für diesen sentimentalen Fall war von Seite der Direction gesorgt worden, und sowie sich Fräulein Dupuy die Augen mit den Händen bedeckt, tritt aus der Coulisse wiederum der Regisseur in schwarzem Frack und überreicht ihr ein — Sacktuch. Erneuerter Beifallssturm, und es dauert eine Minute, bis die Sängerin wieder dazu gelangt, weiter tremoliren zu können. Nun weiß aber das Publicum, daß es diesem Tremoliren, soll nicht der nächste Act wiederum unmöglich werden, tüchtig zu applaudiren hat, und es applaudirt auch. Mir aber hat diese Comödie in der Comödie die Lust benommen, die errungenen Triumphe dieser Marguerite noch länger anzusehen, und ich ging mit dem Bewußtsein, einer ganz neuen Emanation von Comödiantenreitelkeit beigewohnt zu haben.

(Ueber die Entschädigungsbeträge), welche englische und amerikanische Feuerversicherungsgesellschaften aus Anlaß des Brandes zu Chicago bezahlen, entnehmen wir dem in Boston erscheinenden „Transcript“ folgende Mittheilungen: Die „North British and Mercantile“ schätzt ihre Verluste auf 2 Millionen Dollars. Ihre New-Yorker Filiale hat von dem Vorsitzenden der Compagnie in London folgende Depesche erhalten: „Reguliren Sie prompt alle Verluste; geben Sie dafür drei Tage nach Sicht ab und zeichnen Sie 5000 Doll. für die Abgebrannten in Chicago.“ Die Verluste der „Liverpool und London und Globe“ werden den Betrag von 2 Mill. Doll. nicht viel übersteigen. Die Compagnie besitzt in Amerika Actien in der Höhe von 2 Mill. Doll. Die Liverpooler „Royal“ verliert, glaubwürdigen Angaben zufolge, 133,000 Doll., die „Imperial“ 900,000 Doll. Die Versicherungs-Gesellschaften in Chicago selbst sind mit wenigen Ausnahmen alle bankerott. Von den Versicherungsgesellschaften in Boston haben vier, welche durch Agenturen in Chicago vertreten sind, zusammen 620,000 Doll. Schaden. Mehrere kleinere Feuerversicherungsgesellschaften in San Francisco sind durch den Brand in Chicago ruinirt. Der „Phönix“ von Bradford (Amerika), welche Gesellschaft über einen Reservefonds von 1,200,000 Doll. verfügt, wird 600,000 Doll. zu bezahlen haben. Die „Commercial Mutual“ von Cleveland verliert 300,000 Doll., ihr ganzes Capital; die Actionäre haben 200,000 Doll. gezeichnet, und die Gesellschaft setzt ihre Geschäfte fort. Die „Security“ in New-York hat suspendirt. Von anderen New-Yorker Compagnieen verliert die Feuerversicherungs-Gesellschaft „Germania“ 180,000 Doll., die „Merchants“ 15,000 Doll., die „Tradesmen“ 25,000 Doll., die „National“ 30,000 Doll., die „Pacific“ und „Accidentel“ ihre sämmtlichen, übrigens nicht sehr bedeutenden Activa. Der Verlust der Feuerversicherungsgesellschaften von St. Louis beträgt 500,000 Doll. Die „Commerce Insurance Company“ von Albany hat sich in Folge ihrer schweren Verluste zur Zahlungseinstellung genöthigt gesehen. Das Gleiche hat die „Connecticut“ von Hartford aus derselben Ursache gethan. Die „Franklin“ in Philadelphia verliert 600,000 Doll., die „International“ 300,000 Doll., die „North American“ 1,000,000 Doll.; ungefähr dasselbe haben je die „Bratford“ und die „Andes“ in Cincinnati zu bezahlen. Am höchsten betheiligt erscheint endlich nach den allerneuesten Berichten die „Etna and Hartford“ in New-York, deren Verluste in der That 4 Millionen Dollars betragen sollen!

(Pariser Schwindel.) Das „Journal de Paris“ schreibt: In der Straße Paradis-Poissonnière hat man Jean Serviot verhaftet, welcher im vierten Stockwerke eines Hauses, das die Ecke der Straße Hauteville bildet, eine Fabrik bayerischer Helme eingerichtet hatte. Er trug große Sorge, in den Boden eines jeden Helmes einen Zettel zu kleben, welcher den Namen des Bayern, dem er angehört, sowie den Tag, den Ort und die Umstände seines Todes enthielt. Serviot, welcher für die Exportation arbeitete, verkaufte jeden Helm um 15 Francs. Auf Klage mehrerer Personen, welchen dieser Schwindel bekannt war, wurde er verhaftet.

Musikalisches

— Mannheim, 1. Nov. Für die bevorstehende Wintersaison soll uns ein neuer musikalischer Genuß geboten werden, der in anderen Städten schon große Beliebtheit errungen hat. Die hier neugebildete Capelle des Herrn Meinke, die sich bei ihren bis jetzt gegebenen Concerten allgemeinen Beifalls erfreute, beabsichtigt für die Folge auch das Feld der Symphonieen zu betreten und so dem Publicum Gelegenheit zu bieten, die Kunstschöpfungen unserer deutschen Meister Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Schumann u. s. w., die bisher in unserer Stadt nur in den Akademieconcerten zu hören waren, auch in den Bereich der jeden Sonntag und Donnerstag im Ballhause stattfindenden Concerte zu ziehen. Tüchtige Kräfte ermöglichen es Herrn Meinke, der vorgesteckten Aufgabe zu genügen, und wird das Publicum das dankenswerthe Unternehmen, wie wir hoffen, mit Freuden begrüßen und ihm seine Unterstützung angedeihen lassen. Herr Meinke wird seine Concerte außerdem auf andere Städte ausdehnen, und soll, wie man uns mittheilt, die Ausführung von vier Abonnementsconcerten in Worms schon gesichert sein. Ferner hat Herr Meinke die Städte Speyer und Neustadt in Aussicht genommen, um auch dort die nöthigen Vorbereitungen zu diesem Zwecke zu treffen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 129. Vierter Jahrgang. 1871.

* Unsere erste Wohnung.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Zwei oder drei Minuten verstrichen, als plötzlich ein lautes Geräusch, ein Art Hämmern erscholl, wie wenn metallene Gegenstände zusammengeschlagen würden, während sich noch andere und schwächere Laute darin mischten, die ich nicht deutlich unterscheiden konnte.

„Das geht nicht länger!“ rief ich, mir schnell einige Kleider überwerfend und ein zweites Licht anzündend. „Es müssen Bösewichter sein, die unten einbrechen wollen.“

Ohne dann auf die Bitten meiner Frau, die mich zurückhalten wollte, zu achten, ergriff ich als nächste zur Hand befindliche Waffe das im Kamin liegende Schüreisen und eilte hinaus, um zu recognosciren. Draußen auf dem Gange und der Treppe war das Geräusch noch deutlicher hörbar als im Zimmer, und ich überzeugte mich, daß es aus dem unteren Stockwerke herauf drang. Gleichzeitig vernahm ich ein Getrampel von Füßen und ein heiseres Geschrei wie von unterdrückten Stimmen, aber deutlicher als alles Andere das heftige Zusammenschlagen metallener Gegenstände.

Ich eilte die große Treppe hinab, während Betty bis auf den ersten Absatz folgte und mir noch immer flehend nachrief, vorsichtig zu sein. Der Lärm war jedoch so stark, daß ich ihre schwache Stimme kaum hörte. Indem ich hinab stieg, hätte ich darauf schwören können, daß unten ein wüthender Kampf stattfinde. Ich hörte ein wildes Gebrüll verworrener Stimmen, die wie Drohungen, wilde Flüche und ängstliches Hilferufen klangen, ohne daß ich jedoch ein Wort verstehen konnte, und in dasselbe mischten sich schwere Fußtritte und deutlicher als Alles das Geklirr von Schwertern. Ja, ich glaubte gewiß zu sein, nur von Schwertern konnte dieser Lärm herrühren und ließ sich durchaus nicht mit dem Geräusch einer arbeitenden Brechstange oder dem Raspeln einer Feile verwechseln.

Doch es blieb mir nicht viel Zeit zum Ueberlegen, und ich eilte durch die weite düstere Vorhalle des Hauses nach dem Eingange eines Corridors, aus dem der Lärm zu kommen schien. An demselben befand sich eine starke beschlagene Thür, welche jenen Theil des Gebäudes, den westlichen, von dem bewohnten Theile absperrte. Dieselbe war jedoch nicht verschlossen, sondern halb offen und wurde vom Winde hin und her geworfen. Ungeduldig riß ich sie ganz auf, und während ich dies that, flog ein harter und haariger Gegenstand gegen mein Gesicht. Ich griff darnach, aber verfehlte ihn, und ließ während dessen das Licht fallen. Es war nur eine Fledermaus, wie ich im nächsten Augenblick an dem leisen pfeifenden Schrei des Thieres erkannte, allein mein Licht war verlöscht und ich befand mich in völliger Dunkelheit. In demselben Augenblicke hörte das Schwertergeklirr auf und eine kurze Stille trat ein.

So kurz diese Pause war, so erschien sie mir dennoch unendlich lang, denn ich horchte mit äußerster Spannung. Urplötzlich erscholl ein entsetzlicher, lange anhaltender Schrei einer weiblichen Stimme, der das ganze Haus durchdrang und zu dieser nächtlichen Stunde und unter den begleitenden Umständen mich mit einem solchen Schauder übergoß, daß mein Haar sich unwillkürlich sträubte. Einen Augenblick stand ich wie angewurzelt, dann aber wandte ich mich, stürzte durch die Halle und flog die Treppe hinauf, wie wenn ich von irgend einem gespenstigen Wesen verfolgt würde. Ich fand meine Frau auf dem ersten Treppenabsatz halb ohnmächtig stehen. Wahrscheinlich sah ich selbst geisterbleich aus, denn bei meinem Anblick schrie sie laut auf, worauf ein zweites Geschrei von einer oberen Treppe aus dem Munde unserer kleinen Magd Jane folgte. Diese Stimmen brachten mich wieder zur Besinnung, und ich versuchte — Gott weiß wie — meine Frau zu beruhigen, was mir um so eher gelang, als jener entsetzliche Schrei unten eben so plötzlich verstummt war, wie er angefangen hatte, und jetzt nur noch das Sausen des Windes und das Knarren der Bäume die nächtliche Stille unterbrach.

Der übrige Theil der Nacht verlief ruhig, aber schlafen konnte natürlich keines von uns. Meine Frau war furchtbar aufgeregt und sah überall Räuber und Gespenster. Je mehr ich mich bemühte, ihr begreiflich zu machen, daß einbrechende Räuber keinen solchen Lärm verursachen würden und daß der Glaube an Gespenster lächerlich und abgeschmackt sei, desto fester klammerte sie sich an mich und beschwor mich schluchzend, nicht wieder hinunter zu gehen. Was sie eigentlich für mich fürchtete, weiß ich nicht, und sie mochte sich selbst darüber nicht recht klar sein; allein ich mußte mich ihren Bitten fügen und meine Absicht, den westlichen Flügel, aus dem der schreckliche Lärm gekommen war, noch genauer zu untersuchen, aufgeben, obgleich ich es nur ungerne that, weil ich fühlte, daß ich mich durch meinen plötzlichen Rückzug etwas lächerlich gemacht hatte.

Alle Geschichten, die ich in meiner Kindheit zum Beweise dessen gelesen hatte, daß der Glaube an Geister Albernheit sei, schwebten mir jetzt vor und schienen verächtlich mit dem Finger auf mich und meine Feigheit zu deuten. Weshalb war ich vor einer unsichtbar und vermuthlich nur eingebildeten Gefahr, vor einem Lärm bloß deshalb geflohen, weil ich seinen Ursprung nicht zu entdecken vermochte? War ich im Alter von 26 Jahren nicht muthiger als ein Kind, das sich scheut, in der Dunkelheit allein zu sein? Jede außergewöhnliche Erscheinung muß einen natürlichen Grund haben, sagte ich mir, und es bedarf nur der Geduld, um ihn zu finden. Indem ich deshalb meiner angstvollen kleinen Frau das Versprechen gab, vor dem Anbruche des Morgens keine neue Nachsuchung unternehmen zu wollen, geschah es nicht ohne große Einbuße an Achtung für mich selbst.

Dazu kam noch, daß Jane uns zu thun machte. Das kleine Wesen hatte anfangs durch kein Zeichen verrathen, daß es den Lärm im Hause überhaupt höre; sobald aber meine Frau den ersten Schrei gethan, holte sie das Versäumte nach

und begann ein endloses Quiken, das desto mehr zunahm, je stiller es in den unteren Räumen des Hauses wurde. Sie schloß sich in ihre Dachkammer ein und blieb taub für alle Vorstellungen und Befehle von Seiten ihrer Gebieterin. Es war eine höchst traurige Nacht. Als endlich der Morgen kam und wir uns im Spiegel betrachteten, zeigten sich uns zwei recht abgespannte, bleiche Gesichter. Glücklicher Weise ist eine Augustnacht nicht sehr lang, und sobald es hell genug war, erachtete ich mich meines Versprechens entbunden und ging hinunter, um gründliche Nachforschungen zu beginnen.

Ich fand jedoch durchaus nichts. Der öde westliche Flügel war ganz in demselben Zustande wie an jenem Tage, als ich ihn mit meinen Gästen aus Shingtesea durchwandert hatte: überall leere Gemächer mit viel Staub und Spinngeweben, aber nirgends eine Spur menschlicher Thätigkeit. Von einem versuchten Einbruche fanden sich eben so wenig Zeichen irgend einer Art, denn die Fenster und äußeren Thüren waren sämmtlich fest und die Verschlüsse unberührt. Auch in der feuchten Erde des Gartens zeigten sich nicht die leisesten Fußstapfen. Ich machte absichtlich die Runde um das ganze Haus, um nach verrätherischen Spuren dieser Art zu suchen, aber fand keine.

(Fortsetzung folgt.)

Von Froschweiler bis Sedan.

(Fortsetzung.)

„5. August. Diejenigen Truppen des 1. Corps, die bei Weißenburg nicht ins Feuer gekommen sind, haben Aufstellung bei Wörth erhalten. Wenn wir uns nur nicht gegen eine zu bedeutende Uebermacht engagiren! Wir Franzosen sind ja leider auf so ungeschickte Weise eitel!"

„7. August in Saverne, 8 Uhr Morgens. Vollkommen erschöpft kommen wir hier an, ich und mein armes Pferd. Wir sind nicht allein geschlagen, sondern wirklich vernichtet worden! Am 5., 8 Uhr Abends, traf ich in Froschweiler Dr. Legouest. Er hatte mit seinem ganzen Personal sofort Straßburg verlassen, als die Nachricht von Weißenburg dort eintraf. Er fand die Eisenbahn mit Truppen und Material überfüllt und bereits in Unordnung. In Reichshofen, wo Alles im größten Schrecken, habe er darauf seine Lazarethe eingerichtet, doch sehr unvollkommen, da seine Organisation überhaupt noch nicht vollendet gewesen.

„Am 6. Morgens war unsere Cavalerie zur Recognoscirung vorgegangen, um etwas vom Feinde zu erfahren. Leider beginnen wir auf die ungeschickteste Weise unsere Recognoscirungen erst mit Tagesanbruch. Unsere Reiterei hatte also nichts gesehen, gefunden oder entdeckt. Der vorsichtige Mac Mahon nahm das Gefecht gegen die Uebermacht an, weil er die Gewißheit hatte, daß ihm das 5. Corps de Failly von Bitsch aus zu Hilfe kommen werde, da dies diesem General sehr leicht geworden wäre, da er unseren Kanonendonner hören konnte und die große Landstraße und die Eisenbahn frei hatte. Allein in der Schlacht wurde das 1. Corps vernichtet. Wird man sich bei uns endlich die Mühe geben, einzusehen, welches die Rolle der Cavalerie den neuen Feuerwaffen gegenüber sein muß? Der Rückzug verwandelte sich nur zu bald in eine wahre Flucht — ein herzzerreißendes Schauspiel! Auf der ganzen Strecke einer Meile vollständige Auflösung, verlassene Proviantcolonnen, abgeschnittene Stränge, umgestürzte Wagen, allgemeine Flucht! Vergebens versuchen es einzelne Officiere, die Fliehenden aufzuhalten — man hört nicht mehr auf sie. Mitten in diesem gräßlichen Durcheinander verbinden einzelne Aerzte Verwundete. Welche Unordnung! Flucht, Ausreißer, nichts als Flucht!"

Das ist doch eine lebendige Schilderung, die sich die Geschichtsschreiber nicht entgehen lassen sollen, wenn sie das 1. Corps schildern.

„Mitten in diesem scheußlichen Zusammenbrechen aller Ordnung konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren, als ich einen hohen Verpflegungsbeamten sah, der noch am Morgen dieses Tages nicht im Stande gewesen war, unseren armen Soldaten eine Lebensmittelportion zu vertheilen. Jetzt ritt er stolz zu Pferde umher, nachdem ihm sein schönstes Pferd, das sein Diener für ihn ritt, erschossen worden war. Der brave Mann erzählte dies Jedem, der es hören wollte, und die Sache mußte ihm also sehr interessant sein. Wann werden diese Herren von der Verwaltung es begreifen lernen, daß ihre Pflicht darin besteht, den Truppen Lebensmittel zu verschaffen, aber nicht darin, beim Commandirenden zu husariren und zu paradiren!

„In Froschweiler hatten unsere Infanteristen ihr Gepäck zurückgelassen, wie dies in Afrika geschieht, um leichter ins Gefecht zu kommen und sich unbelastet schneller auf den Feind zu stürzen. Wir haben hier damit eine traurige Erfahrung gemacht. Da die Soldaten nun ihre Tornister verloren haben, so entbehren sie Wäsche und Schuhzeug. So mußten 7 Meilen bis Saverne zurückgelegt werden, und auf diesem ganzen Wege erhielten sie keine regelmäßig vertheilten Lebensmittel, die ihnen in dieser traurigen Lage gerade doppelt nothwendig waren."

„Saverne, 7. August, 7 Uhr Abends. Den ganzen Tag über kommen aufgelöste Truppen von allen Regimentern, abgerissen, die meisten sogar ohne Waffen. Jedes Regiment soll sein besonderes Signal blasen, damit die in Unordnung eintreffenden Mannschaften sich sammeln können. Wir wissen noch nicht, wie viel Leute wir verloren haben.

„Schon wieder Kanonendonner aus der Gegend von Burweiler. Haben sich denn unsere Generale verschworen, jeder auf eigene Hand zu fechten, ohne einer den anderen zu unterstützen? Will vielleicht jeder eine Schlacht auf eigene Rechnung gewinnen, um so schnell als möglich Marschall zu werden? Es sieht beinahe so aus! Die beiden Gefechte des ersten Corps bei Weißenburg und Froschweiler werden zwar dem Kaiser und de Failly zum Vorwurf gemacht, aber mit ihrer ganzen Verantwortlichkeit doch auf Mac Mahon fallen. Man wirft nicht so ärgerlicher Weise Truppenabtheilungen auf den Feind, die unter sich keine Verbindungen haben, oder man kommt sich wenigstens zu Hilfe, wenn man hört, daß der Nächststehende mit dem Feinde handgemein ist. Sieht man sich aber einer vierfachen Ueberzahl gegenüber, so zieht man sich zurück, so lange man es noch mit Ehren kann. Ein commandirender General hat schließlich doch andere Pflichten, als ein Subaltern-Officier!

„Es ist eine traurige Geschichte. Ich erinnere mich noch sehr gut, mit welchem Erstaunen ich im Jahre 1866 dem Marsche der österreichischen Armee gefolgt bin, und wie ich es damals nicht fassen konnte, weshalb Benedek Böhmens Gebirge nicht vertheidigte. Heute begreife ich die Schlacht von Froschweiler noch viel weniger!"

„Pfalzburg. Um 9 Uhr komme ich an. Welches Gedränge, welche Unordnung überall auf diesem Wege! Ich begegnete dem hohen Verpflegungsbeamten mit dem erschossenen Pferde — diesmal saß er ganz allein in einer bequemen Carrosse."

„8. August. Die Truppen haben Befehl, bis Saarburg zu marschiren, also 2 Meilen. Wohin wird sich schließlich der Rückzug wenden? Wahrscheinlich nach Luneville, wo Froissard und de Failly schon eingetroffen sein sollen, diese tapferen General-Adjutanten des Kaisers und unsere vermuthlichen künftigen Marschälle. Warum kommen sie nicht lieber zu uns, als wir zu ihnen? Bis jetzt haben sie nichts zu unserer Unterstützung gethan. Das ist Alles unbegreiflich, ist die verkehrteste aller militärischen Verkehrtheiten!"

„9. August. Eben in Luneville angekommen, 11 Uhr

Vormittags. Seit gestern unaufhörlicher Regen. Das Schauspiel auf der Landstraße wurde immer trauriger und trauriger. Alles durcheinander: Artillerie, Cavalerie, Infanterie. Die Leute marschiren einzeln oder in Gruppen, doch ohne jede soldatische Zusammengehörigkeit. Lebensmittel haben sie natürlich nicht empfangen. Einige marodiren schon, indem sie die Dörfer an der Landstraße plündern. Einzelne lagen kraftlos in Gärten, so erschöpft, daß sie nicht mehr folgen konnten oder wollten. In diesem Gewimmel von gepäck- und schuhlosen Soldaten Bagagewagen. Es ist zum Verzweifeln! Wir scheinen in der That unfähig, weder eine Niederlage gut zu machen, noch eine Schlacht zu liefern. Welcher Teufel treibt uns denn so vorwärts? Könnte das Corps nicht in drei bis vier Tagen bei einem festen Platze wie Pfalzburg reorganisirt werden? Das wäre doch vernünftiger, als so bis ins Unendliche zu laufen, die Mannschaften aufzureiben und die Unordnung heraufzubeschwören!"

Der Leser sieht, wie hier der Geschichtsschreiber äußerst schätzbares Material findet, und wie interessant sich dieses Tagebuch liest, das so dramatisch in seiner Unmittelbarkeit ist. Wir lassen den flüchtigen Generalstabsofficier deshalb weiter erzählen!

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Hoftheaters zu Darmstadt.

Unter dieser Ueberschrift bringt das „Frankf. Journ." von Adolph Mitzenius einen Artikel, dem wir Folgendes entnehmen: Das Haus, welches nun in Trümmern liegt, war am 7. November 1819 mit der Oper „Ferdinand Cortez" eröffnet worden. Man hatte die Vorstellungen in dem alten Opernhause, welches jetzt als Interims-Theater wieder hergestellt werden soll, mit „Titus" geschlossen. Dieses alte Opernhaus war von dem Landgrafen Ernst Ludwig (1688 bis 1739) errichtet worden und das Reithaus als Vorhalle geblieben. Da man nun den Vorsaal des Theaters immer noch das Reithaus nannte, so wurde merkwürdigerweise dieser Name auch auf die Halle in dem neuen Theater übertragen, und mancher Fremde konnte nicht begreifen, was das bedeute, wenn er die Redensart hörte: „Warten Sie im Reithaus auf mich." An dem nun abgebrannten neuen Theater hatte man gebaut von Anfang April 1818 bis zum November 1819. Es ist 266 Fuß lang und 182 Fuß breit; die Vorhalle mit den sechs korinthischen Säulen ist 80 Fuß lang. Das Parterre hatte 80 Fuß Länge, 60 Fuß Tiefe und 52 Fuß Höhe. Gerade marmorne Säulen trugen die unterste, stark vergoldete Stäbe die beiden anderen Logenreihen. Die Bühne konnte um das Doppelte ihrer gewöhnlichen Größe verlängert werden. Bei dem jetzt beabsichtigten Neubau soll aber das Ganze weit größere Dimensionen erhalten, so daß in Zukunft das wiedererstandene Darmstädter Theater den ersten Bühnen auch räumlich nicht nachstehen wird. Sollte dafür die Summe von etwas über 700,000 Gulden, womit das Haus versichert ist, nicht ausreichen, so ist doch nicht zu zweifeln, daß einmal die Landstände sich nicht weniger der Förderung der Kunst geneigt zeigen werden, als im Anfange des Jahrhunderts, und dann ist das Interesse des Großherzogs an dem Theater bekanntlich nicht minder groß als das seiner Vorfahren. Was die Väter so glänzend begonnen, läßt der Enkel nicht zerfallen, um einer bösen Laune zerstörender Elemente willen. Durch fürstliche Freigebigkeit ist das Theater zu dem geworden, was es jetzt seit einem halben Jahrhundert war; aber auch nur durch diese Freigebigkeit des Großherzogs konnte es die hervorragende Stellung, welche es errungen, behaupten. Brand's Maschinerieen haben Weltruhm; die Decorationen Schilbach's waren Kunstwerke, nicht minder diejenigen Schwedter's, dessen Manzanillenbaum im letzten Acte der „Afrikanerin" allein eine Reise verlohnte, denn er war ein Meisterwerk.

Die besten Meister waren auf dieser Bühne zu Hause und gern gesehene Gäste; in keiner Saison durften sie fehlen und den Wünschen des Publicums trug die verständige und allezeit maßvolle Leitung stets gerne Rechnung. Weber, der hier ebenso wie Meyerbeer bei Abt Vogler seine ersten Studien gemacht hatte, und Mozart gehörten zu den beliebtesten Componisten, und des letzteren Opern erschienen in den fünfzig Jahren des Bestehens des nun in Schutt und Asche liegenden Theaters über 300 Mal; die Aufführung des „Idomeneo" (am 22. October) war die letzte vor dem Brande. Beethoven erlebte 50 Aufführungen, Weber etwa 150; zu der hundertsten Vorstellung des „Freischütz" war die Wolfsschlucht neu inscenirt worden. Der Richtung des jetzigen Großherzogs, der die einschmeichelnde italienische Musik mehr liebt, mag es zum Theil zuzuschreiben sein, daß Donizetti's Opern über 200 Aufführungen erlebten, diejenigen Rossini's und Spontini's je gegen 200, die von Verdi und Bellini gegen 150. Von den französischen Componisten erschien Meyerbeer über 250 Mal, Auber etwa 160 Mal, und Boieldieu's und Mehül's Werke kamen etwa 80 Mal, Gounod etwa 70 Mal zur Aufführung. Noch ist Flotow mit etwas über 100 Vorstellungen zu verzeichnen und Weigl mit nahezu an 80, Richard Wagner etwa 60. Zwischen 30 und 50 Mal sind zu nennen: Lortzing, Halevy, Winter, Kreutzer, Adam, Herold; zwischen 30 und 10: Cherubini, Gluck, Balfe, Fr. Lachner, Nicolai, Mendelssohn. Die Pracht der Ausstattung zog namentlich in dem letzten Decennium für die Sonntagsaufführungen eine Menge von Fremden aus Nahe und Ferne herbei, und wird dies in erhöhtem Maße in 1½ bis 2 Jahren, wenn das Haus neu erstanden sein wird.

Ludwigs I., der selbst Musiker und zum Oefteren Dirigent war, Liebe zu der Kunst der Töne gab dem Darmstädter Theater die Richtung, durch welche eben die Musik hauptsächlich gepflegt wurde, zumal sein Sohn und sein Enkel die gleiche Neigung hatten. Ein Publicum läßt sich ziehen, namentlich wenn der Fürst der Pfleger einer Richtung ist. Die Oper bildete darum den Glanzpunkt des Darmstädter Kunstlebens; nur um ihretwillen war eigentlich das Theater da; das Schauspiel hinkte in früheren Decennien gemächlich nach, wenn auch schon ganz im Anfange des Jahrhunderts das Auftreten einer damals gefeierten Künstlerin, Frau Händel, die Aufmerksamkeit des Hofes vorübergehend dem Schauspiele zuwandte. Und so blieb es lange. Nur die „reisenden Größen" vermochten bis zu den letzten Jahrzehnten dem Schauspiele gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden wie der Oper, und während die letztere, wenn auch vielleicht nur für einige Jahre, mit von den größten Namen als engagirte Künstler aufzuweisen hat, konnte, wenn auch, namentlich in den letzten Jahren, zum Theil sehr tüchtige Künstler da waren, doch das Schauspiel niemals eines Engagements sich rühmen wie eines Grunert, Hendrichs, Devrient, Davison, Haase u. s. w., die eben an dem dramatischen Kunsthimmel Darmstadts nur wie Meteore erglänzten und ephemere Erscheinungen blieben. Allerdings darf man dabei aber ja nicht vergessen, daß es weit leichter ist, ein guter Sänger als auch nur ein mittelmäßiger Schauspieler zu sein, daß glückliche Kehlkopfbildung und gute Brust für den Sänger die Hauptsache sind, mit welchem er auch ohne besondere geistige Begabung ein großer, ein sehr berühmter Mann werden und unter den ersten seines Faches strahlen kann; daß gute Stimme zwar für den Schauspieler ein nothwendiges Werkzeug, respective Mittel ist, aber daß, um nur das Niveau der Mittelmäßigkeit zu erreichen, dazu eine ziemlich große Quantität geistiger Begabung gehört.

Zieht man dies Alles in Betracht, so konnte man das Darmstädter Schauspiel namentlich in den letzten Jahren als ein gutes aufführen, dem es nur an einem oder zwei glänzenden Namen fehlte, um sich auch nach außen eines solchen Rufes zu erfreuen, wie die Oper, welche noch dazu durch die „äußeren Mittel" so sehr gehoben wird. Freilich — welche bedeutende Namen führt uns die Oper vor: Delcher; Wild, der noch in

eine Zeit fiel, wo man den Werth eines Tenors nicht in erster Linie im Anschlagen des hohen C suchte; Reichel, welcher das tiefe Contra-A sang; Breiting, ein Heldentenor, der sich getrost mit Tichatscheck messen konnte; Kreuzer mit der schönen, hohen, bis zu Cis reichenden Stimme; Wachtel, welcher mit jugendfrischen und glockenhellen Tönen das Publicum entzückte; Niemann, der hier seine ersten Studien machte; Nachbauer, dessen mezza voce seines Gleichen sucht; und gegenwärtig Bock, mit Reichel ähnlicher Tiefe, und Lederer, welcher, bei der Seltenheit der Tenore, immerhin eine sehr erfreuliche Acquisition der Darmstädter Bühne war; früher die Damen: Sonntag, Schönberger, Madler, Marx, Pirscher, deren Königin der Nacht nicht leicht übertroffen werden dürfte und deren Stimme prachtvoll war, wenn auch die äußere Erscheinung solchen Umfang annahm, daß man sie, Breiting und Reichel das Elephanten-Terzett nannte; Marloff, Lassto-Doria, E. Schmitt, Molmar, Peschka-Leutner, Mahllnecht u. A. und jetzt noch Lederer-Ubrich und Jaide, deren wunderbar schöne Altstimme unübertrefflich ist.

Die Contracte sind, großherzoglichem Wunsche zufolge, nicht gekündigt worden. Für Beides, für Oper wie für Schauspiel, werden daher treffliche Kräfte verbleiben, wenn sie auch vorerst nur in dem Interimstheater zur Verwendung kommen. Möchte aber die Concurrenz für den Neubau einer genialen und thätigen Hand eine Wirksamkeit eröffnen, daß bald ein kunstvollendeter Tempel wahrer Kunst aus Asche und Trümmern erstehe!

Mannichfaltiges.

(Eine Hochzeit unter Schwierigkeiten.) Das „Philadelphia Ledger" erzählt, daß der Sohn des Geistlichen Robert Collyer in Chicago am Dienstag vor drei Wochen getraut werden sollte, aber am Tage vorher brannten Haus, Mobiliar und selbst die Kirche ab. Die Trauung fand jedoch am nächstfolgenden Tage statt, wobei die Braut in einem Kattunkleide, dem einzigen, das aus den Flammen gerettet, erschien.

(Londoner Zeitungs-Statistik.) Der jüngste Krieg hat in der Auflage der Londoner bedeutenderen Tagesblätter eine solche Veränderung hervorgebracht, daß es wohl am Platze scheint, Zahlenangaben über die jetzigen Verhältnisse zu geben. Der „Daily Telegraph" legt täglich 170,000 Exemplare auf, der „Standard" 140,000, „Daily News" 90,000, „Times" 70,000, „Morning Advertiser" 6000 und die „Morning Post" 3500. Hiermit ist die Zahl derjenigen Blätter, welche eine große Circulation haben, keineswegs erschöpft; so setzt „Lloyd's Weekly New", ein Wochenblatt, welches wir niemals erwähnen, da es seine Neuigkeiten ausschließlich aus den Tageblättern zusammenstoppelt, jede Woche mehr als eine halbe Million Exemplare unter den unteren Classen ab. Der Eigenthümer des genannten Blattes hat sich bereits vor einiger Zeit veranlaßt gesehen, eine eigene Papiermühle in Littingbourne, Grafschaft Kent, anzulegen, und außerdem besitzt er große Länderstrecken in Algier zum Anbau von Spartogras, welches er mit seinen eigenen Schiffen nach England einführt, an seinen eigenen Werften landet, um dasselbe hier in Papier zu verarbeiten.

(Die Deutschen in Japan) haben japanische Curiositäten gesammelt, um dieselben auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Die in 16 Kisten verpackten Schätze trafen mit dem letzten Dampfer von Yokahama in San Francisco ein, um nach Berlin befördert zu werden; die Eisenbahn- und Dampfschiff-Compagnien haben den Transport unentgeltlich übernommen, damit aus dem Erlös den Wittwen und Waisen der gefallenen Krieger nichts geschmälert werde.

(Ein Wunsch.) In Tekendorf in Ungarn ereignete sich vor Kurzem ein sehr ergreifender Fall. Ein starkbeleibter Mann starb dort plötzlich in Folge eines Schlaganfalles; einer seiner Freunde, welcher gleichfalls sehr wohlbeleibt war, nahm sich den Fall so zu Herzen, daß er in einiger Vorahnung seines ähnlichen Lebensendes sofort einen geräumigen Metallsarg für sich bestellte. Als der Sarg anlangte, machte unser Mann einen Versuch, ob er in demselben Platz genug haben werde; er fand den Sarg in diesem Punkte vollkommen entsprechend und drückte seine Freude darüber aus, daß man ihn nicht so in den Sarg zwängen werde wie seinen Freund, dessen Sarg zu enge gewesen. Seine Freude war aber von keiner langen Dauer, denn nach zwei Stunden wurde auch er vom Schlage gerührt. Sein Wunsch, eine behäbige letzte Ruhestätte zu haben, war somit in Erfüllung gegangen.

Bildende Kunst.

♂ Mannheim, 2. Nov. Der hiesige Kunstverein hat Veranstaltung getroffen, daß seinen Mitgliedern in Bälde ein bedeutendes Kunstwerk des Repräsentanten des neuesten Realismus in der Malerei, Hans Makart, nämlich das Doppelbild „Abundantia" zur Ansicht werde. Da das Bild gegenwärtig im Privatbesitz sich befindet, so wird es natürlich ohne Geldopfer sich nicht bewerkstelligen lassen, aber diese werden nicht zu theuer sein, um unserer kunstsinnigen Bevölkerung einen Anblick zu gewähren, dessen sie sonst unter gewöhnlichen Umständen nicht theilhaftig geworden wäre. — Nach dem soeben ausgegebenen Protokolle des Generalcomite's der rheinischen Vereine, haben dieselben in diesem Jahre 35,317 Gulden für Kunstwerke ausgegeben. Von dieser Summe treffen auf Karlsruhe fl. 4200, auf Heidelberg fl. 2424. 15 kr., auf Freiburg fl. 1061, Darmstadt fl. 2657. 30 kr., Mainz fl. 927. 30 kr., Baden fl. 22,148. 15 kr., Mannheim fl. 3211. Die hiesige Stadt nimmt also in dieser Beziehung den dritten Platz ein. Was die höchsten Preise für ein angekauftes Bild betrifft, so hat Baden wieder den ersten Platz mit fl. 3300, Mannheim hat fl. 600, Karlsruhe fl. 450, Heidelberg fl. 315, Freiburg fl. 150, Darmstadt fl. 200 und Mainz fl. 280 für ein Bild bezahlt. Es liegt in diesem Ergebniß hinlängliche Aufmunterung für Künstler, die Ausstellungen noch mit größeren Werken zu beschicken.

Anagramm.

Mit D.

Ich bin der Bruder Deines besten Freundes,
Wohl auch der treuesten Geliebten Dein.
Ja frage: wer mit Dir so redlich meint es
Als meine Schwester und der Bruder mein?
Anmaßung möchte Dir die Aeuß'rung scheinen:
Doch rathe nur und nenne mich den Deinen.

Mit E.

Ich bin die Tochter, bin der Sohn des Sohnes
Und reihe mich dem Vater niemals an.
Ist das nicht eine Bitterkeit des Hohnes,
Den man den Eltern frevelnd angethan?
Und wäre mir der Vater ungleich lieber:
Ich stehe einem Aeltern gegenüber.

Δ.

Auflösung des Anagramms in Nr. 126:
Ballei — Ballast — Ballen — Ballet — Ballon.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 130. Vierter Jahrgang. 1871.

Unsere erste Wohnung.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Der Tag begann nicht unter sehr günstigen Auspicien. Es regnete noch immer, und obgleich sich der Wind gegen Morgen etwas gelegt hatte, war er noch immer ziemlich stark. Im Hause selbst sah es eben so trübe aus. Das Frühstück war verspätet und halb verdorben. Jane's Betragen war höchst seltsam; sie weinte unaufhörlich und sprach kein Wort. Dabei zeigte sich in ihrem Gesichte eine gewisse Erbitterung gegen uns, als wenn wir schuld an der nächtlichen Störung und verantwortlich dafür wären. Als aber meine Frau sich mit mir anschickte, nach Shinglesea zu gehen, brach völlige Insubordination bei ihr aus. Dann fand sie die Sprache, um uns rund heraus zu erklären, daß sie auf keinen Fall allein im Hause bleiben werde, und daß es unbillig von uns sei, so etwas von ihr zu erwarten.

Diese entschiedene Auflehnung war eine ganz ungewöhnliche Erscheinung an Jane. Das Mädchen gehörte einer braven, arbeitsamen Familie in Shinglesea an, war gut erzogen worden und hatte sich bisher stets zu jeder Dienstleistung in unserem Haushalte bereitwillig gezeigt, allein die Furcht war jetzt übermächtig in ihr. Das sah ich ein und erklärte es meiner Frau. Es blieb mir daher nichts übrig, als eine alte Frau aus dem nahen Dorfe zu holen, welche sich gegen eine geringe Entschädigung bereit finden ließ, während unserer Abwesenheit bei dem Mädchen im Hause zu bleiben.

Dann nahmen wir unsere Regenschirme und traten den Marsch nach der Stadt an. Betty erholte sich schnell und gewann bald ihre Heiterkeit wieder. Ich konnte mich dagegen eines gewissen Schamgefühles nicht erwehren, als wir uns im Kreise der Verwandten befanden und von Allen gewissermaßen als die Helden einer Gespenstergeschichte betrachtet wurden. Das Gerücht verbreitete sich schnell durch die Stadt, und sämmtliche Bekannten unserer Familie strömten nach der Pfarre, um unsere wunderbaren Erlebnisse zu hören.

Natürlich waren die Urtheile sehr verschieden. Manche waren etwas ungläubig, während Andere bei dem Gedanken an das, was wir ausgestanden hatten, schauderten, und meinen außerordentlichen Muth priesen. Meinen außerordentlichen Muth! Ich schämte mich, denn ich wußte, daß ich davon gelaufen war, nur weil mich eine Fledermaus berührt hatte, das Licht verlöscht worden war, und ich einen mir unerklärlichen Lärm gehört hatte. Als aber auch Betty in jenes unglückliche Lob einstimmte, wurde ich fast ärgerlich.

Ich war jedoch nicht nach Shinglesea gegangen, um dieses thörichte Geschwätz zu hören, sondern in einer anderen Absicht. Ich wollte zu meiner eigenen Genugthuung und zur möglichsten Aufklärung der Sache das Urtheil einiger mir befreundeter Männer in Shinglesea hören. Einer derselben war ein Arzt, bekannt wegen seines harten Kopfes, zwei andere waren pensionirte Officiere und der vierte ein Lieutenant in der dort stationirten Küstenwache, ein echter Seemann, der sich nicht leicht durch irgend etwas täuschen ließ.

Diese, mit noch einigen Anderen, begleiteten uns nach dem alten Herrenhause, wo eine gründliche Durchsuchung jedes Winkels vorgenommen wurde, aber ohne allen Erfolg. Von Räubern war keine Spur vorhanden, und eben so wenig ließ sich annehmen, daß irgend welche Personen sich mit uns einen Spaß gemacht hätten. Wer sollten dieselben sein und wie hätten sie in das Haus gelangen können, ohne eine Thür, ein Fenster oder ein Schloß zu öffnen? Es konnte keine Rede davon sein.

Es war jedoch leichter zu sagen, was nicht geschehen sei, als was geschehen war. Der hartköpfige Doctor wollte uns mit aller Gewalt überzeugen, daß es bei uns nur Sinnentäuschung gewesen sei, allein seine Gründe waren nicht stichhaltig und fanden keine Beachtung. Der Lieutenant suchte im ganzen Hause umher wie ein Dachshund nach einer Ratte, und die beiden älteren Officiere wollten die seltsamen Erscheinungen der vorigen Nacht durch die Einwirkungen von Regen, Wind und Wetter erklären, aber fanden eben so wenig Glauben wie der Arzt. Nichts blieb übrig als eine Gespenstergeschichte, die jedoch keiner zugeben wollte.

Die Nachforschungen waren ohne Erfolg geblieben. Man schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und räumte nothgedrungen ein, daß es ein eigenthümliches Sachverhältniß sei, aber Niemand wollte sich zu der Annahme verstehen, daß Geister unseren Schlaf gestört hätten. Dessenungeachtet drangen unsere Freunde in uns, mit ihnen nach Shinglesea zurückzukehren und uns nicht einer zweiten ähnlichen Nacht auszusetzen, doch darauf wollte ich nicht eingehen. Ich war ärgerlich mit mir selbst, daß ich die Sache nicht augenblicklich bis auf den Grund untersucht hatte, und wollte mich nicht gleich durch die erste Unruhe aus dem Hause vertreiben lassen. Auch Betty, das brave Weibchen, gab sich den Schein, als befürchte sie nicht eine Wiederholung der nächtlichen Störung, und lehnte ein Nachtlager im elterlichen Hause ab, indem sie erklärte, bei mir und unter meinem Schutze bleiben zu wollen.

Unsere Freunde verließen uns also. Durch die von den Gästen im Hause verursachte Bewegung war Jane etwas aufgeheitert worden, allein mit dem Anbrechen der Dämmerung sank ihr Muth wieder bis auf Null und sie zeigte sich so unwillig, in der großen und entlegenen Küche allein zu bleiben, daß meine Frau sich genöthigt sah, sie zu sich in das Wohnzimmer zu rufen, während ich, eine Cigarre rauchend, unter den nach dem Garten gehenden Fenstern auf und ab schritt und vergebens eine Lösung des Räthsels suchte, das uns Alle so sehr beschäftigte. Als ich später zu meiner Frau in das Zimmer zurückkam, fand ich sie in großer Aufregung. Jane's Junge war sehr geschäftig gewesen und hatte ihr alle Märchen mitgetheilt, welche ihr von dem geschwätzigen alten Weibe erzählt worden waren, das ich gedungen hatte, um dem Mädchen während unserer Abwesenheit vom Hause Gesellschaft zu leisten.

„Ach, Karl,“ sagte meine Frau eifrig und doch mit Widerstreben, „die alte Simcox hat unserer Jane den Kopf völlig verdreht und ihr schreckliche Geschichten erzählt.“

Ich bezweifelte es nicht und lächelte deshalb nur.

„O, lache nicht Karl,“ fuhr Betty fort, „denn vielleicht — Deine Familie ist sehr alt, — weißt Du denn, daß vor langer, langer Zeit einer Deiner Vorfahren — gehängt worden ist?“

„Nein, mein Kind, das ist mir nicht bekannt,“ erwiderte ich, „aber ich bezweifele nicht, daß mancher von ihnen es verdient haben mag.“

Betty begann jedoch zu weinen, indem sie meinte, es sei kein passender Gegenstand, um darüber zu scherzen. Der Erzählung des alten Weibes zufolge hatte sich vor ungefähr dreihundert Jahren einer meiner Vorfahren eines gräßlichen Verbrechens, eines Doppelmordes schuldig gemacht, indem er sein junges Weib, das er ungerechter Weise der Untreue beschuldigt, und einen ihm verwandten Edelmann umgebracht hatte, der bei ihm zu Gast gewesen war, und den er durch gedungene Bösewichter hatte überfallen und heimlich morden lassen. Es wurde dann hinzugefügt, daß derselbe verdienter Maßen zum Tode verurtheilt worden sei, aber seine Begnadigung erkauft und erst später auf der Jagd in einem gewaltigen Schneesturme den Tod gefunden habe. Ferner hieß es, daß diese gräßliche Mordscene, mit allen ihren Schrecken, von Zeit zu Zeit in dem alten Herrenhause wieder aufgeführt werde, und daß daher der übele Ruf des Hauses rühre, das, mit Ausnahme des kürzlich verstorbenen Onkel Georg, der nichts fürchtete, seit langer Zeit Niemand habe bewohnen wollen.

So seltsam diese ohne Zweifel durch Uebertragung ausgeschmückte alte Geschichte klang, hatte sie dennoch etwas Wahres an sich. Ich entsann mich gehört zu haben, daß auch mein Vater, der höchst selten der genealogischen Verhältnisse seiner Familie erwähnte, von einem Vorfahren sprach, der zur Zeit der Königin Elisabeth zum Tode verurtheilt worden und sich durch Bestechung eines sehr begünstigten Höflings volle Begnadigung verschafft haben sollte. Mein Vater hatte dieses Umstandes nur bei Gelegenheit erwähnt, um zu zeigen, welche Verderbniß in jener sogenannten guten alten Zeit geherrscht habe, allein ich vermuthete schon damals, daß viel Wahres an der Geschichte sein möchte. Wenn es so war, wie passend erschien dann der höllische Lärm in der vergangenen Nacht! Angenommen, daß es Geister gebe, und daß es ihnen gestattet sei, die Schauplätze ihrer Verbrechen oder Leiden zu besuchen, was war dann natürlicher, als daß der Lärm, den wir gehört hatten, von den ruhelosen Geistern jener Personen des blutigen Drama's zur Zeit Elisabeth's herrührte! Ich war bei diesem Gedanken betroffen, aber noch nicht überzeugt, und der Verdacht stieg in mir auf, daß der ganze Teufelslärm am Ende doch nur von einem losen Vogel herrühre, der sich einen Spaß mit uns hatte machen wollen. Ich bemühte mich, herzlich über die Sache zu lachen, so gut es ging, um Betty dadurch zu beruhigen, und wir legten uns endlich ohne Befürchtungen zu Bett.

(Schluß folgt.)

Von Froschweiler bis Sedan.

(Fortsetzung.)

Hinterher, wenn bessere Tage kommen, soll freilich Manches nicht mehr wahr sein. Man wird auch in Frankreich sich bemühen, Vieles zu vertuschen. Da ist's doch gut, daß solche Aufzeichnungen, wie sie unser Tagebuch bietet, nicht ins Feuer wanderten.

„10. August. Um 10 Uhr Morgens ist Mac Mahon in Luneville angekommen. Gleich hernach erschien der Mann mit dem unter ihm erschossenen schönsten Pferde; er sitzt noch immer in seiner Carosse. Kein einziger Verpflegungsbeamter ist vor den Truppen hier eingetroffen; so finden sie weder Quartier noch Brod. Wann werden unsere Generale aufhören, nur von Heldenthaten zu träumen, und wann werden sie anfangen, sich um die Bedürfnisse ihrer Truppen zu bekümmern? In den drei letzten Tagen mußten unsere Soldaten fasten — da sich Niemand um sie bekümmerte, begannen sie zu betteln, dann zu stehlen. Viele betranken sich, um sich zu betäuben. Da ist von Disciplin wenig die Rede. Mitten im eigenen Lande können die Verpflegungsbeamten den Truppen kein Brod schaffen!

„Endlich hat der Marschall Befehl gegeben, nicht mehr zu bivouakiren, sondern Cantonnements-Quartier zu beziehen. Das kann noch einigen unserer armen Soldaten das Leben retten. Die Generale sollen die Verpflegung durch Requisition und Bons regeln. Welche Schande für unsere Verpflegungsbeamten!

„Die Truppen sind heute früh 4 Uhr nach Bayon abgerückt. Der heutige Marsch war noch viel trauriger, als die früheren: Regen wie bei der Sündfluth, ungenügende Lebensmittel, keine Geräthe, keine Zelte, kein Kochgeschirr. Die Soldaten sind am ganzen Leibe mit Straßenkoth bespritzt und behängen sich mit allen möglichen und unmöglichen Kleidungsstücken — unglaubliche Röcke, unbegreifliche Lappen bringt das Marodiren zum Vorschein. Sie sehen so verteufelt aus, daß die Bewohner entfliehen. Lieutenant Marescalchi, Ordonnanz-Officier Mac Mahons, mußte sich mit seinem Revolver gegen zwei Zuaven seines eigenen Regiments vertheidigen, die ihn mit dem Rufe anfielen: „Das Geld oder das Leben!“

„Wir gehen bis Chalons zurück, um uns dort zu organisiren. Nicht nur in den Truppen ist Ungehorsam an der Tagesordnung, auch bei den Stäben ist's nicht, wie es sein soll. Niemand giebt Befehle; so weiß auch Niemand, was er zu thun hat. Soll ein Befehl überbracht werden, so weiß Niemand, welcher Officier an der Reihe ist, und er wird dem ersten Besten eingehändigt, der sich dazu erbietet, weil die Sendung ihm genehm ist. So erfahre ich eben die Stunde unseres Abmarsches durch Zufall. Jeden Tag soll ein Rapport sein, zu dem die Officiere des Stabes im Hauptquartiere erscheinen müssen — seit dem 6. ist jedoch davon keine Rede mehr.

„Als ich Ende Juli nach Straßburg kam, waren kaum erst zwei Divisionen formirt, und zwar herzlich schlecht, während ich fünf fertige Divisionen hätte vorfinden müssen. Hätte Mac Mahon diese Truppen auf dem Artillerie-Schießplatze oder außerhalb der Wälle bivouakiren lassen, so hätte man sofort gesehen, was noch fehlte, und Officiere und Soldaten hätten sich so auf das wirkliche Feldleben vorbereitet. Wären die Soldaten nach Froschweiler einquartiert worden, so hätte man leicht allen möglichen Dingen abgeholfen. So aber hatten sie umgekehrt in Straßburg Quartier und nach Froschweiler Bivouacs, und Mac Mahon hat das Gegentheil von dem erreicht, was er erreichen mußte.“

„12. August. Als ich durch Haroué kam, fand ich auf dem Schlosse des Fürsten Beauveau den Dr. Legouest. Wir beklagten die Indisciplin, die überhand nimmt. Dr. Legouest hörte, wie ein Zuave seinen Kameraden schalt, daß er dem Marschall unschicklich geantwortet. Laß mich zufrieden, gab der Gescholtene zur Antwort, in solchen Augenblicken darf

man denen Alles sagen. Alle unsere Generale sind — —
Es widersteht mir, das Wort niederzuschreiben."

„14. August, in Neuf-Chateau. Um 4 Uhr früh ausmarschirt, sind die Trümmer der Rheinarmee um 11 Uhr hier angekommen. Sind seit dem 6. ohne jede Nachricht, wissen weder, wo der Feind steht, noch wo unsere große Armee ist. Wir gehen nun bestimmt nach Chalons. So haben wir doch endlich ein Ziel dieses peinlichen Rückzuges, der betrübend für die Offiziere, auflösend für die Soldaten war."

17. August. Im Lager bei Chalons. Endlich kann man Athem holen! Schon am 15. abgefahren, kamen wir erst nach zwei Nächten hier an. In Jainville ging nämlich die Depesche eines Unter-Steuer-Einnehmers ein, bei Saint-Dizier wäre die Bahn abgeschnitten. Statt nun nach St. Dizier zu telegraphiren, mußten wie sogleich nach Chaumont zurück. Dort angekommen, wird endlich angefragt. Die Depesche lautete: „Bahn nie unterbrochen gewesen, Preußen nach weit!" Also ein verlorener Tag! Man scheint sich keine Gewißheit verschaffen zu wollen! Hätte man Abends zuvor einen Officier vorangeschickt, so hätte man die Mannschaften nicht unnütz ermüdet und hätte das Raisonniren, ja das Verhöhnen der Vorgesetzten vermieden.

„So aber ist es vom ersten Anfange an gewesen! Es ist hart, dies eingestehen zu müssen. Es wäre lächerlich, wenn es nicht gar so traurig und geradezu gefährlich wäre. Gott sei Dank, daß wir wenigstens seit drei Tagen Lebensmittel haben, und daß die Leute unter Dach und Fach sind! Arme Intendantur, hast Du Dich nun bald genug blamirt? Es ist nur schlimm, daß wir leiden müssen, wenn sie sich lächerlich macht. Die Herren sollten wenigstens den Muth haben, einzugestehen, daß sie nichts leisten. Doch im Gegentheil! Haben wir nur erst Frieden, so werden sie es schon beweisen, daß sie außerordentlich fähige Leute sind, und glaubt ihnen auch die Armee dies nie, was thut es? Die hohe Verwaltung wird es schon glauben.

„Während des zehn- oder elftägigen Rückmarsches haben wir nicht die geringste Nachricht vom Feinde erhalten. Sind solche bei dem Hauptquartier eingegangen, so hat man sie sorgsam verheimlicht, trotzdem wir im eigenen Lande waren, in treu patriotischen Provinzen. Wie hatten keinen Spionirdienst; kein Officier war mit diesem wichtigen Dienstzweige beauftragt. Nicht einmal eine Cavalerie-Patrouille wurde ausgeschickt. Hat Napoleon I. den preußischen Soldaten Friedrichs II. beigebracht, wie man Krieg führen muß, so lehren die Soldaten Wilhelms Napoleon III., wie man Armeen führen muß. Wie viel besser verstehen sich unsere Feinde auf den Krieg der Neuzeit, den wirklichen Krieg mit den verbesserten Feuerwaffen.

„Sie recognosciren ohne Aufhören. Dafür wissen sie aber auch, wo ihr Feind steht, was er macht. Jeder Offizier hat eine gute Karte des Landestheiles bei sich, auf dem das Kriegstheater spielt, und sie kennen die Entfernungen genau — wir dagegen sind fremd in unserem eigenen Lande!

„Man hat uns leider vorgespiegelt, die Verzögerung unserer Fahrt am 16. habe den Zweck gehabt, unsere Artillerie zu decken, sie überhaupt uns zu erhalten. Ich habe nichts geantwortet, dachte mir aber meinen Theil; denn ich wußte ja, daß unsere Cavalerie längst voraus war.

„Wir haben uns den ganzen 16. auf der Eisenbahn umhertreiben müssen. Als wir Abends 10 Uhr anhielten, glaubten wir, in dem ersehnten Mourmelon zu sein. Schöne Täuschung! Wie mußten vor dem Bahnhofe warten, bis des Kaisers Extrazug mit allen seinen prachtvollen Wagen, mit der Bedienung, der Küche, den Kammerdienern, den Garderobiers &c. in den Bahnhof hineinfuhr, die Herren ausstiegen, sich erquickten, wieder einstiegen und dann abfuhren. So kamen wir denn früh 6 Uhr wohl in Mourmelon an und hatten auf 3½ Meile Eisenbahn sieben volle Stunden verbraucht. Aber vor uns marschirte ja das kaiserliche Haus oder vielmehr die kaiserliche Boutique!"

Mit diesem Ruhepunkte in Chalons schließt der Officier den ersten Abschnitt seines höchst lesenswerthen Tagebuches. Er weiß uns die Indisciplin des 1. Corps sehr lebendig zu schildern — leider übersieht er es dabei, daß ihn selbst der Geist der Unzufriedenheit beherrscht, und daß er in seinem Mißmuthe alle Führer bloßstellt, von seinem Kaiser an bis zu den kleinsten Befehlshabern. Ist da dem ungebildeten Soldaten das Schimpfen, Bellen und Plündern zu verdenken, wenn selbst ein Generalstabs-Officier sich und seine Pflichten soweit vergißt? Mit solchem Geist und solchen Herzensergüssen steht es böse aus, wo Mannszucht in strengster Weise gefordert und hergestellt werden muß!

„18. August. Man erzählt sich, daß Bazaine das ungeheuere Glück gehabt hat, sich des Kaisers, seiner ganzen Umgebung, der lächerlichen Hundertgarden, der faullenzenden Bedienten, des schamlosen Luxus an Wagen, Handpferden, Jägern und Köchen zu entledigen. Wir sollen diese ganze Trödelbude von Bazaine erben. Das 1. Corps hat nun einmal kein Glück!

„Wir schlagen uns gut, so lange nicht die Entmuthigung in Reih und Glied gedrungen ist. Wir verstehen den Krieg mit den neuen Waffen noch nicht zu führen, und haben eine derbe Lection erhalten. Hoffentlich benutzen wir sie."

„19. August. Ich langweile mich entsetzlich. Mein Leidensgefährte Dr. Legouest ist nach Paris gefahren, um vom Kriegsministerium die Herstellung von neuen Lazarethen zu erlangen. Der arme Doctor hat bei Weißenburg und Froschweiler sein ganzes Material und Personal in den Händen des Feindes lassen müssen."

„20. August. Wir haben einige Bataillone Mobilgarde ausquartiert. Man will die Tornister und die Ausrüstung dieser jungen Leute an die Trümmer des 1. Corps vertheilen, sie selbst aber nach Paris schicken, um sie dort neu equipiren zu lassen. Das ist herrlich, denn unsere Mannschaften, in dieser Beziehung auf Null reducirt, haben eine Erneuerung ihrer Kleidungsstücke höchst nöthig."

„22. August. Wir haben hier jetzt das 1., 5., 7. und 12. Corps beisammen, Alles unter Mac Mahon. Das thut mir leid. Dieser tapfere und ritterliche General versteht es nicht, eine so zahlreiche Armee zu commandiren. Es ist zu befürchten, daß sein schwacher und unentschlossener Charakter den kriegerischen Gelüsten des Kaisers nicht widerstehen kann, des Kaisers, der sich wieder von seiner unfähigen Umgebung drängen läßt. Wir haben 120,000 Mann unter Mac Mahon.

„Was werden wir nun thun? Ich weiß es nicht. Wir müssen auf Metz marschiren, um Bazaine zu befreien, oder uns nach Paris zurückziehen. Was Mac Mahon meint, weiß Niemand. Armer Marschall, hast du denn überhaupt eine Meinung? Bazaine soll sich in rücksichtsloser Weise des Kaisers und seiner Suite entledigt haben. Warum hat der loyale Mac Mahon nicht den Muth, es ebenso zu machen? Als man einem unserer geistreichsten Staatsmänner sagte, ob es nicht besser sei, wenn der Kaiser die Armee verließe, — antwortete er lebhaft: „Aber um des Himmelswillen, wo soll man ihn denn sonst unterbringen?" Das ist witzig — aber es ist auch sehr traurig!

„Das Hauptquartier ist nach Courcelles, nördlich Reims verlegt."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Das National-Denkmal für den verstorbenen König Maximilian II.) rückt, wie die „Augsb. Abdztg." meldet, in Meister Zumbusch's Atelier immer näher der Vollendung entgegen. Der Künstler hat

bereits drei von den das Denkmal umgebenden allegorischen Figuren an die Erzgießerei abgeliefert und ist gegenwärtig an dem kolossalen Königsstandbilde selbst beschäftigt, das jetzt schon einen gewaltigen Eindruck auf den Beschauer macht. Zugleich arbeitet derselbe an der Vollendung der vierten allegorischen Figur, die Wehrkraft darstellend, und hat auch, um das großartige Werk, wenn nur immer möglich, innerhalb des vorgesteckten Termines vollenden zu können, die Uebernahme von anderen Arbeiten abgelehnt. Auch in der Erzgießerei arbeitet man rüstig an dem Denkmal, und die erste Figur — der Friede — ist nicht blos schon gegossen, sondern bald nahezu fertig ciselirt. Das Denkmal wird — wenn einmal fertig und enthüllt — wohl zu den schönsten und besten hiesiger Stadt zählen.

(Hermann Hendrichs), der am 2. November in Berlin gestorbene Hofschauspieler, war im Jahre 1812 zu Köln geboren. Sein Vater, ein Thurn-Taxis'scher Postconducteur, brachte den Knaben nach Frankfurt a. M., wo derselbe sich für den Kaufmannsstand ausbilden sollte. Ein unüberwindlicher Drang trieb den 19jährigen Jüngling nach überstandener Lehrzeit zum Theater. Er nahm Unterricht bei Elise Bürger, der von ihrem Gatten geschiedenen dritten Frau des Balladendichters, und betrat am 12. September 1831 als Quentin Durward in Delavigne's „Ludwig XI. in Peronne“ in Frankfurt zum ersten Male, und zwar mit Erfolg, die Bühne. Er blieb daselbst bis zum Jahre 1837 und folgte dann einem Rufe Holbein's nach Hannover. Gastspiele in Hamburg, Berlin, Dresden, Prag und Wien machten seinen Namen bald bekannt und verschafften ihm ein Engagement am Berliner Hoftheater. Trotz des hohen Gehaltes, den er bezog, verließ er dasselbe wegen unzureichender Beschäftigung schon nach einem halben Jahre und ging nach Hamburg. Als alleiniger Repräsentant des Helden- und Liebhaberfaches blieb Hendrichs in Hamburg bis zum Jahre 1844, dann folgte er einem neuen Rufe nach Berlin, wo er nur in ersten Partieen beschäftigt wurde. Ueber 20 Jahre ist er in dieser Stellung geblieben, und er benützte nur seine Ferien zu Gastspielsreisen. Sein im Jahre 1856 gefeiertes 25jähriges Künstlerjubiläum brachte ihm, trotzdem er jede officielle Feier bescheiden ablehnte, vielfache Beweise der Zuneigung und Freundschaft. Seit einigen Jahren pensionirt, übernahm er vor kaum einem Monat die Direction des Berliner Viktoria-Theaters. In der vorletzten Octoberwoche erkrankte Hendrichs an den Pocken und erlag am 1. November in den Abendstunden dieser furchtbaren Krankheit.

(Späße an der Berliner Börse.) Man muß mit den Börsenschwänken vertraut sein, um es nicht auffällig zu finden, wenn Männer selbst im vorgerückten Lebensalter sich an Späßen amüsiren, die schon die Schuljugend „kindisch“ nennt. Zu den beliebtesten Scherzen, die sich selbst greise Bank-Chefs nicht leicht versagen, so oft sich dazu die Gelegenheit bietet, gehört das „Tippen“, ein kindisches Vergnügen, das darin besteht, daß ein zufällig an der Börse anwesender, mit den Landessitten noch unvertrauter Fremder so auf die Schulter getippt wird, als wünsche Jemand eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, und daß, wenn er sich umdreht, um denjenigen zu sehen, der mit ihm zu sprechen wünscht, er nur gleichgültigen wildfremden Gesichtern begegnet. Dieser Scherz ist alt, bleibt aber ewig neu und wiederholt sich täglich, und jetzt um so häufiger, je stärker jetzt der Fremdenbesuch ist. Ganz neu aber ist, daß seit mehreren Tagen der Ruf wiederholt wird, Rosetti, der rumänische Regierungs-Bevollmächtigte, befinde sich anwesend. Der erste beste Gast wird dann als Rosetti bezeichnet, und alle Coulissiers umdrängen ihn und bieten ihm rumänische Eisenbahn-Obligationen oder Coupons zum Verkauf an. Anfänglich glaubt der unbefangene Fremdling, es handle sich um ernste Anerbietungen, und wenn sein Unstern es besonders gut mit ihm meint, so ist er von dem Gelüste, billige Rumänier zu kaufen, nicht ganz frei. Zeigt er nun Neigung, so sieht er sich sofort von hundert lachenden, schreienden und grinsenden Gesichtern umgeben, die Angebot auf Angebot häufen, bis der falsche Rosetti endlich zu merken anfängt, daß er die Zielscheibe des Börsenhumors geworden ist. Gelingt es ihm, rasch den Ausgang zu erreichen, so hat er das bessere Theil erwählt. Gelingt ihm Das nicht, so kann er erwarten, daß nach Verlauf von fünf Minuten sich das Schauspiel erneuert.

(Neues Leder.) Wenn nicht früher, so konnte Jeder auf der letzten Industrie-Ausstellung in Kassel vortrefflich gegerbte Häute vom Alligator sehen; nach einem New-Yorker Blatte haben nun die Gebrüder Schayer bei Boston fünfzig Häute der Riesenschlange (Anaconda) gegerbt, um sie als Stiefelleder zu benützen. Der Gerbproceß war dem für Alligatorhäute analog, und erzielte ein vorzügliches Leder, das glänzend, weich und dauerhaft sich erwies.

(Neuer Leuchtstoff.) Im Krystallpalast zu Sydenham haben interessante Experimente mit einem neuen Leuchtstoffe, „Oxyhydric Gas“, die Erfindung eines Franzosen, M. Tessin du Motay in Paris, stattgefunden, die sehr befriedigend ausfielen. Das neue Licht ist nämlich viel sparsamer und gesunder wir Gas. Das Wesentliche der Erfindung ist die Mischung eines gewissen Theiles Sauerstoffgas mit dem gewöhnlichen Gase, und das Resultat ist die Production eines brillanten weißen Lichtes von großer Leuchtkraft, gegen welches das gewöhnliche Gaslicht so gelb und trübe erscheint, als sähe man es durch einen Londoner Nebel von mäßiger Intensität.

Vom Büchertisch.

„Zur Erinnerung an das Jahr 1870.“ Mannheim, Buchhandlung von Fr. Bender.

-ff. Gleich vom Beginne des glorreichen Krieges von 1870 und 1871 bis zu dessen Schluß war die deutsche Literatur bemüht, in Wort und Bild die großartigen Heldenthaten unserer deutschen Krieger darzustellen, und so das Andenken derselben auch für die Zukunft lebendig zu erhalten. Die zahlreichen Erscheinungen auf diesem Gebiete der Literatur sind aber leider dem Volke und der heranwachsenden Jugend ihres mehr oder weniger hohen Preises wegen wenig zugänglich. Es gereicht uns daher zur Freude, obiges Werkchen in letzter Richtung besonders empfehlen zu können. Dasselbe besteht in einem Blatt von 77 zu 58 Centimeter. Oben befindet sich im mittleren Felde wohlgelungen Germania; darunter Kaiser Wilhelm; ihm zu beiden Seiten der Kronprinz des Deutschen Reiches, Prinz Friedrich Karl, Bismarck, Moltke, v. d. Tann, v. Hartmann und darunter nach zwölf der ersten Anführer des deutschen Heeres. In der Mitte ist noch in schöner Ausführung eine Gruppe von drei deutschen Kriegern — eines Preußen, Bayern und Würtembergers, die sich waffenbrüderlich die Hände reichen. Zu beiden Seiten befindet sich eine vollständige Chronik des deutsch-französischen Krieges bis zur Capitulation von Paris. Das schön ausgeführte Blatt wird eine Zierde eines jeden Familienzimmers, jedes öffentlichen Locales und besonders jeder Schule sein, und durch seine Chronik die Hauptmomente des Krieges vergegenwärtigen und in frischem Andenken erhalten. Preis des Blattes 18 kr., für Schulen 9 kr. Lehrer und Wiederverkäufer erhalten auf 100 Exemplare auf einmal bezogen 3 Exemplare gratis. Auf Pappdeckel schön aufgezogen und lackirt kostet das Exemplar 33 kr.

Verantwortlicher Redacteur Gottfr. Kranz. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 131. Vierter Jahrgang. 1871.

Unsere erste Wohnung.

Eine Erzählung.

(Schluß.)

Die Nacht verstrich ruhig, kein ungewöhnlicher Laut ließ sich hören. Eben so der folgende Tag. Als jedoch die zweite Nacht kam, wiederholte sich der höllische Lärm ganz wie das erste Mal. Das wilde gräßliche Lachen erscholl wieder, die Schwerter klirrten, die unverständlichen wüthenden Drohungen mit dem heftigen Fußstampfen ließen sich hören, und der gellende Schrei einer weiblichen Stimme drang wieder durch das ganze Haus. Dieses Mal ließ ich mich durch Betty's Bitten nicht abhalten, sondern nahm eine bereit gehaltene Laterne und einen von meinem Freunde, dem Marine-Lieutenant, erborgten Revolver und durchsuchte den ganzen westlichen Flügel bis zu seinem äußersten Ende, dem Thürmchen, — aber vergebens. Es war eine schreckliche Nacht. Betty brach fast ganz zusammen, ich vermochte sie nicht zu beruhigen und sehnte nur den Morgen herbei. Als es endlich heller Tag war, vermißten wir Jane. Sie war mit dem ersten Morgenstrahle zu ihren Angehörigen nach Shinglesea gelaufen, und ich hatte das Vergnügen, das Küchenfeuer anzünden und das Frühstück bereiten zu müssen, da meine arme Frau sich in Folge von Schrecken und Angst in einem dazu unfähigen Zustande befand.

„Nach dem Frühstück," sagte ich zu ihr, „werde ich einen Wagen von Shinglesea kommen lassen, und wir wollen dort für einige Zeit eine Wohnung miethen, denn hier können wir nicht länger bleiben."

Betty schlang weinend ihren Arm um meinen Hals, küßte mich und versicherte, daß ich ihr eine schwere Last vom Herzen nehme, denn sie habe fest beschlossen gehabt, mich nicht darum zu bitten, das Haus zu verlassen, wenn es meine Absicht gewesen sei, darin zu bleiben, aber daß es sie getödtet haben würde. Wir begaben uns also nach Shinglesea, und während Betty mit ihren Schwestern eine Wohnung suchte, ging ich nach der Wohnung des Marine-Lieutenants.

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit, mein lieber Wilton," sagte er lachend, „denn ich habe eben Ihr Mißgeschick unserem neuen Polizei-Inspector, Mr. Springer, mitgetheilt, von dem Sie schon gehört haben werden."

Ich hatte allerdings schon von ihm als von einem sehr tüchtigen Beamten gehört, der früher der geheimen Polizei in London angehört hatte. Er war ein magerer, kleiner Mann, in dessen Erscheinung nichts Besonderes auffiel, als ein außerordentlich ruhiges und gelassenes Auge. Er hörte meine Mittheilung ohne Unterbrechung an, richtete einige Fragen an mich und machte einige Notizen in seinem Taschenbuche.

„Ich brauche wohl nicht zu sagen," bemerkte der Lieutenant blinzelnd, „daß der Herr Inspector an keine Geistergeschichte glaubt."

Letzterer hüstelte ein wenig und sagte nur, daß er vorläufig noch keine bestimmte Meinung äußern könne. Mit Geistern habe er nichts zu schaffen, sondern nur mit Fleisch und Blut. Was er für jetzt thun könne, bestehe nur darin, daß er uns, mich und den Lieutenant, ersuche, uns am Abend pünktlich um zehn und ein halb Uhr auf der Polizeistation einzufinden und über diese Verabredung das tiefste Schweigen selbst gegen unsere Nächsten und Liebsten zu bewahren, weil sonst der Zauber gebrochen werden könne.

„Für mich sind das leichte Bedingungen, lieber Wilton," sagte mein Freund, als wir schieden, „da meine Nächsten und Liebsten nur alte schnurrbärtige Theerkappen sind; aber wie es Ihnen möglich werden wird, Ihre Frau von jetzt an bis um halb elf Uhr in Unkenntniß zu lassen, ist mehr, als ein profaner Junggeselle wie ich zu verstehen vermag. Freilich wissen wir Beide nicht viel, denn wenn der Inspector das Geheimniß errathen hat, so behält er es für sich selbst. Jedenfalls aber ist seine Weisung an uns keine nutzlose."

Der folgende Nachmittag war für mich höchst langweilig, da ich einem fortwährenden Geschwätze und Befragen ausgesetzt war. Die halbe Stadt kannte die Geistergeschichte und wußte, daß einer meiner Voreltern wegen eines gräßlichen Mordes gehängt worden war. Wir könnten unmöglich nach dem alten Herrenhause zurückkehren, hieß es, und eben so wenig das Spukhaus in Aftermiethe geben, und müßten deshalb den Miethzins fortbezahlen, da vor einem Gerichtshofe der Einwand nicht zulässig sei, daß Geister eben so wohl wie Wanzen ein Haus unbewohnbar machten. So ging das Geschwätz den ganzen Tag fort, und ich war deshalb herzlich froh, als der Abend kam und mich von einem Theile meiner Quälgeister befreite. Als es zehn Uhr schlug, sagte ich Betty, daß ich meinem Freunde, dem Lieutenant, noch einen Besuch versprochen habe, und daß sie nicht unruhig werden möchte, wenn ich etwas später als gewöhnlich ausbliebe. Es war ihr zwar keineswegs recht, allein jedenfalls war es so besser, als wenn ich mitgetheilt hätte, daß es meine Absicht sei, noch in dieser Nacht noch dem unheimlichen Herrenhause zurückzukehren.

Bei dem Polizeiwachthause fand ich zwei Wagen bereit stehen, auf deren jedem ein Polizeidiener neben dem Kutscher saß.

„Sie, Mr. Wilton," sagte der Inspector zu mir, „werden so gut sein, mit dem Herrn Lieutenant in diesen Wagen zu steigen, während ich mit diesem „Manne" in den anderen steige."

Die zuletzt erwähnte Person war ein Mensch von gemeinem Aussehen, aber in neuen Kleidern, die ihm schlecht paßten, mit matten, schielenden Augen und kriechendem Wesen. Er benahm sich sehr unterthänig gegen den Inspector und folgte ihm wie ein Hund. Wir fuhren ab, und ehe das Herrenhaus erreicht wurde, hielten die Wagen wieder an, und wir stiegen an einer Stelle aus, wo eine Gruppe von Männern, hinter einer Hecke verborgen, unserer warteten.

„Dieser Herr ist Mr. Burke," sagte der Inspector, mir einen derselben vorstellend, „der Inspector der Landpolizei, und jene Leute sind Unterbeamte theils von ihm und theils von

mir. Sie haben doch das Haus umstellen lassen?" fragte er darauf Ersteren.

„So daß keine Maus heraus kann," lautete die kurze Antwort desselben.

„Nun, meine Herren," sagte darauf Mr. Springer, „bitte ich Sie, möglichst leise mit mir zu kommen, die Polizeidiener werden folgen. Wir durften nicht näher an das Haus fahren, weil das Geräusch der Räder uns verrathen haben würde."

Kein Wort wurde weiter gesprochen. Der Inspector und der „Mann", sein unzertrennlicher Begleiter, gingen voran, bis wir in die Nähe des Hauses kamen. Hier wich der Führer vom Fahrwege ab und geleitete uns in ein dichtes Gebüsch, durch das wir uns, so gut es ging, den Weg bahnen mußten. Plötzlich blieb unser eigentlicher Führer, der „Mann", stehen, rieb sich die Stirn, holte tief Athem und sagte etwas zu dem Inspector, wovon ich nur die letzten dahin lautenden Worte verstand, daß er darauf rechne, nicht mit den „Anderen" eingesperrt zu werden. Was er damit sagen wollte, wußte ich nicht, allein der Inspector gab ihm leise eine zufriedenstellende Antwort Sodann bückte sich Ersterer, suchte längere Zeit fühlend unter den Schlingpflanzen des Erdbodens umher und öffnete eine Fallthür, die, wie ich später sah, sehr kunstreich und geheim angebracht war. Unter derselben führte eine zerbrochene Steintreppe in ein kaltes und feuchtes Gewölbe hinab, welches wir, der uns zugehenden Weisung gemäß, auf den Zehenspitzen durchschritten, um sodann in einen weiteren leeren Keller zu gelangen. Hier drang etwas Licht durch die Ritzen einer rohen Holzwand, und das Gesumme von Stimmen schlug an unser Ohr, was uns noch zu größerer Vorsicht mahnte.

„Alles fertig?" fragte unser Führer, den Griff einer Thür fassend.

Der Inspector nickte bejahend, worauf die Thür aufflog und wir in ein großes, von mehreren Lampen erleuchtetes Gewölbe drangen, in welchem sieben Männer und ein Frauenzimmer, mit Hilfe von Oefen, Schmelztiegeln und anderen Werkzeugen beschäftigt waren, Gold- und Silbermünzen zu prägen. Natürlich entstand sogleich ein entsetzlicher Aufruhr unter ihnen und ein heftiger Kampf folgte, welcher jedoch bald damit endigte, daß sämmtliche Bösewichter niedergeworfen und mit Handschellen versehen wurden. Während dies geschah, richtete sich ihre Wuth namentlich gegen unseren Führer, den „Mann", welcher, wie sich ergab, früher ein Genosse von ihnen, erst an demselben Morgen in Shinglesea beim Ausgeben gefälschter Münzen verhaftet worden war und sich, um der Strafe zu entgehen, dazu verstanden hatte, Kronzeuge und der Verräther seiner ehemaligen Gefährten zu werden.

Ich habe wenig mehr zu erzählen. Die Enthüllungen des „schielenden Mannes" brachten eine der ältesten Falschmünzerbanden im Westen von England zur wohlverdienten Strafe. Durch Zufall hatten die Bösewichter den geheimen Zugang zu den Kellergewölben des Herrenhauses entdeckt und waren dann bemüht gewesen, den Ruf desselben als ein Spukhaus dadurch zu erhalten, daß sie Nachts den höllischen Lärm machten und jeden einziehenden Miether vertrieben, um ungestört ihrem verbrecherischen Gewerbe obliegen zu können.

Aber diese Entdeckung hatte auch noch eine andere Folge. In der Falschmünzerhöhle wurde ein alter Schrank gefunden, angefüllt mit gefälschtem Gelde, in dessen einer Schieblade sich ein neueres Testament meines verstorbenen Onkels Georg vorfand, in welchem derselbe jenes ältere, uns von der Erbschaft ausschließende ausdrücklich aufhob und den gesammten Nachlaß seinem „theueren Bruder" — wie es darin hieß, — dem Major Wilton, meinem Vater, vermachte. Diesen Schrank hatten die Verbrecher ohne Zweifel aus den Gemächern meines verstorbenen Oheims hinab geschleppt, nicht ahnend, was derselbe enthielt. So kam es, daß wir dennoch endlich in den Besitz des Wilton'schen Landgutes gelangten.

L. DuBois.

Von Froschweiler bis Sedan.

(Schluß.)

„23. August. Wir marschiren noch weiter nördlich, auf Rethel zu; dennoch geht es nicht nach Paris, sondern wir kommen Bazaine zu Hilfe. Wir marschiren nun zwei Tage, um die 33 Kilometer von Reims nach Rethel zurückzulegen. Daran haben wir auch unsere goldene Bürde, die den Marsch sehr aufhält: den Kaiser, seine Umgebung, seine Leibwache und seine Civilbeamten. Die marschirenden Truppen fangen schon an, ihre Unzufriedenheit über diese glänzenden Hindernisse durch schlechte Späße und durch Murren zu bekunden."

„24. August, Abend. Morgen Ruhetag in Rethel. Was soll das heißen? Sind wir verrückt geworden? Ich kann nicht glauben, daß wir wie Krähen ohne Zweck in der Luft umherfliegen. Es wäre mir leichter ums Herz, müßte ich nicht unaufhörlich diese kaiserlichen Wagen, diese goldgalonirten Jäger und diese unvermeidlichen Hundertgarden sehen! Wir fühlen uns Alle in diesem Rethel wie zerquetscht."

„26. August. Wären wir von Reims aus, ohne die Truppen anzustrengen etwas stärker marschirt, so könnten wir schon in Montmedy sein."

„27. August. Heute marschirten wir schon um 3 Uhr früh von Tourteron ab und kamen schon um 6 Uhr in Chêne populeux an, kaum 2 Meilen! Um 11 Uhr großes Halloh — die Equipagen des Kaisers rollten in die Stadt. Seine Majestät in großer Uniform in einem geschlossenen Wagen, voraus goldglänzende Piqueurs, hinterdrein mehrere Wagen, in denen es sich Offiziere und Beamte des Gefolges sehr bequem machten. Dann die Herren Hundertgarden, die Herren Jagdgendarmen, die Handpferde, die Küchenjungen 2c. 2c. Welch ein prächtiges und imposantes Schauspiel! Die Soldaten leider, mit Koth bis zum Halse davon bespritzt, gingen kaum noch aus dem Wege und schimpften laut. Eine Todtenstille überall. Nur das Rollen der Räder und das Ausschlagen der Hufeisen hörte man. Welche Lehre für den Kaiser!"

„28. August. Mac Mahon hat in meiner Gegenwart zwei Spionen 20,000 Francs geboten, wenn sie einen Brief an Bazaine besorgen würden; sie sind abgegangen. Wir kommen nach Stonne um 4 Uhr Abends und haben also noch nicht zwei Meilen gemacht! Immer dieselbe Langsamkeit, es ist zum Verzweifeln. Man verbirgt dem Kaiser Alles. Er leidet es auch gar nicht, daß man ihm etwas sagt. Wie der Vogel Strauß verbirgt er seinen Kopf unter den Flügeln, um nur nichts zu sehen."

„30. August. Auf dem Marsche hörten wir Kanonendonner — also ist uns der Feind richtig auf den Fersen. Hier in Carignan empfangt uns die böse Nachricht, daß der unselige de Failly, der schon an so vielem Unglücke Schuld ist, sich bei Beaumont hat überfallen lassen. Er hatte mit seinem 5. Corps die Aufgabe, den Uebergang der Armee bei Mouzon über die Maas zu decken. Statt aufzupassen, hat er alles Mögliche gethan, um dem Feinde die Vernichtung seiner Division zu erleichtern. Die Soldaten beschuldigen ihn sogar der Verrätherei: Er hat das 1. Corps bei Froschweiler im Stich gelassen; hat dann einen schmählichen Rückzug von Bitsch nach Châlons gemacht, dabei die Bagage der Truppen

dem Feinde überlassen, seine eigene aber gerettet, hat seine Cavalerie geopfert, ohne einen Schuß zu thun; seine Soldaten haben den Train der Armee und auf einem Eisenbahnhofe die Vorräthe des Kaisers geplündert; der Ministerrath hat ihm bereits das Commando abgenommen und es v. Wimpffen übertragen. Verhaßt in seinem Corps, das Spottlieder auf ihn dichtet, ist er immer noch an der Spitze dieser Truppen, weil der Kaiser ihn halten will und der Höchstcommandirende der Armee, Mac Mahon, es nicht wagt, ihm sein Commando abzunehmen."

„31. August. Die ganze Nacht marschirt, heute früh 7 Uhr in Sedan angekommen, und doch nur drei Meilen zurückgelegt. Die Thore der Festung waren durch Fuhrwerk aller Art verstopft. Ambulancen, Gepäckwagen, Artillerie-Vorräthe, und dazwischen Infanteristen, Reiter, Marketender! Welche Unordnung, vielmehr welche Auflösung! Es war geradezu unmöglich, sich durch dies Getümmel einen Weg zu bahnen. Sedan, rings von Höhen umgeben, ist dadurch wie ein für alle Welt zugänglicher Nachttopf."

Indem wir nun dem Verfasser bis Sedan gefolgt sind, bleibt uns nur noch die Katastrophe selbst übrig, nach der unser Held seinem Vaterlande ebenfalls degenlos sein Lebewohl zuruft.

„31. August. Wie alle Festungen im Norden, ja alle unsere Festungen überhaupt, ist Sedan weder armirt, noch verproviantirt worden. Mac Mahon erfährt dies eben in einer Besprechung, die er mit dem Commandanten, einem Oberstlieutenant, hat. Er steigt wieder zu Pferde. Geht's dem Feinde entgegen? Irrthum! Er führt uns statt ins Gefecht in das Gasthaus „Zum goldenen Kreuz" und an den Frühstückstisch. Während dieser Mahlzeit, bei der mit sehr leiser Stimme gesprochen wurde, während die Kanonen desto lauter donnerten, führten die Preußen wirklich ihre Umgehung aus, die uns alle Ausgänge verstopfen sollte. Lieutenant Ubrich, eben zum Capitain ernannt, versuchte es, die nothwendige Besetzung der Höhe von Bazeilles zu beweisen; man hört nicht einmal auf seine Worte. Unmittelbar darauf läßt der Commandant melden, die Preußen etabliren dort ihre Batterieen. „Das sind unsere Batterieen!" antwortete der Marschall, und frühstückt weiter.

„Ich benutze die Gelegenheit, da ich einen Befehl aus Sedan zu überbringen habe, unsere Stellung kennen zu lernen, und überzeuge mich, daß wir uns in der übelsten Lage befinden. Wir sind auf allen Punkten überflügelt und das Ende der ganzen Campagne ist nahe. Unsere Armee, tapfer, doch alt und schlecht geführt, steht einer Armee gegenüber, die vielleicht weniger brillant an Muth, doch sehr viel jünger, besser commandirt und bewunderswürdig discipliniert ist. Man fühlt Mitleid, wenn man den Kaiser sieht. Werden wir denn auch über Nacht in dieser Mausefalle bleiben? Noch wäre es möglich, daraus zu entkommen. Gott, welche Unthätigkeit, welche Unfähigkeit!"

„1. September. Ich erhalte den Befehl, schnell unsere Stellung abzureiten und dann Bericht zu erstatten. Wimpffen hat jetzt das Commando des 5. Corps übernommen, hat die ganze Nacht mit seinen Truppen bivouakirt und es verstanden, sie zu ermuthigen. Darum hört man überall, wo er erscheint, den Ruf: „Vivat unser General!"

„Ich will rapportiren. Da sagt man mir, Mac Mahon sei eben schwer verwundet in die Festung gebracht. Der Marschall hat eine klaffende, gerissene Wunde auf dem linken Gesäß. Dr. Legouest sondirt nach der Kugel, sie sitzt sehr tief. Als sie nach einer langsamen Operation herausgeholt ist, zeigt sich eine dicke Bleikapsel, unregelmäßig gespalten und zerrissen, wie der Bleiverschluß von Mineralwasserkruken. Der Marschall ertrug die Operation sehr standhaft."

„Abends. Die Stadt ist mit Fahrzeugen, Pferden und Soldaten aller Gattungen überfüllt. Viele suchen aus der Stadt herauszukommen. Das wäre vielleicht ein Mittel, durchzuschlüpfen! Doch nein! Man warte die Begebenheiten ab! Welch ein Tag! Ich bin glücklich von Kugeln und Granaten verschont geblieben, habe sogar noch einen Zwieback und etwas Branntwein in meiner Feldflasche, bin also vom Schicksal noch ziemlich gut behandelt worden. Also warten bis morgen! Welche furchtbare Niederlage!"

„2. September. Der arme Wimpffen bleibt von uns Allen der Muthvollste aber auch der Unglücklichste in dieser grauenvollen Lage. Kommt in höchster Eile aus Algier an, berufen, an die Stelle des unfähigen de Failly zu treten, schifft sich am 27. August in Marseille aus, conferirt am 28. in Paris mit dem Kriegsminister, verläßt am 29. früh Paris, kommt am 30. zur Armee, in demselben Augenblicke, wo sein 5. Corps nach allen Seiten auf der Flucht ist; es gelingt ihm, die Regimenter zu vereinigen, bivouakirt vor Sedan, ohne Zelt, ohne Schutz, verliert sein Pferd, seine ganze Bagage, erhält keine Mittheilungen über Stand und Plan, muß alle Fehler des Oberbefehlshabers als Nachfolger auf seine Schultern nehmen, ohne Zeit zu haben, die Irrthümer seines ritterlichen, doch ungeschickten Vorgängers zu verbessern. Vor seiner letzten Expedition in Algier noch mit den schönsten Lorbeeren bedeckt, muß er gerade seinen Namen unter eine Capitulation setzen, die ihm von allen oberflächlichen Leuten, und sie bilden die Mehrzahl, stets zum Vorwurf gemacht werden wird.

„Sedan ist voller Fuhrwerke, Pferde, Soldaten. Wenn in dies Gewirre nur einige Granaten schlügen und ein oder zwei Häuser in Brand steckten, so müßte dieser ganze Knäuel wie in einem Glühofen verbrannt, zerschmettert, getödtet werden, ohne daß dadurch das Geringste an dem Schicksale dieser 40,000 (?) Menschen geändert würde, die nun einmal zu einem unvermeidlichen und gräßlichen Tode bestimmt zu sein scheinen."

„3. September. Die Stadt soll auf Befehl des Feindes geräumt werden; es geht aber sehr langsam. Der preußische Commandant macht eben bekannt, wenn sich nach vier Stunden noch ein französischer Soldat in der Festung befinde, so läßt er ein Bataillon mit gefälltem Bayonnet marschiren und Alles niederwerfen (?). Seltsame Art und Weise, wenig großmüthig, so den Werth einer Armee, wie die unserige, zu verkennen. Franzosen hätten nie so gehandelt!??

„Diese Drohung beschleunigte in der That die Räumung der Stadt in etwas; freilich waren um 5 Uhr doch noch einige Nachzügler vorhanden. Ich nahm Abschied von Dr. Legouest. Er ist aufgefordert worden, in der Stadt zu bleiben, bis die ganze Sanität Sedan verlassen darf. In Paris soll die Republik erklärt sein, mit einer provisorischen Regierung von Thiers, Trochu und Gambetta. Diese Regierung hat die Armee von Sedan zu Verräthern des Vaterlandes erklärt. Für solche Anerkennung soll man sich nun die Knochen entzwei schießen lassen!

„Der ganze Abend vergeht unter Gerüchten und Geschwätz. Dieser will seinen Abschied nehmen, Jener ohne Weiteres den Degen für immer einstecken, ein Dritter will das Versprechen geben, in diesem Kriege nicht mehr zu kämpfen, um in seine Heimath entlassen zu werden. Ich will diese Letzteren, die ihr Schäfchen dabei ins Trockene bringen wollen, nicht tadeln, aber billigen kann ich ihren Schritt nicht. Es wird mir schon schwer, mein Frankreich und die Meinen zu verlassen, aber ich darf mein Schicksal nicht von dem meiner Kameraden trennen.

„So lebe wohl, geliebtes Frankreich!

„Wann, wie und in welcher Lage werde ich dich wiedersehen?"

Mannichfaltiges.

8 (Technisches.) Eine von B. C. Tilghman in Philadelphia entdeckte neue **Bearbeitungsmethode harter Substanzen** hat in Amerika einiges Aufsehen gemacht, indem sich dieselbe zu mancherlei technischer Ver-

wendung zu eignen scheint. Die erste merkwürdige Leistung, mit welcher Tilghman auftrat, bestand darin, daß er in eine Platte von Corund, dessen Härte dem Diamant bekanntlich am nächsten steht, vermittelst eines durch Dampf getragenen Strahles von Quarzsand, ein Loch bohrte. Bei einer Dampfspannung von 20 Atmosphären ist auf diese Weise ein 1½ Zoll dicker Stein in 25 Minuten durchbohrt und ein Loch von 1½ Zoll Weite hergestellt worden. Für andere Zwecke verwendet T. Dampf oder Luft von weit geringerer Spannung, z. B. um Glastafeln matt zu schleifen. Hierzu genügt ein gewöhnlicher Ventilator von 30 Zoll Durchmesser, welcher bei etwa 1500 Umdrehungen pro Minute einen Druck von circa 4 Zoll Wassersäule bei 1 Zoll Weite des Rohrendes ergiebt. Der Sand wird in das Rohr nahe bei dessen Mündung zugeführt, und die zu mattirenden Glasplatten werden in etwa 1 Zoll Abstand von der Rohrmündung dem Sandstrahle ausgesetzt, wobei man dieselben durch eine einfache mechanische Vorrichtung mit etwa 5 Zoll Geschwindigkeit pro Minute fortschreiten läßt. Wenn man einzelne Theile der Glasoberfläche mit einem ein Muster darstellenden elastischen Materiale, wie Papier, Kautschuk, Oelfarbe &c. bedeckt, so lassen sich theilweise mattirte Gläser mit schönen Dessins erzeugen. Wird ein Luftstrom von noch geringerem Druck, etwa von 1 Zoll Wassersäule, angewendet, so leistet sehr zartes Material, wie z. B. die Blätter des Farrenkrautes, dem Sandstrahle lange genug Widerstand, um das Mattiren der umgebenden freien Glasfläche zu vollenden. Dadurch, daß man die dünneren Theile der Blätter theilweise vom Sandstrahle zerstören läßt, kann sogar die Wirkung einer schattirten Gravirung erzielt werden. Zur Bearbeitung von hartem Stein benützt T. stets einen Dampfstrahl, bei 7 bis 20 Atmosphären Spannung des Dampfes. Der Sand wird in einem zum Dampfrohre centralen Rohre, etwa 6 Zoll vor der Ausmündung zugeführt. Die vom Sandstrahle getroffene Stelle des Steines zeigt einen rothen Lichtschein, obgleich die Temperatur 100° C. nicht übersteigt. Diese Erscheinung ist wahrscheinlich durch die Zertrümmerung der Krystalle des Steines und Sandes verursacht. Unter günstigen Umständen zeigte sich die Wirkung einer Dampfmenge, welche bei circa 8 Atmosphären Dampfspannung einer Leistungsfähigkeit von 1¼ Pferdekraft (in Dampfmaschinenarbeit) entsprach, etwa so stark, daß damit in der Minute 1½ Kubikzoll Granit, oder 3 Kubikzoll Marmor, oder 10 Kubikzoll weicher Sandstein abgearbeitet werden konnten. Bei Anwendung eines beweglichen Blasrohres können aus freier Hand oder besser vermittelst Schablonen Buchstaben, Ornamente &c. im härtesten Stein ausgearbeitet werden. Eine Erfolg versprechende Verwendung des T.'schen Verfahrens in der Industrie ist die, zum Ausschleifen gußeiserner Geschirre für den Zweck der Verzinnung derselben. Durch den Sandstrahl lassen sich die Flächen schneller und vollkommener reinputzen, als selbst durch die immer schwierige Bearbeitung auf der Drehbank. Unter den dem Franklin-Institute von T. übergebenen Proben seiner Erzeugnisse befand sich auch ein siebartig durchlöchertes Stück Fensterglas, welches auf dem Wege hergestellt worden war, daß man ein Stück Drahtgaze auf dem dem Strahle exponirte Glase befestigt hatte.

(Steuern für den Deutschen Kaiser.) An der Grenze gegen Bayern trieb sich, so erzählen Wiener Blätter, auf den Dörfern ein Gauner herum, welcher Steuern für den Deutschen Kaiser eintrieb. Er gab vor, ein Secretär aus der Cabinetskanzlei des Deutschen Kaisers zu sein, der mit dem Kaiser von Oesterreich einen neuen Zollverein errichtet habe, welcher die Aufhebung der Zollwache und der sämmtlichen Zölle zur Folge haben werde. Um die Sache zu beschleunigen, sei er abgeschickt das Geld hierzu einzufordern. Er verlangte von jedem Bauer nur 3 fl. österr. Währ. und war so gütig, auch österreichische Banknoten anzunehmen. In Freinberg soll der Steuersammler nur 9 fl. zusammengebracht haben, an manch' anderen Orten aber nicht unbedeutende Beträge. Bisher gelang es nicht, den Gauner aufzugreifen.

(Die Wiener Weltausstellung von 1873) wird mit allen möglichen Attributen der fortschreitenden Civilisation ausgestattet werden; daß sie aber, um vollständig zu sein, noch einer Spielhölle benöthigte, war bisher Niemand eingefallen. Einem Franzosen (aus Lyon) blieb es vorbehalten, diesen Mangel zu entdecken. Derselbe erschien am 2. November bei einem Gemeinderathe und bemerkte, daß er bereits mehrere einflußreiche Persönlichkeiten besucht habe, um bei Gelegenheit der Weltausstellung eine Spielbank errichten zu dürfen. Er wolle sich einstweilen der Unterstützung seines Gesuches versichern. Er sei „Ritter der Ehrenlegion", habe im Militär gedient und sei bereit, im Gewährungsfalle 25,000 Frcs. in Gold im vornherein für die Armenanstalten Wien's zu erlegen.

(Ein Vielseitiger.) Unter den Acten eines gegen den Redacteur eines Pester Blättchens angestrengten Processes befindet sich auch eine Visitkarte, auf welcher dieser Herr Redacteur den Titel führt: „H. F., Eigenthümer, Verleger und verantwortlicher Redacteur des humoristisch-satyrischen Wochenblattes „Die G.", Journalist, Autor, Volkscompositeur, Mitarbeiter, Correspondent, Referent und Berichterstatter mehrerer in- und ausländischer Blätter, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes."

(Der Vesuv.) Man schreibt aus Neapel, 1. November: Gestern Abends und im Laufe der heutigen Nacht bot unser Vesuv ein imposantes Schauspiel; der obere Kegel, von dem man allgemein glaubte, er werde durch keinen weiteren Ausbruch überraschen, war wieder in voller Action und glich einem hellerleuchteten Schlunde. Die Lava floß reichlich aus einer Oeffnung an der westlichen Seite, und der Horizont strahlte weithin von einem majestätischen Feuerscheine. Professor Palmieri theilt mit, daß die Laven, welche seit vielen Monaten auf der nördlichen Seite des Kegels herabflossen, sich sämmtlich vorgestern gegen Süden gestaut hatten. Diese Reaction konnte eine doppelte Bedeutung haben: nämlich auf ein Ende des Brandes hindeuten oder einen großen Ausbruch einleiten. Letzteres geschah denn auch, und die neuen Laven, welche gestern um 8 Uhr Abends zu fließen begannen, waren bereits um 4 Uhr am Atrio del Cavallo angelangt, welches sich bald darauf ganz von Feuer bedeckt zeigte. Viele Fremde hatten bei der äußerst milden Temperatur und einem herrlichen Mondscheine sich hinausbegeben, um das prächtige Schauspiel, das die Eruption bot, zu genießen.

(Eine liebenswürdige Frau.) „Harper's Weekly" bringt in seiner letzten Nummer Folgendes: „Gesucht wird ein Mann, welcher es übernehmen will, mit meiner Frau durchzubrennen. Derselbe muß Muth besitzen, Kräfte wie ein Stier haben, von ausgezeichneter Gesundheit sein und ohne langen und regelmäßigen Schlaf existiren können. Ein Walker würde sich sehr gut eignen, da meine Frau das Walken ausgezeichnet versteht. Dieselbe hat manche gute Eigenschaften, welche allen denen zu statten kommen, die Liebhaber davon sind. Die Schnelligkeit ihrer Sprache läßt nichts zu wünschen übrig, und das Pfeifen der Locomotive ist Flötengesäusel gegen ihr Gekreisch. Auch als Mitarbeiter in einer Essigfabrik wäre sie nicht zu verachten, da sie durch eigene, unerschöpfliche Säure den Proceß des Destillats beschleunigen würde. Sollte sich Jemand finden, der den Muth hat, das Wagniß zu unternehmen und mit ihr durchzubrennen, so zahle ich ihm fünfzig Dollars und die baaren Auslagen. Meinen Segen gebe ich, wenn er gewünscht wird, gratis. Näheres bei Henry Jinks."

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 132. Vierter Jahrgang. 1871.

* Das Erdbeeren-Bärbel.

Erzählung aus dem elsässer Volksleben von Herm. Kleinsteuber.

1.

Nördlich von Zabern, in der Richtung von Straßburg nach Lothringen, liegt Buchsweiler. Es ist ein hübsches Städtchen. Durch den Bastberg, welcher sich dicht hinter demselben erhebt, wird es mit den Stoffen für seine Hauptindustrie versorgt. Diese besteht in der Herstellung von Alaun, Vitriol und verschiedenen anderen chemischen Waaren, welche im Handel geschätzt sind. Ringsum, namentlich in der Richtung nach dem Vogesen-Gebirge hin, giebt's aber auch große herrliche Waldungen, und sie gewähren der umwohnenden Bevölkerung ebenfalls einen ausgedehnten Erwerb, worauf schon die zahlreichen Schneidemühlen hindeuten. Siebenundzwanzig reichsprudelnde Quellen versorgen den Ort mit dem besten Wasser. Eine derselben setzt oft lange aus. Erscheint sie, so füllen sich gleichzeitig alle Brunnen schnell mit Wasser, und sie wird daher mit Sehnsucht erwartet. Sie soll oft fremde, unbekannte Blätter mit sich führen, so daß der Volksglaube sie mit hohen südlichen Gebirgen in Verbindung bringt.

Es war vor etwa zehn Jahren. Das Abendroth spielte golden in den Wipfeln der alten Tannen, welche mit ihren riesigen Stämmen eine Waldlichtung des Bastberges umsäumen. Das mächtige Geäst warf braune Schatten weithin auf die sanft abfallende Wiesenfläche. Tiefer Friede rings umher. Nur dann und wann ließ sich der schrille Ruf eines munteren Holzhähers vernehmen oder der dumpfe Schnabelschlag eines hungrigen Baumläufers.

Aus dem Gehölz trat ein junger Mensch in grünem Kamisol. Am Saum der Wiese jedoch hielt er seine Schritte an und stützte sich leicht auf den knotigen Schleedornstock, dessen Griff er mit der rechten Hand unter den Rücken schob. Während er so bequem hingelehnt stand, führte er mit der Linken eine kurze Pfeife zum Munde und blies daraus geringelte Wölkchen vor sich hin. Sein Auge schaute gleichgiltig umher. Mit einem Male aber raffte er sich auf. Er schien etwas zu bemerken, was ihn angenehm überraschte; denn seine finsteren Mienen klärten sich auf. Er drückte den geraden Schild seines grünen Käppi's tiefer auf die Augen, um nicht von den schräg fallenden Strahlen der Abendsonne geblendet zu werden.

„Richtig, das ist Bärbel!" sagte er mit dem Ausdrucke großer Zufriedenheit, nachdem er mehrere Athemzüge lang eine Gestalt am entgegengesetzten Saume der Wiese scharf in's Auge gefaßt hatte. „Es trifft sich gut, daß mir die Tirn' grad' heute allein in den Weg kommt! Nun weed' ich ja hören!"

Mit diesen Worten lenkte er seine rüstigen Schritte quer über die Waldlichtung hinüber. In wenigen Minuten stand er neben einem jungen, etwa achtzehnjährigen Mädchen, das, auf den Boden niedergekauert, emsig mit dem Pflücken von Erdbeeren beschäftigt war; sie bemerkte den Ankömmling erst, als er, nur noch zwei Schritte entfernt, ihr von der Seite her zurief: „Grüß' Gott, Bärbel! Bist so fleißig bis in die sinkende Nacht?"

Die also Angeredete schrak ein wenig zusammen. Dann ihre Augen zu dem jungen Mann emporrichtend, warf sie leicht hin: „Ja, meine Kameradinnen sind freilich schon heimgegangen; aber ich bin noch aben geblieben, weil ich erst meine Körbchen alle voll machen wollt'. Denn morgen ist ja Jahrmarkt in Buchsweiler drunten; da kammen viel' fremde Leut' hin, und ich hoff', einen hübschen Erlös aus den Erdbeeren zu nehmen."

„Na, das wär' schon gut, wenn nur das Wetter hält," entgegnete der Forsthüter Kilian Eggers, indem er einen forschenden Blick nach dem bewölkten Himmel warf. „Aber," fuhr er achselzuckend fort, „'s wird wohl so werden, wie's immer gewesen ist: der Jahrmarkt wird verregnen."

„Ich hoff', daß Du ein falscher Prophet bist, Kilian."

„Da braucht man gar kein Prophet zu sein, um zu wissen, daß morgen das Wetter unsicher ist," lächelte dagegen Kilian.

„Du siehst's an den Wolken?" fragte das Mädchen verdrießlich, indem sie in ihrer Arbeit eifrig fortfuhr.

„An den Wolken?" wiederholte der Bursche. „I, bewahre! Eben weil's Jahrmarkt ist, wird das Wetter umschlagen."

Das Mädchen schüttelte ungläubig den Kopf.

„Na, da muß ich's Dir erklären," fuhr Kilian lächelnd fort. „Bist hier aus der Nähe — vom Weiler Craufthal — und weißt noch nicht 'nmal, daß es am Buchsweiler Jahrmarkt gewöhnlich Regen giebt! ... Hör' also! 's ist eine Strafe des Himmels, daß den Handelsleuten des Ortes ihr Geschäft solcher Gestalt verdorben wird. Vor etwa hundert Jahren nämlich verschwand in einem Bürgerhause ein silberner Löffel. Eine Dienstmagd des Hauses wurde des Diebstahls angeklagt, vor den Richter gestellt und trotz aller Betheuerungen ihrer Unschuld zum Galgen verurtheilt. Um das Beispiel nun zu einem recht abschreckenden zu machen, wählte man den Jahrmarktstag zur Vollziehung der Strafe. Der Himmel war wolkenleer und kein Mensch dachte daran, daß das Wetter umschlagen könnt'. Aber kaum hatte die Magd am Galgen geendet, als es plötzlich zu regnen anfing. Nachher war's bei den Jahrmärkten immer — bis auf den heutigen Tag — schlechtes oder wenigstens unsicheres Wetter, so daß die Käufer ausblieben. Den Grund von dieser merkwürdigen Wetterlaune erkannte man, als der vermißte Löffel unter einem Dachziegel gefunden wurde, wohin ihn eine Elster getragen hatte."

„Das ist eine ganze hübsche Geschichte," versetzte Bärbel, „aber dieselbe soll mich nicht abhalten, heut' noch so viel Erdbeeren, wie möglich, zu sammeln, um sie morgen auf dem Jahrmarkt feil zu bieten und ein ordentliches Stück Geld daraus zu lösen."

„Also immer nur Geschäfte — Geschäfte!" rief Kilian mit einem Ausdruck des Unmuths.

„Das Geschäft geht vor dem Vergnügen," erwiderte das Mädchen im Tone sanften Nachdrucks, während sie sich näher nach einem breiten grünen Büschel hinneigte, unter dessen gezackten Blättern die röthlich angehauchten Köpfchen zahlreicher Erdbeeren wie neugierig hervorlugten. „Der Sommer ist kurz," fuhr Babara, immer eifrig pflückend, fort, „und da muß ich die Zeit benutzen."

„Aber zum Tanz im „Schwanen" zu Buchsweiler könnt'st Du Dich doch einfinden morgen!" stellte ihr Kilian in bittendem Tone vor.

„O, ich denk' nicht daran!" rief sie, das blonde Köpfchen lebhaft schüttelnd. „Das Tanzen und Jubiliren will sich nicht schicken für eine Dirn', die eine kranke gebrechliche Mutter zu Hause hat."

„Wird diese etwa gesünder davon, daß Du Dir jedes Plaisir versagst?" polterte Kilian heraus.

„Aber ich kann ihr, wenn ich zu Hause bin, die Langeweile verkürzen, kann mit ihr sprechen und plaudern. Da vergißt sie ihr Elend, ihre Schmerzen und Leiden. Du weißt's ja, Kilian, sie ist verschlagen in den Armen und kann sich nicht recht allein behelfen. Und da ist's eine große Wohlthat für sie, wenn ich um sie herum bin. Wie freut sie sich alle Mal, wenn ich nach Hause komm'!... Und wie langsam schleichen ihr die Stunden hin in ihrer Einsamkeit!... Schlimm genug, daß ich den lieben langen Tag im Walde verbringen muß, um Beeren zu suchen und Geld zu verdienen!"

„Du könnt'st ja besser haben!" warf Kilian hin, indem er sich bemühte, seinen Blick forschend auf das Gesicht des Mädchens zu senken.

Diese aber beugte sich wie zufällig noch tiefer auf den Rasen nieder und that, als ob sie jene Aeußerung gänzlich überhört hätte.

„Ich mein', Du könnt'st heirathen!" erklärte sich daher Kilian deutlicher.

Dem Mädchen schoß plötzlich das Blut in die Wangen. Die tiefe Röthe derselben wetteiferte mit dem zarten Duft der Erdbeeren. „Mit dem Heirathen pressirt's mir ganz langsam," warf Bärbel dann etwas schnippisch ein; „'s ist mir wohl genug daheim."

„In der elenden Felshütte zu Craufthal? Na, das nenn' ich 'nen eigenen Geschmack," entgegnete der Bursche achselzuckend und mit einem geringschätzigen Lächeln.

„Ich bin da doch bei meinem lieben Mütterli! Wo die ist, bin ich immer gut aufgehoben, und da ist auch mein Platz," wies Barbara den Burschen nachdrücklich zurecht. „Mein Mütterli würd's nimmer überleben, wollt' ich sie verlassen und zu einem Manne ziehen, der sich nicht um sie kümmerte."

„Na, Du bliebst ja in der Näh', und man könnt' da die gebrechliche Frau schon unterstützen," sagte Kilian in bedeutungsvollem Tone.

„Oder ihr ein elendes Gnadenbrod geben," unterbrach das Mädchen seine stockende Rede. „Nein," schloß sie, „dazu ist mir mein Mütterli zu lieb."

„I was! Dein zukünftiger Mann würd' sie nicht darben lassen!" rief Kilian, indem er den dicken struppigen Kopf lebhaft schüttelte.

„Ja, wenn der Mann darnach wäre!" bemerkte das Mädchen ernst. „Aber wo ist Einer, der sich auch seiner armen Schwiegerin annähm', wie des eigenen Mütterli's? Sie würd' ihm gewiß bald zur Last sein und er würd' sie noth leiden lassen — sie so lange maltraitiren und chicaniren, bis sie's nicht mehr aushalten könnt' und er sie ganz los wäre. Er würd' sie's jede Stunde fühlen lassen, daß sie ihm zu lange lebt und ihm keinen Vortheil bringt. Nein," schloß das Mädchen, das während dieser Rede ordentlich warm geworden war, „nein, ich thu's meinem Mütterli nimmer zu Leid, daß ich ihr einen solchen Eidam gäbe!"

„Potz Wetter! Ich bin Dir noch nicht einmal reputirlich genug!" rief der junge Mann ärgerlich, indem er sich stolz in die breite Brust warf und mit den Fingern lebhaft durch seinen dunkelen Schnurrbart strich, welcher den ganzen Mund bedeckte und in zwei langen, spitz zusammengedrehten Enden fast bis auf die Achseln herunterhing. „Es scheint, Du hast eine schlechte Meinung von mir, Bärbel — he?" schloß er, spöttisch fragend, indem er sich ein wenig zu dem am Boden kauernden Mädchen hinabbeugte.

„I nun, wenn man d'ran denkt, wie Du Deinen seligen Vater behandelt hast, so kann's nicht anders sein," entgegnete diese etwas zögernd, aber mit voller Bestimmtheit.

„Glaubst Du auch das dumme Gerede der Leute?" fuhr Kilian zornig auf. „Der alte Mann guckte alle Tage zu tief in die Flasche und fing hernach Zank und Streit mit mir an. Bin ich da nun etwa schuld gewesen?"

„Ja, Dein Vater hat sich aus Verzweiflung über die schlechte Behandlung von Dir erst dem Trunke ergeben," antwortete das Mädchen resolut und im Tone der festen Ueberzeugung. „Hält'st Du ihn gehegt und gepflegt mit kindlicher Geduld, wie Dir's zukam, so wär er ein nüchterner Mann geblieben sein Lebenlang!"

„Ja, Du sprichst, wie Du's verstehst, und hast doch den eigensinnigen und grilligen Alten gar nicht selber gekannt!" polterte Kilian hervor. „Kein Mensch konnt' mit ihm in Frieden leben."

„O, ich weiß, was ich weiß!" entgegnete Barbara jedoch mit aller Bestimmtheit, indem sie das blonde Köpfchen langsam wiegte. „Rechtschaffene und brave Kinder ertragen die Launen der Eltern mit Geduld. Du aber wirst mir's nimmer ausreden, daß Du kein guter Sohn gewesen bist. Wie soll man da nun Vertrauen zu Dir fassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Mormonenstaat und sein Prophet.

Von Karl Blind.

(Aus der „Neuen Freien Presse.")

Südwestlich von des Felsengebirges höchster Koppe — der sogenannten Fremont's-Spitze, die ihren Namen von dem kühnen Pfadfinder trägt, der sie 1842 auf seiner Entdeckungsfahrt zum erstenmale bestieg — liegt zwischen der Sierra Madre und den Wasatschbergen eine traurige Wüstenei, hundertundfünfunddreißig englische Meilen breit. Hepworth Dixon, der sie mit seinem jungen Freunde, dem jetzigen Unterhausmitgliede Sir Karl Wentworth Dilke, durchzog, um nach Utah zu gelangen, giebt in seinem vielbesprochenen Buche („Das neue Amerika") eine ergreifende Schilderung von dieser grausigen Sahara.

Es ist ein ödes, schauriges Gebiet von Sand und Gestein. Kein Baum — kein Busch — kein Quell süßen Wassers. Gerippe von Elenthieren und Antilopen, von Rossen und Stieren sind über den Boden hin gestreut. Hie und da

erhebt sich ein Grabstein: er deckt die Leichen von Wanderern, die dem Pfeile der Sioux-Indioner erlagen. Dort schwankt am Galgen der Leichnam eines Unglücklichen; die Gefährten erdrosselten ihn im trunkenen Streit. Der ganze Weg ist mit Gebeinen besäet, die Luft von der Erinnerung an Schauderthaten erfüllt. Kaum daß eine Blume aus dem Boden sprießt. Der wilde Salbei nur mischt sich da und dort unter das einsame Gras. Ein feiner weißer Flor von Aschensatz fleckt, dem Reife ähnlich, die Landschaft. Bittere brackische Lachen, an denen Mensch und Vieh den Durst löschen muß, vergiften das Blut. Furchtbare Schnee- und Hagelstürme durchtoben mit plötzlicher Wuth diese Wildniß. Pferd und Maulthier werden dann von Todesangst ergriffen und müssen rasch zusammengekoppelt werden, um ihr jähes Entweichen zu verhindern. Vor Erschöpfung brechen die Zugthiere oft zusammen; keine Peitsche eines Treibers bringt sie mehr auf die Beine. Man kann sie nur abspannen und den Wölfen und Raben überlassen, die hinter der Caravane lauernd einherziehen.

Nicht in weniger als einer Woche vermag man durch diese Einöde zu gelangen. Häufig braucht ein Wanderzug zehn bis zwölf Tage der Leiden und Entbehrungen. Räuberisches Gesindel, zu ruchlosem Morde bereit, das unversehens wie aus der Erde auftaucht, vermehrt noch die Schrecken der Wüste. Endlich nähert man sich jedoch einem freundlicheren Gebiete. Ein Strauch zeigt sich im Felsspalt. Höher und dichter wächst das Gras. Zwerg-Eichen und Ahorn, verkrüppelte Fichten und Cedern tauchen aus der Gegend auf. In belaubten Schluchten murmeln Bäche; der Weidenbaum umsäumt ihren schlängelnden Lauf. Noch sind die Reisenden hoch oben in den Bergen, die sich mählich zu dem Eden am Salzsee herabsenken. Aber siehe! da stoßen sie schon auf ein Lager von nahe an hundert Wagen — nach Art eines „Corral“ zur schützenden Burg gegen die Ute- und Schlangen-Indianer zusammengestellt. Vor jedem Wagen brennt ein gewaltiges Feuer. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen lagern oder tanzen darum herum! Man hört Gesang, den Klang des Schellenspieles und die schmetternden Töne der Trompete und des Hornes. Es ist ein Mormonen-Lager!

Ein langer, tiefer Hohlweg — ein sogenannter Cannon — öffnet den Zugang zum Salzsee-Becken, auf welches man plötzlich wie durch Ueberraschung stößt, nachdem man um die weit vorstehende Ecke eines Felsriffs gebogen. Was vor dem Blicke sich nun ausbreitet, ist in Dixon's Worten, der gewaltige Länderstrecken in drei Welttheilen durchreist hat, eine der schönsten und vollkommensten Landschaften, welche die Erde aufweisen kann. Kein Wunder, daß der arme Auswanderer, der eine Liverpooler Kellerwohnung oder ein Hintergäßchen in Blackwall verlassen hat, mit seinen von religiöser Schwärmerei und Entbehrung verzückten Augen auf diesen weiten Garten wie auf ein irdisches Paradies herniederblickt.

Am Fuße der schneegekrönten Wasatschberge — sagt der Verfasser des „Neuen Amerika“ — zieht sich die große Ebene mit ihren ausgedehnten Fernsichten hin. Ein goldener Duft von eigenthümlicher Pracht füllt das Thal. Es ist die Wirkung eines tropischen Sonnenglanzes, der über Felder, die mit Sonnenblumen so dicht bedeckt sind, wie ein englisches Gefilde mit Butterblümchen, dahinströmt und sich in zahllosen kleinen Seen, Teichen und Bächen spiegelt. Zur Linken steigt um den großen Salzsee eine himmelanstrebende Bergkette empor, von den Rothhäuten „Oquirrh“ genannt. Vor uns liegt die glänzende Stadt, das Neue Jerusalem, unter laubigem Baumwuchs. Jenseits der Mormonenstadt fließt der Jordan. Er trägt die frischen Gewässer von Utah durch die Ebene dem Salzsee zu, der mit seinen dunkelblauen Wellen das große Thal kühlt und ihm tiefere Färbung verleiht. Aus dem See, der hundert englische Meilen breit und hundertundfünfzig lang, erheben sich zwei purpurne Eilande gebirgiger Art, während auf beiden Seiten, jenseits der blauen Gewässer des Sees, regellose, malerische Gebirgsketten sich thürmen — die unfruchtbaren Sierren von Utah und Nevada.

Die Luft ist weich und süß, von südlichem Duft, nordisch an Frische. Kühle Winde wehen von den Wasatschgipfeln herab, auf denen Schnee und Eis auch während der Sommermonate eingebettet liegen. So klar ist der Dunstkreis, daß der Schwarze Felsen, obwohl fünfundzwanzig (englische) Meilen entfernt, nur ein paar hundert Ellen weit weg zu sein scheint und daß Kuppen, die sechzig Meilen auseinanderstehen, wie Spitzen eines einzigen Gebirgszuges erscheinen.

Die lichtumflossene Stadt im Thale gleicht einem Park, aus dem ein weißer Kiosk, eine Capelle, ein Versammlungshaus hervorschaut. Oberhalb der Stadt, höher gelegen, befindet sich ein Zelt- und Hüttenlager, von dem herab eine „heidnische“ Regierung das Treiben der Heiligen am Salzsee beobachtet. Auch das Lager trägt zum Farbenton des merkwürdigen Bildes bei, dessen Umrisse vor den Augen der europäischen Welt — in Folge der neuesten Nachrichten über die Verhaftung Brigham Young's, des Hauptes und Hohepriesters der Mormonen — plötzlich mit großer Schärfe hervortreten.

Es ist eine sonderbare Welt, dieser Staat der Vielweiberei, in welchem ein von Kirchenältesten und Aposteln umringter Prophet gleich einem zweiten Muhamed regiert. Vor sechsunddreißig Jahren gab es sechs Mormonen in Amerika, keinen in England, keinen im übrigen Europa. Im Jahre 1866, als der genannte englische Schriftsteller ihre Zustände erforschte, waren ihrer 20,000 Heilige in der Salzseestadt, im ganzen Mormonengebiete 150,000 Seelen. Anhänger und Gläubige gab es überdies zu Tausenden in verschiedenen Theilen der Erde. Klein hatte die Secte angefangen. Ihr Sitz war anfänglich zu Nauvoo in Illinois. Doch der Unwille des über ihr Treiben empörten Volkes stand mit Waffengewalt wider sie auf; als Opfer fiel dabei ihr Führer Joseph Smith, dem seine Gegner alle möglichen Untugenden, Laster und Verbrechen zuschrieben, von der Trunksucht und dem Diebstahl an bis zu unsagbaren Vergehen. Er wurde im Gefängnisse überfallen, ermordet, und die Schaar der vertriebenen Schwärmer hatte sich unter Fährten und Nöthen den Weg durch das Felsengebirge zu bahnen, um jenseits der schützenden Klüfte eine neue Heimath zu gründen, abgesondert von der Welt durch schwer zugängliche Wüsteneien. Ein Engel war es, der — wie gewöhnlich in solchen Fällen — dem neuen Führer Brigham Young im Traume den Platz zeigte, wo der Tempel und die Stadt der Mormonen erbaut werden sollten.

„Mormonen“ heißen sie von Mormon, dessen Name auch ihrer Heiligen Schrift zur Bezeichnung dient. Diese Heilige Schrift ist ein lange verloren gewesener Theil der auch von den Mormonen anerkannten Bibel. Dem auserwählten Volke Joseph Smith's und Brigham Young's wurde das Glück zu Theil, der kostbaren verlorenen Handschrift wieder habhaft zu werden. Ein Engel hat, selbstverständlich, das „Buch Mormon“ geschrieben, und zwar, wie es sich für einen solchen gebührt, in englischer Sprache. Englisch ist auch, nach Young's entscheidender Versicherung, die Sprache des Himmels. Mit der Geographie stand der Engel, welcher das Buch verfaßte, auf sehr gespanntem Fuße. Er verlegt die Gegenden des gelobten Landes nach Belieben und ergeht sich über die „Quellen des Rothen Meeres“ in einer Weise, welche Kiepert zur Verzweiflung bringen könnte. Indessen, da der Glaube Berge versetzen kann, so vermag ein Engel, der seinem Wesen nach gar nicht dem Zweifel unterworfen ist, in diesem Punkte natürlich das Stärkste zu leisten.

Gütergemeinschaft üben die Heiligen am Salzsee nicht. Vielmehr folgen sie darin, obwohl aus verschiedenen Nationen zusammengewürfelt, dem Yankee-Grundsatz, daß Jeder sich selbst zu helfen, Jeder so scharf und tüchtig wie möglich zu arbeiten habe. Die Biene ist ihr Sinnbild. Als „Bienenland“ bezeichnen sie das Gebiet, in dem sie sich niederlassen.

Wohlbebaute Felder, fruchttragende Gärten, hübsche Häuser, saubere Straßen sind jetzt in dem „Neuen Kanaan" zu finden, das einst, gleich dem gelobten Lande der Juden, viel von Heuschrecken und Grillen zu leiden hatte und in den Schilderungen Fremont's — der zuerst in einem Gummiboot den Salzsee befuhr — keineswegs die Blüthe zu versprechen schien, welche heute das Land Utah oder Deseret kennzeichnet.

Arbeitsam wie die Mormonen sind, ist denn auch die ganze Stufenleiter der „Heiligen", vom Propheten an abwärts, in verschiedenen Geschäftszweigen thätig. Alle diese sonderbaren Kirchenlichter sind Fabrikanten, Baumwollpflanzer, Erzeuger von Leinöl, Farmer, Drechsler und dergleichen mehr. Sie säen und ernten, und warten nicht darauf, daß ihr himmlischer Vater sie auf anderer Leute Kosten nährt. Man soll auch den Mormonen ihr Recht geben, soweit sie es verdienen. Kein Müßiggänger und kein Bettler treibt sich bei ihnen herum; faule Capuzen werden nicht geduldet.

„Brüder und Schwestern im HERRN Jesu Christo!" — redete Brigham Young eine Anzahl neuer Ankömmlinge an — „Ihr seid von Gott aus der Welt erwählt und durch seine Gnade in dies Thal gesendet worden, um sein Königreich aufbauen zu helfen. Ihr seid schwach und müde von Euerem Marsche. Ruht Euch darum einen Tag aus; zwei Tage, wenn nöthig, dann stehet auf und sehet, wie Ihr leben werdet. Macht Euch keine sonderliche Sorge um Euere religiösen Pflichten; Ihr seid für diese Arbeit erlesen worden, und Gott wird Euch darin beistehen. Fasset fröhlich Muth! Blicket in diesem Thale umher, in das Ihr berufen worden. Euere erste Pflicht ist, daß Ihr lernt, wie man Kohl pflanzt und Zwiebeln und Tomatoes und süße Kartoffeln; dann, wie man ein Schwein füttert, ein Haus baut, einen Garten anpflanzt, wie man Vieh zieht und Brod bäckt; kurz, Euere erste Pflicht ist leben zu können. Die nächste Pflicht — für diejenigen, welche als Dänen, Franzosen, Schweizer es noch nicht verstehen — ist, Englisch zu lernen; die Sprache Gottes, die Sprache des Buches Mormon, die Sprache dieser jüngsten Tage. Das müßt Ihr zuerst thun; das Andere wird zu seiner Zeit kommen. Der HERR segne Euch, und der Friede des HERRN Jesus Christus sei mit Euch!"

Es ist Vieles faul im Staate Brigham Young's; aber obige Regeln sind besser als manche Regeln von Bettelmönchs-Orden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Hohes Alter der Pflanzen.) Ueber das höchste Alter, welches einzelne Pflanzengattungen erreichen können, liegen nach einer Zusammenstellung von M. Landon folgende Angaben vor: „Die ältesten Palmen sind 200 bis 500 Jahre, Cercis 300 Jahre, Ulmen 355 Jahre, Cypressen 388 Jahre, Epheu 448 Jahre, Ahorn 516 Jahre, Lärchenbäume 576 Jahre, Kastanien 626 Jahre, Citronenbäume 646 Jahre, Platanen 720 Jahre, Cedern 800 Jahre, Nußbäume 900 Jahre, Linden 1076 Jahre, Tannen 1200 Jahre, Eichen 1400 Jahre, Oelbäume 2000 Jahre, Taxus 2880 Jahre, die Mammuthsbäume in Californien nach Mietck 5000 Jahre (bei 37 Fuß Durchmesser und 450 Fuß Höhe), eine Adansonie und ein Drachenbaum je 6000 Jahre. Der Nestor der Drachenbäume (Dracaena Draco), der auf der Insel Teneriffa auf der Villa de la Orotava stand und den Humboldt, als er ihn 1799 maß, 74 Fuß am Grunde seines Stammes fand, ist am 2. Januar 1868 bekanntlich dem Sturm erlegen, dem er so lange getrotzt. Zu den vorgenannten Pflanzen sind dann noch die Wellingtonien zu rechnen, welche ein Alter von 3000 Jahren und vielleicht noch darüber erreichen."

(Ein politisches Schachspiel.) Unter den im Münchener Kunstverein ausgestellten Kunstwerken befindet sich ein von Ph. Perron gefertigtes politisches Schachspiel. Die Hauptfiguren desselben bestehen aus den porträtähnlichen Köpfen der Hauptpersonen des letzten Krieges; auf der einen Seite der Deutsche Kaiser, die Deutsche Kaiserin, der Deutsche Kronprinz, Bismarck, Moltke, Prinz Friedrich Karl rc., und auf der anderen Napoleon, Eugenie, Thiers, Gambetta rc.; die Avancirenden stellen einerseits preußische Ulanen, bayerische Chevauxlegers und andererseits Turcos und Spahis vor, und die vier Thürme sind in sinniger Weise durch die symbolischen Figuren der Festungen Straßburg, Metz, Mainz und Rastatt repräsentirt. Die Ausführung ist eine in allen Theilen künstlerische, und es erregt dieses jedenfalls interessante Schachspiel auch allgemeine Bewunderung.

(Für tapfere Gefallene.) Am 11. October 1870 hat bekanntlich im Gemeindebezirk Fleury bei Orleans ein heftiger Kampf stattgefunden, und es liegen dort gefallene Bayern und Franzosen gemeinschaftlich begraben. Die Gemeinde Fleury hat nun diesen Begräbnißort eigenthümlich erworben, denselben mit einer Einfriedigung versehen lassen und will jetzt auch den gefallenen Kriegern einen Seelengottesdienst stiften. Da aber zu diesem Zwecke die Mittel der Gemeinde nicht ausreichen, so hat sich dieselbe an J. Maj die Königin-Mutter von Bayern um einen Beitrag gewandt. Se. Maj. der König hat das Bittgesuch, in welchem die bayerischen Soldaten als „braves soldats" bezeichnet werden, übernommen und 500 Francs an die Gemeinde aus der k. Cabinetskasse anweisen lassen.

(Zur Nachahmung.) In England bilden sich Damen-Vereine zur Beschränkung des übertriebenen Luxus und Wiedereinführung einer einfacheren Kleidertracht.

Musikalisches

* Mannheim, 11. Nov. Auf nächsten Donnerstag den 16. November ist das zweite Akademien-Concert angekündigt, und haben für dasselbe Frau Jenny Sottaus-Hentz vom Hoftheater in Kassel und Herr Oscar Kahl, Concertmeister in Zürich, ihre Mitwirkung zugesagt. Frau Sottaus-Hentz, den Besuchern des Mannheimer Theaters, welchem sie vor einigen Jahren angehörte, wohl bekannt, wird eine Arie und Lieder singen, über deren Wahl uns noch nichts Näheres bekannt geworden ist. Herr Kahl wird ein Violinconcert von Max Bruch, dann die Violinstücke „Romanze" von L. v. Beethoven und „Abendlied" von R. Schumann vortragen. Das Orchester bringt zur Aufführung Beethovens F-dur-Sinfonie, Fantasie in F-moll von Fr. Schubert, für Orchester eingerichtet von Rudorff, und die Ouverture zu „Der Beherrscher der Geister" von Karl Maria v. Weber. Wir dürfen somit einem genußreichen Abende entgegensehen.

Räthsel.

Was ist es doch ein seltsam Ding:
Erbaut aus festen Steinen
Steht es; zuweilen gar gering
Aus Holz nur, auf vier Beinen.
Da schaffet Hobel, Meißel, Zwing',
Dort schachert man mit Scheinen;
Und hängt ein fremdes „und" sich dran,
Dann geht's mit seinen Weinen.

A

Auflösung des Anagramms in Nr. 129:
Onkel — Enkel.

Verantwortliche Redaction Gottfr. Kraus. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 133. Vierter Jahrgang. 1871.

* Wach' auf, Herr Bachus!

Gemüthlich trank Bachus sich einen Zopf
Beim letzten Friedensfeste,
Bis endlich zersprungen ihm Knopf um Knopf
An seiner rothen Weste.

(Die Siegesehre gebührt ihm allein,
Das haben wir schuldigst zu melden,
Sein alter, trefflicher Feuerwein
Erstarkte die deutschen Helden.)

Im kühlen Haine da pflegt er nun
Seinen Jammer, der alte Knabe,
Da mag er geborgen in Frieden ruh'n
Beim Becher und Thyrsusstabe.

Das wär' am Ende verzeihlich, der Spaß
Kann Andern auch passiren,
Doch zürnen die Winzer, er vergaß
Der Rebe Frucht zu prabiren.

Daß er zu lachen versäumet hat
Die Trauben — gereicht ihm zur Schande.
Die Ernte begann; an Bachus Statt
Erschien Herr Gall im Lande.

Der sprach: „Wär' ich zum Heiland euch nicht
Geboren, ihr ginget flöten,
Euer Liebling Bachus versäumte die Pflicht,
Nach Brauch die Trauben zu röthen.

Ich bin der Magister Gall, laßt mich
Getrost im Keller gewähren,
Der saure Most, glaubt sicherlich,
Wird zum herrlichsten Nektar gähren!"

Und freigebig warf er in jedes Faß
Von des Teufels Brühen und Laugen,
Und pritschte die Masse, ohn' Unterlaß,
Das war ein Pusten und Pfauchen.

Herr Bachus, Herr Bachus, wach' auf geschwind,
Was soll es heuer nun geben?
Ein jedes durstige Menschenkind
Befürchtet um sein Leben!

Wir lieben, wie du ihn bescheerst, den Wein,
Ist sauer er auch bisweilen,
Da bleiben uns Kopf und Magen rein,
Nur so mag von Grillen er heilen!

Wach' auf, du Starker, und jage hinaus
Das Heer der Veredler und Schmierer,
Sei du wieder Herr im eignen Haus,
Des Rebenlandes Regierer!

Johannes Hüll.

* Das Erdbeeren-Bärbel.

Erzählung aus dem elsässer Volksleben von Herm. Kleinstenber

(Fortsetzung.)

Kilian biß die Zähne aufeinander, während er die eiserne Spitze seines Stockes tief in den Rasen bohrte und düster sinnend vor sich niederstarrte. Man merkte, daß es ihm große Mühe kostete, seinen Verdruß zu bemeistern.

Es verstrichen einige Minuten des Schweigens.

„So, nun hab' ich meine Körbchen voll und das Tagewerk vollendet!" rief dann Barbara, indem sie sich erhob und frohen Blicks nach der Richtung schaute, welche sie für den Heimweg einschlagen mußte.

Das Mädchen, von mittelgroßer und kräftiger Statur, war nicht gerade schön, aber anmuthig und einnehmend. Das reiche blonde Haar, einfach über den Schläfen gescheitelt, und die tiefblauen Augen bekundeten ihre echt deutsch-schwäbische Abkunft, welche ja allen Elsässern gemeinsam ist. Der Ausdruck ihres Blickes, ihrer Mienen zeugte unverkennbar von Güte, Sanftmuth und Innigkeit. Die ganze Seele sprach aus diesem kindlich unschuldigen Gesicht. Ein größerer Ernst indeß, als man bei ihren achtzehn Jahren voraussehen sollte, lagerte auf ihren Zügen und verlieh denselben etwas unendlich Rührendes. Sorgen und mancherlei Erfahrungen mochten bei ihr jene Heiterkeit verscheucht haben, welche das beneidenswerthe Vorrecht der Jugend ist.

Um Barbara's schlanke Hüften lief ein Gürtel, an welchem ringsum längliche Körbchen hingen. Dieselben hatten ungefähr die Form eines halben riesigen Eies und waren aus Binsen geflochten. Alle Erdbeeren-Mareili's (Mädchen) in den Vogesen tragen solche Körbchen, welche äußerst bequem sind, sowohl beim Pflücken der Waldbeeren, als auch beim Fortschaffen derselben. Das fleißige Bärbel hatte ihre Körbchen heute alle bis dicht an den Rand mit Erdbeeren gefüllt.

Der Anzug des Mädchens war sehr einfach, fast ärmlich, dabei aber sauber und nett. Den Oberkörper bedeckte ein weißleinenes Hemd, über welches ein großes buntes Tuch geschlagen war. Der halblange Rock von grünem Baumwollenzeug trug einen schwarzen Saum. Die Füße des Mädchens standen in Holzschuhen, wie man sie ja bei den französischen und auch elsässer Bauern fast überall findet.

Barbara schlug nun rüstig den Weg nach Hause ein; der Waldhüter begleitete sie, immer an ihrer Seite hinschreitend.

„Hör', Bärbel!" begann er wieder mit gedämpfter Stimme, „Du mußt mir endlich das Jawort geben. Ich brauch' eine Frau in's Haus und kann nicht länger mehr warten."

„So such' Dir eine Andere," versetzte jene trocken; „'s giebt ja der braven hübschen Mareili's genug im Lande."

„Ja, freilich — und die mich gern nehmen würden," rief Kilian in gereiztem Tone. „Aber siehst Du, Bärbel, wenn sich ein Mädchen rar macht — wenn sie gar so spröde gegen mich thut, wie Du, so bin ich erst recht auf sie versessen."

„Also nur darum willst Du mich haben?" fragte das Mädchen in spöttischem Tone.

„Nein, nein, weil ich Dich eben am meisten leiden mag — weil ich Dir sehr gut bin!" versicherte der Bursche voll lebhaften Eifers.

Barbara blieb einen Augenblick stehen, als ob sie ein wenig verschnaufen wolle, und sah dabei mit ihren klaren Augen dem Waldhüter fest in das schwarze Angesicht. „Bei

Allem, was ich thue, muß ich zuerst auf mein krankes, gebrechliches Mütterli Bedacht nehmen," sagte sie dann sanft, aber mit ganzer Entschiedenheit. „Wenn ich also wirklich 'mal heirathen thät', so müßt' ich wissen, daß es meinem Mütterli dabei nicht schlechter erginge. Von Dir aber könnt' ich nicht erwarten, daß Du selbige mit in's Haus nähmest und ihr immerdar eine gute Behandlung angedeihen ließest. Darum," schloß das Mädchen ihre Schritte wieder fortsetzend, „darum kann nimmer ein Paar aus uns werden. Nun weißt Du Alles und dabei bleibt's."

Der Waldhüter war ganz blaß geworden vor Zorn und Aerger. „Ach!" rief er mit bebender Stimme, „ich merk' schon, wo das hinaus will: der Sepli *) stände Dir besser an — Du thust schon lange schön mit ihm."

„Und wenn's so wär', so würd'st Du nichts dagegen haben," äußerte Barbara, indem sie flüchtig zu ihrem Begleiter emporsah, der ihr in diesem Augenblicke sehr unheimlich vorkam.

Sie beschleunigte daher auch ihre Schritte. Er aber hielt sie am Aermel zurück.

„Höre, Marei i!" sagte er mit tonloser Stimme, indem er stehen blieb und seine düsteren Blicke voll wilden Feuers auf die Dirne heftete. „Höre, Mareili, treib's nicht zu weit! Ich werd's nimmer dulden, daß Du Dich mit dem Sepli versprichst. Wenn Du's dennoch thät'st, steh' ich für nichts. Da gäb's sicherlich ein Unglück!"

„Ja, ja — da hört man's, was Du für ein braves Bürschli bist!" erwiderte Barbara spöttisch die Drohung des Eifersüchtigen. „Aber wir fürchten uns vor keinem Menschen," schloß sie, indem sie sich von ihrem zudringlichen Begleiter wieder losmachte und nun mit verdoppelten Schritten der Heimath zueilte.

„Das ist unmöglich Dein letztes Wort!" bemerkte jener mit mühsamer Fassung, indem er sich immer dicht an der Seite des Mädchens zu halten suchte. „Ueberleg' Dir's wohl! Morgen auf dem Buchsweiler Jahrmarkte seh' ich Dich wieder. Da werd' ich noch 'nmal anfragen. Gewiß hast Du Dich dann eines anderen besonnen! Vergiß auch nicht, Deinen Sonntagsstaat anzulegen, denn ich will im „Schwanen" mit Dir tanzen — hörst Du 's? Das Vergnügen darfst Du mir nicht versagen!"

„Gieb Dir keine Mühe weiter! 's bleibt bei dem, was ich gesagt habe, und aus dem Tanzen wird nun erst recht nichts!"

Mit diesen Worten schoß die Dirne, flink wie ein Reh, den Abhang hinunter. Kilian vermochte ihr nicht mehr zu folgen. Aber er rief ihr noch einige unverständliche Laute nach, welche tief aus seiner breiten Brust hervorgestoßen wurden. Das schwarzgallichte Blut strömte ihm siedend heiß durch die Adern. Er wußte in diesem Augenblicke nicht, ob er die Dirne, die ihn abgewiesen, bis zum Wahnsinn liebe oder ob er sie tödtlich hasse.

Als dieselbe seinen Blicken entschwunden war, kehrte er um und schlug einen einsamen Waldpfad ein.

Es war gut, daß ihn hier Niemand beobachtete, denn man würde sich am nächsten Tage zugeraunt haben, daß es in seinem Kopfe nicht ganz richtig sei. Er ballte die Fäuste gen Himmel, murmelte unverständliche Worte vor sich hin oder stieß einen grimmigen Fluch aus; zuweilen jagte er eine Strecke in hastigem Laufe vorwärts und blieb dann wieder stehen, indem er den dicken struppigen Kopf auf die Brust niederhängen ließ und mit den runden Augen zu Boden glotzte, als ob er etwas verloren habe, das er nicht wiederfinden könne.

*) Abkürzung für Joseph.

Kilians Eltern stammten von jenseits des Gebirges; es floß also französisches Blut in den Adern des Burschen, was man übrigens auch schon an seiner gelben Hautfarbe und an seinen dunkelen Haaren erkannte; dennoch sprach er geläufig deutsch und hatte die Unterhaltung mit dem Erdbeeren-Bärbel in elsässer Mundart geführt. In unserer Erzählung geben wir jedoch diese Mundart nur andeutungsweise wieder, weil sie dem Leser sonst völlig unverständlich sein würde. Sie hat viel Aehnlichkeit mit dem Schweizer Dialekt, klingt aber beinahe noch häßlicher, als dieser mit seinen bekannten Gurgeltönen und Zischlauten. Die deutsche Sprache konnte nämlich durch alle Bemühungen und Maßregeln der französischen Regierung selbst in den Grenzbezirken nicht ausgerottet werden.

Wirft man einen Blick auf die Landkarte, so sieht man, wie schlank sich das Elsaß von Basel zum pfälzischen Bienwalde zwischen Rhein und Vogesen hinzieht. In ganzer Breite überschaut man das Ländchen von der Plattform des Straßburger Münsters, und wenn von dort oben das Auge über die reich gesegnete Ebene mit ihren zahllosen Dörfern und Baumgruppen nach Westen schweift, so hastet's von selbst an den mannichfaltigen Formen der Wasgaukette, hinter der sich ein anderes Volk, eine andere Welt verbirgt.

Wie falsch es war, statt in Gebirgen, vielmehr in Strömen die Völkerscheide zu suchen und demgemäß den Rhein als die natürliche Westgrenze Deutschlands zu bezeichnen — das thut eben unsere Landschaft in schlagendster Weise dar. Der Localverkehr, den das Elsaß mit dem deutschen Rheinufer unterhielt, war stets auf allen Punkten vielseitig, lebhaft, ununterbrochen, und darum konnten zweihundert Jahre nicht hinreichen, die Masse der Bewohner dem germanischen Wesen zu entfremden. Dagegen war der Verkehr über die Vogesen hinüber auf den Austausch weniger Producte, auf das Angebot ländlicher Arbeitskräfte beschränkt und überdies an bestimmte Punkte gebunden und auch da nur zeitweilig lebendig, sonst flau bis zum Stocken. Darum war und blieb das diesseitige Völkchen deutsch, das jenseitige französisch, und wo beide sich berührten, da konnte man stets die Namen „Wälscher" und „Souobe" („Schwobe") als Ehrentitel und Schimpfworte vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mormonenstaat und sein Prophet.

(Fortsetzung.)

Eine Gefahr für den erstehenden Mormonen-Staat, die ihm möglicherweise sofortige Vernichtung bringen konnte, lag in den wilden Indianerstämmen der Umgegend. Die Heiligen hatten jedoch die weltliche Schlangenklugheit, sich mit den Rothhäuten auf den besten Fuß zu stellen; sie lieber mit Geschenken zu Freunden zu machen, als beständig gegen sie auf der Wacht stehen zu müssen. Eine besondere religiöse Sage wurde sogar erfunden, wonach die Rothhäute eigentlich ein aus Palästina nach Nordamerika versprengter Zweig des hebräischen Volkes seien, der ursprünglich zum priesterlichen

Levitenstamme gehört, aber um seiner Sünden willen dies heilige Amt verloren und dabei auch — die Farbe gewechselt habe!

Gewisse Züge, sagen die Mormonen, haften jedoch den Indianern aus dieser alten israelitischen Zeit noch heute an; zum Beispiel der Glaube an Einen „Großen Geist“, ihre Eintheilung in Stämme, endlich ihre Vielweiberei. Auch sei die Gewißheit vorhanden, daß sie zuletzt wieder zur echten Frömmigkeit zurückkehren und ihre weiße Farbe wiedergewinnen. Mittlerweile bleibt der Mormone daher gut Freund mit der Rothhaut. Was ihm am Indianer am besten gefällt, ist natürlich die mehrfache Ehe — wenn man dies Wort auf einen wüsten Zustand anwenden kann, wo manchmal das Kind, die Mutter und die Großmutter zugleich demselben Gatten „angesiegelt“ sind, wie der Kunstausdruck im mormonischen Harem lautet.

Vom Neger wollen die Heiligen nichts wissen. Auf diesem schwarzen Bruder lastet, ihnen zufolge, ein nicht zu hebender Fluch. Während der Jude von New-York, der Buddhist von San Francisco, der Feueranbeter aus Calcutta, der Wesleyaner von Liverpool, der Moslem aus Kairo, der Cheyenne-Indianer, mit Einem Wort alle Volksstämme, alle Glaubensbekenntnisse, alle Hautfarben nach Utah Zulaß haben, wird der Neger nicht in die Mormonenkirche eingelassen. Er gilt als der Abkömmling Kain's, des ersten Mörders. So lange Gott den auf ihm ruhenden Fluch nicht löst, bleibt er von der Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen.

Mit dieser Lehre deckten sich die Mormonen augenscheinlich nach dem Süden hin, als die Sclavenhaltermacht noch reisig von Georgia bis Missouri dastand. Im Kampf zwischen der Union und den aristokratischen Rebellen des Südens waren die Neigungen der Mormonen auch unzweifelhaft auf südlicher Seite.

Der Heilige, der, gleich dem Indianer in seinem Wigwam, sich Frauen zu dienstbaren Sclavinnen machte, war der natürliche Genoß desjenigen, der herrisch über den Schwarzen gebot. Längst war daher die republikanische Partei der Vereinigten Staaten entschlossen, dem Mormonenthum, so weit es eine mit der Vielweiberei verbundene Hohenpriesterherrschaft darstellt, ein Ende zu machen. Schon im Jahre 1856, als die republikanische Partei zum erstenmale zur eigentlichen Gründung gelangte, erklärte sie in ihrem öffentlichen Bekenntnisse die Vielweiberei und das Sclavenhalterwesen für „eine Zwillingsbrut, die ein Ueberbleibsel der Barbarei“ sei. Der Einfluß des Südens, der gern die „eigenthümlichen Einrichtungen“ schützte, hielt jedoch die Hand der Union vom Angriff zurück.

Nachdem nun aber die Bahn vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean den Zugang zu Utah erleichtert; nachdem das Dampfroß sein Schnauben in den bis dahin unerschlossenen Thälern hat ertönen lassen; nachdem die Entdeckung kostbarer Erdschätze zahlreiche „Heiden“ in die Umgegend des Mormonenstaates gelockt hat und ihr Gebiet nun auch von der californischen Seite her mehr und mehr umzingelt wird, ist der Augenblick gekommen, auch an diese „eigenthümliche Einrichtung“ Hand anzulegen, und so sehen wir denn jetzt den Propheten inmitten seines Volkes durch einen Richter der Vereinigten Staaten vor die Barre geladen.

Die Vielweiberei stand ursprünglich nicht in der Lehre der Heiligen. Das Buch Mormon ertheilt ihr in keiner Weise eine Empfehlung. Erst die Offenbarung eines Engels erleuchtete den Gründer der Secte nachträglich über diesen Punkt, der jetzt im Staate Young's eine so große Rolle spielt, daß, wer nur Eine Frau hat, blos als „ein halber Mormone“ gilt.

Eine, wenn auch kleine Gegenpartei, welche die Vielweiberei verwirft, hat sich jedoch die ganze Zeit über erhalten. Die Söhne von Joseph Smith selber gehören dieser Partei an und haben zum großen Verdruß des Saul und Salomon Young, der in ihnen gefährliche Nebenbuhler sieht, ihre ketzerische Lehre in der Unabhängigkeits-Halle der Salzseestadt gepredigt.

Die Erzpriester der Mormonenkirche besitzen meist einen wohlgefüllten Harem — je nach ihrem Vermögensstande. Die Apostel halten deren zwischen drei und sieben. Der Prophet selbst hatte zur Zeit, als Hepworth Dixon seinen Hausstand besuchte, zwölf Weiber, welche die Mütter seiner achtundvierzig lebendigen Kinder waren. Sie wohnten in den drei Wohnungen, die da genannt sind: der „Bienenkorb“, das „Löwenhaus“ und das „weiße Cottage.“ Wie viele Kebsinnen dem Mormonen-Papste sonst noch angesiegelt sind, ist schwer zu sagen. Die Ansiegelung ist übrigens verschiedener Art — entweder für's Leben oder für's Jenseits. Ein Weib kann Jemandes Gattin in diesem Leben, einem anderen Manne aber für's Jenseits angesiegelt sein. Diese geistliche Seelenbrautschaft kommt in Utah manchmal vor und giebt gelegentlich Anlaß zu ganz weltlichen Auftritten der Eifersucht.

Unter Brigham Young's Weibern sind die hervorragendsten: „Elise die Dichterin“, die „blasse Henriette“ und „Amalie die Prächtige“. Als Pflicht jedes Heiligen gilt es, nach Kräften eine Vermehrung seines weiblichen Hausstandes zu erstreben. In großem Ansehen steht daher bei den Mormonen die Weisheit Salomon's und das gute Beispiel Abraham's. Auch wird hoch gepriesen, daß Sarai diesem arabischen Scheik selbst die Hagar zuführte, und alle Frauen werden aufgefordert, Gleiches zu thun. „Junge Lämmer“ für die Harembesitzer beizutreiben, wird als eine der hauptsächlichsten Beschäftigungen nebst der Arbeit erachtet. Das Land wimmelt auch von Kindern. Es ist ein wahres Baby-Land.

Den Frauen haftet unter diesen Einrichtungen etwas Gedrücktes an. Es ist zwar nicht Zwang, der sie in ihre Stellung bringt; sie folgen nur einer Lehre, einer Gewohnheit und gehen die Verbindung mit freiem Willen ein; aber die Wirkung bleibt dieselbe. Sind sie einmal so verbunden, so haben sie natürlich auch der herrschenden Sitte oder Unsitte gehorsam zu sein; sie leben in Abgeschlossenheit wie in einem türkischen Frauengemach. Die Männer besuchen sich selten unter einander in ihren Wohnungen, noch seltener in Gesellschaft ihrer Gemahlinnen.

Der englische Gast schildert die Frauen, die er gesehen, als unfähig selbst zu der leichten Unterhaltung, wie sie bei Tisch geführt wird. Einfach, um nicht zu sagen, ärmlich gekleidet, ohne helle, freundliche Farben in ihren Gewändern, unnatürlich still, als ob alles Leben aus ihnen herausgepredigt wäre, nur selten ein halb welkes Lächeln auf den Lippen, liefen sie, mit Kindern auf dem Arme, herein und heraus, öffneten Flaschen, trugen Kuchen und Obst hin und her, zündeten Streichhölzer an, thaten Eis ins Wasser, während die Männer auf Lehnstühlen sich räkelten, die Beine zum Fenster hinausstreckend, den Cigarrendampf von sich blasend und Becher Weines leerend. Wein und Tabak soll zwar eigentlich, wenn man recht heilig sein will, nicht genossen werden. In den Gasthöfen giebt es daher auch keine geistigen Getränke. In den einzelnen Häusern fehlt es jedoch durchaus nicht daran.

Im Uebrigen herrscht keine Unmäßigkeit. In eingemachten Pfirsichen und anderen Süßigkeiten überläßt man sich einer milden Ausschweifung; die Mormonen, darin wieder den Mönchen ähnlich, sind große Schlecker und gute Zuckerbäcker. Tanz, Gesang und Schauspiel werden von dem Pontifex sehr befördert; er ist ein förmlicher Prediger der Lustigkeit und hält das Theater in gutem Stande. Seine eigenen Töchter gehen als Schauspielerinnen mit dem Beispiel voran. Lockeres Wesen außerhalb der kirchlich geregelten Haremswirthschaft wird aber nicht geduldet. Ein Mormone kann zwar nie genug verheirathet sein, aber die dafür angeordneten Bestimmungen mußte er sorgsam achten. Brigham Young's Polizei ist eine allgegenwärtige, ihr Mund stumm, ihre Hand schnell. Es ist etwas in ihr von der alten Sicherheitswache Venedigs.

Die Soldaten und Officiere aus dem benachbarten

Lager der Vereinigten Staaten verursachen freilich den Heiligen manchmal gar übelen Verdruß, indem sie Mormonen-Frauen, die der Abschließung überdrüssig sind, verleiten und entführen. „Sie machen uns Sorge," erwiderte Young auf eine an ihn gestellte Frage; „sie drängen sich in unsere Familien-Angelegenheiten ein; wir können dies nicht ertragen; wenn ihre Schuld erhellt, so lassen wir sie ins Gras beißen!" . . . Er fügte rasch hinzu: „Ich selbst habe nie dergleichen Kummer in meiner Familie gehabt."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Aus Straßburg) schreibt man dem „Schw. M.": Prächtige Häuser entstehen an Stelle der früheren häßlichen Gebäulichkeiten; der Grüne Bruch, dieser Mittelpunkt der althergestammten Gärtnercorporation mit seinen altfränkischen verfallenen Baracken, morschen hölzernen Scheunen, garstigen Ställen und stinkenden Misthaufen verwandelt sich in einen schönen und gesunden Stadttheil. Ueberall wird thätig gearbeitet; der Neubau der Präfectur, des Tribunals, der Neukirche, des Theaters u. s. w. wird demnächst in Angriff genommen und rasch zu Ende geführt werden. Einem anderen Blatte wird geschrieben, daß die Deutschen in Straßburg grundsätzlich von allen Privatvereinen ausgeschlossen seien, und diese sich darum genöthigt gesehen haben, für sich besonders einen Verein unter dem Namen „Eintracht" zu bilden.

(Ueber die neueste Pariser Mode) heißt es in einem Pariser Feuilleton der „Montagsrevue": Wie lag sie letzten Winter darnieder, die arme Mode, und wie ist sie, gleich einem Phönix, aus der Asche erstanden! Sie leistet beinahe das Unmögliche, holt nach, was sie voriges Jahr versäumt, woher es kommen mag, daß ihre Schöpfungen manchmal ein wenig überladen erscheinen. Andere mögen anstatt „überladen" „außerordentlich reich" sagen. Es läßt sich hören, wenn für einen Damenmantel, an dem weder Sammet noch Hermelin, sondern nur feines Tuch und Schnüre, so viele Schnüre wahrzunehmen sind, daß das feine Tuch sich beinahe nur errathen läßt, 1200 Frcs. und noch mehr gefordert werden, wenn ein Costüm aus Wollenstoff mit einigermaßen complicirtem Besatz 250–400 Frcs. kostet. Es scheint beinahe unglaublich, daß nach dem harten Kriegsjahre so viel, ausnahmsweise viel Geld an die Toilette verschwendet werden kann, und diejenigen müssen recht haben, die behaupten, die reichen Damen hätten während des letzten Jahres große Ersparnisse gemacht und fühlten nun ein Bedürfniß, sich ihrer wieder zu entledigen, wozu sich Gelegenheit genug bietet. Was die Hüte anbelangt, so sind sie reicher als seit Jahren, äußerst originell, von der Stirn nach dem Hinterkopf aufsteigend, mit schwarzen und schillernden Vogelflügeln, Federn und Schmelzaigretten, großen Maschen und Spitzen garnirt, mit langen Bindbändern versehen. Auch die runden Hüte haben sehr hohe Köpfe mit schmalem Rand, getragen werden sie aber, außer von Kindern und jungen Mädchen, nur selten. Modefarben giebt es dieses Jahr eigentlich keine. Schwarz ist immer noch vorherrschend und lebhafte oder helle Nuancen werden auf der Straße nicht getragen. Die Theatertoiletten bieten nichts Besonderes, und von Gesellschaftstoiletten kann, da noch keine großen Soireen gehalten wurden, nicht die Rede sein.

(Strenge Winteranzeichen.) Aus Tilsit wird vom 7. November geschrieben: Die Schiffbrücke über die Memel wurde gestern wegen des bevorstehenden Eistreibens abgefahren; das Traject ist im Gange. Der Wasserstand beträgt 9 Fuß 2 Zoll, die Temperatur 9 Grad Kälte.

(Auch eine Buße.) In Odessa kam am 25. October aus dem Hofe der katholischen Kirche eine anständig gekleidete Dame heraus, die, auf ihren Knieen gehend und auf nichts achtend, sich mit Mühe die Straße hinabbewegte. Um den Grund dieser ihrer ungewöhnlichen That befragt, gab sie zur Antwort, daß sie bei der Beichte gewesen und daß ihr der Priester als Sühne auferlegte, auf den Knieen nach Hause zu gehen.

(Die brennenden Wälder in Michigan.) Ein Augenzeuge, der eine Eisenbahnfahrt durch die brennenden Wälder Michigans machte, giebt im „Baltimore Wecker" eine Schilderung, der wir Folgendes entnehmen: „Der ganze Staat Michigan steht von der Grenze bei Toledo bis hier an den Huronsee (230 englische Meilen) und vom Michigansee bis an den Detroit-River in Flammen. Eine schwere, undurchdringliche Rauchwolke hängt über dem ganzen Staate und reicht bis weit nach Ohio hinein. Schon von Toledo an brannte der Wald auf beiden Seiten, doch in solcher Entfernung von der Michigan-Southern-Bahn, daß keine Gefahr beim Passiren vorhanden war. Aber es kam noch anders. In Holy traf die telegraphische Nachricht ein, daß die Flint- und Peere-Marquette-Bahn zwischen Flint und East-Saginaw unpassirbar sei. Wir lagen dort sieben Stunden; da traf gegen 12 Uhr Nachts der Expreßzug von East-Saginaw ein, den Beweis liefernd, daß die Bahn passirbar ist. Wiederum ging es los, aber in den Rachen der Hölle hinein. Dieses Schauspiel zu beschreiben verlangt eine gewandtere Feder als die meinige. Mendelssohn-Bartholdy hätte ein solches Schauspiel erleben müssen, er hätte noch etwas Besseres geliefert, als seine berühmte Walpurgisnacht. Einen fabelhafteren Hexensabbath kann sich die kühnste Phantasie kaum ausmalen. Die hundertjährigen Tannenwälder zwischen Pine, Run und Bridgeport waren von den Flammen ergriffen. Riesige Feuersäulen schlugen auf Meilen weit zum Himmel empor. An den Pechrinnen der riesigen Tannen züngelten die Flammen wie Irrwische bis in die Kronen hinauf, und die brennenden Aeste flogen, vom Sturmwinde getrieben, weit über das Feld der Verheerung. Auf beiden Seiten der Bahn prasselte es, wie in einem Hexenkessel, doch immer voran schnaubte das Dampfroß, immer weiter in die Hölle hinein. Auf einmal stand der Zug still. Was nun? Dicht vor uns hatte ein Holzstoß von mehreren tausend Klaftern, den die Bahnverwaltung in Menge der Bahn entlang als Heizungsmaterial für Locomotiven aufspeichert, Feuer gefangen. Mächtige Feuerwolken wälzten sich quer über das Schienengeleise, den Wald auf der anderen Seite in Brand setzend. Was jetzt? Nun folgte eine Scene wilden Entsetzens. Als sich der Zug wieder in Bewegung setzte, um sich die Bahn durch die Feuergasse zu brechen, erscholl ein Schrei wilder Verzweiflung durch die drei Waggons. Weiber heulten, Kinder schrieen, Männer flehten den Conducteur an, umzukehren, doch umsonst. „Fenster zu!" hieß es, und langsam ging der Zug an dem etwa 500 Yards langen brennenden Holzstoß vorbei. Ist hier ein Wunder geschehen? Ich weiß es nicht. Die Flammen, die vorher über die Schienen schlugen, neigten sich beim Herannahen des Zuges auf die andere Seite. Wie immens jedoch die Hitze war, können Sie daraus schließen, daß die Fenster sprangen und der Lack an der Außenseite der Waggons Blasen zog. Dieses Schauspiel wiederholte sich bis Bridgeport noch dreimal, doch waren die Holzhaufen schon so weit niedergebrannt, daß die Gefahr des Brandes unserer Waggons nicht mehr so augenscheinlich war. Glücklich hatten wir diese Prüfung überstanden; aber bis an mein letztes Lebensende werden mir die Schrecken dieser Nacht frisch im Gedächtniß bleiben."

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 131. Vierter Jahrgang. 1871.

* Das Erdbeeren-Bärbel.

Erzählung aus dem elsässer Volksleben von Herm. Kleinsteuber.

(Fortsetzung.)

2.

Es war bereits finster, als Barbara zu Hause anlangte. Der Weiler Krausthal hat arme Bewohner. Zu den ärmsten aber gehörte Barbara's Mutter, welche — vor Jahren zur Wittwe geworden — nur durch den unermüdlichen Fleiß und die hingebende Liebe ihres einzigen Kindes vor der äußersten Noth geschützt wurde. Ihr Mann war Holzhauer gewesen und hatte nichts hinterlassen, als eine elende Hütte.

Während die anderen Häuschen des Weilers sich an eine zweihundert Fuß hohe Felsmauer anlehnten, war die Hütte, welche Barbara mit ihrer Mutter bewohnte, in das Gestein hineingebaut. Der natürliche Felsen bildete drei unregelmäßige Seiten der Wohnung; die vierte, die Vordermauer, war vom Barbara's Vater errichtet und mit einer Thür und zwei Fenstern versehen worden. Die Wohnung bestand aus einem einzigen Raume, aus welchem der Rauch durch ein Loch in der Decke abzog. Vor der Schwelle dieses Raumes zog sich eine breite Felsleiste hin, die man als Straße betrachten konnte. Das Innere der Hütte zeugte von dem Ordnungssinn und der Sauberkeit der beiden Frauen, aber auch von der großen Armuth derselben. An der Rückwand stand das Bett der Mutter; neben demselben ein dürftiges Lager, von Heu und Moos hergerichtet. Es war die Lagerstätte der Tochter. Ein wackeliger Tisch, ein wurmstichiger Schrank und einige hölzerne Stühle mit geraden Lehnen, die herzförmig ausgeschnitten waren, bildeten das ganze Zimmergeräthe.

„Guten Abend, Mütterli!" begrüßte Barbara eine kränklich aussehende Frau, welche ihr mit einem Licht bis an die Thür entgegengekommen war. „Gelt, Du hast mich heut' schon lange erwartet?" schloß das Mädchen, indem sie einen zärtlich besorgten Blick auf die blassen Züge der Mutter warf.

„I nun, konnt' mir schon denken, daß Du heut' recht viel Erdbeeren pflücken wolltest und daher etwas später wie gewöhnlich heimkämst," entgegnete diese freundlich lächelnd, indem sie den rechten Arm mühsam erhob und mit den steifen angeschwollenen Fingern die blonden Scheitel der Tochter zu schlichten suchte.

„Freilich wollt' ich das!" rief diese, froh aufathmend, indem sie den Gürtel von den Hüften losschnallte und die bis an den Rand gefüllten Körbchen, eines nach dem anderen, behutsam niedersetzte und an die Wand lehnte. „Ich möcht' doch morgen ein ordentlich Stück Geld lösen und Dir einen neuen Rock kaufen. Du brauchst ihn so nothwendig, denn mit dem alten kannst Du Dich Sonntags kaum noch in der Kirche sehen lassen. Zehn Franken hab' ich schon dazu gespart. Wenn ich nun morgen auf dem Jahrmarkt noch einige Franken löse, so ist's gethan, und ich seh' Dich nächsten Sonntag im neuen Rock nach der Kirche in Eschburg wandern. O, wie freu' ich mich darauf!" schloß sie, die Hände in kindlicher Weise zusammenschlagend.

„Ja, Du bist eine brave Tochter," sagte die Mutter gerührt. „Gott lohn' Dir, was Du an mir thust! Ach, was wär' aus mir geworden, wenn ich Dich nicht hätt'!"

„Laß das, Mütterli! Es ist ja nur meine Pflicht und Schuldigkeit, daß ich nach Kräften für Dich sorge," lehnte Barbara das ihr gespendete Lob bescheiden ab. „Wenn ich's doch nur noch erlebte, daß Du wieder gesund würd'st und Deine Arme frei gebrauchen könnt'st. 's ist mein höchster Wunsch."

„Wie Gott will!" sagte die Frau mit einem leisen Seufzer. „Wir müssen seine Schickungen in Demuth hinnehmen. Aber ich dank' dem Himmel schon, daß er mir eine Tochter schenkte, die mir mein Elend und meine Gebrechen zu erleichtern sucht. Ich bitt' ihn jeden Tag inständig, daß Du mir erhalten bleibst."

„Ja, vertrauen wir auf Gott! Er wird es schon gut machen," versetzte Barbara voll gläubiger Zuversicht. „So lange ich ein Glied rühren kann, will ich für Dich arbeiten und sorgen — mehr wie für mich selber."

Die Mutter zerdrückte schweigend eine Thräne der Rührung in ihren Augen, während Barbara die Erdbeerenkörbchen hinaustrug, um sie neben der Thür in einer kleinen Felsgrotte aufzubewahren. Hier blieben die Früchte bis zum nächsten Tage recht frisch. Die verschließbare Grotte vertrat die Stelle eines Kellers.

Hierauf setzten sich die beiden Frauen zum Abendessen nieder. Dasselbe bestand aus einem Gericht gesottener Kartoffeln mit Salz. Butter oder Fett genossen sie nicht dazu. Dies geschah nur ausnahmsweise an Sonn- und Festtagen, wie denn überhaupt diese Armen auf die kärglichste Nahrung angewiesen waren. Fleisch kam fast niemals auf ihren Tisch.

Während sie unter traulichem Gespräch ihr Mahl verzehrten, klopfte es zwei Male leise an die Fensterscheibe. Dem Mädchen mußte dies Zeichen bekannt sein, denn während sie sich rasch erhob, flog ein Schimmer der Freude über ihr Angesicht.

Sie öffnete die Thür. Vor der Schwelle auf der Felsleiste stand ein junger Mensch in gebückter Haltung und mit einer schweren Last auf dem Rücken.

„Grüß' Di Gott, Sepli!" rief Barbara und streckte ihm die Hand entgegen. „Aber was bringst Du denn da mit?" schloß sie im Tone des Staunens, indem sie sich weiter vorbeugte und im Abenddunkel zu erforschen suchte, was er auf dem Rücken trug.

„Kumm' nur heraus und hilf' mir den Rückkorb absetzen!" forderte sie der Bursche keuchend auf, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte. „'s ist Leseholz, von dem man spricht, daß es zwei Mal brennt: erst auf dem Rücken und dann in dem Ofen."

„Ja, aber warum plagst Du Dich damit, Sepli?" rief das Mädchen voll Theilnahme und Verwunderung zugleich.

„Na, 's ist für Euch bestimmt," antwortete dieser, während ihm Barbara die gewaltige Holzhucke auf den Boden niedersetzen half. „Ich wußt ja," fuhr Joseph erklärend fort,

„daß es Euch bald an Brennholz fehlen würd', denn diese Woche hast Du die beiden Waldtage, wo man Holzabfall heimholen darf, vorübergehen lassen, ohne auf den Schlag herauszukommen."

„Ja freilich! Ich nahm mir die Zeit nicht dazu, weil ich gern viel Erdbeeren sammeln wollt'; ich kann sie g'rad gut absetzen."

„Dacht' mir's wohl!" meinte Joseph, sich immer von neuem den Schweiß von der Stirn wischend. „Und da wollt' ich Dir aushelfen. Ich hab' die Tage her nach dem Feierabende das Holz gesammelt und bring' Dir's nun."

„Ach, wie gut Du bist, Septi!" rief Barbara tief gerührt und legte dem Burschen vertraulich beide Hände auf die Schultern. „Du gönnst Dir nach dem saueren Tagewerk nicht 'nmal ein paar Feierabendstunden, sondern bleibst auf den Beinen, nur um uns einen Dienst zu leisten."

„Was will das sagen, Bärbel! Könnt' ich doch mehr für Euch thun! Aber ich bin ja leider selber so ein armer Teufel, dem 's oft an dem Nöthigsten gebricht."

„Um so höher muß ich's anschlagen, wenn Du dabei auch noch an uns denkst. Aber komm' doch herein!" schloß das Mädchen und zog den Burschen in's Zimmer.

Hier begrüßte ihn die Mutter ebenfalls auf das freundlichste und konnte nicht genug Worte des Dankes finden für die Aufopferung und Theilnahme, von welcher der brave Joseph heute ein so schönes Zeugniß abgelegt hatte. Sie nöthigte ihn so dringend, mitzuessen, daß er ihr endlich den Willen that und bescheiden zulangte.

Joseph — um einige Jahre älter als Barbara — hatte mit dieser von Kindheit an in nachbarlichem Verkehr gestanden, da er ebenfalls vom Weiler Craufthal stammte. Schon die beiderseitigen Eltern waren befreundet gewesen. Als Joseph die seinen frühzeitig verlor und nun gänzlich allein und verwaist in der Welt dastand, schloß er sich um so enger an Barbara und deren Mutter an; es schien ihm ein wahres Herzensbedürfniß zu sein.

Die beiden Frauen ihrerseits freuten sich über die treue Anhänglichkeit des fleißigen und rechtschaffenen Burschen, der unter allen Mühseligkeiten und Beschwerden seines eigenen kümmerlichen Lebens immer noch Gelegenheit zu finden wußte, sich den beiden Frauen gefällig zu erweisen. So hatte sich zwischen ihm und Barbara allmählich und ihnen selber fast unbewußt eine innige Freundschaft und Liebe gebildet, deren stilles Glück durch nichts getrübt wurde. Zwar sprachen die beiden jungen Leute niemals von den Gefühlen, welche sie für einander hegten, aber sie thaten es durch Handlungen kund, wie sehr das Wohl des Einen dem Anderen am Herzen lag. Joseph wußte sich den beiden Frauen stets nützlich zu machen und ihnen allerhand kleine Dienste zu erzeigen, während Barbara voll Erkenntlichkeit dafür seine Kleidungsstücke und Wäsche mit der Sorgfalt einer Schwester in Ordnung hielt.

Joseph war ein „Schlitter". So nennt man nämlich hier zu Lande diejenigen Waldarbeiter, welche mittelst eines Schlittens das Holz von den Schlägen forttransportiren. Von der Lebensweise und absonderlichen Hantirung der „Schlitter" in den Vogesen wird später die Rede sein.

Während der ganzen guten Jahreszeit war Joseph also droben im „Hochwald" beschäftigt und schlief auch daselbst. Nur des Sonntags und auch wohl einmal in der Woche stieg er zum Weiler Craufthal herab, um Barbara zu sehen und zu sprechen. Das waren seine glücklichsten Stunden; ein anderes Vergnügen kannte er nicht. Indeß kam Barbara bei ihrem Erdbeerenpflücken gelegentlich auch wohl einmal nach dem Hau, wo Joseph arbeitete, und da gab es denn ein fröhliches Wiedersehen.

Im Winter suchte Joseph entweder Beschäftigung in einer Fabrik oder er verfertigte allerhand hübsche und künstliche Holzarbeiten, worin er sich ein besonderes Geschick erworben hatte.

Das einfache Abendbrod in der Felsenhütte war heute verzehrt, und Joseph machte sich auf den Rückweg nach der Baracke, wo er mit seinen Genossen während der guten Jahreszeit zu campiren pflegte. Barbara begleitete ihn ein Stückchen. Es drängte sie, ihn vor dem Waldhüter Kilian Eggers zu warnen; denn die Unterredung, welche sie heute mit letzterem gehabt, beunruhigte sie doch ein wenig. Sie traute dem eifersüchtigen Menschen nichts Gutes zu und fürchtete, seine Rachsucht möchte sich zunächst gegen Joseph, seinen begünstigten Nebenbuhler, wenden.

„Höre, Joseph," sagte sie draußen halblaut zu diesem, „der Waldhüter Kilian hat mir heut' recht mit Fragen zugesetzt, ob ich ihn nicht heirathen wollt' . . ."

„Na, und Du?" unterbrach der Bursche sie eifrig.

„Ich hab' ihn natürlich abgewiesen, wahrscheinlich wird er aber mit seinen Anträgen wiederkommen."

„Weil Du ihm noch Hoffnung gegeben?" fragte Joseph in beklommenem Tone.

„I, bewahre! wie kannst Du so was glauben!" erwiderte das Mädchen beinahe vorwurfsvoll. „Aber Kilian hat einen zähen und trotzigen Sinn. Wie ich ihn kenne, wird er Alles d'ran setzen, mich noch herum zu kriegen. Ich jedoch lasse mich gewiß nicht beschwatzen. Wenn er nun merkt, daß all' sein Bemühen umsonst ist, wird er einen grimmigen Haß auf Dich werfen, weil er meint, daß Du allein die Ursach bist, warum ich ihn ausschlage."

Joseph ergriff Barbara's Hand und drückte sie innig. Es war, als wolle er ihr danken für das beseligende Geständniß, für die glückliche Verheißung, welche ihm diese Worte zu machen schienen; dennoch sprach er nichts; sein Herz war zu voll.

„Ich mein' also, 's ist am besten, Du gehst dem Kilian aus dem Wege," hob das Mädchen von Neuem an. „Man kann nicht wissen, wozu ihn die Eifersucht treibt!"

„Was will er mir anhaben!" entgegnete der Bursche in einem Tone, welcher verrieth, wie wenig er sich vor dem Hasse Kilian's fürchte, wenn er nur der treuen Liebe seiner Jugendgefährtin sicher war. Ob er das Mädchen freilich so bald als Frau werde heimführen können, blieb immerhin zweifelhaft, denn sein Erwerb war so gering, daß er sich für's erste noch nicht getraute, einen eigenen Herd und eine eigene Familie zu gründen. Auf Barbara's Mutter mußte dabei vor Allem doch auch Bedacht genommen werden! Die gebrechliche Frau durfte nicht darunter leiden, daß die Tochter, ihre einzige Stütze, heirathete. Indeß hoffte der fleißige und geschickte Joseph, er werde sich in einigen Jahren so viel gespart haben, daß er den beiden Frauen einen auskömmlichen Unterhalt bieten könne.

Die Liebenden trennten sich jetzt, nachdem Joseph noch versprochen hatte, einer Begegnung oder einem Streite mit dem jähzornigen Kilian möglichst auszuweichen; dennoch

konnte sich Barbara einer gewissen Besorgniß nicht erwehren, als sie nun den theueren Freund auf nächtlichem Pfade in den einsamen Wald hineinschreiten sah. Ihr Herz klopfte lebhaft und sie kehrte erst um, nachdem sie den Geliebten in brünstigem Gebete dem Schutze des Allmächtigen empfohlen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mormonenstaat und sein Prophet.

(Schluß.)

Die Gegner der Mormonen beschuldigen sie häufiger Mordthaten, die, im Dunkel ausgeführt, nie öffentlich erwähnt werden. Man sagt, der Prophet sei von einer Schaar umringt, die sich die „Würg-Engel" nennen. Kommt sein Fall jetzt vor Gericht, so wird man wohl Genaueres darüber erfahren. Schon heißt es, abgefallene Heilige hätten sich als Zeugen angemeldet.

Die geistliche und weltliche Macht, die von dem Propheten geübt wird, ist unumschränkter, als die des Papstes, des Czars oder eines Khalifen je gewesen. „Ein Mann," sagte einer der Kirchenältesten, „führe besser gleich zur Hölle, so er nicht Gnade vor Brigham Young's Augen findet!" Der Prophet schwingt das Schwert Gideon's und herrscht gleich Omar. Dem Aussehen noch (sein Bild liegt vor mir) gemahnt er an einen englischen Provinzialstädter, mit den harten Zügen, wie sie in der Mittelschicht, zwischen Bürger- und Arbeiterstand, oft vorkommen. Man könnte ihn für einen kleinen Handwerker halten. Um den Mund spielt ihm wohl gelegentlich ein Zug von Humor, wie er gerade den stärkeren Geistern meist eigen ist. Ueber seine Entschlossenheit und Thatkraft kann kein Zweifel herrschen; davon hat er genug Beweise gegeben.

Sein Heer besteht aus 20,000 Mann, wohlbewaffnet mit Büchsen und Drehpistolen. Die Heiligen müssen ebenso bereit sein bei der Parade wie im Gotteshause. Sie bauen den Tempel, indem sie das Schwert stets zur Seite haben. Binnen fünfzehn Minuten kann Young 3000 Schützen um's Rathhaus sammeln. Es ist wunderbar, wenn man bedenkt, daß er solche Anhänger für eine Regierung findet, die dem Einzelnen keine persönliche Freiheit, keine Gleichheit vor dem Gesetze, kein Recht der freien Rede und Wahl, kein wahres Familienleben, nichts von alledem gewährt, wofür Männer sich sonst mühen! Der leibliche, doch auf Arbeit gegründete Genuß, mit einem Hintergrund der abenteuerlichsten religiösen Schwärmerei bindet diese Gemeinschaft zusammen, die im Lichte des Jahrhunderts wie eine tragische Narrethei aussieht.

Waffen finden sich in Utah überall; sie scheinen fast zu wachsen. Im Schlafzimmer des Sohnes eines Obersten, das man dem englischen Gaste anwies, entdeckte dieser zu seiner Ueberraschung eine geladene Pistole unter seinem Kopfkissen; zwei Colt's-Revolver, geladen und mit aufgesetzten Zündhütchen an der Wand; in einer Ecke des Zimmers zwei Ballard-Büchsen. Der junge Mann, dem diese Ausrüstung für den Schlaf angehörte, zählte siebzehn Jahre.

Liest man nach solchen Mittheilungen das mormonische Glaubensbekenntniß, so wird man betroffen von dem Gegensatze zwischen dieser handfesten Schießgewehrlichkeit und dem religiösen Larifari, das die Heiligen zu verdauen haben. Es ist noch schlimmer als die neununddreißig Artikel der englischen Hochkirche oder die parlamentarische Reihenfolge des Herrn und seiner Heerschaaren in einer anderen Kirche.

Den Mormonen ist Gott eine Person von menschlicher Gestalt und menschlichem Fleisch. Der Mensch selbst ist ein Theil des göttlichen Wesens und wird später auch zum Gott. Der Mensch ist nicht von Gott geschaffen, sondern von ewig her und wird auf ewig sein. Der Mensch ist nicht in der Sünde geboren und nur für seine eigenen Sünden verantwortlich. Die Erde ist eine Ansiedelung verkörperter Geister; solcher Ansiedelungen giebt es im Weltall viele. Gott ist „Vorsitzender der Unsterblichen"; er hat unter sich vier Reihen von Wesen, nämlich: Götter, aus ehemaligen Menschen entstanden, die hienieden nach dem Gesetze gelebt; Engel, unsterbliche Wesen, die in unvollkommenem Gehorsam gegen das Gesetz auf der Erde gelebt; Menschen, unsterbliche Wesen, in denen eine lebende Seele mit menschlichem Körper vereinigt ist; endlich Geister, unsterbliche Wesen, die noch ihrer Körperhülle warten.

Da der Mensch zum Göttergeschlecht gehört, ja über den Engeln steht, so wird er fähig, einen himmlischen Thron einzunehmen. Sein Hauswesen, aus Frauen und Kindern bestehend, bleibt also auch im Himmel ihm unterthan; er ist dort König über sie. Dies Programm dürfte etwas schwierig auszuführen sein, da die Kinder bekanntlich zu Erwachsenen werden und wieder Kinder haben, so daß im Himmel die Herrschaft jedes Mannes durch die seines Vaters, die seines Vaters durch die seines Ahns und so bis ins Unendliche zurück beschränkt wäre, woraus sich Streitigkeiten und Widersprüche ergeben müßten, die auch die Allmacht nicht schlichten könnte, ausgenommen, wenn man ihr die Fähigkeit zuschriebe, das Unmögliche zu leisten. Doch es kommt auch im mormonischen Glaubensbekenntniß wie anderwärts nicht sehr darauf an, daß Alles zu einander paßt. Nöthigenfalls hilft ein Wunder aus oder der heroische Entschluß: „Credo quia absurdum!" („Gerade weil es dumm ist, darum g l a u b e ich es!")

Noch sei, allen Hagestolzen zur Warnung, bemerkt, daß sie nach der Mormonen-Lehre nicht Götter, sondern n u r Engel werden können. Da das Gesetz die Vielweiberei gebietet, so werden sie durch Versetzung unter die Reihe der bloßen Engel bestraft. Auch diejenigen, welche gesetzwidrig nur Eine Frau genommen, haben ihnen Gesellschaft zu leisten und dürfen, gleich den Ledigen, nicht auf himmlischen Thronen sitzen. Wir lachen über solche Dinge und nehmen andere ganz ernsthaft. Es kommt eben auf die Gewohnheit an.

So stark hat sich der neue Abraham bisher gefühlt, daß er den Vereinigten Staaten geradezu ein Schnippchen schlug und vor Jahren beim Bezirksrichter der Salzseestadt eine eigenhändig unterzeichnete Erklärung niederlegte: er sei bereit, ja er wünsche, vor Gericht zu erscheinen, um sich aburtheilen zu lassen. Bedenkt man, daß die meisten Frauen in Utah das, wenn auch ursprünglich freiwillig übernommene Joch allem Anscheine nach nur mit verhaltenem Aerger tragen, so war diese Anerbietung Brigham Young's eine kühne, man möchte sagen freche. Mancherlei Gründe leiteten ihn indessen bei der Annahme, daß die so keck hingeschleuderte Herausforderung entweder nicht angenommen oder schließlich gar, in Folge vorhandener Rechtsschwierigkeiten, zu seinem Triumphe führen werde.

Thatsache bleibt, daß die Unions-Regierung es bisher vorgezogen, Frieden mit den Mormonen zu halten. Ein Staat innerhalb der Vereinigten Staaten ist Utah noch nicht, sondern nur ein sogenanntes Territorium. Dies Territorium, von Indianergebiet und Einöden umgeben, bildete überdies eine Welt für sich, und so ließ man vorläufig die Dinge dort gehen, wie sie eben gingen. Durch einen südlich gesinnten Präsidenten der Union wurde sogar Brigham Young in den Fünfziger-Jahren selbst zum Statthalter von Utah ernannt, was er bis 1858 blieb. Ein Versuch Buchanan's, einer drohenden Empörung der Mormonen durch einen kriegerischen Angriff vorzubeugen, führte zu schweren Leiden der abgesendeten Unionstruppen. Schließlich traf man ein Abkommen; Brigham Young verlor zwar die Statthalterschaft, allein für alles Vorgefallene wurde Vergessenheit zugesagt, und das Treiben der Heiligen blieb dasselbe.

Endlich ist die Geduld der Vereinigten Staaten erschöpft, und da die Einwanderung von Ungläubigen ins Mormonengebiet jetzt massenhafter geworden, der Widerstand der Gegner

Brigham Young's selbst innerhalb der Mormonenkirche sich verstärkt hat und für den Fall der Unbotmäßigkeit die Mittel zur Niederzwingung jetzt der Unions-Regierung leichter zu Handen sind, so hat man den Propheten beim Wort gefaßt und macht ihm nun den Proceß.

Er war nach den letzten Nachrichten in seinem eigenen Hause als Gefangener bewacht — beinahe wie Pius IX. — und befand sich unwohl, doch war er voll Hoffnung wegen des Ausgangs der Dinge. Hohepriester geben eben nie zu, daß es mit ihnen schlecht steht, auch wenn „Matthäi am Letzten" herannaht.

Mannichfaltiges.

(Technisches.) Aus einem von Dr. A. M. Fischer, Ingenieur in Düsseldorf, in der Sitzung des Vereines für Technik und Industrie in Barmen ohnlängst gehaltenen Vortrag über sogenanntes Aethergas erfahren wir etwas Näheres über dieses räthselhafte Product, von welchem behauptet war, daß es ohne Anwendung von Feuer auf höchst einfache Weise erzeugt werde, keines Gasometers bedarf und fast keine Vorarbeiten erforderlich macht. Wir sehen unsere Vermuthung bestätigt, daß dieses Gas ein längst bekanntes und benutztes ist, nämlich dasselbe, welches die Flamme der Ligroin-Lampe speist, — es ist in der That nichts anderes als mit Dämpfen der flüchtigeren Destillate des Rohpetroleums gemischte atmosphärische Luft. Die Verwendung von carbonisirter Luft als Leuchtstoff ist zwar schon öfter versucht worden, es haben jedoch die erlangten Resultate, wenigstens im Großen, bisher noch nie befriedigt. Wenn nun wirklich das Problem gelöst ist, wie der bei den neuesten Versuchen hauptsächlich betheiligte Dr. Fischer ausführt, so muß allerdings zugegeben werden, daß die Erfindung, beziehungsweise die gelungene Verbesserung der Apparate, von nicht geringem Belang für die Industrie sein kann. Ohne die Construction der Apparate näher zu erörtern macht F. über die Einfachheit der Anlage und die Leichtigkeit des Betriebes einer Aethergas-Anstalt folgende Angaben: Die Aufstellung des Gasentwickelungsapparates für mehrere hundert Flammen erfordert einen Raum von 9 Quadratfuß Grundfläche bei einer Höhe von 6 Fuß. Für den unterirdischen Theil der Anlage genügt ein Raum von 10 Fuß Länge, 5 Fuß Breite und 6 Fuß Tiefe. Zur Unterbringung der Regulirungsvorrichtung ist eine freie Wandfläche von 6 auf 6 Fuß ausreichend. Zum Betrieb der Luftpumpe oder eines Ventilators oder Blasbalges während des Gasconsums genügt 1/20 Pferdekraft. Wenn eine Elementarkraft nicht zur Verfügung steht, kann der die Regulirung besorgende Arbeiter diese Arbeit spielend noch verrichten. F. giebt die Versicherung, daß irgend eine Gefahr bei der Erzeugung des Gases undenkbar sei. Der ganze Vorrath der flüchtigen Naphta liegt in einem hermetisch geschlossenen eisernen Cylindergefäß unter der Erde, wird durch ein eisernes Zuführungsrohr nebst Schlauch aus dem Fasse eingefüllt, und dann durch einen Schraubendeckel für die ganze Gebrauchszeit verschlossen. Mit dem Material hat der Arbeiter im Weiteren nichts mehr zu thun, vielmehr operirt derselbe lediglich mit Wasser, welches dem erwähnten Behälter tropfenweise in solcher Menge zugeführt wird, als Naphta zur Speisung des Gasentwickelungsapparates abgeführt werden soll. Von den verschiedenartigen aus den Petroleumraffinerieen in den Handel gebrachten flüchtigen Erdölen verwendet F. vorzugsweise jene Sorten, welche bisher als die schlechtesten und werthlosesten galten, nämlich solche vom specifischen Gewichte von circa 0,7. Dieses Material soll von amerikanischen Raffineurs wie auch aus mehreren Hafenstädten unseres Continentes in ungeheueren Mengen zu 14 bis 17 Frcs. pro 100 Pfd. netto zu erlangen sein. Eine Raffinerie offerirt beispielsweise 10,000 Ctr. monatlich, was dem Bedarfe von mindestens 60,000 Flammen entspreche, und andere Häuser können noch größere Quantitäten liefern. Das Aethergas wird, wie gesagt, nur in dem Maße erzeugt, als es consumirt wird. Eine mittlere Flamme soll dann eine Leuchtkraft von 25 Kerzen besitzen. Dr. Fischer, Bahnstraße 51 in Düsseldorf, erklärt sich bereit, nähere Information zu ertheilen. — Hieran knüpfen wir die Notiz, daß Prof. Dr. Klinkerfues in Göttingen einen hydrostatisch-galvanischen Gaszünder erfunden hat, durch welchen z. B. sämmtliche Gasflammen der Straßenlaternen einer Stadt im gleichen Momente angezündet werden können. Der Genannte hat bereits ein amerikanisches Patent erworben, wie aus der im Scientific American aufgenommenen Patentbeschreibung hervorgeht.

(Maximilianeum.) Aus München, 12. Novbr., meldet die „Augsb. Abdztg.": Zu den beiden an den Flügelpavillons des Maximilianeums bereits enthüllten Fresken auf Goldgrund, welche den ritterlichen Kurfürsten Max Emanuel in der Schlacht vor Wien und die Schließung des Wittelsbachischen Hausvertrages anno 1329 zu Pavia darstellen, ist nun gestern auch noch ein drittes großes Fresko enthüllt worden, welches den Mittelbau des Maximilianeums schmückt. Dasselbe stellt die Gründung des berühmten Klosters Ettal durch Kaiser Ludwig den Bayer dar.

(Vom Vesuv.) Aus Neapel, 1. Nov., wird dem „Ausland" geschrieben: Erlauben Sie uns Ihnen von der gestern Nachmittags stattgefundenen neuen Kraterbildung des Vesuvs und den dabei beobachteten Erscheinungen, so weit wir sie mit eigenen Augen gesehen haben, Mittheilung zu machen. Um 1 Uhr Mittag, bei prachtvollem Wetter Resina verlassend, hörten wir schon von weitem in kurzen Intervallen die Detonationen des Berges, die, je höher wir stiegen, an Heftigkeit zunahmen, auch fanden wir die Rauchsäulen aus den beiden oberen Kratern breiter und schneller als in den letzten drei Tagen aufsteigen. Etwa um 2 Uhr erreichten wir die Eremitage, in welcher wir kaum eine halbe Stunde verweilten, um unser mitgenommenes Essen zu verzehren, als wir ein außergewöhnliches starkes Dröhnen vernahmen, und in demselben Augenblicke unsere Führer ins Zimmer stürzten, eine Eruption des Vesuvs verkündend. Wir ritten schleunigst nach dem nur wenige Schritte entfernten Observatorium und sahen durch's Fernrohr in ziemlich gerader Linie nach der Bergspitze zu, auf halber Höhe des oberen Schlackenkegels aus einer Spalte einen feurigen Strom Lava sich nach der Sohle der Thalmulde, welche zwischen dem sogenannten Kreuz und dem Fuße des vorbenannten Schlackenkegels liegt, ergießen. Trotzdem uns auf dem Observatorium abgerathen wurde, weiter als bis zum Kreuze zu gehen, beschlossen wir doch dem neuen Krater einen Besuch abzustatten. Um 3½ Uhr gingen wir vom Observatorium fort, 4½ Uhr erreichten wir den Fuß des Kegels, nach weiterem ¾ stündigem beschwerlichem Steigen kamen wir dann endlich einige Schritte oberhalb des Kraters an. Aus demselben floß in einer Breite von etwa 10 Meter dem geschmolzenen Golde gleich die feurige Lava. Anfangs schnell, dann weiter in das Thal heruntergekommen in imposanter Ruhe langsam sich in drei Arme vertheilend. Hr. E. Poppe aus Berlin, dermalen in Florenz, welcher während der Eruption am Kreuze stand, und gerade nach der Stelle des Ausbruchs hinblickte, beschrieb uns den Vorgang folgendermaßen: Etwa um 2½ Uhr hörte ich eine außerordentlich heftige anhaltende Detonation, und sah plötzlich eine dicke Rauchsäule aus dem bis dahin ganz normalen Boden aufsteigen. Nach wenigen Minuten verbreiterte sich die Säule und aus einer Spalte ergoß sich ein feuriger Strom Lava nach der Tiefe. Unmittelbar nach dem Lava Ausbruch wurden die Rauchsäulen auf den beiden oberen Kratern bedeutend kleiner.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Keuz.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 135. Vierter Jahrgang. 1871.

* Das Erdbeeren-Bärbel.

Erzählung aus dem elsäßer Volksleben von Herm. Kleinsteuber.

(Fortsetzung.)

3.

Die Wetterprophezeiung des Waldhüters ging nicht in Erfüllung. Der Buchsweiler Jahrmarkt wurde dies Mal vom heitersten Himmel begünstigt, und von nah und fern strömte eine kauf- und schaulustige Menge in das Städtchen hinein.

Barbara machte heute ein ausnehmend gutes Geschäft. Die wohlhabenden Bürger hatten meist Besuch erhalten und mochten denselben gern mit einem Gericht Erdbeeren zum Nachtisch erquicken. Wo Barbara daher anfragte, hieß man sie willkommen und kaufte von dem reichen Vorrath ihrer Früchte. Von allen „Erdbeer-Mareili's“ hatte sie ja überhaupt die größte Kundschaft. Jedermann konnte das freundliche bescheidene nette Mädchen wohl leiden, zumal ihre Beeren immer am reifsten und saubersten waren. Wo sie auch in ein Haus trat, begrüßten die Kinder sie jubelnd und führten sie im Triumphe zur Mutter mit der stürmischen Bitte, daß sie dem „Erdbeeren-Bärbel“, wie man jene allgemein nannte, etwas abkaufen möchte. Bärbel bedachte die lieben Kleinen aber auch oft noch mit einem Sträußlein prächtiger Waldblumen und richtete damit große Freude unter ihnen an. So arm und doch so freigebig, mußte sie natürlich überall Wohlwollen und Theilnahme erwecken. Bald war heute ihr Vorrath abgesetzt und ihr Geldtäschchen gefüllt.

Nun erst gönnte sie sich das Vergnügen, ein wenig unter den Kauf- und Schaubuden herumzuschlendern. Dabei fiel ihr das große Bild eines Bänkelsängers in's Auge, der einen ungeheueren Zulauf hatte. Der Besitzer erklärte das Bild mit lauter Stimme der neugierigen Menge. Dasselbe stellte eine alte Geschichte aus der Buchsweiler Vergangenheit dar. Diese Geschichte erregte Barbara's Aufmerksamkeit um so mehr, als die Hauptperson darin eine Namensschwester von ihr war. Der Inhalt ist kurz folgender: Graf Jacob von Lichtenberg mit dem Bart hatte die schöne Barbara aus Ottenheim im Lande Baden als Kebsweib zu sich auf sein Schloß in Buchsweiler genommen. Sie wurde frech und übermüthig, ließ die armen Leute ohne Lohn und Kost zwei Tage in jeder Woche für sich frohnden und verpflichtete jede Hausfrau zu Garnlieferungen. Sie steigerte ihre Erpressungen zuletzt so, daß ein Aufstand ausbrach, bei dem besonders die Weiber sich betheiligten und welcher deshalb der Buchsweiler Weiberkrieg heißt. Graf Jacob mußte die böse Bärbel entfernen, und sie zog nach Hagenau, wo sie als Hexe auf dem Scheiterhaufen endete.

„Na, wie gefällt Dir das?“ wurde das Erdbeeren-Bärbel plötzlich angeredet, indem sich zugleich eine Hand auf ihre Schulter legte.

Sie wandte den Kopf zur Seite und erblickte den Waldhüter Kilian neben sich. Ein Schatten des Verdrusses flog über ihre Züge. Sie hatte schon die Nähe des Gasthauses „Zum Schwanen“ gemieden, um dort nicht etwa dem aufdringlichen Burschen zu begegnen; und nun führte ein Zufall denselben doch zu ihr.

„Siehst Du, so geht's hier zu Lande den bösen Bärbels!“ fuhr Kilian lächelnd fort. „Nimm' Dir ein Beispiel d'ran! Wenn Du mich heut' wieder so kurz behandeln wollt'st, wie gestern, so würd's auch 'nen Krieg geben — und zwar zwischen mir und Sepli, dem Schlitter.“

„Was hat Dir denn Sepli zu Leide gethan!“ rief das Mädchen, unwillig über diese rohe und dreiste Art zu scherzen.

„Na, ist's etwa nichts, daß er spät Abends zu Dir schleicht und schön mit Dir thut?“ entgegnete der Waldhüter spitzig. „Ich hab's wohl gesehen, wie er gestern mit einem Rückkorbe voll Holz an Eurer Felshütte gekommen ist, und wie er von Dir gar zuthulich empfangen wurde.“

„Also auf's Lauschen verlegst Du Dich?“ rief das Mädchen erröthend. „Das ist gar nicht fein von Dir, Kilian!“

„Mein Amt erfordert's, daß ich aufpasse, ob Holz gestohlen wird,“ vertheidigte er sich gegen den ihm gemachten Vorwurf. „Ich hätt' auch den Sepli anhalten und nachsehen können, ob er nicht etwa unerlaubter Weise irgendwo Holz weggenommen hat.“

„O, da konnt'st Du getrost nachsehen!“ versetzte Barbara, entrüstet über den Verdacht, welchen er gegen Joseph auszusprechen wagte; „'s war Leseholz, das Sepli an den Waldtagen gesammelt hatte.“

„Mag schon sein! Aber 's gefällt mir durchaus nicht, daß Du ihm nicht den Laufpaß giebst — jetzt, wo Du weißt, daß **ich** Dir nachgehe und Dich heirathen will. Und **ich** bin doch ein ganz anderer Kerl wie Sepli!“ fügte Kilian stolz hinzu, „habe mein schönes Brod und kann alle Tage Forstgehilfe werden.“

„Du meinst, mir soll so eine grüne Uniform in die Augen stechen!“ erwiderte Barbara mit einem geringschätzigen Lächeln. „Nein, ich seh' nur das Herz an, welches darunter schlägt.“

„Na, das **meine** schlägt nur für Dich!“ schmunzelte Kilian, sich etwas tiefer zu ihr niederbeugend. „Komm' also mit mir nach dem „Schwanen“,“ fügte er hinzu, indem er das Mädchen bei der Hand faßte und mit sich fortzuziehen suchte. „Schlag' Dir den Sepli aus dem Sinn! 's ist ja eine große Ehre für Dich, wenn ich Dich nehm'; denn ich könnt' ganz wo anders anklopfen, wo es hohe Betten und Leinenzeug vollauf geg'ben hätt'.“

„Thu' es doch! **Ich** danke für die Ehre,“ sprach Barbara trocken und entzog ihm ihre Hand. „Ich gönne jedem anderen Mareili das Glück, Deine Frau zu werden, und bitt' Dich nur um Eines: laß mich fürder in Ruh' — kümmere Dich nicht mehr um mich! Das ist der größte Gefallen, den Du mir erweisen kannst.“

In Kilians schwarzen Augen flammte es unheimlich auf. Er schaute das Mädchen an, als ob er sie durchbohren wollte. Seine Lippen zuckten fieberhaft. Man mußte fürchten, daß er in einen unbändig wilden Zorn ausbrechen würde. Aber

er schien sich sehr in der Gewalt zu haben; denn schon nach wenigen Pulsschlägen hatte er sich wieder so weit gesammelt, daß er mit schneidender Kälte erwiderte: „'s wird Dich noch 'n mal gereuen, daß Du heut' Dein Glück verscherzt hast. Ich werd' mich zu trösten wissen und mir einen anderen Schatz nehmen. Nicht alle Mareili's sind so blind gegen meine Vorzüge, wie Du!"

Und als ob er den Worten gleich die That folgen lassen wolle, wendete er sich schäkernd an eine hübsche Bauerndirne, welche gerade herzutrat. Barbara entfernte sich alsbald von dem Platze, während sie Kilian mit der geputzten Dirne in der Richtung „Zum Schwanen" fortgehen sah.

Freilich hatte sich diese Dirne ganz anders herausstaffirt, wie das arme Bärbel, das aber durchaus keinen Neid darüber empfand. Die Tracht der Mädchen in der Buchsweiler Gegend ist sehr kleidsam; ein kurzer dunkeler Rock mit rothem oder schwarzem Saum, ein hübsch anliegendes Sammetkäppchen, je nach den Umständen mit reichen Stickereien von Gold und Silber verziert; durch das Käppchen ziehen sich rückwärts mehr als handbreite seidene Bänder, welche nach vorwärts gewunden und über der Stirne in eine große Schleife zusammengebunden sind. Die Haare sind unter dem Käppchen verborgen, so daß der Nacken frei wird. Das anliegende Jäckchen, „Muzze" genannt, meist von dunkeler Farbe, wird häufig ausgezogen, und es tritt dann das blendend weiße Hemd durch seinen gefälligen Schnitt sehr vortheilhaft hervor. Am Hals und an den Aermeln ist es mit Spitzen besetzt. Das an den Rock angenähte Mieder ist sehr weit ausgeschnitten und je nach dem Wohlstande seiner Eigenthümerin verziert; ebenso der Brustfleck. Sehr auffallend erscheint die Art, wie das vielfarbige und häufig carrirte Halstuch gebunden wird. Man schlingt nämlich dasselbe ein oder mehrere Male um den Hals und bindet es rückwärts zusammen, sodaß die Enden nach hinten flattern; dies gewähret einen sehr malerischen Anblick.

Dem Erdbeeren-Bärbel wollte es indeß nicht recht mehr auf dem Buchsweiler Jahrmarkt gefallen: sie wußte selbst nicht, warum. Im Grunde freilich war sie froh, daß sie sich den Waldhüter für immer vom Halse geschafft hatte; aber sie wurde den beängstigenden Gedanken nicht los, der heimtückische Mensch möchte seine Rachgier an Joseph auslassen.

Barbara trat den Heimweg an, sobald sie ihrer Mutter den Rock gekauft hatte, für den sie schon so lange gespart. Welche Freude herrschte darüber in der ärmlichen Felshütte zu Graufthal! Unter den Dankesworten der gerührten Mutter vergaß denn auch Barbara allmählich die Besorgnisse, welche ihr der Waldhüter eingeflößt hatte.

Dieser traf später am Jahrmarkte einen Holzhauer, welcher mit Joseph zusammen auf demselben Schlage arbeitete.

„Ist der Sepli nicht auch hier zum Markt?" holte Kilian ihn mit scheinbar harmloser Miene aus.

„I bewahre! Der nimmt sich nicht die Zeit dazu," antwortete der Holzhauer. „Alle Arbeiter haben diesen Nachmittag Schicht gemacht, um den Jahrmarkt zu besuchen, Sepli aber blieb allein oben und arbeitet ruhig fort."

„Ist er denn gar so fleißig?" forschte Kilian weiter.

„Am meisten von Allen," lautete die Auskunft. „Wir Anderen gehen früh um sechs Uhr an die Arbeit; Sepli aber ist jeden Morgen regelmäßig schon um vier Uhr auf der Schleifbahn. Wenn wir kommen, hat er also schon zwei Stunden gearbeitet."

„Da verdient er wohl auch viel mehr, als Ihr?"

„Ja, freilich," bestätigte der Holzhauer. „Die zwei Stunden werden ihm extra vergütet. Na, er kann's aber auch brauchen; denn wie es scheint, beabsichtigt er, ein armes Mareili zu heirathen, das Erdbeeren-Bärbel. Sie hat eine kranke Mutter daheim, die auch mit versorgt sein will. Und da wird bei ihnen wohl Schmalhans Küchenmeister werden. D'rum strengt sich der Sepli auch jetzt so an; er will einen Nothpfennig zurücklegen."

„Hm — hm!" murmelte Kilian, seinen dicken Kopf langsam wiegend, und ging dann zu einem anderen Gespräch über, als ob ihn das eben Gehörte sehr gleichgiltig lasse. Sein Gesicht jedoch, das etwas Lauerndes gehabt, nahm jetzt den Ausdruck grüblerischen Nachdenkens an. Machte er etwa unter Berücksichtigung der eben erkundeten Umstände geheime Anschläge gegen Joseph?

(Fortsetzung folgt.)

Französische Kinder.

Skizze von Ernst Eckstein.

Wer Paris besucht und sein Interesse nicht lediglich auf die Hummerpasteten Véfours's und Tortini's concentrirt, der wird nicht versäumen, den großen Spiel- und Tummelplätzen der Pariser Kinder eine beobachtende Nachmittagspromenade zu widmen. Die Eigenthümlichkeiten des französischen Nationalcharakters sind vielleicht nirgends so scharf ausgeprägt als in dem Wesen und Treiben der heranwachsenden Generation. Alle guten und alle verwerflichen Züge finden sich hier im Keime; noch hat die Routine des Lebens die ursprüngliche Deutlichkeit dieser Züge nicht beeinträchtigt: wir können lesen, ohne einen sinnentstellenden Irrthum befürchten zu müssen.

Der Tuilerieengarten und der Park de Monceaux verdienen in der bezeichneten Hinsicht vor allen anderen unsere Aufmerksamkeit. Das jugendliche Publicum, das sich in den weitläufigen Anlagen dieser beliebten Spaziergänge herumtreibt, recrutirt sich aus den sogenannten höheren Ständen, und darf daher für civilisirter, echter, vollblutfranzösischer gelten, als die Habitués aller übrigen Gärten.

Es giebt humoristische Einladungskarten, auf denen die launige Künstlerhand alle erdenklichen Scenen aus dem gesellschaftlichen Leben dargestellt hat, so jedoch, daß die Rollen sämmtlicher Mitwirkenden von Kindern gespielt werden. Pausbackige Cavaliere in herzförmig ausgeschnittenen Westen und spiegelblanken Lackstiefeln führen dreijährige Dämchen mit rauschenden Schleppen und blitzenden Bracelets zur Tafel. Duellanten, deren Gesichtsausdruck an die Leiden unglücklicher A-B-C-Schützen erinnert, stehen sich mit drohend gezückten Klingen gegenüber, und suchen sich den sechsjährigen Busen zu durchbohren. Ein liebeskranker Jüngling, dessen Antlitz vier oder fünf kindliche Amorettengrübchen aufweist, entführt eine kaum den Quaten der Wickel entronnene Donna, während ihr Vater, ein siebenjähriger, von Gesundheit strotzender Greis, lebensmüd im Sorgenstuhle sitzt und das winterlich beschneite Haupt schlummernd in die Kissen drückt.... Diese komischen Skizzenblätter treten mir bei jeder neuen Parkpromenade mit überraschender Lebendigkeit vor die Seele. „Il n'y a plus d'enfants." — „Es giebt keine Kinder mehr", — lautet ein bekanntes Schlagwort, mit dem die Boulevard-Presse jede unkindliche Anekdote aus dem Leben der kleinen Pariser einzuleiten pflegt, und so übertrieben es klingen mag, die These verkündet eine fragmentarische Wahrheit! Ja, es giebt auch in Frankreich, auch in Paris noch Kinder; aber im Park de Monceaux sind sie seit vielen Decennien ausgestorben! Was uns in diesen vornehm zugeschnittenen Avenüen

begegnet, das sind „pausbackige Cavaliere“ und „dreijährige Dämchen. . . .“

An der Seite der aristokratisch dreinblickenden Gouvernante kommen sie hergewandelt. Das seidene Kleidchen Aglaé's ist nach dem neuesten Modell gefertigt; die Rüchen, Falbelas und Blenden würden keiner Comtesse zur Unehre gereichen; die Schleife auf der Rückseite der Taille übertrifft die der Erzieherin an Kühnheit der Ausdehnung um ein Beträchtliches. Die reichgestickten Unterröckchen sind von blendender Weiße, und so kunstgerecht gestärkt, daß sie wie ein Drahtkäfig nach allen Richtungen der Windrose abstehen. Die blauen Schnürstiefelchen harmoniren vortrefflich mit der azurnen Nuance des Gewandes. Nur das lose über die Schultern herabfallende Haar unterscheidet die kleine Aglaé von den erwachsenen Königinnen des Macadams.

Auch André ist geschniegelt und gebügelt, wie ein Püppchen. In dem träumerisch geschlungenen Knoten seiner amaranthrothen Halsbinde webt bereits die Eleganz des zukünftigen Stutzers. Das Hütchen sitzt so distinguirt auf den sorgfältig gekräuselten Locken, und die niedliche Hand in den straffen Glacés versteht so meisterhaft mit dem Rohrstöckchen zu fuchteln, daß man unwillkürlich einen Blick auf die feingeschnittenen Lippen wirft, um sich zu überzeugen, ob der achtjährige Bursche nicht auch im Punkte der Havannah seinem Vorbild vom Boulevard gleicht. Lassen wir überdies nicht außer Acht, daß André eine goldene Cylinderuhr an goldener Kette trägt.

Auffallender und fremdartiger als die äußere Erscheinung der Kinder berühren uns ihr Benehmen, ihre Bewegungen, ihre Sprache. Der Gang Aglaé's ist bereits so studirt tugendhaft, so effectirt zurückhaltend, und doch so undefinirbar coquett, daß wir Madame de Fleurichamp, die Mutter des Dämchens, in jedem Schritte wiedererkennen. Sichtlich ist Aglaé bemüht, ihr Bauschröckchen nicht zu zerknittern. Mit lobenswerther Accuratesse vermeidet sie bedrohliche Steine, stäubende Sand-Oasen und andere culturwidrige Stellen des Weges. Selbst André ist in dieser Beziehung sehr „artig“. Mademoiselle Therese, die Gouvernante, hat es durch ihre langjährigen Bemühungen dahin gebracht, ihrem Zögling einen sittlichen Abscheu gegen befleckte Glanzstiefel einzuflößen.

Man gelangt in gemessenem Salontritt zu einer grünangestrichenen Bank. Mademoiselle Therese nimmt Platz, zieht einen Roman aus der Tasche, setzt den Klemmer auf die Nase, und sagt mit einer dünnen Fistelstimme: „Allez vous amuser, mes enfants!“

André und Aglaé haben also jetzt die officielle Erlaubniß zu spielen. Ehe sie sich entfernen, legt ihnen Mademoiselle noch allerlei gute Lehren ans Herz. Sie warnt vor dem Betreten des Rasens und der Beete; sie ersucht dringend, nicht zu laut zu sein; sie macht auf die Gefahren des Fontaine-Beckens aufmerksam. Die Kinder antworten wie auf Commando: „N'ayez pas peur, Mademoiselle!“ — „Fürchten Sie nichts, Fräulein!“ — und überlassen sich den Freuden der Freiheit. . . .

Mademoiselle Emilie, die Gouvernante der Baronesse Chouxbruxelles, ist bereits mit ihren drei Schutzbefohlenen, — Henri, Adéline und Paul —, zur Stelle. Sie hat sich drüben jenseits des Weihers angesiedelt. Wie sie die kleinen Fleurichamps erblickt, erhebt sie sich, und geht auf Mademoiselle Therese zu. Sie hat der lieben Freundin unendlich viel Neues mitzutheilen. Therese legt ihren Roman bei Seite und vertieft sich mit der blonden Collegin in ein eifriges Zwiegespräch, das nur ab und zu durch einen mechanisch ausgestoßenen Mahnruf an die Adresse der Kinder unterbrochen wird.

Inzwischen haben sich die Fleurichamps mit den Chouxbruxelles begrüßt. Henri, Paul und André sind Meister im Complimentiren; sie verstehen die Hütchen zu schwingen, wie in Deutschland kaum ein Tanzmeister oder ein Bonner Corpsstudent. Aglaé und Adéline haben regelrecht geknixt: der Form ist Genüge geleistet.

„Was wollen wir spielen?“ fragte Henri, der älteste der kleinen Gesellschaft.

„Ich schlage „Où est la Marguerite“ vor,“ versetzt die braunlockige Adéline.

„Mais Mademoiselle, y „pensez-vous?“ erwiderte Aglaé. „Ein Spiel, bei dem man das Kleid über den Kopf ziehen muß? Sie sind köstlich, liebe Adéline . . .“

„Ah, es ist wahr, man kann das nur im Zimmer spielen . . .“

„Und wenn die Gesellschaft nur aus Damen besteht,“ ergänzt Aglaé mit Würde . . .

„Aber wir könnten ja statt der Robe ein Taschentuch über den Kopf der „Marguerite“ hängen,“ meint André, indem er das Kinn nachdenklich mit der Hand stützt.

„Y penses-tu?“ ruft Aglaé . . . „Du willst uns die Hüte zu Grunde richten? Mademoiselle Therese hat den meinen erst gestern mit einer frischen Garnitur versehen . . .“

„So schlage ich „Wolf und Herde“ vor,“ sagt Henri.

„Dabei muß man so sehr laufen . . .“ bemerkt Adéline.

„Was liegt daran? Der Platz hier ist vortrefflich; wir haben weder Sonne noch Staub.“

„Spielen wir „Wolf und Herde!“ zirpt jetzt auch der kleine Paul . . . „Das ist das schönste Spiel, das ich kenne . . .“

Er fängt an zu singen:

„Promenons nous dans le bois,
Pendant que le loup n'y est pas!“

„Aber wir sind zu wenige!“ versetzt Aglaé . . .

Inzwischen hat sich ein Kind aus dem Volke, ein siebenjähriges Mädchen in schlichtem Kattungewande genähert. Neugierig betrachtet es die unschlüssigen Aristokratensprößlinge . . .

„Die Kleine da mag mitspielen,“ sagt Paul, indem er zu dem erröthenden Kinde herantritt. „Voulez-vous, Mademoiselle?“

„Paul!“ ertönt es wie auf Verabredung von den Lippen Aglaé's und Adélinens.

Der Knabe wendet den Kopf.

„Was giebt's?“ stammelt er mit einem ängstlichen Blick nach Mademoiselle Therese . . . Das Schuldbewußtsein spricht so unverkennbar aus diesem Blicke, daß die naive Frage einen höchst komischen Eindruck macht. Aglaé kann daher auch nicht umhin, vornehm spöttisch zu lächeln.

Adéline nimmt den Bruder mütterlich an der Hand und zieht ihn bei Seite.

„Was fällt Dir ein, Bébé?“ flüstert sie vorwurfsvoll . . . „Siehst Du denn nicht, daß dieses Mädchen nicht in Toilette ist? Wart', ich werde es Mama sagen, wenn Du wieder einen solchen Verstoß begehst . . .“

„Aber werden wir uns nun verständigen?“ fragt Henri. „Wir haben nur eine Stunde Zeit . . . Mademoiselle fängt heute mit den Lectionen früher an als gewöhnlich, weil Mama ins Theater geht . . .“

„Ah, Ihre Frau Mama geht in's Theater . . .?“ versetzt Aglaé. „Die unserige auch! Welch merkwürdiger Zufall! Die unserige geht in die italienische Oper . . . Und die Ihrige?“

„In's Gymnase.“

„Ah, das ist unmöglich . . .“

„Wie so?“

„Nun, Mama sagt, das Gymnase sei kein Theater comme il faut. In's Gymnase gehen nur Nähterinnen und Putzmamsells.“

„Aber mein Fräulein, ich muß sehr bitten . . . Ein Theater, in das meine Mama geht, ist sehr comme il faut, und Sie werden mir erlauben, Ihre Bemerkung sonderbar zu finden.“

Aglaé kräuselt spöttisch die Lippen. „Ich wiederhole nur, was meine Mama gesagt hat . . .“

„Und ich werde es Mademoiselle Therese sagen, wenn Sie fortfahren, unsere Mutter, die Baronesse Chourbruxelles zu beleidigen! Verstehen Sie, was das heißt: Chourbruxelles? Man ist von Familie, mein Fräulein...“

„Sieh doch, Monsieur schlägt ja einen recht chevaleresken Ton an...“

„Bitte sehr, Mademoiselle Fleurichamp ...“

„De Fleurichamp, s'il vous plaît!“

„Aber lieber Henri,“ begütigt jetzt Adéline mit sanft tremolirender Silberstimme, „wollt Ihr denn wirklich die kurze Frist, die uns erübrigt, mit Streitigkeiten verbringen? Ein Theater wird wohl so gut sein, wie das andere...“

„Quelle idée!“ ruft Aglaé entsetzt. „Mama hat hundertmal zu dem Vicomte Videcrâge gesagt, sie besuche als Dame von Distinction nur die große Oper und die „Italiener“... Nein, Mademoiselle Adéline, da sind wir denn doch etwas strenger in unseren Ansichten...“

„Ach, Dummheiten...“

„Dummheiten! Warten Sie! Mademoiselle Therese! Mademoiselle Therese!“

Sie eilt so hastig, als es der Anstand erlaubt, zur Gouvernante.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Die Sitze im Sitzungssaale des deutschen Reichstages) sind breite lederne Stühle, Sitz und Rückenwand gepolstert; sie haben indeß trotz ihrer großen Bequemlichkeit einen Uebelstand: sobald nämlich der Inhaber aufsteht, springt der Sitz in die Höhe. Gar Mancher wäre dadurch fast zu Schaden gekommen, sintemalen er beim Niedersetzen das entstandene vacuum nicht beachtete. Die Sitze machen sich aber auch bei anderer Gelegenheit bemerkbar. Bekanntlich erfolgen die meisten Abstimmungen durch Aufstehen und Sitzenbleiben. Sobald nun die Reichsboten sich in Masse erheben, geht es wie ein fernrollender Donner durch das Haus; er kommt von den Sitzen, die hinter ihnen aufspringen.

(Zur Illustration des Aberglaubens.) Vor mehreren Tagen wurde am Alexanderplatz zu Berlin ein Mann überfahren und besinnungslos zur Charité gebracht, wo er auch in diesem Zustande verstarb. Derselbe hatte in seiner Brieftasche einen „Himmlischen Schutzbrief“, in welchem alle Waffen und andere gefährliche Dinge angegeben sind, die ihm nichts anhaben können, nur ein Fuhrwerk ist nicht darin erwähnt. Außerdem hatte der Verunglückte auch eine ganze Sammlung vierblätteriger Kleestengel in seiner Brieftasche, die wahrscheinlich auch ein Schutzmittel gegen Gefahr sein sollten.

(Zur Umgestaltung der Kalender.) Am Schillertage veröffentlichte Herm. Uhde in den „Hamburger Nachrichten“ einen trefflichen Artikel, der mit folgenden Sätzen beginnt: „Ein geistreicher Mann hat einmal irgendwo in Vorschlag gebracht, in protestantischen Ländern jenes Ueberbleibsel des Katholicismus, welches darin besteht, daß in den Kalendern neben den Daten die Namen von Heiligen zu lesen sind, als veraltet über Bord zu werfen, und an Stelle dieser Namen diejenigen großer Männer der Neuzeit zu setzen. Da würde es denn beispielsweise nicht heißen: „17. December: Lazarus“, sondern: „17. December: Ludwig van Beethoven“; nicht „22. Januar: Vincentius“, sondern: „G. E. Lessing“; nicht „19. Mai: Potentia“, sondern: „J. G. Fichte“; nicht „14. September: Kreuzes-Erhöhung“, sondern: „Alexander v. Humboldt“; nicht „1. April: Theodora“, sondern: „Fürst Bismarck“ — und so fort. Dränge dieser Vorschlag durch — das heutige Datum passend zu bezeichnen, würden die Kalendermacher in Verlegenheit sein. Drei Namen bieten sich hier zur Auswahl: Martin Luther, Scharnhorst und Friedrich Schiller — alle drei erlaucht, alle drei strahlend im hellsten Glanz, alle drei würdig, der Nation am 10. November in's Gedächtniß gerufen zu werden.“

(Eine äußerst komische Scene), welche sich vor einigen Tagen in dem schweizerischen Thale Camogasca zutrug, erregte in der Umgebung große Heiterkeit. Ein Schornsteinfeger wollte sich früh Morgens in ein hoch im Gebirg gelegenes Dorf begeben. Auf dem Wege traf er eine frisch gefallene Lawine. Mühsam klimmte er an die Spitze, aber in dem nämlichen Augenblicke, als er sie erreicht hat, taucht auf der anderen Seite der Kopf eines Bären empor, der den Weg in verschiedener Richtung eingeschlagen hatte. Sich zu sehen und mit einer wahrhaft militärischen Präcision beiderseits umkehren und davonlaufen war das Werk einer Secunde. In wenigen Augenblicken war der Eine auf dem Berg, der Andere im Thal.

(Am Allerseelentag) erzählt der Pariser „Figaro“, fiel unter den tausend Leidtragenden auf dem Père-Lachaise eine in tiefe Trauer gehüllte Dame auf, die sich schluchzend über den Grabhügel ihres Gatten gebeugt hatte, der, Dank eines geschickt durchgeführten betrügerischen Bankerottes, seiner Wittwe eine jährliche Rente von fünfzigtausend Francs gesichert hatte. „Armer Freund,“ jammerte das unglückliche Weib, „Du hast meine Liebe mit Dir in das Grab genommen, es haben Dich begleitet die Achtung und der Schmerz Aller, die Dich gekannt haben, Du hast hinweggenommen....“ — „Da Sie einmal dabei sind,“ unterbrach die jammernde Wittwe ein Besucher des benachbarten Grabes, „so sagen Sie auch, daß er mir 25,000 Francs mit hinweggenommen hat.“

(Der Brand von Chicago) hat unter anderen eigenthümlichen Wirkungen auch die gehabt, daß ungefähr 200 Dorfzeitungen, die Hunderte von Meilen von Chicago entfernt erscheinen, nur ein halbes Blatt herausgeben konnten. Die Farmer müssen sich nicht wenig gewundert haben, was das Feuer von Chicago mit ihrem Blatte zu thun haben könne, da doch Expedition und Redaction im Dorfe nach wie vor auf der nämlichen Stelle standen. Das Geheimniß erklärt sich folgendermaßen. Eine der bedeutendsten Verlagsfirmen Chicago's druckte die ganze Außenseite eines Zeitungsblattes voll politischer Neuigkeiten, und diese Abdrücke, alle gleich, gingen an verschiedene kleine Zeitungen in den Staaten Illinois, Iowa, Wisconsin und Minnesota, so daß die einzelnen Redactionen nichts weiter zu thun hatten, als die Innenseite mit Localpolitik, Stadtklatsch und Anzeigen auszufüllen. — Die „feuerfesten“ Gewölbe erwiesen sich bei dem Brande als nichts weniger denn „feuerfest“. Das Gewölbe im Zollamtsgebäude, welches zur Aufnahme der Gelder des Unter-Schatz- und Zollamtes diente, ruhte auf zwei eisernen Pfeilern im Untergeschoß, welche durch starkes Eisen verbunden waren. In dem „feuerfesten“ Gewölbe befanden sich zur Zeit des Feuers 2,130,000 Dollars, wovon 300,000 Dollars in spec[illegible]. Sobald das Feuer das Gebäude ergriffen hatte, schmolzen die eisernen Säulen wie Blei und das schwere Gewölbe stürzte ins Untergeschoß herab; 1,800,000 Dollars Papiergeld wurden zu Asche verbrannt, die Goldmünzen im Betrage von 225,000 Dollars verwandelten sich in Goldklumpen, von welchen man bereits fünf Sechstel aus den Ruinen zusammengescharrt hat. Noch kläglicheres Fiasco machten die feuerfesten Gewölbe des Postamtes. Die Kloben der schweren Thüren, welche das Gewölbe gegen das Feuer schützen sollten, waren nur an einem einzigen Backsteine befestigt. Als die Hitze die Mauern ausdehnte, fielen die Thüren in Folge ihrer Schwere heraus, und jeder Kloben nahm den einzelnen Backstein mit, an dem sie festgemacht war; natürlich gingen alle Papiere verloren.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 136 Vierter Jahrgang. 1871.

* Das Erdbeeren-Bärbel.

Erzählung aus dem elsässer Volksleben von Herm. Kleinstruber.

(Fortsetzung.)

4.

Das Fällen und Fortschaffen des Holzes in den Vogesen beschäftigt und nährt eine Menge von Menschen, und da die Orte am Fuße des Gebirges durch Land- und Rebenbau, Gerbereien, Spinnereien und ähnliche Anlagen schon viele Kräfte in Anspruch nehmen, so sind die Leute zu den Waldarbeiten oft stark gesucht und kommen theilweise aus großer Entfernung.

Da sieht man denn jeden Montag Morgen alte und junge Männer, einzeln oder in Gruppen, von allen Seiten herbeisteuern, nachdem sie den Sonntag mit den Ihrigen verlebt und dann der Heimath wieder auf acht Tage Lebewohl gesagt haben. Frische Kraft spricht nicht aus ihrer Haltung und aus ihren Mienen. Die Meisten stecken bleich und schmächtig in ihren Lumpen, weil bei den hohen Preisen der Lebensmittel und der häufigen Unterbrechung der Arbeit durch Regen- und Winterwetter der geringe Verdienst von 2 bis 2½ Franken täglich zur Erhaltung der Familie und gesunden Ernährung des eigenen Ich nicht hinreicht. Ihre Nahrung ist die einfachste und immer dieselbe: eine Suppe, d. h. Wasser mit eingeschnittenem Brod und ganz wenig Speck oder Butter und Kartoffeln in der Schale. Wasser ist sonst das einzige Getränke; zuweilen bringt eine herumziehende Händlerin Kirschwasser oder gewöhnlichen Branntwein. Sie arbeiten während der ganzen guten Jahreszeit und steigen bei dem ersten Schneefall von den Bergen herunter, um sich während des Winters durch andere Arbeit zu ernähren.

Ihre Arbeit im Walde beginnt mit der Einrichtung einer gemeinsamen Hütte, welche monatelang ihre Heimath ist. Es ist eine Baracke oder ein ein Blockhaus mit über einander geschichteten Baumstämmen als Wänden, mit starken Aesten als Sparren, mit Baumrinde als Dach. Im Hintergrunde befindet sich ein Herd, dessen Rauch, wenn's ihm in der Hütte zu eng wird, ungenirt durch die Ritzen in's Freie spaziert, wogegen der Regen, wenn er's draußen zu kalt findet, sich ohne Weiteres in der Hütte einquartiert. Zum Nachtlager dient den Arbeitern ein mit Fichtennadeln versehenes Bett.

Aus diesen schlichten Bauwerken treten allmorgendlich mit dem frühesten unsere Leute, kräftigen sich durch einen Trunk aus dem nahen Waldquell und gehen dann auseinander: zum Schlag die Holzhauer, die Schlitter zu ihrer Bahn.

Die Arbeit der Hauer dürfte so ziemlich in allen Landen dieselbe sein. An den beiden Waldtagen der Woche, an denen es gestattet ist, Holzabfall heimzuholen, krabbeln außerdem auf dem Schlag Männer und Frauen, Mädchen und Büblein durcheinander, sammeln Holzstücke in ihre geflochtenen Rückkörbe und machen besonders Jagd auf große Fetzen Rinde, über denen sich, wie die Sage geht, am raschesten jene Art von Spülwasser kochen läßt, die man Kaffee zu tituliren beliebt.

Die Arbeit der Schlitter ist mühsamer und gefährlicher; ihnen liegt der Transport des geschlagenen Holzes ob. Den Schlitten fertigen sich die Leute selbst. Es ist ein Ding, fast wie das Untergestell einer Korbwiege, wiegt nicht mehr als 25 bis 30 Pfund und muß doch erstaunliche Lasten, oft zwei Klafter Brennholz, tragen.

Die Arbeit des Schlitters will mit großer Ueberlegung ausgeführt sein. Zuerst muß ein Weg angelegt werden, der für die Schlitten fahrbar ist. Der Schlitter hat zu berechnen, wie er schwere Lasten an steilen Bergen hinunter und an schroffen Höhen hinauf, um Felskegel herum und über Schluchten schaffen kann. Er legt also quer über einen kaum 5 Fuß breiten Pfad rohe Schwellen, welche bis zur Hälfte ihrer Dicke in den Boden eingerammt werden; sie sind je einen Fuß von einander entfernt und ohne alle Verbindung. Auf diese stemmt der Schlitter den Fuß; über sie geht, wie Spuren zeigen, das Gefährt, und damit es nicht abweichen könne, sind rechts und links an jeder Schwelle auswärts hervorstehende Pflöcke eingeschlagen. Wo der Weg auf Schluchten trifft, wird die Bahn hin und wieder 20 Fuß hoch und höher über der Erde als Brücke oder Viaduct fortgeführt. Dort sind die Schwellen, wie Sprossen einer Leiter, in Längenbalken eingefügt, und diese liegen in höchst unsicherer Weise auf kreuz und quer über einander gethürmten Felsblöcken, Holzklötzen und Stämmen, die — meist halb verwittert und vermodert — unter dem bloßen Gewichte des Wanderers einzustürzen drohen. Der ganze Bau schwankt und knarrt fortwährend, hat weder Geländer, noch zwischen den Schwellen irgend eine Ausfüllung, und wer zum Schwindel geneigt ist, kann, selbst wenn er frank und frei geht, an verschiedenen Stellen mit der größten Bequemlichkeit Hals und Beine brechen.

Und nun erst die armen Schlitter mit ihrer Last! Sattsam müssen sie rücken, zerren, reißen, um nur erst das hohe schwere Holzfuder in Bewegung zu setzen. Bald vorwärts ziehend, bald zurückpressend, erreichen sie zuerst eine wenig abschüssige Stelle und holen jeden Augenblick das Fettbeutelchen von der vordern Schwinge des Schlittens herab, um — auf allen Vieren kriechend und in sich hinein raisonnirend — die Kufen des Fahrzeugs zu schmieren; oft sogar schmieren sie die Geleise auf den Schwellen, welche von der Sonne gehärtet und ausgetrocknet sind. Nur wenn alles Verrenken der eigenen Glieder nichts helfen will, läßt sich Einer vom Andern ein paar Schritte weit helfen. Endlich sind sie da, wo die Bahn ein stärkeres, ja ein starkes Gefälle bekommt; nun wird's hoffentlich fast von selbst gehen. Von selbst? Ja doch! Jetzt erst beginnt die Höllenarbeit für den Gequälten. Sobald er die geneigte Ebene betreten, fängt der Holzberg an, vorwärts zu drücken und dem Schlitten eine stetig beschleunigte Bewegung zu geben. Es gilt, ihn von vornherein zu hemmen, ehe er unwiderstehlich wird. Den Rücken gegen die Last gepreßt, stemmt nun der Führer unter verzweifelter Anstrengung aller Muskeln den einen Fuß gegen die nächste Schwelle, bis er gewiß ist, das Ganze noch in der Gewalt zu haben, um dann erst nachlassend den anderen Fuß vorzuschieben, den

Berg nachrutschen zu lassen und dabei wieder gewaltsam zu hemmen. Wehe ihm, wenn er nicht Kraft genug besitzt, wenn er fehltritt oder ausgleitet! Der Schlitten, der wie wüthend über das Zerren und Meistern in den schrillsten Tönen pfeift und stöhnt, ächzt und kreischt und förmliche Wolken von Rauch aufsteigen läßt aus den zur Glätte des polirten Stahles zusammengedrückten, schwarz gebrannten Bahnschwellen — der Schlitten würde ihn fortreißen zu immer athemloserem Laufe, bis er stürzend, gerädert, zerquetscht oder von einem anderen, dann ebenfalls aus Rand und Band kommenden Gefährt aufgehalten und zwischen beiden zermalmt würde. Auch kann der Schlitten bei einer schroffen Wendung in die Tiefe stürzen und den Führer mit hinabreißen. Manch' Kreuzlein im tiefen Walde bezeichnet die Stelle, von der man einen Krüppel, einen Sterbenden wegtrug!

Zum Glück vermindern sich Gefahren und Mühseligkeiten, je näher das Gefährt seinem Ziele kommt. Die Bahn erhält allgemach ein angemessenes stetiges Gefälle, wird überhaupt regelmäßiger, bequemer und mündet zuletzt als ein acht bis zehn Fuß breiter Steindamm auf dem „Holzplatze", von dem aus, da ihn die Landstraße berührt, der weitere Transport in gewöhnlicher Weise erfolgt. Der Schlitter aber hängt, nachdem abgeladen worden, sein Fahrzeug, wie der Schüler den Bücherranzen, über die Schulter, steckt — wenn er Tabak besitzt — den „Nasenwärmer" in den Mund und schlendert so behaglich als möglich auf der Bahn zurück, um das schweißtreibende Verfahren zu wiederholen. Gebe ihm der Himmel Kraft und Sicherheit!

So flehte auch Barbara fast täglich für ihren Joseph, der ja, wie wir wissen, ebenfalls ein Schlitter war.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Kinder.

(Schluß.)

Bei der grüngestrichenen Bank angelangt, bricht Aglaé in Thränen aus. „Adéline ist unartig," schluchzt sie, indem sie die rechte Hand der Erzieherin ergreift. „Sie hat gesagt, die Ansichten Mama's wären Dummheiten..."

„Mais c'est atroce!" — „Aber das ist schrecklich!" rufen die beiden Gouvernanten wie aus einem Munde.

„Sie müssen Adéline bestrafen," klagt die weinende Fleurichamp.

„Adéline! Venez tout de suite! Kommen Sie gleich einmal her!"

Die Angeklagte erscheint vor den Schranken.

„Ist es wahr," beginnt Fräulein Emilie, „daß Sie Aglaé beleidigt haben...?"

„Durchaus nicht, Mademoiselle."

„Haben Sie das Wort: „Dummheit" gebraucht?"

„Ich denke nicht daran."

„Aber nein!" ruft Aglaé entrüstet, „so schändlich zu lügen!"

„Ich lüge nicht! Sie sind eine Verleumderin!"

„Adéline!" versetzt Fräulein Emilie mit affectirter Milde, „Sie betrüben mich. Sie werden mir zur Strafe sechsmal das Verb „mentir" schreiben."

Die Gemaßregelte kehrt der Lehrerin schmollend den Rücken.

„Und Sie, Mademoiselle," sagt Fräulein Therese zu Aglaé, „Sie haben Adélinen in's Gesicht gesagt, sie lüge. Wie oft sind Sie darauf hingewiesen worden, daß sich dergleichen nicht schickt. Sie werden mir zehnmal „mentir" conjugiren..."

„Mais..."

„Elfmal! Ich leide keinen Widerspruch, Mademoiselle..."

Dieses Intermezzo hat, wie der Franzose sagt, eine Erkältung erzeugt. Das Spielen will nicht in Fluß gerathen. Man grollt und rechtet mit einander, bis der Ruf ertönt: „Allons, mes enfants!..."

Die Fleurichamps wenden sich, wie Brutus in der Unterwelt, rechtwärts, die Chourbruzelles linkswärts...

Es schlägt vier; die Lectionen nehmen ihren Anfang... Wir überlassen die Zöglinge Emiliens ihrem Schicksal, und beschränken uns auf die Erlebnisse André's und Aglaé's.

Von vier bis fünf unterrichtet Mademoiselle Therese in der französischen Grammatik. Ihre Methode erinnert an die Dressur jugendlicher Hühnerhunde: von Geist, von System keine Spur. Das „Warum" bleibt überall unerklärt; nur das „Was" wird mit sinnloser Energie eingepaukt. Trotz aller Mühe ist der achtjährige André noch nicht dahin gelangt, das Präsens vom Imperfect zu unterscheiden. Mademoiselle Therese bestraft ihn für diesen Mangel an Fassungskraft heute zum hundertundfünfzigsten Mal mit dem Auswendiglernen diverser Bibelsprüche. Wenn die Grammatikstunden noch eine Zeit lang fortgesetzt werden, so wird Mademoiselle Therese auch die Kirchenväter in Anspruch nehmen müssen. Aglaé entwickelt etwas mehr Talent. Sie wandelt „j'aime, tu aimes" ohne Anstoß durch alle Zeiten ab und ist überhaupt ein vielversprechendes Mädchen. Während des Unterrichts nascht sie Bonbons und candirte Früchte.

Von fünf bis sechs docirt die Gouvernante Geographie. Ich sehe, wie um die Lippen des Lesers ein mitleidiges Lächeln spielt. Die Erdkunde war von je eines der Fächer, in denen die „große Nation" sich durch eine naiv-gemüthliche Ignoranz auszeichnete. Wenn ein Blatt, wie das „Siècle" so harmlos sein konnte, Ems zwischen Berlin und Magdeburg zu suchen, wie mag es da um die Kenntnisse unseres guten André, beziehungsweise um die Lehrmethode Theresens bestellt sein?

Alle französischen Gouvernanten geben den Geographie-Unterricht durch das Ohr, anstatt durch das Auge. Die Karte wird nur ganz beiläufig zu Hilfe genommen. Das Wissen entbehrt daher jeder Anschaulichkeit und verfliegt wie Rauch.

André hat Schwierigkeit, Preußen von Bayern zu unterscheiden. Aglaé verwechselt Hindostan mit den westindischen Inseln, und hält Frankfurt für die Hauptstadt von Deutschland. Vielleicht ist Mademoiselle Therese selbst nicht im Klaren...

Um ein Viertel nach sechs wird dinirt. Madame Fleurichamp hält darauf, daß ihre Kinder sich bei Tisch fein und tactvoll benehmen. Die Gouvernante steckt daher keinen Bissen in den Mund, ohne zu mäkeln.

„André, Sie lehnen sich an!..."

Im Nu sitzt der Getadelte stramm wie ein Ulan im Sattel. „Es ist nicht schicklich zu „faullenzen"...

„Aber Mademoiselle," fragt André nach einer Weile, „warum sitzen wir eigentlich beim Diner auf Stühlen, die eine Lehne haben?"

Die Gouvernante erröthet. „Die Lehnen," sagte sie, „sind für die Erwachsenen..."

„Aglaé, Sie schneiden das Brod... Wie oft muß ich Ihnen wiederholen, daß man das Brod bricht..."

„Aber André, wer wird den Fisch mit dem Messer essen...?"

„Wie sonst, Mademoiselle? Die Stücken sind mir zu groß... Bricht man auch die Fische?"

„Man nimmt in die rechte Hand die Gabel und in die linke das Brod... so... und nun zertheilt man ihn... so!"

„Aglaé, nicht so hastig trinken! Das ist viel zu viel Wein! Warten Sie, ich werde Ihnen noch etwas Wasser hinzugießen."

„Aber, Mademoiselle," sagt jetzt Madame Fleurichamp

in vorwurfsvollem Tone, „sehen sie doch einmal, wie André sich die Finger beschmutzt hat! Sie müssen strenger sein, die Kinder haben gar keine Lebensart!“

„André!“ zürnt die Gouvernante auf Commando, „nein, das ist zu stark! Morgen Vormittag kommen Sie mir nicht aus der Thür! Sie schreiben mir die ganze Bergpredigt ab!“

„Aber die Sauce spritzt so!“ erwidert der Knabe mit bekümmerter Miene ...

„Ausflüchte! Haben Sie je gesehen, daß Mama oder mir dergleichen passirt wäre?...

In diesem Augenblick stößt Madame de Fleurichamp eine Bordeaux-Flasche um.

Das Antlitz Theresens überkleidet sich mit einem flammenden Purpur.

„Muß Mama auch die Bergpredigt abschreiben?“ fragt André.

Eugène, der Diener, beißt sich im Hintergrund auf die Lippen.

... Das Mahl ist zu Ende. Monsieur und Madame fahren nach dem Theater. Mademoiselle Therese, André und Aglaé begeben sich nach dem Kinderzimmer. Die Gouvernante setzt sich an den zierlich geschnitzten Schreibtisch, holt ihre Mappe heraus und schreibt Briefe in die Heimath, — an ihre Mutter, ihre Cousine, ihren dereinst zu beerbenden Stiefonkel u. s. w., — oder noch häufiger an eine Freundin, die gleichfalls „ins Joch geschmiedet“ ist. Die Zöglinge erhalten die Erlaubniß, still und sittsam Domino zu spielen.

... Einförmig raschelt die Feder über das rosenfarbene Papier; einförmig klappern die Steine. Nur dann und wann entschlüpft den wohlgezogenen Kindern ein halbunterdrücktes „Mais non“.

Es schlägt neun. Mademoiselle Therese schnellt hastig vom Sitz empor und klappt ihr Portefeuille zusammen.

„Allons, mes enfants,“ sagt sie mit freundlichem Ernste, — „zur Abendandacht!“

„Gleich, Mademoiselle,“ erwidert Aglaé, „wir haben nur noch drei oder vier Züge ...“

„Beeilen Sie sich. Sie wissen, ich liebe die Pünktlichkeit ...“

Sie tritt ans Fenster und blickt in die Nacht hinaus. Ihre Gedanken fliegen, wie wandernde Schwalben in die Weite ... Sie seufzt ... Dann bestimmt sie sich rasch, kehrt sich um und fragt ein wenig ungeduldig: „Eh bien!“

„Noch zwei Secunden, Mademoiselle ...... So! André hat verloren. Siebzehn Points! Siehst Du mein Freund, ich verstehe es besser ...“

Die Kinder nähern sich nunmehr dem großen Teppich vor dem Divan und knieen nieder.

„Aglaé, sprechen Sie das Gebet!“

„Ich habe es gestern gesprochen: André ist an der Reihe.“

„Gut denn, André.“

Der Knabe holpelt in traurigem Dudeltempo eine Litanei ab. Dann spricht Mademoiselle Therese ein Paternoster und schließt mit den Worten: „So, meine Kinder, nun gehen Sie zu Bette, und schlafen Sie im Schutze des Allmächtigen.“

Die Zöglinge erheben sich.

„Warte, Aglaé,“ flüsterte André, „morgen sollst Du keine einzige Partie gewinnen!“

„Pah!“ erwidert die Schwester. „Du kömmst gegen mich nicht auf!“

„Wenn Du nicht flunkerst, gewinne ich immer,“ versetzt der Knabe.

„Wie dumm! Es ist wirklich lächerlich! Gute Nacht, Mademoiselle!“

Das Dienstmädchen nimmt die Kinder in Empfang, und kleidet sie aus. Mademoiselle Therese liest noch ein wenig in ihrem Feydeau und sucht dann auch ihrerseits das schwellende Lager auf. Möge sie sanft schlummern auf ihren Lorbeeren!

Mannichfaltiges.

(Französische Verlogenheit.) Das „Leipziger Tageblatt“ enthält Folgendes aus Leipzig vom 17. Nov.: Die unverschämten Lügen gewisser Franzosen über die angeblich durch Deutsche aus Frankreich entführten Werthgegenstände, namentlich über die nach Myriaden zählenden Wanduhren, haben eine neue Bereicherung erfahren. Der Pariser „Gaulois“ vom 12. Nov. erzählt, ein Baron v. X. aus Paris, der bei St. Germain ein Landhaus besitze, sei in Leipzig von einem Banquier Mayer zu einer Abend-Gesellschaft eingeladen worden, und bei dieser Gelegenheit habe er zwei Salons mit Pendulen, Gemälden und Geräthschaften aller Art „jusqu'à du linge“ (also selbst mit Servietten 2c.) ausstaffirt gefunden, welche einst sein Eigenthum gewesen und während des Krieges von den Söhnen des Herrn Mayer in St. Germain annectirt und nach Leipzig verpflanzt worden seien. Natürlich sei der französische Gast ganz verblüfft gewesen, als er seine herrlichen Besitzthümer hier wiedergesehen; er habe laut geschrieen, gejammert, sein Eigenthum zurückgefordert, aber alles ohne Erfolg. Zuletzt sei dem armen Baron nichts weiter übrig geblieben, als die Hilfe des hiesigen französischen Consuls anzurufen, und in Folge dessen sei nun ein Proceß anhängig gemacht worden. Es wäre natürlich geradezu beleidigend, wollte man irgend einen unserer Mitbürger gegen so blödsinnige Verdächtigung auch nur mit einem Worte vertheidigen. Aber schaden kann es wohl nicht, wenn die grenzenlose Verlogenheit, welche jener Erzählung zum Dasein verholfen hat, zur allgemeinsten Kenntniß gebracht wird.

(Ein Paletot-en-gros-Diebstahl) ereignete sich, nach dem „Fig.“, dieser Tage in einer Berliner Bierstube. Als die zwölf Kellner Nachts das Local verlassen und zu dem Behuf ihre Fracks mit den Winterröcken, die in einem Hinterzimmer gehangen hatten, vertauschen wollten, bemerkten sie zu ihrem Schrecken, daß die letzteren sämmtlich verschwunden waren.

(Auch ein Siegesfest.) In Orleans feierte man am 9. November den vorjährigen Sieg über die Bayern durch eine kirchliche Ceremonie. Außerdem wurde eine Denkmünze geschlagen mit der pomphaften Inschrift: „Schlacht von Coulmiers, 9. November 1870. Die Loire-Armee unter den Befehlen des Generals d'Aurelles de Paladine schlägt die deutsche Armee und befreit Orleans.“

(Polizisten-Strike.) Die längst angekündigte Arbeitseinstellung der Polizei-Beamten von Newcastle ist nunmehr zur Thatsache geworden; 87 Mann sind nach Ablauf ihrer Kündigungszeit ausgetreten, so daß die Stadt nur noch 29 Policisten hat und das Millennium für die dortigen Spitzbuben gekommen zu sein scheint.

(Ein Diebstahl,) dessen Kühnheit und Verwegenheit an das Romanhafte streift, wurde vor wenigen Tagen im Leihamt zu Palermo ausgeführt. Die Diebe gelangten durch einen unterirdischen Gang, welchen sie von einem vor drei Monaten von ihnen gemietheten Hause aus anlegten, des Nachts in das Pretiosenzimmer des Leihamts. Der unterirdische Gang ist 600 Schritt lang und nach allen Regeln der Kunst angelegt, es ist deshalb gar kein Zweifel, daß die Diebe über große und ungewöhnliche Mittel verfügten. Der Zins für das gemiethete Haus war für ein Jahr pränumerando gezahlt, und sie haben an dem Gang mindestens drei Monate gearbeitet. Der Werth des gestohlenen Gutes kann noch nicht festgestellt werden, beträgt aber jedenfalls über 2 Millionen. Die Diebe nahmen nur Pretiosen und Gold und goldene Uhrgehäuse und ließen Silber zurück. In Sicilien ist die Aristokratie gewohnt, während sie im Sommer auf dem Lande wohnt, ihre Pretiosen der Sicherheit wegen aufs Leihamt zu bringen. So hat z. B. eine Gräfin Tasca einen Brillantschmuck im Werthe von 200,000 Francs für 10 Francs

versetzt. Selbstverständlich haben die Diebe diesen Schmuck nicht vergessen. Die Polizei ist überaus thätig und controlirt alle Sicilien verlassenden Schiffe, es ist jedoch wenig Aussicht, die Diebe zu entdecken, da der Diebstahl keineswegs von professionirten Dieben ausgeführt, seit langer Zeit klug angelegt und mit äußerster Geschicklichkeit ausgeführt wurde.

(Präsident Grant) ist bekanntlich ein alter Haudegen; er kann nicht ohne Krieg leben, und jetzt, wo der Norden wieder mit dem Süden vereinigt ist, und wo kein Krieg von außen droht, hat er einem anderen Feinde den Krieg erklärt — dem Chignon. Im Weißen Hause von Washington ist die französische Haarbeutelei verpönt, und Hauptbedingung für Zulassung zu den Gesellschaften der Frau Präsidentin ist, daß die Damen ihre Chignons zu Hause lassen. Wie man sich erzählt, soll die Frau Präsidentin noch strengere Bestimmungen von wegen des Haarwuchses im Auge gehabt haben, die jedoch an der Schwierigkeit, die Grenze zwischen Trug und Wahrheit festzustellen, scheiterten.

Vom Büchertisch.

†* Der durch die langersehnte Einigung unseres Volkes hervorgebrachte gesteigerte Aufschwung in Kunst und Wissenschaft wird von dem Vaterlandsfreunde mit Stolz empfunden, besonders wenn die engere Heimath ihren Antheil daran hat und eine ehrenvolle Stelle unter den deutschen Stämmen einnimmt. Und so haben wir denn nach verschiedenen Richtungen das Ergebniß erfreulicher heimathlicher Thätigkeit zu vermerken und vor Allem der kartographischen Leistungen zu gedenken, die uns die letzten Monate gebracht haben.

Den ersten Rang nimmt die zum Oefteren besprochene, im Tascher'schen Verlage zu Kaiserslautern erschienene **Wandkarte der Pfalz** von Dr. M. Möhl ein, ein Meisterwerk das die besten Reliefkarten nicht nur ersetzt, sondern auch durch geschickte Zeichnung und Färbung bei Weitem übertrifft und durch die unter einem bestimmten Winkel her einfallende Beleuchtung das Bild höchst anschaulich macht. Sie ist ein schön und plastisch in's Auge tretendes, dem Gedächtniß sich einprägendes, im Großen und Ganzen naturwahres Kartenbild, ein schöner würdiger Wandschmuck für jedes gebildete Haus, besonders auch für die Schule.

Daran schließt sich würdig an die dazu gehörige, ganz nach denselben Grundsätzen gearbeitete **Handkarte der Rheinpfalz,** die noch besonders werthvoll wird durch die beigegebene Verzeichnung der Lauflängen der Hauptflüsse im Saar-, Rhein- und Nahegebiet, die orographische Ansicht des Gebirges vom Rheinthale aus, und die Angabe der hervorragendsten Berge nach der Gebietseintheilung. Wir haben nie eine deutlichere anschaulichere Auffassung gefunden.

Die **historische Karte der Rheinpfalz,** nach dem politischen Territorialstande im Jahre 1792 bearbeitet von J. G. Rau, Professor und Archivar, und K. A. Ritter, Forstamtsassistent, erschienen in der Gottschick-Witter'schen Buchhandlung in Neustadt, ist in ihrer Art vollendet und gewährt das klarste Bild des früheren politischen Zustandes unserer Provinz. Bis in's kleinste Detail genau, ersetzt diese prachtvoll ausgestattete Karte ein ganzes Buch und läßt auch über keinen noch so unbedeutenden Punkt irgend einen Zweifel. Niemand, der auf die Kenntniß unserer Heimath Anspruch machen will, kann die Karte entbehren und insbesondere sollte dieselbe in keiner Büchersammlung, in keinem Lesezimmer fehlen.

Die treffliche **Karte des corrigirten Rheinlaufes von Lauterburg bis Germersheim** von Gredenau, welche mit dem letzten Jahresberichte der „Pollichia" erschien, wurde bereits bei einer anderen Gelegenheit besprochen, verdient aber hier nochmals erwähnt zu werden.

Als pfälzisches Erzeugniß müssen wir ferner anführen: **Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache** nach der Anschauungsmethode und nach einem ganz neuen Plane, mit Bildern, von Ignaz Lehmann, früher Vorsteher einer Knaben-Erziehungsanstalt in Neustadt a. H., jetzt in Nürnberg. Dieses Werk des genialen Verfassers bricht eine ganz neue naturgemäße Bahn. Daß dieselbe sich bewährt, beweist das Erscheinen einer zweiten Auflage, sowie die Herausgabe eines Lehrbuches der englischen Sprache nach derselben Methode.

Bei der Wichtigkeit des Volksschulwesens für alle Classen des Volkes kann es nicht befremden, wenn im Anschlusse an obige Bemerkungen einiger Schulschriften gedacht wird, welche gleichfalls pfälzische Erzeugnisse sind und rühmliches Zeugniß von pfälzischer Lehrerthätigkeit geben. Die **Geographie für die Oberclassen der Volksschule, sowie die unteren Classen der Lehranstalten,** nebst einem Abriß der deutschen Geschichte von Ph. Röhm, Lehrer in Kaiserslautern, Tascher 1871, ist nicht blos ein treffliches Schulbuch, sondern bietet selbst den Vorgeschrittenen eine Menge interessanter Belehrungen und anregender Bemerkungen. Der Abriß der deutschen Geschichte liefert den Beweis, daß man auch in confessionell gemischten Schulen selbst die Reformation und den dreißigjährigen Krieg wahrheitsgetreu behandeln kann, ohne auf irgend eine Weise zu verletzen.

Von demselben Verfasser für die süddeutschen Staaten bearbeitet liegt vor uns: **Rechenbuch für Volksschulen** von Haesters, in drei Theilen, für die Unterclasse, Mittelclasse und Oberclasse, mit je einer Ausgabe für den Lehrer. Das Buch ist mit eben so viel Sorgfalt als Umsicht verfaßt, und wird durch dessen Gebrauch der Schüler in Stand gesetzt, mit Sicherheit diejenigen Zahlenoperationen auszuführen, welche die Berufsgeschäfte des Lebens von jedem Erwachsenen fordern.

Ein **Sprach- und Aufgabenbüchlein für Volksschüler,** eingerichtet nach der neuen Lehrordnung für die deutschen Schulen der Pfalz von S. Janton, Lehrer in Zweibrücken, z. Z. Schulinspector in Farbach, darf zur Einführung auf's wärmste empfohlen werden.

Endlich wollen wir nicht verfehlen, alle Freunde der Schule und des Erziehungswesens auf **Des pfälzischen Lehrervereins vierte Gabe an seine Mitglieder** aufmerksam zu machen. Dieselbe enthält außer dem von Lehrer Krebs in Weidenthal erstatteten Jahresberichte für 1870 zwei beachtenswerthe Abhandlungen: „Ueber die Ursachen des hohen Procentsatzes mangelhafter Schulbildung bei den Recruten der Pfalz", von Lehrer Janton aus Zweibrücken, und: „Die Volksschule und der Krieg von 1870", von Lehrer Hammell in Bergzabern. Während die erstere mit großem Scharfsinn die Hauptursache der betrübenden Erscheinung als in dem Nothstande einzelner Gemeinden und der geflissentlichen Nachsicht einzelner Schulvorstände begründet nachweist, schildert die andere mit ergreifender Sprache den Antheil der Schule an den großen Erfolgen des beispiellosen Krieges und Sieges. Das Büchlein sei allerseits so warm empfohlen, wie es in warmer Liebe zum erhabenen Berufe und zum Vaterlande entstanden ist.

Auch auf dem Gebiete der Bildnerei begegnen wir in einer **Ansicht von Neustadt und Umgebung,** einer erfreulichen Erscheinung. Ein junger Künstler, Hr. F. Apel aus Neustadt, im Begriffe auf dem Kriegsschauplatze sein Talent zu verwerthen, wurde von den Franzosen gefangen und in der Festung Bitsch sieben Monate lang in harter Gefangenschaft gehalten. Nicht blos in diesem Umstande, sondern in dem Werthe des schönen Bildes, das sich zur Zimmerzierde wie zu Geschenken eignet, finden wir eine Veranlassung zur dringenden Empfehlung.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 137. Vierter Jahrgang. 1871.

* Das Erdbeeren-Bärbel.

Erzählung aus dem elsässer Volksleben von Herm Kleinsteuber.

(Fortsetzung.)

Wenige Wochen sind nach dem Buchsweiler Jahrmarkte verflossen. Die Schlitter gehen heute, wie immer, um sechs Uhr an ihr mühsames Tagewerk. Einer derselben kommt an der Bahn vorüber, wo Joseph schon zwei Stunden vor ihnen thätig zu sein pflegte. Heute aber ist daselbst Alles still. Es fällt dem Schlitter auf; er schaut sich nach Joseph um; aber nichts ist von ihm zu hören oder zu sehen.

„Wo steckt er denn heute?" denkt der Bursche bei sich und schreitet die Bahn entlang. Plötzlich jedoch bleibt er stehen. Ihm ist, als ob er aus der Tiefe dort ein leises Wimmern vernähme. Es rieselt ihm kalt über den Rücken; er steht wie angewurzelt. Aber nur einen Augenblick; dann läuft er den Abhang hinunter und kommt alsbald an eine Brücke, wo Josephs Bahn über eine tiefe Schlucht führte.

„Was ist das?" schießt's ihm plötzlich siedend heiß durch den Kopf, indem er zurückprallt und starren Auges auf einige losgerissene Schwellen niederschaut. Der Schrecken scheint ihn gelähmt zu haben; aber er belebt sich wieder, tritt näher heran und blickt nun schaudernd in die Schlucht unter den losgerissenen Schwellen. „Ach, der arme Sepli! Er ist gestürzt, er hat sich verfallen!" stößt schmerzlich überrascht der Schlitter hervor. „Sieh! da liegt ja auch sein beladener Schlitten umgestürzt im Abgrunde und das arme Bürschli wahrscheinlich darunter!" fügte jener hinzu, nachdem er sich weiter über den Rand der Tiefe vorgebeugt hat.

„Halloh! Hilfe! Hilfe!" ruft er nun aus Leibeskräften in den Wald hinein, und das Echo verkündet den Angstschrei in dumpfem Wiederhall.

Binnen wenigen Minuten sind einige Kameraden zur Stelle. Sie brennen vor Eifer, den Verunglückten zu retten, wenn überhaupt hier noch Rettung möglich. Sie haben ihn ja so lieb, den stillen, braven Genossen, der immer so freundlich und dienstwillig gewesen! Das spornt sie in diesem furchtbaren Augenblicke an, ihren Eifer zu verdoppeln. Behende lassen sie sich an Stangen und Stricken in den Abgrund hinab. Da hören sie wieder ein leises Gewimmer unter dem umgestürzten Holzberge des Schlitters hervordringen.

„Sepli lebt noch!" feuern sie sich gegenseitig an. „Also rasch an's Werk! Der Schlitten hat ihn unter seiner Last begraben. Ach, wenn das arme Bürschli nur nicht ganz zerquetscht worden ist!"

Unter unsäglichen Anstrengungen, mit schweißtriefenden Gesichtern laden sie das Holz vom Schlitten ab. In wunderbarer Schnelligkeit wird das Rettungswerk gefördert. Das Erbarmen in der Brust der Kameraden scheint ihnen übermenschliche Kräfte zu verleihen.

Endlich ist's gethan. Man zieht den Verunglückten unter dem Schlitten hervor. Er athmet zwar noch, hat aber das Bewußtsein verloren. Die Füße sind von der Last zerquetscht worden, Kopf und Brust dagegen haben weniger gelitten. Die Augen Sepli's sind weit aus ihren Höhlen hervorgetreten; sie starren wie erloschen gen Himmel. Ein entsetzlicher Anblick! Aus seiner Brust arbeitet sich ein dumpfes Stöhnen hervor.

Die Bursche versuchen, ihn auf die Füße zu stellen. Er aber bricht zusammen, als habe er keine Macht mehr über seine Glieder. Nun bindet man aus Stangen und Zweigen eine Tragbahre, hebt ihn behutsam darauf und trägt ihn so auf weiten Umwegen zur Baracke hinauf. Dort legt man ihn auf den weichen Rasen nieder, holt Wasser aus dem nahen Quell und benetzt damit seinen Kopf und seine Stirne. Auch einen labenden Trunk reicht man dem Verlechzenden, und es scheint, als ob er allmählich das Bewußtsein wieder erlange. Die Augen treten in ihre Höhlen zurück, die Brust hebt sich in regelmäßigen Athemzügen. Nur ein schmerzliches Zucken geht über seine bleichen Züge; die Hände tasten zitternd nach den Schenkeln und Füßen.

„Hast Du da Schmerzen?" fragte ihn ein Kamerad, der neben ihm niedergekniet ist.

Joseph bejaht es durch ein mattes Zwinkern der Augen.

„Wie ist's nur zugegangen, daß Du Dich verfallen hast?" forscht jener theilnehmend weiter. „Bist doch sonst so vorsichtig!"

„Ich weiß es selber nicht recht," antwortet Joseph mit schwacher Stimme, und seine Rede wird durch einen langen Seufzer unterbrochen. Dann fährt er, kaum vernehmbar, fort: „Als ich mit meinem Schlitten über den Abgrund kam, wich plötzlich eine Schwelle, derweil ich mich mit dem Fuße dagegen stemmen wollt'. Ich schwanz mich rasch auf die nächste Schwelle, aber auch d i e bot mir keinen Halt. Nun kam der Schlitten in Schuß und riß mich in die Tiefe hinab. Was weiter geschah, weiß ich nicht, denn meine Gedanken schwanden, wie in einem schweren Traum, mit Alpdrücken verbunden."

Die Umstehenden schüttelten befremdet den Kopf. Sie begriffen nicht, wie gerade zwei Schwellen neben einander locker geworden sein sollten. War hier etwa eine ruchlose Hand im Spiele oder nur ein unglückseliger Zufall? Doch darüber zu grübeln ist's jetzt keine Zeit; ärztliche Hilfe zu schaffen, die nächste, die dringendste Aufgabe. Wie aber schnell einen Arzt in diese entlegene Wildniß heraufholen? War es nicht besser, man schaffte den Verunglückten nach Ernolsheim und schickte zugleich einen Boten zum Chirurgen in Buchsweiler? Allerdings. Man beschloß demnach, so zu thun; dann konnte doch dem Armen nach Verlauf weniger Stunden ärztliche Hilfe zu Theil werden.

Barbara hatte heute morgen ein besonderes Verlangen empfunden, den braven Joseph wieder einmal zu sehen und zu sprechen. Als sie daher zum Erdbeerenpflücken ausging, schlug sie die Richtung nach dem Hau ein, wo jener arbeitete. Nach einer Viertelstunde begegnete ihr der Bote, welcher von den Schlittern nach Buchsweiler abgeschickt worden war.

„Weißt Du's schon?“ redete er mit trauriger Miene das Mädchen an. „Dem Sepli ist ein Unglück passirt.“

„Du mein Gott!“ stieß sie bebend hervor und wurde bleich wie der Tod. Wankend ließ sie sich auf einem Baumstumpf nieder. Der Schlitter erzählte ihr nun in wenigen Worten, was geschehen war; dann eilte er weiter, um seinen Auftrag auszuführen.

Ueber Barbara's Wangen strömten unaufhörlich heiße Thränen. Sie fühlte sich gelähmt, gebrochen; dennoch stürzte sie fort, zum Schlage hinauf. Unterwegs schon traf sie die Schlitter, welche eben zu kurzer Rast die Tragbahre niedergesetzt hatten, auf welcher Joseph ächzend ruhte. Barbara sank laut jammernd neben ihm nieder und netzte seine schlaff herabhängenden Hände mit ihren Thränen.

„Armer, armer Sepli!“ rief sie ein Mal über das andere. „Muß ich Dich so wiederfinden! Hast Du große Schmerzen?“ fragte sie dann, indem ihre verweinten Augen voll innigster Theilnahme auf seinem blassen Antlitz ruhten.

„Nun, 's läßt sich schon ertragen!“ äußerte er zwar mit männlicher Fassung; in Wahrheit aber empfand er höllische Schmerzen. Die gequetschten Füße brannten ihm wie von hundert glühenden Zangen gezwickt.

„Wenn Dich der Allbarmherzige nur bald wieder aufkommen läßt!“ schluchzte das Mädchen. „Ich will ja gern Tag und Nacht sorgen, damit Dir's nicht an Pflege gebricht!“

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Barbara schritt neben demselben her, das Auge immer bang auf den Leidenden geheftet. So kam man nach Craufthal. Hier hatte Joseph einen entfernten Verwandten. Voll Mitleid erbot sich dieser, den Unglücklichen einstweilen bei sich aufzunehmen, obwohl er — wegen seiner Armuth — sonst nichts weiter für denselben thun könne.

Der Chirurg langte ebenfalls bald an und erklärte nach vorgenommener Untersuchung, daß der Schlitter wunderbarer Weise nichts gebrochen, sich auch sonst nicht erheblich verletzt habe, daß es aber freilich einer langen Ruhe und Pflege bedürfen werde, ehe der Patient wieder arbeitsfähig sein würde.

Nun begann für die Liebenden eine schwere Prüfungszeit, während welcher sich aber die männliche Geduld Joseph's und die treue Hingabe Bärbel's im glänzendsten Lichte zeigte. Niemals kam ein Murren über seine Lippen, niemals ermüdete sie in dem Bestreben, seine Lage möglichst zu erleichtern. Die besten Bissen, welche ihre spärliche Küche lieferte, brachte sie ihm. Sie darbte sich lieber selber etwas ab, nur damit Joseph keine Noth litt und kräftige Nahrung erhielt. So oft sie konnte — namentlich in den Abendstunden — theilte sie ihm Gesellschaft und suchte ihn für die traurige Einsamkeit der übrigen Zeit zu entschädigen. Ihre Gegenwart war sein Trost, seine Freude. Barbara's Mutter wetteiferte in demselben Bestreben mit der Tochter.

Joseph hatte die ersten Wochen unausgesetzt auf seinem Lager verbringen müssen, denn die geringste Bewegung des Körpers verursachte ihm schmerzhafte Stiche im Kopfe, und die Füße versagten ihm noch gänzlich den Dienst. Als er in der Besserung so weit vorgeschritten war, daß er wenigstens sitzen konnte, fuhr ihn Barbara auf einem Handwagen in's Freie, damit er Luft und Sonne genösse, wornach er ein so großes Verlangen trug. Nur mußte sie bei dem Ausfahren ganz ebenen Boden, womöglich weichen Rasen aufsuchen, damit kein Ruck, kein Stoßen des Wagens dem Kranken etwa eine schmerzhafte Erschütterung verursache. Wie behutsam mied die Dirne jeden Stein, jeden Erdkloß, der im Wege lag. Nur das Auge der Liebe ist solcher Fürsorge, solcher Aufmerksamkeit fähig.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Weihnacht bis zur Fastennacht.*)

Von Friedrich Albrecht.

Unsere christliche Gegenwart ahnt es gar nicht mehr, wie viel Heidnisches in ihr steckt und wie viel Heidenthum sie noch treibt. So denkt unsere Kinderwelt, wenn das Osterfest herannaht, hauptsächlich an die Ostereier. In Schwaben wird das Eierspiel — das Spicken auf Spitze oder Hohle, wobei der immer Gewinner wird, dessen Ei im Zusammenstoß unverletzt bleibt — mit wahrer Leidenschaft getrieben. Niemand aber denkt mehr daran, daß das Osterei heidnischen Ursprungs ist, wie der Name Ostern selbst. Das Ei galt den alten Deutschen als Keim alles Lebens und das Dotter darin als Bild der Sonnenkugel und Symbol der Göttin Ostara, die von Osten kommend, lichtbringend, lebenerweckend das Osterfest und mit ihm den Lenz heraufführt. Und wenn wir am Abend des 24. Decembers die Fichte oder Tanne des Waldes, mit Lichtglanz geschmückt, in unserer Häuslichkeit aufstellen, so thun wir eben nur, was längst vor Einführung des Christenthums unsere Vorfahren zur Verherrlichung der nimmer ruhenden Natur und der siegreichen Sonne in der Zeit der winterlichen Sonnenwende schon immer gethan haben. Und wenn heute noch in Böhmen und in Schlesien das Volk in der Johannisnacht auf die Berge zieht, um Feuerzeichen anzuzünden und lodernde Fackeln zu schwingen, so ist das nichts Anderes als die Fortsetzung eines Brauches, der in der sommerlichen Sonnenwende bei den alten Deutschen der Sonne zu Ehren vor mehr als einem Jahrtausend schon bestand. Und wenn die Kinder in manchen Gegenden Deutschlands zu Johanni, in anderen Gegenden zur Maienzeit an Tannenzweigen die sogenannten Kringel herumtragen, so ahnen sie nicht, daß einst der große Kaiser Karl, der volle dreißig Jahre brauchte, um dem Christenthum mit bluttriefendem Schwert unter den deutschen Heiden Bahn zu brechen, dieses Gebäck, das rund war nach der Form der Sonne, als heidnischen Gräuel bei Todesstrafe verpönt und trotzdem das Gelüst darnach nicht auszurotten vermocht hat, sondern daß er es vielmehr schließlich gestatten mußte, wenngleich nur unter der Bedingung, daß in das heidnische Rundgebäck das christliche Kreuz gebacken werde. Unter Tausenden weiß es kaum Einer noch, daß er in der Bretzel einen tausend Jahr alten Ausgleich zwischen Heidenthum und Christenthum bäckt und verzehrt.

Das Weihnachtsfest war das Hauptfest unserer heidnischen Vorfahren und umfaßte zwölf hinter einander folgende heilige Nächte. Es währte bis zum 6. Januar. In dieselbe Zeit fällt auch das römische Fest der Saturnalien. Der Geburtstag des Stifters des Christenthums ist ebenso wenig bekannt, als sein Geburtsjahr. Jahrhunderte lang kümmerte sich auch die Christenheit nicht darum. Später verlegte man das Geburtsfest in die Zeit der Weihnacht und der Saturnalien. Man ließ dem Volk die gewohnten Feste und übersetzte sie nur aus dem Heidnischen ins Christliche.

Mancher hat sich darüber verwundert, daß die christliche Kirche die Erinnerung an die unschuldigen Kinder von Bethlehem, die der Bibelsage nach der grausame Herodes hat umbringen lassen, am 28. December, die Erscheinung der Weisen aus dem Morgenlande aber erst am 6. Januar feiert,

*) Aus der „Europa“.

obgleich diese Erscheinung jenem Kindermord nothwendig habe vorangehen müssen. Daran trägt eben auch das altdeutsche Heidenthum die Schuld.

Sowie die erste der Weihenächte der Wiedergeburt der Sonne gewidmet war, so die letzte den Untergottheiten, die in drei Reiche sich theilten: in Luftgeister (Lichtelfen, Hellmännlein u. s. w.), Wassergeister (Nixen, Undinen u. s. w.) und Erdgeister (Kobolde, Gnomen, Heinzelmännchen). Jedes dieser Reiche hatte seinen König. Wer hätte nicht von Alberich oder Oberon als König der Lichtelfen schon gehört. Aus den Nebeln des Wassers steigt der Nöckenkönig, der Erlkönig des Märchens, und der König der Berggeister hat je nach der Gegend verschiedene Namen. Im schlesischen Riesengebirge ist er als Rübezahl bekannt. Unsere Vorfahren versäumten es nicht, diesen Geistern in der ihnen geweihten Nacht vor dem 6. Januar allerlei Opfer zu bringen. Wenn wir statt der biblischen Magier aus dem Morgenlande von unbestimmter Zahl nun die drei Könige Caspar, Melchior, Balthasar haben, und wenn diese drei Könige mit verschiedener Hautfarbe, Balthasar sogar als Mohr erscheint, so haben wir uns in ihnen nicht gerade die Repräsentanten der ehedem allein bekannten drei Erdtheile Europa, Asien und Afrika zu denken, sondern die Ersetzung der heidnischen drei Geisterreiche und ihrer drei Könige durch die drei Königsgestalten des christlichen Glaubens. Die Festzeit für jene wurde beibehalten für diese.

Während der Zeit der altdeutschen Weihenächte hatten die heidnischen Römer nicht nur die oben schon erwähnten Saturnalien, sondern auch ihre Kalenden. Wir werden auf beide noch zurückkommen. Auch das christliche Volk benutzte die Zeit zwischen dem Christfest und dem Dreikönigstag zu allerhand zum Theil sehr sonderbaren Festen.

Hierher gehört das in den kirchlichen Cultus aufgenommene Eselsfest und das zwar nicht kirchliche, aber doch in der Kirche von der niederen Geistlichkeit gefeierte Narrenfest.

Wenn irgendwelche Geschöpfe auf Erden, so haben die Esel ein Recht, sich darüber zu beklagen, daß die gute alte Zeit vorüber sei. Es sollte ein Lob sein, wenn der Erzvater Jacob sprach: „Isaschar ist ein beinerner Esel", und wenn der alte Homer einen der griechischen Helden vor Troja, den älteren Ajax, mit einem Esel vergleicht. Bileam's Eselin sah heller, benahm sich höflicher und sprach vernünftiger als ihr Reiter, obgleich dieser ein Mensch und obendrein ein Prophet war. Und bekanntlich erwies ein Eselskinnbacken in Simson's Hand sich wirksamer im Kampf, als Napoleon's Chassepot und Mitrailleuse. Und welche Ehren sind nicht dem Esel zu Theil geworden, auf welchem Maria mit dem Kinde nach Aegypten ritt, und jenem, auf welchem ein Menschenalter später der Herr Jesus in Jerusalem einzog! Die Kirchenlegende verschmelzt jenen Esel und diesen in einen und erzählt von ihm wie folgt:

„Als Jesus gekreuzigt war, habe es sein Esel nicht gemacht, wie jener treue Hund, der auf seines Herrn Grab sich hinlegte und von hier nicht wegzubringen war, sondern habe sich aus dem Staube gemacht — buchstäblich — denn er sei über das Meer geschritten oder geschwommen (ein Wunder ist so groß wie das andere), sei über die Inseln Cypern, Rhodus, Kandia, Malta, Sicilien nach Aquileja und von dort nach Verona gewandert. Hier habe er noch lange gelebt. In einem Kloster von Verona sollen seine Gebeine heute noch aufbewahrt sein."

Dem Andenken dieses merkwürdigen Esels zu Ehren wurden besondere Feste gefeiert — zuerst in Verona. Von dort kamen sie ins südliche Frankreich. Den Ruhm, die erste Stadt in Frankreich zu sein, die dieses Fest nachmachte, hat sich Beauvais erworben.

Die Feier verlief wie folgt: Man wählte ein junges schönes Mädchen aus vornehmer Familie, das ein Kind auf den Arm nehmen und also Maria mit dem Jesuskind darstellend auf einen Esel sich setzen mußte. So wurde sie in feierlicher Procession, in welcher auch der Bischof mit der gesammten Geistlichkeit im prunkvollsten Ornat einherschritt, von Kirche zu Kirche bis zur Kathedralkirche geführt, wo nun die Messe begann. Man sang das Introite, Kyrie, Gloria, Credo wie gewöhnlich, nur mit dem Unterschied, daß der Chor nicht mit den bekannten Responsorien, sondern das Eselsgeschrei nachahmend, mit lautem Yah antworten mußte. Man sang hierauf das Lied Prosne au Sire Asnes, welches Pierre de Corbeil, Erzbischof von Sens, gedichtet haben soll. Während des Gesanges beugte Alles vor dem Esel die Kniee. Beim letzten Verse mußte auch der Esel auf seine Vorderfüße sich niederlassen. Anstatt des „Ite, missa est" am Schluß der Messe schrie der fungirende Priester dreimal Yah, welches die Gemeinde ebenfalls dreimal erwiderte. Dann entfernte die Procession sich wieder.

Noch auffallender war das Narrenfest oder Fest der Subdiakonen, das schon — wie sich nachweisen läßt — im fünften und sechsten Jahrhundert gefeiert wurde.

Sowie bei den Saturnalien der heidnischen Römer die Verhältnisse umgekehrt wurden, die Sclaven die Herren spielten und dabei einer fast zügellosen Freiheit genossen, so geschah es auch bei dem Narrenfest, das an die Stelle der Saturnalien trat und von Weihnachten bis zum Sonntag nach Epiphanias dauerte. Nur war es hierbei die niedere Geistlichkeit, die jetzt die Rolle ihrer geistlichen Herren zu spielen übernahm. Am tollsten ging es am Tage der unschuldigen Kindlein (28. December) zu. Die niedere Geistlichkeit wählte aus ihrer Mitte einen Narren-Bischof oder Erzbischof. Dieser mußte in der Hauptkirche die Messe lesen. Der Bischof und die höhere Geistlichkeit wohnten dieser Messe an und sahen zu, wie der Narren-Bischof seines Bischofs Manieren nachahmte, indem er sie carrikirte und dabei die lächerlichsten Grimassen zog. Die Anderen von der niederen Geistlichkeit (Subdiakonen) sangen indessen die schmutzigsten Zotenlieder, führten freche Tänze auf in den üppigsten Stellungen, warfen statt Weihrauch altes Leder in das Rauchfaß und trieben in der Kirche und vor dem Altar die unfläthigsten Possen.

Diese Feste bestanden in der christlichen Kirche — hauptsächlich in Italien — bis in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert, und nur nach dem hartnäckigsten Widerstand ließ die niedere Geistlichkeit ihr Recht auf zeitweise Ausgelassenheit sich wieder entreißen.

Heute ist keine Spur mehr vorhanden weder von jenem Eselsfest noch von diesem Narrenfest.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

Technisches. Das Project eines unterseeischen Tunnels zwischen Dover und Calais scheint nun soweit gereift, daß an der baldigen Ausführung dieser großartigen Unternehmung kaum mehr zu zweifeln ist. Die Berichte einer vom französischen Ministerium für öffentliche Arbeiten seiner Zeit eingesetzten Specialcommission sind für den Plan durchaus günstig ausgefallen, und die gegenwärtig noch schwebenden Verhandlungen zwischen der französischen und englischen Regierung sind bereits soweit gediehen, daß die Ertheilung der Concession mit ausschließlichen Privilegien für die Erbauer nahezu mit Sicherheit zu erwarten steht. Die Sachverständigen, an der Spitze John Hawkshaw (derselbe Ingenieur, der schon bei der Projectirung des Suez-Canals eine hervorragende Rolle gespielt), sprechen sich über die Ausführbarkeit des Unternehmens mit ungewöhnlicher Entschiedenheit aus. Man beruft sich auf die unterseeischen Galeerien von Whitehaven und Northumberland, welche in ihren vielfachen Windungen einige Male so lang sind, wie die Entfernung zwischen Dover und Calais. Auch die Schwierigkeit der Ventilation eines vier geographische Meilen langen Tunnels wird

gänzlich in Abrede gestellt. Man hält im Canal zu erbauende Thürme oder Luftröhren nicht mehr für nöthig, indem der Temperaturunterschied zwischen den beiden Enden des Tunnels eine gute Ventilation sicher herbeiführen werde; ja es wird sogar behauptet, daß die Luftthürme der Ventilation nur nachtheilig sein würden. Während die Angelegenheit zwischen den beiderseitigen Regierungen verhandelt wurde, hat das internationale Comite seine Arbeiten eifrig fortgesetzt, und namentlich bezüglich der möglichst raschen und billigen Vollendung des Werkes gründliche Erhebungen gepflogen. Es ist constatirt, daß zwischen Dover und Calais unmittelbar unter dem Meeresboden ein Kreidelager von 800 Fuß Tiefe besteht. Kreide kann aber so leicht durchbohrt werden, wie guter Thon, wie dies bei Brunnenanlagen in Harwich, Dover und Calais und besonders auch durch eigens angestellte Versuche mit einer neuen Tunnelbohrmaschine in der Nähe von Rochester erprobt worden ist. Die eben erwähnte Maschine bohrt in 24 Stunden ein Loch von 2½ Meter Durchmesser und 16 Meter Länge. Man rechnet demnach gegenwärtig, daß die erste Durchbohrung in einem Jahre (statt in fünf, wie ursprünglich angenommen war) herzustellen sei, und daß die Erweiterung und Vollendung des ganzen Tunnels noch etwa 2 bis 3 Jahre in Anspruch nehmen werde, während früher für den ganzen Bau 9 bis 10 Jahre berechnet waren. Ein Vorschlag, welcher sehr viel Anklang findet, geht dahin, zwei isolirte Tunnels anzulegen, damit die Züge in jedem derselben nur nach einer Richtung zu fahren haben. Man glaubt, daß der Bau auf diese Weise nicht kostspieliger sein werde, als bei zwei Geleisen in einem Tunnel. Auch der Kostenanschlag ist auf Grund der mit der neuen Bohrmaschine sowie bei den Arbeiten im Mont-Cenis-Tunnel gemachten Erfahrungen von den ursprünglichen 10 Millionen Pf. Sterl. wesentlich herabgemindert worden. Man calculirt, der Mont-Cenis-Tunnel habe bei durchaus hartem Felsen pro engl. Meile (circa ⅕ deutsche Meile) ¼ Million Pf. Sterl. gekostet; bei einem Materiale, welches so weich fast wie Käse ist, müßten sich demnach, wenn auch die Kosten der Ausmauerung hinzu kämen, immerhin bedeutende Ersparungen machen lassen. So steht nun wohl mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß das lange Zeit für illusorisch gehaltene Project demnächst zur Verwirklichung gelange, und wir hoffen daß das Werk ein neues ermunterndes Zeugniß für die Schöpferkraft des menschlichen Geistes liefern werde!

(Gut, aber — langweilig!) Eine sehr merkwürdige Stiftung ist für die Stadtgemeinde Pettau in Steyermark gemacht worden. Ein Ungenannter aus Graz hat derselben fünf Stück Staatsschuldverschreibungen der unificirten Staatsschuld à 100 fl., im Ganzen also 500 fl. eingesendet, mit der Widmung, dieses Capital so lange auf Zinseszinsen anzulegen, bis es die Höhe von einhunderttausend Gulden erreicht haben wird, worauf dann die jährlichen Zinsen zur Subvention möglichst liberaler Unterrichtsanstalten der Stadt Pettau verwendet werden sollen.

(Wie schmeckt der Thee?) In einer Großwardeiner Familie war unlängst Theegesellschaft. Das Hausfräulein credenzte selbst den aromatischen Trank. „Wie finden Sie unseren Thee?" — fragte sie einen Herrn, der mit der ersten Tasse beglückt worden war — „nicht wahr, er ist vorzüglich?" Der junge Mann wagte nicht zu widersprechen, brachte aber sein Lob mit etwas saurer Miene vor. Das Fräulein bemerkt, daß auch die übrigen, an die Reihe kommenden Gäste sich der edlen Blume des Thee's gegenüber sehr reservirt verhalten. Endlich kostet sie selbst und stürzt dann in die Küche ab, um bald darauf mit hellem Lachen zurückzukehren. Die Köchin hatte sich in der Büchse vergriffen, und so war den Gästen ein Aufguß statt von chinesischem Thee — von türkischem Tabak vorgesetzt worden.

(Ein theuerer Schuß.) Das „Journal de Lyon" erzählt eine heitere, zum mindesten gut erfundene und schön ausstaffirte Jagdgeschichte, die alle Welt, nur nicht die Betheiligten, lachen gemacht hat. Ein gewisser Herr B. hatte 12,000 Fr. in Bankbillets eingenommen und wollte sie erst wechseln lassen, wenn der Cours ein günstigerer geworden wäre. Unterdessen, und um die Billets vor Dieben zu schützen, suchte er dafür einen recht sicheren Versteck aus, und als er diesen gefunden, glaubte er ruhig auf beiden Ohren schlafen zu können. Einige Tage darauf kommt sein Sohn triumphirend in's Zimmer und zeigt einen erlegten Hasen. Herr B. erbleicht und schreit: „Unglücklicher, mit was hast Du den Hasen geschossen?" „Nun, mit Deiner Flinte, da ich keine besitze, wie Du weißt," antwortete erstaunt der Sohn. Da fällt der Vater in Ohnmacht (!); seine Billets hatte er im Rohr des Gewehres verborgen gehabt und sie dort ganz sicher geglaubt. Das Pfund des Hasen kam somit ungefähr auf 1000 Fr. zu stehen. So theuer ist gewiß noch keiner bezahlt worden.

* Deutscher Wagnerverein.

Vom Mannheimer „Wagnerverein" liegt uns folgender Aufruf vor:

Durch die Beiträge hoher Gönner und die bis jetzt auf privatem Wege erfolgte Zeichnung auf Patronatscheine ist das Richard Wagner'sche Unternehmen: die Aufführung des Bühnenfestspiels „Der Ring des Nibelungen" in Bayreuth, als gesichert zu betrachten, und hat sich der Patronatausschuß, dessen oberste Leitung Generalintendant Freiherr v. Loën in Weimar übernommen, constituirt.

Zur weiteren Förderung dieses Unternehmens und damit dasselbe dem Sinne des Meisters gemäß, als ein von der allgemeinen Theilnahme des Volkes getragenes Werk ins Leben trete, haben sich in verschiedenen Städten Deutschlands und in Oesterreich Vereine gebildet, die es sich zur Aufgabe machen, Patronatscheine anzukaufen, um sie unter ihren Mitgliedern zu verloosen. Der Vorstand des Mannheimer „Wagnervereins" geht von der Idee aus, daß in der beabsichtigten Gründung einer ausschließlich zu Musteraufführungen bestimmten Kunststätte, der Keim einer Nationalbühne zu sehen ist, wie sie dermalen kein anderes Volk besitzt, würdig des idealen Strebens einer Nation, die einst auf dem Gebiete der Kunst und Literatur zuerst das Gefühl ihrer Kraft und Bedeutung wiedergefunden hat.

Der unterzeichnete Vorstand erlaubt sich deshalb, die Kunstfreunde der Städte, in denen ernstes deutsches Kunststreben vorhanden ist, hiermit aufzufordern, neue Wagnervereine zu gründen.

Diejenigen Freunde der Wagner'schen Kunstbestrebungen, welche sich der ehrenden Bemühung, der Bildung eines „Wagnervereines", unterziehen wollen, und damit einen erfreulichen Beweis ihres thatkräftigen Eifers im Dienste deutscher Kunst geben wollen, mögen sich wegen weiterer Mittheilungen in dieser Angelegenheit an Herrn Emil Heckel in Mannheim wenden, von welchem die Statuten und Aufruf des Mannheimer Vereins zu beziehen sind, nebst einem fertigen Plan zur organischen Verbindung der verschiedenen Vereine, zu einem „Deutschen Wagnerverein", der seine Thätigkeit der Förderung des Verständnisses der Wagner'schen Kunst im Volke zuwendet und der von Richard Wagner, in seiner Broschüre „Ueber die Aufführung des Bühnenfestspiels der Ring des Nibelungen" in Aussicht gestellten periodischen Wiederkehr ähnlicher Musteraufführungen seine materielle Unterstützung angedeihen läßt.

Mannheim, im November 1871.

Der Vorstand des Mannheimer Wagner-Vereins:
A. Hänlein. Emil Heckel. Fried. Koch. Ferd. Langer. Dr. Zeroni Jr.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 138. Vierter Jahrgang. 1871.

Berghorizont.

Von Ludwig Maurer.

Wie manchmal hat Dein Auge Dich belogen,
Da, noch im holden Kindeswahn befangen,
Du eifrig bist den Berg hinaufgegangen,
Zu greifen dort den niedern Himmelsbogen!

Sobald Du oben, war er weggezogen,
Auf einem andern Berg sah'st Du ihn hangen,
Und zog Dich dann auch dorthin Dein Verlangen,
So fand'st Du dort auf's neue Dich betrogen.

Wie oft schon ist's als Mann Dir nicht gediehen,
Wenn auf die Höh'n der Welt Du Dich erhoben,
Den Himmel auf die Erde Dir zu ziehen!

Von einem Berg zum andern stets geschoben
Sah'st treulos das geträumte Glück Du fliehen,
Und immer, immer blieb der Himmel — droben.

---

* Das Erdbeeren-Bärbel.

Erzählung aus dem elsässer Volksleben von Herm. Kleinsteuber

(Fortsetzung.)

5.

„Wenn ich doch mehr Geld verdienen könnt'!" sagte Barbara eines Tages zur Mutter. „Der Doctor wünscht, daß Sepli öfter Fleisch zu essen bekäm'; das würd' ihm Kräfte geben und ihn schneller wieder herstellen. Auch fehlt's dem Patienten an Kleidungsstücken und allerhand kleinen Bedürfnissen. Schon lange sinn' ich Tag und Nacht, wie ich's anfang', dies Alles für ihn anzuschaffen."

„Ja," entgegnete die gute Frau mit niedergeschlagenen Mienen, „das ist ein schwieriges Ding. Wir sind ja gar so arm und Du arbeitest beinah' schon über Deine Kräfte!"

„O, ich bin jung und gesund," fiel ihr Barbara eifrig in's Wort. „Da kann man sich schon was zumuthen!"

„Der Doctor meinte ja neulich auch, 's wäe gut, wenn Sepli nach Sulzbad könnt' und dort eine Cur gebrauchte," fuhr die Mutter fort. „Wir selber würden in dem heilkräftigen Wasser dort ebenfalls die steifen Arme und Schultern wieder gesund werden. Aber was hilft's Einem, daß man heilsame Mittel kennt, wenn man zu arm ist, um sie anwenden zu können!" schloß die Frau mit einem schweren Seufzer.

„Verliere den Muth nicht, Mütterli!" tröstete Bärbel; „denn es steht ja geschrieben: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet am Gebet." Höre!" fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, indem ihre blauen Augen erglänzten, „ich hab' 'nen Plan ausgesonnen, und 's läßt mir keine Ruh', bis ich ihn durchführe."

„Nun, was ist's denn?" fragte die Mutter immer noch kleinmüthig.

„In der Gegend hier sind allerweit' die Erdbeeren zu wohlfeil, da kann ich nichts Ordentliches verdienen. Aber drüben in Sulzbad kosten sie viel mehr, weil dort vornehme Badeherrschaften wohnen, die sich's gern 'was kosten lassen, um ein Gericht schöner Erdbeeren zu bekommen. Wenn ich nun die Woche ein paar Mal hinübergeh', so bringt mir's gewiß drei oder viermal so viel ein, als wenn ich die Erdbeeren hier herum verhandle."

„Aber der Weg nach Sulzbad ist ja gar so weit!" warf die Mutter ein. „Wie willst Du's aushalten: erst den einen Tag im Walde zum Pflücken und den anderen nach Sulzbad und wieder zurück!"

„Laß mich nur!" bat das Mädchen dringend. „Meine Füße sind's Laufen gewohnt."

„Nun, meinetwegen, thu' es!" willigte die Mutter ein und bewunderte im Stillen die Thatkraft und den Unternehmungsgeist, von welchen die brave Tochter durch ihre Liebe beseelt wurde.

Barbara setzte also ihren Plan in's Werk. Beladen oder vielmehr umgürtet mit den gefüllten Körbchen, wanderte sie eines Tages beim Morgengrauen vom Weiler aus, indem sie die nächsten Waldwege nach Sulzbad einschlug. Die tiefste Einsamkeit herrschte in dem dichten Gehölz; aber furchtlos schritt die Dirne dahin. Nur einmal kam ihr der zaghafte Gedanke: „Wie, wenn Dir der Waldhüter Kilian auflauerte um auch an Dir Rache zu nehmen, wie er's sicherlich und gewiß auch gewesen ist, der die Schwellen heimlich aufgerissen und dadurch den armen Sepli in's Unglück gestürzt hat!" Doch nur einen Augenblick konnte diese Vorstellung sie beunruhigen; dann erfüllte das Bewußtsein des guten Werkes, das sie vollbringen wollte, ihr Herz mit neuem Muthe. „Gott ist ja mit den Schwachen!" dachte sie in ihrem frommen Sinne und verscheuchte alle Schreckbilder aus der Seele.

Sie mochte etwa nur noch eine kleine Stunde von Sulzbad entfernt sein, als ihr Auge etwas erblickte, das sie nun doch erbeben machte. Ungefähr zehn Schritte vor sich sah sie durch das Gebüsch am Wege Kleidungsstücke hervorschimmern. Es lag Jemand am Boden, regte sich aber nicht. Barbara schrak einen Augenblick zurück, ihr Athem stockte. Aber sie faßte sich doch bald ein Herz und ging auf jene Stelle zu. „Was? Ein harmloses Kind — ein hübscher Knabe!" Seine feine Kleidung bekundete, daß er vornehmen Eltern gehörte. Er athmete zwar, rührte sich aber nicht. Er mußte vor Schwäche oder Hunger umgesunken sein, denn sein Gesicht sah sehr bleich aus. In der einen Hand hielt er ein Schmetterlingsnetz; neben ihm lag eine Schachtel. Barbara beugte sich zu diesem rührenden Bilde der Hilflosigkeit nieder.

„He, Büblein, wach' auf! Wie kommst Du hierher?" rüttelte sie ihn mit sanfter Hand.

Er schlug die Augen auf und sah die Dirne groß an. Dann aber machte er eine kläglich flehende Geberde mit den Lippen und mit der Zunge. Offenbar quälte ihn Hunger und Durst. Barbara reichte ihm eine Hand voll Erdbeeren, welche er gierig verschlang. Sie gab ihm daher mehr davon. Nun erst wich die große Schwäche von ihm und er erzählte weinend, daß er sich gestern Nachmittag von Sulzbad aus,

wo seine Mutter wohne, im Walde verlaufen habe. Er sei den Schmetterlingen nachgejagt und habe sich dann nicht mehr zurückfinden können. Die halbe Nacht sei er in der Irre umhergerannt, bis ihn Hunger und Müdigkeit übermannt hätten. Während der Erzählung schüttelte ein starkes Frösteln seine Glieder. „Ach, meine arme Mama!“ fuhr der Kleine jammernd fort. „Wie wird sie sich um mich ängstigen! Bringe mich doch rasch zu ihr!“ schloß er in flehendem Tone.

„Ja, recht gern! Wie das aber anfangen?“ Barbara sah, daß der Knabe sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Die Aufregung, der Hunger hatten ihn ganz von Kräften gebracht. In der Dunkelheit der Nacht war's ihm ja unmöglich gewesen, einen Quell zu finden oder irgendwelche Beeren zu suchen, um Hunger und Durst zu stillen.

„Komm', ich trage Dich huckepack!“ sagte das Mädchen nach kurzem Nachdenken, kauerte nieder, zog sich das warme Tuch von ihren Schultern, hüllte den fröstelnden Knaben hinein und lud ihn dann auf den Rücken. So ging's fort, in scharfen Schritt nach Sulzbad hinab.

Dort angekommen, bezeichnete ihr der Knabe die Gegend, wo seine Mutter wohne. Barbara schlug die bezeichnete Richtung ein. Der Ort war indeß schon in Alarm. „Gottlob, da ist er ja!“ „Er ist wiedergefunden!“ riefen die Leute herbeieilend und begleiteten das Mädchen mit ihrer Bürde, wie im Triumphzuge, nach einem hübschen Landhause. Eine vornehme Dame stürzte ihnen aus demselben entgegen.

„Gott sei ewig Dank! Ich habe ihn wieder!“ rief sie voll Inbrunst und hob den Knaben unter Freudenthränen an ihre Brust.

„Und Du, liebes Mädchen, bist sein rettender Engel gewesen!“ wandte sie sich hierauf an Barbara, indem sie dieselbe in der überströmenden Seligkeit des Mutterherzens ebenfalls küßte.

Der ganze Auftritt war so rührend, daß sich manche von den Umstehenden des Weinens nicht erwehren konnten. Es war ja fast schon aufgegeben worden, den Verirrten zu retten. Die ganze Nacht hatten Boten mit Laternen und Hunden den Wald durchstreift, ohne den Vermißten zu finden. Wäre ihm nicht von der Vorsehung Barbara gesandt worden, so wär's wohl um sein junges unschuldiges Leben geschehen gewesen!

Das sagte sich auch die Mutter desselben, eine reiche Dame aus Straßburg, und ihr Herz floß über von Dank gegen Bärbel. „Kann ich Dir einen Wunsch erfüllen?“ fragte sie freundlich, nachdem sie das Mädchen mit in ihre Wohnung hinaufgenommen und köstlich bewirthet hatte.

„Für mich selber wüßt' ich nichts zu wünschen!“ entgegnete diese bescheiden; „aber ich habe daheim eine gebrechliche Mutter und ein Schätzli, das sich beim Fallen von der Schlittenbahn wehe gethan; die könnten eine Unterstützung wohl gebrauchen.“

Voll Theilnahme erkundigte sich nun die Dame des Näheren und erbot sich sofort, alle Kosten für eine Badecur der beiden Patienten zu tragen.

Die Dirne war darüber schier außer sich vor Freude. Sie ließ sich nicht länger mehr halten; denn sie brannte, den Leidenden die frohe Kunde so bald als möglich mitzutheilen. Und wer beschreibt die Ueberraschung der Letzteren? Es kam ihnen vor wie ein schöner Traum, als sie — eine hoffnungsvolle Caravane — schon am nächsten Tage gen Sulzbad zu dem Heilquell zogen: Bärbel, den Geliebten in einem Handwagen fahrend — die Mutter daneben herschreitend.

Die Badecur, die günstigeren Verhältnisse bewirkten bei unseren Patienten schon nach kurzer Zeit eine auffallende Besserung. Die Arme und Hände der Mutter fingen an, wieder gelenkig zu werden; die Füße Joseph's erstarkten und die große Reizbarkeit seines Kopfes ließ nach. Er konnte sich bald von seiner treuen Pflegerin und deren Mutter nach weiteren Entfernungen bringen lassen. Da wurde denn die schöne Umgegend von Sulzbad fleißig besucht. Es ging nach dem Wasserfalle von Nideck, welcher sich etwa 70 Fuß hoch in einem einzigen Strahl herumterstürzt, indem er einen Bogen macht, so daß man zwischen dem Fall und der dahinter liegenden Felswand hindurchgehen kann. Der wilde Charakter der Felsschlucht erhöht seine Wirkung; die Tannen scheinen hier höher emporzusteigen als sonstwo im Gebirge, und nackte Porphyrfelsen sind zwischen ihnen wie ausgesäet. Man besuchte auch die Burg Nideck, berühmt geworden durch jene liebliche Sage von der Riesentochter, welche einen pflügenden Bauer mit dem Pflug und den Pferden als Spielzeug betrachtete und in ihre Schürze strich.

(Schluß folgt.)

Von der Weihenacht bis zur Fastennacht.

(Schluß)

Anders verhält es sich mit den Lustbarkeiten an den Kalenden (erster Tag) des Januars, die in manchen Gegenden Deutschlands, namentlich Süddeutschlands, in jeder Neujahrsnacht wiederkehren, anderentheils aber im tollen Jubel des Carnevals wieder auferstanden sind.

Grimm erzählt in seiner Mythologie von den Umzügen des Gottes Odin oder Wuotan (von ihm kommt der Wauwau, mit welchem alberne Wärterinnen den Kindern Appell beibringen). Das Christenthum gab derselben Scenerie nur eine andere Besetzung. Aus Wuotan und seinem Gefolge wurde der wilde Jäger und sein Heer. Im Hintergrund rückt der Teufel in die Scene. Ueberall gab es verwunschene Schlösser, ja wo nur immer ein altes Mauerwerk sich zeigte, eine verfallene Burg, ein altes Haus oder auch nur eine dunkele Höhle oder Waldschlucht, da dachte man sich einen Geist hinein, der wegen seiner Sünden keine Ruhe finde, bis einer komme ihn zu erlösen. Charakteristisch für die Ehrlichkeit des deutschen Volkes ist es, daß selbst diese verruchten Geister niemals heimtückisch leise herangeschlichen kommen, sondern jedesmal mit einem wahren Höllenspectakel sich anmelden.

Der Sinn für das Grauliche mit dem Zubehör eines fürchterlichen Lärms zeigte sich auch bei den Volksbelustigungen. Man fing an sich zu maskiren. Männer zogen Weiberkleider an oder verwandelten sich in Götter — oder Thiergestalten. So geschah es in Italien, in Frankreich, aber vorzugsweise in Deutschland. Man kam auf irgend einem öffentlichen Platz zusammen, wählte für die Lustbarkeit einen Vorstand und trieb unter dem entsetzlichsten Geschrei den tollsten Unfug. Die häufigste und beliebteste Vermummung war die in einen Hirsch oder Stier. Die böse Welt will wissen, daß gerade diejenigen Frauen, welche die Abwesenheit ihrer Männer zu einem verbotenen Stelldichein benutzen wollten, bei der Maskirung derselben am eifrigsten behilflich gewesen seien und daß daher die bekannte Redensart vom Hörneraufsetzen und Hörnertragen herstamme.

Am tollsten steigerte sich der Skandal am ersten Tag des Januars.

Es sind lateinische Predigten vorhanden, die gegen diesen Skandal gerichtet sind und theils dem Bischof Cäsarius von Arles (502), theils dem Bischof Eligius von Noyon (659) zugeschrieben werden, also schon über zwölfhundert Jahre alt sein sollen. Darin heißt es: „An diesem Tage (1. Januar) kleiden sich die Heiden mit aller Umkehr der Ordnung der Dinge in unanständige Mißgestalten. Diese elenden Menschen und, was noch schlimmer ist, einige Getaufte nehmen solche Gestalten und ungeheuerliche Gesichter an, worüber man zuerst sich schämen, dann aber vielmehr betrüben muß. Denn welcher Vernünftige sollte es glauben, daß Menschen, die bei Besinnung sind, sich, um den Hirsch zu spielen, in das Wesen von Thieren verwandeln . . . . Was ist aber auch das schändlich, daß die als Männer Geborenen Frauenkleider anziehen und in der schändlichen Verkleidung durch Mädchenanzug die männliche Kraft weibisch machen, die nicht erröthen, die kriegerischen Arme in Frauenkleider zu stecken. Bärtige Gesichter tragen sie zur Schau und wollen doch für Weiber gelten. So geschieht es, daß, während die Kalenden oder andere Albernheiten des Aberglaubens stattfinden . . die Dämonen gleichsam wie zum Opfer eingeladen werden. Denn was ist so verrückt als das Gesicht zu verunstalten und Masken anzuziehen, vor denen selbst die Dämonen erschrecken möchten. Wenn ihr daher ihrer Sünden nicht theilhaftig werden wollet, so gestattet es nicht, daß der Hirsch oder die Kuh oder irgend ein Ungethüm vor euere Hausthüre komme . . ."

Das tolle Tanzen und Treiben in der Neujahrsnacht, wie es jetzt noch vorkommt, zumal das Neujahrsschießen in Schwaben ꝛc., ist noch ein Ueberrest jener alten Kalenden. Wenn aber die Tollheit der Mummelungen und Maskeraden später in die sogenannte Carnevalszeit verlegt wurde, so hat das seinen Grund, wie das Wort Carneval schon angedeutet, in der darauf folgenden langen Fastenzeit.

Die Volkspoesie hat den Carneval in einen Prinzen verkörpert, die Frankfurter haben ihn im Jahre 1862 sogar zum Kaiser erhoben. Damals ließ ich den Professor Harlekino extra aus Rom kommen, der für die, welche wissen wollen, woher der Name und das Wesen des Carnevals stamme, folgende Vorlesung hielt:

Meine Herren und Damen!
Stoßen Sie sich nicht an meinem Kleid und Namen!
Was Sie wissen wollen, sag ich Ihnen besser,
Als mancher Doctor, Prälat und Professer.
Nenn ich Ihnen das Wort „Carneval",
So haben Sie Heiden-, Juden-, Christenthum, Alles zumal,
Vierzig Jahre mußten die Juden in der Wüste rasten
Und vierzig Tag und Nacht Herr Moses fasten.
Ganz ebenso hat vierzig Tag und Nacht
Herr Jesus in der Wüste zugebracht.
Drum muß die katholische Christenheit
Die vierzig Tag und Nacht vor der Osterzeit
Streng fasten, das heißt: kein Fleisch verzehren,
Des Heirathens und des Tanzens entbehren.
Wa's anging, ließen die geistlichen Herren
Sonst den, der nicht fasten mocht', einsperren,
Und wer in Rom hat darauf vergessen,
Der kriegt fünfundzwanzig aufgemessen.*)

Die Nacht vom Dienstag zum Mittwoch — habt Acht!
Die nennt man Fastnacht — Fastennacht.
Weil mit dem Schlage Nachts zwölf Uhr
Das Fasten beginnt und dauert tuschur
Vierzig Tage bis Ostern in einer Tour.
Da wollten die Leut' vor dem langen Entbehren
Den Becher der Lust bis zur Hefe nach leeren.
Sie brachten des Fastens lästige Pein
Durch zehnfache Carnevalstollheiten ein.

„Carne" heißt „Fleisch" und „vale" „leb wohl".
Ihr ahnt was das Wort wohl bedeuten soll.

Es mahnt Dich: Merk auf, o Mensch! Du mußt
Valet sagen aller Fleischeslust.
Drum halte Dich d'ran in Saus und Braus.
Mit Aschermittwoch ist Alles aus.
Auf! Eh wir dem Ernst so lang uns verschreiben,
Laßt uns zuvor recht Narrheiten treiben.

Wie aber genießt man die Lust am vollsten?
Wie treibt man die Tollheiten jetzt noch am tollsten!
Wir wollen die alten Heiden fragen.
Die werden es uns am besten sagen.

Die Cybele galt in heidnischer Zeit
Zu Rom als die Göttin der Fruchtbarkeit.
Auch hat sie einst in müßigen Stunden —
So sagt man — die Trommler und Pfeifer erfunden.
Ihr ward um die Zeit, wo der Lenz erwacht,
Ein Fest zugedacht,
Wo man tanzt und lacht und bunt sich maskirend
Und processionirend und jubilirend
Allerlei Witz und Tollheiten macht.
So wie sich die alten Heiden
Vermummen und verkleiden,
Gerade so machten es unsere Vorfahren,
Als sie Christen geworden waren.
Die Hauptrolle hat der lust'ge Gesell,
In Rom der Harlekin, in Neapel der Pulcinell.
Er wird in dem deutschen Barbarenland
Gewöhnlich nur der Hanswurst genannt.
Was solch ein Schalksnarr sagen darf,
Das wäre für jeden Andern zu scharf.
Man sah sie auf Bällen, Gassen und Plätzen
Sich tummeln zu aller Masken Ergötzen,
Und schlagen sie auch mit der Pritsche drein —
Hanswursten kann man nicht böse sein.
Auch allen Andern macht es Spaß
Sich zu verwandeln in dies und das.
Manch Hasenherz kommt wie ein Ritter gerüstet
Und mancher Geck mit Orden sich brüstet.
Ein Bursch durchtrieben, wie nur ein Berliner,
Streicht durch die Menge als Capuciner,
Und ach wie so hold und ach wie so traut
Die Jungfrau von Orleans nach ihm schaut.
Der britische Lord blickt voller Wonne
In's schmachtende Auge der römischen Nonne.
Dort plauscht der Marquisin Hochwohlgeboren
Ein deutscher Hanswurst verliebt in die Ohren.
Dort hinten küßt — ich sah es genau —
Ein Kreuzritter gar eine Muselfrau.

Frau Cybele, Göttin der römischen Heiden,
Schickt obendrein zur Vermehrung der Freuden
Die Trommler und Pfeifer, daß sie den vielen
Tanzlustigen Paaren zum Tanz aufspielen.

Ihr Alle nun wißt, Heid', Jude und Christ,
Wo der Carneval herkommt und was er ist.

Wir danken dem Professor Harlekino für seine Belehrung und fügen noch hinzu, daß, wie aus einer Menge von Synodalstatuten hervorgeht, ehedem auch Geistliche an den Mummeleien und Straßenskandalen Antheil nahmen, wie sie von Weihnachten bis Fasching in Blüthe standen.

Wenn nach Alexander von Humboldt die Krater als Sicherheitsventile der Erde bisweilen Dampf auslassen müssen, damit, was drinnen siedet und brauset und zischt, den Kessel der alten Mutter Erde nicht auseinandersprenge, so erfüllen die Ausgelassenheiten des Mummenschanzes denselben Zweck. Das Horazische Wort: „dulce est desipere in loco", welches Maria Stuart übersetzt: „Laßt mich ein Kind sein, seid es mit", übersetzt das Volk eben auch in seiner Weise.

Mannichfaltiges.

(Entdeckung einer Falschmünzerwerkstatt.) Am 15. November wurde, wie wir in der „N. M. Ztg." lesen, in Mülhausen auf folgende Weise eine Falschmünzerwerkstatt entdeckt: Ein elfjähriger Bube, welcher seinem Vater

*) Noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts wurde in Rom dem Uebertreter des Fastenverbots das Cavallo (zu deutsch: Pferd) vor das Haus gebracht. Er mußte aufsitzen, sich vorn hinüber bücken und erhielt so die Prügel auf offener Straße.

schon mehrere Male entlaufen war und sich längere Zeit umhergetrieben hatte, ohne daß seine Eltern wußten, wo er sich aufhielt, wurde als eines Diebstahls verdächtig aufgegriffen und der Polizeibehörde vorgeführt. Hier war er erst kurze Zeit vorher von seinem Vater exemplarisch gezüchtigt worden, hatte diesem und auch dem Palizei-Commissär versprochen, brav zu sein, war aber schon wenige Tage später wieder vom Hause weggelaufen. Nun sollte er gestehen, wo er sich die Zeit aufgehalten hatte, jedoch erst nach längerem scharfen Verhöre nannte der verstockte Junge ein Haus in der Dollfusgasse. Es wurde nun ein Polizeibeamter dahin abgesendet, um daselbst nach den Sachen zu recherchiren, welche der Bube gestohlen haben sollte. Der Schutzmann fand diese zwar nicht, dafür aber — geschmolzenes Blei und falsche italienische halbe Francsstücke; die bei dem Falschmünzerhandwerk benützten Formen und sonstigen Werkzeuge wurden leider nicht aufgefunden. Selbstverständlich sind die Wirthsleute des jungen Landstreichers, ein Steinmetz und seine Frau, verhaftet worden und harren nun gleich diesem ihrer wohlverdienten Strafe; der Bube war von ihnen dazu benützt worden, das Falschgeld an den Mann zu bringen.

(Der Diebstahl im Leihhanse zu Palerma.) Ueber den bereits gemeldeten großen Diebstahl, der jetzt ganz Palermo in Aufregung versetzt, erhält die „N. Fr. Pr.“ von einem ihrer Correspondenten folgenden Bericht: Mit wahrer Kunst haben die Spitzbuben ihren Kriegsplan entworfen und bedächtig und vorsichtig zur Reife gebracht. Schon am 31. August nahmen sie ein Erdgeschoß in der Via Indira, verbargen dem Wirth aber ihre wahren Namen; er hielt sie für Leute aus der Umgegend. Sie bezahlten pränumerando die Miethe auf ein Jahr. In diesem Erdgeschoß begannen sie ihre Ausgrabungen, um bis an das Leihhaus und in dasselbe zu gelangen. In der Wohnung errichteten sie eine Breterwand, um von Außen das zu verbergen, was sie Innen vornahmen. Sie machten einen engen, aber tiefen Graben von 150 Meter Länge, einen unterirdischen Weg, der nach dem Aquäduct der Via Volanti führt. Wie es scheint, ist dieser Aquäduct mit einem anderen, der vom Mercata degli Aragonesi zusammenhängt, verbunden, und auch zu diesem verschafften sie sich einen Eingang, gerade bei einer Mauer, die immer von einer Schildwache beschützt wird. Das Loch, durch welches die Diebe in das Leihhaus eindrangen, ist gerade dicht an jener Mauer und an ihren Fundamenten angebracht. Die Personen, die jetzt mit Mühe dorthin gelangten, um Untersuchungen anzustellen, sagen, daß ein Mensch sich nur knopp durchdrängen kann; sie haben dort hölzerne Bogen gefunden, die eigens construirt zu sein scheinen, um das Gebäude vor einem möglichen Einsturz zu sichern. Sobald die Diebe im Inneren des Gebäudes waren, konnten sie mit ihren Werkzeugen, Hebeln, Feilen und Nachschlusseln ungehindert zu allen Kostbarkeiten gelangen. Man hat sichere Anzeichen, daß sie am Tage des Diebstahls um 10 Uhr Morgens noch nicht eingedrungen waren, weil die Beamten, die dort die Uhren aufzogen, versichern, daß Alles noch in bester Ordnung war. Bald darauf jedoch müssen sie gekommen sein und hatten nicht Zeit, ihren Raub ganz zu vollenden, weil außer einigen Werthgegenständen, die man im Erdgeschoß, im Graben und auf dem Fußboden des Leihhauses fand, am Ausgang ein Sack mit Goldsachen und kostbaren Steinen im Gewichte van acht Kilogramm und dem Werthe van etwa 20,000 Frcs. lag. Es ist nicht unmöglich, daß man noch mehr solche Werthsachen wieder auffindet, da die erwähnten Aquäducte noch nicht gänzlich durchgesucht sind. In der Wohnung des Erdgeschasses hat man alle die Hüllen gefunden, in welche die gestohlenen Gegenstände eingewickelt waren, sowie Piken, Hämmer, Feilen, alle möglichen Maurer- und Tischlerwerkzeuge. Auch Messer und Pistolen fehlten nicht. Eine Masse leerer Uhrgehäuse zeigt den Umfang der gemachten Beute. Der königliche Staatsanwalt und der Instructionsrichter haben ihre Recherchen begonnen. Das ganze Heer der Polizeibeamten läuft umher, macht Haussuchungen und nimmt Verhaftungen vor. Das Leihhaus ist beständig von einer dichten Menschenmenge umgeben. Fast die ganze Bevölkerung ist von dem Diebstahl mehr oder weniger betroffen, und nicht einmal die von Palermo allein, sondern auch die der umliegenden Ortschaften. Die elegantesten Equipagen kommen vorgefahren, da auch die höchste Aristokratie dort ihre Schätze niederlegte. Für den Augenblick hat das Leihhaus alle Geschäfte eingestellt. Vor Allem soll ein Inventar des Uebriggebliebenen und des Fehlenden gemacht werden. Der von den Dieben angelegte unterirdische Gang wird als ein architektonisches Meisterstück, das nach allen Regeln der Kunst gemacht ist, bewundert. Die Direction des Leihhauses hat die Summe von 25,000 Frcs. ausgesetzt für Denjenigen, welcher die Thäter nachweist.

(Munitionsverschwendung.) Man beendigt gegenwärtig im französischen Ministerium, schreibt „Paris-Journal“, die approximative Berechnung der während der ersten Belagerung von Paris verbrauchten Munitionen. Um eine Idee von der Verschleuderung zu geben, die geherrscht hatte, wollen wir die einzige Thatsache verzeichnen, daß an einem Decembermorgen das Fort Vanvres allein 800 Kanonenschüsse auf eine bayerische Schildwache abgeschossen, ohne sie zu erreichen.

(Einen Diamant) von der Größe eines kleinen Hühnerei's hat ein Franzose in den Diamantfeldern am Cap gefunden. Man schätzt denselben auf eine halbe Million Pfund Sterling.

Vom Büchertisch.

Sonettenbilder von Ludwig Maurer. Mannheim, Commissionsverlag von Tobias Löffler. 1872. Preis 48 kr.

△ Da Weihnachten herannaht, wo die zu Festgeschenken sich eignenden Bücher in den Blättern zur Anzeige kommen, so möge auch das vorgenannte von einem Pfälzer Landsmanne in diesen Tagen erschienene Büchlein nicht übergangen werden. Eine bewährte Kennerin, Alice Salzbrunn, schreibt davon: „Welch ein herrliches Bilderbuch von Sonetten! Alle die Bildchen so einfach und ungezwungen dahingehaucht und doch in der schwierigen Sonettenform sa künstlerisch vollendet, alle so klar verständlich und doch von so beziehungsreicher, sinnbildlicher Tiefe; überall decken sich für den Freund dieser Dichtungsform so genußspendend die höhere Wahrheit des Gedankens und die poetische Schönheit des Ausdruckes!“ Als Probe möge das an der Spitze dieses Blattes stehende Sonett gelten.

Homonyme.

Ich bin ein Mann von hohem Rang,
Und in mir selber ist mein Platz;
Und was ich gebe, bin ich selbst,
Und bin ich gut, ein theurer Schatz.
Du siehst mich stehen vor dem Haus
Und, sanderbar, auch hinten draus,
Und wer's nicht schon beim Lesen hat:
Der leg' es weg, es ist mein Rath.

△

Auflösung des Räthsels in Nr. 132:
Bank — Banket.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 139. Vierter Jahrgang. 1871.

* Das Erdbeeren-Bärbel.

Erzählung aus dem elsässer Volksleben von Herm. Kleinsteuber.
(Schluß.)

6.

Den Waldhüter Kilian hatte man allerdings im Verdacht, die Schwellen auf Joseph's Schlittenbahn aufgerissen und so den unglücklichen Sturz desselben verursacht zu haben. Aber es fehlte an jeglichem Beweise dafür. Das Aufreißen der Schwellen konnte nur während der Nacht vor dem verhängnißvollen Morgen geschehen sein. Kilian indeß — von dem Criminalrichter vernommen — wies nach, daß er jene Nacht in seiner Wohnung verbrachte — wenigstens, daß er Abends nach Hause kam und erst früh nach sechs Uhr wieder fortging. Freilich konnte er während der Nacht unbeobachtet seine Wohnung einmal verlassen haben, um das verbrecherische Vorhaben auszuführen, aber für diese Annahme hatte man keine Zeugen, keinen Beweis. Eine Untersuchung gegen Kilian konnte also nicht wohl eingeleitet werden.

Einen Monat später kam ein Schlitter zum Uhrmacher in Buchsweiler und brachte demselben eine silberne Taschenuhr zur Reparatur. Der Uhrmacher bemerkte sogleich, daß dies dieselbe Uhr sei, welche der Waldhüter Kilian Eggers vor gar nicht langer Zeit bei ihm gekauft hatte. Wie kam sie nun in die Hände des Schlitters? Da sich letzterer nicht gehörig darüber ausweisen konnte, so hielt es der Uhrmacher für seine Pflicht, Anzeige zu erstatten.

In Folge dessen wurde nun Kilian eingezogen und bei einem Verhör dem Schlitter gegenüber gestellt. Zu letzterem gewandt, hob der Richter an: „Du hast die Uhr also gefunden in der Schlucht unter der Schlittenbahn und zwar genau an derjenigen Stelle, wo Joseph eingebrochen ist?"

„Ja, ich kann's beschwör.n," bestätigte der Schlitter.

„Nun, die Uhr gehört Ihnen, Eggers," wandte sich der Richter hierauf an diesen. „Sie können's nicht läugnen. Wie erklären Sie den Umstand, daß Ihnen die Uhr gerade an jener Stelle abhanden gekommen ist?"

„Ich streife ja den ganzen Tag durch den Wald," entgegnete Kilian mit trotziger Miene, „da kann's wohl sein, daß ich 'nmal die Schlucht betreten und meine Uhr dort zufällig verloren habe."

„Was thaten Sie aber in der unwegsamen, wilden Schlucht? Ohne besonderen Grund wird kein Mensch dieselbe betreten!"

„Ein Waldhüter muß überall 'nmal nachsehen," versetzte Kilian, schon etwas weniger sicher.

„Hm — hm!" machte der Richter mit spöttisch.r Miene und fuhr dann fort: „Erinnern Sie sich vielleicht, ob Sie am Tage vor dem Sturze Joseph's in jener Schlucht gewesen sind?"

„Nein, an dem genannten Tage war ich nicht dort," gab Kilian rasch zur Antwort. Er sah wohl ein, daß es verdächtig wäre, wenn er nicht in Abrede stellte, um jene Zeit in der Schlucht gewesen zu sein.

„Wann pflegten Sie denn Ihre Uhr aufzuziehen?" warf der Richter leicht hin.

„Jeden Abend vor dem zu Bett gehen."

„Geschah dies regelmäßig?"

„Ich vergaß es nie, weil ich früh wissen mußt', welch' Zeit es war."

„Gut!" sagte der Richter, den Kopf mit den klugen Augen lebhaft wiegend. „Und doch ist die Uhr noch gegangen, als der Schlitter sie an jenem Morgen fand, an welchem Joseph verunglückte, dem er mit beistehen wollte," fügte der Richter bedeutungsvoll hinzu. „Also muß die Uhr den Abend vorher aufgezogen sein, denn sie läuft nur 24 Stunden. Sie war auf weichen Moosboden gefallen und daher unverletzt geblieben. Sie lief noch den ganzen Tag bis zum späten Abend; da erst blieb sie stehen, wie der Finder eidlich erhärten will."

„Ja, ich werd's beschwören," stimmte der Schlitter auf einen fragenden Blick des Richters ein.

„Es giebt also nur eine einzige Erklärung," fuhr dieser in nachdrücklichem Tone fort, indem er sein klares Auge durchbohr nd auf dem Angeschuldigten haften ließ. „Sie sind in der Nacht auf die Schlittenbahn gegangen, um zwei Schwellen locker zu machen. Sie wußten, daß dies gerade Ihrem Nebenbuhler zum Verderben gereichen mußte, da derselbe täglich der erste Schlitter auf der Bahn war. Während Sie sich nun bückten, um die Schwellen loszureißen, ist Ihnen die Uhr aus der Tasche geglitten, da Sie dieselbe nur an einer dünnen, vielleicht schadhaften Gummischnur trugen. Die Uhr lag gerade unter den aufgerissenen Schwellen. Hier fand sie der Schlitter, als er sich um Josephs Rettung bemühte. Ein Läugnen Ihrerseits ist völlig nutzlos. Sie haben ohne allen Zweifel die Schandthat begangen, deren man Sie beschuldigt. Die Uhr und dieser Schlitter zeugen in unwiderleglicher Weise gegen Sie. Sie entgehen der gebührenden Strafe nicht."

So geschah es denn auch. Kilian mußte endlich sein Verbrechen eingestehen und erhielt fünf Jahre Zuchthaus.

Alle Schlitter vernahmen mit großer Genugthuung die Entdeckung und Bestrafung des Thäters, welchen sie ohnehin wegen seines französischen Wesens niemals recht leiden konnten. Dem Schlitter aber, welcher die Uhr gefunden, machten sie heftige Vorwürfe darüber, daß er den Fund so lange verheimlicht und nicht gleich an die Behörde abgegeben habe. Dadurch würde Kilian noch früher seines Verbrechens überführt worden sein. Alle dankten indeß der Vorsehung, welche durch eine so wunderbare Verkettung von Umständen den schlauen Uebelthäter in die Hände der strafenden Gerechtigkeit lieferte.

* * *

Vortrefflich gelang inzwischen das Werk der Dankbarkeit, welches die Straßburger Dame an den beiden Patienten aus Craufthal vollbrachte. Seppl genas vollkommen von den Folgen seines Sturzes, Barbara's Mutter erhielt den freien

Gebrauch ihrer Arme wieder. Voll innigsten Dankes gegen ihre gemeinschaftliche Wohlthäterin schieden sie von Sulzbad. Als sie, gesund und rüstig zum ersten Male wieder dem Gottesdienste in der Kirche zu Eschburg beiwohnten, zerflossen sie in Thränen der Rührung über die zeitigen Fügungen Gottes, von denen der Psalmist singt: „Die Himmel erzählen seine Ehre und die Veste verkündigen seiner Hände Werk!"

Die feuchte Felsenhütte, welche Barbara's Mutter bisher in Craustthal bewohnte, hatte gewiß mit dazu beigetragen, daß ihre Gesundheit zerrüttet wurde. Man mußte befürchten, daß ihr altes rheumatisches Uebel wiederkehren werde, wenn sie jene Hütte fernerhin bewohne. Die Straßburger Dame kaufte also ihren drei Schutzbefohlenen ein hübsches Häuschen in Craustthal. Hier leben sie nun in Liebe und Eintracht beisammen. Die Hand des Priesters segnete Bärbel's und Sepli's so viel geprüften Herzensbund. Eine fröhliche Kinderschaar ist der Eltern und der Großmutter Freude.

Die Volkszählung im Deutschen Reiche am 1. December 1871.*)

In den letzten Tagen des Novembers d. J. werden viele Tausende freiwilliger Briefträger an die Thür der Wohnungen ihrer Mitbürger klopfen, um denselben so viele, in einem offenen Zählbriefe eingeschlagene Zählkarten zu übergeben, wie die Familien Personen umfassen. Diese Zählbriefe und Zählkarten sind das Handwerkzeug für die Volkszählung, welche am 1. December im ganzen Deutschen Reiche, von der Memel bis zur Mosel bei Metz und von der Königsau bis zum Bodensee, einem Gebiete von circa 10,000 Quadratmeilen stattfinden wird. Jede Familie im Deutschen Reiche erhält einen solchen Brief, und jeder Familienvorstand wird darin ersucht, für sich und jeden seiner Angehörigen auf eine kleine Karte Namen, Geschlecht, Alter, Beruf, Schulbildung, Religionsbekenntniß u. s. w. zu schreiben, diese Karte aber dem, der den Brief gebracht, am 1. oder 2. December zurückgeben. Zu diesem Dienste haben sich Männer aller Stände und Berufskreise erboten, sämmtlich von der Ueberzeugung erfüllt, an einem großen patriotischen Werke mitzuwirken.

Die Volkszählung ist eines der besten Mittel der Nation, sich selbst kennen, zu lernen und gehört zu den nützlichsten und nothwendigsten Vornahmen der Staatsverwaltung. Wie der ordentliche Kaufmann alljährlich seine Inventur aufmacht, um den Bestand seines Vermögens zu ermitteln, so zählen die Staaten von Zeit zu Zeit ihre Bewohner, um sich daraus über ihre wahre Größe und Bedeutung zu unterrichten. Ebenso ist die Volkszahl, in Europa wenigstens, das Maß der Stärke und der Kraft der Nationen. Aus der Zählung weiß man, wie viel unter hundert Bewohnern streitbare Männer zu sein pflegen. Vorausgesetzt, daß sie in Waffen wohlgeübt sind, bestimmt deren Zahl die Widerstandsfähigkeit gegen feindliche Angriffe auf das Staatsgebiet, das sie bewohnen. Wie z. B. Preußen an Stärke gewonnen hat, giebt sich in Folgendem zu erkennen. Im Jahre 1820 war die Bewohnerzahl 11,272,000; im Jahre 1830 12,988,000; im Jahre 1840 14,928,500; im Jahre 1850 16,608,800; im Jahre 1860 18,262,600; im Jahre 1870 wird sie circa 24,360,000 betragen haben, da sie sich Ende 1867 in den alten und neuen Landestheilen schon auf 23,971,400 Einwohner belief. Die Vermehrung war also in abgerundeten Ziffern von 1820—30 1,716,000; von 1830—40 1,940,000; von 1840—50 1,676,500; von 1850—60 1,654,600; von 1860—70 6,098,000 und von 1820—70 12,699,400 Einwohner.

Die Ausnutzung der Zählungsergebnisse wird jetzt dadurch sehr erleichtert, daß man die schriftlichen Repräsentanten der einzelnen Personen, das sind die Zählkarten, so ordnet, wie es die verschiedenen Verwaltungs- und wissenschaftlichen Rucksichten verlangen. Dem statistischen Bureau in Berlin liegt es ob, sämmtliches Volkszählungs-Material über 4000 Ctr. Papier, mit 120 Hilfsbeamten binnen Jahresfrist vorschriftsmäßig zu verarbeiten. An bestimmten Terminen hat es bekannt zu machen, wie viel Personen in jedem Orte, Kreise, Bezirke und in jeder Provinz des Staates am 1. December d. J. lebten; ferner aus wie viel männlichen und weiblichen 1, 2, 3, 4, 5, 6 bis 100 Jahre und darüber alten Personen die Bevölkerung dieser Orte ꝛc. besteht; wie groß die Anzahl der ernährenden und ernährt werdenden Bevölkerung ist; wie viel Personen unter jener das Land bebauen, in den Forsten arbeiten, Kohlen und Erze graben die Metalle zu Waaren aller Art, insbesondere zu Maschinen, Werkzeugen und Waffen verarbeiten; ferner wie viele durch Spinnerei und Weberei, Färberei und Gerberei, Schneiderei und Schusterei für die Bekleidung sorgen und wie viele für sich und Andere Häuser bauen, Wohnungen ausstaffiren u. s. w. Unter der arbeitenden Bevölkerung ist wiederum die Zahl der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in jedem Berufszweige für sich zu ermitteln und nach Hauptaltersclassen zu unterscheiden.

Dergleichen Nachweise sind von dem größten Nutzen für Staat und Volk. Bringt man z. B. die Zahl der Bevölkerung des Staats oder auch nur gewisser Gegenden und Kreise mit der Fläche derselben überhaupt und mit der Culturfläche insbesondere in Beziehung, und vergleicht man die Ergebnisse mit analogen, aus früheren Jahren, so kann man an der Verschiedenheit der Zahlen die wachsende Dichtigkeit der Bevölkerung, das Steigen des Grundwerths, die Veränderung des gewerblichen Charakters der Gegend, den Grad der Häufigkeit der Zu- oder Wegzüge und vieles Andere mit Leichtigkeit ablesen.

Die Altersvertheilung der Bewohner im Zusammenhang mit der Altersvertheilung der Gestorbenen ist die Grundlage einer genauen Mortalitätstafel. Werden hierbei die hauptsächlichsten Berufsarten unterschieden, so gelangt man zu Mortalitätstafeln für die einzelnen Berufsclassen, und solche Specialtafeln werden, je mehr die auf das menschliche Leben gegründeten Versicherungszweige in der großen Menge des Volks Eingang finden, immer unentbehrlicher.

Die Altersvertheilung der Bewohner lehrt außerdem, wie sich die Summe der Jahre der productiven Periode der Menschen zur Summe der Jahre der beiden unproductiven Perioden derselben stellt, wovon die eine in die Zeit der Kindheit, die andere in die Zeit des Alters fällt. Da sie auch auf die Ehepaare ausgedehnt, d. h. ermittelt wird, in welchem Altersverhältnisse die Ehegatten zu einander stehen, so kann man daraus mit einiger Wahrscheinlichkeit auf das Maß des ferneren Wachsthums der Bevölkerung schließen. In der Zahl der Einzellebenden spiegelt sich Letzteres noch deutlicher ab, und aus der Zahl der mit Familien-Haushaltungen nur in losestem Zusammenhange stehenden Personen wird ersichtlich, wie sehr, wo und in welchen Standes- und Berufsklassen das Familienleben, das früher auch die Gewerbsgehilfen. Gesellen, Lehrlinge und Dienstboten umschloß, seine schützende Hand von den nicht durch Blutsverwandtschaft mit der Haushaltung verbundenen zeitweiligen Angehörigen derselben abgezogen hat.

Nicht minder lehrreich ist die Berufsvertheilung der Bewohner. Sie ist das Product und der Wiederschein der sogenannten natürlichen Bedingungen des Staats und seiner räumlichen Territorien. Jedermann begreift leicht, daß auf einem guten Ackerboden die Landwirthschaft blühen und ein tüchtiger Bauernstand seßhaft sein, sowie daß in einer kohlenreichen Gegend der Kohlen-Bergbau den Schwerpunkt des

---

*) Nach einer dem „Reichsanz." zugegangenen Mittheilung des Königlichen Statistischen Bureaus in Berlin.

Erwerbslebens bilden werde u. s. w. Allein auch das, was man früher die Handelsbilanz eines Volkes nannte, verbirgt sich in einer richtig aufgemachten Berufsclassification, und sie ergiebt sich, indem man zuvor die Normalconsumtion und die Normalproduction daraus abgeleitet hat. Aus der Consumtion ist immer auf die Production zu schließen, denn alles was consumirt wird, mußte vorher producirt werden. Die Consumtion aber ist nur ein Sammelbegriff. Zum Leben gehört der ununterbrochene Verbrauch einer ganzen Reihe von Gütern, wie z. B. Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung und Beleuchtung derselben, Rechtsschutz u. s. w., während die größte und wohlfeilste Production mit der ausschließlichen Herstellung nur eines Gegenstandes, oder des Theiles eines Gegenstandes verbunden zu sein pflegt. Kennt man nun die Zahl der Producenten — und diese Zahl lehrt die Berufsclassification. — kennt man ferner das gewöhnliche Mittelmaß der Production der einzelnen Berufskategorieen (eine nach Erfahrungssätzen abzumessende Größe): so hat man damit auch einen ziffermäßigen Ausdruck für die Normalproduction. Wird derselbe in seinen Kategorieen mit der gleichfalls aus besten Erfahrungssätzen abgeleiteten Größe der Consumtion der entsprechenden Hauptconsumtionszweige verglichen, so lehren die sich gegenüberstehenden Werthe aufs deutlichste, ob in den einzelnen Zweigen Gleichgewicht zwischen Production und Consumtion vorhanden ist oder nicht, und durch welches Plus in dem einen Productionszweige das Minus in den anderen ausgeglichen wird. Auf ganz ähnliche Weise ermittelte man vor 20 Jahren die Größe der Consumtion der 1,894,431 Bewohner des Königreichs Sachsen im Jahre 1849 zu 94,721,550 Thlr., und daß sie sich (in runden Ziffern) vertheile zu 62,1 pCt. auf Nahrung, zu 16,0 pCt. auf Kleidung, zu 12 pCt. auf Wohnung und Wohnungsausstaffirung, zu 5 pCt auf Heizung und Beleuchtung, zu 2 pCt. auf Erziehung und Unterricht, zu 3 pCt. auf öffentliche Sicherheit, Gesundheitspflege und persönliche Dienstleistung, während an der gleich großen Productionssumme participirten: die Production der Nahrung mit 44 pCt., der Kleidung mit $30\frac{1}{2}$ pCt., der Wohnung und Wohnungsausstaffirung mit $14\frac{1}{2}$ pCt., der Heizung und Beleuchtung mit 2 pCt., des Unterrichts ꝛc. mit $2\frac{1}{2}$ pCt., der öffentlichen Sicherheit, Gesundheitspflege und persönlichen Dienstleistungen mit $6\frac{2}{3}$ pCt. Die jährliche durchschnittliche Minderproduction an Nahrung betrug damals schon nahe 17 Millionen Thaler, und sie wurde allein durch eine durchschnittliche Mehrproduction an Kleidung, Wäsche Putz, Meublirungsstoffen ꝛc. von circa 16 Millionen Thalern ausgeglichen.

Mit anderen Worten: die ungemein verbreitete Spinnerei, Weberei, Tuchmacherei Strumpfwirkerei, Spitzenklöppelei, Posamentenfabrikation, Weißstickerei und Weißnäherei des Königreichs Sachsen war es schon vor 20 Jahren und früher und ist es heute noch, welche dieses Land in die vorderste Reihe der Industriestaaten stellt, seinen Export- und Importhandel außerordentlich belebt und zu immer größeren Anstrengungen nöthigt.

So wird auch die deutsche Volkszählung vom 1. December 1871, deren Ergebnisse das Königliche statistische Bureau in Berlin längstens bis Ostern nächsten Jahres veröffentlichen zu können hofft, Zeugniß dafür ablegen, daß Deutschland nicht blos durch die Erfolge seiner Waffen, sondern auch durch den Fleiß und die Tugenden seiner Bürger diejenige Stellung in Europa verdient, die es jetzt einnimmt.

Mannichfaltiges.

(Bayerisches Nationalmuseum.) Die reichhaltigen Sammlungen des Nationalmuseums sind nun auch durch eine große Menge Kriegsbeute aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71 bereichert worden, wovon die Mitrailleusen, Belagerungsgeschütze ꝛc., im Atrium schon von Weitem von der Maximiliansstraße aus sichtbar, aufgestellt sind, während zwei Säle eigens für die dem Museum überlassenen Chassepots, Küraße, Helme ꝛc. bestimmt sind. Hier fand auch das kleine Gypsmodell von dem Denkmal Aufstellung, welches Graf Karl v. Drechsel und Accessist Eduard Filchner den in den Orleanskämpfen gefallenen Bayern im Friedhof St. Vincent, wo eine große Anzahl von Bayern begraben liegt, errichteten, und dessen Modell Accessist Filchner dem bayerischen Nationalmuseum zum Geschenke machte. Dieses Modell, das eine abgebrochene Säule mit entsprechender Inschrift darstellt, ist fortwährend der Gegenstand besonderen Interesses der Besucher des Museums.

(Ein Schachspiel von Albrecht Dürer.) Die „Allg. Ztg." brachte kürzlich eine Notiz über ein schön ausgeführtes neues Schachspiel, dessen Hauptfiguren die hervorragenden Persönlichkeiten des letzten glorreichen Krieges darstellen. Bald wird aber von einem ganz anderen Schachspiel die Rede sein, nämlich von einer Originalarbeit Albrecht Dürers; welche bisher wie verschollen war, und welche im Kreise der Kunstkenner und Kunstfreunde Aufsehen machen wird. Die äußerst schön in Holz geschnitzten, den Stempel der Meisterschaft an sich tragenden Figuren (Könige und Königinnen zu Pferde, humoristische Eselreiter, Lanzknechte u. s. w. in vollständiger Zahl) sind, einige Zoll hoch, von sehr reicher Composition und außerordentlicher Lebendigkeit. Die Echtheit des ungemein gut erhaltenen Werkes ist um so weniger zu bezweifeln, als sich der hochinteressante Kunstschatz seit Jahrhunderten als Werk Albrecht Dürers in einer — jetzt in Oesterreich ansässigen — Familie befindet, die zu den angesehensten Nürnbergs gehörte, und in deren Besitz sich auch noch ein bedeutendes größeres Originalgemälde von Lucas Kronach befindet, welches den alten Verwandten der Familie, den Nürnberger Patricier Berchtold Tucher und seine Frau Anna Pfinzing darstellt. Durch den Tod des Besitzers (dessen Tochter die Gattin des Dichters Hermann Rollet ist) dürfte nun dieser Schatz von höchstem Werthe bald aus seiner Verborgenheit gezogen und die Welt mit einem der merkwürdigsten Werke des großen Meisters in ungeahnter Weise bereichert werden.

(Rache eines Photographen.) Einen interessanten Streit wird nächstens das Gericht in Breslau zu entscheiden haben. Ein Photograph in Polnisch-Wartenberg hatte die Porträts der dort ansässigen Gebrüder W. gefertigt. Die Abconterfeiten verweigerten jedoch die Annahme der Bilder wegen Unähnlichkeit, und der Künstler wurde klagbar. Sachverständige erklärten, daß die Bilder nicht ähnlich seien, und das Gericht wies den Kläger ab. Der Verurtheilte sann auf Rache, hing die refüsirten Porträts in seinen Schaukasten und schrieb darunter: „Die zwei Spitzbuben, welche den Seilermeister N. N. aus Breslau im schlesischen Riesengebirge beraubten, nachdem sie ihn mit chloroformirtem Schnupftabak betäubt hatten." Das ganze Städtchen Wartenberg drängte sich um den Schaukasten und bewunderte die Gebrüder W. in der wenig beneidenswerthen Situation als Räuber in den schlesischen Abruzzen. Die Copieen wurden in Masse verkauft. Auf Antrag der Betheiligten entfernte die Polizei allerdings bald die compromittirenden Bilder, aber der Verfertiger berief sich auf das gerichtliche Erkenntniß, worin ausgesprochen war, daß dieselben nicht die Physiognomieen der gedachten Personen darstellten, und wird nunmehr die obergerichtliche Instanz in Breslau zu entscheiden haben, ob es hierbei zu bewenden habe.

(Eiserne Häuser.) Die „Wiener Ausstellungs-Ztg." schreibt: Der in England vielgekannte Reise-Arrangeur Herr Cook ist in Wien eingetroffen, um das Terrain zu recognosciren und behufs eines projectirten riesigen Zuzuges von Vergnügungsreisenden zur Zeit der Weltausstellung die nöthigen

Vorkehrungen zu treffen. Herr Cook gedenkt aus England und Amerika Tausende von Gästen nach Wien zu bringen. Dieser Tage wurde der eifrige Arrangeur, der wegen Durchführung seiner Pläne großartige Dispositionen trifft, vom Hrn. Baron Wertheim dem Hrn. Bürgermeister Dr. Felder vorgestellt, wobei Hr. Cook, als das Capitel Wohnungsnoth zur Sprache kam, die Absicht äußerte, viertausend eiserne Häuser nach englischem Muster anfertigen und zu gedachtem Zeitpunkte hierher transportiren zu lassen. Dieselben könnten, so meint Hr. Cook, nicht nur während der Ausstellungsepoche, sondern auch in der Folge bleibend benutzt werden. Jedenfalls ein Plan, der sich noch besprechen läßt.

(Eine halbe Million Briefe.) Aus Hamburg, 19. Nov., wird geschrieben: „Es dürfte wohl zu den Seltenheiten gehören, daß von einem Absender hinter einander an 500,000 Stück Briefe expedirt worden sind. Ein hiesige Firma meldete jüngst der Post, daß sie aus Anlaß eines neuen Unternehmens eine so bedeutende Briefzahl absenden werde, und hat dis jetzt damit seit circa 10 Tagen Wort gehalten, indem sie täglich circa 10,000 Briefe expedirte. Rechnet man nun jeden Brief zu einem Groschen Porto, so erwächst daraus der Postkasse eine Einnahme von circa 17,000 Thalern, der Ausgaben, welche dem Absender außerdem für Drucksachen, Couverts und Schreibgebühren erwachsen, nicht zu gedenken.“

(Hunde-Scharfsinn.) Der „Panama Star“ erzählt die folgende Geschichte von dem außerordentlichen Scharfsinn der Hunde: „Wenn der Hund einen Strom durchschwimmen will, der reich an Alligatoren ist, rennt er eine große Strecke am Ufer entlang stromaufwärts und bellt fortwährend mit voller Kraft; die Alligatoren folgen ihm in der Erwartung, daß er jetzt das Wasser durchschwimmen wird. Der Hund aber weiß, was er thut; wenn er aus den aus dem Wasser ragenden aufgesperrten Mäulern ersieht, daß all seine Feinde sich zum Schmause versammelt haben, macht er mit größter Schnelligkeit seinen Weg zurück und kreuzt den Fluß, bevor die Alligatoren gewahr werden, in welcher Weise sie düpirt werden.

(Todtgeschlagen.) In Venedig liegt bekanntlich dort am Marcusplatz ein Porticus, auf welchem hoch oben eine Uhr befindlich ist, an deren eiserner Glocke zwei Männer von Eisen stehen, welche mit großen Hämmern die Stundenzahl anschlagen. Vor drei Wochen war ein Engländer dort oben, um sich das Werk anzusehen. Gerade als eine Stunde abgelaufen war, stand er an der Glocke; die eisernen Männer schlugen zu und einer von ihnen traf den Kopf des Unglücklichen mit dem Hammer, daß derselbe sofort mit zerbrochenem Schädel todt zusammensank.

(Fund.) In Salona, unweit Spalato, hat man einen Fund gethan, der in dieser Gegend zu weiteren Arbeiten auffordert. Er besteht in drei Sarkophagen, von denen der eine ein hohes künstlerisches Interesse hat. Auf den Seitenflächen desselben befinden sich nämlich zahlreiche Hauptfiguren aus den Dramen des Euripides, die bis auf den Verlust des Kopfes der einen vortrefflich erhalten sind.

Vom Büchertisch.

Drei Sammlungen historischer Volkslieder aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde, von Franz Wilhelm Frhrn. v. Ditfurth. Berlin, Verlag von Franz Lipperheide, 1871. Preis jeder dieser Sammlungen (elegant geheftet) 20 Sgr.; alle drei Sammlungen, in Einem Band eleg. und dauerhaft geb., 2 Thlr. 20 Sgr.

1. „Die historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges, nebst geschichtlichen und sonstigen Erläuterungen.“ Diese Lieder rühren sowohl von preußischer als von österreichischer Seite her und umfassen außer schon bekannten, sowie in den „Volksliedern des Preußischen Heeres“ desselben Herausgebers bereits mitgetheilten 28 Gesängen, noch einige 30 andere bisher unbekannte, zum Theil höchst interessante und schöne, wahrhaft volksthümliche Lieder. Es spiegelt sich darin die vollständige Geschichte jenes langen Krieges unter Friedrich dem Großen. — 2. „Die historischen Volkslieder der Freiheitskriege, von Napoleons Rückzug aus Rußland, 1812, bis zu dessen Verbannung nach St. Helena, 1815.“ Auch hierin wird meist noch ganz Unbekanntes geboten, von dem nur Einzelnes in die „Volkslieder des Preußischen Heeres“ desselben Herausgebers aufgenommen ist. Wie die früheren, ist vornehmlich auch diese Sammlung für die Geschichte jener Zeit von der höchsten Wichtigkeit. — 3. „Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Krieges von 1870 bis 1871.“ Diese zumeist aus den Reihen der Kämpfer hervorgegangenen Lieder (im Ganzen 124) besingen fast alle ausgezeichneten Thaten des denkwürdigen Krieges. Alle deutschen Stämme haben ihr Contingent auch zu diesen Liedern gestellt, von denen viele bisher noch fast unbekannt geblieben sind — Durch seine Sammlungen der fränkischen Volkslieder, sowie der historischen Volkslieder des preußischen und des bayerischen Heeres hat der Herausgeber sich bereits einen so geachteten Namen auf dem Gebiete des Volksliedes, zumal des historischen, erworben, daß es zur Empfehlung der obigen neuen Sammlungen nur eines Hinweises hierauf bedarf. Ditfurth's Sammlungen stehen in unserer Literatur da als die einzigen ihrer Art.

Illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 und 1871. Stuttgart, Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

* Unter den vielen literarischen Erscheinungen, welche durch die Kriegsereignisse des verflossenen Jahres hervorgerufen worden sind, darf sich Müller's Kriegsgeschichte mit in die erste Reihe stellen. Das Buch zeichnet sich nicht nur durch klare Behandlung der Kriegsgeschichte aus, sondern erhält einen weiteren Werth durch die trefflich gezeichneten Illustrationen, sowie durch die vorzügliche Ausführung des Druckes derselben, wie überhaupt die äußere Ausstattung alle Anerkennung verdient. Wenn man berücksichtigt, daß außer den im Text enthaltenen Illustrationen jedes Heft noch zwei dergleichen in Tondruckmanier enthält und auch die nöthigen kartographischen Beilagen nicht fehlen, so muß der Preis von 27 kr. pro Heft von je 3 Bogen ein verhältnißmäßig billiger genannt werden.

Musikalisches.

* Mannheim, 26 Nov. Richard Wagner wird am 20. December d. J. ein dahier stattfindendes, vom hiesigen Wagner-Verein veranstaltetes, größeres Concert persönlich leiten, in welchem Werke von Mozart, Beethoven und Wagner zur Aufführung gelangen werden. Der Ertrag dieses Concertes, welches voraussichtlich unter der lebhaftesten Theilnahme des Publicums stattfinden wird, wird zum Ankaufe von Patronatscheinen, die zur Anwohnung on den im Jahre 1873 in Bayreuth erfolgenden Nibelungenaufführungen berechtigen, verwendet und werden dieselben unter den Mitgliedern des hiesigen „Wagnervereins“ zur Verloosung kommen. Der vom gleichen Vereine erlassene Aufruf zur Gründung neuer Vereine findet lebhaften Anklang.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 140. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

I.

„Ich sage Ihnen zum dritten und letzten Male, Doctor! mir fehlt nicht das Geringste; warum mich ängstigen, wo ich nicht einen Schatten von Grund erblicke?"

So rief der hochgelehrte Professor Hannibal Roßner verdrießlich aus, als sein Arzt, der joviale Doctor Feldmann, ihm auf das eindringlichste von einer möglicherweise bald zum Ausbruch kommenden Nervenkrankheit vordemonstrirte.

„So sprechen fast alle Kranke, ausgenommen diejenigen, die an der Einbildung, welche doch wiederum auch nur ein Krankheitssympton ist, leiden," versetzte Doctor Feldmann beharrlich. „Wer so wie Sie, mein lieber Professor, Jahr aus, Jahr ein unter Bücherstaub begraben sitzt, und die schöne, freie Gottesluft nur noch wie eine Mythe kennt, der weiß im Grunde nicht mehr, ob er krank oder gesund ist. Die kleinen Leiden sind sein tägliches Brod, sie sind ihm zur Gewohnheit geworden, wie Unsereinem die tägliche Bewegung; aber wie aus all' den kleinen Flussen und Flüßchen der Hauptstrom gebildet wird, der sich endlich im großen Weltmeer verliert, so ist's auch mit den kleinen körperlichen und geistigen Leiden des Menschen, er gewöhnt sich daran und achtet ihrer nicht, bis allmählich eine große Krankheit daraus entsteht, die ihn in das Meer der Ewigkeit ohne Erbarmen hinabstürzt."

„Sie sind ein tüchtiger Logiker, lieber Doctor!" lächelte der Professor, „doch verschlägt dieselbe bei mir nicht, aus dem einfachen Grunde, weil ich gar keine kleinen Leiden kenne. Ich bin gesund —"

„Lassen Sie dieses Wort nicht Ihre alte Haushälterin hören," unterbrach ihn der Doctor ernsthaft; „sie würde es als eine arge Versündigung halten und jedenfalls dreimal heimlich unter den Tisch klopfen, leise ihren Bannspruch dabei murmelnd."

„Womit sie mich schon oft in halbe Wuth versetzt hat," lachte der Professor. „Ich kann solchen Hocuspocus nun einmal nicht leiden, und hab' ihr den Dienst gekündigt, sobald sie jenes Tischklopfen wieder beginnt oder ihr Karten-Orakel befragt."

„Also die Karten schlägt sie sich auch? Hm, ganz natürlich, sie will daraus erfahren, ob ihr Herr Professor noch an's Heirathen denkt."

„Doctor, Sie legen es heute darauf an, mir die Galle zu erregen!" rief der Professor stirnrunzelnd.

„Ist auch eine Heilmethode," versetzte der Doctor gleichmüthig. „Ihr ewiges Stubenhocken wird über kurz oder lang einen Schlagfluß herbeiführen, und so find' ich Sie eines schönen Morgens todt in Ihrem Sessel, die Feder in der Hand, das unvollendete Riesenwerk über die neue Universal-Sprache vor sich —"

„Doctor, Sie fangen an zu spotten, das verbitte ich mir ernstlich, besonders was meine Sprachforschung betrifft, das sind Dinge —"

„Die ich nicht verstehe," fiel der Doctor rasch ein, „ganz recht, lieber Professor, ich bitte um Verzeihung, es war nur ein Heil-Experiment. Ich will auch von einer Heirath gänzlich schweigen, in Ihren Jahren holt man sich im günstigsten Falle einen Korb, wer das vierte Decennium schon längst überschritten —"

„Bitte recht sehr, nicht überschritten, noch nicht einmal erreicht," unterbrach der Professor ihn indignirt, „ich bin laut meines Taufscheins sechsunddreißig Jahre alt."

„Ah, dann hab' ich um Entschuldigung zu bitten," rief der Doctor in erkünstelter Verwunderung, „sechsunddreißig Jahre — das hätt' ich in der That nicht geglaubt, Sie sehen bedeutend älter aus, ja, irre ich nicht, zeigt sich dort schon ein graues Haar."

„Larifari, Doctor! Sie sind heute ein rechter Spottvogel; es ärgert Sie, daß ich gesund bin, und da legen Sie's darauf an, mich krank zu machen. Aber ich ärgere mich nicht, Doctor! Ihre Anstrengungen sind vergebens, schonen Sie Ihre Lungen."

„Gut, wir sprechen uns an Ihrem Krankenbette wieder, Herr Professor!" sprach der Doctor, ernst und feierlich ihm die Hand reichend.

„Unsinn, als ob wir uns veruneinigt hätten, Sie kommen zu mir nach wie vor."

„Nein, ich komme jetzt nicht eher, bis ich als wirklicher Arzt zu Ihnen gerufen werde," versetzte Doctor Feldmann. „Sie wollen nicht hören, nun wohl, dann werden Sie bald genug fühlen müssen, das alte Sprichwort behält immer recht. Gott befohlen, lieber Professor!"

Bevor dieser ihn zurückhalten konnte, war er schon hinaus, und unbeweglich stand der Professor, bis er die Glocke der Hausthüre vernahm.

„Unsinn, der Doctor will mich zum Besten haben," murmelte er, sich verdrießlich mit der Hand durch's Haar fahrend, „was will er eigentlich mit seiner ewigen Krankheitspredigt? Und bedeutend älter sähe ich aus? Graues Haar?"

Er stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich eine Zeit lang aufmerksam.

„Wahrhaftig," murmelte er endlich, „dort sitzt ein graues Haar, das ist zu früh, und älter sehe ich am Ende auch aus, er mag recht haben, der Doctor! Doch was ist denn im Grunde dabei? Was kümmert's ihn, was mich? Ich will mir keinen Korb holen, und wäre ich noch jünger, ich hasse die Weiber, sie haben mir nur Schmerz bereitet und damit Punktum!"

Er schritt einige Minuten auf und nieder, um das verlorene Gleichgewicht der Seele, welches zu jeder geistigen Arbeit so nothwendig, wieder zu gewinnen. Aber ohne daß er's merkte, gerieth der gelehrte Professor immer mehr heraus und war zuletzt ein Träumer, der sich mit wehmüthigem Behagen in das Reich der Erinnerung gänzlich verloren hatte.

Hannibal Roßner war noch immer eine schöne stattliche Erscheinung, der wohl einem Frauenherzen gefährlich werden konnte. Er mußte in seiner Jugend sehr schön gewesen sein

und hatte doch das einzige Herz, welches er sein nennen wollte, nicht zu fesseln vermocht. Sie war ihm untreu geworden, hatte einen Anderen, dessen Namen er nicht einmal kannte, auch nicht hatte kennen wollen, geheirathet, so wähnte er, obgleich sie im Grunde durchaus keine Verpflichtungen gegen ihn übernommen hatte, niemals von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen war. An ihrem Hochzeitstage hatte er sich erschießen wollen, war indeß durch einen Freund daran verhindert und von dieser Stunde an ein halber Menschen- ein ganzer Weiberfeind geworden. Der Wissenschaft hatte er Treue gelobt, und seitdem er die Idee gefaßt, eine Universalsprache zu erfinden, war die Menschheit ihm wieder wichtig genug geworden, sich mit ihr zu beschäftigen.

Und die Erinnerung der Jugend, sie packte ihn in dieser Stunde mit zäher Gewalt wie nie zuvor; er sah die so heißgeliebte im Kreise einer glücklichen Familie, von reizenden Kindern umgeben, beglückend und beglückt, und sich selber, einsam und liebeleer, ein verdorrter Stamm, der ohne Blüth' und Blatt nur noch gutes Material für den alten Holzfäller Tod abgeben konnte.

Ruhelos ging der einsame Mann, der die Gluth des Herzens, des Lebens Glück unter Bücherstaub begraben hatte, in seinem Zimmer auf und ab. Dieser Staub hatte seine Jugend zu frühe vernichtet, er rief das Alter in den ersten grauen Haaren herbei, — alt werden ohne glücklich gewesen zu sein!

„Fort, fort damit!“ murmelte er, die Gedanken und Erinnerungen gewaltsam von sich bannend, „was nützt mir die Selbstqual? Und was heißt: glücklich sein? Lenau wußte es wohl, als er es definirte:

> O Menschenherz! was ist Dein Glück?
> Ein räthselhaft geborner
> Und, kaum gegrüßt, verlorner
> Unwiederholter Augenblick.

Das ist Glück, nichts weiter, und darüber sollte man sich härmen und quälen, darüber nur eine Minute unruhig sein? Nein, nein, wer sagt mir auch, ob sie wirklich glücklich geworden? Zehn Jahre mögen's her sein, als sie sich vermählte, sie wird Kinder haben, das macht schon Sorgen, was soll das Söhnchen dereinst werden, hat es Verstand? Talent? Wird's immer solid und fleißig bleiben? Und nun gar ein Töchterlein oder mehrere, vielleicht ein halbes Dutzend, die sollen alle heirathen und Aussteuer, Mitgift haben! — brrr, freue Dich, Hannibal! daß der Himmel Dich vor solchem Glück gnädig bewahrt hat.“

Er lächelte vergnügt, warf noch eine Blick in den Spiegel und setzte sich an seinen Schreibtisch.

(Fortsetzung folgt.)

Der 29. November,

ein glänzender Gedenktag im ewig denkwürdigen, deutsch-französischen Kriege durch die ruhmreiche Bekämpfung der Pariser Ausfälle Seitens der preußischen Garde und des 6. Corps, sowie der braven Württemberger und Sachsen, scheint dennoch in Verbindung mit den Bayern schon jetzt wenig oder gar nicht mehr gekannt zu sein, und doch verdient er auch in dieser Beziehung dem Andenken empfohlen zu werden. Da nämlich das belagerte Paris nach zweimonatlicher Organisation seiner Vertheidigungsmittel in Verbindung mit der Nordarmee bei Amiens und der mit Prinz Friedrich Karl in ernstliche Fühlung gekommenen Loirearmee die großartigsten Anstrengungen machte, um den eisernen Ring der Belagerungsarmee zu durchbrechen, waren die Augen von ganz Europa auf die vermeintliche nahe Katastrophe von Paris gerichtet. Nur dem aufmerksamen Leser der Kriegsberichte jener Tage mochte nicht entgangen sein, daß an obigem Tage auch bayerische Abtheilungen im Gefecht gewesen. In einem Telegramm von Versailles an das bayerische Kriegsministerium wird „eines siegreichen Gefechts des 1. bayerischen Armeecorps westlich von Orleans“ gedacht. Mehr jedoch als diese einzige officielle Aeußerung über jenes Gefecht ist meines Wissens niemals in die Oeffentlichkeit gedrungen, über den Ort des Gefechts die zunächst betheiligten Abtheilungen des genannten Corps, sowie über die näheren Vorgänge dabei ist nie etwas verlautet. Es erscheint darum vielleicht gerechtfertigt, wenn ein dabei Betheiligter hierron einiges Nähere zur Verfügung stellt.

Als wir noch vor der Morgendämmerung des 29. November von Marboué, 1 Stunde westlich von Chateaudun, nach letzterer Stadt aufbrachen, war Alles von freudigerer Stimmung als gewöhnlich bewegt. Der auf den 28. November vom ganzen vereinigten Armeecorps vorbereitete Sturm auf Chateaudun war durch die schleunige Räumung dieses Platzes Seitens des Feindes überflüssig, und für diesen Tag der Mannschaft ein seltenes, für jene schweren Novembertage doppelt werthvolles Geschenk geworden — ein Rasttag. Die wunden Füße konnten gepflegt, das auf das äußerste defect gewordene Schuhwerk ausgebessert, ein warmes Mahl mit Muße bereitet und genossen werden, und — was für den Führer besonders in's Gewicht fiel — die mißmuthige und gedrückte Stimmung der Leute hatte bald wieder dem alten Muthgefühl und Bewußtsein deutscher Ueberlegenheit Platz gemacht — bedarf doch eine deutsche Soldatenseele so wenig, um aller Mühseligkeiten jetzt vergangener Tage zu vergessen und hoffnungsreich in die nahe Zukunft zu blicken! Auch wir waren, wie gesagt, wieder gehobener Stimmung, und Abends vorher war sogar, als wir vier Officiere der Compagnie bei einigen Flaschen requirirten Champagners, echten fleurs d'Ay, uns auch wieder für die Lichtseite des Kriegs zu begeistern suchten, die Vermuthung ausgesprochen worden, der Feind werde, da nun endlich Friedrich Karl mit uns Fühlung haben müsse, allen Widerstand, wie eben vor Chateaudun, aufgeben und ohne noch viel Blutvergießen werde mit dem baldigen Falle von Paris auch das Schicksal Frankreichs entschieden sein. In dieser frohen Hoffnung tranken wir auf das baldige Wiedersehen der lieben deutschen Heimath. Grausamer Krieg! Schon der nächste Tag sollte unserem verehrten Freunde, Oberlieutenant H., der uns heute so glücklich von seinen Zukunftsplänen erzählte, auch der letzte Lebenstag sein, und unserem stets lebensfrischen Kameraden, Landwehrlieutenant G., einen zerschmetterten Oberarm bescheeren, während unser geistig hochbegabter und dabei so gemüthvoller Nürnberger Freund, Landwehrlieutenant B., einige Tage später in den blutigen Kämpfen der ersten Decemberwoche seine tödtliche Wunde erhalten sollte. Doch glücklicherweise halte keine trübe Vorahnung den heiteren Abend des 28. vergällt.

So hatten wir denn freudig am Morgen des 29. unseren Marsch in östlicher Richtung gegen Orgères und Bonneaulle angetreten, und bereits im ersten Morgengrauen Chateaudun erreicht — vielmehr die Stätte, wo bis zum 18. October Chateaudun gestanden. Todesschweigen lag jetzt über den Trümmern der unglücklichen Stadt. Es muß einst schön gewesen sein, dieses Chateaudun, das zeigten noch die hohen, jetzt gespensterhaft schwarz in die graue Luft sich emporreckenden Reste von Façademauern, die breiten und langen Straßen.

Als wir diese Stätte, wo die Zweiundzwanziger ein so furchtbares Strafgericht gehalten, eine Strecke hinter uns hatten, zeigte uns die aufgehende Sonne ein nach allen Seiten weithin sichtbares, nur wenig coupirtes Terrain. „Aber

heute sagst Du doch nicht, daß es zum Handkuß komme?“ meinte ich, zu Kamerad B. gewendet, der mit diesem Ausdruck gewöhnlich seine Vermuthung eines nahen Zusammenstoßes mit dem Feinde auszusprechen pflegte. Auch war diese Frage insoferne für uns interessanter, als heute wieder unser Bataillan — das zweite des 10. Regiments, worunter auch viele Pfälzer, an der Tête der (4.) Brigade marschirte. Die drei ersten Brigaden des Corps befanden sich heute nicht bei uns. — Doch, siehe da! sind das nicht graue Wölkchen dort etwa 1 Kilometer links vor uns an der kleinen Waldlisière? In der That, unsere harmlos vorausrecognoscirenden Chevauxlegers galopiren eilig zurück. Also doch ‚wieder ein Handkuß!

„Bataillan halt!‘ tönte des Majors ruhige Stimme. „Fünfte und sechste Compagnie ausgedehnt, achte zur Rechten der Straße einstweilen in Colonne, siebente Reserve!“ — und wenige Minuten später schwärmten unsere Leute gegen die leichte Höhe hinan, bald war auch das ganze Bataillon ausgedehnt.

Was nun das Terrain vor uns betraf, so befand sich eine viertel Stunde zur Rechten vor uns auf dem leichten Höhenkamm ein Dorf, in der Richtung der gerade vor uns sich hinschlängelnden Straße ein zweites Dorf, Namens Varize, doch war dieses bereits früher von den Preußen zur Strafe eines Ueberfalls bis auf das letzte Haus eingeäschert warden. Unter dem Namen d e s Darfes erscheint nun auch das Gefecht in den afficiellen Gefechtsrelatianen. Hinter Varize, welches nach zudem durch einen ausgedehnten, von hoher Mauer umgebenen Park theilweise verdeckt war, befand sich die natürliche Rückzugslinie des Feindes, und war demnach der Besitz dieser Pasition für die ganze Affaire entscheidend. Links aon Varize, mehr im Vorterrain, zog sich das obenerwahnte andere Gehölz hin, welches schließlich in einzelne freistehende Baumgruppen auslief.

Als ich bei Beginn des Gefechts mit meinen Schützen links van der Straße abbog um die längs derselben operirende Compagnie wirksam in den linken Flanke zu unterstützen, war unsere Aufgabe hier keine leichte. Zunächst galt es ein frei auf einem schwachen Höhenzuge dastehendes Gehöfte zu besetzen, welches stark vom feindlichen Feuer bestrichen war. Doch es gelang. Indeß wäre es uns nicht ohne die größten Verluste gelungen, von dieser Pasitian aus weiter aorzudringen, wenn nicht unsere Batterie, die unterdessen aufgefahren war, mit nachdrücklichen Granatensendungen uns bei der Säuberung des Gehölzes unterstützt hätte. Dann ging es in raschem Lauf gegen dasselbe aor. Hier war allerdings das Kleingewehrfeuer am stärksten gewesen, doch einmal dort festen Fuß gefaßt, vermochten wir leicht einem wiederhalten Vordringen des Feindes von den Baumgruppen her, kräftig entgegenzutreten. Nachdem wir das Gehölz durcheilt, fanden wir uns endlich van einem weiteren Vorgehen in der Front durch unsere eigenen stets 50 bis 60 Schritt var aus einschlagenden Granaten abgehalten. Sa hielten wir uns dann wieder rechts gegen Varize zu. Var uns dehnte sich die hohe langgestreckte Seitenmauer des Parks aus. Vor demselben angekammen, fand ich bereits weitere Abtheilungen meiner, sawie der sechsten Compagnie aar, ferner starke Haufen vom 7. Jägerbataillan. Freund H., hörte ich, war bereits gefallen.

Was war jetzt zu thun. Innen vom Parke krachte uns lebhaftes Kleingewehrfeuer entgegen, aber nirgends ein Mittel, gegen den gut gedeckten Feind anzukämpfen. Die Mauer erwies sich zu hoch und stark, um überstiegen oder durchbrochen werden zu können, eine Umgehung zur Linken würde uns nur noch mehr von den Unserigen abgetrennt und in die Luft gesetzt haben, während der Park uns zur Rechten, wo unser Centrum kämpfte, allem Vernehmen nach noch störker vertheidigt wurde. Zweifelnd standen wir einen Augenblick vor dem hölzernen Thor, welches zu durchbrechen die Unserigen bisher sich vergebens abgemüht hatten. Da auf einmal zeigte sich, daß eines der unteren Viertelstücke des Thors morsch gewesen und den wüthenden Stößen der Unserigen nachgegeben hatte. Noch hatte ich mich gewendet, um alle Leute jetzt vor das Thor zusammenzurufen zum massenhaften Eindringen in den Park, als auch schan Rufe ertönten, daß bereits Einer durch die entstandene Oeffnung hineingekrochen.*) Wir Officiere folgten jetzt durch die Oeffnung nach und noch drei oder vier Mann. Glücklicherweise begann innerhalb gleich einen Schritt vom Eingang ein dichtes Gehölz, wa wir uns hinflüchteten, sammelten und dann vereint im raschen Anlauf wieder gegen das Thar von innen hinsprengend, dasselbe öffneten. Nun strömten die Massen der Unserigen herein. Ein Glück für uns war es gewesen, daß die meisten gegen den Frontalangriff des Parks sich vertheidigenden Feinde die Seitenmauern desselben so sehr vernachlässigt hatten, sa daß wir bald die wenigen hier postirten Gegner vor uns hertrieben. Das Geschick des Parks und Dorfs war bald entschieden, weiterer Widerstand auch gegen unser Centrum unmöglich. Zwar fielen noch einige Tapfere im Parkgefecht, — so Oberlieutenant M. vam 13. Regiment, dem 7. Jägerbataillan zugetheilt, welches Bataillon bereits wegen Mangel an Officieren van einem Oberlieutenant befehligt wurde —, aber bald sahen wir aor uns nur noch fliehende Feinde. Van den Gefangenen, die allseits nun eingebracht wurden, erfuhren wir, daß wir heute dem 1. freiwilligen Jägerbataillon der Mobilgarde der Girande — meistens Studenten und gebildete Leute, worunter mehrere deutschredende, — gegenüberstanden, sowie anderen Mobilgarden, etwa in der Stärke von einem Bataillan, und einigen Franctireursabtheilungen.

So war denn das Gefecht von Varize nach der Stärke der betheiligten Abtheilungen, sowie bezüglich des Einflusses auf die großen Operatianen nur unbedeutend zu nennen, denn auch unsererseits war blos das zweite Bataillon des 10. Regiments und das 7. Jägerbataillon im Gefecht, dazu wohl blos eine Batterie. Feindlicherseits hatten sich zwar noch beträchtliche Cavalerieabtheilungen gezeigt, kamen aber nicht zur Wirkung. Was aber dennoch den heutigen Kampf in unser Aller Andenken so fortleben ließ, war neben dem unerwarteten Ausbrechen des Gefechts die prampte und coulante Erledigung desselben, indem nach Verlauf von nur ungefähr 1½ Stunden die Gegner aus ihren ausgezeichneten Positionen vertrieben, theils getödtet und gefangen, (etwa 200) der Rest zersprengt worden waren. Die übrigen in der Marschcolonne nachrückenden Bataillone, welche gerade heute nicht aufgeschlossen marschirt hatten, konnten darum, sa rasch sie auch auf das vernommene Feuer nach der Spitze eilten, doch nicht mehr zum Eingreifen in's Gefecht kommen, so prampt hatten wir an der Tête die Sache abgethan. Nach kurzer Rast, während welcher Generalmajar von der Tann, freudig bewegt, den beiden Bataillonscommandanten vor der Front seinen Dank und Anerkennung für die Mannschaften ausgesprochen hatte, wurde der unterbrochene Marsch ruhig wieder aufgenommen, bis wir des Abends, allerdings aufs ärgste erschöpft, in Loigny, unserem Nachtquartier ankamen, an jenem Ort, welchen wir auch drei Tage später, aber nach furchtbarer Blutesarbeit, nach zahlreichen edlen Opfern wieder betreten sollten, dann aber nicht als ersehnte friedliche Ruhestätte wie heute, sondern als ein an Dutzenden von Stellen brennendes, dem Verderben geweihtes, unglückliches Darf.

C.

Mannichfaltiges.

ß (Technisches.) Nach „American Scientific Preß“ verwendet man in den Vereinigten Staaten neuerdings beim Eisenbahnbau und zu anderen Erdarbeiten mit Dampfkraft

*) Der Name dieses Tapferen ist Mandery, ein Vorderpfälzer, Soldat der 5. Compagnie des 10. Regiments. Leider aber fiel derselbe schon einige Tage später, am 4. December, bei der Erstürmung von Poulay (vor Orleans).

betriebene **Grabemaschinen**. Von einer solchen Maschine wird berichtet, daß sie, mit einer 25 pferdigen Dampfmaschine ausgerüstet, täglich einen Graben von 2 Meilen (engl.) Länge bei $4\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe, 4 Fuß oberer und 28 Zoll unterer Breite fertig bringe, und die Erde gleichzeitig auf die Seite schaffe, zu deren Bedienung 1 Maschinist und 3 gewöhnliche Arbeiter genügen. Die Beschreibung der Maschine ist leider sehr mangelhaft: Ein auf vier hölzernen Rädern ruhendes Gestell trägt die Dampfmaschine, den Schneidapparat und die Riemen zum Heben und Fortschaffen der Erde. Vier um verticale Achsen rotirende Messer bearbeiten den Boden, zunächst einen rechteckigen Querschnitt des Grabens von 2 Fuß Breite erzeugend, gleichzeitig schneiden zwei seitlich angebrachte schief gestellte Streichblätter die Seitenwandungen schräg ab. Die Schneidwerkzeuge können beliebig gehoben und gesenkt werden. Die Erde wird auf einen endlosen Guttaperchariemen geworfen, welcher, eine schiefe Ebene bildend, dieselbe bis an das hintere Ende des Gestelles transportirt, und einem quer horizontal laufenden Riemen übergiebt, der sie zur Seite des bereits fertigen Grabens abwirft. Die Maschine hat eine Länge von 41 Fuß und 12 Fuß Breite, ihr Gewicht beträgt circa 160 Ctr.

Die von J. Gallowitsch in Graz erfundene **Petroleumlampe ohne Cylinder**, seit etwa einem Jahre bekannt, findet mehr und mehr Verbreitung, was besonders auch den mäßigen Preisen zuzuschreiben ist. Eine kleinere Arbeitslampe kostet z. B. 90 kr. Oesterr., eine Studirlampe 2 fl., eine große Salonlampe 10 fl. 2c. Die bisher durch den Glascylinder erzeugte Zufuhr von Luft zur Flamme wird bei dieser Lampe durch einen Canal bewerkstelligt, welcher unmittelbar in die Flamme mündet, und dessen Einströmungsöffnung sich unten am Fuße befindet. Der Docht ist ein Runddocht, umgiebt den Luftzuführungscanal, welcher durch den Petroleumbehälter hindurchgeht. Eine sehr einfache Vorrichtung dient zur Regulirung des Dochtes sowohl als des Brennstoffzuflusses, so daß man die Flamme auf jede beliebige Größe stellen kann, was bei den Lampen mit Cylinder in viel geringerem Grade möglich ist. Die G.'schen Lampen sollen außer der Ersparniß an Cylindern auch eine Petroleumersparniß ergeben, die für Straßenbeleuchtung auf circa 16 pCt. geschätzt wird. Der Erfinder will ferner das Princip seiner Lampe auch auf Petroleum-Heizapparate anwenden, und hat bereits Rundbrenner bis zu 2 Zoll Durchmesser hergestellt, welche ein so intensives weißes Licht ergaben, daß das Auge es kaum zu ertragen vermag, und eine bedeutende Hitze entwickeln, die sich für Kochzwecke vortheilhaft verwenden läßt.

In der Herstellung äußerst dünner Eisenbleche, nur zur Constatirung der vorzüglichen Qualität des Eisens dienend, haben bekanntlich Amerikaner und Engländer seit 10 Jahren miteinander gewetteifert. Ein auf solchem Blech, sogenanntem **Eisenpapier**, geschriebener amerikanischer Brief, der vor etwa 10 Jahren in England eintraf, gab Veranlassung zu einem beiderseitigen fortwährenden Austausch der immer mehr gesteigerten Producte. Jenes Blech hatte eine Dicke von $\frac{1}{1000}$ Zoll, und wog bei 44 Quadratzoll Fläche 19 Grain. Das neueste derartige Erzeugniß des Eisenwerkes von Hallam und Comp. in Swansea ist dagegen nur $\frac{1}{4100}$ Zoll dick, und wiegt bei 55 Quadratzoll Fläche 20 Grain, also 4100 solcher Bleche auf einandergelegt, ergeben erst die Dicke eines Zolles.

(**Eine ergötzliche Scene**) ereignete sich vorige Woche in Berlin Unter den Linden. Ein Polizeibeamter in Civil hatte in der Nähe des großen Sterns auf der Charlottenburger Chaussee einen sich auf Krücken mühsam fortbewegenden Bettler arretirt, welcher schon lange Zeit hindurch die mittelhohen, hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften, wenn sie gewöhnlich kurz vor Tische einen kleinen Ausflug nach dem Thiergarten machen, unter den kläglichsten Geberden angesprochen hatte. Mit Mühe war er mit seinem Arrestanten nach den Linden gelangt, denn es war dies kein Leichtes, da der lahme Bettler mit lauten Bitten: „ihn doch noch diesmal gehen zu lassen, er werde ja nicht wieder betteln", das Mitleid des sich zahlreich ansammelnden Publicums zu erregen verstand, als er plötzlich von hinten am Rockschoß gezupft wurde. Er wandte sich um, bemerkte aber nur höhnisch lachende Gesichter, denn — der lahme Bettler hatte, diesen Augenblick benutzend, beide Krücken weggeworfen und mit der Geschicklichkeit eines sehr gewandten Turners über die eiserne Barrière nach der rechten Seite hin eine Volte, alias Purzelbaum geschlagen und die Flucht ergriffen. Der Polizeibeamte schlug sich die Krücken liegen lassend, so zu sagen links in die Gebüsche und verschwand unter dem Gelächter des Publicums.

(**Ueber die Flucht der Kaiserin Eugenie**) von Paris theilt ein Amerikaner, Herr Nathan Sheppard, in der „Revue politique et littéraire" noch wenig bekannte Episoden mit. Es war schon mehrfach gemeldet worden, daß die Kaiserin sich in Begleitung der Frau Lebreton aus den Tuilerieen zunächst nach der Wohnung des Hofzahnarztes Evans, eines Amerikaners, in der Rue de la Paix begab. Dort brachte sie zwei ganze Tage zu, worauf Herr Evans die beiden Frauen nach Mantes führte. Er gab vor, daß die Dame wegen einer Nervenkrankheit nach einem benachbarten Schlosse gebracht werden müsse, und die Kaiserin spielte wirklich vor dem Wachtposten die Rolle einer hysterischen Person, die ihrem Arzt nicht gehorchen wolle. So gelangte man unbehelligt bis nach Deauville, einer Schöpfung des Herzogs von Morny, deren Anblick in der Flüchtigen gar traurige Betrachtungen wecken mußte. In dem nahen Hafen von Trouville lagen zwei Yachten vor Anker. Die eine, Namens „Gazelle", war von dem Baronet Sir John Bourgoyne, dem Sohne des kürzlich gestorbenen englischen Feldmarschalls, befehligt, der sich aus Furcht vor einem diplomatischen Conflict lange weigerte, die Kaiserin mit ihrer Ehrendame und dem Dr. Evans an Bord zu nehmen. Endlich willigte er ein; kaum war er aber in See gegangen, so erhob sich ein furchtbarer Sturm und erst am 8. lief das Schiff in dem Hafen von Ryde ein. Noch am selben Abend umarmte die Kaiserin ihren Sohn in Hastings.

(**Verhoben!**) Ein Redacteur des Pariser Sportblattes „Jockey", dem jüngst einer seiner Artikel durch ein Versehen des Setzers, sogenanntes „Verheben des Satzes", unverständlich gemacht worden war, erzählt, daß unter Ludwig Philipp der „Constitutionnel" das Opfer eines ähnlichen, nur weniger harmlosen Irrthums gewesen. Es war zur Zeit einer Ministerkrise. Eines Morgens stand im „Constitutionnel" zu lesen: Se. Majestät der König hat gestern Hrn. Thiers in den Palast der Tuilerieen berufen und ihn mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt. Der ausgezeichnete Staatsmann beeilte sich, Sr. Majestät zu erwidern: „Ich habe nur Ein Bedauern, das ist, daß ich Ihnen nicht den Hals umdrehen kann, wie einem indischen Hahn." Zwei oder drei Spalten tiefer aber prangte folgendes Entrefilet: Die Nachforschungen der Justiz sind rasch von Erfolg gekrönt worden. Der Mörder der Rue du Pot-de-Fer ist an einem übelbeleumundeten Orte verhaftet worden. Alsbald vor den Untersuchungsrichter gebracht, hatte der Elende die Kühnheit, sich zu groben Injurien gegen diesen Beamten hinreißen zu lassen und Worte an ihn zu richten, die beweisen, daß in dieser verstockten Seele kein Fünkchen Gewissen sich findet: „Gott und die Menschen alle sind Zeugen, daß ich nie einen anderen Ehrgeiz gehabt, als treu und intelligent Ihrer Person und meinem Lande zu dienen."

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 141. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Professor ein Buch ergriffen, als er es auch schon wieder hinwarf und verdrießlich den Kopf stützte.

„Weiß der Kukuk!“ rief er halblaut, „dieser boshafte Doctor scheint mir doch mit seinen ewigen Prophezeiungen etwas angeflickt zu haben. Mein Kopf ist buchstäblich wie eine hohle Kugel, und noch dazu ekelt die Arbeit, welche sonst meine größte Lust gewesen mich an. Alles kommt mir unnütz, lächerlich vor, selbst meine Lieblingsidee. Wenn ich's versuchte, ein wenig auszugehen, in Wald und Flur umherzuschweifen, das Wetter ist einladend genug. Aber nein, nein, es geht nicht, der Doctor würde in's Fäustchen lachen, mich innerlich einen Narren heißen; ich darf nicht nachgeben, nicht eines Strohhalm's Breite von meinen Principien ablassen. Hat der Spottvogel erst einmal Bresche geschossen, dann fällt Alles zusammen, und ich wäre eine verlorener Mann. Nein, nein, Hannibal! sei kein Thor, halte fest an Deinem Hauptprincip: Mag die Welt zu Dir kommen, wenn sie Ansprüche an Dich hat.“

Und wieder versuchte er zu arbeiten und schob die Unlust auf den Stoff; die Entzifferung einer alten hebräischen Handschrift schien ihm für seine Stimmung interessanter zu sein. Da wurde es aber erst recht toll. Die Hieroglyphen tanzten wie Kobolde vor seinen Augen, und dazwischen war es ihm, als höre er das Hohngelächter des Doctors.

Entsetzt sprang er auf und griff sich mit beiden Händen an die Stirn; sie glühte wie Feuer und begann zu schmerzen. Er zog heftig die Klingel, worauf nach einer Weile die alte Haushälterin, Frau Grünewald, mit ängstlichem Gesicht erschien, um nach des Herrn Professors Begehr zu fragen; so wild hatte er ja noch nie geläutet.

„Ungarwein, vom ältesten, aber rasch!“ befahl der Professor, wobei er tief aufathmete.

Frau Grünewald schüttelte den Kopf und holte den Wein. Der Professor schenkte sich ein Glas voll und leerte es in einem Zug.

„So, das wird gut thun,“ murmelte er dabei, „das fließt wie Feuer durch die Adern und wird die alte Lust zur Arbeit erwecken. Was steht denn Sie noch da, alte Frau?“ fuhr er heftig auf, als er die Haushälterin an der Thür erblickte. „Glaubt Sie auch vielleicht, ich sei sterbenskrank?“

„Ach, Jesus! nein, Herr Professor,“ versetzte Frau Grünewald, ohne im geringsten Furcht zu zeigen, „sterbenskrank, wer kann nur so was denken; aber ganz richtig ist es nicht mit Ihnen, Herr Professor!“

„Nun will Sie mich wohl gar verrückt machen?“

„Gott soll mich behüten, einen solchen hochgelehrten Herrn für verrückt zu halten,“ betheuerte Frau Grünewald, „obgleich mein dummer Verstand Vieles nicht begreift —“

„Verlangt auch Niemand von Ihrem dummen Verstande,“ lachte der gereizte Professor ingrimmig, „bleib' Sie bei Ihren Tiegeln und Töpfen.“

„Wenn ich dem Herrn Professor eine Tasse Camillenthee —“

„Scheer' Sie sich mit Ihrem Camillenthee in die Küche,“ schrie der Gelehrte außer sich, und entsetzt flüchtete die Haushälterin hinaus, um flugs ihre Karten zu befragen, ob Krankheit oder gar Tod im Hause liege.

Der Professor aber lief wie ein Besessener im Zimmer auf und ab und wüthete gegen die ganze Welt, absonderlich aber gegen die Mediciner, welche mit ihrer Unterhaltung schon einen Menschen krank machen könnten.

Es war an diesem Tage vollständig mit der Arbeit vorbei; Roßner ging früher als gewöhnlich zu Bett, ohne schlafen zu können, und als er endlich gegen Morgen entschlummerte, sah er fortwährend den boshaften Doctor Feldmann an seinem Bett stehen, ihm spöttisch lächelnd den Puls befühlend. Dazwischen trat durch die weitgeöffnete Kammerthür die Geliebte seiner Jugend, an jeder Hand sechs Kinder, Mädchen und Knaben, führend und sie ihm zur Erziehung übergebend, und wie der Doctor sein Handgelenk gleichsam mit eisernen Zangen festhielt, so legte sich das Dutzend Kinder wie ein Alp auf seine Brust und drohte ihn zu ersticken, daß er angstvoll nach Hilfe stöhnte und Todesqual in allen Gliedern fühlte.

Plötzlich sprach der Doctor mit lauter Stimme: „Es ist so, wie ich immer gesagt: wer nicht hören will, muß fühlen. Jetzt haben wir die Bescheerung, das wird ein Nervenfieber in schönster Form.“

Der Professor öffnete entsetzt die Augen und starrte in das Gesicht des Doctors, der ihn ruhig betrachtete, und wirklich soeben jene Worte gesprochen hatte.

„Wer hat Sie denn eigentlich gerufen?“ fragte er, als er sich überzeugt, daß kein Traum ihn mehr gefangen halte; mißtrauisch blickte er dabei nach der Thür, als fürchte er, der andere Theil seines Traumes, der mit dem Dutzend Kindern, könne ebenfalls in Erfüllung gehen.

„Ihre pflichtgetreue Haushälterin hat mich rufen lassen, natürlich,“ versetzte der Doctor, „sollte Sie vielleicht damit gewartet haben, bis es zu spät war?“

„Larifari, ich bin nicht krank, Doctor! ein schwerer Traum, das ist Alles!“

„So versuchen Sie aufzustehen, Herr Professor! es ist beinahe Mittag. Sie sind aus dem Geleise gerathen, als hätten Sie geschwärmt.“

Der Professor erhob sich, er fühlte die furchtbarsten Kopfschmerzen, doch ließ er sie nicht merken und machte in zehn Minuten Toilette, ganz wie gewöhnlich.

„Nun! was sollte mir fehlen, Doctor?“ rief er mit erzwungener Leichtigkeit, „Sie sehen, ich bin wohl wie immer.“

„Und doch phantasiren Sie wie ein Nervenkranker oder wie Einer, der's werden will, und schlafen bis Mittag.“

„Nun ja, es mag etwas daran sein,“ räumte der Professor ein, „Sie sind schuld, Doctor, Sie allein mit Ihren ewigen Krankheits-Litaneien, das muß den Gesündesten endlich aus dem Gleichgewichte bringen.“

„Sie haben augenblicklich Kopfschmerz, Herr Professor!“ sagte der Doctor mit großer Bestimmtheit, welche jenem offenbar imponirte.

„Ich läugne es keineswegs, mein Freund! Es kommt vom langen Schlafen, Doctor! Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich gestern ein wenig über Sie geärgert und darauf ein Glas Ungarwein getrunken habe. Das ist Alles, ich sündigte gegen meine Natur.“

Der Doctor schüttelte den Kopf. „Glauben Sie, daß ich es wirklich gut mit ihnen meine, Professor?“

„Ich habe bis jetzt keine Ursache, daran zu zweifeln, Doctor! ausgenommen Ihre Krankheits-Manie!“

„Nun wohl, diese eben bestimmt mich zu dem Rath: Reisen Sie noch heute oder morgen in's Bad!“

„Doctor! sind Sie wahnsinnig geworden? Ebensogut könnten Sie mir rathen, einen Ball zu besuchen und die ganze Nacht hindurch zu tanzen.“

„Reisen Sie in's Bad, mein Lieber! oder irgend eine gefährliche Krankheit bedroht Ihr Leben. Es ist mir Ernst, Sie müssen nach Pyrmont, um Stahlbrunnen zu trinken. Ich habe einen vortrefflichen Reisegefährten für Sie, mein Vetter, der Astronom Petermann, ein Verwandter des berühmten Geographen, geht ebenfalls nach Pyrmont, ich bringe ihn her, er muß Ihnen gefallen, Professor! Ein Wort im Vertrauen, er ist ein wenig barock in seinen Ansichten, studirt augenblicklich die Sonnenflecke, welche er für Höcker erklärt — eine komische Idee, sich die Sonne buckelig vorzustellen, wirklich originell, ha, ha!“

Der Doctor verließ laut lachend das Haus, ohne auf des Professors Einreden und Gegenmaßen zu achten.

„Das wird zu arg!“ polterte dieser, „bin nicht Herr mehr im eigenen Hause. Nach Pyrmont, in's Bad! Ja, das fehlte mir in der That noch, würde da eine schöne Figur spielen. Will doch die Thür schließen und heute für Niemand zu Hause sein.“

Bevor der gute Professor jedoch diesen Vorsatz mit seiner gewöhnlichen Weitschweifigkeit in's Werk setzen konnte, stand Doctor Feldmann schon wieder auf der Schwelle, von dem löblichen Grundsatz ausgehend, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß sei.

„Sie erlauben, Herr Professor!“ rief der lustige Doctor, „komm herein, Vetter! und laß Dich vorstellen. Der berühmteste Sprachforscher unserer Zeit, Herr Professor Dr. Hannibal Roßner, — und hier, Herr Dr. Petermann, ein im Gebiete der Astronomie nicht unbekannter Name.“

Die beiden Herren verbeugten sich und murmelten gegenseitig irgend etwas von der großen Ehre, eine solche Bekanntschaft zu machen, wie es ja Brauch ist bei solcher Gelegenheit.

„O, meine Herren! Sie werden sich schon gefallen,“ rief der Doctor, „mich bitte ich jetzt zu entschuldigen, meine Patienten warten mit Schmerzen.“

Und fort war der Boshafte, den unglücklichen Professor in einer gelinden Verzweiflung zurücklassend.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Doctor!“ begann er endlich, sich gewaltsam zusammennehmend, „Sie sind Astronom? Eine erhabene Wissenschaft, die großartigste, sozusagen.“

„Sie sind sehr gütig, mein verehrter Herr Professor!“ versetzte der Astronom, sich verbeugend, „erlauben Sie mir, einem so berühmten Gelehrten, der die Sprache der Menschen zu seinem Studium erhoben und seinen Geist ihr leiht, dem babylonischen Wirrwar ein Ende zu machen und eine einzige Weltsprache zu schaffen, meine tiefste Verehrung darzubringen.“

Jetzt mußte sich der Herr Professor verbeugen und er that es sehr geschmeichelt; der Astronom hatte durch dieses Compliment außerordentlich bei ihm gewonnen, da jene Lieblings-Idee, eine Universalsprache zu erfinden, die Hauptaufgabe seines Lebens geworden war; beachtete sich der gute Hannibal doch nicht um den Erwerb zu kümmern, sein großes Vermögen hätte ihm das glänzendste Leben gesichert, jetzt sparte er unbewußt für lachende Erben, die sich schon auf den Tod des verrückten Professors freuten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem hohen Norden.

Von Dr. Gustav C. Laube.

Gletscher und Eisberge.

Jenseits der Linie, welche um die Erde läuft und die kalte und gemäßigte Zone von einander scheidet über welcher die Sonne im Sommer ohne unterzugehen kreist, während sie im Winter sich nicht über den Horizont erhebt, in den arktischen Regionen ist die Heimath des Märchens. Aber nicht jenes buntfarbigen, schillernden Kindes, das in seiner harmlosen Heiterkeit und phantasievollen Ausschmückung seine Geburtsstätte gerade unter heißer Sonne verräth, sondern jenes ernsten, träumerischen Märchens voll finsterer Gestalten, das seinen Weg vom Norden her bis zu uns fand und gegen jenes Kind des goldenen Südens lebhaft absticht. Aber das begreift nur Jener, der einmal selbst unter dem Scheine der Mitternachtssonne stand und das Wirken und Schaffen der geschäftigen, phantastischen Nebel über dem Wasser und Lande sah, der aus eigener Anschauung die Gaukelwerke kennen gelernt hat, welche die auf- und untergehende Sonne treibt, und wozu sich selbst der biedere „gute Mond“ dann und wann herbeiläßt, der endlich hilflos und schwach jenen dämonischen Mächten gegenüberstand, welche plötzlich, ohne erklärbare Ursache, wuthschnaubend, verderbendräuend aus der Tiefe, aus dem Boden hervorzubrechen scheinen und ohne sein Zuthun ebenso rasch wieder gebändigt sind, nachdem sie wildpolternd eine Zeit ihr Wesen getrieben haben.

Ich bitte den verehrten Leser, meiner Schilderung zu folgen, und er urtheile selbst, ob es dort oben im Polarlande wie in einem Märchen zugeht.

Der geehrte Leser versetze sich zunächst in eine Alpenlandschaft, worunter ich aber Gegenden wie Hallstadt oder Reichenhall u. s. w. nicht verstanden haben will, sondern vielmehr auf die lustigen Höhen der Tauernkette, wo die Gletscher ihre blauschillernden Eismassen bis zu seinen Füßen vorschieben und der Gletscherbach unter dem Beschauer donnernd in die Tiefe stürzt. Das wird den wanderfrohen Alpenfreunden nicht schwer werden, aber zarte Damen müssen sich ein entsprechendes Bild aus irgend einer Galerie vor die Seele führen. Jene wilden felsigen Landschaften, die, ohne Baum, ohne Strauch, hie und da mit braungrünem Grasboden bedeckt, ihre nackten, vielgestaltigen Zinnen gegen Himmel strecken, zwischen denen ewiges Eis sich angesiedelt hat, das, weiße Nebel spinnend und rieselnde Bächlein im Sonnenglanz gebärend, sich tiefer und tiefer thalwärts drängt und endlich zu einem großen breiten Heerstrome vereinigt als Gletscher seine starren, blauschillernden Massen nur langsam vorwärts schiebt; die höchste Alpenregion mit ihren Gletschern und Firnfeldern muß sich der geehrte Leser vor die Seele führen. Aber die Sicht ins Thal ist verstellt, und dichte Nebelmassen breiten sich darüber aus wie ein wogendes Meer, oben scheint die Sonne licht und hell. Das ist der Schauplatz, wohin ich

den Leser führe; statt des Nebelmeeres denke er sich nun das wirkliche Meer, nicht mißfarbig, sondern blaugrün und klar. Aus ihm steigen romantische Felsberge auf; ein tiefes enges Thal läßt das Auge dazwischen weit ins Innere des Landes dringen. Die Felsen sind nackt, schroff, wild, zerrissen, senkrecht fallen ihre Wände in die See, nur hie und da liegt eine kleine grüne Matte ausgebreitet. Zwischen ihnen schillert's und schimmert's bald grün, bald blau. Gewaltige Eismassen, jetzt breit und sanft wie eine wohlgepflegte Straße auf die Höhen landeinwärts ziehend, nach beiden Seiten schwach gewölbt abfallend, nun in Terrassen steil aufsteigend und jeder Absatz des kühnen Baues mit wunderlichen Säulen und Ornamenten grün schillernd verziert, steigen sie hinauf bis an die Gipfel; die Firnfelder legen sich darauf, und nur hin und wieder ragen die Felszacken aus dem blendend weißen Mantel hervor. Die Sonne glitzert und gleißt darauf, unten tauchen sie ihren krystallenen Fuß ins Meer. Sind das nicht die gläsernen Berge des Märchens?

Alles ist still und stumm wie in einer verzauberten Gegend, kaum fliegt eine einsame Möve über das Wasser oder ein Rabe sticht einmal als schwarzer Punkt von der blendenden Eismasse ab. Wir sind allein auf leichtem Boote, unsere Neugier treibt uns näher und näher, zeitweilig läßt sich ein leises Geräusch vernehmen, ein fernes Donnern — aber das kennen wir ja von den heimischen Gletschern her. Näher und näher. Durch das blaugrüne Wasser ziehen unter uns Streifen hin wie weiße Nixenschleier, das Meer wird lichter und lichter und endlich beinahe ganz milchweiß, just wie das Wasser des heimischen Gletscherbaches. Da sind wir nun angelangt am Fuße des Eisriesen, nein, wir sind schon weit über seinen Fuß hinauf, denn durch die Fluth sehen wir das Eis heraufblauen, während ein Theil abgebrochen, mit ruinenhaften Trümmern bedeckt, weite domartige Höhlen im Inneren des Gletschers schauen läßt, hoch genug, daß ein Schiff hineinsegeln und darin umwenden könnte. Ein rechter Geisterpalast.

Und während wir da, nichts Arges träumend, uns der Anschauung der nie geschauten Pracht hingeben, ja fast so dreist werden, in eine der Höhlen einzudringen, da fängt ein grauenhafter Spuck an.

Schäumend und wallend beginnt sich das Wasser am Fuße des Gletschers zu regen, als ob es plötzlich durch unterirdisches Feuer ins Sieden gerathen wäre; es braust auf, und das Getöse wächst bis zum Gebrüll des Donners, Eisblöcke brechen aus der Tiefe hervor und schnellen, auf den Wogen schwankend und krachend, hin und her; wilder und wilder wird das Chaos, da hebt sich's mitten drin, eine weiße Riesengestalt taucht auf, höher und höher, eine mächtige Eismasse, der scheitergroße Blöcke entfallen; neu und neu rauscht der See auf, denn das neugeborene Ungethüm wälzt sich bald auf diese, bald auf jene Seite und wirft dabei eine breite Wassergarbe von sich — endlich kommt es ins Gleichgewicht; das Getümmel schweigt und beruhigt sich allmählich, die See ist wieder glatt, die Donner sind in der Ferne verhallt, und wir, die wir mitten darin auf schwankem Boote Zeugen waren und mit dem bloßen Schrecken und mit heiler Haut davongekommen sind, wagen es — aber nicht allzu nahe — das jüngste Kind des Gletschers oder dessen Kalb, wie es die Leute in Grönland nennen, näher anzusehen. Da liegt der schwimmende Eisberg vor uns, gewärtig, mit der nächsten Fluth seine Wiege, seinen Erzeuger zu verlassen und allmählich mit seinen Genossen, die schon vorne am Eingange des Fjordes zu einer Flotte versammelt, auf eine günstige Gelegenheit warten, mit der Strömung nach Süden zu wandern, um, weiter und weiter getrieben von der schmeichelnden Woge von unten, von der warmen Sonne von oben leichter und leichter gemacht, fern von der Heimath endlich im weiten Meere seinen Untergang zu finden.

Das ist doch wie im Märchen, wo plötzlich aus der Tiefe ein krystallenes Schloß irgend eines bösen Kobolds aufsteigt. — Nun dürfen wir auch den Gletscher in der Nähe besehen — er ist ganz so gebaut wie die heimischen in den Alpen; aber — wie bescheiden sind diese in der Ausdehnung gegen ihre nordischen Brüder! Die unbedeutendsten der dortigen würden, in unsere Alpen versetzt, Aufsehen erregen, und allenthalben haben sie sich angesiedelt; wie die Schwalbennester hängen sie zwischen den Felsen und ganze Thäler füllen sie aus. Ueber das Meer reichen sie bis auf die davor gelegene Insel, und die See fließt darunter hinweg wie durch einen smaragdenen Brückenbogen. Und wer über sie weg wandern wollte, der könnte sie tagereisenweit verfolgen, ohne ihr Ende zu erreichen; ganz Grönland scheint innen eine starre Eiswüste zu sein, deren Abflüsse nach der See hin die gewaltigen Gletscher sind, die in das Meer herabragen.

Die bei weitem raschere Bewegung des nordischen Gletschereises hat nun auch zur Folge, daß das Brechen der Eisberge bei den großen Gletschern sehr häufig stattfindet; der mit Ebbe und Fluth schwankende Wasserstand des Meeres hat jedenfalls vielen Einfluß darauf. Als wir uns unter dem wohl 60 Seemeilen langen Kohlbergerhaide-Gletscher befanden, dem größten arktischen Gletscher, den wir passirten, konnten wir häufig genug und zu jeder Tageszeit das Kalben des Gletschers bemerken.

Die steiler abfallenden Gletschermassen sind weniger für den sich nahenden Beschauer gefährlich, da man das Abbrechen der Eismassen ziemlich von weitem sieht, ja am Abschwunge derselben sogar dann und wann das ruckweise Vorschieben des Eises bemerken kann. Die flachen aber und weit unter dem Wasser fortschiebenden Eismassen sind äußerst tückischer Natur und eine unheimliche Gegend. Keiner der sonst mit dem Eise so vertrauten Bewohner Grönlands wagt es, außer in großem Umkreise, solch einen Gletscher zu passiren, ja sie halten solche Strecken für vollkommen unnahbar, weshalb die wanderlustigen Grönländer auch die Ostseite von Grönland, die reich an solchen Gletschern ist, kaum bis an die südlichen Inseln besuchen und der Meinung sind, daß man über den großen Eisfjord nicht weiter könne, weil dort das Eis aus der Tiefe breche.

Während sich in Ostgrönland Gletscher an Gletscher reiht, besitzt der Süden von Westgrönland nur zwei große Gletscher, die bis ins Meer reichen, obwohl man allerwärts das Gletschereis des Innenlandes zwischen den Berggipfeln durchblicken sieht. Aber mehr als Ein Zeichen spricht dafür, daß einmal auch hier noch viel mehr Eis war. Wann? Wer kann es sagen? Vielleicht sind die nun leeren oder die nun dem Meere als Straße dienenden Gletscherbetten seit der Eiszeit in diesem Zustande geblieben, denn sonst hätten es Erich der Rothe, der erste normannische Ansiedler in Grönland, und seine Genossen dort drüben nicht wohnlich und zum Aufenthalte einladend gefunden.

Durch Abbildungen und Schilderungen hat man gewöhnlich eine etwas verkehrte und übertriebene Vorstellung von den schwimmenden Eisbergen. Gewöhnlich sind es große unförmliche Blöcke mit gerundetem Rucken, nach allen Seiten oder wenigstens an Einer Seite steil abfallend. Diese, die Abbruchseite, ist gewöhnlich mit einer Menge lose haftender Eisstücke behangen, die bei jeder günstigen Gelegenheit herabstürzen. Oft gewahrt man ins Innere führende mächtige Höhlen und Arcadenreihen und Thorbogen als Reste solcher Gänge. Andere, namentlich solche, welche schon längere Zeit unterwegs sind oder von steilfallenden Gletschern stammen, sind vielzackig und mannichfach zerklüftet; die Schatten wechseln vom zartesten Himmelblau bis ins tiefste Ultramarin in leuchtender Farbe oder nicht minder prächtig grün. Solche Eisberge sind zwar die schönsten, aber gefährlichsten Nachbarn. Der Krach eines Flintenschusses ist im Stande, an einem solchen einen aufstrebenden Pfeiler zum Falle zu bringen und so das Gleichgewicht des ganzen Klotzes zu stören, der nun in schwankende Bewegung kommt und nach allen Seiten hin Trümmer abwerfend wohl gar vollkommen in sich selbst zer-

fällt; ja der liebe, lichte Sonnenschein setzt ihm allein schon so zu, daß er, von ihm bewogen, oftmals schwere Trümmer abwirft. Das von der Sonnenwärme abgethaute Wasser sickert in die Spalten der Eismasse und gefriert dort wieder, wobei es sich ausdehnt und die Kluft weiter spaltet, was unter schußähnlichem Gekrache geschieht. Wenn mit Sonnenuntergang die Temperatur der Luft sinkt, dann drüllt bald hier, bald da ein einstürzender Eisberg auf, die See scheint stellenweise wie mit Gletschereis überschottert, und in ziemlich weite Entfernung trägt die aufschlagende Welle die Kunde vom Untergange des Riesen.

Die höchsten Eisberge, die ich sah, ragten etwa 170 Fuß über Wasser; wenn man bedenkt, daß sie etwa 6—7 mal so tief unter Wasser gehen und oft 300 Fuß Länge erreichen, so kann man sich eine Vorstellung machen, welch kolossale Masse Eis ein solcher über Wasser ganz unscheinbarer Berg soßt. Aber klein und unansehnlich sind sie geworden, wenn sie auf ihrer Wanderung nach Westgrönland gelangen, immer leichter und beweglicher werden sie, man unterscheidet sie an ihrem stark zernagten Aeußeren von denen, die sich hier erst zur Gesellschaft der nordischen Wanderer gesellen.

Daß die Eisberge auf ihrem Rücken oder im Eise eingeschlossen Felsenstücke mit auf die Wanderung nehmen, womit wir das Auftreten der erratischen Blöcke erklären, gehört zu den seltener wahrnehmbaren Erscheinungen; solche, welche von Gletscherschlick schwarz gebändert sind, sind dagegen nicht selten. Unheimlich und wieder an Kobolde und gespenstiges Treiben erinnernd ist es, wenn solch ein Koloß sich plötzlich, ohne sichtbar wirkende Kräfte in Bewegung setzt und schnurgerade sich vorwärts bewegt, wie wir es oft sahen, bis er ebenso plötzlich wieder Halt macht, wie aufgehalten von dämonischen Händen. Wer schob ihn, wer zog ihn, wer hielt ihn auf? Geheimnißvolle Kräfte, die dort oben jenseits der arktischen Linie, fern, unbeachtet vom Menschen thätig sind und spuckartig ihr Wesen treiben. (N. Fr. Pr.)

Mannichfaltiges.

(Die Walhalla bei Regensburg.) Im Deutschen Reichstage erinnerte am 23. Nov. der Abgeordnete Baron Hagte daran, daß König Ludwig I. von Bayern eine testamentarische Verfügung getroffen habe, derzufolge die Walhalla bei Regensburg dem Deutschen Reiche zufallen solle, sobald ein solches constituirt sei. Der Abgeordnete Freiherr v. Hoverbeck erwiderte darauf, daß man jedenfalls die Verhältnisse, insbesondere die daraus erwachsenden pecuniären Verpflichtungen genau prüfen müsse, bevor man an die Uebernahme einer derartigen Hinterlassenschaft denken könne.

(Ein originetter Schabernack) wurde einem jungen Landmädchen, das mit einem Korbe voll Eier vom Lande in Berlin zu Markte kam, am Samstag früh vor dem Königsthore gespielt. Vorübergehende fanden dasselbe vor ihrem Korbe mit gefalteten Händen stehen, und zwar konnte es die Hände nicht auseinanderfalten, weil auf den an den Leib gepreßten Armen bis zu den Ellenbogen eine ganze Menge Eier aufgestapelt waren. Die Aermste konnte sich nicht rühren, denn die geringste Bewegung hätte die Eier zu Falle gebracht. Befragt, wie sie in diese seltsame Situation gekommen sei, erzählte die Schöne vom Lande, daß ein junger Mann an sie mit dem Erbieten herangetreten sei, ihr eine Mandel Eier zu hohem Preise abzukaufen, wenn sie die Auswahl gestatten wolle. Hierauf sei sie eingegangen und der junge Mann habe sie nun die Hände falten lassen und die ausgesuchten Eier auf ihren Armen placirt, worauf er unter dem Vorgeben, die Eier taugten nicht, letztere nicht abgenommen, ihr dazu noch „als Belohnung für ihre Mühe“ in ihrer Wehrlosigkeit einen herzhaften Kuß applicirt (dies kam natürlich sehr weinerlich und auf Umwegen heraus) und sich dann lachend gedrückt hätte.

(Gebirgsbahnen.) Wie wir aus schweizerischen Blättern ersehen, werden im nächsten Jahre schon zwei Bahnen auf den Rigi fuhren. Die bisherige Bahn, welche von Vitznau bis Staffel führte, wird bis zum Rigi Kulm vollendet, und außerdem von Arth (der entgegengesetzten Seite) aus eine Bahn bis Kulm gebaut. — Der große Rath von Bern hat einer Gesellschaft die Concession zum Bau einer Bahn von Interlaken auf die „Scheinige Platte“ und das „Faulhorn“ ertheilt. Die Bahn läuft von Interlaken aus noch 3/4 Stunden in der Ebene, bevor sie den Berg erreicht, der über 7000 Fuß Höhe (das Faulhorn 8100 Fuß) hat. Wie stark der Verkehr in dieser Gegend ist, geht daraus hervor, daß nicht weniger als 17 Omnibus und außerdem noch Fiaker und Droschken den Verkehr mit den Dampfboot vermitteln. Das Faulhorn ist bekannt als einer der schönsten Aussichtspunkte der Schweiz. Die Scheinige Platte hat sich seit zehn Jahren einen fast eben so großen Ruf erworben. Die neue Bahn wird ganz nach der Rigibahn gebaut: zwei Schienen für die Räder und zwischen ihnen eine gezähnte Stange, in welche die Triebräder der Locomotive eingreifen. Für die Thalbahn ist vorläufig Pferdebetrieb in Aussicht genommen. Der große Rath hat bereits ein Maximum der Taxe festgesetzt: 12 Frcs. für die Berg- und 8 für die Thalfahrt. Werden zwei Classen eingerichtet, so soll die erste höchstens 15, die zweite nur 8 Fr. kosten; die Thalfahrt 7½ und 4 Frcs., Abonnementsbillette für 6 Fahrten 30 pCt. weniger, Gepäck 0,40 Frcs., Waaren 0,30 Frcs. per Kilom. und Centner. Die Regierung hat sich das Rückkaufsrecht vorbehalten.

(Ein irischer Schädel.) In der irischen Grafschaft Tipperary wurde ein Pächter vor die Geschwarenen verwiesen, weil er einem Freunde im Streite mit einem Stein den Schädel zersplittert hatte. Der Ankläger erschien in der Voruntersuchung und brachte die Splitter seines Schädels in einem Taschentuche eingedreht mit.

(Die kürzeste Seereise) nach Amerika hat neuerdings der Inman-Dampfer „City of Brüssels“ gemacht, welcher am 17. Nov. in New-York einlief, nachdem er die Fahrt von Liverpool in acht Tagen und drei Stunden zurückgelegt hatte.

(Die hohen Absätze) an den Damenstiefeln, welche sich durch eben so große Geschmacklosigkeit als Unbequemlichkeit auszeichnen, sollen nun doch aufhören. Der „Deutschen Schuhmacher-Zeitung“ wird aus Paris gemeldet, daß von den dortigen Damen der Haute volée keine Stiefel mehr mit den hohen Absätzen getragen werden, wie sie im verflossenen Winter in ihrer ganzen ungeheueren Größe auftraten. Sicher wird dies, fügt das Blatt hinzu, Jedermann zufriedenstellen. Daß die hohen Absätze aus den Modelisten gestrichen sind, wird dem Schuhmacher keinen Schaden zufugen, denn die Herstellung dieser Luxusartikel ist ohne Frage sehr kostspielig und der Profit des Schuhmachers wird ohne dieselben verhältnißmäßig größer werden. Es ist daher wohl sicher anzunehmen, daß die Losung: „Tod den hohen Absätzen“ bei'm Schuhmacher kein Wehklagen hervorrufen wird.

Anagramm.

„Hätt' ich mit m sie recht bequem
Und was zum Leben nöthig ist,
Dann ging's mit r,“ sprach jüngst ein Herr,
„Ich weiß, wohin ich gehen müßt'.“
Fremd war und mittellos das junge Blut,
Doch seinem Schätzchen war er herzlich gut.

Δ

Auflösung der Homonyme in Nr. 138:
Rath (dreierlei Bedeutung) — Rathhaus — Hausrath.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 142 Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Die Unterhaltung war bald im Fluß, zwei Gelehrte sind niemals um einen Stoff verlegen. Es drehte sich zuerst um die Weltsprache des Professors, der natürlich damit in sein rechtes Fahrwasser kam.

„Wenn man bedenkt," sagte er eifrig, „wie viele Sprachen unsere civilisirte Welt aufzuweisen hat, wie schwer es hält mit seiner Muttersprache allein fortzukommen, wie vieler Menschen Glück an dieser Klippe scheitert, da nicht ein Jeder fähig ist, fremde Sprachen zu erlernen, so wundert es mich, daß nicht schon längst ein Gelehrter darauf gekommen ist, von aller Menschen Zungen eine Hauptsprache zu erfinden, deren Verbreitung durch Zwangs-Erlernung natürlich Sache der Regierungen sein müßte, indem sie ein Zweig der Schulwissenschaft würde. In jeder Schule, selbst des abgelegensten Dörfleins müßte sie praktisch erlernt werden, und die große, weite Welt stände sofort einem Jeden offen."

Der Astronom war nachdenkend geworden; was er oft verspottet, erschien ihm, von dieser Seite betrachtet, großartig genug, um das Studium eines ganzen Menschenlebens auszufüllen. Die Idee war sogar schön und humanistisch, aber wo lag die Möglichkeit, sie auszuführen?

„Eine erhabene Idee!" versetzte er nach einer Pause, „haben Sie die Möglichkeit des Gelingens für sich, Herr Professor?"

„Wenn ich noch zwanzig Jahre lebe, ist meine Aufgabe gelungen," versetzte Hannibal Roßner mit bescheidenem Selbstgefühl.

„Dann ist Ihr Leben kostbar, Herr Professor!" rief Doctor Petermann, „und Sie haben die doppelte Verpflichtung, es zu erhalten, um der Menschheit nicht ein Gut zu rauben, das wichtiger ist als alle Erfindungen zusammengenommen. Ich hörte von meinem Vetter, Ihre Gesundheit sei angegriffen, natürlich vom angestrengten Studiren, und es freut mich ganz außerordentlich, Ihrer anregenden Gesellschaft auch in Pyrmont mich erfreuen zu dürfen."

Der Professor machte eine abwehrende, verlegene Bewegung.

„Es ist Ihnen doch von Ihrem Arzte verordnet, Herr Professor?" fuhr der Astronom rasch fort.

„Freilich, freilich," versetzte Jener, sich verlegen räuspernd, „der Doctor ist förmlich darauf versessen, mich krank zu machen, und ich darf versichern, etwas augenblickliches Kopfweh abgerechnet, mich nie besser befunden zu haben."

„Sie sehen aber in der That recht angegriffen aus, Herr Professor!" rief der Astronom eifrig. „Es fiel mir sogleich beim Eintreten auf, und möchte ich doch dringend rathen, die Sache nicht auf die leichte Achsel zu nehmen. Es ging mir accurat so, ich fühlte mich nicht eigentlich krank und litt doch täglich, ohne es selber wissen zu wollen. Ich konnte mich ebensowenig von meinem Sternenhimmel trennen, wie Sie von Ihren Sprachstudien, bis das Uebel sich mir gewaltsam aufdrängte und mir eine derbe Lection, die ich durch eine Badereise leicht hätte vermeiden können, gab. Innerliche Unruhe, Schlaflosigkeit, schwere Träume, Kopfschmerz, das sind die sicheren Vorboten eines bösen Uebels. Fühlen Sie dergleichen, verehrter Herr Professor?"

„Ich will nicht läugnen, daß die letzte Nacht mir wirklich diese Anzeichen gebracht hat," versetzte der Professor betreten, „aber es ist unmöglich, rein unmöglich, sage ich Ihnen, lieber Herr Doctor! ich passe durchaus nicht mehr für die große Welt, lebe seit zehn Jahren in gänzlicher Abgeschiedenheit nur der Wissenschaft."

„So hassen Sie vielleicht die Menschen?"

„Das just nicht, doch liebe ich sie im Allgemeinen auch eben nicht besonders; sind Sie verheirathet, Herr Doctor?"

„Nein, obgleich ich schon nahe genug daran gewesen bin, meine Freiheit zu verlieren; ich glaubte einen Fixstern gefunden zu haben, es war ein Wandelstern. Da verschwor ich das Heirathen und blieb den ewigen Sternen getreu."

„Eine ähnliche Geschichte wie die meinige," dachte der Professor, sprach es aber nicht aus. „Mir waren die Frauen stets ungefährlich," versetzte er mit einer gewissen Geringschätzung; „die Ehe ist eine Fessel und ich hasse Alles, was Ketten heißt. Doch überlassen wir dies Thema Anderen, lieber Herr Doctor! wir kennen Wichtigeres zur Unterhaltung und anregender Belehrung. Ich glaube wirklich, daß wir sehr gut für einander passen, das Alleinsein ist nicht immer gut, es macht vielfach einseitig. Drum mach' ich Ihnen einen freundschaftlichen Vorschlag, Herr Doctor! bleiben Sie bei mir, reisen Sie nicht nach Pyrmont!"

„Das geht nicht, Herr Professor! ich muß und will für meine Gesundheit sorgen. Auch ich habe mir eine Lebens-Aufgabe gestellt, die in zehn Jahren gelöst sein wird. Soll ich die Frucht jahrelanger Studien und schlafloser Nächte Anderen überlassen? Nein, nein, ich will mein Werk vollenden!"

„Dürfte ich, ohne indiscret zu sein, diese Lebensaufgabe erfahren?"

„Ich studire die Sonnenflecken, man hat sie bislang für einfache Flecken gehalten, sie sind es nicht, sondern richtige Auswüchse, welche nach und nach der Sonne die Wärme und folgerecht das Licht entziehen müssen."

„So wird die Sonne sich verdichten —"

„Richtig, sie wird sich verdichten und unsere ganze Erde allmählich in die Eisregion übergehen; die Witterungsabnormitäten hängen genau mit diesen Sonnenhöckern zusammen."

Der Professor wiegte etwas ungläubig den Kopf und sann eine Zeitlang nach, der Spott des Doctor Feldmann von der buckeligen Sonne tönte unaufhörlich an sein Ohr und machte ihn unempfänglich für die wissenschaftliche Seite dieser Behauptung.

„Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist oft nur ein kleiner Schritt!"

Dieser Gedanke beunruhigte ihn augenblicklich bedeutend und er begann irre zu werden an seinem neuen Freunde.

Ob der Astronom seine Gedanken erriethl?

Es war möglich, d nn er fuhr mit einem feinen Lächeln langsam fort: „Diese Behauptung scheint Sie einigermaßen zu frappiren, Herr Professar, natürlich, mit dem Neuen, das den alten Gedankengang der Wissenschaft kühn zu durchbrechen wagt, ist es allemal eine mißliche Sache, mir geht's damit wie Ihnen mit der Universalsprache, auch sie wird von der ganzen gelehrten Welt verketzert, verspottet, verhähnt werden, bis ein späteres Geschlecht die Sache klarer erkennt und den Erfinder durch ein Denkmal ehrt."

„Ja, ja, Sie mögen recht haben," versetzte der Professor nachsinnend, „es geht dem wirklich guten Neuen fast immer so, besonders in Deutschland, wir kaufen unsere eigenen Erfindungen mit schwerem Gelde von fremden Nationen; wir sind eben zu gründlich, zu gelehrt; meinen Sie nicht auch, lieber Herr Doctor?"

„Damit bin ich vollständig einverstanden, verehrter Herr Professar!" lächelte der Astronom, „und wenn zwei deutsche Gelehrte solches selber behaupten, da muß es wohl seine Richtigkeit haben. Und doch hat diese Gründlichkeit just ihr besonders Gutes, würde die Welt sonst etwas wirklich Großes jemals erhalten? Sehen Sie, Herr Professor, je mehr ich über Ihre Universalsprache nachdenke — doch still, da höre ich Jemand kommen, am Ende ist es mein lustiger Vetter, der Mensch ist in der That zu beneiden, einen solchen Humor bei all' den Leiden, wirklichen und eingebildeten, die er täglich vor Augen hat —"

„Und verheirathet dazu," murmelte der Professor kopfschüttelnd, als Doctor Feldmann in diesem Augenblick unangemeldet eintrat.

„Nun?" rief dieser lustig, „gefallen wir uns?"

„Gewiß, lieber Doctor!" rief der Professor, „aber deswegen kann ich doch nicht in's Bad reisen."

„Warum nicht? Kann man mehr thun, als für passende Gesellschaft sorgen?"

„Freilich nicht, aber sehen Sie mich an, was soll ich zwischen all' den geputzten Affen? Die Bäder habe ich mein ganzes Leben gehaßt, ja, förmlich verabscheut, sie sind Coquettirbuden für heirathslustige Mädchen, ja, meinetwegen Heirathsbureaux. War deshalb auch niemals in einem Badeort."

„Sie sind ein Verleumder, Herr Professor!" rief der Doctor ernsthaft, „es ist leichtsinnig, über Dinge abzuurtheilen, die man nicht aus einiger Anschauung kennt. Sie sollen in keine Coquettirbude, auch nicht in ein Heirathsbureau, aber gesund sollen Sie werden, das fordere ich als Arzt oder muß von heute an meine Besuche einstellen."

„Ich muß ebenfalls aus wirklichem Interesse für Ihre Gesundheit darum bitten," sprach der Astronom, „im Namen der Menschheit, Herr Professor! denken Sie an Ihr Werk, dem zwanzig Jahre Arbeit noch fehlen. Sollen Ihre Gedanken als Maculatur unter den Hammer kommen?"

Das wirkte; mit einem tiefen Seufzer ergab sich der gute Hannibal Roßner in sein Geschick und entschloß sich zu dem Unerhörtesten, in's Bad zu reisen.

Frau Grünewald gerieth in kein nicht geringes Entsetzen bei der Kundwerdung dieses Vorhabens und fragte schnell ihr Kartenorakel, ob wohl gar am Ende noch eine Heirath im Hause läge und sie hinaus müsse.

Sie athmete hoch auf; die Heirath lag bei ihrer Person, Geld und Glück. Da konnte doch wohl noch ihr Lieblingstraum, Herrin des Hauses zu werden, in Erfüllung gehen der Unterschied der Jahre machte am Ende, wie sie meinte, nicht viel aus, zählte sie auch schon ein halbes Jahrhundert, so sah sie doch noch immer recht stattlich aus, gut genug für einen Mann, der im Grunde gar nichts auf's Aeußere hielt und ein Modejournal wie die Pest haßte; sie kochte perfect, und das war dem Herrn Professor die Hauptsache.

„Laß ihn nur in's Bad reisen," dachte sie spöttisch, „die Modepuppen werden ihn früh genug wieder nach Hause jagen! O, ich kenne meine Pappenheimer!"

Und auf diese Kenntniß that sich Frau Grünewald ganz ungeheuer viel zu Gute.

(Fortsetzung folgt.)

Der Frosch.

Es giebt in der Natur wenig so ausgezeichnete, absonderliche und so abenteuerliche Gestalten, als der Frosch eine ist. Sein breites, weites Maul, seine Glotzaugen, seine beweglichen Beine, das merkwürdig schöne Farbenspiel seiner Gewandung, sein Entwickelungsgang, seine ganze eigenthümliche Lebensweise machen ihn im Reiche der Thiere zu einem seltenen Originale. Unten in der kleinen, schlammigen Pfütze ist er das große, wehmüthige See-Ungeheuer, der Despot, durch dessen Laune und Gnaden alle anderen Bewohner ihr angstvolles Dasein fristen; draußen, auf der blumigen Erde, ist er der Clown, der Lustigmacher, der in baracken, grotesken Sprüngen seiner Inclination und seinem Humor frei die Zügel schießen läßt; hoch oben auf den Wipf'in der Bäume ist er der kleine, smaragdgrüne Wetterprophet, das Wunderding der Kinder, die Freude der Alten. Er ist so recht der sorgenfreie, rücksichtslose Abenteuerer, See- und Landräuber zugleich, der Schlaraffe, der sich die fetten Bissen in das große Maul fallen läßt, der Naturier, der sich an alle Tafeln setzt, überall daheim ist, den keine Familienbande fesseln, keine Verwandschaftsrücksichten einengen. Und dennoch, und zwar zu seinem Schaden, macht sich eine Versippung in seinem Leben geltend, die ihm viel Leid schon eingebracht, die ein unliebsames Licht auf den sorglosen Schwärmer wirft, und die ihm schon manche Verfolgung, ja oft schon Tod und Vernichtung bereitet hat. Es ist das seine Verwandtschaft mit der Kröte. Diese letzte wird nun einmal trotz ihrer großen Nützlichkeit, trotz der Harmlosigkeit, mit der sie stillthätig ihr Tagewerk in Feld und Garten vollbringt und im Dienste und zum Frommen der Menschen arbeitet und schafft, doch von diesen gemieden und verabscheut. Ihr plumpes Wesen ihre Unbehilflichkeit, die scheinbare Dreistigkeit, mit der sie sich dem sorglos wandelnden Menschen aufdrängt, die Planlosigkeit, mit der sie ihm vor und zwischen die Füße hüpft, und ihre unschöne, formlose Erscheinung haben sie eben nicht zu seinem Lieblinge gemacht. Nicht bald wird ein Thier mit so entschiedenem Abscheu betrachtet als die arme, bescheidene Kröte; nicht bald wird ein Thier so geschlagen und so verfolgt wie sie, und während fast jeder Mensch ein Geschichtchen voll eller Erinnerungen von ihr zu berichten weiß, in welchem ihre ganze Thätigkeit, ihr ganzes Vergehen das sie an dem Erzähler beging, gewöhnlich einzig und allein darin bestand, daß sie ihm irgendwo begegnet ist, staunen wir mit einem gewissen Unbehagen den Heroismus und Laconismus jenes Naturforschers an der von seiner Kröte als Resultat der Zähmung berichtet daß sie ruhig in seiner hohlen Hand sitzen bleibt und sich streicheln läßt.

Mit diesem verachteten, gescheuten Mitgliede der großen Thiergemeinde ist der Frosch auf das entschiedenste verwandt; die Grundzüge der Familien Aehnlichkeit hatten ihm an In Lebensweise und Sitte, in Vorliebe und Abneigung stimmen sie mit einander überein, und dennoch sind sie weit verschieden

— durch Körper- und Geistesanlagen weit getrennt — der Frosch ist, im Hinblicke auf seine Verwandte, die idealisirte Kröte zu nennen. Ihm haftet keine Schwerfälligkeit, kein langsames Hinschleichen, kein Festhalten an der Scholle an; im Gegentheile, er ist die verkörperte Beweglichkeit, der personificirte Leichtsinn, und ihm ist jedes Bedenken, jede Rücksicht Unnatur. Er hüpft und springt in die Welt hinaus und fragt nicht wie und fragt nicht wohin, das gilt ihm einerlei; thut es der Boden nicht, auf den er eben niederfiel, so thut es ein anderer; mit der Virtuosität des geborenen Springers schwingt er sich in die Luft und zappelt und schlendert einem neuen Ziele zu. Was kümmern ihn Terrainverhältnisse, Witterungsbeschwerden, Hitze und Kälte, Wind und Sturm? Ihm ist das Alles gleich, er ist überall zu Hause; will ihm die Erde nicht gefallen, geht er in das Wasser; hält ihm Schilf und Busch nicht Stand, so schlüpft er in den Schlamm, und gehen die warmen Tage über der Erde zu Ende, bleiben das Sonnenlicht und die Sommerfreude aus, dann hat er dort oben nichts weiter zu suchen und legt sich, wie der echte, sorglose Lebemann, ruhig hin und schläft behaglich und geschützt, bis der Winter seine rauhe, harte Arbeit vollendet hat und der Frühling den Schläfer zu neuen Freuden erweckt.

Ende April, wenn die Sonne warm und freundlich auf die Erde niederscheint, erwacht der kleine Springer; ein einziger warmer Tag genügt dann, um die ganze unzählige Schaar zu wecken. Mit Behagen dehnen sie die Glieder im Sonnenschein, auf alle Steine und Zweige am Uferrande hüpfen sie, durch Schilf und Rohr schlüpft die lustige Gesellschaft und freut sich des neuen Lebens, das bald darauf in Liebeslust und Wonne begangen wird.

Solch fröhliches, gedankenloses Völkchen macht sich natürlich keine häuslichen Sorgen; die Pflege der Nachkommenschaft wird Sonne, Luft und Wasser überlassen, und als Schützling dieser Wärter schlüpft das Zukunftsfröschchen, die kleine langgeschwänzte Kaulquappe, nach wenigen Tagen aus ihrem Ei. Von der ersten Stunde an beginnt schon das lustige Leben; mit dem kleinen Schwänzchen wird gezappelt und gerudert, im Sonnenscheine sich gewärmt, an den Wasserlinsen wird genascht; Tag um Tag geht eine Wandlung, ein Fortschritt mit dem kleinen Thierchen vor, bis es die Füßchen bekommt, die Kiemen sich durch Lungen ersetzen, das lange Schwänzchen eintrocknet und verschwindet und endlich aus dem niedlichen kleinen Halbfischchen der kecke, verwegene Springer, der tolle Ueberall-und-Nirgends geworden ist.

Diese Verwandlung braucht nur drei Monate, aber von da an hat das winzige, nette Fröschchen noch tüchtig zu wachsen, um es den Alten gleichzuthun; unser kleiner Laubfrosch braucht vier, der Teichfrosch fünf Jahre, bis er ganz erwachsen ist, bis auch ihm das Glück der Liebe, die Gabe des Gesanges beschieden wird.

Ueber diese letztere ist die Mitwelt in Auffassung und Achtung wohl nicht ganz ungetheilt. Ueber die Schönheit des echten, rechten Froschgesanges, der mit einem einzigen tiefen, weitschallenden Ton, wie mit einem gesungenen Fragezeichen anhebt und dem ein prächtiges Unisono wie mit Einem Schlage folgt, um eine ganze, lange Sommernacht ohne Unterlaß zu währen, sind die Meinungen höchlichst verschieden; und doch, wer Freude an der Freude hat, der wird aus dieser einstimmigen Hymne behaglicher Glückseligkeit gewiß auch nicht Einen Mißton herausfinden. Viele Thiere lassen des Nachts einzelne Rufe hören, gleichsam die Beweisführung ihrer ungesehenen Thätigkeit, aber nur wenigen ist es vergönnt, die ganze Nacht zu durchjubeln und zu durchsingen, in einem einzigen langen Liede das Dunkel zu feiern in Lust und Gesang. Kühl bis an Herz hinan sitzt die vergnügte Froschgemeinde und jauchzt ihr Glück und ihr Behagen in die weite Welt hinaus; wer wollte ihr diese Freude verargen?

Mit Anbruch der kühleren Nächte werden die Froschconcerte kürzer und seltener, gegen den Herbst zu verstummen die Sänger ganz, und im Laufe des October verlassen die verschiedenen Familien ihre eigenartigen Villeggiaturen. Busch, Baum und Uferrand werden leer, und alle, die den Sommer über die verschiedene Bestimmung und Lebensweise getrennt gehalten, vereinen sich zum Schutze gegen die Unbill des Winters in der Heimath, in der sie ihre Kindheit verbracht, im Schlamme und Wasser.

Unter den bei uns häufigsten Arten, dem Teichfrosche und allen seinen nächsten Verwandten, dem Gras- oder Thaufrosche und dem Laubfrosche, erfreut sich wohl der letztere am meisten der Liebe und Schonung der Menschen. Sein glattes, hellgrünes Kleid, das je nach seiner Umgebung in allen Farben spielt und wechselt, sein drolliges Gequake, seine unausgesetzte Munterkeit und die, wenn auch trügliche Sage, daß er die Gabe der Wetterverkündung besitze, haben ihn zum gerne gesehenen Stubengefährten gemacht. Er gewöhnt sich auch, ganz frisch eingefangen, unglaublich schnell an den Menschen, stellt bald alle wilden und blinden Fluchtversuche ein und findet sich gewöhnlich in seiner gläsernen Behausung in kurzer Zeit zurecht.

Ich hatte einst über Sommer ein solches Froschpärchen in Kost und Quartier; die zwei kleinen Springer lebten in ihrem Glaskästchen vergnügt und behaglich; sie wurden täglich mit frischem Grase und insbesondere stets mit Wasser versehen, das allen Fröschen unbedingt Lebensbedürfniß ist, und zeigten sich bald zutraulich, ließen sich jedwede Annäherung gefallen und holten die Fliegen von den Fingern des Spenders weg. Eines Tages kam einer von ihnen auf die Idee, sich die Welt auch außer dem Häuschen zu besehen, welches letztere statt des Daches eine Decke von Florstoff hatte, in deren Mitte sich das Futterloch befand. Zu diesem hüpfte er hinauf, schob sein Maul hindurch und rückte und weitete so lange daran herum, bis er sich durchgezwängt hatte und endlich ganz breit und vergnügt außen auf der Decke saß. Von hier fand er bald den Weg in die Aeste und Zweige der Blumen, in deren Mitte das Froschhäuschen auf einem Tische stand, und von da herab quakte er eine Stunde später so ungenirt und so eindringlich, daß sich sein gefangener Kamerad gleich ihm zu kühner Unternehmungslust angeregt fühlte und ihm folgte. Von nun an blieben die beiden kleinen Bursche auf dem Blumentische, jagten zwischen den Blättern nach Fliegen, Mücken und Spinnchen, hüpften lustig auf und nieder, und gingen nur in ihr Häuschen, von dem ich die Flordecke entfernt hatte, hinab, um darin zu baden. Nie verweilten sie länger im Hause, nie saßen sie dort unten, die Blumen waren ihre selbsterwählte Heimath geworden. Dabei ließen sie sich keinerlei Ausschreitungen zu Schulden kommen, verließen nie die Grenzen ihres Terrains und zeigten sich noch viel zutraulicher als vorher.

So weit es nun auch der gefangene Frosch in Munterkeit und Zutraulichkeit bringen mag, so ist er doch viel mehr als die meisten anderen Thiere sichtlich seinem eigentlichen Lebens-Elemente entrückt. Endlos springen, schwimmen, hüpfen, jetzt ganz stille lauschend sitzen, jetzt kopfüber in die Wellen tauchen, bald scheu flüchten, bald verfolgen, stündlich neue Abenteuer suchen mit der Schaar des eigenen Volkes lärmen, singen, huschen, die Nacht zum Tag verkehren und am Tage doch die Ruhe nicht suchen, Wald und Busch und Teich durchjagen — das ist echtes Fröschleben. Und um dieses Lebens und um des Frosches wunderlicher, groteßker Erscheinung willen hat er den Weg in Poesie und Sage, in Lied und Erzählung gefunden. Heilkraft und Schädlichkeit wird ihm angedichtet, Verunglimpfung des Brunnens, aus dem er getrunken, Verletzung der Früchte, die er berührte. Nur das Märchen weiß blos Schönes von ihm zu berichten. Dort ist er der verwunschene Prinz, den die Königstochter erlöst, mit der er einzieht in sein geliebtes, fernes Heimathland, das, gleich ihm im Bann gefesselt, vor dem Zauber der Liebe sich aufthut in nie gesehener Wunderpracht.

Mannichfaltiges.

(Nützlichkeit der Schleiereule.) Hr. Pfarrer Jäckel in Windesheim hat sich der großen Mühe mit Beharrlichkeit unterzogen, nach und nach 4579 Gewölle der Schleiereule, Strix flammea, zu untersuchen, um festzustellen, ob diese Eule zu den der Landwirthschaft nützlichen oder schädlichen Vögeln gehört? Die untersuchten Gewölle stammten aus 22 Ortschaften, Ober-, Mittel- und Unterfrankens, der Oberpfalz und Niederbayerns und zwar aus allen Jahreszeiten, alsa auch aus der Brütezeit der Eulen. Aus der längeren Mittheilung des Hrn. Pfarrers an die Redaction des „Zool. Gartens“ folgen hier einige Zahlen, welche jene Frage offenbar za Gunsten der Eule beantworten. Mit Hinweglassung der ohne Zahlen angegebenen kleinen Insecten befanden sich nämlich in den 4579 Gewöllen die Reste van zusammen 15,289 Thieren und zwar van 14,765 Säugethieren, 340 Vögeln, 63 Fröschen und 121 großen Insecten. Unter dieser Gesammtzahl rechnet Hr. Jäckel 4794 der veezehrten Thiere zu den nützlichen (z. B. 4342 Spitzmäuse, 26 Fledermäuse, 63 Frösche, 24 Maulwürfe, 7 Staare u. s. w.), dagegen zu dea schädlichen 10,465 (z. B. 4750 echte Mäuse und Ratten, 5623 Wühlmäuse, 72 Maikäfer, 182 Maulwurfsgrillen); es bleibt also za Gunsten der Eule ein Ueberschuß von 5871 verzehrten schädlichen Thieren. Die mühevolle Arbeit des Hrn. Pfarrers verdient sicherlich den Dank der Landwirthe. Langjährige Vorurtheile werden freilich nur langsam besiegt; der sicheeste Weg zu ihrer Besiegung ist aber die sich aufdringende Ueberzeugung, daß sie materielle Nachtheile zur Folge haben. Wenn man jedem Besitzer eines Gehöftes, an dessen Thore eine Schleiereule angenagelt ist, die vorstehenden Zahlen mittheilen könnte, würde in seltenen Fällen die Verfolgung des nützlichen Vogels fortgesetzt werden.

(Vam Vogel Strauß.) „Straußfedern“, so schreibt die „Gäa“, „sind ein so weethvoller Handelsartikel, daß man in den letzten Jahren der künstlichen Züchtung des Straußes größere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Auf den Straußhöfen (ostrich-farms) werden nach der Zeitschrift „Land and Water“ die Strauße in größerer Menge nur der Federn wegen gehalten, um diese in den Handel bringen zu können. Ihre Weideplätze haben eine Größe von 15—20 englischen Acres und sind von einer niederen Steinmauer umgeben, welche die Strauße nie zu übersteigen veesuchen. Bei Grahamstown hat man begonnen, die Eier dieser werthvollen Vögel künstlich zu erbrüten. Sie kommen in einen Brutkasten, der durch eine Oellampe auf eine Temperatur van 38—40 Gr. C. gebracht wird. Die Kosten betragen dabei in 24 Stunden kaum mehr als 1 Sgr. Die Brütezeit beträgt ungefähr 49 Tage. Straußfedern stehen unter dauernder Nachfrage, da sie für viele Zwecke, allerdings meist zum Schmuck, verwendet werden. Je nach Farbe und Qualität ist der Werth sehr verschieden. Die großen weißen Federn, welche von den Flügeln geliefert werden, werden am höchsten geschätzt und kostet das Pfund im Mittel 32—40 Pfd. Sterl. Etwa 80 solcher Federn machen ein Pfund aus. Der Reinigungsproceß besteht in einem sorgfältigen Waschen mit Seife und reinem Wasser, zugleich werden sie vorsichtig und sanft gebürstet, dann abgespült, vom Wasser durch Schütteln möglichst befreit und getrocknet. Ihnen an Werth zunächst stehen die großen schwarzen und grauen Federn, und zuletzt kommen die kleinen, von welchen das Pfund wenig über 13 Thaler kommt; doch werden die Federn, welche van wilden Straußen stammen, höher geschätzt als die oan gezüchteten.“ — Die Straußjagd wied folgendermaßen beschrieben: „Der schönste ausgewachsene Mann einee Herde von 6—8 Straußen wird in der Zeit ausgesucht, wo die Federn am besten siad, d. h. wenn die Kiele noch nicht ihre volle Harte uad Entwickelung erreicht haben, denn dann ist die Fahne ganz besanders zart und schön. Diese Federn werden Blatfedern genaant nad am höchsten bezahlt. Einem solchen Vogel folgt der Jäger in scharfem Trab, vermeidet aber, ihn dabei zu erschrecken. So verfolgt er ihn 10 englische Meilen oder mehr immer in derselben Geschwindigkeit. Dann hält er, steigt aus dem Sattel und läßt das Pferd etwa 20 Minuten lang grasen. Auch der Strauß hält dann an und rastet. Dann steigt der Jäger wieder auf und verfolgt nun den Strauß ia schnellem Galop; dieser ist jedoch nach der kurzen Ruhe steif und müde und kann nicht mehr so schnell laufen, so daß ihn seia Verfolger einholt; er schlägt ihn nun mit dem Schambock, einer dicken Peitschenschnur aus Nashorn- oder Nilpferdhaut, über den Kopf und tödtet ihn so auf einen Streich. Ein Strauß, der gut im Gefieder steht, gilt etwa 16 Pfd. Sterl. und jeder liefert etwa $2^1/_2$—3 Unzea der schönstea weißen Federn. Manche Jäger sollen in einer Jagd 50—80 Strauße erlegen.“

(Pariser Surrogat.) Die Veröffentlichung wissenschaftlicher Zeitschriftea hat jetzt in Paris nach den Stürmen des Krieges ihren regelmäßigen Verlauf genammen; dieselben liefern so manche interessante Einzelnheiten über die Resultate wissenschaftlicher Forschungen, welche während der Belagerung durch Noth und Mangel ins Leben gerufen sind. Nicht unerwähnt mag es bleiben, daß die Académie des Sciences ihre Sitzungen während der Schreckenszeit nicht ein einziges Mal unterbrochen hat! Ein Manuscript aus ihren Pratokollen, welches der bei der Vertheidigung der Stadt auch ums Leben gekommene Chemiker Payen verfaßt hat, zeigt die Menge der Erfindungen, welche Ersatz und Hilfe für die fehlende Speise zu bieten bestimmt waren. Sämmtliche Gärten in Paris wurden mit Stalldung bedeckt, zu Mistbeetea umgewandelt und Kohl, Salat, Sellerie, Petersilie, Spinat u. s. w. unter Glasfenstern darin gezogen. Wenn auch diese Mistbeete einen gar übelen Geruch erzeugten, so wuede doch soegfältig alles stagnirende Wasser aus deeen Nähe veebannt und damit alles der Gesundheit Nachtheilige vermieden. Das Blut in den Schlachthäusern, das vor der Belagerung nur als Dünger verwendet war, wurde varsichtig aufgefangen und in eine Art schwaezen Pudding verwandelt; alle Reste von Fellen, Gedärmen, Sehnen u. s. w., welche zur Bereitung des Leimes gebraucht werden, wurden so eigenthümlich behandelt und in Farmen gebracht, daß sie von den in Paris sehr beliebten gebratenen Lammsfüßen nicht zu unteescheiden waren. Man erhielt also nicht allein eine schmackhafte Nahrung, sondern vermied auch eine Verpestung der Luft, welche die Stoffe als verwesende Körper zur Folge gehabt hätten. Provenceröl war schon in der ersten Zeit ausgegangen; es wurde duech Pferdefett, welches einen Reinigungsproceß durchzumachen hatte, ersetzt. Man vermischte dasselbe nach den mannichfaltigsten Versuchen mit etwas Rinder- und Hammeltalg and verkaufte es nun als „Pariser Butter“, welche vollkammea die Butter aus Sahne vertrat. Um jeden Nebengeschmack aus derselben zu entfernen, erhitzte man sie bis zu 225° und schreckte sie durch kaltes Wasser ab; mit dem entstehenden Dampfe verflüchtigten sich die unangenehmen Säuren. Eine andere bedeutende Hilfsquelle fand sich im Albumin; Millionen Stück von getrocknetem Eiweiß waren bei den Kattun- und Muslindruckern auf Lager. Dieses Eiweiß wurde in Wasser aufgeweicht, und gekocht als weißer Eierkuchen verzehrt oder zu anderweitigen Speisen verwandt. Die zur Destillation bestimmtea schlechten Kartoffeln wurden aus ihren Cisternen geholt, gedörrt und zermahlen, um dann mit dem wenigen vorhandenen Mehl vermischt und zu Brod gebacken zu werden. Daß die falschen Lammsfüße ebensa wie die Pariser Butter auch jetzt noch nach der Belagerung verkauft werden, ist eine festgestellte Thatsache. („Daheim.“)

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 143. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

2.

Das freundliche Pyrmont mit seinen schönen Alleen und prächtig bewaldeten Bergen war in diesem Jahre recht besucht und die Logirhäuser machten gute Geschäfte. Ist doch in solchem Badeort fast die ganze Bevölkerung auf Logis eingerichtet und zieht hieraus ihre bedeutendste Einnahmequelle.

Betreten wir am Nachmittag die große Allee, welche die Haupt-Promenade der Curgäste und sonstigen Fremden bildet und zu beiden Seiten Läden aller Art, wie die Salons, Spiel- und Conversations-Säle hat. Hier drängt sich die vornehme Welt und der behäbige Mittelstandsbürger bunt durcheinander, während man in den Seiten-Alleen dem hessischen Bauer mit seiner Familie begegnet, kennbar an der originellen Tracht. den langen weißleinenen Röcken mit der kurzen Taille, welche der stattlichsten Figur etwas ungemein Komisches giebt und besonders den kleinen Kindern zu drallig steht.

Es ist eine bekannte Sache, daß selbst diese Bauern, mögen sie ihren Reichthum auch in goldenen und silbernen Ketten und Spangen genugsam zur Schau tragen, doch nicht die Hauptallee betreten, sich nicht unter der haute volée bewegen dürfen, wie Alle, die kein hochzeitlich Kleid tragen; sie müssen die Seitenwege benutzen und sind, auch bei regnigtem Wetter, wo eine große Halle zum Promeniren benutzt wird, durch ein langes Seil von den Auserwählten getrennt, während der Spieler von Profession, der noble Taschendieb und moralisch herabgekommenste Mensch sich ungenirt in der sogenannten guten Gesellschaft bewegen darf; die Distinction steckt aber nur im Kleide; wenn der hessische Bauer sich von seiner unkleidsamen Nationaltracht lossagen und vom Kleiderkünstler ummodeln lassen könnte, dann gehörte auch er zu den Distinguirten.

„Das sind die Auswüchse unserer Civilisation!“ so sagten unsere beiden Freunde, der hochgelehrte Professor Hannibal Roßner und Doctor Petermann, der Astronom, als sie an einem wunderschönen Morgen, nachdem sie ihren Brunnen an der Quelle getrunken, durch die schöne Klosterallee schritten, um einen Ausflug nach dem Bomberg zu versuchen. Es war dem guten Hannibal unmöglich, sich zwischen den Spaziergängern der großen Allee zu bewegen, obgleich er mit Hilfe seines Arztes den äußeren Adam ziemlich modernisirt hatte.

„Sehen Sie, Doctor!“ sprach er mit offenbarem Verdruß, „wie kann ein Kranker, der vom lächerlichen Hochmuthsteufel nicht gänzlich unterjocht ist, in einem Badeorte genesen, wo er alle Augenblicke auf dieses Monstrum mit der Nase stößt, und die Ranglinie den ehrlichen Menschen geradezu prostituirt, ihn zu den Ausgestoßenen wirft, aus dem einfachen Grunde, weil sein Rock nicht so fein, nicht so modisch, seine Geldbörse nicht gespickt genug ist, um Tausende am grünen Tisch zu verlieren?“

„Nun, es ist eine Ungerechtigkeit,“ versetzte der Astronom, „aber eine unabänderliche, nothwendige, lieber Professor! Die Bäder in ihrer jetzigen Gestalt, sind die Sammelplätze der vornehmen Welt, ihre privilegirte Erholung. Wer Geld hat, schwimmt mit in dem großen Strome, ebenso die Spieler, Industrieritter ꝛc. Es ist an einem solchen Orte unmöglich, den Menschen anders als nach seinem Auftreten zu classificiren: das Kleid macht den Mann, der Philantrop kann nichts daran ändern; es liegt eben nichts Volksthümliches in den Bädern, sie sind rein exclusiver Natur, der sie auch einzig ihre Erhaltung und Fortdauer verdanken. Gründen Sie zum Beispiel eine Bade-Anstalt, deren Heilquelle mit nichts in der Welt zu vergleichen wäre, nach rein menschlichen Grundsätzen, ohne Unterschied von Rang und Stand, Sie müssen dabei nothwendig zu Grunde gehen.“

„Als Adam grub und Eva spann, Wer war denn da ein Edelmann?“ brummte der Professor. „Da sehen Sie aber, Doctor! wie recht ich hatte, nicht in ein Bad zu reisen, sondern daheim zwischen meinen Büchern zu bleiben, wo ich mich nicht über die Verkehrtheit der Menschen zu ärgern brauche.“

„Ei was, das brauchen Sie hier auch nicht,“ lachte Doctor Petermann, „man muß eben ein wenig Egoist in der Welt sein, anders geht's nicht. Wir sind das im Grunde auch Alle, Herr Professor! Sie sowohl wie ich, das liebe „Ich“ giebt bei Allem, was wir denken, thun und treiben, den Hauptausschlag. Der Menschenfeind, welcher zehn Jahre lang sich von der Welt abschließt und nur seinen Lieblingsneigungen lebt, ist ebenfalls ein Egoist und eigentlich der allergrößte, da er die Menschheit verabscheut, weil sie ihm nicht gefällt, also sich selber einzig zu Gefallen leben will. Was ist denn das anders, als die ausgeprägteste Selbstsucht.

Der Professor runzelte die Stirn und blickte starr in die Ferne, als hielte er es unter seiner Würde, darauf zu antworten.

„Also warum sich ärgern,“ fuhr der Astronom ruhig fort, als Jener beharrlich schwieg, „viel gescheidter ist's, über die Thorheiten der Menschen zu lachen, denn einige Achtel Narrheit tragen wir doch nun einmal Alle in uns.“

„Das ist eine bequeme Philosophie,“ brummte der Professor, „wornach die Laster und Schlechtigkeiten auch ihre berechtigte Narrenkappe haben.“

„O, nicht doch! Wir sprachen nur von den Verkehrtheiten der Menschen, welche wir mit unserem Groll nicht zu ändern vermögen; sie haben ihre Berechtigung in der Welt wie meine Sonnenhöcker und Ihre Universal-Sprache, also lassen wir Jedem seine Narrenkappe; der heilige Born würde ohne jenes Rangseil und Absperrungssystem früh genug versiegen. Apropos, Herr Professor! wie gefällt Ihnen Ihre Wohnung?“

„O, passabel, recht nett und bequem, ich vermisse nur meine Bücher.“

„Die dürfen nicht hereingeschmuggelt werden,“ lachte der Astronom, „wer sich dem heiligen Born naht, muß alle Ge-

lehrsamkeit draußen lassen und dem Geiste Ferien geben. Sind Sie mit Ihren Wirthsleuten zufrieden?"

„O ja, ich habe nichts zu klagen, Alles pünktlich und gut, das Beste dabei ist die Bedienung, man sieht Niemand, ich werde wie von unsichtbaren Feenhänden bedient."

„Gebildete Frauenhände, lieber Herr Professor! das ist ein ganz anderes Ding als die ordinären dienstbarer Geister; man merkt nichts von ihrem Walten. Ihre Wirthin ist die Wittwe eines Gelehrten, lebt mit ihrer einzigen Tochter, welche fleißig arbeiten muß, vom Logisgeben, kein Vermögen, da wird denn aus der Noth eine Tugend gemacht."

„So, hm, ein trauriges Loos," brummte der Professor, „warum heirathen, wenn man nicht für Frau und Kinder sorgen kann, das halte ich für ein großes Verbrechen."

„Ich auch," versetzte der Astronom gleichmüthig, „und doch wird hierin am meisten gesündigt, da die Wenigsten von Mansfeld's Bergbau hinreichend gesegnet sind. Was sollte aus der Welt denn werden, wenn nur die Bevorzugten heirathen dürften?"

„Sie würde auf den Aussterbe-Etat gesetzt," lächelte der Professor ironisch, „immer noch besser, als nach Ihrer Theorie allmählich zu erfrieren, Herr Doctor!"

Dieser lachte und schwieg.

Sie waren mittlerweile vom Wege abgekommen und schienen ihre Bergtour gänzlich vergessen zu haben.

Der Professor war in einer übelen Laune, der ewige Widerspruch des Astronomen hatte ihn offenbar erbittert.

„Sie haben die berühmte Dunsthöhle noch nicht in Augenschein genommen," fuhr Letzterer nach einer Weile gleichgültig fort, „wollen wir sie besuchen, Herr Professor?"

Hannibal neigte bejahend das echt germanische Haupt, und schritt schweigend weiter.

„Wie diese ganze Gegend uns wie eine Mythe umfängt," sprach der Doctor, „da sie uns die alten deutschen Erinnerungen überliefert, die Hermannsburg und des Arminius Thaten, so auch umwebt diese Dunsthöhle, der giftige Gase entsteigen, die geheimnißvolle Sage. Darüber hinfliegende Vögel fallen todt zu Boden, ihre Nähe mahnt an's Grab. Spieler, welche ihr Letztes dem Roulett geopfert, unglückliche Liebende und Gott weiß wer noch, sollen hier den Tod gesucht und gefunden haben. Auch hörte ich jüngst eine interessante kleine Geschichte darüber, welche ganz gut einem Autor zu einer Novellette dienen könnte, soll ich sie zum Besten geben?"

„Nur zu, in dieser tödtlichen Langweiligkeit kann das Trivialste zur Unterhaltung dienen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebe in Westindien.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu . . ."

die Liebe nämlich. Das Wesen der Liebe, jener „ungesunden Leidenschaft", vor deren Thorheit nicht das weißhaarige Alter nicht schützt, ist überall das gleiche vom Nord- bis zum Südpole, d. h. wenn in diesen schönen Gegenden anstatt Eisbären, Schneefüchsen und Seehunden sich Menschen umhertummelten, bei den Hinterwäldern und bei den Antipoden. Aber wie verschieden ist die äußere Gestalt, in der Lieb und Liebesmüh' da und dort auftreten! Wie verschieden Liebesäußerung und Liebeswerben der pelzumhüllten Tochter Islands von dem mit Augen und Fächer operirenden Minnespiel der mantillebekleideten Andalusierin! Wie verschieden agirt Gott Cupido im soliden Herzen der gesetzten Holländerin und in dem feuergefährlichen Busen der Westinderin! Von Liebeslust und Liebesleid der Letzteren erzählt uns ein englischer Tourist in folgender anschaulicher und ergötzlicher Weise.

Ich bin verliebt, beginnt er. Der Gegenstand meiner Neigung ist eine creolische Schöne, welche inmitten des sonnigen Cuba wohnt. Sie hat die schwärzesten von allen funkelnden Augen, eine Ueberfülle dunklen Kraushaares mit harmonirenden Brauen und Wimpern. Allgemein räumt man ein, daß der Teint meiner Inamorata ungewöhnlich hell ist für eine Tochter der Tropen, aber meine Wahrheitsliebe zwingt mich zu dem Geständnisse, daß Cachita doch nicht völlig so weiß aussieht, wie man ihr nachrühmt. Am Tage bepflastert sie ihre zarte Haut mit Cascarilla, einer kreideähnlichen Composition von gepulverten Eierschalen und Rum. Ohne jedwede Rücksicht auf den Effect legt sie dies Gemisch auf das Antlitz, ganz wie es alle anderen cubanischen Damen zu thun pflegen, die der Ansicht huldigen, eine solche Tünche schütze vor der Sonne und hemme die unschickliche Transpiration. Mit eintretender Abendkühle indeß nimmt meine Cachita ihre kalkige Maske ab und erscheint in ihrem vollen nationalen Reize.

Der Sitte gemäß hatten wir unser Rendezvous an einem Fenster von Cachita's Elternhause, welches sich für dergleichen Minnezweck vortrefflich eignet, indem es breit, hoch und von der Straße aus leicht erreichbar ist. Die cubanischen Fenster wissen nichts von Glasscheiben, dafür begegnen starke eiserne Stäbe jedwedem Entweichen von innen und allem Einbruch von außen, sind jedoch zum Glück weit genug von einander, um Arm und Schulter des auf der Straße girrenden Pyramus und das Gesicht der im Zimmer harrenden Thisbe durchzulassen.

Ein öffentlich anerkanntes Liebesverhältniß ist auf Cuba mit mancherlei Hemmnissen und Unannehmlichkeiten verknüpft. In einen sehr unbehaglichen Lehnstuhl placirt, kann der officielle Bräutigam jede Stunde des Tages oder Abends sich der Gegenwart seiner Braut erfreuen, auf der Straße aber oder in Gesellschaft darf er ihr nur im Beisein dritter Personen nahen. Die Mißstände in Betracht ziehend, beschlossen wir, Cachita und ich, unser Geheimniß für uns zu behalten und auf dem erwähnten Frescowege unseren Minnehof zu etabliren. Ueberdies verstößt die Cubanerin, welche bei kühlender Abendbrise am Fenster sitzt und mit den vorüber wandelnden Bekannten plaudert, nicht im mindesten gegen die im Lande geltenden Anstandsregeln.

Cachita's Eltern befinden sich währenddem im Comedor — dem Speisezimmer — und nehmen ihr aus breiähnlicher Chocolade und frischem Milchbrod bestehendes Nachtmahl ein, obschon der Weiser der Uhr noch auf ziemlich frühe Stunde zeigt. Die Mutter, Donna Belen, ist eine wohlbeleibte Dame mit einem Seitenlockenpaare, wie man es im vorigen Jahrhunderte trug, und einem gutmüthigen runden Gesichte. Ihr Gemahl, Don Severiano, gehört zur Classe der Pflanzer. Er baut Zucker, hat ein erkleckliches Vermögen und ist ein etwas vertrockneter kleiner Herr mit dunkelgefärbtem Antlitz, das er sich glatt rasirt wie ein Priester, und einer Cravatte nach der allerneuesten Mode. Vorläufig ahnen diese würdigen Eltern noch nicht das Geringste von der Herzensverfassung ihres Töchterleins, und wir sind übereingekommen, sie zur Zeit auch noch nicht darüber aufzuklären, weil die Ansichten der Gatten vom heiligen Ehestande sich schnurstracks zuwiderlaufen. Donna Belen ist leicht gewonnen, sobald der Werber um die Hand ihrer Tochter nur seine durchaus weiße Abstammung genügend nachzuweisen vermag. Don Severiano hingegen documentirt eine ausgesprochene Parteilichkeit für Besitzer von Kaffee-, Zucker- oder Tabaksplantagen.

Kein herrlicheres Mittel in der Welt zum Ausdruck süßer und zarter Gefühle kann es geben als die spanische Sprache.

Das Spanische der Creolen aber eignet sich zu solchem edlen Behufe noch weit besser als das altcastilische, weil es von zärtlichen Diminutiven und Epitheten überströmt. Meine Geliebte einfach bei ihrem eigentlichen Namen Caridad zu nennen, fällt mir nicht ein; ich nenne sie Caridadcita, Cachita, Cachona, Concha oder Conchita, und verfahre dabei nicht nur schmeichlerisch und liebevoll, sondern zugleich auch ganz grammatikalisch-correct. Dieselbe romantische Sprache stellt mir eine Menge traulicher Redewendungen zur Verfügung, wie z. B. „Mi mulatica“ (meine liebe kleine Mulattin), „Mi Chinita“ (meine kleine Chinesin), „Mi negrita“ (meine hübsche Negerin), „Hija de mi alma“ (Tochter meiner Seele) u. a. m. Uebrigens verläuft unsere Unterhaltung meist ziemlich epigrammatisch. Ich brauche nicht erst viele Worte zu machen, um sie zu fragen: „Liebst Du mich?“; es genügt, wenn ich kurz sage: „Me quieres?“ (Magst mich?). Und wenn mir darauf Cachita antwortet, daß ihre Liebe zu mir sich nur mit der Liebe vergleichen läßt, die sie zu ihrer Mutter theueren Gebeinen im Herzen trägt (Te quiero mas que à los huesitos de mi mama), so weiß ich diese Betheuerung geziemend zu würdigen, obschon sie blos eine den Landsmänninnen meiner Braut ganz gewöhnliche Floskel ist.

„Mi corazoncito“ (mein Herzchen), beginnt Cachita zärtlich, „ich fürchte, Deine Besuche bei mir müssen für's Erste ausgesetzt werden.“

„Warum, mi vida?“ (mein Leben).

„Papacito (Papachen) hat irgendwie davon Wind bekommen. Sein Freund, Sennor Catasus, welcher alle Tage hier vorbeigeht, hat uns häufiger am Fenster mit einander plaudern sehen, als es die Sitte gestattet und Papacito von seiner Beobachtung erzählt.“

Der alte Catasus hat nämlich einen Sohn auf Don Severiano's Comptoir, und mich dünkt, sein Interesse für Cachita's Wohlfahrt ist nicht durchaus uneigennütziger Natur.

„Der junge Amador stattet wohl fleißige Besuche bei Deiner Mama ab?“

„Nur Abends, wenn Gesellschaft bei uns ist.“

„Aber auf dem Pinnntaballe hat er drei Mal mit Dir getanzt, und Sonntag Abends, während die Militärmusik spielt, promenirt er mit Dir auf der Plaza de Armas.“

„Du bist doch nicht etwa eifersüchtig?“

„Ach, nein, — — ich habe nur die Besorgniß, daß der junge Amador Dich etwas zu sehr bewundert.“

„Und warum macht Dir das Sorge?“

„Ei nun, Don Catasus besitzt eine große Kaffeeplantage, und Du weißt doch, welches Faible Dein Papa für die Söhne solcher grundstückgesegneter Herren in seinem Busen nährt.“

„Bist Du böse?“

„Nein, mi vidita“ (mein kleines Leben).

„Me quieres mucho?“ (Hast Du mich sehr gern?)

„Muchissimo, pichona mia.“ (Außerordentlich gern, mein Täubchen.) „Aber deme un besu!“ (Gieb mir einen Kuß).

„Ehe ich Dir einen gebe, mußt Du mir zweierlei versprechen.“

„Was denn?“

„Daß Du nicht wieder eifersüchtig sein und die Pira-Pica- (Neger) Bälle nicht mehr besuchen willst.“

„Ich bin in dieser Saison nur zwei Mal dort gewesen, mi corazoncita.“

„Mein schwarzes Kammermädchen ist dort gewesen und hat mir erzählt, daß Du die ganze Nacht mit den Mulattinnen getanzt hast.“

„Ich habe mir ja nur die schwierigen Pas der Danza Criolla (Creolentanz) einüben wollen.“

„Das farbige Volk auf den Pira-Pica-Bällen kann ihn aber gar nicht ordentlich tanzen.“

„Viele meiner weißen Bekannten besuchen diese Bälle, und ich habe blos ihr Beispiel nachgeahmt, um der Sitte des Landes zu folgen.“

„Bitte, bitte, versprich mir, daß Du während dieser Saison nicht wieder hingehen willst.“

„Ich verspreche es. Also geschwind, deme un besa!“

Cachita steckt ihr Köpfchen durch die gefälligen Eisenstäbe des Fensters, und da zufällig in diesem Augenblicke Niemand auf der Straße vorübergeht, nehme ich zärtlichen Abschied von meiner „Piedra“.

Allein, es hat seine Richtigkeit mit dem Argwohne Don Severiano's, und so werden meine Fensterbesuche immer seltener. Weit aber keine cubanische Taute, weß Alters sie auch sei, jemals ohne eine zuverlässige Escorte ihr Haus verläßt, selbst wenn sie sich nur zu ihrer nächsten Nachbarin begiebt, so bleibt mir keine Gelegenheit zu einem ungestörten Tête-à-Tête mit meiner Herzallerliebsten. Hier und da treffe ich sie wohl in der Frühmesse in einer der vielen Kirchen der Stadt oder auf der üblichen Abendpromenade während der Militärconcerts, allein bei allen diesen Anlässen wird sie unabänderlich von einer Freundin oder Verwandten und zwei schwarzen Dienern begleitet.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(**Germania-Denkmal in Berlin.**) Ueber die Ausführung dieses Projectes erfährt man folgendes Nähere: „Schon Schinkel hatte den Entwurf gezeichnet zu einem originellen Brunnenmonument, welches als Erinnerung der Kriege von 1813 bis 1815 zwischen dem Hauptportal des ehrwürdigen Königsschlosses und der Breitenstraße, also mitten auf dem Schloßplatz errichtet und mit einem Kolossalbilde der Borussia mit erhobenem Schwerte stets zur Abwehr frevelhafter Unbilden bereit, gekrönt werden sollte. Die Absicht wurde nicht realisirt, da bei den damaligen knappen Mitteln des erschöpften Landes die für das großartig concipirte Project erforderlichen Summen nicht aufzubringen waren. Auf derselben Stelle soll jetzt ein ähnliches Monument errichtet werden, dem Geiste nach den Schinkel'schen Gedanken fortsetzend, zugleich aber an die jüngste Siegesfeier direct anknüpfend. Der zu Grunde liegende Gedanke ist etwa folgender: Auf einem Unterbaue von quadratischer Grundfläche, dessen abgestumpfte Ecken mit breiten Pfeilervorsprüngen besetzt sind, erhebt sich ein cylindrischer Körper, dessen Metallfläche den vielbewunderten Siemering'schen Fries trägt, welcher, das Aufraffen des deutschen Volkes aus tiefem Frieden, die Rüstung zum Riesenkampfe in höchster künstlerischer Vollendung darstellend, den Unterbau des Germania-Denkmals auf der Siegesstraße vor dem königlichen Schlosse schmückte. Die vier Eckpfeiler des Unterbaues nehmen plastische Gestalten auf, die (anknüpfend an die Flußgestalten des provisorischen Monuments, doch nicht wie diese nur als Relief, sondern als freie statuarische Bildungen) vier Gruppen darstellen, deren jede einen mächtigen Wasserstrahl zunächst in eine passend angebrachte Schale und von da in ein breites, das ganze Monument ringförmig umschließendes Wasserbecken ausströmen läßt. Das Ganze krönt ein Kolossalbild als Symbol des geeinten kaiserlichen Deutschlands.“

(**Aus Oberammergau**) wird dem „Bayerischen Kurier“ mitgetheilt, daß dort dieser Tage Herr Hofrath v. Düfflipp gewesen sei, um mit dem Ortspfarrer und dem Gemeindeausschuß zu berathen, auf welchem Platz das Kolossalcrucifix aufgestellt werden soll, das Seine Majestät den Oberammergauern bei seinem Besuch des Passionsspieles in Aussicht gestellt hatte. Das Crucifix wird in Marmor von Herrn Professor Halbig in Uebertebensgröße ausgeführt, und kommen an dessen beide Seiten die Figuren Maria's und Johannes'.

(Eine wichtige Hilfe der Staatsanwaltschaft.) Die neuerdings vielfach mit Erfolg in Anwendung gebrachte Methode, flüchtig gewordene Schurken durch Abdruck ihres Porträts in weitverbreiteten Blättern zu verfolgen, hat auf's Neue ein überraschendes Resultat gehabt. Kürzlich wurde in der Annoncenbeilage zum „Kladderadatsch" ein aus Moskau mit 41,000 Rubeln durchgegangener Dieb Namen Valentin Etschukin, conterfeit und auf seine Habhaftwerdung ein Preis von 500 Thalern gesetzt. Vor einigen Tagen nun wurde derselbe wirklich in Genf verhaftet und zwar, wie es heißt, lediglich in Folge jener illustrirten Annonce im „Kladderadatsch".

(Den Austernessern) sind, so schreibt die „Engl. Corr.", die bereits halb begrabenen Hoffnungen auf ihr Millenium mit dieser Saison wieder erstanden. Die Reminiscenzen, um wie viele, oder besser um wie wenige Pence „Anno dunnemals" das Dutzend zu haben war, werden von unseren Austern-Gourmands nicht mehr gar so traurigen Angesichts ausgetauscht wie früher, und am Strand bietet ein fortschrittlicher Fischhändler schon seit Wochen das Dutzend um einen Schilling an. Kurz, die Austernsaison ist diesmal eine ziemlich günstige, und ermuthigt die Fischerei auf's neue. So z. B. hat sich in der Bucht von Milford, wo die Bänke seit Jahren stark vernachlässigt waren, die Austernfischerei weit lebhafter gezeigt und bedeutend profitabeler erwiesen als bisher, so daß bereits die ersten Schritte gethan worden sind, um die Austern-Cultur an der Küste von Pembrokeshire wieder zu beleben, und Milford zu einem der Mittelpunkte des englischen Austernhandels zu machen. Natürlich läßt sich dies nicht mit einem Schlage zur Welt bringen; aber nach Allem, was dort und anderwärts vorgeht, glauben wir den Feinschmeckern versprechen zu dürfen, daß die so oft gehörte Frage, wenn ein ehrlicher Mann wieder einmal seine drei Dutzend zum Frühstück essen könne, ohne banquerott zu werden — daß diese wichtige Frage sich in den nächsten Jahren durch die Wirklichkeit beantworten wird.

(Die Venus von Milo) ist Gegenstand einer neuen und sehr eingehenden Untersuchung geworden, deren Resultat Herr Felix Ravaisson in der „Revue des deux Mondes" veröffentlicht hat. Die Schicksale der Statue unter der Herrschaft der Commune haben eine gute Folge gehabt. Der Gyps, welcher ihre Fugen verdeckte, ist abgefallen und hat eine genaue Prüfung der Zahl, der Form und der Lage der einzelnen Theile des Bildwerkes gestattet. Die Venus von Milo, 1820 in der Gruft des alten Melos von einem Bauer aufgefunden, war in zwei große Hälften eingetheilt. Der obere Theil und der untere waren fast wagerecht von einander getrennt. Daß die Statue nicht zerbrochen und dann wieder aneinander gefügt ist, sondern daß der Künstler sie ursprünglich in zwei Stücken geformt hat, ergiebt sich aus den regelmäßigen und glatten Verbindungsflächen der beiden Stücke. Man hat sie mit dem Gradireisen und dem Meißel gearbeitet und genau aneinander gepaßt. Zur besseren Verbindung der beiden Hälften waren im Inneren zwei eiserne Zapfen angebracht, welche Brüche verursacht haben. Durch die Ausbesserung derselben ist die Schönheit der Statue beeinträchtigt worden, denn der Oberkörper und der Kopf hängen nach vorwärts und nach rechts. Um diesen Fehler zu entfernen, will man nun einen aufsteigenden Sockel anbringen, wie er auch bei anderen Statuen vorkommt, z. B. beim kämpfenden Gladiator, bei der Venus des Louvre Nr. 157 und bei der Venus des Capitols. Einmal gerade gerückt, wird das Werk erst seine ganze Eleganz wieder erlangen.

(Lenkbares Luftschiff.) Großes Aufsehen, nicht blos in fachmännischen und militärischen Kreisen erregt gegenwärtig in Wien die hochwichtige Erfindung des Ingenieurs Hänlein aus Mainz. Als Motor dient die Lenoir'sche Gasmaschine, die zum Betrieb einer Luftschraube angewendet ist, derart daß die Maschine aus der Gasfüllung des Ballons gespeist wird. Die Luftschraube entspricht vollkommen ihrem Zweck, denn sie ermöglicht die Fortbewegung des Ballons in jeder beliebigen Richtung, während die Lenkung durch ein Steuerruder bewirkt wird. Ein nach dem Hänlein'schen System gebautes größeres Luftschiff verspricht um so mehr die durch das übrigens schon ziemlich große Modell erregten Erwartungen vollkommen zu erfüllen, als es, anstatt wie hier mit gewöhnlichem Steinkohlengas, mit dem fünf Mal leichteren Wasserstoffgas gefüllt werden würde, so daß dann bei gleicher Ballongröße die Tragfähigkeit eine ungefähr doppelt so große sein wird, die Maschine daher auch weit schwerer und demnach viel kräftiger sein kann, endlich die Tragfähigkeit eines Ballons im Kubus zunimmt, der Widerstand gegen die Luft aber nur im Quadrat. Erwiesen ist übrigens, daß ein Hänlein'sches Luftschiff mit einer Geschwindigkeit von 36 Fuß in der Secunde sich bewegen, also auch gegen starken Wind ankämpfen könnte, so wie daß die Construction alle Feuersgefahr ausschließt. Diese eben so interessanten, geradezu Epoche machenden Experimente, welchen kürzlich die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm so wie der Generalstabs-Chef beiwohnten, sollen auch in anderen großen Städten öffentlich vorgeführt werden, zunächst in München und Berlin.

(Ein altes Leichenfeld) ist zwischen Fischau und Brunn am Steinfeld bei den Arbeiten zur Wasserleitung in Wien aufgefunden worden. In einer Tiefe von 7 Fuß und je in einer Entfernung von 4 Fuß wurden, der Kopf gegen Osten gelegt, die Skelette aufgefunden. Armspangen, Gürtelbestandtheile, Bruchstücke von Waffen und Haarnadeln lagen daneben. Die Skelette stammen jedoch keineswegs, wie auf dem Leichenfeld von Leobersdorf, von Kelten, sondern dürften von Deutschen aus dem 8. bis 10. Jahrhundert herrühren.

(Eine Wette.) Man schreibt der „N. F. P." unterm 26. v. M. aus Jassy: Heute fand hier eine interessante Wette, ihren Ausgang. Im Jahre 1864 verurtheilte in einem hiesigen Salon Fürst Gregorre Sturdza Bismarck's Politik und prognosticirte dessen Sturz und der Liberalen Sieg binnen Jahresfrist. Niemand aus der Gesellschaft wagte dem Fürsten zu opponiren, nur Fürst Obolenski aus Rußland, bekannt durch sein Phlegma, erwiderte mit stoischer Ruhe: „Ich wette 200 Ducaten, daß, wenn Bismarck noch zehn Jahre lebt, er in Deutschland der populärste, in Europa der gefeiertеste Staatsmann ist." Gestern kam Obolenski wieder auf der Durchreise nach Jassy. Kaum im Hotel Gerbel abgestiegen, erscheint ein Diener des Fürsten Sturdza mit einem Billet: „Fürst! Sie haben gewonnen, Bismarck ist wirklich nicht nur Deutschlands, sondern Europas größter Staatsmann. Empfangen Sie den Betrag unserer Wette." Wie wir hören, beabsichtigt der Fürst Obolenski, den gewonnenen Betrag Bismarck selbst zur Vertheilung an hilfsbedürftige Wittwen und Waisen zu schicken.

(Das kommt davon, wenn man so — fromm ist.) Die beiden französischen Generale v. Cissey (jetzt Kriegsminister) und v. Fauvart-Bastoul, echte katholische Bretagner, verlobten Unserer lieben Frau von Auray ihren Degen, wenn sie nicht im letzten Kriege gefangen würden. Gegen Ende November fuhren die beiden Generale nach Saint-Anne und hingen ihre Degen zu Füßen der Patronin aller Bretagner auf, verrichteten ihre Andacht daselbst und kehrten Tags darauf über Rennes nach Versailles zurück. Der Unterrichtsminister hat die Generale wegen dieser Gelübde beglückwünscht.

(In Paris) ist eine fast unglaublich neue Mode aufgekommen: man säumt die Schleier der Damen mit schmalen und feinen — Pelzwerkstreifen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 144. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Der Astronom erzählte: „Ein Herr von X., der seine kostbare Zeit mit allen erdenklichen nobelen Passionen todtgeschlagen und dabei sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, bewarb sich um ein steinreiches adeliges Fräulein. Sie schlug ihn aus und er wurde, nicht melancholisch, aber nur um so hartnäckiger in seinem Entschlusse, sie zu heirathen."

„Oder vielmehr ihr Vermögen," schaltete der Professor spöttisch ein.

„Ganz recht, es kommt auf ein und dasselbe heraus. Seine Erwählte ist mit ihrer Familie hier in Pyrmont, mein lieber Baron stellt sich ebenfalls ein und spielt den Unglücklichen. Der Zufall will, daß sich eine kleine Gesellschaft bei der Dunsthöhle zusammenfindet und ein Vertrauter des Barons eine Schauernovelle nach der anderen auftischt über all' das Unglück, welches die giftigen Gase schon angestiftet. Natürlich befindet sich der adelige Goldfisch ebenfalls in der Gesellschaft, er ist der aufmerksamste Zuhörer. Schwermüthig bleibt Baron X. am Eingange der Höhle, welche just recht viele Gase entwickelte, stehen, während sich die übrige Gesellschaft lachend und plaudernd entfernte. Seine Erwählte sieht ihn zurückbleiben und ruft ihm ängstlich zu, mitzukommen. Er hört nicht, sondern starrt hinein in das offene Grab. Das Fräulein ist jetzt mit ihm allein, die Stimmen der Gesellschaft verlieren sich in der Ferne. „Kommen Sie doch, Herr Baron!" bittet sie. — Er schüttelt melancholisch den Kopf. „Sie haben mich ausgeschlagen, mein Fräulein! Der Himmel ist mir gnädig, indem er es fügt, daß ich mich vor Ihren Augen in den Tod stürzen darf. So werden Sie mir eine Thräne nicht versagen." Er machte allen Ernstes Miene, sich hineinzustürzen. — „Um Gotteswillen, Herr Baron! Sie werden doch nicht?" schreit sie auf und ergreift seinen Arm. — „Ich kann ohne Sie nicht leben," ruft er aus, „sprechen Sie das letzte Wort, darf ich hoffen, Ihr Herz mir zu erringen?" — „Mein Gott! ja, ja, kommen Sie nur rasch aus dieser fürchterlichen Atmosphäre, ich reiche Ihnen meine Hand." — Er hält sie fest und flüstert: „Für immer, Amalie?" — „Für immer, Alexander!" Und der Bund ist geschlossen. Ob sie es später bereut, ihn von dem Sprunge ins Grab zurückgehalten zu haben, darüber schweigt die Geschichte. Die böse Welt lacht dazu und meint, an dem Baron wäre ein tüchtiger Schauspieler verdorben."

„Sie hätten sich nur Beide in die Grube stürzen sollen," bemerkte der Professor nach einer Pause trocken, „die Welt hätte nichts daran verloren."

In diesem Augenblicke hörten sie oberhalb der Höhle laute Stimmen, im schmetternden Discant und im tiefen Baß.

„Ich wiederhole es," sprach der Discant, „eintausend Thaler gehören Ihnen, sobald Sie mir das Kind liefern."

„Nein, nein, die Geschichte ist mir zu gefährlich," versetzte der Baß in einem fremdartigen Accent, „wenn der Knabe auch Ihr eigener ist, Kinderraub bleibt's immer; ich befasse mich nicht gern mit der Polizei."

„Und sind doch sonst der leibhaftige Mephisto!" lachte der Discant spöttisch, „ein Blutbann ist ja nicht dabei, Sie sollen mir nur holen, was mein eigen ist. Sehen Sie, Freund Russe! ich bin von meiner Frau geschieden, das ist richtig; bei dieser Procedur verkaufte ich ihr den Knaben für 4000 Thaler; er kam mir, als Vater, von Rechtswegen zu. Sie hat ihn zu billig erhalten, wenn ich meine Vaterliebe dabei in Anschlag bringe; kraft dieser gesetzlich sanctionirten Liebe muß ich mein Kind wieder haben, und wenn Sie die tausend Thaler nicht verdienen wollen, so finde ich leicht einen Anderen. Im Uebrigen, Freund Russe! sind meine Taschen für Sie leer."

„Gleichviel," rief der Baß mit einem fürchterlichen Fluche, „ich mag mir den Strick nicht verdienen; der Kinderraub ist zu gefährlich."

„Gut, dann hol' ich mir meinen Jungen selber," schrie der Discant, „und das beim hellsten Tageslichte. Wehe, wenn mir die Polizei dabei in die Quere käme."

„Ja, Sie stehen einmal wie der Czar über dem Gesetze," brummte der Baß, „kommen mit Allen durch."

„Dummes Zeug, Moskowiter! Ich halte meine Hände zu sauber für gemeine Spitzbübereien, das ist das Ganze. Apropos, habe ein anderes Geschäft für Sie, sollen dasselbe dabei verdienen, um aus der Patsche zu kommen. Ganz unten an der Brunnenstraße wohnt eine junge Frau mit ihrer Schwester. Erstere ist die Gemahlin eines Capellmeisters, dem ich Rache geschworen; Sie sollen mir die schöne Schwägerin desselben entführen, denn für die Frau wäre er mir am Ende noch dankbar oben in den Kauf."

„Ah, es wohnt ein verrückter Professor bei ihnen," bemerkte der Baß, „wie heißt er doch nur?"

„Ist gleichgiltig, Moskowiter! Wir lassen den verrückten Professor links liegen, er ist ein Weiberfeind und will eine allgemeine Weltsprache erfinden, Grund genug, ihn in's Tollhaus zu stecken."

Professor Roßner machte eine erstaunte Bewegung, der Astronom, welcher sehr ernst geworden war, winkte ihm, ruhig zu sein.

„Nun gut, darüber ließe sich reden," meinte der Baß, „aber schreien Sie nicht so schrecklich, die Welt braucht unser Geheimniß nicht zu erfahren. Ich denke doch noch die tausend Thaler zu verdienen."

Die beiden Stimmen entfernten sich jetzt, der Astronom eilte schnell die Treppe hinauf, er konnte die Herren noch sehen.

„Dachte ich's mir doch," murmelte er, „wartet, ich will Euch den Brei versalzen."

Langsam kam der Professor ihm nach, die Charakterisirung, welche er soeben erfahren, hatte ihn vollends ingrimmig und verstimmt gemacht. Er hätte diese ganze nichtsnutzige Welt zertrümmern mögen.

„Wissen Sie, wem der heimtückische Anschlag jener beiden

Buben gelten soll?“ fragte der Astronom in sichtlicher Aufregung.

„Was geht's mich an?“ versetzte der Professor kurz, „ich weiß nur so viel, daß ich noch heute wieder aufpacke, um meine Einsamkeit aufzusuchen.“

„So wollen Sie Ihre Wirthin nicht von dem Bubenstreich, den man gegen sie beabsichtigt, in Kenntniß setzen?“ fragte Doctor Petermann erstaunt.

„Thun S i e es doch, ich kenne sie ja gar nicht.“

„Sie werden es Ihnen eher glauben als mir, Herr Professor!“ sprach Jener ernst, „ich liebe einen harmlosen Scherz, das wissen die Damen, sie werden auch dieses dafür halten und jede nothwendige Vorsicht versäumen. Und wollen Sie die Warnung nicht persönlich ausrichten, so thun Sie es schriftlich; ich bitte Sie dringend darum.“

„Ja, das kommt davon, wenn man mit Damen scherzt,“ lächelte der Professor, den die Geschichte zu interessiren begann. „Ich werde also schreiben. Es ist mir das eine schöne Welt, Kinderraub, Entführung und Gott weiß was Alles wird mit der größten Frivolität verhandelt, ja, sogar auf öffentlicher Promenade laut hinausgeschrieen. Kannten Sie die Subjecte?“

„So ziemlich, der Baß ist ein Russe, Spieler von Profession, der erst in dem Moment beseelt, wenn das Roulett in Bewegung ist, und die Schwingungen desselben so genau studirt hat, daß er mit ziemlicher Gewißheit seinen Gewinn macht. Jetzt schien er indessen rattenkahl zu sein.“

„Und der Andere mit der unangenehm hohen Stimme?“

„Ist ein Künstler, der im Handumdrehen Tausende verdient und verliert, ein Mensch, der vor nichts in der Welt Respect hat als vor sich selber, jede gesetzliche Institution verhöhnt und wohl auch einmal seinen Meister findet. Sie hörten es ja selber, wie er ist.“

„Jawohl, hinreichend, lassen Sie uns heimgehen, lieber Doctor, ich bin ermüdet!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebe in Westindien.

(Schluß.)

An Cachita's Namenstag, dem Feste der heiligen Caridad, bringe ich meiner Göttin ein kleines Mitternachtsständchen. Mit denjenigen meiner Bekonnten, deren Angebetete gleichfalls Caridad heißen, miethe ich mir ein halb Dutzend Musikanten und ein paar Sänger. Kaum haben unsere Tonkünstler ihr erstes Stück begonnen, so erscheint der Serano, der Nachtwächter, und fragt nach unserem Erlaubnißscheine für das Ständchen; denn außer der Carnevalzeit muß man eine specielle obrigkeitliche Erlaubniß aufweisen, wenn man eine Serenade vollführt. Der Schein wird geziemend producirt und von dem Hüter der nächtlichen Ruhe inspicirt, dann erst nimmt die Musik ihren Fortgang. Nachdem noch einige Lieder gesungen und ein paar Tänze gespielt sind, öffnet sich die Jalousie des vergitterten Fensters. Eine kleine weiße Hand mit einem ditto Taschentuche wird sichtbar, das lustig durch die Stäbe hindurch flattert und einen Blumenstrauß herausreicht zum Geschenke für den, welcher bei der Ovation am meisten betheiligt ist.

Während des Carnevals und an gewissen Festtagen — fiestas — besuche ich meine Caridad in Gesellschaft von einem Dutzend Pollofreunden (Pollos, Apollos, heißt man die cubanische junge Herrenwelt) und im Geleite einer vollzähligen schwarzen Musikerbande mit schlechten Streichinstrumenten. Unser Besuch findet bei hellem Tageslichte statt, wir Alle aber kommen maskirt und so vermummt, daß Paterfamilias seine Gäste nicht erkennen kann. Nur Einer von uns giebt seinen Namen an, um den alten Herrn hinsichtlich der Respectabilität der Eindringlinge zu beruhigen. Bei den begeisternden Tönen unserer Danza eilen aus allen Häusern, an denen uns der Weg vorüberführt, die Damen herbei und schließen sich unserem Zuge an, um mit uns im Gesellschaftszimmer Don Severiano's einzufallen, zu welchem man durch ein großes Portal direct von der Straße aus gelangt. Alsbald beginnt der improvisirte Ball. Die reizenden Figuren der Danza reihen sich von selbst einem geheimen kleinen Minnespiel dar, und mit einer Tänzerin wie Cachita, der ich mich inzwischen zu erkennen gegeben habe, fühle ich mich im siebenten Himmel. Doch tanzen am lichten Mittag in der auf die offenen Fenster und Thüren auf uns herabbrennenden Tropensonne und einem von Lärm und Aufregung erfüllten Gemache — ist keine Kleinigkeit und verdient auch seinen substantiellen Lohn. Das sieht unser gastfreundlicher Wirth ein. In den Zwischenpausen der Danza becomplimentirt er uns in seinem geräumigen Comedor, wo die mannichfaltigsten Erfrischungen, Champagner, englisches Ale, schwarzer Kaffee und Dulces (Süßigkeiten) aller Art für die erhitzte Ballgesellschaft in verschwenderischer Fülle bereit stehen.

Das Gerücht aber läuft auf Cuba noch schneller als anderwärts. Es gleicht an Geschwindigkeit dem Tornado — Wirbelwinde — und entstellt gleich einem Convexspiegel. Aber es thut noch mehr, es dringt in Don Severiano's Herz ein und verdirbt dem wackeren Zuckerpflanzer die Laune. Eines schönen, wenn auch schwülen Nachmittags tritt Gumersinda, die schwarze Zofe meiner Cachita, in mein Zimmer und bringt mir ein Billetdoux ihrer jungen Gebieterin, das mich mit Schrecken erfüllt. Don Severiano weiß Alles — mehr als Alles, und hat beschlossen, unseren Bund zu trennen, indem er Cachito auf eine seiner Zuckerplantagen, acht Leguas von der Stadt, in Sicherheit bringt. Meiner Vidita bleibt nichts Anderes übrig: sie muß auf's Land, und manche Woche verstreicht, ohne daß ich eine Sylbe von ihr höre. Endlich aber hält einer von Don Severiano's schwarzen Maulthiertreibern von meiner Wohnung. Er kommt zu mir herein und erzählt mir, daß Sennorita Caridad mit ihrer Familie sich auf der Pflanzung La Intimidad aufhält. Hierauf langt er aus seiner Tasche einen Brief zum Vorschein. Cachita, so s c h r e i b t sie mir, ist untröstlich über unsere Trennung und beschwört mich, zu ihr zu kommen. An einem bestimmten Tage wird Don Severiano nach der Stadt reisen, und auf diese Weise werde eine Zusammenkunft unschwer zu bewerkstelligen sein. Saturnino, der Maulthiertreiber, ist in das Geheimniß gezogen und erschienen, mich an den Ort meiner Sehnsucht zu geleiten.

Wie sich denken läßt, bin ich überglücklich über die Botschaft und rüste mich unverzüglich zum Aufbruch. Ein flinkes Roß ist bald beschafft, und unter des Schwarzen Geleit geht es in das ziemlich labyrinthische Land hinein. Ein zweistündiger flotter Ritt bringt mich in die Nähe von La Intimidad. Hier führt mich mein Begleiter nach einer halb verfallenen Negerhütte, die, von einer gebrechlichen alten Schwarzen bewohnt, inmitten eines Paradieses von Bananenbäumen, Palmen und riesigen Farrenkräutern liegt. Die greise Negerin bewillkommt mich höchst leutselig und setzt mir ein reichliches Mahl vor, welches aus auf die verschiedenste Weise gekochten und gedämpften Früchten, aus Bacalao (Stockfisch) und Tasajito, eingesalzenem und in der Sonne gedörrtem Fleische, besteht. Meine Eilreise hat mir Appetit gemacht. Ich lasse mir daher das etwas bizarre Buffet wohl gefallen und erquicke mich nebstdem mit einer Cigarette und einer Tasse vortrefflich bereiteten Kaffees. Alsdann kühle ich mir die glühenden Glieder in mit Rum versetztem Quellwasser und vertausche meine bestäubten und bespritzten weißen Drellkleider mit frischen von demselben Stoffe.

Während ich gegen Abend vor der Thür meiner ländlichen Herberge sitze und eine etwas grüne, lange Cigarre schmauche, kündigen mir Rauschen in den großen Bananenblättern und Hufschlag flüchtiger Pferde das Herannahen meiner Göttin an, welche, von ihrer getreuen Gumersinda gefolgt, herangetrabt kommt, mir in meinem heimlichen Asyle Gesellschaft zu leisten. Rasch springe ich auf, Cachita vom Pferde zu helfen und mit ihr im Schatten eines gewaltigen Mangobaumes Platz zu nehmen, dessen ebenmäßige Blätter bis auf die Erde hinabhängen und uns vollständig verbergen. Ringsum tiefe Stille, nur leises Vogelgezwitscher, ab und zu ein Knistern in den hohlen Bambusbüschen und melodisches Wasserplätschern bricht das Schweigen der langsam entschlummernden Natur. In so sympathischer Umgebung plaudern und kosen wir nach Herzenslust. Die vorsichtige Gumersinda hält Wacht und mahnt uns schließlich, daß die Stunde der Trennung geschlagen hat, worauf wir, natürlich sehr widerstrebend, für heute uns von einander losreißen. Unser angenehmes Tête-à-Tête wiederholt sich am nächsten Tage. Das aber ist unser letztes Zusammensein, da Don Severiano noch in der folgenden Nacht zurückerwartet wird.

Ich mache mich denn wieder auf den Heimweg. Wen treffe ich indeß in einer Tienda (Gasthaus) an der Straße? Keinen Anderen als den gestrengen Vater meiner Cachita sammt seinem Freunde Don Catasus und meinem Nebenbuhler, dem jungen Amador! Don Severiano ist wüthend. Bittere Worte fallen zwischen uns, zuletzt giebt es eine förmliche Scene und der würdige Zuckerpflanzer schleudert mir den Schwur ins Gesicht, sein Zorn solle alle Diejenigen treffen, die bei diesem geheimen Liebeshandel seiner Tochter mit die Hand im Spiele gehabt haben.

Wenige Tage nach meiner Rückkunft in die Stadt vernehme ich, daß die schwarze Zofe Gumersinda und der Maulthiertreiber Saturnino als ungehorsame Sclaven zu schwerer körperlicher Züchtigung verurtheilt worden sind. Durch die Vermittelung einer Freundin empfange ich gleichzeitig einen Brief von Cachita, der mich benachrichtigt, daß ihr Vater unserem Verhältnisse durch eine noch schärfere Trennung einen Riegel vorzuschieben gedenke. „Wenn Du mich liebst," schließt ihre Mittheilung, „so lasse mich ungesäumt ‚deponiren'."

Eine junge Cubanerin deponiren heißt, sie auf dem Wege des Gesetzes zuverlässigen Verwandten oder sonst einer respectabelen Familie, gewissermaßen zu einstweiliger Aufbewahrung, als Depositum, übergeben. Man wirkt von den Behörden ein Dokument aus, das man dem Elternhause präsentirt, und ist die junge Dame majorenn und erklärt sich mit sothanem Verfahren einverstanden, so dürfen die Eltern gegen die von der Tochter getroffene Wahl nicht länger Einspruch erheben, müssen ihr Kind vielmehr ausliefern. Nach Ablauf einer vom Gesetze vorgeschriebenen Frist kann das Fräulein ihrer Neigung folgen und der Liebhaber sein kostbares Pfand dadurch auslösen, daß er sich mit demselben ehelich verbindet.

Cachita's Begehren gemäß consultire ich den ersten besten Rechtsanwalt, der mir eine feierliche Urkunde ausfertigt, welche mich ermächtigt, Cachita alsbald nach ihrer Rückkehr in die Stadt „deponiren" zu lassen. Mit äußerster Ungeduld warte ich auf diesen Moment, allein Tag um Tag vergeht und die Jalousieen von Don Severiano's Wohnung bleiben nach wie vor geschlossen. Ich bin der Verzweiflung nahe und schon im Begriffe, einen zweiten Ritt nach La Intimidad zu wagen — da wirft mich ein Blitzstrahl aus allen meinen Himmeln! Cachita, so erfahre ich, weilt nicht mehr auf der Zuckerplanlage, man hat die Arme der Hut eines Klosters überantwortet! In dieses Heiligthum kann mein gesetzliches Dokument nicht dringen, — ich muß den natürlichen Verlauf der Dinge abwarten. Und ach, wer weiß, wie lange! Sechs Monate lang soll Cachita innerhalb der Klostermauern schmachten, und Don Severiano lebt der bestimmten Hoffnung, daß diese Absperrung von der Welt, verbunden mit dem frommen Zuspruch der gottgeweihten Damen und allerhand geistlichen Uebungen, den Starrsinn der jungen Rebellin schon brechen werde. Sollte wider Erwarten dem nicht so sein, so wird die Clausur verlängert, bis das Liebesfeuer in den Adern der Gefangenen spurlos gedämpft ist. Arme Cachita! Ich gebe Dich verloren! —

So liebt und leidet man in Westindien.

Mannichfaltiges.

§ (Technisches.) Schon seit längerer Zeit ist Carr's Zerkleinerungsmaschine, Disintegrator genannt, bekannt, und findet dieselbe zahlreiche Verwendung, namentlich in England, zum Zerkleinern von Knochen, Erzen, Kohlen für die Briquettes-Fabrikation, dann von Materialien für die Fabrikation von feuerfesten Ziegeln, Cement, Dünger etc. Diese Maschine besteht im Wesentlichen aus zwei um dieselbe geometrische Axe, aber nach entgegengesetzten Richtungen rotirenden eisernen Scheiben, jede derselben auf einer ihrer ebenen Flächen mit vielen Zapfen besetzt, die in mehreren concentrischen Kreisen vertheilt sind, derart, daß die concentrischen Zapfenreihen der einen Scheibe diejenigen der anderen mit geringem Spielraum zwischen sich aufnehmen. Wird in den inneren Raum zwischen beiden Scheiben ein Körper eingebracht, so treibt ihn die Centrifugalkraft der Peripherie zu. Auf diesem Wege aber hat er alle Zapfenreihen beider Scheiben zu passiren, und in jeder derselben erhält er einen Schlag nach der Umdrehungsrichtung, also immer wechselsweise entgegengesetzt gerichtete Schläge. Der Carr'sche Disintegrator ist nun in neuerer Zeit auch zum Mahlen von Getreide mit solchem Erfolg benützt worden, daß zu erwarten steht, es werde diese Maschine den gewöhnlichen Mahlmühlen Concurrenz machen. Eine derartige in täglichem Betriebe stehende Carr'sche Mühle von Gibson und Walker bei Edinburg mahlt stündlich 20 Quarter = 58 Hectoliter Weizen, verrichtet also die Arbeit von etwa 25 Mahlgängen. Die Ausbeute an Mehl sei etwa dieselbe wie auf gewöhnlichen Mühlen, dagegen sei die Qualität des Mehles entschieden besser, so daß es ein leichteres und besser haltendes Brod liefere. Die erwähnte, durch Dampfkraft betriebene Maschine braucht bei der Production von stündlich 20 Quarter 145 Indicator-Pferdskräfte, bei der Production von 15 Quarter 123 Indicator-Pferdskräfte, leergehend 63 Indicator-Pferdskräfte. Dabei machte dieselbe 400 Umdrehungen pro Minute. Zum Mahlen von 20 Quarter pro Stunde nach dem alten System sind etwa 200 Indicator-Pferdskräfte Betriebskraft erforderlich, mithin ergiebt der Desintegrator etwa 1/3 Kraftersparniß. Besonders bemerkenswerth ist der Umstand, daß die neue Maschine nur äußerst geringer Abnützung unterliegt, und daß namentlich die eigentlichen Werkzeuge, die Zapfen, welche aus hartem Stahl bestehen, gar keiner Nacharbeit (keines Schärfens) bedürfen. Es wird gesagt, die Maschine werde durch den Gebrauch nur besser, was sich hauptsächlich auf das Einlaufen der Lager beziehen mag. Diese Lager allein erfordern einige Aufmerksamkeit, sie müssen genau montirt und gut geschmiert erhalten werden, sie sind die einzigen Bestandtheile, welche zeitweilig der Adjustirung und Erneuerung bedürfen. Heinrich Simon, Civilingenieur in Manchester, 7 St. Peters Square, welcher in der „D. Ind.-Ztg" über Carrs Patent-Disintegrator berichtet, erklärt sich zu specielleren Auskünften bereit. — Julius Koch in Kamenz (Sachsen) liefert Proportionalcirkel, die auf der einen Seite Tastercirkel auf der anderen Spitzcirkel sind, mit einem Verhältniß der Schenkellängen nach der Ludolph'schen Zahl. Mißt man demnach mit dem Tastercirkel den Durchmesser eines Kreises (oder kreisrunden Körpers), so stellt die Entfernung der anderseitigen Spitzen den zugehörigen Kreisumfang dar.

(Eruption auf der Sonne.) Die Störungen, welche in der letzten Zeit auf unserer Erde in Gestalt von Erdbeben, Stürmen, Ueberschwemmungen &c. geherrscht haben, scheinen über das ganze Sonnensystem ausgebreitet zu sein. Nach Aussage von Astronomen hat in letzter Zeit eine fürchterliche Eruption auf der Sonne stattgefunden. Eine ungeheuere Protuberanz, welche Dank der wunderbaren Hilfsmittel unserer modernen Wissenschaft als aus Wasserstoffgas bestehend erklärt werden konnte, stieg mit ungeheuerer Schnelligkeit am Sonnenkörper bis zu einer Höhe von 5000 Meilen über die Lichtsphäre empor. Eine halbe Stunde später wurde die ganze Masse durch irgend einen unbemerkbaren von unten erfolgten Stoß in lauter kleine Fetzen zerrissen und 10 Minuten später war die Sonnenfläche bis zu einer Höhe von 60,000 Meilen mit solchen fliegenden Stücken angefüllt. In ein vollkommenes Nichts sinken die Eruptionen auf unserer Erde dieser gewaltigen Erscheinung gegenüber zurück. Eine offene Frage aber ist es, ob nicht unsere Atmosphäre von diesem Phänomen berührt worden ist.

(Ein Original.) Man schreibt aus Hamburg: Der Löwe des Tages ist hier seit Wochen ein Hotelier, Cafetier und Bierwirth, von dem es schwer zu sagen, ob sein gegen alle „Kleiderordnung“ verstoßendes Gebahren Reclame, Wahnsinn oder Berechnung ist. Der Name dieses Mannes ist Alpheus, von dem jedes Localblatt Hamburgs täglich ein Referat in seinen Spalten hat, seines Zeichens ist er ursprünglich „Weißwaarenhändler“ und seiner Lage nach Millionär. Von behäbiger Gestalt, kann man dem Manne Welterfahrung nicht absprechen; seine Manieren sind im gewöhnlichen Leben fein, gereizt ist er ein Tiger. Dieser Alpheus — bereits der Held mehrerer Localpossen — hat in der frequentesten Gegend der Stadt am Rathhausmarkt ein Bierhaus, „Café du Louvre“, ein altes, jedem Hamburgbesucher bekanntes Local. Dasselbe machte in letzter Zeit schlechte Geschäfte und blieb unvermiethet. Alpheus übernahm die Bewirthschaftung und machte in wenigen Tagen so kolossal von sich und seinem großartigen Locale reden, daß das Geschäft einen Aufschwung nahm, wie kaum ein zweites in Deutschland. Ganz vollgepfropft von vorne bis hinten, stehen von früh Morgens bis spät Abends die Gäste, zufrieden, wenn sie nur ein Seidel erhaschen. „Ich will einmal den Wirthsstand reformiren,“ bemerkte er jüngst dem Referenten. „Ich dulde es nicht von meinen „Herren“ Kellnern, daß sie den Gästen das Getränk mit den Worten hinstellen: „ein Seidel.“ „Sehr verehrter Gast,“ heißt es, „darf ich mir erlauben, Ihnen dies Gläschen zu credenzen?“ Hierbei hat er einen feinen Diener zu machen und sich höflichst zu empfehlen. In demselben Augenblick besieht ein Herr den merklich großen Seidel wohlgefällig und bemerkt: „Famoses Seidel!“ Alpheus, dies sehen (nicht hören) und losstürzen, ist das Werk eines Augenblickes: „Ist Ihnen das Seidel noch nicht groß genug? Hier haben Sie, Unverschämter, einen Thaler, aber 'raus mit Ihnen!“ „Aber erlauben Sie —“ „'raus sag ich, raus!“ — und ehe er sich chambrirt — größter Dichter, denn diesem passirte der Unfall — versieht, sitzt der Herr auf der Straße, von Rock und Stock getrennt. Doch er erliegt nicht allein dem Schicksal; ein zweiter und dritter — ich bemerke, durchaus „gute“ Personen — folgen nach. Einer hat mit dem Seidel geklappt, ein Anderer in lauter Weise Bier gefordert — Manieren, die in einem „feinen“ Local, wie Alpheus meint, nicht vorkommen dürfen. Alpheus offerirt gratis Cigarren; ein junger Mann ist etwas wählerisch im Aussuchen — freundlich bietet der Wirth dem Gast den Arm mit den liebenswürdigsten Manieren, und im nächsten Augenblick sitzt letzterer auf der Straße. „Wenn Ihnen meine Cigarren nicht passen, bemühen Sie sich wo anders hin.“ Der Herr kommt höchst entrüstet zur Thür wieder herein. Alpheus tritt ihm mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit entgegen: „... Außerordentlich erfreut, daß Sie meinem Locale die Ehre geben; womit kann ich dienen?“ ... „Alpheus, Bier!!!“ Kaum ist das Wort gesprochen, und zwei blanke Thaler fliegen über die Köpfe hinweg nach seinem Tisch: „Trinken Sie Ihr Bier wo anders, ich schenke nur aus Vergnügen; Kellner, dieser „Mensch“ kriegt kein Bier, ich bin nur für meine „Freunde“ da, oder besser, schmeißen Sie ihn 'naus!“ — Sie können sich denken, daß derartige Reden das Signal zum allgemeinen Aufstande sind; die Polizei dringt ein, räumt das Local, das sich in demselben Moment durch drei Thüren wieder zu füllen beginnt. Daß Alpheus täglich vor dem Polizeirichter steht und zu Strafen verurtheilt wird, ändert in den Extravaganzen Alpheus' nichts. Das Local hat einen Zufluß, wie nie zuvor, und wird auf dringendes Ansuchen des Wirthes jetzt allabendlich um 12 Uhr Nachts geschlossen. Plötzlich fällt es ihm jedoch schon, wie kürzlich, 5 Uhr Abends ein, seinen Gästen kein Bier mehr zu verabreichen, und das Local ist geschlossen. Wirth und Kellner, circa 20 Mann stark, wandern in's Theater: „Ich will den Leuten zeigen, daß ich nicht ihr Diener bin!“ — Wie lange dieser Schwindel noch dauern wird, ist nicht abzusehen.

(Ein praktischer Hausherr.) Ein Pester Hausherr zahlte dieser Tage seine Steuer, wobei ihm der Beamte eine Zehngulden-Note mit dem Bemerken zurückgab, daß dieselbe falsch sei. Der Hausherr dachte sich, daß er die falsche Note nur von einer seiner Parteien beim Zinszahlen bekommen haben könne, und da er nicht wußte, wer es gewesen sei, so steigerte er alle Parteien seines drei Stock hohen Hauses um je zehn Gulden. Er bringt sonach den kleinen Schaden ungefähr fünfzigfach herein.

(Ehemann und Hagestolz.) Eine Frau haben — meinte in einem Londoner Blatte neulich ein Humorist — heißt so viel als neugebackenes Frühstück, dampfender Kaffee, runde Arme, rothe Lippen, freundliches Geplauder, ein Hemd, an dem die Knöpfe nicht fehlen, bereitstehender Stiefelknecht, Glück, Wohlbefinden u. s. w.; keine Frau haben bedeutet Matratzen mit gesprungenen Federn, blaue Nase, ungeheizten Ofen, Eisstückchen im Lavoir, die Wäsche nicht zurechtgelegt, Strümpfe ohne Ferse, den Morgen-Imbiß zäh wie Guttapercha, Hühneraugen, Rheuma, Husten und Schnupfen, kaltgewordenes Mittagessen, Kolik, Rhabarber, kurz jedes nur erdenkliche „kleine Leiden“ des menschlichen Lebens.

(Helme der französischen Armee.) Wie das „Journal de Paris“ meldet, sollen die französischen Soldaten Helme als Kopfbedeckung erhalten. Die Form des Helmes ist römisch und wird sich vorn eine Sonne und auf demselben der gallische Hahn befinden. Die in der Umgebung von Paris campirende Armee soll zuerst mit dieser eigenthümlichen Kopfbedeckung bedacht werden.

Räthsel.

Bei Menschen sind wir zu finden,
Doch nicht bei Brüdern und Schwestern,
Am Morgen und dort bei den Linden,
Doch nicht in Wäldern und gestern;
Bei Engeln gehen wir voraus,
Bei Teufeln sind wir nie zu Haus.

Δ

Auflösung des Anagramms in Nr. 141:
Heimath — Heirath.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.
Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 145. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

3.

Als Professor Roßnee in seinem behaglichen Zimmer sich befand, dachte ee über die wunderliche Entführungsgeschichte nach und war unentschlassen, ob es nicht doch am Ende schicklicher sei, seine Wirthin, die er noch nicht einmal kennen gelernt, selber aufzusuchen und bei dieser Gelegenheit seine Aufwartung zu machen. Aber wie war's denn nur? Hatte sein Feeund, der Astronam, ihm nicht erzählt, daß sie die Wittwe eines Gelehrten sei, wäheend dee Künstler von der Frau eines Capellmeisters gesprochen?

Der gute Haunibal schüttelte den Kopf und wußte den Zusammenhang nicht zu finden, vielleicht war seine Wirthin es gar nicht einmal und er machte sich lächerlich mit seinee Warnung.

U:d wenn sie es dennoch wäre? Wenn ein Unglück aus seinen Zaudern entstände?

Rasch, um nicht wiedee unschlüssig zu werden, setzte Roßner sich zum Schreiben hin und wollte beginnen.

„Madame!"

Nein, das ging nicht, sie hatte doch jedenfalls einen wohlvererbten Titel, und darin war Hannibal Raßner sehr eigen; waeum hatte ee denn auch sonst s e i n e Titel? Dafür war er ein deutscher Professor!

Aber welchen Titel sallte er ihr geben? Ee geeieth in Verzweisiung, fuhe sich mit beiden Händeu duech's Haar und legte sich grübelud auf's Sopha.

Er fand keine Ruhe; wenn er die Augen schloß, tanzte der Maskowiter höhnend voe seinen Augen, das junge Mädchen mit sich fortreißend; er hörte seinen wideelichen Baß und auch die Stimme des Opfers, die ihn selber anklagte.

Entsetzt sprang er auf, ardnete seine Toilette und sah nach dee Uhr. Es war elf Uhr, die passende Stunde zum Visitenmachen.

So schwer und beklommen wae ihm tange nicht um's Herz gewesen, als in dem Augenblick, wo er sich durch das Dienstmädchen bei der „Feau Doctarin", wie dieses die Heeeschaft nannte, melden ließ. Er hätte geen noch in diesem Aug-nblick das Hasenpanier ergriffen und verwünschte den Doctor Feldmann mit seiner Badereise und Krankheitsmanie, den Astronomen sammt seinee buckeligen Sonne und alle Künstler und Russen, die ihn in dieje Calamität gebracht.

Drinnen abee vernahm man ein Rauschen und Flüstern, und bevor unser Professor sich von seinee Verwünschung noch erholte, öffnete das Dienstmädchen weit die Thür und bat den Herrn Professoe einzutreten.

Sich mit dem Stolze seinee ganzen Gelehrsamkeit umgürtend, trat er in ein kleines Baezimmer, wo ee durch die offene Portiere eine junge Dame am Piano stehen sah. Ee lonnte nur das Profil sehen, doch war dieses hinreichend, ihn in eine Art Erstarrung zu versetzen. Es war eine schöne, schlanke Gestalt mit edlen Formen und goldschimmerndem Haar, ein rosa Mousselinkleid umgab sie wie mit einer Wolke und hob die lichte Eescheinung wunderbar hervor.

Der Professor war wie in einem Traume befangen; sie war es, wie sie leibte und lebte, die Geliebte seiner Jugend, sa hatte er sie zum letzten Male gesehen, das edle Profil, das goldig schimmernde Haar, die schlanke Gestalt, und dazu das rosa Mousselinkleid, um die Täuschung ganz zu vollenden.

War es Traum oder Wicklichkeit? Hielt ihn ein Zauber gefesselt? Er blickte unverwandt hin, wollte entfliehen und stolperte über einen Stuhl, der geräuschvoll umfiel.

„Ah," rief die junge Dame, „Sie sind's, Herr Professor, entschuldigen Sie mich gütigst, daß ich Sie nicht gleich bemerkte —"

„O, bitte, bitte, mein Fräulein!" stotterte Hannibal Roßner, verwirrt in's Zimmer tretend, „an mir liegt es, mich zu entschuldigen. Ich habe doch die Ehre — Sie sind — mein Gott! diese Aehnlichkeit — Helene! — aber es ist ja nicht möglich —"

Ueber das eeizende Antlitz der jungen Dame flog ein schalkhaftes Lächeln.

„Mein Name ist Adele Reinhard," versetze sie rasch, mit einer anmuthigen Handbewegung ihm Platz anbietend, „ich soll allerdings eine geoße Aehnlichkeit mit einer Dame haben, welche meiner älteren Schwester intim befreundet gewesen, doch ist sie acht Jahre älter als ich — die Dame hieß Helene Oswald."

„Ja wohl, ja wohl," murmelte der Professor, „bitte tausend Mal um Entschuldigung, mein Feäulein! ich bin so ungeschickt, was mögen Sie von mir denken?"

„O, sicherlich nichts Böses, Herr Professor!" versetzte Adele herzlich, „wie Vielen ist diese Verwechselung schon passirt. Aber die Aehnlichkeit soll im Grunde nur beim ersten Anblick sein; Helene Oswald hat braune, ich blaue Augen, und dann soll sie in ihrer Jugend auch viel munterer gewesen sein, mir wirft man zu großen Ernst vor."

„O, das ist im Geunde doch kein Fehlee!" rief der Professor, ermuthigt aufblickend, und jetzt senkte Adele die Augen, so daß er nicht einmal sich überzeugen konnte, ob sie hinsichtlich der Farbe die Wahrheit gesprochen. Es war ihm außerordentlich lieb, daß sie blaue Augen besaß, weil er den braunen Augen tödtlichen Haß geschworen hatte.

„Ich liebe den Ernst," fuhr er rasch fort, „er begeht die wenigsten Unbesonnenheiten im Leben und verletzt selten. Gewiß besitzt die Frau Mutter, welche ich doch wohl als meine eigentliche Wirthin zu betrach'en habe, auch jenen Ernst, der Frauen so wohl ansteht; ich beurtheile das nach der geräuschlosen Bedienung, welche mich an Feenhände glauben ließ."

Jetzt blickte Adele auf, und der gute Professor, der ganz verwundert über seinen eigenen Muth war, hätte die beste Gelegenheit gehabt, Studien über die Farbe ihrer Augen zu machen. Er mußte indessen verwirrt den kühnen Blick senken und schien ganz eifrig die Farbe seiner Handschuhe zu studiren.

Es war sein Glück für ihn, daß ihm auf diese Weise das schalkhafte Lächeln seines schönen vis-à-vis entging.

„Meine Schwester ist noch ernster als ich," versetzte Adele nach einer kleinen Weile, „sie liebt die Sterne über Alles und beschäftigt sich deßhalb in ihren Mußestunden vielfach mit der Astronomie —"

„Ein erhabenes Studium," fiel der Professor verwundert ein, „im Grunde zu erhaben —"

„Für eine Frau, wollten Sie doch sagen. Herr Professor!" ergänzte die junge Dame, als Jener stockte; „ich gebe es zu, mir sind die Sterne viel schöner aus der Perspective meiner Augen, als wenn sie so ungeheuerlich durch ein Teleskop auf mich anrücken; sie verlieren dadurch für mich die echte Poesie, ich möchte sagen, die Romantik."

„So sind Sie wohl sehr romantisch, mein Fräulein?" fragte Hannibal etwas kleinlaut, — er war ein geschworener Feind der Romantik.

„O, nicht im geringsten," lachte Adele schelmisch, wobei sich zwei allerliebste Grübchen in den rosigen Wangen zeigten, welche den Gelehrten gänzlich verwirrten. „Verträgt sich denn die Romantik mit — doch nein, — ich sage es nicht, wie grenzenlos lächerlich müßte ich Ihnen, Herr Professor, vorkommen, wollte ich mein Lieblingsstudium nennen."

„Ei, nennen Sie es mir nur immerhin, liebes Fräulein," rief der Professor, „wie könnten Sie mir jemals lächerlich vorkommen; bitte, strafen Sie mich nicht so hart!"

„Nun denn, ich halte das Studium der Sprachen, besonders der älteren, für das interessanteste und anregendste."

„Nicht möglich!" rief der Professor freudig erregt, „eine junge, schöne Dame und — Sprachstudien?"

„Sehen Sie wohl, wie lächerlich Sie es finden, Herr Professor!"

„Nicht im geringsten, mein Fräulein!" betheuerte Roßner, die Hand auf's Herz legend; „im Gegentheil, ich bin sehr erfreut darüber, zweifach erfreut, da ich selber mein ganzes Leben diesem interessanten Studium geweiht habe."

„O, wie prächtig, da werde ich Ihre Schülerin!" rief Adele begeistert; doch plötzlich senkte sie erröthend die Augen. „Was mögen Sie von mir denken, Herr Professor!" setzte sie leise hinzu, „ich rede zum erstenmale mit Ihnen und schon so vertraut; vergessen Sie, was ich Dummes gesagt."

„Ist denn das so dumm, meine Schülerin zu werden?" fragte der Professor, während ein Sonnenstrahl sein männlich-edles Antlitz verklärte; „ich werde kein Wort vergessen von dem, was Sie gesagt, mein Fräulein! und würde mit Freuden Ihr Lehrer sein, denn wohl haben Sie recht, daß die Sprache das interessanteste und anregendste Studium ist, ich wenigstens habe es stets gefunden."

„Ach ja, die Sprache erschließt uns den Born des Wissens. Das Wort: „So viele Sprachen Du kennst, so oft bist Mensch!" ist eine große Wahrheit. Wie schade, daß die Erlernung so viele Schwierigkeiten bereitet."

„Freilich, sie ist nicht leicht, doch um so lohnender!" meinte der Professor mit einem gewissen Triumphe; „was meinen Sie aber, liebes Fräulein! wenn die ganze Menschheit sich in einer Sprache verstehen könnte?"

„O, das wäre ein Glück!" rief Adele, „welches alle Hindernisse der Civilisation spielend vernichtete. Aber Gott will es nicht, darum verwirrte er die Sprachen schon beim babylonischen Thurmbau."

„Das ist eine Mythe, mein Fräulein! über welches unsere Zeit mitleidig lächelt. Halten Sie die Erfindung einer Universalsprache für eine Unmöglichkeit?"

„Nein, das nicht, aber für eine Riesenarbeit mehrerer Generationen," versetzte Adele sinnend, „vorausgesetzt, daß ein deutscher Herkules den Anfang machte."

„Sie sehen diesen deutschen Herkules vor sich, mein Fräulein!" sprach Hannibal, wie ein junges Mädchen erröthend.

„Ah! Sie wollen eine solche Riesenarbeit beginnen, Herr Pofessor?"

„Sie ist seit zehn Jahren bereits begonnen und fortgeführt, und wird, falls ich das Leben behalte, in zwanzig Jahren vollendet sein," antwortete der Gelehrte mit gerechtem Stolze.

„Dann nehmen Sie meine Bewunderung, meine Huldigung entgegen, Herr Professor!" rief Adele, ihm begeistert die Hand reichend, welche er zitternd ergriff und festhielt; „Ihr Name wird die Sonne werden, um welche sich die Jünger der Wissenschaft schaaren; denn während die Brüder Grimm der deutschen Sprache ihr Leben weihten, arbeiten Sie für die ganze Menschheit."

„Ich danke Ihnen von Herzen," erwiderte der Professor sehr ernst; „Ihre Begeisterung thut mir wohl, da ich wenig Sympathie für meine Arbeit bislang gefunden, meistens sogar nur Spott und Hohn. Man hält die Sache für einen närrischen Traum, für ein taubes Ei, eine armselige, curiose Maculatur!"

(Fortsetzung folgt.)

Französische Dienstboten.

Wer in Frankreich gereist ist, der kennt auch die Uniform, in der die dienende Classe auftritt. Ihr Hauptstück ist bei den Männern wie bei den Frauen eine weiße Schürze, die den Körper so ziemlich bedeckt. Ist der dienende Geist ein Mann, so kommen unterhalb der Schürze Pumphosen und weiße Strümpfe zum Vorschein, ist es eine Frau, so zeigt sich oberhalb der Schürze eine weiße Haube. Im Betragen unterscheiden beide Geschlechter sich gar nicht. Männer und Frauen gebrauchen ihre Zunge unausgesetzt mit wunderbarer Fertigkeit und lachen unehrerbietig der Herrschaft ins Gesicht. Nie aber werden sie den Herrn oder die Frau des Hauses mit „vous" anreden. Sie sagen stets „Monsieur" oder „Madame", und in ihrem Lachen spricht sich keine Unehrerbietigkeit, sondern ein gewisses Bewußtsein der Gleichheit aus.

Seit 1789 ist der französische Diener gesetzlich seinem Herrn ebenbürtig geworden, seit 1830 ist ihm die theoretische Gleichberechtigung, die zwischen ihm und der Herrschaft besteht, nach und nach klar geworden, seit 1851 gehört er wie der Herr und der Sohn des Hauses zu den Wählern. In politischer Beziehung hat die Gleichheitsidee auf eine Weise gewirkt, die auf den ersten Blick etwas Befremdendes hat. Während so ziemlich ganz Frankreich durch Ansprüche der unteren Classen in Gährung versetzt wird, während die Arbeiter in den Städten offen ihre Absicht aussprechen, Alles, was über ihnen steht, zu unterdrücken, und während die Bauern ebenso ungescheut erklären, daß jeder Acker dem, welcher ihn pflügt, gehören muß, findet man unter den Dienstboten die entgegengesetzten Ansichten. Sie sind conservativ und hassen den Communismus ebenso gründlich wie ihre Herren.

Verbindet sich mit dem Bewußtsein der Gleichstellung ein Hang zum Ungehorsam oder zur Ungebundenheit, so ent-

stehen unangenehme Folgen. Ein kleiner Streit führt oft zu einem plötzlichen Bruch. Der Koch wirft seine Bratpfanne, der Bediente seine Bürste an die Wand, die Kammerjungfer schwört, daß sie für Madame keinen Stich mehr nähen will, und der Strike ist fertig. Fünf Minuten später hat der zürnende Dienstbote sein Bündel geschnürt, fordert sein Zeugniß und geht davon. Das französische Gesetz fordert zwar eine achttägige Kündigung, aber es gestattet dem Diener auch, das Haus sofort zu verlassen, wenn er einen achttägigen Lohn ersetzt. Diese Freiheit wird in Paris um so häufiger benutzt, als die Herrschaften, bei denen ein neuer Diener sich meldet, immer mit einem schriftlichen Dienstzeugniß, das beim Abgange nicht verweigert werden darf, zufrieden sind.

So unendliche Charakterverschiedenheiten bei den französischen Dienstboten vorkommen, ist ein Zug doch Allen gemeinschaftlich. Wir meinen die fast unbegreifliche Leichtigkeit, mit der sie sich in den Ton der Familie finden, bei der sie augenblicklich sind. Binnen wenigen Tagen kennt der französische Bediente seine neue Stellung aufs allergenaueste und giebt sie entweder auf oder fügt sich allen Bedingungen derselben. Im letzteren Falle lebt er sich so rasch ein, als befände er sich seit Jahren im Hause, und hat doch erst in der vorigen Woche eine Familie verlassen, in der vielleicht der entgegengesetzte Ton herrschte. Dies gilt namentlich von den Pariser Dienstboten, die eine Classe für sich bilden.

In der Provinz finden Mägde und Bediente nur dann eine neue Stelle, wenn sie über ihre Vergangenheit die genaueste Auskunft geben können. Während die Pariser Kammerjungfer fast so schnell wie ihre Handschuhe wechselt, und selbst Trunkenbolde von Bedienten immer wieder Stellen finden, obgleich sie schon hundert Mal aus dem Dienst gejagt worden sind, existiren in der Provinz eine Menge von alten Dienern und Dienerinnen. Die dortigen Dienstboten sind mit dem Leben des Hauses, in dem sie sich befinden, zufrieden, aber die dienende Classe in Paris führt sehr häufig zwei Leben, von denen das eine in der Nacht beginnt, wenn die Arbeit vorüber ist. Die bestehende Einrichtung, daß die Schlafzimmer der Dienstboten in den Pariser Häusern stets beisammen liegen, erlaubt alle Arten verbotenen Verkehrs. Die dreißig Mädchen und Bedienten der verschiedenen Bewohner eines großen Hauses schlafen sämmtlich in dreißig numerirten Zimmern des sechsten Stockwerks. Jedes hat seinen Schlüssel und kann die Hintertreppe dazu benutzen, Freunde und Freundinnen bei sich zu empfangen oder in einem anderen sechsten Stockwerk Besuche zu machen. Diese Freiheit ist in der Nacht eine ganz unbeschränkte. Die Herrschaft kann keine Aufsicht ausüben, selbst wenn sie den Wunsch dazu hegte, und die Dienstboten müssen recht gut sein, wenn sie ihre Ungebundenheit nicht benutzen. Fremde Damen, die in Paris eine Wohnung miethen, staunen über nichts mehr, als über die großen Dachstuben der Dienerschaft, die auf lange Gänge münden, alle gelbe Thüren haben und blos durch eine Nummer an denselben unterschieden werden. Der sechste Stock sieht fast wie ein Gefängniß aus und ist doch das genaue Gegentheil. Reitknechte und Kammerjungfern, Lakaien und Küchenmädchen, Köche und Kutscher, englische Hausmägde und fremde Besucher sind jede Nacht sich selbst überlassen und können schlafen oder sich unterhalten, wie es ihnen gefällt. Die Gewohnheit macht die Pariser gegen die Folgen dieser abscheulichen Einrichtung blind. Spricht man ernstlich mit ihnen darüber, so sagen sie höchstens: „Ja, die Sache ist bedenklich, aber es ist nun einmal so, und was läßt sich dagegen thun?" In den Hotels der Vornehmen herrscht diese Sitte nicht, aber in den Miethshäusern schlafen blos die Wärterinnen kleiner Kinder in der Nähe der Familie.

Bei dieser Ungebundenheit muß man staunen, daß die Pariser Dienstboten nicht schlechter sind, als man sie sieht. Man findet viele brave Mädchen, die jeden Abend mit niedergeschlagenen Augen und verschlossenen Ohren durch die langen Gänge des sechsten Stockwerks gehen und von keinem Schmutz berührt werden. Es giebt Bediente, ehrliche, reinliche, willige und merkwürdig geschickte Burschen, die einen Tisch zu vierzig Gedecken in Ordnung bringen, nöthigenfalls ein Frühstück kochen, dem Herrn jeden Morgen die Stiefeln wichsen, daß er sich in ihnen spiegeln kann, und ihm auf der Reise die Strümpfe stopfen, ein Zimmer besser als eine Holländerin fegen, vortreffliche Krankenwärter sind und häufig guten Rath geben. Solchen Leuten kann man die größte Freiheit einräumen, die Versuchung existirt für sie so wenig, wie für den Conditor die Torten und Bonbons, von denen er umgeben ist, irgend einen Reiz haben.

(Schluß folgt.)

An die deutschen Frauen.*)

Seit Jahren widme ich mich mit aller Hingebung meiner Kräfte der Krankenpflege, welche in unserer Zeit nur auf dem Boden einer bestimmten Kenntniß der wissenschaftlichen Forderungen gedeiht. Von dieser geleitet, muß diese Pflege an den Krankenbetten thätig sein, sie ist es, welche erst die Wirkungen der Behandlung sichert, ja dieselbe sogar ersetzen kann. Kranke Menschen gut zu pflegen, ist unmöglich, ohne ein Herz dafür zu haben, das aber den Forderungen des Verstandes Rechnung tragen muß. Ich habe mich redlich bemüht, beides zu vereinigen. Ich lernte und übte diese Krankenpflege oft unter hartem Mangel auf den blutigen Schlachtfeldern zweier großer Kriege, deren Gräuel und Schrecknisse zu fühlen ich nur in der Erinnerung Zeit fand; ich lernte und übte sie nicht minder in Zeiten des Friedens an dem stillen ernsten Schmerzenlager verlassener Armer wie an dem Bette des Reichen, dessen Schätze ihm das theuerste aller Güter, die Gesundheit, nicht zurückzugeben vermögen.

Es ist mir Herzensbedürfniß geworden, dieser Thätigkeit von jetzt an ungetheilt meine ganze Kraft, mein ganzes Leben zu weihen, und darf ich hoffen, mit den von mir gesammelten Erfahrungen leidenden Menschen nützliche Dienste zu erweisen. Ich will eine Heilstätte gründen, ein Daheim für Invaliden, dem Officierstand angehörend, deren Gesundheit durch Hingebung an ihre Pflicht und durch Treue für's Vaterland in solchem Grade gelitten hat, daß sie einer steten Wartung bedürfen; aber auch für alleinstehende Kranke, den gebildeten Ständen angehörend, welche zu ihrer Genesung einer gewissenhaften und liebevollen Pflege bedürfen.

Es giebt zwar viel reich ausgestattete Krankenhäuser, allein für die Leidenden, welche in diesen Anstalten Aufnahme suchen und finden, ist die Heilstätte, welche ich errichten will, weniger bestimmt, sondern für solche, welche sich ihren körperlichen oder geistigen Zuständen nach nicht für jene Hospitäler eignen, die eine Pflege brauchen und wünschen, wie sie die Theilnahme einer Familie gewährt, und die doch eine solche nicht besitzen; diese sollen in meiner Anstalt die Sorgsamkeit und Liebe der Mutter und Schwester finden.

Auch an den Bemittelten läßt sich Barmherzigkeit üben, und nicht die Armen allein bedürfen ihrer; denn viele sind unter jenen, deren beklagenswerther Zustand herzliche treu-

*) Die Redaction ist um Aufnahme des nachstehenden Aufrufes der berühmten Frau Marie Simon in Dresden mit der Bitte ersucht worden, das beabsichtigte Unternehmen zu empfehlen, was hiermit auf das angelegentlichste geschieht. Herr Bankdirector Koehne (Sächsische Bank) in Dresden hat die Güte gehabt, die Central-Sammelstelle für die zu diesem Zwecke gespendeten Beiträge zu übernehmen. An freundliche Gönner ergeht nun die ergebene Bitte, aller Orten, wo der Aufruf eine günstige Statt findet, Sammlungen veranstalten und die eingegangenen Spenden an die Central-Sammelstelle übermitteln zu wollen. Die geehrten Organe der deutschen Presse werden um wohlwollende Unterstützung dieses dem Wohle leidender Mitmenschen gewidmeten Unternehmens dringend ersucht.

waltende Sorgfalt verlangt und welche doch, durch Verhältnisse und Schicksal von ihrer Familie getrennt, fremder Pflege entgegensehen, ohne sich entschliessen zu können, sie in einem Hospital zu suchen, wo ihnen ja für Geld Alles geboten wird; eben diesen soll meine Heilstätte auch zur Wohlthat werden. Die von mir geleitete Anstalt wird zugleich dazu dienen, weltlichen Krankenpflegerinnen Gelegenheit zu einer praktischen Vorschule und Weiterbildung zu geben.

Dresden mit seiner Umgebung eignet sich in vielen Beziehungen in vorzüglicher Weise für eine solche Heilstätte.

Ich selbst kann aus eigenen Mitteln diese Heilstatte nicht in's Leben rufen, aber einen eifrigen Willen, mein Wissen und Können, meine ganze Kraft bin ich entschlossen diesem Unternehmen zu widmen. Ich wende mich an Euch, meine Mitschwestern, an alle Frauenherzen, die ja immer schlagen für Werke barmherziger Liebe, mit der innigen Bitte, Eueren Baustein auch zu diesem Unternehmen beizutragen. Es soll Zeugniß ablegen, was Frauen vermögen, wenn sie zu einer That aufgerufen werden, die den edlen Gefühlen und Bestrebungen ihrer Herzen entspricht. Ist es mir gelungen, mein Werk in's Leben zu rufen, so wird es sich mit Gottes Hilfe und bei umsichtiger Verwaltung selbst erhalten, dann darf ich hoffen, meinen Herzenswunsch in Erfüllung gehen zu sehen, invaliden Kriegern, deren Wunden von Neuem aufbrechen, eine Freistätte zu bereiten.

So helft denn, Ihr Frauen, und gebt, was Ihr könnt und wollt, bedingungslos auf meinen treuen Willen hin. Das Bitten fällt mir leicht, denn ich bitte nicht für mich, die gute Sache giebt mir Muth dazu. Mir selbst will ich keine behagliche Stellung schaffen; was hierzu mir geboten wurde, habe ich bereits abgelehnt. Nur nützen will ich meinen Mitmenschen und als Frau dem Rufe folgen, den Gott in meine Seele legte. In seinem Namen und von Herz und Hand der Frauen unterstützt, hoffe ich das mir vorgesetzte Werk in's Leben zu rufen. Möge Gottes Segen auf ihm ruhen.

Dresden, im November 1871.

Marie Simon.

Mannichfaltiges.

(Zu Tode geschleift.) Ein höchst bedauerliches Unglück hat sich jüngst in einem Dorfe bei Fulda ereignet, Eine Bauersfrau weidete eine Kuh in der Nähe des Ortes, wobei ein ihr zur Pflege übergebenes Kind im Alter von kaum sieben Jahren in ihrer Nähe spielte. Um vor Abend zu Hause noch ein Geschäft zu besorgen, entfernte sie sich auf einige Zeit, nachdem sie vorher die Leine, an welche die Kuh gebunden war, um den Leib des Kindes geschlungen hatte, damit „das Vieh nicht durchgehe". Kaum hatte die Frau die Weide eine Weite verlassen, als die Kuh scheu wurde und in rasendem Laufe nach dem Dorfe rannte, das unglückliche Kind stets nachschleifend. Als man sich des Thieres endlich bemächtigen konnte, hatte das Kind, aus hundert Wunden blutend, bereits das menschliche Aussehen verloren, widerstand jedoch unter den furchtbarsten Schmerzen noch mehrere Tage dem Tode. Die Frau ist bereits verhaftet und wird der Bestrafung für ihre unmenschlich alberne Handlungsweise nicht entgehen.

(Volkszählungs-Anekdoten) mehren sich jetzt. Bei der Frage über die Elementarkenntnisse schrieb eine Frau in die Rubrik, betr. des Lesens und Schreibens: „Ja aber Abends nur noch mit der Brille." — Eine andere, welche sehr alt und sehr gewissenhaft ist, beantwortete die Frage nach dem Schulbesuch mit den Worten: „Seit dem vierzehnten Jahre nicht mehr!" — Eine adlige Dame, deren Namen wir aus naheliegenden Gründen verschweigen, füllte die Rubrik „Geschlecht" mit dem stolzen Wort aus: „uralt." — Ein Mitglied des hohen Adels überlieferte seine Karte ohne ausgefüllte Rubriken und mit der kurzen Inschrift: „Mein Stand und Name ist bekannt!"

(Viehspital.) Im Süden Londons ist ein Spital eigenthümlicher Art für nützliche Vierfüßler und Vögel eröffnet worden, zu welchem ein gewisser Mr. Brown aus Dublin ein Vermächtniß von 40,000 Pfund Sterling hinterlassen hat. Auf den ersten Blick weiter nichts als ein Erzeugniß excentrischer Wohlthätigkeit, hat dieses Institut in Wirklichkeit den Zweck, das Studium der Krankheiten unter den unteren Thieren, die so häufig mit den Krankheiten der Menschen analog sind, zu erleichtern und so neues Licht auf die menschliche Pathologie zu werfen. Die Leitung ist dem Professor Dr. Burton-Sanderson vom Londoner University College übertragen worden, und dieser hat Dr. Klein, vom Stricker'schen Laboratorium in Wien, zu seinem Assistenten.

(Auch ein Grund zum Durchbrennen.) Der Cassirer eines französischen Fabrikhauses ist mit 150,000 Fr. durchgegangen. Das wäre nun leider nichts Ungewöhnliches. Er hat aber dem Bestohlenen von Brüssel aus einen Brief zukommen lassen mit der Bemerkung, daß er nur deßhalb das Geld an sich gebracht habe, um „eine Ungerechtigkeit des Schicksals" auszugleichen, welches ein so kolossales Vermögen solchen Dummköpfen, wie seine ehemaligen Principale seien, in die Hände gegeben.

(Leben in Californien.) Los Angeles in Californien war am 24. October der Schauplatz schrecklicher Gräuelscenen, worüber wir einem Berichterstatter der „New-York Tribune" das Folgende entnehmen: Nachdem sich die Nachricht verbreitet hatte, die Häuser einiger dort ansäßiger Chinesen seien mit Gold angefüllt, versammelte sich ein Pöbelhaufe, aus Irländern und einigen Mexicanern bestehend, vor einem dieser Häuser, um es zu plündern, die Chinesen verbarricadirten sich, Schüsse wurden gewechselt, und ein Amerikaner wurde getödtet. Dann folgte Mord und Plünderung. Der Pöbel erzwang sich den Eingang, schoß vier Chinesen nieder, verwundete 7 bis 8, und machte 17 Gefangene, welche sofort aufgeknüpft wurden. Das Aufknüpfen geschah alle 17 Male nach einem Muster. Daher genügt die Beschreibung der ersten „Hinrichtung"; zwei Irländer führten Weny Chin, einen chinesischen Kaufmann, unter dem Jauchzen der der Menge durch die Stadt, und wenn der Unglückliche einen Augenblick zögerte oder sich wegzumachen suchte, dann stieß ihm ein halbtrunkener Mexicaner, welcher die Nachhut bildete, die Spitze seines Dolchmessers in den Rücken. Der Aermste beschleunigte darauf zwar seine Schritte, gab aber keinen Laut des Schmerzes von sich. An der improvisirten Richtstätte angelangt, wurde er nach kurzen Vorbereitungen aufgeknüpft. Aber er schien „nicht recht zu hängen"; deshalb kletterte ein brutaler Irländer auf seine Schultern und tanzte auf denselben herum, so daß er ihm den Halswirbel zerbrach. Als ob dies den Tod noch nicht genug beschleunigte, wurde auf ihn geschossen und nach ihm gestochen, während der Pöbel auf teuflische Weise gällte. Ein anderes Opfer, ein berühmter chinesischer Arzt, Namens Gnee Sing, bot den Henkern 4000 Dollars in Gold an, wenn sie ihn freiließen. Sofort wurden seine Taschen abgeschnitten und geplündert, und nachdem eine Pistolenkugel seine rechte Wange „verunstaltet" hatte, wurde auch er „in die Ewigkeit expedirt." Ein anderer Chinese wurde mit voller Kraft so oft am Galgen hinaufgezogen, bis sein Schädel sich an dem Querbalken zerschmetterte.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 146. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

„Es ist nun einmal jedes deutschen Erfinders Loos, daß sein Verdienst geschmälert wird," versetzte das junge Mädchen mit Wärme, dem Professor leise und erröthend ihre Hand entziehend. „Was wahrhaft göttlichen Geistes ist, kann nicht untergehen und erringt schließlich doch den Sieg. Und warum sollte diese herrliche Idee, welche die Menschheit zu einer großen Familie, die Welt zu einem einzigen Vaterlande umschaffen würde, unausführbar sein? Hat man nicht das Ungeheuere vollbracht, zwei Welttheile durch ein unterseeisches Kabel mit einander zu verbinden und die weitesten Entfernungen aufzuheben? Und ruft uns Amerika in seiner Pacificbahn nicht triumphirend zu: Es giebt keine Unmöglichkeit mehr für den denkenden Geist des Menschen?! Drängt nicht Alles in unserer an solchen Wundern so überreichen Zeit darauf hin, die Menschheit mit einander zu verbinden? Warum sollte es nicht auch und vor allen Dingen durch die Macht der Sprache geschehen? Warum stände hier der Geist vor einer Unmöglichkeit? Haben wir nicht bereits eine Universalsprache, die Musik? Sie spricht überall verständlich, wo das Wort zu arm ist."

„Ja, ja, die Musik ist die Universalsprache des Herzens!" rief der Professor, wie elektrisirt von der Beredtsamkeit der jungen Dame. „Uns fehlt die Sprache des Verstandes, der materielle Ausdruck des Lebens. Daß diese keine Unmöglichkeit ist, zeigen uns im Kleinen die Juden. Sie lernen Alle die Sprache des Landes, worin sie geboren sind oder leben, daneben aber die hebräische, ihre eigentliche Muttersprache. Arm oder reich, Alle müssen sie dieselbe erlernen, und wo sich Juden auf dem weiten Erdenrund treffen, kennen sie sich wie die Freimaurer, welche auch ihre eigenthümliche Universalsprache haben. Was das also möglich, ist auch die rechte und einzige nutz- und heilbringende Universalsprache, wie sie mir vorschwebt, keine Unmöglichkeit."

„Gewiß nicht," sagte Adele im Tone vollster Ueberzeugung, „und dieser Gedanke mag Ihnen Muth und Kraft verleihen, Herr Professor! den boshaften Spöttern und Skeptikern gegenüber, die nun einmal Alles benagen müssen."

„Wie bin ich Ihnen dankbar, mein Fräulein! für Ihre Güte und das Interesse, welches Sie meinem Streben widmen," erwiderte der Professor, sich erhebend; „und ich würde mich unendlich freuen, wenn Sie mir erlauben wollten, Ihnen dann und wann —"

„Einen Besuch abzustatten," ergänzte Adele, als er verlegen stockte, „recht gern, Herr Professor! Der Besuch eines so gelehrten und berühmten Mannes kann mich nur ehren, und meine Schwester wird es außerordentlich bedauern, durch ein Unwohlsein diesen Genuß, den Ihre Unterhaltung Jedem gewähren muß, entbehrt zu haben."

„Ihre Frau Schwester ist die Wittwe eines Gelehrten?" wagte Hannibal verlegen einzuschalten.

„O, nicht doch, Herr Professor!" lächelte Adele, „mein Schwager lebt und ist ein Capellmeister."

„Hm, hm, so war ich falsch berichtet, ich hätte das nie von einem Manne geglaubt, der mir Freund sein will. Er sprach von einer Wittwe und ihrer einzigen Tochter. — Kennen Sie vielleicht den Astronomen Doctor Petermann?"

Die junge Dame wandte sich hastig ab, als horche sie auf ein Geräusch, dann versetzte sie mit einem Gesicht, auf welchem der Ernst mit der Lust des Lachens stritt: „Wer sollte den Schalk nicht kennen, ganz Pyrmont weiß von seinen witzigen Einfällen zu erzählen. Er ist Ihr Freund, Herr Professor?"

„Ja, wie man's nehmen will," erwiderte dieser finster, „er war mein Freund. Wer mich belügt, kann keinen Anspruch mehr auf meine Freundschaft machen."

„O, nehmen Sie einen Scherz nicht so ernst auf," bat Adele plötzlich ängstlich; „der Doctor ist ein durch und durch braver Mann, der nur gar zu sehr den Scherz und die Neckerei liebt, weshalb ich schon gedroht habe, ihm kein Wort mehr zu glauben."

„Ja so, das hat er mir selber auch gesagt," rief der Professor, sich die Stirn reibend; „warum bin ich denn eigentlich nur hierher gekommen?"

„Nun, um Ihrer Wirthin die übliche Anstandsvisite zu machen, Herr Professor!" lächelte Adele.

„Ach nein, das wäre wohl unterblieben, mein Fräulein ich bin kein Freund solcher Visiten. Was war's doch nur?! Ah richtig, kennen Sie einen Menschen, der Ihrem Schwager Rache geschworen? Ein Künstler von rücksichtslosen Manieren, der von seiner Frau geschieden ist und einen Russen zum Freunde hat?"

„Ja, ja, den kenne ich, er ist in Pyrmont!"

„Er ist hier und hat den Russen für eintausend Thaler erkauft, Sie, mein Fräulein zu entführen, um so Rache an dem Capellmeister zu nehmen."

„Mein Gott! welche Räubergeschichte!" rief Adele erschrocken und den Professor mißtrauisch betrachtend; „woher wissen Sie denn aber —"

„Ich hab's selber angehört, ich und der Doctor Petermann waren bei der Dunsthöhle unfreiwillige Horcher des Complottes, welches die Beiden verabredet. Da hielt ich's natürlich für meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen."

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin, Herr Professor! und welche Nachricht mich zur sofortigen Abreise bewegen wird."

„Sie wollen schon fort?" rief Hannibal, an den jetzt die Reihe des Erschreckens kam; „unmöglich, mein Fräulein!"

„Warum unmöglich?" fragte Adele, ihn ruhig anblickend.

Dem armen Professor wurde heiß und kalt bei dieser Frage.

„Was würde dann aus unserem Sprachunterrichte?" stotterte er endlich.

„Ach, Herr Professor! der wäre ja doch unmöglich, wenn ich von irgend einem Moskowiter entführt würde," entgegnete Adele seufzend.

„Freilich, freilich, aber man müßte die Entführung verhindern.“

„Können Sie dieselbe verhindern, Herr Professor?“

„Ich?“

Hannibal blickte das schelmische Kind an, wie es so schön, in voller Pracht jugendlichen Liebreizes, mit gesenktem Blick vor ihm stand, und wieder vergaß er die zehn langen Jahre, welche zwischen ihm und seiner ersten und einzigen Liebe lagen, wieder verwirrten sich seine Gedanken bei dieser Aehnlichkeit, daß nicht viel daran gefehlt hätte und er wäre zu ihren Füßen gesunken, Alles vergessend, seinen Haß und seine weiberfeindlichen Entschlüsse.

Es war ein Glück, daß Adele in diesem Augenblicke ihn ansah, das waren die blauen Augen des Fräuleins — wie lächerlich hätte er sich gemacht, der grimme Weiberfeind!

„Nun, lieber Herr Professor! Wissen Sie kein Mittel, die Gefahr von meinem Haupte zu wenden?“ fragte Adele arglos.

„Gewiß, liebes Fräulein!“ stotterte der gelehrte Mann, einen muthigen Anlauf nehmend, „vertrauen Sie sich heute meiner Gesellschaft an, persönlich wollte ich Sie wohl schützen.“

„Und morgen?“

„Nun, — morgen wieder!“

„Also alle Tage,“ lachte Adele fröhlich auf, „das wäre aber doch nicht schicklich, Herr Professor!“

„Warum nicht schicklich?“

Adele wurde purpurroth. War dieser gelehrte Professor denn ein A-B-C-Schüler in den Regeln des Anstandes und der Schicklichkeit, wie die Welt sie gesetzlich vorschreibt?

„Was würde die Welt darüber urtheilen?“ erwiderte sie endlich verlegen.

„Die Welt gewöhnt sich an Alles,“ meinte der Professor, „ich habe mich niemals um ihr Urtheil bekümmert.“

„Dafür sind Sie ein Mann; die Frau darf sich nur innerhalb gewisser Grenzen bewegen, überschreitet sie diese, so ist sie dem Bann verfallen.“

„Ach ja, ich meine,“ lächelte der Professor geringschätzig, „wenn man sich zehn Jahre nicht um die Welt bekümmert hat, vergißt man leicht ihre Thorheiten. Als Onkel dürften Sie meine Gesellschaft annehmen.“

„Natürlich, als Onkel, Vater, Bruder, — der Vetter passirte auch noch, doch ist er schon verdächtig, — würde ich mich keine Minute auf ihren liebenswürdigen Vorschlag besinnen, Herr Professor! So aber zwingt mich die Welt, ihn abzulehnen und vor dem Räuber, dem ich allen Ernstes etwas Derartiges zutrauen darf, die Flucht zu ergreifen.“

Hannibal unterdrückte männlich einen Seufzer und fragte leise: „Wann gedenken Sie abzureisen, mein Fräulein?“

„Sobald als möglich, Herr Professor!“

„Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?“

„Mit Vergnügen, Herr Professor! Wünschen Sie vielleicht meine Photographie? Dann möchte ich auch zum Andenken an diese Stunde um die Ihrige bitten.“

„Ich lasse mich principmäßig nicht vervielfältigen,“ versetzte Jener stolz; „es ist eine alberne Erfindung, ein Laster, da sie nur der Eitelkeit fröhnt. Ja, wenn sich nur die Schönheit und Jugend photographiren ließe, so hätte sie einigermaßen Berechtigung,“ fügte er mit einer Verbeugung hinzu, als er Adelens betrübtes Gesicht bemerkte; „was sollte ich mit Ihrem Bilde? Muß sich die Erinnerung erst dadurch auffrischen, dann hat sie doch keine Macht mehr und mag lieber ganz erbleichen. Meine Bitte betrifft etwas anderes: Reisen Sie heute nicht fort, mein Fräulein!“

„Und wenn ich heut' noch entführt würde?“

„Ich wache über Ihre Sicherheit, mein Wort darauf!“

„Gut denn, so bleibe ich, auf Ihre Verantwortung, Herr Professor!“

Sie legte ihre kleine zarte Hand in die seine, — er drückte sie an seine Lippen und erröthete dann wieder, als sei er auf einem verbotenen Wege ertappt.

„Auf meine Verantwortung!“ sagte er mit fester Stimme und empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Dienstboten.

(Schluß.)

Die allgemeine Erfahrung, daß das weibliche Geschlecht, wenn es einmal schlecht geworden ist, die Männer auf dem Pfade des Lasters weit überholt, gilt auch für Paris. Keine weibliche Dienstbotenclasse läßt dort mehr zu wünschen übrig, als die der Kammerjungfern. Sie sind in einem fortwährenden Stellenwechsel begriffen und fliegen in Paris umher wie Schmetterlinge in einem Garten. Trotz ihrer Launenhaftigkeit und ihrer Eitelkeit tragen sie aber nie die Kleider ihrer Herrinnen und pflegen sich nie „aufzudonnern“. Im Westend von London hat man jeden Sonntag Nachmittag ein komisches Schauspiel. Alle Straßen sind mit lächerlichen Geschöpfen gefüllt, die ihre Stellung in der Gesellschaft zu verbergen glauben, wenn sie in Federhüten mit Schleiern, in ungeheueren Chignons und ungeheueren Schleppen einherstolziren. Die französische Dienstmagd trägt allerdings auf der Straße keine Mütze mehr, sondern einen Hut, aber sie kleidet sich immer anständig und ihrem Stande angemessen. Im Hause behaupten die weiße Schürze und die hellfarbige Mütze mit gestärkten Bändern ihre alten Plätze. Die französische Dienstmagd bleibt immer sparsam, selbst wenn sie verliebt ist, und legt gleich allen Dienstboten regelmäßig Geld zurück. Mit zweiundzwanzig Jahren besitzt sie ein Sparkassenbuch, mit dreißig ist sie Eigenthümerin von fünf Eisenbahnactien oder einer kleinen Rente, und heirathet sie nicht, so hat sie, wenn das Alter kommt, einige tausend Franken erspart und kann in ihr Dorf zurückgehen, um ihre Tage in Ruhe zu beenden. Die Männer handeln genau ebenso, und der kluge sparsame Geist der Nation tritt in ihnen ebenso hervor, wie in den armseligen Bauern, die von nichts als von schwarzem Brod leben, aber unter einem Ziegelstein ihres Hausflurs einen langen mit Geld gefüllten Strumpf verbergen.

Vor dreißig Jahren gab es zwischen den einzelnen Provinzen noch Unterschiede, die durch den Einfluß der Eisenbahnen schnell verschwinden. Die äußerlichen Unterschiede, die sich unter den Dienstboten von Dünkirchen bis Bayonne und von dort bis Nizza bemerklich machen, beschränken sich fast ausschließlich auf Körperliches und Sprachliches. Im Patois und in den Gesichtszügen läßt sich noch mancher Unterschied bemerken, aber alles Uebrige ist so ziemlich gleich geworden. Will man noch Ueberreste einer besonderen Tracht sehen, so muß man tief in die Bretagne hineingehen. Da die Bedürfnisse der Herrschaften im ganzen Lande dieselben geworden sind, so hat sich auch bei der Dienerschaft eine große Gleichheit eingefunden.

Fragt man einen Pariser nach seinem Bedienten, so hört man immer nur Ungünstiges. Diese Ungerechtigkeit entsteht durch den allgemeinen Hang der Nation, boshaft zu sein und insbesondere etwas zu erzählen, worüber man lachen kann. Darum sind auch die meisten Anekdoten, die man von Pariser Bedienten erzählt, erfunden, indessen giebt es auch einige ver-

bürgte, die hier einen Platz finden mögen. Ein reicher Geschäftsmann, der in einem großen Hause lebte und mit Geld um sich warf, miethete kurz vor der Belagerung einen Kammerdiener, der eben den Herzog von Rochefoucauld-Bisaccia verlassen hatte. Man war über Alles einig geworden und der Herr wollte eben sagen: „Schön, also am Montag kommen Sie“, als der Kammerdiener ihn durch folgende Mittheilung unterbrach: „Monsieur muß mir noch eine Bemerkung erlauben. Da ich beim Herrn Herzog gelebt habe, so bin ich an vornehme Gesellschaft gewöhnt, und obgleich ich einwillige, die Leitung von Monsieurs Hause zu übernehmen, so muß ich Monsieur doch erklären, daß ich keinen Fremden ohne einen Titel anmelden kann. Monsieur wird also die Güte haben zu gestatten, daß ich Jedermann als Grafen oder Marquis anmelde, selbst wenn es blos Monsieur's Schuster oder Schwager wäre.“

Ein Bedienter, der bereits Monate lang im Hause war, kam eines Morgens zu seinem Herrn und sagte: „Seit einiger Zeit hat sich zwischen Monsieur und mir eine politische Meinungsverschiedenheit herausgestellt, die es mir unmöglich macht, ferner in seinen Diensten zu bleiben.“ Ein Dritter hatte die Manier, alle Handlungen seiner Herrin leiten zu wollen. Wollte sie einen Ball geben, so wartete er ab, bis sie allein war, trat dann ins Zimmer und sagte: „Madame würde gut thun, diesen Ball nicht zu geben. Madame ist nicht reich, Madame weiß aber, daß Bälle sehr kostspielig sind, und darf sich nicht in Schulden stürzen.“ Wenn sie im Gegentheil auf einen anderen Ball gehen wollte, so sagte er: „Ist es auch klug, daß Madame auf einen Ball geht? Madame ist nicht daran gewöhnt, ausgeschnittene Kleider zu tragen, Madame könnte sich erkälten und aus einem Schnupfen wird leicht eine Schwindsucht. Madame könnte sogar sterben und dann hätten wir großen Kummer, denn Jedermann liebt Madame.“ Einst fragte seine Herrin ihn: „Wer hat geklingelt?“ Da antwortete er: „Es war Madame's Mutter, welche Madame etwas sehr Dringendes zu sagen hatte; da ich aber wußte, daß Madame sich langweilen würde, so habe ich Madame's Mutter gesagt, daß Madame nicht zu Hause sei.“ Eine Köchin holt Befehle für das Mittagessen ein und hört, daß sie unter anderen Dingen eine Schöpskeule bringen soll. Erstaunt ruft sie aus: „Eine Schöpskeule! Madame scheint ganz zu vergessen, daß Pierre, der Bediente, kein Schöpsfleisch essen kann.“

Die Unverschämtheit, auf welche diese Anekdoten schließen lassen, ist sehr selten. Höflichkeit ist die allgemeine Eigenschaft der Classe, von der wir sprechen. Enthaltsamkeit sowohl im Essen als im Trinken ist ihre zweite Tugend. Die Trunksucht war bis zu der Eroberung von Afrika überhaupt kein französisches Laster. Die übelen Gewohnheiten, welche die Soldaten in Afrika angenommen haben, sind heute im Heere allgemein verbreitet. Das Absynth-Trinken ist zu einer Geißel des Heeres geworden. In den Tagen der Commune hat sich die Trunksucht allgemein verbreitet, aber seitdem sind alle öffentlichen Symptome des Lasters verschwunden. Von den Communisten sind die conservativen Dienstboten nicht angesteckt worden, eben so wenig vom Heer, das in den zwanzig Jahren des zweiten Kaiserreichs hauptsächlich aus Berufssoldaten bestand.

Ihre Anstelligkeit ist die letzte gute Eigenschaft der französischen Dienstboten, die wir hervorzuheben haben. Jeder verrichtet ohne Murren die Arbeit des Anderen. Der Koch fegt das Zimmer, der Bediente kocht das Mittagessen, die Kammerjungfer wichst die Stiefeln. Sie beobachten, und ihr Nachahmungstalent macht ihnen Arbeiten leicht, in denen sie keine besondere Unterweisung erhalten haben. Jeder gute Bediente macht ein wenig den Zimmermann und Tapezierer, kann ein zerbrochenes Schloß ausbessern, nähen, kochen und braten, Weinflaschen stöpseln und Betten machen. Das Dienstmädchen versteht sich in der Regel auf alle weiblichen Arbeiten, kurz, allgemein nützlich zu sein, bildet das Streben aller besseren Dienstboten in Paris und in der Provinz. („Europa.“)

Ueber Vogelschutz im Winter.

Im Auftrage des „Deutschen Thierschutzvereins“ zu Berlin, berichtet von Dr. Karl Ruß.

Nach den gewonnenen Erfahrungen sind bei der Einrichtung wirklich Erfolg bietender Futterplätze folgende Rathschläge zu beachten: Ein Vogelfutterplatz darf vorerst keineswegs an einem entweder Störungen durch Menschenverkehr oder durch Raubthiere ausgesetzten oder den Vögeln aus anderen Ursachen widerwärtigen Orte angelegt werden; man wählt für ihn vielmehr einen von den Vögeln auch zu anderer Jahreszeit zahlreich besuchten Garten, eine gegen die rauhen Nord- und Ostwinde geschützte, also nach Mittag hin gelegene Abdachung eines Hügels, in der Nähe eines Weges oder einer Quelle. Hier kehrt man den Schnee bis auf die bloße Erde fort und bestreut die ganze Fläche, etwa 6 bis 20 Fuß im Viereck, mit Spreu und Stubenkehricht. Darüber streut man stellenweise Pferdemist und füttert nun an dieser Stelle, welche nach jedem Schneefall wieder gesäubert werden muß, mit dem weiterhin angegebenen Futter. Hier finden sich nun als die ersten Gäste Sperlinge, Goldammern und Haubenlerchen ein. Um aber Meisen anzulocken, bedarf es außer der entsprechenden Nahrung auch noch eines Kunstgriffes. Dieser besteht darin, daß man rohe, also ungekochte Knochen, gleich viel von welchen Schlachtthieren, vermittelst eines Beiles ein bis zwei mal durchschlägt, so daß die Vögel zu dem Marke gelangen können, und diese Knochen dann über den ganzen Futterplatz vertheilt. Das ausgestreute Futter muß in mannichfaltigen Sämereien, Hanf, Hafer, Rübsen, Lein, Mohn u. s. w. bestehen. Bald wird man aber die Erfahrung machen, daß viele Vögel, selbst die sonst mit den Menschen gar nicht in Berührung kommenden nordischen Gäste, aber auch zahlreiche einheimische, auch fein geriebenes Roggenbrod und gekochte Kartoffeln sehr begierig annehmen. Zweckmäßig ist es sodann auch, daß man allerlei fein gehackte Fleischabgänge aus der Küche, von denen alle Körnerfresser, namentlich aber auch die Wurmvögel, angelockt werden, auf dem Futterplatz ausstreut. Zur Erhaltung hiergebliebener zarter Kerbthierfresser sollte man die Kosten nicht scheuen, ihnen auch täglich eine Hand voll trockener Ameisenpuppen, Mehlwürmer und Flieder- oder Hollunderbeeren spenden. Für Drosseln, Dompfaffen und verwandte Vögel streut man auch trockene Wachholder- und, falls man sie aufbewahrt hat, Vogelbeeren darunter aus.

Auch bei solcher zweckmäßigen Einrichtung und Fütterung wird man dennoch zuweilen die Erfahrung machen müssen, daß die Futterplätze wenig oder nicht besucht werden, trotz des hohen Schnees und der großen Kälte. Ein vortreffliches Hilfsmittel, welches der Vorstand bei solcher Gelegenheit gefunden, bestand darin, daß man die Futterplätze einige Fuß hoch, aber ganz lose, mit dürrem Reisig bedeckte, wodurch die Vögel einigermaßen Schutz gegen Wind und Kälte, hauptsächlich aber gegen die sie verfolgenden Raubvögel fanden. Man wird daher gut daran thun, nicht allein den eigentlichen Futterplatz in dieser Weise lose zu überdecken, sondern auch in seiner Nähe einen großen Haufen von dürrem Strauchwerke aufzuthürmen. Ein Gleiches ist in der Nähe von Quellen, welche zur Tränke für viele Vögel dienen, nothwendig. Daß man die Futterplätze sorgfältig beobachten und Katzen und gefiedertes Raubgesindel möglichst vertreiben, so wie Vogelfänger fern halten muß, ist selbstverständlich.

Zum Schluß müssen wir die Aufmerksamkeit noch auf die nicht selten zu früh heimkehrenden Zugvögel lenken, für welche eine Fürsorge am allernothwendigsten ist, weil sie einerseits bei rauher Witterung nicht selten zahlreich zu Grunde gehen, und weil sie andererseits bekanntlich zu den für den Naturhaushalt unentbehrlichen gehören.

Sobald im eintretenden Frühjahre, also etwa von der Mitte oder dem Ende des Februar an, noch Schneeschauer einkehren und andauern, so versieht man die gewöhnlichen Futterplätze vorzugsweise mit fein gehackten Fleischabgängen, vermischt mit geriebener altbackener Semmel, Ameisenpuppen und Mehlwürmern, getrockneten Hollunderbeeren, Mohnsamen und zerdrückten gekochten Kartoffeln. Hier finden sich dann allmählich Bachstelzen, Rothkehlchen, Staare, auch Edelfinken u. A. neben den Meisen rc. Auf den Feldern aber läßt man für die heimkehrenden Feldlerchen hier und da einen frischen Haufen von trockenem Dung hinfahren, kehrt daneben den Schnee fort und bestreut die Stelle dünn mit Haferstroh oder besser ungedroschenem Hafer und dem gemischten Vogelfutter, wozu man aber möglichst viel Mohnsamen mischt.

Wenn auf den Futterplätzen sich krähenartige Vögel einfinden, so wolle man dieselben, mit Ausnahme der Elster und des großen Kolkraben, ebenfalls als des Schutzes würdig erachten; nur wo man mit Mehlwürmern u. dergl. füttert, dulde man sie nicht. Die anderen Vögel fressen neben oder nach ihnen ungestört und sie verdienen die Fütterung ja eben so ihrer Nützlichkeit für den Naturhaushalt wegen, als aus Mitleid mit ihrer Noth.

Die Kosten aller dieser Vogelfütterungen sind, namentlich wenn Vogelfreunde und Liebhaber sie selber besorgen, so verhältnißmäßig gering, daß sie einerseits mit dem Nutzen der Vögel in gar keinem Verhältniß stehen und andererseits durch das gute Bewußtsein reichlich aufgewogen werden.

Mannichfaltiges.

(Gesegneter Appetit.) Bei einer Hochzeit, welche vor wenigen Tagen in Burghausen in Niederbayern gehalten ward, wurden verzehrt: 1050 Bratwürste, 480 geselchte und 260 Leberwürste; ferner das Fleisch von 2 Kalbinnen, gleich 4 Centner, von 3 Kälbern à 1 Centner und von 2 Schweinen à 1 Centner, in Summa 9 Centner Fleisch.

(Frecher Diebstahl.) Berliner Blätter berichten: Als am 7. December früh der Buchhalter des Kaufmanns Ende in das in der Wilhelmstraße 49 Parterre belegene Comptoir kam, bemerkte er, daß die zu demselben führenden, sonst wohlverschlossenen drei Thüren offen standen. Nicht allein die Gasflammen des Kronleuchters, sondern auch die Lampen auf den Pulten brannten. Ein Blick nach dem über 6 Centner schweren Geldschranke überzeugte ihn, daß derselbe verschwunden war. Die nun angestellten Recherchen ergaben, daß zwei Thüren mittelst Nachschlüssels, die dritte gewaltsam erbrochen worden war. Ein Tischler, der auf dem Hofe dieses Hauses arbeitete, war um 6 Uhr daselbst erschienen, mußte vor der Thür warten, da diese verschlossen. Als man von innen öffnete, gewahrte er beim Ueberschreiten des Hausflurs nach dem Hofe einen grün oder blau gestrichenen Handwagen, bei welchem vier Männer standen. Ohne sich dies erklären zu können, ging er auf dem Hofe an seine Arbeit. Die mächtigen Eindrücke auf dem Boden des Comptoirs bewiesen, daß der schwere Schrank gekantet worden war. In demselben befanden sich 3000 Thaler in 100, 50 und 5 Thaler Preuß. Kassenanweisungen, 2 amerikanische Coupons à 15 Dollar, 8 Wechsel im Betrage von 2492 Thaler 24 Sgr. 6 Pf., 9 Handlungsbücher, 1 Viertel Lotterieloos 1. Cl. Nr. 44,400, 2 Policen von der Thuringia und Gothaer Lebensversicherung.

(Seltene Rechtlichkeit.) Die „Bankztg." schreibt: „Ein in unseren Zeilen sicher nicht zu oft wiederkehrendes Beispiel strenger Erfüllung einer freiwillig übernommenen moralischen Verbindlichkeit liefert die Firma Etienne Benecke in Mexico, welche jetzt abermals (das letzte Mal geschah es 1869) den Gläubigern des vor circa 50 Jahren fallit gewordenen Berliner Banquierhauses „Gebr. Benecke" eine freiwillige Nachzahlung von 33⅓ pCt. avisirt."

(Zur Volkszählung.) Ein Abgeordneter in Berlin füllte seine Zählkarte folgendermaßen aus: Hauptbeschäftigung: Reichstagsabgeordneter; mit Erwerb verbundene Nebenbeschäftigung: Landtagsabgeordneter. — Aus Atlanta wird berichtet: Auf einer Zählkarte hatte u. A. eine hiesige Einwohnerin die Frage nach dem „Staat" mit: „Machen wir keinen" ausgefüllt.

(Belebung eines Waldes.) Die ausgedehnteste Anwendung haben die in neuerer Zeit so vielfach empfohlenen Brutkästen bis jetzt wohl in dem anmuthigen Elisenhain zu Eldena bei Greifswald auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume gefunden. Nicht weniger als 600 derselben sind hier an den mächtigen Buchen- und Eichenstämmen befestigt, und fast alle sind von Staaren bewohnt. An einer einzigen mehrhundertjährigem Buche mit majestätischem Blätterdache sind bis zu einer Höhe von 50 Fuß allein 86 Brutkästen angebracht. Dafür gehört denn auch eine Raupe in dem lieblichen Haine und seiner Umgebung zur Seltenheit, und das muntere Völkchen der nützlichen Staare zieht in seine Gesellschaft auch andere gefiederte Sänger.

(Eine sonderbare Heilmethode — sammt Honorar.) In einigen Gegenden Schlesiens und Mährens herrscht der Aberglaube, daß Jeder, der einem mit der Gelbsucht behafteten Kranken begegnet, und ohne früher ein Wort der Erklärung abzugeben, demselben in's Gesicht spuckt, den Kranken von seinem Uebel befreien könne. Dieser Tage nun begegnete eine frische dralle Hannakin, wie sich selbe zahlreich als Geschirrhändlerinnen in Ober-Oesterreich herumtreiben, einer gelblich blassen Dame, Gattin eines Doctors der Medicin, welche am Arme ihres Sohnes eben die Bahnhofstation verließ. In der festen Ueberzeugung, ein gutes Werk zu verrichten, spuckte die urwüchsige Dirne der vermeintlich gelbsüchtigen Dame herzhaft in's Gesicht, seelenvergnügt dabei rufend: „Jetzt wird's gut, gnädige Frau, jetzt wird's gut!" Der Begleiter der Dame mochte jedoch von der bei seiner Mutter angewandten Naturheilmethode nicht gerade entzückt sein, denn er versetzte der nun ihrerseits sehr erstaunten Geschirrhändlerin eine tüchtige Ohrfeige. — Jedenfalls würden sich unsere Specialisten für dies Honorar bedanken.

(Ein komisches Mißgeschick) hat den Herausgeber des „Neuen mährisch-schlesischen Wanderer" (Kalender pro 1872) getroffen. Im Kalender steht zu lesen, daß diesbezüglich im künftigen Jahre wohl zum ersten Male seit Bestehen des gregorianischen Kalenders der Aschermittwoch auf einen Donnerstag fällt!

(Von Chicago) kamen im Münzgebäude zu Philadelphia kürzlich zwei eiserne Kisten aus der Office des Hilfs-Schatzmeisters an, worin sich die während des großen Brandes geschmolzenen Metalle befanden, die seither in dem feuerfesten Keller des dortigen Schatzamtes aufbewahrt wurden. Die Metalle waren wahrscheinlich in dem Keller geschmolzen und sind theils von der Erde in Säcke geschaufelt worden, denn manche Stücke waren vermischt mit kleinen Steinen, Mörtel und verbrannten Lumpen. In anderen Fällen war das Silber und Nickel mit dem Golde durch die furchterliche Hitze geschmolzen und zusammen gelaufen, alles eine compacte Masse bildend, welche nur durch Anwendung von Chemikalien wieder zu separiren ist. Der größte Theil des gefundenen Goldes bestand aus 20-, 10-, 5- und 1-Dollar-Stücken, doch glaubt man das Gold durch Anwendung chemischer Mittel und Waschungen läutern zu können.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 147. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Adele blickte eine ganze Weile unbeweglich nach der Thür, durch welche des Professors hohe, schlanke Gestalt verschwunden war. Dann drückte sie die Hand auf's Herz und seufzte: „Spiele nicht mit dem Feuer!"

In diesem Augenblicke wurde leise eine Nebenthür geöffnet, eine junge Frau von etwa dreißig Jahren trat mit unverkennbarer Neugierde herein. Außer den braunen Augen, denen man keine Thränen zutraute, war sie das ältere Ebenbild ihrer Schwester Adele, Zug um Zug, nur frauenhafter und ohne jenen Schmelz der Farbe, den nur die Jugend besitzt.

„Nun, das war ja eine lange Unterredung, Kind!" rief sie lachend. „Der gute Hannibal, ich mußte lauschen, so häßlich das auch ist, und da wurde mir auf einmal ganz melancholisch, als er von den zehn Jahren sprach. Im Uebrigen behält das Sprichwort recht: Alte Liebe rostet nicht!"

„Wie meinst Du das, Helene?" fragte Adele hastig.

„Weil er sich auf der Stelle in mein jüngeres Ebenbild wieder auf das rasendste verliebt hat," rief die junge Frau muthwillig; „oder willst Du dieses Factum läugnen? O, über diese Weiberfeinde! Da setzen sie sich zehn Jahre in den Schmollwinkel, kriechen dann zum ersten Male zurück in die Welt und verlieben sich auf der Stelle wieder. Welches Glück für Dich, Adelchen, daß Deine Augen blau sind; so hat der gelehrte Herr doch eine Genugthuung für seinen Haß."

„Spotte nicht, Helene!" versetzte Adele mit einer an ihr seltsamen Heftigkeit; „Du hast am wenigsten das Recht dazu. Wie muß eine Liebe sein, die sich zehn Jahre freiwillig begräbt, um ihren Schmerz zu vergessen. Ich kann's nicht ertragen, daß Du seiner spottest, Helene! zumal er diese Liebe noch immer nicht in sich hat tödten können."

Die junge Frau wurde plötzlich sehr ernst, sie ergriff der Schwester Hand und blickte sie eine Weile sinnend an.

„Vergieb, mein Kind!" sprach sie leise, wobei die großen braunen Augen in einem seltsamen feuchten Glanze schimmerten; „Du kennst mich und weißt, daß meine Laune nicht immer Spott bedeutet. Ich habe in diesen zehn Jahren mehr als zuviel an den armen Hannibal Roßner denken müssen, und diese Erinnerung war der einzige Wermuthstropfen in dem Becher meines ehelichen Glückes, welcher auf ewig getrübt worden wäre, wenn er damals sein verzweifeltes Vorhaben ausgeführt und sich das Leben genommen hätte. Als Du, mein jähes Schwesterlein! nun heranwuchsest, mir im Aeußeren so gleich, nur ruhiger und besser, kein so tolles, neckisches Ding wie ich, sondern sanft und mild wie das schimmernde Blau Deiner Augen, da keimte ein Plan in mir, den ich Dir nur halb enthüllte, da Du sonst auf keinen Fall darauf eingegangen wärest, und Gott sei Dank! er wird gelingen."

„Helene!" rief das junge Mädchen, erschreckt zurücktretend, „ich will nicht hoffen —"

„Sei ruhig, auf Deine Kosten geschieht nichts, doch wäre es kein kleines Herzeleid für mich, wenn Du den Professor durchaus nicht leiden könntest."

„Wer sagt das?" flüsterte Adele erröthend.

Die Schwester lächelte und zog sie neben sich auf's Sopha.

„Höre mich an," begann Helene, „und unterbrich' mich mit keiner Sylbe. Ich war jung und schön wie Du, als ich Hannibal Roßner, der damals schon Doctor genannt wurde, kennen lernte. Er war reich, unabhängig, ein sehr schöner Mann, und doch zog ich den armen Componisten Reinhard vor zum Erstaunen der ganzen Stadt, zum großen Verdruß aller Tanten und Basen, während unsere gute Mutter nichts dagegen hatte und mich nur glücklich sehen wollte. War ich ja selber vermögend genug, was sollte ich mit dem Reichthum? Der gute Hannibal war mir, dem heiteren, lebenslustigen Kinde, zu gelehrt, zu ernst und pedantisch, mich schauerte, wenn ich an eine Verbindung mit ihm dachte; daß er sich die Geschichte indessen so ernst zu Herzen genommen, daran dachte ich nicht. Gott sei gelobt, daß jenes Schreckliche von meinem Haupte gewandt wurde, obgleich ich mir im Grunde nicht sehr viel vorzuwerfen hatte. Und doch mußte ich oft mitten in der größten Heiterkeit, mitten im Vollgenuß des Glückes seiner gedenken, dann war's mir allemal, als griffe eine kalte Hand an mein Herz, und ein düsteres Bild tauchte vorwurfsvoll auf, mich mahnend an sein verlorenes Lebensglück. Sieh, meine Adele! Ihr habt mich nur heiter, nur lächeln gesehen, auch mein Mann kennt nicht die Thränen, welche diese Erinnerung mir gekostet, nicht die geheime Qual der vergangenen zehn Jahre. Ein Einziger war mein Vertrauter, unser Vetter Feldmann, der sich als Arzt in jener Stadt niedergelassen, wo der Professor sein Einsiedlerleben so consequent durchführt. Mit ihm entwarf ich den Plan, der heute dem Gelingen nahe ist und mir die Ruhe und volle Heiterkeit der Seele zurückgeben wird."

„Ein gefährlicher Plan," versetzte Adele ernst, „ein kühnes Experiment, meine Schwester, das gar leicht am Schluß eine tragische Wendung nehmen kann."

„Das verhüte Gott," rief Helene lebhaft, „an Dir liegt's, diese zu verhüten. Vetter Feldmann wurde Hannibals Arzt und hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst. Wir mußten meinen Mann ganz, Dich halb in unser Geheimniß ziehen, Du warst die Widerspänstigste —"

„Da mir jede Lüge, selbst im Scherz, verhaßt ist," unterbrach Adele sie ernst, „und an dieser Klippe droht auch Dein verrätherischer Plan, der mich so heimlich verkuppeln will, zu scheitern. Der Professor haßt die Lüge eben so sehr und noch mehr als ich, er ist auch deshalb mit seinem neuen Freunde, dem Doctor Petermann, vollständig fertig, da dieser Dich für die Wittwe eines Gelehrten und mich für Deine Tochter ausgegeben hat. Erfährt er nun erst, daß der berühmte Astronom Dein Gemahl, der Capellmeister Reinhard ist, daß ich Adele Oswald heiße, — und also eine Lügnerin bin, — dann —"

Sie brach mit einem tiefen Seufzer ab und sah wehmüthig vor sich hin.

„Dann wird er, wenn seine Liebe zu Dir so stark ist, wie die frühere gewesen, den Scherz, der nur zu seinem Glücke ersonnen, von Herzen vergeben und Dir höchstens das Versprechen abnehmen, nicht wieder zu lügen.“

Sie tröstete die Schwester und strich ihr zärtlich das prachtvolle Haar aus der Stirne.

„Meine größte Furcht war stets, Du könntest Dein Herz vorher schon verlieren oder verschenken,“ fuhr sie heiter fort, „und so überaus jung konnte ich Dich dem Professor doch nicht entgegenführen, da er vor zwanzig Jahren kein Mädchen respectirt. Es hat dem guten Vetter Feldmann Mühe genug gekostet, den Einsiedler aus seiner Klause zu treiben und noch dazu nach einem Badeorte, es wäre ihm ohne meinen genialen Reinhard, der den Astronomen meisterhaft gespielt, auch sicherlich nicht gelungen. Das Prächtigste aber bei der Geschichte ist die Thatsache, daß das Herz unseres Einsiedlers noch nicht vertrocknet ist, sondern sich aufs neue der Liebe geöffnet und daß mein Ebenbild soviel Neigung und Vorliebe für das Studium der Sprachen hat, von denen Ihr nun wohl zuerst die Sprache des Herzens studiren werdet.“

„Du wirst unausstehlich, Helene!“ rief Adele, zürnend sich erhebend, „und wirst Dich sicherlich in uns Beiden stark verrechnet haben. Es heißt doch etwas zu sehr auf meine Fügsamkeit rechnen, und bereue ich nichts mehr, als Deinen Bitten nachgegeben und mich zu einer solchen unwürdigen Rolle erniedrigt zu haben, einer Rolle, welche mich in den Augen des von allen Seiten belogenen und betrogenen Professors auf das tiefste herabsetzen muß. Du wirst es mir deshalb nicht verargen, wenn ich noch heute Pyrmont verlasse?“

„Hörte oder vielmehr horchte ich recht, so gelobtest Du dem Professor, heute nicht fortzureisen; es war, wenn ich nicht irre, von einer zu befürchtenden Entführung die Rede.“

„Freilich, das hätte ich bald vergessen, ich soll einer Rache, welche Deinen Mann betrifft, zum Opfer fallen. Es ist in der That curios, seh' ich denn aus wie ein geborenes Opfer, das auch Deine Jugendsünden sühnen soll?“

Helene lachte laut auf, dann wurde sie plötzlich sehr ernst.

„Die Sache ist durchaus nicht lächerlich,“ sprach sie nachdenkend, „dieser Künstler, welcher sich von Reinhard beleidigt wähnt, hat ihm allerdings Rache geschworen. Warum er Dich nun gerade zum Opfer seiner Rache sich erkoren, ist mir erklärlich, wenn man seine Don Juan-Natur und Deine Jugend berücksichtigt. Wir müssen uns vorsehen und besonders den Russen, der in ganz Pyrmont als Spieler von Profession bekannt ist, fürchten. Ich werde meinen Mann auf seine Spur senden, er soll ihn nicht aus den Augen lassen.“

Adele schwieg; für sie war diese Entführungsgeschichte Nebensache; nur der eine Gedanke marterte sie fortwährend, daß der Professor nach Aufklärung des ihm gespielten, wenn auch ganz unschuldigen Betruges sie gründlich verachten werde, eine Consequenz, die nach seinem streng-sittlichen Charakter nur zu große Wahrscheinlichkeit für sich hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Technikers aus dem Feldzuge 1870.

(Aus dem „Sammler“.)

Der fieberhafte Drang nach Erfindung neuer Zerstörungswerkzeuge, der unsere Zeit charakterisirt und auf diese Periode des Fortschrittes der Civilisation einen Schatten wirft, bestimmte mich, zuerst die Aufmerksamkeit auch auf jenen Theil der Kriegswissenschaft zu lenken, dessen Aufgabe nicht das Vernichten, sondern das Erhalten, dessen Tendenz eine vorwiegend humanitäre ist.

Wenngleich die Ergänzungen meines Tagebuches, die ich der Oeffentlichkeit übergebe, vorzugsweise für Fachmänner bestimmt waren, so dürfte es doch auch dem großen Publicum erwünscht sein, nochmals einen Blick in das innere Getriebe des Dramas zu werfen.

Mit mehreren Kameraden, Mitglieder der „freiwilligen Sanität München“, dem ersten bayerischen Armeecorps von der Tann zugetheilt, war es der Name meines Vaters, dessen Ruf als Capacität seit Jahren begründet war, der Graf Joner, damals Major des dritten Bataillons des Leibregiments, veranlaßte, auch mir sein Vertrauen zu schenken, und wurde mir der ehrenvolle Auftrag, die Bahnstrecke von Bazeilles nach Sedan, eventuell die östliche Linie nach Longuyon, wo sich die Bahn nach Luxemburg und Preußen abzweigt, zum Zwecke des Transportes von Verwundeten zu untersuchen und in Betrieb zu setzen.

Dank dem eifrigen Mitwirken meines Collegen Polytechniker W. in erster Linie und der Herren K. u. Z. und K., alle Mitglieder der „freiwilligen Sanität München“, war es möglich, im Verlaufe von kaum mehr als zwei Mal vierundzwanzig Stunden die 31 Kilometer lange Strecke von Sedan östlich bei Margut zu befahren und dürfte das Resultat mit Berücksichtigung, daß die Beschaffung der allernöthigsten Werkzeuge zur Instandsetzung der Maschinen und des Schienenstranges unmöglich war, um so mehr ein befriedigendes genannt werden, als junge Leute zum Betriebe verwendet wurden, von denen keiner je einen Posten bei einer Bahn versehen hatte.

In Bazeilles ist es nach der dreitägigen Schlacht, deren Schlußact die Capitulation von Sedan bildete, still geworden, der schmutzige, stinkende, mit Unrath, Papierfetzen, Strohwischen, Fleischresten und Tuchfetzen bedeckte Bivouacplatz ist verlassen, die Truppen sind nach Reims gezogen. Der Schutthaufen, der noch vor Kurzem ein freundliches Städtchen gewesen war, birgt keine lebende Seele mehr; die außerhalb zwischen den hohen Hecken auf den zusammengetretenen Kartoffelfeldern und Wiesen liegenden Todten sind ihrer Habseligkeiten und Fußbekleidung beraubt, die geöffneten Tornister, die umgekehrten Hosentaschen locken Niemanden mehr. Rechts von der Bahnlinie nach Sedan zu in der Richtung des Stationsgebäudes liegt einige Minuten entfernt in einem dunkelen Parke von dicht stehenden alten Kastanienbäumen bewacht das hübsche Schloß, zum Unterschiede von dem weiter nördlich liegenden oberen das untere genannt; es ist mit Verwundeten gefüllt.

In der südlich der Bahn zugeneigten Umfassungsmauer ist eine Seitenpforte, deren schlanker Wächter, ein Eschenbaum, von einer Granate zerrissen ist, die seine Splitter weit über die Mauer zerstreut hat. Im Parke wie im Schlosse ist sonst keine Spur des Kampfes sichtbar. Die Straße nach Bazeilles folgt in einem stumpfen Winkel der Schloßmauer, läßt den Bahndamm mit seinem in gerader Richtung auf die steinerne Brücke Pont Maugis führenden Doppelgeleise links liegen, nachdem sie sich von der über den Bahnkörper gehenden, zu der Pontonbrücke bei Remilly führenden getrennt hat. Noch einige achtzig Schritte, und man gelangt an dem alten verrosteten schmiedeisernen Schloßthore vorbei in das ehemalige Bazeilles.

Zwischen der Straße und dem Bahndamme war der

Bivouacplatz. Die Verwundeten, die einige Tage lang unter den Kastanienbäumen vom Regen durchnäßt und durchkältet worden waren, sind nun in den drei Stockwerken des Schlosses vertheilt. Auch in der den Schloßpark westlich begrenzenden Schafwollspinnerei liegen sie zwischen den alten öligen Spinnmaschinen, wo sie leidlich aufgehoben sind. Der Tod hat viele beordert, ihren Kameraden Platz zu machen. Sie liegen zu Hunderten fünf Fuß tief in der Erde. Hinter den hohen Kastanienbäumen rechts vom Einfahrtsthore ist ein Obstgarten, mit jungen Zwergbäumen bepflanzt. Dies ist ihre Ruhestätte. An der Gartenmauer sind an Spalieren Pfirsich- und Reine-Claude-Bäume gezogen, deren halbreife Früchte die annectirende Hand irgend eines durstigen Soldaten erwarten. Das Schloß, wohl aus der Zeit Ludwig's XV. stammend, mit der freien Auffahrt, den Terrassentreppen, den beschnittenen Kübelbäumen, den defecten Statuetten mit den blöden Nasen und windgeblähten Steinmänteln, den theilweise erblindeten Fenstern, durch deren bleiverklebte Wunden der Wind ein- und auswimmert, giebt mit dem unterbrochenen leisen Aufstöhnen der Verwundeten ein melancholisches Bild. Auf dem mit einer beschnittenen Hecke umgebenen zertretenen Rasenplatz zwischen dem Thor und der breiten Freitreppe stehen die bayerischen Ambulanzwägen in einem Conglomerat von blutiger Leinwand, gelb gefirnißten Pappendeckelfetzen, Charpie, alles durch den Regen durchweicht. In den Gängen, sowie in den Zimmern liegen Verwundete so dicht, daß man nicht mehr an ihnen vorübergehen kann, man muß balancirend über sie hinwegschreiten. Viele hat der Tod schon gezeichnet, sie ahnen es und ergeben sich, stumm vor sich hinbrütend, in ihr hoffnungsloses Schicksal. Und auch Lustige sind dabei, die denken: „Lieber ein Krüppel als ganz todt, so leben wir doch wenigstens, und das Leben ist doch etwas Schönes. Als Todte haben wir nichts, empfinden nichts, kein Leid, keine Freud. Die ewige Seligkeit ist uns auch nicht verbürgt, und am Ende wer weiß, ob sie den lebensfrischen Freuden gleichkommt."

Im Erdgeschosse des Schlosses ist's lebendig. Dort in der engen Küche steht vor Hitze glänzend die dicke Köchin am rußigen Cheminée, aus einem großen offenen Kessel Kaffee austheilend. Statt des Zuckers giebt sie Grobheiten auf den Weg, wenn man sie aber „Madame" nennt und sonst etwas Schönes sagt, erhält man auch wirklichen Zucker. Diese kleine Küche mit den zwei schlecht schließenden Fenstern an der Südfronte und einem Fenster an der Ostseite ist der Sammelplatz aller Gesunden. Aerzte und Mannschaften, dort konnte sich Jeder Rath erholen, und die dort zu finden, sind Hungernde, Durstende, Schlafende, und so verzeiht man der Köchin gern ihre übele Laune, war sie doch eine fleißige Person.

Im Parke liegt Alles voll von faulem Stroh, einige Infanteristen humpeln dort auf den schmutzigen Wegen, auf Krücken gestützt, die irgend ein erfinderischer Kamerad aus Billardstöcken fabricirt hat; Franzosen spielen ihr Bouchonspiel, so schwer ihnen auch das Bücken ankommen mag. Hinter dem Schlosse auf der Nordseite liegt der große Teich mit seinem fetten, schwarzen, fauten Wasser, eingefaßt von niederem Gebüsch und einer alten Kastanienallee. In dieses Wasser, von dem ein Ablaufrohr in den Keller der Spinnerei führt, wird aller Unrath, animalischer und vegetabilischer, hineingewaschen. Das ahnt Niemand, Niemand fragt danach, woher das Wasser so trüb ist, und so trinkt sich mancher Brave den Tod, den die Kugeln verschonten. Auch mein armer Kamerad G. aus M. hat sich dort den Tod hineingetrunken. Er erlag dem Typhus. An dem Obstgarten vorbei gelangt man östlich, einen stinkenden Bach überschreitend, auf den größeren, nun auch verlassenen Bivouacplatz, der rechts von dem Bahnhofgebäude durchschnitten wird. Als hier die Gefangennahme Napoleons bekannt wurde, erschallte ein Jubeln und Jauchzen, spielten die Musikcorps. „Jetzt kehren wir in die Heimath zurück!"

Dort auf den Stationen fanden sich fünf Maschinen vor, auch mehrere hundert Waggons, mit Zwiebackkisten gefüllt, waren von den Franzosen im Stich gelassen worden. Viele von den Kisten liegen ausgeleert auf dem Boden, der Zwieback vom Regen erweicht, hängt sich zähe an die Absätze und bildet eine eklige stinkende Masse. Gestank überall, auch im Stationsgebäude. Es ist aus Sandstein gebaut, in seinem Dache haben einige Granaten herumgewühlt, das ganze Haus ist verwüstet und verwildert; was mit den Händen greifbar ist, ist ruinirt, nur die colorirte Affiche von La Chapelles Locomobile ist unversehrt geblieben, weil sie zu hoch hängt. Zerbrochene Fenster und Möbel, umhergeworfene Betriebsbücher, Declarationen, Stempelapparate, ausgeleerte Billetregals, Telegraphenbatterieen, Alles liegt durcheinander auf verfaultem Stroh. Derselbe sauere Geruch herrscht überall, wo die Soldaten frei hausen. In dem Wartsaal, an dessen Wänden eine niet- und nagelfeste Bank angebracht ist, sitzt eine häßliche schnupfende Frau; sie wird bewacht, denn sie hat aus einem Keller auf unsere Sanitätssoldaten geschossen.

W. und ich schreiten zur Untersuchung der auf mehreren Geleisen stehenden Maschinen. Bei vier Maschinen fehlt je ein Kreuzkopfbolzen, bei der fünften sind glücklicher Weise noch beide vorhanden. Diese, ein alter Kasten, „La Reuß" getauft, war von Cail schon Anno 1853 gebaut, hat innenliegende Cylinder und gekuppelte Räder. Sie scheint plötzlich von ihrem Führer verlassen worden zu sein, Manometer und Wasserstand sind zerschlagen, der Regulator demontirt. Sie steht auf der Brücke über dem Bache, mit dem Kamin westlich nach Carignan gerichtet. Rechts von der Maschine ist eine Granate an einem Brüstungssteine der Brücke angeplatzt, von der ein Stück in die Feuerbüchse fuhr und ein zweites Stück die Tenderwand zwischen dem mittleren und oberen Probirhahn durchschlagen hat. Dennoch ist die Maschine betriebstüchtig, da es sich durch eine Untersuchung mittelst eines Telegraphendrahtes herausstellt, daß nur die Kesselbekleidung zerrissen worden war. Manometer, Wasserstandglas und Regulator können ja den anderen Maschinen abgenommen und hier anmontirt werden. Die eine Tenderbremse wirkt nicht mehr, das Gewinde an der Spindel ist ausgeleiert, da ist nichts zu machen.

Freunde von Reinlichkeit scheinen die französischen Führer nicht zu sein, und um später bei allfälligen Anständen keinen Trugschlüssen ausgesetzt zu sein, werden der Rost und die Siederohre, die sich stark mit Asche verlegt hatten, gereinigt, sämmtliche Schmierlöcher revidirt. Aus der Spinnerei werden Putzlumpen und Oel herbeigeschafft. Die Strecke nach Sedan wird inzwischen zu Fuß begangen.

Bevor noch angefeuert wird, müssen die Mannschaften, die ihre halbverrosteten Gewehre in Pyramiden aufgestellt hatten, das Geleise verlassen. Noch ist nicht zu ersehen, ob der Injecteur in gutem Stande ist, er kann erst probirt werden, wenn Dampf gemacht ist. Pumpen sind keine vorhanden.

Außer den Schürwerkzeugen finden sich nach genauem Durchsuchen eines jeden Locales des Bahnhofgebäudes nur ein kupferner Hammer, sonst aber kein einziges brauchbares Werkzeug vor, und von den in den Werkzeugkasten des Tender liegenden Schlüsseln paßt keiner.

So wurde die Completirung der Maschine zu einer wahren Geduldprobe, und während W. mit seinem kupfernen Hammer am Wasserstande herumklopft, werden Werkzeuge zusammengesucht, um den bei Pont Maugis ruinirten Schienenstrang in Stand zu setzen. Im Kessel ist noch so viel Wasser, daß noch bequem Dampf gemacht werden kann.

Endlich, nach langen Stunden, schleicht sich phlegmatisch, schwer und faul grauer Rauch aus dem Kamin, er wird nach und nach schwarz, noch zwei Stunden und es fängt an zu summen, aus der Pfeife spritzen kleine Tröpfchen Wasser, die Probirhähnchen und das neue Wasserstandglas lassen einen Tropfen Wasser nach dem anderen entwischen, es kommt Leben

in den todten Koloß. Das Manometer wird ersetzt durch die Pfeife, welche die nöthige Dampfspannung erkennen läßt. Nach eine halbe Stunde und munter erschallt ein langer, frischer Pfiff. Die Ventile fangen an zu blasen, die Condensationshähnchen sind geöffnet, ein Ruck am Regulator, ein Zittern, eine zischende Dampfwolke, von der sich schneeweiße Ringe abheben, und leicht und schön fährt die Maschine in das Hauptgeleise ein. Ein Theil der Aufgabe wäre gelöst, nun beginnen die Exercitien mit dem Injecteur, der anfangs schrecklich viel Wasser verliert. Es ist nur ein einziger da, er ist links oben an der Feuerbüchse angebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Als ein trauriges Beispiel), wie sich durch Vergeudung an sich guter Kräfte ein Mensch herunterbringen kann, nennt die „Lp. Z." den Oberst Rüstow. Als er noch bescheidentlich, aber mit Fleiß und Verständniß seine „Geschichte der Infanterie" oder seine Studien über die römische Kriegskunst unter Julius Cäsar schrieb, konnte er mit Recht als eine kriegswissenschaftliche Autorität gelten. Die seitdem von ihm angenommene Vielschreiberei der allergewöhnlichsten Art hat, wie das genannte Blatt äußert, den Mann inzwischen auf das Niveau der Pfennigschreiber heruntergebracht. Als praktischer Soldat hat er sich im garibaldinischen Feldzuge des Jahres 1860 lächerlich gemacht, jetzt will er sich, wie es scheint, als Soldat und als Mensch zugleich des Schriftstellers Rüstow würdig machen; er ist nämlich, wie die „N. F. Z." mittheilt, nach Versailles gereist, um dort Thiers einen Plan zur Fortification von Paris und der französischen Grenzfestungen zu unterbreiten. Eines Deutschen und ehemaligen preußischen Offiziers sehr würdig!

(Einen merkwürdigen Fund) hat der Wirth des Offizier-Casino's in Metz am 10. December gethan. Während er in seinen sehr ausgedehnten Kellerräumlichkeiten nach einem zu einem Eiskeller geeigneten Platze suchte, bemerkte er zufällig in einer ganz entlegenen Ecke zwei in eine Steinplatte eingeschmiedete eiserne Ringe. Nach manchen vergeblichen Mühen gelang es ihm, ein Versteck bloßzulegen, in welchem man eine große Anzahl Modelle von Kanonen, Gewehren, verschiedene Artillerie- und Geniewerkzeuge, sowie mehrere Bände militärischer Schriften und Abhandlungen vorfand, welche sämmtlich die Unterschrift „Herzog von Orleans" trugen. Eine eingehendere Prüfung der gefundenen Documente wird vielleicht erkennen lassen, auf welche Weise die Gegenstände der Studien des jungen Herzogs von Orleans, welcher die dortige Artillerieschule besuchte, in dieses entlegene Versteck gerathen sind.

(Die Rigibahn), das Wunderstück moderner Baukunst, ist in der angenehmen Lage, seine Lebensfähigkeit und Rentabilität in mehr als zureichendem Maße bezeugen zu können. Der zweite von der Rigi-Eisenbahn-Gesellschaft versendete Rechenschaftsbericht, welcher die Betriebsergebnisse der abgelaufenen Sommermonate umfaßt, konstatirt zunächst, daß sich die Fortsetzung der Bahn von Staffelhöhe als ein Bedürfniß erwiesen und diesfalls Unterhandlungen mit einer in Arth gebildeten Rigibahn-Gesellschaft, der die bezügliche Concession ertheilt worden, eingeleitet wurden. Während der Betriebssaison vom 23. Mai bis 15. October verkehrten 914 obligatorische und 588 facultative, das sind nichtfahrplanmäßige Personen-, und 490 Güterzüge, für deren Beförderung drei Locomotiven im Dienste waren. Die größte Leistungsfähigkeit beim Personentransporte entwickelten die drei Maschinen am 7. Aug. mit der Beförderung von 970 Personen. Das Totale der Einnahmen betrug 258,222 Frcs. bei 31,558 Rigibesuchern; die Gesammtausgaben belaufen sich auf 81,189 Frcs., daher ein Ueberschuß von 177,032 Frcs. sich ergiebt, der nebst einer fünfprocentigen Verzinsung und einer reichen Dotation des Reservefonds noch die Vertheilung einer Superdividende von 5 Procent auf das Actiencapitol von 1,250,000 Frcs. gestattet. Die ganz außerordentliche Frequenz der Bahn macht eine Vermehrung der Betriebsmittel und sonstige Erweiterungen nothwendig, zu welchem Zwecke eine Anleihe bis zur Maximalhöhe von 250,000 Frcs. aufgenommen werden soll, die in wenigen Jahren aus den Mitteln des Reservefonds vollständig abgetragen werden könnte.

(Winterliche Vergnügen.) In Folge des anhaltenden Frostes wimmeln die Londoner Parks von Besuchern, welche die Freuden des Eises genießen wollen, und oft genug hat die Rettungsgesellschaft Gelegenheit, verwegene Schlittschuhläufer aus einem kalten Bade zu befreien. Am Samstag waren nicht weniger als 29,000 Paar Schlittschuhe in Thätigkeit, und 60 Personen gebrauchten die unfreiwillige Badecur. Am Montag stieg die Zahl der Schlittschuhläufer auf 37,000, dagegen fonk die Zahl der Bäder, weil inzwischen die Balken des Wassers etwas fester geworden, auf 50. Außerdem wurden am Samstag 17 und am Montag 4 Eisläufer, die seit vorigem Winter etwas aus der Uebung gekommen waren, chirurgisch behandelt. Ernstliches Unglück kam indessen nicht vor.

(Amerikanisch.) Die Amerikaner sind kolossal in ihren Unternehmungen und Projecten; jeder neue Tag bringt neue Pläne, welche „Alles bis dahin Dagewesene" übertreffen. Jetzt ist man in Veranlassung des gezwungenen Wiederaufbaues Chicago's allen Ernstes auf die Idee gekommen, die ganze Stadt mit Dampf zu heizen, in einer Weise, sehr ähnlich der Gasröhrenleitung vermittelst Röhren, die unterirdisch aus einem Central-Reservoir nach jedem Hause gehen, womit ein für allemal die durch schlechte Kohlen, Feueranmachen &c. verursachten Unannehmlichkeiten, vor allen Dingen aber die Gefahr großer Brände gänzlich beseitigt wären. Das amerikanische Journal, dem wir diese Mittheilung entlehnen, bemerkt dazu ganz kühl und gelassen: „Man kann zweifelhaft sein, ob die Zeit reif ist für eine so ausgedehnte Verbesserung, aber wenn man bedenkt, daß Dampf durch solche Röhren auf riesige Entfernung getrieben werden kann mit sehr wenig Verlust an Hitze und einer Geschwindigkeit von 7 (engl.) Meilen in der Minute, so scheint es in der That, als ob der Tag nicht fern sein könnte, wo ein praktischer Versuch mit dem gemacht wird, was theoretisch schon längst als richtig zugegeben ist."

Räthsel.

Nimmst Du, was Dir des Arztes Küchenmeister,
Eh' er sich Dir empfiehlt, noch flüchtig beut;
Jedoch zweimal und zwar rasch auseinander,
Dann werde ich gefürchtet und gescheut.

Ja manchen Jammer habe ich vernommen,
Fluch und Verwünschungen ganz ohne Zahl;
Ich bin das Gegentheil von Licht und Sonne,
Von Freiheit, Freude, Wonne allzumal.
Behüte, Herr! die Unschuld vor den Schauern
Und der Verzweiflung meiner düstern Mauern.

Δ

Auflösung des Räthsels in Nr. 144:
Die Buchstaben **eu**.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.   Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 148. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

4.

Der gute Professor lag während der Unterredung der beiden Schwestern behaglich auf seinem Sopha, die blauen Wolken seiner Cigarre sinnend mit den Augen verfolgend, als wolle er in ihren Ringen die Auflösung irgend eines Räthsels suchen.

Ein seltsames Aufleuchten des Blickes, ein glückliches Lächeln, welches das sonst so ernste, ja fast finster zu nennende Antlitz gleichsam verklärte, deutete auf den Zustand seines Inneren nur allzu deutlich hin.

„Sie ist reizend," flüsterte er, die Hand mit der Cigarre wie ein Ausrufungszeichen emporhaltend, „und diese zu verwechselnde Aehnlichkeit, Zug um Zug Helene, — eigentlich müßte ich sie jetzt darum hassen."

Er schaute erschreckt vor sich hin und seufzte wie unter dem Gewichte einer schweren Verantwortlichkeit.

„Und warum sollte ich sie hassen?" fuhr er nach einer Pause demonstrirend fort, „kann sie für diese Aehnlichkeit? — Und hat dieselbe nicht just mein widerspänstiges Herz auf der Stelle gefangen genommen? Die Aehnlichkeit ist freilich da, überraschend, wunderbar, da sie in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu einander stehen — und doch existirt ein Unterschied, ja, sogar ein bedeutender Unterschied. Helenens braune Augen kannten keinen Ernst, sie lachten ewig. Das war mir selber oft störend, wie kann ein ewiger Sonnenschein beglücken? Diese Adele besitzt sanfte blaue Augen, welche so ernst und sinnig blicken können, daß Einem ganz wohl ums Herz wird. Ja, Alles an ihr ist anders; kein lachender und spottender Uebermuth, nur Sanftmuth und stille Heiterkeit. Und diese Neigung zum Sprachstudium, das ist offenbar ein Fingerzeig des Himmels. Hannibal! hüte Dich vor einem dummen Streiche!"

Diese letzte Warnung klang so ängstlich von seinen Lippen, daß er vor sich selber erschrak und entsetzt aufsprang.

„Ja wohl, ja wohl," murmelte er, hastig auf- und abschreitend, „das könnte mir eine zweite Niederlage bereiten und der letzte Betrug ärger als der erste werden. Das Mädchen kann kaum zwanzig Jahre zählen und ich sechs und dreißig, das geht nicht. Lieber reise ich noch heute fort und packe, um nicht in neue Fallstricke des Teufels zu gerathen, sogleich meinen Koffer."

Diesem heroischen Gedanken wollte er auch sogleich die Ausführung auf dem Fuße folgen lassen und begann wirklich hastig seine Sachen einzupacken.

Plötzlich hörte er auf und legte den Finger an die Stirn. „Kann ich denn fortreisen?" murmelte er, starr auf den offene Koffer niederblickend, „bin ich nicht durch mein Wort gebunden, wenigstens heute noch hier zu bleiben? Habe ich nicht aus freiem Entschlusse eine große Verpflichtung auf mich geladen? Es geht also nicht, ich kann nicht reisen, ohne wortbrüchig zu werden!"

Er stieß einen tiefen Seufzer aus, von dem er selber nicht wußte, ob er Verdruß oder geheime Genugthuung bedeutete. Doch fühlte er seine Brust bedeutend erleichtert und kehrte auf seinen Ruheplatz zurück, um über die große Verpflichtung und die Mittel, sie zu lösen, nachzudenken.

„Ich werde diesen Russen aufsuchen und wie seinen Schatten begleiten müssen," murmelte er, „eine schwere Aufgabe!"

Dem guten Hannibal schwindelte dabei, doch hatte er sein Wort gegeben und mußte es unter allen Umständen halten. Und wie Adelens reizender Blick ihn umgaukelte, wie ihre blauen Augen so sanft und mild wie zwei Sterne in sein Herz hineinleuchteten, da durchschauerte ihn ein seliges Gefühl, dem er sich um so lieber hingab, als es ihm so neu, so unbekannt dünkte, wie eine verschollene Sage aus einer längst entschwundenen Zeit, auf deren Schauplatz wir plötzlich treten und wo das Geheimnißvolle uns wie ein Zauber umgiebt.

„Ich muß sie schützen," sagte er mit fester und lauter Stimme, „der Himmel will es, und ich gehorche!"

„Nun, Herr Professor!" tönte in diesem Augenblicke eine Stimme von der Thür her, „was treiben Sie denn eigentlich, daß sie mein lautes Anklopfen nicht hören? Da mußte ich wohl unangemeldet eintreten. Memoriren Sie eine Rolle?"

Hannibal betrachtete finsteren Blickes den Astronomen, der lächelnd auf der Schwelle stand.

„Treten Sie ein und schließen Sie die Thür hinter sich," sprach er kurz, „ich habe mit Ihnen einige ernste Worte zu reden, Herr Doctor!"

„Ei, ei, das klingt ja gewaltig kathedermäßig," lachte der Doctor eintretend, „so legen Sie denn in Gottes Namen los, Herr Professor!"

Dieser räusperte sich und wollte nichts Geringeres, als dem Astronomen die Freundschaft aufkündigen; da trat aber Adelens bittender Blick, ihr sanftes Wort, wie sie für den übermüthigen Scherzmacher um Nachsicht gebeten, zwischen ihn und seinen Zorn, und der letztere war sogleich total geschlagen.

„Danken Sie dem Zufall, der Ihnen gnädig einen Fürsprecher gegeben," rief er gutmüthig, „sonst hätten Sie sich mit mir schlagen müssen, denn ich verzeihe keine Lüge."

„Sie waren bei den Damen Reinhard?" versetzte der Astronom schnell.

„Ich war dort, wo ich nur die Schwester der nicht verwittweten Frau Capellmeister Reinhard, meiner Wirthin, aber nicht die Wittwe eines Gelehrten mit ihrer einzigen Tochter fand."

„Ja so, man irrt sich zuweilen, lieber Professor! mein Gedächtniß läßt mich bei solchen Lappalien leider häufig im Stich. Ich war zu oft in Pyrmont, um nicht einmal in solchen Dingen zu irren; meine frühere Wirthin war die genannte Wittwe mit einer vierzigjährigen Tochter, die mich noch zu capern gedachte."

„Nun, der Irrthum mag diesmal hingehen," versetzte der Professor; „eine Buße muß ich Ihnen indeß doch dafür auferlegen, Doctor!"

„Ich beuge im Voraus mein irrendes Haupt!"

„Sie sollen heute nicht von meiner Seite weichen!"

„Gut, dann arrangiren wir eine Partie Schach, lieber Professor!"

„O, nicht doch, wir wollen draußen umherschwärmen und den Feind beobachten."

Der Astronom riß so verwundert die Augen auf, daß der ernste Professor zum ersten Male nach vielen Jahren laut lachen mußte, ein Ereigniß, das ihn selber verwirrte.

„So wollen wir Beide ein fliegendes Corps bilden?" fragte Jener ebenfalls laut lachend.

„Ja wohl, Doctor! ein fliegendes Corps, um den Osten zu beobachten, der den sich bildenden Norddeutschen Bund bedroht; mit einem Wort: eine Phalanx gegen Rußland!"

„Ah, jetzt begreife ich, eine Schutzwache gegen den Moskowiter, für die bedrohte Tugend. Hier meine Hand, Herr Professor, die Buße nehme ich an, der Moskowiter soll Respect bekommen vor dem Norddeutschen Bund, eine vortreffliche Idee, die Ihrem Witze Ehre macht."

„So wollen wir sogleich gehen, Doctor!"

„Erst essen, Freundchen! Mit leerem Magen gelingt nichts auf der Welt, er ist unser Despot, der im Grunde Alles regiert. Kommen Sie heute einmal mit nach dem Hotel, wo unser Feind dinirt, dort mag unser Operationsplan beginnen. Ich freilich hätte die Sache doch anders gemacht, Herr Professor! Man muß dabei ein wenig seinen Vortheil im Auge haben; Ihr Schützling ist schön, so viel Urtheil kann ich Ihnen doch zutrauen."

„Bin ich denn ein Barbar, ein Hinterwäldler?" fragte Hannibal unwillig.

„Gut, die junge Dame ist also schön —"

„Sie ist sehr schön und klug, auch sanft und bescheiden, soweit ich sie zu beurtheilen vermag," unterbrach Hannibal wieder eifrig den Astronom.

„Und Sie haben sie ganz richtig beurtheilt, lieber Professor!" erwiderte der Astronom ernst, „Fräulein Adele ist in der That eine Perle ihres Geschlechts."

„Warum heirathen Sie diese Perle nicht, Herr Doctor?"

Die Stimme des Professors vibrirte seltsam bei dieser Frage.

„Pah, das Kind ist für mich zu gut, Professor, sie liebt nur den ernsten Mann."

„Wie kann ein Gelehrter, und noch dazu ein Astronom, auch nur so viele dumme Streiche im Kopfe haben," erwiderte Hannibal kopfschüttelnd; „das ist mir ein Räthsel. Sie sind hier in Pyrmont wie umgewandelt, Doctor!"

„Ganz natürlich, mein theuerer Professor, wer, wie ich, von Natur aus kein Kopfhänger und Klausner ist und das ganze Jahr hindurch sich mit allerlei Sternen und Größen, mit Wandelsternen und Fixsternen, auch dann und wann Kometen, das sind mir die fatalsten, abplagen muß, der ist glücklich, einmal zur Erde hinabsteigen und sich wie ein gewöhnlicher Mensch unter gewöhnlichen Sterblichen bewegen zu dürfen. Glauben Sie mir, Freund, die Gewöhnlichkeit ist auf unserem Planeten das einzig wahre Glück, sie hat die wenigsten Feinde."

„Ich danke für dieses Glück, der gewöhnliche Troß hat für mich nie Anziehungskraft besessen," rief der Professor stolz; „lieber ziehe ich einsam meine Straße."

„Gelehrten-Hochmuth!" lächelte der Doctor, „nun es muß auch solche Käuze geben. Doch wohin sind wir gerathen? Ich wollte ja etwas ganz Anderes sagen."

„Ja, daß Sie an meiner Stelle anders gehandelt hätten in der Entführungsgeschichte, wollten Sie mir, glaube ich, beweisen."

„Richtig, das wollte ich sagen; Sie hätten sich der jungen Dame für diese Tage der Gefahr einfach als beständiger Begleiter anbieten sollen, — der Sonne als Mond —, denn eine Entführung wird doch höchstens unter dem Schutze der Nacht versucht."

„Ah, mein Freund! kennen Sie so wenig das Gesetz der Schicklichkeit!" erwiderte der Professor mit überlegenem Lächeln; „eine junge Dame darf wohl in der Begleitung des Vaters, Bruders, Onkels und im höchsten Falle des Vetters, welcher schon verdächtig ist, erscheinen. Im anderen Falle bricht die prüde Welt den Stab über sie."

„Hm, Ehemann und Bräutigam sind doch auch wohl erlaubt und schicklich!" bemerkte der Doctor, sich gleichgiltig eine Cigarre anzündend.

„Daran konnte in diesem Falle schwerlich gedacht werden," brummte Hannibal, dem das Blut verrätherisch in's Gesicht schoß.

„Freilich nicht, lieber Professor! obgleich Sie im Grunde nicht zu alt für ein zwanzigjähriges Mädchen sind. Der Mann darf immer über die Hälfte an Jahren mehr zählen bei der Heirath, das giebt die glücklichsten Ehen; nur bei Leibe nicht umgekehrt!"

Hannibal brummte etwas Unverständliches in den Bart, indem er sich ebenfalls eine Cigarre anzündete, und griff dann nach Hut und Stock.

„Vorwärts also, den Feind zu verfolgen!" rief der Doctor pathetisch und schritt lächelnd voran.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Technikers aus dem Feldzuge 1870.

(Fortsetzung.)

Den Pfiff haben die Verwundeten gehört, er hat in ihnen schöne Hoffnungen an die liebe Heimath wachgerufen. Wie viele Schmerzen hat dieser Pfiff gelindert. Und wer eine Braut daheim hat, der stirbt so schwer, man hat ja viel zu sagen, wenn man die bessere Hälfte seines Lebens zurücklassen muß. Noch einmal möchte man sie seiner Treue versichern, in ihren Augen lesen, daß man nicht vergessen ist. Und wer einen Vater oder eine Mutter daheim gelassen hat, der will um Vergebung flehen für manche Lieblosigkeit und Vernachlässigung.

Sie schicken einen Boten herab, sie lassen fragen, ob sie wohl morgen nach Hause gebracht werden. Arme Leute! das wissen wir selbst nicht — vielleicht in zwei Tagen. Welch' eine Ewigkeit für den armen Soldaten; neben ihm sucht sich der Tod stündlich neue Opfer. Wird der Knochenmann an ihm allein schonend vorübergehen? Selbst sterbend so Viele sterben sehen und warten müssen ewig lange Tage!

Unser früheres dumpfes Kellerquartier in der Spinnerei hinter der kleinen Säulendampfmaschine, die uns aus Armengaud's Werken bekannt ist, haben wir mit einem Gepäckwagen

vertauscht, der mit Polstern aus Personenwagen ausgestattet ist. Die Maschine hat uns gehorcht, sie ist dienſttauglich, wir haben ihr neues Leben geschenkt, sie liebgewonnen wie ein Kind. Kein Fremder darf es wagen, sie anzurühren, sie muß als erstes Product unserer Thätigkeit vor allen Zufälligkeiten bewahrt werden. Wir wachen sorgsam über sie. Abends wird ein Posten ausgestellt, weniger um unseren Schlaf zu sichern, als unsere Maschine zu beschützen. Der Mann ist aufmerksam, er giebt Nachts 2 Uhr einen Schuß ab, dem ein Versager, veranlaßt durch die nicht gar lobenswerthe Papierpatrone, voranging. Er rapportirt: „Ein Schimmel sei herangeritten!“ Am anderen Morgen findet sich in dem zertretenen Gärtchen am Bahnwärterhäuschen ein verlassener zitternder Schimmel. Für das arme heruntergekommene Thier wäre der Schuß, wenn er getroffen hätte, eine Wohlthat gewesen. Vielleicht verdankt der Schimmel sein Leben einer bayerischen Papierpatrone.

Am 5. September fährt ein Materialzug mit Arbeitern, Schienen, Brechstangen und zusammengesuchten Gartenwerkzeugen zur steinernen Brücke Pont Maugis hinaus.

Pont Maugis ist eine Haltstelle, von welcher aus nur ein Geleise nach Sedan weiter führt. In den Beschreibungen der Kämpfe von Bazeilles wird diese Brücke über die Maas öfters genannt. Hinter dem eisernen Geländer sind Rasen aufgeschichtet, die manchem Bayern den sicheren Tod abgehalten haben. Jetzt werden diese mit Pickeln und Schaufeln aufgerissen und in's Wasser hinunter geworfen, sonst fährt die Maschine neben hinaus, weil mehrere Schienen ganz davon bedeckt sind. Drunten im klaren blauen Wasser liegt eine französische Trompete und auch ein gefülltes Pulverfaß hat dort sein Grab gefunden. In der Ladehalle liegt ein ganzer Berg von gegossenen, unfertigen französischen Granaten. Die Löcher, die dazu dienen, die Bleiwarzen aufzunehmen, sind mit Holzkeilen zugeschlagen.

Der Damm bei Pont Maugis wird auch als Colonnenweg benützt, die Geleise sind viel mit Schotter und Sand überdeckt, und zwischen den Schwellen ist der Boden ausgefahren. Ueber der Brücke drüben verschwindet der Schienenstrang in Balken und Erde hinein. Links fahren die Fuhrwerke zur Straße nach Remilly hinauf, während der Bahndamm, nachdem die Geleise ineinander übergegangen, sich rechts wendet und, der Straße folgend, nördlich nach Sedan abweicht. Dieses Remilly, acht Kilometer von Sedan entfernt, ist nicht mit dem bei Pont-à-Mousson liegenden zu verwechseln.

Als der Schienenstrang bloßgelegt ist, kommen zwei Schienen zum Vorschein, die durch ein Geschoß um acht Zoll verkürzt sind, eine dritte ist in der Mitte entzwei und die Enden zweier anderer durch das Ein- und Ausfahren von schweren Geschützen zollweit auf die Seite verschoben, und dies gerade in der Curve. Diese beiden konnten aus dem Nebengeleise ergänzt werden. Alle neu gelegten Stellen werden mit Weidenzweigen bezeichnet.

Inzwischen haben W. und K. auf dem Bahnhofe zu Bazeilles rangirt, das Hauptgeleise ist frei. Das dritte und letzte Wasserstandglas ist inzwischen eingesetzt, nachdem die zwei ersten zerplatzt sind.

Heute werden endlich die noch immer umher liegenden Todten begraben. Wie im Spätsommer bei der Ernte der Heuwagen alle zwanzig Schritt hält, um neue Büschel aufzunehmen, so hält der Tod seine Ernte, und man sieht jetzt Leiterwagen von den Gärten vor Bazeilles heranfahren. Sie füllen sich mehr und mehr an, die Last wird so schwer, daß die Pferde kaum von der Stelle kommen. Pêle-mêle sind auf den Wägen die Todten übereinandergeworfen, sie werden mit ihren aufgeknöpften verschmutzten, blutigen Uniformen neben dem Bahnwärterhäuschen in große Gruben geworfen. Auch auf dem Bivouacplatz vor dem Bahnhof neben dem Park stehen Leiterwagen mit Todten, diese sind oft schon ganz schwarzblau im Gesicht und kommen zu fünfzig, hundert und noch mehr in eine Grube. Niemand hat ihnen ihr brechendes Auge zugedrückt, Niemand bettet sie in ihre Ruhestätte.

Mit Kochkesseln wird aus dem Bache Wasser hinaufgeschafft. Mittags 1 Uhr ist Alles zur Abfahrt fertig.

Den Befehl zum Untersuchen der Bahn zum Zwecke des Transportes von Verwundeten und Lebensmitteln in der Tasche, fahren wir nicht ohne Besorgniß nach Sedan hinüber. Unter unseren Truppen hat sich inzwischen ein Heizer und ein Bremser gefunden, diese bekommen zwei aufgefundene französische Eisenbahnmützen als Auszeichnung, die groß und schwarz mit dem versilberten „Est“ oberhalb der Schilder, von unseren nichts weniger als eleganten bayerischen Dienstmützen ziemlich contrastiren. Auch ein Führer meldet sich, der will aber eine andere Maschine haben, die sei ihm „zu lumpig“ meint er. Wohl ist es wahr, daß das ganze vorgefundene Betriebsmaterial und auch der Schienenstrang sehr vernachlässigt war; ausgefahrene Schienen zeigen, daß Neuanschaffungen nicht sehr beliebt sind. Oft muß gehalten werden, um Pferde und Wägen vorbeizulassen, der Damm ist belebt wie eine Landstraße. Auf den Böschungen befinden sich Bauersleute, die Löcher ausgraben, aus denen Kisten und Fäßchen zum Vorschein kommen, sie hatten sie tagelang vorher dort vergraben. Sie haben Handkarren mitgebracht, die sie auf dem Damme stehen lassen. Kaum sind diese voll geladen, als die Reise wieder heimwärts geht, eilig schiebt Frau und Kind, als ob der Teufel hinter ihnen wäre.

Ein wundernettes liebes Kind hätte ich gerne mitgenommen. Schön gewachsen war sie, und bei dem Eifer, mit dem sie ihrer Mutter half, kam ein reizendes hübsch chaussirtes Füßchen zum Vorschein. Das saubere weiße Häubchen, das nur einen Theil des netten Köpfchens bedeckte, ließ noch eine Fülle von schönen kastanienbraunen, sorgfältig gepflegten Haaren sichtbar. Ihre Antworten waren lebhaft und entschieden. Ja, unsere bayerischen Bauernkinder, plump und geschmacklos, Klumpfüße herumwerfend, mit ihrem trägen rauhen Dialekt, könnten doch viel vom französischen Chic lernen.

Der Anblick der nach rückwärts fahrenden Maschine war für die in Vadlincourt und längs der Strecke stationirte Mannschaft für den Augenblick überraschend, für die Pferde schreckhaft. Sie reißen aus und im wilden Galop springen sie truppweise seitwärts davon, mit den Zügeln ihre Leute nach sich zerrend und sie bald hinter sich lassend. Und vollends die freien, verlassenen Pferde machen in ihren wilden Sätzen und Springen das Bild einer Prairiestaffage vollständig.

In einer halben Stunde ist die ganze Strecke bis Sedan durchfahren, zu der der Postzug nur zwölf Minuten verwendet. Der Bahnhof, von Truppen wimmelnd, bietet den Anblick eines wirbelnden, überquellenden, sauer riechenden Ameisenhaufens, der bei dem Pfiff der Locomotive eine Gasse bildet, auseinanderweicht, um sich noch enger und wirrer übereinander zu stürzen. Nach dem Durchgang unseres Trains fließt der Menschenknäuel wieder zusammen. Mit einem Luftballon herabgestiegen, könnten wir nicht neugieriger umzingelt und befragt worden sein.

Auf der Commandantur hat ein blonder Cavalerieofficier Meldung. Der junge Mann ist tüchtig durchfrisirt, Toilette untadelhaft. Er muß mit seinem Rapport einhalten und mir das Wort lassen. Ich komme ja eben von der ersten Probefahrt und das ist unter den gegenwärtigen Umständen ein Ereigniß. Er mißt mich mit kühnem Blick; das einzig Bescheidene an ihm ist sein Schnurrbart. Uebrigens störte er mich nicht, er konnte ahnen, daß ich in ihm nicht den Sieger vom 1. September sehe. Mein Auftrag lautet bis Sachy zu recognosciren. Dieses ist die fünfte Station östlich. Die nächste Viertelstunde nehme ich für mich, und bin so glücklich ein Restaurant zu finden, in welchem es wirklich etwas zu speisen giebt. Ein preußischer Lieutenant war auch dorthin verschlagen worden.

Wir sind gleich bekannt, pour changer trinken wir Champagner und essen Linsen dazu. Brod giebt es noch keines.

Die Straßen wimmeln von französischen und deutschen Truppen, dazwischen piquante Französinnen. Die französischen Officiere tragen kleine Paquete und fragen, wo sich die Gefangenen zu sammeln haben. Die Straßen erinnern an Pest, auch an den Augsburger Macadam, die Häuser spiegeln sich in graubrauner Sauce, aus der im Schmutz gebadete zerbrochene Chassepots, breitgedrückte Helme, Yatagans und Säbelscheiden halb ertrunken herausschauen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Unnachahmbares Papiergeld.) Einem Berliner Lithographen, Namens Gustav Schwarzwald, ist es nach mehrjährigen Studien gelungen, unnachahmbares Papiergeld herzustellen. Die Unnachahmbarkeit des mittelst dieses Papieres hergestellten Geldes entspringt weder aus der Zeichnung noch aus dem Druck der Scheine, sondern einzig und allein aus der Farbe des Papieres selbst. Diese Farbe, respective Farben, auf chemischem Wege hergestellt, sollen gleichwohl nach der Versicherung des Erfinders chemisch nicht zu analysiren, also auch in ihren Bestandtheilen nicht zu ergründen sein, während sie andererseits, durch die Loupe betrachtet, sofort von allen bisher bekannten Farben zu unterscheiden sind. In ihrer Eigenschaft als Farben lassen sie auch weder ein Nachmalen, noch ein Photographiren, noch ein sonstiges Uebertragen zu. Außerdem behauptet der Erfinder, daß durch sein System jeder Staat in den Stand gesetzt wird, sich sein eigenes Geheimniß der Farbenbereitung zu schaffen, und daß die Herstellung des Geldes aus diesem Papier nicht größere Mühe und Kosten verursacht, als die jetzige Papiergeld-Fabrikation.

(Ein sehr verschmitzter Gauner,) der sich Hermann Herz nennt und Geschäftsreisender sein will, macht, wie die „Tribüne" mittheilt, jetzt die Runde durch Deutschland und hat sich namentlich den Hotelbesitzern gefährlich gezeigt. Auf wie schlaue und originelle Weise er dieselben zu betrügen versteht, davon zeugt Folgendes: Am 11. v. Mts. erhielt der Besitzer eines Hotels zu Frankfurt a. M., in welchem meist Geschäftsreisende verkehren, folgenden Brief: „Nürnberg, 9. November 1871. Geehrter Herr! Mein Haus hat mir weitere Kasse nach Ihrem Hotel gesandt, während ich solches hierher beordert hatte. Um nun nicht in Verlegenheit zu kommen, so ersuche ich Sie, mir sofort hierher nach Nürnberg poste restante 30 fl. per telegraphische Postanweisung zu senden, die ich Ihnen morgen Abend bei meiner Ankunft in Frankfurt dankend zurückerstatte. Ich ersuche indeß ausdrücklich, die telegraphische Anweisung sofort nach Ankunft zu besorgen, damit ich morgen Mittag sofort nach dort weiterreisen kann. Auf Wiedersehen, Ihr Hermann Herz." Der Wirth erkundigte sich nach Empfang dieses Briefes bei seinem Personal, und es ergab sich, daß am Morgen desselben Tages der Postbote einen Geldbrief an Hermann Herz, aufgegeben in Ulm am 9. November, mit angeblichem Inhalt von 175 fl. präsentirt, ihn aber, da Herz nicht anwesend, wieder mitgenommen hatte. Hierdurch sicher gemacht, zumal der Name Herz schon mehrfach im Hotel vorgekommen, nahm der Wirth keinen Anstand, die verlangten 30 fl. per telegraphische Anweisung nach Nürnberg poste restante zu senden. Als jedoch Herz vergeblich auf sich warten ließ, wurden bei der Post Nachforschungen angestellt, es ergab sich, daß der angebliche Geldbrief an Herz von derselben Hand geschrieben war wie der obige und derselbe statt Geld nur leeres Papier enthielt. Wie sich sodann weiter herausstellte, ist ganz derselbe Betrug zum Nachtheil von Hotelbesitzern in Köln und Düsseldorf verübt worden.

(Dampffähre über den Canal La Manche.) Wie aus Boulogne geschrieben wird, tritt in Arras binnen wenigen Tagen die von der französischen Regierung ernannte Commission zusammen, um den Plan einer neuen Dampfverbindung zwischen Dover und Calais zu prüfen. Drei Riesendampfer sollen gebaut werden, die, jeder mit 30 Eisenbahnwaggons an Bord, die Reise zwischen den genannten Häfen in 70 bis 90 Minuten zurücklegen würden. Diese Dampfer, welche zusammen täglich sechs Hin- und sechs Herreisen machen sollen, würden etwa 400,000 Pfd. St. kosten. Die Gründer des Unternehmens beanspruchen von der französischen Regierung Construction der nöthigen Seestation in Calais und Verbindung derselben mit der Nordbahn, sowie ferner den ausschließlichen Postcontract auf zwanzig Jahre mit jährlichen Subsidien im Betrage von 500,000 Francs. Von der englischen Regierung erwarten sie ähnliche Bedingungen.

(Eine Königin gestorben.) In einer der Vorstädte Londons ist eben eine excentrische alte Dame gestorben, die vor längerer Zeit wegen einer Reihe von Processen um die englische Königskrone berühmt war. Mrs. Ryves gab sich für eine Tochter des Herzogs von Cumberland, Bruders von Georg III., aus und beanspruchte als solche die Königskrone.

(Die Reliquienfabrik in Rom) beschränkt ihren Absatz nicht etwa auf die Rheinlande oder auch auf Europa, sondern hat sich auch in Amerika gute Kundschaft erworben. Jetzt hat sogar, wie die „New-Yorker Tribune" mittheilt, der amerikanische Dampfer „Richmond" einen Sarg nach Philadelphia gebracht, der in Mycenae entdeckt worden ist und die Asche keines geringeren Heiligen enthält als des Apostels Paulus! Die genannte Zeitung hält es für nöthig, ihre Gründe gegen die Richtigkeit dieser Declaration auseinander zu setzen.

Vom Büchertisch.

Bayerns Helden- und Ehrenbuch. Decorirte und Belobte der nach Frankreich ausmarschirten bayerischen Armee. Anlaß der empfangenen Auszeichnungen. Ein Gedenkbuch des deutsch-französischen Krieges 1870—71. München, E. Huber's Verlag.

* Unter vorstehendem Titel ist die erste Lieferung eines Buches erschienen (das Ganze soll 12 Hefte à 36 kr. für die Prachtausgabe, oder à 24 kr. für die Volksausgabe umfassen), welches namentlich Beachtung von Jenen verdient, welche den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht haben, sowohl von Officieren, wie Unterofficieren und Soldaten. Dasselbe enthält sämmtliche Decorirte und Belobte der nach Frankreich ausmarschirten bayerischen Armee, sowie den Anlaß der empfangenen Auszeichnung. Besonders hervorgehoben sind — neben den Militär-Max-Joseph-Rittern — jene Unterofficiere und Soldaten, welche sich durch bewiesene Bravour, Geistesgegenwart und Hingebung für das Vaterland besonders hervorgethan haben. Die Gefallenen finden ebenfalls die ihnen gebührende Beachtnahme. Es ist ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes, auf welches wir hier aufmerksam machen. Als besondere Empfehlung möchte noch angefügt werden, daß König Ludwig II. die ehrfurchtsvollste Widmung des Buches huldvollst entgegennahm. — Für den Weihnachtstisch Betheiligter dürfte sich das Helden- und Ehrenbuch besonders empfehlen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 149. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

5.

Es war ein heißer Tag gewesen, in dumpfer Schwüle zog am Abend ein Gewitter auf. Die große Allee wurde nach und nach leer, die Curgäste und sonstigen Fremden zogen sich in ihre Logis und Hotels zurück, oder füllten die Spiel- und Conversationssäle.

Der Professor und sein Freund betraten ebenfalls mit glühenden Gesichtern den Spielsaal und drängten sich durch die Menge, welche das Roulette umlagerte.

„Ah, da hätten wir unsern Moskowiter wieder!" murmelte Hannibal, tief Athem schöpfend; „war das eine Hetzjagd. Gott steh' mir bei, sollte ich täglich so rennen, da wäre ich sicherlich in acht Tagen todt."

Der Professor haßte das Spiel wie eine Todsünde und doch fesselte ihn der Anblick desselben bald im höchsten Grade, ohne daß es indeß irgend eine Macht über ihn gewonnen hätte.

Sein Auge verfolgte aufmerksam das Spiel jenes Russen, der erst jedesmal bei Drehung des Roulette's seine Nummer oder Farbe besetzte und an diesem Abend viel Glück hatte.

„Ihr Spiel ist unstatthaft, Monsieur!" tönte die schnarrende Stimme des Bankhalters zu dem Russen hinüber, „ich habe Sie schon länger beobachtet und kann dasselbe nicht mehr dulden."

„Sacre Dieu!" fluchte der Moskowiter, „wer wagt mir solches zu sagen? Nun ich Glück habe, wollen Sie nicht zahlen; so lange ich verlor, haben Sie geschwiegen. Wer ist hier der Betrüger?"

Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei jedem Conflict zwischen der Spielbank und dem Spieler das gesammte Publicum stets die Partei des Letzteren ergreift, gleichviel, ob dieser sich im Recht oder Unrecht befindet; bezeichnend genug für die Achtung, in welcher das ganze von der Moral längst gerichtete Institut steht.

Und so auch hier; das dichtgedrängte Publicum aller Klassen ergriff sogleich Partei für den Russen, obgleich dieser sich im offenbarsten Unrecht befand, und nahm eine drohende Haltung gegen die Direction an.

„Nun es sei!" rief der Bankhalter, welcher jeden Streit, jedes Aufsehen wie eine gesprengte Bank haßte, „ich zahle Ihnen diesmal den Gewinn, später nicht mehr!"

Jedenfalls war der gute Herr im Wahne, der Russe habe, da er in der letzten Zeit beständig verloren, höchstens mit einem Kassenschein von einem Thaler besetzt; es war indessen ein 25-Thalerschein, also ein Gewinn von 900 Thalern, den er auszahlen sollte.

„Diesen Gewinn zahle ich nicht aus," rief er entrüstet, „Sie haben die Bank betrogen, ungesetzlich gespielt und müßten bestraft werden."

Ein furchtbarer Tumult entstand nach diesen Worten, die Bank war in Gefahr, demalirt zu werden.

In diesem Augenblick erschien Polizeiwache, welche den Saal nach wenigen Minuten räumte; nur die Mannschaft vom Roulette blieb auf dem Posten.

Der Russe tobte fürchterlich umher und drohte, die Thür zu zerschlagen; die bessere Gesellschaft hatte sich rasch entfernt, nur die Industrieritter und Spieler von Profession waren zurückgeblieben.

„Bleiben wir?" fragte Hannibal leise.

„Versteht sich, wir dürfen unseren Vogel nicht aus den Augen verlieren," flüsterte der Doctor.

„Ah, da kommen Sie endlich, Freund!" rief in diesem Augenblick der Russe, „stehen Sie mir bei, die Spitzbuben wollen nicht zahlen, haben gesiegt, es ist ein Skandal!"

Es war der große Künstler, welcher jetzt wie ein deus ex machina auf der Scene erschien und mit souverainer Verachtung Alles, was ihm im Wege stand, zur Seite schob.

„Verdammt, daß ich diesen Skandal versäumen mußte," rief er mit seinem schmetternden Discant. „Es hätte Niemand den Saal räumen sollen. Platz da, daß wir die Halunken herausdonnern."

„Ausgemacht!" schrie er, mit dem Fuß gegen die Thür schlagend. Vergebens; nichts rührte sich drinnen, und immer wüthender donnerte er gegen die verschlossene Thür.

„Heda! wer will was verdienen? Wer hat breite Schultern genug, diese Thür einzurennen?

Zwei stämmige Arbeitsleute drängten sich hindurch, um das Geld zu verdienen. Und jetzt, als sich die volle Wucht ihrer Schultern gegen die Thür legte und diese bereits in allen Fugen krachte, hielten die Herren der Bank es doch für gerathener, den gewaltsamen Ueberfall nicht erst abzuwarten, sondern freiwillig die Thür zu öffnen.

„Wollt Ihr zahlen?" schrie der Künstler im allerhöchsten Discant.

„Nein!" erwiderte der Bankhalter, „wir sind in unserem guten Rechte."

„Dann vorwärts zur heiligen Justiz, damit diese entscheidet!"

Die Herren des Roulette konnten sich dieser Aufforderung nicht entziehen, da das Publicum sich von Minute zu Minute vergrößerte und stürmisch Beifall schrie.

Der Zug ging also zum Polizeirichter, der sich zwar incompetent in dieser Sache erklärte, indeß dem Bankhalter eröffnete, daß er wenig Aussicht auf Erfolg habe, da er den Einsatz zum Auszahlen bereits angenommen gehabt, weshalb er ihm auch rathe, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und dem Russen den Gewinn auszuzahlen.

Der Bankhalter erklärte sich dazu bereit, wenn diesem der Spielsaal fortan verboten werde.

„Ich werde Ihnen, mein Herr!" wendete sich der Polizei-Commissarius zu dem Moskowiter, „anheimgeben, noch heute Pyrmont zu verlassen und diesen Ort fortan zu meiden."

Der Künstler wollte gegen diesen Spruch protestiren,

doch der Russe zog ihn hastig mit sich fort, in Furcht, durch diese Intervention doch noch schließlich um seinen Gewinn zu kommen.

„Gott sei Dank!“ flüsterte Hannibal dem Doctor zu, „nun wäre diese Hetzjagd glücklich beendet, wohin zum Kukuk, wollen denn Sie so eilig?“

Doctor Petermann war schon hinaus und zwar so eilig, daß der Professor ihm kaum zu folgen vermochte.

„So kommen Sie doch, Professor! jetzt ist der Feind im Zuge,“ rief der Astronom, wie der Sturmwind dem Feinde folgend.

Hannibal lief außer Athem hinter ihm her. Wo blieb bei diesem Wettlauf seine Gelehrtenwürde?

Endlich blieb Jener stehen und packte den Freund, der ihn eingeholt, am Arme mit einem energischen „Pst!“

Es war sehr dunkel geworden, die Blitze zuckten durch die Bäume, langsam rollte der Donner hinterdrein, schon fielen einzelne schwere Tropfen.

Man hörte jetzt deutlich die gedämpfte Stimme des Künstlers.

„So habt Ihr mich verstanden, Moskowiter?“

„So ziemlich,“ brummte der Baß des Russen, „die beiden Frauenzimmer sind ganz allein?“

„Versteht sich, ein deutscher Professor zählt nicht mit; der Ehemann ist noch nicht hier; soviel ich weiß, wagt er sich nicht hin, wo ich meine Residenz aufgeschlagen. Wollt Ihr die kleine Frau haben, mir recht, es ist auch ein appetitlicher Bissen.“

„Beileibe nicht,“ protestirte der Russe, „was soll ich mit einem Frauenzimmer beginnen? Ich bringe ihnen also diesen Brief?“

„Ja, er ist von meiner Frau, mit der sie sehr befreundet gewesen, das Bild meines Sohnes liegt darin, das wird allen Argwohn verscheuchen.“

„Kennen die Damen denn auch die Handschrift Ihrer Frau?“

„Versteht sich, Moskowiter! Ihr seid ein harter Kopf und werdet mir die Sache, so glatt sie ist, am Ende noch verderben und das würde ich Euch nie vergeben. Seht oder hört vielmehr: dieser Zettel von der Hand meiner theueren Gemahlin, der eine Einladung an eine befreundete Dame enthält, da sie selber krank geworden — wir waren nämlich in Karlsbad, — ist damals nicht abgesandt worden und in meine Brieftasche gerathen, wo er Jahre lang geschlummert hat, durch glückliche Zufälle der Vernichtung stets entgangen. Jetzt kommt er mir wie gerufen und kann seine Bestimmung famos erfüllen. Ihr übergebt den Zettel, die Adresse habe ich natürlich hinzugefügt, und bietet Euch zum Begleiter an; das Uebrige überlasset mir.“

„Gut, und mein Lohn?“

„Den zahle ich natürlich erst nach gelungenem Werk, ich warte mit einem Wagen in der Klosterallee, das Wetter ist wie gemacht zu einer Entführung; wie wird der Capellmeister herumwüthen, ha, ha, ha.“

„Lache nur,“ murmelte Doctor Petermann, „wer zuletzt lacht, lacht stets am besten!“

„Sollen wir die Schurken nicht denunciren?“ flüsterte der Professor, „oder am liebsten gleich niederschlagen?“

„An wem lautet denn die Adresse des Briefes?“ fragte der Russe im Fortgehen.

„Um die Rechte herauszulocken, habe ich sie nicht an die Frau Capellmeisterin, sondern nur gleich an Adele Oswald gerichtet, ein reizendes Kind, die Schwester der Frau, in welche ich rasend verliebt bin.“

„Adele Oswald,“ murmelte der Professor wie erstarrt.

In diesem Augenblick erhellten mehrere Blitze taghell den Raum und ließen alle Gegenstände deutlich erkennen. Der große Künstler hatte in diesem kurzen Momente den Doctor Petermann erblickt.

„Zum Henker! dort steht der Capellmeister Reinhard,“ schrie er sichtlich erschreckt, „nun, das fehlte mir noch!“

„Ja wohl, der Capellmeister Reinhard in Person,“ versetzte der angebliche Doctor Petermann mit donnernder Stimme, während im selben Augenblick ein furchtbarer Donnerschlag sein weiteren Worte verschlang.

Der Regen goß jetzt in Strömen herab; als sich der zürnende Capellmeister bei einem neuen Blitzstrahl nach Freund und Feind umschaute, war Alles verschwunden, der Künstler mit dem Russen, aber auch der Professor Hannibal Roßner.

„Nun möge das Donnerwetter erst recht dreinschlagen,“ brummte Reinhard. „Hat mir der lange Esel meinen guten Hannibal mit seinen verwünschten Enthullungen verscheucht und unseren schönsten Plan vor der Zeit zu Wasser gemacht. Armer Doctor Petermann!“ setzte er mit einem komischen Seufzer hinzu, „nun wirst Du mit Deiner duckelichen Sonne in die Rumpelkammer geworfen, und Hannibal jedenfalls Trappist werden.“

Er wandte sich, um heimzukehren, wobei er von Zeit zu Zeit: „Herr Professor!“ rief. Keine Antwort, nur der Donner grollte ihm in die Ohren und der strömende Regen durchweichte ihn bis auf die Haut.

„Er wird daheim sitzen,“ murmelte er, hastig weiterschreitend, „vielleicht packt er schon in wilder Eile den Reisekoffer. Gottlob nur, daß deutsche Gelehrsamkeit auch in solchen Dingen ihre Gründlichkeit behauptet und keine Ueberstürzung kennt. Adele Oswald — Capellmeister Reinhard, alias Doctor Petermann — brr — wie werden diese ominösen Namen dem armen Hannibal in die Glieder gefahren sein. Armer Astronom! Du kommst aus dem Regen in die Traufe!“

So philosophirte der lustige Capellmeister, bis er mit geräuschlosem Schritt das Zimmer seiner Frau erreicht hatte.

„Herr Gott, in dieser Sündfluth schwärmst Du mit dem Professor umher?“ rief die kleine Frau des Capellmeisters erschreckt und entsetzt beim Eintritt ihres Gemahls aus.

„Still, Kind!“ erwiderte Reinhard, „wir haben um Euretwillen viel gelitten; er ist doch schon in seinem Zimmer?“

„Wer, der Professor?“

„Freilich, wer anders denn?“

„Hast Du ihn nicht mitgebracht, lieber Reinhard?“

„Leider nein, er ist mir entsprungen,“ versetzte dieser seufzend. „Der lange Künstler, der durch den Russen Euch entführen lassen wollte, oder vielmehr Adelen, denn für Dich, mein Kind, bedankte sich selbst der Russe —“

„Grobian!“ drohte lachend Helene.

„So dachte ich auch, — also die beiden Entführer wurden von uns verfolgt, wir erwischten sie endlich in Donner und Blitz und hörten ihren Plan — recht allerliebst und schlau, ich werde nächstens ein kleines Libretto darüber schreiben und in Musik setzen, es wird Erfolg haben! — Da muß den Langen das Donnerwetter, welches gerade in größter

Heftigkeit tobte, ganz regieren, daß er den richtigen Namen seines Opfers in alle Welt hinaus schrie: „Adele Oswald!"

„O weh," seufzte die junge Frau, „was geschah darauf?"

„Ein Blitz erhellte momentan mein holdes Antlitz, der Lange erkannte mich und brüllte entsetzt meinen Namen, als habe er ein Gespenst erblickt. Ich hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als meine Identität mit einem Fluch zu bestätigen, worauf Alles Reißaus nahm."

„Auch der gute Hannibal?"

„Auch der, — gut, daß Du mich an ihn erinnerst, ich muß jetzt sogleich auf sein Zimmer."

„Er ist noch nicht zurückgekehrt," rief Adele todtenbleich und mit zitternder Stimme."

„Wirklich nicht?" Das ist sehr fatal," brummte der Capellmeister, „dann muß ich auf der Stelle fort, ihn zu suchen."

„In diesem Wetter und den nassen Kleidern?" rief Helene entsetzt, „nimmermehr, Du würdest Dir einen tödtlichen Schnupfen holen."

„Und der Professor, soll ich den Armen umkommen lassen? Nein, mein Kind, andere Kleider sind in dieser Sündfluth unnütz, sieh, wie ich das Zimmer schon zum Teiche umgewandelt habe."

„Hier sind trockene Kleider, lieber Schwager!" sagte Adele, aus dem Nebenzimmer tretend, „ziehe sie rasch an, ich begleite Dich."

„Du wolltest mich begleiten, Adelchen?" rief Reinhard erstaunt. Geht denn das an?"

„Nein!" erwiderte Helene entschieden.

„Ja!" versetzte das junge Mädchen mit fester Stimme; „wo die Nothwendigkeit als heilige Pflicht eintritt, hört die Frage der Schicklichkeit auf. Der Professor ist um meinetwillen in eine vielleicht größere Gefahr gerathen, als wir ahnen, darum ist es meine Pflicht, ihn mit zu erretten, wenn es möglich ist. Vorwärts, jedes weitere Wort ist unnütz!"

„Bravo," rief der Capellmeister, „ich bin in zwei Minuten fertig."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Technikers aus dem Feldzuge 1870.

(Fortsetzung.)

Wir fahren mit vollem Dampf zurück und überholen einen Zug Franzosen, die den Chassepot mit einem langen Stock vertauscht haben und nun feierlich bei uns in Deutschland einziehen werden. Auf offener Strecke muß wieder gehalten werden. Ein Leiterwagen liegt umgestürzt auf dem Geleise.

In Bazeilles sahen uns die Unglücklichen vom Schloß aus herandampfen; ungeduldig, in die Heimath zu kommen, schicken sie uns einen zweiten Boten. Es wird nichts zu machen sein, für die Armee muß Proviant herbeigeschafft werden. Rücktransporte Verwundeter konnen nicht stattfinden, denn im Kriege kommen die Gesunden vor den Sterbenden, das intacte Material gilt mehr als das beschädigte; das Mitleid muß der Berechnung weichen.

Kein Zweifel, daß die Schwierigkeiten, die sich uns auf dieser neuen Strecke bieten konnten, nicht zu bewältigen wären. Bevor wir uns auf den Weg machen, wird aus uns Freiwilligen das ganze Personal gebildet, definitiv angestellt und instruirt. Polytechniker K. und v. Z., die schon vom Anfange an wesentlich mitgearbeitet hatten, bekommen den Dienst als Stationsmeister, respective Weichenwärter und Bremser, K. hatte sich seit Beginn unserer neuen Thätigkeit als feiner Koch verrathen, er zauberte uns mit den primitivsten Hilfsmitteln delicaten Braten hervor. Mit seltenem Eifer statteten die beiden letzteren unseren Waggon mit einem Comfort aus, der wirklich an die Salonwägen der Pacificbahn erinnerte. Der Raum ist Küche, Toilette und Schlafzimmer zugleich, der Mangel an Damen allein war schuld, daß kein Boudoir gebaut wurde.

Die Verproviantirung der Speisekammer allein ließ hie und da zu wünschen übrig, sie dauerte gerade so lange als der Magen Zeit zum Verdauen brauchte, sie blieb leer trotz der Unterstützung unserer Officiere und der wesentlichen Nachhilfe des Herrn Oberlieutenants Freiherrn v. Schrenk, dem wir sehr zu Dank verpflichtet sind. Die Speisekammer hätte manchem Johanniter als nachahmungswürdiges Beispiel dienen können, denn es giebt Leute, die behaupten, volle Magazine gesehen und leere Mägen daneben brummen gehört zu haben.

Die Wände unseres Waggons sind mit auf dem Schlachtfelde gefundenen französischen Waffen, einer Eisenbahnkarte und sogar einer Spiegelruine decorirt. Weiche Polster bedecken die getrockneten Rückstände von Kühen, auch gelang es, einen Strohsack zu requiriren. Eine Petroleumlampe läßt Abends durch ihren dunkeln Schatten unsere schwarzen Gesichter noch schmutziger erscheinen, und wenn dann das Rohr des Kochofens weggenommen und die Thür geschlossen ist, verscheucht dichter Cigarrenrauch auf einige Viertelstündchen den sauren Bivouacgeruch. Liegen doch überall todte Pferde herum, die auf Hunderte von Schritten die Luft verpesten. Ein kleines Flacon mit Opiumtinctur wird in der Westentasche getragen. Das ist unsere Apotheke.

Ein Metermaßstab zum Ausmessen der Schienen und eine zugehörige Blechlehre für die lichten Spurweiten derselben sind ebenfalls an der Wand befestigt, während ein französischer Feldstuhl zum Sitzen einladet, Waschgefäß und Seife sind auch nicht vergessen, Sonne und Wind ersetzen das Handtuch. Da man am liebsten dort schläft, wo man ein freundliches Heim improvisirt hat, da man die nöthigen Entbehrungen am leichtesten da erträgt, wo das Gemüth ein Surrogat der fehlenden Häuslichkeit findet, so sah ich selbst sorgsam auf die Einrichtung unseres locomobilen Hauses.

Außerhalb des Bremshäuschen hängen die einzigen Opfer unserer Revolver, es sind zwei schon abgezogene Kaninchen, die morgen verspeist werden sollen. In dem Grade, wie die uns durch die Umstände gebotene Küche primitiver wurde, entadelte sich auch gleichsam unser Gaumen und kehrte nach und nach mit den dünner und urwüchsiger werdenden Speisen in den Urzustand des Geschmackes zurück. Es ist eine prächtige Eigenschaft des Magens, daß er sich allen Phasen des Zufalls unmerklich anbequemt, von der piquantesten Hofküche bis zur improvisirten Bivouacspeise. An die Stelle des fehlenden Salzes trat der Essig, an die Stelle des Zuckers der Himbeersyrup. Der Mangel an Kochmaschinen brachte uns auch dazu, den Kaffee à la turque sammt Kaffeesatz mit Rum oder Cognac zu schlürfen.

Da ein voller Magen Wärme erzeugt und also vor Erkältungen schützt, so drang ich darauf, daß von unseren Vorräthen der umfassendste Gebrauch gemacht wurde.

Die neue Strecke von Bazeilles östlich war noch nicht begangen worden. W. übernimmt von jetzt ab die Führung der Maschine ganz selbstständig, während ich und K. links und rechts der Rauchkammer vorn an der Maschine, Z. links am Führerstand steht und W. Regulator und Steuerungshebel in der Hand hält, um sofort umsteuern zu können. Ein jedes Bahnwächterhaus, jedes Gebäude wird genau beobachtet, auf dem Tender sitzen zwei Mann Bedeckung, bereit, sofort Feuer zu geben. Die in letzter Zeit gut organisirte Einrichtung der

Francticeurs scheint damals noch nicht existirt zu haben, unsere Neutralitätszeichen würden nach den gemachten Erfahrungen kaum beachtet worden sein, oder war es die blaue Arbeiterblouse, die sich W. verschafft hatte, die uns vor Unannehmlichkeiten schützte und die im Verein mit den beiden genannten Ostbahn-Mützen die Leute glauben machte, die Führer seien gefangene Franzosen? Gleichviel, wir hatten keine directen Angriffe auszuhalten, wenn auch manchen Gefahren auszuweichen war.

Kaum ist Bazeilles verlassen, als wieder eine Schiene abgebrochen ist, die wird uns nichts machen go a head, und nach einem Stoß, den jeder Wagen zweimal aushalten muß, sind wir darüber hinweg.

Auf dem Bahnkörper von Douzy steht ein hübsches verlassenes Pferd, ein Brauner, der uns bis auf fünfzehn Schritte herankommen läßt. Er bleibt mitten im Geleise stehen, setzt sich dann in Galop und bietet uns also einen Wettlauf an, uns in der Besorgniß lassend, daß, wenn er stürzt, auch wir mit der Maschine Malheur haben. Das dauert mehr als fünf Minuten lang; wir nähern uns der Station Douzy, und elegant, als ob er die Schule Renz absolvirt hätte, überspringt der Braune die Verbindungsstangen der Weichen, wendet sich im Trabe nach rechts und läßt uns vorbei dampfen.

Manche Bahnwächter haben ihren Posten verlassen; kein Wunder, daß ihre Häuschen ausgeplündert wurden. Trotz anhaltenden Pfeifens wird kein Straßenübergang geschlossen. So muß ganz langsam gefahren werden. Wenn ein Fuhrwerk sich mit uns kreuzen würde, gäbe es ein Unglück. Die Bahnwächter, die sich auf ihren Posten zeigen, werden wieder in Dienst genommen, mit den Kriegsgesetzen bekannt gemacht und erhalten Löhnung zugesagt. Sie geben bereitwilligst Auskunft, ob Truppen in der Nähe sind. „Je n'en ai pas vu!“ sagt Jeder.

Dr. Thiersch, Generalarzt des 4. (?) Armeecorps, hält die Route über Mezières für günstiger. Die Maasbrücke ist aber hinter Sedan gesprengt worden und wir sind auf die Route Longuyon angewiesen.

In Douzy muß rangirt werden; ein ganzer Eisenbahnzug voll Ruhrkranker wird in ein Nebengeleise gefahren. Auch in Poury-Previlly muß rangirt werden. Schon hat es angefangen zu dunkeln; man sieht keine fünf Schienenlängen mehr vorwärts. Unbehindert nehmen wir aus dort stehenden Waggons mehrere Säcke Hafer heraus, um sie unseren Offizieren als Reisegeschenk für ihre Pferde mitzubringen. Im Krieg herrscht Communismus, das fanden wir wiederholt, als wir unseren französischen Menagekessel und mancherlei Equipirungsutensilien bei unserer Rückkehr in Bazeille nicht mehr vorfanden. Es ist unmöglich, bei Sachy zu fahren; das Wasser im Tender ist schon über die Hälfte verbraucht, wir müssen umkehren. Es ist 9 Uhr vorüber, der Tender ist schon ganz leer; endlich kommt Bazilles in Sicht, im Wasserstandglas ist schon kein Wasser mehr zu sehen.

Am 6. September Vormittags wird wieder in Sedan Bericht erstattet. Wir machen alle Fünf eine kleine Pause und sehen uns die Stadt an. Im Hôtel de la croix d'or lassen wir uns Reis mit Beafsteak geben, das ist der ganze Speisezettel. Die Portionen sind furchtbar bescheiden. Gesunder Appetit und die Annehmlichkeit nach langer Entbehrung wieder comfortabel an einem Tische mit Gabel und Löffel zu essen, haben den Maßstab der Beurtheilung bedeutend verändert. Wir stehen erst auf, nachdem ein Jeder den ganzen Speisezettel drei- und viermal durchgegessen hat. Wir versehen uns mit neuer Toilette, ein warmes Bad ist bald gefunden und frisch gewaschen mit nagelneuen Hemdkragen ausstaffirt, treten wir Nachmittags unseren Dienst wieder an. Auf dem Bahnhofe findet sich eine Feuerspritze und auch Schläuche dazu; die werden sofort aufgeladen und begleiten uns von nun an auf allen unseren Fahrten.

Das Einfüllen des Tender mit Kochkesseln ist denn doch zu zeitraubend. Es ist ein tüchtiger Regentag; der Befehl vom Oberstlieutenant Heinleth lautet, bis Carignan zu fahren, von wo Hafer mitzunehmen ist. Hauptmann Staubwasser und Lieutenant Krieger und eine Compagnie des Geniecorps sind uns beigegeben. Unsere Beobachtungsplätze auf der Maschine, die ohne den mindesten Comfort, nicht einmal ein Schutzdach, hatte, sind nicht beneidenswerth; die als Mäntel dienenden Turcos-Decken, die mit einem Schlitze versehen sind, um den Kopf durchzustecken, sind rasch durchnäßt. Einige hundert Schritte vor dem Bahnhof zu Carignan liegen zwei Schienen quer über dem Geleise, diese waren jedenfalls von vorsichtigen Händen hingelegt worden, um ein Unglück zu vermeiden, denn hinter denselben sind zwei Schienen in einem Bogen nach rechts gekrümmt, dessen Pfeilhöhe über 6 Zoll beträgt. Ursache davon war der Brand eines Zuges von über dreißig Waggons, deren ausgeglühte Eisengerippe drunter und drüber links in einem Nebengeleise stehen. Durch die Hitze wurde unser dieser Zuglänge entsprechende Schienenstrang ausgedehnt, und weil derselbe an den beiden Enden festen Widerstand fand, so mußten die am meisten erwärmten, in der Mitte gelegenen Schienen nachgeben. Sie wurden nach rechts, der dem Feuer entgegenstehenden Seite, mitsammt den Schwellen hinausgeschoben. „S'ist ja eine ganz normale Curve“, meinte ein des Weges kommender preußischer Offizier, „fahren Sie mal ruhig darüber hin.“ Es betrug aber die Ausbauchung der Sehne das Doppelte der Radbreite, so daß eine Entgleisung absolut stattgefunden hätte.

Schon dunkelt es, und bis auf die Haut durchnäßt, müssen wir die Arbeit auf den anderen Morgen aufschieben. Nichts Warmes im Leibe, ersetzt uns der Aschenfall der Maschine ein wärmendes Cheminée, und gebratene Aepfel mit wie Gift schmeckendem Cognac, den unser Hauptmann aufgetrieben hatte, bilden unser ganzes Nachtmahl.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(George Hudson †.) Mr. George Hudson, der einst beinahe allmächtige „Eisenbahnkönig“, ist im Alter von beinahe 72 Jahren gestorben, nachdem er vor kaum 18 Monaten dem allergrößten Elend dadurch entrissen worden war, daß seine Freunde 4800 Pfund Sterling für ihn sammelten und damit eine Leibrente kauften. Im Jahre 1800 geboren, wurde Hudson anfänglich zu einem Tuchhändler in die Lehre gegeben; durch Fleiß und Geschäftssinn arbeitete er sich allmählich empor, und im Jahre 1837 wurde er Lord Major von York, nachdem er schon vier Jahre vorher seinen Namen mit den neuen Eisenbahn-Unternehmungen der damaligen Zeit verschmolzen hatte.

(Aus Tübingen) wird berichtet: Nachdem aus der umfassenden Bibliothek des verstorbenen L. Uhland die kgl. öffentliche Bibliothek in Stuttgart, sowie die hiesige Universitätsbibliothek, welchen jene von der Wittwe in freigebiger Weise zur Verfügung gestellt worden war, diejenigen Bücher, welche sie nicht schon besaßen, entnommen hatten, ist der bedeutende Rest derselben kürzlich von der kaiserl. Bibliothek in Straßburg käuflich übernommen worden.

(Die jährlichen Einnahmen der Schiller-Stiftung) belaufen sich jetzt auf über 20,000 Thlr., von denen im Jahre 1870 zu lebenslänglichen Unterstützungen 4500, zu vorübergehenden 6800, zu einmaligen 1500 verwendet wurden, während die Zweigstiftungen etwas über [illegible].000 Thlr. vertheilten.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 150. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

6.

Sehen wir uns jetzt ein wenig um nach unserem Professor, der in der That, wie Reinhard vorausgesetzt, bei den Enthüllungen, die ihm so urplötzlich wurden, außer sich gerathen war und ohne weiteres Besinnen die Flucht ergriffen hatte.

Wie ein Rasender, von Zorn und Schmerz über den ihm gespielten Betrug erfüllt, stürmte er vorwärts durch Blitz und Donner, unbekümmert um den strömenden Regen, unbekümmert um den Weg, welchen sein flüchtiger Fuß betrat. Er war sich keines bestimmten Zieles bewußt; wie einst vor zehn Jahren die Verzweiflung ihm die tödtliche Waffe in die Hand gedrückt, so trieb es ihn auch heute mit furchtbarer Macht irgend einer Katastrophe entgegen. „Lug und Trug ist das Motto der Welt, die Unschuld und Kindlichkeit gleichen der Maske, der Vater der Lüge regiert Alles, wo ist Wahrheit noch, wenn ein solches Antlitz lügen und heucheln kann?"

So murmelte er und preßte die geballte Faust aufs Herz, um den ungeheueren Schmerz darin zu ersticken.

„O, Betrug sonder Gleichen," knirschte er dann, wild auflachend, als er an den Doctor Feldmann und den Astronomen dachte, „Vernichtung ist das einzige Glück, und was mir damals fehlschlug, soll jetzt gelingen. Die Menschheit ist nur werth, daß sie zu Grunde geht!"

Auch der Gedanke an seine Spracherfindung durchzuckte ihn. „Möge sie Maculatur werden, wie die ganze Menschheit!"

Dieser Gedanke wäre ihm in jeder anderen Situation komisch gewesen, heute dünkte derselbe ihm nur logisch und gerecht.

Wie lange er in seiner wilden Flucht so fortgerast, wußte er selber nicht, er war auf unbekannte Wege gerathen und mußte es für ein Wunder halten, nicht in irgend eine Tiefe hinabgestürzt zu sein, was ihm auch am erwünschtesten gewesen wäre. Der gute Hannibal war mit einem Worte gänzlich aus dem Geleise gekommen.

Das Gewitter hatte mittlerweile in der Natur ausgetobt, der Regen nachgelassen, still war's ringsum geworden, still wie das Grab.

Diese Ruhe übte auch auf den armen Professor ihren wohlthätigen Einfluß insofern aus, als sie seinen wilden, verzweiflungsvollen Zorn in eine tiefe Wehmuth umwandelte.

Er war müde zum Umsinken, der Kopf brannte ihm wie höllisches Feuer, das Herz nicht minder.

„O könnte ich jetzt sterben!" seufzte er, langsam weiterschreitend. „Was soll ich in dieser Welt? Ich passe nicht zu den Menschen, da ich Wahrheit, Ehrlichkeit verlange. Was soll ich daheim in meiner Einsamkeit? Die Erinnerung wird mich jetzt zweifach geißeln und selbst mein Studium, mein Steckenpferd, zur lächerlichen Narrenkappe für mich werden. Mein einzig wahrer Freund ist der Tod!"

Leise rauschte der Wind durch die Zweige, in welchen eine Nachtigall ihr letztes klagendes Lied erschallen ließ. In diesem Augenblick theilten sich die Wolken, silberhell strahlte der Mond im ungetrübten Glanze auf den einsamen Mann herab.

„Wohin mag ich denn nur gerathen sein?" murmelte er, forschend umherblickend. „Ah, bei der Dunsthöhle! Ist das Vorsehung oder Zufall?"

Rasch trat er näher und versuchte es, die Thür, welche zu der Grotte führt, zu öffnen. Sie war verschlossen.

Er kehrte zurück und setzte sich auf eine Bank zum Ausruhen, — sein Kopf war so wirr und wüst, sein Herz klopfte schmerzhaft zum Zerspringen. Ein balsamischer Duft umgab ihn, leise hauchte die Nachtigall ihr Abschiedslied in die wunderbare Nacht hinaus. Sein Kopf sank auf die Brust, er schloß die Augen, von unwiderstehlicher Müdigkeit überwältigt, und entschlief.

Mittlerweile war der besorgte Capellmeister mit der muthigen Adele durch ganz Pyrmont geirrt, um des Flüchtigen Spur zu suchen; aber vergebens. Er hatte sämmtlichen Nachtwächtern reiche Trinkgelder gegeben, ihn suchen zu helfen, keiner vermochte irgend eine Auskunft über den Professor zu geben.

„Es nützt uns nichts, Kind!" sagte er endlich erschöpft; „vielleicht ist er schon zu Hause; dieser Mann ist unberechenbar, und wäre ihm ein Unglück zugestoßen — hm — ich möchte den ganzen Plan verwünschen."

Adele war bleich wie der Tod, sie sprach kein Wort und schritt hastig neben dem Schwager her.

„Wir wollen warten bis zum Tagesanbruch, dann können wir unser Suchen erneuern," setzte er hinzu, und schweigend kehrten Beide dann heim, wo sie denn von der zurückgebliebenen Helene erfuhren, daß der Professor noch immer nicht zurückgekehrt sei.

„Seid Ihr auch hinauf nach der Dunsthöhle gewesen?" fragte die junge Frau in tödtlicher Angst.

„Nein," versetzte Reinhard betroffen. „Unsinn, Kind, ihn dort zu suchen; ich war allerdings heute Morgen mit ihm in der Grotte und erzählte ihm mancherlei von derselben, doch nein, er findet nicht hinauf, da er sich sehr schwer orientirt. Ich bin so abgespannt, daß ich dort nicht mehr hinaufkomme, er ist ja am Ende auch kein Kind!"

„Ach, nicht viel mehr," seufzte Helene leise und bekümmert, während Adele ruhig sagte: „Reinhard hat recht, er wird dort nicht sein, mit Tagesanbruch setzen wir unser Suchen fort. Dein Mann muß jetzt Ruhe haben, Helene, oder ich flehe für nichts ein."

Nach einer Viertelstunde lagen Beide, der Capellmeister und seine Frau, in tiefem Schlafe, während Adele noch schlaflos in ihrem Zimmer saß und durchaus nicht daran zu denken schien, sich zur Ruhe zu begeben.

Geräuschlos wie eine Elfe erhob sie sich jetzt, um in das

Wohnzimmer zu treten und das zu finden, was sie suchte, den Regenmantel des Schwag·rs, worin sie sich gänzlich einhüllte, und seinen Hut, den sie sich tief in die Stirn drückte.

Ohne Scrupel, nur von der Angst des Herzens getrieben, nahm sie den Hausschlüssel und gelangte geräuschlos in's Freie.

Draußen war es herrlich, der Mond goß seinen vollen Schimmer auf ihren einsamen Weg und mit klopfenden Herzen eilte sie an dem Nachwächter vorüber, der keine zarte, schöne Dame in dem eiligen Wanderer vermuthete.

Adele nahm ihren Weg zu der Dunstlhöhle hinauf; sie empfand durchaus kein Grauen von der unheimlichen Einsamkeit, die sie umgab, wenn irgend ein stärkeres Gefühl das Herz erfüllt, schwindet die Furcht vor dem nächtlichen Spuck, der wie ein unbekanntes Etwas selbst die stärksten Nerven oft jäh zu packen weiß.

Jetzt stand sie an der Treppe, die zu der Höhle hinunter führt, sie flog hinab und strengte sich an, durch das Gitter zu blicken, welches dieselbe einschließt.

Kein Spur von dem Professor! Schmerzlich getäuscht und doch wie von einer schweren Last befreit, stieg Adele die Treppe wieder hinauf, um ihre Blicke ringsum schweifen zu lassen.

Da schreckte sie plötzlich heftig zusammen: in geringer Entfernung saß ein Mann auf einer Bank, das bleiche Antlitz vom Mondlicht geisterhaft übergossen. Es gehörte in der That der Heldenmuth eines liebenden Herzens dazu, um entschlossen näher gehen und die unheimliche Erscheinung zu betrachten.

Adele besaß diesen Muth — geräuschlos näherte sie sich der Bank und erkannte — den schlafenden Professor. Ein Dankgebet strömte unhörbar zum leuchtenden Himmel empor und leise setzte das muthige Mädchen sich neben den Schlummernden, um sein Erwachen zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Technikers aus dem Feldzuge 1870.

(Schluß.)

Auf der Station Carignan sieht es aus wie in Bazeilles, hier stehen vier Maschinen. Wieder ist je ein Kreuzkopfbolzen abgenommen, auch die kleinen Handkurbeln an drei Injecteurs sind nicht zu finden, ja an einer Maschine sind die Coulissen abgeschraubt. Bei zweien gelingt es, die Kreuzkopfbolzen herauszunehmen. Diese sind nur um einen Gedanken zu stark, um sofort bei den anderen Maschinen verwendet zu werden. Wir nehmen sie mit nach Bazeilles. W. befestigt mit Telegraphendraht einen Manometer an seiner Maschine. Ein neuer Waggon erster Classe und ein neuer größerer Gepäckwagen werden gegen unsere Waggons ausgetauscht. Ganz nach dem Reglement folgt auf den Tender der Gepäckwagen, dann der Waggon erster Classe, dem sich zwei Güterwägen anschließen.

In Carignan versorgen wir uns mit gepreßten Steinkohlenbriquettes, die ausgezeichnete Hitze geben und die den Rost nicht so mit Schlacken verunreinigen. Wohl ist hier eine Wasserstation, es ist aber kein Wasser im Reservoir, und an der Locomobile zu den Pumpen ist die Pläuelstange ausgehängt. Außerhalb des Bahnhofes ist nun unten rechts am Damme ein kleiner Weiher, aus dem mit der Feuerspritze Wasser herausgeschafft wird.

Wir fahren noch eine Station weiter, als der Befehl lautet. Bei dem Pfiff der Locomotive wird es in Margut lebendig, zu unserer Ueberraschung erscheint das Bahnpersonal. Der chef de gare mit seinen weiten Hosen kommt uns entgegen. Zu unseren Ostbahn-Mützen gesellen sich noch mehrere, die unserigen sprechen aber nicht französisch. Von Douzy aus fanden wir alle Stationen, Pourru-Brevilly, Sachy, Carignan und Blagny, verlassen wie Kirchhöfe. Und die anfangs so trübe Verantassenheit giebt uns dennoch ein gewisses Gefühl der Sicherheit, welches in Margut einem anderen Gefühl des Unbehagens wich. Den Employés, die lange Zeit von Niemanden in ihrer Ruhe gestört worden waren, erging es ganz ähnlich, sie sind aber beruhigt, weil wir uns friedlich zeigen, wir wollen nur Auskunft, wie die Bahn vorwärts beschaffen sei.

In Margut haben keine Truppen gehaust, das beweist das saubere Aussehen des Bahnhofes, kein saurer Geruch heimelt uns an. Wir steigen aus, um uns ein wenig umzusehen. Es scheint rentabel, einen Sprung über die Straße hinuber zu machen. Das Buffet ist noch ohne Lücken, nach und nach verschwinden aber Syrop de groseilles, Eau de vie, Chartreuse und Anisette, auch einige Brodlaibe wandern mit. Auf der Straße trägt eine rüstige Frau einen Korb am Arme, da muß was darin sein. Richtig, da drinnen war Butter, und auch Trauben kamen zum Vorschein. Ein Gezerr und Geschrei, es giebt keine Wahl, „giebst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Diesmal wurde noch Alles bezahlt, es war aber das erste und letzte Mal, und dies war nothwendig, um spätere Requisitionen zu erleichtern.

Noch zwei Stationen, Lamouilly und Chauvency, und wir wären in Montmedy angelangt. Es schien nicht opportun, noch weiter vorwärts zu fahren. In Montmedy hätten uns die Franzosen vielleicht abgefangen, dann hätte es geheißen „aus is mit dem Eisenbahnfahren". Hauptmann Staubwasser rieth, umzukehren. Die Maschine legte sich an die andere Seite unseres Zuges an, der Tender voran. Drehscheiben waren nirgends vorhanden, und die in Bazeilles war so mit Waggons verstellt, daß sie nicht zu benutzen war.

In Carignan werden aus einem französischen Proviantwagenzuge als erster Transport 136 Säcke Hafer, 15 Säcke Reis und 4 Säcke Mehl mitgenommen. K. requirirt 130 Liter Wein und 30 Liter Essig. Ohne Anstand gelangen wir bis Douzy. Die Bahnwächter sind willig, ihre Barrièren sind geschlossen, sie salutiren nach ihrer alten Instruction. Um bessere Aussicht zu haben, stelle ich mich auf den Tender. Es sollte nicht ohne ein kleines Malheur abgehen. Der Bahnwärter in Douzy ist auf seinem Posten, wir fahren im Bahnhof an dem Krankenzuge vorbei, ohne Dampf zu geben. Wir finden einen Wechsel verstellt, und bevor noch W. meinen Pfiff hört, sind wir schon im Nebengeleise und fahren über einen zweiten Wechsel gerade auf die Ladehalle zu, wo über zwanzig leere Lowries stehen.

Ich springe nun selbst zurück, um Contredampf zu geben, bis ich aber rückwärts über die Briquettes herunterkollere, steht Alles still. K. kommt aus seinem Waggon mit blutigem Kopf heraus. Vielleicht kommen noch mehr zum Vorschein; doch nicht, wohl aber sehen wir den dort stationirten Stabsarzt wüthend auf uns zukommen. Wir bedauern den Unfall für uns, von seinen Leuten wurde ja Niemand beschädigt. Wer Beine hat zum Gehen, kommt heran, auch aus dem Orte selbst sammeln sich Neugierige. Nur Derjenige, der sich je in einer solchen Lage befunden, kann das Peinliche derselben ermessen. Es muß rasch gehandelt werden. Beide Wechsel mußten vorsätzlich verstellt worden sein, hat doch unser Weichenwärter Z jeden Wechsel nach jeder von unseren Durchfahrten richtig gestellt. Der letzte Wagen des leer stehenden Zuges hat sich in die Erde eingewühlt, der erste ist gehoben

worden, seine Puffer stecken in der Werkzeugkiste des Tender. Wir geben Dampf nach vorwärts, um uns loszureißen; die Räder schleifen. Eine Winde muß geholt werden, weil die in der Werkzeugkiste ganz unzugänglich ist. Der Tender hat doch etwas Schaden gelitten, an einer Nietreihe setzen sich Wassertropfen an, die langsam herabträufeln. Auch ein Puffer ist zur Hälfte abgesprengt. Von den leerstehenden Wagen sind mehrere aus dem Geleise herausgesprungen, zerbrochene Lagerbüchsen liegen mehrere herum.

Nach einer halben Stunde sind wir wieder flott. Der Vorfall mahnte zur größten Vorsicht. Und noch ein zweitesmal finden wir den Wechsel auf Pont Maugis zum Nebengeleise, an dem wir selbst zwei Schienen herausgenommen hatten, verstellt. Es gelingt noch, Contredampf zu geben, und der Zug hält. Noch eine Schienenlänge, und das Eisenbahnfahren wäre zu Ende gewesen. Wir waren gerade an der Stelle angelangt, wo wir zwei Schienen herausgenommen hatten, um das Hauptgeleise zu ergänzen.

Ohne besondere nennenswerthe Vorkommnisse fanden zum Zwecke von Requisitionen fünf weitere Fahrten statt, bei welchen sich K. besonders durch seine Energie beim Requiriren des Schlachtviehes hervorthat. Er zieht dasselbe ohne weitere Ceremonie bei den Schwänzen herbei, und dies mit einer solchen Ausdauer, daß ein großer Theil des Viehes ohne fremde Beihilfe von ihm allein herbeigeschleppt wird.

Mit den fünf folgenden Zügen wurden außer anderen Kleinigkeiten 103 Stück Vieh, 154 Säcke Hafer, 39 Fässer Wein, 260 Flaschen Wein und 9 Wagenladungen Mehl im Gesammtwerthe von 60,000 Francs herbeigeschafft. Eine zweite Maschine wurde betriebfähig hergestellt, die mit eigenem Dampf nach Sedan fuhr und außerdem die sieben in Bazeilles und Carignan stehenden Maschinen nachbrachte.

Wir hatten die Genugthuung, unsere Leistungen vom Armee-Commandanten General von der Tann gewürdigt zu sehen, der uns persönlich seinen Dank aussprach.

Mögen auch die hier erwähnten Erfolge nur secundärer Art sein, da wir doch nur einen verschwindend kleinen Abschnitt der Kriegsereignisse geben, so ist doch daraus zu ersehen, wie die richtige Benützung der Hilfsquellen, wie im kleinen so im großen Ganzen, die ungeheueren Erfolge der deutschen Heere ermöglichte, und daß ein Militärstaat nur dann prosperiren kann, wenn die Bevölkerung so weit herangebildet ist, daß jeder Einzelne die ihm gewordene Aufgabe durch eigenes Verständniß zu lösen weiß.

Für den raschen Verkehr vertritt der Dampf die Stelle des Rosses, und jetzt, wo im Kriegswesen die Locomotive eine so wichtige, entscheidende Rolle spielt, sollte da das Geniecorps nicht auch die nöthigsten Werkzeuge haben, um Fälle wie die vorigen in fließender und präciser Weise auszugleichen? Wohl ist die Führung einer Maschine noch nicht so populär geworden wie die des Pferdes, darüber kann noch eine ganze Generation hingehen, weil sie mehr als eine instinctive Thätigkeit erfordert, wohl wird aber dann an die Stelle des Zufalls die Sicherheit, an die Stelle der momentanen Verlegenheit die Vorsicht treten.

Mannichfaltiges.

§ (Technisches.) Dr. Van der Weyde giebt im Scientific American ein von ihm erdachtes sehr einfaches und zuverlässiges Verfahren zur Prüfung des Petroleums auf seine Ungefährlichkeit bekannt. Man füllt ein einseitig geschlossenes Glasrohr mit dem zu prüfenden Erdöle, verschließt das offene Ende mit dem Finger, kehrt das Rohr um, und stellt es so in ein Gefäß mit Wasser, das auf circa 44° C erwärmt ist, welche Temperatur durch zeitweises Zufügen von heißem Wasser eine Zeitlang unterhalten wird. Diese Temperatur theilt sich dem Oele mit, und es soll dabei, wenn es gehörig gereinigt ist, noch kein Theil verdampfen. Findet aber Verdampfung statt, so sammeln sich die Dämpfe im oberen geschlossenen Theile des Rohres, indem sie das Oel nach unten verdrängen. Aus der Menge des aus verschiedenen Oelsorten ausgeschiedenen Gases lassen sich deren Qualitäten beurtheilen, zu welchem Zwecke es sich empfiehlt, das Rohr mit einer Eintheilung zu versehen. Selbstverständlich kann die gleiche Prüfung auch noch mit anderen Temperaturgraden vorgenommen werden. Diese Petroleumprobe beruht auf der Thatsache, daß alle Dämpfe, welche das Petroleum abgiebt, brennbar sind, und daß es demnach genügt, bei dem Wärmegrade, den das Petroleum in den Lampen annimmt, zu untersuchen, ob Verdampfung stattfindet oder nicht. Die neue Methode bietet dazu den Vortheil, daß sich dabei die Menge der erzeugten Dämpfe messen läßt. Sie verhält sich zu dem bisherigen Verfahren, wobei nur die Entflammbarkeit des Petroleums erprobt wurde, wie eine quantitative Analyse zu einer qualitativen. — Nach Wilsons Bericht hat die Nordamerikanische Regierung einige neue interessante Anwendungen von der Photographie gemacht. Es ist vorgekommen, daß Pensionen zweimal in verschiedenen Städten erhoben worden sind. Um solchem Betruge zu begegnen, werden nun täglich die betreffenden Seiten der Quittungsbücher photographirt, und diese Copieen an alle Bureaux verschickt. Vorkommenden Falles kann so dem Fälscher seine Quittung vorgehalten werden. — Beim Steuerdepartement ist ferner folgendes Verfahren eingeführt: Wenn in New-York von auswärts Güter für Kaufleute in anderen Städten ankommen, so werden sie in Eisenbahnwägen placirt, deren Schlösser unter eine eigenthümliche Controle gestellt sind. Ein solches Schloß ist ein gewöhnliches Vorlegschloß, auf welches durch eine besondere Einrichtung ein Stück Glas von einem Zoll im Quadrat über dem Schlüsselloch angebracht, und dort durch eine Feder festgehalten wird, die man nicht erreichen kann, ohne das Glas zu zerbrechen. Durch kein Mittel ist es möglich, das Schloß zu entfernen oder zu öffnen, ohne das Stück Glas zu zerbrechen. Dieses Glas ist aber kein gewöhnliches Glas, sondern enthält einen rothen Ueberzug, in welchen unregelmäßige Figuren eingeätzt sind, die sich unmöglich auf einem zweiten Glase in ganz gleicher Zeichnung herstellen lassen. Von diesen Gläsern, deren keines dem anderen gleicht, werden nun vor ihrer Verwendung Photographieen genommen, welche den Steuerbeamten an den Bestimmungsorten der Waaren in besonderer Sendung zugehen, und durch deren Vergleichung mit den zugehörigen Glasplättchen constatirt wird, daß der Verschluß der Wägen nicht alterirt worden ist.

(Professor Dr. Fickler) in Mannheim, in weiten Kreisen bekannt als begabter Lehrer, tüchtiger Geschichtsforscher, fleißiger Correspondent verschiedener Blätter, förderndes Mitglied wissenschaftlicher Vereine, liebenswürdiger Gesellschafter und edler Mensch, ist am 18. December nach kurzem Krankenlager verschieden. Auch die Leser dieser Blätter haben manch bildsames Wort aus seiner Feder empfangen. Wohlwollend gegen Jedermann, katholischer Priester, aber gram den fanatischen Neukatholiken und ihren religions- und deutschfeindlichen Bestrebungen, starb er vielbetrauert, reiche Kränze der Liebe und Freundschaft hinnehmend. ♂

(Eine angstvolle Scene.) Vor mehreren Tagen ereignete sich, wie die „Bohemia“ erzählt, in Klattau folgender Vorfall: „Ein Realschüler ging zu dem auf dem Hofe des Hauses befindlichen Brunnen, um Wasser zu schöpfen; der hölzerne Schöpfer entglitt seinen Händen, er wollte denselben noch auffangen, stürzte aber kopfüber in den 16 Klafter tiefen Brunnen. Ein vorübergehendes Mädchen sah das Unglück und schrie. Der Vater eilte herbei und rief angstvoll dem Sohne zu, der aus dem Brunnen sofort antwortete, daß er noch lebe und sich an der Kette des Brunnenkübels festhalte. Sogleich wurde der Kübel heraufgezogen, und als er schon oben war, wollte ihn der Vater packen, in seiner freudigen

haft stieß er aber an ihn, und der Knabe fiel zum zweitenmale zurück in den Brunnen. Nun wurde Alles angewendet, um den Unglücklichen zu retten, was auch gelang. Wunderbarer Weise hatte der Knabe nur eine kleine Verletzung am Backen und dem einen Schienbeine.

(Der Geiz) bleibt immer das alte Räthsel. In Walditz in Schlesien starb ein Bettelmann, in dessen Stube sich 10 Ctr. Lumpen, 2 Ctr. 2- und 3-Pfennigstücke und 11,964 Einpfennigstücke fanden. Der Mann war halb verhungert, halb erfroren; denn er gönnte sich weder ordentliche Nahrung, noch Wärme, obgleich er Holz in Menge zusammengeschleppt hatte.

(Madame Eibonyaraya,) die Gattin eines reichen Bäckers im Quartier St. Antoine, gab einen Ball zu Ehren des Geburtstages ihrer jüngsten Tochter. Als der Tanz gerade am animirtesten und die Unterhaltung in den Nebenzimmern ziemlich lärmend geworden war, bat die Hausfrau ihre Gäste, den Tanz einzustellen — der Nachbar im zweiten Stocke liegt in den letzten Zügen, er kann jeden Augenblick sterben. — Allgemeines Stillschweigen und verstörte Mienen. Nach zehn Minuten tritt Madame freudestrahlend in den Saal und ruft ihren Gästen zu: Er ist gestorben, meine Lieben, ihr könnt fortsetzen.

(Maroeco) hat etwas, was kein anderes Land hat, nämlich — Scharfrichterinnen für die Verbrecherinnen, und zwar, weil dort kein Mann eine Frau berühren darf. Diese Henkerinnen, die man am liebsten recht alt und recht häßlich wählt, verhaften die Frauen, die sich eines Verbrechens schuldig machten, geißeln sie, schneiden ihnen die Ohren ab und enthaupten sie auch, wenn es sein muß.

Musikalisches.

* Mannheim, 23. Dec. In der am ersten Weihnachtsfeiertage stattfindenden vierten Musikalischen Akademie werden folgende Compositionen zur Aufführung gelangen: 1) Ouverture zu „Iphigenia in Aulis" von Gluck mit dem von Richard Wagner componirten Schlußsatz; 2) Die Vesper von Thomas Moor, componirt von Beethoven, gesungen nach den Damen Ullrich-Rohn und Seubert-Hausen und den Herren Schlösser und Starke; 3) Concert für zwei Violinen von Bach, gespielt von den Herren Concertmeister Peiniger und Herrn Zaie; 4) Die neunte Symphonie von Beethoven, mit dem Schlußchor „An die Freude", wobei die obengenannten Damen und Herren die Soli vortragen werden.

Mannheim, 21. Dec. Der Wagner-Verein hat sich durch die Abhaltung des großen Concertes ein dauerndes Verdienst um das musikalische Leben unserer Stadt erworben und den letzten Tagen das Gepräge eines wahren Festes gegeben. Der gefeierte Musikdichter, welcher in seinem Bayreuther Plane dem deutschen Volke den Genuß olympischer Spiele bieten will, wurde bei seinem Eintreffen zu den Proben von den Künstlern auf das wärmste empfangen, und schon die Proben waren den Hörern eine Quelle mächtiger Erregung. Die Hauptaufführung aber gestattete sich zu einem wahren Triumphe, indem sie einen großartigen Ausblick auf das Bayreuther Unternehmen eröffnete. Der große Theatersaal, durch seine treffliche Akustik vorzüglich zu solchen Productionen geeignet, war trotz der ungewöhnlich hohen Eintrittspreise bis auf den letzten Platz gefüllt und vereinigte einen glänzenden, von allen Seiten herbeigeströmten Zuhörerkreis. Zu besonderer Anerkennung gereichte dem unternehmenden Verein das Erscheinen des Großherzogs, der Großherzogin, der Prinzessin Wilhelm und des Erbgroßherzogs von Baden.

Nachdem Wagner an den Dirigentenplatz getreten und sich der stürmische Willkomm gelegt hatte, wurde zur Einleitung der Kaisermarsch vorgetragen. Die Leistung des Orchesters von 71 Instrumenten, beseelt von der Führung des Componisten selbst, war eine überraschende und gewaltige, und zeigte der Beifall am Schlusse dieser Tondichtung, daß der Gegensatz zwischen Wagnerianern und Gegnern in diesem Augenblicke nicht existirte. Die Ouverture zur „Zauberflöte" und Beethoven's A-dur-Symphonie boten dem Dirigenten Anlaß zum Beweise, daß er ein dankbarer Interpret unserer deutschen Musikheroen ist, und wenn auch bei der Ouverture die Eigenart Wagner's am fremden Werke sehr stark sich geltend machte, so war bei der Symphonie ein um so innigerer Einklang des Dichters und Künstlers wahrzunehmen. Vor Beginn der zweiten Abtheilung widmete der Großherzog und die Großherzogin sich einer längeren Unterhaltung mit Richard Wagner, dem in Mannheim der ungekünsteltste Ausdruck höchster Anerkennung zu Theil wurde.

Als ergreifender, überwältigender Glanzpunkt des Concertes folgte nun das Vorspiel zu „Lohengrin"; die ganze Poesie unseres Mittelalters durchwehte den Zuhörerkreis in diesen wahrhaft hingehauchten Klängen, die wie einer höheren Welt entlockt schienen. Ein erschütternder, nicht endenwollender Beifallssturm lohnte den Dirigenten und das mit ihm zu einer Seele zusammengewachsene Orchester. Vorspiel zu den „Meistersingern" und Vorspiel nebst Schlußsatz aus „Tristan und Isolde" bildeten den würdigen Schluß dieses unvergeßlichen Abends. Möge der Meister, dem wir diesen Genuß zu verdanken haben, in seinem Streben nach dem Höchsten und Gewaltigsten in seiner Kunst stets von gleichen Erfolgen begleitet sein!

(„Karlsr. Ztg.")

Weihnachts-Wanderungen.

*—r. Neustadt. Durch einen Artikel in der „Neust. Ztg." über die Weihnachts-Ausstellung der A. H. Gottschick-Witter'schen Buch- und Kunsthandlung in Neustadt a. d. Haardt wurde ich besonders veranlaßt, diese Ausstellung zu besuchen, und ich kann sagen, daß ich mit dem Gefühle der Ueberraschung diese mit den herrlichsten Werken der Kunst und Wissenschaft gezierten und geschmückten Ausstellungslocalitäten betreten und sie gehobener nach genußreichstem Anschauen verlassen habe. Es ist hier nicht der Zweck, die einzelnen Prachtwerke — feinsten Kupfer- und Stahlstiche, Oelfarbendrucke, photographischen Darstellungen allen Genre's — besonders namhaft zu machen, unser Zweck ist nur der, durch Ihr geschätztes Blatt in größerem Kreise auf dies reichhaltige Lager von Werken der Kunst und Literatur dieser Buch- und Kunsthandlung aufmerksam zu machen, die keine Mühe und Kosten scheuend, es verstanden hat, in ihrer Weihnachtsausstellung eine Welt voll unvergänglichen Gehaltes dem sinnigen Beschauer in geschmackvollstem Arrangement zu erschließen. Ehre darum und Anerkennung dieser Handlung!

Bei diesem Anlasse müssen wir einer zweiten Ausstellung für Weihnachtsgeschenke passender Artikel rühmlichst Erwähnung zollen, der Spielwaarenhandlung von Herrn Baer hier. Mit jedem Jahre vergrößern sich diese Ausstellungsräumlichkeiten und doch fassen sie nicht in den Tagen der Weihnachtswoche die Besucher, die von nah und fern herbeiströmen. Es ist erfreulich, zu sehen, zu welcher Bedeutung solche Etablissements selbst in kleineren Städten durch umsichtige Leitung gelangen können.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 151. Vierter Jahrgang. 1871.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Fortsetzung.)

Stunden vergingen, des Mondes Licht war erblichen, im Osten dämmerte der Morgen.

Noch immer saß das junge Mädchen neben dem Schlafenden, ohne eine Ermüdung zu spüren oder irgend ein Gefühl der Reue über ihre ungewöhnliche Handlung. Nur ein Frösteln, ein unangenehm kalter Schauer durchrieselte die zarten Glieder.

Plötzlich schlug der Professor die Augen auf und blickte die neben ihm Sitzende einen Augenblick starr und unbeweglich an.

„Will dieses Bild mich denn gar nicht mehr verlassen?“ murmelte er halblaut, im Wahn, daß ihn ein Traum umfange.

Adele hatte den entstellenden Hut abgelegt, die ersten Strahlen der Sonne, die blitzartig am Horizont emporschossen, beleuchteten ihr todtenblasses Gesicht.

Der Professor starrte sie einen Augenblick an und ließ dann erschreckt den Blick umherschweifen. Er legte die Hand an die Stirn, um sich zu besinnen, wie er hierher gekommen, und schauerte dann, vom Frost und Erinnerung geschüttelt, heftig zusammen.

„Wer sind Sie?“ schrie er plötzlich auf. „Was verfolgen Sie mich, Mann oder Weib?“

„Ich bin Adele Oswald, Herr Professor!“ versetzte sie mit leiser Stimme.

„Adele Oswald, die Lügnerin!“ stieß er heftig hervor, indem er aufsprang. „Was wollen Sie von mir? Schickt die falsche Schwester Sie vielleicht oder der verkappte Capellmeister, dem ich lange genug zum Gespött gedient?“

„Sie wissen nicht, daß ich hier bin,“ entgegnete Adele leise erröthend. „Mögen Sie mich verurtheilen, Herr Professor, daß die Angst um Ihr Leben mich in der Nacht allein hinausgetrieben, unbekümmert um meinen Ruf, um die Welt, welche die Jungfrau rücksichtslos verurtheilen wird, wenn sie es erfährt. Setzen Sie sich, Herr Professor,“ fuhr sie mit fieberhaft erregter Stimme fort, „Sie müssen mich anhören, denn nicht kann ich's ertragen, wenn Sie mit Verachtung von mir scheiden. Im Namen der Gerechtigkeit, hören Sie mich an, Herr Professor!“

Hannibal blickte sie düster an, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und setzte sich, soweit als möglich von ihr entfernt, mit abgewandtem Gesicht auf die Bank.

Adele lächelte schmerzlich, sie unterdrückte den tiefen Seufzer, die furchtbare Aufregung ihres Herzens mit der ganzen Willenskraft, deren sie fähig war, und begann mit zitternder Stimme ihre Erzählung von der Reue der Schwester, welche den Capellmeister Reinhard einst ihm vorgezogen, von der geheimen Selbstqual, die sie in den zehn Jahren um seinetwillen erduldet; wie ihre wunderbare Aehnlichkeit mit Helenen dieser den Plan eingegeben, ihn dereinst zu versöhnen, eine Versöhnung, die nur durch jene Täuschung in's Werk gesetzt werden konnte, und durch den Vetter Feldmann eingeleitet worden war.

„Ich selber,“ so schloß sie mit einem tiefen Athemzuge, „wußte nichts von dem eigentlichen Zweck dieser Comödie, niemals hätte ich die Hand dazu geboten.“

„Aber Sie boten sie doch zu der Lüge!“ rief der Professor heftig.

„Das habe ich leider gethan und werde es ewig zu bereuen haben,“ versetzte Adele schmerzlich. „Ich glaubte, dadurch zur Versöhnung beizutragen und ein gutes Werk zu thun.“

„Der Zweck sollte das Mittel heiligen, echt jesuitisch,“ rief Hannibal bitter lachend.

Adele erwiderte nichts, sie erhob sich schweigend und drückte den Hut tief in die Stirn; ihr todtenblasses Antlitz war von einem stillen Schmerze überschattet. Schauer durchrieselten die zarte Gestalt. Wie sie da vor ihm stand in der seltsamen Kleidung, vom hellen Sonnenlichte umwoben wie mit einem Heiligenschein, fühlte Hannibal sein Herz erzittern und ein Gefühl, als müsse im nächsten Augenblick ein Thränenstrom sein Gesicht überfluthen.

„Ich habe Ihnen Alles gesagt, Herr Professor,“ begann sie leise, „und lese in Ihren Augen doch nur Zorn und Verachtung. So leben Sie wohl, — ich scheide ruhig, da ich meine Pflicht gegen Sie erfüllt habe. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo Sie milder urtheilen über einen Scherz, der im Grunde so gut gemeint war.“

Sie wandte sich zum Gehen, schweigend blickte der Professor ihr nach. Plötzlich hörte sie rasche Schritte hinter sich welche ihren Fuß beflügelten.

„Adele!“ hörte sich leise rufen.

Sie blieb stehen wie von einer magischen Gewalt gefesselt. Hannibal war an ihrer Seite; er ergriff ihre Hand und fragte leise: „Haben Sie mich allein gesucht?“

„Am gestrigen Abend bis in die Nacht war mein Schwager mit mir,“ flüsterte Adele mühsam, „dann gingen wir nach Hause.“

„Und dann?“ drängte der Professor, von dem jede Zaghaftigkeit gewichen schien, „was dann, Adele?“

„Dann verließ ich heimlich und allein das Haus,“ versetzte sie kaum hörbar, „weil meine Schwester die Ahnung hatte, Sie könnten sich nach der Dunsthöhle begeben haben.“

„Wann war das?“

„Vielleicht eine Stunde nach Mitternacht.“

„Sie machten diesen Weg allein und fanden mich schlafend?“

„Ja,“ tönte es wie ein Hauch von Adelens Lippen.

„Und blieben bei mir, bis ich erwachte?“

„Ja,“ hauchte sie und preßte beide Hände auf die Brust. Plötzlich brach ein Thränenstrom aus ihren Augen, sie schwankte hin und her wie eine Trunkene, ein Nebel zog vor ihren Blick, sie wäre hingesunken, wenn Hannibal sie nicht mit starken Armen aufgefangen hätte.

„Adele!“ rief er außer sich, „o Gott, sie stirbt, ich habe sie getödtet! Adele! Geliebte! erwache, sieh mich an, ich liebe Dich, Du sollst nicht sterben!“

Er preßte sie an sich und küßte sie unaufhörlich, — sie erwachte nicht.

„Dann wollen wir zusammen sterben,“ flüsterte er halb wahnsinnig und trug sie zurück nach der Dunsthöhle.

Ein Glück für ihn, daß Vorsicht die Thür verschlossen hatte.

In der Ferne ertönten rasche Schritte; Hannibal hörte nichts, er hatte sich auf die steinerne Treppe niedergesetzt und blickte unverwandt in das blasse Gesicht der Jungfrau.

„Heiliger Gott, Herr Professor! was ist geschehen?“ tönte da eine Stimme von oben.

Dieser sah erschreckt empor und in des Capellmeisters verstörtes Antlitz. Langsam erhob er sich mit der Ohnmächtigen und stieg die Treppe hinauf.

„Hier sehen Sie den Schlußact Ihrer Comödie, mein Herr!“ sagte Hannibal mit dumpfer Stimme. „Es sollte eine Posse sein und ist ein Trauerspiel geworden.“

„Sie ist nicht todt,“ rief Reinhard wie außer sich, „kann nicht todt sein; warten Sie hier, daß ich einen Wagen hole.“

Der Professor nickte und Jener stürmte davon, um in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit einem Wagen zurückzukehren. Bald fuhr dieser mit seinen drei Insassen im raschesten Trabe davon.

Als Adele aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, lautete des Arztes Ausspruch auf ein gefährliches Nervenfieber, und bevor die Nacht ihre schwarzen Schatten herabsenkte, lag auch Hannibal Roßner in wilden Fieber-Phantasieen.

Der Schlußact des Lustspiels, das so heiter begann, schien in der That ein Trauerspiel zu werden, und als Doctor Feldmann folgendes Telegramm aus Pyrmont erhielt: „Zwei Leben und unsere Ruhe stehen auf dem Spiele; eile, beides zu retten,“ da nahm er sogleich Extrapost, um so rasch als möglich heimzukommen.

(Schluß folgt.)

Aus Bismarck's Sturm- und Drangzeit.

(Studenten-Geschichten.)

Aus dem Champagnerkeller, in dem die Gährung die meisten Flaschen gesprengt hat, geht der edelste, feurigste Champagner hervor — aus tosendem Sturm und Drang das klarste Menschenauge, das ruhigste Herz, der festeste Charakter. Aber der Stoff muß gut, unverfälscht, gesund sein — beim Champagner und beim Menschen.

Und in wem hat's wohl mehr gestürmt und gedrängt, gegährt und gesprengt, als im Kopfe und Herzen Otto v. Bismarck's — ehe er geworden ist, wie die Welt ihn heute kennt! Diese Sturm- und Drangjahre treten uns nie so lebendig, so greifbar, so drastisch vor's Auge, wie bei der Lectüre von Arnold Wellmer's neu erschienenen „Studenten-Geschichten“ in dem Capitel: „Bruder Studio for ever!“ Blättern wir ein wenig im „Bruder Studio“.

... Es ist um die lustige Frühlingszeit 1832 — bald nach Ostern. Im offenen Fenster der „goldenen Krone“ in der breiten Weenderstraße zu Göttingen liegt ein hübscher, glückseliger, crasser Studentenfuchs von 17 Jahren. ... Die frischen Lippen kräuseln blaue Ringelwölkchen in die Sonnenluft hinaus, und das kecke, merkwürdig kleine Näschen zieht den köstlichen Havanaduft mit sichtlichstem Behagen in sich hinein. Die blanken Augen schauen mit fast kindlicher Neugierde auf ein buntes, fröhliches Wogen und Treiben auf der Weenderstraße hinab — auf das kecke, fidele, flotte Göttinger Studentenleben. ... Dort unten auf dem holprigen Pflaster dämmern die Studiosi der Alma mater Georgia Augusta auf und ab, Arm in Arm, in Kanonen oder bunten Morgenschuhen, mit Ziegenhainern und buntbetroddelten langen Pfeifen — lachend, plaudernd, singend. Vor der Thür der „goldenen Krone“ stehen Tische und Stühle mit Flaschen und Gläsern und trinkenden Studenten. ...

Das Alles ist dem Fuchs dort oben im Fenster so neu, so fremd. Aber es lacht ihm doch gar lieblich und lockend in die blanken Augen und in das junge, frische, fröhliche Herz hinein. ... Erst vor zwei Stunden ist er in Göttingen angekommen — und seit zwei Stunden fühlt er sich selber schon als Göttinger Student, wenn auch nicht ohne Beschämung noch als ein armes, in studentischen Sitten und Unsitten, Bräuchen und Mißbräuchen völlig unerfahrenes Füchslein. Hat er doch noch vor vierzehn Tagen die harten Berliner Pennalbänke unter gar strenger Aufsicht und Zucht gedrückt.

Zwar gab es auch in Berlin Studenten — sogar dreimal mehr Studenten als in Göttingen. Aber schon lag das Demagogen-Angstfieber schwer und schwül auf dem Berliner Studentenleben. Und überdies — wie haßt Otto's Frau Mama dies Wort! In ihren aristokratischen Augen besteht das deutsche Studentenleben nur aus einem wüsten Durcheinander von Biertrinken, Tabakrauchen, Gesichterzerhacken, Wartburgfesten, Bücherverbrennen, Katzebue- und Fürstenmord! Wegen dieser unaristokratischen studentischen Gewohnheiten soll ihr Sohn vor allen Dingen nicht nach Jena gehen — und nach Heidelberg, wohin den jungen Abiturienten ein dämmeriges Sehnen zieht .... „Um keinen Preis, mein Sohn! dort bei Heidelberg wächst der entsetzliche Pfälzer Tabak, und ich habe gehört, die Studenten rauchen dort wie die Schornsteine ... und was fast noch schlimmer ist, ich habe auch gehört, die Heidelberger Studenten trinken sogar Bier — gemeines Bier ... und furchtbar viel Bier ...“ — „Aber Mama, wohin denn sonst? Es wird schwerlich eine Universität geben wo die Studenten nicht rauchen und kein Bier trinken!“ — „Und ich würde dich auch gern vor dem ganzen Studentenleben bewahren, wenn das Studium juris nicht die erste Sprosse für die diplomatische Carrière wäre. Und ich wünsche, Otto, daß du ein Diplomat — ein großer Diplomat wirst! Wegen der Universität werde ich mit meinem Vetter, dem Geheimen Finanzrath Kerl, sprechen.“

Der Herr Finanzrath hat in Göttingen studirt; er schwärmt für Göttingen, so weit das einem Geheimen Finanzrath gestattet und noch möglich ist. Er wird wieder ganz jung in der Erinnerung an seine fröhlichen goldenen Studienjahre an der Leine ... „Schicken Sie den Otto nach Göttingen, gnädige Frau Cousine — es giebt nur Ein Göttingen. Und auch in puncto juris ist die Georgia Augusta an der Leine stets trefflich versorgt gewesen. Leider ist der alte Professor Schlözer längst gestorben. Das war ein gewaltiger Jurist! Durch seinen „Staatsanzeiger“ und „Briefwechsel“ wurde er geachtet und gefürchtet weit über die Leine hinaus. Er hatte eine scharfe Feder und das Sprichwort: „Publicität ist der Puls der Freiheit“ — und selbst Maria Theresia sagte nicht ohne Bangen, als sie ein neues Gesetz für Oesterreich unterschrieb, zu ihrem Minister: „Was wird der Schlözer in Göttingen dazu sagen? Wird er es auch gutheißen?“ Aber jetzt ist der Professor Hugo ein großes juristisches Licht an der Leine, und ich werde dem Otto einen Empfehlungsbrief mitgeben an den Herrn Professor, und dem jungen Studenten einen kleinen Wegweiser aufschreiben zu den zunächst wichtigsten Collegien: Pandecten, Institutionen, Or ...“

„Aber Herr Vetter, wie steht es mit dem schauderhaften, gemeinen Biertrinken in Göttingen?“

„O, gnädige Frau Cousine, ich kann Sie auf Ehre versichern, daß es zu meiner Zeit den echtesten Bordeaux und

den deliciösesten Burgunder und Champagner in Göttingen gab. Es gehört natürlich ein goldener Wechsel dazu. . . ."

Der Abiturient wirft dem Geheimen Finanzrath einen dankbaren Blick zu.

Und so ist der junge Fuchs denn da in Göttingen — „berühmt durch seine Würste und Universität" — und bald ist er mitten drin in dieser neuen Welt, und an seiner Stubenthür prangt mit Kreide in riesiger Pedellenschrift das Wort: „Citatus est dominus!"

Die Thür zum Universitätsgericht im alten Conciliienhause öffnet sich und herein springt knurrend eine große, schöne, englische Dogge. Ihr folgt eine wunderliche Figur — in einem flatternden, roth carrirten Schlafrock, in weißen Lederhosen und sporenklirrenden Kanonenstiefeln, in der einen Hand einen modischen schwarzen Cylinderhut, in der anderen eine lange Pfeife mit bunten Troddeln. Schon hat die Dogge ihre Vorderpfoten auf die Knie des Judex gelegt und schaut ihm mit funkelnden Augen in die runden Brillengläser. Zum Unglück ist der Akademische kein Hundefreund und noch weniger ein Hundeheld. Entsetzt springt er auf, retirirt hinter seinen Schreibsessel und bewaffnet sich kuhnlich mit seinem längsten Lineal. . .

„Herr, wos wollen Sie von mir?"

„Ich? — nicht das Geringste. Aber ich muß fürchten, Sie wollen etwas von mir. Citatus dominus ob ulcum diorum . . ."

Der Herr Universitätsrichter hält dem jungen Fuchs eine furchtbare Moralpredigt, stellt ihm Himmel und Hölle im Hotel de Beützbach vor Himmel: „milden Carcer" mit Besuch, Cigarren Wein, opulentem Diner aus der „Krone" und köstlichem Bett von der Philisterin — und Hölle: „verschärften Carcer" ohne Besuch, ohne Bett, mit Wasser und Brod. . . .

Vier Corpsburschen begegnen dem heimwandelnden Schlafrock und Cylinder — und ihre Mundwinkel zucken lustig.

„Herrens, uber wen lachen Sie?"

„Natur, das können Sie doch wahl sehen!"

Aber was nun? Der Fuchs hat noch wenig Erfahrung im Comment. Muß er jetzt etwa rempeln — oder gleich dreinhauen — oder . . .

Zum Glück fällt ihm sein alter prächtiger Wappenspruch ein und er donnert:

„Das Wegekraut sollst stehen lahn,
Hüte dich, Junge, sind Nesseln dran!"

„Etwa „dummer Junge"? Fuchs, brummst du auf?"

„Natur, das kannst du doch wohl sehen!" ist die lächelnde Antwort des kühnen Fuchses.

„Wie viel „dumme Jungen"?"

„So viel wie da sind!"

„Wir werden uns finden!"

Und sie finden sich . . . bei einem mächtigen Versöhnungstrunk. Unser Fuchs springt bei den Hannoveranern ein. Aber die Waffen der „Braunschweiger", die Otto v. Bismarck bereits für seine Paukerei mit den Hannoveranern belegt hatte, schreien nach Blut ob solchen Abfalles von ihrer Couleur. . . . Der junge Hannoveraner-Fuchs führt den berühmtesten Paukanten der Braunschweiger glänzend ab.

So wird unser siebzehnjähriger crasser Fuchs in wenig Tagen der berühmteste Student Göttingens. Er hat noch manchen, manchen blutigen Gang an den Ufern der zahmen Leine. Er bringt es in drei Semestern auf 27 sehr anständige „Skandäler", in denen seine Gegner stets gründlich abgeführt werden. Stolz nennen die Hannoveraner ihren berühmten Corpsbruder: Achilleus — den Unverwundbaren!

Achilleus weiß auch sonst seiner Couleur alle Ehre zu machen. Er ist der kühnste Reiter, der gewandteste Schwimmer, der unermüdlichste Tänzer, der unüberwindlichste Zecher. Und er kann schon beim nächsten Ferienbesuch im elterlichen Hause der Frau Mama mit bestem Gewissen bekennen, daß er auf der Universität nicht nur vielen noblen Wein getrunken hat, sondern auch Bier, ordinäres Bier, furchtbar viel Bier. . . .

Schaudernd riecht und schaut die Frau Mama ihren geträumten seinen Diplomaten vor sich als Verkörperung des entsetzlich gemeinen Studentenliedes:

Studiosus kann eher ohn' Latein,
Als ohne lange Pfeife sein,
Kanon' und Flaus seh'n nobel aus
Bei einer Pfeif' Toback!

Sogar einen riesigen Hund hat der Otto in die Ferien mitgebracht. Puh! der Junker sieht wie ein Fleischer aus.

Seinen finanzräthlichen Empfehlungsbrief an den alten Hugo hatte er nie abgegeben. Pflichtschuldigst legt er demselben aber am Schlusse des ersten Semesters seinen Testirbogen vor, und der Professor schreibt ehelich und grämlich hinein: „Ich habe Studiosum niemals in meinem Auditorio gesehen!"

Welch' übermüthiges Lachen weckte dieser Testirbogen bei seinem Besitzer! „Auf Kanonen! es wäre sündlich, diese düsteren Göttinger Pandectenställe durch meine unheilige Gegenwart zu beflecken. Ich gelobe hiermit feierlich, nie eine Kanone hineinzusetzen! Vivat der alte Hugo!"

Und diesen Schwur hält er in des Wortes verwegenster Bedeutung. Den alten Hugo grüßt er auf der Straße aber stets mit besonderer Hochachtung. Die derbe Ehrlichkeit gefällt seinem trotz alles Leichtsinnes ehrlich gebliebenen Herzen.

Mit Wilhelm Emanuel v. Ketteler ficht Otto v. Bismarck manchen harten Zungenkampf auf dem Feld der Politik und Religion aus. Beide sind bedeutende, stets bereite Dialektiker, energisch und charaktervoll, von treffendem Witz und beißender Ironie. Und wo die streitenden Zungen nicht zum Ziele kommen, da greift man in aller Freundschaft zum Schläger. Auch mit dem fast verschwindend dürren Engländer Carvin hat Achilleus manche hitzige politische Discussion. . . . Der stolze Engländer spottet über die Zerrissenheit Deutschlands in sechsunddreißig Lappen und Läppchen. . . . . Bismarck wettet gegen ihn zwanzig Flaschen Sect, daß in zwanzig Jahren ein einig — einig Deutschland sei. . . .

Wir wissen heute, daß Bismarck die Wette verloren hat. Aber der arme Corvin konnte sie nicht gewinnen. Er war todt. — Und Emanuel v. Ketteler war inzwischen ein fanatischer Priester geworden, nachdem er im Duell seine Nase verloren.

Der Paukruhm Bismarck's dringt über die Ufer der Leine hinaus — er fliegt zu den Musenstädten an der Saale und Pleiße. Von Jena, Halle und Leipzig bitten gleichgestimmte Seelen und gleichcouleurte Brüder: der Held Achilleus möchte einige Wochen Gastrollen bei ihnen geben! Und so finden wir Otto v. Bismarck und seinen Freund v. Trotha, genannt „Lux", bald als Gäste der „Thüringer" in Jena, und alle Tage geht's in dulci jubilo und in flottestem Troll. Der ruhmvolle Bierherzog Lus hält den werthen Gästen zu Ehren einen solennen Hoftag in Lichtenhain. Lustige Spritzfahrten in die umliegenden Bierdörfer wechseln ab mit den blutigsten Paukereien in Ziegenhain oder auf der Rasenmühle . . . bis eines schönen Morgens vor den Betten unserer Helden von der Leine der Pedell Kahle, begleitet von zwei Unterpedellen, steht und donnert: „Im Namen des akademischen Senats haben die beiden Studenten aus Göttingen Stadt und Weichbild Jena binnen zwei Stunden unter Geleit der gegenwärtigen Pedellen zu verlassen, alldieweil sich herausgestellt, daß sie Jenas akademische Jugend zu allerlei Unfug verführet . . ."

„Ha! ha! ha! Lux — alter Junge, hörst du? Wir — Verführer von Jenas Jugend — werden aus Saale-Athen gemaßregelt — per Schub über die Grenze gebracht."

Nur zwei kurze Stunden Frist — aber sie genügen, Jena's Studenten durch das Wort: „Die Göttinger sind gemaßregelt!" auf die Beine zu bringen und den liebgewordenen Gästen einen glänzenden Comitat zu rüsten. Im vollen Wichs holt das Corps Thuringia die beiden „Gemaßregelten" in sechsspänniger offener Chaise ab und führt sie zu einer

solennen „Steh-Fäßchen-Kneiperei“ auf den Markt. Hier ist Jenas ganze Studentenschaft versammelt und empfängt den Sechsspänner mit jubelndem Vivat hoch! „Vivat libertas academica!“

„Meine Herren, die Frist von zwei Stunden ist verflossen — folgen Sie uns jetzt gutwillig oder ...“

„Du hoffst die Schnuren — o nicht doch, alter Knabe, drei akademische Pudel sind ja schon ein hinreichend ehrenvolles Geleit für zwei simple Studenten... Hochgebörter Kahle, wenn ich einmal ein kleiner Minister werden sollte, ernenne ich dich sicherlich zu meinem geheimen Leibpudel...“

Schnell hat sich der Zug geordnet. Voran drei Trompeter, die in gräßlicher Disharmonie einen Trauermarsch blasen, dann, von zwei Chargirten im vollen Wichs zu Pferde begleitet, ein Fahnenträger — die große, weiße Papier-Fahne mit ihrer Inschrift: „Libertas academica!“ von langen Trauerflören umflattert... In der sechsspännigen offenen Chaise sitzen die beiden Gemaßregelten mit den lustigsten Gesichtern, auf dem Rücksitz der Senior der Thuringia und — Herzog Tus der Neunundneunzigste in Hermelin und Krone, auf dem Bock der Pedell Kahle. Auf dem Bedientenbrett der Carrosse stehen in langwallenden Gewändern, die struppigen Häupter mit Schellenkappen geschmückt, die berühmtesten „Stiefelfüchse“ der Thuringia: „Lederstrumpf“ und „Klingkohr“, sie blasen mit mächtigen Blasebälgen den Gemaßregelten in den Rücken... Auf den Blasebälgen steht in großen Buchstaben zu lesen: „Im Namen des Akademischen...“

In so vielen Wagen und auf so vielen Rosinanten, als die Pferde-Philister Meister Zeine und Rotteck in der Eile nur irgend zusammentrommeln konnten, folgen Jenas Studenten... Mit dem hunderstimmigen Gesange:

„Weh'! die akadem'sche Freiheit
Kam in Jena auf den Hund —
Hat der Bursch nur ein Standälchen,
Bellt der Pudel wie'n Pennälchen
Aus dem Thore ihn zur Stund'!“

„Und der Bursche zieht von dannen,
Schüttelt ab den Jen'schen Staub,
Geht nach Halle und nach Leipzig,
Paukel, juxet und bekneipt sich,
Fragt nicht Prafax um Erlaub!“

„Jenas Burschen traurig kehren
Abends heim in's närr'sche Nest —
Heil wie da die Steine schwirren,
Des Profaxen Fenster klirren —
Und der Pudel kriegt den Rest!“

— geht's durch Jenas Gassen zum Johannisthore hinaus. Im nächsten Dorfe wird ein Stehkännchen getrunken — inzwischen verduftet die ganze Pudelei stillschweigend In Apolda stürmischer Abschiedscommers.... Doch endlich muß es heißen: Ex est commercium, initium fidelitatis.... Erst am späten Abend kehren Jenas Burschen heim und thun, was sie im Comitat-Liede versprochen haben..... Unsere beiden Göttinger Helden aber ziehen ihre Straße weiter nach Halle und von dort nach Leipzig..... An beiden Orten setzen sie die in Jena unterbrochenen Gastrollen mit glänzendem Erfolge fort....

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

(Lustige Volkszählungs-Anekdote.) In Fulda hatte ein Baron auf dem Zählblättchen, welches sämmtliche Familien-Mitglieder enthalten sollte, das Dienstmädchen aufzuführen unterlassen. Von dem Zähler hierüber befragt und zum nachträglichen Eintragen des Namens aufgefordert, entgegnete der Herr Baron entrüstet: „Sie wollen mir doch nicht zumuthen, den Namen eines Dienstmädchens zu denen meiner adeligen Familie zu setzen?“ Alles Zureden war vergebens, und der Zähler mußte sich dazu bequemen, den Nachtrag selber zu machen.

(Alexander Dumas und sein Barbier.) Der Verfasser der „Cameliendame“ hat einen Barbier, der stark auf die romantische Seite neigt. — „Was haben Sie diesen Morgen, August?“ fragte ihn Dumas; „Sie scheinen mir sehr melancholisch zu sein.“ — „Mein Herr, ich habe durch meine Berechnungen etwas Schreckliches herausgebracht.“ — „Das wäre?“ — „Die Welt geht in den ersten Tagen des nächsten Jahres zu Grunde.“ — „Unsinn!“ — „O, es ist nur zu wahr; Vieh und Menschen gehen jämmerlich zu Grunde; ersteres am 2., die Menschen am 4. Januar.“ — „Welche Verlegenheit! Wer wird mich da am 3. Januar rasiren?“

(Reliquien aus dem Brande von Chicago.) Der Redaction der „Prager Zeitung“ wurden drei Taschenuhren vorgezeigt, welche Herrn Ludwig Kasleline von einem Geschäftsfreunde in Chicago als Reliquien aus dem furchtbaren Brande, der im October diese Stadt heimgesucht, zugeschickt worden sind. Diese unter den Trümmern eines niedergebrannten Hauses aufgefundenen Taschenuhren — eine goldene und zwei silberne — sind, obwohl sie während des Brandes in einer sogenannten feuerfesten Kasse sich befanden, doch ein Opfer des verheerenden Elementes geworden und befinden sich in ruinenhaftem Zustande. Namentlich die goldene Uhr ist schrecklich zugerichtet, und gleicht das edle Metall, das vollständig zusammengeschmolzen ist, einem schwarzen Pechpflaster; größeren Widerstand leistete der Hitze das Silber der beiden anderen Uhren, indem die Gehäuse wohl stark versengt, aber doch nicht geschmolzen sind. An einer dieser beiden Uhren ist bemerkenswertherweise auch das Glas, welches das Zifferblatt bedeckt, ganz geblieben, obwohl es ebenfalls starke Spuren der furchtbaren Hitze an sich trägt.

(Untergang des Dampfers „Delaware“.) Ueber den bereits gemeldeten Untergang des Dampfers „Delaware“ auf der Höhe der Billy-Inseln liegen jetzt Details vor. Das Fahrzeug, ein prächtiger Schraubendampfer von 3,243 Tonnen Tragkraft, befand sich mit einer Bemannung von 45 Personen mehreren Passagieren, und einer werthvollen gemischten Ladung auf dem Wege von Liverpool nach Calcutta. Nachdem während eines heftigen Sturmes seine Maschinen schadhaft geworden, scheiterte es zwischen den Inseln Sampson und Minatto und ging plötzlich zu Grunde. Der Steuermann und ein Matrose sprangen eiligst in das Rettungsboot und passirten fünf Unglückliche, die sich an einem Sparren klammerten, ohne denselben eine hilfreiche Hand reichen zu können. Die traurige Schiffskatastrophe hat 48 Menschen das Leben gekostet. Das Schiff war Eigenthum der Herren C. Dickson und Co. in Liverpool.

(Erdbeben.) Aus Nassenfuß, 19. Dec., wird dem Laibacher „Tagblatt“ berichtet: Gestern Abend 6½ Uhr hatten wir drei nacheinanderfolgende fürchterliche Erdbebenstöße, zum Glück ohne Schwankung, sonst hätten Mauern niederstürzen müssen. — Nach Nachrichten aus Buenos-Ayres vom 17. November wurde die Stadt Oran in der Provinz Salta durch Erderschütterungen, welche gegen neun Stunden anhielten, zerstört. Glücklicher Weise sind wenig Menschenleben zu beklagen.

(Die jüngste Tochter des Exkaisers Soulouque) hat dieser Tage in Paris einen Colonialwaarenhändler Namens Loustalit geheirathet. Die Braut, welche sich zu dieser plebejischen Verbindung herabließ, ist 18 Jahre alt, schwarz wie Ebenholz und hat rothe Augen.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug.

Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.

Feuilleton zum Pfälzischen Kurier.

№ 152. Vierter Jahrgang. 1871.

* Dem deutschen Volke.

Zum Neujahr 1872.

Glück auf, mein Volk! Es glänzt zum ersten Mal —
Seit Dir ein Kaiser und ein Reich erstanden,
Die Dich erlöst aus bösen Zwietrachtsbanden —
Des jungen Jahres goldner Sonnenstrahl.
Begrüße ihn mit tausend Jubelchören
Von Deinen Alpen bis zu Deinen Meeren.

Nach einem Kriegesjahr, wie nie geseh'n,
Wo Schlag auf Schlag geführt in raschem Zuge
Von einem Heldenheer, deß' Siegesfluge
Sich keine Hemmung thürmt, kein Widersteh'n,
Und ob auch tausend Mitrailleusen knattern,
Deß' Fahnen in des Feindes Hauptstadt flattern.

Nach einem Frieden, der zurück gebracht,
Was einst der Feind heimtückisch uns gestohlen:
Elsaß und Lotharingen — Gott befohlen! —
Sie sind der Preis für manche heiße Schlacht.
Die Schlüssel sind in sich're Hand genommen,
Und nimmer wird der Hahn zum Adler kommen.

Und einen Kaiser hat Dir Gott geschenkt,
Den wir mit Stolz den Siegreichen nennen!
Welch' Volk und welche Zeit wird Einen kennen,
Der, Wilhelm gleich, des Ruhmes Fahne schwenkt?!
Er ist der Kern der glänzendsten Krystalle,
Gott schirme ihn und, die mit ihm sind, Alle!

Nun halte fest an der Errungenschaft!
Und stark gerüstet gegen alle Feinde,
Ob sie das Reich bedroh'n, ob die Gemeinde, —
Schütz' Deine Einigkeit mit Muth und Kraft.
Dem Muthigen, ihm ist der Sieg beschieden;
Dem Sieger aber?: er dictirt den Frieden.

So möge Dir — mein Volk! — das neue Jahr
Auch jene Feinde zu den Füßen legen,
Die neuer Zwietracht Ausgeburten pflegen
Und groß erziehen Hader und Gefahr.
In deutsches Wesen soll nichts Wälsches dringen,
Das walte Gott! daß wir den Sieg erringen.

Traunstein. Stammberger.

* Bei der Dunsthöhle.

Novelle von Emilie Heinrichs.

(Schluß.)

7.

Das Nervenfieber ist ein schlimmer Gesell; hartnäckig und bösartig, hinterläßt es vielfach ein Andenken seiner Rache.

Die Zeit der Ruhe war für den armen Capellmeister eine Zeit der Angst und Qual geworden; Krankenwärter zu spielen war niemals seine Passion gewesen, und es hätte auch Niemand ihn dazu vermocht, wenn das Gewissen nicht in diesem Falle ein Uebriges gethan.

Doch athmete er ordentlich auf, als seine Pflicht ihn fortrief, — nahm er doch die Ueberzeugung und den Trost mit, daß jede Gefahr für beide Kranke verschwunden war.

Doctor Feldmann that mehr als seine ärztliche Pflicht, auch bei ihm wirkte das Gewissen als steter Mahner, und das Gleiche war ganz besonders der Fall bei Helene, die sich förmlich aufopferte und zuweilen von dem Doctor gewaltsam zur Ruhe getrieben wurde.

Eines Tages, nachdem die Phantasieen nachgelassen, blickte Hannibal den Doctor lange an und sagte dann: „Doctor! Sie haben recht schlimm an mir gehandelt."

„Hm," versetzte dieser, „daß ich nicht wüßte. Ich bin Arzt und muß jedes Heilmittel bei meinen Kranken anwenden."

„Ich war nicht krank."

„Sie waren es seit zehn Jahren, lieber Professor! Jetzt erst werden Sie ganz genesen."

Hannibal zog die Stirn in Falten, dann spielte ein wehmüthiges Lächeln um seinen Mund; er wollte offenbar um etwas fragen und mochte es doch nicht wagen, aus Furcht, verspottet zu werden.

Der Doctor schien in seinem Inneren zu lesen und fuhr ruhig fort:

„Gottlob, daß die Krisis glücklich überstanden ist; ich hatte im Grund mehr Angst um die kleine Adele, hoffe jetzt aber, daß Sie sich in vierzehn Tagen einen gegenseitigen Genesungsgruß bringen können. Die Gefahr ist vorüber, ich werde deshalb schon heute abreisen, meine Patienten daheim wären im Stande, mir aus Rache alle zu sterben."

„Ach, Doctor! Sie dürfen mich noch nicht verlassen," bat der Professor wie ein ängstliches Kind, „sonst nehmen Sie mich lieber mit in die Heimath."

„Das fehlte mir, Professor! Sie haben hier die beste, die aufopferndste Pflege. Freundschaft und Liebe umgeben Sie, während daheim die Hand des Miethlings Sie erwartet."

„Diese Pflege martert mich doppelt," murmelte Hannibal halblaut.

„Sie sind ein Barbar, und nicht einmal ein moderner," schalt der Doctor. „Zum Henker mit Ihren Scrupeln und antiken Ansichten, sie passen nicht in die heutige Welt. Konnten wir Sie denn anders aus Ihrer Klause herauslocken? Ich habe den eigentlichen Plan zu dem Lustspiel gemacht, das Ihre Extravaganzen beinahe zu einem Trauerspiel der schlimmsten Art umgewandelt hätten; Gott sei Dank, daß wir noch ein nettes Schauspiel daraus machen können."

„Ich müßte mich mit Ihnen auf Tod und Leben dafür schlagen, Doctor!"

„Warum nicht gar? Sich gegenseitig die Hälse brechen, die Narrheit habe ich schon als Student gehaßt, weil man eben nur einen einzigen Hals hat. Sie sind ein wahrer Bär, Professor! Das schönste Mädchen der Welt läuft Ihnen um Mitternacht in ihrer Herzensangst nach, um Sie zu retten, Gott weiß aus welcher eingebildeten Gefahr, und Sie treten es dafür moralisch mit Füßen."

„Wer wagt solches zu sagen?" brauste Hannibal auf.

„Ist es nicht wahr, nun desto besser. „Ich glaubte es aus ihren Phantasieen zu entnehmen, worin Sie die Hauptrolle spielten; ein Glück, das Sie im Grunde nicht verdienen.“

„Doctor!“ begann der Professor nach einer Pause, „ich verzeihe Ihnen den Betrug.“

„Sehr gnädig,“ erwiderte Jener lachend; „es war jedenfalls ein frommer Betrug, wodurch Sie nur gewonnen haben können. Sie sind mindestens von manchem ungerechtem Haß geheilt.“

„Helene hat mich gepflegt?“ fragte Hannibal leise.

„Wie eine Märtyrerin; ohne sie könnten Sie im Reich der Schatten Ihre Universalsprache fertig machen. Sagen Sie mir gefälligst auf Ihr Ehrenwort, Herr Professor!“ setzte Doctor Feldmann ernsthaft hinzu, „hat Helene Oswald Ihnen jemals irgend ein Versprechen der Liebe und Treue gegeben?“

Hannibal erröthete; diese Frage kam ihm so unerwartet, daß sein Inneres in Verwirrung gerieth.

„Sie sind in diesem Augenblick mehr Inquirent als Arzt, Doctor!“ versetzte er nach einer Pause finster.

„Ich bin gerade jetzt Arzt, mein Freund,“ erwiderte der Doctor ruhig, „weil jene Ursache eine zehnjährige Krankheitserscheinung hervorgerufen hat und durch Aufhebung derselben auch die Wirkung aufhören muß. Meine ärztliche Pflicht ist es deshalb, Sie in solcher Weise genau zu inquiriren, und ich wiederhole meine Frage noch einmal: hat Helene Oswald Ihnen jemals irgend ein Versprechen der Liebe und Treue gegeben, Herr Professor?“

„Nein,“ stieß Hannibal gewaltsam hervor, „kein directes Versprechen, aber Gründe genug, solches zu glauben.“

„Gut, mein Herr!“ entgegnete der Doctor ruhig und kalt. „Dann waren Sie ein Narr, ein selbstsüchtiger, eitler Narr, der Forderungen machte, wo man ihm keinen Heller schuldete, der die Menschen haßte, weil sie ihm ihr Glück nicht opferten, und sich um zehn Jahre des schönsten Lebensglückes selber im eingebildeten Wahne betrog. Danken Sie es Ihrem Arzte, daß er Sie gewaltsam zu heilen beschloß, und danken Sie es vor Allem der Liebe eines jungen Herzens, die Ihre Selbstsucht, so hoffe ich, auf ewig gebrochen hat.“

Der Arzt schwieg. Hannibal blickte unverwandt zur Decke empor. Plötzlich reichte er Jenem die Hand und sagte leise: „Ich danke Ihnen, lassen Sie mich jetzt allein, Doctor!“

Dieser ging mit einem heimlichen Lächeln. Der Professor aber schloß die Augen und stieg hinab in den Schacht seiner Vergangenheit, um mit der Leuchte schonungsloser Kritik jede Falte derselben zu durchspähen. Stück für Stück fielen die Fetzen des Trotzes und der Selbstsucht von ihm ab, die Gespenster, die ihn zehn Jahre lang von der Menschheit entfernt, entpuppten sich als boshafte und lächerliche Kobolde, und schließlich faltete der arme Mann die Hände und seufzte: „Vater, vergieb mir, ich wußte nicht, was ich that!“

Da wurde leise die Thür geöffnet, geräuschlos nahte die junge Frau, einen wehmüthig-bittenden Blick auf den Kranken richtend, der unbeweglich in seinem Bette lag.

„Helene!“ rief er flüsternd, „o komm', daß ich Dir danke!“

Sie stand vor ihm, mild und freundlich.

„Sind Sie versöhnt, Hannibal?“ fragte sie leise.

„Von ganzem Herzen,“ versetzte er feierlich; „ich bin geheilt von einem schrecklichen Wahne und habe erkannt, daß die eigene Selbstsucht mein schlimmster Feind gewesen. Verzeihen Sie dem armen Verblendeten, und — bitten Sie die Schwester, ihm all' das Leid, welches er ihr zugefügt, auch zu vergeben.“

„Die Liebe trägt, glaubt, hofft und vergiebt Alles,“ sagte Helene, seine Hände drückend, „oder ist Ihnen die Erinnerung an die Dunsthöhle noch kein Beweis echter Frauenliebe?“

Hannibal zog ihre Hand an seine Lippen und küßte sie mit einem glücklich verklärten Lächeln.

„Wann darf ich sie sehen?“ fragte er leise.

„Wenn Sie Beide das Krankenlager verlassen, mein Freund! Bis dahin Ruhe und Heiterkeit, auf daß die Stunde bald erscheine.“

* * *

Die Tage schwanden hin, Glück und Hoffnung im Herzen sind die besten Heilmittel, des Arztes treueste Alliirte.

Sie saßen neben einander, Hannibal und Adele, Hand in Hand, sich anschauend im seligsten Glücke.

Da tönten plötzlich die Klänge des Piano's zu ihnen aus dem Nebenzimmer und eine liebliche Frauenstimme sang:

> Hast Du wohl des einsamen Plätzchens gedacht?
> Des Plätzchens, für Liebende nur gemacht?
> Wo ich Dir zuerst meine Liebe gestand?
> Und wo, als der Mond Dein Erröthen mir zeigte,
> Ich knieend vor Dir, meine Liebe, mich neigte,
> Und in Deinen Augen Erhörung erkannt?
> Da nahten gelöst uns're Herzen sich,
> Und Liebe verknüpfte uns ewiglich.
>
> Und als ich die theuersten Namen genannt,
> Die süßesten, welche die Liebe erfand —
> „Mein Leben, mein Leben!“ so sagte ich,
> Und Worte, die jetzt noch ich gern Dir möcht' geben;
> Da sprachst Du: „O, nenne mich nicht mein Leben,
> „Mein Geist, meine Seele! so nenne mich,
> „Das Leben ist kurz, doch in Ewigkeit
> „Deine Seele zu sein — welche Seligkeit!“

Das Lied, die Klänge waren verstummt, an seiner Brust ruhte Adele; zu ihm aufblickend in reinster Seligkeit flüsterte sie:

> „Das Leben ist kurz, doch in Ewigkeit
> „Deine Seele zu sein — welche Seligkeit!“

Hannibals Auge wurde feucht, sanft drückte er einen Kuß auf ihr lockiges Haar und sprach in tiefer Bewegung: „Mein Herz, mein Geist, meine Seele! Du bist mir Alles, Geliebte! O, laß mich mit Thomas Moore fortfahren:

> „Zum steilen Pfad des Ruhms, der Ehre strebe
> Ich jetzt nicht mehr, Geliebte! nein, ich lebe
> Fortan nur Dir, nur Dir.
>
> Dem Ufer gleich, an dem ein Nachen schnell
> Vorübereilt zum Meere, ruhend nimmer,
> Flieht mir des Lebens Bild, ob trüb, ob hell —
> Ich seh' es nicht — vorüber, mich zieht's immer
> Zu Dir, zu Dir, zu Dir!“

Ein sanfter Accord im Nebenzimmer verhallte leise zu diesen beseligenden Worten.

Kein Wunder, daß in kurzer Zeit die Rosen der Gesundheit auf ihren Wangen wieder blühten und die Hochzeit bald gefeiert wurde. Hannibal wollte nicht mehr warten, sondern sein Glück festhalten.

Am Polterabend erschien der Capellmeister, mit dem sich der Professor natürlich gänzlich ausgesöhnt hatte, zum letzten Male als Astronom. Er zeigte ein Panorama, worin die Sonne als ein buckeliges Monstrum sich producirte und den babylonischen Sprachthurm der Menschheit vernichtete; aus den Trümmern derselben erhob sich eine neue Sonne ohne Flecken und Höcker, welche ein neues Menschengeschlecht beschien, vereinigt in Bruderliebe durch einen Glauben und eine Sprache.

Das goldene Zeitalter!

Der Professor nahm den Scherz nicht übel; hatte er doch eine neue Sonne und eine neue Sprache — die Sprache des Herzens erlernt.

Der erste Ausflug des jungen Paares galt der Dunsthöhle in Pyrmont.

Frau Grünewald aber nahm Abschied von dem bekehrten Klausner mit den denkwürdigen Worten: „Das hätte ich Ihnen im Voraus prophezeien können, Herr Professor! Die Hochzeit lag im Hause. Ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück, was nicht in den Karten für Sie liegt — unberufen, unberufen!"

Sie nahm schnell den Rückzug. Hannibal aber sah fröhlichen Blickes zu seiner jungen Frau auf und sagte: „Mit ihr verläßt uns der letzte Rest meiner zehn Strafjahre, — eine neue Aera beginnt!"

Ob die Menschheit noch dereinst seine Universalsprache erhält, müssen wir abwarten; für's Erste nimmt Adele noch keinen besonderen Sprachunterricht bei dem geliebten Gatten, der bald dem Söhnchen, das er auf seinen Armen schaukelt, die erste Lection geben darf. Auch können wir zur Ehre der Photographie noch hinzufügen, daß er sich selber schon dreimal mit dem pausbackigen Bübchen hat photographiren lassen.

Die neue Aera ist wirklich für ihn angebrochen.

Aus Bismarck's Sturm- und Drangzeit.

(Schluß.)

Aber — es kann ja nicht immer so bleiben! Die drei Semester in Göttingen und die drei folgenden in Berlin verrinnen wie ein bunter, toller, berauschender Traum! Und in diesen süßen 1110 Studententagen hat der angehende hohe Diplomat nur für zwei Stunden Colleg bei Savigny in Berlin Zeit und Lust gefunden. Dennoch besteht er Ostern 1835 das erste juristische Examen — Dank einem geschickten Einpauker, Dank aber auch dem eigenen hellen Kopf und einer verzweifelten Büffel-Energie — in letzter Stunde....

„Freund Lux! so wär's denn vorbei mit der goldenen freien Studentenzeit? Und jetzt kommt das graue Philisterium... Nein, dennoch: Bruder Studio — for ever!"

Sogar als Auscultator beim langweiligen Berliner Stadtgericht — und als Referendar bei der Regierung in Aachen unter dem Regierungs-Präsidenten v. Arnim-Boitzenburg. Nur gehen die Wogen des alten, lustigen, leichtsinnigen Studentenlebens höher und höher ... bis im Portemonnaie totale Ebbe eingetreten ist ... und zuletzt ein riesiges goldenes Minus den Referendar zwingt, dem theueren verführerischen Aachener Bade- und Spielleben zu entfliehen.

Bei Gott! er will solid, fleißig ... ja, er will Alles werden, was von einem unbezahlten Referendar in staatsbürgerlicher Hinsicht verlangt werden kann ... Alles — nur nicht Philister!

... Es ist im Herbst 1837. Der Regierungs-Präsident v. Meding zu Potsdam sitzt in seinem Cabinet am Arbeitstische und schreibt. Der Diener tritt ein mit einer Visitenkarte: „Der Herr Referendar bittet um die Ehre ..."

„Eintreten!" sagt der Präsident kurz, ohne einen Blick auf die Karte oder auf den Eintretenden zu werfen.

Der Referendar wartet eine Minute ziemlich geduldig an der Thür — in der zweiten sprüht die Ungeduld aus seinen Augen, aus der aufsteigenden Gluth seiner Wangen — dann zuckt ein gar eigenes Lächeln, ein Gemisch von Stolz und Humor, Ironie und Satyre um die Lippen.... Leichten Schrittes geht der Fremde durch das Zimmer an's Fenster, öffnet es, als wäre er bei sich zu Hause, legt sich bequem hinaus und zündet sich eine Cigarre an....

Der Herr Regierungs-Präsident v. Meding schreibt ruhig weiter....

Die Cigarre des Referendars liegt in den letzten Zügen... „Guter Lux, es waren doch unsere schönsten Tage — dort an der Leine. Armer Junge! Dich hat das Philisterium längst überrumpelt und verschlingt Dich so sacht, Glied für Glied, Blüthe für Blüthe, Gedanken für Gedanken ... Seit Jahr und Tag sitzest Du nun schon fest als ehrsamer Referendar eines kleinstädtischen Kreisgerichts und schreibst die grausige Diebstahlsgeschichte viele Bogen lang gewissenhaft zu Protokoll, wie Frau Runkel ihrer Nachbarin Kunkel eine Nachtmütze gestohlen ... Dabei erheitert Dich das frohe Bewußtsein, daß Du noch zehn volle Jahre aus Papas Tasche essen und trinken und Dich kleiden darfst, um dann, wenn's Glück gut ist, als allmächtiger Herr Kreisrichter mit 600 Thalern Gehalt noch immer Nachtmützen-Diebstahls-Protokolle in Sachen Kunkel contra Runkel zu schreiben ... Arme chère mère, mit Deinen Diplomaten-Träumen ..."

Der Rest der Cigarre fliegt zum Fenster hinaus. Die Finger trommeln auf den Scheiben den Pariser Sturmmarsch — fortissimo ...

Wie elektrisirt springt der Regierungs-Präsident auf ... Er schaut in ein kaltes, sarkastisches Lächeln ...

„Herr! wie können Sie sich unterstehen ... in meinem eigenen Zimmer — was wollen Sie?"

„Herr Regierungs-Präsident, ich kam mit dem besten Willen hierher, etwas Anderes zu wollen, als Ihr wohlwollendes Gesicht en profil und Ihre werthe Figur en dos zu studiren oder Ihren Knaster zu athmen und Ihre Feder knirschen zu hören — ich wollte mich der königlichen Regierung zu Potsdam als Referendar zur Verfügung stellen. Jetzt aber, nachdem Sie selber, Herr Regierungs-Präsident, die große Güte gehabt haben, mir plastisch zu veranschaulichen, welch' ein mir bisher ungewohnter Ton hier in Potsdam herrscht — — jetzt will ich weiter nichts mehr, als mich Ihrem geneigten Andenken höflichst empfehlen ..."

„Herrrr ..."

„Ah so' noch Eins! Herr Regierungs-Präsident, ich werde mich unendlich glücklich schätzen, wenn Sie aus dieser kurzen Minute unserer persönlichen Bekanntschaft das weltumarmende Gefühl mit fortnehmen, daß Referendare auch Menschen sind und dieselben gesellschaftlichen Rücksichten erwarten dürfen, wie ihre Herren Präsidenten. Ich wenigstens werde nie vergessen, daß Regierungs-Präsidenten auch Menschen — — nur Menschen sind ..."

Der kühne Referendar verbeugt sich lächelnd — in stolzer, elastischer Haltung verläßt er das Zimmer.

„Das ist mir auch noch nicht passirt!" sagt der Herr Regierungs-Präsident in nicht gerade angenehmster Stimmung und geht erregt in seinem Cabinet auf und ab ... „Ein lumpiger Referendar — und mir — mir so zu kommen! Wie heißt nur der kecke Bursche? — Ah! dort liegt seine Karte ... Otto v. Bismarck-Schönhausen? Nun, ich werde ihn mir für mein Schwarzbuch notiren ..."

Der Ex-Referendar setzt in Greifswald das tolle Göttinger Studentenleben fort ... nur noch toller, stürmischer ...

Durch des Lebens Noth und Drang — durch die eigenen Schulden und die tiefe Verschuldung der väterlichen Güter

wird der wilde, unstete Student plötzlich zahm und solide — auf seiner Scholle Kniephof ein fleißiger Landwirth ...

Aber schon nach einigen Jahren, als es für den jungen Landwirth nichts mehr zu erlernen, zu erarbeiten, zu erkämpfen giebt; als die in frischen Schwung gebrachte Wirthschaft beim ewigen Wechsel von Frühling und Sommer und Herbst und Winter und Roggen und Kartoffeln und Hafer und Klee und Brache ihren eintönigen, guten Gang geht — — da befriedigt das solide Landleben unseren jungen Brausekopf und Feuergeist nicht mehr. Er langweilt sich sträflich. Eine innere Unruhe, ein dunkeles Sehnen nach einem unbekannten Lebensziel, Lebensglück peinigen ihn ... und dazwischen immer und immer wieder das entsetzliche Gefühl: also das ist der Inhalt, die Krone deines Daseins: Landjunker!! — — weh! Dein Leben ist verfehlt ...

Da drängt sich Bruder Studio vor: „Liebster Landjunker! Ich kann dein dunkeles namenloses Sehnen zwar nicht stillen, dein leeres Leben nicht ausfüllen, nicht krönen ... aber ich kann dich betäuben ...“

Und mit einer wilden Verzweiflung stürzt sich der lebensmüde Landjunker dem tollen Studenten in die Arme ... Fiducit! alter Bursche! Haben uns lange nicht gesehen! Sis mihi mollis ... Bruder Studio for ever ...

Amate, so ihr jung noch seid,
Cantate, so ihr traget Leid,
Doch ob ihr habt Lust oder Weh,
Ob jung, ob alt — stets bibite!

Ergo bibamus! — Und Bruder Studio zieht mit Pauken und Trompeten, mit Hurrah und Hussa und sonstigem Spectakel auf dem soliden Kniephof ein ... Die Ackerwagen fahren nach Stettin und kommen mit großen Ladungen Champagner und Rheinwein und Porter und Arac wieder ... Und aus der Nachbarschaft kommen durstige Junker und aus den Garnisonsstädten durstige Officiere auf den Hof gesprengt und leisten Bruder Studio bei Champagner und Porter toll schäumende Gesellschaft ...

Und Niemand hatte eine Ahnung davon, wie entsetzlich unglücklich und arm und leer sich dieser „tolle Bismarck — dieser wilde Student“ auf seinem lustigen „Kneiphof“ fühlt! — „Ihr Götter, sendet mir einen Sonnenstrahl — oder stoßt mich hinaus auf eine Kampfstraße, und sollte ich mein kostbares Genick dabei brechen ...“

Und die Götter senden ihm zunächst einen Sonnenstrahl ....

Amate, da ihr jung noch seid!

Otto v. Bismarck liebt! Er hat auf einer Reise durch Tyrol, in dem schönen Thal von Ulten, eine holde Frühlingsblume gefunden. Er kann sie nicht wieder vergessen — selbst nicht unter den Stürmen auf seinem nordischen Kneiphofe. Und als der Frühling kommt und die Sonne lacht und die Veilchen im verwilderten Garten des Kneiphofes so süß duften ... da hält der Junker es nicht mehr aus auf seiner einsamen Scholle. Es zieht ihn wieder südwärts .... Wie glücklich ist der nordische Edelmann, als Josepha, die einfache Wirthstochter, ihm gesteht, daß auch sie ihn liebt — den schönen, ritterlichen Mann mit den blauen Augen und dem guten ehrlichen Herzen und der kindlichen Fröhlichkeit und gewaltigen, lieblichen Rede! ... Täglich kommt er von Obermais herüber ins Mitterbad — zu seiner Josepha. Und zwischendurch trägt der Badhiesl die liebevollsten Brieschen hinüber und herüber. O, welche Tage voll Sonnenschein und Blumenduft und Herzseligkeit dort unten in dem stillen verschwiegenen Thale von Ulten!

Aber sie gehört auch zu den alten trostlosen Geschichten, die immer neu bleiben und bei denen oft das Herz entzweibricht: „Der Vater will's nicht leiden!“ Und hier ist es nicht der nordische alte Edelmann aus hundertjährigem Rittergeschlechte der Altmark, der nicht leiden will, daß sein Sohn eine schlichte katholische Wirthstochter aus Tyrol heimführt.... Sondern der alte Holzner vom Mitterbade weigert sich mit dem zähen Tyroler Trotze, seine Josepha einem ausländischen Edelmanne — einem Protestanten zu geben ...

Da hilft kein Bitten, Jammern, Stürmen ... Der protestantische Edelmann muß ohne Braut heimziehen — und die arme Josepha bald darauf einem Beamten der landesfürstlichen Stiftung in Salzburg als Gattin folgen ... ohne Liebe, ohne Glück, ohne Stern.

..... Nach vielen Jahren steht ein vornehmer norddeutscher Staatsmann auf dem Kirchhofe zu Salzburg an einem alten, schmalen, versunkenen Grabe, von Epheu und Unkraut überwuchert.... Kaum läßt sich die verblichene Inschrift noch lesen: „Josepha Schmidt, geborene Holzner...“

Die kühle, mißtrauische Welt hätte an diesem Grabe lernen können, daß Diplomaten auch Herzen haben.

Der Sonnenstrahl ist traurig zerflattert...

„Nein, ich halt's nicht länger aus hier in der alten Haut! Und da ich nicht feig genug bin, mich todtzuschießen, so lauf' ich in die weite Welt hinaus — nach Indien! Vielleicht bring' ich's dort noch zum Ober-Brahmanen. Ihr kennt meine Neigung für fette Brahmaputras. Und wenn ihr in Europa guanopräparirte Fadennadeln für indische Vogelnester eßt, so weint mir eine Thräne in die Suppe....“

„Und dein einsamer alter Vater?“

„Nun, Vater, so gehen wir wenigstens mit Ihle, Bellin, Karl und Fingal auf die Fuchsjagd.“

Nein, es ist kein Paradoxon: unter Thränen lachen!

Eine neue Betäubungs-Theorie wird versucht. Emsiges Studiren: Geschichte, Philosophie — Spinoza! ... Es nutzt nichts! — Noch einmal wird auf Zureden der Freunde der alte ausgewachsene Referendarsrack hervorgeholt ... Er kneift und preßt jetzt erst recht Herz und Brust. Fahre hin auf ewig — zu den Motten! Reisen! reisen! Frankreich! England! ... Es ist Alles eitel! — Politik, staatswissenschaftliche Studien, Expropriations-Gutachten: ... „Meine Herren, Sie können mir es nie mit Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters oder das Grab meiner Tante in einen Ratsumpf verwandeln. ...“ Ha, wie sie greinen über den tollen „Studenten“! Ein Königreich für zwei Unzen Fischblut! Und doch — man könnte mir ein Kaiserreich bieten, ich ließe sie mir nicht einpumpen! ...

— Doch, unser knappes Feuilleton-Papier ist zu Ende. Wir müssen unser Buch zuklappen und dem Leser es überlassen, in „Bruder Studio“ weiterzublättern. — Auf den ehernen Tafeln der Geschichte steht unauslöschlich geschrieben: wie endlich — endlich der erflehte Götterschubs kam und den lebensmüden Landjunker hinausstieß auf die Lebensstraße voll Kampf und Sieg in — Sturm und Drang!

Mannichfaltiges.

(Englisch.) Lange Zeitungsspalten kündigten am zweiten Weihnachtsfeiertage dem Londoner Publicum den Tod von Master M'Grath an, als ob es sich nicht um einen Hund, sondern um irgend eine hervorragende und verdiente Persönlichkeit handele. Allerdings haben wir es hier mit keinem gewöhnlichen Exemplar des Hundegeschlechts zu thun, denn Master M'Grath, von edler Abstammung, hat in nicht weniger als vier Wettrennen den Preis davon getragen, und unter anderen Ehrenbezeigungen wurde ihm auch vor einigen Monaten die zu Theil, daß sein Herr, Lord Lurgan, ihn der Königin und der königlichen Familie auf Schloß Windsor vorstellen durfte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 147:
Kerker.

Verantwortliche Redaction: Gottfr. Krug. — Baur'sche Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.